Emilie Sommer,

eine

Geſchichte in Briefen.

Erſter Theil.

Mit Kupfern.

Leipzig,
bey Carl Friederich Schneidern,
1782.

Vorrede.

Das jetzige kunſtrichterliche Jahrhundert, wo ſo oft die Abſicht des Schriftſtellers verkannt, ſein Buch auf der unrechten Seite betrachtet, und eben darum ein ſchiefes Urtheil darüber gefället wird, macht es beynahe jedem, der ſich auf den Schauplatz der litterariſchen Welt herauswaget, nothwendig, ſchon im voraus ſeine Vertheidigung zu führen. Auch ich, ſonſt kein ſonderlicher Freund von Vorreden, befinde mich in dieſem Falle. Nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Geiſſel der Kunſtrichterey; denn es würde mir allenfalls nicht ſchwer werden, mich dafür zu rächen, wenn man's gar zu arg mit meinem armen Rücken machte: auch nicht in der Abſicht, mich ganz nicht dem Richterſtuhle der Gelehrten zu unterwerfen, oder, im Ton vieler meiner Herren Collegen, hohnlächelnd darüber weg zu ſehen; denn ich verehre eine vernünftige, billige Kritik, und bin mehr als zu lebhaft überzeugt, daß ein Schriftſteller, der ſich darüber wegſetzt, und ſich daher klüger als die ganze Welt dünkt, wenig Hofnung macht, dem vernünftigen und edlen Theil des Publikums mit ſchmackhaften Gerichten aufzuwarten: ſondern blos einigen Einwürfen, die mir wider mein Buch gemacht werden könnten, mit möglichſtem Glimpf zu begegnen, ſetze ich die Feder zu einer Vorrede an.

Alſo möchte ich wohl vor allen Dingen die Beurtheilung des Plans zur Zeit noch ganz verbitten. Denn dieſer erſte Theil des Buchs enthält kaum den vierten Theil des Ganzen. Doch, da die Herren Kunſtrichter ſich deſſen von ſelbſt beſcheiden werden, ſo ſag' ich kein Wort mehr davon.

Was Detaillirung und Ausführung betrift, ſo bitte ich, meine Abſicht, für wen ich ſchreibe, nicht aus den Augen zu laſſen. Nicht für Gelehrte von Profeßion, nicht für ſolche, die nach neuen Entdeckungen moraliſcher Wahrheiten dürſten, oder gelehrte, philoſophiſche, hiſtoriſche, theologiſche, juriſtiſche, mediciniſche, kritiſche, philologiſche, politiſche, philantropiſche, und — wer weiß was ſonſt — für Unterſuchungen in einem Gedichte ſuchen; nicht für Witzlinge, die nichts ſchmackhaft finden, als was mit Lucianiſcher Würze und Rabneriſchem Salze zubereitet iſt; nicht für Müßiggänger, die nur in Stunden, wo ihre Laune zu etwas, ihren Gedanken nach Beſſerm, nicht aufgelegt iſt, ein Buch in die Hand nehmen, ihr Zwergfell zu erſchütern, oder ihr dickes Blut zu verdünnen, oder den Hypochonder in die Luft zu jagen; nicht für Schönen, die, ihre Vapeurs zu vertreiben, dem Schriftſteller die Ehre ihres Beſuchs erweiſen, für die ich anſonſt alle reſp. unterthänige, ſchuldige und dienſtgefliſſentliche Ehrerbietung habe: für alle dieſe, und noch viel mehrere ſchrieb ich mein Buch nicht.

Vorrede.

Wo aber irgend eine edle Seele, ein fühlbares Herz, voll Liebe zu Tugend, Religion und Rechtſchaffenheit, voll warmer Empfindung für das Glück ſeiner Brüder, voll Keuſchheit, Unſchuld und gottgefälliger Liebe — dieſen Erdenball bewohnt, es ſey in Prunkgebäuden, oder einſamen ländlichen Hütten — und, dem Himmel ſey gedankt — deren giebts noch hier und da — und nicht ſo ſelten, als manche ſteife Moraliſten in ihrer Studirſtube unter einem Schutt von Büchern in immerwährender Nacht träumen — für dieſe ſey mein Buch beſtimmt. Kann ich von dieſen mir ſo lieben Mitbrüdern oder Mitſchweſtern nur einen kleinen Dank einerndten, ſo bin ich belohnt genug, und kann allen übrigen ſchiefen

Urtheilen mit ſtandhaftem Muthe entgegen ſehen; vergnügt dieſe mein Buch in einſamen, den Empfindungen der Tugend gewidmeten Stunden, ſo bin ich ſtolz darauf, eine Emilie geſchrieben zu haben.

Ja! — hör' ich hier manchen einwenden — eine Emilie! eine Amalie! ein Reimann! — das ſind Ideale! Und was ſollen uns alle die Ideale, die nur das ſchwärmende Gehirn eines müſſigen Kopfs ausheckt? — Wo giebts Emilien und dergleichen? — es müßte im Monde ſeyn, wenn anders Thalia auch, wie in unſerer ſublunariſchen Welt, da eine Reſidenz hat — Man ſchildere die Menſchen wie ſie ſind, nicht wie ſie ſeyn ſollten.

Und mit gleicher Hofnung zur Beſſerung des Menſchengeſchlechts? — frage ich ſtatt der Antwort. Ich zweifle ſehr. Wenigſtens habe ich nicht geſehen — und ich habe doch auch ein wenig in der Welt herum gegucket — daß die Schriftſteller, die dieſen Weg betraten, ihr Glück in dieſer Sphäre machten. Sieht man denn nicht, daß ich die **Emilien** und **Amalien** von Profeſſion auf die **Emilien** und **Amalien** von Carakter aufmerkſam machen wollte? — Und wodurch kann ich ſonſt meinen Zweck erreichen, als durch das Mittel, das ich wählte? — etwann durch Aufſtellung einer **Phryne**, oder **Lais**? — Dieß ſey genug auf obige Einwürfe. Wer aber meiner Abſicht — auch nur das geringſte Verdienſt abſpricht: denn auf ein groſſes mache ich nicht Anſpruch; dem — hab' ich nichts zu antworten: er kann glauben, was er will.

Noch ein Einwurf. Vielleicht hat die Geſchichte meines Buchs Aehnlichkeiten mit andern vor kurzem erſchienenen Schriften in dieſer Art. Für einen Plagiarium wird man mich nun wohl nicht halten. Denn wozu brauchte ich das, da die weite Gotteswelt da vor mir lag, und mir tauſend andre Sujets darbot? — Aufrichtig geſprochen, mein Buch war geſchrieben, ehe ich die beſagten Werke zu leſen bekam. Sollt' ich mich deswegen hinſetzen, das Buch in den Camin werfen, und ein neues anfangen? — oder gar nichts ſchreiben? — Zum erſtern war mir die Zeit zu edel; und was das letſtere betrift; ſo — wollt' ich nun einmal eine Emilie ſchreiben. Ein aufmerkſamer Leſer wird den verſchiedentlichen Gang zweyer, ähnliche Züge behandelnder Schriftſteller, und das Beſondere, folglich auch das Angenehme und Nützliche einer jeden Schrift ohne mein Erinnern gewahr werden.

Es giebt endlich noch eine gewiſſe Claſſe von Menſchen, die bey Leſung eines Buchs, wo gewiſſe Caraktere aufgeſtellet ſind, in ihrem Geſichtskreiſe, ſey es auch — ſo widerſinnig das Ding klingt — unter Washingtons Scepter, oder in dem Gebiete der Otaheiten, umherblicken, und die Originale zu den Gemälden des Dichters ſo geſchickt zu finden wiſſen. Da heißt es denn: der * die * iſt hier — da — geſchildert! den, die, hat der Verfaſſer gemeynt! wie getroffen! Hätte der Verfaſſer dieſe Originale nicht gehabt — wir würden geſehen haben — Allen dieſen Herren und Damen wollt' ich wohl den unmaßgeblichen reſp. unterthänigen, ganz gehorſamſt- und ergebenſten Vorſchlag thun, ſich hinzuſetzen, und das Ding bleiben zu laſſen, und — wenn ſie keine nöthigern Beſchäftigungen haben — allenfalls in der Tauſend und einen Nacht zu leſen, oder Filet zu ſtricken, ehe ſie die ſo edle Zeit mit unnützem Grübeln über das, was — ſie nicht wiſſen, verderben. Denn ſie würden doch am Ende damit nicht mehr und nicht weniger gewinnen,

nen, als weiland Ritter Don Quixote von Mancha christmilden Andenkens, da er die Welt durchzog, und die Windmühlen bestürmte, um ein Hirngespinst, die schöne Dulcinea von Toboſo zu finden. Die Herren und Damen können ſich darauf verlaſſen, daß ſie die Emilien, Henrietten, Amalien, Auguſten, Morgenſterne, Thal- und Reimanne, und alle die dem anhängig, vergebens in dem Gebiete der Menſchheit ſuchen werden. Finden ſich aber meine Herren und Damen, Gönner und Freunde bisweilen in einzelnen Zügen getroffen, ſo kann ich nichts dazu, und bitte ebenfalls reſp. unterthänig, gehorſamſt und ganz ergebenſt, dienſt- und bereitwilligſt um Vergebung. Ich bin auſſer Schuld. Nur ſich ſelbſt haben ſie es beyzumeſſen; weil — ſie Menſchen ſind.

Geſchrieben
den 1. Sept. 1779.

Schreiber.

Emilie,

eine Geſchichte in Briefen.

Erſter Theil.

Erſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 6. Junius.

Da bin ich nun an dem Orte meiner neuen Beſtimmung glücklich angelangt; aber auch vergnügt? Ja! — ſo, wie ich es ohne Dich ſeyn kann? O! meine **Henriette**! wie könnt' ich vollkommen vergnügt ſeyn, wenn ich Deines zärtlichen Umgangs, des Ausbruchs Deiner mehr als ſchweſterlichen Liebe, Deines engelreinen Kuſſes entbehren muß? — Du weißt, wie ſo gern ich alle Mühſeligkeiten des Lebens hinweglache, wie nichts ſo leicht meine Ruhe unterbricht; überfiel mich ja bisweilen an Deiner Seite eine gewiſſe ſchwermüthige Laune, ſo nahmſt Du mich mit Deiner bezaubernden Freundlichkeit bey der Hand, nannteſt mich Deine liebe Emilie, hüpfteſt mit mir das Zimmer auf und ab, und ſpielteſt mir endlich auf Deinem Flügel all' meinen Unmuth hinweg. Gott weiß, wie ſo wohl mir da war! wie ich um Kronen nicht mein Glück vertauſchet hätte! Aber jetzt iſt es ganz anders mit mir, liebes Mädchen. Oft überraſcht mich eine gewiſſe Bangigkeit, wenn ich alles um mich her mir Freude zulächeln ſehe; dann ſchwärmet meine Einbildungskraft weit umher, und plötzlich ſchwebt Dein lächelndes Bild mir vor Augen. Da ſollteſt Du nun ſehen, wie ich mich auf einmal in den verborgenſten Winkel hinſetze, nur an Dir hange, mich nur zu Dir hinſehne, um an Dein liebevolles Herz das meinige zu drücken, und all' meinen Unmuth, all' meine düſtre Melancholie an Deinem freundſchaftlichen Buſen aus meiner Seele zu verſcheuchen. Siehſt Du, liebes Mädchen, wie ſehr ich Dich liebe, wie ſo ganz ich an Dir hange! — Und — Du liebſt mich doch auch noch? — Doch, was braucht das noch lange Fragens? Wie könnte ein ſo theilnehmendes offenes Herz, wie das Deinige, die Freundin vergeſſen, die das feſteſte Band der Liebe mit Dir vereinigte! —

Meine Briefe, die ich Dir auf meiner Reiſe von Ort zu Ort ſendete, wirſt Du erhalten haben.

ben. Itzt iſt dieß eine meiner erſten Beſchäftigungen, Dir mein Wort zu halten, und Dir von allem, was mich angehet, ausführliche Nachricht zu geben. Geſtern Abends kam ich hier an. Unſer Directeur wies mir ſogleich eine Wohnung zu, die ich heute früh bezogen habe. Meine Wirthsleute, ein junger Doctor der Rechte, und ſeine Frau, ſchienen mir, ſo wenig als ich noch zur Zeit mit ihnen geſprochen habe, herzensgute Leute zu ſeyn. Ich werde ſie Dir bald näher beſchreiben. Morgen ſoll ich als Stella debutiren. Ich bin noch ſehr müde von der Reiſe, und habe heute noch viel mit meiner Einrichtung zu thun. Doch will ich Dir heute noch ein Stündchen widmen, und damit Du meine Reiſebeſchreibung vollſtändig haſt, Dir noch meine Reiſe von Dresden hieher beſchreiben.

Abends um 8 Uhr.

Itzt bin ich wieder Dein, gutes Mädchen! Ach! wie wohl iſts mir, wenn ich auch nur abweſend Dein ſeyn kann! Und nun — laß Dir erzählen! In Dresden traf mich das Unglück, daß ich keine Extrapoſt bekommen konnte; ich war alſo genöthiget mit der ordinairen Poſt zu fahren. Wir fuhren gegen Abend aus Dresden ab, und hier war meine Reiſegeſellſchaft bis Meiſſen ein junger Gelehrter, der als Hofmeiſter nach Liefland gehen wollte, und ein Jude, der aus Böhmen kam.

Der Hofmeiſter war ein Mann von ungefähr ſechs und zwanzig Jahren, hatte eine angenehme Bildung, und auſſerordentlich viel Artigkeit in ſeinem Betragen. Er nahm ſeinen Platz neben mir; und da auf der Poſt ohnedem aller verhaßter Zwang von ſelbſt wegfällt, ſo wurden wir gar bald mit einander bekannt. Der Abend war erſt der ſchönſte von der Welt; eine feyerliche Stille herrſchte in den reizenden Gefilden um uns her: nach und nach wurde der Himmel düſtrer; die graue Nacht brach herein; und da ſich ſchwere Regenwolken am Himmel aufthürmten, ſo waren wir in kurzem von der dickſten Finſterniß umhüllt, und die lachendſten Fluren verwandelte meine Einbildungskraft bald in die traurigſten Einöden. Meine Seele ſchwebte in düſtrer Melancholie; ich ſaß ſtille; und ſo mochten wir wohl über eine halbe Stunde gefahren ſeyn, als mich der Hofmeiſter aus meinem Schlummer erweckte.

„Wo ſind Sie, Mademoiſelle?“

fieng er an:

„O! daß Sie mich aus meinem ſüſſen Schlummer reiſſen! es war mir ſo wohl dabey; wahrhaftig! Die Nacht hat ihre Reize; und dieſe feyerliche Stille behaget ſo wohl einem empfindſamen Herzen.“

Dieſe Antwort mochte ſo genau mit ſeinen Ideen ſtimmen; meine Empfindungen mochten ſo ſtark mit den ſeinigen ſympathiſiren, daß er in einer gewiſſen Art von Begeiſterung ausrief:

„Herrliches Mädchen! Dank ſey der Vorſicht,
„daß ſie mich eine der gefühlvollen Seelen mehr
„kennen lernen ließ!“

Hier faßte er mich bey der Hand, und fuhr fort:

„Vergeben Sie mir, Mademoiſelle, wenn ich
„bey der Fülle meiner Empfindung die Ehrer-
„bietung gegen Sie vergaß!“

Ich vergab ihm gern; denn der Menſch hatte eine groſſe, theilnehmende Seele. Seine Unterhaltung war ſo ernſthaft, ſo der Beſcheidenheit angemeſſen; ſeine Grundſätze verriethen ſo viel Güte des Herzens, und zugleich ſo viel Klugheit, daß ich ihm vergeben haben würde, wenn er mich auch im Taumel ſeiner Schwärmerey umarmt hätte.

Wir ſaſſen bald darauf beyde wieder ſtille; aber nun weckte uns ein entſetzliches Regenwetter aus unſerm Schlummer. Hier riß mich die Güte des Hofmeiſters aus der größten Verlegenheit. Er gab mir ſogleich ſeinen Reiſerock, der mich wider die Ueberſchwemmung hinlänglich deckte. Der Regen hielt an bis wir nach Meiſſen kamen, und ſeine Ergieſſung war ſo heftig, daß in Meiſſen der Hofmeiſter und der Jude keinen trockenen Faſen mehr hatten. In Meiſſen wechſelte die Poſt; wir lieſſen uns glühenden Wein machen, und erwärmten uns dadurch wieder. Ich dankte dem Hofmeiſter für ſeine Höflichkeit; aber höre einmal den beſcheidenen Mann reden, da ich dieſe ſeine Höflichkeit nach Verdienſten pries:

„Loben Sie mich nicht, Mademoiſell;

ſagte er,

„ich fühle, daß ich Ihr Lob nicht verdiene; denn „was anders, als mein eigenes Vergnügen, „verleitete mich zu dieſer Handlung, die den „Schein einer guten hatte? Warum gab ich dem „armen Juden, der eine gute ehrliche Phy„ſiognomie hatte, und der faſt zum Stein fror, „meinen Reiſerock nicht? Warum blieb ich un„gerührt bey ſeiner Noth? Und warum waren „gerade Sie der Gegenſtand meines Mitleids, „da Sie doch wärmere Kleider, als der Jude „mit ſeinem bloſſen Leinwandsrocke, anhat„ten?“ —

Der Mann muß ſonderbare Grundſätze haben, dachte ich, und wurde ſchamroth. Er merkte es, und auch hier war er ſo beſcheiden, von der Sache abzubrechen.

Indeß gieng die Poſt wieder ab. Der Himmel hatte ſich wieder aufgekläret, und die Morgenröthe brach in voller Pracht hervor. Gewiß die entzückendſte Gegend, die ich je geſehen habe, iſt die Gegend bey Meiſſen. Wir fuhren an der Seite eines waldigten Berges, von welchem das reizendſte Morgenlied der Nachtigallen uns entgegen ſchallte. Rechter Hand floß in ſanftem Rauſchen die Elbe, an deren Ufern die fruchtreichſten

reichſten Felder, Wieſen und Weinberge ſich dahin ſchlängelten. Die ganze Natur war wie neu belebt, und der Segen des Himmels ruhte auf den herrlichen Fluren um uns her. Auch ich athmete mit der reinen Morgenluft neues Leben und neues Wonnegefühl in meine Bruſt. Unſere Reiſegeſellſchaft hatte ſich in Meiſſen um drey Perſonen vermehret; ſie beſtund auſſer mir und dem Hofmeiſter in einem Frauenzimmer von ungefähr dreyßig Jahren, ſo eine Profeſſorsfrau aus J. war, einem ziemlich bejahrten Geiſtlichen, und einem jungen Student aus L., der das Anſehen eines Renomiſten nachäfte und ziemlich unbeſcheiden war. Die Frau Profeſſorin ließ uns gar bald merken, daß ſie bisweilen den Vorleſungen ihres Eheherrn von weitem zugehört hatte; ſie gab ſich die Miene einer Gelehrten, und vielleicht mochte ſie es auch in gewiſſem Verſtande ſeyn; denn an Auskramung der Kunſtwörter und Namen von Büchern ließ ſie es nicht fehlen. Das Geſpräch lenkte ſich bald auf die ſchönen Wiſſenſchaften und auf die Dichter unſers Zeitalters. **Gellert** wurde von der Frau Profeſſorin, mit welcher der Geiſtliche einſtimmte, nach Verdienſt geprieſen. Der Student hingegen war anderer Meynung: er behauptete, daß **Gellert** kein Originalgenie geweſen wäre; nennte ihn einen ſeichten Kopf, der gar nicht verdiente, daß man ſeine Schriften läſe, und kramte ſo vielen Unſinn aus, daß uns alle Geduld vergieng. Mir wurde es ziemlich warm vor der Stirn; der Frau Profeſſorin mochte es auch wohl ſo gehn: denn welches Frauenzimmer hat Gellerten nicht lieb? Und welches kann ihn ohne Widerſpruch ihrer Empfindung verunglimpfen hören? Doch waren wir ſo beſcheiden, zu ſchweigen. Nur unſre Augen forderten den Geiſtlichen und den Hofmeiſter zur Rache auf; der Geiſtliche ſchüttelte endlich ſeine Perücke mit vielem Verdruß, und ſagte:

„Junger Herr! wenn Gellert kein Verdienſt „hat, ſo hat er das, daß er Religion und Tugend lehrte; wiſſen Sie das wohl?“

Wir lachten ihm Beyfall zu; aber der Student fuhr fort:

„Auch ſeichte Köpfe führen oft Religion und „Tugend im Munde.“

Der Geiſtliche räuſperte ſich, und ich ſahe an ſeinen funkelnden Augen, daß er im gerechten Grimme auf den Studenten losgedonnert haben würde, wenn ihm der Hofmeiſter, welcher neben dem letztern ſaß, nicht zuvorgekommen wäre. Er legte ſeine Hand an die Stirne des Studenten, und ſagte:

„Gellert? ein ſeichter Kopf? Herr! ich habe „in meinem Leben Gellerten nicht mehr loben „hören, als jetzt.“

Wir ſchlugen alle ein lautes Gelächter auf: der Student war beſchämt; es entſtand zwiſchen beyden

den ein heftiger Wortwechſel, bis endlich der Hofmeiſter dem Studenten vorſchlug, mit ihm von der Kutſche zu ſteigen. Dieß machte ihn auf einmal höflich, und der Hofmeiſter brachte ihn endlich ſo weit, daß er ſein Urtheil über Gellerten förmlich widerrufte.

In **Wurzen** verließ uns der Prediger, die übrigen aber fuhren mit mir bis **L.** Hier ſchied der Hofmeiſter mit vieler Rührung von mir. Die Thränen ſtunden ihm in den Augen; er ſagte mit einem Händedruck zu mir:

„Leben Sie wohl, liebe Mademoiſell! Engel „müſſen Ihre Begleiter ſeyn! denn Sie haben „eine Engelſeele.“

Er ſagte mir noch ſeinen Namen; **Liebehold** heißt er. Ich mußte ihm erlauben, daß er aus Liefland manchmal an mich ſchreiben dürfe. Und nun, meine liebe **Henriette**, haſt Du doch wohl genug? — Bald ein mehreres. Ich muß ſchlieſſen. Morgen früh geht die Poſt ab. Leb wohl, gutes theures Mädchen! grüſſe Deine Lieben zu Hauſe von

Deiner

Emilie Sommer.

Zweyter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

L. 7. Jun.

Abends um 9. Uhr.

So ſpät ſuchteſt Du mich wohl nicht am Schreibetiſche? — Eher auf dem Kaffeehauſe, auf dem Weinkeller, oder auf dem Tanzboden! — Freylich! — Aber heut leidet die Regel eine Ausnahme; heut muß ich jemanden mein volles bebendes Herz ausſchütten: und wer kennet dieß unbändige Herz beſſer, als Du, lieber Bruder? Wem ſoll ichs alſo wohl freyer darlegen können, als Dir? Indeß Du drauſſen an der Seite Deines frommen Landmädchens ſchmachteſt, ſchieſſet mir der verwünſchte Schelm, der Cupido, den giftigſten Pfeil der Liebe in die Bruſt. Schon wieder in eine andre verliebt! und morgen wieder in eine andre! höre ich Dich predigen. Schweig nur, alter Moraliſt, und laß mich reden! Wenn ich nie beſtändig in der Liebe geweſen bin, ſo werd' ichs doch gewiß nun. Bey Gott! ich habe nie ſo etwas gefühlt, nie iſt mir etwas ſo durch Mark und Bein gedrungen, nie hat mich etwas ſo ganz ergriffen, ſo ganz hingeriſſen, als der Anblick dieſes himmliſchen Mädchens. Höre Bruder! ich fühle mich kaum noch, ſo kochts mir in meinen Adern, ſo durchwühlts meine ganze Seele. Ich muß mir alſo Luft machen, und Dir mein Inneres zu ſchauen geben, ſonſt wird mir nie anders, und ſo möcht' ich nicht fortleben, und wenn — Doch ich will mich nicht vermeſſen — lieber will ich das Mädchen Dir nennen, die mich ſo gewaltig bezaubert, ſo im Sturm dahin geriſſen hat. Soll ich Dir ſie ſchildern? ohne Leidenſchaft ſchildern? — Freylich! denn ſonſt wär' ich doch kein getreuer Maler. Wie kann ich aber das? Ich will zuſehen, ob ichs kann, und jetzt abbrechen, das Feuer erſt ein wenig verrauchen laſſen.

Den 8. Jun. früh.

Ich konnte, bey Gott! geſtern Abends keinen vernünftigen Gedanken mehr faſſen; und darum ließ ich denn auch meine Schreiberey liegen. Heute bin ich etwas ruhiger; der Sturm meiner Leidenſchaft hat ſich in einen ſanften Abendwind verwandelt. Vielleicht kann ich Dir ein ungeſchmeicheltes Gemälde meiner Schöne zeichnen.

Sie iſt eine Schauſpielerin, die ſich auf hieſigem Theater engagirt, und geſtern als Stella die Bewunderung, ja das Erſtaunen aller Kenner erwecket hat. **Emilie Sommer** nennt ſich das bezaubernde Mädchen. Sie kömmt von **Breslau**; ihre Herkunft und ihre Eltern aber ſind mir zur Zeit noch unbekannt. Ich ſprach ſie kurz nach ihrer Ankunft bey dem Directeur Herrn **D.**;

und da ſchon zündete ihre herrliche Geſtalt und ihr auſſerordentlich edles Betragen das Feuer der Liebe in meinem Herzen an. O! Bruder! ſie iſt ein Engel in das reinſte Menſchengewand gehüllt.

Stelle Dir ein Mädchen vor, von ungefähr zwanzig Jahren, und in der völligen Blüthe ihrer Reize. Ihr Wuchs iſt lang und ſchlank, und ihre Geſtalt gleichet dem Bilde, das uns die alten Dichter von der Göttin der Jagd entworfen. Raphael, Angelo, Oeſer haben nie ein vollkommeneres Ebenmaaß in ihren Meiſterſtücken der Kunſt gezeichnet, als hier die Mutter Natur gebildet hat, ſo viel Harmonie, ſo viel Uebereinſtimmung einzelner Theile vervollkommnen hier das Ganze ihres vortreflichen Körpers. Ihre groſſen himmelblauen Augen drücken etwas ſo ſchmachtendes, ſchwärmeriſches aus, daß man ohne Mühe die liebende empfindſame Seele aus ihnen hervor blicken ſiehet. Die weiſſe zarte Haut ihres Geſichts iſt mit dem ſchönſten Roth vermiſcht; und ihre Buſen und ihre Arme wetteifern mit dem weiſſeſten pariſchen Marmor. Auf alle dieſe Schönheiten ſcheint ſie ſo wenig ſtolz, und ſich überhaupt ihrer glänzenden Eigenſchaften ſo wenig bewußt zu ſeyn, daß man ihre Demuth, die ſich ſo ſelten bey Frauenzimmern ihres Standes findet, mit Recht bewundern muß. Ueberhaupt hat ſie nicht das Wilde, Buhleriſche, Ungezäumte, das den meiſten Schauſpielerinnen anhängt, und worin ſie oft ihr größtes Verdienſt ſetzen. Sie ſcheint ein Muſter der Tugend zu ſeyn. Ich glaube, daß der Laſterhafte, der Verführer ſich ihr ohne Zittern nicht nähern kann. So ſehr einen ihre hinreiſſende Freundlichkeit, ihre blendende Schönheit zum heftigſten Gefühl der Liebe auffordert, mit ſo vieler Klugheit weiß ſie einen in den Schranken der Ehrfurcht zu erhalten. Glaubſt Du wohl, Bruder, daß ich, der Mann, der oft mit der ausgelaſſenſten Freyheit ſich an die größten Schönheiten zu wagen gewohnt iſt, dem die ſtrengſte Tugend nur eine ſchwache Vormauer wider ſeine zügelloſe Leidenſchaft iſt, glaubſt Du wohl, daß ich am ganzen Leibe zitterte, da ich dieſer **Emilie** beym Abſchiede nur die Hand küſſen wollte? O Du hätteſt mich nur ſehen ſollen, was für eine elende Figur ich bey ihr machte; wie ich ſo vor ihr im ſtummen Erſtaunen ſtand, als ob ich der blödeſte einfältigſte Menſch wäre, ſie kaum frey anzublikken wagte, und wenn ſie nur einen flüchtigen Blick auf mich warf, ich ſchon bebte, als ob ihr Auge meine ganze Seele durchſchaute, und mein flatterndes, bübiſches Herz durch und durch erforſchte!

Sag mir, Bruder! Du kennſt mein Innres beſſer, als ich es ſelbſt kenne; ſag mir! was wars, das mich bey dieſer **Emilie** ſo ganz verwandelte, meine Seele ſo ganz mit den reinſten, ſeligſten Gefühlen überſtrömte? denn ich habe nie einem Mädchen mit ſo viel Beſcheidenheit, mit ſo viel Demuth begegnet. Wars die nahe Gegenwart ihrer Tugend, die Heiligkeit ihrer Unſchuld, was mich ſo von ihr entfernte? O dann wär' es noch möglich, daß auch ich einmal wieder tugendhaft würde! Dann wär ſie mir ewig heilig, ewig verehrungswürdig — die Tugend; dann wollt' ich ihrem Eingange gewiß meine ganze Seele öffnen. Denn was wär' das nicht für eine göttliche Eigenſchaft, die mich ſo plötzlich aus einem der verruchteſten Buben in einen Engel verwandeln könnte! Oder war's die Liebe ſelbſt, die mich auf einmal ſo gewaltig ergriff? — O! dann wär' die Liebe gewiß eine reinere, heiligere, edlere Flamme, als je in meinem Buſen loderte; dann hätt ich bey allem Genuß meiner Wollüſte doch noch nie ihre himmliſchen Triebe gefühlt; und was wär' ich dann ſelbſt? — O Bruder! Entſetzen überfällt mich, wenn ich daran denke, was ich dann wäre — — ein Böſewicht, wie nie die Erde einen in ihrem Schooße nährte. Und wie könnte ich mich der Liebet dieſes Engels würdig halten? — Wie könnte ihre reine Seele mit der meinigen ſtimmen? — Wird ſie nicht bald in mir den in Laſtern ſchwimmenden Böſewicht, den Verführer der Unſchuld, den meineidigen Verräther erkennen? — Und wird ſie nicht der grauenvollſte Abſcheu vor mir ergreifen? Wird ſie nicht mein bloſſer Anblick vergiſten? — Und wird ſie mich nicht fliehen, wie man ein Tod und Verderben einhauchendes Ungeheuer fliehet? —

O Thalmann: wo gerathe ich hin? wo irrt meine ſchwärmende Einbildungskraft herum? in welcher Tiefe liegt meine Vernunft verſunken? — Ich muß abbrechen, wiewohl ich Dir noch viel von **Emilien**, von ihrer vortreflichen Vorſtellung der Stella und von ihrem ſittſamen Betragen bey den Lobeserhebungen, die ihr gemacht wurden, zu ſagen hätte. Doch ſollſt Du bald mehr von mir hören. Indeß leb' wohl, Bruder! Schreib mir, oder beſuche mich bald. Denn guter Rath iſt mir jetzt theuer. Du haſt mich aus manchem Labyrinthe herausgeriſſen. Vielleicht ſchwebe ich ſchon wieder über einem fürchterlichen Abgrunde. Doch! was ſchreibe ich? Ich war nie ſeliger als jetzt, da ich den Engel, **Emilien**, um mich habe. Wünſche nur immer Glück

Deinem

Freunde

Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Dritter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 17. Jun. Abends.

Gottlob! daß ich nun wieder freyer athme! daß ich einſam auf meinem Zimmer mich mit Dir unterhalten, und wenigſtens mit meinem Herzen bey Dir ſeyn kan! Ach! Henriette! was iſt das für ein Lärmens und Tobens und Schmeichelns und Complimentirens um ein Mädchen, dem der Himmel etliche geringe Gaben geſchenkt hat? Wär' man ſich nicht ſelber bewußt, wie geringfügig unſer bischen Talent iſt, gegen ſo viele Vorzüge, die andre über uns behaupten, wahrhaftig die tollen Mannsperſonen, die doch nur ihrem eignen Vergnügen ſchmeicheln, wenn ſie uns mit ihren unverdienten Lobeserhebungen überſchwemmen, würden uns ſtolz machen. Und das wär' denn der nächſte Weg zum Verderben. Gott ſey Dank! daß ich nicht ſo bin! daß mich meine wenige Erfahrung vor dergleichen Fallſtricken doch hinlänglich ſichert.

Da hab' ich heute als Stella debütiret; aber — ich zweifle, daß ich den Beyfall verdiene, den ich erhielt. Wenigſtens war das entſetzliche Klatſchen und Toben des Parterres für mich eine wahre Demüthigung. Denn ſollte mein

Spiel etwas ſo gar auſſerordentliches geweſen ſeyn, als man mich überreden wollte? Ich gab mir zwar alle Mühe, dem Directeur keine Schande zu machen; allein, da man nach der Vorſtellung meiner geringen Figur ſo viele Schmeicheleyen machte, ſo muß ich immer vermuthen, daß mehr dieſe, als mein Spiel, die Hände zum Klatſchen bewegte. Kaum hatte ich die Bühne betretten, ſo gieng auch das Lärmen ſchon wie ein Donnerwetter los. Wie thörigt! keiner hatte mich noch ein Wort reden hören, und alle wollten ſchon wiſſen, daß ich vortreflich ſpiele. Dieſe Grimaſſen ſind ein wahrer Verderb für unſre jungen Schauſpielerinnen. Hingeriſſen von dem Beyfalle, womit unſre lüſternen jungen Herren ihre leidlichen Figuren beehren, dünken ſie ſich in ihrem ſchwachen Gehirnchen ſchon **Clairens**, **Rochinnen** oder **Schulzen** zu ſeyn; und da wird denn an keine Beſſerung mehr gedacht. Man lebt ſo einige Zeit im Taumel dahin, bis man zu ſpät einſiehet, daß man eine Närrin war. Und wenn denn bey allem Prunke der Schmeicheley das bischen Ehre, das einer Schauſpielerin ſo ſchwer zu erhalten wird, vollends verſchwunden iſt, ſo iſt Spott und Verachtung die unmittelbare Folge des ſo hochgeſtimmten Ruhms.

Ich gerathe in Eifer, **Henriette**! Vergieb! wie kann ich anders, wenn ich ſo täglich eine Zuſchauerin dieſes bey unſerm Stande ſo ſehr eingeriſſenen Unweſens ſeyn muß? Die Vorſtellung war kaum zu Ende, ſo wurde ich auf einmal in dem Auskleidezimmer von einer Menge junger Herren überfallen, die wie ein Bienenſchwarm um mich herum ſauſeten. Der eine lobte meine Figur, der andre mein Spiel, der dritte mein Kleid, der vierte meinen Kopfputz, der fünfte ſchwatzte mir das, der ſechſte wieder etwas anders vor, der ſiebente flüſterte mir in die Ohren, der achte küßte mir die Hände, und ſo flatterten die Herrchen alle um mich herum, daß mir endlich alle Geduld vergieng. Ich bat ſie, mich allein zu laſſen; und da hätteſt Du hören ſollen, was für Unſinn die Herren beym Abſchiede auskramten, wie ſich jeder meiner Gewogenheit empfahl, und ſich doch keiner vernünftig genug betrug, um nicht ſtatt Gewogenheit Verachtung von mir zu erwarten.

Unter allen den Anbetern zeichnete ſich beſonders ein Herr von **Morgenſtern** aus, der hier ſtudiret. Ich lernte ihn ſchon bey dem Directeur kennen, und, wo ich nicht ganz irre, ſo habe ich ſchon eine Eroberung an ihm gemacht. Er iſt eine ſchöne Mannsperſon von ungefähr vier und zwanzig Jahren. Seine Statur iſt ziemlich lang, und auſſerordentlich wohl gemacht. Groſſe ſchwarze Augen, und ein langes ſchwarzes Haar erheben ſeine Geſtalt. Doch liegt in ſeinen Blicken etwas Wildes, und zugleich in ſeinen Augen etwas ſo

Wollüſtiges, daß ihm ein ehrliches Mädchen gewiß nicht übern Weg trauen wird. Indeſſen würden ſein majeſtätiſcher Gang und ſeine ſtarke männliche Sprache Ehrfurcht gegen ihn erwecken, wenn ſein Innres mit der Schönheit ſeines Körpers übereinſtimmte. Denn ob er gleich auſſerordentlich ſittſam und beſcheiden gegen mich war, ſo verſicherte mich doch Madam D., daß ſie ſich in ſein Betragen nicht hätte finden können, weil er ſonſt gegen das Frauenzimmer ſich die zügelloſeſten Freyheiten erlaubte; er habe im Grunde kein böſes Herz, und ſey vor ein paar Jahren der liebenswürdigſte Jüngling geweſen; ſeitdem aber ein gewiſſer Herr **Thalmann**, der ſein feuriges Temperament immer in Schranken gehalten, die Univerſität verlaſſen habe, ſo ſey er in lüderliche Geſellſchaft gerathen, die auch den Keim des Guten aus ſeinem Herzen zu vertilgen ſuche.

Hat mich dieſer Menſch zum Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit auserſehen, ſo werd ich ihn empfinden laſſen, daß auch eine Schauſpielerin Tugend beſitzen kann. Ich möchte nur wiſſen, meine **Henriette**, warum gerade Perſonen unſeres Standes die laſterhaften Begierden der Mannsperſonen ſo ſehr entzünden? Müſſen ſichs nicht die Verführer zum Geſetze gemacht haben, uns arme Geſchöpfe ganz ihren Leidenſchaften aufzuopfern? Wahrhaftig! wenn ſo viele Künſte der Verführung gegen ein armes unerfahrnes Mädchen von unſerm Stande angewendet werden, und wenn dieſes Mädchen zu wenig Grundſätze der Tugend hat, um den Angriffen der Liſt, der Schmeicheley, der Falſchheit, des Mißbrauchs der Liebe widerſtehen zu können, wer darf ſich wundern, daß ſie endlich hingeriſſen wird, daß ſie fällt — — wer darf ſich wundern, daß es ſo wenig Tugendhafte vom andern Geſchlechte bey unſerm Stande giebt! — O! ihr Männer, die ihr unſre Ehre, unſre Tugend zum Spiel eurer Leidenſchaften macht — ihr habt das mehr zu verantworten, als wir! — Zittert! —

Kannſt Du meine Predigt ertragen, Henriette? Vergieb noch einmal! heute bin ich nun einmal im Feuer. Wollte Gott, ich könnte das allen Mädchen meines Standes ſagen, was ich Dir hier ohne Nutzen für Dich geſchrieben habe! Und möchten ſie doch alle die Stimme der Tugend hören, um endlich einmal unſre Feinde und Verächter ſchamroth zu machen! — Ich bin müde, Henriette! Morgen ein mehreres. Vielleicht ſchläfſt Du ruhiger, als ich, ſo ruhig, wie ich ſonſt ſchlief, wenn ich von Dir, gutes Mädchen, mit einem Herzen voll Friede und Freude hinweg gieng.

Den 8. Jun.

Heute bin ich bey meinem Herrn Wirth zu Gaſte geweſen; und weil ich heute der Vorſtellung auf dem Theater nicht beywohnte, ſo kann ich

Dir, meine Henriette, einige Stunden widmen. Gegen Abend ſoll ich einem Beſuche beywohnen, den meine Wirthsleute bey einem ihrer Freunde, dem Herrn **Biederſee**, in ſeinem Gartenhauſe abſtatten wollen. Der Herr Doctor **Redlich** und ſeine Frau, ſo heiſſen meine Wirthsleute, haben mir ſo viel Rühmliches von dieſem Manne geſagt, daß ich ihrem Bitten, ſie zu begleiten, willig Gehör gab.

Die Frau Doctorin ließ ſich heute früh bey mir melden, und bat mich in den zärtlichſten Ausdrücken, mit ihnen zu ſpeiſen. Ich habe Dir ſchon geſagt, daß mir dieſe Leute gleich beym erſten Anblick gefielen. Er, der Doctor, ſcheint ein ſtarker Cholericus zu ſeyn; iſt aber ein ſehr angenehmer Mann, und der beſte Geſellſchafter, den man ſich wünſchen kann. Seine Jahre gegen die ihrigen gehalten machen zwar ein etwas ungleiches Paar; allein was ihm an Jugend abgehet, das erſetzet ſein gutes Anſehen und ſeine geſunde Leibesbeſchaffenheit. Obgleich ſeine Geſchäfte ſein vornehmſtes Augenmerk ſind, ſo nimmt er doch auch an den unſchuldigen Vergnügungen des Lebens gerne Theil. Die Muſik liebt er mit der größten Leidenſchaft, ſo daß, wenn er nur eine Saite klingen hört, ſchon ſeine ganze Seele entzückt wird. Seine Bedienten ſagen, daß er zwar ſehr ſtrenge Grundſätze habe, die genaueſte Ordnung in ſeinen Geſchäften beobachte, und ſich oft vom Zorn übereilen laſſe, doch aber auch oft die wohlthätigſten und menſchenfreundlichſten Handlungen ausübe. Ich habe gemerkt, daß er ſehr weichherzig ſeyn muß; denn bey einigen rührenden Geſchichten, die ich ihm über Tiſche erzählte, ſtanden ihm oft die Thränen in den Augen. Er ſagte mir auch, daß er die Trauerſpiele liebe; und das iſt denn immer ein wahres Kennzeichen eines empfindſamen Herzens. Seine Frau iſt die Tochter des Amtmanns in **Mellendorf**. Sie iſt keine der blendenden Schönheiten, welche die Herzen der Männer, wie man uns überreden will, mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt dahin reiſſen; aber ſie iſt das, was man reizend nennet, ohne ſchön zu ſeyn, was oft mehr Eindruck macht, als die glänzende Geſtalt eines Engels, oder als die Reize einer Liebesgöttin. Da ſie auf dem Lande erzogen worden iſt, ſo führet ſie auch nicht jene ſchimmernde Lebensart, die man den Ton der groſſen Welt nennet; hat nicht jenen blendenden Witz, der oft auf Unkoſten der Vernunft ſo ſehr belacht wird. Blos unter den Händen der Natur erwachſen, und von der Führung einer ſehr vernünftigen Mutter geleitet, hat ſie nie die Reize der groſſen Welt, aberauch nie ihre Tücke, ihre Falſchheit, ihre Laſter und ihre Sünden kennen lernen. Die liebenswürdigſten Züge ihres Charakters ſind eine ungeheuchelte Aufrichtigkeit, eine gewiſſe Offenheit des Herzens, das ſich jedermann gerne mittheilet, und alle Menſchen liebet. In ihr finde ich diejenige Eigenſchaft, die in meinen Augen an die Würde eines Engels gränzet, nemlich ein gewiſſes Vertrauen auf die Ehrlichkeit anderer, das uns nie ſchief von ihnen urtheilen, immer mehr die gute Seite als die böſe an ihnen wahrnehmen, und eben darum, weil man ſelbſt gegen alle Menſchen liebreich denkt, uns auch von ihnen nur dieſe Denkungsart erwarten läßt. Doch hat ſie ihren Geſchmack durch Leſung guter Schriften ſehr geläutert, und ſich dadurch manche gute Kenntniß erworben. Ihre Empfindſamkeit geht bis zur Schwärmerey, und ihre Liebe zur Religion beynahe bis zur Bigotierie. So viel habe ich bis jetzo von ihrem Charakter kennen lernen; und ich zweifle nicht, daß dieſe Frau noch meine beſte Freundin wird. Du weißt ja, meine **Henriette**, wie ſehr ich die weichen, gefühlvollen, mitleidigen Seelen liebe. Und war es nicht eben das, was mich an Dich ſo ſehr hinzog, ſo feſte mit Dir verband? Und ſind nicht dieß eben die beſten Herzen, die noch, unangeſtecket von dem Gifte der groſſen Welt, Unſchuld und Natur zieret? die in unbefangener, ungeſchminkter Freundlichkeit ſich an ein mitempfindendes Geſchöpf anſchmiegen, und ſo ganz ein Herz und eine Seele mit ihm ſind?

Sie haben ein ſehr niedliches Töchterchen von ungefähr drey Jahren, und das hat denn ſchon ſehr viel Behagen an mir, und ich an ihm gefunden. Du weißt, wie ſchwärmeriſch ich dieſe Kleinen liebe; Du kannſt Dir denn alſo wohl vorſtellen, was ſchon für Schäkerns, und Lachens, und Küſſens und Herzens zwiſchen mir und dieſem kleinen Täubchen iſt. Beyde Eltern ſind von dieſem Kinde ganz hingeriſſen, und da kannſt Du denn leicht vermuthen, wie ſehr ich mich bey ihnen durch meine Anhänglichkeit an dieſes Kind empfohlen habe.

Da die liebe Frau mich heute beſuchte, war ſie erſt etwas zurückhaltend. Ich merkte aber, daß mehr ihre natürliche Furchtſamkeit, [illegible] ein menſchenfeindliches Mißtrauen daran Schuld war.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen ſagte ſie mir mit der einnehmendſten Heiterkeit die Haupturſache ihres Beſuchs, daß ich nemlich Mittags mit ihnen ſpeiſen ſollte. Ihr helles, Freude blitzendes Auge forderte mich auf, ihre Höflichkeit mit der wärmſten Dankſagung zu erwiedern. Da wurde ſie denn gleich etwas freyer, ihr Auge wurde funkelnder, und in ihrem ſanften Lächeln ſpiegelte ſich ihre reine unſchuldvolle Seele. Indeß ſchrie unten das kleine Clärchen nach ihr; ſie wurde bewegt; „ey! das gute Kind! „warum haben Sie es nicht mitgebracht?“ ſagte ich, und lief die Treppe hinunter, nahm es auf meine Arme, und trug es zu ihr hinauf. Da hätteſt Du nun ſehen ſollen, wie auf einmal das Muttergefühl ſie ergriff, wie ſie die Kleine auf meinen Armen herzte, und drückte und küßte! „Sind Sie eine Freundin von Kindern, Mademoiſell?“ ſagte ſie. „O! eine wärmere kann „es nicht geben,“ ſagte ich, und indem hieng die Kleine an meinem Halſe, und gab mir in ihrer kindiſchen Einfalt die zärtlichſten Namen. Ich gab es endlich der Mutter, die es mit ſchwärmeriſcher Liebe an ihren wallenden Buſen drückte. O! Henriette! was war das für Augenweide, für wahre Seelenluſt für mich, da ich ſo dieſem Engel von einem Weibe gegenüber ſaß, und ſie die ganze Seligkeit einer Mutter, die die Frucht ihrer Liebe in ihren Armen hält, empfinden ſah! Da ſah ich, was ewig Wahrheit bleiben wird, daß Mutterliebe, Muttergefühl über alles geht, alles um ſich her verdunkelt, und ſelbſt die Empfindung des liebenden Mädchens, wenn ſie dem geliebten Jünglinge am Buſen hängt, weit hinter ſich zurück läßt. Nun ließ ſie die Kleine im Zimmer herum ſpringen — „O! was zeigen Sie mir da für ein „rührendes, herrliches Schauſpiel? beſte, zärtlichſte „ſte Mutter!“ ſagte ich, und drückte ihr mit der Wärme, die ich in allen meinen Adern fühlte, ihre treue Mutterhand. Sie wurde über und über roth; Freudenthränen zitterten ihr in den Augen. Gewiß, die Natur ſtellet uns die rührendſten Schauſpiele dar, wenn wir nur aufmerkſam genug auf ihre groſſen Gegenſtände ſind, und Gefühl genug haben, das Rührende, Edle und Einfache ihrer

Vorſtellungen zu empfinden. Nach einigem Stillſchweigen, und nachdem vermuthlich ihr Herz wieder etwas weniger empor wallte, nahm ſie ihre Kleine, wiederholte nochmals ihre Bitte, und empfahl ſich mir mit der ihr ſo ganz eigenen Freundlichkeit, die ihrer ganzen Perſon einen unbeſchreiblichen Reiz giebt.

Ich fand mich zum Mittagsmahl ein, und wurde herrlich bewirthet. Der Bruder der Frau Doktorin, ein gewiſſer Herr **Reimann**, der hier ſtudiret, und für immer bey ſeiner Schweſter ſpeiſet, war der vierte von unſerer vergnügten Geſellſchaft. Ich muß Dir dieſen jungen Menſchen beſchreiben, denn er gehöret auf alle Fälle unter die auſſerordentlichſten Perſonen ſeines Alters. Wenn körperliche Schönheit einiges Verdienſt hat, ſo iſt es gewiß nur alsdenn, wenn ſie von dem Adel des Herzens und dem Gebrauch der Vernunft begleitet wird. Und dieſes Verdienſt ſcheint mir der junge **Reimann** zu beſitzen. Er iſt erſt achtzehn Jahr, von mittler Gröſſe und ein **Adonis** von Geſtalt. Sein himmelblaues Kleid, mit roſenrothem Atlaß gefüttert, kleidete ihn zu ſeinen blonden Haaren, blauen Augen und vollen Roſenwangen ſo ſchön, daß wohl manches Mädchen an meiner Stelle mehr für ihn empfunden haben würde, als ich, bey aller Gerechtigkeit, die ich ihm wiederfahren laſſen muß, für ihn fühlte. Denn ich muß Dir ſagen, **Henriette**, daß mich die weibliche Schönheit einer Mannsperſon nie hinreiſſet. In meinen Augen iſt immer der von der Sonne verbrannte Krieger reizender geweſen, als die niedliche Geſichter unſrer Ganymede. **Reimann** hat aber darin einen groſſen Vorzug vor ſeinen Brüdern, daß er es in der That nicht weiß, wie hübſch er ausſiehet. Ueberhaupt habe ich nie ſo viel geſetztes Weſen bey einem Jünglinge ſeines Alters und ſeiner Schönheit gefunden. Sie ſind insgemein Gecken, Schmetterlinge, Sauſewinde, oder empfindſame, ſchmelzende, ſüſſe Geſchöpfe, und einem vernünftigen Frauenzimmer deſto unausſtehlicher, je mehr ſie ſich aufzudringen, und ihre eingebildeten Verdienſte geltend zu machen ſuchen. **Reimann** iſt beſcheiden, redet wenig, aber was er ſpricht, iſt überdacht; Schmeicheleyen hat er wohl nie in ſeinen Mund genommen. Er ſtudiret zwar die Rechte; aber ſo weit meine geringen Einſichten reichen, iſt er in allen Fächern der Wiſſenſchaften bewandert. Er ſcheint ein Genie zu ſeyn, das unter die wunderbaren gerechnet werden kann; denn er iſt in ſeinem fünfzehnten Jahr ſchon fähig geweſen, die Akademie zu beziehen. Mit mir ſprach er ſehr viel, und wie mir ſeine Schweſter hernach ſagte, wider ſeine Gewohnheit. Da ich Dir künftig vielleicht mehr von ihm ſagen werde, ſo ſchreib' ich Dir dießmal nichts weiter von dem Inhalte unſeres Geſprächs.

Der Herr Doktor erzehlte mir viel von ſeinem Schwiegervater, dem Amtmann **Reimann** in **Mellendorf**, rühmte ihn und ſeine Frau als rechtſchaffene Leute. Sie haben noch eine unverheurathete Tochter zu Hauſe, welche die Frau Doktorin und ihr Bruder ſehr lieb zu haben ſcheinen. Der Herr **Thalmann**, von welchem ich Dir ſchrieb, daß er ehedem gleichſam der Führer des Herrn **von Morgenſtern** geweſen ſey, beſitzet ein Rittergut in **Mellendorf**, und ſoll bey dem alten **Reimann** ſehr gut ſtehen. Der junge **Reimann** lobte ihn als ſeinen Freund und den vortreflichſten Mann. Sie haben mir verſprochen, mich mit nach **Mellendorf** zu nehmen, und mir ihre ganze Familie kennen zu lernen. Ich freue mich ſehr darauf, da ich mit braven Leuten gern umgehe, und ich hier noch wenig Bekanntſchaft habe.

Dieſen Brief will ich mit der morgenden Poſt abgehen laſſen. Denkeſt Du auch fleißig an mich, liebes Mädchen? Ja wohl! denn wie könnteſt Du Deine treue **Emilie** vergeſſen! —

Empfiehl mich Deinem braven Herrn Pflegvater, wie auch ſeinem Sohne, dem rechtſchaffenen Lieutenant. Wie ſteheſt Du jetzt mit dem Lieutenant? — Wie befindet ſich der Herr Major **Liskov**? — das Fräulein von **Trautenau**? — auch dieſen empfiehl

Deine

ewig treue Freundin

Emilie Sommer.

Vierter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

Den 10. Junius.

Ich habe Dir viel zu ſchreiben, Thalmann! Wo ich aber anfangen ſoll, weiß ich, bey Gott! nicht. Das Herz iſt mir ſo voll, daß, wenn ich Dir nur einen Theil ſeiner Bewegungen beſchreiben wollte, ich mich den ganzen Tag herſetzen und ſchreiben müßte. Ja, Freund, die Liebe, die ich jetzt in meinem Buſen nähre, iſt mir wahrlich eine ganz neue, noch nie gefühlte Leidenſchaft. O! ich ärgere mich ordentlich über mich ſelbſt, was für ein Schafskopf ich bin. Wenn ich Dir ſonſt einen von meinen kleinen Liebeshändeln meldete, war mir ſo wohl, ſo leicht dabey, als ob ich einem Mädchen in Armen läge. Ich hatte zwar immer einen tüchtigen Verweis von Dir darauf zu erwarten, und der blieb denn gewiß auch niemals auſſen. Aber die Erinnerung an das genoſſene Vergnügen überwand meine Furcht vor Deinen Verweiſen. Ich dachte immer, dein Freund liebt ja auch, und er nimmt doch auch an deinem Glücke Theil, ſo ſehr er auch den Moraliſten macht; und das gab mir denn eine wahre Herzensfreude. Oft hätte ich lieber ſtatt der elenden Schreiberey zu Dir hinfliegen, mich an Deinen

Hals hängen, und in Deiner zärtlichen Mitempfindung all' mein genoſſenes Vergnügen zurückrufen mögen. Reizende Tage meines Lebens! ihr ſeyd vergangen, hin! in ein ewiges Nichts verſenkt! Denn jetzt, lieber **Thalmann**, zittere ich faſt, da ich Dir von meiner göttlichen **Emilie** ſchreiben ſoll. Du mußt es an meinem grotesken Buchſtaben ſehen. Es iſt mir wie einem Räuber, wenn er das Heiligthum entehrt, und die Schätze des Tempels geſtohlen hat. Das Herz pochte mir wie einem Mörder, der, von drohenden Steckbriefen verfolgt, in fremden Landen umher irrt. Mich ſchaudert vor Deiner Antwort. Du wirſt mir alle Strafen des Himmels auf den Hals donnern. Davor zittre ich. Und doch kann ich unmöglich meiner Liebe zu dieſem himmliſchen Mädchen entſagen. Nur der Gedanke davon iſt mir wie ein Feuerbrand, der aus der Hölle auf mich zulodert. Und — warum ſollt' ich's auch? Iſt die Liebe nicht heilige Tugend, wenn ſie aus reinem Herzen fließt? Wär' es denn unmöglich, daß dieſes tugendhafte Mädchen mich bekehrte? — Und was könnte nicht aus mir werden, wenn ich den Banden der Wolluſt entriſſen, und meine Seele zum Gefühl der Tugend geſtimmt würde? — wenn ich wieder das würde, was ich faſt vor kurzem noch war? ein unſchuldsvoller, allen Eindrücken der Tugend offener Jüngling? — O Gott! daß ich es nicht mehr bin! — das liegt mir jetzt ſehr am Herzen, Thalmann! Und eben darum ſagt mir mein Gewiſſen, daß ich dieſen Engel nicht verdiene, nie verdienen kann. O Thalman! Thalmann! wenn ich daran denke! — —

Eine Stunde darauf.

Sie iſt mir nicht ungeneigt, Thalmann; wahrhaftig, ich ſchmeichle mir nicht zu viel, wenn ich das glaube; wenigſtens würde ſie es ſeyn, wenn ich mich nur nicht ſo oft verriethe, und ſie nicht den Wolf aus den Schaafskleidern ſo oft bey mir hervorblicken ſähe. Denn ihre Tugend iſt zum Bezaubern. Wie glücklich bin ich aber, ihr nur nicht ganz zu miſsfallen! Lies, was ich Dir zum Beweis meiner Vermuthung zu ſagen habe.

Vorgeſtern Nachmittags um vier Uhr gieng ich zu unſerm Freund **Biederſee.** Er war in ſeinem herrlichen Garten vor dem Thore. Es war ſchon viel Geſellſchaft bey ihm, da ich ins Gartenhaus trat. „Sie kommen eben recht, mein lie„ber **Morgenſtern**!“ ſagte mein Freund; „ich „habe heute eine Geſellſchaft von Freunden, und „und wir wollen einmal recht vergnügt ſeyn. „Doktor **Redlichs** kommen auch: ſie werden die „Mamſell **Sommer** mitbringen. Sie kennen „doch unſre neue Zierde des Theaters.“ Eine heftige Bewegung ergriff mich; ich antwortete ganz kurz, „daß ich ſie auf dem Theater geſehen habe.“ „Sie ſoll ein herrliches Mädchen ſeyn; und was

„das beſte iſt, tugendhaft,“ ſagte **Biederſee.** Das Blut wallte mir in allen Adern. „Sie werden ja roth, **Morgenſtern!**“ fuhr er fort: „Sie „ſind gewiß ſchon angeſchoſſen. Nein! nein! darauf ſpitzen Sie ſich nur nicht! das Mädchen iſt „zu gut für Sie.“ Ich verbarg meine Verwirrung ſo ziemlich. Aber das Schrauben dauerte fort, bis ſie kamen. **Reimann** war dabey; er führte **Emilien**, und der Doktor ſeine Frau. Beynahe wär' ich über **Reimann** eiferſüchtig geworden, wenn ich nicht geſehen hätte, wie der kalte Kerl ſo empfindungslos daher gieng, und ſo wenig fühlte, als ob er die Pandekten ſtatt des reizenden Armes dieſer Liebesgöttin unter ſeinem Arme hätte. Das liebe Mädchen hatte ſich aber mit ſo viel Grazie an ſeine Seite geſchmiegt, daß mir bey ihrem Eintritt faſt Hören und Sehen vergieng. Es ſchien recht, als ob ſie es fühlte, daß ſie an der Seite dieſes unbeſcholtenen Jünglings vor aller Gefahr geſichert war. Und dieß Vertrauen, das eine gewiſſe Heiterkeit ihres Gemüths hervorbrachte, gab ihr einen unbeſchreiblichen Reiz.

Ich mußte mir Mühe geben, daß ich mich beym Compliment nicht verrieth. Sie trat mit einer königlichen Miene in die Geſellſchaft. Nichts war luſtiger als die Bewegungen, die ich auf den Geſichtern der Anweſenden bemerkte. Die Mannsperſonen ſchienen gerührt von ihrer Würde zu ſeyn. Herr **Biederſee** machte mir Geſichter, die ſein Wohlgefallen über die Schöne, und zugleich eine boshafte Schadenfreude über meine Leidenſchaft ausdrückten, die ſeiner Scharfſichtigkeit nicht entgieng. Das Frauenzimmer rümpfte die Naſen; auf den meiſten Geſichtern war Neid und Eiferſucht ausgedrückt. Die einzige Doktorin hieng mit Blicken der Wonne und des Wohlgefallens an **Emilien.**

Man ſetzte ſich zum Caffee. Ich kam zwiſchen einer Kaufmannsfrau und **Reimann** zu ſitzen. Erſtere flüſterte mir ins Ohr, indem ſie mich mit ihren dürren Armen ziemlich ſtark in meine Seite ſtieß: „Wie gefällt Ihnen dieſe Comödiantin, gnädiger Herr?„ Das Wort gnädiger Herr verdroß mich; denn ich kann das Wort Gnade bey einem jungen unbedeutenden Schufte, wie ich bin, durchaus nicht vertragen; ich antwortete alſo: „Da fragen Sie mich zu viel, Madam! „ich beleidige nicht gern andre Damens, wenn „ich die eine lobe.“ — „He! he! ich merke wohl, „wie viel es geſchlagen hat,“ ſagte ſie. „Das iſt „doch aber unausſtehlich, daß die Theaterprinzeſſinnen ihre Theatermiene auch in Geſellſchaften beybehalten wollen.“ Das grimmte mich ganz verflucht. Ich verbiß aber meine Wuth. **Reimann** ſagte mir heimlich, „ich hätte der Närrin „gut geantwortet.“ Er pries **Emilien** mit ſo vieler Begeiſterung, daß ich aufſtand, ihn ans

Fenſter führte, und ihn für die Gerechtigkeit, die er ihr wiederfahren ließ, feurig umarmte. Es iſt auch wirklich das erſtemal, daß ich **Reimannen** ſo gar mit Enthuſiasmus von einem Frauenzimmer ſprechen hörte. Wir ſprachen noch lange von **Emilien**; und er erzählte mir, was für herrliche Eigenſchaften er in der kurzen Zeit, da er ſie kenne, bey ihr entdecket habe.

Indeſſen überraſchte uns eine Muſik, die ſich in dem Garten erhob, auf das angenehmſte. Herr **Biederſee** hatte ſie in eine Sommerlaube geſtellt, und wir eilten hinaus, und giengen um die Laube Paar und Paar ſpazieren. Ich hörte wenig auf die Muſik; denn vor mir gieng **Emilie**, von Herrn **Biederſee** ſelbſt geführt, deren vortrefliches Geſpräch mit ihrem edlen Führer mir, wie Engelsſtimmen in meine Ohren tönte. Ich führte die Doktorin, und ihr Bruder hatte ſie am linken Arm. Ich gieng wie betäubt nebenher; endlich riß mich die Doktorin aus meinem Schlummer, dadurch, daß ſie mir von Emilien erzählte. Die Doktorin eine herrliche Frau; ganz unſchuldige Natur, ganz zum Glück eines Mannes geſchaffen. Doch, das weißt Du ja ſelbſt am beſten. Wenn ihre Schweſter **Auguſta** ſo wäre, ſie würde Dir nicht ſo vielen Kummer machen.

Nachdem wir dem Concert einige Zeit zugehört hatten, ſchlug **Reimann** eine Partie zum Singen vor. Ich wurde zu einem Duett mit **Emilien**

lien invitirt. Du kannſt leicht denken, daß ich mich dazu nicht lange bitten ließ, da ich ohnedieß von meiner Stimme eben keine Schande habe. Wir ſangen bey vollſtimmiger Muſik das Terzett aus der Alceſte:

„Hätt ich für ſein ſchönes Leben
„Tauſend Leben hinzugeben,
„O! mit Freuden gäb' ich ſie.“

Emilie ſingt wie eine Mara. Jedermann, auch ſelbſt der Neid, wurde von ihrer herrlichen Stimme bezaubert. Das Terzett hat etwas Hinreiſſendes, etwas Wehmüthiges, etwas Rührendes in der Compoſition. Aber mit welchem tiefen Gefühl, mit welcher Empfindung ſie die Stelle ſang:

„Hätt' ich tauſend hinzugeben,
„O! mit Freuden gäb' ich ſie.“

das iſt unbeſchreiblich. Ja! dachte ich, tauſend Leben, Millionen Leben, wenn du ſie hätteſt! wollteſt du um die Himmliſche geben! Bey der Stelle

„Groſſe Götter! welche Liebe!“

die ich, wie natürlich, aus voller Seele ſang, ſah ſie mir ſcharf ins Auge. Ich befürchtete immer, ſie würde den Buben in meinen Augen leſen; meine Bruſt ſchwoll aus Furcht im Singen gewaltig empor, und dieß mochte wohl meiner Stimme etwas Rührendes geben. Denn ich ſahe, daß ſie bewegt wurde, und die Thränen in ihren ſchönen blauen Augen glänzten. Nach Endigung des Geſangs nahm ich mir die Freyheit, ihr die Hand zu küſſen. Sie lobte meine Stimme, und ſagte, daß ich mit Empfindung ſänge; nur wär' ich noch ein wenig zu furchtſam: ich ſollte mich üben. Gutes Mädchen! dachte ich, wenn du wüßteſt, woher meine Furchtſamkeit käme! — —

Sie ſang darauf noch einige Stücke aus der Jagd, und aus **Zemire** und **Azor**, und aus letzterm ein Duett mit **Reimann**. Ich ſetzte mich in einen Winkel der Laube, und fühlte diejenige Rührung wieder, die ich in den Tagen meiner Unſchuld ſo oft empfand, und dieß machte mich bis zum Thränen weich. Der Doktor **Redlich**, der, wie Du weißt, an der Muſik mit ganzer Seele hängt, ſetzte ſich zu mir, nahm mich bey der Hand, und ſagte: „Lieber Herr **Morgenſtern**! ſo gefallen Sie mir; ich ſehe, die alte Tugend braucht ihre Rechte bey Ihnen. Iſt es hier nicht beſſer, als in Ihren ausſchweifenden Studentengeſellſchaften?“ Ich konnt' ihm kein Wort antworten, ſo ſehr war ich betroffen. Denn der ſchreckende Gedanke an mein ausſchweifendes Leben erwachte in ſeiner völligen Stärke bey mir. Er merkte es, und ſchwieg: und ſo ſaſſen wir, bis die Muſik zu Ende gieng, und man zur Abendmahlzeit verſchritt.

Bey der Tafel machte mich der Wein munterer. Ich ſcherzte, ſchraubte die Damens; kurz ich fiel faſt in meine gewohnte Zügelloſigkeit. Erſt hatte ich nicht gemerkt, daß **Emiliens** Blicke, wie mir hernach **Reimann** ſagte, immer auf mich gerichtet waren. Da ich aber die **Wellern**, mit der ich nach der Tafel ſchäkerte, und die eben die Tugend nicht zu ihrem Wahlſpruche macht, vor aller Geſellſchaft küßte, wurde ich gewahr, daß ſie einen verächtlichen Blick auf mich warf, ſich umdrehete, und der Doktorin etwas ins Ohr ſagte. Beyde ſahen dann ſehr ſteif auf mich, und ich merkte wohl, daß ich durch meine Ausgelaſſenheit es bey **Emilien** verdorben hatte.

Nun wurde der Ball eröfnet. Erſt wurden Menuetten getanzt. Ich tanzte eine mit **Emilien**; ich merkte aber, daß ſie ſehr kalt gegen mich war. Das gieng mir durch Mark und Bein; ich hätte mich umbringen mögen über meine Unvorſichtigkeit. Endlich ſetzte ich mich in einen Winkel, rauchte eine Pfeiffe Taback, und ſah dem Engliſchen zu, das man angefangen hatte. Du weißt, daß ich niemals Engliſch tanze. Es iſt mir zu genirt; man hat nichts zu thun dabey, als auf den Tanz Achtung zu geben. Darum ſchlug ichs auch dießmal aus. **Reimann** tanzte mit **Emilien** vor. Du weißt, daß der Kerl ganz herrlich tanzt, und jetzt griff er ſich beſonders an, da er eine ſo reizende Tänzerin hatte. **Emilie** tanzt niemals auf dem Theater; aber ſie iſt dennoch eine der geſchickteſten Tänzerinnen, die ich jemals geſehen habe. O Thalmann! es war wahre Augenweide für mich, da ich das göttliche Mädchen wie eine Engelsgeſtalt durch die Reihen fliegen ſah; wie ihr niedlicher Fuß immer zu ſchweben ſchien; mit welcher Geſchicklichkeit ſie die Figuren des Tanzes traf; mit welcher unnachahmlichen Grazie ſie jeden ihrer Tritte belebte, und wie immer der Himmel aus ihren ſchönen Augen lächelte! —

Da das Engliſche zu Ende war, brachte ich **Emilien** ein Glas Punſch. Sie hatte ſich ſehr erhitzt, und ihre Wangen glühten wie die Morgenröthe. Ich ſetzte mich neben ſie, ergrif ihre ſchöne Hand und küßte ſie; mit ihrem Schnupftuche wiſchte ich ihr den Schweiß ab. Alles das ſchien ſie gütig aufzunehmen. Ich nahm mich aber auch in Acht, daß ich die Ehrfurcht gegen ſie nicht hintanſetzte. „Warum tanzen Sie nicht „Engliſch? Sie müßten es recht gut tanzen; und „Sie können es gewiß,“ ſagte ſie. Es erhitzt mich „zu ſehr,“ antwortete ich, „und überdieß iſt mir's „zu genirt.“ — „So!“ ſagte ſie wieder; „und „ich muß geſtehen, es iſt mein Leibtanz. Man iſt „dabey den Anfällen unhöflicher Mannsperſonen „nicht ſo ſehr ausgeſetzt, als bey den übrigen „Tänzen; es iſt nächſt der Menuet der keuſcheſte „Tanz unter allen.“ Ich fühlte mich betroffen, gab ihr aber Recht, lobte ihre ungemeine Geſchicklichkeit im Engliſchen, und ſprach ſo vernünftig, hielt das in mir lodernde Feuer ſo an mich, daß ich ihr Wohlgefallen darüber deutlich merkte. Wir kamen auf die Litteratur zu ſprechen. Sie ſagte mir, daß **Klopſtock** und **Gellert** ihre Leibdichter wären. Ich rühmte den **Wieland**. Sie gab mir Recht, daß er ein groſſer Dichter ſey, daß aus allen ſeinen Schriften der denkende Kopf und der philoſophiſche Geiſt hervorblicke; es ſey aber zu bedauren, daß er oft die Moralität zu ſehr aus den Augen geſetzt habe.

Der Tanz dauerte fort. Man tanzte Cottillons. **Reimann** und der Doktor aber ſchlugen uns einen Spaziergang im Garten vor. Wir drey Mannsperſonen, **Emilie** und die Doktorin giengen alſo hinaus. Der Mond ſtand in voller Pracht über uns. Wir giengen Hand in Hand einigemal den Garten auf und nieder. Darauf ſetzten wir uns unter eine Niſche, ſo daß ich zwiſchen **Emilien** und der Doktorin zu ſitzen kam. **Reimann** ſaß **Emilien** zur Rechten, und ſie zwiſchen uns beyden. O **Thalmann**! ſo wohl, und zugleich ſo weh iſt mir nie geweſen, als dieſe halbe Stunde über. Ich ſaß dicht an meiner **Emilie**, hielt ihre warme weiche Hand in den meinigen; ihr ſchöner Leib berührte den meinigen; das drang mir durch alle meine Adern, wie ein elektriſcher Funken; das Schauerliche der Laube, worunter wir ſaſſen, der hellglänzende Mond, der durch die Blätter hindurch ſchimmerte, das etwas entfernte Getön der Muſik, alles dieß vereinigte ſich, meine Seele zu einem mir bisher ganz unbekannten Gefühl zu ſtimmen. Ich redte wenig, dachte nur an mein Glück, und da ward mir wohl. Wenn aber mitten unter dieſen Gefühlen mein Gewiſſen erwachte, und ich immer zitterte vor dem Augenblick, da **Emilie** meine ganze ſchwarze Seite durchſchauen würde, da wurde mir ſo weh, ſo bang, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. **Emilie** ſprach viel Gutes mit dem Doktor und ſeiner Frau, über die unſchuldigen Vergnügungen des Lebens, über das Glück der Freundſchaft; ſie ſagte unter andern: „Ich denke gewiß, die Gottheit hat uns zur Freude geſchaffen; ich habe immer bey meinem vielen Kummer, den ich ſchon in meinen jungen Jahren in „der Welt erlitten habe, einen Hang zu unſchuldigen Freuden gehabt; dieß hat mir denn oft „mein Elend erträglich gemacht, wenn ich unter „ſeiner Laſt zu erliegen dachte. Wer nur ſein Gewiſſen rein behält, dem iſt es immer wohl.“ Das ergriff mich wie Feuer. „Wie? Mademoiſell?“— ſagte ich, „wer konnten die Unmenſchen ſeyn, die „eine ſo ſchöne Seele betrübten?“ — „O! es „giebt Verräther, boshafte Menſchen; ich habe „ſie kennen lernen,“ ſagte ſie, und die Thränen quollen ihr aus den Augen. Wir wurden alle gerührt, ſtunden auf, und giengen wieder zur Geſellſchaft.

Es wurde deutſch zu tanzen angefangen. Du weißt, daß das mein Leibtanz iſt; man kann dabey ſein Mädchen ſo ganz in Armen haben, und alle Seligkeiten des Genuſſes fühlen. Das Glück traf mich mit **Emilien**; wir tanzten zum Bewundern feſt an einander geſchlungen die Reihen hindurch. Ich dachte, ich ſchwebte von Himmel zu Himmel, ſo wohl war mir, da ich das Mädchen in meinen Armen hielt, ſie oft an meine Bruſt drückte, und ſie ihren wallenden Buſen an dem meinigen hob. Einigemal merkte ich, daß ſie ſich von mir zurück zog, und die Augen niederſchlug, wenn ich ſie anſah. Der Taumel meiner Empfindung ließ mich aber daran nicht weiter denken. Als der Tanz zu Ende war, führte ich ſie ans Fenſter, ſchloß ſie in meine Arme, und ſagte: „Verzeihen Sie, meine Schöne! ich habe Sie „zu ſehr erhitzt!“ und in dem Augenblick zog mich eine unwiderſtehliche Gewalt an ihre Wangen. Ich mußte ihr einen Kuß auf ihren ſchönen Mund drücken, und wenn ich hätte darüber ſterben ſollen. Aber **Thalmann**, ſo ein Kuß, den die wahre Liebe giebt, iſt ganze Welten werth. Welche Süßigkeit, welche namenloſe Wonne von ihrem Munde auf den meinigen floß, das können nur Liebende begreifen. O! was war dieß für ein himmelweiter Unterſchied gegen die Küſſe, die ich ſo unſchmackhaft an meine Buhlerinnen verſchwendete! Aber ich hatte auch damit alles bey ihr verdorben. „Ach! Herr **von Morgenſtern!** ſagte ſie, „Sie haben wenig feine Empfindung;“ und damit riß ſie ſich von mir los, und flohe in einen Winkel. Die Doktorin gieng zu ihr, und da ſahe ich, daß **Emilie** weinte. Ich hätte mich durchbohren mögen; ſo raſend war ich auf mich ſelbſt. Sie tanzte noch ein Solo mit **Reimann.** Dann gieng der Ball zu Ende. Beym Abſchiede war ſie ſehr kalt gegen mich. **Reimann** führte ſie wieder nach Hauſe. Ich lief in meinem Aerger allein nach Hauſe, ohne eine Dame zu führen, legte mich in Kleidern aufs Bette, und ſchlief die ganze Nacht nicht.

Siehſt Du, **Thalmann**, ſo gieng mir's mit meiner dummen Dreiſtigkeit. Mache, daß ich bald einen Brief von Dir bekomme. Ich bin

Dein

unglücklicher Freund

Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Fünfter Brief.

Fortſetzung.

Den 11. Junius.

Da unſer Bote heute noch nicht abgehet, ſo kann ich Dir meine Geſchichte fortſetzen.

Mein voriger Brief ſchloß ſich damit, daß ich voller Unruhe vom Ball nach Hauſe kam, und mich in Kleidern niederlegte. Ich konnte nicht ſchlafen vor der Marter meines Gewiſſens. Gegen ſechs Uhr früh zog ich mich erſt aus, legte mich noch einmal nieder, und ſchlummerte aus Müdigkeit ein. Aber Gott, was für ein Schlummer war das! welche ſchreckliche Phantaſien brachte er in meiner Seele hervor! Noch ſchaudert mich's, wenn ich daran denke — Du kennſt mich, **Thalmann**; Du weißt, daß ich ſonſt kein Traumnarr bin. Aber der Traum, der mir dieſen Morgen träumte, iſt mir wahrlich bedenklich. Er kömmt mir gar nicht aus den Gedanken; und wenn es wahr iſt, wie einige Philoſophen behaupten, die ich ſonſt verlachte, daß diejenigen Träume bedeutend ſind, deren man ſich nach dem Erwachen auf das lebhafteſte erinnert, und die ein gewiſſes feſtes Vertrauen auf ihre Vorbedeutung bey einem hervorbringen, ſo iſt mein Traum gewiß ein Fingerzeig meines künftigen Schickſals. Auslegen kann ich ihn nicht; verſuch, ob Du es kannſt!

Meine Phantaſie ſtellte mir **Emilien** todt vor: ſie lag auf einer Art von Paradebette in einem ſehr groſſen Zimmer. Die Roſen ihrer Wangen waren verwelkt; die ſchönen Augen geſchloſſen; Todtenbläſſe ruhte auf ihrer Stirne. Sie war in weiſſen, mit ſilbernen Treſſen geſtickten Atlaß gekleidet.

kleidet. Ein koſtbarer Ring ſtak ihr am Finger, und ein Diadem blitzte auf ihren ſchönen braunen Haaren. In ihrer Miene lächelte die ſchlafende Unſchuld, wenn ſie ſich dem Gefühl ſtiller Freuden ergiebt. Eine groſſe Menge Leute, die mir theils bekannt, theils unbekannt waren, füllte das Zimmer. Sie waren alle in Gallakleidern, ohne Trauer; eine fröliche Muſik ließ ſich von weitem hören, worüber ich mich wunderte, und recht herzlich ärgerte. Was mir aber am befremdlichſten vorkam, war, daß ein gewiſſer Menſch, Namens **Liebehold**, den ich hier auf der Akademie nur von Anſehen kannte, und der, ſo viel ich weiß, vor einigen Wochen nach **Liefland** gegangen iſt, der todten **Emilie** zur Rechten ſtand. Der Menſch hatte eine königliche Geſtalt. Er war prächtig gekleidet, und ein unaufhaltſames Feuer der Freude blitzte aus ſeinen Augen, indem er ſeine Blicke auf den Leichnam warf. Zur Linken des Leichnams ſtand ein Jüngling von blendender Schönheit, welcher mich mit Augen der Liebe und des Mitleids betrachtete. Sein Anſehen gieng über die Menſchheit, und der Glanz, den er von ſich warf, ſtellte ihn meiner Phantaſie als einen Engel vor. Die ganze Geſellſchaft ſchien ihn gar nicht zu bemerken; denn niemand blickte auf ihn. Ich allein war in Trauerkleidern. Eine unbeſchreibliche Wehmuth hatte mich ergriffen. Ich ſaß zu den Füſſen des Leichnams, und meine

Thränen floſſen wie Waſſerbäche aus meinen Augen. Doch fühlte ich die Wuth der Verzeiflung nicht in mir; nur von einem gewiſſen ſanften, aber ſchmerzhaften Gefühl des Traurens war mein Herz erfüllt. Niemand ſchien mich zu achten. Endlich kam der Jüngling, den ich für einen Engel hielt, auf mich zu, und ſagte: „Weine nicht, „mein Freund! küſſe die Hand deiner Freundin, „und danke ihr für ihre Liebe: denn ſie rettete „dich vom Verderben!“ damit wies er auf den Leichnam. Auf einmal ergoß ſich eine unbeſchreibliche Heiterkeit über mein ganzes Weſen. Ich ſtand auf, und mit einer Art von Entzückung küßte ich **Emiliens** Hand, die aber zu meinem größten Erſtaunen voller Leben und Wärme war. Indem ich's that, wurde ich gewahr, daß ſich ein Frauenzimmer von engliſcher Schönheit, aber, wie ich, ſchwarz gekleidet, und die ich vorher nicht bemerkt hatte, durch den Haufen der Umſtehenden drängte, und der todten **Emilie** ebenfalls die Hand küßte.

Darüber wachte ich auf. Nun lag ich noch eine Stunde, und dachte, wiewohl vergebens, auf die Deutung dieſes Traums. Wie ich aufſtund, fühlte ich eine entſetzliche Lähmung in meinen Gliedern. Mein Bedienter ſagte, ich ſähe todtenblaß aus. Er fragte mich, ob ich krank ſey, ob er zum Doktor gehen ſolle? Ich ſchickte ihn aber zu **Emilien**, und ließ mich nach ihrem Befinden erkundigen. Sie ließ ſich ſehr höflich bedanken. Der gute Kerl war wie bezaubert von ihr. Er ſagte mir, ſie ſey auſſerordentlich freundlich geweſen, und hätte mich, da er ihr geſagt, daß ich nicht wohl ſey, recht ſehr bedauert. Darüber wurde ich wieder ein wenig heitrer; doch konnte ich um zehn Uhr nicht ins Collegium gehen. Mein Gemüth war in der größten Unruhe; ich ergriff faſt alle Bücher, die ich hatte, aber keines wollte mir behagen. Endlich nahm ich den **Siegwart**, den mir **Reimann** gegeben, ich aber noch nicht angeſehen hatte. Darüber ſaß ich dann bis Mittags, ließ mir das Eſſen auf die Stube bringen; aß aber wenig, und las wieder im **Siegwart** Ich war eben bey der Stelle, wo der Dichter die reizende Beſchreibung von **Thereſen**, **Siegwarts** Schweſter macht; ich fand die meiſten Züge meiner **Emilie**, und freuete mich recht herzlich darüber, als etwas meine Treppe hinauf donnerte, daß ich dachte der Henker wäre los. An den Stimmen erkannte ich **Plothon** und **Haberkorn**. Denn die Kerls lärmten wie die beſoffenen Bauern. Meine Stubenthüre aufgeriſſen, hereingetobt, und mich beym Aermel ergriffen, war eins. „Was Teufel!“ fieng **Haberkorn** an; „Kerl! wie ſiehſt du aus? im Schlafrocke, und wie ein alt Weib ſo tiefäuglicht da geſeſſen — ſag' an Kerl, was fehlt dir?“ — „Es iſt mir nicht wohl, Brüder!“ antwortete ich. „Ey, was? Narr!“ fuhr **Haberkorn** fort, „nicht wohl! — Du wirſt einmal zu viel geſoſſen haben? he? Warte nur, es ſoll dir ſchon „anders werden. Komm! wir wollen nach **P.** „reiten! Mach Kerl, zieh dich an! he! **Heinrich!** „geh! beſtell gleich ein Pferd für den Herrn Bruder! geſchwind!“ Mein Kerl kam, ich gab ihm aber einen Wink zu bleiben. Indeſſen hatte mir **Plotho** den **Siegwart** aus der Hand geriſſen. „Nun! nun!“ fieng er an, „wenn der „im **Siegwart** lieſt, da lacht’ ich mir doch einen Buckel. He! he! Du wirſt wohl gar noch „ein verliebter Narre?“ — „Alle Teufel! da wär’ „er geliefert!“ fuhr **Haberkorn** fort. „Ich drehete dir doch die Fuchtel im Leibe herum, wenn „du in deinen alten Tagen noch ſo ein Narr würdeſt; der Teufel hat manchmal ſein Spiel!“ ſagte **Plotho** wieder. „Her mit der Skarteke!“ fuhr **Haberkorn** fort; „will’s mitnehmen; wir „wollen in **P.** die Pfeiffen damit anbrennen.“ Damit riß er **Plothon** das Buch aus der Hand, und wollt’ es einſtecken. „Wenn du mich lieb haſt, „ſo laß mir das Buch, **Haberkorn**; es iſt **Reimannen.**“ — „Laß es ihm nur!“ ſagte **Plotho**, „das ſüſſe Herrchen ſtürbe, wenn wir ihm „das Buch nähmen.“ Mit vieler Mühe erhielt ich’s endlich wieder. „Nun, wie lange wird’s, „Kerl! zieh dich an! Hör’ nur, es ſind zwey friſche Menſcher in **P.** angekommen;“ ſagte **Haberkorn.**

berkorn. Das war mir wie ein Donnerſchlag aufs Herz. Denn ich dachte an meine Lebensart. „Bleibt mir vom Leibe, Brüder, heute!“ ſagte ich, „ich kann nicht mit; es iſt mir wahrlich nicht „wohl. Wenn ihr meine Freunde ſeyd, ſo laßt „mich heute“ — „Nun! das iſt doch ein Wort!“ ſagte **Plotho**; „ein andermal, **Morgenſtern**! „Leb' wohl!“ Er küßte mich, und darauf giengen ſie fort.

Ich war froh, daß ich die Kerls los war. Aber wahrlich, Bruder, mich ſchauderte das erſtemal, da ich wieder allein war, vor unſrer bisherigen Lebensart. Gott, dachte ich, ſo haſt du's oft auch gemacht! Was wär' aus dir geworden, wenn das ſo fortgegangen wäre? Du willſt dich ändern — ja gewiß! das willſt du thun.

Plotho iſt noch nicht ſo wild wie **Haberkorn**; dieſer hat mich und ihn verführt. **Haberkorn** kam ſchon von J. als ein Teufel her. Du haſt mich oft vor ihm gewarnt. Aber — o! daß ich Dir gefolgt hätte!

Ich las wieder in meinem **Siegwart**. Um vier Uhr kam **Reimann**. Er erſchrack über meine Bläſſe. „Gott!“ ſagte er, „**Morgenſtern**! „Du ſieheſt ja wie eine Leiche! „Haſt Du ein „Fieber? Gewiß haſt Du Dich geſtern mit dem „Deutſchtanzen verderbt.“ Es war mir lieb, daß er kam; denn da hatte ich doch jemanden, mit dem ich von **Emilien** ſprechen konnte. Ich ſagte ihm, daß ich die Nacht nicht geſchlafen hätte, viel Mattigkeit in Gliedern verſpüre, ſonſt aber ganz wohl ſey. Ich fragte ihn, ob er **Emilien** heute nicht geſprochen hätte? „Ey! weißt Du „denn nicht, daß heute **Romeo** und **Julie** auf„geführt wird? daß **Emilie** die **Julie** ſpielt?“ ſagte er. „Was? **Emilie** mach die **Julie**?“ antwortete ich; „da muß ich hinein, und wenn „ich mich ſollte hinein tragen laſſen. Du mußt „mit, Bruder!“ — „Ich geh ſo hinein,“ ſagte **Reimann**. „Mache nur, und zieh Dich an, daß „wir noch einen guten Platz bekommen.“ Ich zog mich geſchwind an; und dann flogen wir ins Schauſpielhaus. **Reimann** erzehlte mir unterwegs, daß **Haberkon** und **Plotho** mit noch zwey Studenten wie die preußiſchen Huſaren zum Thore hinaus nach **P.** zu geſprengt wären; er lobte mich, daß ich nicht mitgeritten war. „Unterlaß „künftig das Dorfgehen!“ ſagte er; „und wenn „Du Dir ein Vergnügen machen willſt, ſo geh „ins Schauſpiel. Das iſt das reinſte Vergnügen, „und zugleich mit Nutzen verbunden. Ich verſprachs ihm, und entdeckte ihm meinen Vorſatz, meine wilde Lebensart künftig einzuſtellen, worüber er ſich freute. Die Comödie iſt lange meine Sache nicht geweſen; beſonders Trauerſpiele konnt' ich gar nicht leiden. Es war mir ärgerlich, wenn mich etwas im Fortgange meiner wilden Vergnügungen hindern wollte; und weil ich die Zeit von fünf bis acht Uhr immer auf den Dörfern lag, ſo konnte ich ohnedieß nicht ins Schauſpiel gehen.

Nun ſollt' ich Dir wohl ſchreiben, wie Emilie die Julie ſpielte. Unnachahmlich ſchön iſt alles, was ich Dir davon ſagen kann. Denn wenn ich mich auch auf die Dramaturgie beſſer verſtünde, als ich mich wirklich darauf verſtehe, um alle Schönheiten ihres Spiels zu entwickeln, und mit dramaturgiſchen Kunſtwörtern meine Beſchreibung auszuſchmücken, ſo würde ich's dennoch nicht fähig ſeyn, weil mich meine Rührung durchaus auf die Kunſt nicht Achtung geben ließ. Ich habe das Weinen immer für etwas einem Manne ganz unanſtändiges gehalten; ich glaubte dieß aus Grundſätzen des männlichen Ernſts und der Stärke ſeines Geiſtes zu ſchlieſſen. Ich hielt mich für den geſetzten Mann, dem Weinen eine Schande ſey. Aber ich habe mich geirret, Bruder. Nur mein rohes verwildertes Herz war keines ſanften Gefühls fähig. Aber jetzt hat die Liebe mein Herz geſchmolzen; ich fühle mich menſchlicher; und da mußte dann nothwendig mein Herz deſto mehr erſchüttert werden, je ungewohnter mir die Empfindungen des Mitleidens und Trauerns waren. Ich habe das ganze Trauerſpiel über faſt unaufhörlich geweinet; oft ſchämte ich mich, und verbarg meine Rührung vor den Umſtehenden. Viele hatten die Augen auf mich gerichtet', weil ſie dieß noch nie an mir geſehen hatten. Bey der Stelle, wo **Julie** ſich in Gedanken unter die Todten ſetzet, und in ihrer Phantaſie mit den Würmern kämpfet, lief mir ein kalter Schweiß über. Ich dachte an meinen Traum, und ein heftiges Zittern überfiel mich. Als ich aber im fünften Aufzuge **Emilien** als die todte **Julie** im Sarge liegen, und eine wirkliche Todtenbläſſe auf ihrem Geſichte ausgebreitet ſah, ſtellte ſich mir das ſchreckliche Bild von voriger Nacht in ſeiner ganzen Furchtbarkeit dar. Ich konnte mich kaum aufrecht erhalten; die Thränen vertrockneten mir in Augen; ein ſtummer Schmerz bemeiſterte ſich meiner dermaſſen, daß ich vor Beklemmung meiner Bruſt kaum Athem holen konnte. Oft beneidete ich **Dörmern**, der den **Romeo** mit der ihm eigenen Vortreflichkeit ſpielte. Ich wünſchte an ſeiner Stelle mich auf **Emilien** hinwerfen zu können, um all' meinen Schmerz auf ihren blaſſen Wangen zu verweinen, und von ihren ſüſſen Lippen mir Labung und Troſt der Seele zu erküſſen. Sie ſpielte die Sterbende zum Bewundern; das Klatſchen dauerte noch lange fort, da der Vorhang ſchon zugefallen war. Man rufte ihr ein Vivat über das andre, nannte ſie die zweyte **Schulzin**, und die meiſten Zuhörer, beſonders das Frauenzimmer, war äuſſerſt gerührt.

Ich gieng auf's Theater, und war ſo glücklich, **Emilien** meine Freude über ihren erhaltenen Beyfall zu bezeigen. Aber wie reizend das Mädchen ausſahe, dieß läßt ſich gar nicht beſchreiben, **Thalmann**! Eine gewiſſe Mattigkeit, die von der heftigen Erſchütterung ihrer Lebensgeiſter beym Spiel herzukommen ſchien, gab ihr ein ſo ſchmachtendes rührendes Anſehen; ihre Blicke waren ſo ſanft und der Ton ihrer Sprache war ſo weich, daß ſie das wildeſte Herz zu rühren ſchien. „Ich bedaure Ihre Unpäßlichkeit, Herr **von Morgenſtern**!“ ſagte ſie mit einer ungemeinen Leutſeligkeit. „Warum haben Sie ſich heraus gemacht? — Sie hätten ſich ſchonen ſollen.“ — „O! ſagte ich, indem ich ihr die Hand küßte, „ich hätte lieber ſterben wollen, als heute die reizende **Julie** nicht ſehen. Gewiß, Mademoiſell, Sie haben mich heute ſehr gerührt, ſehr gebeſſert. Und Ihr gütiges Mitleiden bey meiner Unpäßlichkeit aus Ihrem Munde zu hören, iſt kräftiger und heilſamer für mich, als die koſtbarſten Arzneyen.“ — „Es iſt mir lieb, daß Sie gerührt worden ſind,“ antwortete ſie. „Man erreichet nicht immer dieſe Abſicht; aber Ihre Augen ſagen mir, daß ich ſie bey Ihnen erreicht habe. Nur eines bitte ich mir aus, wenn Ihnen an meiner geringen Freundſchaft etwas gelegen iſt, ſo unterlaſſen Sie Ihre Schmeicheleyen künftig.“ Ich verſprachs ihr. Sie ſprach noch unterſchiedenes mit mir und mit **Reimann**, und dann ließ ſie ſich nach Hauſe tragen; denn es regnete ſehr heftig. **Reimann** gieng mit zu mir. Wir ſprachen den ganzen Abend von **Emilien**, bis **Reimann** nach Hauſe gieng.

Ich ſchlief die Nacht ſehr ruhig. Dieſen Morgen hab' ich, wie Du ſieheſt, geſchrieben. Es iſt bald Mittag. Ich muß mich anziehen, und ſehen, ob ich **Emilien** ſprechen kann.

Nachmittags.

O! wie gut iſt es, **Thalmann**, daß ich geſtern nicht mit nach **P.** geritten bin. Es iſt Schlägerey mit den Hallenſern geweſen; ſie iſt über die Menſcher hergekommen. **Plotho** hat die eine den Hallenſern vom Tanze genommen, und darüber ſind dieſe böſe geworden. **Haberkorn** hat einem Hallenſer die Naſe abgehauen; **Plotho** iſt verwundet; **Holzmannen** haben ſie faſt alle Haare aus dem Kopfe gerauft, und ihn in einer Miſtpfütze herumgeworfen. Die Hallenſer haben endlich unterliegen müſſen; beſonders hat **Haberkorn** wie ein Raſender in ſie hinein gehauen. Sie haben es ihm aber geſchworen, ſich an ihm zu rächen.

Noch Vormittags kam **Lorenz** zu mir, und erzählte mir das alles; **Plotho** hatte ihn abgeſchickt, daß ich zu ihm kommen ſollte. Ich fand ihn nur leicht verwundet; er konnte herum gehen; es hatte ihn nur ein ſtarker Hieb in die Bruſt getroffen, der aber nicht bis auf den Knochen gegangen war. Doch war er ſehr kleinmüthig, und befürchtete zu ſterben. Er bat mich, daß ich ihm einen Notarius holen ſollte: er wolle ſein Teſtament machen. Weil er ſchöne Güter in **Liefland** hat, ſo hielt er dieſe Vorſicht für nöthig. Er will ſein Vermögen ſeiner Schweſter Tochter, einer Baroneſſe von **Roſenſtröm**, die eine Waiſe und noch ſehr jung iſt, vermachen. Auch einen Geiſtlichen mußte ich ihm rufen.

Beydes habe ich gethan, und eben will ich wieder hin zu ihm. Ich ſoll Zeuge beym Teſtamente ſeyn.

Da werd' ich wohl heute bey ihm zubringen müſſen. Ich thue ihm dieſen Freundſchaftsdienſt gern. Nur ſchmerzt es mich, daß ich nun **Emilien** nicht ſprechen kann. **Haberkorn** hat ſich aus dem Staube gemacht, ſeine Manichäer ſind ganz raſend darüber; denn er iſt viel ſchuldig. Schon iſt die Schlägerey beym Concilio bekannt, und ich ſtehe nicht dafür, daß **Vlotho** Hausarreſt kriegt, **Holzmann** aber aufs Carcer muß, und alsdenn alle dreye relegirt werden.

Hier muß ich abbrechen. Vergiß nicht
Deinen

treuen Freund
Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Sechſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 13. Junius.

Ich weiß nicht, meine Henriette, ob mich meine Sehnſucht nach Dir hier ſo niedergeſchlagen macht? oder ob mir's von einem künftigen Unglücke ahndet, das mich hier erwartet? — Denn bey allen Vergnügungen, woran mir's gar nicht mangelt, bey dem lauten Beyfalle, den ich hier einerndte, ſelbſt in den Armen der Freundſchaft, hängt mir immer eine gewiſſe Traurigkeit an, die mir deſto befremdender vorkömmt, weil ich, wie Du weißt, ſonſt immer luſtig und guter Dinge war. Jedoch vielleicht verliert ſich's bald wieder. Ich will mir Mühe geben, mein Gemüth zu beruhigen, und meine guten Tage zu genieſſen, weil ich ſie habe. Wir ſind ja ſo nicht auf der Welt, uns unſer Leben durch Unruhe und Sorge ſelbſt zu verbittern. Gott hat uns zur Freude geſchaffen; und es kann dem Allgütigen nicht mißfallen, wenn wir uns unſer Leben ſo angenehm als möglich zu machen ſuchen. Hat dieſer allweiſe Gott ein trauriges Verhängniß über mich beſchloſſen, ſo wird er mir's auch tragen helfen. Er hat mich ja durch ſo viel Gefahren hindurch geführet, und mir

mir immer geholfen, wenn ich glaubte von aller Welt verlaſſen zu ſeyn. Dank ſey es denen, die mich in meiner Kindheit leiteten, daß ſie mir Liebe zur Religion und Tugend einflößten! Dadurch bin ich vor aller Verführung geſichert, und in allem Unglück ſtandhaft geweſen.

Hier iſt es eine meiner angenehmſten Beſchäftigungen, an Dich zu ſchreiben. Gewiß, **Henriette**! wer das Briefſchreiben erfand, muß der größte Menſchenfreund geweſen ſeyn. Er muß gewußt haben, wie es einer fühlenden Seele zu Muthe iſt, die entfernt von dem, was ihr lieb und theuer iſt, leben muß. Dank ſey auch von mir der Aſche dieſes wohlthätigen Mannes! Thu Du ein gleiches, meine **Henriette**; und ſo laß uns Hand in Hand unſre Laufbahn durchwandern, bis wir ſie mit der Ewigkeit verwechſeln.

Meine Doktorin liebt mich täglich mehr. Ich bin faſt immer bey ihr, oder ſie bey mir. Eine ſo gute Frau mußte denn freylich meine Freundin werden. Sie trägt groſſes Verlangen, meine Geſchichte zu wiſſen: ich hab' ihr aber zur Zeit nur wenig davon erzählet. Sie iſt faſt die einzige Freundin, die ich hier habe; ich ſuche auch keine weitläuftige Bekanntſchaft. Du weißt, daß ich nie eine Liebhaberin davon war. Eine junge Schauſpielerin, Demoiſelle **Weichholdin**, hat ſich ſehr an mich gehangen. Sie iſt eine Waiſe, die meine Frau Principalin aus Barmherzigkeit zu ſich genommen hat. Ihr Vater war ein armer Buchbinder; ſie war ſein einziges Kind. Man wollte ſie in ein Waiſenhaus bringen; aber Madam D. nahm ſie zu ſich, und erzog ſie zum Theater. Sie genießt bey ihrer Pflegemutter eine gute Erziehung; ſie tanzt vortreſlich, und ſpielt ſchon ſehr ſchwere Rollen mit Beyfall. Ich bin dem Mädchen herzlich gut; ſie iſt eine gute empfindſame Seele, ohne Falſchheit. Ihre Figur iſt ſehr ſchön: eine ſchlanke Blondine mit blauen Augen und roſigten Wangen. Da ſie mich zuerſt beſuchte, ſagte ſie: „Vergeben Sie mir, meine beſte Mademoiſell, daß ich Sie beſuche! Ich bin ein armes „Mädchen, das eben darum keine Freundin hat, „weil ich arm bin. Madam D. ſagte mir aber, „Sie dächten nicht wie die gewöhnlichen Menſchen; ich ſollte zu Ihnen gehen, vielleicht gönnten Sie mir Ihre Liebe: ich könnte viel von „Ihnen lernen. Wenn Sie aber ein armes Mädchen auch verachten, wie die andern, ſo ſagen „Sie mir es lieber gleich! ich traue es Ihnen „aber nicht zu. Vergeben Sie mir meine Offenherzigkeit! ich rede gern, wie mir es ums Herz „iſt.“ Ich ſchloß das liebe Mädchen in meine Arme, verſicherte ſie meiner Freundſchaft, und ſagte ihr, daß ſie alle Tage zu mir kommen könne. Sie weinte an meinem Halſe, und ſagte, ſie weine vor Freuden, weil ich ſie nicht verachte, ſie wolle mich ewig dafür lieben.

Iſt es nicht etwas Angenehmes, **Henriette**, die leidende Unſchuld zu ſchützen, und bekümmerten Seelen Troſt zuzuſprechen? Das Mädchen lieſſe nun das Leben für mich. Madam D. ſagte mir, daß ſie von vielen der übrigen Schauſpielerinnen verachtet würde, weil ſie arm und tugendhaft ſey: ſie hätte viel reiche Liebhaber gehabt, aber ſie wolle lieber arm bleiben, als auf Koſten ihrer Ehre und Tugend reich werden. Herr **Dörmer**, einer der Hauptakteürs, ein tugendhafter edler Mann, ſchien mir unter allen die meiſte Achtung für ſie zu haben. Er ſagte mir heute, da er mich mit **Amalien**, ſo heißt das gute Mädchen, ins Schauſpiel, Arm an Arm geſchloſſen, kommen ſah: „Sie müſſen edel denken, „Mademoiſell **Sommer**, daß Sie die gute **Amalia** in Ihren Schutz nehmen. Der Himmel „lohne Ihnen dieſe That! Ich hoffe, meine liebe „**Weichhold**, Sie werden Ihre Führerin verehren, wie ſie es verdient. Vielleicht können Sie „einmal ihre Höhe erreichen.“ Damit entfernte ſich der edle Mann mit thränenden Augen, ohne daß wir ihm auf ſein verbindliches Compliment antworten konnten.

Ich ſchrieb Dir neulich, daß ich mit meinen Hausleuten zu einem gewiſſen Herrn **Biederſee** zum Beſuch gehen ſollte. Ich muß Dir eins und das andre von dieſem Beſuch erzählen. Der Herr von **Morgenſtern** war auch da. Ach! **Henriette,**

riette, der Menſch liebt mich, das hab' ich deutlich gemerkt. Aber er iſt ein böſer Menſch. Hernach will ich Dir alles erzählen, was ich nun von ihm erfahren habe. Der Grund ſeines Herzens iſt gut, aber böſe Geſellſchaft hat ihn verwildert. Seine vortreflichen Leibes- und Gemüthsgaben ſind zu bedauren. Ich kann ihm mein Mitleid nicht verſagen. Wenn er nur beſſere Geſellſchaft hätte, vielleicht wär' er noch zu retten.

Vor allen Dingen muß ich Dich mit dem Herrn **Biederſee** bekannt machen. Er iſt ein reicher Kaufmann, ungefehr vierzig Jahr alt, ein Mann von munterm Geiſte und von ungemeiner Artigkeit. Aus ſeiner Miene lacht immer die Heiterkeit ſeines Gemüths; ſein Geſpräch iſt angenehm und voller Witz. Er ſcherzet mit jedermann, aber anſtändig, und ſchraubt die ganze Welt, aber ſo, daß es ihm niemand übel nimmt. Ich muß geſtehen, **Henriette**, der Mann iſt ganz für mich; ich muß mir ſeine Freundſchaft zu erwerben ſuchen, und ſeine Laune ſoll mir gute Dienſte thun. Seinen Reichthum wendet er zu Wohlthaten an, die er den Armen erweiſet. Man kann ihm einen groſſen Dienſt erzeigen, wenn man ihm Gelegenheit giebt, jemanden Gutes zu thun. Ich werde mir das für meine **Amalie** zu Nutze machen; doch darf ſie nichts davon wiſſen, denn ſie iſt ſehr delicat. Sonſt lebt er gerne vergnügt mit ſeinen Freunden, und giebt ihnen oft kleine Gaſtmäler. Er iſt unbeweibt, wird auch wohl nie heurathen. Er ſagte mir, er hätte in ſeiner Jugend ein Mädchen geliebt, die ihm den Korb gegeben hätte, weil er ihr nicht reich genug geweſen wäre. Nach der Zeit wär' ihm eine ſehr anſehnliche Erbſchaft zugefallen; da hätte ſie ihn gern genommen, aber er habe, ſeitdem er reich worden, beſchloſſen, unverehelicht zu bleiben, weil er befürchte, daß man ihn nur um ſeines Reichthums willen nähme.

Wir waren ſehr vergnügt bey ihm; er überraſchte uns mit einem artigen Concert, und ein Ball folgte darauf. **Morgenſtern** und **Reimann** lieſſen ſich mit mir im Singen hören. **Morgenſtern** ſingt beſſer als **Reimann**, aber **Reimann** tanzt beſſer als er. Den erſtern lernte ich in dieſer Geſellſchaft ganz kennen. Er betrug ſich oft ſehr frey, und auch gegen mich nahm er ſich Freyheiten heraus, die ſeine ganze Denkungsart verriethen. Er muß ein ſehr wollüſtiger Menſch ſeyn; doch merkte ich auch, daß er ſich ſehr vor mir in Acht nahm, und ſehr an ſich hielt. Daß er mich liebt, daran kann ich nun gar nicht mehr zweifeln. Die ganze Geſellſchaft ſchien es ihm anzumerken. Aber ſag mir, **Henriette**, was ſoll mir die Liebe dieſes Menſchen? Wird ſie mich nicht in tauſend Verdruß ſtürzen? denn er iſt ein ſehr heftiger Menſch, der gewiß das Aeuſſerſte wagen wird. An eine eheliche Verbindung iſt nicht zu denken; denn er iſt von Adel; und was würde ſeine Familie ſagen, wenn er eine Comödiantin heurathete? Du weißt, wie mächtig ſich das Vorurtheil noch immer wider unſern Stand auflehnet. Mich auf eine Verbindung mit ihm einzulaſſen, die wider die Ehre und Tugend lieſe: da wollte ich lieber ſterben, und wenn ich Millionen dadurch erlangen könnte. Und wenn er mich auch ehelichen wollte, ſo könnte ich ihm doch gewiß nie mit derjenigen Zärtlichkeit zugethan ſeyn, mit welcher man einen Ehemann lieben muß, der uns durch unſer ganzes Leben begleiten, und Glück und Elend mit uns theilen ſoll. Alles, was ich für ihn empfinde, iſt ein gewiſſes Mitleiden, das ich mit ſeinem verderbten Carakter habe: und wenn ich ihn beſſern könnte, ſo würde dieß Mitleiden vielleicht in Freundſchaft, aber nie in Liebe übergehen. Denn wenn eine Mannsperſon einmal ſich ſo erniedriget, und ein ſo ausſchweifendes Leben geführt hat, ſo muß ein ehrbares Frauenzimmer allerdings einen Eckel vor ihr empfinden; und welche Mannsperſon, die der freyen Lebensart gewohnt iſt, wird ſeiner Frau getreu bleiben? — Der Hang zu dieſem Laſter wird ihn nie ganz verlaſſen.

Obgleich, wie in allen Sachen, ſo auch hier bisweilen von der Regel eine Ausnahme zu machen iſt, ſo gehört doch unfehlbar dieſe Ausnahme me unter die ſeltenſten und ungewöhnlichſten Erſcheinungen.

Was für ein wohlgeſitteter Menſch iſt **Relmann** dagegen! Ihm wird kein Zug eines unedlen oder verderbten Herzens entfahren. Denn ſein Herz iſt rein, wie eines Engels Herz. Er iſt ſehr artig gegen das Frauenzimmer, und es fehlt ihm an keiner Eigenſchaft, die zur Galanterie gehört. Aber ſeine Beſcheidenheit und ſeine feine Empfindung laſſen ihm auch nie ein Betragen zu, wodurch andre die Ehre geſitteter Frauenzimmer oft ſo öffentlich antaſten.

Er erzehlte mir geſtern auf mein Bitten etwas von des Herrn von **Morgenſtern** Geſchichte und Carakter. Ich will ſehen, ob ich mich ſeiner Erzehlung noch erinnern kann, wenn es auch eben nicht mit ſeinen eignen Worten iſt.

„Es iſt wohl ſelten (fieng er an) ein Menſch von ſo vielem Geiſte und ſo edlem Herzen ein ſo bedauernswürdiger Raub der Verführung geworden, als mein Freund **Morgenſtern**. Vor vier Jahren kam er aus **Curland** hier an, wo er auf dem akademiſchen Gymnaſio zu **Mietau** geweſen war. Ich war dazumal noch nicht auf der Akademie; aber ich beſuchte hier oft einen Freund, mit Namen **Thalmann**. Dieſer war des Herrn von **Morgenſtern** erſte Bekanntſchaft, und bey dieſem lernte auch ich ihn kennen. Das Herz bricht mir, wenn ich daran denke, was für ein vortreflicher Menſch er damals war, und ihn jezt mir als den lüderlichſten Dorfbruder denke! Sie wiſſen, was für eine ſchöne Leibesgeſtalt er noch jezt hat; hätten Sie ihn aber dazumal ſehen ſollen, ehe ſeine Ausſchweifungen die Schönheit ſeines Körpers vernichteten, Sie würden ihm Ihre Bewunderung nicht haben verſagen können. Man nannte ihn nur den ſchönen Edelmann. Die galanten Damen hieſiger Stadt ſuchten ihn alle in ihr Netz zu ziehen; aber ſeine Tugend entgieng damals aller Macht der Verführung. Seine Sitten waren ohne Tadel, und ſeine Artigkeit bezauberte jedermann. Sein Umgang hatte etwas Hinreiſſendes. Man hieng ihm mit ganzer Seele an, und vergaß alles in ſeiner Geſellſchaft. Der Adel ſeines Herzens flößte ihm die erhabenſte Denkungsart ein. Er liebte die ganze Welt. Oft gieng ſeine Liebe zu ſeinen Mitmenſchen in Schwärmerey über. Er fühlte ſich nie glücklicher, als wenn er einem Armen wohlthun, einen Unglücklichen ſchützen, oder ſonſt eine Tugend ausüben konnte. Für ſeine Freunde ließ er ſein Leben, wenn es darauf ankam; und wenn man ihn kränken wollte, ſo durfte man nur an der Beſtändigkeit ſeiner Freundſchaft zweifeln. Mit dieſen vortreflichen Gemüthsgaben verband er ungemein viel Kenntniſſe in der Philoſophie, in der Rechtsgelahrheit und in ſchönen Wiſſenſchaften. Er konnte den **Leibnitz**, der ſein Lieblingsphiloſoph war, faſt auswendig, und zu ſeinem Vergnügen las er bey Homer in griechiſcher Sprache. Man nannte ihn bald auch den gelehrten Edelmann. Die Lehrer der Akademie widmeten ihm ihre Hochachtung.“

„Er liebte die Religion; ſie allein war die Richtſchnur ſeines Lebens, und man konnte ihn bis aufs Aeuſſerſte beleidigen, wenn man verächtlich von ihr ſprach.“

„So lebte er zwey Jahr über, und war die Bewunderung aller, die ihn kannten. **Thalmann** war ſein liebſter Freund, ſein Rathgeber, ſein einziger Führer. Er liebte dieſen Menſchen wie ſeine Seele. **Thalmann** iſt aber auch ein ſehr liebenswürdiger Mann. Ihre Seelen ſchienen mit einander zu ſympathiſiren, weil ſie beyde rein wie Engelſeelen waren. **Thalmann** iſt einige Jahre älter als **Morgenſtern**. Darum hatte dieſer eine Art von Ehrfurcht vor jenem; und weil **Thalmann** mehr Erfahrung und Weltkenntniß beſaß, ſo nahm **Morgenſtern** auch nichts ohne ihn vor. Sie zogen endlich zuſammen, ſtudirten mit einander, und man ſahe mit Wonne die beyden Jünglinge auf den Pfaden der Tugend und des Fleiſſes fortwandeln, ohne daß das mindeſte ſie darin aufzuhalten vermögend war. Unter dieſer Zeit kam ich auf die Akademie, und wurde der dritte in ihrem Bündniſſe. Ich war erſt fünfzehn Jahr, und es iſt eine der größten Glückſeligkeiſeligkeiten meines Lebens, daß ich in ſo jungen Jahren in die Geſellſchaft ſo tugendhafter Jünglinge kam, deren Wandel für mich Lehre und Beyſpiel war. So lange **Thalmann** da blieb, gieng alles gut. Auch einige Zeit darnach blieb **Morgenſtern** noch immer die Zierde der Akademie. Aber ohne **Thalmann** gerieth er endlich auf Abwege. Sein ſanguiniſches Temperament überrumpelte ihn. Er fieng ſchon an ſich mit lüderlichen Purſchen bekannt zu machen, fiel aber doch noch in keine Ausſchweifungen, ob er gleich viel nachläßiger in ſeinem Studiren, und freyer in ſeiner Lebensart wurde. Ich war zu jung, und hatte eben darum zu wenig Anſehen über ihn, um ihm Einhalt zu thun. Ueberdieß hätten ſeine neuen Bekannten ihn wider mich eingenommen. Doch hätten ihn ſeine guten Grundſätze gewiß noch nicht fallen laſſen, wenn nicht zwey neue Urſachen hinzugekommen wären, die ſein Verderben beförderten. Die erſte war die Liebe, die er zu einer gewiſſen Dame, die Frau **L.** faßte. Sie hatte ihm lange vergebens nachgeſtellt. Endlich bot ſie bey einer einſamen Zuſammenkunft, die ſie veranſtaltete, und in welche ſie ihn mit Liſt gelockt hatte, alle Kräfte der Verführung und der Coquetterie auf, die Tugend des armen **Morgenſterns** zu verſcheuchen. Und es gelang ihr. Sie iſt eine Frau von ausnehmender Schönheit, und in allen ſchändlichen Künſten der Coquetterie erfahren. **Mor-**

genſtern war unbekannt mit dieſen Kunſtgriffen; ihre Schönheit blendete ihn. Er fiel alſo in die Schlinge, die ihm die Sirene gelegt hatte. Nun überließ er ſich lange Zeit ganz den Führungen dieſer wollüſtigen Frau. Sie ſorgte auch ſchon dafür, daß ſich niemand ſeiner armen Tugend annehmen konnte. Denn ſie ließ ihn nicht von ihrer Seite, und löſchte auch den Funken des Guten in ſeiner Seele aus. Doch auch dieſem laſterhaften Umgange entriß er ſich endlich; denn Thalmanns Briefe, der nicht aufhörte ſein Freund zu bleiben, und ſich alle Mühe gab, ihn wieder zur Tugend zurück zu rufen, hatten ihn endlich gerührt. Er verließ die Frau L einmal plötzlich, und kam zu mir, da er mich in langer Zeit nicht beſucht hatte. Er bereute gegen mich ſeine Lebensart, und verſprach Beſſerung. Aber er war ſchon zu ſehr an das ſüſſe Gift der Wolluſt gewöhnt, als daß eine dauerhafte Beſſerung für ihn möglich geweſen wäre. Zur Frau L kam er zwar nicht mehr, aber dafür hielt er ſich zu andern lüderlichen Frauensperſonen, und fieng ſchon an, eine dergleichen Lebensart für eine ganz erlaubte Sache zu halten, und ſie mit den Trieben der Natur zu entſchuldigen. Endlich kam die zweyte Veranlaſſung zu ſeinem gänzlichen Fall. Der Umgang mit der Frau L. hatte ihm viel Geld gekoſtet. Er war dadurch in eine groſſe Schuldenlaſt gerathen. Zum Unglück blieben ſeine Wechſel aus. Bey allen ſeinen **Freunden** hatte er es durch ſeine ſchlecht Lebensartverdorben, daß ihm alſo niemand mehr borgte. Seine Gläubiber wachſen auf, und wollten bezahlt ſeyn. Da nun dieß eine damals unmögliche Sache war, ſo wurde er aufs Carcer geſetzt. Hier fiel er in eine ſchwere Krankheit. Alle Welt verließ ihn. Ich allein gieng zu ihm, verſchafte ihm einen Arzt, und pflegte ihm ſo gut ich konnte. Doch konnte ich auch weiter nichts für ihn thun, weil ich zu arm dazu war. Er wurde zwar wieder beſſer, allein die Einſperrung, der ungeſunde Ort, wo er ſaß, und der Gram über ſein Unglück lieſſen ihn keine dauerhafte Geſundheit genieſſen. Frau L schrieb zwar an ihn in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, und erbot ſich, ſeine **Schulden** zu bezahlen, wenn er wieder in ihre Arme zurückkommen wolle. So groß aber ſeine Noth war, ſo ſchlug er dennoch dieſe Rettung großmüthig aus. Er wolle lieber, ſagte er, im Gefängniſſe ſterben, als ſeine Rettung einer Frau zu danken haben, die ihn allein in dieß Elend geſtürz habe. Um dieſe Zeit kam ein Landsmann von ihm auf die Akademie hieher, der in J. wegen Schlagereyen relegirt worden war. Er hieß **Haberkorn**, und war ſehr reich, aber ein eingefleiſchter Teufel, ein in allen Laſtern erſoffener Menſch. Dieſer erfuhr von den übrigen Liefländern **Morgenſterns** trauriges Schickſal. Er hatte den Grundſatz, der in

J. ſehr gewöhnlich iſt, man müſſe keinen Landsmann verderben laſſen. Er bezahlte daher **Morgenſtern** ſeine Schulden, führte ihn im Triumph aus dem Gefängniß, und lieh ihm noch eine groſſe Summe Geldes, wovon er leben konnte, bis ſeine Wechſel wieder ankamen. **Morgenſtern** glaubte nunmehr, dem Manne, der ihn ſo großmüthig aus ſeinem Elend geriſſen hatte, alles ſchuldig zu ſeyn. Seine Dankbarkeit ſollte keine Grenzen haben, und der ſtärkſte Enthuſiasmus der Freundſchaft ſchien ihm die Wohlthat ſeines Erretters noch im geringſten nicht zu belohnen. Er hieng daher ſo ganz an **Haberkorn**, daß ſie ein Herz und eine Seele wurden. Wäre **Haberkorn** ein tugendhafter Mann geweſen, ſo konnte **Morgenſterns** Unglück keine glücklichere Wendung genommen haben. Aber er ſollte noch tiefer fallen. In der Geſellſchaft dieſes **Haberkorns**, zu welchem ſich noch einer, Namens **Plotho**, geſellte, erlaubte er ſich nun alle Arten von Ausſchweifungen, die ihm dieſe neue Freunde an die Hand gaben. Vorher war die Wolluſt noch ſein einziges Laſter geweſen. Nun aber ergab er ſich auch, neben ihr, der Völlerey und dem Spiel. Er wurde ein Erzſchläger, und kein Purſche war bey ihm vor Händeln ſicher. Auf den Dörfern lagen dieſe drey Purſche täglich, und wälzten ſich in den größten Ausſchweifungen herum. **Morgenſtern** verſpielte anſehnliche Summen, die er ſonſt zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen und armer Studenten anwendete. Er gieng zwar nicht in die niedrigen, ſchändlichen Häuſer dieſer Stadt; aber dafür verführte er unſchuldige Mädchen, die ſeine Schönheit und ſein Geldbeutel blendete. In die Collegia gieng er zwar des Vormittags noch, allein an das Privatſtudiren wurde ganz nicht mehr gedacht. Vor der Bekanntſchaft mit **Haberkorn** hatte er noch nicht alles Gefühl für die Religion verlohren. Er gieng noch zuweilen in die Kirche, und genoß das Abendmahl. Aber in der Geſellſchaft dieſes ruchloſen Menſchen wurde er auch ein Religionsverächter. **Haberkorn** iſt der boshafteſte Freygeiſt und Religionsſpötter; **Morgenſtern** wurde daher, wenn er nur den geringſten Gedanken von Religion merken ließ, von jenem darüber verſpottet und lächerlich gemacht. Er mußte die gröbſten Läſterungen aus dem Mund dieſes Böſewichts mit anhören, und durfte nicht einmal ein Mißfallen darüber merken laſſen. Ob nun wohl **Morgenſtern** darin ſeinem ſchändlichen Freunde nicht nachahmte, daß er der Religion öffentlich Hohn ſprach, (denn dieß hab' ich nie von ihm gehört;) ſo vertilgten doch das böſe Beyſpiel, ſo er täglich vor ſich ſahe, und das ausſchweifende Leben, das er führte, und das ihn gar nicht zum Verſtande kommen ließ, alle Grundſätze der Religion und Tugend aus ſeinem Herzen. Er gieng nicht mehr in die Kirche,

(5 und

und hatte einen Eckel vor allen gottesdienſtlichen Uebungen. **Thalmann** war dazumal lange Zeit verreiſet, ſonſt würde er ſeinen Freund gewiß nicht ſo tief haben fallen laſſen. Da er wieder zurück kam, war das Unglück bereits geſchehen. **Morgenſtern** ſaß zu tief in dem Strudel des Laſters, als daß er ſo leicht wieder herausgezogen werden konnte. Mir iſt noch immer der rührende Auftritt im friſchen Andenken, da **Thalmann** aus meinem Munde **Morgenſterns** ganzen Fall vernahm. Er warf ſich weinend in meinem Zimmer zur Erden nieder, und betete ſo brünſtig für ſeinen Freund um Rettung aus ſeinem Elende, und um göttliche Lenkung ſeines Herzens, daß ich innigſt gerührt ward, und in ihm den Schutzengel ſeines Freundes bewunderte. Darauf gieng er zu **Morgenſtern**, that ihm die beweglichſten Vorſtellungen, und bat ihn bey allem was heilig iſt, ſein Leben zu ändern. **Morgenſtern** verſprach auch Beſſerung; aber mit ſo vieler Kälte, daß **Thalmann** beym Abſchiede zu mir ſagte: es iſt alles bey dieſem Menſchen verlohren; wenn Gott nicht einen Engel vom Himmel ſendet, der ihn bekehret, ſo iſt er nicht zu retten. **Haberkorn** ließ ihn auch gar nicht dazu kommen. Ja er drohete ſogar, daferne ſich **Thalmann** wieder in **C.** blicken lieſſe, ihm ſeinen Freund abſpenſtig zu machen, ſo wolle er ihm einen Flittich vom Leibe herunter hauen. Indeſſen hatte doch **Thal-**

mann durch dieſen Beſuch ſo viel über **Morgenſtern** erhalten, daß er ſeinen Briefwechſel mit ihm, den er die Zeit ſeines letzten Falls über ausgeſetzt hatte, wieder erneuerte. Dadurch bekam **Thalmann** Gelegenheit, ihm nach und nach andre Gedanken einzuflößen. Was aber **Thalmann** mit vieler Mühe aufbaute, das riſſen ſeine ſchändlichen Freunde in einer Stunde wieder nieder. Ich kam unter der Zeit wenig zu ihm. Er ſchien meine Geſellſchaft nicht zu achten. Nur ſeit dem Balle bey Herrn **Biederſte** hat er ſich wieder freundſchaftlich gegen mich erwieſen. In dieſer Verfaſſung war **Morgenſtern**, da er mit Ihnen bekannt wurde. Seit dieſer kurzen Zeit hat er ſich ſchon ſehr geändert. Ohne Zweifel hat Ihr tugendhaftes Beyſpiel einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn gemacht. Vielleicht ſind Sie der Engel, der, nach **Thalmanns** Ausſpruch, ihn bekehren ſoll. Können Sie etwas bey ihm ausrichten, ſo thun Sie es; denn es iſt etwas edles, eine Seele vom Verderben zu erretten.“

Hiemit endigte **Reimann** ſeine Erzählung. Und nun, meine liebe **Henriette**, kannte ich den Mann ganz, der bey ſeiner Laſterhaftigkeit vielleicht Anſpruch auf meine Liebe macht. Ich bin nicht ſtolz, **Henriette**; aber — ich habe mit Gottes Hülfe meine Tugend unter ſo mannichfaltigen Auftritten meines Lebens unverſehrt erhalten, und nun ſollte ich mich einem laſterhaften Menſchen in die Arme werfen? — Nicht wahr, liebes Mädchen, das darf ich nicht, kann ich nicht, ſoll ich nicht thun? — Ich kenne meinen Stand; ich weiß, wie verächtlich er dem groſſen Haufen der Welt iſt: aber lieber will ich zeitlebens eine Schauſpielerin bleiben, als mich ſo einem Menſchen aufopfern. Ihn bekehren? — Ach Gott! wenn ich das könnte! Ich armes ſchwaches Mädchen ſollte mehr über ihn vermögen, als ſeine tugendhaften Freunde? — Und bin ich denn ſelbſt ohne Fehler? hab' ich nicht tauſend Mängel? und hab' ich nicht mit mir ſelbſt zu thun genug, mein Herz von den böſen Neigungen zu reinigen, und meine wenige Tugend immer mehr zu befeſtigen? — Doch will ich das Wenige, was ich etwann an ihm thun kann, gern zu ſeiner Beſſerung anwenden. Nur lieben kann ihn nicht. Ich hab' ihn in vier Tagen nicht geſprochen. Geſtern hab' ich ihn in der Kirche geſehen; er ſtand mir gegenüber, und war ſehr aufmerkſam auf die Predigt. Ich ſah' auch, daß er ſich etliche mal die Thränen abwiſchte. Der Herr D. B. hielt eine vortrefliche rührende Predigt von der Buſſe. Vielleicht geht er in ſich; vielleicht hat der gute Saame der Tugend noch Wurzeln in ſeinem Herzen.

Es iſt bald fünf Uhr, **Henriette**, ich muß abbrechen, und ins Schauſpiel gehen. Heute werde ich **Minna von Barnhelm** vorſtellen. Herr **Dörmer** ſpielt den Maior **Tellheim**, und meine Amalia die Franziska. Morgen ein mehreres

Siebenter Brief.

Fortſetzung.

L. den 14. Junius.

Herr **Reimann** hatte eben ſeine Erzählung der Geſchichte des Herrn von **Morgenſtern** geendiget, als **Amalia** bey mir ins Zimmer trat. Die Doktorin war abgerufen worden, und ich war allein mit **Reimann**. Das Mädchen ſah ſehr gerührt und wehmüthig aus; ſie hatte geweint. Zwar wollte ſie es vor uns verbergen. Aber ihre Augen veriethen ſie, denn ſie waren roth und aufgelaufen. „Was fehlt dir, mein liebes **Mal**„chen?“ ſagte ich, und nahm ſie bey der Hand. „Du haſt geweint: was iſt dir begegnet?“ — „Nichts! nichts!“ antwortete ſie, fiel mir aber um den Hals und weinte bitterlich. „Nichts? „und doch weinſt du? Sag mir, Mädchen, was „dir fehlt! Hat dich jemand beleidiget?“ ſagte ich wieder, und küßte ſie. „Ach nein!“ antwortete ſie; es hat mich niemand beleidiget. Denn „da würde ich nicht weinen, weil ich's ſchon ge„wohnt bin, Unrecht zu leiden. Aber — ach!“ Hier ſeufzte ſie laut, ſank wieder an meine Bruſt und weinte heftiger. Ich dachte, es müßte dem Mädchen etwas auſſerordentliches begegnet ſeyn; merkte aber, daß ſie ſich vor **Reimann** ſchämte. Ich gab **Reimannen** einen Wink, und er entfernte ſich. „Nun, Malchen,“ ſagte, „ſchlieſſe „mir dein Herz auf! ich bin ja deine Freundin; „ſag mir deinen Kummer! vielleicht kann ich dir „helfen, wenigſtens kann ich dich tröſten. Was „iſt dir, gutes Mädchen?“ — „Ach vergeben Sie „mir, beſte Mademoiſell, daß ich Sie beunruhige! Meine Armuth kränkt mich; denn wenn „ich reich wäre, ſo hätte ich heute ein herrliches „Werk thun können.“ Bey dieſen Worten fieng ſie von neuem an zu weinen. „Es muß dir ſehr „nahe gehen,“ ſagte ich, daß du dem Triebe deines guten Herzens nicht haſt folgen können. Aber „was für eine edle That hätteſt du thun können?“ „Ach! einer armen unglücklichen Frau aus aller ihrer Noth helfen,“ verſetzte ſie. „Und iſt ihr nicht „noch zu helfen?“ ſagte ich. „Wer iſt die Frau? „Erzähl' mir die Geſchichte! vielleicht iſt ihr noch „zu helfen.“ — „Ach! wenn ich nur einige Thaler gehabt hätte,“ ſagte ſie wieder, „ſo hätte ich „ihr helfen können. Aber ich hatte auch die nicht. „Ich wollt' es Ihnen nicht gern ſagen, da Herr „Keimann da war. Er ſcheint ein reicher Mann „zu ſeyn; und die reichen Leute haben nur ihren Spott darüber, und verachten uns, wenn „ſie ſehen, daß wir arm ſind. Gewiß ich wäre „nicht ſo, wenn ich Reichthum beſäſſe; ich wollte „die Armen nur deſto mehr lieben, weil ich ihnen „Wohlthaten erzeigen könnte. Ach Gott! wenn „ich es nur heute geweſen!“ — Hier wurde ſie ſehr gerührt; ſie fuhr aber fort: „Denken Sie nur, „Mademoiſell! da kam vor einer Stunde meiner Mutter Schweſter zu mir; ſie iſt eine blutarme Frau, hat fünf Kinder, und keinen Biſſen Brodt im Hauſe. Ihr Mann war ein abgedankter Soldat, der im Kriege zu Schanden „geſchoſſen wurde, und nun nicht mehr als jährlich zwölf Thaler vom Landesherrn bekam, für „den er ſich doch hatte zu Schanden ſchieſſen laſſen. Wie konnte der Mann für zwölf Thaler „mit einer Frau und fünf Kindern leben? Heute „früh iſt er meiſt vor Hunger geſtorben. Die „Frau hat nicht ſo viel, daß ſie ihn begraben laſſen könnte. Sie kam zu mir, und bat mich mit „Thränen um vier Thaler zum Begräbniß ihres „Mannes. Der Geiſtliche und der Küſter hätten ihr die Gebühr nicht ſchenken wollen, ſagte ſie, „und ihre Kinder würden auch wohl vor Hunger „ſterben. Die arme Frau fiel mir zu Füſſen, und „bat ſo flehentlich um Hülfe, daß ich faſt in Verzweiflung gerieth, weil ich ihr nicht helfen konnte. Ich hatte noch acht Groſchen in meinem „ganzen Leben, die gab ich ihr. Aber was wird „ſie mit der Wenigkeit machen können? Mein „Herr Principal iſt nicht zu Hauſe; ſonſt hätte ich „dieſen um etwas gebeten, um nur der guten „Frau zu helfen. Denn er iſt ein rechtſchaffener „Mann, der den Armen mit ſeinem Leben diente. „Ach Gott! die arme Frau! — ſie ſagte, wenn

„ihr niemand Hülfe, ſo müßte ſie ins Waſſer ſprin„gen; und ſie iſt meiner Mutter Schweſter — „und ich kann ihr nicht helfen — Ach!“ Das edle Herz meiner Amalia rührte mich auſſerordentlich. Ich fragte ſie, wo die Frau wohne? wir wollten zu ihr gehen, ich wolle ihr ſo viel Geld geben, als ſie zum Begräbniß ihres Mannes brauche; und für die Kinder wolle ich auch ſorgen.

Das Mädchen fiel mir um den Hals, und drückte mich im Taumel ihrer Freude ſo feſt an ſich, daß ich kaum Athem holen konnte. Die Freude blitzte recht ſichtbar aus ihren ſchönen himmelblauen Augen. Mit einer gewiſſen Entzückung ſagte ſie: „O! meine unvergleichliche Emilie! „Sie ſind ein Engel, denn Sie verachten die Ar„men und Elenden nicht. Madam D. hatte wohl „recht, da ſie mir ſagte, Sie wären nicht wie „die gewöhnlichen Menſchen.“ — „Ich thue nichts „auſſerordentliches, liebes Kind,“ ſagte ich. „Den „Armen beyzuſtehen iſt iedermanns Pflicht; „und „wer es thut, der lebt nur ſeiner Schuldigkeit „gemäß. Komm Mädchen! wir wollen der gu„ten Frau helfen.“ Sie zeigte mir die Wohnung der Frau an. Wir giengen hin. Aber — Gott! welch ein Elend traf ich da an! Gewiß, dieienige Obrigkeit wird einmal ſchwere Verantwortung bey Gott haben, die mit ſo fühlloſem Herzen ſolch ein Elend ſehen kann, und nicht daran denkt, ſolchen Unglücklichen beyzuſtehen. Wenn man nun vollends erwäget, wie oft ein Mann, der im Dienſt des Vaterlandes ſeine Geſundheit verlohren, und Blut und Leben für ſeine Mitbrüder aufgeopfert hat, in der äuſſerſten Dürftigkeit ſterben muß, und eine hülfloſe, der Verzweiflung oft nahe Familie ihm noch ſeinen Tod erſchweret, ſo möchte einem das Herz für Wehmuth brechen.

Die Frau wohnte in einer geringen Hütte vorm Thore unter dem Dache, wo aller Sturm der Witterung durchbrechen konnte. Die Kinder lagen auf Stroh, und waren zum Theil krank und elend. Die Mutter und das älteſte Mädchen, ſo ungefehr zwölf Jahr alt war, und ſehr hübſch ausſahe, ſpannen Baumwolle. Sie ſagten, damit müßten ſie die ganze Familie ernähren. Die Leiche des Vaters lag in einem Winkel des Bodens auf Stroh, und mit einem alten groben Bettuche zugedeckt. Die Frau ſagte mir, er wäre an beyden Beinen lahm, und der rechten Hand durch eine Kanonenkugel beraubt geweſen, und hätte nicht das mindeſte verdienen können. Hausgeräthe war gar nicht vorhanden, auſſer einige hölzerne Stühle, worauf ſie ſaſſen, und ein kaltes Bret, das ſie ſtatt eines Tiſches brauchten. Auf dieſem Brete lag ein Viertheil Brodt, ein Krug mit Waſſer ſtand darneben. Die Frau ſagte, das ſey ihr ganzer Vorrath. Mir gieng der Anblick durch das Innerſte meiner Seele. Meine Amalia wollte in Thränen zerflieſſen. Es iſt gewiß ein ſehr treffendes Bild von der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens, die Wohnung der Armuth und des Elendes. Möchten ſich doch die Groſſen und Reichen der Welt öfterer mit dieſen Gegenſtänden bekannt machen! gewiß, ſie würden die Herrlichkeit der Welt mit gleichgültigern Augen anſehen; ihre Herzen würden fühlbarer, mitleidiger, menſchlicher werden. Was ſind wir beſſeres, als dieſe guten Leute, die in dem kummervollſten Elende ſchmachten müſſen, indeß wir die Gaben Gottes verſchwenden, davon der tauſendſte Theil hinreichend wäre, dieſe Unglücklichen zu Unterſtützen, und ihnen ihr Elend erträglich zu machen? Und ſind ſie nicht auch Menſchen, Geſchöpfe wie wir, nach dem Bilde des Ewigen geſchaffen? —

Ich gab der Frau zwey Louisd'or, ihren Mann begraben, und für ihre Kinder Brodt und Arzneyen holen zu laſſen. **Amalia** verſprach ihr etwas Leinenzeug für ihre Kinder zu ſchicken. Sie dankte uns auf den Knien dafür, und ich verſprach ihr, ſie noch morgen aus ihrer ganzen Noth zu retten, worüber die Frau ganz auſſer ſich war.

Ich habe nun das älteſte Mädchen, ſo Kitchen heiſt, zu mir genommen. Ich will ſie erziehen laſſen. Mein Mädchen ſoll ſie in weiblichen Arbeiten unterrichten. Sie ſcheint ſehr fähig zu ſeyn. Die Verſorgung der übrigen Familie hat Herr **Biederſee** übernommen. Ich gieng geſtern noch deswegen zu ihm. Er war ſehr erfreut daruber, daß ich ihm Gelegenheit gab, jemanden Gutes zu thun. Er hat die Frau mit ihren Kindern in eine beſſere Wohnung gebracht, die er bezahlt, und giebt ihr jährlich eine gewiſſe Summe, wovon ſie leben und ihre Kinder erziehen kann. Meine **Amalie** iſt voller Freude daruber; ſie weiß gar nicht, wie ſie mir genug dafür danken ſoll. Nun hätte ſie keine Sorge mehr in der Welt, ſagte ſie: dieſe Leute hätten ihr ſehr am Herzen gelegen; ſie hätte manche ſtille Thränen darüber vergoſſen, daß ſie ihnen nicht hätte helfen können; nun ſey ſie vergnügt, das übrige werde ſich alles ſchon geben.

Dieſen Brief will ich morgen mit der Poſt abgehen laſſen. Leb' wohl, beſte Freundin! Empfiehl mich allen die mich lieben, und ſag' ihnen, daß ich noch wohl bin, und oft an ſie denke. Ich darf doch nun wohl bald einen Brief von Dir erwarten? Ich hoffe mit Schmerzen darauf,

Deine

treue Freundin,
Emilie Sommer.

N. S.

Eben läßt ſich der Herr von **Morgenſtern** von mir ausbitten, mir ſeine Aufwartung (wie ſich ſein Bedienter ausdrückt.) machen zu dürfen. Ich hab' es ihm nicht abſchlagen können. Was wird er bey mir wollen?

Achter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

L. 15. Junius.

Mache Dich gefaßt, mein lieber **Thalmann**, recht viel Neues von mir zu erfahren! Seit vier bis fünf Tagen bin ich faſt nicht zu mir ſelber gekommen, ſonſt hätt' ich Dir eher wieder geſchrieben. Du biſt doch wohl noch geſund und gutes Muths? und mein Freund? — Ungeachtet ich nicht würdig bin, einen ſo redlichen, tugendhaften Freund zu haben, ſo iſt dennoch Deine und **Emiliens** Freundſchaft der Stolz meines Herzens, und mein einziger Ruhm. Hätt' ich auch Dich nicht, lieber Bruder, ſo wär' ich längſt ein Raub meiner Verführer, und eine Beute des Satans; da ich hingegen, immer kräftiger durch Deine guten Lehren unterſtützt, mein lüderliches Leben immer mehr verachten lerne. Hätte ich mich doch ſchon ganz von dieſem Unflathe gereiniget! — Das iſt wahr, Du erträgſt mich mit mehr als menſchlicher Geduld, und wirſt nicht müde, mein Beſtes zu befördern, und mich vor Irrwegen zu warnen. Hätte ich Dir doch immer gefolgt, es ſtünde itzt gewiß beſſer mit mir; und vielleicht hätte ich Deine Höhe erreicht, wäre ſo gut, ſo edel, wie

Du! — — Wann Du nur auch ganz glücklich wäreſt! — Dein Schickſal lehret mich, daß die Tugend nicht immer glücklich iſt; und ich muß geſtehen, dieſe Betrachtung hat mich oft auf ihren Wegen wankend gemacht. Wenn Du nur von Deiner Liebe zu dem ſtolzen Mädchen laſſen könnteſt! Dann wärſt Du gewiß glücklich, Dein gutes Herz wäre Bürge dafür. Das Mädchen verdient doch Deine ſo groſſe Anhänglichkeit an ſie gar nicht; ſie iſt ein hochmüthiges, aufgeblaſenes Geſchöpf, mit der ich mich nicht eine Stunde vertragen könnte. Was für ein ſanftmüthiger Engel iſt meine **Emilie** dagegen! Ich hab' Dir es ſchon ſo oft geſagt, Du ſollſt Dich losmachen, ſollſt Dir ein ander Mädchen ausſuchen, dieſe Liebe würde Dich noch zu Grunde richten. Du biſt ihr nicht vornehm und nicht ſchön genug. Aber es hilft bey Dir kein Zureden; Du klebſt an dieſer **Auguſta** wie Pech. Magſt Du alſo auch Dein Schickſal mit Geduld ertragen, und Dir ſelbſt die Schuld beymeſſen, daß es nicht beſſer iſt.

Nach Endigung meines vorigen Briefs gieng ich wieder zu **Plothon**, und vertrat die Stelle eines Zeugen bey ſeinem Teſtamente. Er wird aber nicht ſterben, ſeine Wunde wird täglich weniger gefährlich. Er hat Hausarreſt. **Holzmann** und noch vier andre Purſche, die bey der Schlägerey geweſen ſind, ſitzen auf dem Carcer. Wo **Haber-**

korn iſt, weiß gar niemand. Einige wollen ſagen, er wäre nach **Göttingen** gegangen. Vermuthlich wird er an mich ſchreiben, wenn er dort iſt. Der Menſch wird noch auf allen Univerſitäten relegirt.

Als wir mit dem Teſtamente bey **Plothon** zu Stande waren, kam der Geiſtliche, den ich beſtellt hatte, zu ihm. Es war der M. R., ein ſehr würdiger gelehrter Mann. **Plotho** hatte viel von **Haberkorns** freygeiſteriſchen Grundſätzen eingeſogen; daher befürchtete ich, es möchte zwiſchen ihnen zu einem Religionsſtreite kommen, und blieb alſo da, um Unheil zu verhüten, wiewohl **Plotho** kein ſo frecher Religionsſpötter wie **Haberkorn** iſt, und noch nicht alles Gefühl für ſelbige verlohren hat. Der Notarius und die übrigen Zeugen hatten eben ihren Abtritt genommen, als der M. R. eintrat. Ich muß Dir eins und das andre von ihrem Geſpräche ſchreiben, weil es auch einen ſtarken Eindruck auf mich gemacht hat.

Der M. R. trat mit einer ſehr liebreichen Miene zu **Plotho** ans Bette, worauf dieſer im Schlafrocke lag. **Plotho** wollte aufſtehen, und ihn bewillkommen. „Bleiben Sie liegen, Herr „von **Plotho**!“ ſagte der M. „Einem Kranken „vergiebt man gerne, wenn er das an ſich leere „Ceremoniel auch nicht beobachten kann. Ver„ſichern Sie mich nur, daß Sie mich als Ihren

„Freund gerne kommen ſehen, ſo bin ich ſchon „zufrieden.“ **Plotho** reichte ihm die Hand, und ſagte: „Seyn Sie mir willkommen, lieber „Herr M.! ich habe Sie rufen laſſen, wie ſollt' „ich Sie nicht gerne ſehen!“ Er konnte im Bette aufſitzen, und der Prediger ſetzte ſich neben ihn auf einen Stuhl. „Ich beklage, daß ich Sie „krank beſuchen muß. Wie iſt Ihr Befinden? „Herr von **Morgenſtern** hat mir Troſt zugeſprochen, und mir geſagt, daß Ihre Wunde „nicht die gefährlichſte ſey.“ — „Gott ſey Dank!“ ſagte **Plotho**; „ich bin nicht gefährlich verwundet, aber ich kann doch vielleicht dran ſterben — Weiß ich, was Gott über mich beſchloſſen hat?“

M. „Freylich, lieber Herr von **Plotho**, hat „Gott die Macht über unſer Leben und Tod. Wir „wiſſen nicht, wenn er kömmt, uns in die Ewigkeit zu rufen. Glücklich, wer dieſen Ruf ohne „Furcht und mit ruhigem Gewiſſen entgegen ſehen kann! Würden Sie gern ſterben, Herr von „**Plotho**, wenn Gott beſchloſſen hätte, dieß Lager zum Gränzort ihres Lebens zu machen?“

Plotho. „Nicht gern, Herr M. das muß „ich geſtehen.“

M. „Das konnt' ich mir vorſtellen. Die Liebe zum Leben kann kein Menſch verläugnen. Der „Fromme, der ſo gewiß einer beſſern Zukunft „entgegen ſieht, empfindet doch auch noch immer

„einen gewiſſen Trieb, der ihn an dieſes Leben „feſſelt. Nimmt man nun Ihre Jugend, Ihre „Glücksgüter dazu, die Ihnen die Welt noch zum „Wohnplatz glänzender Freuden machen, ſo iſt „es natürlich, daß Sie in gegenwärtiger Verfaſſung dieſes Leben nicht gern verlaſſen, und „es iſt Ihnen gar wohl zu verzeihen, aber — —“

Pl. „Um Vergebung Herr M.! Die Liebe „zur Welt feſſelt mich eben nicht an dieſes Leben. Ich hab' ihre Freuden genoſſen; aber mitten im Genuß haben ſie mein Herz leer gelaſſen. Wollte Gott, ich hätte ſie weniger genoſſen! vielleicht fürchtete ich mich itzt nicht ſo ſehr „vor dem Tode. Eben das iſts, warum ich nicht „gern ſterbe. Ich bin nicht bereitet dazu. Mein „Gewiſſen klagt mich an, als einen verruchten, „ausſchweifenden Buben, der nur den Zorn der „göttlichen Gerichte erwarten kann. Mit Entſetzen denke ich an den Zeitpunkt, wo ich vor den „groſſen Richter der Welt hintretten, und das „Urtheil der ewigen Strafe meiner Verbrechen „aus ſeinem Munde vernehmen ſoll.“ Er ſprach dieſe Worte mit einer ſolchen Heftigkeit, in einem ſo verzweiflungsvollen Affecte, daß er ganz ermattet zurück aufs Bette fiel, und einige tiefgeholte Seufzer ausſtieß. Mir pochte das Herz; ich gieng in der Stube mit ſtarken Schritten auf und nieder, und verfluchte meine Lebensart. Der Prediger fuhr fort: „Beruhigen Sie ſich, Herr von

„Plotho! Sie haben es nicht nur mit einem ge„rechten, ſondern auch mit einem gnädigen Gott „zu thun. Ihm ſind alle ſeine Menſchen lieb; „auch die, welche ſeine Geſetze oft mit Füſſen „getretten haben. Wie gut iſt's, daß Ihre Ver„brechen Sie reuen! Denn nur dann können Sie „Anſpruch auf die Barmherzigkeit Ihres Gottes „machen. Ich muß Ihnen eine Frage vorlegen: „Glauben Sie die Lehren unſerer heiligen Reli„gion?“

Pl. „Ich bin nie ein Verächter der Religion „geweſen; aber ich habe nur nicht nach ihr ge„lebt.“

M. „Glauben Sie an den Sohn Gottes, un„ſern Erlöſer? an ſeine Genugthuung?“

Pl. „Darwider hab' ich einige Zweifel ge„habt.“

M. „Und worin beſtehen die? — Denn der „Glaube an den Erlöſer iſt der Grund der wah„ren Religion. Ohne Chriſto iſt es unmöglich „zu Gott zu kommen. Beſonders in Ihrer Ver„faſſung haben Sie keinen andern Troſt, als das „Vertrauen auf ſeine Genugthuung. Nur durch „ihn allein können Sie Vergebung Ihrer Sün„den hoffen. Sagen Sie mir Ihre Zweifel! Hal„ten Sie Chriſtum nicht für den Sohn Gottes?“ **Plotho** ſagte ihm ſeine Zweifel. Der M. aber widerlegte ſie ihm ſo kräftig, daß **Plotho** völlig von der Genugthuung überzeugt ward. Der M.

ſchloß ſeine Widerlegung mit dieſen Worten: „Jeder vernünftige Menſch wird doch immer lieber den ſichern als den unſichern Weg gehen. Geſetzt auch, die Lehre von Chriſto wäre nicht die wahre; geſetzt, unſere Religion wäre ein Gebäude von Irrthümern — haben wir eine vernünftigere, beruhigendere, beſſere Religion in der Welt, als dieſe? — Giebt uns irgend ein Lehrgebäude des Witzes und der ausgebreitetſten Vernunft ſo viel Troſtgründe beym Abſchiede aus dieſer Welt? — Welcher Philoſoph kann mich einen ſo beruhigenden Grundſatz lehren, als dieſer iſt, den mir die heilige Schrift ſagt, daß ein Gott iſt, der mich, aller meiner Sünden ungeachtet, wenn ich nur den Geboten ſeiner Religion folge, zu Gnaden annimmt? — Und wenn das alles nicht iſt: kann mich das höchſte Weſen verdammen, wenn ich eine ſo groſſe, ehrwürdige Religion annehme? — Was verliere ich alſo dabey, wenn ich ein Chriſt bin, ein ſolcher Chriſt, als ich nach den Grundſätzen der Religion ſeyn ſoll? — Wandele ich nicht einen ſicherern Weg, als wenn ich in einem Labyrinthe von Zweifeln, Vernunftſchlüſſen und Irrthümern herum taumele, und endlich ſelbſt nicht weiß, was ich glauben ſoll? — Gott ſtärke Sie, mein Freund, in dem guten Vorſatze, künftig ſeiner Religion getreu zu bleiben, und in den Wegen der Tugend zu wandeln!“ Er that hierauf noch ein ſehr rührendes Gebet für die Geneſung meines Freundes, und für ſeine künftige Lebensbeſſerung. **Plotho** war äuſſerſt gerührt. Er dankte dem Prediger in den verbindlichſten Ausdrücken für ſeinen Beſuch, und bat ſich das heilige Abendmahl aus, welches er ihm auch den Tag darnach zu reichen verſprach.

Da der Prediger fort war, ſagte **Plotho** zu mir; „Nun, **Morgenſtern**! mit mir, wird's „gut gehen. Willſt Du mir nicht nachfolgen, „und Dich auch ändern?“ — „Das will ich, mein „Freund,“ ſagte ich. „Mein Vorſatz iſt gefaßt. „Aber, wie oft war er nicht ſchon gefaßt, und „doch eben ſo oft wieder gebrochen! Auch Du „haſt Dich ſchon vielmal ändern wollen. Wer „weiß, wenn Du wieder geſund biſt, iſt das „nicht bald alles wieder vergeſſen? O! ich weiß „es aus Erfahrung, der Hang zum Böſen ver„tilget immer wieder, was die Zeiten der Noth „und der Angſt zum Beſten der Tugend in uns „wirken.“ — „Du haſt Recht, Freund!“ ſagte **Plotho**. „Das menſchliche Herz iſt ein verrä„theriſches, bübiſches Ding. Gott ſey gedankt, „daß ich zur Erkenntniß meiner ſelbſt gekom„men bin! Meine Wunde iſt doch zu etwas gut. „Ich hätte gewiß noch lange mein lüderliches Le„ben fortgeführt. Für's künftige will ich mich „aber ſchon in Acht nehmen. Sobald ich geſund „bin, und meine Sache beym Concilio aus iſt,

„will ich abgehen und mich auf meine Hufe ſezen. „Da bin ich vor aller Verführung ſicher. „Mach Du's auch ſo.“ Ich ſagte ihm, daß ich das nicht könne; es hielt mich noch eine ſehr wichtige Urſache in L. zurück. Er fragte mich, was es für eine wäre? und ich bekannte ihm meine Liebe zu **Emilien**. „Nun, da biſt Du auf dem „rechten Wege,“ antwortete er. „Da kannſt Du „Dich immer auf Deinen völligen Untergang „gefaßt machen. Ich beklage Dich, **Morgenſtern**, „daß Du gerade in die Hände einer Comödiantin gefallen biſt. Das fehlt Dir noch.“ — — „Halt ein!“ ſagte ich; „Du beleidigeſt die Tugend, und alles was ſchön und herrlich in der „Welt iſt, wenn Du **Emilien** in die Claſſe derjenigen ihres Standes ſetzeſt, über die jeder Tugendfreund mit Recht ſeufzet. Wünſche mir „Glück, daß ich dieſen Engel kennen lernte; denn „nur ſie war es, die durch ihr edles Beyſpiel „den Funken der Tugend, der nur noch ſchwach „in meiner Bruſt glimmte, wieder anfachte.“ Ich erzählte ihm noch **Emiliens** glänzende Eigenſchaften, und wie ich mit ihr bekannt worden war. Er lobte endlich meinen Entſchluß, mich um ihre Liebe zu bewerben. Ich müßte ſie aber heurathen, ſagte er, ſonſt wär' ich der niederträchtigſte Menſch unter der Sonne. Er wolle mich warnen vor der Verführung eines tugendhaften Mädchens. Denn das ſey die größte Schandthat unter der Sonne, einem Mädchen ihre Unſchuld, das, was allein ihr Stolz und ihr Ruhm ſey, zu rauben. Er wiſſe wohl, daß ich mir daraus eben kein Bedenken zu machen pflege, und ſchon manches Mädchen ihre durch mich verlohrne Unſchuld beſeufze. Er danke dem Himmel, daß er bey all' ſeiner Lüderlichkeit ſich doch dieſes Verbrechens nie ſchuldig gemacht habe. Das gieng mir wie ein Blitz durch die Seele. Ich hörte die Unſchuld wider mich um Rache gen Himmel ſchreyen. Eine ſchreckliche Bangigkeit überfiel mich. Ich gieng fort, und die ganze Nacht ſchwebte mir **Emiliens** Bildniß, als ein rührender Engel der Unſchuld, die ich verführt hatte, vor Augen. Die Stimme des Predigers, ſeine rührenden Worte, **Plothos** und meine Gewiſſensbiſſe, ſeine Zerknirſchung, der fürchterliche Gedanke an die Zukunft, die mir nichts als gerechte Strafen des Himmels drohte, mein Vorſatz, die engelreine **Emilie** zu verführen, alles das beunruhigte mich ſo heftig, ſtellte mir meine Leidenſchaft in einer ſo fürchterlichen Geſtalt dar, daß ich kein Auge zuthun konnte, und wenn ich ja vor Mattigkeit ein wenig einſchlummerte, von den ſchreckendſten Träumen geplagt ward.

Ich muß hier abbrechen. **Reimann** kam eben. Ich ſoll mit ihm nach C. reiten. **Emilie** und Doktors fahren auch hinaus. Wir werden wohl ſehr ſpät wieder kommen. Alſo — bis auf Morgen! Leb wohl!

Neunter Brief.

Fortſetzung.

L. den 16. Junius.

Da bin ich wieder, **Thalmann**, ganz zu Deinen Dienſten. Ich habe geſtern einen herrlichen Tag gehabt. O! **Emilie**! ſie iſt wahrlich ein Engel Gottes — Freu Dich mit mir! — O **Thalmann**! wenn Du das Mädchen ſehen ſollteſt! — Heute will ich den ganzen Tag ſchreiben. Ich werde nicht eher, als um fünf Uhr ausgehen. Denn **Emilie** ſpielt heute **Alceſte**. Da muß ich die Göttin ſehen — Jzt fang' ich an mit frühem Tage. O! die Sonne ſtralt ſo herrlich in mein Zimmer herein — es iſt mir heute ſo wohl — was doch die Liebe thut! Ein einziger gütiger Blick von der Geliebten macht einen auf ganze Tage heiter —

Ich fahre fort, wo ich im vorigen Briefe ſtehen blieb. Der Morgen nach der für mich ſo fatalen Nacht brach eben ſo reizend wie der heutige an. Die ganze Natur ſchien Freude zu lächeln. Nur in meiner Seele ſah' es düſter und öde aus, wie in den Gräbern der ägyptiſchen Könige. Es war Sonntag. Halt! dachte ich, **Emilie** wird in der Kirche ſeyn. Du mußt hinein. Aber in welcher wirſt du ſie treffen? — Ha! du gehſt aus einer in die andre, wirſt ſie ſchon wo finden. Endlich fiel mir ein, daß die Doktorin in der T.

Kirche einen Stand hat. Da wird ſie ſeyn! gewiß! — Ich rufte meinen Kerl, er ſolle mich geſchwind friſiren, ich wolle in die Kirche gehen. „In die Kirche?“ — ſagte mein Bedienter. „Ja! „ja! nur geſchwind! mach! mach! Kerl!“ ſagte ich. Der närrſche Kerl erſtaunte ganz. Ich war, ſo lang' ich ihn habe, noch in keine Kirche gekommen. Er mochte mich alſo wohl für ein halbes Vieh halten, das keinem Gott dienet; und vielleicht war ich auch wohl nichts beſſeres. Während des Friſirens ſah' er mich immer ſehr bedenklich an, daß ich mich kaum des Lachens enthalten konnte. Ich zog mein beſtes Kleid an, und gieng.

Der Gottesdienſt nahm gleich ſeinen Anfang, da ich in die Kirche kam. Ich ſtellte mich der Kapelle gegenüber, wo die Doktorin zu ſitzen pflegt. Eine rührende Motette machte den Anfang des Gottesdienſtes. Das Ungewohnte einer gottesdienſtlichen Verſammlung, die ſchmelzenden Töne der Singenden, das ſanfte Geräuſch derer, die in die Kirche kamen, alles dieß machte einen ſo ſtarken Eindruck auf mich, daß mir das Herz aufſchwoll, und Thränen mir in die Augen traten. Mein Blick war auf den Ort geheftet, wo Emilie herkommen ſollte, und mit Zittern erwartete ich ihre Ankunft. Endlich trat ſie herein: der Doktor und ſeine Frau folgten ihr. O Thalmann! wie mir war, da ich die herrliche Geſtalt im majeſtätiſchen Glanze vor meinen gierigen Augen ſah, das iſt unmöglich zu beſchreiben. Ihr Kleid hatte die Farbe der Natur, wenn ſie im frölichen Lenze die Gefilde der Erde ſchmückt. Mit einem königlichen Anſtande, der zugleich Ehrfurcht gegen die heilige Stätte, die ſie betrat, ausdrückte, nahm ſie ihren Platz neben der Doktorin. Ihr Blick ſenkte ſich zur Erde, und mit voller Andacht verrichtete ſie ihr Gebet. Die Muſik fieng ſich ſogleich an. Sie ſahe auf, und wurde mich gewahr. Ich machte ihr eine ſehr ehrerbietige Verbeugung. Sie wurde roth, dankte mir aber ſehr freundlich. Ihre Augen waren während des ganzen Gottesdienſtes ſehr oft auf mich geheftet. Ich bezeigte mich ſehr ehrerbietig. Der D. B. hielt eine vortrefliche Predigt von der Buſſe. Er ſprach ſo kräftig, ſo nachdrücklich, mit einer ſo hinreiſſenden Beredſamkeit von der Nothwendigkeit ſein Leben zu beſſern, ſchilderte die Unbußfertigkeit; und die Schändlichkeit eines ruchloſen Lebens mit ſo treffenden Farben, daß ich meinen verderbten Seelenzuſtand in ſeiner ganzen Häßlichkeit erblickte. Meine ganze Seele ward erſchüttert. Die Thränen brachen mir aus den Augen. Auch viele andre Leute weinten. Ich blickte auf **Emilien**. Ihre Miene hatte das Gepräge der Unſchuld, die beym Bewußtſeyn eines tugendhaften Wandels, und ohne Furcht vor den ſchreckenden Gerichten Gottes ſich in ſtiller Ruhe und Freude der Seele zu ſeinem Throne empor ſchwinget, und ihm heilige Opfer des Dankes für ſeine Wohlthaten darbringet. Aber dennoch zitterten einige Thränen in ihren ſchönen Augen, und rollten zum Theil wie glänzende Perlen ihre blühenden Wangen herab: Thränen, wie der ſchimmernde Thau eines heitern Frühlingsmorgens, der, erzeugt von der Reinigkeit der Luft, die junge Roſe erfriſcht, und der duftenden Viole neuen Glanz und neuen Wohlgeruch giebt; Thränen, wie Engel ſie weinen, wenn ſie ihre Brüder, die Menſchen, fallen ſehen; Thränen des Mitleids und der reinſten ſeligſten Menſchenliebe. Die Doktorin war noch ſtärker gerührt. **Emilie** ergrif einigemal ihre Hand, und küßte ſie mit unbeſchreiblicher Güte. Nach der Predigt ſang ſie das Lied: Eins iſt Noth ꝛc. mit recht ſichtbarer Andacht mit. Ich hatte das Lied in vielen Jahren nicht geſungen. Es war mir daher ganz neu, und machte groſſen Eindruck auf mich. Man verachte mir die alten Lieder nicht alle. Das Lied hat viel Stärke der Poeſie, und unvergleichliche rührende Gedanken; und die herrliche pathetiſche Melodie ſtimmet das Herz zum ſeligſten Gefühl. Ich gieng mit dieſem Gefühl aus der Kirche. Lange Zeit hatte ich ſo etwas nicht empfunden. Auf dem Kirchwege hatte ich noch das Glück, **Emilien** mein Compliment zu machen, und einige holdſelige Worte aus ihrem Munde zu vernehmen.

nehmen. Daß das Mädchen Religion hat, ſah ich nun gewiß; und dieß war mir unbeſchreibliche Wonne, ſo wenig mir auch das ähnlich ſiehet, und ſo wenig Du mir's glauben wirſt. Aber ich verſichere Dich, **Thalmann**! auch der größte Böſewicht freut ſich über die Tugenden andrer; und der bin ich doch gewiß noch nicht, ob ich gleich unter meine ehemalige Würde geſunken bin. Gewiß, Tugend und Religion haben geheiligte Rechte; und der, welcher ſie mit Füſſen tritt, kann ihr doch ſeine Ehrfurcht nicht verſagen. Du kennſt die Menſchen, **Thalmann**! Du wirſt mir alſo gewiß hierinne Recht geben. Aber eine Schauſpielerin, die ſo wie **Emilie** Religion und Tugend liebt, iſt doch wohl in dem Gebiete Deiner Menſchenkenntniß noch nicht zu finden? — Den Tag darauf konnte ich **Emilien** nicht zu ſehen bekommen. **Plotho** war wieder ſchlimmer geworden. Ich mußte alſo bey ihm aushalten. Auch mußte ich einigemal für ihn zum Rector gehen. Er hat dreyhundert Thaler Caution gemacht, daß er von dem Hausarreſt befreyet worden iſt. So gieng der Tag hin. Bey **Plothon** wurde mir die Zeit ziemlich lang. Wenn er ſchlief, vertrieb ich ſie mir mit Leſen. Er hatte **Wielands** Empfindungen des Chriſten vor ſich liegen, und las darin. Bruder! das iſt ein herrliches Buch. Wie ſelig muß der Mann geweſen ſeyn, da er dieſe Empfindungen niederſchrieb! **Plotho** erzählte

zählte mir bey dieſer Gelegenheit viel von dieſem groſſen Dichter. Er hatte ihn in J. kennen lernen. Einmal hatte er ihn auf daſiger Bibliothek geſehen. „Er iſt mehr langer, als mittelmaßiger, „aber hagerer Statur," ſagte er. „In ſeinem „Geſichte iſt zwar eine gewiſſe Sanftmuth verbreitet, die aber doch mehr von der Philoſophie, „als von ſeinem ſanguiniſchen Temperamente, „und denjenigen Empfindungen, welche ſo ſehr in „ſeinen Schriften herrſchen, ihren Urſprung zu haben ſcheint. Seine Kleidung iſt ſehr einfach, und „gleichſam dazu auserſehen, um nicht in die Augen fallen zu wollen. Er ſcheint für den größten Hof, der größte Hof aber nicht für ihn gemacht zu ſeyn. Die leeren Köpfe der Hofſchranzen fliehet er, und iſt erfreut, wenn ſich ihm eine Gelegenheit darbietet, wo er ſich mit Gelehrten unterhalten kann. Er iſt überhaupt ein „liebenswürdiger Mann, von gutem Herzen. Eine ungeheuchelte Aufrichtigkeit, und eine gewiſſe „Liebe zur Wahrheit, machen einige Grundzüge „ſeines Carakters. Ich bediente mich einsmals, „als ich einen abweſenden Freund zu einer Reiſe „nach **W**, dieſen Dichter zu ſehen, bewegen „wollte, dieſer Worte des **Plinius**: Nunquamne legiſti Gaditanum quendam Titi Livii nomine, gloriaque commotum, ad viſendum „eum ab ultimo terrarum orbe veniſſe, ſtatimque, ut viderat, abiiſſe? und Sie wollten nicht

„einige Meilen mitreiſen, um einen der größten „Dichter unſerer Zeit zu ſehen? Er kam, ſah „ihn, und verſicherte mich, daß ich ihm von dem „groſſen Manne nicht zu viel geſagt hätte. Gewiß, **Morgenſtern**, man hat keine angenehmere Lektüre als die Schriften dieſes unſterblichen Mannes. Ich verehre ihn wie meinen Vater. Wie oft hat er die Traurigkeit von meiner Stirn verſcheucht, und Scherz und Freuden in ſtiller Einſamkeit mir geſchaffen! Beſonders haben mir ſeine ältern Schriften gefallen. „Sie ſind mit mehrerer Empfindung als die neuern „geſchrieben; dafür herrſcht aber auch in dieſen „mehr Witz und philoſophiſcher Scharfſinn. Der „groſſe **Lavater** ſagt in einer ſeiner Schriften: „Man kann oft aus einer ſeiner Schriften mehr „lernen, als aus allen unſern ſogenannten Erbauungsbüchern; und der Mann hat gewiß „Recht.“ Alles das gefiel mir ſehr wohl, weil ich auch viel auf **Wielanden** halte. „Aber der „Mann ſoll nicht viel von der Religion halten, „wenigſtens giebt man ſeinen Schriften Schuld, „daß er den Deismus darinnen verſteckt habe,“ ſagte ich. „Er iſt kein Bigott, das iſt wahr,“ antwortete **Plotho**. „Aber wer von ihm behauptet, daß er keine Religion habe, wie man „ſich plump genug ausdrückt, der kennt den edlen „Mann gar nicht; und die, welche in ſeinen Schriften den Deismus finden, verſtehen ſie entweder

„nicht, oder wollen ſie nicht verſtehen. Seine Em„pfindungen des Chriſten, ſeine Sympathien, ſei„ne Briefe der Verſtorbenen, ſeine Vorrede zur „Fräulein von Sternheim, und einige neuere „Schriften von ihm, ſind die kräftigſte Widerle„gung dieſer Verläumdung.“ — Gut, Freund!“ ſagte ich; „aber eben von dieſen Schriften ſoll er „ſelbſt das Urtheil gefället haben: es ſeyen Früchte „eines unreifen ſchwärmeriſchen Jünglings, und „es reue ihn, daß er ſie geſchrieben habe.“ — „Mir iſt dieß abgeſchmackte Raiſonnement nicht „unbekannt,“ antwortete **Plotho**. „Man hat „ſich ſogar nicht geſcheuet, dieſen höhniſchen Ein„fall eines ſeiner Feinde ihm in Schriften anzu„dichten. Wer ſtehet aber für die Wahrheit? — „Und geſetzt auch, er hätte es geſagt, weiß man, „was er damit gemeint hat? Kann er nicht auch „haben zu verſtehen geben wollen, daß, wenn er „ietzt nach Erlangung mehrerer Kenntniſſe dieſe „Schriften ſchreiben ſollte, mehr Gründlichkeit „darin herrſchen würde. Und iſt es einem groſ„ſen Manne zu verdenken, wenn er die ſeinem „männlichen Geiſte, vielleicht auch nur ihm al„lein, unähnlich ſcheinenden Schriften nicht, oder „doch beſſer geſchrieben zu haben wünſchet? Iſt „eben daraus der Schluß zu ziehen, daß er die „darin enthaltenen Sachen verdamme, daß er „ein Deiſt ſey? — Wer ſieht nicht das Ungereim„te dieſes Schluſſes? — Und kann er nicht von an-

„dern ſeiner erſten Schriften eben dieß Urtheil ge„fället haben? Wer hat ihn darum befragt? Wenigſtens erinnere ich mich, noch neuerlich in „dem Merkur, in einer Abhandlung über die grie„chiſchen Ideale, etwas dem ähnliches von ihm „geleſen zu haben.“ — „Du ſollſt ihm eine Apo„logie ſchreiben, **Plotho**!“ ſagte ich; „wenig„ſtens muß ich geſtehen, daß Du ihn vortreflich „aus der Sache ziehest.„ Wir ſprachen noch viel von ihm, von ſeiner männlichen, philoſophiſchen, oft launigten Schreibart in Proſe, und von ſeinem wahren Dichtergenie. Weil ich mich aber ſchon zu lange dabey verweilet habe, ſo will ich itzt davon abbrechen.

Nun war's mir unmöglich, länger zu leben, ohne **Emilien** geſprochen zu haben. Ich waagte es, und ließ mich am Dienſtage bey ihr melden. Es war Mittags um zwey Uhr, da ich zu ihr gieng. Ich traf Mamſell **Weichhold** bey ihr an. Nicht lange darauf kam auch die Doktorin. Das war mir gar nicht gelegen. Ich wünſchte allein bey ihr zu ſeyn, um Gelegenheit zu finden, ihr meine Leidenſchaft zu entdecken, und der Sache ein Ende zu machen. Aber ſo war's unmöglich, nur ein Wort der Liebe hervorzubringen. Mamſell **Weichhold** iſt auch eine Schauſpielerin, ein junges ſchmachtendes Herzchen, das mir gefallen würde, wenn ich nicht an **Emilien** gefeſſelt wäre. Sie und **Emilie** ſind ein Herz und eine Seele. Sie ſind einander an Figur ziemlich ähnlich, nur daß die **Weichholdin** ein wenig kleiner iſt. Sie wird aber **Emiliens** Länge noch bekommen; denn ſie iſt ſehr jung, und dann, Bruder, wird's [illegible] recht Geſpann zuſammen. Wenn mich nur **Emilie** halb ſo liebte, wie ſie dieſes Mädchen liebt, ich wollt' auf die ganze Welt Verzicht leiſten. Ich muß Dir eine Scene zwiſchen dieſen beyden guten Kindern erzählen. Die **Weichholdin** ſaß ganz niedergeſchlagen auf dem Kanapee, indem ich mit **Emilien** am Fenſter ſprach. „Was fehlt dir wieder einmal, **Mal**„**chen**?“ fragte **Emilie** ſie, indem ſie zu ihr gieng. „Sey hübſch munter! Ein ſo gutes Mädchen „muß ſich nicht mit Grillen herumſchlagen.“ Indem ſie mit dieſen Worten vor ihre traurige Freundin trat, ergrif dieſe ſitzend mit einer Hand **Emiliens** weiſſen Arm, legte ihr Geſicht darauf, und küßte ihn, mit der andern umfaßte ſie **Emiliens** Leib, und ſagte: „Vergeben Sie mir, liebe „Freundin!! In Ihrer Gegenwart ſollte mirs „zwar an keiner Freude mangeln; aber ich kann „immer meiner ſchwermüthigen Laune nicht ganz „entſagen.“ Darauf ſetzte ſich **Emilie** neben ſie, nahm ſie in ihre Arme, und küßte ſie mit ſichtbarer Entzückung, und mit einer unbeſchreiblichen Holdſeligkeit, indem ſie ſagte: „Gut! liebes Mädchen, ich erlaube dir's; aber wenn ich dich in „meinen Armen halte, dann mußt du vergnügt

„ſeyn.

„ſeyn.“ — „Ganz, ganz will ich's,“ ſagte **Amalie**, und küßte die ſchönen Wangen ihrer göttlichen Freundin: eine himmliſche Thräne zitterte dem ſchönen Mädchen im Auge. Darauf ſank ſie an **Emiliens** Bruſt, und verbarg ihr Geſicht in ihrem reizenden Buſen. **Emilie** hatte ſie noch in ihren Armen, und drückte ſie feſt an ſich. Ein ſichtbares Gefühl der Freude lachte nun aus den ſchönen Augen dieſer beyden holdſeligen Mädchen. Ihre Seelen ſchienen ſich zu vereinigen, und trunken von Empfindungen der Liebe die Seligkeit des Himmels zu ahnden. Ich ſah' dieſer Scene mit unbeſchreiblicher Wonne zu. Bald beneidete ich die junge **Amalie**, und wünſchte an ihrer Stelle in **Emiliens** Armen zu liegen, und die ganze Fülle der Zärtlichkeit von ihren friſchen Lippen zu küſſen; bald weidete ich mein Herz an der Unſchuld dieſer Geſchöpfe; bald ergrif mich die ganze Stärke meiner Leidenſchaft; ſchwindelnd ſank ich endlich auf den neben **Emiliens** Flügel ſtehenden Stuhl, und ließ meine Empfindungen in ſchmelzenden Tönen der Saiten erklingen. Ich fieng mit einem ſanften Adagio an, verlohr mich aber in die rauſchendſte Sinfonie. Die beyden Mädchen traten hinter meinen Stuhl, und bewunderten meine Phantaſien. Indeß kam die Doktorin mit ihrem Manne. Man ſetzte ſich zum Caffee. Darauf wurde eine kleine Muſik veranſtaltet. Ich ſpielte den Flügel, der Doktor die

Violine, **Amalie** nahm die Harfe, und **Emilie** ſang. Wir ſpielten einige Oden von **Klopſtock** und **Neeſe**, und ſchloſſen mit dem Geſange aus dem **Tod Abels**:

„Fromm iſt Abel der Hirt ꝛc.“

Nach Endigung der Muſik kam ich neben **Emilien** zu ſitzen. Sie las uns einige Gedichte von **Hölty** vor. Ich ergrif das Buch, fand das Gedichte vom Graf **Stollberg**, „die Schönheit,“ darinn, und las es mit all' der Ueberzeugung, daß ich das Ideal des Dichters wirklich neben mir ſitzen hatte, vor. **Emilie** las ſehr affectvoll; aber ich glaube, daß ich ſie übertroffen habe, weil ich gewiß mehr von Herzen las, als ſie. Der Doktor und **Amalie** giengen wieder an den Flügel, und die Doktorin hörte zu. Ich wollte mir dieſe Gelegenheit zu Nutze machen, **Emilien** etwas von meiner Liebe zu ſagen. Glaubſt Du aber wohl, **Thalmann**! daß ich nicht das Herz dazu hatte? — Doch konnt' ich mich nicht enthalten, **Emiliens** Hand zu ergreifen, und ihr einige feurige Küſſe darauf zu drücken. „Darf ich Sie manch„mal beſuchen, meine Liebe?“ ſagte ich. Sie entzog mir ihre Hand, und antwortete: „Ihr „Beſuch wird mir nie unangenehm ſeyn. Ich „habe aber auch das Vertrauen zu Ihnen, daß „Sie die Erhaltung meiner Ehre und die Scho„nung meines guten Rufs dabey in Erwägung „ziehen werden. Sie kennen die üblen Begriffe,

„die man ſich ohnedieß von Frauenzimmern meines Standes zu machen pflegt. Ein ehrbares Mädchen vermeidet auch den Schein einer freyen Lebensart gern.“ Ich fühlte den Stich ganz, den ſie mir gab, ſagte aber doch: „Ich bequeme mich ſehr gern nach Ihrem Willen. Achtet mich nur die vortrefliche **Emilie** ihrer Freundſchaft würdig, ſo bin ich ſchon der glücklichſte Menſch. Sie haſſen mich doch nicht, liebe Mademoiſell **Sommer**?“ Mit dieſen letzten Worten ſah ich ſie mit ſchmachtenden Augen an. Sie legte mit unbeſchreiblicher Güte ihre Hand auf die meinige, und ſagte: „Lieber Herr von **Morgenſtern**! ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, auch bin ich nicht Ihre Richterin; allein — vergeben Sie mir! — vielleicht könnt' ich Ihnen mehr Freundſchaft ſchenken, wenn — Laſſen Sie mich das übrige verſchweigen! Sie verſtehen mich! — Vor einigen Jahren hätt' ich Sie kennen mögen.“ Damit ſtand ſie auf. Mir giengen dieſe Worte durchs Herz, wie ein feuriges Schwerdt. O! wäreſt du tugendhaft, dachte ich — der Engel wäre dein. Es ſchlug fünf Uhr; **Emilie** mußte ins Schauſpiel. Ich empfahl mich ihr, und gieng zu **Plothon**.

Eben werde ich unterbrochen. **Plotho** ſchickt zu mir, ich ſoll den Augenblick zu ihm kommen. Morgen ein mehreres.

Zehnter Brief.

Fortſetzung.

L. den 17. Junius.

Wenn's einem närriſch gehen ſoll, **Thalmann**, ſo muß ſich alles fügen. Ich werde mich noch lange mit der Ungewißheit, ob ich **Emiliens** Herz erobere oder nicht, herumſchleppen müſſen. Und wie wird mich dieſe Ungewißheit martern? Stell Dir nur vor, was ich bey **Plothon** ſollte, als er mich geſtern ſo eilig rufen ließ! Ich ſoll für ihn nach **Breslau** reiſen. Sein Onkel, der Oberſte **Plotho**, iſt daſelbſt geſtorben, und hat ihn, da er keine Kinder hinterlaſſen hat, zum Erben eingeſetzt. Nun ſoll ich hin, und für **Plothon** die Erbſchaft in Empfang nehmen. Ich kann ihm dieſen Freundſchaftsdienſt nicht abſchlagen In einigen Tagen werd' ich alſo abreiſen. Meine **Emilie** — die muß ich verlaſſen, und — wer weiß, ſeh ich ſie in zwey Monaten wieder. Denn ſo lange werde ich wohl wegbleiben. Wer weiß, wer ſie mir indeß abſpenſtig macht! O! der Gedanke foltert mich entſetzlich. Ich kann nun einmal ohne dieſes Mädchen nicht leben. Beſuche Du ſie indeß, **Thalmann**! und halte mich in gutem Andenken bey ihr. Möcht' ich ſie doch wieder ſo antreffen, wie ich ſie jetzt verlaſſe! denn ſie iſt mir wahrlich hold. O! wenn ich nur nicht ſo ein Böſewicht wäre, und mich an ſie wagen dürfte; wir würden gewiß noch fertig mit einander, ehe ich fortgehe. Aber, damit iſt's nichts. Ich muß mich erſt beſſern, und ſie muß davon überzeugt ſeyn, eher darf ich mit meiner Liebe nicht hervor tretten.

Heute ſchreib' ich Dir zum letztenmal vor meiner Reiſe. Ich muß Dir alſo den herrlichen Tag beſchreiben, den wir vorgeſtern in C. zubrachten. O! Bruder! nun glaub' ich Dir's, was Du immer ſprichſt, das Landleben iſt recht für Liebende gemacht; alles vereiniget ſich da, ihr Glück zu befördern. Der Doktor **Redlich** hatte eine Luſtfahrt nach C. veranſtaltet. Die Geſellſchaft war ziemlich ſtark. Sie fuhren meiſt in Kutſchen hinaus. Ich, **Reimann**, und noch ein Student, Süßholz, ritten beyher. Vor allen Dingen muß ich die Perſonen der Geſellſchaft die Muſterung paßiren laſſen, und Dir von jeder derſelben ein Gemälde entwerfen. Vergieb mir aber, wenn Du keine **Richardſoniſchen** Schilderungen, und keine **Oeſeriſchen** oder **Chodowieckiſchen** Caraktermuſter findeſt! Du lieber Gott! wie ſollte ein Menſch, den die Liebe halb ſeiner Sinne beraubt hat, zu ſolchen Meiſterſtüken fähig ſeyn! — Doch ich mach' es ſo gut ichs in meinen Umſtänden kann. Alſo aufmarſchirt! präſentirt das Gewehr!

Die Hauptperſonen (denn die Damens muß ich doch Ehren halber vortretten laſſen,) waren **Emilie**, die **Doktorin** und **Amalie**. Die beyden Mädchen kennſt Du aus meiner Beſchreibung, und die Doktorin von Perſon, hinlänglich. Nur muß ich bey der **Weichholdin** noch anmerken, daß ſie eine melancholiſche Grille iſt, die man aber, ihres Tiefſinns ungeachtet, dennoch lieben muß. Dieſe Schwermuth überfällt ſie mitten in den rauſchendſten Luſtbarkeiten, und nur **Emilie** kann mit ihrer bezaubernden Holdſeligkeit ſie daraus reiſſen. Ich möchte wiſſen, was dem Mädchen wäre. Bey einer ſo blendenden Schönheit, in der Blüthe der Jugend, geliebt von der herrlichen **Emilie**, und allen die ſie kennen angebetet, von einem Schwarme von Liebhabern bewundert, geprieſen von den Kennern des Theaters wegen ihrer ungemeinen Fertigkeit im Tanzen, und ihrer täglich zunehmenden Stärke in der theatraliſchen Kunſt und in allen muſikaliſchen Kenntniſſen — kann das Mädchen einer düſtern Melancholie nachhängen. — Wer begreift das? **Emilie** ſpricht, ſie hat Ahndungen von einer ſchreckenden Zukunft. Aber das ſind Narrenspoſſen. Ich glaube vielmehr, die gute Seele iſt verliebt. Doch in wen? — Alle, die ſich um ihre Liebe bewerben, ſind Gecken und Schafsköpfe, und das Mädchen hat zu viel Verſtand, als daß ſie ſich in einen dieſer Narren verlieben ſollte. **Reimann** müßte ihr Mann ſeyn. Aber den kennt ſie erſt ſeit einigen Tagen, und doch ſoll ſie ſchon vorher ſo ſchwermüthig geweſen ſeyn — Wer kann's errathen? Ich nicht, mag's auch nicht. Und damit genug.

Mamſell **Charlotte Steinhauerin**, eine hieſige Kaufmannstochter und Verwandtin von Doktors, folgt in der Reihe. Eine kleine hagere Brunette, von deren Figur ſich weiter nicht viel Merkwürdiges ſagen läßt; übrigens ein Mädchen ganz auf den Ton der hieſigen mir ſo fatalen Etiquette geſtimmt, ein Drathpüpchen, bey der man immer nach dem über ihr ſchwebenden, und ihren Gang, ihre Reden, ihre Handlungen leitenden Marionettenſpieler blickt. Ihr ganzes Verdienſt iſt der Reichthum ihres Vaters, und darauf thut ſie ſich nicht wenig zu gute. Glänzende Parthien und glückliche Mariagen ſind daher immer ihr andres Wort. Wenn ſich ihr Vater gut auf den Mädchenhandel verſtehet, woran ich nicht zweifle, weil darauf die meiſten reichen Väter in unſern Zeiten ſtudiren, ſo kann ſie vielleicht auch ihr erwünſchtes Glück machen. Sie affectirt Beleſenheit, Witz und Empfindſamkeit, beſitzt aber von den beyden letztern gerade ſo viel, als ihr Kopfputz. Tanzen, Zeichnen, Muſik, und Franzöſiſch plappern kann ſie, wie es einer galanten L—rin eignet und gebühret. Allein von dem Hausweſen, und überhaupt von allem dem, was einmal ihren künftigen Mann glücklich machen könnte, verſtehet ſie nicht mehr und nicht weniger als meine Tabacksdoſe. Geſellſchaften, Schauſpiele, Bälle und andre ſolche Vergnügungen ſind die Triebräder ihrer Maſchine. Von den letztern beyden mag ſie wohl gerade ſo viel Nutzen ſchöpfen, als unſere jungen Herren von ihren Pariſer Reiſen. Dabey beſitzt ſie, wie für eine Dame ihres Standes und ihres Reichthums nicht mehr als billig iſt, einen unerträglichen Stolz. Unſre beyden guten Schauſpielerinnen würde ſie kaum über die Achſeln angeſehen haben, wenn ſie nicht die Gröſſe dieſer Mädchen gefühlt hätte, und wenn es hier nicht zur galanten Lebensart gehörte, mit Comödianten umzugehen. Sie kleidet ſich prächtig, und iſt verliebt, wie eine Braut in der erſten Brautnacht. Die Liebhaber abzuweiſen und anzunehmen, macht, ihrer Erzählung nach, eine ihrer Hauptbeſchäftigungen aus. Sie hat **Reimannen** ins Auge gefaßt. Um einen ſo hübſchen Jungen verlohne ſichs der Mühe, ſich einmal herabzulaſſen, hatte ſie zu einer Freundin geſagt; ein ſolcher Menſch würde ja wohl an ihrer Liebe genug haben, ohne den ſtolzen Gedanken zu faſſen, eine Parthie für ſie zu werden; der Menſch ſey nur zu ſteif und kalt, und hätte kein Liebesgefühl in ſeinen Adern. . .

Itzt erſcheint Madam **Steinhauerin**, eine Kaufmannsfrau, auf den vorigen Ton geſtimmt.

Doch beſitzt ſie noch etwas mehr guten ſchlichten Menſchenſinn. Sie iſt noch eine raſche luſtige Frau; und wenn ich ihr affektirtes Weſen, und ihr beſtändiges Rühmen ihres Reichthums hinweg nehme, ſo iſt ſie noch erträglicher als ihre Tochter. Junge wilde Studenten ſind ihr liebſter Umgang; und wer Luſt hätte, ſeinen Beutel auf Unkoſten ſeines Gefühls zu ſpicken, der würde bey Madam gewiß ſein Conto finden.

Mamſell Clariſſe Schmidtin macht den Schluß, ein gutes ehrliches Mädchen von mittelmäßigem Anſehen. Doch würde ſie manchem gefallen, wenn ſie nicht auch den hieſigen Ton der feinen Lebensart mitträllern wollte, der ihr gerade ſo anſtehet, wie meinem Bedienten die Galanterie, wenn er mit der jungen Magd auf den Ton der feinen Welt ſcherzen will. Sie iſt noch nicht lange genug in L , um die hieſige Etiquette, und das ganze Gefolge von Narrheiten, Ziererepen und Tändeleyen recht durchſtudirt zu haben. Ein Modenausdruck, ein Modecompliment, der Modewitz, der an ſich ſelbſt ſchon genug iſt, alles dieß verunglückt ihr ſo oft, daß ſie von ihren Mitſchweſtern verlacht, von vernünftigern Leuten aber bedauert wird. Ihr Vater iſt erſt Landprediger geweſen, und hernach nach L. gekommen. Sie iſt daher auf dem Lande in ihrem Elemente; und wenn ſie ſich da vergißt, und im Taumel ihres ländlichen Vergnügens nicht an ihre im L. angenommene Narrensvöſchen denket, ſo wird einem das Mädchen ſo lieb, daß man ſie küſſen möchte.

Unter den Mannsperſonen nehmen der Doktor, Herr Biederſee, ich und Reimann billig den erſten Platz ein, weil Du dieſe vier Perſonen ſchon kenneſt, und ich alſo mit ihnen am erſten fertig werden kann.

Der wohl parfumirte Herr Süßholz tritt nun auf. Er führt den Namen mit der That; denn er iſt ein ganzer ſüſſer Herr, oder auf gut Deutſch, ein eingemachter Haſenfuß und blaſender Sauſewind. Der Kerl verdient nicht, daß ich mich lange bey ihm aufhalte. Du kenneſt dergleichen hirnloſe Phantaſten mehr, und wer einen geſehen hat, hat ſie alle geſehen. Dieſe Schmetterlinge formen ſich einer nach dem andern. Im Weſentlichen findeſt Du keinen Unterſchied. Nur die Launen ihrer eingebildeten Gebieterinnen geben ihnen mannichfaltigere Schattirungen. Und je nachdem das Maaß ihres Gehirns groß oder klein iſt, nachdem hat der hieſige feine Ton ſeinen Einfluß auf daſſelbe. Daß Süßholz elende Verslein macht, darin von Liebesgluth phantaſirt, ſolche ſeinen Schönen vorlieſet, und ſie ihnen alsdenn mit goldnen Buchſtaben auf weiſſen Atlaß gedruckt zu Füſſen legt, auch jedem Mädchen, das ſeine Anbetung verdient, ſein Portrait, und folglich den getreuen Abriß eines Affengeſichts, verehret:

alles dieß iſt ebenfalls Gewohnheit dieſer Gecken, gehöret zur feinen Lebensart, und zum Weſen eines ſogenannten artigen Herrn. Daß aber **Süßholz** ſich einfallen läßt, **Emilien** an ſeinen Triumphwagen zu ſpannen, denn dieß hab' ich ihm angemerkt, verdient bemerkt zu werden. Der Einfall iſt ſo glücklich, ſo naiv, ſo original, ſo ſehr eines ſüſſen Herrn würdig, daß ich Luſt hätte, das erfinderiſche Genie dafür mit einem tüchtigen Preller zu belohnen, wenn ich nicht verſichert wäre, daß ihm **Emilie** mit einem derben Backenſtreich ſeine Mühe reichlich vergelten wird.

Der vierte von der Geſellſchaft war Herr **Steinhauer**, ein junger Kaufmann von vielem Geiſte. Er beſitzt viele Kenntniſſe in den Handlungswiſſenſchaften und in ausländiſchen Sprachen, die er ſich auf ſeinen Reiſen geſammlet hat. Uebrigens ein Mann von gutem Herzen und vieler Weltkenntniß. Er iſt noch unverheurathet; und auf mein Befragen, warum er ſich noch nicht verehlichet habe? gab er mir zur Antwort: Unter den Reichen habe er noch kein Mädchen nach ſeinem Geſchmacke kennen lernen, und eine arme dürfe er vor ſeiner Mutter nicht nehmen.

Endlich erſcheinet noch auf meiner Parade Herr **Dörmer**, ein bekannter hieſiger Schauſpieler. Du kenneſt ihn bereits von Perſon und von Carakter. Den Ruhm eines der größten Schauſpieler in Deutſchland legt ihm die ganze Welt bey, und den noch gröſſern Ruhm eines ehrlichen edeldenkenden Mannes würden ihm auch ſeine Feinde nicht rauben können, wenn er dergleichen hätte. Ich ſage immer, **Dörmer** wäre ein groſſer Mann geworden, das Glück möchte aus ihm gemacht haben, was es gewollt hätte. Du kennſt ſeinen **Romeo**, ſeinen **Hamlet**, ſeinen **Beaumarchais**, ſeinen **Graf Waltron**, und ſeinen **Fürſt in Julius von Tarent**; alles Rollen, worin es unmöglich iſt, ihn zu übertreffen. Er reiſſet einen bis zum Erſtaunen hin. **Amalie** ſcheint in ſeinem Herzen einen Platz gefunden zu haben. Er beträgt ſich aber mehr wie ein lehrender liebreicher Vater, als wie ein Liebhaber gegen ſie. **Emilie** hält viel auf ihn; ſie ſagte, er wäre nebſt dem Direkteur der einzige bey der Geſellſchaft, der die meiſte Rechtſchaffenheit und Tugend mit ſeiner Kunſt verbände. Ich ſelbſt habe oft aus ſeinem Munde die Verſicherung gehört, daß er jede Rolle im Ernſt ſpiele, und die Bewegung der Zuſchauer zur Tugend der wichtigſte Gegenſtand ſeiner Kunſt ſey. Da er aber doch ſchon ein Mann von vierzig Jahren iſt, ſo hielte ich **Amalien**, als ein ſo junges Mädchen, wohl für keine ſchickliche Parthie für ihn.

Dieſe Geſellſchaft war, wie Du ſieheſt, ziemlich bunt. Ich hielt mich meiſtens zu **Emilien**. Mein Herz zog mich immer zu ihr hin, wenn ich auch bisweilen von ihrer Seite getrennt wurde.

Nach dem Caffee machten wir einen Spaziergang durch das Dorf. Wir giengen paarweiſe. Ich hätte gern **Emilien** geführt, aber ſie hieng an **Reimannen**, ehe ich michs verſah. Ich führte alſo die **Weichholdin**. Lange war ich nicht ſo in der Mitte des unſchuldigen Landlebens geweſen. Denn wenn ich ſonſt auf das Dorf ritt, ſo kehrte ich in der Schenke ein, und bekümmerte mich weiter um nichts, als um die rohen Vergnügungen, die ich da erwartete. Jetzt aber ſah ich mit Wonne die einfältigen Landhäuſer ſtehen, und darin die ländliche Tugend wohnen. Freundliche Weiber ſaſſen vor dieſen geringen Hütten, ſpannen, oder verrichteten andre ländliche Arbeiten. Sie grüßten uns in ihrer bäuriſchen unſchuldigen Einfalt ſehr höflich, da wir vorbey giengen. Zufriedenheit lachte auf ihren Geſichtern, die voll Geſundheit und Leben bluhten. Kleine Kinder hüpften oder krochen auf der Erde um ſie herum, und waren in ihrer Unſchuld glücklicher, als wir mit all' unſern Herrlichkeiten. Alles ſchien in dieſem Dörfchen wie im Paradieſe zu leben; und dieſe harmloſe Geſchöpfe ſchienen keine andre Wünſche zu haben, als die Befriedigung ihrer Lebensbedürfniſſe. Haben dieſe Leute keine Leidenſchaften? dachte ich; ſind ſie nicht auch in ihrer Art den Stürmen des menſchlichen Elendes ausgeſetzt? Giebts hier keine Unglücklichen? keine hartherzigen, boshaften Menſchenfeinde, die ungerührt beym Elend ihrer Brüder ſie der Befriedigung ihres Geizes und ihrer Lüſte aufopfern? Iſt das Land allein der Wohnplatz der Unſchuld und der ſtillen Freuden des Lebens? — Ich theilte **Amalien** dieſe Betrachtungen mit, und wir ſprachen mit einander über die Glückſeligkeiten des Landlebens.

Indem wir, noch in dieſe Betrachtungen verſenkt, am Ende des Dorfs vor einem kleinen Hauſe vorüber giengen, hörten wir darin ein jämmerliches Wehklagen von weiblichen und Kinderſtimmen, mit untermiſchtem Geſchrey drohender und polternder Mannsperſonen. Der Lärm und das Jammern war ſo ſtark, daß man es ſchon von weitem hörte. Wir blieben alle vor dem Hauſe ſtehen, um zu ſehen, was da vorgienge. „Ach! „Herr von **Morgenſtern**!“ ſagte **Amalie**, „die „guten Leute! Was muß ihnen begegnen? Das „erbarmt einen, ſo etwas zu hören. Wir wollen „hinein! Kommen Sie!“ Es ſtand ein Bauer mit einem groſſen Stock in der Hand an der Hausthür. Dieſen fragte ich, was es in dem Hauſe für einen Lärm gäbe? „Ja! ſie thun da meinem „Schwager **Petern** die Hülfe;“ ſagte der Mann. „Was? was iſt das, mein Freund?“ fragte **Amalie**. Der Mann antwortete mit einem lauten Gelächter. Indeſſen wurde der Lärm noch heftiger. Ich gieng in das Haus hinein. **Amalie** war gleich hinter mir, und in dem Augenblick auch **Reimann** und **Emilie**. Die Leute ſtuzten gewaltig, da wir hinein traten. Ein Bauersmann in einer zerlumpten Kleidung ſtand mit bloſſem Haupte da, und neben ihm ein junges friſches Weib, die aber entſezlich weinte und ſchrie. Ueber fünf bis ſechs Kinder, die ſehr armſelig ausſahen, ſchrien mit der Mutter um die Wette. Ein Menſch, der einen ſehr ſtarken Haarzopf trug, und nur ein Auge hatte, war mit groſſer Eilfertigkeit beſchäftiget, allerhand Sachen und Kleidungsſtücke in einen Korb zuſammen zu packen. Ich erkannte ihn gleich für einen Gerichtsdiener. Ein ehrbarer Mann in altväteriſcher Kleidung mit einer guten treuherzigen Phyſiognomie, der, wie ich hernach erfuhr, der Landrichter war, ſtand mit einer Schreibtafel da, und ſchrieb auf, was der mit dem ſtarken Zopfe in den Korb that. Zwey reputirliche Bauern mit groſſen Knotenſtöcken in Händen ſtanden neben ihm. Ein Menſch in einem alten braunen Rocke mit rother Weſte und gelben Beinkleidern, mit einem alten abgeſchabten Philiſterhute auf dem Kopfe, und einem groſſen Packet Akten unter dem Arme, gieng ſehr emſig in der Stube umher, guckte in alle Winkel, und reichte dem Gerichtsdiener allerhand Sachen zu. Auf ſeinem Geſichte ſah man den Abriß der Bosheit und der Schikane recht ſichtbar ausgedrückt. Er ſagte eben mit vielem Troz, als wir eintraten, die Worte:

„Gebt alles an! alles was ihr habt! Ihr müßt „es beſchwören. Wenn ihr was verſchweigt, ſo „fahrt ihr zum Teufel.“ Ich fragte den Mann mit der Schreibtafel, was hier vorgehe? und was das für ein gräßlicher Lärm ſey? Der Mann machte mir ein ſehr höfliches Compliment, und ſagte: „Wir pfänden dieſen Mann aus.“ Amalie, der ſchon die Thränen in Augen ſtanden, ſagte: „Ach Gott! die armen Leute! Sie „wollen ihnen doch dieſe Sachen nicht alle nehmen?“ — „Freylich! meine ſchöne Mamſell,“ ſagte der Landrichter. Die beyden Bauern lachten. Der Menſch mit dem groſſen Philiſterhute fieng an: „Ja! ja! das iſt Rechtens. Solchen „loſen Bezahlern kann es nicht anders kommen, „ſolchem lüderlichen Schelmenpack.“ Die Grobheit des Menſchen verdroß mich. Ich wollte ihn eben fragen, ob er vom Schimpfen Profeßion mache? als der, dem die Hülfe geſchah, zu mir ſagte: „Lieber gnädiger Herr! es geht mir erbärmlich; dieſer Herr hier bringt mich um alles das Meinige.“ — „Wie? Schurke! infamer „Cujon!“ fiel der Braunrock ein; „ich brächte „euch darum? Das Recht und eure Lüderlichkeit „bringt euch darum, wenn ihr ja drum kommt.“ „Glauben Sie's nicht, gnädiger Herr! ich bin „ein ordentlicher ehrlicher Mann,“ verſetzte der Bauer. „Halt's Maul!“ fuhr der Braunrock fort. „Ihr habt hier nichts zu reden, oder ich laß al-

„les regiſtriren.“ Ich fiel ein, und ſagte: „Ey!
„laſſen Sie den Mann reden! er ſpricht mit mir.“
„Herr! was haben Sie hier zu thun?“ antwor-
tete der Braunrock. „Was gehet Ihnen unſre
„Expedition an?“ — „Ich hoffe, Sie werden ſich
„menagiren, mein Herr, wer Sie auch ſind!“
ſagte ich. „Ich will Ihre Expedition nicht hin-
„dern; aber es ſtehet doch wohl bey mir, dieſen
„Mann nach ſeinem Unglücke zu fragen.“ Der
Landrichter ſagte darauf: „Beſcheiden Sie ſich,
„Herr Advocat! der Herr denkt menſchenfreund-
„lich.“ Potztauſend! dachte ich, ein Advocat? —
Du magſt mir der rechte ſeyn! Der Advocat
ſchwieg. Ich bat den Bauer, fortzufahren. „Du
„lieber Gott!“ ſagte er, „ich war meinem Nach-
„bar zehn Thaler ſchuldig. „Aber meine beyden
„Kühe ſtarben mir an der Viehſeuche. Die paar
„Schweinchen, die ich hatte, mußte ich verkaufen,
„und meine Steuern und Gaben davon bezahlen.
„Das bischen zehnten, den ich verdiente, gieng
„zum lieben Brodte für meine Kinder auf. Ich
„kriegte das kalte Fieber, und lag ein halb Jahr
„auf einer Stelle, und konnte nichts verdienen.
„Der Doktor koſtete auch Geld. Da konnt' ich
„denn meinen Nachbar nicht bezahlen. Der hat
„nun die Sache dem Herrn Advocaten hier über-
„geben, und nun ſind aus zehn Thalern dreißig
„geworden, und das lauter Koſten. Da wird mir
„nun vollends all' mein bischen Armuth genom-
„men!

„men! Du lieber Vater!“ — „Wer borgt muß „bezahlen,“ fieng der Advocat wieder an; „und die „Koſten müſſen auch bezahlt werden. Der Advocat „will nicht umſonſt arbeiten. Ich weiß nicht, „was der Mann will, es iſt ja alles Rechtens; „er hat ja alles in contumaciam ergehen laſſen, „und meine Koſten ſind moderirt.“ Ich fragte den Landrichter, ob das Vorgeben des Bauern gegründet ſey? „O ja!“ verſetzte dieſer; „er verdient Mitleid; und wenn die Hülfe vor ſich gehet, ſo iſt er gänzlich geſchlagen. Aber er hat „einen harten Gläubiger. Ich ſehe nicht, wie er zu retten wäre.“ — „Da mag er zuſehen!“ fiel der Advocat ein. „Das Recht bringt es mit ſich. „Es verderben viele Leute; die Welt gehet deswegen noch nicht unter. Wer all' die loſen Bezahler retten wollte, der hätte was zu thun.“ Eine ſchöne Moral von einem Prieſter der Gerechtigkeit! dachte ich, und ſagte: „Der Mann iſt ja „aber nicht durch eigne Schuld in Verfall gerathen. Verdiente er da nicht Nachſicht? — „Ja! „gnädiger Herr!“ fiel der Bauer ein; mein Nachbar wollte noch warten, aber der Herr Advocat hat ihn aufgehetzt.“ — „Man nimmt freylich alles gern mit,“ ſagte der Landrichter. Der Advocat verſetzte aber: „Es ſind jetzt böſe Zeiten; „und wer borgt, muß bezahlen. Das iſt das „Geſetz.“ Indeſſen wollte der Landknecht den Korb mit den Sachen wegtragen. Die Leute fiengen wieder jämmerlich an zu weinen. **Emilie** that mir den Vorſchlag, wir ſollten in unſerer Geſellſchaft eine Collecte ſammlen, und damit die Schuld des Mannes bezahlen. „Halt!“ ſagte ich alſo; „laß er den Korb da! Wie viel hat der Mann „zu bezahlen?“ — „Dreißig Thaler, acht Groſchen;“ antwortete der Landrichter. Ich gieng mit dem Hut in der Hand unter die Geſellſchaft, und bald war das Geld zuſammen. Ich gab es dem Landrichter, welcher dem Advocaten das Seinige davon zuſtellte. Der ſaubere Advocat gieng fort, und wünſchte ſich mehrere dergleichen Proceſſe. Der Mann, dem wir geholfen hatten, war für Freuden ganz auſſer ſich; er küßte mir und den beyden Mädchen die Hände, und erbot ſich, er wolle nach L. kommen, und mir alle mein Winterholz umſonſt ſpalten, auch einen Korb Obſt aus ſeinem Garten wolle er mitbringen. Die Frau wollte **Emilien** Milch und Rahm zum Caffee bringen, ſobald ſie wieder eine Kuh hätte. „Die gutherzigen Leute!“ ſagte Amalie; „wenn ſie nur „auch wieder eine Kuh hätten! „Wir wollen noch „einmal zuſammenlegen: ich will meinen letzten „Groſchen vollends geben.“ — Nein, theures Mädchen!“ fiel Herr **Biederſee** ein; „das ſollen Sie „nicht. Ich will das auf mich nehmen.“ Er gab den Leuten drey Louisd'or zu zwey andern Kühen; ſagte aber, er würde kommen und ſehen, ob ſie auch die Kühe gekauft hätte.

Ich fragte den Landrichter, wer dieſer luſtige Advocat geweſen ſey? „Er iſt ein Erzſchikaneur,“ antwortete der Landrichter. „An Geſchicklichkeit „fehlt es ihm nicht; aber er mißbrauchet ſie, in„dem er die ungerechteſten Sachen annimmt, und „ſie hernach durch Kabalen durchzuſetzen ſuchet. „Wenn die Bauern etwas wider die Gerichte „haben, ſo iſt er der Mann dazu. Da ſollten Sie „einmal leſen, was er für Zeug zuſammen ſchmiert, „und mehr Latein als Deutſch. Denn da den„ken die Bauern Wunder, was für Gelehrſamkeit „in ſeinen Schriften ſteckt. Dabey iſt er ſehr „lüderlich, ſäuft und ſpielt mit den Bauern, und „dadurch zieht er manchen Proceß an ſich. Sein „Logis iſt da auf einem benachbarten Dorfe in „einer Schenke. Daraus können Sie ſich ſchon „einen Begriff von ihm machen, was für ein „ſchlechter Mann er iſt. Unter uns, er iſt ein „Erzbeutelſchneider und boshafter Menſch. Wir „ſehen ihn nicht gern in die Amtsſtube kommen. „Wie geſagt, wenn er nur die Gerichte nicht ſo „ſchikanirte, es gienge noch alles an. Es iſt doch „ſein eigener Schade; denn ſo viel muß ich Ih„nen ſagen, daß der Advocat, der das thut, gar „nicht prudenter handelt. Welcher Juder wird „ihm etwas zuweiſen? Und dieſe Sachen, Litis „Curatelen z. E. ſind doch immer die beſten Zwick„mühlen. Meiner Seelen, es iſt ärgerlich, mit „ſolchen ſchlechten Leuten zu expediren — —“

Der Landrichter hätte in dieſem Tone noch ein Stündchen fortgeſchwatzt; denn er ſchien noch viel wider die Advocaten auf dem Herzen zu haben. Wir empfahlen uns aber ſeiner Gewogenheit. Indeſſen muß ich doch geſtehen, daß der Mann traurige Wahrheit redte. Wenn ſolche Leute zu Prieſtern der Gerechtigkeit beſtellt ſind, wie ſchlecht muß es oft um die Handhabung der Geſetze ausſehen!

Wir giengen noch in den neben dem Dörfchen liegenden Wald ſpazieren. Ich und Reimann wechſelten mit unſern Damen; ich genoß alſo das ganze groſſe Glück, **Emilien** an meiner Seite zu haben. Sie war ſehr heiter. Ich drückte ihr bisweilen im Führen die Hand, und jeder Druck ſchütterte mich durch mein ganzes Weſen. **Emilie** muß eine groſſe Freundin vom Landleben ſeyn. Vermuthlich iſt ſie auf dem Lande erzogen, denn ſie ſagte: „Jeder Wald, den ich ſehe, erinnert „mich an die erſten vergnügten Tage meines Lebens. Da ſchlich ich oft hin, wenn ich den Mor„gengeſang der Nachtigall hören wollte; da ſchwoll „mir oft das Herz auf, wenn die vollſtimmige „Muſik der Waldvögel in meine Ohren tönte. Ach! „daß die glücklichen Zeiten nicht mehr ſind! Ge„wiß, man lebt nicht vergnügter und unſchulds„voller, als auf dem Lande.“ Wir giengen in den Gaſthof zurück. Es waren Prager gekommen. Wir lieſſen ſie ſpielen, und tanzten ein paar Stündchen. Ich tanzte wenig; denn wenn ich nicht mit **Emilien** tanzen konnte, ſo mocht' ich lieber gar nicht. Doch tanzte ich einmal Pohlniſch mit ihr. Das war ſo recht nach meinem Geſchmack; ich konnte da **Emilien** in meinen Armen halten, und ihr tauſend Zärtlichkeiten erweiſen.

Voll von Empfindungen der Liebe ſetzte ich mich darauf in einen Winkel, und weidete meine Blicke an der herrlichen Geſtalt meines Mädchens. Sie kam zu mir, und fragte mich, ob ich müde ſey? „Nur wenn ich nicht mit Ihnen tanzen kann! „liebe Mamſell!“ ſagte ich, ergrif ihre Hand, und bat ſie, ſich neben mich zu ſetzen. Ich behielt ihre Hand, nnd fuhr fort: „Bin ich nicht „ſo an Ihrer Seite unendlich ſeliger, als beym „Tanze? — So wollt' ich gern meine Tage hinleben, und keine Vergnügungen der Welt mehr „achten.“ Sie wurde roth, antwortete mir aber nach einer Pauſe: „Sollten Ihnen dieſe Vergnügungen auf einmal ſo gleichglültig geworden „ſeyn?“

Ich. „Wenigſtens die, Mademoiſell, von denen ich wünſchte, daß ich ſie nie gekoſtet hätte.“

Emilie. „Vielleicht haben nur gewiſſe flüchtige Empfindungen dieſe Veränderung in Ihnen „hervorgebracht. Sollte ſie aber beſtändig ſeyn?“

Ich. „Ich zweifle nicht daran.

Emilie. „Gut! aber wer lernt das menſchliche Herz aus? Wer kennt ſein eigenes genug?“

Ich. „Das geſteh' ich, es hat mich oft irre „geführt; man wird aber endlich aus Erfahrung „klug Gute Beyſpiele erwecken gute Entſchlieſſungen.“

Emilie. „Die aber oft ein einziger verführender Reiz des Laſters, eine einzige Aufwallung „des Bluts, in ihr voriges Nichts verſenkt.“

Ich. „Zugegeben, Mademoiſell! Man kann „nicht dafür, daß ſich einem ein Vogel auf den „Kopf ſetzet; ihn aber nicht ſitzen oder ein Neſt „bauen laſſen, dazu giebt uns das Beyſpiel der „Tugend Kräfte.“

Emilie. „Laſſen Sie aber den Vogel, eine „ſüßtrillernde Nachtigall, oder einen betäubenden „ſchmetternden Canarienvogel ſeyn, wie dann?“

Ich. „Sie gehn zu weit, meine rechtſchaffne „Freundin!“

Emilie. „Zu weit? und doch würde mir vielleicht Ihre Erfahrung hierin nicht widerſprechen. „— Seyn Sie einmal aufrichtig!

Ich. „Ich bin gefangen; aber erlauben Sie „mir noch eine Frage: Giebts keine Schutzengel, „die, in die ſchönſte Menſchengeſtalt eingehüllt, „die armen Verführten wieder auf den Weg der „Tugend leiten?“ Bey dieſen Worten ſah ich ſie zärtlich an. Mit einer Miene, die mir ſagte, daß ſie mich verſtünde, doch aber auch nicht ſtolz genug war, um meine Rede für Wahrheit zu halten, ſagte ſie: „Dieſe Schutzengel haben oft noch „einen mächtigern Feind wider ſich; und dieſen „zu vertreiben, giebt es nur eine Art von Waffen. Mit dieſen allein rüſten Sie ſich aus, mein „lieber **Morgenſtern**! Ich wünſche Ihnen Sieg „von ganzem Herzen.“ Hier legte ſie ihre Hand freundlich auf die meinige, ich küßte ſie, und ſagte: „Geſegnet ſey mir die Hand, die mich beſſert, „ohne mich zu züchtigen!“ Hier muß ich abbrechen. Vielleicht ſetze ich noch einige Zeilen hinzu, ehe ich abreiſe.

Den 31. Junius.

Noch immer keinen Brief von Dir? — Wo ſteckſt Du, **Thalmann**? — Warum antworteſt Du mir nicht? — Biſt Du mein Freund, mein Rathgeber, mein Erretter nicht mehr? — willſt es nicht mehr ſeyn? — Gott laſſe das ja nicht geſchehen! Wenn Du wüßteſt, wie michs kränkt, daß ich vor meiner Abreiſe auch keine Zeile von Dir ſehen ſoll— o **Thalmann**! — Morgen muß ich fort. Heute hab' ich Abſchied von **Emilien** genommen. Das gute herrliche Mädchen! ſie wünſchte mir lauter Gutes zu meiner Reiſe; ich ſolle manchmal an meine Freundin in L. denken — Gott! du weißt es, ſagte ich, daß ich nur einen Gedanken, nur den an meine Freundin haben werde! Sie hat mir einen Brief an ihre Freundin, das Fräulein von **Blumenthal** in **Breslau**, mitgegeben: ich würde da, ſagte ſie, viel vortrefliche Leute kennen lernen. Ich muß ſchlieſſen, **Thalmann.** Leb' wohl, Herzensbruder! Deine Briefe ſchicke nur an **Plothon**, von dem werde ich ſie erhalten. Bleib mir treu, und liebe

Deinen

ganz eignen

Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Eilfter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. 29. Junius.

Hier ſende ich Dir den Mann ſelbſt, den Du bereits aus meinen Briefen kenneſt. Gefällt er Dir, ſo kannſt Du ihn gleich bey Dir behalten. Ich will Dir meine Rechte an ihn cediren cum omni jure & actione. Siehſt Du, was es thut, wenn man bey einem Juriſten wohnt! — Ich werde bald Proceſſe führen lernen. Wenigſtens biſt Du nicht ſicher, daß ich eine Klage wider Dich anſtelle, wenn Du mir nicht bald auf meine langen Briefe antworteſt. Eine Feder ſetze ich ſo nicht eher wieder an. Mein Herr Doktor nennt dieß das jus retorſionis; und das will ich hiermit wider Dich geltend machen.

Ohne Spaß, liebes Jettchen, mein Herz pochet gewaltig für Dich. Schaff mir Ruhe! ich bitte Dich. Mein Befinden iſt noch immer ſo gut, als es in meinen Umſtänden ſeyn kann. Amalie liebt Dich, und auch die Doktorin. Sie empfehlen ſich beyde Deiner Freundſchaft. Mein Stolz und mein Glück iſt die Liebe meiner Henriette. Leb' wohl, trautes Mädchen! Sey ſo glücklich und vergnügt, als es wünſchet

Deine

Emilie Sommer.

Zwölfter Brief.

Thalmann an Herrn von Morgenſtern.

Mallendorf, den 16. Jul.

Geſtern kam ich von einer langen Reiſe zurück, und fand Deine Packete. Dank, herzlicher, brüderlicher Dank ſey Dir dafür! Du biſt ein guter ehrlicher Kerl, **Morgenſtern**! Nur Schade um Dich, daß Du auf einer andern Seite gewiſſe Fehler haſt, die Deine eigenthümlichen Tugenden ſo ſehr verdunkeln. Deine Briefe hab' ich mit Wolluſt geleſen, weil ſie ſo ganz der Abdruck eines offenen, ehrlichen, freundſchaftlichen Herzens ſind. In manchen Zügen ſah ich ſogar den alten braven Liebhaber der Tugend wieder hervorblivorblicken. Manches edle Gefühl, das ich ſo oft als verlohren an Dir beweinte, ſah ich nun wieder aufkeimen. Und wahrlich! wen das nicht freut, wie den Engeln im Himmel die Buſſe des Sünders, der iſt nicht werth ein Menſch zu ſeyn.

Ich habe mich einige Wochen mit meinem Bruder in Z aufgehalten. Er ſuchte die Amtmannsſtelle in R. zu erlangen. Aber vergebens. Vielleicht, oder gewiß hätte er ſeinen Endzweck erreicht, wenn ihm nicht zwey Haupterforderniſſe gemangelt hätten — die Gunſt hoher Gönner und — ein geſpickter Beutel. Gelehrſamkeit, Redlichkeit, Patriotismus brauchte es gar nicht. Das ſind nur zufällige Eigenſchaften eines Candidaten zu einem Amte in unſern Zeiten. Denn der, welcher die Stelle erhielt, beſitzt von dem allen nur ein ganz mäßiges Portiönchen. Man hoffet aber, dieß werde ſich ſchon finden — denn wem der Himmel ein Amt giebt, dem giebt er ja auch Verſtand dazu. Wenn auch hernach die Geſetze ſchlecht gehandhabet, und die Bauern gemißhandelt und gedrückt werden! — was thut dieß im Ganzen zur Sache? — Das Recht iſt ja ſo nur eine wächſerne Naſe, und die Bauern ſind ja nur — — Bauern. Dafür hat man Gönner, wahrlich, Bruder! Ich ſehe alle Tage mehr ein, daß Geſchicklichkeit und Treue gar ſchlechte Mittel ſind, ſein Glück in der Welt zu machen. Sey ſo gelehrt als Du willſt; habe die beſten Zeugniſſe vor Dir; werde von jedermann für einen Mann von Verdienſten angeſehen; arbeite Tag und Nacht, um Deine Pflichten genau zu erfüllen — es wird Dir alles nichts helfen, wenn Du arm biſt, und Dir das Gewicht mangelt, welches allein die Waagſchale des Glücks ſinken macht. — Bis an Deinen Tod wirſt Du in Deiner Niedrigkeit kauzen, und unter mühſamen ſchlecht belohnten Tagelöhnerarbeiten ein kümmerliches Leben verſiegen müſſen. Deine Talente werden im Staube liegen bleiben, und ungenützt werden ſie wieder mit Dir in ihr voriges Nichts zurückkehren. Gewiß, **Morgenſtern**, wenn man nicht in Ausübung ſeiner Pflichten als ein rechtſchaffener Mann ſelbſt Beruhigung fände, und einmal dort ſeine Belohnung dafür erwartete — es wäre kein Wunder, wenn einem alle Luſt vergienge, bey dem Undanke der Welt etwas zu ihrer Glückſeligkeit beyzutragen.

Einer der redlichſten, mit denen wir es zu thun hatten, ſagte mir beym Abſchiede: „Ich „habe die Sache nicht durchſetzen können, Herr „**Thalmann**. An den Talenten Ihres Bruders „findet man nichts auszuſetzen. Aber Sie kennen den Einfluß des Grafen von — — Sie wiſ„ſen auch, welchen Eindruck die reichen Verwand„ten des neuen Beamten auf ihn machen können „— Seyn Sie indeſſen nur ruhig, ich ſorge für „den redlichen Mann! Da haben Sie meine

„Hand!“ Da waren wir nun getröſtet — Bey Gott! ich wollte keinen Fuß darum fortſetzen, kein Wort darum verlieren, wenn mich mein guter Bruder nicht dauerte, der ſich ein Gewiſſen daraus macht, bey mir das Gnadenbrodt, wie er es beſcheiden genug nennet, zu eſſen. Wunderlicher Mann! — als ob es nicht meine Pflicht wäre, ihn zu unterſtützen, da ich Vermögen habe, und er arm iſt. Ueberdieß will er mir auch nicht gern an meinem Glücke bey **Auguſten** hinderlich ſeyn, an die ich mich, ſo lange ich meinen Bruder bey mir habe, nicht wagen darf. Es ſtehet ſo noch dahin, ob ſie mich nicht auch alsdenn ausſchlägt, weil ich nichts bin, und keine Bedienung und keinen Titel habe. Wenigſtens möchte ich ihr als ein bloſſer Rittergutsbeſitzer kaum meine Hand anzutragen wagen. Doch davon ein andermal.

Ich wende mich vielmehr zu Deiner Geſchichte. Laß mich hier frey reden, **Morgenſtern**! Du weißt, ich liebe Dich wie meine Seele. So gern ich alſo dieſe vor allen Irrwegen zu bewahren bemüht bin, ſo gern möcht' ich Dich den geraden Weg der Tugend wieder wandeln ſehen.

Wiewohl Du Deine **Emilie** mit den Farben der Liebe zeichneſt, und dergleichen Gemälde oft ein betrügeriſches Licht von ſich zu werfen pflegen, ſo iſt ſie dennoch, wie ich aus allen Umſtänden ſchlieſſe, eine auſſerordentliche Perſon, und — eine noch auſſerordentlichere Schauſpielerin.„

Du liebſt ſie, und — ich geſtehe es, mit einer Standhaftigkeit, die ich von Deinem flatterhaften ſanguiniſchen Temperamente nie erwartet hätte. Auf einer Seite gereichet Dir dieſe Feſtigkeit Deiner Entſchlieſſung zur Ehre, wenn ſie Dir nur auf der andern Seite mehr wahren Nutzen brächte, nur Dich nicht in ein noch tieferes Labyrinth hinein ſtürzte; als das iſt, woraus Du Dich zu ziehen gedenkeſt. Indeſſen iſt das ſchon ein guter Anfang zu Deiner Beſſerung, daß Du **Emiliens** Tugenden ſchätzeſt, und mit ſo vieler Ehrfurcht und Hochachtung von ihr ſprichſt. Denn wer nur einmal die Schönheit der Tugend an andern recht herzlich liebgewinnt, der iſt gewiß ſchon auf dem Wege, ſich ihr zu nahen, und ſich in ihre offenen Arme zu werfen. Mit dem vollen Maaß einer theilnehmenden Freude wünſche ich Dir Glück dazu. Wenn ſich nur die Liebe nicht darein gemiſcht hätte! So edel dieſer göttliche Trieb der Natur iſt, ſo vereinigen ſich doch oft ganz andre individuelle Umſtände damit, wodurch ſie unſern Herzen zu einer gefährlichen und unſer ganzes Glück hindernden Leidenſchaft wird; und das iſt hier Dein Fall, **Morgenſtern**, ſo unglaublich Dir's auch ſcheinen mag.

Ich kenne die glühenden Phantaſien der Liebe; ich weiß, wie wenig die kalte Vernunft über den ſchwärmeriſchen, von ſeinem Mädchen bezauberten Liebhaber vermag. Allein welches Feuer wird den gewaltſamen Eindrücken des Waſſers auf immer widerſtehen können, und nicht endlich — darnieder geworfen werden — verlöſchen? Nur das elementariſche Feuer der Sonne mag dieſe Kraft haben. Beurtheile hiernach, mein lieber **Morgenſtern**, den Unterſchied zwiſchen Liebe und — Liebe. Erwäge, was für ein anderes Ding der Trieb der Seele nach einer dauernden ewigen Vereinigung mit einem uns glücklich machenden Weſen, welcher von Grad zu Grad fortſchreitend ſich endlich in dem unendlichen Urquell der Liebe verliert, gegen die flüchtigen Aufwallungen des Bluts bey dem Anblicke eines ſchönen Körpers, die ſich oft eben ſo geſchwind wieder verlieren als ſie entſtanden ſind, in den Augen des Menſchenforſchers iſt, und — mache die Anwendung auf Dich. Wird dann nicht die Vernunft ihre Rechte behaupten, ſo mag ſie ewig eine Grille der Weltweiſen bleiben.

Ich muß Dich ins Detail führen. Denn einem Verliebten von Vernunft in abſtrakto vorſchwatzen, und verlangen, daß er ſich hinſetzen und ſeine Leidenſchaft nach ihrem Maaßſtabe abmeſſen ſoll, hieſſe von einem Blinden fordern, daß er die feinſten Schattirungen eines **Oeſeri**ſchen Gemäldes erkennen ſolle. Auch möchte mir es an der erforderlichen Kälte mangeln, wenn ich

Dir durch A und B beweiſen wollte, daß Deine Liebe zu **Emilien** für Dich gerade das iſt, was dem in letzten Zügen liegenden Kranken eine Goldtinktur, die ſeine Nerven erſchüttert, und ihn auf einige Minuten länger dem Rachen des Todes vorenthält.

Du biſt ein ganzer Sanguineus, **Morgenſtern**! Bald ſchwinget Deine Phantaſie ſich mit **Emiliens** Tugenden zu Engeln empor. Ein einziger Gedanke an Dein bisheriges Leben erſchüttert Deine ganze Seele. Eine rührende Scene, eine edle Handlung, ein Zug von **Emiliens** Gröſſe und Güte des Herzens kann Dich bis zu Thränen erweichen. Nun willſt Du gewiß fromm, gewiß beſſer werden. Du machſt auch wirklich Anſtalt dazu. Allein — mitten unter dieſer Heiligung Deines Herzens überrumpelt Dich Dein Dir zur andern Natur gewordener Hang zur Ausſchweifung. Du ſchaffſt Dir ſinnliche Bilder der Wolluſt, hängſt mit ganzer Seele an ihnen, ſchwärmſt denn unter ſolchen, wie eine Biene unter ſüßduftenden Blumen, herum, und bleibſt endlich, wie die Biene an einer zwar ſchönen, aber in Rückſicht auf ihre eigene Natur für ſie giftigen Blume, mit Deiner Phantaſie auf **Emiliens** balſamiſchen Lippen und alabaſternem Buſen kleben. Kurz, Du biſt Dir ſo ungleich, Deine Beſſerung ſcheinet auf ſo ſandigten ſeichten Boden gebauet zu ſeyn, daß ich in der That wenig gute Früchte davon erwarte.

All' das Dichten und Trachten Deines Herzens iſt jetzt auf **Emilien** gerichtet. Was kann mir, als einem ruhigen, wo nicht kalten Zuſchauer des Schauſpiels, und jedem andern Unpartheyiſchen natürlicher in die Augen fallen, als daß nur der Wunſch, **Emiliens** Gunſt zu erlangen, die Triebfeder Deiner ſo heiſſen Begierde nach Beſſerung iſt? Erreicheſt Du Deinen Zweck nicht, bleibet Dein Wunſch unerfüllet, wie bald wirſt Du all' die guten Neigungen Deines Herzens wieder in den Wind ſchlagen! — Und wer weiß, würde nicht das letzte Uebel dann ärger als das erſte? —

Doch ich höre Dich einwenden: ich thäte Dir Unrecht; ob ich denn die Wirkſamkeit eines tugendhaften Beyſpiels ganz verkenne? — die Kraft einer reinen Liebe, wie Deinige jetzt ſey, ganz leugnen wolle? — Guter, lieber **Morgenſtern**! haſt Du jemals die Elſter dem Adler in die Sonne nachfliegen ſehen, ob ſie gleich das glänzende Beyſpiel vor ſich ſiehet, und ihr Stolz gewiß nach dieſem Vorzug ſich ſehnen mag? Fehlt ihr nicht die innere Kraft zu dieſem glänzenden Fluge? ob ſie ſich gleich ſchmeichelt, eben dieſes Vorzugs würdig zu ſeyn? Und würde nicht eine höhere Kraft, als dieſes Beyſpiel, und dieß auf unedlem Boden erzeugte Verlangen, jenes glänzendenden Vorzugs würdig zu ſeyn, dieſe groſſe Metamorphoſe hervorbringen müſſen? — Daß **Emiliens** Beyſpiel viel zu Deiner Beſſerung beytragen kann, und künftig, wenn Du den rechten Weg einſchlägſt, beytragen wird, wäre Thorheit, zu leugnen. Welcher Menſch, er ſey ſo laſterhaft er wolle, wünſchet nicht gern, wenigſtens in den Augen derer, welchen zu gefallen zu gewiſſen Plans und Vortheilen für ihn gehöret, ein ehrlicher, rechtſchaffener, auch wohl ein edler, großmüthiger Mann zu ſeyn? Und wenn ers denn durch Tugend werden kann — wird er nicht durch ſie ſeinen Triumph zu erreichen ſich beſtreben? — Du ſiehſt aber von ſelbſt, **Morgenſtern**, daß in dieſem Gefühl unmöglich die wahre gründliche Sinnesänderung tiefe, unausreißbare Wurzel faſſen kann. Ich werde Dir hernach einige Regeln vorſchreiben, die nach Deinen individuellen Verhältniſſen **Emiliens** Beyſpiel für Dich von groſſem Nutzen ſeyn, und Deine Beſſerung befördern kann. Jetzt laß mich Dir meine Meynung von Deiner Liebe zu ihr ſagen.

Daß Du **Emilien** liebſt, wundert mich gar nicht. Denn bey der uns allen angebohrnen Neigung zum Guten und Schönen iſt es natürlich, die beſcheidene Lilie oder die aufblühende Roſe zu pflücken, und ihren Balſamduft mit Wolluſt einzuziehen. Wer ſollte einen Engel nicht lieben, wenn er voll göttlicher Huld vor einen hintritt, und ſein blendendes Antlitz Vertrauen und Ehrfurcht in die Seele ſtralt? Solch eine Liebe äuſſert ſich durch eine ſtille, ſanfte, aber bleibende Sehnſucht des Herzens nach dem geliebten Gegenſtande; ſie ruhet wie das lächelnde Kind an der Bruſt der liebenden Mutter. Aber Deine Leidenſchaft, **Morgenſtern**, gleichet, beſonders im Anfange der Raſerey eines am hitzigen Fieber leidenden Menſchen. Die Begierden reiſſen Dich hin; und eben das ſind die untrüglichſten Kennzeichen, daß mehr die Bilder der Wolluſt, die Dich in **Emiliens** Arme locken, Deine Einbildungskraft anzünden, als daß die keuſchen Empfindungen der Liebe Dein Herz an ſie feſſeln.

Nährteſt Du auch einige der feinen, und wie Du ſelbſt ſagſt, Dir ſo ungewohnten, ganz neuen Empfindungen in Deiner Bruſt, ſo ſag mir, Bruder, ob Du ganz nicht daran denkeſt, daß dieſe **Emilie** nie, wenigſtens auf dem Wege der Tugend und Ehre nie, Dein Eigenthum werden kann? — Zuerſt muß ich fragen, denn ich finde in Deinen Briefen kein Wort davon — wer iſt **Emilie** von Geburt, von Herkunft? — Du ſcheinſt im Taumel Deiner Leidenſchaft daran noch gar nicht gedacht zu haben. Iſt ſie das hervorſtechende Muſter der Tugend wirklich, das ſie zu ſeyn ſcheinet? Und wer mag ihre Seele ſo ſchön gebildet haben? Wenn ich alle Umſtände zuſammennehme, und beſonders aus den in C ihr entfloſſenen Erinnerungen an die erſten Tage ihres Lebens weiter ſchlieſſe, ſo iſt ſie keine Comödiantin von Geburt; und ehe ſie es wurde, muß ihre Seele die Pflege eines der verehrungswürdigſten Erdenbürger genoſſen haben. Wahr iſts, alle ihre Handlungen tragen das Gepräge der Tugend, und es koſtet einem, der nicht ſelbſt ein Heuchler iſt, viel Ueberwindung, an dieſer ihrer groſſen Eigenſchaft nur eine Minute zu zweifeln. Kannſt Du ihr aber ins Herz ſehen? — und kennſt Du ſie lange genug, um aus dem ganzen Zuſammenhange ihres Lebens beurtheilen zu können, daß ſie keine Heuchlerin ſey? — Hat Dich Deine Erfahrung nie gelehrt, daß es beſonders unter Perſonen des andern Geſchlechts ſo viele ausſtudirte Meiſterinnen in dieſer Kunſt giebt? obgleich, wie in allen Dingen, ſo auch hier mit größtem Rechte gewiſſe Ausnahmen von der Regel gemacht werden müſſen. — Läſterung! ſchwarze mißtrauiſche Träume! höre ich Dich ſagen. Stille, **Morgenſtern**! laß mir dieſe Träume, vielleicht führen ſie uns auf den Weg der Wahrheit.

Ich geſteh's, mein eigenes Gefühl widerſpricht dem Gedanken, daß **Emilie** eine Heuchlerin ſey — und vielleicht eben darum, weil mein Herz das Gegentheil wünſchet. Wenn ſie es aber troz meines und Deines Gefühls dennoch wäre — und ſie hätte Dich vollends in den Tümpel hineingezogen — wie dann? — Unterſuch das, **Morgenſtern**! vielleicht kannſt Du es jezt mehr mit kaltem Blute, weil Du ſie nicht um Dich haſt. Laß ſie aber auch das Ideal der Tugend ſelbſt — einen Engel ſeyn, wie Du ſie ſo oft in Deiner bezauberten Phantaſie nenneſt: — auf welchem Wege willſt Du bey ihr zum Gipfel des Glücks in der Liebe gelangen? Du haſt ihrer nicht mehr als zweye vor Dir: der eine iſt zwar mit Blumen beſtreuet, er führet aber in die gräßlichſte Sandwüſte, aus welcher keine Errettung zu hoffen iſt; auf dem zweyten mußt Du erſt durch ungeheure Dornen hindurch brechen, und findeſt am Ende doch nichts weniger als elyſiſche Gefilde, die Deine ſchmeichelnde Erwartung träumte.

Entweder Du willſt **Emillen** zur Maitreſſe haben, oder zur Frau? Ich glaub', im erſten Fall würdeſt Du Dich eben nicht lange bedenken. Aber — **Morgenſtern**! hör noch einmal nach ſo öfteren fruchtloſen Verſuchen — nur einmal noch die warnende Stimme Deines Freundes! — Wenn auch die heiſſen, um Rache zum Himmel ſchreyenden Thränen jener Unglücklichen, die Du aus den Wohnungen der Unſchuld mit ruchloſen verführeriſchen Künſten heraus lockteſt, und mit ſataniſchen Banden an die Wolluſt feſſelteſt, umſonſt Dein Herz beſtürmen — ſo laß doch Deinen Freund, der es wahrlich gut mit Dir meint, nicht vergebens bitten! — Schone die Unſchuld, die Tugend dieſes Mädchens, die ihr zu erhalten vielleicht manche harte Kämpfe gekoſtet hat! Sie wird Dir zwar lange widerſtehen; aber — ich kenne Dich — welches reine Herz iſt vor Deinen teufliſchen Ränken ſicher genug? — Häufe nicht Schulden auf Schulden, Bosheiten auf Bosheiten! — Du haſt ſchon ſo viele ſchuldloſe Mädchen verführt — Dein Maaß möchte voll ſeyn — Wag Dich nicht noch einmal auf die tobenden Wellen dieſes Laſters! — ſie möchten Dich auf ewig verſchlingen. Was muß das für ein Unmenſch ſeyn, der ſo lange die Thränen gebeugter Eltern über den ſchrecklichen Fall ihrer durch ihn verführten Kinder ungerührt flieſſen ſehen kann? — Das biſt Du ja noch nicht, **Morgenſtern**! — darum folge mir — oder zittre!

Wäre ſie laſterhaft, und Dein Sieg würde Dir leicht — Gott, laß **Emilien** dieſe ſchändliche Heuchlerin, dieſe verworfene Creatur nicht ſeyn! — aber wäre ſie es, dann wär es auch mit Dir ganz aus! — Gott laſſe mich das nie von meinem Freunde erleben! — —

Vielleicht iſt es Deine Abſicht, ſie zu heurathen, wiewohl Du daran in Deinen Briefen mit keinem Worte gedacht haſt. Allein ich bitte Dich, **Morgenſtern**, wie willſt Du das möglich machen? — Sie iſt eine Comödiantin — Du kenneſt das Vorurtheil wider dieſe guten Leute, die es oft ſo wenig verdienen. Zwar bin ich ganz nicht von der Gattung ſolcher Menſchen, die von dieſem Vorurtheil beherrſchet werden. Ja! ich würde de Dir rathen, **Emilien** zu heurathen, wenn Du bürgerlichen Standes wäreſt, und ſie es nach genauerer Prüfung verdiente. Hier tretten aber ganz andre Hinderniſſe in Weg. Du kenneſt den liefländiſchen Adel. Sehen dürfteſt Du Dich nicht wieder in Liefland laſſen, wenn Du Dich nicht der gröſten Verachtung ausſetzen willſt. Und was würde Dein Onkel dazu ſagen, der Dein ganzes Glück, Dein ganzes Vermögen in Händen hat? — Iſt Dir die Clauſel in Deines Vaters Teſtamente, daß Deine Erbſchaft ſeines Vermögens von Deiner Aufführung und Deines Onkels Entſcheidung darüber abhängen ſoll, entfallen? — Willſt Du **Emilien** etwann heimlich heurathen? — Dafür wird ſie ſich bedanken, und ſie kann es nicht thun, wenn ſie Ehre im Leibe hat. Geſezt aber auch, ſie thäte es, wird es Deine Familie nicht erfahren? Wär' es auch dann erſt, wenn Du Dich weigerſt, eine andre zu heurathen? — Und würdeſt Du nach den Familiengeſetzen Dich deſſen entbrechen können, da Du der lezte vom **Morgenſterniſchen** Stamm biſt? —

Siehſt Du, auch damit kömmſt Du nicht fort. Es iſt in der That kein andres Mittel übrig, ſo ſchwer es Dir auch ankommen mag, als Deiner Liebe zu **Emilien** zu entſagen. Ich rathe Dir um ſo mehr dazu, da ich aus allen Umſtänden ſehe, daß, ob Du Dir gleich mit dem Gegentheil ſchmeichelſt, **Emilie** doch ganz keine Neigung zu Dir hat. Mir ſcheint ihr Betragen gegen Dich blos in der Freundſchaft ſeinen Grund zu haben.

Du ſcheinſt mich dadurch in Dein Intereſſe ziehen zu wollen, daß Du ſagſt, ich liebte ja auch, und würde alſo gleichſam, nach der Art der Verliebten, Deine Liebe ebenfalls blindlings billigen. Nein, Bruder! da verkenneſt Du mich! — Du weißt ja doch, daß ich nicht ohne Grundſätze liebe? — Du kenneſt doch **Auguſten**, ihre und meine Verhaltniſſe? — Ob ich gleich zur Zeit zu ihrem Beſitze noch wenig Hofnung habe, ſo iſts doch keine Thorheit, ein Mädchen zu lieben, das mit mir von gleichem Stande iſt, und gegen die ich redliche Abſichten habe. — Aber Thorheit iſt nach Deinen und **Emiliens** Verhältniſſen Deine Liebe zu ihr.

Morgen will ich noch einige Rathſchläge hinzuſetzen, wenn Du ſie befolgen willſt. Heute bin ich des Schreibens müde.

Den 17. Jul.

Nenne mich immerhin den alten Moraliſten! ich ſchweige doch nicht. Ich kann's auch nicht, wenn ich auf den Namen eines Freundes von Dir Anſpruch machen will. Wenigſtens iſt mir's dann unmöglich, wenn ich Dich, den die Güte Gottes bisher mit ſo vieler Langmuth getragen hat, über einem neuen ſo fürchterlichen Abgrunde ſchweben ſeh. Du weiſt, wie ſo redlich ich's immer mit Dir gemeinet habe; Du erkenneſt auch dieß, und wünſcheſt, mir nur immer gefolgt zu haben, vielleicht wär Dein Herz noch ſo rein, wie in den Tagen Deiner Unſchuld! — Ja wohl, **Morgenſtern**! mir ſchweben noch immer die Tage Deiner Unſchuld wie der Glanz einer Sonne vor Augen. Gott! wie ſo wohl, ſo unendlich ſelig war's uns oft, wenn wir in jenen glücklichen Tagen mit Aufgang der Sonne Arm an Arm voll treuen Brudergefühls die herrlichen Fluren durchſtrichen — wenn, erquickt vom friſchen Morgenthau, die ganze Schöpfung Leben und Wonne aushauchte — die Luft vom frölichen Geſange der Lerchen ertönte — um uns die munteren Heerden weideten, und junge Lämmer hüpften — und dieß alles unſere Seelen zum ſeligſten Gefühl ſtimmte — und wir dann, berauſcht von dieſem Gefühl, unſere Herzen an einander ſchloſſen, die nahe Gegenwart des Ewigen fühlten, und vor ſeinem geheiligten Throne uns ewige Freundſchaft ſchworen! — O **Morgenſtern**! erinnere Dich dieſer himmliſchen Zeiten, und ſag mir, ob Du noch länger im Taumel Deines ruchloſen Lebens dahin wandeln willſt? — Denk an die feyerlichen Schwüre, die wir oft im ſtillen Mondenſcheine, und nur vor dem Allgegenwärtigen beobachtet, vor ſeinen Augen thaten, der Tugend getreu zu bleiben! Kehr um! — noch iſt es Zeit. Verlache nicht den Ruf Deines Freundes! — denn — bey allem was heilig iſt — ſchwör' ich Dir ehe müßte mein Mund verſtummen, ehe meine Säfte vertrocknen, ehe das Blut in meinen Adern ſtoken — ehe ich aufhöre Dich zur Tugend zu rufen. Beym letzten Beben meines ſterbenden Herzens, bey meinem letzten Pulsſchlage, wenn alles vor meinen brechenden Augen ſchwindet, ſollen meine ſterbenden, zitternden Lippen Deinen Namen noch nennen, und mein letztes Stammlen ſoll noch ein Gebet für Deine Beſſerung zu dem Richter der Welt ſeyn! —

Du biſt jetzt auf einem guten Wege. Wer nur ſeine Fehler bereuet, ihre Schändlichkeit mit Entſetzen betrachtet, und nur noch einiges Gefühl für Tugend und Religion hat, mit dem läßt ſich ſchon noch etwas ausrichten. Doppelten Vortheil erwarte ich daher von Deiner Reue, weil ich nicht anders weiß, als daß Du bey all' Deiner Leichtſinnigkeit doch nie ein Religionsſpötter geweſen biſt. Halte Dich nur ganz an ſie, ſie wird Dein Herz niemals leer, und Deine Vernunft niemals unbeſchäftiget laſſen. Sie wird mit kräftigen Tröſtungen Deine Seele erfüllen, mit ihrem Segen Dein ganzes Leben begleiten, und an den Pforten des Todes noch ihre liebreichen Arme Dir öfnen. Du kenneſt ihre Kraft hinlänglich, **Morgenſtern**. Ich habe alſo nichts weiter nöthig, als Dich darauf aufmerkſam zu machen. Wohl Dir, wenn Dein aufwachendes Gewiſſen Dich zu ihr hinzieht, und Du mir einſt ſagen mögeſt, daß Du dieſen beruhigenden Gedanken, bey Gott in Gnaden zu ſtehen, über alles ſchätzeſt. Freylich muß dann das freye Leben unterbleiben; Mädchen verführen, bis am lichten Morgen am Spieltiſche ſitzen, und ſeinem Bruder das Geld ſtehlen, ſich alle Tage beſaufen, und auf den Dörfern umher lärmen, kann freylich nicht fortgeſetzet werden. Wie könnte der Erzengel ſich mit dem Belzebub zerren! Wie iſt es möglich, daß ein Trunkenbold in das Reich Gottes eingehe? — Wähle alſo, und zeige durch Deine Handlungen, daß Deine Wahl auf die Tugend gefallen iſt.

Die Liebe zu **Emilien** mußt Du aus Deinem Herzen reiſſen, es koſte auch was es wolle. Meide entweder ihren Umgang ganz; oder wenn Du das nicht kannſt, ſo bleib in den Schranken der Freundſchaft mit ihr. Mache Dir nur den Gedanken recht lebhaft, daß ſie nie die Deinige werden kann, und laß Dein ſanguiniſches Temperament für das übrige ſorgen. Dann wird ihr Beyſpiel manche gute Empfindung in Deinem Herzen erwecken, und manches zu Deiner wahren Sinnesänderung beytragen.

Iſt Dir's nicht möglich, in ihrer Gegenwart die Regungen der Liebe zu unterdrücken, ſo komm zu mir heraus. Ich will Dich zu zerſtreuen ſuchen, und alle Mittel anwenden, Dich von Deiner Leidenſchaft zu heilen. **Plotho** wird Dir dieſen Brief nach Schleſien nachſchicken. Seine Beſſerung hat mich ſehr gefreuet. Siehſt Du, der war wirklich noch ſchlimmer wie Du. Um wie viel leichter wirſt Du Dich ändern können! Laß Dir ſein Beyſpiel zur Warnung dienen! **Haberkorn** iſt ein grundböſer Kerl. Der Himmel entferne Dich auf ewig von dieſem Verführer!

Nächſtens werde ich Dir ſchreiben, wie es mir mit **Auguſten** gehet. Du meinſt es gut, Bruder, wenn Du mir den Rath giebſt, mich von ihr loszumachen. Könnteſt Du aber ihr Verhältniß im Ganzen überſehen, ſie würde wegen ihres Betragens Verzeihung bey Dir finden. Sie iſt wirklich ein gutes Mädchen. Auch beſitzt ſie nicht ſo viel Stolz, als ihre Miene auszudrücken ſcheinet. Wenn Du ſie nur recht kennen ſollteſt! Ueberdieß weiß ſie ja noch immer nicht, wie ſie mit mir dran iſt, ſo wenig ich weiß, wie ihr Herz für mich ſchlägt. Da ich nach meinen Grundſätzen meine Liebe noch nicht reden laſſen kann, ſo darf ich ſie auch nicht verdammen. Man muß dem Frauenzimmer manchmal eine kleine Grille vergeben. Sie meinen's nicht immer ſo wie es ſcheinet. Und wenn auch ihre Grillen bisweilen zu weit gehen, ſo entſchädigen ſie uns doch auch redlich dafür, wenn ſie nach manchem Kampfe und manchen harten Prüfungen voll Wonnegefühl in unſre Arme ſinken, und Himmel und Seligkeit in unſre Seelen gieſſen. Leb' wohl,

Morgenſtern! ich wünſche Dir gute Expedition, und Deine baldige Zurückkunft. Vergiß nicht Deinen

ewig treuen Freund,
Friedr. Wilh. Thalmann.

Dreyzehnter Brief.

Henriette von Blumenthal an Emilie Sommer.

Breslau den 18. Jul.

Biſt Du bös, meine gute, ſanfte **Emilie**? Ich möchte Dich ſehen, wie Dir's ſtünde, wenn Du bös biſt. Uebel muß Dir denn immer die ſchöne blaue Kollerader auf Deinem ſchneeweiſſen Stirnchen nicht laſſen. Es iſt mir, als ob ich Dich da vor mir ſähe, wie Du dort an der Seite Deiner empfindſamen **Amalie** ſitzeſt, mit ihr von der leichtfertigen **Henriette** ſprichſt, gerne auf ſie losſchimpfen möchteſt, und doch vor lauter Liebe zu ihr Dir das geringſte Schimpfwörtchen nicht glücken will — wie denn endlich ein Thränchen die Roſenwangen herab auf den vom ſchlagenden Herzen wallenden Buſen tröpfelt, und mit einem herzinniglichen Seufzer Dir die Worte über die Zunge fahren: **Henriette! meine Henriette!** — Alles das ſeh' ich, und — kann doch über meine traute himmliſche Freundin ſpotten? — Nein! liebes Kind! ſo weit ſoll meine Laune ſich nicht verirren. Du kennſt ja Deine **Henriette**, daß ſie gern ſchäkert, gern mitunter einen Schnickſchnack macht. Wer einmal von der lieben Mutter Natur die Gabe dazu erhalten hat, der kann hernach das Ding nicht laſſen, und wenn der Kopf drauf ſtünde. Es giebt eine gewiſſe Art Menſchen **Emilie**, die auch bey dem Tode eines Vaters ihre Luſt zum Lachen nicht verlieren, ſo wie man eine andre Sorte hat, die von einem luſtigen Tanze hinaus unter den lieben Mond wandern, und da ihrer ſüſſen, ſchmelzenden Träumerey ein wonniges herzlabendes Thränchen opfern. Ich habe groſſe Verſuchung, mir unter der erſten, Dir aber und Deiner Doktorin, und Deiner **Amalie** unter der andern Sorte dieſer Menſchen ehrſame Plätzchen anzuweiſen. Wie kann's nun anders kommen, als daß ich über die Thränchen, die Du wegen meines langen Schweigens vergieſſeſt, ein wenig lachen muß? — Kann ſich's der größte Menſchenkenner, ſelbſt **Wieland** oder **Leßing**, anders erklären? —

Was ſchreib' ich aber doch für plattes alltägliches Zeug? — Eigentlich wollt' ich **Ew. Gnaden** fußfälligſt um Verzeihung bitten, daß ich ſo lange meiner Schuldigkeit, Dieſelben ſchriftlich meiner profondeſten Hochachtung zu verſichern, uneingedenk geweſen bin — Und hiermit ſey's denn gethan, und damit gut!

Ich hätte Dir auf Deinen langen lieben Brief gern eher geantwortet, aber Du weißt wohl, wie's gehet, wenn man einem Hausweſen vorſtehen muß. Die Schererey hört da gar nicht auf; und wenn man denn ſo hübſch menſchenfreundlich iſt, und gern allen Leuten recht thun will, ſo wird man doppelt herumgehudelt. Kommen einem nun vollends gar die hochgeabſätzten, reifröckigten Putzdamen übern Hals, und man muß ſich da bis in die ſpäte Nacht hinſetzen, und entweder dummen ſchalen Schnack mitplappern, oder am elenden Spieltiſche ſein bischen Seelenkräfte im Pharao unters Joch beugen, da man doch indeſſen ſeiner lieben **Emilie** ſchreiben könnte: ſo wär's kein Wunder, man verlöhr' all' das bischen Geduld, das man doch ſo nöthig braucht, um ſich über das ſchale alltägliche Menſchengeſchlecht nicht zu Tode zu ärgern. Siehſt Du, herrliches Mädchen, ſo geht mir's jetzt. Ach! wie gar anders war's, wenn wir uns zuſammen von dieſen wäſſerigten Geſchöpfen losriſſen, in unſer Zimmer flohn, und uns da mit wechſelſeitigen holdſeligen Küſſen für die in dieſen Geſellſchaften verlohrnen Stunden ſchadlos hielten; dann in unſerm **Grandiſon** leſen, oder ein fröliches Liedchen von Vater **Gleim** ertönen lieſſen! — Weg ſind ſie, die ſeligen Stunden! — Manchmal grübelt's mich doch, ſo leichtſinnig ich auch bin. Doch es ſollt' ſo ſeyn. Wer iſt Herr über ſein Schickſal? Laß es uns mit Geduld ertragen, **Emilie**! Wenn Du nur gleich da wärſt, wir wollten's auslachen, daß es uns trennte, und doch unſere Herzen nicht trennen konnte. Du lachteſt doch mit?. — Nicht wahr? O ja! denn was thäte meine **Emilie** nicht ihrer Henriette zu gefallen?

Alſo geht Dir's wohl in L ? — haſt gute, ehrliche Freunde und Freundinnen gefunden? — Das iſt brav. Du biſt's werth, **Emilie**. Wer wollte den ſanften, holdſeligen Engel nicht lieben? — — Aber ſo gehts, die biegſamen wächſernen Seelen, die ſich in alles ſchmiegen, die ganze Welt mit Augen der Liebe betrachten, und den ganzen Zauber ihrer Huld über ſie verbreiten, finden allenthalben ihre Freunde; wer kein Unthier iſt, wie der groſſe Drache zu Babel, der hängt ſich an ſie, und fühlt bey ihrem Genuſſe inniges Wohlbehagen, Wonne und Seligkeit.

So viel iſt wahr, das Glück verfolgt Dich ordentlich wie ſeine Schoosjünger, die, wenn's nach Verdienſt in der Welt gienge, ſich über die Claſſe der Tagelöhner nicht weit erhoben haben würden. Vergieb mir dieſe Vergleichung, **Emilie**! ſie paſſet zwar nicht ganz auf Dich; denn wer weiß nicht, wie weit Deine Verdienſte Dich über ſo viele unſres Geſchlechts erheben? — Auch laſſe ich ihnen gern den Rang über die meinigen.

gen. Aber das Exempel erweiſet doch ſo viel, daß das Glück bisweilen; wie die Gnade der Groſſen, eine Ausnahme von der Regel zu machen pflegt. Gewiß, es meinte es herzlich gut mit Dir, als es Dir Deinen Doktor, Deine Doktorin, Deine **Amalie**, Deinen **Reimann**, und — auch ſogar Deinen **Morgenſtern** zuführte. Du kannſt Dich immer höflich dafür bedanken: es wird einem nicht immer ſo wohl in der Welt, Freunde anzutreffen, die ſo genau mit unſerm Herzen ſympathiſiren. Pöbelgeſchmeiß, in Gold und Seide gehüllt, iſt eine viel gangbarere Waare. Du kannſt dieſen neuen Freunden immer in meine Seele zuſchwören, daß es auſſer Dir noch ein, wiewohl ganz unbedeutendes Mädchen unterm Monde giebt, das ihre Verdienſte zu ſchätzen weiß, und das ſich wünſchte, in ihrem Genuſſe die Wonne des Lebens zu trinken, und ihre kleine Anlage zum Menſchenhaß in ihrer Geſellſchaft zu verſcherzen.

Ja! wahrlich! ich möchte auch einmal ſo zuſammenſitzen, und eure Herzen einander zum ſüſſeſten Gefühl der Freundſchaft ſich öfnen ſehen — Dich auf dem Kanapee, auf einer Seite die Doktorin, auf ihrem Arme ihr kleines Liebchen mit ſeinen feſt um Deinen Hals geſchlungenen Aermchen halten, und Deine Hand mit einem Feuerkuſſe an ihre Lippen drückend — auf der andern Seite **Amalien**, wie ſie ihren Arm um Deinen Leib geſchlungen, mit ihrem Köpfchen auf Deiner

ner Achſel ruhend, Dir mit dem herzlichſten Wohlgefallen ins Auge blickt, und in ihren himmelblauen Augen ein ſeliges Lächeln mit den wonnigſten Thränen der Empfindſamkeit wechſelt — wie Dir's da, umringt von Deinen Lieben, ſo unausſprechlich wohl behaget, und Dein bebendes Herz die ganze Fülle der Freundſchaft empfindet — wie dort im Winkel der Doktor mit auf euch gerichtetem Blicke ſtehet, das ſüſſe Schauſpiel begierig verſchlingt, und eine heilige Thräne ſeine männliche Wange herabzittert — neben ihm **Reimann** mit all dem raſchen Jugendgefühl ſich in euch das ihn erwartende Glück des Ehemanns und Vaters ſpiegelt, und dieß neue unnennbare Gefühl ihn bis zur Verwandlung in eine lebloſe Statue dahin reiſſet — endlich am Fenſter **Morgenſtern**, mit tobenden Begierden kämpfend, wie das Andenken an ſeine Schande wie ein Donner ſeine Seele zerſchmettert, und er mit ſtarken zur Erde geſenkten Blicken ſein Leben verfluchet, das ihn des himmliſchen Gefühls einer reinen ſchuldloſen Liebe unfähig macht — —

Siehſt Du, **Emilie**, daß ich auch empfindſam ſeyn kann, wenn ich's will! Aber wahrlich! dieſe Schilderung iſt mir ſaurer geworden, als meinem jungen Grafen die Verfertigung eines Gedichts auf meinen Geburtstag. Denn, wie Du weißt, ſteckt ihm das Beyſpiel eines **Kleiſts** im Kopfe; und weil er wie dieſer ein Soldat iſt, ſo denkt er, man könne ja wohl auch wie **Kleiſt** ſich den Namen eines Dichters, obgleich nur mit elenden zuſammengeſtoppelten Reimereyen, erwerben.

Deine Briefe, liebe **Emilie**, ſind eine wahre Herz- und Magenſtärkung für uns alle. Wenn mein guter Alter aus ſeinem Collegio nach Hauſe kömmt, und ihm der Kopf voll lauter Criminalproceſſe, und Hängen und Arquebuſiren der Deſerteurs und Verbrecher wider die Subordination, wie der Kopf eines Kaufmanns voll Zahlen, gepfropft iſt, ſo bring' ich nur, um ihn ſo freundlich wie ein verliebtes Officierchen zu machen, Deine Briefe herbey geſchleppt. Da ſollteſt Du nun ſehen, wie herzlich der gute Alte ſich freut, und wie wohl ihm ſeine Pfeiffe Knaſter dabey ſchmeckt, wenn ich ihm daraus vorleſe! Oft macht er ſeine Anmerkungen dabey, ſetzt die Schönheit Deiner Handlungen durch ähnliche Beyſpiele aus ſeiner Geſchichte in ein noch helleres Licht, und — doch, Du weißt ja wohl, wie's die alten ehrlichen Knaſterbärte zu machen pflegen, wenn ſie ſo ganz in ihrer Laune ſind.

Neulich waren der Major **Liskov**, der junge Graf, und das Fräulein **Hannchen von Trautenau** zugegen. Ich las die Stelle aus Deinem Briefe vor, wo Du mit **Amalien** der armen Soldatenfrau aus ihren Nöthen halfſt. „Das iſt „ſchön, das iſt göttlich gehandelt! Den Armen „mit Wohlthun erquicken, iſt ein Kennzeichen des

„edelſten Herzens!“ — So rufte der Major in einem Anſtoß ſeiner gewöhnlichen Begeiſterung aus, wenn er von guten Handlungen hört. Der alte Graf fiel ihm ins Wort, und fieng an: „Da ich „noch Wachtmeiſter“ — Weil ich merkte, daß ein Hiſtörchen zum Vorſchein kommen ſollte, und ich davon eben keine groſſe Patronin bin, ſo unterbrach ich ihn, und wollte in Deinem Briefe fortleſen: „Halt! halt doch, Jettichen!“ fiel er ein; „und laß mich ausreden! Daß ihr Mädchen doch „immer das Wort allein haben wollt!“ — Ich ſchwieg. Er brennte ſeine Pfeiffe, die ihm in ſeinem Aerger ausgegangen war, wieder an, und fuhr alſo fort: „Ja! wie geſagt, Herr Major! „da ich noch Wachtmeiſter war: Sie wiſſen, ich „ſchäme mich meines geringen Standes nicht; „denn das ſind Narren, die das thun — da wurde ich mit meinem Lieutenant kommandirt, einige Fourage in einem feindlichen Dorfe aufzutreiben. Der Lieutenant war, unter uns geſagt, „ein böſer hartherziger Bube — er kriegte aber „bald darauf in einer Bataille ſeinen Lohn — „Nun alſo der Lieutenant, der war eben im Begriff, einen armen Pfarrers, dem unſre Huſaren „ſchon alles genommen hatten, einige Stockſchläge „zu geben, um noch mehr Geld von ihm zu erpreſſen. Ich kam dazu, durfte aber erſt nichts ſagen. Des Pfarrers Tochter, ein junges niedliches „Mädchen, fiel dem Lieutenant zu Füßen, und bat für ihren alten Vater. Nun wollte der Unmenſch ſich über das Mädchen hermachen, und ſie — Sie wiſſen ſchon, was ich meyne. Aber da konnt' ich nicht länger ſchweigen. — Herr Lieutenant! ins Teufels Namen! wenn Sie ſelbſt kein menſchliches Gefühl haben, ſo ſchonen Sie der Ehre unſers Königs! Ich riß ihn von dem Mädchen weg, und ſchlenkerte ihn zur Thüre hinaus, und dem Pfarrer gab ich fünf Ducaten aus meinem Beutel. — War das nicht recht, Herr Major? — Nun **Jettchen**! fahr fort."

Da ich fertig war, fieng der junge Graf an: „Wahrlich! ſie iſt eine Zierde ihres Geſchlechts: **Kleiſt** konnte ſie nicht beſſer zeichnen. Nur Schade, daß ſie eine bürgerliche, und — gar eine Comödiantin iſt." — „Hanswurſt!" fieng der Alte an. „Das iſt ein rechter Fehler! Macht der Adel das Verdienſt aus? — Kann ſie nicht noch eine groſſe Frau werden? — Bin ich nicht gemeiner Soldat geweſen? und bin nicht jetzt Graf, Präſident und königlicher General? — Nicht wahr, Herr Major! das war ſehr klein, dorfjunkermäßig geſprochen?" Der Major bückte ſich, und ſagte: „Der Adel verdient Hochachtung, Ihro Excellenz! ob man gleich auch ohne ihn ein rechtſchaffener Mann ſeyn kann." — „Vernünftig geſprochen!" fuhr der Alte fort. „Siehſt du, **Moriz**! Laß dir das zur Lehre dienen! — Was halten Sie davon, Fräulein?" ſagte er zu **Hannchen**.

chen. Dieſe war in groſſer Verwirrung; denn da ſie viel auf den Adel hält, ſo wollte ſie ihm denn auch nicht gerne etwas vergeben. Endlich ſagte ſie: „Ihro Excellenz haben Recht und auch „nicht Recht.“ — „Was iſt das für eine Antwort?“ fuhr der Graf fort. Ich lachte, und ſah **Hannchen** bedeutend an. „Was will ſie damit ſagen, **Jettchen**?“ ſagte der Graf. Ich antwortete: „Wenn die Rede von einem Bürgerlichen iſt, ſo haben der gnädige Papa recht: iſt „aber von einer adelichen Perſon die Rede, ſo „vergeben Sie mir, wenn ich ſage, Sie haben „unrecht.“ — „Recht! recht ſo! ich verſtehe dich! „ha! ha! ha! Die **Henriette** hat den Guckguck im „Leibe mit ihrer Satyre.“ Bey dieſen Worten, lachte der Graf aus vollem Halſe, ſo daß ihm ſogar ſeine Pfeiffe aus dem Munde fiel. Du weißt, daß er da ganz in ſeinem Fach iſt, wenn's über den Adel hergeht. Fräulein **Hannchen** wurde roth, ſchlug mich mit ihrem Fächer, und gieng ans Fenſter. Der Lieutenant biß ſich in die Lippen, und gieng hinaus, nachdem er mir vorher einen grämiſchen Blick gegeben hatte. Der Major blieb ruhig bey dem Grafen ſitzen. Letzterer fieng endlich nach Anzündung einer neuen Pfeiffe an, folgende Lobrede auf Dich zu halten: „Es „iſt höchſt ärgerlich, wenn man junge Leute, „die noch nicht hinter den Ohren trocken ſind, „ſo ins Tageslicht hinein ohne allen geſunden

„Menſchenſinn raiſonniren hört. Nicht wahr, „Herr Maior! was kann **Emilie** dafür, daß ſie „ihr Schickſal zu einer Comödiantin, und nicht „zu einer Gräfin gemacht hat? — Verdient ſie „nicht deſto mehr Hochachtung, deſto mehr Be„wunderung, da ſie auch in dieſem Stande ein „reines Herz und eine groſſe Seele behält? Iſt „es daher nicht höchſt ungerecht, ihr etwas zur „Laſt legen zu wollen, wofür ſie nichts kann? „Eine Comödiantin, wenn ſie ſo wie **Emilie** iſt, „verdient in meinen Augen mehr Achtung, als „alle eure hochtrabenden Damen, die ſich zu den „unnützeſten Geſchöpfen auf Gottes Erdboden, „und ihre Männer alle Tage etlichemal zu Hahn„reyen machen. Es kömmt mir eben ſo vor, „als wenn mich und Sie, guter Herr Maior, „der König nicht hätte wollen zu Officiers ma„chen, weil wir nicht von Adel waren.“ — —

Es gieng noch lange in dem Tone fort. Fräulein **Hannchen** wollte berſten vor Aergerniß. Weil ich Dir aber noch gerne etwas auf Deine Briefe ſagen möchte, ſo muß ich davon abbrechen. Sag mir, Mädchen, wie's kömmt, daß Du noch nicht mehr als eine Haupteroberung gemacht haſt? Ich dächte, vor Deinem holden Antlitze müßten die Herzen ſpringen, wie unterminirte Schanzen, wenn ich mich eines Ausdrucks von meinem Alten bedienen darf. Du mußt es doch nicht recht machen. Ich hätte mir ihrer in ſo einer Stadt, wie L., wohl ein halb Schock anraiſonniren wollen. Aber ich weiß ſchon, wie Du es machſt. Da blickſt Du mit Deinen Feueraugen den jungen Herren ſo viel Reſpekt in ihre Herzen hinein, daß den guten Jungen jedes Wort auf der Zung erſtirbt. — Ob das mein Ernſt iſt? — Gerade ſo viel Ernſt, als wenn ein junger Laffe, der von einem Mädchen zum andern flattert, mir von ewiger Treue vorſchwadronirt. Nein! herrliches, tugendhaftes Mädchen! Du thuſt Recht, wenn Du die haſenfüßigen Geſchöpfe ganz von Dir entferneſt.

Was Deinen **Morgenſtern** betrift, ſo gefällt mir der Junge eben nicht übel. Nach **Reimanns** Erzählung iſt er zwar ein leichtfertiger Bube. Aber aus einigen andern Zügen, die Du mir von ihm erzählſt, hat der Menſch gute Anlagen. Es lieſſe ſich noch etwas aus ihm herausdrechſeln, wenn man die wilde Schale herunterſchnitzen könnte, und nur den Kern behielte. Hätt' ich ihn nur unter meiner Schere, ich wollte ihn ſo herumtummeln, daß Du Deine Herzensfreude dran ſehen ſollteſt. Hielt' er nicht ſtille, ſo ließ ich meine Fuchtel auf ihm herum tanzen. Er würde doch einmal zahm werden. Nur aus den Augen muß man ſo einen Wildfang nicht laſſen, wenn etwas draus werden ſoll. Für Dich iſts aber nichts. Er bekümmert ſich viel um Deine ſanften ſüſſen Moralen. Da muß die Zuchtruthe drauf. Er iſt auch kein Mann für Dich; denn ſolche Leute müſſen Weiber haben, die tauſenderley Manövres mit ihnen in einem Tage vornehmen, und dazu biſt Du viel zu ſanft und gut. Er brächte Dich in einem halben Jahr unter die Erde.

Es wird Zeit zu ſchlieſſen. Die Poſt gehet ab. Mein Alter, und alle die Dich zu kennen die Ehre haben, empfehlen ſich Deiner hohen Gewogenheit, durch

Deine

herzliche Freundin,
Henriette von Blumenthal.

Vierzehnter Brief.

Henriette von Blumenthal an Emilie Sommer.

Breslau den 24. Jul.

Du loſes, leichtfertiges Mädchen! — Warte, warte! — Hätt' ich das in Dir gedacht? — Mich ſo anzuführen? — Mich? mich? Deine Freundin? — O! drohe mir nur nicht mit Deinem Proceſſe! — Geduld! nur den Böſen nicht an die Wand gemalt! Ich werde Dir einen ganz andern Proceß anhängen, einen Proceß, über den mancher Advocat ſeinen Federnvorrath verkauen, und das ganze Maaß ſeiner Seelenkräfte und rechtsgegründeten Cautelen und Cabalen, ſey's auch noch ſo voll, im blutigen Schweiſſe verſchwitzen ſoll — Und betreffend? — ſagen die Herren Rechtsgelehrten — die geſtörte Seelenruhe einer Freundin. Sag' nur immer Deinem Doktor, er werde bald ein tüchtiges Stück Arbeit bekommen. Ich habe einen groſſen dicken Alongeperückenherrn auf der Seite. Der ſoll Dir's und Deinem Doktor ſo heiß vor der Stirn machen, daß ihr weder aus noch ein wiſſen ſollet.

Bey meiner Ehre, **Emilie**! — gewiß ein theurer Schwur! bey der Ehre eines Mädchens verſichr' ich Dich, daß ich wacker bös auf Dich bin, weil Du mir einen Menſchen da herſchickeſt, der mir in einem Huy mein ganzes Herz wegſtiehlt. Ja! ja! weg iſt's. Dein **Morgenſtern** hat mir's geraubt. Magſt Du's nun auch mit annehmen, wenn ich den Ehrenmann da behalte! Du ſchreibſt mir ja, ich ſollt' ihn behalten, wenn er mir gefiele. Wenigſtens ſoll er mir erſt einen fürchterlichen Eid leiſten, bey ſeiner Liebe zu **Emilien** ſoll er mir ſchwören, daß er **Henriettens** Herz aus ſeinem Buſen nicht laſſen ſoll, wenn ich ihm je wieder erlaube, ſich mit an Deinen Triumphwagen zu ſpannen.

Was denkſt Du, **Emilie**? — Daß ich ſchäkere? — Freylich, liebes Mädchen. Wenn ich Dir aber ſagte, es ſey Spaß und Ernſt beyſammen?

men? — Zittern würdeſt Du doch ein bischen, wenn ich Dir Deinen **Morgenſtern** ſo vor der Naſe wegſchnappen wollte. Sey nur ruhig! — Der Menſch iſt nicht übel; das muß ich geſtehen. Hätteſt Du mir **Reimanns** ſeine verwünſchte Erzählung nicht geſchrieben, wer weiß? — — Was? — Ey, was weiß ichs? — Ich weiß nicht, was ich da für dummen Schnack herſchreibe. Laß Dir lieber den comiſchen Auftritt beſchreiben, wie er ſeine erſte Audienz bey mir hatte.

Ich ſaß geſtern früh ganz allein in meinem Zimmer, und labte mich, wie ein hungriger Poet an der Tafel einer Excellenz, recht herzlich an **Bürgers** Gedichten; ich hatte mich ſo ganz in die Phantaſien dieſes herrlichen Mannes hinein gezaubert, als mein Kätzchen herein trat, und mir zurief: „Gnädiges Fräulein!“ Ich las fort. „Gnädiges Fräulein!“ kam's noch einmal. „Daß „man doch auch keine Minute Ruhe haben kann!“ rief ich. „Was giebts?“ — „O! gnädiges Fräulein!“ verſetzte ſie; „es iſt ein ſchöner, ſehr ſchöner junger Herr drauſſen, der die Gnade haben will, mit Ihnen zu ſprechen.“ Ich lief hinaus, und ſiehe! da ſtund ein Kerl in einem hellblauen ſeidenen Kleide, wie ich noch keinen geſehen hatte. Er ſtutzte erſt bey meinem Anblick, eilte aber ſogleich auf mich zu, ergriff meine Hand und küßte ſie. Weil er gerade die Hand dazu brauchte, womit er ſeinen Hut hielt, ſo machte dieſer einen mächtigen Stolprian hin zu meinen Füſſen. Jch mußte lachen, er aber ſtotterte in groſſer Verwirrung, nachdem er ſeinen Hut weislich wieder aufgehoben hatte, die Worte heraus: „Unfehlbar hab' ich die Gnade, das Fräulein von „Blumenthal“ — — „Zu Jhren Befehlen, „mein Herr!“ antwortete ich. Er fuhr fort: „Entſchuldigen Sie meine Zudringlichkeit! ich „habe einen — Die Ehre Jhrer Bekanntſchaft „iſt mir“ — — Hier ſtockte er wieder.

Jch weiß auch nicht, warum der Menſch ſo beſtürzt war; ich ſah' doch ſo fürchterlich nichts aus. Sein Anſtand gränzte faſt ans Einfältige. Er kam mir gerade ſo vor, als ob er mir eine Liebeserklärung thun wollte. „Haben Sie die Güte „näher zu kommen!“ ſagte ich endlich, und führte ihn ins Zimmer. Jch ſah' ihm ſcharf ins Auge, indem ich ihn Platz zu nehmen bat. Nun wurde er dreiſter, und rückte mit Deinem Briefe heraus, wie ein Paſſagier, der dem Dorfrichter ſeinen Paß vorzeigt. Da ich Deine Hand ſah', und von ihm Deinen Namen nennen hörte, fuhr mir's wie ein Blitz durch die Seele. Jch weiß nicht, wie ich ausgeſehen haben mag; aber ſo viel weiß ich, daß ich nun in eben die Beklemmung gerieth, worin er vorher geweſen war. Jch fühlte, daß mir das Geſicht glühte. Beym Erbrechen Deines Briefs wurde ich gewahr, daß er ſeine Augen ſtarr auf mich hefte. Aber wie erſchrack ich, als ich aus dem Anfange Deines Briefs ſogleich errieth, daß es Dein lieber **Morgenſtern** war. Meine ganze Kaltblütigkeit verließ mich. Ich las zwar den Brief durch, wußte aber, da ich fertig war, wahrlich nicht, was ich geleſen hatte. „Ich hab' alſo die Ehre, den Herrn „von **Morgenſtern** kennen zu lernen;“ ſagte ich. Er ſtund auf, bückte ſich ſehr tief, gratulirte ſich zu meiner Bekanntſchaft, warf mit Schmeicheleyen um ſich herum, und ſchloß endlich mit der Erzählung von Deinem Wohlbefinden, und der beſonderen Freundſchaft, die Du ihm erwieſeſt.

Wir wurden nun beyde etwas freyer gegen einander. Ich erkannte gar bald den Mann, wie Du mir ihn beſchrieben haſt. Wir ſprachen am meiſten von Dir, und ſeine Beredtſamkeit war ohne Schranken, wenn's auf Dein Lob ankam. Ich kann nicht mehr ſagen, wie ich mich überhaupt gegen ihn betrug. Nur ſo viel erinnere ich mich noch, daß ich ungefähr ausgeſehen haben mag, wie eine einfältige Dorfmieke, wenn ſie dort ſitzt, und der Nachbar **Hanns George**, mit ſeinem Freyersmann **Hanns Martin**, beym lieben Vater um's Dirnchen zur heiligen Ehe anhält. Meine ganze Laune verließ mich. Ich ſprach immer ſo ernſthaft, wie der Pfarrer auf der Kanzel, und immer waren ſeine groſſen Falkenaugen auf mich gerichtet, als ob ſie meine ganze Seele durchblitzen wollten. Lache nur nicht, **Emilie!** Wir Mädchen, ſo klug wir uns auch in unſern Gehirnchen dünken, haben ſo gut unſre ſchwache Seite wie andre Leute. All' unſre Verſtellungskunſt, womit uns doch, wie die böſe Welt ſpricht, Mutter Natur ſo reichlich geſegnet hat, läßt uns oft, wenn wir ihrer Hülfe am nöthigſten brauchen, in der Schande ſtecken. Kurz, ich weiß bis jetzt noch nicht, wie mir's gieng, und warum mir's ſo gieng. Es würgte mir immer ſo an der Kehle, und drang mich am Herzen, als ob der Scharfrichter nicht weit von mir ſtünde. Oft wünſcht' ich, daß ſich **Morgenſtern** wieder ſeiner Wege packen möchte, und dennoch fieng ich, wenn er dazu Anſtalt zu machen ſchien, wieder etwas Neues, gewiß aber nicht viel Kluges, zu reden an. Endlich bat er mich, weil er meinen Flügel ſtehen ſah, zu ſpielen. Ich trällerte eine Romanze aus der **Claudine** her, und ſetzte — bedenk' einmal die artige Verbindung — eine geiſtliche Ode von **Klopſtock** darauf. Dennoch ſchien er an meinem Spielen groſſes Behagen zu finden. Beſonders bey der letzten Ode verſchlang er mich ganz mit ſeinen Blicken. Ich ſah auch, daß ihm einige Thränen entquollen. Dieß machte mir den Mann auf einmal theuer. Er muß ſo bös noch nicht ſeyn, dachte ich, weil ihn ein geiſtliches Lied bis zu Thränen rühret. Ich bemühte mich, meiner Stimme einen noch rührendern Ton zu geben, und ſah ihm dabey einigemal ins Aug. Meine Augen müſſen etwas ſchwärmeriſches, etwas zum ſtärkſten Gefühl aufforderndes ausgedrückt haben; denn **Morgenſtern** gerieth wie in eine Art von Begeiſterung, und rief, da ich ſchlieſſen wollte, in einem ſehr raſchen Tone: „O! mein Fräulein! „noch einmal! noch einmal das göttliche Lied, „von Ihrer Engelsſtimme!“ Ich ſpielte es noch einmal. Er ſtand wie verſteinert da neben mir. Da ich fertig war, ergrif er meine Hand, küßte ſie mit einem Feuer, mit einer Hitze, als ob er ſie verſchlingen wollte, und ſagte: „Tauſend, tauſendfachen Dank! mein ſchönes Fräulein! Der „Himmel lohn's unſrer **Emilie**, daß ſie mich ihre göttliche Freundin kennen lernen ließ. Wie „glücklich müſſen zwey ſo herrliche Frauenzimmer zuſammen gelebt haben!“ Er gieng bald darauf fort, und bat mich nur noch, ihn bey dem Grafen bekannt zu machen. Ich verſprachs ihm. Beym Abſchiede war er ganz Ehrfurcht, ganz Beſcheidenheit.

Gewiß, **Emilie**! der Menſch wäre noch zu beſſern. Er hat wahrlich ein gutes Herz. Ich will ſehen, ob ich Dir ihn ein wenig gezogener wieder ſchicken kann. Hernach wollen wir uns ſchon um ihn vergleichen. Oder wir looſen, wenn's anders nicht gehen will – nicht wahr? Doch das wird der liebe Himmel ſchon fügen, wie's ihm gefällt, und wie's uns armen Erdentöchtern zu

Nutzen und Frommen gereicht — — wenigſtens thun wir doch ein gutes chriſtliches Werk, wenn wir ihn den Klauen des leidigen Satans entreiſſen. Das Mädchen, das einmal ſeine Frau wird, ſoll's uns in der Ewigkeit noch danken. Er lebt hier, wie ich höre, ſehr ordentlich. Man lobt ſeine Gelehrſamkeit und ſeine feinen Sitten. Ich freue mich darauf, wenn's heiſſen wird: Zwey Mädchen haben einen Wildfang zahm gemacht, den kein Menſch bändigen konnte. Und wer waren die beyden Mädchen? ein leichtfertiges Fräulein und eine tugendhafte Schauſpielerin. Unmöglich! — Ja! ja! meine Herren! wie dieſe Figur zeiget. Verzeihen Sie nur dießmal ein paar ſchwachen Mädchenköpfen ihre Eingriffe in Dero wohlhergebrachte Amtsgerechtſame! — Iſt das nicht ein Trumpf, **Emilie**?

Den 27. Jul.

Du fragſt mich, wie ich jetzt mit dem Lieutenant ſtehe? — Immer noch auf den alten Fuß. Keines rückt dem andern naher; und wenn es auch **Moritz** thun wollte, ſo laß ich ihn immer nicht dazu. Und warum? — Ja! wenn ich das wüßte! Vermuthlich aus Eigenſinn. Aber doch kann ich es gar nicht begreifen, was **Moritz** an mir ſo auſſerordentliches findet, daß er mit ſo ganzer Seele an mir hängt. Ich tumml' ihn doch manchmal herum, daß er Blut weinen möchte. Dennoch nicht abgelaſſen! Manchmal bin ich's recht herzlich ſatt, mir auf allen Tritten und Schritten nachlaufen, und mich mit ewigen ängſtlichen Zärtlichkeiten quälen zu laſſen. Faſt nie gehen wir aus einander, ohne uns gezankt zu haben. Aber in einer Stunde iſt auch alles wieder gut, nach wohlhergebrachtem Gebrauch der Liebenden. Wahrhaftig, **Emilie**, das Betragen der Verliebten iſt oft ſo ſinnlos, ſo phantaſtenmäßig, daß vernünftige Leute gar nicht zu verdenken ſind, wenn ſie über dieſe Poſſen mit ſophiſtiſcher Kälte lachen müſſen. Die Verliebten dünken ſich die weiſeſten und klügſten Köpfe; alle andere Leute, die nicht in ihrem Fall ſtehen, halten ſie für Thoren, und ſchreyen über Gewalt und Unrecht, wenn ſich nur eine Chriſtenſeele unterſtehet, ſie in ihren Träumereyen oder noch ſüſſeren Wirklichkeiten zu ſtören. Und dennoch — iſt das alles die liebe, lautere Natur, wie ich — wills nur geſtehen — wie ich an mir ſelbſt abnehmen kann. Glaub nur ſicherlich, **Emilie**, wir Mädchen ſind nicht ſo ohne Mängel, als uns theils kriechende Mannsperſonen, theils auch wir uns ſelbſt zu überreden ſuchen. Faßten uns nur die Männer am rechten Orte an, und ſtudirten unſre ſchwache Seite genug, ſie würden uns ſo zahm wie die Lämmer machen können. Unſer Glück iſts oft, daß ſie ſelbſt dazu zu dumm ſind, und die Leidenſchaft ihnen oft nicht zuläßt, die geheimſten Winkel unſrer Herzen, die wir ſo ſorgfältig zudecken, zu durchforſchen.

ſchen. Was würden ſie oft für Schätze darin finden? Wie unglücklich würden wir aber auch eben ſo oft ſeyn, wenn ſie Mutter Natur klüger als uns gemacht hätte! — Wir ſind oft ſo launiſch, und dieß iſt gerade mein Fall, einen Liebhaber blos darum nicht leiden zu können, weil er uns zu viel Zärtlichkeiten erweiſet, zu höflich, zu demüthig und zu andringlich iſt. Hält er uns in einer gewiſſen Entfernung, läßt er bisweilen eine gewiſſe Kälte gegen uns blicken: o ſo möchten wir toll werden für Aerger; da pocht uns das Herz; da laufen wir aus einem Winkel in den andern, brechen wohl in Thränchen darüber aus, und bereuen endlich gar unſre verſtellte Sprödigkeit — kurz, wir würden uns in ſolchen Augenblicken dem Liebhaber mit Leib und Seele in die Arme werfen, wenn er nur zurück käme, und — denn dazu ſind wir noch immer zu ſtolz — den erſten Schritt zur Verſöhnung thäte. Wüßten nur dann die Mannsperſonen ihren Vortheil recht zu benutzen; verſtünden ſie nur die Kunſt, die Siege, die ſie durch ihre Kälte über unſre Sprödigkeit davon tragen, recht zu verfolgen — Himmel! wie ſollt' es manchmal um uns arme Geſchöpfe ſtehen! Kurz, Kälte iſt das beſte Mittel, unſern Starrſinn ſo weich wie Wachs durch Wärme zu machen.

Ich will Dir's mit einem Exempel beweiſen. Geſtern kam der Lieutenant — ich muß zu meiner

Schande geſtehen, mit größter Beſcheidenheit — gerade in mein Zimmer, und bat ſich den **Kleiſt** von mir aus. Es verdroß mich, daß er ſo geradezu lief. Ich ſagte ziemlich derb, indem ich ihm der **Kleiſt** gab: „Ein andermal, **Möritz**, wenn „Sie zu mir wollen, belieben Sie erſt anzufra„gen, ob ich Beſuche von Mannsperſonen an„nehmen kann!“

Lieutenant. „Vergeben Sie, **Jettchen**! —

Ich. „Die Ehre eines Mädchens ſtellet man „durch kein ſchales Kompliment wieder her.“

Lieut. „Aber unſre Bekanntſchaft, **Jett„chen**!“ —

Ich. „Ich hoffe, ſie wird ihre Schranken ha„ben.“

Lieut. „Hab' ich ſie je überſchritten?“

Ich. „Ich dächte, eben jetzt gar ſehr.“

Lieut. „Aber Ihr Mädchen war ja nicht zu„gegen“ —

Ich „Haben Sie keinen Diener?“

Lieut. „Ich hatte ihn weggeſchickt.“

Ich „So! das verſteh' ich.“

Lieut. „Bey Gott! Fräulein! Ihre Muth„maſſung trügt Sie.“

Ich. „Gut! Aber war's ſo nothwendig mit „dem **Kleiſte**?“

Lieut. „Er iſt mein Leibdichter, das wiſſen „Sie“ —

Ich. „Ich weiß auch, daß Sie ihn tauſendmal geleſen haben: warum eben jetzt“ — —

Lieut. „Ich wollte nur eine gewiſſe Stelle „nachſehen, die„ —

Ich „Die — die Sie nicht wiſſen? — Ich „kenne die elenden Behelfe ſchon.“

Lieut „Liebes Fräulein! ich weiß nicht, wie „Sie mir vorkommen.“

Ich „Und ich weiß nicht, wie Sie ſich unterſtehen können“ —

Lieut. „Halten Sie ein! — Ich bitte noch „einmal — vergeben Sie mir.“

Itzt ergrif er meine Hand, und wollte ſie mit einem hochgräflichen Kuſſe beehren. Ich entriß ſie ihm, ſtand auf, und ſah zum Fenſter hinaus. Er gieng einige Schritte hin und nieder, trällerte, und ſchlug endlich eine laute Lache auf. Weg war er! — Den Augenblick reute mich meine Ungezogenheit. Ich biß mich in die Lippen, und war den ganzen Tag unruhig.

Heut über Tiſche kam das Geſpräch aufs Heurathen. Der Major war da. Du weiſt, daß ich die Ehre habe ihm zu gefallen. Auch hab' ich ſchon Spuren, daß mein Pflegvater mich ihm beſtim̄t hat. Ich werde aber auch erſt dabey gehöret werden müſſen. Der Lieutenant, mit dem ich ſeit der letzten Affaire noch kein Wort geſprochen hatte, trat mit einem heiteren Geſichte ein, und ſcherzte mit dem Major. Mir machte er ein ernſthaftes, legeres Kompliment. Das wurmte mich ſchon ganz raſend. „Du biſt heute ſehr luſtig,

„**Moritz**!“ ſagte der Graf. „Ja! gnädiger Papa! das bin ich. Sie ſehen es doch gern — „nicht wahr?“

Graf „Freylich! Aber wo kommſt du her? „Habt ihr euch etwann auf der Wache ein bißchen herum zeſchoren?“

Lieutenant. „O! nein! Die Rittmeiſterin von „**Stubenhorſt** hat mich luſtig gemacht. Ich komme eben von ihr. Straf mich ——! das iſt ein „herrliches Weib.“ Da hätteſt Du mich ſehen ſollen, **Emilie, wie's in mir kochte!** Man ſetzte ſich zur Tafel. **Moritz** ſchien mich gar nicht zu bemerken. Er fieng vielmehr wieder an, die Rittmeiſterin ganz ausſchweiſend zu loben. O **Emilie**! es iſt oft etwas ganz unausſtehliches, ein anderes Frauenzimmer loben zu hören. Der Major ſtimmte ein, und ſagte: „Sie hat viel Witz, „mißbraucht ihn aber nie durch Beleidigung andrer.“ — „Auch hat ſie keinen ſo unerträglichen „Stolz, keinen ſo hartnäckigen Eigenſinn, wie „viele andre Damen,“ ſagte der Lieutenant. „Das „iſt unartig im Grunde,“ fiel der Graf ein. „Man thut am beſten,“ fuhr der Lieutenant fort, „man ſetzt ſich drüber hinaus, und lachet dazu.“ Ich dachte, ich müßte mich zum Steine ärgern. Das Schlimmſte dabey war, daß mir meine Gemüthsbewegungen gar nicht zulieſſen, nur eine Sylbe dazu zu ſagen, ſonſt hätt' ich die Burſche kappen wollen, daß ſie ewig daran gedacht hätten.

ten. „Ja! ſo eine Frau, wie die Rittmeiſterin,“ ſagte der Lieutenant weiter, „wollt' ich Ihnen wünſchen, Herr Major!“ — „Auch Sie würden ſie „wohl nicht ausſchlagen, Herr Lieutenant!“ erwiederte der Major. „Das dächt' ich, Herr Major!“ ſagte der Lieutenant. „Aber für ein Weib, „das fähig iſt einen zu martern — lieber die Hölle!“ Hier fiel der Graf ein, und ſagte: „Hör Du, „**Moritz**! die Gedanken laß dir itzt noch vergehen. Ein Menſch von achtzehn Jahren muß „ſich erſt noch etwas in der Welt verſuchen, ehe „er daran denkt, eine Frau zu nehmen. Mit dem „Herrn Major iſts etwas anders, da wirds denn „immer mit Zeit dazu, wiewohl ich ſchon Obriſtlieutenant war, ehe ich an eine Frau dachte.“ „Recht, gnädiger Papa!“ ſagte der Lieutenant; „die Mädchen ſinds auch nicht werth, daß man „ſich viel Mühe um ſie giebt.“ Das Geſpräch gieng noch lange ſo fort. Ich geſtehe Dir meine Schwachheit: der Lieutenant machte mich ſo weich, daß ich nach der Tafel, wenn er zu mir gekommen wäre, ihn mit offenen Armen empfangen haben würde. Aber er iſt fort, und wer weiß, wie weit ſeine Rache noch gehet.

Siehſt Du, **Emilie**, wie mir's gehet. Nur die Verachtung wurmt mich. Denn von denen, die uns nicht ganz gleichgültig ſind, uns zum Geſpötte gemacht zu ſehen, ſchmerzt mehr, als eine ſtoſſene Garderobbe, die doch einem Mädchen, das auf Eroberungen ausgeht, ſo nahe am Herzen liegt, im Rauch aufgehen zu ſehen. Und — im Grunde ſinds doch alles nur Spielereyen. Doch — hätten wir auch die Liebe nicht, **Emilte** — womit ſpielten wir denn? — Iſts ſie uns nicht eben das, was uns als kleinen Krabben die Doggen waren? — Nur das kann ich mir aus meiner Mädchenphiloſophie nicht erklären, warum wir eine ſo groſſe Wolluſt darin finden, unſre gehorſame Diener wie arme Delinquenten zu martern und zu plagen, da ſie uns doch ihre Verbrechen in jeder Miene geſtehen. Iſt das nicht ſchlimmer als die ſtrengſte Tortür? — Und müſſen wir uns nicht ſchämen, wenn man uns als ſanfte empfindſame Geſchöpfe bis in den Himmel erhebt?

Was denkſt Du, **Emilie**, daß ich unſer Geſchlecht ſo herumzauſe? — Daß ich keine Patriotin bin? — Du irreſt Dich. Ein Patriot redt die Wahrheit; und — weil ich denn die Wahrheit ungeſcheut, auch mir ſelbſt, zu predigen, gewohnt bin, ſo — ſchlieſſe weiter. Aber freylich muß man den Mannsperſonen ſo etwas nicht auf die Naſe binden, ſonſt wär's gewiß um uns geſchehen. Morgen werde ich unſern **Morgenſtern** bey dem Grafen einführen. Ich wette drauf, daß er meinem Alten gefällt; denn er hat ganz die Fähigkeit, ſich in die Herzen der Menſchen, wenn's auch keine **Emilien** oder **Henrietten** ſind — hinein zu ſtehlen.

Den 30. Julius.

Wie geſagt, ſo geſchehen. **Morgenſtern** hat meinen Pflegevater glücklich eingenommen. Ja! er iſt uns allen lieb geworden. Vorgeſtern wurde er zur Audienz gelaſſen. Seine Schönheit erregte allgemeine Bewunderung. Er verband damit ein ſehr einnehmendes Betragen, und verrieth einen Geiſt, der ſich weit über die leeren Köpfe mancher Stadt- und Dorfjunker erhebt. Der Graf gab ſich beſonders mit ihm ab. Er legte ihm tauſend Fragen vor, die alle Dich angiengen. **Morgenſtern** ermangelte nicht, ſie ſo zu beantworten, daß man leicht gewahr wurde, wie ſehr ſein Herz an Dir hängt. Auch ich war ſo leichtfertig, ihm mehr Achtung zu erweiſen, als ich ſonſt gegen andre junge Herren zu thun pflege. Ich kann es nicht leugnen, daß ich dem Lieutenant dadurch eins anzuhängen, und mich wegen ſeines neulichen Geſprächs von der Rittmeiſterin an ihm zu rächen gedachte. Meine Abſicht wurde erreicht. Je mehr ich mit **Morgenſtern** ſprach, deſto unruhiger wurde der Lieutenant. Aber das hätte ich nicht gedacht, daß meine Rache auch auf den Major und auf Fräulein **Hannchen** Einfluß haben ſollte. Der Major konnte bey allem ſeinem geſetzten Weſen ſeinen Verdruß nicht verbergen, den er über **Morgenſtern** empfand. Unfehlbar dachte er ſich in ihm einen viel gefährlichern Nebenbuhler, als den Lieutenant. Fräulein **Hannchen** mag ihn wohl ſtark ins Auge gefaßt haben. Sie hieng oft mit ſtarren Blicken an dem ſchönen Manne. Wenn ich mit ihm von Dir ſprach, miſchte ſie ſich ins Geſpräch, und da mußte ſie oft wider ihren Willen mit Gutes von Dir ſprechen. Sie merkte wohl, daß, ſo oft ſie es that, ſie auch einen freundlichen Blick von **Morgenſtern** erhielt, womit er auſſerdem ziemlich ſparſam gegen ſie war. Wenn aber **Morgenſtern** im Intereſſe des Geſprächs meine Hand ergrif, ſie mit herzlichem Wohlwollen drückte, und ich eben keine Luſt bezeigte, ſie ihm nach wohlhergebrachtem ſittſamen Mädchengebrauch zu entziehen, ſo überzog eine Röthe ihr Geſicht, die ganz die Unruhe ihres Hrrzens verrieth. Ich lächelte ſie bedeutend an. Da wurde ſie noch unruhiger, und gieng, den Ausbruch ihrer Leidenſchaft zu verbergen, ans Fenſter, um ihr glühendes Geſicht in der freyen Luft abzukühlen. Ich ließ mich nicht irren. Aber dafür hatte ich auch den Schaden, daß ſie mir einen Blumenſtraus, den ich am Fenſter hatte liegen laſſen, zerrupfte, und die Blätter nach und nach zum Fenſter hinaus warf. „Je! **Hannchen**! „was machſt du dort?“ rufte ich. **Morgenſtern**, der es geſehen hatte, ſagte: „Wenn der „Straus Ihnen gehört hat, gnädiges Fräulein, „ſo erweiſen Sie mir die Ehre und laſſen ſich mit „dieſer geringen Entſchädigung dafür aufwarten!“ Damit gab er mir ſein ſehr ſchönes Bouquet.

Ich nahm es an, theilte es aber, und gab **Hannchen** die Hälfte. Sie nahm die Blumen, und drückte ſie, indem ſie daran zu riechen begann, an ihren Mund, ſteckte ſie aber hernach mit recht ſichtbarem Gefühl des Vergnügens an ihre Bruſt.

Morgenſtern gieng bald darauf. Der Graf bat ihn, ja recht oft, und wenn er wolle, unangemeldet zu ihm zu kommen. „Nun kömmſt „du doch auch öfter?“ flüſterte ich **Hannchen** zu. „Leichtfertiges Mädchen!“ ſagte ſie, und ſchlug mich mit ihrem Fächer. „Wie gefällt Ihnen der „Herr von **Morgenſtern**, Herr Major?“ fragte der Graf. Mit einer Miene, als ob er zwar die Wahrheit ſagte, doch aber wünſchte, daß er ſie nicht ſagen dürfte, antwortete der Major: „Sehr „wohl, Ihro Excellenz! man lernt an ihm einen „Cavalier von groſſen Verdienſten kennen.“ Fräulein **Hannchen** ſah ſich ſchüchtern um, wie einer, der in Gefahr ſtehet, über einem Schelmenſtück ertappt zu werden. „Der Herr Major laſſen ihm „Gerechtigkeit wiederfahren“ — ſagte ich. „Nicht „wahr, **Hannchen**?“ fuhr ich gegen ſie fort; „man hat wenig Cavaliers von ſo glänzenden Eigenſchaften?“ Sie wurde noch verwirrter, und als ich in ſie drang: „Hab' ich nicht Recht, „**Hannchen**?“ ſagte ſie endlich mit einer Miene, als ob ſie befürchtete, man möchte Argwohn ſchöpfen, wenn ſie mir beypflichtete: „Ich ſehe eben „nichts beſonderes an ihm.“ — „**Hannchen**!

„**Hannchen**!“ ſagte ich, „Deine Augen ſtrafen „Dich Lügen — Mach's nicht wie der Fuchs in der „Fabel!“ ſetzte ich heimlich hinzu. Der Major lächelte. „Nun, Fräulein!“ ſagte der Graf, „ich „begreife nicht, was ſie an ihm auszuſetzen haben. Es iſt ſchon Empfehlung genug für ihn, daß „ihn **Emilie** leiden kann. Beym Element, Fräulein! Sie kennen **Emilien**; ſagen Sie auf Ihr „Gewiſſen, ob Sie glauben, daß das Mädchen „mit ſchlechten Leuten umgehen wird?“ Du mußt hier wiſſen, **Emilie**, daß ich die Stellen in Deinen Briefen, welche **Morgenſtern** angehen, nie mit vorgeleſen habe. Man weiß alſo von ſeiner ſchlechten Seite nicht das mindeſte. Der Graf fuhr fort: „Ich habe allemal die Denkungsart „eines jungen Menſchen darnach beurtheilet, ob „er bey rechtſchaffenen Frauenzimmern in Anſehen ſtehet, und ich habe mich nie geirret. Die „Damen haben oft viel hellere Augen als wir. „Sie ſehen's gar bald, wenn einer ein Schurke „iſt. Was meynſt du, **Moritz**?“ ſagte er zum Lieutenant, der mit ſpaniſchen Schritten im Zimmer umher gieng. „Iſt er nicht ein Kerl ſans „pareille?“ — „So! ſo! wie Sie wollen, gnädiger Papa!“ antwortete dieſer. „Wie Sie wollen! — das iſt nichts geſagt.“ — „Nun ja!“ ſagte der Lieutenant, indem er eine geſetzte Miene annahm, und noch ſpaniſcher einhergieng. „Der „Kerl figurirt nicht übel: wenn ihm nur der

„Leipziger Haſenfuß nicht zu ſehr anhienge. In „Mädchengeſellſchaften — da mag er ſich zu nehmen wiſſen“ — indem er mich hohnlächelnd anſah; „die Erfahrung lehrts. Sein Glück kann „ihm nicht fehlſchlagen.“ — „Wenn ich nicht „gewiß wüßte,“ ſagte der Graf, „daß du nicht „in **Emilien** verliebt wäreſt, ſo dächt' ich, die „Eiferſucht gäb dir das ſchale Raiſonnement ein. „Weißt du was, **Moritz**, es wird auf dein Urtheil nicht viel ankommen; aber ſo viel muß ich „dir noch ſagen, daß ich wenig junge Leute kenne, die ſo viel männlichen Geiſt, ſo viel geſetztes Weſen haben, als **Morgenſtern**. Ich „wünſchte, dieß von dir ſagen zu können. Merke „dir das!“ Er ſtand auf, und fuhr mit dem Major ſpazieren.

Was wird uns Dein **Morgenſtern** noch für Streiche hier ſpielen! — Wenn nur er und der Lieutenant einander die Hälſe nicht brechen, oder ich und **Hannchen** einander nicht die Augen auskratzen! — Schade wär's doch um uns beyde. Die beyden Liebhaber mögen meinethalben einander immer die Hälſe brechen. Zwey ſolche Kerls mehr oder weniger in der Welt — iſt immer einerley. Doch — nein! was würde dann aus unſerer Bekehrungsgeſchichte? — Sie ſollen leben. Ich muß beyden Hofnung machen. Werden ſie getäuſcht — nun gut? — warum ſind's Dummköpfe, und laſſen ſich als hochgelehrte Herren von einem ſchwachen Mädchen nach dem April ſchiken? Wenn wir Dir aber Deinen **Morgenſtern** da behalten, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß Du armes Mädchen einmal bey einer Vorſtellung der Julie Dich den leidigen Böſen blenden läſſeſt, zu Verſchönerung Deiner Rolle Dich ein bischen in die elyſäiſchen Felder hinüber zu verſetzen.

Du ſollteſt mich doch dauren, **Emilie**, denn Du biſt mir ein gar zu gutes liebes Seelchen, das ja kein Würmchen gern zertritt. Darum laß Dir nicht leid ſeyn! Du ſollſt Deinen **Morgenſtern** wohlbehalten, und von innen und auſſen gefegt und geputzt, wieder bekommen. Schwer wird mi's indeſſen ankommen; aber was thät' ich Dir nicht zu gefallen? — Wenn's auch mein Liebſtes und Beſtes wäre, gäb' ich's doch mit tauſend Freuden um Dich. Ich werde mich ſchon an den Lieutenant halten müſſen. Der Purſch iſt bey alle dem nicht uneben, wie Du ſelbſt weißt. **Hannchen** mag den Major in Beſchlag nehmen. **Morgenſtern** mag ſie ein Abſchiedsthränchen weinen, und damit — fahr zu Kutſcher! So iſts beſchloſſen, und da rede mir kein Wort drein. Sollte Dir aber **Morgenſtern** noch nicht fromm genug ſeyn, ſo ſchick' ihn nur wieder zu mir, oder — in ein Kloſter. An Zucht ſoll's ihm bey mir ſo wenig als im Kloſter mangeln. Ich denk' immer, Du wirſt mir ihn wieder übern Hals ſchiken. Da wär' denn freylich mein ganzer Plan in der Luft zerſtoben. Doch — kömmt Zeit, kömmt Rath.

Leb wohl, Mädchen! Schreib mir bald wieder ſolche hübſche Briefe. Grüß Deine Herzensgenoſſen von mir! Bald werd' ich Dir nicht wieder ſchreiben können. Wir reiſen auf einige Wochen aufs Gut. Da giebts denn Beſuche auf Beſuche. Wie will ich da an's Schreiben kommen? Der Graf, und alle die dem anhängig, grüſſen Dich herzlich. Ich bin ganz die Deinige

Henriette von Blumenthal.

Fünfzehnter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

Breslau den 4. Aug.

Ich ergreiſe die Feder, um Dir, mein lieber Thalmann, vor allen Dingen für Deinen letztern ſo freundſchaftlichen, herrlichen Brief all' den Dank abzuſtatten, wovon mein Herz gegen Dich glühet. Immer noch arbeiteſt Du ſo unermüdet an der Wohlfahrt Deines Freündes; biſt immer eingedenk der groſſen Pflichten, welche Dir Deine Liebe zu mir, und Dein erhabnes menſchenfreundliches Herz auflegen. Wie kann ich Dir Deine Liebe je genug verdanken, Dich je genug als meinen

nen Führer, meinen Erretter verehren! — Sey verſichert, daß ich Dich durch meine Ausſchweifungen nie wieder vorſetzlich beleidigen — alle meine Kräfte aufbieten werde, mich Deiner ganz würdig zu machen. Deinen Brief will ich Dir nächſtens beantworten.

Ich möchte wiſſen, was meine liebe **Emilie** machte? — Haſt Du ſie nicht beſucht? — Der Engel von einem Mädchen! — Ihr Bild begleitet mich auf all' meinen Tritten und Schritten. Wie ein ſchützender Geiſt, der mich vor allen Reizungen der Sünde bewahret, ſchwebet ihr Schatten um mich. O! Thalmann! wenn Du wüßteſt, wie ſo ganz anders ich jetzt bin! — Man ſage mir, was man wolle: es bleibet ewige Wahrheit, daß die Liebe zu einem tugendhaften Mädchen einen ſelbſt zur Tugend aufmuntert. Wie wär' ich ſonſt ſo einer Handlung fähig geweſen, als ich auf meiner jetzigen Reiſe ausgeübt habe! — O Gott! wie weit war ich vor kurzem noch von dieſer Denkungsart entfernt! —

Damit Du doch ſieheſt, wie ich nach und nach immer wieder meine alten ſo ſeligen Fußſtapfen zu betretten anfange, ſo will ich Dir dieß einzige von meiner Reiſe beſchreiben. Sieh es nicht als einen Selbſtruhm an. Hätt' ich nicht jene beſondre Abſicht dabey, ſo würde ich ganz davon ſchweigen.

Ich kam auf dem Wege von L. nach D. in einem gewiſſen Dorfe Mittags im Gaſthofe an, um daſelbſt zu füttern. Da ich abſtieg, hörte ich mit allen Glocken läuten, und einen Todtengeſang von weitem ertönen. Der Wirth erzählte mir auf mein Befragen, der Pfarrer des Orts werde begraben. „Es iſt ein groſſes Elend in dem „Hauſe,“ ſagte er hinzu; „eine Wittwe und acht „unerzogne Kinder hat er in größter Armuth hinterlaſſen. Sie haben faſt keinen Biſſen Brodt „im Hauſe, und, weiß der liebe Gott! wovon „die armen Leute leben wollen. Vor einigen Wochen brannte die Pfarre bis auf den Grund ab. „Der Herr Pfarrer bekam auch nicht einen Strohhalm heraus; und da er noch ſein neuntes Kind „aus dem Feuer erretten wollte, traf ihn ein „brennender Balken, und beſchädigte ihn ſo, daß „er nun davon geſtorben iſt. Das Kind ſtarb noch „einige Tage eher. Er war ein braver Mann; „Gott hab' ihn ſelig! Die Gemeine hatte ihn „ſehr lieb. Sie wird der armen Frau wohl viel „Gutes thun; aber ſie iſt doch durch den Brand „gar zu arm geworden. Jetzt wohnt ſie in meinem Häuschen, das ich noch hier habe. Ich „wills ihr auch ohne einen Heller Geld laſſen, ſo „lang ſie drin wohnen will. Denn wer den Armen Gutes thut, bey dem iſt Gottes Segen zu „Hauſe.“ Der Wirth gieng, dem Leichenconducte zu folgen. Ich ſah am Fenſter den Zug vorbey gehen. O! Bruder! es war ein bejammerswürdiger Anblick. Die Wittwe mit ihren acht Kindern, alle wie in Thränen gebadet, folgten dem Sarge ihres Beſchützers und Ernährers. Dann giengen bis zehen Prieſter in Flören und Trauermänteln. Einige ſchienen gerührt von dem Tode ihres Mitbruders zu ſeyn. Andere aber hatten die Miene hartherziger, kalter Buben, auf welche das Elend ihrer Mitmenſchen eben keinen ſonderlichen Eindruck zu machen ſchien. Mir gieng es nahe an's Herz. Es wurde mir ſo bang und ſo weh, daß mir die Thränen in die Augen traten.

Nachdem ich gegeſſen hatte, gieng ich in die Kirche, um die Trauerrede zu hören. Der Pfarrer, der ſie hielt, war ein ganzer Redner. Er machte ſehr viel Eindruck auf mich. Folgende Worte paßten auf meinen ganzen Zuſtand:

„Ihr, meine Brüder!“ ſagte er unter andern, „die ihr geſchmückt mit Jugend und Schönheit, geſegnet mit Reichthum und Geſundheit, vielleicht noch lange den Engel des Todes von euch entfernt glaubt, Hohe oder Niedrige, wer ihr auch ſeyd! lernt aus der Geſchichte dieſes euers in Gott entſchlafenen Bruders, wie wenig euch alle dieſe Dinge vor der Gewalt jenes mächtigen Engels ſchützen! Eure wohl ausgedachte Plans, eure entzückenden Ausſichten in eine glückliche Zukunft, ſind dann in einer Minute vernichtet.

„nichtet. Da fliehen ſie hin, eure Träume, in „ein ewiges Nichts; da ſchwinden vor euren Au„gen eure Väter und Mütter, und Weiber und „Kinder, und Freunde und Verwandten, und alle „die ihr ſo zärtlich, ſo von ganzer Seele liebt. „Kein Troſt, als ſie in einer beſſern Zukunft mit „deſto gröſſerer Wonne wieder zu umarmen, bleibt „euch übrig. Und wehe euch, wenn ihr euch die„ſes Troſtes durch Verachtung der Religion un„fähig macht, wenn euer Wandel den Geboten „des Allerheiligſten nicht entſpricht!“ — — Endlich empfahl der Redner die arme Familie noch dem Schutze Gottes, und der Wohlthätigkeit mitleidiger Menſchen. Dieß erweckte in mir den Vorſatz, etwas zur Unterſtützung dieſer Familie beyzutragen. Da ich die Frau nicht gerne beſchämen wollte, weil ich weiß, daß edle Seelen allezeit ein Almoſen nicht ohne eine gewiſſe Verlegenheit annehmen, ſo trug ich erſt Bedenken, ſelbſt zu ihr zu gehen. Endlich entſchloß ich mich doch noch dazu, weil ich niemanden genug kannte, welchem ich das Wenige, was ich ihr zugedacht hatte, hätte anvertrauen können.

Sie ſtutzte gewaltig, da ſie einen ziemlich geputzten Herrn bey ihr eintretten ſah. Es war ein bewegliches Schauſpiel, dieſe arme Familie unter dem Drucke des Jammers und der tiefſten Betrübniß ſo voll Liebe für einander zu ſehen. Die etwas groſſen Kinder hatten die kleinen in Armen,

und

und ungeachtet ihres eigenen Schmerzes, ſchienen ſie doch mit ihren Liebkoſungen die Kleinen für den bittern Verluſt ihres Vaters tröſten zu wollen. Ich ergrif die Mutter, welche mich ſehr beſtürzt und erſchrocken anſah, bey der Hand, und ſagte: „Liebe Madam, ich bin einer von den, „vielleicht etwas ſeltenen Menſchen, die gerne etwas zum Wohl ihrer Brüder beytragen. Ich „habe heute Ihr Unglück vernommen. Mein Mitleid zwingt mich, es Ihnen nach meinen Kräften zu erleichtern. Wenn Sie das Wenige von „mir anzunehmen belieben wollen, ſo werden Sie „mir heute einen vergnügten Tag machen.“ Damit drückte ich ihr ein Päckchen von zwanzig Ducaten in die Hand, und fuhr fort: „Beſorgen „Sie nicht, daß es eine Seele von mir erfährt, „die deswegen übel von Ihnen urtheilen könnte. Es bleibt ganz unter uns.“ Ein Strom von Thränen entquoll ihren von vielem Weinen ſchon matt gewordenen Augen. Sie ergrif meine Hand, um ſie zu küſſen; ich entzog ſie ihr aber. Vor Rührung konnte ſie kaum die Worte herausſtammeln: „O! Gott! – du mein Erretter! „– belohne dieſen großmüthigen Mann!“ Die Kinder fielen über mich her, und ich konnte es nicht verhindern, daß ſie nicht meine Hände faſt mit Küſſen verſchlangen. Ich umarmte einige, und meine Thränen benetzten ihre Wangen. Die Mutter fragte mich nach meinem Namen, und dankte mir aus voller Seele. „Keinen Dank, Madam!“ ſagte ich; „auch erfahren Sie meinen Namen „nicht. Genug, ich bin ein Fremder, den nichts „als Ihr Unglück zu Ihnen führet. Leben Sie „wohl, Madam! Gott ſtehe Ihnen bey!“ Damit riß ich mich von dieſen lieben Leuten los. Ich konnt' es vor Rührung nicht länger aushalten. Mein Poſtillion mußte anſpannen, und weg war ich.

Da ich wieder allein in meiner Poſtkutſche ſaß, hatte ich Zeit genug, über dieſe Geſchichte nachzudenken. Gott! dachte ich, der Prediger redte in meine Seele: auch ich bin ein ſterblicher Menſch! wie wird's um mich ſtehen, wenn ſich auch mir, bald oder ſpät, die Pforten der Ewigkeit öffnen? Dieſe Gedanken erzeugten ſchreckende Bilder des Todes in meiner Seele. Lange kämpft' ich mit dieſen fürchterlichen Gegenſtänden. Endlich verdrängte ſie die Erinnerung an meine **Emilie**. Erſt machte mich der Gedanke, daß ich jetzt auf dem Wege war, ſie auf einige Zeit zu verlaſſen, ſehr ſchwermüthig. Da aber meine glühende Phantaſie meinen Augen die Zukunft unter dem Bilde einer glücklichen Liebe vorſtellte, wurde ich wieder heiterer. Ich träumte mir den Augenblick des Wiederſehens zu einer Seligkeit des Himmels. Voll der ſüſſen Schwärmereyen, glaubt' ich die holde **Emilie** in meine Arme zu ſchlieſſen, und mich an ihrer Seite in einen Engel verwandelt.

Kurz, **Thalmann**, ich verlohr mich ganz in die Betrachtung über das göttliche Mädchen.

Ich breche davon ab, um Dir zu ſagen, daß ich hier ſo vergnügt lebe, als ich ohne **Emilien** leben kann. Meine Geſchäfte gehen zwar etwas langſam von ſtatten, und ich habe mit mancher Kabale, die ſich unter dem ehrwürdigen Namen der Gerechtigkeit verſteckt, zu kämpfen. Allein die Familie des Herrn Generals Grafen von **Adler**, und **Emiliens** Freundin, die vortrefliche **Henriette**, machen mir manche vergnügte Stunde. Das Fräulein hat mich in der Familie eingeführt; und ſie ſelbſt ſcheint, ohne eitlem Ruhm zu ſagen, viel Behagen an mir zu finden. Ich werde Dir nächſtens von der Familie eine kleine Abſchilderung machen. Es ſind alle ganz vortrefliche Leute.

Geſtern lernte ich in einer gewiſſen Geſellſchaft einen däniſchen Officier, mit Namen **Sommer**, kennen. Er iſt ein artiger Mann. Wenn er aber auch dieß nicht wäre, ſo würde ihn doch ſein Name, den er mit **Emilien** gemein hat, bey mir empfohlen haben. Er that gegen mich ſehr freundſchaftlich. Weil er aber ein ſehr ſtarker leidenſchaftlicher Spieler iſt, und auch eben nicht die beſten Grundſätze verräth, ſo werde ich mich eben nicht ſonderlich mit ihm einlaſſen. Er möchte mich wieder zum Spiel verführen, wovon ich mich kaum losgeriſſen habe.

Jetzt muß ich abbrechen, Bruder. Morgen ein mehreres.

Sechzehnter Brief.

Fortſetzung.

Breslau den 7. Aug.

Das Fräulein von **Blumenthal** hat groſſen Eindruck auf mich gemacht. Hätte ich **Emilien** nicht geſehen, ſo würde meine Hochachtung gegen ſie gar bald in Liebe ausarten. Aber nein! keine Schönheit ſoll das Bild meiner **Emilie** aus meinem Herzen verdrängen! Indeß muß ich doch geſtehen, daß mich der Anblick dieſer **Henriette**, und ein gewiſſer andrer Umſtand, den ich Dir gleich ſagen werde, unausſprechlich rührten. Mein Herz ſchlägt wider meinen Willen für ſie. Ich weiß ſelbſt nicht, was mich ſo an ſie hinziehet. Liebe kann's nicht ſeyn. Denn jetzt weiß ich gewiß, daß nur **Emilie** darauf Anſpruch machen kann. Aber — kurz, ich bekomme mit dem Mädchen zu thun, es mag nun beſtehen, worin es will. Da ich das erſtemal hingieng, ihr **Emiliens** Brief zu bringen, und ihr Mädchen mich gemeldet hatte, kam mir aus dem Zimmer

eine

eine weibliche Geſtalt entgegen, die ich ſogleich für das Original des Frauenzimmers erkannte, welches mir meine Phantaſie in dem Traume, den ich Dir noch in C. ſchrieb, gezeigt hätte. Es war die ganze Bildung des Mädchens, das, wie ich, in Trauerkleidern gieng, und mit mir der todten **Emilie** die Hand küßte. Denk, Bruder, wie ich erſchrack, da ich ſie ſo plötzlich vor mir ſah, und mir die Erinnerung an meinen Traum wie ein Bliz durch die Seele ſchoß! Nur war ſie nicht, wie jenes Traumbild, ſchwarz gekleidet. Dieſe Erinnerung, verbunden mit dem Glanze ihrer Schönheit, der wie ein Sonnenſtral meine Augen blendete, benahm mir alle Beſonnenheit. Bilde Dir in Deinen Gedanken, **Thalmann**! ein Mädchen von neunzehn Jahren, ein wenig kleiner als **Emilie**, oder weil Du dieſe noch nicht kenneſt, als Deine **Auguſte**, aber von eben ſo ſchlankem ſymmetriſchen Wuchſe wie **Emilie**, mit einer Geſichtsbildung, die eine Meiſterhand nicht ſchöner zeichnen kann, mit groſſen ſchwarzen Augen, hell und ſchimmernd wie der Sirius, mit einer zarten, blendend weiſſen Haut, und mit dem ſanfteſten Roth vermiſcht, ſo haſt Du **Henrietten**. Sie trug ein weiß baumwollenes Morgenkleid mit roſenrothen Schleifen. Weiß atlaßne Schuh, und groſſe blitzende Steinſchnallen zierten die ſchönſten Füſſe, die ich je geſehen hatte. Der Hals war bloß, aber ſeine Weiſſe unterſchied ſich wenig von ihrer Kleidung. Ihr rabenſchwarzes Haar war noch unfriſirt, und ſchlängelte ſich zum Theil in nachläßigen Locken auf ihre Schultern herab. Nichts als eine groſſe Roſe, die aber auch nebſt dem mit blitzenden Steinen beſetzten Haarkamm unvergleichlich mit der Schwärze des Haars abſtach, hatte ſie aufgeſteckt. Alle dieſe Schönheiten bemerkte ich erſt im Detail, nachdem ſich meine Beſtürzung durch ihre auſſerordentlich gütige Aufnahme etwas wieder gelegt hatte. Der erſte Anblick blendete mir, wie geſagt, die Augen. Ich war auch ſo beſtürzt, daß ich ſogar beym Händekuß meinen Hut fallen ließ. Sie muß mich erſt gewiß für einen Schafskopf gehalten haben. Doch mags ihr vielleicht nicht viel beſſer gegangen ſeyn: denn ich verſpürte viel Unruhe und Zerſtreuung an ihr, bis wir erſt näher mit einander bekannt wurden. Da fieng ſich's an zu legen. Ich weiß, **Thalmann**! daß Du über meine Schwärmerey lachen wirſt. Auch bin ich ſelbſt, wie Dir bekannt iſt, kein ſolcher Narr, der ſich wie ein alt Weib mit Träumen und Ahndungen herum ſchmeiſſet. Ich kann bis jetzt an dergleichen Poſſen nicht glauben. Wenn aber doch die Geſchichte ſich wirklich ereignet — wenn ich wirklich im Traume eine Geſtalt ſehe, die mir unbekannt war, und die hernach wirklich als ein lebendiges Weſen da vor mir ſtehet — wenn ich zehen Eide zu leiſten bereit bin, daß die vor mir ſtehende lebende Geſtalt bis auf die kleinſten Züge wirklich die Aehnlichkeit meines Traumbildes hat — wenn ich tauſend Eide leiſten kann, daß ich mich gewiß nicht betrüge, daß meine Ideen ſo deutlich, ſo zuſammenhängend ſind, als zweymal zwey vier iſt — wenn die gründlichſte Erforſchung der Vernunft mir dieſe Bilder nicht aus meinem geſunden Gehirn herauspeitſchen kann — wenn vielmehr ein unwiderſtehlicher Trieb meines Herzens mir ſagt: deine Erſcheinung iſt von Bedeutung für dich — dann ſag mir, Herr Philoſoph! was iſt das? Erkläre mir's nach deiner elenden Seelenlehre, und gieb mir ein befriedigendes unwiderſprechliches Reſultat! —

Jedoch genug hiervon. Ich komme wieder auf **Henrietten.** Sie iſt, wie ſie mir ſelbſt erzählt hat, eine arme Waiſe, und Verwandtin des Grafen. Ihr Vater war ein armer Officier, und Bruder der Gräfin. Er ſtarb auf dem Bette der Ehre. Kaum hatte er nach erhaltener Wunde noch ſo viel Zeit zu leben, daß er dem Grafen, welcher datumal Oberſter war, und neben ihm hielt, ſeine Familie empfehlen konnte. **Henriettens** Mutter war ſechs Wochen vorher mit ihr niedergekommen. Da ſie die Poſt von dem Tode ihres Gemahls vernahm, erſchrack ſie ſo ſehr darüber, daß ſie in kurzer Zeit darauf ihm im Tode nachfolgte. Der Graf erfüllte die Bitte ſeines Bruders und Freundes; er nahm **Henrietten** zu ſich, und erzog ſie wie ſeine eigne Tochter.

Das Fräulein machte mich bey Erzählung dieſer ihrer Geſchichte ſehr weichmüthig; ich erinnerte mich an meinen Vater, der eines gleichen Todes ſtarb. Wenn es wahr iſt, ſagte ich zu ihr, daß gleiche Schickſale die Menſchen zu Freunden machen, ſo müſſen wir Freunde werden, mein Fräulein. Sie ſagte, es wäre doch immer auch noch ein Ruhm für uns, daß unſre Väter im Kampfe für ihr Vaterland, und für ihre Regenten ihr edles Leben verlohren hätten. Ich erzählte ihr noch das Unglück meiner Mutter und meiner Schweſter, worüber ſie ſehr gerührt wurde. Seit dem Tode der Gräfin ſtehet ſie dem Hausweſen ihres Pflegevaters mit ſo vielem Ruhme vor, daß ihr der Graf alles überläßt, und alles gut heiſſet, was ſie in dem Bezirke dieſes ihres weiblichen Staats unternimmt. Er liebt ſie mit ungemeiner Zärtlichkeit. Von ihrem Verſtand und Witze hat er mit Recht ſehr hohe Begriffe. Theilen ſich bey Geſprächen in Geſellſchaften die Meynungen, ſo ruft er ſeine Henriette zur Schiedsrichterin auf. Erſt ſuchet ſie aus Beſcheidenheit den Ausſpruch von ſich abzulehnen. Dringt aber der Graf dennoch darauf, ſo iſt ihre Antwort immer der Sache ſo angemeſſen, erſchöpfet ihren Gegenſtand ſo ganz, giebt ein ſo befriedigendes Reſultat, daß man in der That ihren Witz nicht genug bewundern kann.

Du kannſt hieraus leicht auf die Talente und Geiſteskräfte dieſes Mädchens einen Schluß machen. Ihr Witz iſt zwar bey jeder Gelegenheit geſchäftig; aber er iſt gefällig, er erweckt zum Lachen, ohne ins Beleidigende zu fallen. Einen launigten Einfall, eine kleine ſatyriſche Anſpielung auf Gegenſtände der Natur oder des gemeinen Lebens hat ſie immer in Bereitſchaft. Dieß macht ihren Umgang ſehr unterhaltend und lehrreich. Sie iſt eine der heitern unſchuldigen Seelen, die auch über Dornenpfade mit Lachen hinweg zu hüpfen pflegen, die alle Menſchen gerne zur Freude ſtimmen, und das frohe Gefühl ihnen einflöſſen möchten, das ſie ſelbſt ſo unendlich glücklich macht. Wo auch nur ihr Fuß hintritt, ſcheint ſie Leben und Wonne um ſich zu verbreiten. Sie iſt leutſelig gegen Geringere, und wohlthätig gegen die Armen. Die Bedienten im Hauſe freuen ſich, unter ihrem Scepter zu leben. Ich glaube, jeder von ihnen würde ſich für ſie todtſchlagen laſſen. Mit dieſen gefälligen Eigenſchaften verbindet ſie eine rühmliche Bekanntſchaft mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Sie ſpielt einen herrlichen Flügel. Von Ausübung der Tugend hat ſie faſt ſchwärmeriſche Begriffe. Eine groſſe Ehrfurcht für die Religion ſetzt ihren glänzenden Eigenſchaften vollends die Krone auf.

Ihr Pflegvater, der Graf von **Adler**, iſt ein Mann von alter deutſcher Redlichkeit. Seine Heldenkthaten haben ihn von einem gemeinen Soldaten bis zur Würde eines Generals und Grafen erhoben. Jetzt iſt er Präſident des königlichen Generalkriegsgerichts. Er hat in ſeiner Jugend erſt die Rechte ſtudirt, und iſt aus einem gewiſſen Triebe zu glänzenden Thaten unter die Soldaten gegangen. Ich bin ganz ein Mann nach ſeinem Geſchmack. Er liebt als ein Deutſcher einen offenen ehrlichen Karakter. Bey dem König ſoll er in beſondern Gnaden ſtehen.

Sein Sohn, welcher eine Lieutenantsſtelle unter dem Regimente ſeines Vaters bekleidet, verdient ein ſchöner Mann genannt zu werden. Ungeachtet er noch ſehr jung, und kaum neunzehn Jahr alt iſt, ſo hat er doch ſchon ganz das geſetzte Weſen, das den meiſten Officieren ſeines Königs ſo beſonders eigen iſt. Nur läßt er ſeinem hitzigen ungeſtümen Temperamente zu oft den Willen. Erſt ſchien ich ihm nicht ſonderlich zu gefallen; jetzt thut er aber höflicher und freundſchaftlicher gegen mich.

Er, und ein gewiſſer Major, **Liskov**, von eben dieſem Regimente, ſcheinen beyde bey **Henrietten** die Liebhaberrolle zu ſpielen. Ob ſie gleich gegen beyde keine beſondere Neigung ſpüren läßt, ſo glaub' ich doch bemerkt zu haben, daß der junge Graf eher ihr Mann als der Major iſt. Der Major aber iſt der Liebling des alten Grafen; und dieß könnte ihn in ſeiner Bewerbung vielleicht glücklicher als den Lieutenant machen. Ein gewiſſes Fräulein von **Trautenau** ſcheint **Henriettens** vertrauteſte Freundin zu ſeyn; ein liebenswürdiges Mädchen, aber ein wenig ſtolz auf ihren Adel und auf ihre Schönheit. Wo ich mich nicht ganz irre, ſo ſcheint die gute empfindſame Seele an mir viel Behagen zu finden. Ich bedaure das arme Mädchen. Denn ich würde ihr ihre Liebe nicht vergelten können.

Weil doch **Emilie** ſo gar heimlich mit ihrer Herkunft thut, und ich doch gerne wiſſen wollte, unter welchem Himmelsſtriche ſo viele Reize gebohren und gebildet wurden, ſo fragte ich das Fräulein von **Blumenthal** darum. Ich konnte aber nichts weiter von ihr herausbringen, als daß **Emilie** erſt in ihrem ſiebenzehnten Jahre ſich aufs Theater begeben habe; daß ſie der Graf mit von **Wien** gebracht habe, welchen Ort ſie wegen der Verfolgungen einiger Jeſuiten, die ihrer Tugend und ihrer proteſtantiſchen Religion Schlingen gelegt, hätte verlaſſen müſſen; daß ſie, ſo lange ſie bey dem Theater zu **Breslau** geſtanden, in dem Hauſe des Grafen gewohnet habe, und von ihm und **Henrietten** der vertrauteſten Freundſchaft gewürdiget worden; und daß ſie endlich, da die Schauſpielergeſellſchaft in **Breslau** ſich zerſchlagen, genöthiget geweſen ſey, ihr Unterkommen weiter zu ſuchen: ſie habe ſich alſo nach **L.** gewendet. Der Graf habe ſie zwar durchaus bey ſich behalten wol-

len,

ſen, aber ſie habe zu viel feine Empfindung gehabt, um bey jemanden das Gnadenbrodt zu eſſen, da ſie Talente genug gehabt, nicht nur ihr Brodt ſelbſt zu verdienen, ſondern auch ihren Nebenmenſchen dadurch zu nützen.

Wußte ich nun mehr, **Thalmann**, als vorher? — Doch — ſo viel weiß ich doch, daß ſie keine Schauſpielerin von Geburt iſt. Aber — wer waren ſonſt ihre Eltern? — Von welchem Stande iſt ſie? — Kann ſie nicht vielleicht von vornehmer Herkunft ſeyn? — Aber was nöthigte ſie, das Theater zu betretten? — Vielleicht die Armuth? — O! die hat ſchon manche edle Seele gebeugt. Ich irre in tauſend Muthmaſſungen, Zweifeln und Irrgängen herum; und wenn ich mich lange genug damit herumgeſchlagen habe, ſo bin ich immer wieder auf dem alten Flecke. Komm' ich nur einmal wieder nach L., ſo ſoll ſie mir ihre Geſchichte erzählen, und wenn — Doch ſie wird's ja wohl thun, das liebe, menſchenfreundliche Mädchen.

Siebenzehnter Brief.

Fortſetzung.

Breslau den 10. Aug.

Ehe ich meine Briefe an Dich abgehen laſſe, muß ich noch etwas zur Antwort auf den Deinigen beyfügen. Ich kann's noch immer nicht billigen, daß Du Dir um des ſpröden, eigenſinnigen Mädchens willen das Leben ſelbſt zur Marter machſt. Du könnteſt doch ſo viel Wonne in der Welt genieſſen, als einer. Was iſt das für eine Grille von **Auguſten**, daß ſie Dich nicht mag, ſo lange Du Deinen Bruder bey Dir haſt? — Und was iſt das für eine Grille von Dir, aus übertriebener Delicateſſe nicht eher von Liebe zu ſprechen, als bis man ſagen kann: Marſch! zum Altar! Du biſt ein eigner Menſch, **Thalmann!** — Biſt ſo ein braver Kerl, haſt ein ſchönes Landgut, und ſcheueſt Dich um ein Mädchen anzuhalten, die vielleicht eine ganz andre Sprache führen würde, wenn Du Ernſt brauchteſt; fürchteſt Dich den Korb zu bekommen: und warum? — weil Du keinen Titel haſt. Meine Sache wär's nicht. Denn um ein Mädchen, das mich nur um meines Titels willen nähme, welcher der Beſitz meiner Perſon nicht lieber wäre, als alle Herrlichkeiten der Welt, die nicht fähig wäre, mit mir unter einem Strohdache zu wohnen, und Bohnen und Erbſen mit mir zu eſſen — um ein ſolches Mädchen ſetzte ich keinen Fuß von der Stelle. Damit wollt' ich ſie auf die Probe ſtellen; und wenn ſie mich denn auch in meiner Niedrigkeit liebte, dann wär ſie mir Kronen werth, dann wollt' ich alle meine Kräfte dran ſtrengen, ihre Tage zu Tagen des Ueberfluſſes, der Ruhe und aller Glückſeligkeiten des Lebens zu machen. Aber das klingt Dir alles zu romanenhaft. Nun! meinethalben! Du haſt Deinen Willen, und zu viel Verſtand, als daß Du Dich wahrſcheinlicher Weiſe in dem Karakter Deines Mädchens irren könnteſt. Weil aber doch ein guter Rath von einem Freunde nicht zu verachten iſt, ſo wäre unmaßgeblich der meinige: Du ſtellteſt erſtlich **Auguſten**, wenn Du in der Verfaſſung biſt, ohne Scheu um ſie anhalten zu können, auf die Probe, ob ſie Dich auch um Dein ſelbſt willen liebte? Denn wahrlich, Du ſollteſt mich dauern, wenn Deine künftige Ehe dem Ideal, das Du Dir immer davon gemacht haſt, nicht entſprechen ſollte. — Das weibliche Herz hat ſo viele geheime Schlupfwinkel, welche zu durchſchauen kein Auge ſcharf genug iſt; und da ſchleichet ſich denn oft eine kleine Unart hinein, die in dem geſchmeichelten Jungfernſtande ſich ſorgfältig darin verbirgt, nach angelegten Feſſeln der Ehe aber mit deſto gröſſerer Stärke hervorbricht. Jedoch — dieß meynen die Mädchen ja wohl auch von uns: vielleicht — haben ſie auch eben ſo wenig Unrecht; darum iſt auf beyden Seiten Behutſamkeit nöthig, daß man nicht hintergangen wird.

Für Deine Aufmunterungen zu meiner Lebensänderung danke ich Dir aus der ganzen Fülle meines brüderlichen Herzens. Es iſt ein groſſer, unausſprechlich ſeliger Gedanke, einen Freund zu beſitzen, der wie ein Engel um einen ſchwebt, und durch Lehre und Beyſpiel einen zur Tugend auffordert; einen Freund, dem's ein Ernſt iſt, ſeinen Bruder glücklich zu machen, der, entfernt von allen eigennützigen Abſichten, nur dem Triebe ſeines edlen Herzens folget, um ſich durch Wohlthaten, die jenſeit des Grabes noch ihren Werth behalten, um ihn verdient zu machen. Der ſchwärzeſte Undank dafür wär's auf meiner Seite, wenn ich nur einen Augenblick anſtehen wollte, Deine wohlgemeynten Erinnerungen zu befolgen. Du ſollſt gewiß noch mit mir zufrieden ſeyn. Den Ruhm, einen von Laſtern und Verführung hingeriſſenen Freund der Tugend wieder gegeben zu haben, ſoll Dir und Emilien niemand entreiſſen. Nur Geduld mußt Du mit mir haben. Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Auf einmal gehts freylich nicht. Ich habe Dich oft ſagen hören: Eine zu geſchwinde Beſſerung daure gemeiniglich nicht gar zu lange. Ich ſage das nicht, um mich etwann damit entſchuldigen zu wollen, wenn ich aus Vorſatz die Bahn der Tugend wieder verlieſſe. Nein! das ſey ferne! Denn wer nur immer bemüht iſt, ſeinen Laſtern den Mantel der Schwachheit umzuhängen, der hat ſie gewiß noch allzu lieb, um ſie den Anfällen der Witterung bloß zu geben, die nach und nach ihre Stärke zu Grunde richten können. Nur alsdenn, wenn mich meine Schwachheit überrumpelt; dann möcht' ich allein um ihrentwillen Verzeihung bey Dir ſinden. Freylich überraſcht mich oft, wenn ich am ſicherſten zu ſeyn denke, mein angewöhnter Hang zur Ausſchweifung. Aber dann darf ich nur an Dich und an Emilien denken, darf mir nur eure Betrübniß über meinen Fall recht lebhaft vorſtellen, ſo verſchwindet der täuſchende Schimmer des Laſters vor meinen Augen, und die holdſelige Tugend ſteht wie ein warnender Engel in euren Geſtalten vor mir da. Wenn Du und Emilie nicht wäret, was hätte die Welt aus mir gemacht? — Eine Beute des Satans! — ein mitleidswürdiges Opfer ihrer Bosheit! — Ihr werdet ja wohl das Werk vollenden! und Gott wird ja euch auch in eurem ſo löblichen Unternehmen, einen unglücklichen Sterblichen vom Untergange zu retten, unterſtützen. Thut er das, ſo kann mir's ja auch ſelbſt an ſeiner Hülfe nicht mangeln. Auch Henriette thut viel an mir. Sie muß mich aus Emliens Briefen genau kennen. Das liebe Mädchen! wenn ſie auch ihre ſo tugendhafte Freundin aufgefordert hätte, an meiner Beſſerung zu arbeiten — ſo müßte ſie ja doch wahrlich viel Antheil an mir nehmen. Das könnt' ich ihr nie genug verdanken. O wie glücklich werd' ich nicht ſeyn, Bruder! wenn ich ſagen kann: Meine Seele war verloren; aber durch Hülfe einiger Edlen hab' ich ſie wieder gefunden. Du freueſt Dich doch mit mir, Thalmann? — Aber was denkſt

Du von **Emilien**, Bruder? — Wie kann Dir nur der Gedanke einfallen, daß ſie eine Heuchlerin ſey? — **Emilie**? — eine Heuchlerin? — dieß herrliche Mädchen, das mit ganzer Seele hängt an allem, was gut, groß, edel und vortreflich in der Welt iſt — das vor dem bloſſen Gedanken des Laſters zurückbebt — das über den reinſten Kuß einer Mannsperſon Thränen des Kummers vergieſſen — das mit ſo heiliger Andacht ihr Herz zum Ewigen erheben, und die Fülle der himmliſchen Wonne ſo ganz empfinden kann — deren Worte und Handlungen und ganzes Leben das treffendſte Gemälde der Tugend vorſtellen — das alle Herrlichkeiten der Welt um einen tugendhaften Freund, um eine edle Handlung, vergißt — Dieſes Mädchen ſollte eine Heuchlerin ſeyn? — Ehe könnte man mich einen Heiligen, als **Emilien** eine Betrügerin nennen. Nein, **Thalmann**! dazu iſt ihre himmliſche Seele nicht fähig. Wenn Du ſie ſo genau wie ich kennteſt, ihren ſeligen Umgang ſo wie ich genoſſen hätteſt: Du würdeſt Dir lieber das Herz aus dem Leibe geriſſen, als dieſem ſchwarzen Gedanken in Deiner Seele Raum gegeben haben. Daß ich mich um ihr Herkommen nicht ſehr bekümmert habe, kannſt Du mir nicht zum Vorwurf machen; denn es war mir gleichviel, wer ſie ſey. Wäre ſie auch von einer Bäurin gebohren: genug, daß ſie verdient, eines Königs Tochter zu ſeyn. In meinen Augen iſt ſie vom älteſten Adel. Denn iſt nicht der Adel der Seele der älteſte? und hat nicht **Emilie** dieſen einzigen ächten Adel? — Und dieſes unvergleichliche Mädchen ſollt' ich verlaſſen? — ihr auf ewig entſagen? — es koſte auch was es wolle? — das kannſt Du mir rathen, **Thalmann**? — mir als ein Freund rathen? — Wo haſt Du hingedacht? Haſt Du auch überlegt, was Du mir ſchriebſt? — Es kann nicht ſeyn: denn ſonſt würdeſt Du mir eher gerathen haben, mich in einen Fluß zu ſtürzen, und dadurch einem qualvollen Leben, das mir ohne **Emilien** zur Hölle würde, ein Ende zu machen. Nein! bey allem was heilig iſt! — hierin kann ich Dir nicht folgen. — Fordre lieber meinen Tod! ich will Dir eher Deine Bitte gewähren, wenn Du mir nur erlaubſt, in **Emiliens** Armen meinen letzten Athem zu verhauchen. Sag' mir, **Thalmann**! bey Deiner eignen Liebe beſchwör' ich Dich — ſag' mir, wie es möglich iſt, daß ein Baum grüne, den man ſeiner Wurzel beraubt — daß ein Roſenſtock blühe, den man in eine Sandwüſte pflanzet, wo kein Tropfen Waſſer ihn benetzet? — kein kräftiger Morgenthau ihn befeuchtet? — Du ſagſt ja ſelbſt, es ſey natürlich einen Engel zu lieben, der ſich vor einen hinſtellt, und Leben und Wonne in unſere Seelen gießt. Willſt Du Dein Wort zurück nehmen? — Ich bitte Dich, Bruder, mach mir den Beſitz dieſes engliſchen Mädchens nicht ſchwer!

Ich glaube, daß Du es gut mit mir meynſt; aber einem Sommervogel das Leben, das einzige bischen Glückſeligkeit, das er genieſſet, rauben, um ſich an ſeiner lebloſen Schönheit zu ergötzen, — iſt das auch gut mit ihm gemeynt, **Thalmann**? —

Nur Dein allzu zärtliches, allzu ſehr für mein Wohl beſorgtes Herz konnte Dir den Gedanken eingeben, daß ich **Emiliens** Tugend und Ehre zu vernichten trachten würde. Nein, Bruder! darum ſey unbeſorgt! Obgleich manches gute ehrliche Mädchen, dem ich jetzt gern ihre Ehre wieder gäbe, wenn ich könnte, meinen laſterhaften Begierden huldigen mußte, ſo waren doch alle dieſe keine **Emilien**. Einen ſchwankenden Jüngling zu verführen, iſt etwas leichtes; aber den lange im Guten geübten Heiligen für den Schimmer des Laſters empfindlich zu machen — davor zittert — wenn's auch möglich wär — unſre ganze Natur zurück. Ich habe Dir ſchon geſagt, daß ich zu viel Ehrfurcht gegen **Emilien** habe, als daß der Gedanke der Verführung, wenn er auch bisweilen aufkeimen ſollte, in meinem Herzen Wurzel faſſen könnte. Reiſſet mich auch oft, wie Du ſehr richtig bemerkeſt, der Trieb der Sinnlichkeit hin, ſo iſt dieß eine natürliche Folge ihrer Schönheit. Aber ich ſtehe Dir mit Leib und Seele dafür, daß ſeit dem Balle bey **Biederſeen**, wo ich noch zu ſehr an meiner ehmaligen Lieblingsſünde klebte, und ſeitdem ich bey dieſer Gelegenheit ihre feine Empfindung beynahe mit dem ganzen Verluſte ihrer wenigen Neigung zu mir ganz kennen lernte, meine Liebe ganz in die Platoniſche übergegangen iſt.

Hieraus kannſt Du leicht urtheilen, daß ich keine andere Abſicht habe, als ſie zu heurathen. Ich hoffe nicht, daß ſie mir den Korb geben wird, wenn ſie erſtlich wahre Proben von meiner Beſſerung hat. Mag doch mein Onkel mit meinem Vermögen machen was er will! — Nimmt er mir meine Güter; gut! — Meine **Emilie** und meine wenigen Talente kann er mir doch nicht nehmen.

Mit ihr will ich in Wüſten wohnen,
Und mehr als alle Fürſten ſeyn;
Zufriedener, als über Kronen
Sich ſtolze Weltbezwinger freun.
Mit ihr will ich in Hütten leben;
Mit einem königlichen Muth
Mich über Neid und Zwang erheben,
Wo ſie in meinen Armen ruht.

Halte mich immer für einen Schwärmer, für einen Romanenhelden! ich befinde mich wohl dabey. Ich werde doch ſo viel in der Welt gelernet haben, um mir und **Emilien** ein nothdürftiges Auskommen zu verſchaffen. Ich denke, wenn ich nur einmal wieder in **L.** bin, ſo will ich die Sache bald ins Reine bringen.

Ich hoffe bald wieder da zu ſeyn. Der Graf iſt mit ſeiner Familie und **Henrietten** auf ſein

Landgut gereiſet. **Henriette** hat mir ſagen laſſen, ich ſolle ſie drauſſen beſuchen, wir wollten recht vergnügt ſeyn. Die gute **Henriette**! ich liebe ſie, weil ſie die Freundin meiner **Emilie** iſt. In einigen Tagen werd' ich hinaus reiſen. Dieſen Brief wirſt Du von **Plothon** erhalten: durch ihn kannſt Du mir die Deinigen zuſenden; und damit wirſt Du, wie gewöhnlich, recht ſehr erfreuen

Deinen

dankbaren Freund,

Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Achtzehnter Brief.

Herr von Morgenſtern an Emilie Sommer.

Breslau den 16. Aug.

Es iſt eine der wenigen ſeligen Stunden meines Lebens, in welcher mir erlaubt iſt, **Ihnen**, meine verehrungswürdige **Demoiſell**, die Empfindungen meines von Ihrer ganzen Vortreflichkeit gerührten Herzens zu bekennen. Nur muß ich billig beklagen, daß ich zu wenig Fähigkeiten beſitze, um **Ihnen** dieſe Empfindungen durch Worte anſchauend zu machen. Die Sprache des Herzens, theure **Mademoiſell**, iſt unnachahmlich;

und wie ſehr das meinige von Ihrer großmüthigen Freundſchaft gegen mich belebt wird, dieß vermögen alle Künſte der Beredtſamkeit nicht auszudrücken. Nur die geheime Sprache der Sympathie, die vertrauteſte Dollmetſcherin der Freundſchaft und des menſchlichen Herzens, mag Ihnen die Empfindungen des Mannes, den Sie würdigen, ſich Ihren Freund nennen zu dürfen, in ihrer ganzen Gröſſe darſtellen. Und eben dieſe Freundſchaft, die mich zum glücklichſten Sterblichen macht, flöſſet mir den Muth ein, mir das Vergnügen, das mir eine mündliche Unterredung mit Ihnen ſo oft verſchafte, durch gegenwärtige Zeilen zurückzurufen. O! wie oft ſtrebet meine Seele nach dieſer unausſprechen Wonne hin, wo ich an Ihrer holdſeligen Seite das Glück meines Daſeyns ſchätzen konnte! Wie oft ſehn' ich mich nach den ſeligen Stunden, wo Sie den ſüſſen Zauber Ihrer Freundſchaft über mich ergoſſen — wo von Ihren ſanften Lippen die groſſen Lehren der Weisheit und Tugend mich überſtrömten! Gott weiß, wie ſo wohl mir da iſt — welch' unausſprechliche Seligkeit ſich über mein ganzes Weſen verbreitet, wenn ich einſam in ſtiller Mitternacht mich hinſetze, mich ganz zu Ihnen hindenke, und alle die unbeſchreiblichen Freuden, die ich in Ihrer ſeligen Geſellſchaft genoß, mir als gegenwärtig darſtelle! — Möchten doch auch Sie, meine Allertheureſte, manchmal an Ihren entfernten Freund denken! — Möchten Sie nur wenigſtens dann, wenn Sie dieſes leſen, die Ausbrüche ſeiner Ergebenheit und Hochachtung mit einigem Wohlwollen betrachten! Zwar bin ich's nicht werth. Ich fühle meine Unwürdigkeit, und wie ſehr mich nothwendig dieſe von Ihrer reinen Tugend entfernen muß, tief in meinem Herzen. Dieß Gefühl wird mir oft zur Quelle des größten Schmerzes. Aber Ihre Gütigkeit, Ihre Großmuth, verehrungswürdige Mademoiſell! iſt gleich der Gnade des Ewigen, die auch den Gefallenen Muth einſpricht, und durch huldreiche Verzeihung wieder Leben und Wonne in ihre Seelen ſtrömet. Um deswillen hoffe ich auf die Fortdauer Ihrer edlen Freundſchaft, und ſchmeichle mir, von Ihnen einſt unter diejenigen gezählet zu werden, deren Karakter ſie würdig macht, das volle Maaß Ihrer ſeligen Zuneigung zu genieſſen. Das Fräulein von Blumenthal wird Ihnen unfehlbar ſelbſt gemeldet haben, wie ſorgfältig ich Ihren gütigen Auftrag an ſie ausgerichtet habe. Auch dafür, daß Sie mich in den Stand geſetzet haben, dieſer vortreflichen Perſon die ihr ſchuldige Hochachtung zu bezeigen, ſage ich Ihnen den wärmſten, herzlichſten Dank. Dem Fräulein Henriette gebühret nebſt Ihnen der Vorzug, unter die Edelſten und Vortreflichſten Ihres Geſchlechts gerechnet zu werden. Ich bin ſo glücklich geweſen, mir einen Theil ihrer Freundſchaft zu erwer-

ben;

den; und dieß muß mir eben ſo ſehr zur Ehre gereichen, als es mit Nutzen und Vergnügen für mich verbunden iſt. Wenn ich auch dadurch Ihrem Herzen, liebſte Mademoiſell! einen Schritt näher komme: ſo iſt vielleicht der höchſte Gipfel meiner Wünſche und meines Glücks nicht ganz unerreichbar

Ihrem

gehorſamſten Diener,

Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Neunzehnter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 18. Aug.

Endlich bin ich doch wieder überzeugt worden, daß meine Henriette noch lebt, und ihre treue Emilie nicht vergeſſen hat. Habe Dank, liebes Mädchen, für Deine herrlichen Briefe! Sie ſind ein wahrer Abdruck Deines frölichen Herzens. Wenn ich alle Tage einen ſolchen Brief von Dir läſe, ich hätte nie eine traurige Stunde. Aber — Du biſt auch mitunter ſehr leichtfertig. Wär' ich nicht ſchon von Dir gewohnt, Dich mit bitterer Satyre über alle Gegenſtände hinweg lachen zu hören: Du würdeſt mich manchmal ſtutzend machen. Da ich aber weiß, daß Deine kleinen Schelmereyen theils Ergieſſungen Deines harmloſen Herzens, theils nothwendige Folgen Deines Witzes und Deiner Laune ſind; da ich weiß, daß Du es dennoch mit mir und mit der ganzen Welt gut meyneſt, wenn Du auch bisweilen den Ton der Spötterey anzuſtimmen ſcheineſt: ſo wär' es in der That eine Grille, wenn ich deswegen nur den geringſten Verdacht in Deine Redlichkeit ſezen wollte. Ganz kann ich Dir Deine Briefe nicht beantworten, weil ich Dir von meinen Angelegenheiten ſo viel zu ſagen habe. Doch zu einem und dem andern werd' ich ja doch wohl ein Plätzchen finden.

Ich freue mich über Dein Wohlbefinden; und wenn das Gebet einer Freundin etwas bey Gott vermag, ſo muß Dir's immer ſo wohl, wie bisher, gehen. Möchte doch mein Wunſch auch in Abſicht auf Deine Liebhaber erfüllet werden! Deine Situation mit dem Lieutenant und dem Major kommt mir in der That kritiſcher vor, als Du Dir vielleicht ſelbſt einbildeſt. Möchte es nur nicht zwiſchen dieſen Leuten noch zu ernſthaften Auftritten kommen, deren Ausgang uns allen ſehr unangenehm ſeyn könnte! Sey ja vorſichtig gegen dieſen hitzigen jungen Menſchen; und wenn Du kein Herz zu ihm haſt, wie ich ſehr ſtark vermuthe, ſo ziehe Dich ganz von ihm zurück. Denn daß Du ihn durch hoffärtige Sprödigkeit hudelſt, iſt nichts. Ein Menſch von ſo ſtürmiſchen Leidenſchaften, wie der Lieutenant, iſt fähig alles zu wagen, um entweder ſeine Abſicht zu erreichen, oder die grauſamſte Rache an Dir zu nehmen. In welche Verwirrungen könnte er Dich ſtürzen! — Warum giebſt Du nicht lieber dem Major Gehör? Niemand verdient Dein Herz mehr, als dieſer würdige Mann. Da Dein Pflegevater ſo ſehr für ihn eingenommen iſt: ſo wirſt Du, wenn es zu ernſtlichen Anträgen kommen wird, im Verweigerungsfall einen ſchweren Stand bekommen.

Doch ich merke wohl, ſprödes Mädchen, wer Dein Herz gefangen hält. Aber wahrlich! ſo was hätt' ich mir nicht träumen laſſen. Wer hätte denken ſollen, daß ich ſo einen klugen Wahrſagergeiſt hätte. Liebes Mädchen! Du dauerſt mich. Magſt Du Dich doch verſtellen wie Du willſt; magſt Du doch noch ſo viel Spöttereyen und witzige Einfälle über Deine erſte Zuſammenkunft mit **Morgenſtern** ausgegoſſen, magſt Du doch den guten Menſchen noch ſo ſehr in Deinem Briefe herumgehudelt haben; magſt Du doch Deinem Herzen noch ſo viele Polſterküßchen untergelegt haben: — umſonſt ſuchſt Du mir zu verbergen, daß dieſer ſchöne Mann nicht nur den Eingang zu Deinem Herzen gefunden hat, ſondern gewiß ſchon ſo feſte darinnen ſitzet, daß der Major und der Lieutenant Mühe genug haben werden, ihn heraus zu zaubern.

Ach **Henriette**! das menſchliche Herz iſt ein verräthriſches, bübiſches Ding. Wenn wir am ſicherſten zu ſeyn denken, ſpielt es uns einen Streich, der uns entweder zur Quelle unendlicher Freuden, oder zur Grundlage der ſchmerzhafteſten Leiden wird. Wer hätte vermuthet, daß die wachſame **Henriette** von dieſem Buben würde hintergangen werden? —

Es iſt eine gewiſſe Bemerkung, daß, wenn Menſchen, die über alle Gegenſtände mit Lachen hinweg zu glitſchen gewohnt ſind, auf einmal mit Ernſt auf einem Gegenſtande verweilen, alsdenn ein mehr als gewöhnliches Theilnehmen an dieſem Gegenſtande, ihr Herz zur Leidenſchaft ſtimmt. Deine ernſthafte, und ſogar ins Rührende übergegangene Unterhaltung mit dem Herrn von **Morgenſtern** während Deines Clavierſpielens hätte jedem Zuſchauer, der Dein Temperament kannte, Deine aufkeimende Leidenſchaft verrathen.

Ich finde den Gang Deiner Leidenſchaft ganz natürlich. Ein offenes, fühlbares Herz, wie das Deinige, vermiſcht mit Geſchmack für das Blendende und Schöne, hat die Fähigkeit, die Eindrücke eines blendenden Gegenſtandes anzunehmen. **Morgenſtern** ſtellte ſich Dir auf einmal in ſeiner ganzen Schönheit dar; und obgleich bey vernünftigen Mädchen die Schönheit des Körpers nur ihr Nebenaugenmerk ſeyn ſollte, ſo muß man dennoch geſtehen, daß wir nicht immer genug Meiſterinnen über uns ſelbſt ſind, um dem Gefühl, das uns die Natur für das Schöne eingeflöſſet hat, hinlänglich widerſtehen zu können. Seine feine Lebensart, ſeine Gefälligkeit, die Gabe, ſich jedem Herzen intereſſant zu machen, ſein Geſchmack, die Ueberbleibſel ſeines ſonſt ſo edlen großmüthigen Herzens, ſeine reife Beurtheilungskraft, verbunden mit der Fähigkeit, ſeinen Gedanken und Ausdrücken etwas Hinreiſſendes, und ſeinen Empfindungen etwas Schwärmeriſches zu geben, — alles dieß zuſammengenommen, und ſo auf einmal auf das allen Eindrücken des Schönen offene Herz eines Mädchens losgedrückt, konnte in der That faſt keine andere Wirkung, als eine leidenſchaftliche Zuneigung hervorbringen. War Dir auch aus meinen Briefen ſeine ſchwarze Seite hinlänglich bekannt, ſo muß man dennoch geſtehen, daß, wenigſtens ſeit einiger Zeit, die gute Seite ſeine böſe ſehr überwiegt. Man kann ſich ſelbſt nicht verheelen, daß man ſehr geneigt iſt, bey dem Anblicke ſo vieler Vorzüge das Häßliche einer Perſon, die einen einmal hingeriſſen hat, gerne zu vergeſſen. Man hoffet vermöge einer gewiſſen uns angebornen Menſchenfreundlichkeit, daß dieſe Perſon, die vorher ſo viel Liebenswürdigkeit beſaß, wieder zur Tugend übergehen, und dadurch die Neigung, die man gegen ſie empfindet, vollkommen rechtfertigen werde. Und dieſer Wunſch wird einem gar leicht zur Gewißheit, ſobald

bald die Seele aus äuſſern Anläſſen mit dem Gegenſtande ihres Mitleidens, welches ſchon einen ſo beträchtlichen Vortheil über uns gewinnet, zu ſympathiſiren bewogen wird.

Doch — ich merke, Henriette, daß ich in den Ton eines philoſophiſchen Docentens verfalle; und vielleicht nimmt Deine Laune daher Gelegenheit, ſich über mich luſtig zu machen, und gleichſam aus meinen Aeuſſerungen auf eine verborgene Neigung meines Herzens zu dem Manne, der Dir ſo ſchätzbar zu ſeyn ſcheint, einen leichtfertigen Schluß zu machen. Allein — liebe Henriette, bedenke, daß mein Fall nicht der Deinige war. Mir zeigte ſich Morgenſtern gleich im Anfange als ein Wollüſtling, der, noch trunken von den ihn damals umgebenden Laſtern, ſeinen Hang dazu nicht verbergen konnte; er ſah mich nach dem Vorurtheil, das man wider meinen Stand hat, vielleicht für eine ſichere Beute ſeiner Begierden an; darnach richtete er denn ſein Betragen ein, das bey aller Zurückhaltung, die ihm ſo wenig natürlich war, dennoch nur gar zu deutliches Zeugniß von ſeiner damaligen Sinnesart gab; die mir zur andern Natur gewordene Furcht vor den Mannsperſonen, von deren Untreue ich ſo überzeugende Proben hatte, kam dazu — und nun bedenke, wie unter dieſen Umſtänden, und in Betrachtung meiner mehr nachdenkenden Gemüthsart in Verhältniß gegen die Deinige etwas flat-

terhafterhäftere ; dieſer Mann den Eindruck auf mich machen konnte, welchen er, vielleicht wider ſeine Abſicht, bey Dir nicht verfehlt hat. Und dennoch muß ich geſtehen, daß ich, ſeitdem er ſo groſſe Schritte zu ſeiner Beſſerung gethan hat, ihm meine Hochachtung nicht verſagen kann. Ich hoffe mit Dir, in ihm wieder den vorigen Freund der Tugend zu ſehen; und gewiß, er konnte zu Unterſtützung meiner Hofnung in keine beſſere Hände als in die Deinigen kommen.

Indeſſen müßte ich meine Henriette nicht kennen, wenn ich nicht die feſteſte Hofnung auf ihre Klugheit bey einer ſo gefährlichen Leidenſchaft ſetzen ſollte. Da Du über ſo viele Deines Geſchlechts erhaben biſt, ſo wirſt Du Dich gewiß ſo dabey betragen, wie die gewöhnlichen Mädchen kaum würden begreifen können. Es würde daher eine ſehr überflüßige Sache ſeyn, wenn ich Dich gleichſam mit gutem Rathe unterſtützen wollte. Nur muß ich Dich warnen, auf Deiner Hut zu ſeyn, daß Du es nicht dadurch mit Deinem braven Pflegevater verdirbſt, und Dich aus der Sache mit dem Major und mit dem Lieutenant ſo gut als möglich zu ziehen ſucheſt.

Das arme Fräulein Hannchen! — plage ſie nicht ſo, Henriette! Es muß etwas entſetzliches, etwas unſer ganzes Weſen zerrüttendes, unſre ganze Natur empörendes ſeyn, eine Leidenſchaft in ſeinem Buſen zu nähren, deren Gegenſtand unſerem Beſitz unmöglich gemacht wird. Und bey einer ſo traurigen und mitleidswürdigen Situation des Herzens ſich noch den Spöttereyen einer triumphirenden Nebenbuhlerin ausgeſetzt zu ſehen — o! das macht meine ganze Seele erzittern. Ich kann mir nichts grauſameres denken. Schone das gute Mädchen! ich bitte Dich, Henriette! und bring ſie durch Güte und liebreiche Vorſtellungen auf andre Gedanken.

Daß Du ſo unbarmherzig mit unſerem armen, ohnedieß den Mannsperſonen ſo verächtlichen Geſchlechte umgeheſt, und unſre Schwachheiten ſo ſehr herabwürdigeſt, kann ich Dir unmöglich vergeben. Wie kannſt Du überhaupt den Schluß machen, daß nur Trotz und Unbiegſamkeit die Mittel wären, uns für die Männer fühlbar zu machen? — Ich gebe zu, daß bey einem etwas heftigen, ungeduldigen Temperamente — vergieb mir, wenn ich ſage: wie das Deinige! — dieſer Fall bisweilen vorkommt; und ich glaube es um ſo mehr, da Du es ſogar mit Deinem Beyſpiele beweiſeſt. Aber — kannſt Du alle Mädchen nach Dir beurtheilen? Ich will mich nicht zum Muſter des Gegentheils aufwerfen; ich will meinen Empfindungen vor den Deinigen keinen ſtolzen Vorzug einräumen; aber ſo viel muß ich Dir doch ſagen, daß Trotz und Uebermuth gerade der Weg nicht wäre, auf welchem eine Mannsperſon zu meinem Herzen gelangen könnte. Vielleicht haſt Du es nur in einem Anſtoß von übler Laune ſo hingeſchrieben, und meynſt es in der That nicht ſo; das kann wohl ſeyn, und darum ſoll Dich dieß auch bey mir entſchuldigen. Ein tief fühlendes, empfindſames, edles Herz würde ein dergleichen Betragen von einer Mannsperſon, die es liebt, zu tief verwunden; es würde ſolches entweder zur Verzweiflung bringen, oder die Liebe in Haß verwandeln. Und überhaupt verträgt ſich ein ſtörriſches Betragen niemals mit der wahren Liebe. Das erſtere iſt unfehlbar ein Zeichen von dem Mangel der letzteren. Sag mir, Henriette! wärſt Du im Stande, dem Manne, dem Du mit ganzer Seele anhängſt, deſſen Blicke Dir dieſe Erde zum Himmel umwandeln, und Dein Herz mit unüberſchwenglichen Gefühlen der Wonne und Seligkeit überſtrömen könnten — wärſt Du im Stande, ihm mit einer Miene zu nahe zu tretten? — und wenn Du es wäreſt, wahrlich dann wär' er der Mann nicht, den Deine Seele liebt. Darnach beurtheile auch Deinen Liebhaber. Kann er Dir, ungeachtet es das Anſehen gewönne, als ob Du ihn durch Deine Sprödigkeit darzu reizteſt, mit Stolz begegnen — ſuchet er durch verſtellte Untreue Deine Eiferſucht zu reizen, und dadurch gleichſam Dein Herz im Sturm zu erobern: ſo mache keinen Staat auf ſeine Liebe. Er iſt in der That das wirklich, was er zu ſeyn affektirt, ein untreuer, hartherziger, wollüſtiger Bube, der keine feine Empfindung der Liebe in ſeinem Buſen nähret, der nur ſeinen Sinnen ſchmeichelt, wenn er in Deinen keuſchen Armen ſeine laſterhaften Gefühle ausbrechen läßt. Hat er den Triumph ſeiner Sinnlichkeit erreichet, ſo ſey die Liebe ſelbſt, er wird Dich verſchmähen, und Dein Herz dem Raube der Verzweiflung überlaſſen.

Es iſt wahr, **Henriette**, wir haben oft unſere Launen: die Mannsperſonen können es uns oft auf keine Weiſe recht machen; wir ſind eigenſinnig, weil wir es ſind: aber glaube nur ſicherlich, die Mannsperſonen ſind ſo klug als wir; ſie wiſſen mehr als zu gut, daß dieſe launiſchen Einfälle, wenn ſie uns nur wieder zu uns ſelbſt kommen laſſen, weiter keine nachtheiligen Folgen für ſie haben.

Lieben ſie uns alſo wirklich, ſo überſehen ſie uns gerne unſre Launen. Ueberzeugt, daß ſie dennoch in dem Beſitz ihrer Rechte bleiben, verſüſſen ſie ſich die trüben Stunden, die ihnen unſre Sprödigkeit macht, mit ſüſſen Träumen der Zukunft und der ſchmeichelhaften Hofnung, dereinſt in unſern Armen die ganze Seligkeit der Liebe zu genieſſen. Die Liebe deckt auch der Sünden Menge. Gewiß, **Henriette**, das iſt ein wahres Wort. Wer ſeiner Geliebten nicht alles vergeben kann — nicht fähig wäre, auch in ſolchen Stunden, wo ihre Laune ſeinen Wünſchen nicht entſpricht, an ihren Hals zu fliegen, und ihr ihren Unmuth mit Küſſen der unumſchränkteſten Zärtlichkeit zu verſcheuchen — der hat nie die wahre Liebe empfunden.

Doch vielleicht bin ich zu partheylich für unſer Geſchlecht. Laß es ſeyn, Henriette! — ich finde auch viel Wahrheit darin. Wenigſtens mögen Dich meine Gedanken behutſamer in Deinen Liebesangelegenheiten machen.

Vergieb mir, liebes Mädchen, meine lange Predigt. Du weißt ja doch, daß das Moraliſiren eine von den Schwachheiten iſt, die bey mir zur Lieblingsſünde geworden ſind. Im nächſten Briefe ſollſt Du angenehmere Sachen leſen. Ich bin, Gottlob! noch wohl. Auch meine Wirthsleute und meine **Amalie** genieſſen alle irdiſche Zufriedenheit. **Amalie** möchte Dich gar zu gern kennen lernen. Sie läßt ſich Dir empfehlen durch

Deine

Emilie Sommer.

Zwanzigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

Sundheim den 24. Aug.

Ich bin jetzt hier auf dem Landgute des Grafen. Aus der Geſellſchaft dieſes würdigen Mannes, und noch trunken von Wonne, womit die geiſtreiche **Henriette** meine ganze Seele erfüllet, eile ich an den Schreibetiſch, um Dir, mein lieber Thalmann, zu melden, wie wohl mir's hier gehet. Die unſchuldigen Freuden des Landlebens machen uns hier jeden Tag zu einem Feſt. Früh mit Aufgang der Sonne ſitzen wir ſchon im Garten. Da ſollteſt Du nun ſehen, wie beym Anblicke dieſes majeſtätiſchen Schauſpiels unſre Herzen, voll vom Gefühl des Lebens, wovon die ganze Natur athmet, empor wallen; wie der Alte beym Anblicke der von neuem auflebenden Schöpfung ſich der heitern Tage ſeiner Jugend erinnert; wie ihm, von dieſem Gefühl durchdrungen, die Freudenthränen in den Augen zittern, und ſeine verfallenen Wangen herabrollen; wie dann die freundliche **Henriette** ſich an ihn anſchmiegt, ihn ihren lieben Vater nennt, und durch ihre Liebkoſungen mit unausſprechlicher Seligkeit ſein Herz überſtrömt; wie ich dann oft ſo neben ihr ſitze, und ihr hellglänzendes, Freude blitzendes Auge mich anlächelt, oder ſie mit einem ſanften Handedruck mein ganzes Weſen durchſchüttert! — Oft lieſet ſie uns herrliche Stücke aus dem **Klopſtock** vor; oder wir ſchwingen uns mit dem erhabenen **Stollberg** zu überirdiſchen Sphären empor, und ergötzen uns an einem kraftvollen Liede von **Bürgern** Dann eilen wir in die Zimmer zurück. **Henriette** ſpielt uns auf ihrem Flügel die erhabnen Geſänge eines **Schweitzers** und eines

Benda's, oder die lieblichen, melodienreichen Lieder eines **Hillers** oder **Neefens** vor. Ich ſinge, oder begleite ihr Spiel auf der Violine. Wir ſind denn alle ganz Ohr und ganz Gefühl; und die ſanften Harmonien der Töne ſtimmen unſre Seelen zur ſeligſten Sympathie. Da ſetzt ſich denn der Graf mit ſeinem Liebling dem Major in einen Winkel, ſchmauchet im herzlichen Wohlbehagen ſeine gute Pfeiffe Knaſter, und unterhält ſich, wenn ſein Herz von Gefühlen der Wonne überwallt, mit ſeinem Freunde von den bezaubernden Eigenſchaften ſeiner lieben **Henriette**. Oft ruft er ihr ein herzliches Bravo zu, ſtehet auf, drückt ihr freundlich ihre ſchöne Hand, und ſie belohnet ihn dafür mit einem liebreichen Kuſſe von ihren holdſeligen Lippen.

Locket uns die gute Witterung aufs Feld, ſo gehn wir Hand in Hand durch fruchtreiche Ebenen, und weiden unſre Augen und unſre Herzen an den mannigfaltigen Scenen der Natur. Wir bewundern die Arbeitſamkeit und den frohen Muth der Schnitter und Mäher. Dann hüpfen wir durch blühende Wieſen, und ruhen am ſprudelnden Waſſerquell; oder verlieren uns im Schatten der nahen Wälder, ſetzen uns unter die majeſtätiſche Eiche; und über alle dieſe abwechſelnden Gegenſtände weiß **Henriette** durch ihren blendenden Witz und ihre muntre Laune den Reiz der Neuheit zu verbreiten, und jedem, auch dem unbedeutendſten

Gegenſtande, eine intereſſante Geſtalt zu geben. Oft ſchleich' ich mich mit **Henrietten** allein davon, und da ſchleudern wir oft Stunden lang mit einander herum, ohne daran zu denken, daß **Henriette** die Seele der Geſellſchaft iſt, und daß mit ihr alles Leben daraus verſchwindet.

Henriette gehört nicht unter die gewöhnlichen Mädchen, die ſich entweder ſelbſt nicht trauen, eine Viertelſtunde mit einer jungen Mannsperſon allein zu ſeyn, oder bey ihren Großmüttern, und Tanten, und Hofmeiſterinnen in zu ſchlechtem Anſehen ſtehen, um eine dergleichen Nachſicht von ihnen erwarten zu können. Auch gehört ſie nicht unter diejenigen, welchen mit oder ohne Grund die Menſchenfeindlichkeit, das Vorurtheil oder der Eigenſinn es zum Verbrechen anrechnet, den Umgang einer Mannsperſon ohne Zwang und nach der Neigung ihres Herzens zu genieſſen.

Ueber alle dieſe Schnurrpfeiffereyen, die nur niedrigen Seelen Feſſeln anzulegen vermögen, iſt das herrliche Fräulein weit erhaben. Sie handelt nach dem Grundſatze: Man muß ſich gewöhnen, mit Perſonen des andern Geſchlechts, ſo weit es wenigſtens die Grenzen der äuſſeren Wohlanſtändigkeit erlauben, eben ſo frey umzugehen, als mit ſeinem eignen. Denn werden ſie uns gewohnt, und ungeachtet, daß Gewohnheit zur andern Natur wird, ſo werden beyde Theile ihre eigenthümlichen Schwachheiten dabey deſto eher gewahr, welches nicht wenig dazu beyträgt, den Verführungen, womit immer ein Geſchlecht dem andern nachſtellet, merklich Einhalt zu thun. Je mehr wir uns von den Mannsperſonen entfernen, deſto mehrerer Gefahr ſetzen wir uns aus, von ihren Nachſtellungen hintergangen zu werden.

Freylich läßt ſich die Anwendung dieſer Grundſätze nur auf ſolche Perſonen des ſchönen Geſchlechts machen, die entweder ſchon ganz Henrietten ſind, oder doch unter der Anleitung einer mit hinlänglicher Welt- und Menſchenkenntniß begabten, und von Vorurtheilen ganz freyen Perſon ſich einem dergleichen Urbilde der Vollkommenheit zu nähern anfangen.

Ich kann es daher den Müttern, Großmüttern, Tanten oder andern Aufſeherinnen über die Tugend ſolcher Mädchen, die in verſchiedener Abſicht einer dergleichen Aufſicht bedürfen, gar nicht verdenken, wenn ſie mit Falkenaugen ihre Tritte und Schritte beobachten. Ich weiß aus eigner Erfahrung, wie nöthig das iſt bey den gewöhnlichen Mädchen, die nie einen Begriff davon gehabt haben, durch welche Mittel ſie ſich vor den Verführungen liſtiger Mannsperſonen ſichern können. Darum wurde mir's immer ſo leicht, die ländlichen Töchter der Unſchuld in meine Feſſeln zu ſchmieden; da ich hingegen bey Mädchen von guter Erziehung mit langer Naſe nach Hauſe geſchickt wurde.

Doch wieder auf das Fräulein Henriette zu kommen. Ihr würde ſelbſt ein Lovelace nicht gefährlich ſeyn. Wenigſtens hat ſie mit Emilien das Geheimniß gemein, bey aller Vertraulichkeit eines offenen liebevollen Herzens, ſelbſt an Orten und bey Gelegenheiten, wo ſich alles vereiniget, die ſinnliche Wolluſt zu erwecken, ſich immer gleich zu bleiben, und einen in den Schranken der Ehrfurcht zu erhalten.

Ich habe die Meynung ſehr oft gehört, Thalmann, und ich glaube, daß ſie eine Wahrheit in ſich ſchließt, die ſich alle Tage durch die Erfahrung beſtätiget, daß nämlich beyde Geſchlechter dazu gemacht ſind, einander durch einen gegenſeitigen Umgang zu beſſern, und eben dadurch der Welt deſto erträglicher zu werden, je mehr die Miſchung der beyderſeitigen eigenthümlichen Eigenſchaften diejenige glückliche Uebereinſtimmung der Denkungsart hervorbringt, wodurch die Bande der Geſellſchaft und Freundſchaft die zu ihrer Erhaltung nöthige Feſtigkeit erlangen. Es lieſſe ſich viel für und wider dieſe Meynung philoſophiren, wozu hier der Ort nicht iſt. Aber ſo viel muß ich geſtehen, daß ich nie menſchlicher, nie wohlthätiger, nie folgſamer, nie lenkbarer geweſen bin — nie ſo viel Muth und Kraft, Tugend und Religion auszuüben, in mir gefühlt habe — nie von ſo lebhaftem Abſcheu vor meine vorige Lebensart erfüllt — nie ein ſo warmer Freund aller Menſchen gewesen bin — als ſeitdem ich den ſeligen Umgang dieſer beyden vortreflichen Mädchen, Emiliens und Henriettens, genoſſen habe.

Das Fräulein iſt gewiß meine Freundin, denn ſonſt könnte ſie nicht ſo herzlichen Antheil an meinen Schickſalen nehmen. Man ſiehts ihr an, wie ernſtlich ſie es meynt, wenn ſie an meiner Beſſerung arbeitet. Wenn Du Geduld haſt, weiter zu leſen, **Thalmann**, ſo will ich Dir nur eine kleine Probe davon geben. Wir ſaſſen vor einigen Tagen allein mit einander im Gartenhauſe, und ſprachen von **L.** und der dortigen Lebensart. „Kennen Sie nicht eine gewiſſe Madam **L.** in „**L.** ?“ fragte ſie wie von ungefähr. Mir fiel die Frage entſetzlich auf. Doch vermuthete ich erſt nicht, daß ſie von meinem ehemaligen Umgange mit dieſer Frau einige Wiſſenſchaft hätte. Ich mochte mich verfärbt haben, und in der Verwirrung gab ich die ſehr einfältige Antwort: „Nein!“ „Nicht?“ fragte ſie wieder mit einem ſtrafenden Blicke, der mich wie ein Blitz durchdrang. „Warum zweifeln Sie?“ ſagte ich mit vieler Unruhe. Sie antwortete; „Weil mich Ihre Röthe, Ihre „Unruhe verſichern, daß Sie mir eine Unwahrheit „ſagen. Es iſt gut, daß ich nicht **Emilie** bin; „ſonſt hätten Sie es ganz verſchüttet.“ Es war mir bey Nennung meiner Geliebten unmöglich, länger zu leugnen. „Und wenn ich ſie kennte, „Fräulein!“ ſagte ich; „was konnte Sie zu dieſer Frage bewegen?“ — „Eine ſehr gleichgültige Urſache,“ ſagte ſie. „Aber ſehen Sie, was das Gewiſſen thut. Gewiß, ein ehrlicher Mann handelt unter ſeiner Würde, wenn er der Wahrheit nicht treu bleibt.“

Ich. „Aber in gewiſſen Fällen, gnädiges Fräulein?“ —

Henriette. „Iſt es unbeſcheiden, eine Frage zu thun, das weiß ich, mein Lieber. Wenn aber der Fall nicht unter dieſe gewiſſen gehört, wie der jetzige — denn ein Frauenzimmer zu kennen, iſt ja wohl nie unter der Delicateſſe eines Mannes — und man ſagt dennoch eine Unwahrheit — **Morgenſtern**?“ —

Ich. „So iſts unbeſcheiden, liebes Fräulein. Ich geſtehe meinen Fehler.“

Henriette. „Das nicht allein, mein lieber **Morgenſtern**. Das iſt zu verzeihen. Aber was der Würde der Tugend, des wahren männlichen Geiſtes darunter entgehet, das iſt beträchtlicher, und wird ſelbſt durch die Verzeihung deſto erniedrigender. Vergeben Sie mir meine Erinnerung, mein lieber **Morgenſtern**. Einem Mädchen kleidet zwar die Miene einer Sittenlehrerin nicht immer; aber das Verhältniß einer Freundin gegen Sie verdient ja wohl eine Ausnahme?“

Ich. „Und Ihre Theilnehmung die glühendſte Dankbarkeit von meiner Seite.“ Mit dieſen Worten küßte ich ihr die Hand, und ſetzte hinzu:

Nach

„Noch eins, mein theures Fräulein! Es kommen „oft Fragen vor, die gewiſſe Fälle betreffen, wel„che oft die Klugheit zu verſchweigen gebeut." —

Henriette. „Wie man ſich da aus der Sa„che ziehet, meynen Sie?"

Ich. „Ja!"

Henriette. „Gewiß, ohne eine Unwahrheit „zu ſagen. Man verbittet die Antwort auf die „vorgelegte Frage."

Ich. „Kann aber dieß, mein Fräulein" — —

Henriette. „Ohne Unbeſcheidenheit abgehen? „— Ganz wohl, mein lieber **Morgenſtern**. Denn „ein ehrlicher Mann hat zwar die Pflicht, die „Wahrheit zu ſagen; allein jedem neugierigen Fra„ger ſeine Geheimniſſe zu offenbaren, dazu ver„bindet ihn kein Geſetz. Und wer ſo was übel „nehmen kann, der überſchreitet ſelbſt die Grän„zen der guten Lebensart. Z. E. wenn ich Sie „nunmehro fragte, warum Sie leugneten, daß „Sie die Frau L. kennten?" Das Geſicht glühte mir; denn ich begriff nunmehro, daß ſie meine ganze Geſchichte wußte. „Ey! ey!" fuhr ſie fort; „wie Sie roth werden! Seyn Sie ruhig! ich will „Ihnen die Antwort ſchenken. Wer noch nicht „über das Rothwerden weg iſt, der giebt noch „gute Hofnung." Ich ſuchte mich zu faſſen, und ſagte: „Auch dieſe Frage könnt' ich einer ſo lie„ben Freundin mit Wahrheit beantworten." — „Das traue ich Ihnen zu," ſagte ſie. „Ihr Herz

„iſt gut. Aber wir kommen zu weit im Text. Nur „eine kleine Erinnerung erlauben Sie noch einer „Freundin! Man kann all' das Vergangene wieder gut machen, wenn man dem Gebote des „Heilandes folgt: Gehe hin gerechtfertiget in dein „Haus, und ſündige hinfort nicht mehr, auf daß „dir nicht etwas ärgeres widerfahre! — Aber noch „einmal, lieber **Morgenſtern** — vergeſſen Sie, „daß ich ein Mädchen bin! Nur der Gedanke ſey „Ihnen gegenwärtig“ — — Hier hemmte ihr eine geheime Bewegung, die ich in ihren bethränten Augen las, die Sprache. Gerührt ergrif ich ihre Hand, küßte ſie, und fuhr fort: „Daß der „Himmel unfehlbar ſeine groſſen Abſichten hatte, „da er mich Ihnen, mein Fräulein, zuführte. „Gott belohne Sie und **Emilien** für das, was „Sie beyde an mir thun!“ — „Miſchen Sie keine Schmeicheleyen“ ſagte ſie, indem ſie mir ſanft meine Hand drückte, „in das, was Ihnen nicht „ernſtlich, nicht wichtig genug ſeyn kann. Es iſt „wahr, der Himmel braucht oft Menſchen zu Ausführung ſeiner geheimen Rathſchlüſſe; aber wo „ſein mächtiger Einfluß nicht ſelbſt das Herze lenket, was vermögen wir arme Geſchöpfe mehr, „als das Inſtrument ohne die Führung des Werkmeiſters?“ Vielleicht wäre noch mehr Weisheit aus dem Munde des holdſeligen Mädchens auf mich geſtoſſen, wenn nicht der Major eben dazu gekommen wäre.

O! wie ſich ſo alles zu meinem Glücke vereiniget, Thalmann! — wie einem doch ſo wohl wird, wenn die Tugend in Engelsgeſtalt vor einen hintritt, und einen zur Nachfolge auffordert! — und wie man ſo gern dieſer holden Führerin folgt, wenn man einmal recht einſiehet, wie gut ſie es mit uns armen Erdenſöhnen meynt! —

Daß ich in der Geſellſchaft des verehrungswürdigen Fräuleins meine Emilie zwar nicht vergeſſe — denn welch ein treuloſes Herz verriethe das! — aber ihre Entfernung weniger ſchmerzhaft finde: dieß begreifeſt Du leicht, mein lieber Thalmann! und es iſt, wie mich dünkt, vor dem Richterſtuhle der Liebe nicht ſchwer zu verantworten. Emilie macht unſre Geſpräche oft ſehr intereſſant. Denn was unterhält uns lebhafter — was giebt unſern Empfindungen, Gedanken und Worten einen höhern Schwung, eine glühendere Theilnehmung, als die Angelegenheiten des Herzens? — Und eine Geliebte — eine Freundin — wer hat mehr Antheil an unſerm Herzen, als ſie?

Woher muß Henriette meine Geſchichte mit der Madam E. wiſſen? — Von Emilien! — von wem ſonſt? — Und wie Emilie? — Doch was iſt das Wunder? — eine Geſchichte, die alle Kinder in L. wiſſen! — Ich kann nicht leugnen, der Umſtand macht mir Kummer. O! Thalmann! das Gewiſſen! — Es muß doch ein himmliſcher Zuſtand für einen Menſchen ſeyn, welchem die Tage ſeines Lebens wie ſo viel Zeugen ſeines ſchuldloſen Wandels, ſelige Ruhe in ſeine Seele lächeln — der mit dem zufriednen Blicke eines Engelsgenoſſen in ſein Herz ſchauen kann, um darin den Beyfall der Edlen, und die Zufriedenheit des höchſten Weſens zu leſen!

Elende Schadloshaltung — die unverdiente Verzeihung derer, die wir lieben! — Und — wie das alles wieder gut machen? — durch Entſagung des Vergangenen? — Liebe **Henriette**! — beſte **Emilie**! — vielleicht habt ihr Recht. Aber eure Vergebung erniedriget mich. Beſſer wärs, dem Vergangenen nicht entſagen zu dürfen. Und dennoch — o **Thalmann**! ich war ſonſt ſo ſtolz auf Verdienſt; und nun — Gnade! — o! wie tief bin ich gefallen! —

Ich habe an **Emilien** geſchrieben — ganz aus der Fülle meines liebenden Herzens herausgegoſſen. Weiß Gott, wie ſie's aufnehmen wird! Ob ich Antwort erhalten werde? — wäre mehr, als ich hoffen darf. Doch vielleicht! — Glänzende Handlungen ſind ihr doch ſo eigen! — und einem, der es nicht verdient, Wohlwollen erweiſen, iſt doch wohl Großmuth?

Leb wohl, **Thalmann**! Die liebe Juſtiz macht mir in **Plotho's** Erbſchaftsſache viel Hudeley. Leb wohl!

Dein

Freund,

Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Ein und zwanzigſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 30. Aug.

O Henriette! welch ein elender Zuſtand iſt es doch um uns! — Wie bringet oft der Stand einer Schauſpielerin ſo viel Schmach mit ſich! — Wie wird man doch oft ſo ſehr erniedriget, ſo ganz herabgewürdiget! — wie unbarmherzig einem mitgeſpielt! — Mein Gott! will man uns denn nun mit Gewalt alle Hochachtung, alle Liebe der Edlen und Guten in der Welt, die uns doch ſo ſchwer zu erwerben wird, entreiſſen? — uns nicht die geringſte — ich will nicht ſagen Ehrerbietung — nur Gerechtigkeit wiederfahren laſſen — uns für all' unſre gewiß ſo unendlich ſaure Mühe — für all' die Verſchwendung unſrer ganzen Seelenkräfte — für all' das Vergnügen, das wir jedem ſo gern einflöſſen — für all' unſer Beſtreben, dieß Vergnügen mit Nutzen zu verbinden — nur mit Undank, ſchlechten Begegnungen und kränkenden Verläumdungen belohnen? — Gott! wir ſind ja nicht Meiſterinnen unſrer Schickſale! Und wenn unſer Stand verächtlich wäre — O! meine Henriette! wie weh thut mirs, daß ſo viele, ſo manche Edle ihn dafür anſehen! — Weiß man denn, was manche unter uns trieb, in ihn zu tretten? — Liebloſes, hartherziges, untreues Menſchengeſchlecht! — ſollteſt du nicht Mitleiden mit uns haben, und uns, wenn wir uns zu erheben ſuchen, nur wenigſtens nicht noch tiefer in Staub treten? —

Doch was klag' ich? — Es iſt einer, der mich kennet, und wenn mich die ganze Welt verkennte — und dieſer eine ſey's, der uns richtet! Um Dir aber, liebes Mädchen, zu zeigen, daß ich nicht mit Unrecht klage, ſo lies folgende Geſchichte, und ſchenke mir eine Thräne des Mitleids.

Ich ſpielte neulich die **Eugenie**. Du weißt, welcher hinreiſſende Ton, welcher glühende Affekt der Liebe in dieſem Stücke herrſcht — wie der Dichter beſonders in die Rolle der **Eugenie** den ganzen Zauber dieſer Leidenſchaft und die ganze Stärke der Empfindung hinein gewebt hat. Auch kennſt Du meine Art, mich ganz in die Lage der Perſon, die ich vorſtelle, hinein zu denken. Ich muß geſtehen, daß ich den Affekt der Liebe beynahe übertrieb. Wer hätte aber denken ſollen, daß mein unſchuldiges Spiel, das doch nie die Tugend beleidigte — ſo ganz Abdruck der unſchuldigſten, ſtrafloſeſten Liebe war, in dem Grafen von D. einem der verruchteſten Böſewichter, eine ſo unedle Leidenſchaft anzünden würde? Und dennoch wars wirklich eine glühende Phantaſie, die meiner ganzen Perſon, wie man mich hernach verſicherte, einen unwiderſtehlichen Reiz gegeben hatte — mein ſeelenvoller, warmer Ausdruck der Liebe, was dieſen Unmenſchen zu einer That verleitete, welche unſerm geſitteten Zeitalter ſo viele Schande macht — Ein wahres Beyſpiel, **Henriette**, daß den Reinen alles rein iſt, und hingegen der Laſterhafte aus der wohlriechendſten, unſchuldsvollſten Blume den tödtlichſten Gift ſaugen kann. Aber — lieber Gott! was können dieſe Blumen dazu? —

Kurz, der Graf war von der Sorte derjenigen Wollüſtlinge, welche nicht gewohnt ſind, ihre unkeuſche Flamme lange ohne Nahrung glimmen zu laſſen. Der Stand einer Schauſpielerin ſchmeichelte ſeinem Unternehmen mit einem erwünſchten Ausgange. Er mochte die Tugend ſo wenig unter dieſer Larve vermuthen, als es ihm vielleicht wahrſcheinlich vorkam, daß eine Perſon, welche ſo warm für die Liebe empfand, die Umarmungen eines Grafen nicht verſchmähen würde. Der Verräther! — wie konnte er mich nach ſeinen unedlen Trieben meſſen!

Schon nach geendigtem Schauſpiele kam er mir auf den Hals, und erbot ſich, mich nach Hauſe begleiten zu dürfen. Da er ſich aber gleich ſehr frey gegen mich betrug, und ich überhaupt auf ſolche Begleitungen mich niemals einlaſſe, ſo ſchlug ich es ihm ab. Freylich mit derjenigen Höflichkeit, die man Leuten von ſeinem Stande nie gerne verſagt. Dieſer Korb erhitzte ihn nur noch mehr. Er hatte mich noch nie geſehen, weil er erſt wenige Tage vorher nach L. gekommen war; meine Art zu denken war ihm noch gar nicht bekannt; ſonſt würde er vielleicht nicht zu plump zu Werke gegangen ſeyn. Dieß mag ihm zur Entſchuldigung dienen; und warum ſoll ich dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen? — Weg mit dem ſchwarzen Gedanken, auch ſeinem Beleidiger nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen! —

Ob dieſe Entſchuldigung ſeiner ſchändlichen Handlung die Waage hält — läßt ſich freylich nicht behaupten. Aber es iſt doch etwas.

Er kam den Morgen drauf ganz früh gerade zu mir, und unangemeldet in mein Zimmer. Vermuthlich hielt er dieſe ungewöhnliche Zeit ſeines Beſuchs zu ſeiner Abſicht für dienlich; denn er traf mich wirklich, wo nicht noch unangekleidet, doch ſo im Neglige an, als ein ehrliches Mädchen nie gern vor einer Mannsperſon erſcheint. Mein Anzug that die Wirkung, die er vielleicht erwartete. Der häßliche Menſch! — für was für eine elende Kreatur muß er mich gehalten haben? Dieſe Art, mich zu überraſchen, und das äuſſerſt freye Compliment, das er mir machte, verdroß mich gleich auſſerordentlich. Ich gab's ihm zu verſtehen, und wollte mich entfernen, um mich anſtändiger zu kleiden. Aber ich mußte Stand halten, wie ich war; denn er hielt meine Hände ſo feſt, daß ich ohne Lärm zu machen nicht von ihm loskommen konnte, und einen Tumult deswegen zu erregen, ſchien mir, ſo lange ich keinen gewaltſamen Angriff zu beſorgen hatte, mehr kindiſches, als geſetztes Weſen zu verrathen. Zum Unglück waren meine beyden Mädchen ſchon ausgegangen. Das beſte ſchien mir alſo, ihn mit guter Art in Schranken zu halten. Er war auch in ſo weit manierlich, daß er ſich aller unanſtändigen Freyheiten enthielt, und nur unter Bekennung ſeiner heftigen Leidenſchaft um Gegenliebe bat. Je weniger ich ihm aber Troſt geben konnte, deſto unverſchämter wurde er. Ich gerieth mehr als einmal über ſeine Freyheiten in Rage, und ſagte ihm mehr als einmal, er ſolle mich verlaſſen. Aber das war alles tauben Ohren geprediget. Er mochte dieß alles für eine mehr anlockende, als zurücktreibende, und bey manchen galanten Damen, wovon er vielleicht die Erfahrung hatte, ganz gewöhnliche Sprödigkeit anſehen. Dieß machte, daß er ſeine gottloſe Abſicht immer deutlicher zu verſtehen gab. Ich wies alle Verſuchungen zurück. Endlich, da er auf keine andre Weiſe ſeinen Zweck zu erreichen hoffen konnte, wagte er, nach ſeinen Gedanken vermuthlich, das letzte, das er vielleicht, eine Perſon meines Standes zu blenden, für das unfehlbarſte Mittel hielt. Er zog eine goldne Uhr und eine ziemlich reiche Börſe hervor, legte ſie beyde, weil ich eben ſaß, unter folgenden Worten: „Vergönnen Sie mir nur einmal, ſchönes „Mädchen, was andre vielleicht um einen wohlfeileren Preis von Ihnen erlangt haben!“ auf meinen Schooſs. In dem Augenblick hieng er auch an meinem Munde, und erſtickte mich faſt mit Küſſen. Aber meine Wuth ſtieg aufs höchſte. Ich glaube, ich hätte ihn ermordet, wenn ich ein tödtliches Gewehr gehabt hätte. Indeſſen begnügte ich mich damit, daß ich ihm eine derbe Ohrfeige gab, ihn, ich weiß ſelbſt nicht, mit was für einer Kraft, die mir Heldenforce gab, nach der Thür zuſtieß, ein Meſſer ergrif, und ihn zu durchbohren drohte, wenn er mich nicht augenblicklich verlieſſe. Die Uhr und die Börſe waren mir indeſſen vom Schooſſe gefallen. In der Wuth dachte ich nicht daran, bis er fort war; denn er machte ſich nun weislich aus dem Staube. Da ich ſie aber von ungefähr wieder liegen ſah, nahm ich ſie, und warf ſie ihm, als er unter meinen Fenſtern vorbey gieng, zu ſeinen Füſſen auf die Gaſſe. Ich weiß nicht, ob er ſie aufgehoben haben mag; denn ich fiel wie ohnmächtig auf einen Lehnſtuhl. So mochte ich wohl eine gute halbe Stunde gelegen haben, bis meine Kleine nach Hauſe kam. Sie hatte durch ihr Geſchrey die Doktorin herbey gerufen; und dieſe brachte mich wieder zu mir ſelber.

Kannſt Du Dir eine gröſſere Beſchimpfung für ein ehrliebendes Mädchen denken, Henriette, als dieſe für mich war? Und dennoch war das noch nicht alles, was ich von dem niederträchtigen Grafen erdulden mußte. Man pflegt zu ſagen: eine fehlgeſchlagene Liebe gebiert die grauſamſte Rache. Von einer tugendhaften Liebe kann dieß unmöglich verſtanden werden; denn dieſe nimmt keine Rache. Nur ein ſtilles, aber deſto innigeres, tieferes Leiden, deucht mich, würde die Folge ſeyn, wenn ſie ohne Gegenliebe bliebe. Aber bey einer ſo thieriſchen Leidenſchaft, als der Graf zu mir gefaßt hatte, leidet das Sprichwort ſeine völlige Anwendung. Mein Beyſpiel iſt Beweiſes genug davon.

Er konnte keine empfindlichere Rache an mir nehmen, als wenn er mich um meinen guten Ruf brächte; und da er dieß unfehlbar einſah, ſo wurde es ſeinem böſen Herzen nicht ſchwer, die gröbſten Verläumdungen wider mich auszuſprengen.

Da ich einige Tage nach obigem Vorfalle ins Schauſpiel kam, und nach geendigtem Stück, meiner Gewohnheit nach, mich mit einigen Freunden auf dem Theater unterhielt, wurde ich auf den Geſichtern und in dem Betragen aller Anweſenden Veränderungen gewahr, die mir auſſerordentlich auffielen. Einige meiner Mitſchauſpielerinnen, denen mein Schickſal vielleicht ein herrlicher Triumph ihres Neides war, ziſchelten einander in die Ohren, und betrachteten mich mit hohnlächelnden Mienen. Auf den Geſichtern anderer aber, beſonders der Fr. D. und Amaliens ruhte der Ausdruck eines gewiſſen Bedaurens, das aber mehr ein erniedrigendes als aufrichten-

des

des Mitleid zum Gegenſtande zu haben ſchien. Die Schauſpieler, die ſich ſonſt immer an mich hinan drängten, um, wie ſie ſagten, kein Wort aus meinem Munde zu verlieren, ſtanden von ferne, und würdigten mich kaum eines Anblicks. Der einzige **Dörmer** ſah mich einmal bedeutend an, und ich wurde gewahr, daß eine Thräne in ſeinen Augen zitterte. Alle meine Freunde ſprachen in einem kalten Tone mit mir.

Ich begrif kaum, was ich aus dem allem machen ſollte. Doch ſagte mir mein Herz, daß mir der boshafte Graf einen empfindlichen Streich verſetzt hatte. Ich brachte die Nacht darauf in unbeſchreiblicher Unruhe zu. Gott! dachte ich oft — ſo war es nicht genug, daß einer der ehrloſeſten Buben den kühnſten Angriff auf die Tugend eines armen ſchuldloſen Mädchens wagen durfte? — mußte ihm auch noch erlaubt ſeyn, ihr das, was allein ihr Stolz und ihre Würde iſt, ihre Ehre, durch die boshafteſte Verläumdung zu rauben? —

Ich beſchloß, den Morgen darauf zu meiner Frau Principalin zu gehen, um aus ihrem Munde zu hören, was für eines Verbrechens man mich vielleicht beſchuldiget hatte, und mich bey ihr zu rechtfertigen. Allein, eben da ich mich ankleiden wollte, kam meine liebe **Amalie**.

Sie fiel mir um den Hals, und einige ihrer Mitleidszähren floſſen auf meine Wangen. „Gott „im Himmel! wie ſehn Sie aus, meine Liebe?“

ſagte ſie; „ſo blaß! ſo voll Jammers! aber dabey doch ſo ſchön — ſo unausſprechlich wohlwollend, daß — O nein!“ indem ſie mich von neuem küßte, „nein! — das iſt unmöglich — Sie ſagten „mir die Wahrheit — der Graf iſt ein Verläumder — Sie? ſollten? — Nein! nur die Tugend „kann dieſe Miene des ſchuldloſen Jammers erzeugen — nur die Unſchuld kann das — O meine ewig Geliebte! wenn ich mich in Ihnen geirret hätte“ — — Ich errieth leicht, worauf dieſe Anrede gieng; und auf mein Befragen erzählte ſie mir: der Graf habe ausgeſprengt, daß ich ſeine Liebe begünſtiget hätte; er habe mich der niedrigſten Aufführung beſchuldiget, und ſich eines völligen Sieges über meine Tugend gerühmet; alle Welt habe mich als eine der ſchändlichſten Heuchlerinnen zu verachten angefangen; nur ſie, Madam D. und Herr Dörmer hätten meine Parthie genommen; letzterer habe dem Grafen ins Geſicht geſagt, er ſey ein Verläumder, und er wolle mit ſeinem Leben für meine Tugend ſtehen: weil aber viele Menſchen nur allzu geneigt wären, von einer Schauſpielerin immer das Schlimmſte am erſten zu glauben, ſo finde die Verläumdung des Grafen noch viele Vertheidiger.

Dieſe Erzählung ſchlug mich, ungeachtet ich auf das Schlimmſte ſchon vorbereitet war, ſo ſehr nieder, der Schmerz über den ſo unverdienten Verluſt meiner Ehre ſchwächte mich ſo ſehr, daß ich

ich in eine Art von Mattigkeit des Körpers verfiel, wovon ich bis jezt noch nicht ganz wieder hergeſtellt bin.

Siehſt Du, liebe **Henriette**! ſo wenig Schutz findet die Tugend in dieſer argliſtigen Welt. Haſt Du je geſehen, daß ſich jemand die Mühe genommen, die Sklaven des Laſters, den Geizigen, den Rachſüchtigen, den Betrüger, den Trunkenbold, und alle die feinen Böſewichter, wider deren Unthaten die öffentliche Geſetzgebung keine Mittel weiß — in dem Laufe ihrer die Menſchheit und Natur entehrenden Handlungen zu hemmen? — Nur die Tugend — nur das, was allein groß und löblich in der Welt genennt zu werden verdient, ſuchet man zu untergraben. Mit einer raſenden Eiferſucht bemühet man ſich um die Wette, ihr Schlingen zu legen, und in ihrer Vernichtung einen ſchändlichen Triumph zu erjagen. Grauſame Welt! wer kann dich den Wohnplatz der Freude nennen, da man ſo ungeſcheut die größten Schandthaten in dir verüben darf?

Man rieth mir, eine Injurienklage wider den Grafen anzuſtellen. Aber — mein Gott! — würd' ich dadurch meine Ehre wieder erlangen, wenn mir ein ſtiller, ehrbarer, tugendhafter Wandel ſie nicht wieder gäbe? — Und — eine gerichtliche Abbitte? — Elende Genugthuung für das größte Kleinod, das man mir geraubt hat! Hat die Gerechtigkeit Mittel, diejenigen, welchen dieſe Gelegenheit, ſchief von mir zu urtheilen, ſo willkommen war, zu nöthigen, die Abbitte des Grafen nicht für erzwungen, oder wohl gar für verſtellt zu halten? Unmächtige Gerechtigkeit! — wo Gott Unſchuld und Tugend nicht in ſeinen Schutz nimmt, — wie weit reichet dein kurzer Arm? — Nein! ich wills mit Geduld ertragen. Es iſt nur einer, der uns richtet — dem ſey's überlaſſen! „Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre — das iſt edel.“ So ſagt mein lieber **Klopſtock**; und einer, der mir über alles lieb iſt, ſpricht: „Die Rache iſt mein: ich will vergelten!“ —

Meine gute Doktorin hat mir vorgeſchlagen, ich ſolle, um mich ein wenig wieder zu zerſtreuen, mit ihr nach **Mallendorf** zu ihren Schwiegereltern zu reiſen. Die gute Frau hat viel Mitleiden mit meinem Unglücke. Der Doktor und **Reimann** werden auch mitreiſen. Eh' es aber fortgehet, werde ich noch einige Briefe an Dich ſchreiben, damit Du doch unterdeſſen etwas zu leſen haſt. Ich möchte in **Mallendorf** nicht dazu kommen können.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Fortſetzung.

L. den 2. Sept.

Es iſt wahr, die göttliche Rache folget den Verräthern auf dem Fuſſe nach. Wie wohl that ich, daß ich die Beleidigung, die mir der Graf von D. anthat, dem ewigen Rächer der Unſchuld überließ! — Ja! **Henriette**! ich habe Genugthuung erhalten! — Der Graf hat mir ſie ſelbſt gethan, ohne Injurienproceß — durch die Rache des Beſchützers der Tugend, die ihn verfolgte, getrieben —

Iſt es zu lieblos von mir geurtheilet, oder zu tief, und ſtrafbarer Weiſe in die Geheimniſſe des Ewigen hinein geſehen, wenn ich glaube, daß der Graf ſein Unglück um mich verdienet hat, ſo vergebe mir's der erhabne Sündenverzeiher! — Der Graf iſt geſtern mit dem Pferde geſtürzt, und hat einen ſo gefährlichen Fall gethan, daß er dem Tode nahe iſt. Wiederholte Blutſtürze drohen ſeinem Leben das Ende.

Geſtern Abends ließ er den Doktor **Redlich** zu ſich rufen. Er hat ihm all das Unrecht bekannt, das er mir angethan hatte. Folgende Stelle iſt aus dem Briefe, den er dem Doktor für mich in die Feder geſagt, und mit zitternder Hand unterſchrieben hatte:

„Ich bekenne hiermit vor Gott und Menſchen, „daß ich Ihnen Unrecht gethan, daß ich Ihre Ehre „der boshafteſten Verläumdung aufgeopfert habe. „Möchten Sie doch einem mit dem Tode ringenden, bittenden, reuenden Beleidiger vergeben! „Möchten Sie mir die unverdiente Wohlthat erweiſen, mir in einigen Zeilen Ihre Vergebung „zuzuſichern! — Sie ſind zu großmüthig, zu tugendhaft, um mich mit Ihrem Fluch zu beladen, dem Richterſtuhle deß, vor dem ich nun „bald erſcheinen muß, entgegen tretten zu laſſen“ — Nein! ſagte ich; das ſoll er nicht! es war ihm längſt vergeben. Ich ſchrieb ihm meine Vergebung, und — o **Henriette**! es war mir ſo wohl, ſo unendlich ſelig ums Herz, da ichs gethan hatte. Hab' ichs recht gemacht, **Henriette**? — O ja! — ich denke doch. Vielleicht war mein Brief Erquickung für ſein zerrüttetes banges Herz! — „Erhaben iſt es ja, den Beleidiger lieben — ihn mit „geheimem Wohlthun im Elend erquicken — das „iſt ja himmliſch!“ — Jetzt höre ich wieder aufs neue, daß er ſeinem Tode entgegen ſiehet. Gott ſtehe ihm bey! — —

Der Doktor **Redlich** iſt ſehr wohl mit meinem Betragen bey dieſer Affaire zufrieden. Wenn ich auch die Lobeserhebungen, die er mir deswegen macht, in der That nicht verdiene — denn was braucht das noch geprieſen zu werden, was ohnehin Pflicht war? — ſo verbreitet doch das

Bewußtſeyn, eben dieſe ſeine Pflicht gethan zu haben, eine gewiſſe Zufriedenheit über uns ſelbſt, vermöge welcher man — und ich glaube, es iſt einem ſo was zu vergeben, — die geprieſenen Handlungen eben nicht als unerheblich anſiehet.

O Henriette! es iſt ein groſſer, herzerhebender Gedanke, ſich der Erfüllung ſeiner Pflichten, aber nicht bloß dererjenigen, welche uns die Landesgeſetze auflegen, ſondern ſolche, die uns die Menſchheit, die Natur und die Religion gebieten, bewußt zu ſeyn! Wie wohl muß es einem Manne wie meinem Doktor ſeyn, nach einer Handlung, die ſeinem Stand ſo viel Ehre macht! — Ich muß Dir dieſe Handlung erzählen. Du nimmſt ja ſo gern Theil an dem, was groß genennet zu werden verdienet.

„Wer guter Thaten eine
„Dir aus der Welt erzählen kann,
„O! wohl der iſt ſo recht Dein Mann!“

Vor einigen Wochen kam ein junger Menſch, der Sohn eines hieſigen Kaufmanns, zu dem Doktor **Redlich**, und wollte eine Klage wider ſeinen Vater bey ihm gemacht haben. „Wider Ihren „Vater?“ fragte der Doktor. „Ja!“ antwortete der junge Menſch. „Er weigert ſich, mir mein „mütterliches Erbe, welches hier nach dieſer Ur„kunde fünfzehntauſend Thaler beträgt, heraus„zugeben.“

Doktor. „Und warum mag das Ihr Vater thun?“

Riemer. (ſo hieß der junge Menſch.) „Weil ich nicht nach ſeiner Phantaſie zu heurathen gedenke. Ich brauche das Geld zu meinem Etabliſſement ſehr nöthig; und wenn Sie mir dazu helfen, Herr Doktor, ſo verſpreche ich Ihnen, auſſer den Proceßkoſten, noch hundert Thaler.“

Doktor. „Sie ſind allzu gütig, Herr Riemer; aber ſind Sie auch berechtiget, jetzt ſchon dieſe Summe von Ihrem Vater zu fordern?“

Riemer. „Die Urkunde wird Sie davon überzeugen.“ Der Doktor las ſie durch, und fuhr fort: „Es iſt wahr, Sie haben das Recht auf Ihrer Seite; aber — lieber Freund — wär denn nicht in Güte aus der Sache zu kommen?“

Riemer. „Nein! denn mein Vater iſt ein ſtörriſcher Mann. Er muß durchs Recht zahm gemacht werden.“

Doktor. „Aber ſeinem Vater ſollte man ja wohl etwas zu gute halten. Vielleicht iſt er in Güte zu bewegen. Machen Sie noch einen Verſuch, ehe Sie klagen. Ich kann nicht bergen, ein Proceß zwiſchen Vater und Sohn empört mein ganzes Herz.“

Riemer. „Ich mag mir nicht die Mühe nehmen, weil ich weiß, daß ſie vergebens iſt. Und — wenn Sie meine Sache annehmen wollen, ſo erklären Sie ſich. Ich habe mein Vertrauen auf

„Sie geſetzt. Auſſerdem muß ich die hundert Tha„ler einem andern Advokaten zu verdienen geben.“

Doktor. „Und wenn Sie mir tauſend bö„ten, Herr **Riemer**, ſo würden Sie mich nicht „blenden, meine Pflicht zu vergeſſen. Ich bin „kein Sachwalter um meines Beutels, ſondern „um der Gerechtigkeit — um der Menſchenliebe „willen. Es wär' unverantwortlich, einen Sohn „gegen ſeinen Vater noch mehr zu erbittern. Sie „ſollen Ihr Geld, wenigſtens den größten Theil da„von haben — auf mein Ehrenwort — denn die „Gerechtigkeit ſchützet Sie dabey — aber — wenn „Sie noch ein kindliches Gefühl gegen Ihren Va„ter haben — wenn auch ein Blutstropfen der „kindlichen Liebe in Ihren Adern wallt — ſo er„lauben Sie mir, daß ich erſt mit Ihrem Va„ter in Güte traktire. Kann ich ihn nicht bewe„gen, nun, ſo haben wir daß Unſrige gethan, „und unſer Gewiſſen muß ſchweigen.“

Riemer. „Großmüthiger Mann! Sie be„ſchämen mich. Es mag ſeyn! — Ich habe mei„nen Vater geliebt, ungeachtet er nicht wie ein „Vater an mir handelt — aber — Sie haben „Ihren Willen.“

Sie giengen darauf mit einander zu dem Vater des jungen Menſchen. Nach ſeiner Zurückkunſt erzählte mir der Doktor, daß er ſie völlig mit einander verſöhnet; daß der Vater ſeinem Sohn nicht nur ſein mütterliches Erbe gegeben, ſondern auch in ſeine Heurath gewilliget habe. „Ich habe zwar hundert Thaler verlohren,“ ſagte der Doktor; „aber dafür hab' ich ein gut Gewiſſen behalten — und — auch dieſe Uneigennützigkeit blieb mir nicht unbelohnt. Einem Vater ſeinen Sohn wieder gegeben zu haben; die Gerechtigkeit nicht auf Koſten der Menſchheit auszuüben, führt ſeinen Lohn ſelbſt bey ſich, wenn auch die, denen ich dieſen Dienſt erwies, nicht dankbar dafür geweſen wären.“

Iſt das nicht edel, **Henriette**! — O! wenn diejenigen, welche dazu beſtellt ſind, die Rechte des Volks zu vertheidigen, alle ſo handelten, immer mehr das allgemeine und das beſondere Beſte dererjenigen, welche ſich ihrer Führung anvertrauen, als ihren eigenen, oft unerſättlichen Vortheil vor Augen hätten — wie ſehr würde die wahre Glückſeligkeit unſrer Brüder dadurch befördert werden! Dann würden die Sachwalter wahre Prieſter der Gerechtigkeit, und ſo verehrungswürdig, als die groſſe Abſicht ihrer Einſetzung erfordert. Aber ſo lange die Kabale, der Geiz, der Eigennutz ihre Häupter ungeſcheut empor heben dürfen, ſo lange nur diejenigen den Ruhm geſchickter Sachwalter erwerben, welche die ſchlaueſten Kunſtgriffe, die größten Schikanen, die liſtigſten Verdrehungen der Geſetze in ihrer Gewalt haben — was ſoll man da für Vertrauen auf die Macht der Gerechtigkeit ſetzen — was für Vortheil

theil von den Rechten der Menſchheit und der allgemeinen Bruderliebe erwarten? — Wohin können arme Wittwen und Waiſen ihre Zuflucht nehmen, wenn die Raubſucht ſich ihrer Güter bemächtiget, und die Ungerechtigkeit ruchloſer Verwandten, oder betrügeriſcher Vormünder, ihnen den letzten Biſſen Brodt aus dem Munde reiſſet? —

Doch — das Moraliſiren! — mach' ichs dadurch anders? — Vergieb mir, liebes Mädchen! — Du weißt ja, wie geſchwind ich mit dem Predigen bey der Hand bin. Es iſt eine meiner Unarten. Aber wahrlich! — **Henriette**! es greift einen ans Herz, wenn man ſo viel Ungerechtigkeiten mit anſehen muß, und doch nicht die Macht hat, mit dem Schwerdte drein zu ſchlagen. Wer kann ſich da des Moraliſirens enthalten?

Ich habe Briefe von meinen lieben Pflegeeltern aus Holſtein erhalten. Sie lieben mich immer noch wie ihre wahre Tochter. Gott ſegne die guten Leute in ihrem Alter für das, was ſie an mir gethan haben! Ich hatte ihnen etwas Geld geſendet; und darüber haben ſie viel unverdientes Aufhebens gemacht. Was braucht es dieſes? — ich kann ihnen ja doch mein Lebtage nicht vergelten, was ſie um mich verdient haben. Sie ſchreiben mir, wenn ich mit ihrer Armuth vorlieb nehmen wolle, ſo ſolle ich wieder zu ihnen kommen; ſie hätten auch Brodt für mich; ihr Sohn komme jetzt gar nicht mehr zu ihnen; vor dem könne ich alſo ſicher ſeyn; er halte ſich für beſtändig in **Kopenhagen** auf; jetzt habe er eine Reiſe nach Schleſien gethan, ſie könnten nicht ſagen, in welcher Abſicht? — es ſey gut, daß ich mich nicht mehr in **Breslau** aufhalte, ſonſt könne ich ihm in die Hände fallen. —

Ach! **Henriette**! wenn mich der böſe Menſch nur nicht auskundſchaftet! — Melde mir es ja augenblicklich, wenn Du etwas von ihm höreſt, damit ich bey Zeiten auf meine Sicherheit bedacht ſeyn kann! Von einem ſo ruchloſen Menſchen iſt alles zu befürchten.

Morgenſtern hat an mich geſchrieben. Er hat mir viel Verbindliches geſagt — mehr als ich um ihn verdiene. Doch würde mir ſein Brief beſſer gefallen, wenn er nicht in einem ſo koſtbaren ſchmeichelnden Tone abgefaßt wäre. Die Liebe hat ihm ſolchen in die Feder geſagt. Ich kann es ihm vergeben. Wollte Gott, ich könnt' ihm ſeine Liebe vergelten. Aber ich habe einmal kein Herz zu ihm, ob ich gleich ſehe, daß er in ſeiner Beſſerung mit Rieſenſchritten fortgehet. Der Herr von **Plotho**, in deſſen Angelegenheiten ſich **Morgenſtern** zu **Breslau** aufhält, brachte mir ſeinen Brief. Er ſprach viel Gutes von ſeinem Freunde. Dieſer **Plotho** hat mir ſehr gefallen. Er iſt ein geſetzter, freymüthiger Mann. Ich werde ſeinem Freunde doch antworten müſſen. Es wäre doch grauſam, wenn ichs nicht thäte. Wolſen wir auch einem Liebhaber eben keinen Platz in unſerem Herzen vergönnen, ſo haben wir doch auch keinen Beruf dazu, ihn für ſeine Liebe mit Verachtung zu martern; wenigſtens wär' es nicht menſchenfreundlich. Es iſt ſo Qual genug für ein liebendes Herz, in ſteter Hofnungsloſigkeit ſeine Liebe belohnt zu ſehen, und dennoch immer mit gleicher Stärke dem geliebten Gegenſtande entgegen zu wallen.

Drey und zwanzigſter Brief.

Fortſetzung.

L. den 6. Sept.

Es muß für eine erhabne, edle Seele nichts empfindchlier, nichts mehr geſchickt ſeyn, denjenigen Stolz, welcher bey dem Bewußtſeyn, etwas Gutes in der Welt gethan zu haben, das menſchliche Herz gar zu bald beſchleichet, zu dämpfen, und dem Menſchen die groſſe, dem Himmel vorzüglich angenehme Tugend der Demuth recht tief in ſein Herz zu prägen, als wenn man ſich von andern, über die man vielleicht erhaben zu ſeyn glaubte, in der Großmuth und Menſchenliebe übertroffen ſiehet. Jetzt geht mir's ſo, liebe **Henriette!** wiewohl ich mich mit nichten unter die erhabnen und edlen Seelen rechne, von denen jetzt die

Rede war. Wer mir den Vorzug nicht nur ſtreitig machet, ſondern ihn ſogar wirklich verdient, iſt — Amalie — dieß unvergleichliche Mädchen, das unſrem Stande gewiß Ehre, und die Verunglimpfung vieler unſrer Verächter zu Schanden macht. Was iſt doch für ein Herz, das nicht alles Gefühl fürs Erhabne und Groſſe der menſchlichen Handlungen verleugnet, hinreiſſender — mit Wonne berauſchender, als unter Perſonen, die man ſo gern zu den ehrloſeſten Geſchöpfen herabwürdigen möchte, die glänzendſten Tugenden, deren ſich oft die frommen Verächter unſres Standes nicht einer rühmen können, hervorgehen zu ſehen? —

Jedoch zur Sache. Ich dachte, ich hätte etwas gethan, was eben nicht jedermann in meinen Umſtänden thun würde, daß ich dem Grafen von D. eine ſo grobe Beleidigung verzieh, und keine Rache an ihm nahm. Aber meine Amalie hat mehr, viel mehr gethan. Zu beſſerer Einſicht ihrer vortreflichen Handlung muß ich Dir vorher einige Umſtände aus der Geſchichte ihres Vaters melden. Ihre Eltern ſtarben in der größten Dürftigkeit, welche aber keinesweges eine Folge ihrer Lebensart — denn ihr Vater war ein redlicher, arbeitſamer Mann — ſondern des Betrugs eines der größten Böſewichter war. Der alte **Weichhold** hatte ſein Kapital, das er ſich von ſeiner Hände Arbeit zu Unterſtützung ſeiner Tochter, oft mit Hintanſetzung ſeiner eignen Bequemlichkeit, geſammlet hatte, einem Freunde, auf den er viel hielt, mit Namen **Wilibold**, gegen Verzinſung zu ſeinem Etabliſſement verborget. Als **Weichhold** einsmals die Zinſen, welche jener hatte aufſchwellen laſſen, forderte, leugnete **Wilibold** das ganze Kapital. Es kam zum Proceß. **Wilibold** war nicht nur ſo ruchlos, die Unterſchrift ſeines Namens unter der Verſchreibung, welche er **Weichholden** über das Kapital ausgeſtellet hatte, abzuleugnen, ſondern er erbot ſich auch zum Eide, daß er nie etwas von **Weichholden** erborget, und dieſe Unterſchrift nicht ausgeſtellet hätte. Durch die Kabalen des Sachwalters, welcher **Wiliboldes** mit allem Eifer der Bosheit diente, kam es dahin, daß **Wilibold** zum Eide gelaſſen wurde, und die ganze Forderung **Weichholds** abſchwor. **Weichhold** zog ſich dieſes Unglück zu Gemüthe, gerieth darüber in die größte Dürftigkeit, und ſtarb kurz darauf vor Gram, daß er um das; was er ſeiner ſo geliebten Tochter beſtimmt hatte, ſo unmenſchlich betrogen war.

Gott ſelbſt ſagt in ſeinem Worte, daß er ein ſchneller Zeuge der Meineidigen ſeyn wolle. Auch habe ich oft gehört, **Henriette**, daß ſo viele, von denen man die Falſchheit ihrer Eide faſt zum voraus ſah, wie von einem ſchnellen Strafgerichte zerſchmettert, ein elendes Ende genommen haben. Und unter dieſe gehört, ohne in die Strafgerichte

Gottes hinein dringen zu wollen, unfehlbar der böſe **Wiltbold**. Die Folge meiner Erzählung wird es Dich lehren.

Geſtern Mittag fuhren wir, die Doktorin, ich, **Amalie** und **Reimann** zuſammen auf ein benachbartes Dorf zum daſigen Pfarrer, welcher ein Univerſitätsfreund von dem Doktor iſt. Wir kamen von ungefähr auf die Phyſiognomik zu ſprechen. Ich war ſehr dafür, und Reimann ſtand mir bey. Der Pfarrer aber, der, wie gewöhnlich, alles Neue verachtet, hielt auch, wie natürlich, nichts von dieſer Wiſſenſchaft, und ſchalt den guten **Lavater** einen Schwärmer und Träumer. Ich behauptete, es habe jedermann, am meiſten aber das Frauenzimmer, die Gabe, aus der Phyſiognomie eines Menſchen auf ſeinen Karakter zu ſchlieſſen. Ich ſtand am Fenſter, und ſah durch ſolches eben einen Bettler, der an zwey Krücken gieng, und in der That eine widrige heimtückiſche Phyſiognomie hatte, über den Hof herkommen. „Da ſehen Sie einmal,“ ſagte ich, „Herr Paſtor! den Bettler, der da kömmt! Hat „der nicht die ganze Miene eines Böſewichts? — „Mein Gefühl ſagt mir's; und ich wette darauf, „daß ich mich nicht irre.“ — Potztauſend!“ ſagte der Pfarrer; „Sie haben Recht, Mademoiſell! Ich „gebe mich gefangen; der Kerl iſt wahrhaftig ein unwürdiger Böſewicht. Er hat einen falſchen Eid „geſchworen, und einen ehrlichen Mann um al-

„les das Seinige gebracht. Nun hat ihn der liebe „Gott dafür gezüchtiget. Er verdient zwar nicht, „daß ihm jemand einen Biſſen Brodt giebt, und „es darf auch hier nach gnädigſtem Befehl nie„mand betteln gehen. Weil es aber doch nicht „chriſtlich wäre, jemanden ganz verhungern zu laſ„ſen, und der Pfarrer doch der chriſtlichen Ge„meinde mit gutem Exempel vorgehen muß, ſo „darf er alle Wochen zweymal ein chriſtliches Al„moſen von mir holen.“ Es fuhr alles an's Fenſter, dieſen Mann, der unſern Streit entſchieden hatte, zu ſehen. **Amalie** aber, die neben mir hinaus ſah, fuhr zuſammen, und rufte aus, indem ſie mich bey beyden Händen ergrif: „Ach Gott! „**Emilie**! — das iſt **Wilibold**!“ — „Ja! ja!“ ſagte der Pfarrer, „ſo heißt er. Kennen Sie ihn, „meine ſchöne Mamſell?“ — „O ja!“ antwortete dieſe. „Daß Gott erbarm! wie ſieht der Mann „aus!“ Und in dem Augenblick war ſie zur Thür hinaus. Niemand konnte errathen, was dem Mädchen bey Nennung dieſes Namens ſo nahe gieng. Nachdem ich die Geſellſchaft mit kurzen Worten aus der Ungewißheit gezogen hatte, giengen wir alle hinaus. Und — **Henriette**! — wie erſtaunten wir, da wir das himmliſche Mädchen mit thränenden Augen, verſenkt in das tiefſte, wehmüthigſte Mitleid, mit der zaubervollen Miene eines huldreichen, ſanftmüthigen Engels vor dem alten verabſcheuungswürdigen Buben ſtehen ſahen, welcher ihr ein Bekenntniß ſeines Schelmenſtücks that, und ſeine Unglücksfälle ihr erzählte. „All „mein unrecht erworbenes Vermögen“ ſagte er, „war in einem Jahre dahin. Meine Frau und „Kinder nahm der liebe Gott zu ſich, vermuthlich, um ſie nicht mit in meine Strafen zu „ziehen. Denn nach ihrem Tode bekam ich „die Gicht in allen meinen Gliedern. Jetzt muß „ich von der Gnade derer leben, die ich ſonſt verachtete, und ach! — wie kümmerlich! Doch ich „habs verdient. Wenn Sie, mein lieber Engel! „mir nur vergeben, ſo wird mir ja auch Gott „verzeihen, daß ich eine ſo ſchwere Sünde, einen „Meineid begangen habe.“ — „Ich vergebe euch, „lieber Mann!“ ſagte das holdſelige Mädchen mit einer Engelsſtimme, und reichte ihm ihre liebevolle Hand dar. Er küßte ihr das Kleid. Sie aber zog ſich zurück, und ſagte: „Gott wird euch auch „verzeihen; denn er iſt ja den Sündern gnädig, „und da ihr vor aller Welt bekennet, daß ihr „meinen ſeligen Vater durch einen Meineid um „das Seinige gebracht habt —, da ihr es bereuet, „und Gott um Verzeihung bittet, ſo thut ihr ja „alles, was Gott von euch und von allen Sündern verlanget — und da wird ers euch gewiß „vergeben — Nicht wahr, Herr Paſtor?“ rufte ſie dem Pfarrer zu. Dieſer ſtand im größten Erſtaunen da. Endlich ſagte er: „Ja! ja! — das „wird unſer guter Gott, der die Sünde vergiebt,

„gewiß thun," und die Thränen liefen ihm ſtromweiſe über die Wangen. Wir alle konnten uns des Weinens nicht enthalten. **Amalie** war aber ſtandhafter — wie die wahre Großmuth zu ſeyn pflegt. Sie bat uns, hinein zu gehen, weil ſie mit dem Manne noch etwas allein ſprechen wolle. Wir thaten es; der Pfarrer aber und ich, wir horchten an der Thür, und da wurden wir gewahr, daß ſie ihm alles gab, was ſie in ihrer Börſe hatte, ihm empfahl, es gut anzuwenden, und ihn endlich auf heute zu ſich nach L. beſtellte, weil ſie weiter für ihn ſorgen wolle. Der Mann war unausſprechlich gerührt, und der Pfarrer verſicherte, daß er dieſe Wohlthat gewiß nicht übel anwenden würde, denn er fühle ſeine Armuth gar zu tief.

Sobald **Amalie** wieder zu uns kam, welches mit einer heitern frölichen Miene geſchah, nahm ſie der Pfarrer bey der Hand, und ſagte: „Ich „muß Sie ſegnen, theures verehrungswürdiges „Mädchen! für dieſe groſſe Handlung. Das iſt „wahrlich chriſtlich — alles mehr, als man fordern kann! — Die Liebe der Feinde — ja! Mademoiſell! — iſt eine der Gottheit nahe Eigenſchaft." Ich und die Doktorin fielen ihr um den Hals und küßten ſie. **Reimann** küßte ihr die Hand, und vor Rührung konnte er ihr kein Wort ſagen; nur mir flüſterte er ins Ohr, daß **Amalie** ſein ganzes Herz an ſich geriſſen hätte. Das

liebe Mädchen ſagte weiter nichts darauf, als:
„Machen Sie doch nicht ſo viel aus der Kleinigkeit!
„Das muß ja wohl jeder Chriſt thun! —
„und mein Vater befahl mir noch auf ſeinem
„Todbette, ich ſollte mich nicht an **Wilibolden**
„rächen, denn das bringe keinen Segen, und mein
„Vater hatte ja wohl recht darin, und den letzten
„Willen eines ſterbenden — eines geliebten
„Vaters — den muß man ja wohl erfüllen? —
„Nur darum will ich Sie bitten, Herr Paſtor,
„daß Sie auf den Mann Achtung geben, und
„wenn Sie merken, daß er die Wohlthaten, die
„ich ihm zu verſchaffen gedenke, übel anwendet,
„mich es ſogleich wiſſen laſſen." Der Pfarrer
verſprach das als ſeine Schuldigkeit, und dann
fuhren wir, nach vielen Segenswünſchen von ihm,
wieder nach L. zurück.

Heute hat ſie dieſem Manne bey dem Herrn
Biederſee einen jährlichen Gehalt ausgewirkt.
Biederſee ſchickt ihn dem Pfarrer zu, und von
dieſem muß ihn der alte **Wilibold**, wenn er ſich
durch ſeine Aufführung dieſes Almoſens würdig
macht, nach und nach abholen. „Ich konnte freylich
„weiter nichts für ihn thun," ſagte **Amalie**;
„aber ich denke, es kann jeder in ſeinem Stande,
„er ſcheine auch noch ſo gering zu ſeyn, ſeinen
„Brüdern Gutes erweiſen, wenn er nur Luſt dazu
„hat — ſollt' es auch durch Hülfe andrer geſchehen;
„es bleibt doch immer für uns, wenn

„wir auch nur Fürſprecher ſind) noch etwas verdienſtliches übrig.“ So wahr, ſo edel denkt das liebe Mädchen! —— Schade, daß ich auf einige Wochen ihren Umgang entbehren muß! Denn ich werde nun morgen mit Doktors nach **Mallendorf** abreiſen. **Amalie** muß hier bleiben. Man kann ſie beym Tanzen nicht entbehren. Auch muß ſie in einigen Stücken meine Stelle vertretten. Sie wird die Rolle der **Amalie im wahren Philoſophen** für mich ſpielen; und ſie freuet ſich darauf, weil zärtliche Rollen ihr am meiſten glüken. Nur daß ſie ſich von mir trennen ſoll, gehet ihr nahe. Die Thränen ſind ihr heute nicht aus den Augen gekommen. Auch will ſie dieſe Nacht bey mir bleiben, um mich, wie ſie ſagt, zu guter letzt noch recht zu genieſſen. „Es iſt mir „immer,“ ſagte ſie heute, „als ob ich Sie gar „nicht wieder ſehen würde. „Der Himmel bewahre Sie und mich, daß wir einander bald wieder ſo „wohl und glücklich an unſre Herzen drücken können!“ — Da fiel ſie mir mit Thränen in die Arme, und ſchloß ihr Geſicht feſt an meinen Buſen. Mir wurd' es ſo weich ums Herz, daß ich den Troſt, den ich dem lieben Mädchen einzuſprechen ſuchte, wohl ſelbſt nöthig hatte. Ich weiß nicht, ob ſie bloß ihr zärtliches Herz ſo wehmüthig macht, oder ob — o! **Henriette**, ich zittre, den Gedanken auszuſprechen, der in mir aufſtieg. Wir trennen uns doch nur auf eine ſo kurze Zeit! — Es iſt ſo viel Gewiſsheit da, daſs wir einander bald wieder ſehen werden! — Und dennoch — o! ich fürchte mich nur morgen früh vor dem Abſchiede.

Beyliegenden Brief überliefere dem Herrn von Morgenſtern. Ich hab' ihm zwar keine Hofnung gemacht; allein ich hab' ihn doch ſo behandelt, wie ſeine ehrerbietige Liebe es verdient. Deine Briefe werden ſehnlich von mir erwartet. Denke ja bald an mich, liebes Jettchen!

Eben höre ich, daſs es ſich mit dem Grafen von D. wieder zu beſſern anfängt. Ich gönn' ihm alles Gute vom Grund des Herzens. Möchte er nur auch ſeinen moraliſchen Zuſtand zu beſſern ſuchen! —

Ich muſs abbrechen, Henriette, es iſt fünf Uhr, und heute muſs ich noch einmal als Alceſte bran.

Leb wohl, Herzensfreundin

Deiner

Emilie Sommer.

Vier und zwanzigſter Brief.

Emilie Sommer an Herrn von Morgenſtern.

L. den 6. Sept.

Die Freundſchaft iſt eine der Glückſeligkeiten, welche der Himmel den Herzen der Menſchen beſtimmt hat; und darum iſt es mir nie gleichgültig, wenn die meinige — ſo unbedeutend ſie auch ſeyn mag — von rechtſchaffenen Leuten geſucht, und mir von eben dieſen die Verſicherung der ihrigen gegeben wird. Sie haben mich alſo in der That verbunden, daß Sie ſich meiner geringen Perſon erinnert, und mir durch Ihren Brief einen Beweis Ihrer Achtung gegen mich gegeben haben. Möchten Sie es aber nur in derjenigen Sprache gethan haben, welche ſich weniger mit unverdienten Lobſprüchen, als natürlichen wahrheitsvollen Ergieſſungen eines freundſchaftlichen Herzens beſchäftiget. Ihr Brief erniedriget mich, lieber Herr von **Morgenſtern**, indem er mir Eigenſchaften beyleget, die mir zwar Ehre machen würden, wenn ich ſie beſäſſe, von deren Wirklichkeit Sie aber mich ſchwerlich überzeugen werden. Doch — vielleicht haben Sie auch das gut gemeynt; und dann wär' es undankbar, es für Beleidigung anzunehmen — ein Laſter, das ich unter allen am wenigſten gern begienge. Indeſſen würden Sie mir doch viele Schaam erſparen, und ſich ſelbſt weniger mit Unwahrheit ſchmeicheln, wenn Sie künftig mehr dem natürlichen Gange der ungeheuchelten wahren Freundſchaft folgen, als ſich in den Irrgängen der Schmeicheley zu weit verlieren wollten. Vergeben Sie mir dieſe kleine Erinnerung, die in der That in meiner gegen Sie hegenden Freundſchaft ihren Grund hat, und die ich nicht gewagt haben würde, wenn ich nicht diejenige wäre, für welche Sie mich halten, nämlich

Ihre

wahre Freundin,

Emilie Sommer.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Thalmann an Herrn von Morgenſtern.

Mallendorf, den 16. Sept.

Ob ich gleich Deine noch immer fortdauernde Liebe zu **Emilien** ſo wenig, als Deinen Vorſatz ſie zu heurathen in Deiner gegenwärtigen Lage jemals billigen werde; ſo muß ich Dich dennoch, ſeitdem ich dieſe überaus reizende Perſon geſehen habe, etwas glimpflicher behandeln. Ja! **Morgenſtern**, ich habe ſie geſehen — ſehe, bewundere ſie täglich — werde täglich mehr von ihren groſſen Eigenſchaften eingenommen. Denn ſie iſt jetzt hier in **Mallendorf**. Doktors haben ſie mitgebracht. O Bruder! laß mich mein Wort zurück nehmen, da ich Dir ihre Tugend verdächtig machen wollte! Doch nein! nicht verdächtig! — Dann wärs Ungerechtigkeit geweſen. Nur Vorſichtigkeit wollt' ich Dir in Anſehung ihrer Tugend empfehlen. Vergieb mir, wenn ich ihr vielleicht auch da zu viel that! — Doch, man muß den Diamant ſehen — muß ihn gegen die unächten Steine halten — muß ſeinen ſtralenden unnachahmlichen Glanz erblicken, ehe man ihn für ächt erkennet. Nun iſts mir freylich begreiflich, wie Deine Liebe zu dieſer herrlichen Perſon ſolche Rieſenſchritte thun, Dich aus einem Teufel in einen Engel verwandeln konnte. — Wer weiß, wie mir's gienge, liebte ich nicht ſchon ſo innig, ſo ganz unerſchütterlich meine **Auguſte**? — Deine **Emilie** iſt beynahe unwiderſtehlich — ein Muſter von allem, was je die Natur in ihrem Geſchlechte Groſſes und Herrliches hervorbrachte.

Nähm' ich mit Adlers Geflügel den Flug über die Sterne hinweg,
Und eilte von Sonne zu Sonne,
Zu finden ein erhabneres edleres Gottesgeſchöpf;
Durchwandelt' ich, getrieben von gierigen Blicken nach Schönheit,
Das Mutterland der reizendſten Erdentöchter —
Den geprieſenen Orient —
O! ich fände nie der Geſtalten herrlichere,
Nie der Seelen erhabnere,
Nie der Tugend heiligere Muſter.

Iſt Dir das recht, **Morgenſtern**? — Sieh', ich hab' in Deine Seele gedichtet. Denn ſo kann freylich nur die Liebe, nicht aber die kalte Empfindung eines bloſſen Bewunderers, wie ich von **Emilien** bin, ſich empor ſchwingen. Doch von Deiner Liebe hernach.

Laß Dir, mein lieber **Morgenſtern**! erſt den Auftritt beſchreiben, wie **Emilie** mit **Doktors** in dem Hauſe des alten Amtmanns ankam. Einige Tage vorher ſagte die Amtmannin zu mir: „Wiſſen Sie es denn, daß meine Kinder die „Schauſpielerin mitbringen, die bey ihnen wohnt? „— Mich verlangt ſehr zu wiſſen, was ſie für eine „Perſon iſt. Meine Tochter macht zwar viel „Rühmens von ihr; auch mein Heinrich lobt ſie „in allen Briefen. Aber ich weiß ſchon, wie die „guten Kinder ſind: ſie laſſen ſich vom Schein „blenden; ſie ſind viel zu gutherzig, als daß ſie „unter dem blendenden Schimmer etwas Unächtes vermuthen ſollten.“ — „Je gutherziger, je „beſſer, liebe Frau Amtmannin!“ ſagte ich; „wenn man auch bisweilen hintergangen wird. „Indeſſen dürfte wohl die Frau Doktorin, wie „mir meine Freunde in B. ſchreiben, von ihrer „neuen Freundin nicht ſeyn hintergangen worden. „Demoiſell **Sommer** ſoll eine Zierde ihres Standes ſeyn.“ — Aber — eine Comödiantin!“ — verſetzte ſie. „Was läßt ſich von einer Comödiantin Gutes erwarten? — Dieſe Leute lernen die „Heucheley alle Tage auf dem Theater — tauſenderley Geſtalten anzunehmen wird ihnen natürlich — wie leicht muß es ihnen alſo fallen, „auch im gemeinen Leben eine falſche Rolle zu „ſpielen?“ — „Wenn Sie wollen, Frau Amtmannin,“ ſagte ich. „Aber iſt von der Kunſt

„auf das Herz zu ſchlieſſen? — Und wenn's auch „Regel wäre, was Sie da behaupten, ſo geräth „man doch oft in Gefahr zu irren, wenn man „keine Ausnahme von der Regel, es ſey wo es „ſey, gelten läßt.“ — Ja wohl!“ ſagte der Amtmann. „Herr **Thalmann** hat Recht — und — „mein Schwiegerſohn, der, ohne Ruhm zu melden, ein ſcharfſichtiger Mann iſt, würde es nicht „ſagen — und der ſchreibt mir ausdrücklich, unſere **Sommer** iſt nicht nur die liebenswürdigſte, „ſondern auch die verehrungswürdigſte Perſon, „die je ein Theater betretten hat.“ — Nun wir „wollen ſehen,“ ſagte ſie. „Und wenn ſie wirklich dieß Lob verdient, ſo ſoll ſie mir willkommen, und meine Freundin ſeyn.“ Als ſie ankamen, war ich ebenfalls bey Amtmanns zugegen. Es war ſchon Abend, und ſo finſter, daß wir ein Licht im Zimmer hatten. Beym Ausſteigen konnte ſich **Emiliens** bezaubernde Geſtalt nicht ſo entwikeln, um uns gleich auf den erſten Anblick zu blenden; denn ſie war in Reiſekleider gehüllt, und den gröſten Theil ihres Geſichts bedeckte eine ſchwarze Kappe. Der Amtmann hob ſie aus dem Wagen. Sie machte der Amtmannin und **Auguſten** die mit Lichtern vor dem Schlage ſtanden, ein ſehr artiges, jedoch kurzes Compliment, weil dieſe ſogleich Doktors und **Reimannen** in die Arme fielen. Der Amtmann führte ſie ins Haus, und ich die Doktorin. Das Vorſpiel von dem, was erfolgen ſollte, war ihr holdes anmuthiges Geſpräch, welches ſie mit dem Amtmann hielt, da wir über den Hof giengen. Welche Engelsſtimme! — Wie floſſen ihre Töne ſo wohlklingend und ſo melodienreich aus ihrem ſchönen Munde! — Welch ein wohl gewählter Ausdruck, mit dem ganzen Zauber der Anmuth und Freundlichkeit begleitet, lag in ihren Worten! — Sobald wir im Zimmer waren, küßte **Emilie** die Amtmannin und **Augusten**, und bat um Verzeihung wegen ihres Beſuchs mit einer ſolchen Holdſeligkeit, und zugleich mit einer ſolchen Würde und Gröſſe, daß wir alle von ihr gerührt wurden. Die Amtmannin ſahe bald die Doktorin, bald **Reimannen**, bald mich an; und in jedem dieſer Blicke ſchien der Gedanke zu liegen: O! ihr habt mir nur das Wenigſte, was ich an dieſer herrlichen Perſon nur auf den erſten Anblick entdecke, von ihr geſagt! — Unſere Rührung aber gieng zum Erſtaunen über, da ſie ihre Kappe und ihre Reiſekleider ablegte, und dadurch eine Schönheit enthüllt wurde, die wie ein blendender Lichtſtral auf unſre Augen fiel. Wirklich mochte ihr die Bewegung der Reiſe ein ſo auſſerordentlich munteres Anſehen geben; wozu noch ihr orangegelber Anzug, und die blitzenden Steine in ihrem ſchönen dunkelbraunen Haar, auf welche die im Zimmer brennenden Lichter einen blendenden Schein warfen, das Ihrige redlich beytrugen, uns alle, wie von der Erſcheinung eines ätheriſchen Geiſtes, entzückt zu machen

Die Familie war überhaupt ſo entzückt, einander alle ſo beyſammen zu ſehen; es herrſchte ſo ein Beſtreben, es einander in Erweiſung tauſend unnennbarer Zärtlichkeiten zu erkennen zu geben, im Kreiſe dieſer liebenswürdigen Leute, daß mein Herz über den Anblick eines ſo herrlichen Schauſpiels in einem namenloſen Gefühl des Vergnügens ſchwamm. Der Doktorin ihr Kind machte den Auftritt noch hinreiſſender. Das flog mit ſeiner unſchuldsvollen, liebreichen Zärtlichkeit von einem zum andern, ſchmiegte ſich an jedes an, und wurde von jedem mit dem ſtärkſten Gefühl der Liebe an's Herz gedrückt. **Reimann** fiel mir um den Hals, nannte mich ſeinen Bruder, ſeinen Lehrer, ſeinen zärtlichſten Freund — und erwies mir tauſend Liebkoſungen. Der alte Amtmann ſtand im ſtillen Genuſſe des wonnevollen Anblicks ſeiner Kinder, verſenkt in ein tiefes inniges Gefühl ihres Werthes, und der Freuden, die er an ihnen erlebte, ganz hingeriſſen von Empfindungen, die ſein warmes Vaterherz durchſtrömten — wie Adam im Kreiſe ſeiner Nachkommenſchaft, von fern, und die Thränen der Wonne zitterten aus ſeinen Augen ſeine Wangen herab. Endlich ſagte er: „Setzt euch, meine Kinder! alle um mich herum! Lange habe „ich euch nicht ſo beyſammen gehabt. Und Sie, „liebe Mademoiſell Sommer! haben ſich einmal

„unter meine Kinder gemiſcht, und ich ſehe, ſie lieben Sie — laſſen Sie ſichs nun auch gefallen, wenn „ich Sie, ſo lange Sie bey mir ſind, für meine Tochter halte!“ — „Auch Sie, Herr **Thalmann**,“ ſagte er zu mir, „haben als Freund „meines Sohnes, und als der meinige ein Recht „an meine Liebe! Kommen Sie zu uns.“ **Emilie** drückte dem Amtmann die Hand, ſetzte ſich zu ihm, und ſagte: „Sie erweiſen mir mehr Ehre „als ich verdiene, wenn Sie mich unter Ihre „vortreflichen Kinder aufnehmen. Aber das Vergnügen, einen ſo guten Vater zu haben, kann „mit keinem andern verglichen werden, weil ich „nie ſo glücklich geweſen bin, den, welchem ich „das Leben zu danken habe, zu ſehen.“ — „Und „das iſt Herr **Thalmann**,“ ſagte **Reimann** zu **Emilien**, „mein und Herrn von **Morgenſterns** „Freund.“ Sie reichte mir ihre liebe Hand dar, und ſagte: „Seyn Sie mir willkommen, edler „Mann! — Ein Mann wie Sie iſt aller Hochachtung würdig. Ihr Anſehen entſpricht den „groſſen Eigenſchaften, die mir Ihre Freunde an „Ihnen gerühmt haben.“ Ich wurde beſtürzt über das unverdiente Lob, das ſie mir vor der ganzen Geſellſchaft gab, noch mehr aber über die Art, wie ſie mir dieß artige Compliment machte. Indeſſen ergrif ich ihre Hand, küßte ſie, und erwiederte: „Wenn Ihnen meine Freunde zu viel „Gutes von mir geſagt haben, ſo iſt mir dieß

„mir in ſo fern angenehm, als ich dadurch un„verdient die Achtung eines der vortreflichſten „Frauenzimmer erlangt habe. Und mich dieſer „Achtung würdig zu machen, ſoll künftig eine „meiner angelegentlichſten Sorgen ſeyn.“ Wo mag **Emilie** die groſſe Idee von mir her haben? — Vermuthlich von **Reimann.** Der gute Junge iſt ſo von mir eingenommen, daß er alles lobenswürdig an mir findet. Gut iſts, daß ich mich ſelbſt genug kenne, um überzeugt zu ſeyn, wie wenig ich das Lob verdiene, das er mir vielleicht gegen **Emilien** beygelegt hat, und wie viel Urſache ich habe, immer mehr nach der Vollkommenheit zu ſtreben, ob ich ſie gleich in dieſem Leben nie erreichen werde.

Indeſſen erſehe ich doch **Reimanns** freundſchaftliche Geſinnung gegen mich hieraus; und dieſe ſoll mir gewiß noch Nutzen bringen. So viel iſt wahr, daß er mir ſeine Schweſter von ganzem Herzen gönnt. Ich zweifle daher nicht an ſeiner Unterſtützung, wenn es einmal unter uns zur Sprache kommen ſollte. Aber — wenn wird dieß geſchehen? — und wenn wird es geſchehen können? Wenn werde ich endlich aus der grauſamen Ungewißheit, ob mich das liebe Mädchen wirklich liebt, oder nicht? und ob ich zu ihrem Beſitz gelangen werde? geriſſen und überzeugt werden, daß ich nicht umſonſt um ſie geſeufzet und ſo viel gelitten habe? — Und wenn dieſer Zeitpunkt kommt, der mein liebſtes Glück in der Welt entſcheiden ſoll — wie wird er entſcheiden? — Wird er meine Leiden mit dem Beſitz meiner ewig geliebten **Auguſte** verſüſſen, und ſie in die ſeligſten Freuden umſchaffen? — Oder wird er meine ſchönſten, meine glänzendſten, meine liebſten Hofnungen in ein ewiges Nichts, den heitern Frühlingstag, deſſen glühendes Morgenroth ich mir ſo oft in meiner Phantaſie hinträume, in öde, ſchwarze und ewig um mich dämmernde Mitternacht verwandeln? — O **Morgenſtern**! ich zittre vor dieſem Zeitpunkte — vor dieſem fürchterlichen Richter der Zukunft, und dennoch iſt er einer meiner brennendſten Wünſche — wird täglich von mir herangeſeufzet, und mit der quälendſten Ungeduld erwartet.

Mir ahndet, **Morgenſtern**! daß ich nicht glücklich ſeyn werde; und — dieſe Ahndung vernichtet oft meine ganze, in andern Fällen ſo ſtandhafte Philoſophie. Liebe und Vorgefühl der ſchrecklichſten Feindin menſchlicher Ruhe, der Eiferſucht, wüthen wie verzehrende Flammen in meinem Buſen. Gott! denke ich oft — **Auguſte**! — einſt in den Armen eines andern? — O! laß mich nur die ſchreckliche Scene nicht ſehen! — Sollt' ich den Abgott meines Herzens — an der Seite eines glücklicheren — und wohl gar am Altar mit ihm auf ewig vereiniget werden — ſehen — ein Augenzeuge ihrer Liebe, ihrer Zärtlichkeiten, ihrer Freuden ſeyn — und dadurch meine ganze Glückſeligkeit, alles das, was mir die Welt noch erträglich machte, ſo auf einmal in eine unergründliche, rettungsloſe Tiefe verſenkt ſehen — was begönn' ich da? — wie würd' es um mich, um mein armes Herz ausſehen? — Gleich einem unglücklichen Seefahrer, der das einzige Bret, worauf er noch ſein Leben nach erlittenem Schiffbruche zu friſten, und darauf an das lockende Ufer zu kommen hofte, von grauſamen Wellen verſchlungen, und ſich ſelbſt ohn' alle Rettung ſiehet — würde ich zittern und zagen, und ausrufen: Verſchlingt nun auch mich, ihr Wellen! ich kann mich ſo nicht retten; denn ich habe all' meinen Troſt, all' meine Hofnung verlohren! — — Kurz, dieſen Auftritt könnt' ich nicht mit anſehen, und wenn ich bis ins Innerſte von Amerika fliehen ſollte!

Und ach! — es iſt nur allzu wahrſcheinlich, daß dieſer für mich ſo betrübte Zeitpunkt kommen wird, wie ein Dieb in der Nacht, und wie die donnernde Kanone auf die voll Furcht und Erwartung ſtehenden Krieger. Denn ſo lange ich meinen Bruder nicht verſorgen kann, und ſeine Familie bey mir behalten muß, kann und darf ichs nicht wagen, um ſie anzuhalten. Sollte ich mir abſchlägige Antwort geben laſſen, und dadurch all' meine Hofnung, die nur allein mich bisher getröſtet und aufgerichtet hat, ſo auf einmal dahin ſinken ſehen? — Kommt mir indeſſen ein anderer in den Wurf — o! daran mag und darf ich nicht weiter denken, wenn ich nicht alle Luſt zum Leben verlieren ſoll. Ueberdieß hab' ich Dir ſchon geſagt, daß ich bey **Auguſten** gar kein rechtes Herz bey mir verſpüre. Ach! wüßte ſie, wie treu und warm ich ſie liebte: vielleicht wär' ſie nicht ſo kalt gegen mich.

Und wie glücklich ſollte ſie mit mir leben! — Wenn ich ihr auch keine Kronen, keine Diamanten zubringen könnte, ſo würde ſie doch in mir ein treues, offenes, zärtliches Herz finden, das Glück und Unglück mit ihr theilen, und immer beym Beſitz des ihrigen keine andern Wünſche, als ihre Liebe kennen würde! — Doch das ſind Träume! — weg damit! — ſie drohen mit ſchrecklicher Täuſchung beym fürchterlichſten Erwachen. Obgleich dieſe Träume mich oft hinreiſſen, **Morgenſtern** — denn wer träumt nicht gerne eine glückliche Zukunft? — wer malt ſich nicht gern ſo ſchöne Schattenſpiele? — ſo läßt mich doch, wie geſagt, meine kalte Vernunft wenig Gutes von **Auguſtens** Liebe zu mir erwarten. Es iſt wahr, oft ſcheint ihr Blick voll Sehnſucht an dem meinigen zu hängen; ihre ſchönen Augen begegnen oft den meinigen; ſie ſcheinen mir etwas zu ſagen, was ihr Mund vielleicht ungern verſchweigt; oft iſt ihr Intereſſe an meiner Perſon ſehr lebhaft; und manche Seufzer entquellen ihrer Bruſt, wenn ich ſo neben ihr ſtehe, und ihren beſeelenden Athem mit heiſſer Liebesbegier in mich hinein ziehe. Allein — kann das nicht alles Täuſchung, Blendwerk, Selbſtbetrug ſeyn? — Können ihre Seufzer, ihre Blicke, ihr Theilnehmen nicht bloſſe Güte eines gegen jedermann voll Menſchenliebe und Freundſchaft ſchlagenden Herzens zum Grunde haben? — — Denn oft ſuchet ſie mich auch mit Fleiß zu vermeiden, würdiget mich oft keines Anblicks, keines auch nur gleichgültigen Geſprächs, und ſchlägt ſogar alle Höflichkeiten von mir aus, gleichſam als ob ſie mir in keinem Stücke verbunden ſeyn, und auch den Funken von Hofnung ihrer Zuneigung in meiner Seele auslöſchen wollte. — Wer kann dieſe Widerſprüche, dieſen Contraſt zuſammen reimen? —

Du wirſt mir glauben, lieber **Morgenſtern**, wennn ich Dir ſage, daß mir dieſe meine traurige Lage eine Quelle vieler Leiden iſt. Ich bin gar nicht mehr der muntere, fröliche, offene Mann, der ich war, ehe ich an dieſen Ort kam. Eine düſtere Melancholie hängt mir immer an, und verbittert mir alle Freuden des Lebens. Oft wenn ich in der vergnügteſten Geſellſchaft bin, überfällt mich meine Traurigkeit; ich ſetze mich dann allein, und denke an meine **Auguſte**; und da wird mir mitten in meiner Wehmuth ſo wohl, daß ich alles andre, als ſie, in der Welt vergeſſe. Selbſt in ihrer Gegenwart ſinke ich oft in dieſe traurige Laune dahin; und nur ein freundlicher Blick von ihr kann mich daraus reiſſen. Entfernt ſie ſich, um ihren Geſchäften nachzugehen — o! da pocht mir das Herz; da dringts wie Feuer durch mein Blut; und ich werde nicht eher wieder ruhig, bis ſie wieder erſcheint, und mit ihr die ſeligſte Wonne in meine Seele ſtrömt.

Da flieht dann freylich meine ſo hoch geprieſene Philoſophie, worauf ich mir immer ſo viel einbildete, vor den Empfindungen der Liebe, wie vor einem gierigen Raubvogel dahin! — Oft, wenn mir meine Einbildungskraft die entfernte Hofnung zu dem Beſitze meiner **Auguſte** zur Unmöglichkeit träumt, denk' ich auf Zerſtreuungen, auf Mittel, meine Liebe zu heilen. Aber da hilft alles nichts. Auch das ſonſt ſo unfehlbare, gewiſſe Mittel, das Anſchauen andrer ſchönen Mädchen, will mir nicht glücken. Oft muß ich ihre Reize bewundern, muß mir ſelbſt geſtehen, daß ſie **Auguſten** in der körperlichen Schönheit übertreffen; ich finde herrliche Eigenſchaften der Seele — und kann ihnen oft meine Hochachtung und meine Bewunderung nicht verſagen. Wenn ich aber anfange, mich zu prüfen, ob ich auch **Auguſten** um eine dieſer Schönheiten vergeſſen könnte, o! da geht mir's durch die Seele wie ein ſchneidend Schwerdt; ich fühle, daß mein Herz an ſie allein gefeſſelt iſt, und daß kein Engel mich von ihr losreiſſen kann. Wie oft hab' ich mir nicht vorgenommen, gar nicht mehr, oder doch etwas ſeltener zu Amtmanns zu gehen, blos um Auguſtens Entfernung nach und nach ertragen zu lernen! Aber — du lieber Gott! wenn die Zeit kommt, da ich ſonſt hinzugehen gewohnt bin, da zieht's mich wie ein Magnet fort, und ich könnte nicht bleiben, und wenn man Ketten an mich legte. Wenn ich in meinen Geſchäften einige Tage verreiſen muß, o! wie ſo lang, ſo unerträglich ſchwer wird mir da die Zeit! wie eile ich wieder nach **Mallendorf** zu! wie muß da mein armer Gaul ſich ſo oft ganz aus dem Athem laufen! und wenn ich denn hinkomme, da iſts mein erſtes — zu Amtmanns; und wenn denn **Auguſte** mit ihrem königlichen Anſtande, mit ihren hellen, ſonnenähnlichen Augen wieder da vor mir ſtehet: o! da werd' ich wie von neuem gebohren, da fließt'mein Blut ſo leicht, und ich wäre fähig, die ganze Welt um dieſen Augenblick hinzugeben. Wenn ich nun endlich, lieber **Morgenſtern**, alle die Hinderniſſe meiner Liebe in ihrem ganzen Umfange überdenke, und nichts als Nacht und Dämmerung um mich und mein Schickſal ſehe, ſo würde ich gewiß darunter erliegen, wenn mich nicht der Glaube an eine weiſe Fürſehung, die am Ende alles zu unſrem wahren Beſten lenket, wieder aufrichtete, und Muth und Kraf zu dulden in meine Seele ſtrömte.

Doch ich muß ſchlieſſen, **Morgenſtern**. Die Poſt gehet ab. Ich habe Dir um deswillen meine Lage mit **Auguſten** etwas ausführlich beſchrieben, weil ich theils dafür halte, daß Dir, Deine Freundſchaft gegen mich auch nicht in Anſchlag gebracht, die Angelegenheiten meines Herzens angenehm zu leſen ſeyn werden: denn einem Liebenden iſt ſo etwas ſehr willkommen; theils wollt' ich Dir auch im voraus eine thätige Verſicherung geben, daß ich Dir in Abſicht auf **Emilien** nicht aus Milzſucht und Mangel der Kenntniß eines liebenden Herzens rathen werde. Denn das ſoll in meinem nächſten Briefe geſchehen, worin ich Dir auch verſchiedenes der Deinigen zu antworten gedenke. Bis dahin leb wohl, lieber **Morgenſtern**!

Dein

wahrer Freund,
Friedr. Wilh. Thalmann.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Thalmann an Herrn von Morgenſtern.

Mallendorf, den 18. Sept.

Deine Bemerkungen, **Morgenſtern**, über die Heurathen ſind zwar an ſich in gewiſſen Fällen ſehr richtig; und es läßt ſich in der That kein niedrigerer Carakter denken, als wenn die Hauptſorge eines Mädchens bey der Wahl eines Ehegatten immer nur auf glänzende Titel und Reichthümer — welche man insgemein eine gute Verſorgung zu nennen pfleget — gerichtet iſt. Auch würde bey mir die Liebe zu einem Mädchen, und wenn ſie den höchſten Grad der Höhe erreichet hätte, in die gerechteſte Verachtung übergehen, wenn ich erführe, daß dieſes Mädchen niedrig genug dächte, meine Liebe nur unter dem Schutze der Pracht und Hoheit zu begünſtigen. Allein Deine Begriffe davon gehen noch immer zu weit, und ſind in der That, wie Du ſelbſt bemerkeſt, zu überſpannt und romanenhaft. Es giebt gewiſſe Fälle, worin man es einem Mädchen nicht verdenken kann, wenn ſie bey der Wahl eines Ehegatten noch etwas mehr, als Liebe und bloſſe Gemüthsgaben, in Anſchlag bringt. Es ſteht nicht bey uns, die Verfaſſung der Welt in eine, unſrer Meynung nach, beſſere und unſern Leidenſchaften ſchmeichelhaftere umzuwandeln. So lange alſo die Erwerbung der Bedürfniſſe des Lebens, oder der Beſitz derſelben ein nothwendiges Stück zu Beförderung unſres Wohlſtandes in dieſer Welt bleibt, ſo lange thut ein Mädchen, das ſelbſt keine Reichthümer beſitzt, nicht mehr und nicht weniger als ihre Schuldigkeit, wenn ſie bey ihrer Verheirathung vor allen Dingen mit darauf ſiehet, ob auch der Mann, den ſie wählt, im Beſitz der

Mittel zu ihrem ſtandesmäßigen Unterhalte ſiehet. Denn vom Mondenſcheine, und vom Herzen und Küſſen kann niemand leben; und wer weiß nicht, daß, wenn Mangel im Eheſtande einreiſſet, die zärtlichſte Liebe oft in die größte Uneinigkeit ausartet? Dieſe girrende Zärtlichkeit währet nicht immer; man ſchwimmet endlich aus dem Meere der ſüſſen Schwärmereyen der Liebe wieder ans Ufer: und wenn man ſich denn da umſieht nach Mitteln, die einem wieder neue Kräfte zum Schwimmen geben können, und man findet deren keine, ſo iſts gewiß ganz und gar aus damit; wenigſtens geht das Schwimmen ſehr langſam von ſtatten, und man bleibt immer lieber am Ufer.

Doch, das ſind alles zu bekannte Sachen, um mich länger dabey aufzuhalten. Freylich muß ein Mädchen, das einen durch ihre Liebe glücklich machen ſoll, auch im Fall der Noth fähig ſeyn, in einer Hütte mit uns zu wohnen, und Bohnen und Erbſen mit uns zu eſſen. Aber wenn ſie nun darauf denkt, ſich auch darwider, wenigſtens nach menſchlichem Anſchein, zu ſichern: iſt ſie darum zu verdenken, wenn ſie es thut, ſollte ſie auch einige ihrer liebſten Neigungen darüber aufopfern? — Kann nicht beydes, die Begründung des zeitlichen Wohlſtandes, und die Genugthuung einer glücklich machenden Liebe zuſammen beſtehen? —

Indeſſen danke ich Dir für Deinen guten Rath in Abſicht meiner Liebe zu **Auguſten.** Ich brauche ſie aber nicht auf die Probe zu ſtellen; denn ich bin von der Güte ihres Herzens hinlänglich überzeugt. Und wenn ſie Neigung zu mir hat, ſo wird ſie mich glücklich machen, ohne daß ich ihr groſſe Reichthümer zubringe. Denn mein bischen Vermögen und mein Rittergütchen macht mich noch lange nicht zum reichen Manne; ob ich gleich allenfalls eine Frau ſtandesmäßig davon erhalten kann. Hat ſie hingegen keine Neigung zu mir, wie ich nun gewiß bald zu erfahren hoffe — was würden da alle Proben nützen? — Dann wär für mich doch kein andrer Weg übrig, als ihr Angeſicht auf ewig zu fliehen. Der Zeit und den Umſtänden, die von der Vorſehung abhängen, müßte ichs denn überlaſſen, ob ſie meine Leidenſchaft heilen, oder meinem gramvollen Leben ein Ende machen würden.

Ich freue mich, lieber **Morgenſtern**, über die groſſen Schritte, die Du in Deiner Beſſerung thuſt. Du glaubſt nicht, was für unausſprechliches Vergnügen mir der Gedanke macht, daß ich nun endlich einmal, nach ſo langen, fruchtloſen Verſuchen, den Freund, den meine Seele liebt, dem ich immer ſo gern zur Seite gieng, über deſſen Fall ich ſo viele bittre Thränen vergoß — wieder in den Armen der Tugend, und feſt an ſie angeſchloſſen erblicke! — Es iſt gewiß jetzt wahre

Seelenweide für mich, Deine herrlichen Briefe zu leſen. Wem dabey das Herz nicht aufſchwillt, und ihm Thränen der Freude ins Auge lockt, der müſſe nie in ſeiner Bruſt fühlen, was es heißt, den Gefallenen gerettet, und ihn wieder in die Gemeinſchaft der Engel verſetzet zu ſehen! Deine wohlthätige Handlung an der armen Predigersfrau, und Dein großmüthiges Betragen dabey hat mich beſonders gerührt. Fahre ſo fort, **Morgenſtern!** damit ich, wenn wir einander einmal wieder ſehen, Dich mit dem ganzen namenloſen Gefühl der Freundſchaft umarmen, und Dich als meinen vom Verderben geretteten Bruder an mein klopfendes Herz drücken, und die Stunde ſegnen kann, da unſre Augen zuerſt einander begegneten, und die Bewegungen unſrer für einander ſchlagenden Herzen verriethen.

Und wer that dieß groſſe herrliche Werk an Dir? — Thaten's die Zauberinnen **Emilie** und **Henriette**? — Du glaubſt es; und man muß geſtehen, Du haſt viel Grund zu dieſem Glauben. Aber Du mußt hier weiter ſehen, **Morgenſtern!** Nur eine weiſe Vorſehung, die Dich liebte, konnte dieß groſſe Werk in Dir anfangen und vollenden. Nur zu Mittelsperſonen brauchte ſie dabey vielleicht die beyden holdſeligen Mädchen. Sie wußte Dich überhaupt in ſolche Umſtände zu verſetzen, die, alle zuſammengenommen, dieſe wichtige und für Dich ſo ſelige Kataſtrophe in Dir bewirken konnten. Heil und Friede ſey indeſſen dieſen beyden erhabenen Seelen — und tauſend Dank von allen Menſchenfreunden für das, was ſie an Dir thaten! — Lohn's ihnen der Ewige noch jenſeits des Grabes! — Dieſe **Henriette** muß ein unvergleichliches Mädchen ſeyn. Mir ſcheint ſie ganz die Fähigkeit zu beſitzen, einen Menſchen, wie Du biſt, nach dem groſſen Ideal, das ſie von der Würde der Menſchen zu haben ſcheint, umzuſchaffen; und, wo ich nicht ganz irre, hat ſie Dich mehr gebeſſert, als **Emilie**. Wenn ich überhaupt eine Vergleichung dieſer beyden vortreflichen Mädchen anſtellen ſollte, ſo würde ich in der That in Verlegenheit gerathen, welcher von beyden ich den Vorzug einräumen ſollte. Sie ſind wohl beyde in ihrer Art groß: **Emilie** die beſcheidene, ſanfte, Balſam duftende Lilie; und **Henriette** die ſchimmernde, prachtvolle, ſüßriechende Roſe — beyde in ihrer Art herrliche, nutzbare, heilſame Gaben der Natur! —

Aber was ſoll ich zu Deiner ſonderbaren Ahndung beym erſten Anblicke dieſes liebenswürdigen Fräuleins — was zu Deinem noch ſonderbarern Traume, worauf ſich jene Ahndung gründete — zu allen dieſen wunderlichen Ausbrüchen Deiner geſchäftigen Phantaſie ſagen? — Du weißt, lieber **Morgenſtern**, daß ich immer wie Du ein geſchworner Feind der Ahndungen und Träume geweſen bin. Meine Philoſophie hat ſo etwas nie zuſammenreimen können. Auch halte ich noch jetzt das ganze Hiſtörchen mit all' den magiſchen Umſtänden, die Du mir davon ſchreibſt, für nichts mehr oder weniger, als für ein Spiel der Schwärmerey Deines lebhaſten, ideenreichen Genies. Wenn man verliebt iſt, ſo träumt einem nichts öfterer, als das Fürchterlichſte von der Geliebten; und wenn man ein ſchönes Mädchen ſiehet, ſo wird man von ſeiner lebhaften Imagination hingeriſſen, daß man drauf ſchwöre, man habe dieß Mädchen, wenigſtens im Traume, ſchon einmal geſehen. Das Ding gehet aber ſo natürlich zu, als zweymal zwey vier macht. Frage nur geſchickte philoſophiſche Aerzte! die werden Dir aus der Lehre der Einwirkung ſtarker Ideen auf den organiſchen Theil des Menſchen ein befriedigendes Reſultat hierüber geben.

Indeſſen, wenn ich ja eine Auslegung von Deinem Traume machen ſollte, ſo wäre es die, daß **Henriette** noch Deine Frau würde. Lache nicht! — ich ſehe eben keine Unmöglichkeit darin. Könnteſt Du Dir eine glücklichere Parthie wünſchen? **Henriette** beſitzt alles, was Dich glücklich machen kann; und es ſollte gar nicht ſchwer halten, Dich eben ſo verliebt in ſie als in **Emilien** zu machen, wenn nur letztere für Dich ganz unerreichbar wäre. Doch dieß jetzt bey Seite! ich muß Dir noch etwas über Deinen Vorſatz, **Emilien** zu heurathen, ſagen.

Du

Du ſcheinſt ſehr darüber entrüſtet zu ſeyn, daß ich Dir den Rath gegeben habe, von Deiner Liebe zu **Emilien** ganz abzulaſſen. Ich weiß, lieber **Morgenſtern**, aus eigener Erfahrung, daß Herzensangelegenheiten ſich durch Vernunftſchlüſſe nicht wegphiloſophiren laſſen. Aber wo doch wahre Unmöglichkeit da iſt, ſeinen Zweck zu erreichen — **Morgenſtern**! ſoll man da nicht wenigſtens die Mittel ergreifen, die uns dieſen Zweck entbehrlich machen? Ich weiß, Du kömmſt mir wieder damit, daß ich in meinen eigenen Buſen greifen ſolle — Aber — mein Gott! — wo iſt denn bey mir die Unmöglichkeit, die ich Dir, auf Deiner Seite, in meinem vorigen Briefe ſo unwiderſprechlich gezeiget habe? — Und — weißt Du denn, was ich für Mittel, meine Leidenſchaft zu heilen, anwenden werde, wenn **Auguſte** für mich ganz unerreichbar werden ſollte? — Warum willſt Du die Mittel, die ich Dir vorſchlage, nicht auch ergreifen? — Denn mit Deinem ſchimäriſchen Einfalle, **Emilien** zu heurathen, und auf Dein Vaterland und Deine Güter zu reſigniren, ſinds Narrenspoſſen und romaneſque Ueberſpannungen Deiner Liebe. Es iſt bald hingeſagt: ich will um eines Mädchens willen alle Schätze der Welt vergeſſen. Aber, lieber Bruder! wenn unglücklicher Weiſe ein ſo raſcher, unüberlegter Einfall zur Wirklichkeit gebracht wird, und die erſte Aufbrauſung der Liebe verfliegt, und alle die traurigen Folgen hervorbrechen, die nothwendig in Deiner Verfaſſung daraus entſtehen müſſen — dann kömmt die Reue mit allen ihren ſchrecklichen Folgen — aber zu ſpät hinten nach. In den Zeiten der Liebe ſetzt man ſich gemeiniglich über die ganze Welt weg; und glücklich iſt der, der nicht am Ende ſelbſt die Strafe ſeiner Thorheit tragen muß!

Kurz, **Morgenſtern**! das Ding geht nicht an, und ich laſſe es nimmermehr zu, daß Du Dir durch eine unüberlegte Heurath Deine Familie zu Feinden macheſt, und Dein ganzes zeitliches Glück verſcherzeſt. Du machteſt Dich und die herrliche **Emilie** mit Dir unglücklich. Bleib ihr Freund wie **Henriettens**: dann wirſt Du ſehen, wie gut ichs mit Dir meyne! — Ich nehme Dir nicht Dein ſchönes Leben, um mich an Deinen buntſchäckigten Flügeln zu ergötzen, wie es der Naturforſcher mit dem Sommervogel macht; aber bewahren will ich Dich vor dem Raubvogel — der Dich ganz zu Grunde richtenden Liebe — damit er Dich mit ſamt Deinen ſchönen Flügeln nicht ganz und gar verſchlingt.

Auch davor, daß Dirs nicht gehet wie dem Baume, den man ſeiner Wurzel beraubt, oder wie dem Roſenſtock, den man in eine dürre Sandwüſte pflanzet, weiß ich Mittel. Nicht wahr, der Baum grünt, wenn die Wurzel ihm nur die Dienſte leiſtet, die zu ſeinem Leben erfordert werden —

und der Roſenſtock blühet, man mag ihn verſetzen wohin man will, wenn er nur Saft und Nahrung aus der fruchtreichen Erde ziehen kann? Weil Du nun glaubſt, daß die Liebe zu einer ſo glänzenden Perſon, wie **Emilie**, für Dich das iſt, was dem Baume die Wurzel, und dem Roſenſtocke die fruchtreiche Erde war: ſo ſehe ich nicht ein, warum das Fräulein von **Blumenthal** für Dich nicht eben das ſeyn könnte, was **Emilie** iſt, da ſie, nach Deiner eignen Beſchreibung, **Emilien** an Schönheit und Tugend nichts nachgiebt? Sieh zu, **Morgenſtern**, ob ſie Dir **Emiliens** Verluſt erſetzen kann! — dann will ich ganz mit Dir zufrieden ſeyn. **Henriette** wär wahrlich in aller Abſicht, beſonders da ſie von Adel, und keine Comödiantin wie **Emilie** iſt, eine herrliche Parthie für Dich. Dein Onkel und die ganze Welt würde nichts darwider haben. Ueberlege meinen Rath, den ich Dir in allem Ernſt gebe! Ich zweifle nicht, daß ein Mann von ſo glänzenden Leibes- und Gemüthsgaben ſich bey dem Fräulein in Gunſt ſetzen werde, wenn er ſich nur einige Mühe geben will.

Ich gehe heute noch hin zu Amtmanns, und da will ich mit **Emilien** daraus ſprechen. Vielleicht übernimmt ſie, aus Freundſchaft zu Dir, die Mühe, ihre Freundin darauf vorzubereiten. Wenn ſie nun vollends gar Deine Fürſprecherin würde, da könnte Dir es ja auf keine Weiſe fehl-

Bey Amtmanns wohnt jetzt lauter Luſt und Leben. **Emilie** hat ſie alle ſo für ſich eingenommen, daß es nur eine Luſt iſt zu ſehen, wie ſie alle an dieſem vortreflichen Mädchen hangen. Die Amtmannin iſt ganz ihre Freundin; denn alle ihre Scharfſinnigkeit hat keinen Flecken an dem liebevollen Kinde gewahr werden können. **Emilie** unterhält ſich ſehr oft mit mir, und ſcheint an mir ich weiß nicht was für ein Etwas zu finden, das ſie an mich ziehet. Geſtern ſagte ſie zu mir, ſie ſähe, daß mir ein Kummer auf dem Herzen läge: ich ſolle mich ihr entdecken, ſie könne mir vielleicht Linderung verſchaffen. Das liebevolle Mädchen! ſie nimmt doch an allen Menſchen Antheil — möchte ſie gern alle glücklich machen. Ich habe mich ihr noch nicht entdeckt. Vielleicht thu' ichs aber; denn ſie iſt **Auguſtens** Herzensfreundin geworden, und da könnte ſie wenigſtens ihre Geſinnungen gegen mich ausforſchen, daß ich nur endlich einmal über dieſen Punkt ruhig würde. **Reimann** iſt ihr vertrauteſter Freund. Wenn man ſie ſo zuſammen ſieht, ſo ſollte man glauben, die Leute liebten einander. Aber — Du kennſt **Reimannen**. Sein Herz iſt ſtählern gegen die Liebe, wenn er ſiehet, daß es Thorheit wäre, ihr nachzuhängen; und bey ſeiner Jugend und in ſeinen Umſtänden würde eine Liebe zu **Emilien** gewiß Thorheit ſeyn.

So leb denn wohl, lieber Morgenſtern! befolge in Abſicht auf Henrietten den Rath Deines

treuen Freundes,
Friedr. Wilh. Thalmann.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Henriette von Blumenthal an Emilie Sommer.

Sundheim den 24. Sept.

Losgeriſſen hab' ich mich endlich von dem unendlichen Gewirre aller der mir ſo unausſtehlichen Zierereyen und Schnurrpfeiffereyen, die man hier auf dem Lande unter dem abgeſchmackten Dorfjunkervolke Etiquette, oder wohl gar Maintenirung des Adels zu nennen pflegt — um auch an Dich, meine liebſte Emilie, einmal zu denken. Ach! hielt' ich Dich doch hier an meinen warmen, ſchlagenden Buſen! — könnt' ich Dir doch all' das Anliegen, das ſo ſehr an meinem ſonſt ſo frölichen Herzen nagt, in einem liebevollen Kuß mittheilen, damit Du, meine erwählte, meine zärtliche, meine einzige Vertraute! mir Dein theilnehmendes Herz öffnen, und all die lebhaften Ausbrüche des meinigen freundſchaftlich darin aufnehmen könnteſt! — Möchteſt Du doch — — Ach! ich mag nicht weiter daran denken! — ich umfaſſe

faſſe doch einen Schatten, der meine Erwartung täuſchet. Sey ruhig, Herz! nieder! — was hilft dieß Wallen? — Komm du wieder, mein fröliche Genius! — laß dich umarmen, und gieb mir Muth und heitren Sinn! — Er iſt da, **Emilie**, und mit ihm Wonne und Wohlbehagen, ſo viel uns armen Erdentöchtern der Himmel nur ſchenken kann.

Deine Briefe, lieber Engel, liegen da vor mir — ſo zierlich rangirt, und oft werden ſie an meinen Mund gedrückt. O! wenn ich ſie Dir alle beantworten, bey einer jeden Stelle alles ſo hinſchreiben könnte, was mir durch den Kopf fährt, oder mein Herz durchdringt — dann wär es etwas. Aber — ſo muß ich ſagen: habe Geduld mit mir! — ich will Dir alles bezahlen, kann ich nicht einmal mit gutem Gewiſſen dazu ſetzen. Kehr Dich daran nicht, **Emilie**! ſchreib ſo fort! Mit jedem Buchſtaben ſchreibſt Du mir tiefer ins Herz: Sey zufrieden, **Henriette**! **Emilie** iſt dein!

Morgenſtern iſt einige Tage hier geweſen. Das waren ſchöne, herrliche Tage! — Lache nicht, Kind! ſey auch nicht eiferſüchtig! Deine **Henriette** hat zu wenig Reize, Dir den Buben untreu zu machen — Aber noch einmal, es waren herrliche Tage; denn dieſer Zauberer weiß alle Welt zur Freude umzuſchaffen; und da waren denn auch Geſellſchaften, wo ſonſt nur die Langeweile oder dummer Schnickſchnack ſeinen Thron hat, intereſſant und angenehm. Nun iſt er fort; und es iſt, als ob uns allen die Seele der Geſellſchaft entriſſen wäre. Fräulein **Hannchen** mag es Deiner Fürbitte zu danken haben, daß ich ihr erlaubte, in ſeiner Geſellſchaft nach **Breslau** zurück zu fahren. O **Emilie**! was doch ein verliebtes Mädchen für eine alberne Kreatur iſt! — Da ich, weil ſie nun mit Gewalt ohne **Morgenſtern** nicht länger bleiben wollte, ihr anbot, mit ihm zu fahren, zitterte ſie wie ein Eſpenlaub, nnd wußte nicht, ob es mein Ernſt oder nur eine Schrauberey war; und da ich ſie verſicherte, daß es mein Ernſt wäre, fiel ſie mir um den Hals, drückte mich, daß ich hättte ſchreyen mögen, und ſagte: „O! du gutes Mädchen! das hätte ich nicht gedacht, daß du es ſo gar gut mit mir meynſt.“ Du haſt Recht, **Emilie**, ſie verdient Mitleid, wie alle Verliebte; denn ich ſehe nicht, wo es mit ihrer Liebe noch hinaus will, da ſich **Morgenſtern** gar nichts aus ihr machet, und ihre Seufzer um ihn gar nicht einmal zu bemerken ſcheint. Der Grauſame! — er ſoll mir büſſen dafür!

Eine wahre Herzensluſt war's, als ich ihm Deinen Brief gab. Da ſah' ich, daß die Mannsperſonen mit all' ihrer hochtrabenden, philoſophiſchen, oft recht ungezogenen, und, man ſollt' es kaum glauben, ſo gar ſpröden Miene, dennoch, wo nicht noch gröſſere, wenigſtens eben ſo alberne Affen als wir ſind, wenn ihnen die Liebe in ihren ſtolzen Schädel hinein gefahren iſt. Und ſie können uns noch das ſchwache Geſchlecht nennen? — Arme Geſchöpfe, die das Auge eines Mädchens in Narren verwandeln kann! — Doch zur Sache.

Wir ſaſſen allein im Gartenhauſe; ich ſtrickte, und **Morgenſtern** dämpfte, in tiefe Betrachtungen verſenkt, ganz ſtill ſeine Pfeiffe Taback mit corps-de-garde-mäßiger Fertigkeit. Du weißt, daß ich kein ſolches Zieräffchen bin, die das Tabackrauchen bey einer Mannsperſon nicht will leiden können. — „Wo ſchwärmen die Gedanken „herum, Herr von **Morgenſtern**?“ ſagte ich. „Da, wo das Herz iſt, liebes Fräulein!“ antwortete er.

Ich. „Und das iſt?“

Morgenſtern. „Können Sie noch fragen, „gnädiges Fräulein?“

Ich. „Bey **Emilien**?“

Morgenſtern. „Setzen Sie hinzu: den liebenswürdigſten Engel.“

Ich. „Schwärmer! — Ob der Engel denn „auch an Sie denken mag?“

Morgenſtern. „Das wär' mir zu viel geſchmeichelt! — obgleich der ſeligſte Gedanke.“

Ich. „Nicht zu viel, Herr von **Morgenſtern**! — Hier iſt der Beweis!“ Damit reichte ich ihm Deinen Brief; aber viel fehlte nicht, daß er nicht in eine Salzſäule verwandelt wurde, ſo erſtaunte er darüber. Wenigſtens fiel ihm ſeine Pfeiffe aus dem Munde, und ſein Herz pochte, daß ichs an der Bewegung ſeines Bruſtſtreifs ſahe. „Wie Fräulein?“ ſagte er; „von **Emilien**? „einen Brief?“ —

Ich. „Nun ja doch! Warum nicht?“

Morgenſtern. „An mich? — von **Emilien**?“

Ich. „So nehmen Sie ihn doch nur! freylich!“ Er nahm ihn, drückte ihn an den Mund, dann wieder an die Bruſt, und ſagte: „Göttliches „Mädchen! — du denkſt an mich? ſchreibſt an „mich? — O! ja, das ſind die Züge ihrer ſchönen Hand! — So viel Huld, ſo viel Güte! — „o! das verdiene ich nicht.“ — „Die unerträgliche Schwärmerey!“ ſagte ich. „**Morgenſtern**! „ſeyn Sie ein Mann!“

Morgenſtern. „Ach! Fräulein! tauſend Dank „für dieſe Ueberraſchung!“

Ich. „Nun! wollen Sie ihn nicht erbrechen? „nicht leſen? — Fort! aufgebrochen! ich muß auch „ſehen, was ſie ſchreibt.“ Denkſt Du, daß er ihn erbrach? — Nein! er beguckte ihn an allen Ecken, las den Titel wohl zehnmal durch, und drückte ihn wohl zehnmal an den Mund, bis mir endlich alle Geduld vergieng, und ich ihm drohte, den Brief mit Gewalt zu eröfnen, wenn ers nicht thäte. Da zog er endlich ſein Scheerchen heraus, zitterte wie ein junges Officierchen, wenn er zum erſtenmal eine feindliche Huſarenmütze ſieht, und ſchnitt das Siegel ab. Und nun wurde er bald blaß, bald roth, da er den Brief durchlas. Wie er ihn wohl zehnmal geleſen hatte, gab er mir ihn, mit den Worten: „Da, Fräulein! leſen Sie, „bewundern Sie unſre Freundin! Das nenn' ich „Freundſchaft.“ Darauf lief er wie ein närriſcher Kerl einigemal im Garten hin und wieder, nahm mir den Brief wieder ab, und ließ mich allein.

Das war nun freylich grob, wie böhmiſche Bauerſitte; aber ein Menſch, der ſo verliebt wie **Morgenſtern** iſt, hat keine geſunden fünf Sinne; und darum konnt' ichs ihm auch allergnädigſt vergeben. Indeſſen ſeh' ich in Deinem Briefe gar nichts, das ihm ſchmeicheln könnte. Warum war der Menſch ſo ausgelaſſen frölich? Im Grunde ſagt Dein Brief weiter nichts, als: „Ihr „ſeyd zwar eine ganz gute Race von Menſchen! „Ich kann euch auch ſo zum Zeitvertreibe ganz „wohl, und doch immer ein wenig beſſer, als „meinen Schooshund, leiden! Seyd damit zu„frieden! Und mit eurer Liebe — gehorſame Die„nerin! — bleibt mir vom Leibe!“ Und doch — aber es iſt ſo; ich glaube, wenn die Geliebte zu ihrem unterthänigen Verehrer ſpräche: Mein Herr! Sie ſind ein Dummhut, er küßte ihr noch die Hand dafür, und dächte, es hätte ihn ein Häschen geleckt.

Indeſſen iſt doch ſo viel gewiß, daß **Morgenſtern** viel zu feſt an Dir hängt, als daß man ihn von Dir losreiſſen könnte, ohne ihm zugleich die Kehle mit abzuſchneiden. Und da wär's denn doch immer Schade um den guten braven Jungen. Du haſt alſo von mir nichts zu befürchten, wenn ich auch Jagd auf ihn machen wollte. Aber auch dazu biſt Du mir zu lieb. Wenn Dir alſo etwas an ihm gelegen iſt, ſo ſags gerade heraus, wie es einem ehrlichen deutſchen Mädchen geziemt! Was nützen die ewigen Kinderpößchen und Ziereyen, und Sprödethun? — es iſt einem doch nicht ums Herz; und wenn man's beym Lichte beſiehet, iſts Flittergold und Narrengeäffe. . .

Sieh, Mädchen, ich ſag Dir meine Meynung gerade von der Leber weg. **Morgenſtern** iſt in allem Betracht mein Mann; und auf Dein vieles Philoſophiren über Menſchen- und Herzenskenntniß, und wer weiß was ſonſt für Schnickſchnack, dienet ganz kürzlich zur Antwort; daß ich ihn nehmen würde, wenn er mich haben wollte. Und ich ſage Dir frey — magſt doch Du, oder mag doch die ganze Welt drüber lachen, oder die Naſe der kreuz oder der queere rümpfen, wie ſie will — frey ſag' ichs: er iſt eher ein Mann für mich, als für Dich: ich hab' ihn in zwey Tagen frömmer gemacht, als alle Pfarrer Zeit ſeines Lebens nicht würden gethan haben; und bey Dir kann er leicht wieder ausarten, weil Du ihn gar zu gelinde behandeln würdeſt.

Doch, es mag gehen wie es will! Dem, der alles über uns verhängt, entweder zu unſrer Belohnung oder zu unſrer Züchtigung, ſey es überlaſſen! Wer weiß, wie ſich alles noch mit der Zeit ändert? — Indeſſen kann ich Dich verſichern, daß **Morgenſtern** hier zum Muſter eines ordentlichen Menſchen dient. Ich hab' Ehre mit meiner Zucht erworben. Sagt' ichs doch gleich! — der Menſch hat gute Anlagen; es kommt nur auf die Geſellſchaft an, ob er ein Teufel oder ein Engel werden ſollte. Du wirſt Deine Freude an ihm ſehen, und wirſt ſagen: der Himmel ehre mir meine **Henriette**! die kann mehr als jene alte Frau im Sprichworte, die das that, was Ihre beelzebubiſche Majeſtät nicht konnten.

Was **Morgenſtern** bey mir unterließ, das bringen der Major und der Lieutenant reichlich wieder ein. Denn die belagern mich, wie die Ruſſen die Dardanellen, nur daß jeder von einer andern Seite ſeine Stücke aufpflanzet, und vielleicht am Ende keiner die Feſtung erobert, weil ſie ſie beyde für ſich haben wollen. Im Ernſt, **Emilie**, ich ſehe dem Zeitpunkte alle Tage entgegen, wo ich mich über den Major werde erklären müſſen. Denn mein Pflegevater giebt mir immer deutlicher zu verſtehen, daß er mich zu ſeiner lieben Hausehre beſtimmt hat. Der gute Major! — er iſt ein braver Mann! aber — mein Gott! — wenn ich nun kein Herz zu ihm habe?

— Das macht mir Kummer, liebes Mädchen! — vielen Kummer! — wenn ich ihn nur wenigſtens in Deinen treuen, liebevollen Buſen ausſchütten könnte!

Der Lieutenant kennt die Macht ſeines Rivals; und daher ſucht er ſich durch ſanfte Mittel bey mir einzuſchleichen. Neulich ſagte er zu mir: er würde nicht zugeben, daß mir ein Gemahl aufgedrungen würde, den ich nicht liebte, und wenns ihm ſein Leben koſten ſollte. Liebenswürdiger Enthuſiasmus! — der edle Jüngling! — Wir ſind wie Geſchwiſter zuſammen aufgewachſen. Was Wunder, daß — o! dürfte ichs nicht ſagen, daß mein Herz mehr für ihn, als für den Major ſchlägt! — Wäre ſeine Liebe zu mir nur nicht Hochverrath bey ſeinem Vater! — Die heimliche Uneinigkeit zwiſchen dem Lieutenant und dem Major iſt ſchon ſo groß, daß ich wirklich traurige Folgen davon erwarte. Wie einem doch die Leute das Leben verbittern! —

Ich muß abbrechen. Auf Deine Briefe antworte ich Dir morgen noch etwas Weniges; und dann ſoll dieß Packet fort. Leb wohl, bis morgen!

Acht und zwanzigſter Brief.

Fortſetzung.

Sundheim, den 25. Sept.

O! wie dauerſt Du mich, liebes Mädchen! — haſt eine ſtarke Probe der Geduld aushalten müſſen, und — biſt dennoch ſo gut, ſo unausſprechlich nachſehend dabey. Sey getroſt, gutes Kind! — Du haſt ausgehalten — überwunden! — ewiger Lohn ſey Dir dafür im Himmel! Wehe der ſchwarzen verläumderiſchen Welt, die mit ruchloſer Freude die Tugend ſolch eines Engels antaſten kann! — Pfui! des nichtswürdigen Grafen! — des häßlichen ehrloſen Buben! — Welche Verwegenheit, der Tugend einer Emilie durch einen ſo ſchändlichen Angriff zu ſpotten! — Welch ein ſataniſches Herz gehöret dazu, das ſich des Sieges über ein Mädchen, das ſo ſtandhaft dem Verführer trotzet, noch rühmen, und ſie dem Spott einer hämiſchen, neidiſchen, boshaften Welt Preis geben kann! O Emilie! mit den Zähnen hab' ich geknirſcht, da ich dieſe Stelle Deines Briefs las; zermalmet hätt' ich den Kerl mit meinen Nägeln, wenn ich ihn da gehabt hätte. War ich an Deiner Stelle, wer weiß, worzu mich meine Hitze verleitet hätte? — wenigſtens hätte er mir mit ganzen Knochen, und ohne ein Zeichen, das er ewig zu ſeiner Schande hätte tragen müſſen, nicht aus dem Zimmer kommen ſollen. Aber — es iſt ſo beſſer. Des Menſchen Zorn thut nicht allemal, was vor Gott recht iſt. Auch haſt Du ihm vergeben — mit einer Art, die Dir ewig Ehre machen wird — ſo großmüthig, ſo ganz Gott ähnlich. Das muß ich billigen. Gewiß, ſo hätt' ichs auch gemacht, ſo zornig ich auch ſonſt bin. Ich vergebe gern allen, die mir Böſes thun; und — es iſt ja wohl auch billig, da Wir's doch auch ſelbſt nöthig haben. Erſt bin ich freylich voller Giſt; aber wenn ich am böſeſten bin, thut mir's über mich ſelber lächerlich, daß ich ſo eine Närrin bin. Weg dann mit Giſt und Galle! Die Hand her! und — nun iſt mir wieder ſo wohl, wie zuvor. Es giebt auch keine gefährlicheren, häßlicheren Menſchen, als die einem alles nachtragen, immer, mit tückiſcher Begierde zu ſchaden, einem auf den Dienſt lauren, und, ehe man ſichs verſiehet, einem recht von hinten her einen Klaps geben. Pfui! der ſchändlichen Menſchenrace!

Du klagſt mit Recht darüber, daß man Perſonen von Deinem Stande ohnehin alles zu Bolzen drehet! — Wahr iſts, ſehr viele Comödiantinnen machen entweder ordentlich Profeßion von der freyen Lebensart, oder laſſen ſich doch wenigſtens nicht lange bitten, manchem reichbeblechten Grafen und Herrn etwann mehr zu vergönnen, als Du dem Deinigen. Aber gilt das nicht

auch

euch von andern Perſonen, und oft von denen am meiſten, die mit dem Kubach in der Hand, mit mitleidigem, ſcheinheiligem Auge auf Euch arme Geſchöpfe herab blicken? — Wer weiß, was manche, die ihre Spitznaſe hohnlächelnd rümpft, oder ihr verrunzeltes Mäulchen ſchnippiſch zuſammenzieht, wenn jemand ſo profan iſt, euch Tugend zuzuſchreiben — wer weiß, was ſie thäte, wenn ſich jemand die Mühe nähme, ihre ſo hochgerühmte Tugend auf die Probe zu ſtellen? — Man beneidet eure Gaben, euren Ruhm, die Ehre, die euch der vernünftige Theil des Publikums erweiſet; und wer kennt nicht die Folgen dieſer niedrigen Leidenſchaft — des Neides? — Da macht man ſo gern aus Mücken Elephanten, und ſieht ſo gern den Splitter in des andern Auge, ohne den Balken in dem ſeinigen zu erblicken. Man ſollte ja wohl einen Unterſchied machen, und nicht ſo gerade hin gute und verfaulte Früchte zum Fenſter hinaus werfen. Aber es giebt Menſchen, **Emilie**, die immer den Schelm hinter der Thür ſuchen, immer das Schlimmſte von andern vermuthen, und — warum das? — weil es in ihrem Buſen nicht allzu richtig iſt; und wahrhaftig, der Menſch iſt zu nichts geneigter, als andere nach ſich zu beurtheilen. Der Mann, der mit Kennerblick das Menſchengeſchlecht überſieht, und nicht wie Hanns Dorfnachbar nur nach ſeinen vier Pfählen, und ſeines Dorfcantors Grundſätzen die Welt mißt — dieſer ehrwürdige Mann läßt ſich kein Vorurtheil blenden, etwas ohne Prüfung anzunehmen; er forſcht und ſtrebt der Wahrheit genau nach, legt alles auf die Waagſchale der verſchiedenen Umſtände, in welche die Menſchen verwickelt ſind; unterſcheidet ſorgfältig ohne Partheylichkeit, ohne Leidenſchaft, ohne Vorurtheil — eh' er entſcheidet, losſpricht oder verdammt. Du ſieheſt leicht, **Emilie**, daß, ſo lange die wenigſten Menſchen ſo zu Werke gehen, ſo lange auch die ſchiefen Urtheile über euren Stand nicht aufhören werden. Wer kann die Menſchen ändern? — Laß ſie reden, **Emilie**! laß ſie urtheilen, ſchief oder gerade, mit Gänſegeſchnatter oder Bärengebrüll! — wenn Du gut biſt, bleibſt Du immer gut; und Deine Gutheit kann Dir die ganze Welt mit all' ihrer Deklamation, Philoſophie, Schwärmerey und Kopfhängerey nicht wegſchwadroniren.

Dein Doktor muß ein herzensguter Mann ſeyn. Die Handlung mit dem jungen Kaufmann zeiget, daß er ſich über das gewöhnliche Advocatengeſchmeiß ſehr erhebt. Ich hab's immer auch geſagt: ein Sachwalter, der ſein Amt gewiſſenhaft verwaltet, verdienet die größte Achtung, und iſt die verehrungswürdigſte Zierde der Menſchheit. Aber wehe dem, der ſeine Gewalt über die Rechte der Menſchheit mißbraucht, um einen ſeiner Brüder damit ins Verderben zu ſtürzen!

Gieb mir Deine **Amalie**, und ich habe Dein Ebenbild! da ſollte mir's wohl ſeyn, wenn ich das liebe mitleidige Mädchen da hätte; da ſollte ſie mir helfen, wenn ich alle Sonnabende den Armen die Gaben austheile, die mein Pflegevater ihnen giebt. Das wär' ihr eben ſo ein Feſttag, wie er Dir's war. Wahrlich, das Herz im Leibe hüpft einem empor, wenn man hört, wie groß und edel das Mädchen handelt. Auch wollt' ich ſie bald aufgeräumter und luſtiger machen. Das gute Ding iſt faſt gar zu ſchwermüthig. Ihr Temperament mag wohl das meiſte dazu beytragen; aber viel thut auch dieß dabey, daß ſie immer unter dem Druck der Armuth und Unterjochung hat ſchmachten müſſen. Allzu groſſe Armuth beugt die aufgeweckteſten Seelen, und Unterjochung tödtet die erhabenſten Geiſter. Ich bin zwar auch arm, habe nicht ſo viel als manche Tagelöhnerstochter; aber was kümmert dieß mein Herz, da ich Tauſende beſitzen kann, wenn ich meinem lieben Alten nur ſein graues Bärtchen ein wenig ſtreichele — da ich unter ſeiner ſanften Oberherrſchaft unabhängig, und frey wie die Vögel unter dem Himmel lebe — da mich alles im Hauſe als Gebieterin verehret? — da fühlt man die Armuth freylich nicht. Ganz anders iſts mit Deiner **Amalie**. Doch, ſag' ihr nur, ſie ſolle nur immer an das Liedchen von **Röschen** denken:

Froh zu ſeyn, bedarf man wenig;
Und wer froh iſt, iſt ein König.

Ein erhabener Zug ihres Herzens iſt in ihren Umſtänden der, daß ſie auf keine reichen Liebhaber denkt; denn an ſolchen Schmetterlingen, die niederträchtig genug ſind, ſich die Gunſt eines ſchönen Mädchens durch reiche Geſchenke zu erkaufen, könnt' ihr's ja wohl in L. nicht mangeln.

Von dem niederträchtigen **Sommer** hab' ich noch nichts gemerkt. Aber er wird ſich wohl hüten, ſich unter ſeinem wahren Namen bekannt zu machen; und wer ſoll ihn dann kennen? — woran? — An Bubenſtücken? — wenn es nicht mehr ſolche Schurken gäbe! — Indeß iſt wohl nichts wahrſcheinlicher, als daß er Dich auskundſchaftet, wenn er einmal hieher kömmt. Aber dann weiß ich Rath für Dich. Komm nur gleich, wenn Du ihn in L. merkeſt, wieder her zu mir. Da ſoll er Dir nichts anhaben, und wenn er ein Teufel aus der Hölle wäre. In L. biſt Du nicht ſicher. Wenn **Morgenſtern** zurück iſt, ſo laß Dich von ihm auf der Reiſe begleiten. Das würde ihn von der Vergette bis in die groſſe Fußzehe entzücken; und er läßt lieber ſich und ſeinen beyden Kerls das Lebenslicht ausblaſen, eh' er ſein liebes Mädchen den Klauen des Räubers Preis giebt.

Mein Pflegevater, der Major und der Lieutenant laſſen Dir ihre Ergebenheit verſichern, durch

Deine

Freundin,

Henriette von Blumenthal.

Neun und zwanzigſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

Mallendorf, den 1. Oct.

Aus den Armen der liebenswürdigen Familie, die mich in ihren Schoos aufgenommen hat, um mir auf eine kurze Zeit die Freuden dieſes Lebens recht fühlbar zu machen, reiſſet mich jetzt ein unwiderſtehlicher Zug an Dich, meine Henriette! O! gewiß denkeſt Du ietzt recht lebhaft, recht ſehnlich an mich! Das ſagt mir mein freundlicher Genius; und dieß ſey mir genug, Dir auch hier einige Stunden zu widmen.

Ach! wie wohl iſts mir hier, Henriette! Ich lebe recht von neuem auf, da mir hier das Landleben mein ganzes Herz öfnet, und es aller Eindrücke der Freude empfänglich macht. Da ſchwim̃t meine Seele in einem Meer von Wonne, wenn die Freundſchaft, die herzlichſte, redlichſte, treueſte, offenſte Freundſchaft mich an ihren warmen Buſen drückt, und die Unſchuld von allen Seiten mich anlächelt. Das iſt wohl etwas anderes, als wenn in der Stadt die Bosheit und die Verläumdung unter der Maske der Freundſchaft ſich an uns ankettet, und die Verrätherey uns zum Opfer ihrer Schadenfreude macht. Wenn der junge Morgen erwacht, und der Sonne goldene Stralen den Erdball erleuchten, bin ich ſchon ſchon umgeben von Menſchen, die Gott zum Glück ihrer Brüder ſchuf; und wenn der ſanftlächelnde Mond den Umarmungen der Liebenden koſet, ruhe ich noch am Buſen der Edlen, die mich lieben, und mein Herz tauſend namenloſen Gefühlen öfnen.

Mit einem Wort, **Henriette**! die Familie des Amtmanns hält mich für den Verdruß, den ich in **L.** gelitten habe, völlig ſchadlos. Dieſe Leute ſind mir jetzt Vater und Mutter, Bruder und Schweſter. Eine liebenswürdigere, und zugleich glücklichere Familie hab' ich nie gekannt. Auch **Thalmann**, den Du aus **Morgenſterns** Geſchichte bereits kenneſt, gehört mit dazu; denn er ſtehet in dem Hauſe des Amtmanns ſo gut, als in dem Hauſe ſeines Vaters.

Unfehlbar wirſt Du dieſe Leute, die mir ſo ſehr gefallen, gerne wollen kennen lernen: der heutige Abend ſey alſo darzu beſtimmt, Dir eine Carakteriſtik von ihnen zu entwerfen.

Der Amtmann Reimann verdient in aller Abſicht nicht nur ein treuer Vater und Vorſteher ſeines Hauſes, ſondern auch ſeiner ganzen Amtsunterthanen genennt zu werden. Er iſt ein Mann von vielen Kenntniſſen, beſonders von ſolchen, die in ſein Fach einſchlagen; ſonſt aber guten, ehrlichen, offenen Herzens und ſchlichten Menſchenſinns, ohne Hinterliſt, ohne Falſchheit. Er lebet gern eingezogen, um die Pflichten ſeines Amts deſto getreuer erfüllen zu können; eine Sache, die ihm neben der Verſorgung ſeiner Familie am meiſten zu Herzen gehet. Nie iſt er vergnügter, als im Zirkel der Seinigen, oder in der Geſellſchaft einiger weniger Freunde, die mit ſeinem ſtillen, ſanften Carakter ſympathiſiren. Man muß in der That den weichmüthigen, mitleidigen Mann lieben, wenn man ſieht, wie bey einer edlen Handlung, oder bey einer rührenden Stelle in irgend einem Buche, oder beym Leiden ſeiner Nebenmenſchen ihm die Thränen aus den Augen brechen, und wie er eilt, die Leiden ſeiner Brüder zu mildern, und ihnen mit Hülfe, Rath und Troſt beyzuſtehen. Darum iſt er auch ſo ſehr bemühet, die Unterthanen ſeines Amts, die ihn wie einen Vater ehren, ſo glücklich zu machen, als es ihm in ſeinem Wirkungskreiſe möglich iſt. Man hat mir erzählet, daß bey Antrettung ſeiner Amtsregierung die meiſten ſeiner Amtsdörfer in der elendeſten Verfaſſung geweſen ſind, daß er ſie aber durch ſeinen unermüdeten Fleiß, und durch die werkthätigſten Hülfsleiſtungen in die blühendſten Umſtände geſetzet habe. Ich habe oft geſehen, daß die Bauern, wenn ſie unter einander ſtreitig waren, zu ihm kamen, ſich ſeinen Rath ausbaten, und ſich oft mit einander vereinigten, ehe ſie von ihm aus dem Zimmer giengen. Er ſagte mir, daß ihm freylich dadurch viele Proceſſe und viele Sporteln entgiengen; er fühle ſich aber glücklicher dabey, als wenn er auf Unkoſten der armen Unterthanen ſich bereichere; denn es fehle ihm doch nie dabey an Arbeit und Verdienſt. Von der ſchönen Litteratur iſt er ein groſſer Freund; er muß aber überzeugt ſeyn, daß der Dichter oder Schriftſteller, den er lieſet, ein gutes Herz beſitze; ſonſt iſt er ſein Mann nicht, und wenn er noch ſo gut ſchriebe. Darum ſind auch **Gellert, Klopſtock** und **Gleim** ſeine Lieblingsdichter; und der liebevolle **Weiſe** ſteht bey ihm in groſſem Anſehen. Das ſind nur die vornehmſten Züge ſeines Carakters. Du mußt Dich dabey begnügen, **Henriette**; denn ſonſt würde ich gar zu weitläuftig werden.

Seine Frau, die Amtmannin, darf man nur einmal ſehen, nur einmal ſprechen, um mit ihr durch unauflösliche Bande verknüpft zu werden, ſo hinreiſſend iſt ihr Umgang, und ſo bezaubernd ihre Lebensart. Eine Frau, die die groſſe Welt in ihrem ganzen Umfange kennt, ſich aber glücklich ſchätzet, daß ihr Schickſal ſie dem Getümmel lärmender Stadtluſtbarkeiten entriſſen, und ihr ein ſtilles Dörfchen zu ihrem Wohnplatze angewieſen hat. In ihrer Jugend muß ſie eine Schönheit vom erſten Range geweſen ſeyn; denn man ſieht noch deutliche Spuren davon auf ihrem Geſichte, wo die regelmäßigſten Züge unter dem Kleide des Herbſtes ihrer Jahre, wie die Reliquien der reizendſten Schattirungen einer einſt blühenden Nelke unter den bereits verwelkenden Blättern, hervorſchimmern. Ihre Denkungsart iſt erhaben und edel, und ihr Herz mildthätig und mitleidig. Ich habe ſelten bey jemanden ſo viel ungeheuchelte Liebe zur Religion, und ſo viel thätiges Chriſtenthum gefunden, als bey dieſer Frau. Dabey beſitzt ſie auch einen durchdringenden Verſtand, und auſſerordentlich viel Feinheit; und gewiß, wer ein Geheimniß beſitzt, und ſie lockt es ihm nicht aus, wenn ihr daran gelegen iſt, es zu wiſſen, den Menſchen möchte ich kennen. Wenn ich Fehler an ihr entdecken wollte, ſo wüßte ich keinen, als einen gewiſſen Hang zu vorgefaßten Meynungen, welcher ſie oft zu ſchiefen Urtheilen verleitet, ohne daß ſie mir die geringſte üble Abſicht dabey hätte, und welcher eben darum ihr um ſo weniger zum wirklichen Fehler anzurechnen iſt. So gieng mir's mit ihr. Mein Stand mochte ihr aufgefallen ſeyn, und die vorgefaßte Meynung, daß eine Schauſpielerin nicht tugendhaft ſeyn könne, machte ſie mißtrauiſch gegen mich, ſo wenig ſie ſichs auch merken ließ. Zwey Tage nach meiner Ankunſt entdeckten wir uns einander über dieſen Punkt.

Wir waren eben in **Auguſtens** Zimmer, wo ein Flügel ſtehet, allein beyſammen. Da ich den Abend vorher mit ihrem Sohne einige Stücke aus **Romeo und Julie** geſungen hatte, ſo bat ſie mich, ihr etwas vorzuſpielen und vorzuſingen. Ich ſpielte und ſang das Lied von **Gellert**:

Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!

nach der bekannten Kirchenmelodie; aber freylich mit etwas mehr Ausdruck und Gefühl, als ſie vielleicht von mir erwartete. Sie wurde ſehr gerührt, ſo daß ihr oft die Thränen aus den Augen brachen. Nach Endigung des Geſangs ſagte ſie: „Sie haben mir ins Herz geſungen, liebe Mademoiſell! „Es war mein Lieblingslied.“

Ich. „Und auch das meinige.“

Amtmannin. „Drum ſangen Sie wohl mit „ſo viel Wärme — ſo viel inniger Theilnehmung; „und doch“ — —

Ich. „Doch? — Reden Sie aus! Sie wollten etwas hinzuſetzen.“

Amtmannin. „Nein, Mademoiſell! es war „gut, daß ichs noch verſchluckte.“ —

Ich. „Ich bitte, liebe Frau Amtmannin — „ſeyn Sie aufrichtig! Sie werden mich verbinden.“

Amtmannin. Nun! weil Sie es denn wollen. „aber die Hand, meine Liebe, daß Sie nicht böſe „werden!“

Ich. „Hier! — Hand und Herz!“

Amtmannin. „Ich wollte hinzu ſetzen, daß „ich ſo viel Geſchmack an einem geiſtlichen und „ſo religiöſen Liede von einer Schauſpielerin nicht „erwartet hätte.“

Ich. „So war's gut, daß Sie Ihre Erwartung täuſchte. Vielleicht glauben Sie mir dann, „daß es auch unter uns einige giebt, die die Bibel und den **Klopſtock** leſen.“

Amtmannin. „Und wenn Sie's auch nur allein wären, liebe Mademoiſell, ſo ſöhnen Sie „mich doch mit Ihrem ganzen Stande aus; denn „ein Stand, worin man ſo tugendhaft, als Sie „ſeyn kann, muß in der That ſo ſchlimm nicht „ſeyn, als man ihn immer zu machen pflegt. Ich „muß geſtehen, ich hatte einige Vorurtheile wider „Ihren Stand. — Aber — noch eins! Ihr Herz „iſt rein, wie aus Gottes Hand, und Ihre Seele „ſcheint unter der Aufſicht eines Heiligen gebildet worden zu ſeyn — wie machten Sie es, daß „Sie in einem Stande, der ſo viel Gelegenheit „zur freyen Lebensart giebt, dieſe Tugend erwarben und erhielten?“

Ich. „Ich war ſchon zum Guten erzogen, eh' „ich aufs Theater kam; und die Geſinnungen, die „ein weiſer Sterblicher in meine Jugend gepflanzt „hatte, erhielt ich dadurch, daß ich alle mir unähnliche Geſellſchaft vermied, und das Gute, „das unſer Stand wirklich hat, genau aufſuchte,

„um eine Nutzanwendung davon zu machen. Jede
„Rolle, die ich ſpiele, oder einen andern ſpielen
„ſehe, muß entweder eine neue Eigenſchaft der
„Tugend in meiner Seele entwickeln, oder denen,
„die ſchon entwickelt ſind, neue Schnellkraſt ge-
„ben. Indem ich die Vortheile meines Standes
„immer von dieſer Seite zu betrachten mich ge-
„wöhne, und immer nicht nur die Beluſtigung,
„ſondern auch den Nutzen und die Beſſerung der
„Zuſchauer zum Gegenſtande meiner Kunſt mache,
„ſo hat dieß zugleich auch auf mich ſelbſt einen
„ſo ſtarken Einfluß, daß ſelten eine Begierde zum
„Laſter in meiner Seele aufkeimt.“

Amtmannin. „Ich muß geſtehen, von dieſer
„Seite hab' ich Ihre Kunſt noch nie betrachtet.
„Wenn Sie ſo zu Werke gehen, ſo kann ſie Ih-
„nen freylich Ihre Tugend nicht rauben. Aber —
„Sie hatten doch den groſſen Vortheil, daß Sie
„eine ſchön gebildete Seele mit auf das Theater
„brachten. Wie ſtehts aber um die, die dieſe Vor-
„theile nicht haben?“

Ich. „Freylich nicht ſo gut; aber man ſetze
„Leute ohne gute Erziehung auch in andre Stän-
„de, werden ſie anders und tugendhafter leben
„als in jenem?“

Amtmannin. „Niemals; denn da giebts wie-
„der andere Reizungen zum Laſter.“

Ich. „Setzen Sie hinzu, ohne die Reizungen
„zum Guten, die ſich beym Theater finden. Ueber-
„dieß

„dieß kann man ja auch hier der Jugend eine
„gute Erziehung geben. Ich kenne zum Beyſpiel
„ein Mädchen, Demoiſell **Weichhold**, meine
„Freundin. Dieſe kam in ihrem zehnten Jahre
„auf die Bühne, und doch iſt ſie, unter der Aufſicht
„der Madam **D.**, einer edeldenkenden Frau,
„bey einer vortreflichen Erziehung ein Muſter der
„Tugend geworden. **Eckhof** war von Kindheit
„auf ein Schauſpieler, und die ganze Welt giebt
„ihm das Zeugniß eines wahrhaft tugendhaften,
„religiöſen Mannes.“

Amtmannin. „Wo freylich ſolche Beyſpiele
„aufgewieſen werden können, da muß das Vorurtheil
„verſtummen. Vergeben Sie mir meinen
„Verdacht! Herrliche Freundin! ich habs nicht
„böſe gemeynt. Da! die Hand drauf!“

Ich küßte die gute Frau, und ſagte: „Das
„weiß ich, meine Liebe; und darum hab' ich Ihnen
„auch nichts zu vergeben. Schenken Sie mir
„nur Ihre Liebe!“ Die herrliche Frau weinte eine Freudenthräne auf meine Wange, und drückte mich feſt an ihren Buſen; und wir ſchwuren einander ewige Freundſchaft. Nun iſt ſie ſo offen und ſo liebreich gegen mich, daß ſie mir alle Heimlichkeiten ihres Herzens anvertrauet. Gewiß, **Henriette**! man muß die Menſchen erſt ganz kennen lernen, ehe man ſie beurtheilet; ſonſt wird man ſo leicht vom Schein hintergangen, und zu ſchiefen Sentiments verleitet. Ich wende mich zu ihrer

rer jüngern Tochter, Auguſten, die es verdient, daß ich ſie Dir genau bekannt mache. In ihr bildete der Schöpfer eine von jenen erhabnen Geſtalten, welche durch die bewundernswürdigſte Harmonie der einzelnen Glieder ihrem Werkmeiſter ſo viel Ehre machen; er belebte dieſen ſchönen Körper mit einer eben ſo ſchönen Seele, und gab ihr ein Herz, das die Würde der Menſchheit adelt. Auguſte iſt lang von Perſon, gerade in meiner Gröſſe, aber etwas ſtärker. Sie hat einen majeſtätiſchen Gang, und ihr ganzer Anſtand hat eine gewiſſe Würde, die einem Ehrfurcht und Bewunderung gegen ſie einflöſſet. Ungeachtet ſie viel Ernſt mit ihrem Umgange verbindet, ſo hat doch ihre Miene von der Natur ſo viel Ausdruck des Gefälligen und Zärtlichen erhalten, daß man nur eines ſanften Lächelns von ihr bedarf, um mit ganzer Seele an ihr zu hangen. Wenn ſie für gut befindet, ihren Ernſt ein wenig abzulegen, ſo wird ſie das freundlichſte, offenſte, luſtigſte Mädchen. Wer ſie nicht genau kennt, wird ſie für hochmüthig halten: wenigſtens giengs mir erſtlich ſo; aber ſie iſt es in der That nicht. Nur ihr natürlicher Anſtand giebt ihr das Anſehen einer Stolzen. Sie hat übrigens ein raſches, feuriges Temperament. Selten wird ſie mit jemand eine genaue Freundſchaft errichten; aber, wer einmal einen Platz in ihrem Herzen, es ſey durch die Freundſchaft oder durch die Liebe, gefunden hat, dem wird ſie mit der gröſten Begeiſterung anhangen, und fähig ſeyn, das Leben für ihn zu laſſen. Zu mir faßte ſie gleich viel Vertrauen, ſo daß ſie mich jezt faſt auf allen Tritten und Schritten begleitet. Da muß ich ihr denn von Trauerſpielen erzählen, oder **Klopſtocks** Meſſiade, die Clariſſe oder den **Siegwart** mit ihr leſen. Denn rührende Begebenheiten ſtimmen mit ihrem ſtarken, theilnehmenden Gefühl, und erſchüttern ihr groſſes, für das Erhabne glühendes Herz. Gemeiniglich erhält dann ihr Gefühl eine ſolche Stärke, daß ihr die Thränen in Augen vertrocknen. Aber man merkts an ihren tief aus der Bruſt ſteigenden Seufzern, und an dem Feuer, das ſtatt der Thränen aus ihren Augen blizt, daß ihre ganze Seele in Mitleid und Gefühl verſenkt iſt. Die erhabnen Geſänge von **Klopſtock**, die ſie auf ihrer Harfe mit Kirchenmelodien begleitet, ſind ihrem Herzen die kräftigſte Nahrung. Eine Mutter, wie die ihrige, mußte ſie für die Religion fühlbar machen; und daher hat ſie auch die erhabenſten Begriffe von Tugend und Frömmigkeit. Wenn ich etwas an ihr tadeln ſollte, ſo wär' es ein wenig Eigenſinn und Selbſtliebe. Allein jeder Menſch hat ſeine Fehler, und dieſe kommen gegen ihre guten Eigenſchaften nur in geringe Betrachtung.

Hier haſt Du alſo, meine liebe **Henriette**, die Schattenriſſe meiner neuen Freunde. Denn zu treffendern Gemälden iſt mein Pinſel zu ſchwach.

Das Schöne und Vortreſliche der menſchlichen Eigenſchaften zu beſchreiben, iſt auch gewiß nicht ſo etwas leichtes, als man vielleicht denkt, Es giebt gewiſſe auffallende, reizende Züge in menſchlichen Carakteren, die ſich in der That nur empfinden laſſen. Sie haben zu viel Eignes und Sonderbares, als daß unſere Sprache alle die mannichfaltigen Schattirungen dieſer moraliſchen Gemälde beſtimmt genug ſollte ausdrücken können. Nur in Handlungen werden ſie anſchaulicher; und deswegen will ich Dir, ſo lang ich hier bin, bisweilen einige Züge von dieſen guten Leuten beſchreiben.

Wahrhaftig, rührend iſt die Ehrfurcht dieſer drey Kinder gegen ihre Eltern, und bezaubernd die Liebe dieſer gegen ihre Kinder. Früh Morgens kommt eins nach dem andern, und küßt dem Vater und der Mutter die Hände zum Morgengruſſe, mit ſo lächelnden heitern Mienen, mit ſolcher Treuherzigkeit, daß man gleich hinfliegen und ſelbſt die lieben Leutchen dafür umarmen möchte. Oft dringt dann eine Thräne der Freude aus dem Auge des fühlenden zärtlichen Vaters; und Wonne, die nur tugendhafte Eltern über wohlerzogene Kinder fühlen können, ſpiegelt in den lächelnden Augen der Mutter, welche ſie ihren liebenswürdigen Kindern in mütterlichen Küſſen mittheilet. Und — wie ſchön iſts, wenn Brüder einträchtig bey einander wohnen! — Hier haſt

Du dieſe Eintracht, Henriette! Dieſe drey Geſchwiſter lieben einander ganz unausſprechlich. Immer hängen ſie an einander; wo eins iſt, da iſt auch das andre. Sind wir zuſammen in einem Zimmer, und eins von ihnen geht von ungefähr hinaus, ſo kann man drauf wetten, daß bald darauf das andre, und gleich darauf auch das dritte folgt. Insgemein ſitzen ſie beyſammen, mit in einander geſchlagenen Armen, oder eins dem andern am Buſen ruhend. Ich unterhalte mich indeſſen größtentheils mit den Eltern, erzähle dieß und jenes, oder ſinge und ſpiele auf dem Flügel. Da lächeln ſie mich alle ſo freundlich an, und wenn ich denn ihre holdſeligen Blicke nicht mehr aushalten kann, ſo ſetze ich mich zwiſchen die Doktorin und Auguſten, nehme ſie beyde in meine Arme, und das kleine Clärchen auf meinen Schoos, und da iſt mir's dann ſo unausſprechlich wohl, daß ich alles in der Welt dabey vergeſſe.

Wenn Thalmann zugegen iſt, und das geſchiehet faſt alle Tage, ſo ſetzt er ſich meiſtens uns gegenüber; und da ſehe ichs ihm oft recht an, wie ihm ſein ganzes Herz über den Anblick eines ſo empfindſamen Schauſpiels aufwallt, wie er ſich ſo innig darüber freuet — denn Thalmann iſt einer der gefühlvollſten, empfindſamſten Menſchen, die ich je geſehen habe.

Hätt' ich auch nie ſo viel Gutes von ihm gehört — wäre mir auch nie bekannt worden, wie edel und großmüthig er immer, beſonders an ſeinem Freunde, dem Herrn von **Morgenſtern**, gehandelt hat — ich würde ihn hochgeſchätzet haben, blos um ſeiner ehrlichen, offenen Miene, und ſeines anſtändigen, beſcheidenen und doch einnehmenden Betragens — um ſeines tiefen, innigen Gefühls willen, das er in jedem Ausdrucke, in jeder Wendung des Geſprächs verräth. Amtmanns rühmen beſonders ſein gutes Herz, und den warmen Eifer, womit er ihrer Familie zugethan iſt. Von erſterem giebt er dadurch den vollkommenſten Beweis, daß er der Familie ſeines Stiefbruders ſo großmüthig und edel forthilft. Dieſer ſein Bruder war Amtmann in einem benachbarten Lande, unter der Herrſchaft eines Grafen. Da er zu viel Gewiſſen hatte, einer gewiſſen ungerechten Handlung des Grafen die Hand zu bieten, ſo zog er ſich dadurch die Ungnade ſeines Herrn zu. Er verlohr bald ſeinen Dienſt, und ſeine Familie ſtand ih Gefahr, unter dem Druck der Armuth und des Mangels zu erliegen. Aber ſein großmüthiger Bruder nahm ſich ihrer mit Ernſt an. Er billigte das Verhalten ſeines Bruders gegen die ungerechte Zumuthung ſeines Herrn, nahm ihn und ſeine Frau mit vier Kindern auf ſein Guth, wo er ſie noch jetzt unterhält, ohne zu dem Aufwande, den ihm dieſe Leute verurſachen, eine ſaure Miene zu machen. Die Frau führt ihm ſeine Wirthſchaft, und er kann oft nicht Worte genug finden, ihre Treue und Geſchicklichkeit darin zu rühmen. Sein Bruder führt ſeine Rechnungen, und iſt ſein Geſellſchafter in Stunden, die ſie der Philoſophie und den Muſen weihen. Niemand lebt glücklicher, als unſer **Thalmann**. Sein Landguth ſetzt ihn in den Stand, allen öffentlichen Aemtern zu entſagen. Er lebt ſo recht in ſtolzer Ruhe und Selbſtgelaſſenheit. Neben den Beſchäftigungen mit der Oekonomie ſind die Wiſſenſchaften, die er zu ſeinem Vergnügen ſtudirt, und der Umgang mit der Familie ſeines Bruders und mit Amtmanns ſein liebſter Zeitvertreib. Er ſpielt den Flügel und die Violine mit vieler Fertigkeit; ſingt auch, aber lange nicht ſo gut, als **Morgenſtern**. Seine Kenntniſſe, beſonders in ſchönen Wiſſenſchaften, werden gerühmt. Er hat alle Dichter geleſen, kann ganze Stellen auswendig, und iſt in der neuen Litteratur ſehr ſtark bewandert. Auch ſoll er ſelbſt Gedichte machen; ich hab' aber noch keins von ihm geſehen.

Ich glaube, daß der gute Mann in **Auguſten** verliebt iſt; und wenn er es iſt, ſo hab' ich nie einen beſcheidnern Liebhaber, und nie einen weniger belohnten geſehen. Seine öftere Melancholie, die ſich zu ſeinem edlen Herzen, dem ſeine großmüthigen Handlungen nur Wonne einflößen ſollten, gar nicht reimt, beſonders wenn er der Geſellſchaft **Auguſtens** beraubt wird, ſeine ſchmachtenden Blicke, die oft den ihrigen begegnen, das ſchüchterne, und beynahe zu ehrerbietige Betragen gegen ſie, beſtärken mich ganz in meiner Muthmaſſung. Aber dann wüßt' ich mich nicht darein zu finden, was **Auguſte** für Urſachen hätte, einem ſo zärtlichen Liebhaber, der noch dazu reich und tugendhaft iſt, ſpröde zu begegnen, und ſein verwundetes Herz noch mehr zu entzünden. Beynahe ſollt' ichs wieder nicht glauben, wenn ich auf der andern Seite ſeine vortreflichen Eigenſchaften und ſeine genaue Freundſchaft mit der Familie [illegible]gegen halte, die ihm doch immer mehr Muth in ſeiner Liebe machen, und ſeine Bemühungen kräftig genug unterſtützen könnten, wenn er Abſichten auf **Auguſten** hätte. Und dennoch — was wär ſonſt die Urſache ſeiner Zurückhaltung gegen **Auguſten**, wenn es nicht unbelohnte, unglückliche Liebe wär? — da er doch gegen andre Frauenzimmer viel ungezwungener iſt? — Der redliche Mann! das verdient er in der That nicht! — er ſollte mich dauern. Ich will ſehen, ob er mir's geſtehet; und dann muß ich ihn entweder glücklich machen, oder von ſeiner Leidenſchaft heilen. Iſt **Auguſte** aus Eigenſinn unerbittlich, ſo verdient ſie einen Mann von **Thalmanns** Karakter nicht; hat ſie aber Gründe dazu, ihn auszuſchlagen — denn die Liebe läßt ſich nicht binden, und ſelbſt die Tugend kann ſie nicht hervorbringen, wenn die Sympathie des Herzens ihre magiſche

Kraft verſagt — — ſo muß auf beyde Fälle eben dieſer ſein Carakter ſo gelenket werden können, daß andere Gegenſtände ihn ſeine Liebe vergeſſen machen.

Biſt Du noch in **Sundheim**, oder biſt Du wieder zurück nach **Breslau**? — Ich wünſche das letztere; denn es ſchmeichelt mir mit der Hofnung, bald wieder Briefe von Dir zu leſen. Vergiß mich ja nicht, liebes Mädchen, wenn Du zurück biſt!

Haſt Du noch nichts von dem Lieutenant **Sommer** gehört? Ich zittre mehr als iemals vor ihm. Iſts Ahndung? oder was iſts ſonſt? — Doch hier ſoll mich nichts in meinem Vergnügen ſtören.

Dreißigſter Brief.

Fortſetzung.

Mallendorf, den 4. Oct.

Meine Muthmaſſung war richtig. **Thalmann** liebt **Auguſten**, und mit einer Wärme, mit einer Zärtlichkeit, mit einem ſo keuſchen Gefühl, als man von einem ſo edlen Manne erwarten konnte. Er hat mir's geſtern ſelbſt geſtanden, und mich gebeten, für ſeine Liebe etwas bey Auguſten und ihren Eltern zu thun. Er fühle ſich ſelbſt zu ſchwach dazu, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, und bey ihren Eltern um ſie anzuhalten, weil ihn die Furcht, abſchlägige Antwort zu erhalten, davon abſchrecke. Sonderbarer Mann! — ſeltene Erſcheinung in unſern Zeiten, wo jeder junge Laffe, der das Verdienſt des Reichthums vor ſich hat, ſich einbildet, es müßten alle Mädchen, denen er die Ehre ſeiner Anwerbung erweiſt, ihm mit offenen Armen entgegen eilen. Doch, was ich für Thalmann thun kann, das will ich gewiß thun. Eine Liebe wie die ſeinige verdient die Unterſtüzung der Freundſchaft.

Es wurde geſtern der Geburtstag des Amtmanns gefeyert. Bey dieſer Gelegenheit machte ich die Entdeckung ſeiner Liebe. Ehe ich aber von der leztern rede, muß ich Dir etwas von dieſem Geburtstage erzählen, weil er in ſeiner Art wirklich merkwürdig iſt.

Die Geſellſchaft war ſtark. Einige benachbarte Beamte und einige Geiſtliche vergrößerten ſie. Du kannſt leicht glauben, **Henriette**, daß ich unter dieſen Gäſten die Krähe unter den Elſtern vorſtellte; denn ſobald einer oder der andre meinen Stand erfuhr, vermied er mich. Das bekümmerte mich aber nicht. Am Ende hatte ich ſie alle zu Freunden; beſonders da ſie ſahen, wie freundſchaftlich Amtmanns mit mir umgiengen. Alles war an dieſem Tage heiter, alles ſchwamm in Freuden; denn die Geſellſchaft war ausgeſucht, und es befanden ſich wenige darunter, denen die Natur von der Gabe des Gefühls und der Mitfreude nicht wenigſtens etwas verliehen hätte. Den ſchönſten, rührendſten Auftritt machten die Kinder des Amtmanns, da ſie mit kurzen, abgebrochenen Worten, aber mit deſto mehr Ausdruck des ſtärkſten Seelengefühls dem guten, zärtlichen Vater Glück wünſchten. O! wie ſie ſo voll Wonne an ſeine treue Bruſt ſanken, und, begleitet von ſeinem väterlichen Segen, langes Leben und Wohlfahrt vom Himmel für ihn erflehten! — wie dann die Freudenthränen dem Vater aus den Augen drangen, und in Strömen herab auf ſeine männliche Wangen, und auf die Antlitze ſeiner ihn küſſenden Kinder rollten! — wie uns denn alle eine zärtliche Wehmuth ergrif, und uns allen Thränen der Mitfreude aus den Augen lockte! — wie wir denn auf ſeine Geſundheit die vollen Gläſer anſtieſſen, und das ganze Zimmer davon erſchallte! — O! wie rührend war das alles für ein empfindſames Herz! —

Thalmannen wollte das Glück ſo wohl, daß es ihm ſeinen Platz über der Tafel neben **Auguſten** anwies. Ich ſah's ihm an, wie unausſprechlich ſelig er ſich an dieſem Platze fühlte. Oft hatte er ſeine Blicke auf das herrliche Mädchen geheftet, und ſeine Seele war Wonne, wenn ſie ſeine Blicke mit einem freundlichen Lächeln belohnte. Ich ſaß zwiſchen ihm und **Reimannen**; dieſer aber neben ſeiner Schweſter, der ſanften **Doktorin.** Es leb' unſre **Henriette**! ſagte ich, und ſtieß mit der Doktorin an. Und — unſre **Amalie** — unſer **Biedersee**, und unſer **Morgenſtern** — ſagte **Reimann**, und ſtieß an unſre Gläſer. Sie ſollen leben! ſagte **Thalmann**; aber auch Sie, meine **Auguſte**! und Sie, meine **Emilie**! alle unſre Geliebten, unſre Freunde ſollen leben! — Und ſo ſtieſſen wir alle zuſammen. **Thalmann** ſtieß ſehr ſtark an **Auguſtens** Glas, ſahe ihr ſcharf ins Auge, und beyder Geſichter wurden wie mit Blut überzogen.

So ſaſſen wir noch im Genuß unſres Vergnügens zuſammen bey Tafel, als wir von einem der ſchönſten ländlichen Auftritte, den ich je geſehen habe, unvermuthet überraſcht wurden. Die ſämtlichen Amtsdorfſchaften brachten ihrem Amtmanne zu ſeinem Geburtstage ein Angebinde. Von jedem Dorfe war ein Aelteſter dazu abgeordnet. Sie kamen mit Muſik und klingendem Spiel in den Schloßhof, und von da in das Zimmer, wo wir ſpeiſten, hinein gezogen. Voran giengen die Muſikanten mit blaſenden Inſtrumenten; dann kamen zwey junge wohlgeputzte Bauermädchen, die einen groſſen ſchönen Blumenkranz trugen; dieſen folgten zwey junge Bauerburſche, eben ſo einen Blumenkranz tragend; alsdann kam einer der Aelteſten, der einen groſſen mit Blumen beſteckten Kuchen trug; endlich folgten die übrigen Aelteſten paar und paarweiſe in reinlichen Kleidern und bloſſen Häuptern. Der erſte Aelteſte überreichte, während daß die Muſik fortgieng, dem Amtmanne den Anbindekuchen, indem die Mädchen die Blumenkränze an den Stuhl hiengen, worauf er ſaß; welches denn auch die Jünglinge bey der Amtmannin thaten. Sodann ſchwieg die Muſik, und der erſte Aelteſte, der den Kuchen gebracht hatte, hielt im Namen aller Amtsdorfſchaften eine kurze, aber wohlgeſetzte Rede an den Amtmann, welche, wie ich hernach erfuhr, der eine von den gegenwärtigen Predigern verfertiget hatte. Er rühmte darin die väterliche Treue des Amtmanns gegen ſie, und den Wohlſtand, worin ſie unter ſeiner Herrſchaft lebten. Er pries ſein edles Herz und ſeine übrigen groſſen Eigenſchaften, freute ſich über den glücklichen Eintritt ſeines Geburtstages, und ſchloß endlich mit einer Bitte an Gott um langes Leben und Geſundheit ihres Amtmanns, und mit der Verſicherung ihres Gehorſams und ferneren Treue gegen ihn.

Der Bauer, der, wie ich hernach erfuhr, auf Schulen geweſen, und darauf Soldat geworden war, hielt dieſe Rede mit einem bewundernswürdigen Anſtande. Er drückte in gewiſſen Stellen die Aufrichtigkeit ihrer Herzen und ihre Freude ſo gut aus, daß wir alle wie die Kinder weinen mußten. Der Amtmann war auch ſo gerührt, daß er wie unbeweglich ſaß, und die

Thränen ihm immer ſtromweiſe ſeine Wangen herabfloſſen.

Nach Endigung der Rede führten die Muſikanten ein Stück mit Geſang auf, das ebenfalls der beſagte Prediger verfertiget hatte. Die Sänger waren freylich nicht die beſten. Aber man mußte hier mehr auf das Herz, und auf die gute Abſicht, die ſie dabey hatten, als auf die Kunſt ſehen. Es machten aber einige Schulmeiſters, die ſich dabey befanden, ihre Sachen ſehr gut.

Die Bauern wurden hierauf geſpeiſet, und wir machten uns zum Tanz geſchickt, womit wir uns auch bis am hellen lichten Morgen ergötzten. Die beyden Bauerpurſche mußten mit den beyden Mädchen ihre Bauertänze tanzen. Zuweilen tanzten wir auch ſelbſt mit ihnen, worüber denn dieſe Leute keine geringe Freude hatten.

Doch — ich komme nun wieder auf **Thalmann** und **Auguſten**. **Thalmann** war erſt auſſerordentlich heiter, und tanzte unaufhörlich. Ich merkte aber doch, daß er am liebſten mit **Auguſten** tanzte, und immer die Tänze ſo zu veranſtalten wußte, daß **Auguſte** ſeine Tänzerin wurde, oder doch wenigſtens in der Figur gleich neben ihm tanzte. Wenn's denn nun traf, daß er im Tanzen ihre Hand ergrif, oder ſeinen Arm um ſie ſchlang — da ſah' ichs ihm an, wie ihm ſo wohl dabey war, wie Zufriedenheit und Wonne aus ſeinen Augen ſtralte. Konnte er nicht mit

Auguſten, oder doch wenigſtens mit der Doktorin, oder mit mir tanzen, ſo ſetzte er ſich nieder, und ſah ſeine ſchöne **Auguſte** in ihrer majeſtätiſchen Geſtalt mit ſehnenden Blicken vor ſich herum tanzen, und ſein Auge ſchien immer zu ſagen: o! wäre ſie mein! — die Herrliche!

Einmal wollte er **Auguſten** aufziehen; ſie ſchlugs ihm aber, unter dem Vorwande der Müdigkeit, ab. **Thalmann** ſchien darüber nicht beunruhigt zu ſeyn, ſondern küßte ihr die Hand, und zog mich zum Pohlniſchen auf. Kaum hatten wir angefangen, ſo zog ein junger Menſch von der Geſellſchaft **Auguſten** auf. Sie war gleich willig dazu, und ſie tanzten dicht hinter hinter uns drein. Dieß ſah nun freylich nicht anders aus, als ob **Auguſte** mit Fleiß nicht mit **Thalmannen** tanzen wollte, ſondern auf jenen gewartet hätte. Auch wurde **Thalmann**, da er's ſahe, wie vom Blitz gerührt. Er wurde leichenblaß, zitterte am ganzen Leibe, wankte nur neben mir her, und konnte kaum den Tanz austanzen. Kaum hatten wir den Tanz geſchloſſen, ſo war auch **Thalmann** aus dem Zimmer weg. **Reimann** vermißte ihn gleich, und gieng fort, ihn zu ſuchen. Nach vielem Nachſuchen hatte er ihn endlich in einem dunklen Zimmer ganz allein gefunden. Auf vieles Bitten hatte er ihn bewogen, wieder mit auf den Tanzſaal zu kommen. Er wankte wie ein Ohnmächtiger neben **Reimann** her, der ihn an der Hand führte. Da niemand als ich die Urſache ſeines Zufalls errieth, ſo glaubte man ſeinem Vorwande, daß ihm eine plötzliche Unpäßlichkeit zugeſtoſſen wäre. Auguſte allein mochte es wohl merken: denn ich wurde gewahr, daß ſie ſich Thränen aus den Augen wiſchte, und ſich ſodann von der Geſellſchaft entfernte. Auch Thalmann war lange nicht wieder zum Tanzen zu bringen. Er ſetzte ſich in einen dunklen Winkel des Zimmers, und ſah ſtarr vor ſich hin. Der arme Mann dauerte mich herzlich. Ich beſchloß, ihn zu tröſten, und ſetzte mich zu ihm. „Es ſcheint, lieber Herr Thal„mann,“ ſagte ich zu ihm, „als ob etwas mehr „als eine Unpäßlichkeit uns Ihrer Theilnehmung „an unſerm Vergnügen beraubt.“ — „Vielleicht, „liebe Mademoiſell!“ antwortete er ſchluchzend.

Ich. „Vielleicht? — Möchten Sie doch be„ſtimmter reden, guter Mann! Vielleicht — oder „gewiß finden Sie an mir eine Tröſterin.“

Thalmann. (indem er mir die Hand drückte) „Das wollten Sie ſeyn, liebevolles Mädchen? „— Warmen, herzlichen Dank dafür! Aber Gott! „wenn Sie es auch könnten!“

Ich. „Und warum nicht?“

Thalmann. „Weil für mich kein Troſt, für „mein Herz keine Ruhe — für meine Seele kein „Friede in der Welt iſt, ſo lange“ — —

Ich. „So lange — nun? —

Thal.

Thalmann. „O Emilie! — ich weiß nicht, „ob Sie je geliebt haben — ſo warm, ſo von „ganzer Seele geliebt haben, als ich liebe."

Ich. „Wenn ich auch nie geliebt habe, ſo „weiß ich doch, wie's oft der zärtlichſten Liebe „gehet. Alſo Vertrauen, Lieber! und Herz dazu! „— Ich errathe oder kenne vielmehr den Gegenſtand Ihrer Liebe."

Thalmann. „Ja wohl kennen Sie ihn. O! „es iſt das ſchönſte, holdſeligſte Mädchen. Aber „— Gott! — ſie haßt mich. Und — ſo lange ſie „mich haßt, iſt mir der Tod lieber, als ein kummervolles Leben."

Ich. „Uebereilen Sie ſich nicht, Herr Thalmann! die Liebe träumt immer die fürchterlichſten Erwartungen."

Thalmann. „Nein! ich habe Proben. Noch „jetzt die ſtärkſte, überzeugendſte Probe. O Emilie! es gehet durch Mark und Bein, zermalmet „einem das Herz Staube, von der ſo treu, ſo „unausſprechlich warm Geliebten ſich verachtet und „verlaſſen zu ſehen. Hätten Sie dieſe Schmach „je ſo ſtark empfunden, wie ich — Sie würden „mir glauben."

Ich. „Ja! wenn Sie wirklich verachtet würden, aber das konnte nie das liebe Mädchen, „Ihre Geliebte, Ihre Auguſte." —

Thalmann. „Auguſte! o! mein armes Herz! „wie bebt es bey dieſem Namen!"

Ich. „Alſo getroffen?"

Thalmann. „Ja! liebes, mitleidiges Mädchen! aber nur unter uns getroffen."

Ich. „Seyn Sie ruhig. Kein Menſch erfährts, wenn Sie nicht wollen. Ich kann ſchweigen. Aber — **Auguſte**? — einen ſo guten Mann verachten? — nein! — — das kann ſie nicht — das edle, gefühlvolle Mädchen!"

Thalmann. „Sahen Sie nicht, wie ſie mich verſtieß, da ich ſie aufzog, und gleich darauf mit einem andern tanzte? — O! wenn das nicht die bitterſte, kränkendſte Verachtung war." —

Ich. „Ich bitte Sie, Herr **Thalmann**! ſeyn Sie gerecht gegen das gute Mädchen! Sahen Sie nicht, wie ihr die Thränen aus den Augen ſtrömten, da ſie Ihren Schmerz gewahr wurde? War das nicht Reue über die Beleidigung, die Sie Ihnen gewiß ohne Vorſatz, ohne Verſchuldung anthat? — Und hat ſie ſich nicht entfernt, um ihrem Schmerz darüber deſto ungehinderter nachhängen zu können?"

Thalmann. „Das hab' ich nicht geſehen. Aber — ums Himmels willen! ſagen Sie mir Wahrheit? — hat ſie wirklich geweint? oder treibt Sie, meine Freundin! nur Ihr mitleidiges Herz — vielleicht nur mich zu tröſten?" —

Ich. „Nein! ſie hat geweint."

Thalmann. „O! du liebes, herrliches Mädchen! was hab' ich gethan? — das hab' ich nicht

„um dich verdient. Auf! laſſen Sie mich! ich muß ſie aufſuchen — ſie auf den Knien um Vergebung bitten!“

Ich. „Nicht zu raſch, edler Mann! — Sie können noch alles gut machen. Wenn Sie wollen, ſo will ich mit ihr und mit ihrer Mutter von Ihrer Liebe reden.“

Thalmann. „Wollten Sie das, beſte Freundin?“

Ich. „Von Herzen gern.“

Thalmann. „O! Sie Engel! Sie geben mir das Leben wieder. Tauſend, tauſendfachen Dank! — Wie haben Sie mich getröſtet, da ich meinem Schmerz zu unterliegen dachte!“

Er küßte mir bey dieſen Worten einigemal mit glühendem Eifer die Hand; und wir ſprachen noch lange von dieſer Sache. Er entdeckte mir ſeine Bedenklichkeiten, warum er ſich nicht ſelbſt an **Auguſten** und ihre Eltern wagen wollte. Als indeß **Auguſte** wieder kam, tanzte er wieder mit ihr. Da war denn nun wohl in beyder Geſichtern eine ſtille Freude verbreitet, die wie die Sonne nach einem Ungewitter aus den ſich zertheilenden Wolken hervorſtralte. Aber ſie waren dennoch den ganzen Abend über ſo ſchüchtern gegen einander, daß ihnen jedes Wort, das ſie mit einander ſprechen wollten, auf der Zunge erſtarb.

Am 6. Oct.

Ich habe mit **Auguſten** und mit ihrer Mutter von **Thalmanns** Liebe geſprochen. Beyden ſagt' ich nichts Neues; ſie hatten es längſt an ihm gemerkt. **Auguſte** ſcheint aber wirklich ein wenig kalt gegen ihn zu ſeyn. Sie ſagte, daß ſie ſeine Verdienſte hochſchätze, ſeine Geduld und Standhaftigkeit in ſeiner Liebe zu ihr bewundere, und wünſche, ihn dafür belohnen zu können; ſie habe aber kein rechtes Herz zu ihm. Sie könne ihn leiden; es ſpreche aber doch kein recht ſtarkes und hinreiſſendes Gefühl, welches ſie allein für wahre Liebe halte, für ihn in ihrem Herzen. Jedoch könne ſie auch nicht ſagen, daß ſie eine andre Mannsperſon, als ihren Bruder, ſtärker liebe. Sie bedaure **Thalmann**, und wünſche nichts mehr, als daß ihn einmal eine gute Gattin glücklich machen möge; aber ſie wiſſe nicht, ob ſie die Perſon ſeyn würde, die ihn ſo glücklich machen könne, als er es verdiene. Schlechter Troſt für den guten Mann! — ich hab's ihm noch nicht eröfnet; und ich ſcheue mich dafür: denn ich werde ihm einen tödtlichen Dolch in ſeine Bruſt ſtoſſen. Doch — vielleicht gewinnt er durch anhaltende Standhaftigkeit noch etwas über **Auguſtens** Herz. Geduld gehört freylich dazu. Aber die hat auch **Thalmann.**

Die Mutter ſchien mehr auf ſeiner Seite zu ſeyn: bey ihr ſtieß ſich's nur an die Familie ſeines

nes Bruders, die **Thalmann** nicht verſtoſſen, doch aber auch, ſo lange er ſolche bey ſich habe, nicht wohl heurathen könne; doch, ſagte ſie, weil ſein Bruder ſtarke Hofnung habe, bald ein Amt zu bekommen, ſo werde ſich's hernach doch wohl geben, wenn er, **Thalmann**, ſo lange warten wolle. Ihre Tochter werde ſie nicht verſchleudern. Nur ein Mann von Verdienſt und gutem Herzen könne Anſpruch auf ſie machen, und wenn er auch nicht ſo viel Vermögen, wie **Thalmann**, und nur ſo viel Einkommen habe, um ſtandesmäßig leben zu können. Das ſey aber nöthig, weil ſie ihrer Tochter bey ihrem Leben nichts mitgeben könne.

Die gute Frau hat vollkommen recht; und **Thalmann** muß ſich darein fügen. Er wirds auch: denn es iſt ihm ja auf dieſe Weiſe noch nicht alle Hofnung benommen. Und Hofnung iſt ja das Kleinod der Liebe. Wem die noch Troſt ins Herz lächelt, der kann immer ſein Schickſal noch ſegnen vor vielen andern, denen es auch dieſen Troſt raubt.

Am 7. Oct.

Ach, **Henriette**! es iſt ſchon aus mit meinem ſo ſüſſen Landleben. So giengs doch immer in meinem Leben: kaum ſchmeckte ich einige Tage der Ruhe und des Vergnügens, ſo ſchenkte mir die Vorſehung wieder bittern Wermuth in meine Schale. Auch jetzt wird's mir ſo gehen. Vielleicht

leicht — ach Gott! wie wahrſcheinlich erwarten mich wieder traurige, wehmuthsvolle Stunden! Fürchterlich ſchwebet die düſtre Wolke ſchwanger von Jammer und Unglück über mir; und — wie bald mag ſie zerberſten, und ihren Guß auf mich herabſtrömen! — Ach, **Jettchen**! ein trauriger Ruf fordert mich plötzlich wieder nach C. — Meine **Amalie** — ach! das liebe, mir ſo theure Mädchen — iſt krank — ſehr krank! Die beyliegende Abſchrift ihres Briefs, den ich heute durch einen reitenden Bothen erhielt, wird Dirs weiter ſagen. Ach! ich muß eilen, damit, wenn der Herr über ſie beſchloſſen hat, ich ſie noch einmal umarmen, und meine Seele auf ewig mit der Seele des Engels vereinigen kann. Morgen mit dem frühſten werd' ich abreiſen. **Thalmannen** wird mich hineinfahren laſſen. Hätt' ich den Brief nicht heute ſo ſpät bekommen, ich wär' heute noch fortgefahren. Doktors werden noch da bleiben; aber **Reimann** wird mich begleiten. Er ſagte, er könne mich unmöglich der Unvorſichtigkeit eines Bauerknechts Preis geben, und mich allein fahren laſſen. Seine Eltern warens gern zufrieden; denn mir würden ſie auch ihr Liebſtes anvertrauen. Doch vermuthe ich, daß **Reimannen** ein viel ſtärkeres Intereſſe, als die Beſchützung meiner Perſon, mit nach C. ziehet; und zwar **Amalie** ſelbſt. Es glimmte gewiß ein Funken von Liebe zu ihr in ſeinem Herzen, der jetzt in Flammen ausbricht.

Das ſah' ich ſehr deutlich, als er die traurige Nachricht ihrer Krankheit von mir vernahm. Er ſtand wie vom Blitz gerührt da; und als ich ihm ihren Brief gab, und er ihn las, floſſen ihm die Thränen mit Gewalt aus den Augen. Er konnte kein Wort ſprechen, und gieng in ſtummem Schmerz von mir. Bald darauf kam er wieder, blaß wie eine Leiche, und am ganzen Leibe zitternd, und erbot ſich, mich zu begleiten. „Sie „müſſen den Engel retten," ſagte er: „eine freund„ſchaftliche Hand vermag oft mehr, als der beſte „Arzt." Ich muß geſtehen, nie iſt mir der Gedanke eingefallen, daß **Reimann Amalien** liebte; und vielleicht hat er ihn auch ſelbſt aus ſeinem Herzen zu vertilgen geſuchet. Aber wenn uns der Verluſt des geliebten Gegenſtandes drohet: dann erwachen die geheimen Empfindungen des Herzens, und die verborgenſten Triebe werden ſichtbar. Ich ſchonte ihn aber, und that nicht, als ob ich etwas dem ähnliches merkte.

Helfe Gott! daß wir **Amalien** noch nicht ganz ohne Hofnung zur Geneſung finden! — Bete mit mir, **Henriette**! für das liebe Mädchen, daß ihr Gott gnädig ſey, und — wenn es ſeinem heiligen Willen gefällt — ſie uns erhalte! — Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich iſt. Ich werde Dir alles ſchreiben, was mit ihr vorgehet. Das Krankenlager eines ſo frommen Mädchens kann nicht anders als erbaulich ſeyn. O **Henriette**!

das Herz bricht mir — ich muß ſchlieſſen. Leb wohl, Liebe! leb wohl!

Deine

Emilie Sommer.

Ein und dreißigſter Brief.

Amalie Weichhold an Emilie Sommer.

L. den 6. Oct.

Meine liebſte, beſte **Emilie!**

Seyn Sie nicht unwillig auf mich, wenn mein Brief Sie vielleicht in Ihren unſchuldigen Vergnügungen ſtört! Ich wollt' es gern nicht thun; aber ich kan wahrlich nicht anders. Ach! meine Liebe! mich verlanget nach Ihnen — recht — recht ſehr. Ich bin krank; da lieg' ich — im Bette; habe mein Tiſchgen vor mir; bin ſehr matt! — aber Gott ſtärkt mich, daß ich Ihnen, meine **Emilie!** noch ſchreiben kann — vielleicht zum letztenmale. Vorgeſtern kriegt' ich Kopfſchmerzen, geſtern eine heftige Fieberhitze, und einen ſchrecklichen Froſt — heute wieder — und — der Arzt ſpricht: ich bekäme die Blattern; davor hab' ich mich immer gefürchtet. Ach! es wird wohl mein Letztes ſeyn. Gott ſtehe mir bey, daß ich mich drein ergebe! — Ach! meine Freundin! meine **Emilie!** Beſte! kommen Sie! — bald! — mein Herz ruft Sie ſo ſehnlich!

lich! Kommen Sie! — Ach! wenn ich Sie nicht noch einmal ſehen — nur einmal noch umarmen ſollte — wenn Sie mir nicht die Augen zudrückten — Gott! ſo würde mir doch mein Sterben ſauer! — Ich kann nicht mehr! mein Kopf iſt ſchwach! — **Emilie**! können Sie es leſen? —

Ihre

treue

Amalie.

Zwey und dreißigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

L. den 8. Oct. früh.

Ich bin zurück, und — nahe am Ziel meines größten Glücks, oder meines ewigen Jammers. In einigen Tagen muß **Emilie** die meinige ſeyn, oder — ach Gott! was begönn' ich, wenn ſie es nicht würde? — Geſtern um Mittag kam ich hier an. Glücklicher Tag, an dem ich wieder den Ort betrat, der mein Koſtbarſtes auf der Welt einſchließt!

Ich reiſte mit einem Herzen voll Wehmuth und bangen Gefühls aus **Breslau**. Denn der Abſchied von dem Graf **Adleriſchen** Hauſe machte mich ſehr weich. Die Zauberin, **Henriette**, ſchmolz

durch

durch ihre herrliche Ermahnung, die ſie mir beym Abſchiede gab, meine ganze Seele wie Wachs. Ich durfte ihr einen Abſchiedskuß auf ihre himmliſchen Lippen drücken — einen Kuß der wärmſten, zärtlichſten Freundſchaft, der wie Honig auf meinen Mund floß, und mein ganzes Weſen wie ein elektriſcher Funken erſchütterte. Dieß war nun wohl eine ſehr traurige Trennung. Auch tobte es wild in meiner Seele, da ich mich immer mehr von dem geliebten Orte entfernte, wo ich ſo viel warme Freunde meines Herzens verließ: denn ich habe auch auſſer dem **Adleriſchen** Hauſe manche liebe Seele da kennen lernen.

Je näher ich aber dem Orte kam, wo ich meine Erwählte, meine Einzige wieder finden, und — vielleicht an mein bebendes Herz drücken ſollte; deſto mehr Wonne und ſüſſes Vorgefühl künſtiger Seligkeiten überſtrömte mich. **O Thalmann!** wie mir war, da ich zuerſt die Thürme von **L.** in dämmernder Ferne wieder erblickte — wie's da pochte und bebte in meinem Herzen! — Dir dieß zu beſchreiben würde ein fruchtloſer Verſuch ſeyn. Setze Dich in meine Lage, und fühle ſo wie ich — wenn Du jemals ſo warm geliebt haſt — dann wirſt Du's begreifen. Ich bot dem Poſtillion einen Ducaten, wenn er eilte, mich ſo geſchwind als möglich nach **L.** zu bringen. Er thats; und ich hätte ihn im Taumel meiner Ungeduld dafür umarmen mögen. Gewiß, dachte ich, hat der

Menſch auch geliebt, und weiß, wie weh es einem ums Herz iſt, wenn man ſo voll ſchmelzender Sehnſucht nach der Geliebten hinſtrebt! — Ich ließ ihn vor dem Hauſe vorbey fahren, wo **Emilie** wohnt. Ich dachte ſie am Fenſter zu erblicken, und die Sonne der Liebe mich beſtralen zu laſſen; legte mich zum Schlage heraus, und ſah zitternd hinauf nach der Göttin. Schon hatte ich meinen Hut in Händen, um die Herrliche zu begrüſſen; und ich glaube, ich habe ihn wirklich abgenommen, ſo gewiß träumte meine Phantaſie den Engel zu ſehen. Wenigſtens weiß ich, nach der Beſtürzung zu urtheilen, worin ich mich befand, da ich ſie nicht ſahe, kaum mehr, was ich alles in meiner Empfindung begann. Tauſend fürchterliche Erwartungen drängten ſich, wie ſo viel ſchmetternde Donner, in meine Seele, da mich meine Hofnung getäuſcht hatte. Gott! dachte ich, wo mag ſie ſeyn? ſollte ſie nicht gefühlt haben, daß ihr **Morgenſtern** kömmt, voll quälenden Verlangen nach der Lieben, Einzigen? — Iſt ſie todt? — oder — hat ſie mich vielleicht kommen ſehen — und mit Fleiß mir ihr glänzendes, holdes Antlitz verborgen? — Schrecklich! fürchterlich! — Kaum war ich in meiner Wohnung abgetretten, ſo ſchickte ich auch ſogleich zu **Emilien** und ließ mich bey ihr melden, weil ich ihr Briefe von dem Fräulein von **Blumenthal** mitbrächte. *)

---

*) Dieſe Briefe haben ſich nicht gefunden.

Der Kerl blieb ungewöhnlich lange aus. Ich verwünſchte ihn in meiner Ungeduld in den Abgrund der Hölle. Endlich kam er — und — welche fatale Both[illegible] brachte er mit! Demoiſell **Sommer**, [illegible], iſt ſchon vor ein paar Wochen mit Doktors weggefahren; man vermuthe, nach **Mallendorf**. Ich dachte, ich müßte von Sinnen kommen vor Aerger; lief wie ein Raſender in dem Zimmer hin und wieder, und fragte endlich den Kerl, wenn ſie zurück komme? — Das hätten die Bedienten nicht gewußt! — ſagte der Laffe. Fort Kerl! laß mich allein! ſagte ich, warf mich voll Ungeduld auf meinen Stuhl, und beſchloß, noch heute nach **Mallendorf** zu reiſen.

Doch wollt' ich erſt zu **Plothon** gehn. Auf dem Wege zu ihm begegnete mir **Dörmer**. Ich fragte ihn ſogleich nach **Emilien**; und er ſprach mir wieder Troſt ins Herz, indem er mich verſicherte, daß **Emilie** heute gegen Abend gewiß zurück kommen werde, weil ihre Freundin **Amalie** ſehr krank ſey, und ängſtlich nach ihr verlange. Ueber das letztere erſchrack ich herzlich; doch vertrieb der Gedanke, **Emilien** gewiß bald wieder zu ſehen, alle andre Empfindung aus meinem Herzen.

In dieſer aufheiternden Hofnung gieng ich zu **Plothon**, und beſchloß, nun nicht nach **Mallendorf** zu reiſen. **Plotho** war mit dem Erfolg meines Geſchäfts für ihn in **Breslau** ſehr wohl zufrieden. Ich brachte ihm auch ein tüchtiges Kapital in Wechſeln mit, auſſer dem, was noch auſſen ſtehet. Sein Vermögen hat ſich dadurch um ein Groſſes vermehret. In einigen Tagen geht er ab, und gerade auf ſeine Güter nach **Liefland.**

Und nun, liebſter **Thalmann!** — höre meinen Plan. Ich geh' ebenfalls in einigen Wochen fort. Mein Onkel ſchrieb mir noch nach **Breslau**: ich ſolle kommen; er ſey alt und ſtumpf, und könne ſich mit der Verwaltung meiner Güter nicht länger mehr abgeben. Er möchte mich gern vor ſeinem Ende, dem er täglich entgegen ſehe, noch ſehen und umarmen. Zugleich ſandte er mir ſo anſehnliche Wechſel zu meiner Reiſe, daß ich damit die ganze Welt durchreiſen könnte. Aber — ohne **Emilien** kann ich nicht hin. Das iſt nun ausgemacht und beſchloſſen; und da rede mir weiter kein Wort drein. Ich muß alle die Hinderniſſe meiner Verbindung mit **Emilien**, die Du mir entgegen ſetzeſt, überwinden; muß die Erwählte beſitzen, es koſte auch was es wolle. Sobald ſie zurück kommt, werde ich ihr meine Hand und mein Herz anbieten, und mich gleich hier in **L.** mit ihr trauen laſſen. Alsdenn gehts Knall und Fall fort. O! wie will ich frohlocken, wenn ich den Engel als meine Gattin in Armen halte, und mit dieſer koſtbaren Beute über Berg und Thal, und Seen und Flüſſe davon fliege! — Denke Dir die Seligkeit, **Thalmann!** — Damit

mit aber mein Onkel keinen Tumult anfängt, und meine Familie mich nicht wieder aus dem Lande jagt, gebe ich ſie für eine Adeliche aus. Ihr Vater iſt z. E. ein armer Officier von gutem Adel geweſen; ſein Name war unbekannt; **Emilie** wurde in der Einſamkeit erzogen, und ſo weiter, wie ich das Ding ſchon einfädeln will. Hab' ich einmal Beſitz von meinen Gütern genommen, ſo mögen ſie es meinetwegen immer erfahren, daß ich ihnen eine Naſe drehte. Können ſie mir doch alle ſamt und ſonders nichts mehr anhaben. **Emilie** wird ſich leicht dazu bereden laſſen, in meinen Plan zu willigen; denn des Schauſpielerlebens iſt ſie ſo längſt überdrüßig. Nun! der Himmel wirds fügen. Ich wollte nur, daß die Stunde vorbey wär, wo ich **Emilien** den Antrag thun werde. Nicht daß ich mich fürchtete, den Korb zu bekommen; ſondern weil ich jetzt viel furchtſamer als ehedem bin, einem Mädchen eine Liebeserklärung zu thun.

Aber — was Teufel! hat der ſchäbigte Kerl, der Graf **D.** mit dem Engel vorgehabt? — Unfehlbar weißt Du die ganze Sache. So ein häßliches Bubenſtück! — heute erzählte mir's **Plotho**; und ſo wahr ich lebe, hätt' ich den Niederträchtigen gleich da gehabt, ich hätt' ihm den Hals gebrochen. Indeſſen mag er ſich nicht vor mir ſehen laſſen. Ich werde meine Geliebte an ihm zu rächen wiſſen. Der ehrvergeſſene, hartherzige Bube! — **Emilie** hat bey dieſer Geſchichte der Welt die überzeugendſte Probe ihrer Tugend gegeben; und wer ein Mädchen, das ſo groß, ſo vortreflich handelt, wie **Emilie** an dem verläumderiſchen Grafen, wer ſolch ein Mädchen nicht von ganzer Seele hochſchätzen und lieben muß, dem wäre beſſer, wenn ihn der Schöpfer gar nicht auf die Welt geſetzet hätte.

Du wirſt brav böſe auf mich ſeyn, **Thalmann**, daß ich Deine Ermahnungen in Abſicht auf **Emilien** ſo in Wind ſchlage, und mir die Freundſchaft des Fräulein von **Blumenthal** nicht beſſer zu Nutze gemacht habe. Auch kränkt es mich im Innerſten meines Herzens, daß ich Dich dadurch beleidigen muß. Denn es iſt mir, weiß es der groſſe Gott! unmöglich, das Mädchen zu laſſen. Vielleicht hätt' ich **Henrietten** mehr für mich einnehmen, und eine Gattin in ihr finden können; denn ſie iſt mir gut, das weiß ich. Auch kenne ich auſſer **Emilien** kein Mädchen, das ſo wie ſie den Himmel mit ihrer Liebe verbinden könnte. Aber — laß Dir genügen, wenn ich Dir ſage, daß ich mich unmöglich überwinden konnte, **Emilien** um ſie zu vergeſſen. Nimm nur das Beyſpiel an Deiner **Auguſte**! Um welches Mädchen würdeſt Du ſie hingeben? —

Ich habe zwar in **Breslau** noch eine Eroberung an dem Fräulein **Hannchen** von **Trautenau** gemacht, einem gar guten, lieblichen Mädchen, das den Himmel im Herzen trägt. Aber — da iſt nun vollends gar nicht dran zu denken. Ehedem war ich ſo ein hartherziger, bübiſcher Kerl, mich zu freuen, wenn ich ein Mädchen in mich vernarrt gemacht hatte. Gottlob! daß ich mich geändert habe. Jetzt ſchmerzt und jammert mich ſo etwas; denn ich weiß, wie weh es einer armen hofnungsloſen Liebe thut, in ſolch einem Elend zu ſchmachten. Das gute Hannchen! ſtröm' ihr der Himmel Troſt in ihr Herz, und laſſe ſie einen Unwürdigen, wie ich bin, vergeſſen! — Denn wahrhaftig, **Thalmann**, ich muß mir ſelbſt oft geſtehen, daß ich ein gutes ehrliches Mädchen nicht werth bin. Doch — weg mit den Grillen — ich kann ja wohl wieder einbringen, was ich bisher verſäumet habe.

Deine Lage mit **Auguſten** ſchmerzt mich. Ich bin aber noch immer der Meynung, daß Deine Schüchternheit ſelbſt die Urſache Deiner unglücklichen Liebe iſt. Herz muß man haben, Bruder, wenn man bey Mädchen ſein Glück machen will. Wär' ich vollends ſo ein edler, tugendhafter Mann wie Du, wahrlich, das Mädchen, das mich ausſchlüge, hielt ich für verrückt. Doch — vielleicht giebt Dir der Himmel darum ſo viele Leiden der Liebe, um Dir am Ende ihre Freuden deſto fühlbarer zu machen. Wenn Du nur erſt Deinem Bruder los biſt, dann wirds wohl gehen.

Ich muß für dießmal ſchlieſſen. Wie es mit mir und **Emilien** ablaufen wird, will ich Dir ſchon melden. Leb wohl, trauter lieber Bruder!
Dein

Freund,
Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Drey und dreißigſter Brief.

Erich Sommer an Guſtav von Lilienſtröm.

Breslau den 8. Oct.

Glück zu, Guſtav! der Teufel hat mich nicht ſinken laſſen. Endlich hab' ich ſie gefunden, die beißige Kröte; und nun ſoll ſie unſeren Klauen nicht entgehen, und wenn ſie wie Doktor **Fauſt** hexen könnte. Denke Dir nur, Guſtav, den Don Quixotts Streich, den ſie gemacht hat! ſie iſt, ſtraf mich — — ! eine Comödiantin geworden. Das Affenſchnäuzchen, als ob ſie es bey uns nicht beſſer gehabt hätte! Doch hör nur, wie hübſch ich das Ding erfuhr. Ich kam auf meiner wilden Reiſe von **Berlin** aus hieher, ſo arm wie ein Hund; denn Dein letzter Wechſel war noch nicht angekommen. Aber es währte nicht drey Tage, ſo war mein Beutel geſpickt. Ich fand hier Kerls, die der liebe Gott nicht dümmer hätte machen können. So ein Spieler, wie ich, war ihnen noch gar nicht vorgekommen. An **Emlien** dacht' ich erſt gar nicht. . Da man aber in einigen Häuſern viel Rühmens von einer gewiſſen Comödiantin machte, die auf dem hier eingegangenen Theater geweſen war, und ſie endlich mit Namen nannte, ſo kam ich auf einmal darhinter. Ein gewiſſer von **Morgenſtern**, der von **L.** in Geſchäften hieher kam, war ſo treuherzig mir zu ſagen, daß ſie in **L.** auf daſigem Theater ſey. Hätt' er gewußt, welchem Teufel er ihren Aufenthalt entdeckte, er hätt' es gewiß bleiben laſſen. Aber — Du weißt, Kerl! wie ich mich nehmen kann, wenn ich will. Ich verſtellte mich in einen Engel des Lichts, und that gar nicht, als ob **Emilie** mich intereßirte. Dieſer **Morgenſtern** ſchien in ſie verliebt zu ſeyn. Aber warte nur, du guter, einfältiger Tropf! ich will dir den Biſſen ſchon aus dem Maule heraus reiſſen, daß dichs ewig darnach lüſtern machen ſoll. Wie Du alſo ſieheſt, **Guſtav**, hält ſie ſich iezt in **L.** auf. Es iſt nun keine Zeit mehr zu verlieren. Wenn ſie mir wieder aus dem Garn gienge, ſo wär ſie für mich und für Dich auf ewig verlohren. Das erſte, was ich zur Expedition brauche, iſt ein Wechſel von wenigſtens zweyhundert Ducaten. Dieſen ſende auf das eiligſte nach **L.** an den Kaufmann **F.**, bey dem ich ihn ſchon zu finden wiſſen werde. Denn ich gehe nun mit erſter Poſt dahin unter verdecktem Namen ab. Willſt Du zu den zweyhundert Ducaten noch etwas hinzu thun, ſo iſts deſto beſſer. Du kannſt es um ſo eher thun, da ich doch blos deinetwegen nach dem ſpröden Starrkopfe in der Welt ſchon ſo lange herum reiſe. Denn ich ſchör' mich den Teufel um die Kröte, wenn ichs nicht Dir zu gefallen thäte. Die lumpichten acht Tage, daß ich ſie genieſſen ſoll! — Da thut mir jedes Bauermenſch eben die Dienſte. Und wenn ich ſie nun auch, wie wirs mit einander ausgemacht haben, die erſten acht Tage haben ſoll, was ſchadt Dir das? Grund und Boden bleibt Dir doch allemal. Alſo ſey dankbar, Guſtav! das rath ich Dir. Den Plan, wie ich ſie in meine Hände kriege, hab' ich noch nicht gemacht. Dazu muß ich erſt nähere Erkundigung in L. von ihr einziehen. Ich kann Dir alſo auch davon noch nichts gewiſſes melden. Doch kannſt Du Dir vorſtellen, daß ich meine Sachen geſcheid machen werde. Mit einem Dummkopf hat ſie es nicht zu thun. Halte Dich indeſſen nur gefaßt, bey Empfang meines nächſten Briefs augenblicklich nach **Lübeck** abreiſen zu können. Wo wir einander da treffen wollen, werde ich Dir ſchon mit melden. Für tüchtige Helfershelfer und für ein Schiff, das uns gleich nach **Kopenhagen** bringt, mußt Du indeß beſorgt ſeyn. Wenn wir ſie nur einmal dahin haben, ſo ſoll ſie dran, und wenn ſie zehn Teufel im Leibe hätte. Was ich mit Gewalt nicht ausrichte, das wird Deine hündiſche Schmeicheley ſchon bewirken. Sie müßte kein Mädchen ſeyn, und kein Fleiſch und Blut haben. Verlaß Dich nur auf mich, **Guſtav**! ich ſchaff Dir ſie gewiß noch. Sagte mein Vater ſonſt nicht immer: wo ein Bubenſtück auszuüben iſt, da dürfen ſie nur dich dazu nehmen; denn deine Hülfe iſt ſo gut wie des Teufels Hülfe. Damals dacht' er mich noch durch ſolche Floskeln zu einem ſolchen Kopfhänger, wie er iſt, zu machen. Aber jetzt weiß er gar nicht, wo ich bin; brauchts auch nicht zu wiſſen: denn ich hätte doch nichts zu thun, als ſchale Strafpredigten von ihm zu leſen. Hol' ihn der Guckguck mit ſeinen Predigten! Doch ich muß ſchlieſſen, **Guſtav**! Vergiß ja den Wechſel nicht; ſonſt iſt unſere ganze Unternehmung zum Teufel.

Dein

Freund,

Erich Sommer.

Vier und dreißigſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L den 9 Oct. früh.

Ach! liebſtes **Jettchen**! weine mit mir um das liebe Mädchen, meine **Amalie**! ſie iſt ſehr krank.

Da ſitz ich an ihrem Bette, und kann mich kaum faſſen vor Schmerz! — Gefoltert von ſchrecklichen Fieberanfällen, ermattet und geſchwächt liegt das arme Mädchen da vor mir, und hat die Blattern. Schon ſchwebet der Engel des Todes über ihrem Haupte, und — noch ein Gedanke des Ewigen — ſo iſt ſie dahin! Jetzt ſchlummert ſie ein wenig. O! ſchlummere ſanft, du Liebe! — nur ſchlummere noch nicht hinüber in die Nacht des Grabes! — Säuſele Ruhe, balſamiſche Ruhe zu, o Gott! — deiner Heiligen! Und wenn du willſt, daß ihre Ruhe die Ruhe des Grabes ſey — ſo geſchehe dein heiliger Wille! — nur lächle Troſt und Friede zu mir armen Betrübten! — und — allen, die ietzt um die liebe Dulderin weinen! —

Indeß ſie ſchlummert, benutze ich die Zeit, an Dich, meine **Henriette**, zu ſchreiben. Sie wills, die Leidende, daß ich Dir alles melde, was mit ihr vorgehet. „Wenn mich Gott beym Leben erhält," ſagte ſie, „ſo wird Ihre Freundin, „wenn ſie dieß lieſet, mit mir den Allgütigen preiſen: ſterb' ich aber, ſo werden meine Gebeine „deſto friedlicher im Grabe ruhen, wenn eine Fromme auf der Welt noch meine Aſche ſegnet." Segne ſie, meine Liebe, wenn Du dieß lieſeſt, und — unſre Freundin iſt vielleicht nicht mehr! Ich kam geſtern ſpät von **Mallendorf** hier an. Der Abſchied von Amtmanns war betrübt, beſonders von meiner lieben Amtmannin. Sie drückte mich lange an ihr Herz, und benetzte meine Wange mit ihren Thränen. Die herrliche Frau! — was hätt' ich nicht noch von ihr lernen können, wenn der Himmel gewollt hätte; daß ich ihren ſeligen Umgang länger genieſſen ſollte! Sie wollte ſo gern meine Geſchichte wiſſen. Ich verſchob die Erzählung immer von einem Tage zum andern, weil ſie mir allezeit Thränen koſtet, und ich in **Mallendorf** nur gern Freude genieſſen wollte. Darüber mußte ich fort. Nun ſoll ich ſie ihr ſchriftlich mittheilen; und das iſt mir auch lieber. Beym Schreiben kann man ſich doch eher faſſen! Der Doktor und **Auguſte** begleiteten uns über eine Stunde weit. Wir ſchieden mit Thränen von einander. Unterweges ſprachen wir am meiſten von **Amalien**, und ſchmeichelten uns bald, daß wir ſie ohne Gefahr antreffen würden; bald träumten wir uns auch die furchtbarſten Erwartungen. **Reimann** ſaß oft ganz ohne Beſinnung; und ſuchte ich ihn aus ſeiner Melancholie zu ziehen, ſo weinte er, und ſprach wieder von **Amalien**.

Er hat ſie noch nicht geſehen. Vermuthlich traute er ſich geſtern Abend nicht, mit zu ihr zu gehen. Er bat mich nur, ihm ihr Befinden ſogleich wiſſend zu machen. Ich that dieß geſtern Abend noch. Heute früh ſchrieb er an mich, und bat mich, ich möchte ihm bey **Amalien** Erlaubniß auswirken, ſie beſuchen zu dürfen. Zugleich meldete er mir, daß **Morgenſtern** wieder da ſey, und mir Briefe von Dir mitgebracht habe.

Gegen Mittag hab' ich alſo **Reimannen** her beſtellt. **Amalie** war es ſehr gern zufrieden. „Aber „warum“ ſagte ſie, „will er ein armes krankes „Mädchen ſehen? — Indeſſen mag es ſeyn! — „er iſt ja ein ſo lieber edler Jüngling — warum „ſoll ichs ihm nicht erlauben? — Bin ichs doch „nicht einmal werth, was Sie alle, meine Lieben! für mich thun!“ — Der gute **Reimann**! — wie wirds ihm werden, wenn er das blühende Mädchen ſchon mit Tod und Verweſung kämpfen, ſchon abgebrochen die Roſe, die Lilie ſchon halb zerknickt ſiehet. — Und wenn ſein Herz von Liebe für die Himmliſche ſchlägt — wie wird dieß ſeine ganze Seele erſchüttern! — Ach! ich hätte ihm ſo gern dieſen Anblick erſpart — ſein fühlbares Herz ſo gern geſchont; aber er bat ſo dringend, daß ich ihm unmöglich hinderlich ſeyn konnte.

Da! — ſchon wieder erwacht! — ſie ruft. Ich muß abbrechen, **Jettchen**!

Nachmittags.

Sie iſt ſchlimmer geworden. Die Blattern wollen nicht ganz hervor kommen; und ſo lange läßt auch das Fieber nicht nach. Sie hat oft ſchreckliche Phantaſien, kämpfet mit den Würmern — oder — ſieht ſich im Leichenkleide. Das entſetzliche Fieber! — das wird ſie noch dahin reiſſen! Der Arzt macht zwar noch Hofnung; aber welche Aerzte thun das nicht — bis der letzte Athem verhauchet? — Er ſagt, ihre Völligkeit laſſe die

Blattern nicht durchbrechen, und ihre Vorblütigkeit vermehre das Fieber. O ihr Aerzte! daß ihr doch immer euch ſo gut aus der Sache zu ziehen wißt! — Doch — wenn ihr vom Tode erretten könntet — wer wär't ihr? das könnt ihr nicht. Vergebt mir, daß ich euch läſterte! — O meine **Amalie**! wenn du ſtirbſt! — Ach Gott! —

Eine **Stunde** drauf.

Jetzt ſchlummert ſie wieder, oder — leidet vielmehr ſchreckliche Phantaſien, die ſie im Schlafe martern. **Reimann**, der gute, liebenswürdige Jüngling iſt da geweſen, und nun wieder fort mit einem Herzen voll nagenden Jammers, voll bittern Grams.

Ich ſang eben meiner kranken Freundin das Lied aus dem **Gellert** vor:

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden ꝛc.

als **Reimann** eintrat. Madam **D.** führte ihn an der Hand herein, und ſchien ihm von dem Zuſtande der Kranken eine beruhigende Hofnung zu geben. Wenigſtens ſah ich, daß die edle Frau ihre ſanfte, heitre, ergebende Miene ganz hatte, als ſie mit **Reimannen** ins Zimmer trat. Ich hörte auf zu ſingen, da ich ſie kommen ſah. **Reimann** näherte ſich dem Bette, worin **Amalie** lag, mit langſamen, bebenden Tritten. Sein Geſicht war blaß; und in ſeinen geſchwollenen Augen ruhten noch halb verſiegte Thränen, die wieder von neuem entquollen, und langſam ſeine Wangen herabzitterten, da er **Amalien** erblickte. Seine ſonſt ſo ſanfte, heitre Miene flößte mir dießmal Entſetzen ein, weil ſie beynahe in die wilde Miene der Verzweiflung übergegangen war. Er ſuchte ſeine Rührung zu verbergen, blieb einige Schritte vor **Amaliens** Bette ſtehen, betrachtete ſie einen Augenblick mit der Miene der größten Wehmuth: dann breitete er ſeine Arme aus, als ob er ſich ihr nähern, und ſie damit umfaſſen wollte; aber plötzlich kehrte er ſich um, that einen tiefen Seufzer, und rufte: „Ach! Gott! — **Amalie**!“ Das liebe Mädchen war das alles nicht gewahr werden; denn ſie lag ohne Beſinnung in der Hitze des Fiebers. Bey Ausrufung ihres Namens aber kam ſie zu ſich, blickte auf, und ſahe **Reimannen**. Sie wollte ſich aufrichten, wars aber nicht im Stande. Doch ſtreckte ſie ihre Hand nach ihm aus, und ſagte: „Willkommen! willkommen!“ **Reimann** ergrif ihre Hand, küßte ſie mit Zeichen des größten Schmerzens, und behielt ſie in der ſeinigen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. **Amalie** ſagte darauf: „Wie hab' ich das um Sie „verdient, daß Sie mich armes Mädchen be„ſuchen?“ **Reimann** antwortete ſchluchzend: „Durch Ihre Tugend, durch Ihr edles, zärtliches „Herz — liebes Mädchen! — Wie befinden Sie „ſich?“ — „Schlimm!“ — antwortete ſie; „ich „werde — vielleicht ſterben.“ — „Das wolle Gott

„nicht!“ ſagte **Reimann**. „Ich bin bereit!“ ſagte ſie wieder; „ſein Wille geſchehe!“ — „Ach! wir „haben Sie ſo geliebt;“ — fuhr **Reimann** fort; „und wir ſollten Sie ſchon verlieren? O! liebes „Mädchen! mein Herz blutet, wenn ich daran „denke. Nein! nein! Sie müſſen leben!“ — Hier hemmte ihm ſeine Empfindung die Sprache; die Thränen ſtürzten ihm wie Ströme aus ſeinen Augen. **Amalie** ſagte: „Jammern Sie nicht ſo, „lieber Jüngling! ich bins nicht werth; was iſt „an mir verlohren, wenn ich ſterbe? Sie haben „noch viel Freunde, würdigere als ich bin. Ich „weiß zwar, daß Sie mich liebten, wie Sie alle „Menſchen lieben“ — — „Ach herrliches Mädchen!“ fiel er hier ein; „mehr — tauſendmal „mehr, als ich die übrigen Menſchen liebe.“ — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo ſank er ohne Empfindung auf einen nahe am Bette ſtehenden Stuhl, und verbarg ſein Geſicht in die Vorhänge des Bettes. **Amalie** hatte ſich durch dieß Geſpräch ſehr ermattet. Sie fiel in einen kleinen Schlummer. Ich nahm **Reimannen** bey der Hand, führte ihn vom Bette hinweg, und bat ihn, ſich zu entfernen, um ſich und **Amalien** zu ſchonen. Ehe er fortgieng, ſah' er ſie noch einmal an, und ſagte: „Gott ſegne dich, ſüſſes „Mädchen! Lebe! — du Zierde deines Geſchlechts!“ Dann eilte er ſchnell davon. Ich hatte Zeit mich zu faſſen, ehe **Amalie** wieder erwachte.

wachte. Sobald ſie die Augen aufthat, ſagte ſie: „Iſt er fort, der Edle? — Gott ſegne ihn! — „er verdients; denn er iſt tugendhaft. Aber — „meine Liebe!“ fuhr ſie fort, „ich weiß nicht mehr, „was er noch ſagte, ehe ich einſchlief. Es war „mir bedenklich — doch kann ich mich nicht be„ſinnen, was es war.“ Ich ſagte ihr, daß er blos ſeinen Wunſch für ihr langes Leben zu erkennen gegeben habe. Ich mochte ihr nicht gern das geringſte von **Reimanns** Liebe eröfnen: denn das wäre bey ihrer Krankheit Gift für ſie. Sie beruhigte ſich dabey; und dann entfernte ich mich ebenfalls von ihr, um Dir, meine liebe **Henriette**, Gegenwärtiges zu ſchreiben.

Jetzt muß ich wieder zu ihr. Sie hat ſchon einmal nach mir geſchickt.

Den 10. Oct. früh um 10 Uhr.

Immer weniger Hofnung zur Geneſung meiner Freundin! — Die vergangene Nacht war eine der traurigſten meines Lebens. Ach Gott! was hat das arme Mädchen gelitten! — und wie hat's mein Herz gefoltert, ſo ein Augenzeuge der Qualen eines mir ſo lieben Geſchöpfs zu ſeyn, und ihr doch nicht helfen zu können! — Wie hat mich das alles ſo aufmerkſam auf die Nichtigkeit unſers Lebens gemacht! — Ach **Henriette**! es macht nichts mehr den Nebel, der im Taumel des Glücks uns vergeſſen macht, daß wir Menſchen hinfällige, gebrechliche Menſchen ſind —

Blumen, die von keiner Hand berühret werden dürfen, wenn ſie nicht augenblicklich verwelken ſollen — vor unſern Augen ſchwinden, als das Krankenbette unſrer Brüder oder Schweſtern! — O! wenn Zerrüttung unſrer Maſchine drohet, Vernichtung unſres Körpers um uns ſchwebet, und der Engel des Todes ſein Schwerdt gegen uns zuckt — da zittert die Menſchheit — da lernt ſie einſehen, was für ein elendes Gemächte wir ſind.

Gegen zwölf Uhr des Nachts löſte ich Madam D. ab; denn wir wachen beyde wechſelsweiſe bey Amalien. Erſt war ſie ziemlich ruhig, ſo daß ich vor Müdigkeit ſelbſt auf dem Stuhle neben ihrem Bette eingeſchlafen war. Plötzlich weckte mich ein heftiger Schrey aus meinem Schlummer. Ich wurde ſogleich, da ich erwachte, gewahr, daß Amalie in der ſtärkſten Fieberhitze lag. Bald phantaſirte ſie, blickte wild umher, warf ſich von einer Seite auf die andre, und ſchlug mit den Armen um ſich herum; bald jammerte ſie in kläglichen Tönen, weinte und ſchluchzete, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ein kalter Todesſchweiß bedeckte ihr Geſicht, und wenn ich ihr ſolchen abwiſchen wollte, fuhr ſie wieder in die Höhe, und ich hatte zu halten, daß ſie mir nicht aus dem Bette ſprang. Einmal ſchien der Paroxysmus etwas nachzulaſſen. Sie wurde ruhiger. Ich legte mich aus Müdigkeit mit dem Kopfe am Rande ihres Bettes mit auf das Kopfküſſen; aber wie erſchrack ich, als ſie in der von neuem ſie ergreifenden Wuth des Fiebers mich mit raſender Heftigkeit umfaßte, ihr glühendes Geſicht an das meinige drückte, und mit einem dumpfen, halberſtickten, doch wehmüthigen Tone ſchrie: „**Emilie**! — **Emilie**! — da! da! — retten! retten! — ich verbrenne! die Gluth! — „da ſteht er. Das Ungeheuer! — er will mich „rauben! — Rettung! — **Emilie**! — **Reimann**! „— Böſewicht! — Du fleuchſt? — Ach! ach „Gott!“ — Die letzten Worte waren nicht ſo heftig, als die erſten. Ich konnte mich kaum von meinem Schrecken wieder erholen. Sie lag nun wie entſeelt da, am ganzen Leibe kalt und mit Todesſchweiß bedeckt. Ich fragte ſie, ob ſie mich kenne? „O ja! nun,“ — antwortete ſie, „da es „vorüber iſt! Ach! meine Liebe! haben Sie Mitleid! es war mir, als ob ich in der Hölle läge! „— — Gottlob! — nun lächeln die Engel mir. „Bald — bald bin ich hinüber — — leben Sie „wohl!“ Sie reichte mir ihre liebe Hand dar. Weil ſie ſchon kalt wie Eis war, und **Amalie** nun ohne Beſinnung mit ſtarren Augen da lag, ſo erwartete ich ihr Ende. Ich ſchickte daher nach Madam D. Sie kam; aber **Amalie** war wieder in einen Schlummer gefallen, worinne ſie eine Stunde lang wie eine Todte lag. Da ſie erwachte, verlangte ſie den Prediger. „Rufet ihn bald,

„meine Lieben!“ ſagte ſie; „ich fühle, daß ich „ſterbe. Er ſoll mir das Abendmahl reichen. Ich „bin eine Sünderin — muß mich mit Gott verſöhnen. — Eilen Sie, **Emilie**! beten Sie, daß „mir Gott gnädig ſey!“ Wir ſchickten nach dem „Herrn Magiſter R. der ihr Beichtvater war, und ſie ſchon ein paar mal in ihrer Krankheit beſucht hatte. Sie ſprach nicht mehr, faltete ihre Hände, und hob ihre Augen gen Himmel. Ich und Madam D. ſaſſen an ihrem Bette und weinten. Wir konnten vor Rührung beyde kein Wort ſprechen. Da ſtreckte ſie ihre Hand nach Madam D. aus, und ſagte: „Weinen Sie nicht, liebe Madam! „betrüben Sie ſich nicht ſo ſehr! — Sie waren „meine Mutter — thaten mehr an mir, als eine „Mutter thun kann! — Da haben Sie meinen „Dank! — Gott ſegne Sie dafür! — ich will in „der Ewigkeit für Sie beten! — mehr kann ich „Ihnen nicht vergelten!“ — Madam D. wußte „ſich kaum zu faſſen. Sie umſchlang die Kranke mit ihren Armen, weinte und ſeufzte, konnte aber nichts zu ihr ſagen, als die Worte: „Ach! du „liebes Mädchen! — meine Tochter! wenn du „leben könnteſt! — alles! alles gäb' ich um dich!“ Wir ſaſſen noch immer bey einander, weinten und klagten um unſre liebe kranke Freundin, als der Herr Mag. R. ankam. Er iſt ein gar lieber Mann, **Henriette**! ein Muſter eines vortreflichen Predigers, beſonders bey Kranken; was er da für Muth und Troſt einem ins Herz ſprechen kann, das iſt unbeſchreiblich. Wir blieben zugegen, als er **Amalien** abſolvirte, und ihr das heil. Abendmahl reichte. O **Henriette**! wie iſt es einem doch ſo unausſprechlich ſelig bey der Religion! Was für Troſt! was für göttliche Labung gewähren ihre Lehren! So krank und ſchwach **Amalie** war, ſo lächelte ſie doch himmliſche Wonne bey den kräftigen, göttlichen Tröſtungen des Predigers. Sie hatte ſich ſchon ganz aus der Welt hinüber in Gefilde einer ſeligen Ewigkeit verſetzet. Ich und Madam D. fühlten jedes Wort des herrlichen Predigers tief in unſren Herzen. Wir ſaſſen Hand in Hand bey einander; und wenn wir uns anſahen, ſo ſchien jeder Blick die Worte auszudrücken: O! wie ſelig iſt der, der Gott fürchtet! — Herr D., ſonſt ein geſetzter Mann, doch voll ſtarken Triebes zur Tugend und Rechtſchaffenheit, ſaß während der ehrwürdigen Handlung in einem Winkel des Zimmers, und weinte. Als der Prediger mit ſeinen Amtsgeſchäften fertig war, ſtand Herr D. auf, umarmte ihn, und ſagte: „Herr Magiſter! „— Sie ſind ein groſſer, heiliger Mann! — aber „gröſſer, heiliger ſind die Lehren der Religion, „die Sie ſo rührend predigen! — Lange hab' ich „an ſie geglaubt, und ſie verehrt; aber heute find' „ich ſie doppelt verehrungswürdig. Nehmen Sie „auch von mir meinen wärmſten Dank dafür!" Der Prediger weinte für Freuden. Er ergrif uns alle bey der Hand, und ſagte: „Gott ſey gelobt! für „die Freude, die er mir macht, auch in Ihrem „Stande Freunde und Verehrer der Religion zu „finden!“ **Amalie** war ſehr ſtandhaft; ſie betete mit dem Prediger aus der Fülle ihres reinen, unſchuldsvollen Herzens. In ihren Augen glänzte die Wonne einer Seligen, wenn ſie vor dem Throne des Ewigen ſtehet, und das Urtheil der Liebe aus ſeinem heiligen Munde erwartet. Da der Prediger ſie noch geſegnet hatte, und eben fortzugehen begann, fragte ſie ihn noch: „Herr Magiſter!“ ſagte ſie, „noch eins, ehe ich ſterbe! „Glauben Sie, daß mir's Gott zur Sünde anrechnen wird, daß ich eine Schauſpielerin war?“ „— Nein, meine Liebe!“ antwortete er; „das „vermuthe ich nicht; denn Sie waren fromm und „gut. Man kann Gott in allen Ständen dienen. „So viel ich Kenntniſſe von Ihrem Stande habe, kann man auch da rechtſchaffen und tugendhaft ſeyn. Unſer Schauſpiel iſt, Dank ſey es „den Edlen, die es dahin brachten! in unſern Zeiten auf die Lehren der Tugend gegründet. Wer „an Ihnen Aergerniß nahm, der hat ſichs ſelbſt beyzumeſſen. Sie haben nie das Laſter geprieſen — „ſind immer, ſo viel ich weiß, auch auf der Bühne das tugendhafte Mädchen geweſen. Seyn „Sie ruhig! der Gott der Liebe ſieht das Herz „an.“ Redlicher, erhabner Mann! der, ohne ſeinem Amte zu nahe zu tretten, der Tugend ihren

Werth läßt, wo er ſie findet! — **Amalie** war ſehr vergnügt über dieſen Troſt; denn darüber hatte ſie ſich noch immer Kummer gemacht.

Als der Prediger fort war, kamen acht von unſern Schauſpielern und Schauſpielerinnen, **Amalien** zu beſuchen. Ach! **Jettchen**! es war ein rührender, herzbrechender Anblick, ſo zu ſehen, wie ſie alle um ihr Bette herum ſtanden, weinten und jammerten; denn ſie hatten das gute Mädchen alle lieb. Ein neuer Beweis, **Henriette**! daß die Tugend auch von ſolchen Menſchen geliebt wird, die nicht immer nach ihr handeln. Denn einige dieſer meiner Collegen und Colleginnen ſind doch nicht ſo gut, als ſie ſeyn könnten, wenn ſie wollten. **Amalie** konnte wenig ſprechen; ſie nahm aber doch von einem jeden Abſchied, und bat ſie, daß ſie noch manchmal an ſie denken ſollten, wenn ſie todt ſey. Eine gewiſſe Manſell **H**, die nach mir **Amaliens** liebſte Freundin iſt, ein edles, gefühlvolles Mädchen, und **Dörmer**, der großmüthige, erhabne **Dörmer**, waren am meiſten gerührt. Erſtere ſagte noch beym Abſchiede: „Wenn du ſtirbſt, liebes „**Malchen**! — ach! „welche Wunde wirſt du „mir ſchlagen! — die immer bluten wird! — Bete „für mich in der Ewigkeit, daß ich ſo gut wie „du werde, und einſt auch ſo ſelig ſterbe!“ **Dörmer** zeigte ganz ſeine groſſe Seele, die in ihrer Tiefe den nagenden Verluſt einer geliebten Freundin empfindet, mit Macht wider die Regungen der Verzweiflung kämpfet, und als ein Weiſer ſieget. So gerührt er war, ſo konnte er doch mit männlichem Geiſte uns allen Troſt einſprechen. Selbſt die Kranke tröſtete er, und verſicherte ſie, daß wenn Gott über ſie gebieten ſollte, er Zeitlebens ihre Aſche verehren und ſegnen, und ihr alle Tage eine Thräne der Freundſchaft opfern werde. Sie wankten endlich alle, ſtill und traurig, wie ein bebender Leichenzug zum Zimmer hinaus. Harm und Jammer ruhten auf ihren Geſichtern, und bittre Wehmuth quoll immer noch in Thränen aus ihren Augen. Auf der Gaſſe blieben ſie noch zwey oder drey beyſammen ſtehen, wiſchten ſich die Augen, und blickten wehmüthig nach dem Hauſe, wo ihre ſterbende Freundin liegt.

Sollt' ich Dir noch das erſchütternde Klagen meines kleinen Mädchens, als ihrer Verwandtin, und ihrer Mutter Schweſter, die ſie beyde aus ihrem Elend riß, und welche leztere nicht von ihrem Bette kömmt, beſchreiben, o ſo grüb' ich mir ſelbſt meine Wunde tiefer in mein Herz. Verſchone mich damit, **Henriette**! der Gegenſtand iſt gar zu traurig für mich.

Um 9 Uhr Abends.

Dank! tauſendfachen Dank! edles, herrliches Mädchen! für Deinen abermaligen ſo liebevollen, obgleich kurzen Brief *), den mir Herr von **Morgenſtern** heute von Dir einhändigte! Du mußt mir aber auch vergeben, **Henriette**, wenn ich Dir Deinen mir ſo lieben Brief jetzt nicht beantworten kann. Ich bin Dir auf Deine vorigen, die ſo viel Schönes enthalten, noch die Antwort ſchuldig. Aber Du ſiehſt ſelbſt, daß ich, ehe ſich **Amaliens** Schickſal entſcheidet, nicht daran kommen kann. Bis dahin habe Geduld, und nimm mit dem vorlieb, was ich Dir von dieſem lieben Mädchen ſchreibe. Heute Nachmittag um vier Uhr wurde ich nach Hauſe gerufen. Herr von **Morgenſtern** war da. Du haſt Ehre mit Deiner Zucht eingelegt, **Henriette**! So ein anſtändiges, edles Betragen hatt' ich nie von dieſem Manne geſehen. Aber warum haſt Du ihn nicht dort behalten? — Doch davon ein andermal. Jetzt iſt mein Herz nicht zum Scherz geſtimmt.

Morgenſtern hatte ſchon von **Reimannen** **Amaliens** tödtliche Krankheit vernommen. Auch ſein Herz mochte wohl viel leiden um die Liebe; denn er zollte ihr manche Thräne bey der ausführlichen Erzählung, die ich ihm von ihren Umſtänden

---

*) Dieſer Brief hat ſich nicht gefunden; vermuthlich war's ein Empfehlungsſchreiben für den gebeſſerten Morgenſtern, den die großmüthige Henriette ihrer Freundin mit ſo vieler Uneigennützigkeit abtrat.

den machte. „Wenn alle die Guten ſterben,“ ſagte er, „was wollen wir noch in der Welt? Ach Gott! warum eben die beſten Menſchen?“ Er ließ nicht eher nach, bis ich ihn mit zu **Amalien** nahm. Wieder ein neuer Auftritt des Jammers! — er erſchrack vor ihr, da er ſie erblickte, ward blaß, zitterte zurück, und ſagte: „Groſſer Gott! — ſo, dein ſchönſtes, edelſtes Geſchöpf! — wie verändert! — O! wir armen Menſchen!“ — **Amalie** ſchien ihn erſt nicht zu kennen, ſo trübe war ihr Auge ſchon. Er rufte ihr zu: „Kennen Sie mich, Liebe? Ihr Freund, **Morgenſtern**!“ Bey Nennung ſeines Namens blickte ſie ihn heller an, und nun kannte ſie ihn. Sie ſtreckte ihre Hand nach ihm aus, und ſagte: „Ja! willkommen! Dank!“ — Er faßte ihre Hand, hielt ſie lange in der ſeinigen, und ſagte: „Engel Gottes! können Sie nicht leben? O! warum? — Ihr Zuſtand — o! wie durchbohrt er mein Herz!“ Seine Bruſt war ihm beklommen; er konnte kein Wort mehr ſprechen; nur ſchwere Seufzer hoben ſich aus ſeinem Herzen, und groſſe glänzende Thränentropfen rollten ſeine Wangen herab. Er ließ endlich ihre Hand fahren, und ſagte; „Gott ſegne ſie, Engel!“ — „Auch Sie!“ antwortete die Gute. „Leben Sie wohl! glücklich! — denken Sie — manchmal — an das arme Mädchen!“ — Dieſe Worte mochten ihr ſchon ſchwer geworden ſeyn; denn ſie holte tief Athem, ſah aber immer

Morgenſtern und mich, die wir beyde neben einander vor ihrem Bette ſtanden, an. Ein paarmal ſchien ihr Auge zu lächeln, da ſie uns ſo anſah. O! es war ein himmliſches, ſeliges Lächeln; uns aber vermehrte es unſre Thränen. **Morgenſtern** konnte es endlich nicht mehr aushalten, und gieng mit ſchwerem Herzen fort. „Herr von „**Morgenſtern** kömmt mir viel anders vor, Lie„be!“ ſagte ſie dann zu mir. „Das herrliche „Fräulein! — nicht wahr, **Emilie**, die hat „ihn frömmer gemacht? Gott gebe es!“ Ich richtete ihr Dein Compliment aus, worüber ſie ſich ſehr freute.

Jetzt muß ich abbrechen; es iſt zehn Uhr; **Amalie** iſt ſo krank, daß ich dieſe Nacht ihr Ende befürchte. Grauſende, fürchterliche Nacht! — wie ſo ſchwarz der Himmel! — wie brauſen die Winde! — Kömmt auf ſeinen Fittigen der Engel des Todes — und er riſſe ſie hin in die Nacht des Grabes, meine Geliebte — O — Gott! hilf mir ihn tragen dieſen Jammer! — ohne dich vermag ichs nicht.

Die Blattern wollen durchaus nicht heraus; dieſe Nacht, ſagt der Arzt, müßten ſie kommen — oder der Tod! — Ha! — o! die Aerzte! — Noch immer Hofnung, ſpricht er. Bey mir keine. Ein Druck ans Herz, ſo liegt ſie da wie Marmor.

Ach! Himmel! — da kommt **Reimann** noch! Er will ſie ſterben ſehen, oder Zeuge ihrer Geneſung ſeyn. Der Wahnſinnige! wie konnt' ihm das einfallen? — Er läßt ſich nicht davon abbringen. O! du armer! —

Den 11. Oct. früh um 10 Uhr.

Sie iſt dahin, die Heilige, nun in Gott Selige! — Um vier Uhr heute früh mähte der ſchreckliche Todesengel die ſchönſte, lieblichſte, ſüßduftende Blume; und ſie ſank in Staub — — O! **Henriette**! laß mich jammern! laß mich klagen! laß mich ausweinen meinen tödtenden Schmerz, daß er mich nicht zu Boden ſtürze. O! daß ich ewig weinen, in Thränen mich baden könnte! — Sie war es werth, die Heilige! — Ach! tröſte mich, **Henriette**! ich möchte verſinken — auch hin in die öde, düſtre Todesgrube — Gott! wie ſchwach bin ich! — ich kann keinen Gedanken faſſen. Alles iſt wüſt und öde um mich her. Die Todtenglocke tönt; o! wie fürchterlich! — Die Klagen der Edlen ſchallen — o! wie wehmüthig — Klaget! klaget immer — o! daß eure Klagen ſie aus dem Rachen des Todes erkaufen könnten! — Ich kann nicht weinen vor Schmerz, **Henriette**! — o! daß ich doch weinen könnte! — Beſſer — beſſer wär mir dann. Die Beklemmung! — die Angſt! — Vergieb! vergieb, liebes Mädchen! dem erſten, noch blutenden Schmerz! ich kann nicht mehr —

Eine Stunde drauf.

Nun kann ich weinen. Fließt! — fließt hin auf die liebe — liebe Erblaßte, ihr Zähren! daß ſie warm werde. Vielleicht erweckt ihr ſie! — Doch, ich Thörin! was ſchreib' ich doch? — Meine Sinnen ſind ganz verrückt. Wenn's ſo fortgehet, kann ich Dir nichts von ihrem Tode ſchreiben. Ich will beten, daß Gott mir Troſt und Ruhe ins Herz ſenke. Bin ich nicht eine Chriſtin? — und war die, die ich liebte, nicht auch eine? — Ruhet ſie nicht jetzt in Gottes Schooſſe — glücklicher — unendlich ſeliger als wir alle? — Schöpfe, meine Seele — aus dem Meer der Liebe — aus Gott — Troſt für dich! — Sey ruhig! ergib dich! walle nieder, Herz! der Ewige meynt es gut, auch wenn er ſchlägt. Es wird mir beſſer, **Henriette**! Ach! wenn ich nur das Jammern, das Klagen nicht um mich hörte! — Armer **Reimann**! — armer **Dörmer**! — Dort liegt jener noch ohne Beſinnung, und dieſer wanket ſtumm umher, und hält einen fürchterlichen Kampf mit ſeinem Herzen. Auf! ihr Lieben! faſſet euch! — Kommt! laßt uns Blumen ſammlen! Blumen des Lenzes! einen Kranz binden, und bekränzen die Selige! — oder auf ihr Grab ſtreuen, mit ſtillen Thränen benetzt! Doch — wo Blumen jetzt? — wo ſchon der ſpätere Herbſt ſie tödtet? — Ach! hätte doch auch erſt der Herbſt ihrer Jahre meine Freundin, meine Geliebte getödtet! — Aber — auch Blumen des Lenzes tödtet die brennende Sonne, wenn kein milder Regen ſie netzet. So eine

Blume war Amalie — nun bald zu Staub vermodert, wie die Erde, die ſie in ihren Schooß nimmt. Sey mir immer geſegnet, wohlthätiges Grab meiner Freundin! du bewahreſt den edlen Staub, bis ihn Gott einſt ſammlen, und zum ewigen Glanze beleben wird. Blühet, ihr jungen Roſen, die ich darauf pflanze! — Liebliche Blumen! duftet Wohlgeruch, eh' ihr auch dahin fallet, wie die Roſe, die, jetzt Staub, eure Wurzeln befruchtet! Wehet ſanft, ihr kühlenden Abendwinde, um die ſtille, einſame Gruft eurer Geſpielin, die ſo oft in ihrem ſchönen Leben euer ſchmeichelnder Hauch umfächelte! —— Breite wohlthätigen Schirm über den Ort, wo die ehrwürdigen Gebeine ruhen, ſchattigte Linde! und du, grüne Cypreſſe! —— Hier müſſen oft traute Jünglinge und fromme Mädchen ſitzen, und Thränen opfern der holden Geſpielin ihrer Jugend, und Blumen ſtreuen auf ihr Grab, und ſchwören bey ihren heiligen Gebeinen den Eid der Tugend, der Liebe und Treue! — Keine Läſterzunge, keine giftige Otter, keine kriechende tödtende Schlange nahe ſich dem heiligen Orte, und beunruhige den Geiſt der Gerechten! — Nur **Philomele** miſche ihr ſanftes Lied in die Geſänge der Freunde, die ſie über dem Grabe ihrer Geliebten ertönen laſſen! Und du, ſeliger Geiſt der Entſchlaſſenen! — wenn dir's der Ewige nachläßt, und die Erinnerung an deine Freunde deine Seligkeit nicht ſtört — ſchwebe immer um mich, wie ein freundlicher Genius! — führ mich den Weg der Tugend! — reiß mich ab von dem Abgrunde, der ſich vielleicht oft vor meinen Füſſen öfnen wird! — leite mich — ſo rein wie du biſt — den Armen des Ewigen zu!

Ich ſchwärme ſehr, liebe **Henriette**! Vergieb mir noch einmal! der Schmerz tobt noch immer ſo in mir, daß ich nicht weiß, was ich ſchreibe. Morgen kann ich Dir vielleicht von **Amaliens** Ende etwas beſtimmteres ſagen. Uebermorgen wird ſie begraben.

Fünf und dreißigſter Brief.

Fortſetzung.

L. den 12. Oct.

Es war vorgeſtern des Nachts gegen eilf Uhr, als ich, an **Amaliens** Bette ſitzend, auf die falſchen Tröſtungen des Arztes, noch immer ihre baldige Geneſung träumte. Weil ſie ſehr ſtille lag, ſo vermuthete ich, ſie würde einſchlummern. Madam D. ſaß mir gegenüber, und war eingeſchlafen. **Reimann** gieng wie ein Betäubter im Zimmer leiſe hin und wieder. Jetzt fieng die Kranke plötzlich an, und ſagte: „**Emilie**! nun iſt's bald aus. „Ich fühl's. Es ſchwindet alles vor meinen Au-

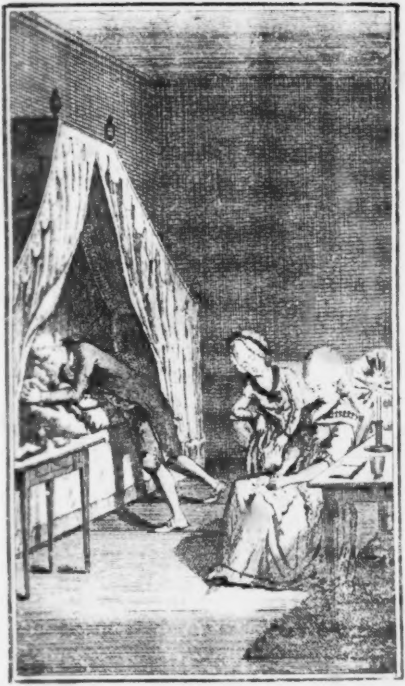
„gen. Wenn ich bitten darf — ſingen Sie mir „noch das Lied:

„Jeſus lebt, mit ihm auch ich,“ u. ſ. w.

Wir ſangen es alle drey; und während des Geſangs lag ſie da mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen, wie eine Heilige vor Gottes Thron. Sie ſprach uns faſt jedes Wort heimlich nach; und da wir fertig waren, wiederholte ſie noch laut die Worte:

Jeſus lebt, ich bin gewiß,
Nichts ſoll mich von Jeſu ſcheiden.

Dann ſagte ſie: „Gott ſey gedankt, daß er mir „in meinen letzten Stunden noch Verſtand und „Kraſt giebt, an ihn zu denken! — O! er iſt die „Liebe, der gute Gott. Herr! Herr! du allein „— biſt meine Zuverſicht.“ Darauf wurde ſie zuſehends ſchwächer. Es war aber nicht mehr die raſende Fieberhitze, die bisher in ihr getobt hatte, ſondern eine gewiſſe Ermattung und Entkräftung, die ſie gegen alles unempfindlich machte, verkündigte die Annäherung des Todes. Sie rührte kein Glied mehr. Wie ſich nach und nach die Sprache verlohr, ſo wurden auch ihre Augen immer ſchwächer. Doch behielt ſie bis auf den letzten Augenblick ihren Verſtand. Sie betete faſt immer für ſich; wenigſtens ſchien ſie mit ihren Gedanken ſchon in jenem Leben zu ſeyn. Eine Stunde vor ihrem Ende befahl ſie mir und Madam D. noch die Fürſorge für ihre armen Verwandten an. Dann



ſagte ſie: „Nun hält mich nichts mehr in der Welt „zurück — nun laſſen Sie mich nur an die Ewigkeit denken, und ſterben! — Weinen und jammern Sie nicht mehr um mich!“ Ja! wer das gekonnt hätte! — Wir ſaſſen ſtille, um ſie nicht zu ſtören. Denn ihre Gedanken waren ein anhaltendes Gebet. Dieß zeigten ihre immer gen Himmel gerichteten Augen, und die öfteren Bewegungen ihrer ſchon ſterbenden Lippen. **Reimann** ſaß am Tiſche, hatte ſich mit dem Kopf darauf gelegt, und war faſt ohne Empfindung. Ungefähr eine Viertelſtunde, ehe ſie verſchied, ſtreckte ſie noch ihre beyden Hände gegen uns aus, und ſagte: „Nun! lebt wohl! einmal in jener Welt ſehen wir „uns wieder.“ — Dann rufte ſie noch mit gebrochener Stimme, ſo daß man es kaum verſtehen konnte, aus: „Auferſtehn — ja! auferſtehn will „ich! — Jeſu! nimm meinen Geiſt auf!“ Und nun drehte ſie das Geſicht von uns weg, bekam einige Zuckungen, gab einen dumpfen Laut von ſich, und verſchied. —

Wir hatten ſie alle drey ſterben ſehen. Aber — da ſtanden wir in dem Augenblicke ihres Todes, ſahen einander ſtarr an, und wußten nicht, ob wir reden ſollten, oder konnten. Mein erſter Gedanke war, daß ich die Selige nun ganz glücklich pries, und mir wünſchte, einſt auch eines ſo ſchönen Todes zu ſterben. Doch vertrieb der überhand nehmende Schmerz dieſe tröſtende Empfindung augenblicklich wieder aus meiner Seele. Mein Herz wurde nun noch beklemmter. Ich fieng an am ganzen Leibe zu zittern, und ſank ohne Empfindung auf den neben mir ſtehenden Stuhl. Madam D. hatte ſo viel Kräfte, einige Schritte im Zimmer hin zu wanken, wo ſie alsdann auf einen Sopha ſank. **Reimann** ſtürzte, wie von einer unſichtbaren Gewalt geriſſen, hin auf den eben erblaßten Leichnam, umfaßte ihn mit beyden Armen, und drückte ſein Geſicht auf das Antlitz der todten **Amalie** und gab einige dumpfe, unverſtändliche, jammernde Töne von ſich. Zum guten Glück wurde ich's gleich gewahr. Ich ſtrengte alſo meine ganzen Kräfte dran, ihn von der Leiche hinweg zu reiſſen. Mit Mühe konnt' ich ihn in ein andres Zimmer bringen. Er ſprach immer nichts, als bisweilen die Ausrufungen: „Ach! **Amalie**! **Amalie**!“ —

Das war denn das Ende dieſes frommen Mädchens, deren Andenken unſrem Stande ewig Ehre machen, und ſeinen Verächtern den Mund ſtopfen wird.

Segne mit mir, **Henriette**! die Aſche der Heiligen! — weih' ihr eine ſtille Thräne! — laß aber auch jetzt mich wieder ausweinen, ehe ich weiter ſchreibe.

Gegen Abend.

Die armen Verwandten meiner lieben Seligen ſind untröſtlich. Das iſt ein Jammern, und ein Klagen — daß einem das Herz im Leibe verbluten möchte!

Ich habe heute Boten nach **Mallendorf** geſchickt mit der traurigen Botſchaft. O! was wird meine gute Doktorin jammern! Auch ſie liebte das ſelige Mädchen.

Reimann gehet noch immer wie ein Träumender umher. Er wünſcht nur, daß er weinen könnte; aber ſein Schmerz hemme ſogar ſeine Thränen. Er wollte heute mit Gewalt die Verſtorbne noch einmal ſehen. Nur mit vieler Mühe konnten wir ihn von dem unglücklichen Einfall abbringen.

Auch Herr von **Morgenſtern** wollte ſie ſehen. Aber was nützte das? — wir redten es ihm aus. Ich denke, man ſollte nie eine im Leben geliebte Perſon nach ihrem Tode ſehen. Das Bild iſt gar zu ſchrecklich.

Herr D. und Herr **Dörmer**, beſonders der letztere, ſind auſſerordentlich gerührt. Herr **Dörmer** ſagte heute: „Wir haben eine groſſe Zierde „unſrer Bühne verlohren; aber ich wünſchte dieſe „**Amalie** geweſen zu ſeyn."

Den rührendſten Auftritt machte der alte **Wilibold**, den **Amalie** ſo großmüthig aus ſeinem Elende geriſſen hatte. Der kam heute, auf die Nachricht von ihrem Tode, an ſeinen Krücken wie das Bild des Jammers daher. Schmerz und Gram ruhte auf ſeinem verrunzelten Geſichte, und groſſe Thränentropfen fielen aus ſeinen hohlen Augen herab. Da er uns ſah, rief er: „O! meine „Erretterin! meine Freundin! die ich ſo ganz „nicht werth war; warum hat dich Gott genom„men? Hätte ich alter Krüppel, der ſo viel Bö„ſes in der Welt that, nicht dafür ſterben kön„nen?“

Wir mußten ihm **Amaliens** Leichnam zeigen. Er fiel neben ihm hin auf ſeine Knie, und betete, daß ihn Gott bald zu Gnaden aufnehmen möchte. „Sie müſſen mich alten Sünder verabſcheuen!“ ſagte er. „Aber Gott kann ja wohl auch mir „gnädig ſeyn — ſterb' ich auch nicht wie dieſe „Fromme.“

Den 14. Oct.

Nun bedeckt ein kühles Grab den Leichnam meiner verblichenen Freundin. O! ruhe ſanft, heiliger Staub! bis der Erzengel dich erwecken, und die Stimme des Ewigen dich aus dem Reiche der Todten hervorrufen wird! — Geſtern früh um vier Uhr wurde ſie in der Stille beerdiget. Niemand, als ein Prieſter, ich, Herr und Madam D. begleiteten die Leiche zu ihrer Ruheſtätte.

Der Prieſter ſprach noch den letzten Segen über die Gruft. Wir ſtreuten Blumen darauf, und weihten dem Gedächtniß des Engels einige ſtille Thränen der Liebe.

Abends feyerten wir ſtatt des gewöhnlichen Stücks **Amaliens** Leichenbegängniß auf der Bühne. Tages vorher ward es nach geendigtem Schauſpiel ordentlich angekündiget, und geſtern durch die öffentlichen Anſchläge bekannt gemacht.

Das Schauſpielhaus war ſo voll, daß noch viele wieder fortgehen mußten, die keinen Platz bekommen konnten. Die Bühne war über und über ſchwarz behangen, und der Boden mit ſchwarzem Tuche belegt. In der Mitte der Bühne ſtand ein zugemachter Sarg auf einem erhabenen Geſtelle, und ebenfalls mit einem ſchwarzen Tuche behangen, worauf ein Kreuz, und darunter die Worte: „Religion und Tugend, mit Natur und Kunſt „vereint,“ mit weiſſer Seide geſtickt waren. Um den Sarg ſtanden acht brennende Wachskerzen, und oben zwey Marſchälle, auf jeder Seite einer, im Trauerhabit, und mit den übrigen gewöhnlichen Verzierungen. Unten am Sarg ſaſſen unſre beyden jüngſten Schauſpielerinnen, auf jeder Seite eine, in tiefen Trauerkleidern. Im Hintergrunde der Bühne ſtand unſere ganze Geſellſchaft in Trauerkleidern, eins am andern, auf der rechten Seite das Frauenzimmer, und auf der linken die Mannsperſonen. Es war ein rührender Aufzug; und von vorn muß er noch mehr ins Auge gefallen ſeyn.

Wir alle waren äuſſerſt gerührt; und die beyden Mädchen, die vorn am Sarge ſaſſen, weinten faſt unaufhörlich. Als der Vorhang während einer ſanften Trauermuſik aufgezogen wurde, und das Adagio zu Ende war, ſangen die beyden vorderſten Mädchen ein rührendes Duett. Sodann folgte eine Arie, und dann wieder ein Duett. Die Compoſition war von unſrem Muſikdirektor Herrn B — vortreflich, und auſſerordentlich rührend. Unſer Theaterdichter, Herr R., hatte die Geſänge gemacht. Es waren Klagelieder um die verblichene Schöne, voller Gefühl aus der gerührten Seele des Dichters gefloſſen. Auch ſangen ſie, die beyden Mädchen, mit der tiefſten, wehmüthigſten Empfindung.

Nach Endigung des Trauergeſangs trat ich langſam und feyerlich ganz vor auf die Bühne, und hielt eine kurze, aber rührende Rede auf die verſtorbene Zierde unſrer Geſellſchaft. Sie iſt ebenfalls vom Herrn R. Hier hab' ich ſie Dir in Abſchrift beygelegt. *) Es war kein Wunder, daß ich ſie, wie man mich hernach verſicherte, mit einem ſehr rührenden Anſtande hielt. Denn die Seelen aller Zuſchauer ſympathiſirten mit meinem Herzen; und das lag ganz auf meiner Zunge, ſprach in jedem meiner Worte, in jedem meiner Blicke. Ich wurde oft von der allzu ſtarken Be-

klem-

---

*) Wir haben dieſe Rede nicht finden können. Vermuthlich hatte ſie viel ähnliches mit derjenigen, welche auf dem Hoftheater zu Gotha bey gleicher Gelegenheit zu Ehren des ſel. Eckhofs gehalten wurde; und dann iſt es immer Schade, daß ſie verlohren gegangen iſt.

klemmung meines Herzens im Reden unterbrochen; und dieß mochte wohl mit den Thränen, wovon meine Augen immer überfloſſen, mehr zur Rührung meiner Zuhörer beytragen, als die Kunſt, auf welche ich gerade am wenigſten dachte. Auch ſah ich faſt kein Geſicht vor mir, auf welchem nicht Beſtürzung und Kummer ruhten, und kein Auge, das nicht von Thränen glänzte. Es war, der groſſen Menge Menſchen ungeachtet, eine ſo tiefe Stille, daß ich glaube, man hat jeden Seufzer, der mir während der Rede entfloß, wahrnehmen können. Man ſtand im Begriff, nach Endigung der Rede zu applaudiren. Da aber dieß auf alle Fälle hier ganz unſchicklich geweſen wäre, ſo winkte ich mit der Hand, und es herrſchte die vorige Stille wieder. Eine abermalige ſanfte Muſik beſchloß die Handlung. Die Geſänge, welche die beyden vorigen Sängerinnen abermals ſangen, waren zärtliche Jubellieder zweyer Seligen über die Ankunft einer neuen Himmelsbewohnerin, unſerer **Amalie** Den gänzlichen Beſchluß machte ein Triumphlied, welches den Sieg der Gerechten über die Schrecken des Todes zum Gegenſtande hatte, und von uns allen geſungen wurde. Dieſer Geſang war ſo voll groſſer, erhabner Empfindungen, daß er den Zuſchauern gleichſam den letzten Stoß an ihre tiefgerührten Herzen gab. Jedermann gieng, mit einem heiligen Schauer erfüllt, aus dem Schauſpielhauſe, und die Feyerlichkeit erhielt den Beyfall des ganzen Publikums.

Und nun, meine liebſte **Henriette**, ſey Dir denn genug von der traurigen Geſchichte unſrer nun ſeligen Freundin! Möchte ich Dir nie wieder ſo etwas melden dürfen! — Gott geb' es! ich hoff' es zu ihm, ob ich gleich noch manchem traurigen Auftritte meines Lebens, ich weiß nicht, nach welcher geheimnißvollen Empfindung meines Herzens, entgegen ſehe. Leb wohl, Gute! und richte mich bald durch Deine Laune wieder auf. Doch, wo ſoll Dir die Laune herkommen, wenn Du ſo traurige Briefe von mir bekommſt? Vergiß nie unſre ſelige Freundin! denn ſie war auch die Deinige, ob ſie Dich gleich nicht von Perſon kannte. Sie war es werth, daß Du ſie liebteſt. Leb wohl!

Deine

ganz eigne

Emilie Sommer.

Sechs und dreißigſter Brief.

Reimann an Thalmann.

L. den 15. Oct.

Mein liebſter, beſter Freund!

Daß der Tod uns unſre gute **Amalie**, dieß unvergleichliche Mädchen, das werth war, Jahrhunderhunderte zu leben, geraubt hat, wiſſen Sie, mein Lieber, aus dem Briefe, worin Mademoiſell Sommer vor einigen Tagen meiner Schweſter dieſen traurigen Vorfall meldete. Mit Recht können Sie ſich die gröſte Vorſtellung von dem Schmerz machen, womit dieſer unvermuthete Todesfall unſer aller Herzen erfüllte. Denn ſie war uns allen lieb und theuer. Aber dennoch wird Ihnen der meinige bey weitem nicht in ſeiner ganzen Gröſſe begreiflich ſcheinen, wenn Sie ihn nur nach dem Maaßſtabe der Freundſchaft abmeſſen. Nein! beſter Freund, mein Herz nahm einen viel wärmeren, glühendern Antheil an dem Fall dieſer reizenden Blume, die im ſchönſten Frühling ihres Lebens verwelkte.

Ich muß Ihnen ein Geſtändniß thun, das ich vor mir ſelber gern verheelen möchte, wenn es möglich wäre; nur, damit ich jemanden finde, der mir Troſt in mein noch blutendes Herz ſtrömet. Ach! lieber **Thalmann**! — ich möchte ſonſt meinem Jammer ganz unterliegen; und — wie viel vermag nicht die Theilnehmung eines mitempfindenden Freundes über unſer Herz, um es zu tröſten? — Wem könnte ich ein Geheimniß, das immer tief in meiner Bruſt verſchloſſen blieb, und das, auſſer Ihnen, niemanden offenbaret werden darf, freyer anvertrauen, als Ihnen, mein Lieber, der Sie ein ſo empfindſames Herz haben, und ſo gern mit den Weinenden weinen? — Ihnen, einem

Freunde, der unter allen, die ſich die meinigen nennen, immer mein wärmſter, mein rechtſchaffenſter war — immer mit väterlicher und brüderlicher Treue mir zur Seite gieng. —

Wiſſen Sie alſo, Lieber, daß ich **Amalien** liebte! Dieſe Leidenſchaft glimmte lang in meiner Seele; ich kämpfte immer mit männlichem Muth gegen ſie, weil ich mich überzeugte, daß ſie mir Gift war; und gewiß, wär meine Geliebte beym Leben geblieben, ich hätt' endlich mein Herz bezwungen.

Indeſſen breiteten ſich die Funken der Liebe täglich mehr in mir aus; und wenn ich oft dachte, ich hätte mich beynahe ganz überwunden, ſo wurde ich mit Schrecken gewahr, daß ich wieder anfangen mußte, wo ich dachte, ich hätte nichts mehr zu beſiegen. Bey der Nachricht von **Amaliens** Krankheit loderte die Flamme auf einmal ganz auf. Nun konnt' ich ſie nicht mehr dämpfen. Sie fand in den Empfindungen meines Herzens Nahrung genug, um bey dem Tode der Seligen zu einer alles verzehrenden Gluth zu werden. Noch jetzt brennet ſie in meiner Bruſt; und — wer kann ſie löſchen, wenn Sie, mein mitleidiger Freund, mir Ihre hülfreiche Hand nicht reichen? —

Ich wär' beynahe von Sinnen gekommen, da ich nun auf einmal die ſchöne Beute in den gierigen Klauen ihres Räubers, des Todes, ſah, und ſie mit all' meinen Thränen, mit dem ganzen Gefühl meines namenloſen Schmerzes nicht retten konnte.

O Freund! haben Sie Mitleid mit den vielleicht thörichten Phantaſien eines Jünglings, den die Liebe zum erſtenmal, und eben darum deſto tiefer verwundete! Tröſten Sie mich! aber halten Sie meine Entdeckung vor der ganzen Welt geheim! Wenn es mir mit Ihrer Hülfe je gelingt, mein Herz wieder zu beruhigen, ſo will ichs auch meiner guten Mutter entdecken. Denn ſie iſt eine gar liebe Frau, die mich deswegen nicht haſſen wird. Sollt' ich aber der Macht meiner unglücklichen Liebe unterliegen, ſo darf ſie es nie erfahren. Denn mein Tod würde dann den ihrigen gar bald nach ſich ziehen. Das liebe Mädchen ſtarb zwar den Tod einer Chriſtin, einer Heiligen; aber beſſer wär' es doch — ach! unendlich beſſer geweſen, wenn ſie wär beym Leben geblieben.

Laſſen Sie nicht lange auf eine tröſtende Zuſchrift warten

Ihren

gebeugten Freund,
Chriſtian Heinr. Reimann.

Sieben und dreißigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

L. den 24. Oct.

Wie bald kann's doch mit uns aus ſeyn, Thalmann! — Wir armen, ſchwachen Menſchen! — was brüſten wir uns auf unſer bischen Gold, Schönheit, Witz, Gelehrſamkeit, oder was wir ſonſt beſitzen? — es iſt doch alles nichts. Eh' wir es uns verſehen, wie ein Dieb in der Nacht, kommt der Würgengel, drückt uns die Kehle zu, und — dort liegen all' unſre Prunkſchlöſſer, die wir uns ſo mühſam, oft auf Koſten unſrer Tugend und unſrer Ruh aufbauten, im Staube, und wir unter ihrem Schutt begraben. Iſt es wohl der Mühe werth, ein Menſch zu ſeyn, und in ſeiner Menſchheit durch tauſenderley Qualen und Millionen Gattungen von Elend ſich hindurch arbeiten zu müſſen, um am Ende — Staub zu werden? —

Du wirſt Dich nicht wundern, Lieber, wie ich zu dieſen Betrachtungen komme, wenn Du weißt, daß unſre Demoiſell **Weichhold** ein Raub dieſes traurigen Looſes der Menſchheit geworden iſt. Ach! **Thalmann**! der plötzliche, jammervolle Tod dieſes blühenden, von Geſundheit und Leben ſtrotzenden Mädchens hat mich ſehr erſchüttert. Sonſt war ich ein gar leichtſinniger Menſch, den es eben nicht rührte, wenn hier einer meiner Brüder, oder dort eine meiner Schweſtern im Lenze des Lebens dahin ſtarb. Ich dachte nicht daran, daß die Reihe wohl auch einmal an mich kommen könnte. Statt daß mich die Erinnerung an meine Sterblichkeit auf die ſo nöthige Beſſerung meines Lebens hätte aufmerkſam machen ſollen, ſtößte ſie mir vielmehr den raſenden Trieb ein, es noch recht toll zu machen, und, nach der feinen Sprache der Freyheit, die ich für etwas rechtes hielt, das Leben noch zu genieſſen. Gott! was war ich damals für ein Kerl?

Das Bild dieſer ſterbenden **Amalie** — denn ich ſah ſie noch einige Stunden vor ihrem Tode, und o! wie ſchrecklich war mir ihr Anblick! — begleitet mich jetzt allenthalben, und läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Das Mädchen gieng mich zwar eben nichts an; aber — wenn man doch die Schönheit, die Unſchuld, die Tugend ſo auf einmal dahin ſtürzen ſiehet, o **Thalmann**! das muß einen angreifen, das muß einem das Herz im Leibe zermalmen, und wenn es von Marmor wär.

Ja, Bruder! ſieh! wär nicht **Emilie** noch auf der Welt mein einziges Gut — ich ſehnte mich nicht mehr nach ihr, weil's doch einmal nichts damit iſt. Denn die beſten Menſchen ſterben im

Frühling ihrer Tage dahin, und die Ungeheuer — bleiben zur Qual der Guten leben. Doch — ich ſchwärme wieder einmal — kann's immer nicht laſſen. Vergieb, **Thalmann**! es leben ja noch ſo viel Gute auf dieſer Welt, und darunter biſt Du ja auch, und **Henriette**, und — die liebe, gute **Emilie**.

Du hätteſt ſie nur ſehen ſollen, wie ſie auf dem Theater — denn man feyerte **Amaliens** Leichenbegängniß öffentlich auf der Bühne — ihr die Trauerrede hielt. Mit welcher unnachahmlichen Gröſſe der Empfindung, mit welchem tiefen, innigen Gefühl der Wehmuth — o! man hätte in Thränen zerflieſſen mögen. Und wie reizend, wie göttlich ſchön das himmliſche Mädchen dabey ausſah! — wie ſelbſt die Trauerkleider ihre entzückende Schönheit erhoben! — Welcher groſſe, majeſtätiſche Anſtand! — wie die Königin des Tages unter ſchwarzen Donnerwolken hervorſtralt! O! man hätte bey ihrem Anblick in Gefühl aufgelöſet werden — in Liebe, in ſelige paradiſiſche Liebe zerſchmelzen mögen.

Spotte nicht, **Thalmann**! über meine Schwärmereyen! Du kenneſt **Emilien**. Sag mir, wem iſts möglich; nur bey ihrem Anblick nicht in Glut aufzulodern? — — Schweig mir nun auch davon, daß ich ſie laſſen, und ihre Hand — ach! ihre ſelige, warme, treue, liebevolle Hand nicht zu erlangen ſuchen ſoll. Denn es wird täglich

lich gewiſſer in meinem Herzen, daß **Emilie** mir allein angehört, und daß kein Teufel mir ſie rauben ſoll.

Bisher hat mich **Amaliens** Krankheit, und nach ihrem Tode **Emiliens** Betrübniß darüber immer abgehalten, ihr meine Geſinnungen zu eröfnen, weil ich ihr in dieſer Lage nicht gern beſchwerlich fallen wollte. Sobald ſich aber der erſte blutende Schmerz ein wenig gelegt hat, werde ich mein Heil bey ihr verſuchen. Ich hoffe, es ſoll mir gelingen. Denn ſie iſt jetzt viel freundlicher und offener gegen mich, als vor meiner Reiſe nach Schleſien. Das hab' ich wohl dem lieben Fräulein zu danken, theils daß ſie mich zu einem beſſern Menſchen gemacht, theils daß ſie, wie ich vermuthe, mich bey **Emilien** aufs beſte empfohlen hat. Wenn's aber auch nicht gienge — o **Thalmann**! ich wüßte nicht, was ich da begönne. Gott ſchicke mir doch dieſe Verſuchung nicht zu! — ich glaube, ich käm von Sinnen.

Jetzt kann ich **Emilien** ſchon beſſere Bedingungen anbieten; brauche ſie nicht mehr zu überreden, daß ſie ſich in **Liefland** für eine Adeliche ausgeben ſoll. Nun mag's meinethalben die ganze Welt wiſſen, daß ſie eine Schauſpielerin war. Denn ich bin nun im freyen Beſitz meiner Güter. Mein lieber Onkel, den ich als meinen treuen Vater und Verſorger noch in ſeiner Gruft verehre, iſt nicht mehr. Sein Tod hat mich ſehr gerührt,

rührt, ob er mir gleich die glänzendſten Ausſichten öfnet. Denn der Tod ſo eines Mannes, der ſo viel an mir that, iſt mir doppelt traurig, weil mir dadurch alle Gelegenheit benommen wird, ihm das Gute, das er an mir that, nur einigermaſſen zu vergelten. Gott lohn's ihm in der Ewigkeit! Er war ein edler, tugendhafter Mann, voll warmen Gefühls für Rechtſchaffenheit und Treue, voll Liebe zu ſeinen Verwandten und Freunden, voll allgemeiner thätiger Menſchenliebe. Er half allen Nothleidenden, tröſtete alle Betrübte, rettete alle Elende, die ſich in ſeinen Schooß warfen. Seine Aſche ſey mir ewig geheiliget! Wie leid hätte mir es thun müſſen, wenn ich ihn durch meine Heurath vielleicht gekränkt hätte! Nun hab' ich die Verſuchung nicht mehr zu überwinden, und das iſt mir doch einigermaſſen lieb.

Jch erhielt die Nachricht von ſeinem Tode gerade um die Zeit, da **Amalie** geſtorben war. Sie machte daher deſto mehr Eindruck auf mich, weil mein Herz eben zu traurigen, wehmüthigen Empfindungen geſtimmt war. Sein hinterlaſſener Sohn ſchrieb mir ſie, und meldete mir zugleich, daß meine beyden Güter im beſten Stande wären. Der Selige habe ſie wie ſeine eignen verwaltet. Es ſey auch noch ein ſtarkes Kapital für mich da, welches in ſichern Händen ſtehe. Der Selige habe nur bedauert, daß er mich vor ſeinem Tode nicht noch einmal hätte ſehen können. Zu ſeinem Sohne habe er geſagt: „**Liebe du meinen guten Neffen, wie ich ihn liebte! — du als ein Bruder, „wie ich als ein Vater. Gott ſegne ihn!**“ Lieber, guter, alter Mann! wär' ich doch deiner Liebe immer würdig geblieben! O **Thalmann**! das kränkt mich jetzt ſehr, daß ich ſo ein böſer Bube war, und doch von einem ſo rechtſchaffnen Manne geliebt wurde. Ich habe indeſſen ſeiner Wittwe und ſeinem Sohne die Verwaltung meiner Güter aufgetragen, bis ich ſelbſt kommen, und ſie in Beſitz nehmen kann. Auch **Plotho**, der vor einigen Tagen abgereiſet iſt, hat mir verſprochen, mit darauf Achtung zu geben. Bey ſolchen Freunden ſind ſie in guten Händen.

Was will nun **Emilie** mehr? — Sie hat bey mir keine ſchlechte Verſorgung zu erwarten. Meine Güter ſind gewiß ſehr beträchtlich. Doch, ſolch ein Mädchen iſt nicht mit Gütern zu erkaufen. Das ſoll's aber auch nicht. Mein Herz ſoll und wird ihr mehr als alle Güter ſeyn.

Ich hoffe nicht, daß Du nunmehr weiter etwas wider meine Verbindung mit **Emilien** haben wirſt, da ſich die Umſtände ſo geändert haben, und die Verordnung meines ſeligen Vaters mit dem Tode meines Onkels erloſchen iſt. In einigen Tagen werde ich **Emilien** den Antrag thun; und dann ſchreib' ich Dir, wie es abgelaufen iſt. Bis dahin wie immer

Dein

Morgenſtern.

Acht und dreißigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

L. den 1. Nov.

Nun iſt's geſchehen. Die Bahn iſt gebrochen. Das Ziel meiner Wünſche, meiner Hofnung, meines größten Glücks iſt vor mir aufgeſteckt. O! daß ich's ſchon erreichet hätte! Jetzt ſchwebe ich noch zwiſchen Furcht und Hofnung, bin in meiner Phantaſie bald auf dem Gipfel meines Glücks, bald ſinke ich herunter in den tiefſten, unergründlichſten Abgrund des Elendes. Ach **Thalmann**! wenn ſie mich ausſchlüge! — wie ſchrecklich! — Gedanke, wie Qual der Hölle! weg mit dir! fleuch! ich will hoffen. Denn ſie hat mir's ja nicht abgeſchlagen, will nur Bedenkzeit haben. Die mußt' ich ihr ja doch gönnen. Die Mädchen haben ja einmal die Grille, auf den erſten Ruck nicht Ja zu ſagen, wenn ſie es auch eben nicht ſo meynen. Wenn ſie mich nur nicht lange in dieſer quälenden Ungewißheit ſchmachten läßt! — Entweder Leben oder Tod! ſiegen oder ſterben! denn ſonſt vergeh' ich vor Ungeduld.

Doch ich muß Dir die Sache ausführlich erzählen, und, ſo viel ich mich noch erinnern kann, unſren ganzen Diſcurs darüber protocolliren. Es läßt ſich beſſer überſehen.

Ich wollte mein Glück niemanden als mir ſelbſt zu danken haben; und daher beſchloß ich, ihr den erſten Antrag ſelbſt zu thun. Mündlich ſchien mir's am ſchicklichſten, weil man doch da den Einwürfen, die einem gemacht werden könnten, am beſten begegnen, und ſie gleich in der Geburt erſticken kann.

Alſo ließ ich mich geſtern Nachmittag bey ihr melden. Ich wählte mit Fleiß einen Sonntag, weil ſie da nicht im Schauſpiel war, und ich alſo die bequemſte Gelegenheit, mit ihr von meiner Liebe zu ſprechen, recht abwarten konnte.

Sie empfieng mich mit der ihr eigenen Grazie, und mit derjenigen Diſtinktion, die ſie mir ſeit meiner Rückkunft aus **Breslau** immer wiederfahren ließ. Erſt konnt' ich lange nicht an ſie kommen. Die Doktorin war bey ihr, und ich gerieth ſchon in Furcht, ſie möchte den ganzen Nachmittag bey ihr ſitzen bleiben. Gegen vier Uhr machte ſie ſich aber fort. Nun war ich mit meiner Göttin allein; konnte aber erſt aus Furcht, oder Blödigkeit, wie man es nennen will, kein ſchickliches Ankommen finden. Endlich half ſie mir ſelbſt auf die Sprünge, indem ſie mich nach den Umſtänden von meines Onkels Tode fragte. Da war ich nun gleich auf dem Fleck. Ich erzählte ihr alles, was ich wußte, ſehr ausführlich, ſetzte aus meinem Kopfe noch vieles hinzu, was ich zur Vorbereitung auf das, was ich ihr zu entdecken hatte, für nöthig hielt, und ſchloß endlich damit, daß ich ihr die dringende Nothwendigkeit, bald in mein Vaterland zurückzukehren, und meine Erbſchaft in Ordnung zu bringen, eröfnete. „Alſo „iſt der Zeitpunkt wohl ſchon beſtimmt,“ ſagte ſie, „wenn Sie uns zu verlaſſen gedenken?“ — „Noch nicht,“ antwortete ich, indem ich ihr ſcharf ins Auge ſah; „denn die Beſtimmung dieſes Zeitpunkts hängt nicht von mir allein ab.“ Sie mochte mich halb und halb verſtehn; denn ſie wich mir mit der folgenden Frage: „Werden Sie zu „Lande über **Memel** reiſen?“ ganz aus dem Gleiſe. Ich blieb aber bey mir, und antwortete: „Auch „dieß iſt zur Zeit noch dem Willkühr einer andern „Perſon überlaſſen.“ Sie war zu klug dazu, um zu fragen, wer dieſe Perſon ſey? Alſo mußt' ich anders ausholen. Da ich erſt vor ihr ſtand, ſo ſetzte ich mich nun neben ſie, ergrif ihre Hand, drückte meinen Mund drauf, und ſagte: „Erlauben Sie mir, daß ich mir einen guten Rath „bey der jetzigen Veränderung meiner Situation von Ihnen ausbitte!“ Sie wurde feuerroth, ſah mich aber mit einem entſchloßnen Blick an, und antwortete nach einem kurzen Stillſchweigen: „Sie machen ſich eine zu groſſe Vorſtellung „von meinen Einſichten, lieber Herr von **Morgenſtern**“ — „Nein!“ verſetzte ich; „denn ſie „ſind mir Bürge für das, was mein Herz beruhigen kann.“ — „Und ich dächte,“ ſagte ſie wieder,

der, „in Angelegenheiten, wo das Herz mitintereßirt iſt, wär einem der eigne Rath immer der befriedigendſte.“ — „Wenn er mir's aber nun nicht wär, liebe Mademoiſell!“ fiel ich ein; „Thäte ich da nicht wohl, wenn ich die warmen Empfindungen einer ſo lieben, gefühlvollen Freundin, die ſo gern an den Leiden ihrer Nebenmenſchen Theil nimmt, und ihnen Troſt und Ruhe ins Herz ſenket, — für mich reden lieſſe? — Und wenn Sie denn dieſe meine Freundin wären, liebe Mademoiſell?“ —

Emilie. „So würden Sie dennoch zu viel von mir erwarten, weil zu Ertheilung eines guten Raths das Herz immer das Wenigſte vermag.“

Ich. „Wollen Sie mir auch nicht wenigſtens Ihre Meynung von der Sache ſagen, wenn ich ſie Ihnen entdecke?“

Emilie. „Der Fall iſt der nämliche. Was ſollte Ihnen meine Meynung nützen, wenn ſie, wie ich befürchte, Ihren Wünſchen nicht entſprechen würde?“

Ich. „Sie ſind zu demüthig, meine Liebe! Erlauben Sie mir immer, Ihnen mein Herz zu öfnen, und wär's auch nur, um in Ihrem edlen Mitleiden, das Sie mir doch gewiß nicht verſagen, einigen Troſt zu finden! — Sie ſind ja gegen alle Menſchen ſo lieb und ſo theilnehmend — und Sie haben ſich ja doch immer auch meine Freundin genannt!“ —

Emilie. „Nun! weil Sie doch einen ſo groſ„ſen Trumpf drauf ſetzen, ſo erzählen Sie mir „Ihren Fall. Ich will meine Vernunft aufbie„ten, um Ihnen meine Gedanken davon zu er„öfnen.“

„Meinen wärmſten Dank dafür!“ ſagte ich, indem ich ihr die Hand küßte, und fortfuhr: „Ich „ſoll und muß L. in einigen Wochen verlaſſen. „Aber mir bliebe ein Kleinod zurück, an welches „mein ganzes Herz gefeſſelt iſt — ohne deſſen Be„ſitz mir alle Reichthümer der Welt verhaßt, und „alle Freuden des Lebens zur Qual würden.“ — Bey dieſen Worten überzog eine ſanfte Röthe ihr reizendes Geſicht; ſie ſchlug die Augen nieder, ihr Herz pochte, und ihr Buſen ſtieg wallend empor. Auch mir wurde es weich und weh ums Herz. Ich zitterte, meine Zunge bebte. Ich faßte mich aber, ſo gut ich konnte, und fuhr fort: „Mit einem Worte, ich liebe ein Frauenzimmer „— das ſchönſte, beſte, tugendhafteſte Mädchen, „das je aus den Händen des Schöpfers kam — „einen Engel in Menſchengeſtalt — eine Heilige „der Erde — Nur für ſie ſchlägt mein Herz, voll „des wärmſten, treueſten, reinſten Gefühls — ſie „iſt mir alles — irdiſcher Himmel — Seligkeit „der Erde — ohne ſie kann ich nicht leben; ich „wollte aber mit Freuden um ſie ſterben, wenn „ich ſie nur einmal als die Meinige umarmen „dürfte.“ — Hier mußte ich anhalten. Das Herz ſchlug mir gewaltig. Die Sprache ſtockte. **Emilie** ſchwieg; es drangen aber ein paar groſſe ſchöne Zähren aus ihren ſprechenden Augen. Dann fuhr ich weiter fort: „Unmöglich kann ich dieſen Engel zurücklaſſen. Ja! ich muß geſtehen, es ſteigt der kühne Wunſch in mir auf, ſie zu der Meinigen machen zu können, eh' ich abreiſe, um mit dieſer ſchönen Seele den Reſt meines Lebens in unausſprechlicher Wonne zu durchwandeln. Dennoch ſchreckt mich meine Unwürdigkeit ab, ihr mein Herz zu eröfnen, und zu ihren Füſſen um ihre Hand zu flehen. Die Qual meines Herzens können Sie aus dieſen Umſtänden leicht beurtheilen, liebſte Freundin! Und von Ihrer Güte erwarte ich Ihren Rath, ob ich mein unwürdiges Herz dieſem Engel anbieten, und dadurch meinem Leiden — vielleicht ein Ende machen ſoll?“ — Nun ſchwieg ich. Auch **Emilie** ſah noch immer vor ſich nieder, wie in Nachdenken vertieft. „Darf ich,“ fieng ich wieder an, „von Ihrer Güte die Erfüllung Ihres Verſprechens nicht hoffen, meine Freundin? — — Was rathen Sie mir?“ — „Lieber Mann!“ antwortete ſie mit einem Seufzer, und indem ſie mich mit ihren ſchönen thränenvollen Augen anſah; „wie können Sie mich armes, ſchwaches Mädchen ſo in Verſuchung führen?“ Dieſe Antwort, mit dem rührenden, ſchmelzenden Blick ihrer Augen, drang mir durch Mark und Bein. Nun konnt' ich mich nicht mehr halten. Mein Herz zog mich mit Gewalt an ſie. Ein Strom von Thränen brach mir aus den Augen. Ich ſtand auf, ergrif ihre beyden Hände, drückte mein Geſicht darauf, benetzte ſie mit meinen Zähren, und ſagte in einem Tone, der gewiß die ganze Stärke meines Gefühls ausdrückte: „O! meine Erwählte! Verzeihung! — Wahr! ich führte Sie in „Verſuchung. Hinweg mit dieſer Maske! — Sie „ſelbſt ſind der Engel — den ich liebe — Sie! „Sie! göttliches Mädchen!“ — „Ich?“ — antwortete ſie in einem Tone — ach! — den ich gar nicht beſchreiben kann — der ſich nur fühlen läßt — „Ich — o ich Arme!“ Und nun ſenkte ſie ihr holdes Antlitz auf meinen rechten Arm, womit ich ihre beyden Hände hielt. Ich hatte keine Kraft mehr, mich auf den Füſſen zu erhalten. Ich ſank wieder neben ſie auf meinen vorigen Platz, drückte ihren linken Arm an meine Bruſt, umſchlang ſie mit meinem rechten, und ſagte in vollem Taumel der Liebe: „Ja! Sie! „meine Heilige! — O Liebe! Göttin des Himmels! „— hilf mir! O Emilie!“ — Sie ſank mit ihrem Haupt auf die Lehne des Stuhls zurück, und verbarg mit der rechten Hand ihr Geſicht in ihr Tuch. Sie ſprach kein Wort; nur einige leiſe Seufzer entwiſchten ihr. „Wollen Sie mir „nicht vergeben, meine Liebe, meine Theure?“ fuhr ich fort, und verſchlang faſt ihre Hand mit

Küſſen. „Nur ein Wort des Troſtes!“ Jetzt wendete ſie ihr Geſicht wieder nach mir zu, ſah mich aber mit einem feſten, entſchloßnen Blick an, und ſagte: „Sie haben mich überraſcht. Warum thaten Sie das? — ſchonten nicht mehr — ein ſchwaches Mädchen?“ — „Ach! Liebe!“ fuhr ich fort; „weil mir meine Leidenſchaft keine Ruhe mehr „läßt.“ Sie blickte mich noch immer mit faſt zornigen Augen an. Ich ſetzte alſo hinzu: „O! ſtrafen Sie mich nicht mit dem Auge des Zorns, „das ſonſt nur Liebe ſtralte! — Sie tödten mich „mit dieſem Blick! Machen Sie mit mir, was „Sie wollen! nur vergeben Sie mir! nur dieſe „Gnade!“ Dieſe Worte, die ich in einer Art von Verzweiflung ausſtieß, mochten ihr weiches Herz wohl gerührt haben. Denn es traten ihr wieder Thränen in die Augen. Sie blickte mich liebreicher an, und ſagte: „Es ſey! was vergiebt man „nicht einer heftigen Leidenſchaft? — aber bedauern muß ich Sie, Herr von Morgenſtern! „Ihr edles Herz verdient die Liebe einer würdigeren Perſon, als ich bin.“ — „Gott belohne „Ihnen Ihr edles Mitleiden!“ ſagte ich wieder, indem ich abermals ihre ſchöne Hand ergrif, und ſie an meinen Mund drückte. „Aber — laſſen Sie „mich noch die Bitte wagen, daß Sie mich nicht „haſſen wollen, ob ich gleich Ihrer Liebe unwerth bin.“ — „Warum ſollt' ich Sie haſſen?“ war die Antwort. „Ein Unglücklicher verdient

„das nicht; und Sie ſind gewiß unglücklich, weil „Sie eine ſo heftige Leidenſchaft zu mir armen Mädchen in Ihrem Buſen nähren.“ — „Nein! meine „Geliebte!“ ſagte ich. „Nur dann bin ichs, wenn „ich von Ihnen keine Gegenliebe hoffen darf. „Dann — ach! dann wünſchte ich nicht mehr zu „leben. Und Sie könnten mich doch ſo glücklich „machen. Auch Sie ſollten an meiner Seite „nicht bereuen, daß Sie mich Ihrer Liebe werth „gehalten hätten. Ich biete Ihnen nicht nur „mein Herz, ſondern auch meine Hand und mein „ganzes Vermögen an. Zwar weiß ich, daß man „mit Gütern kein Herz, wie das Ihrige, erkaufen kann; aber Sie ſehen doch, daß Sie bey „mir keinen Mangel leiden ſollen. Meine Güter ſind beträchtlich. Wenn Sie nun noch hier „die Meinige würden, ſo eilten wir auf Flügeln „der Liebe in die ſtillen Wohnungen meiner Väter, um dort uns unſres Lebens, entfernt von „dem Geräuſch der groſſen Welt, zu freuen, und „eins dem andern Wonne und Seligkeit zu ſeyn. „Laſſen Sie uns aufrichtig mit einander ſprechen, „liebes Mädchen! Wenn nicht ſchon ein andrer „Ihr Herz beſitzt, der Ihrer Liebe würdiger iſt, „ſo machen Sie Ihren Morgenſtern glücklich!“

Emilie. „Auch ich will Ihnen mit aller Aufrichtigkeit meines Herzens antworten. Laſſen Sie „uns jetzt einmal Ihre Leidenſchaft bey Seite ſetzen! Laſſen Sie uns eine kalte Unterſuchung

„über den Antrag anſtellen, den Sie mir eben „gethan haben.“

Ich „Sehr gern, liebe Mademoiſell; ob mir „gleich Ihre Kälte nichts Gutes weiſſaget.“

Emilie. „Ich bin nicht kalt, lieber Freund. „Vielmehr fordert mich Ihr vortheilhafter Antrag „zum wärmſten Dank auf. Ich weiß das Herz „eines edlen Mannes zu ſchätzen, und, wenn ichs „kann, ſo werde ich's belohnen. Aber ich bin „auch nicht eigennützig genug, den Mann von „Verdienſten durch meine Hand unglücklich zu machen, wenn ich zum voraus ſehe, daß er es „durch mich wird.“

Ich. „Wie, Mademoiſell? — Ihre Hand „ſollte nicht jeden Mann von Verdienſten, und „wenn er ein König wäre, glücklich machen? — „Ihre Demuth — o! darin beſtehet eben ein „Theil der Gröſſe Ihres Herzens, bey deſſen Beſitz man keine Wünſche mehr kennet.“

Emilie „Laſſen Sie mich ausreden, Freund! „Laſſen Sie uns unterſuchen! Sie ſchwärmen gar „zu leicht.“

Ich. Gut, liebes Mädchen! Fahren Sie fort! „Aber Sie hören doch auch hernach meine Gegengründe an?“

Emilie. „Von Herzen gern. Nur ziehen Sie „dabey mehr die kalte Vernunft, als Ihr Herz „zu Rathe.“

Ich. „Sie können alles über mich, Engel! „Fahren Sie fort!“

Emilie. „Sie bieten mir Ihre Hand, und den „Beſitz Ihres Vermögens an. Ich darf alſo an „der Rechtſchaffenheit Ihrer Abſichten nicht zwei„feln.“

Ich. „Keinen Augenblick.“

Emilie. „Aber fiel Ihnen denn der Unterſchied „unſres Standes nicht mit dem Gedanken, mir „Ihre Hand zu ſchenken, ein?“

Ich. „Welcher Unterſchied?“

Emilie. „Daß Sie von Adel ſind, ich aber „nur bürgerlichen Standes bin.“

Ich. „O! Mademoiſell! daran denken Sie „nicht. Sie verdienen eine Gräfin zu ſeyn; und „dann haben Sie in meinen Augen hundert und „fünfzig Ahnen; und wenn mir Ihre groſſen Ei„genſchaften den Mangel des Adels erſetzen“ —

Emilie. „Gut! dann wär' Ihr Herz befrie„diget.“ —

Ich. „Was brauchts weiter?“ —

Emilie. „Nein! mein Lieber! auch andre „Verhältniſſe darf ein Kluger bey einer Verbin„dung, wie dieſe iſt, nicht aus den Augen ſetzen.“

Ich. „Zum Beyſpiel?“ —

Emilie. „Die Zerrüttung, die dadurch in „Ihrer Familie angerichtet würde, die Unterbre„chung der Ahnenreihe, und die Hinderniſſe, die „Ihren Nachkommen bey Beförderungen an Hö„fen und ſonſt daher erwachſen würden.“ —

Ich „Das laſſen Sie Ihre geringſte Sorge ſeyn, meine Liebe! Ob meine Nachkommen bürgerliches Blut mit in Ihren Adern tragen, oder nicht, das wird ihnen einerley ſeyn. Denn ich werde wenigſtens die, welche mir das Leben zu verdanken haben, vernünftig zu erziehen wiſſen. Kurz, über dergleichen Poſſen ſetze ich mich hinweg.“

Emilie „Ein Weiſer ſetzt ſich aber nie gern über das hinweg, was Herkommen und Familienvortheil einmal nothwendig gemacht haben.“

Ich. „Der Vortheil iſt gering, und kommt gegen den ungleich gröſſern Vortheil für mich, in Ihrem Herzen den Himmel zu beſitzen, in keine Betrachtung.“

Emilie „Miſchen Sie keine Schmeicheleyen ein! Denken Sie an die Unzufriedenheit Ihrer Verwandten mit einer ſo ungleichen Heurath — an die Verfolgungen — die Verachtungen — die ich von dem Adel Ihres Vaterlandes zu erdulden haben würde! Man iſt da immer wie die Krähe unter den Elſtern; und dann würde das Hohnlächeln dieſer, auf ihre Geburt ſo ſtolzen Nation mir und Ihnen äuſſerſt ſchmerzhaft fallen.“ —

Ich. „Auch dafür ſeyn Sie unbeſorgt. Die Unzufriedenheit meiner Verwandten werden Ihre glänzenden Eigenſchaften bald verſcheuchen; und gegen die Anfälle des Adels werde ich Sie ſchon

„zu ſchützen wiſſen. Ueberdieß wird Ihnen die
„Verachtung der Thoren den Beyfall der Vernünftigen
„gar bald erwerben.“

Emilie. „Nun, gut! wir wollen annehmen,
„daß alles ſo kommt, wie Sie ſich da ſchmeicheln.
„Wie wollen Sie aber das Hinderniß von ſich entfernen,
„das Ihnen mein Stand einer Schauſpielerin
„in den Weg leget? — Sie kennen das
„Vorurtheil des größten Theils der Welt gegen
„dieſen unſern Stand. Würde uns nicht der
„Liefländiſche Adel des Landes verweiſen, ehe wir
„ſein Gebiet beträten?“

Ich. „Sie ſpaſſen, meine Liebe! doch überlaſſe
„ich das ganz Ihrem Gutbefinden. Ich für
„meine Perſon kann auch dieſe Poſſen verlachen;
„denn es iſt im Grunde Vorurtheil oder — Poſſe.
„— Gefällt es Ihnen aber, in **Liefland** Ihren
„vorigen Stand geheim zu halten“ —

Emilie. „Nein! auf keinen Fall. Ich mag
„mich für nichts beſſeres ausgeben, als was ich
„bin. Mein Stand röthet mich nicht mit Scham.
„Ich hab' ihm nie Schande gemacht. Warum
„ſollt' ich ihn verleugnen, da der beſſere Theil des
„Publikums ihn wirklich hochſchätzet?“

Ich. „Alſo ſind die übrigen, die Sie deswegen
„verachten, Narren!“

Emilie. „Noch nicht. Das wär zu lieblos,
„und in der That zu partheyiſch geurtheilet. Man
„muß jeden nach den Einſichten, die er hat, und
„nicht nach denen, die er haben ſollte, ſchätzen.“

Ich. „Himmliſche Seele! Sie reden Wahrheit.
„Aber wie ſoll ich die Menſchen, die ſo
„ungerecht an Ihnen handeln, ſonſt nennen?“

Emilie. „Wir würden Ihnen keinen Beynamen
„geben können, ohne ſie zu beſchimpfen. —
„Und verdienten ſie das? — Sagen Sie mir!
„wär das edel? — gerecht?“ —

Ich. „O! Sie ſind ein Engel! — Aber ſagen
„Sie mir, was folgt aus dem allem?“

Emilie. „Daß keine Vorſtellungen bey Ihnen
„fruchten.“

Ich. Nein, loſes Mädchen! das folgt nicht,
„ſondern daß alle dieſe Hinderniſſe zu ſchwach ſind,
„mir Ihre Hand ſtreitig zu machen — daß kein
„Adelſtolz, kein Vorurtheil mir Ihr Herz rauben
„darf. O! meine Beſte! wenn dieß Ihr Herz“—

Emilie „Erlauben Sie mir hier, Herr von
„Morgenſtern! — Doch — fahren Sie nur
„fort!“

Ich „Erklären Sie ſich! ich bitte. Es betrift
„die Hauptſache — das Herz.“

Emilie. „Ja wohl! die Hauptſache!“ —

Ich „Nun?“ —

Emilie „Erſparen Sie mir die Antwort, die
„— vielleicht“ —

Ich. „Warum, liebe Mademoiſell? — o! ich
„weiß, was Sie ſagen wollen. Fahren Sie nur
„fort! ich zittre nicht. Machen Sie nur, daß
„ſich mein Herz bald verblutet! — Stoſſen Sie

„ihn nur tief hinein, den tödtenden Stahl! — „Sie dürfen ja nur wollen — ſo bin ich nicht „mehr."

Emilie. „Was ſchwärmen Sie doch, Herr „von **Morgenſtern**? — Wer ſpricht denn von „ſo etwas? — wer" —

Ich. „Ach! ich errathe das Schrecklichſte. Ihr „Herz — Ach! laſſen Sie michs nicht ausſprechen, was ich argwohne! — ich möchte vergehen. Liebes, herrliches Mädchen! nur ein Ende meiner Qual! Leben oder Tod!"

Emilie. „Seyn Sie doch nur ruhig! Sie ſind „ein Mann. Handeln Sie männlich! — Jetzt „laſſen Sie mich auch eine Bitte an Sie thun."

Ich. „Keine Bitte. Sie befehlen. Ich gehorche. Fordern Sie, was Sie wollen! Alles, „alles! mein Leben!"

Emilie. „Nein, Lieber! ſo viel nicht. Nur „die einzige Gefälligkeit erweiſen Sie mir, daß „Sie jetzt nicht weiter in mich dringen, und mir „nur acht Tage Bedenkzeit gönnen. Ich will die „Sache mit meinen Freunden überlegen; und „was ich Ihnen alsdann ſchriftlich melde, das „ſoll mein unveränderlicher, unerſchütterlicher „Entſchluß ſeyn."

Ich. „Eine lange Zeit für ein liebendes Herz; „aber es ſey! Sie können alles über mich. Nur „ach! **Emilie**!" — indem ich ihr feurig die Hand küßte, und ſie mit ſchmachtenden Augen anſah.

„Nur dann — Troſt und Leben! ſonſt weiß ich „nicht, wie es mir Armen gehen wird.“

Emilie. „Ich will alles thun, was ich kann. „Iſts aber unmöglich, ſo — ſtehe Ihnen Gott „bey!“ Mit dieſen Worten, die ſie mit einigen ihrer ſchönen Thränen begleitete, ſtand ſie auf, und klingelte ihrem Mädchen. Ich hielt dieß für ein Zeichen, von der ganzen Sache abzubrechen. Auch that ichs; ſetzte mich aber an ihren Flügel, ſpielte, und ſang folgendes Liedchen von Dir, das ich erſt geſetzet hatte:

Wonnevolle, himmliſche Gefühle
Strömt die Freundſchaft zwar in unſre Bruſt;
Aber aller Seligkeiten Ziele
Nahet mehr ſich reiner Liebe Luſt.

Rein und heilig flammet zwar in Blicken
Treuer Freunde unſchuldsvolle Glut;
Aber bey der Liebe wallt Entzücken,
Wie elektriſch Feuer, durch das Blut.

Süſſe iſt es, wenn nach langem Sehnen
Küſſend hängt an unſrer Bruſt der Freund:
Aber ſüſſer ſind des Jünglings Thränen,
Die er in des Mädchens Buſen weint.

Ich ſang das Lied mit dem ſtärkſten Ausdruck des Gefühls, ſo daß mir bey der letzten Strophe ſelbſt die Thränen in die Augen traten. Auch **Emilie** war ſehr gerührt. Sie bat ſich das Lied und meine Compoſition von mir aus, und ſagte, es wäre Nahrung für ein fühlendes Herz. Ich mußte nun endlich fort. Aber — wie weh mir war, da ich ihr den Abſchiedskuß auf ihre Marmorhand drückte — und wie der Gedanke, daß ich den Engel vielleicht zum letztenmal ſo nahe bey mir hätte, meine ganze Seele durchſchütterte, und mir durch Mark und Bein wie ein verzehrendes Feuer drang — o **Thalmann**! das läßt ſich unmöglich beſchreiben. Mein Schmerz hätte mich zu Boden gedrückt, wenn nicht ein holdes Lächeln das wie ein Sonnenſtral aus ihren ſchönen, noch halb naſſen Augen drang, mir wieder Muth eingeflöſſet hätte.

Und ſo gieng ich dann, mit Furcht und Hofnung kämpfend, von ihr hinweg; und ſo irrt meine Seele noch jetzt in dieſer ſchrecklichen Ungewißheit, wie der müde Wandrer bey grauſender Mitternacht in unwirthbaren Wüſten, umher. Ich habe mich zu dieſem Briefe zwingen müſſen; und wär nicht **Emilie** der Gegenſtand davon geweſen, ich hätt' ihn nicht vollbracht. Denn ich habe jetzt keinen Gedanken, als an ſie. O! wenn doch die acht Tage ſchon um wären!

Bete für mich, Thalmann! daß Gott mich tröſtet, wenn — Ach! ich kann ihn nicht ausſchreiben, dieſen tödtenden Gedanken —

Dein

Freund,
Morgenſtern.

Neun und dreißigſter Brief.

Thalmann an Reimann.

Wallendorf, den 4. Nov.

Sie irren ſich nicht, liebſter Freund, wenn Sie glauben, daß ich an Ihren Schickſalen den wärmſten Antheil nehme. Verbände mich auch die innigſte Freundſchaft, welche unſre Herzen ſeit langer Zeit ſo feſt an einander kettete, nicht zu der mir höchſt angenehmen Pflicht, Ihnen mit Troſt und Rath beyzuſtehen, ſo würde doch das beſondere Zutrauen, womit Sie mir eine der wichtigſten Angelegenheiten Ihres Herzens eröfnen, mich hierzu auffordern. Dank ſey Ihnen für dieß neue Merkmal Ihrer Liebe gegen mich! Mir wird es immer Stolz ſeyn, mich der Freundſchaft eines ſo edlen Jünglings würdig zu machen.

Ich ſoll Sie tröſten, beſter **Reimann**! — Und worüber? — über den Tod eines der beſten Mädchen — der tugendhaften **Amalie**, die Sie liebten. Aber — wo Troſt hernehmen für ein Herz, das ſo warm für die Liebe empfand? — das ſie ſo ſehr verwundete? — welche Troſtgründe werden der Erwartung entſprechen, die Sie ſich vielleicht von ihnen machen? — Mitleid ſoll ich mit Ihnen haben! — O! warum das nicht? — Welche Seele verdienet mehr Mitleid, Troſt und Aufrichtung, als die reine Seele eines gefühlvollen, unſchuldigen Jünglings, der ein eben ſo unſchuldiges Mädchen liebte, und nun ſeine ſchöne, holde Geliebte im Grabe vermodern ſiehet? —

Faſt fühle ich mich zu ſchwach, mein Liebſter, Ihnen denjenigen Muth einzuſprechen, den Ihnen die Weisheit und die Religion ſo laut predigen. Denn ich getraue mir nicht, mehr Eindruck auf Ihr Herz zu machen, als dieſe ſichern Führerinnen unſrer Jugend, welche Sie in Ihrer jetzigen Situation ohne Zweifel werden zu Rathe gezogen haben.

Doch, vielleicht haben Ihnen die Empfindungen, die freylich bey einem ſo traurigen Schickſale Ihre ganze Seele hinreiſſen mußten, den Ihnen ſonſt ſo ganz eignen Muth ein wenig geſchwächt; vielleicht haben ſie Ihrer Vernunft allzu ſchwer gemacht, die Wege einer weiſen Fürſehung bey Ihrem Schickſale mit Klarheit zu überſehen, und — eben dadurch Sie aller Troſtgründe beraubt.

Um deswillen müſſen ja wohl einem Jünglinge von ſo geſetztem Geiſte, wie Sie, mein Lieber, diejenigen Troſtgründe, welche uns die Religion darbietet, die willkommenſten ſeyn; und ich kann ja wohl kein beſſeres Mittel zu Erreichung meines Endzwecks ergreifen, als eben darauf Sie aufmerkſam zu machen.

Laſſen Sie mich alſo auf Ihre Liebe zu dem ſeligen Mädchen einen ſcharfen Blick werfen, um Ihnen daraus zu zeigen, wie gut es Gott mit Ihnen machte, da er Ihre Geliebte zu ſich forderte. Daß nichts in der Welt geſchiehet ohne den Einfluß des höchſten Weſens, iſt eine zu bekannte Wahrheit, als daß ich Ihnen ſolche erſt vordemonſtriren ſollte. Oft lehret uns die Weisheit des Ewigen in der Folge, daß gerade das, wornach wir ſo ängſtlich ſtrebten, unſer Unglück befördert haben würde, wenn wir unſren Zweck erreicht hätten.

Ihre Leidenſchaft war Ihnen zu verzeihen, lieber **Reimann**! denn ſie war nicht die Frucht eines thieriſchen Triebes, welcher ſo oft für Liebe gehalten, und womit Ihr Name ſo oft entheiliget wird. Sie ſchloſſen Ihr edles, gefühlvolles Herz an die ſchöne Seele Ihrer **Amalie**, wie edle Herzen ſich ſo gern an einander ketten. Ihre Seelen ſympathiſirten in Empfindungen der Tugend; daraus entſtand eine genaue Uebereinſtimmung Ihrer Denkungsart; gegenſeitige Hochachtung war die Folge davon; und — konnte es anders kommen, als daß dieſe Hochachtung endlich in Liebe, aber in die reinſte, zärtlichſte, beſtändigſte Liebe übergieng? — So gewiß aber, beſter **Reimann**! Ihre Liebe die Verzeihung eines jeden warmen, fühlenden Herzens verdient, ſo leicht werden Sie nach reiferem Nachdenken ſich überzeugen,

gen, daß dieſe Liebe Gift und Quelle unſäglicher Leiden für Sie werden mußte. Denn in Ihrer Jugend, wo man ſich erſt zum künftigen würdigen Mitgliede des Staats vorbereitet, wo man ſein Glück in der Welt noch erwarten muß, wo es Thorheit wäre, an ein Weib zu denken, konnte die Liebe zu einem ſo reizenden Mädchen nichts anders, als die größten Hinderniſſe in Ihrem Studiren und auf dem Wege Ihres zeitlichen Glücks hervorbringen. Hätten Sie aber auch alle dieſe Hinderniſſe überwunden; hätten Sie ſich in den Stand geſetzt, einem tugendhaften Mädchen mit Vortheil Ihre Hand anbieten zu können; und hätten Sie dann Amalien gewählt: was würden Ihre guten Eltern zu dieſer Heurath geſagt haben? Was für Verdruß, was für Gram, was für Jammer wäre die Folge auf Seiten Ihrer und Amaliens, ſowohl als auf Seiten Ihrer Eltern geweſen? — Sie wiſſen, daß ich nicht von Vorurtheilen wider den Stand, worin Amalie lebte, eingenommen bin. Aber — ſo lange doch das Vorurtheil die Menſchen beherrſcht, und wir zu wenig Kräfte haben, uns darüber wegzuſetzen, und andre Menſchen zu entbehren, ſo lange müſſen wir uns doch, wir mögen wollen oder nicht, darnach bequemen. Geſetzt auch, Ihre Eltern hätten ſich über dieſe Poſſen hinweggeſetzt, wie ich es von ihren Einſichten erwarte, ſo dachten vielleicht andre, die Sie in Ihrer Situation nicht entbehren konnten, nicht ſo billig; und Sie zernichteten ſich Ihre ganze zeitliche Glückſeligkeit; Sie ſtürzten Ihre liebe, ſanfte **Amalie** in tauſend Verdrießlichkeiten, die ihre empfindſame, weiche Seele nicht aushalten konnte.

Glauben Sie nicht, mein Lieber, daß Sie im Stande geweſen wären, Ihre Leidenſchaft wieder zu unterdrücken. Sie hatten den geliebten Gegenſtand faſt täglich vor Augen; immer grub ſich das Bild des holdſeligen Engels tiefer in Ihr Herz; jedes Lächeln ihrer ſchönen Augen, jeder Druck ihrer weichen Hand, zog Sie naher an ſich; jede großmüthige Handlung, jeder Ausbruch ihrer ſchönen Seele, jede Thräne, die ſie der Empfindung der Tugend weinte — alles dieß kettete Ihr Herz täglich mehr an ſie an; und am Ende war es Ihnen unmöglich, nur einen Tag zu leben, ohne Ihre **Amalie** zu ſehen. Man ſage mir, was man wolle, es iſt ſchwer, und beynahe unmöglich, eine einmal tief eingewurzelte Liebe wieder aus unſrem Herzen herauszureiſſen. Nur dann, wenn Tod oder andre Hinderniſſe den Beſitz des geliebten Gegenſtandes auf ewig von uns entfernen, iſt von der Zeit und den Umſtänden etwas zu erwarten. Wer das leugnet, dem fehlt es gewiß ſehr an Menſchenkenntniß. Aber freylich muß die Liebe auf Tugend und Seelenharmonie gegründet ſeyn, wenn ſie dieſe Stärke, dieſe Feſtigkeit haben ſoll.

Ich

eine ſtille Thräne der Liebe! pflanzen Sie Blumen darauf, und denken Sie immer daran, daß hier die Gebeine einer Heiligen ruhen, die Sie zuerſt die reinen, keuſchen, himmliſchen Empfindungen der Liebe lehrte! Thun Sie ihr immer noch den Dienſt, welchen ſich ein gewiſſer Dichter in folgender Strophe

Wenn man mich nun, kalt, ſeelenlos, erſtarrt,
Ins Grab verſcharrt:
Wird dann mein dir noch werther Staub
Der Schmähſucht Raub;
Dann, liebſter Daphnis leid' es nicht,
Daß mich das Gift der Otter ſticht!

von ſeinem Freunde ausbat! Aber Ihr Trauern verliere ſich nie in einen verzweiflungsvollen Schmerz, und ſey immer mit ſtiller Ergebung in den Willen des ewigen Vaters der Liebe begleitet!

Dieſe Ihre Geſchichte geheim zu halten war Pflicht für mich, wenn Sie mich auch nicht beſonders darum gebetten hätten. Ihren vortreflichen Eltern dürfen Sie es wohl immer offenbaren. Sie werden Ihnen ihr Mitleid nicht verſagen; und es kann nicht fehlen, daß dieſes zu Ihrem Troſte vieles beytragen muß.

Verlaſſen Sie unſern **Morgenſtern** nicht, wenn es ihm, wie ich ſtark vermuthe, in ſeiner Bewerbung um Demoiſell **Sommer** nicht gelingen ſollte. Suchen Sie ihn wenigſtens zu zerſtreuen, wenn ſeine Liebe ſein Herz zu ſehr hinreiſſet! denn er iſt von **Emilien** nicht abzubringen. Ich zittre für ihn, und für ſein heftiges Temperament.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und lieben Sie immer den

Ihrigen,
Friedr. Wilh. Thalmann.

Vierzigſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 5. Nov.

Da der Inhalt Deiner letzten Briefe größtentheils unſern **Morgenſtern** betrift, ſo kann ich Dir ſolche wohl am beſten beantworten, wenn ich Dir meine Geſchichte mit ihm fortſetze. Bald wird ſie Stoff zu einem neuen Roman geben können, wenn nur noch einige Abentheuer hinzukommen, und brave Verdrießlichkeiten zwiſchen uns entſtehen. Jetzt gewinnet es ganz das Anſehen dazu; ich darf nur noch dieſem feurigen Liebhaber den Korb geben, ſo iſt der Roman fertig.

Wie? — hör' ich Dich fragen — den Korb geben? — da müßt' er ja wohl gar Ernſt gemacht

macht haben? — Allerdings, liebe Freundin, hat er dieß nunmehr gethan. Vor einigen Tagen hat er feyerlich um mich angehalten. Ich muß geſtehen, ſeine zärtliche, feurige, und doch zugleich ſo ehrerbietige Liebe hätte mich beynahe überwunden. Wie gut iſts, daß ich dem heftigen Gefühl, das er mir einflößte, nicht unterlag! — Der Himmel ſchenkte mir Kräfte, die Empfindungen des Herzens, das er ſo geſchickt für ſich einzunehmen wußte, zu beſiegen. Er that mir in der That die vortheilhafteſten Anträge. Alle meine Einwendungen konnten ihn nicht wankend machen. Nur meine Hand war das Ziel ſeiner Wünſche, und mein Herz der Himmel des ſeinigen. O! daß ich ſein edles, großmüthiges Herz nicht belohnen kann! Er verdiente es. Denn ſeine Denkungsart hat ſich ganz geändert. Wer ſeine vorige Geſchichte nicht weiß, der würde von ſeinem edlen Betragen gewiß hingeriſſen. Endlich brachte ichs, nach vielen harten Kämpfen mit ſeiner Beſtändigkeit, doch noch mit Hülfe des, der uns nie in einer Verſuchung verläßt, dahin, daß ich acht Tage Bedenkzeit von ihm erhielt. Bald ſind dieſe acht Tage verfloſſen, und noch habe ich keinen Entſchluß gefaßt, wanke noch immer von einer Seite zur andern; und wenn ich ſo manche Stunde da geſeſſen, und mein Herz zu Rathe gezogen habe, fühle ich immer mehr Abneigung als Zuneigung gegen ihn. Alle meine Freunde, die ich darüber zu Rathe gezogen habe, ſelbſt meine Doktorin und **Reimann**, die doch erſt ganz wider ihn waren, ſetzen mir zu, ſeinen Antrag anzunehmen. Sie wiſſen mir die Vortheile einer ſo guten Parthie ſo reizend abzumalen, mir meinen Liebhaber als einen zurückgekehrten, völlig gebeſſerten, und nun ganz tugendhaften Mann — ſo verführeriſch, ſeine ſtandhafte Liebe mit ſo ſchönen Farben, ſeine Treue, und den Himmel, der mich in ſeinen Armen erwarte, ſo herrlich zu ſchildern — daß in der That für ein weibliches Herz viel Reſignation dazu gehört, unter allen dieſen mannichfaltigen Verſuchungen die kalte Entſchloſſenheit beyzubehalten, die in einer ſo wichtigen Sache allein erfordert wird.

Du, meine liebe **Henriette**, würdeſt auf alle Fälle auch, bey Deinen vortheilhaften Geſinnungen gegen **Morgenſtern**, meinen übrigen Freunden beytretten; und Du würdeſt vielleicht das ſchwerſte Gewicht auf die Seite meines Liebhabers legen. Ich muß geſtehen, mir iſts jetzt lieb, daß ich Dich nicht um mich habe; denn wer würde Deinen bezaubernden Ueberredungen widerſtehen können? — Vielleicht lachſt Du über mich, oder ſpotteſt über meine Bedenklichkeiten — nenneſt mich wohl gar eine Prüde, der's am Ende gehen würde, wie der ſuperfeinen und pretiöſen **Sophie**, und ſo — wie es allen den Mädchen gehen muß, die Stolz genug beſitzen, ſich einzubilden,

bilden, daß alle Welt um ſie ſchmachten müſſe, und jede Mannsperſon ihr Glück ſegne, wenn ſie nur eines heitern Blicks von ihr gewürdiget werde.

Aber nein, liebe **Henriette**! unter dieſe Stolzen, die vernünftige Männer nicht anders als verachten können, gehöre ich gewiß nicht. Es iſt wahr, und ich bin davon überzeugt, daß Herr von **Morgenſtern** vortrefliche Eigenſchaften genug beſitzt, um ein gutes Mädchen durch ſeine Hand glücklich zu machen: ſeine Glücksumſtände ſind nicht zu verachten; manches Mädchen würde, wenn ſie an meiner Stelle wäre, ſich ſelbſt für eine Thörin halten, ſeine Hand auszuſchlagen. Auch will ich mich nicht zur Richterin über diejenigen meines Geſchlechts aufwerfen, welche bey den Vortheilen, die in der Schönheit, dem Verſtande und dem Reichthume ihres Liebhabers ſich ihnen darbieten, zu vergeſſen ſcheinen, daß noch etwas mehr als dieſe Vortheile erfordert werden, ſie durch die Ehe glücklich zu machen. Freylich ſind dieſe Vortheile zu blendend, als daß ſie nicht manches Herz an ſich reiſſen ſollten. Wie oft wird ſo manches gute Mädchen, das ſo ſehr verdiente, in den Armen eines tugendhaften Mannes den Himmel zu finden, ein Opfer dieſer betrügeriſchen Vortheile! — wie oft muß ſie ſich dazu brauchen laſſen, den Geiz ihrer Eltern durch eine reiche aber unglückliche Heurath zu ſättigen!

Da kommen die jungen Herren, die auf der Akademie, auf Reiſen, oder unter der Armee durch lüderliche Lebensart ihre Geſundheit verdorben, und ihre Tugend verſcheuchet haben, wenn ihnen ihre Schwäche nicht mehr erlaubt, ihre freye Lebensart fortzuſetzen, wie Gerippe auf ihre Güter, oder tretten in Aemter, laſſen ſich erſt ein wenig auscuriren, und dann — gehen ſie, unter dem Schirme ihres Reichthums, ihres einträglichen Dienſtes, oder ihrer vornehmen und reichen Verwandten auf die Heurath. O! das iſt eine vortheilhafte Parthie! heiſt es denn in den Aſſembleen der Familien. Der junge Herr wird, um ſeines anſehnlichen Gefolges willen, mit Freuden aufgenommen, und das arme Mädchen, die von Jugend auf Keuſchheit, Unſchuld und Tugend verehrte, aber gerade das Unglück hat, ſo einem abgefeimten Taugenichts zu gefallen, wird hintergangen; und wer ſollte ſie retten können, da jedem, der noch ſo viel Mitleid mit ihr hätte, ihr die Augen zu öfnen, von ihren Aufſehern oder Aufſeherinnen alle Gelegenheit abgeſchnitten wird, ihr nur mit zwey Worten ins Ohr zu ſagen: der Menſch, der ſich dir unter der Maske ſeines Reichthums oder ſeines Standes aufdringt, iſt — ein Schurke, ein Betrüger. Iſt denn endlich das ſo ſehnlich herangeſeufzte Band geknüpft, und hat der junge Herr an heiliger Stätte durch einen Schwur, den er nicht zu halten gedachte, Gott und Menſchen belogen, ſo wird kaum die Flitterwoche abgewartet, um ſeine vorige Lebensart wieder von vorn anzufangen. Spiel, Wein, Maitreſſen werden dann allmählig wieder hervorgeſucht, und das arme Weib — ſieht ſich verlaſſen. Beſitzt ſie noch Standhaftigkeit genug, um ihre Tugend zu erhalten, und nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ſo hat ſie wenigſtens ihre Seele gerettet. Denn ihr Körper iſt dann auf alle Fälle verlohren; und bey rechter Zeit wird ſie ein Raub ihres Grams, und eine Beute des Todes.

Aber ich habe mich ſo ſehr in die Betrachtungen dieſer unglücklichen Ehen vertieft, daß ich von der Hauptſache ganz abgekommen bin. Die Frage war, warum ich bey den Vortheilen, die mir eine eheliche Verbindung mit dem Herrn von **Morgenſtern** wirklich gewähret, dennoch mehr Ab- als Zuneigung gegen ihn empfinde? — Ich muß geſtehen, ſeine Beſſerung macht noch immer nicht genug Eindruck auf mich, um das Bild ſeiner vorigen freyen Lebensart, das ſo tief in meiner Seele eingeprägt iſt, gänzlich daraus zu vertilgen. Immer, auch wenn er wie ein moraliſches Buch ſpricht, und nur für Tugend und Treue zu glühen ſcheint, iſts mir, als ob ich den Wolf unter den Schafskleidern hervorblicken ſähe. Thue ich ihm zu viel, und iſt ſeine Beſſerung wirklich aufrichtig, ſo vergebe mir's Gott — und er, der vielleicht nun ganz zurückgekehrte, tugendhafte **Morgenſtern**! Ich glaube aber doch, das iſt mir zu vergeben, wenn ich nicht blindlings hinein in den geheiligten Stand trette, ſondern erſt alle Umſtände prüfe, die mir ſolchen entweder zur irdiſchen Seligkeit, oder zur Hölle der Erde machen können.

Wer leiſtet mir alſo die Gewähr, daß Herr von **Morgenſtern** der tugendhafte Mann immer bleiben wird, wozu er ſich jezt umgeſchmolzen zu haben ſcheint? Wer iſt mir Bürge für die Beſtändigkeit ſeiner Liebe und für ſeine Treue, da er vielleicht ſchon ſo viele heilige Schwüre der Treue ſo manchem unſchuldigen Mädchen gethan, und ſo freventlich wieder gebrochen hat? Wer ſtehet mir dafür, daß er nicht wieder in ſein zügelloſes Leben zurückfällt, wenn ihn nichts mehr daran hindert? Wer kennet das menſchliche Herz nicht genug, um zu wiſſen, daß, wenn einmal das ſüſſe Gift der Sinnlichkeit ſich hineingeſchlichen hat, es alsdenn, wo nicht gar niemals, doch gewiß ſehr ſchwer wieder herauszubringen iſt? — Wer kennt nicht die Herren von der freyen Lebensart genug, um beynahe überzeugt zu ſeyn, wie wenig ſie die noch ſo zärtliche Liebe einer treuen Gattin von dem ihnen einmal zur andern Natur gewordenen Hange zur Ausſchweifung abzuhalten vermag? — Iſt der Gedanke, daß Herr von **Morgenſtern** nur, um auf dieſem Wege zu meinem Herzen zu gelangen, ſein laſterhaftes Leben verließ, und es ihm mit der Tugend nie ein rechter Ernſt war, nicht wahrſcheinlich? — und kann dieſer Gedanke mir nicht die größte Abneigung vor ihm erzeugen, und die noch furchtbarere Idee, daß, ſobald er ſeine Abſicht bey mir erreicht hat, er wieder in ſeine Laſter zurückfällt, in mir hervorbingen? Und wär' ich dann nicht bey allem Reichthume, bey aller Hoheit des Standes, bey allen dieſen blendenden Vortheilen, die nur niedrige Seelen feſſeln, und ſie für die Untreue ihrer Männer ſchadlos halten können, die elendeſte Kreatur unter der Sonne? — und würde nicht gar bald das Grab die Stelle der herrlichſten Prunkgebäude bey mir vertretten? —

O **Henriette**! ich zittre, wenn ich das alles überdenke. Was ſoll ich thun, wenn dieſe ſchrecklichen Gegenſtände meine Seele beſchäftigen? — Soll ich dem Manne, den mir dieſe Ideen in einer ſo furchtbaren Geſtalt darſtellen, meine Hand geben? — O! ich kann nicht, liebes **Jettchen**! — ich kann mich nicht überwinden! — ich weiß ſelbſt nicht, was für eine geheime Stimme ſo laut wider ihn in meinem Herzen ſpricht. Es iſt mir, als ob ich in den Tod gehen ſollte, wenn ich nur daran gedenke, daß ich an heiliger Stätte ihm mein Herz, das ſich ſo ſehr dagegen ſtreubt, auf ewig ſchenken ſoll. O! ich würde beben, meine Füſſe würden zittern, und das Blut würde mir in den Adern ſtocken, wenn — ach! dürfte ich nur gar nicht mehr daran denken! — Gott ſey gedankt, daß mein Herz immer rein war! daß ich nur den Gedanken der Unkeuſchheit von je her wie ein tödtendes Ungeheuer floh! — Warum ſoll ich mich einem Manne in die Arme werfen, der — o! laß mich dieſen Gedanken nicht ausſchreiben, **Henriette**! — er läuft wider die Ehrbarkeit, die ich auch gegen meine liebſte Freundin nicht gern hintanſetze. Sollte ſich für mich kein reines, unſchuldiges Herz finden, das nie den Pfad der Unkeuſchheit betrat? — o! das wär' ein Himmel auf Erden! — O **Henriette**! wer kann ſich enthalten, dieſen groſſen allbelebenden Gedanken ganz durchzudenken? — ihn nicht zur Wirklichkeit zu träumen?

Und — wenn ich vollends überlege, daß ich — eine Bürgerliche — eine Schauſpielerin bin: ſo zittre ich vor den Verfolgungen, die ich von dem Adel in **Liefland** würde erdulden müſſen. Was würde **Morgenſtern** wider dieſes mächtige Vorurtheil zu kämpfen bekommen? und wie unglücklich würde ihn dieß machen? — Nein! dazu hab' ich ihn als Freund zu lieb, als daß ich ihm ſo vielem Verdruß zuziehen ſollte. Ein anderes Mädchen, das von Adel iſt, und ihn nicht ſo genau kennet, muß ihn gewiß glücklicher, als ich, machen; wiewohl ich das Mädchen von ganzer Seele bedaure, das unglücklich genug wäre, in ihm nicht den beſtändigen treuen Gatten, ſondern den wieder auf den Weg des Laſters übergehenden Meineidigen zu beſitzen. Gott verhüte das! und laſſe ihn nicht wanken von der Tugend, der er ſich jetzt gewidmet hat! Wir wollen das Beſte hoffen.

Siehſt Du, liebes Mädchen! ſo ſtehts um mich. Unſchlüßig bin ich noch immer. Denn: der Drang ſeiner Freunde, ſeine ehrerbietige Liebe, die Hofnung, daß er vielleicht tugendhaft bleiben würde, der Gedanke, daß mir es vielleicht vorbehalten ſeyn könnte, ihn zum beſten Menſchen zu machen — dieſe Umſtände ſprechen beynahe eben ſo laut für ihn, als jene Bedenklichkeiten mich von ihm entfernen.

Bald muß ſichs entſcheiden; und dann haſt Du gleich wieder Nachricht. Mache Dich auf alles gefaßt! Ich will dieſen Brief gleich abgehen laſſen, damit Du doch von Zeit zu Zeit erfährſt, wie es ſteht um

Deine

Emilie Sommer.

Ein und vierzigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

L. den 8. Nov. früh.

Da iſt der Tag, der mein Schickſal entſcheiden ſoll! O **Thalmann**! es iſt ein trüber, trauriger Tag. Der Himmel hängt voll ſchwarzer, düſtrer Regenwolken; der Wind brauſet fürchterlich; kein wärmender milder Sonnenblick hat heute noch die Erde beſtralet. Die ganze Natur ſcheint mir in Gram und Trauren gehüllt. Auch in meiner Seele ſiehts ſo düſter und öde. Ich habe vergangene Nacht faſt kein Auge zugethan: und wenn ich ja manchmal einſchlummerte, ſo ſchwebten lauter fürchterliche Geſtalten vor meinen Augen. Da ſah ich die ſterbende **Amalie**, meinen ſterbenden Onkel, wie ſie mir winkten, mit ihnen in das Reich der Schatten zu wandeln. Bald erſchien mir wieder meine holdſelige **Emilie**, oder die freundliche **Henriette**. Kaum aber wagte ichs ſie anzublicken, ſo erwachte ich ſchon wieder, und die reizenden Schattenbilder ſchwanden vor meinen Augen, und lieſſen meine Seele in der fürchterlichſten Erwartung des heutigen Tages ſchweben.

Traurige, ſchreckliche Vorboten! fürchterliche Ahndungen! — Ich kann kaum die Stunde erwarten,

warten, wo das Urtheil über Leben oder Tod mir eröfnet werden wird. Ach! — und wenn es mir Tod brächte — wenn ich auf ewig die Herrliche, Einzige, Erwählte fliehen müßte — — dann ſtehe mir Gott bey! ich vermags nicht zu ertragen. —

Doch was ängſtige ich mich? — Vielleicht — vielleicht werd' ich glücklich. An Hofnung fehlt mir's ja doch nicht. Denn wie ich höre, und wie mir **Reimann** ſagt, dringen alle meine Freunde in **Emilien**, daß ſie mir ihre Hand geben ſoll. Wenn ich nur nicht ein ſo leichtfertiger Bube geweſen wär! daran ſtößt ſie ſich gewiß noch; ſie traut mir wohl immer noch nicht ganz. O! du Engel! wenn du in mein Herz ſehen könnteſt, wie ſehr ich meine vorige Lebensart verabſcheue! wie ſo ganz rein die Empfindungen ſind, die es jetzt beleben! du würdeſt kein ſo ſchreckliches Mißtrauen in mich ſetzen. Aber — o Bruder! wenn ich ſie nicht bekomme, ſo weiß ich nicht, wozu mich meine Verzweiflung bringen wird. — Ich zittre dann vor mir ſelber.

Gegen Mittag.

Es iſt bald Mittag; und ich habe noch immer nichts von **Emilien**. Ich vergeh vor Ungeduld. Noch eine Stunde will ich warten, und wenn ſich denn mein Schickſal nicht entſchieden hat, ſo geh' ich hin zu ihr, und liege ſo lange zu ihren Füſſen, bis ſie mit einem tröſtenden Ja mich ſelbſt wieder aufhebt. Wie kann doch das grauſame Mädchen mich ſo lange ſchmachten laſſen! Ich laufe da in meinem Zimmer umher von einer Ecke zur andern, habe nirgends eine bleibende Stätte, nehme bald ein Buch, bald eine Violine, bald den Flügel zur Hand; und kaum hab' ich eine halbe Seite geleſen, kaum ein paar Striche gethan, kaum einige Claves berührt, ſo renn' ich ſchon wieder ans Fenſter, um zu ſehen, ob nicht etwann Doktors Bedienter die Gaſſe herunter nach meinem Hauſe zu kömmt? — Herein! — Ach! **Reimann**! — her! was bringſt du?

Abends um 9 Uhr.

Daß ich noch lebe — dem gewaltigen Schmerz, der mein ganzes Weſen beſtürmt, nicht unterliege — dieß hab' ich allein dem Allgütigen zu danken, deſſen ſchützender Engel um mich ſchwebt, und meine Hand von den Werkzeugen des Todes, wornach ſie oft ſtrebte, zurückhält. Ach! **Thalmann**! klage, jammre um mich! um Deinen unglücklichen, gebeugten Freund! — Er iſt gefallen, der ſchreckliche Schlag; und beynahe hätt' er mich ganz zerſchmettert. **Reimann** brachte mir einen Brief von der Grauſamen, worin ſie mich ganz ausſchlägt — mir alle, alle weitere Hofnung abſchneidet. Ich dachte, der Schlag rührte mich, da ich dieſen entſetzlichen Brief las. Wäre **Reimann** nicht ſo vorſichtig geweſen, mir dieſe niederſchmetternde Botſchaft ſelbſt zu überbringen, und auf mich Achtung zu geben: Gott weiß, was ich in der erſten verzweifelnden Gemüthsbewegung begonnen hätte! — O Thalmann! das war ein ſchrecklicher Tag, der alle meine glänzendſten Hofnungen ſo auf einmal verſchlang! Mein Herz leidet unausſprechlich. Noch immer lauf ich wie ein Wahnſinniger umher — und falle wieder hin, wie ein Entſeelter, wenn mich meine Beine nicht mehr tragen wollen. O! ich möchte die ganze Welt umbringen! — Die Unmenſchliche! hat ſie darum ſo viele himmliſche Reize, um mich Armen damit zu martern? — Warum ſchrieb ſie mir dieſen tödtenden Brief? — Daß ſie mich in Gram und Elend verſenken — an meinem Jammer — an meinem Tod ihr ſtählernes Herz weiden konnte? — Ja! du Falſche! ſättige dich nur an meiner Qual! — ich will dir die ſchreckliche Wolluſt gern gönnen; nur richte mich bald vollends zu Grunde! — laß mich nicht ſo lange leiden! O! du Hinterliſtige! — wie fiengeſt du mich mit deinen ſtralenden, falſchen Augen, die ſo gut, ſo Liebe ſchimmernd mir ſchienen — die ich nur für Dollmetſcher einer ſchönen Seele hielt! — Wie riß mich deine ſanfte Stimme, dein holdes, bezauberndes Geſpräch ſo ganz an dich! ach! warum? — um dir das hölliſche Vergnügen zu machen, mich ſterben zu ſehen? — Weg! — weg! — weit weg mit euch, ihr betrügeriſchen, falſchen Sirenen! — ich mag nichts mehr von euch wiſſen; denn ihr lebt nur zur Qual derer, die eure ſcheinheiligen Blicke betrügen! — O **Emilie**! — ſchienſt ein ſo gutes, ſanftes, Mädchen — haſt aber doch auch ſo viel Stolz und Unbiegſamkeit, wie dein ganzes Geſchlecht — Ich dachte in dir den Himmel zu finden, und — was fand ich? — wozu haſt du mich — wozu mein Leben gemacht? — zu einer düſtern, ſchwarzen Wohnung des Jammers — ſo ſchwarz — ſo finſter wie dieſe Nacht! — Ach! der Himmel iſt noch ſchwanger von Regen, der bald auf die Erde herabſtürzen wird, wie das Elend von **Emilien** auf mich herabfiel — wie es mich zu Grunde richten wird, wenn der Wolkenbruch die Blumen im Felde zerknickt, und der Hagel die Früchte des Landes zerſchmettert. O **Thalmann**! ich weiß nicht mehr, was ich ſchreibe — bin mir ſelbſt nicht bewußt — ſo tobts in meiner Seele. O! wenn doch dieſe Nacht ſchon überſtanden wäre! —

Den 9. Nov. früh.

Sie iſt vorüber, die ſchreckliche, jammervolle Nacht. Gott ſey gedankt! — Ich dachte, ſie würde mir das Garaus ſpielen, aber Gottes Engel war um mich. Ich lebe — aber ſatt dieſes gramvollen Lebens. — Ich weiß, ich darf mir's nicht nehmen, denn ich gab mir's nicht; auch all' das Elend, das mir mein Leben verbittert, gab ich mir nicht: ich danke Gott, daß er mich nicht einen Selbſtmöder werden läßt. Aber doch haſſ' ich das Leben — wollte, daß mir's iemand nähme — Warum ſollt' ichs auch nicht haſſen, da dieß Herz, das mir allein die Welt erträglich machen konnte — für mich verlohren iſt? —

O Thalmann! ich wollte vernünftig ſchreiben; aber ich merke, daß ich ſchon wieder ohne Sinn das Papier voll ſchmiere. Was wirſt Du von mir denken, wenn Du das verwirrte Zeug lieſeſt, das ich geſtern Abend aufſchrieb? — Bald möcht' ich den ganzen Brief zerreiſſen; denn es ſteht lauter Unſinn da. O! wenn ich nur meiner mächtig wär! — Vergieb mir, Bruder! es iſt eine kleine Linderung meines Jammers, wenn ich jemanden mein Herz ausſchütten kann — und wer ſucht nicht ſeine Qual zu mindern, wär's auch nur durch einen Tropfen Waſſers? — Ach! die gute Emilie! ich habe ihr wohl Unrecht gethan, daß ich geſtern ſo auf ſie loszog. Heute hab' ich ihren Brief noch einmal durchleſen, und ich finde ganz ihre himmliſche Seele darin. Er iſt voller Liebe, voller Großmuth, voller Zärtlichkeit, ob ſie gleich meine Hand und mein Herz ausſchlägt. Sie muß ſelbſt Mitleid mit meinem Zuſtande haben: denn ſie wünſchet mir ein beſſeres Glück in der Liebe zu einem andern guten Mädchen; es gäbe deren noch hin und wieder in der Welt, ſpricht ſie. — O du Herrliche! wo find' ich deines gleichen? — Habe Dank für dein edles Mitleid, ob du mir gleich deine Liebe, die mir irdiſche Seligkeit war, nicht ſchenken willſt. Ich will dich nicht haſſen, du Göttliche! denn du biſt Wonne meiner Seele — ſollſt mein bleiben — auch jenſeit des Grabes — wo ich nun bald hinſinken werde. Daß ich dich liebe, dich ewig in mein Herz ſchlieſſe, kannſt du mir doch nicht wehren, willſt es auch wohl nicht; und wer will mir dieß zum Verbrechen anrechnen, ein gutes, reines, unſchuldiges Mädchen zu lieben? — Wenn ich dich nur noch einmal ſehen — nur einmal dein reines, warmes, fühlendes Herz an das meinige ſchlieſſen ſollte? —— Doch — was wünſch' ich? — ein Hirngeſpinſt. Das kannſt du nicht; da du einmal nicht die Meinige ſeyn willſt. Aber ſehen dürft' ich ja dich wohl noch einmal? — nur einmal mich an dem Glanze deines himmliſchen Antlitzes — an den bezaubernden Blicken deiner ſchönen Augen ſättigen? — Wollteſt du mir das erlauben, du Liebe? — Doch nein! — ich mag dich nicht ſehen; ich vergienge, gerieth' in Verzweiflung; der Sonnenſtral deiner Augen würde mich tödten; ich könnt' ihn nicht vertragen: denn ich bin nur Nacht und Finſterniß gewohnt; es gienge mir wie einem armen Gefangenen, der lange in einem finſtern Kerker geſeſſen, und dann auf einmal heraus an die brennenden

Stralen der Sonne geführt wird — ich würde geblendet, und müßte nur bejammern, daß meine Augen zu ſchwach wären, den Glanz der Sonne zu ertragen! —

Ich weiß nicht, wie es noch mit mir ablaufen wird, **Thalmann**! Meine fehlgeſchlagene Liebe macht mich zu allem untüchtig. Ob ich noch einmal einen Verſuch machen, und **Emilien** auf den Knien um ihre Liebe bitten ſoll, iſt mir ſchon einigemal eingefallen. Aber es iſt vergebens. Sie unterſagt mir alles, alles was nur einem ferneren Anſuchen ähnlich ſieht. O! ich muß fliehen, **Thalmann**, ewig den Ort fliehen, wo **Emilie** wohnt, ſonſt vergeh' ich. Ach! ich weiß ſelbſt nicht, was ich thun ſoll. Wenn Du nur da wärſt — könnteſt mir vielleicht rathen. Doch — was ſollteſt Du mir rathen? — Tod wär mir das liebſte; und das riethſt Du mir doch nicht — O! willkommen, **Reimann**! — du verläßt mich doch nicht — biſt ein Kreuzbruder von mir! — komm! wir wollen zuſammen weinen! —

Ich ſoll mit ihm ausgehen. Er will mich zu zerſtreuen ſuchen. Mag ſeyn! — ich will mit. Dieſer Brief ſoll fort, Bruder, damit Du doch bald erfährſt, wie elend mir's gehet. Aber — ich bitte Dich ums Himmels willen — ſchone meiner in Deiner Antwort! Habe Mitleid! ſpotte nicht über

Deinen

unglücklichen

Zwey und vierzigſter Brief.

Emilie Sommer an Herrn von Morgenſtern.

L. den 8. Nov.

Verdammen Sie mich nicht, lieber Freund, wenn mein Entſchluß auf den vortheilhaften Antrag, den Sie mir vor acht Tagen thaten, vielleicht Ihrer Erwartung nicht entſpricht! Unüberwindliche Hinderniſſe der Erfüllung Ihrer Wünſche von Seiten meiner nöthigen mich, Sie zu bitten, daß Sie Ihre Hand an ein würdigeres Frauenzimmer, als ich bin, verſchenken möchten. Glauben Sie nicht, daß Mangel Ihrer perſönlichen Verdienſte mich zu dieſem Entſchluß bewegt! Nein! lieber Herr von **Morgenſtern**! ich verachte Sie nicht; zu ſehr gerührt von der Liebe, wovon Ihr edles Herz gegen mich armes Mädchen ſchlägt, weiß ich die Achtung eines Mannes von Verdienſten zu ſchätzen. Ja! ich muß geſtehen, die Ausführung meines Entſchluſſes macht mir Kummer, weil ich dadurch vielleicht der Gegenſtand Ihrer Verachtung werde. Möchten Sie gerecht von mir urtheilen, ſonſt ſo großmüthiger, edler Mann! — Möchten Sie empfinden, wie ſchwer es meinem dankvollen Herzen wird, Ihnen durch meine abſchlägige Antwort den

Schein zu geben, als ob ich zu ſtolz wäre, die Hochachtung eines Mannes von Verdienſten mit Erfüllung ſeines Wunſches zu vergelten! — Nein! mein Herz glühet von Dank für die Ehre, die Sie mir durch Ihren großmüthigen Antrag erwieſen habe. Ich fühle, daß ich unedler als Sie handle, indem ich Ihren Antrag verwerfe. Wenn dieß aufrichtige Geſtändniß Ihr Herz nicht mehr zum Mitleid, als zur Verachtung und zum Zorn gegen mich auffordert: ſo wären Sie nicht halb ſo edel, als ich Sie mir immer vorgeſtellet habe; denn das gehört doch wohl mit unter die Züge eines edelmüthigen Caracters, wenn man ſeinen Beleidigern großmüthig vergiebt. Und beleidigt hab' ich Sie doch immer durch meinen Entſchluß, ob ich mir gleich ſchmeicheln kann, daß ich dieſe Beleidigung vor der ganzen Welt würde verantworten können, wenn ich dazu aufgefordert würde. Sie vergeben mir, das weiß ich; denn Sie ſind es gewohnt, edel und groß zu handeln. Dringen Sie wegen der Urſache meines Entſchluſſes nicht weiter in mich! denn Sie würden mir nur neue Kränkung verurſachen, wenn ich alsdenn den Schein einer Undankbaren bey Ihnen nicht vermeiden könnte! Genug, meine Urſachen ſind gegründet; und wenn Sie mich wirklich lieben, ſo beruhigen Sie ſich dabey, und ſchonen Sie der Empfindungen meines Herzens, dem es ſchon ſo viel gekoſtet hat, ſich der Verachtung eines ſo verdienſtvollen Mannes auszuſetzen. Verzweifeln Sie nicht an Ihrem Glücke in der Liebe zu einem andern guten Mädchen, das Ihnen an Stand und an Verdienſten gleich iſt! Sie werden das Herz finden, welches das Ihrige glücklicher als ich machen kann. Es giebt ja noch hin und wieder edle Seelen in der Welt; und eine ſolche ſchöne Seele zu finden, die ſich in die Ihrige ergießt, und Seligkeit der Erde über Sie ausſtrömt, kann ja wohl einem Manne nicht fehlſchlagen, der in aller Abſicht das Glück der Liebe verdient. Machen Sie keinen Verſuch weiter auf mein Herz; denn wenn er abermals fruchtlos ausfiele, wie es nicht anders kommen kann, ſo würde dieß uns beyden, wiewohl in verſchiedener Abſicht, höchſt unangenehm ſeyn. Vergeſſen Sie, um meiner — um Ihrer eignen Ruhe willen, als Geliebte, nur nicht als die wärmſte Freundin — denn die werd' ich immer bleiben —

Ihre

ergebenſte

Emilie Sommer.

Drey und vierzigſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 9. Nov.

Ich weiß nicht, ob es nach Deinem Sinn ſeyn wird, meine **Henriette**! daß ich dem Herrn von **Morgenſtern** abſchlägige Antwort gegeben habe. Helfen kann ich mir nicht, wenn Du mich eine Thörin nenneſt — mich nicht für würdig hältſt, von einem verdienſtvollen Manne geliebt zu werden. Ich kann nichts thun, als mich drein ergeben. Denn es iſt nun geſchehen. Lange hab' ich mit mir ſelbſt gekämpft; denn ich muß geſtehen, er beſaß einen Theil meines Herzens. Endlich ſiegte meine Vernunft. Geſtern ſchickte ich ihm meinen Entſchluß ſchriftlich zu. Doch kennt' ich mich nicht eher als bis auf den letzten Augenblick zu etwas Gewiſſem entſchlieſſen. Ich glaube, er hat meine ganze Seele in meinem Briefe geleſen; den ich ſchriebs ſo hin, wie mir's uns Herz war. Aber — wie wohl mir war, da meine Vernunft geſiegt hatte, da mein Brief fort war — dieß läßt ſich nicht beſchreiben. Genug, ich war mit meinem Betragen zufrieden; und die ganze Welt ſoll mir's nicht abſtreiten, daß ich vernünftig gehandelt habe. Es ſcheint ein Widerſpruch darin zu liegen, daß ich mich nicht überwinden konnte, ſeine Hand anzunehmen, und dennoch mein Herz nicht gleichgültig gegen ihn war. Auch weiß ich nicht, wie ich dieſen Widerſpruch erklären ſoll. Es ſprach eine gewiſſe Empfindung für ihn in meinem Herzen, die ich aber doch durchaus nicht zu einer Empfindung der ehelichen Liebe erheben konnte. Wenn ich daran dachte, daß ich am Altar, die Seinige zu werden, angeloben ſollte, ſo wurde mir — ich weiß ſelbſt nicht wie; — alles empörte ſich darwider. Dann zog ich meine Vernunft zu Rathe, und folgte der ſtärkeren Stimme meines Herzens, die wider ihn ſprach. Und — nicht wahr, liebes Mädchen! ich habe recht daran gethan? — Du kannſt mir unmöglich ablegen, wenn Du unpartheyiſch zu Werke geheſt.

Herr **Reimann** erbot ſich, ihm meinen Brief ſelbſt zu überbringen. Er ſagte, ſeine Freundſchaft gegen ihn verbinde ihn dazu, **Morgenſternen** bey dieſer für ihn ſo traurigen Lage nicht zu verlaſſen; er kenne ſein heftiges Temperament, und fürchte, er möchte, wenn er in der entſcheidenden Minute nicht jemanden um ſich hätte, der auf ihn Achtung gäbe, einen Schritt thun, der uns alle in die größte Beſtürzung ſetzen würde.

Das jammerte mich nun freylich ſehr, wenn ich mir den guten Mann in dieſer traurigen Situation dachte. Aber hier war Entſchloſſenheit nöthig. Es mußte doch einmal geſchehen. So weh mir's that, ſo konnt' ichs doch unmöglich ändern.

Reimann kam erſt ſehr ſpät geſtern Abends wieder zu mir. Aber Gott! was für eine traurige Beſchreibung machte er mir von dem Zuſtande ſeines Freundes! — Wie brach mir das Herz! Es wurde mir weh und bang, daß ich die Urſache ſeines Jammers war. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, da der gefühlvolle Jüngling da vor mir ſtand, und ſelbſt wie ein Kind weinte, indem er mir ſeines Freundes ſchmerzhafte Lage beſchrieb. **Morgenſtern** war, nachdem er kaum die erſten Zeilen meines Briefs geleſen hatte, wie in Ohnmacht auf ſeinen Stuhl geſunken: als er ſich aber davon wieder erholt, habe er den Brief vollends durchgeleſen; ſodann habe er lange in einer Art von Betäubung gelegen; **Reimann** habe ihn zu tröſten geſucht, aber **Morgenſtern** habe ihm nicht geantwortet, ſondern ſey wie ein Raſender im Zimmer herum gelaufen, habe ſich bald auf den, bald auf jenen Stuhl geſetzet, und keinen Laut von ſich gegeben. Endlich hätten die Thränen ſeinem gepreßten Herzen Luft gemacht; er habe gejammert, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und einigemal gerufen: „O **Emilie**! **Emilie**!“ Dann habe er **Reimannen** gebetten, ihn allein zu laſſen; aber der vorſichtige Jüngling habe das nicht gethan, ſondern habe ihm zugeredet, ſich zu faſſen, und ſich in ſein Schickſal zu ergeben. Das habe nun die Wirkung hervorgebracht, daß er entſetzlich auf mich losgezogen, mich eine Falſche, Hinterliſtige, Grauſame geſcholten, und meinen Brief in tauſend Stücken zerreiſſen wollen, wovon ihn aber **Reimann** abgehalten, weil er gehoft hätte, er würde, wenn die erſte Wuth vorüber wäre, und er ihn mit Gelaſſenheit durchläſe, ſelbſt dadurch getröſtet werden. Endlich, nachdem er ganz abgemattet geweſen, habe ſich der bedaurenswürdige **Morgenſtern** ein wenig gefaſſet, und habe ſich hingeſetzet, um in einem Briefe an **Thalmann** fortzufahren. **Reimann** habe ihn denn verlaſſen, nachdem er ſeinem Bedienten anbefohlen gehabt, ihn die ganze Nacht nicht aus den Augen zu laſſen.

O **Henriette**! das muß einem wehe thun! und dennoch — konnt' ich nicht anders. O Liebe! was kannſt du anrichten? — wozu die armen Menſchen verleiten? — Ach! wenn ich ihn doch hätte lieben können! — wie ſehr verdient er mein Mitleid! — der Arme! — ich muß ihn bejammern.

Heute hab' ich noch keine Nachricht von ihm. **Reimann** iſt mit des Tages Anbruch zu ihm gegangen. Seine Schweſter, die Doktorin, ſagte, ihr Bruder wäre ſehr unruhig geweſen, und habe geäuſſert, daß er ſich ſehr fürchte, **Morgen**-

ſtern möchte noch einen verzweifelten Streich begehen. Gott ſtehe ihm bey! — mir iſt ſehr angſt um ihn.

Abends um 8 Uhr.

Ach! meine liebe **Henriette**! — ein neuer Sturz! — **Morgenſtern** hat mit dem Grafen von D. Händel gehabt. Der Graf hat ihn herausgefordert, und — und morgen ſoll das Duell vor ſich gehen. Die Unſinnigen! — einander um einer Kleinigkeit willen, um ein paar anzügliche Worte die Hälſe zu brechen! — und — was das Schrecklichſte iſt — ich bin die unſchuldige Urſache ihrer Uneinigkeit. — O! — — das unmenſchliche Morden! — wie viel iſt nicht ſchon wider dieſe raſenden Begriffe, die Ehre durch den Zweykampf zu entſcheiden, geſchrieben — welche herrliche Geſetze ſind nicht darwider gegeben worden? — und dennoch reiſſet das Uebel noch immer wie ein Strom um ſich. Sogar Fürſten, die ſelbſt in ihren Ländern den Zweykampf auf das ſchärfſte verbotten haben, dulden ihn heimlich, und der Verbrecher bleibt ungeſtraft. Wer **Richardſons** und **Hermes** vortrefliche Abfertigung dieſer Wahnſinnigen, in ihre eigne Glückſeligkeit hinein Stürmenden, geleſen hat — wen die Religion lehret, was für ſchreckliche Folgen der Zweykampf nach ſich ziehen muß — wem es noch nicht ganz gleichgültig iſt, wie es nach ſeinem Tode um ihn ſtehet — wer irgend noch einen gerechten Gott glaubt

— und dennoch mit kaltem Blute hintretten kann, entweder ſeinen Bruder zu morden, oder mit dieſem rachgierigen Herzen ſich ſelbſt in die Ewigkeit ſchicken zu laſſen — Gott! wie muß es um ſo einen Menſchen ſtehen? — wie muß ein Herz, das nur einiges Gefühl von Menſchenliebe beſitzet — wie muß es jammern um dieſen elenden, beklagenswürdigen Menſchen? — Ach! **Henriette!** wenn dieſes Duell wirklich noch vor ſich gehet — und einer dieſer Unglücklichen das Opfer dieſes tyranniſchen Vorurtheils wird, ſo vergeh' ich vor Angſt; nimmermehr kann ich mich wieder zufrieden geben, weil ich die unſchuldige Urſache davon bin. Ach Gott! — kann ich was dafür? — konnte ich gegen den Grafen oder gegen **Morgenſtern** anders handeln? —

Heute gegen Mittag kam **Reimann**, und erzählte mir das Unglück in den beweglichſten Ausdrücken: er habe heute früh den Herrn von **Morgenſtern** mit auf ein Kaffeehaus genommen, in der löblichen Abſicht, ihn ein wenig zu zerſtreuen; auf dem Kaffeehauſe habe ſich der Graf von D. befunden; dieſer habe ſchlecht von mir geſprochen; **Morgenſtern** habe ſich meiner angenommen; darüber wären ſie mit Worten zuſammen gekommen; **Morgenſtern** habe lange an ſich gehalten; der Graf aber habe ihn ſo lange gereizet, bis **Morgenſtern** ſich an ihm vergriffen, und ihm eine Maulſchelle gegeben; darauf habe ihn der Graf herausgefordert;

geſordert; und dann hätten ſie ganz kaltblütig beſchloſſen, ihre Sache morgen früh einige Meilen weit von der Stadt durch ein Duell auszumachen.

Reimann hat ſich alle mögliche Mühe gegeben, die aufgebrachten Gemüther wieder zu verſöhnen, und den Zweykampf zu hindern. Aber alles vergebens. Der Graf will nicht davon abgehen; und **Morgenſtern** hat geſagt, er haſſe ſein Leben, und er ſey froh, daß es ihm jemand nehmen wolle. Doch, ſagte **Reimann**, wolle er noch einen Verſuch machen, und auf allen Fall dem Zweykampf ſelbſt beywohnen, um, wo möglich, die Unſinnigen zu retten, obgleich **Morgenſtern** das letztere durchaus nicht wolle. **Reimann** ſagte mir ferner: **Morgenſtern** ſey übrigens ganz ruhig, und ſcheine ſich darauf zu freuen, daß er nun vielleicht bald von ſeinem qualvollen Leben befreyet werde. Er hat ſogar heute ſein Teſtament gemacht, und ſolches, wie mir der Doktor ſagt, der ein Rathsbeyſitzer iſt, dieſen Nachmittag auf dem Rathhauſe niederleget. Man habe ihn auf dem Rathhauſe befragt, wie er als ein ſo junger Mann auf den Einfall komme, ein Teſtament zu machen? Er habe aber zur Urſache vorgewendet, er ſey ein ſterblicher Menſch, und wiſſe nicht, ob er nicht etwann eines jählingen Todes ſterbe. Ich wünſche nur, daß die Sache beym Concilio bekannt würde. Vielleicht würden ſie beyde in Verhaft genommen. Es wär immer eins beſſer, als das andre. Mehr als einmal bin ich heute in Verſuchung gerathen, es ſelbſt bey dem Rektor anzuzeigen. Aber theils hielt' ich auch dafür, daß es ſich für mich nicht ſchicke — Aber was ſchicken? — Das Leben und die Seele eines Menſchen zu retten, muß man ſich nie von einem falſchen Begriff der Ehre abhalten laſſen. Ich hätt' es ja nicht eben unter meinem Namen thun dürfen. Gewiß hätt' ichs auch gethan, wenn mir nicht **Reimann** noch verſprochen hätte, wenn keine vernünftige Vorſtellung mehr fruchten wolle, die Sache noch anzuzeigen; dazu ſey es noch allemal Zeit; die Arretirung könne künftige Nacht geſchehen, wenn ſie ſichs beyde am wenigſten vermutheten. Morgen früh will mir **Reimann** wieder Nachricht geben, wie es abgelaufen iſt.

Ich zittre vor dem morgenden Tage. Ach **Henriette**! wenn ich das alles überdenke, daß ich an dem ewigen Unglücke zweyer Menſchen Schuld bin, ſo möchte mir das Herz vor Wehmuth zerſchmelzen. Dieſe Nacht kann ich gewiß vor Unruhe und Bangigkeit kein Auge zuthun. Ach! — wie viel werd' ich noch dulden müſſen! — wär ich doch nimmermehr an dieſen fatalen Ort gekommen!

Nachts um 11 Uhr.

Gott ſey gedankt! — das Unglück iſt vielleicht abgewendet. Ich hatte Doktors Bedienten ausgeſchicket, um Nachricht einzuziehen, ob nicht etwann die beyden Duellanten dieſe Nacht in Verhaft genommen worden? — Jetzt kommt er zurück, und meldet mir, **Reimann** habe ihm unweit des Rektors Wohnung begegnet, und ihm geſagt, er komme eben von Ihre Magnificenz, wo er die Sache zwiſchen **Morgenſtern** und dem Grafen angezeiget habe; Ihre Magnificenz hätten augenblicklich den Univerſitätsdiener beordert, ſie beyde noch dieſe Nacht zu arretiren.

Hierauf iſt der Bediente hin vor das Haus gegangen, wo **Morgenſtern** wohnet; und da hat er wirklich geſehen, daß der Univerſitätsdiener mit einigen Gehülfen hinein gegangen ſey. Sobald er das geſehen, hat er ſich fortgemacht, mir dieſe angenehme Nachricht zu überbringen.

Nun werd' ich ruhiger ſchlafen; denn nun iſt doch die größte Gefahr vorüber. Ach **Henriette**! mit wie mancherley Uebeln hat man doch zu kämpfen! — wenn wird das Schickſal einmal aufhören, mich zu verfolgen? —

Den 10. Nov. früh.

Gott ſtehe mir bey! — wenn der Schlag kommt, und einer von beyden durch mich auf ewig zu Grunde gerichtet wird! — Ach! liebes Mädchen! — bedaure den armen, unglücklichen, wahnſinnigen **Morgenſtern**! — Das Duell geht vor ſich. Die Arrettirung iſt fehlgeſchlagen. Sie haben Lunte gerochen, und ſich ſchon geſtern Abends fortgemacht. Der Univerſitätsdiener hat ſie nicht mehr gefunden. **Reimann** hat nicht das Mindeſte davon gewußt, ſo heimlich haben ſie es gehalten. O! der falſche **Morgenſtern**! Mußte er ſeinen Freund, der es ſo gut mit ihm meynte, und ihn retten wollte, ſo hintergehen! — Um neun Uhr iſt **Reimann** noch bey ihm geweſen, und da hat ihn **Morgenſtern** auf heute früh um vier Uhr wieder beſtellt, um ihn als Secundanten mitzunehmen. Aber um zehn Uhr Abends ſind ſie ſchon fortgeritten, und haben niemanden, als jeder einen Bedienten mitgenommen.

Eben iſt **Reimann** noch hier, und erzählet mir dieſe traurige Nachricht. Er iſt ganz hingeriſſen von Schmerz über das bevorſtehende Unglück ſeines Freundes. Er ſagt, er wäre gern nachgeritten, aber kein Menſch wiſſe, wo ſie ihren Weg zu genommen hätten; es wär' alſo doch vergebens geweſen; er müſſe die Unglücklichen nun ihrem Schickſale überlaſſen. Auf dem Tiſche bey **Morgenſtern** habe er heute zwey verſiegelte Briefe gefunden, einen an **Thalmann**, und einen an mich. Ein offenes Zettelchen, worinnen er **Reimann** gebeten, dieſe Briefe alsdenn zu übergeben, wenn er todt ſey, habe darneben gelegen; er habe alle ſeine Koſtbarkeiten mitgenommen; ein Zeichen, daß er, wenn er glücklich dadavon kommt, nie wieder nach L kommen will. Seinem andern Bedienten habe er geſagt, daß er ihn nachkommen laſſen wolle, wenn er am Leben bleibe; im Fall er aber getödtet würde, habe er auch ſchon für ihn geſorgt.“

Heute gegen Mittag ſollen wir Nachricht von ihm haben, es laufe ab, wie es wolle. Aber wie? und durch wen? das hat er ſeinem Bedienten nicht geſagt. Reimann ſagt, **Morgenſtern** ſey ein guter Fechter, vielleicht habe ihm der Graf nichts an. Schlechter Troſt! Einer wird doch immer der Mörder des andern, es ſey welcher es wolle. Gelingt es **Morgenſtern**, ſeinen Gegner zu erlegen — o Gott! dann wollt' ich lieber todt, als an ſeiner Stelle ſeyn. Welch ein Elend, das Leben eines Menſchen, und — was noch mehr iſt, ſeine ewig verlohrne Seele auf der ſeinigen zu haben — wie ein Verworfner in der Welt umher irren zu müſſen — immer verfolgt von Henkern, und von der bluträchenden Gerechtigkeit — gepeinigt von ſeinem eignen Gewiſſen — geſchreckt von dem Geiſte des Getödteten, deſſen Blut zu Gott, dem gerechten Richter der Menſchen, um Rache auf gen Himmel ſchreyet; und endlich — ſelbſt an den Pforten des

Todes mit Blute der Rachſucht beſpritzt — vielleicht ohne Buſſe — noch immer mit dem feindſeligen, blutdürſtigen Herzen — und mit dem nagenden, ſchreckenden Gewiſſen — und dann — hin vor den Richterſtuhl des gerechten, des ewigen, heiligen Weltrichters — O **Henriette**! — ich kann dieſen Gedanken nicht ausdenken; mir ſchwindelt — mein Herz vergeht vor Schmerz. O! wenn es doch ſchon Mittag wär! —

Gegen Mittag.

Er iſt todt! — todt! — **Morgenſtern** iſt todt! O! du groſſer, allgütiger, barmherziger Gott! erbarm dich ſeiner Seele! — Ach **Henriette**! — wenn ich das überlebe! wie unglücklich bin ich! — Ich? — die ich nie iemand mit Vorſatz beleidiget habe, werde ſo geſtraft? — Muß ich an dem Tode, an dem — ewigen Tode eines Menſchen — eines ſo liebenswürdigen Menſchen Schuld ſeyn? — O! wer kann das ertragen? wer dieſen Jammer erdulden? — und ich bin gewiß Schuld an ſeinem Tode. Hätt' ich ihm nicht meine Hand — wenigſtens nicht ſo bald abgeſchlagen — hätt' ich ihn mehr geſchont — ſo wär er nicht auf das unglückliche Kaffeehaus gegangen, hätte in der Verzweiflung mit dem Grafen nicht Händel angefangen — kein Duell wäre entſtanden — er lebte noch, und ſeine Seele wäre gerettet. — Ach! das hätt' ich nicht thun ſollen;

denn ich kannte ihn ja, kannte ſein heftiges Temperament, ſeine feurige Liebe — konnte ja gar nicht anders glauben, als daß ſie in Verzweiflung ausbrechen würde. O! ich war mit Blindheit geſchlagen, daß ich das alles nicht zum voraus ſah. Wer ſoll mich nun tröſten? — mir die tödtende Qual, einen Menſchen ewig vernichtet zu haben, vom Herzen ſchaffen? — Ach! nur zu Gott muß ich meine Zuflucht nehmen. Und Gott wird mich tröſten — mich Arme, der's ſo viel koſtete, nach ihrer Vernunft und nach dem Triebe ihres Herzens zu handeln.

Da ſeht ihr nun die ſchönen Früchte eures raſenden Vorurtheils, ihr, die ihr den Zweykampf vertheidiget! — Dort liegt der Edle, den euer Gift anſteckte — in ſeinem Blute, und fordert Gott zum Rächer ſeiner nun ewig verlohrnen Seele auf — die ihr verderbtet — nun ewig zu Grunde gerichtet habt! — Werfet nur hin euern Blick auf das Schlachtopfer eurer Verführung! — ſeht es im Blute liegen, und — zittert! — O! man möchte ſich in ſeinen Thränen baden, wenn man ſo zuſehen muß, wie mancher liebenswürdige, edle Jüngling ein Raub dieſer ſataniſchen Gewohnheit wird. Wie mancher treue Vater, wie manche zärtliche Mutter, die alle ihre Sorgfalt auf ihr oft einziges Kind wandte, um ſich den Troſt ihres Alters, und die Wonne ihrer Seele zu bilden — wird dadurch in die Grube geſenkt, wenn das verderbliche Gift den jungen, blühenden, feurigen Jüngling ergreift — ſeine ganze Seele zerrüttet — und er endlich von Mordſucht dahin geriſſen und ins Gras geſtreckt wird. Weg iſt dann alle Hofnung, alle Stütze, alle Ruhe des Alters der bejammernswürdigen Eltern! O ihr, die ihr dieſem peſtilenzialiſchen Uebel, beſonders auf Univerſitäten, ſteuren könntet, und — es doch nicht thut — ich dächte, eure ganze Natur müßte erzittern, wenn ihr das alles ſo mit anſehet. O! ich mag eure Verantwortung nicht mit euch theilen.

Doch — es iſt ſchon ſo viel über dieſe Materie geſchrieben worden — und da bin ich denn auch in meinem Eifer darein gefallen. Vergieb mir, liebes Mädchen! und weine mit mir um unſern Freund **Morgenſtern**, der es werth war, daß wir um ihn weinen.

Ach **Henriette**! der Gedanke, daß ſeine Seele jetzt nicht bey Gott iſt, — der zerreißt mir mein ganzes Herz. Ein Verdammter! — ewig Verworfner! — — O! das zu denken, von einem Freunde zu denken — iſt Vorgefühl der Höllenqualen. O du guter, unendlich barmherziger Gott! konnteſt du dieſen Armen nicht zu Gnaden aufnehmen, da du ſo viele Sünder aufnimmſt, keinen gern verlohren gehen laſſen möchteſt?

teſt? — Vielleicht! — tröſtender Gedanke! O! wenn dieß Vielleicht gewiß wäre! — dann fänden wir ihn einſt wieder — ich könnte ihn bitten, mir zu vergeben — ich, die ich ihn hier zu Grunde richtete. Doch — was ſchreib' ich? — Iſt der **Herr** nicht auch ein heiliger, ein gerechter, eben ſo unendlich gerechter, als barmherziger Gott? — Muß er nicht den Wurm, der ſich erkühnet, ihm zu trotzen, zu verzweifeln, und ſich ſein Leben zu nehmen, oder mit Mordgedanken dahin zu fahren, ewig für dieſe Verwegenheit ſeinen Zorn fühlen laſſen? — Und wie kann einer, der jetzt hintritt, auf ſeinen Bruder um einer nichtswürdigen Kleinigkeit, um ein Hirngeſpinſt willen, das Gewehr losdrückt, oder den Degen auf ihn ziehet, in dieſer brudermörderiſchen Abſicht, und voll Groll, Haß und Feindſchaft in ſeinem Herzen — wie kann der auf die Gnade des Ewigen Anſpruch machen, wenn er in dieſem Moment entſeelt dahin ſtürzt? — O! hier ſchwindelt unſre Vernunft. Ich will abbrechen — Gott allein alles, alles überlaſſen. Er wird richten nach ſeiner Weisheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit! —

Um Mittag kam **Reimann** auſſer Athem zu mir, mit der ſchrecklichen Botſchaft von **Morgenſterns** Tode. Des Grafen Bedienter ſey auf **Morgenſterns** Engländer mit verhängtem Zügel geſprengt gekommen, habe **Reimannen** das

Pferd gegeben, und habe ſodann, nachdem er einige wichtige Brieſſchaften aus des Grafen Logis zu ſich genommen, ſich auf das Pferd, das der Graf noch hier gehabt habe, geſetzt, und ſey ſogleich wieder davon geſprengt; er habe erzählt, das Duell ſey heute früh nahe bey einem Dorfe unweit **Halle** auf der Preußiſchen Gränze geſchehen. Zuvor habe **Morgenſtern** befohlen, daß, wenn er ſollte niedergeſtoſſen werden, ſogleich einer von den Bedienten auf ſeinem Engländer nach **L.** reiten, und **Reimannen** die Nachricht von ſeinem Tode bringen ſolle. Der Graf habe einen glücklichen Stoß gethan; **Morgenſtern** ſey gefallen, und habe gerufen: „Gott! erbarme dich „meiner Seele!“ da habe er, des Grafen Bedienter, weil ſein Herr einige nöthige Brieſſchaften vergeſſen gehabt, und er doch einmal zurück nach **L.** gemußt, ſich auf **Morgenſterns** Pferd geſchwungen, und ſey fortgejagt; und da habe ihm **Morgenſterns** Bedienter nachgerufen: „Er iſt „todt!“ **Reimann** iſt ganz auſſer ſich. Jetzt ſchreibt er an **Thalmann**, und dann will er auf das Dorf reiten, wo **Morgenſtern** iſt getödtet worden, um für ſein Begräbniß zu ſorgen. Ehe er fortreitet, wird er mir noch den Brief bringen, den er auf **Morgenſterns** Tiſche an mich gefunden hat.

Weil aber die Poſt gleich abgehet, ſo muß ich Dir eiligſt die traurige Nachricht übermachen, und alſo den Brief ſiegeln.

Ach! liebes Mädchen! wie wird Dich das Unglück des bejammernswürdigen **Morgenſterns** erſchrecken! — Doch — Du biſt ſtandhafter als ich. Schreib mir bald, und tröſte mich; denn der Gedanke, daß ich die Urſache ſeines Todes war, zerrüttet meine ganze Seele. Ach! ich bin zum Elend gebohren. Noch nie hat mich ein Unglück ſo troſtlos gemacht, als dieſes. Der abſcheuliche Graf! er wollte mir meine Ehre rauben; und nun hat er mir meinen Freund getödtet! Ach! ich

unglückliche

Emilie Sommer.

Vier und vierzigſter Brief.

Reimann an Thalmann.

L. den 10. Nov.

Sie ſind ein Weltweiſer, ein Chriſt, liebſter Freund, und darum hoff' ich, Sie werden ſich faſſen bey der niederſchmetternden Nachricht von — ach! von dem Tode — Ihres Freundes. O!

wie zittert meine Hand, da ich es ſchreiben muß: unſer Freund — unſer Bruder — unſer **Morgenſtern** — iſt nicht mehr! Heute früh iſt er in einem Duell mit dem Grafen von D. umgekommen. Ach! daß dieſes ſchreckliche Unglück doch ihn betreffen mußte! — Erholen Sie ſich, liebſter **Thalmann**! — Weinen Sie ihm, dem Bejammernswürdigen, eine heilige Thräne der Liebe, der Freundſchaft! — Legen Sie den Brief nieder! — und dann leſen Sie weiter den Verlauf der Sache, den ich Ihnen ſo kurz als möglich erzählen will. —

Sie wiſſen bereits aus ſeinem letzten Briefe, daß ihm ſeine Anwerbung um den Engel, **Emilien**, fehlſchlug. Sie werden nicht daran zweifeln, da Sie ſein ungeſtümes Temperament kannten, wenn ich Sie verſichere, daß er mehr einem Raſenden, als einem Vernünftigen gleich war, als er den Brief von **Emilien** erhielt. Nur mit Mühe und mit vieler Vorſicht hielt ich ihn von einer Gewaltthätigkeit an ſich ſelbſt ab. Er war faſt keines menſchlichen Gedankens mehr fähig.

Geſtern früh nahm ich ihn mit auf das K. Kaffeehaus, um ihn, wie Sie mir gerathen hatten, ein wenig zu zerſtreuen. Der Graf von D., auf den er wegen des Handels mit **Emilien** lange einen heimlichen Groll hatte, war zugegen. Mir ahndete von Händeln; ich ſagte **Morgenſternen**, wir wollten wo anders hingehen. Ich konnt' ihn aber nicht mit fortbringen. Er nahm eine Pfeiffe, und ſetzte ſich nieder, ſprach aber kein Wort, und ſein Blick war immer voll Wuth auf den Grafen geheftet. Indeſſen kam das Geſpräch auf das Stück vom vorigen Abend, wo **Emilie** die Rolle der **Medea** über allen Ausdruck ſchön geſpielt hatte. Einer von der Geſellſchaft ſagte: „Das muß ich geſtehen, ihr Spiel war ganz „Natur.“ — Und was war die Urſache?“ — fragte der Graf von D** „Ihre groſſe Menſchenkenntniß,“ antworte jener. „Nein!“ ſagte der Graf wieder; „ſondern weil ſie vielleicht ſelbſt „eine **Medea** iſt.“ Hier ſtand **Morgenſtern** auf, und ſagte: „Herr Graf! ich hoffe, Sie werden ſich enthalten, ſchlecht von einem Frauenzimmer zu ſprechen, das alle Hochachtung verdient.“ — Oho! nicht ſo hitzig, mein Herr!“ antwortete der Graf. „Meinethalben mag ſie „eine **Medea** oder **Sara** ſeyn!“ — Noch hielt **Morgenſtern** an ſich, und ſetzte ſich wieder. Der Graf aber trat vor ihn hin, und ſagte: „Herr! Sie ſprachen von Hochachtung. Bey wem „verdient eine Schauſpielerin Hochachtung?“ — „Die Frage verdient keine Antwort, mein Herr!“ ſagte **Morgenſtern**. Der Graf lachte, und ſetzte — ſehr ſpöttiſch hinzu: „Wir wollen dieſe **Emilie** „nach **Frankreich** ſchicken. Da iſt Belohnung des

„Verdienſtes, auch nach dem Tode zu hoffen. „Wiſſen Sie, meine Herren, wie man **Molieren** nach ſeinem Tode ehrte? — O! wir dummen, geſchmackloſen Deutſchen! — ha! ha! ha!“ Ich ſah es **Morgenſtern** an, wie er voll innerer Wuth war; wie er mit den Zähnen knirſchte! — und doch hielt er an ſich, bis der Graf noch einmal zu ihm hintrat, und ihn fragte: „Woher kennen Sie dieſe **Medea** ſo gut, daß Sie ſo trotzig behaupten, ſie verdiene alle Hochachtung?“ — „Wollen Sie denn mit Gewalt Händel haben, Herr Graf?“ antwortete **Morgenſtern**. „Wie Sie befehlen!“ ſagte der Graf. „Ich ſchlüg mich gern um eine **Sara**. Aber ich ſehe, Ihre Pfeiffe behagt Ihnen beſſer, als der Degen.“ Jetzt gab ihm **Morgenſtern** eine Maulſchelle. Was weiter vorgieng, können Sie ſich leicht vorſtellen. Kurz, das Duell wurde beſchloſſen. Ich that alles, es zu hindern. Aber vergebens. Ich zeigte es ſogar geſtern Abends um zehn Uhr noch beym Rektor an. Aber der Univerſitätsdiener, der ſie vergangene Nacht arretiren ſollte, traf ſie zu meinem größten Erſtaunen nicht mehr an. Sie waren ſchon fortgeritten. In der Angſt wollt' ich ſogleich nachreiten; aber wo ſollt' ich ſie treffen? — Ich mußte den Ausgang der Sache mit immer bebendem, bangem Herzen abwarten.

Heute um eilf Uhr kam des Grafen Bedienter auf **Morgenſterns** Engländer zurück. Nach ſeiner Erzählung haben ſie ſich unweit eines Dorfs, Namens **Neuenhain**, bey **Halle**, getroffen. Keiner hat einen Secundanten mit gehabt. Vermuthlich haben ſie nicht getrauet, und ſich gefürchtet, die Secundanten möchten die Sache verrathen, ehe ſie aus L wären. Im erſten Gange, wo der Graf den Stoß gehabt, hat ſich **Morgenſtern** keinen Stoß anbringen laſſen. Im zweyten hat der Graf, da **Morgenſtern** den Stoß gehabt, mit gleichem Glück gefochten. Im dritten Gange aber iſt **Morgenſtern** gleich auf den zweyten Stoß, der ihn in den Unterleib getroffen, gefallen. In dem Augenblick hat ſich des Grafen Bedienter auf **Morgenſterns** Engländer geſetzt, und iſt fortgejagt. Denn **Morgenſtern** hat vor dem Gefechte noch befohlen, daß, wenn er bleiben ſollte, ſogleich einer auf ſeinem Pferde zurückreiten, und mir die Nachricht von ſeinem Tode bringen ſolle. Da nun der Graf einige nöthige Briefſchaften in L. vergeſſen gehabt, ſo hat deſſen Bedienter dieſe Gelegenheit ergriffen, dieſe Briefſchaften noch wegzubringen. Im Fortreiten hat **Morgenſterns** Bedienter noch nachgerufen, daß ſein Herr todt ſey. Als des Grafen Bedienter einige Stunden in vollem Gallop fortgeritten, hat ſich der Engländer auf einmal geweigert, weiter zu laufen. Mit vieler Mühe hat der Bediente ihn in einen Gaſthof bringen können, um ihn da ein wenig ausruhen zu laſſen. Da hat das arme Thier am ganzen Leibe gezittert, ſo daß dem Bedienten bange geweſen, es möchte verſchlagen. Deswegen hat er, als er ſich wieder auf den Weg gemacht, ein paar Stunden ſachte reiten müſſen. Kurz vor L. hat ihn ein Poſtknecht, welcher von **Halle** gekommen, eingeholt, und hat ihm erzählt, daß er bey **Neuenhain** einen todten Menſchen auf einem Bauerwagen in das Dorf führen, ſehen, und ein Bedienter wäre nebenher geritten, welcher entſetzlich geweinet habe. Der Todte ſey aber mit einem Mantel zugedeckt geweſen.

Ach! liebſter **Thalmann**! eilen Sie, ſobald Sie dieſen Brief bekommen, hin auf das Dorf, wo unſer edler Freund als ein Erblaßter liegt. Ich weiß nicht, was ich in der Beſtürzung beginnen werde, wenn ich hinkomme, und die ſchreckliche Todtenbläſſe auf ſeinem ſonſt ſo blühenden Angeſichte ruhen ſehe. Denn ich werde noch heute hinreiten. Sie müſſen kommen, und mir ſein Begräbniß veranſtalten helfen. Der Anblick wird zwar Ihrem gefühlvollen Herzen unendlichen Jammer machen. Aber Sie werden auch als ein Chriſt ſich zu tröſten wiſſen. Ach Gott! wenn er nur nicht in dieſer abſcheulichen Lage dahin gefahren wär! Ich möchte vergehen, wenn ich das überdenke. Doch — wie weit reicht nicht die Barmherzigkeit Gottes! — Er hat noch, indem er gefallen, ausgerufen: „Gott! erbarm dich meiner armen Seele!“ Das muß mir und Ihnen Troſt ſeyn, weil wir — ach! weil wir keinen beſſern haben.

Die arme **Emilie**! ſie unterliegt ihrem Schmerz. Sie giebt ſich die Schuld ſeines Todes, weil ſie ihn durch ihre abſchlägige Antwort in eine ſo traurige Gemüthsverfaſſung geſetzt hat, und beſonders — weil die Urſache zu dieſem Duell ihre Perſon geweſen iſt. Das liebe Mädchen! — ſie leidet ſehr viel. Ich kann ſie nicht tröſten, und niemand kann es, wenn es Gott nicht thut, zu dem ſie unaufhörlich um Troſt bittet. Mein Schwager, meine Schweſter, **Biederſee**, und alle ſeine Freunde ſind auſſer ſich vor Schmerz. Alle weinen und klagen um den liebenswürdigen, gebeſſerten, edelmüthigen Mann, der ſo muthig die Bahn der Tugend wieder betrat, und — nun ſo auf einmal, vielleicht in ewiges Elend dahin geſtürzt wird.

Sein zurückgelaſſener Bedienter raufet ſich faſt die Haare aus, und immer klaget er: „O! „mein armer! mein armer Herr!“ Was wird erſt ſeine Freundin, das Fräulein von **Blumenthal**, ſagen, wenn ſie die ſchreckliche Botſchaft vernehmen wird? — **Emilie** hat's ihr geſchrieben, und ich ſah' es, daß immer während des Schreibens die Thränen aus ihren Augen hin auf's Papier tröpfelten.

Beyliegenden Brief an Sie hab' ich auf des Unglücklichen Tiſche gefunden. Vermuthlich hat er Ihnen die Beſorgung ſeiner Verlaſſenſchaft darin aufgetragen. Denn er ſagte mir noch, daß er Sie zum Vollſtrecker ſeines Teſtaments ernennet habe. Das Teſtament machte er geſtern Nachmittag noch, und legte es auf dem Rathhauſe nieder. Wie er mir vorläufig geſagt hat, ſind den Armen und ſeinen Bedienten anſehnliche Legate, und einige Kapitale zu Stipendien für arme Studirende darin ausgeſetzet worden. Seine beyden Güter hat er, und zwar das eine ſeiner nächſten Verwandtin, einem armen Fräulein von **Morgenſtern**, und das andere **Emilien** vermacht. Auch ich und Sie, ſagte er, wären bedacht worden; mir hat er ſeinen Engländer, den er auſſerordentlich lieb hatte, zugedacht. Ach! wie wird es allezeit mein Herz brechen, wenn ich dieſes Thier ſehe, und es mir jederzeit das Andenken an ſeinen unglücklichen Herrn erneuert, und meine Wunde von neuem aufreiſſet!

Das liebe Mädchen, **Emilie**, weiß noch nichts von dieſem Vermächtniß. Ich möchte es ihr nicht ſagen. Dieſer Zug ſeines großmüthigen Herzens würde nur in der erſten Empfindung des Schmerzes über ſeinen jählingen Tod das ihrige noch mehr zerriſſen haben.

Auch hab' ich einen Brief an **Emilien** auf ſeinem Tiſche gefunden, den ich ihr noch dieſen Abend, wenn ich weg bin, zukommen laſſen werde. Mir ſelbſt wollt' ich die Wehmuth erſparen, ihr dieſen Brief ſelbſt zu geben. Denn ich hätte ihr Jammern und ihre Thränen nicht aushalten können.

Noch fand ich auf ſeinem Tiſche **Wielands** Empfindungen des Chriſten, und zwar die ein und zwanzigſte Betrachtung aufgeſchlagen. Sein Bedienter **Jacob** erzählte mir, der Unglückliche habe kurz zuvor, ehe er fortgeritten, in dem Zimmer auf den Knien gelegen und gebetet. Beym Fortreiten habe er im Aufſteigen noch **Jacob'n** die Hand gereicht, und geſagt: „Leb wohl, guter Junge! bete für deinen unglücklichen Herrn!“ Ich muß dieſen Kerl mitnehmen; er ſagte, er wolle ſeinem lieben Herrn noch ſelbſt das Grab machen, und wolle ihm treu ſeyn bis in die Gruſt.

Nun muß ich ſchlieſſen, liebſter Freund! Die Zeit vergeht. Die Pferde ſtehen ſchon bereit;

den Engländer kann ich aber nicht reiten. Er hat wohl verſchlagen: denn das Thier frißt und ſäuft nicht; recht als ob es auch um ſeinen gefallenen Herrn trauerte.

Mündlich danke ich Ihnen für Ihre kräftigen Tröſtungen über Amaliens Tod. Sie waren ganz ſo, wie ich ſie von einem ſo richtig denkenden Manne erwarten konnte.

Kommen Sie gewiß, mein Lieber! daß Sie umarmen und tröſten

Ihren

betrübten Freund,
Chriſtian Heinr. Reimann.

Fünf und vierzigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

L. den 9. Nov. Abends.

Zittre nicht, mein lieber Thalmann, wenn Dir dieſer Brief die Nachricht von meinem Tode bringt! — Faſſe Muth! — beklage mich nicht! denn ſieh! — ich bin ja ſelbſt ſtandhaft — erſchrecke nicht vor dem herannähernden Ende meines qualvollen Lebens. — Vielleicht iſt mir wohl, wenn Du dieß lieſeſt — Vielleicht — oder gewiß bin ich am Ziele all' meiner Leiden, wo ſie alle aufhören. Morgen früh muß ich mich mit dem Graf D ſchlagen, und — muß daher meinen Tod fürchten. Sey nicht böſe auf mich! ich weiß, Du kannſt die Duelle nicht leiden. Auch ich war ſeit einiger Zeit ein Feind davon. Aber jetzt muß ich mich ſchlagen. Reimann wird Dir alles ſagen, wenn — ich todt bin. Er wollte mich retten, der gute Junge! aber mein Schickſal wollt' es nicht. Jetzt hab ich noch zwey Bitten an Dich, lieber Bruder! ich weiß, Du verſagſt ſie Deinem vielleicht bald ſterbenden Freunde nicht. Die eine iſt, daß Du mich nie vergißt, mich immer, auch wenn ich jenſeits des Grabes bin — in Deinem warmen, treuen Herzen behältſt. Das wird mir vielleicht Wonne ſeyn in jener Welt, ich mag auch ſeyn wo ich wolle — wenn ein Frommer auf der Welt noch mein Freund iſt. Die andere Bitte beſtehet darin, daß Du, nach meinem Tode, Dich meiner Verlaſſenſchaft annimmſt. Ich habe Dich zum Vollſtrecker meines letzten Willens beſtellet, und das Teſtament liegt hier auf dem hieſigen Rathhauſe. Gieb meinen Verwandten und meinen Freunden Nachricht von meinem Tode, und tröſte ſie, wenn ſie vielleicht einen Unglücklichen beweinen. Was ich Dir vermacht habe, das nimm als ein Zeichen meiner, auch bis in den Tod fortdauernden Freundſchaft gegen Dich an! Ich weiß zwar, Du brauchſt es nicht, haſt ſelbſt genug; aber thu meinen letzten Willen! behalts zu meinem Andenken! — wenn Du mich liebſt, mich je geliebt haſt! — Ueberrede auch **Reimann** und — **Emilien**, daß ſie es annehmen, was ich ihnen zugedacht habe! — Sorge für meine armen Bedienten! — Sey Freund mit **Emilien**, und ſprich manchmal mit ihr von dem unglücklichen **Morgenſtern**! — Ach! die Herrliche! vielleicht weint ſie um mich! — Ich haſſe ſie nicht, ob ich gleich ihre Liebe nicht genieſſen konnte. Gott ſegne ſie, und ſchenke ihr einen beſſern Geliebten, als ich war! — Und nun! — leb wohl! — Vielleicht — ach! vielleicht ſeh' ich Dich in einer beſſern Welt! Barmherzig iſt ja der Gott der Liebe! — wird mich nicht in ewige Martern verſenken! — — Ich will beten, daß er mir gnädig ſey! — Leb wohl! leb wohl! — bis in den Tod

Dein

getreuer

Morgenſtern.

Sechs und vierzigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Emilie Sommer

L. am 9. Nov. Abends.

Keine Vorwürfe — keine Klagen — kein Jammern von mir Armen ſoll Ihre ſelige Bruſt beſtürmen. Nur das lezte Lebewohl will ich Ihnen ſagen. Das mußte ich, Liebe! ſonſt wär' ich mit Gram hinüber in die Nacht des Grabes geſunken. Vergeben Sie mir, Heilige! wenn ich armer Verworfner mein Herz noch einmal zu dem Ihrigen erhebe, und — noch die lezte Wonne in dieſer Welt genieſſe! — Ach! ich war nicht beſtimmt, dieß treue, reine, gottgefällige Herz an das meinige zu ſchlieſſen. Der Wille der ewigen Weisheit geſchehe! — Möchten Sie mir nur vergeben, daß ich es wagte, mich Ihnen zu nähern, und dem ſtolzen Gedanken, einen Engel zu beſitzen, in meiner Seele Raum gab! — Doch, das werden Sie, Liebe! Sie ſind ja die Liebe, die Huld, die Großmuth. — Ich tröſte mich deſſen, und ſterbe gern. Mein Schickſal wird Ihnen nicht unbekannt bleiben. Glauben Sie nicht, daß Sie meinen Tod verſchuldeten! grämen Sie Ihre himmliſche Seele nicht darum! Ich bin es ſelbſt, ſatt dieſes Lebens, der allein Schuld an dem unglücklichen Zwiſte war. Ich könnte vielleicht am Leben bleiben; aber — nein! meine Ahndung ſagt mir Tod. Ich zittre nicht — denn der Tod macht ein Ende meinen Martern. Nur eins iſt die Bitte Ihres ſterbenden Freundes — vergeſſen Sie mich nicht ganz, und — verachten Sie meinen letzten Willen nicht! — Ueberzeugt, daß Sie meine Bitte nicht verſchmähen, ſterb' ich in Friede. — Gott ſegne Sie, **Liebe**! — Auch **Henrietten** wolle er ſegnen! — Er möge Sie beyde glücklich machen! und meiner — erbarm' er ſich! — Melden Sie der lieben **Henriette** mein Schickſal! Vielleicht weint auch ſie eine himmliſche Thräne auf meine Gruft. — Vergeſſen Sie mich nicht ganz! — Leben Sie wohl! — ewig wohl!

Ihr

getreuer

Morgenſtern.

Ende des erſten Theils.

Emilie Sommer,

eine

Geſchichte in Briefen.

Zweyter Theil.

Leipzig,
bey Carl Friederich Schneidern,
1782.

Emilie,
eine Geſchichte in Briefen.
Zweyter Theil.

Erſter Brief.
Henriette von Blumenthal an Emilie Sommer.

Breslau den 16. November.

Meine liebſte beſte **Emilie!**

Schon zittre ich vor dem Gedanken, daß auch dich mein Brief nicht mehr lebend antreffen möchte, ſo ſehr iſt meine mit Bildern des Todes erfüllte Seele geneigt, alle meine entfernten Freunde im Leichenkleide zu ſehen. Ach **Emilie!** wie haſt du mich doch ſo ſehr durch deine traurigen Nachrichten gebeugt! — wie viel Zeit brauchte ich, mich wieder zu faſſen! — Gottlob, daß ichs konnte! daß ich auch hier Gelegenheit fand, die wunderbaren Wege ſeiner Weisheit zu bewundern, und ſo viel Gutes daraus zu lernen! — — Freylich giengs mir wie ein ſchneidendes Schwerdt durchs Herz, zu vernehmen: — **Amalia** — die Göttin der Unſchuld und Tugend — die, ob ich ſie gleich nicht von Perſon kannte, dennoch meine ganze Seele beherrſchte — und dann auch der gute, edle **Morgenſtern** — ſey ein Raub des Todes. Alles Gefühl der Menſchheit müßte man verläugnen, wenn man dabey kalt und unempfindlich bleiben wollte. Aber, auch keinen Glauben an Gott und ſeine Fürſehung müßte man haben, wenn unſre Vernunft nicht aufwachen, und in dieſem Glauben nicht Fülle göttlichen Troſtes finden ſollte. — Ich will dir eine Beſchreibung von der Lage meines Herzens machen, wie es von Zeit zu Zeit bey deinen niederſchmetternden Nachrichten darinnen ausſah.

Als du mir ſchriebſt, daß **Amalia** krank ſey, und deine gegründete Furcht vor ihrem Tode äuſſerteſt, wurde ich ſchon ſehr weich. Meine ſonſt gewöhnliche Laune verließ mich. Ich konnte mich durch nichts aufheitern; und immer harrte ich mit Ungeduld, zwiſchen Furcht und Hofnung ſchweben, auf deinen folgenden Brief. Indeſſen bereitete ich mich immer darauf, auch das ſchlimmſte zu erfahren. Dies machte mich fähig, Gründe

aufzu

aufzuſuchen, die meine Furcht vor **Amaliens** Tode verminderten, und einen Stral von Hofnung in meiner Seele anzündeten. Es bekommen ja ſo viel Menſchen die Blattern, dachte ich, und die wenigſten ſterben doch daran. Warum ſollte dies liebe Mädchen, das ſo lange zum Stolz ihres Geſchlechts zu leben verdienet, ein Raub dieſer, bey einer guten Wartung gewiß nicht gefährlichen Krankheit werden? — wird nicht ihr längeres Leben Gottes Weisheit verherrlichen, der zu ſeiner Ehre ein ſo gutes Geſchöpf in die Welt ſetzte? — und ſollte der Ewige ſo grauſam ſeyn, denen, welchen ſie Wonne und Seligkeit in der Welt war, dies ihr unſchätzbares Kleinod zu rauben? — Gewiß **Emiliens** ſchwermüthiger Charakter hat zu fürchterliche Gefahren geträumet, und vielmehr die Sache ſchlimmer gemacht, als ſie wirklich iſt. Mit dieſem beruhigenden Gedanken ſuchte ich mir zu ſchmeicheln. Schon fieng ich an, meine ſo troſtvollen Träume für Wirklichkeiten zu halten; ſchon ſtellte ſich meine Heiterkeit wieder ein; ſelbſt der Gedanke ihres Todes war mir nicht mehr ſchreckend, — als ich die Nachricht von dir erhielt, daß ſie wirklich todt ſey.

Ach! **Emilie**! was ſind wir Menſchen mit unſrer armſeligen Philoſophie? — mit unſrer elenden Standhaftigkeit? — die Menſchheit überrumpelte mich. Weg waren alle meine wohlausgeſuchten Troſtgründe. Der Schlag traf das Innerſte meiner Seele. Deine rührende Beſchreibung von Amaliens Krankheit und ihrem Tode, die Ausbrüche deines eigenen Schmerzens; die Geſchichte ihres Begräbniſſes; alles das erſchütterte mich auf einmal ſo heftig, daß ich wie betäubt umher gieng. Erſt wollten keine Thränen kommen. Ich war nahe dabey, die Fürſehung einer Ungerechtigkeit zu beſchuldigen, wenn ich überlegte, wie die Unſchuld, die Frömmigkeit, die Tugend, in der Perſon des ſeligen Mädchens, in ihrer Blüthe dahin geriſſen wurde: da hingegen das Laſter über Krankheit und frühzeitigen Tod triumphirend, ſtolz einher gehet, und Qual und Verderben über die Menſchheit verbreiten darf.

Jedoch wurde dieſe düſtre Betäubung bald von einer ſanften ſchmelzenden Wehmuth verdränget. Nun floſſen meine Thränen; mein Herz wallete weniger empor, und da ich mich ausgeweinet hatte, gieng unvermerkt das Licht der Vernunſt in meiner Seele wieder auf. Die Religion theilte mir ihre wohlthätigen Einflüſſe mit, und ich fieng an, auch hier Spuren der göttlichen Weisheit zu entdecken. Ich dachte mich ganz in die Rathſchlüſſe des Himmels hinein, durchſuchte ihre verborgenſten Wege, und da wurde ich wieder ganz ruhig, fühlte mich wie durch einen Engel vom Himmel geſtärkt.

Was hatte Gott vielleicht für Urſachen, dachte ich, dieſe Tochter der Unſchuld ſo bald von der

Welt abzurufen? — ſie war gefühlvoll, ſchön, konnte denn nicht über lang oder kurz ein Teufel unter der Masque eines Engels, ſich in ihr Herz einſchleichen, und mit langſamen Gift ihre Tugend tödten? — konnte ſie immer unter der Aufſicht einer tugendhaften Frau D. und einer Engelreinen **Emilie** bleiben? wer kennt das menſchliche Herz ſo wenig, um nicht wenigſtens das zu wiſſen, daß unter gewiſſen Umſtänden, bey gewiſſen Veranlaſſungen, in gewiſſen Situationen, wo nach und nach, durch langſame aber eben deſto gefährlichere Schlafpulver, die Vernunft eingeſchläfert und der Trieb der Sinnlichkeit erweckt wird, auch die reinſte Seele eine Beute verführeriſcher Lockvögel werden kann, und beſonders in dem Stande, woriñ **Amalia** lebte, — wo es die Menſchen gleichſam darauf anzulegen ſcheinen, und gleichſam ein Recht zu haben glauben, die Tugend ihren laſterhaften Trieben aufzuopfern, und durch allerhand Schlingen in ihre Verrichtung zu ziehen? — Zwar konnte die Fürſehung auch darwider die gute **Amalia** ſchützen. Aber wer darf ſich unterſtehen, ſie zu fragen, warum ſie es nicht thut? wer muß nicht vielmehr ihre Weisheit bewundern, daß ſie das liebe Mädchen auf einmal allen Verführungen entzog, und ſie zugleich ſo früh für ihre Tugend belohnete? — gewiß dieſer Gedanke läßt uns mit wonnereichem Lächeln in die ſchauderndvolle Nacht des Grabes hinein blicken. Aus **Reimanns** Betragen bey ihrem Tode läßt ſich nichts, als die feurigſte Liebe zu dem ſeligen Mädchen ſchlieſſen. Konnte dieſer ſtandhafte Jüngling, dem ſelbſt die Reize einer **Emilie** nicht gefährlich ſind; konnte der, gegen die ſchwächern Reize einer **Amalia** nicht ungerührt bleiben; — wie hätte ſie gegen den liebenswürdigen Jüngling die Macht der Liebe ſollen unterdrücken können? **Reimann** konnte ihr in ſeiner Lage unmöglich ſeine Hand geben. Hieran kehrte ſich aber die Liebe nicht. Sie ſchlich in beyde Herzen deſto tiefer ein, je mehr Hinderungen ihr im Wege ſtanden; Es kamen vielleicht äuſſere Anläſſe dazu, wo ihre Vernunft benebelt, und ihre Herzen von ihren Empfindungen hingeriſſen wurden, und ſie fielen wohl beyde — trotz ihrer Tugend, trotz ihrer ätheriſchen Liebe. Waren ſie dann nicht beyde höchſt unglücklich? — und wem ſchaudert nicht vor den ſchrecklichen Folgen, die beyde liebenswürdige Perſonen hätten erwarten können. Aber — durch **Amaliens** Tod ſind ſie beyde gerettet, ſo gerettet, daß man die Hand deß, der es that, im Staube küſſen, und die Weisheit des Ewigen bewundern muß.

Siehſt du, meine **Emilie**! auf dieſer Seite hab ich den Verluſt deiner, und — warum ſoll ich nicht auch ſagen? meiner Freundin betrachtet. Ich zweifle nicht, du wirſt einerley Gedanken mit mir haben. Darum laß uns unſere Klagen um den

Tod der nun ſo unendlich glücklichen **Amalia** einſtellen! Es wäre Verſündigung wider Gott, wenn wir ſeine weiſe Fürſehung durch ein unmäßiges Trauren gleichſam tadeln wollten. Ich will deswegen nicht, daß du ganz unempfindlich ſeyn ſollſt, ſo wenig als ich es bin. Der Verluſt einer ſo lieben Freundin ſchmerzet allerdings ſehr, und es iſt billig, und auch Gott gefällig, den geliebten Verſtorbenen Thränen der Liebe zu weihen. Nur wollen wir uns dadurch nicht hinreiſſen laſſen, die Fürſehung einer Ungerechtigkeit zu beſchuldigen. Denn Gottes Gerichte ſind gerecht, und alles was er thut iſt recht.

Die Geſchichte der Krankheit und des Todes unſerer **Amalia** war ſehr erbaulich, und ich habe mich ordentlich darüber gefreuet. So — eine Perſon deines Standes, den gewiſſe Leute ſo gern zum Sammelplatz der Verächter aller Tugend und Frömmigkeit herabwürdigen möchten, ſterben zu ſehen, und — zu wiſſen wie der würdige Mann, der ſelige **Eckhof** ſtarb, iſt gewiß Widerlegung genug der Vorurtheile, die manchen ſonſt ſo einſichtsvollen Mann noch gegen euch verblenden. Die Feyer ihres Begräbniſſes macht dem Direkteur Herrn D. wahre Ehre. Hier wurde nicht nur das Andenken einer groſſen Schauſpielerin — denn das war ſie doch wohl noch nicht ganz — ſondern das Gedächtniß einer Chriſtin, einer tugendhaften unſchuldsvollen Seele verehrt.

Triumphire **Emilie**! daß ſo viele ihren Werth zu ſchätzen wußten! Jede Thräne, die dabey geweinet wurde, ſey dir eine Palme des Sieges, welchen dein Stand über die Verunglimpfungen der Welt davon trug! Ich hätte dieſe Feyerlichkeit mit anſehen mögen. Wahre Seelenwonne, mit ſüſſer Wehmuth vermiſcht, würde mein Herz ganz hingeriſſen haben. Ich habe dir diesmal ſehr ernſthaft geſchrieben, **Emilie**! aber jetzt bin ich ſo wenig zum Scherz aufgelegt, als es überhaupt die Zeit dazu wäre; denn **Morgenſterns** Unglück hat mir alle Freude verbittert. Morgen will ich dir auch über dieſen traurigen Unfall meine Gedanken eröfnen; er hat mich viel mehr erſchüttert, als **Amaliens** Tod. Jetzt muß ich abbrechen.

Den 17 November.

Bang und weh wird mirs ums Herz, wenn ich über **Morgenſterns** Unglück nachdenke. O **Emilie**! das gehet mir näher als **Amaliens** Tod. Denn die liebe Fromme weiß ich doch bey Gott und — ewig glücklich. Aber — wo iſt unſer Freund, der im Duell ſtarb, der — ſelbſt ſeinen Tod mit beförderte, und — denn was iſt das anders? — ein Selbſtmörder war? O du Armer! du warſt ſo gut, ſo edel, konnteſt noch ſo fromm werden; mußteſt du ſo dein edles Leben aushauchen? —

Du weißt, gutes Mädchen, daß ich ihn hochſchätzte, ja daß ich ihn — vielleicht liebte; bedenke alſo, wie es meine ganze Seele durchſchmetterte, da ich in deinem Brief las, er ſey — todt — im Zweykampfe ermordet! Dort lag ich einige Stunden ohne Beſinnung. Dann ſtand ich auf, und — ach Gott verzeih mir dieſe Sünd! — verfluchte ſeinen Mörder, den nichtswürdigen Grafen — verwünſchte die ganze Welt. Auch auf dich, meine **Emilie**! zog ich im Taumel meines Schmerzens und meiner Unbeſonnenheit los. Warum mußte ſie ihn ſo ſchnöde abweiſen, — all ſeine glänzende Hofnung auf einmal vernichten, und — dadurch ſeine Verzweiflung befördern? — O die falſche Grauſame! ſie mag ſich nur nicht rechtfertigen! Es iſt offenbar, ſie hat ſeinen Tod verwirkt: ohne ſie war ſeine Seele gerettet! — — O du gutes Mädchen! vergieb, vergieb mir dieſe Läſterung, dieſe Vorwürfe, die du Engel ſo ganz nicht verdieneſt! Du kenneſt mich heftiges unbeſonnenes Mädchen, weißt wie oft mich mein feuriges Temperament zu übereilten Urtheilen hinreiſſet! O vergieb, meine ſanfte zärtliche **Emilie**! — Vergieb! Unſer ganzes Haus ſteckte ich mit meiner wilden, zügelloſen Traurigkeit an. Mein lieber Pflegevater weinte wie ein Kind. Der Major ſtrengte alle ſeine Kräfte an, ſeinen Schmerz zu verbeiſſen. Selbſt der Lieutenant, der doch eben ſein wärmſter Freund nicht war, weihete, ſeinem unglücklichen Tode einen Strom von Thränen. Und — nun vollends das Fräulein **Hannchen**! — die hätteſt du ſehen ſollen, wie ſie im heftigſten Ausbruch ihres Jammers an meine Bruſt ſank, — wie ihre glühenden Thränen auf meinen Buſen rollten, und wie ſo viel Feuerfunken brannten — wie ihre Seufzer quollen — wie ſie ihr Herz zerriſſen — daß ich dachte, ſie würde ihre ſanfte mitleidige liebevolle Seele aushauchen. —

Da ſaſſen wir alle, ſahen eins das andere wehmüthig an, weinten und klagten um den armen Gefallenen, um unſern Freund, unſern Bruder. Endlich ſagte mein Pflegevater: „Weißt du denn „keinen Troſt, **Henriette**? — Du haſt ja ſonſt „immer Troſtgründe in Bereitſchaft. Tröſte und „beruhige uns doch!“ Dieſe Worte weckten mich auf einmal aus dem Schlummer meiner Betrübniß. Nun war ich die erſte, die ſich faſſen konnte. Auf, **Henriette**! dachte ich, ſey dir ähnlich! wohin haſt du dich verirret? Sey eine Heldin! nieder du unbändiges Herz! ihr Thränen, wollt ihr nicht ganz vertrocknen, ſo höret doch auf in Strömen zu rinnen! Mit dieſem Vorſatz rafte ich mich auf. Ein Engel vom Himmel ſchien Troſt in meine Seele zu lächeln. „Ja!“ ſagte ich, „meine Lieben! eure **Henriette** ſoll euch tröſten! ſie „müßte nicht mehr die ſeyn, wozu der Schöpfer „ſie bildete.“ Indem dachte ich der Geſchichte, wie du ſie mir gemeldet hatteſt, weiter nach. Und was denkſt du, **Emilie**, das ich darin zu unſerer Beruhigung fand? — vernimm es aus dem, was ich in dem Augenblick meiner Geſellſchaft ſagte! „**Emilie** ſchreibt,“ fuhr ich fort, „des Grafen Bedienter ſey in dem Moment, als **Morgenſtern** gefallen, fortgeritten; ſein Bedienter habe jenem noch nachgerufen, daß **Morgenſtern** „todt ſey. Nähere Nachrichten hatte **Emilie** „noch nicht von dieſer traurigen Geſchichte. Nun „ſagen Sie, meine Lieben! finden Sie nicht viel „Wahrſcheinliches in dem Gedanken, daß beyde „Bedienten den Gefallenen nur aus Schrecken „für todt gehalten haben, daß in der Beſtürzung „des Grafen Bedienter mit dieſer ſchreckenden Bothſchaft fortgeritten, **Morgenſtern** aber dennoch „nur ſchwer verwundet worden ſeyn kann? — „Vielleicht lebt er noch, und wir ängſtigen uns „alle hier umſonſt.“ — „Du haſt recht, **Henriette**!“ ſagte mein Pflegevater, „die Sache „kann ſich allerdings ſo zugetragen haben.“ — „Jch finde in ihrer Muthmaſſung die gröſte Wahrſcheinlichkeit, mein Fräulein!“ ſagte der Major. „Bey Gott, meine Liebe!“ fiel der Lieutenant ein, „darauf ſind wir alle nicht gefallen.“ — „Gott „geb' es!“ fuhr **Hannchen** fort; „Gott gebe es, „**Jettchen**! daß Du dich nicht irreſt. O unſer „armer Freund! wollte doch der Himmel, daß er „noch lebte! O wie der Gedanke meine ganze Seele „entzückt!“ — „Bau nur nicht zu viel drauf, gutes **Hannchen**!“ erwiederte ich; „wir müſſen „uns auch auf das Schlimmſte — auf die Beſtätigung ſeines Todes gefaßt machen. Allein — wenn uns der Gedanke, daß auch dies der unendlich weiſe Gott that — wenigſtens zuließ — immer gegenwärtig iſt; ſo muß uns auch dies Troſt die Fülle gewähren. Nehmen Sie an, wie Sie es denn füglich annehmen können, daß die Fürſehung das ganze Unglück hätte hindern können; — nehmen Sie ferner an, daß **Morgenſtern** vor ſeinem Tode ſich mit ſeinem Gott ausgeſöhnet hatte, — daß ſeiner Sünde nicht mehr gedacht wird; konnte Gott nicht ſeinen Tod darum geſchehen laſſen, weil er voraus ſehen konnte, daß künftig ſeine frommen Geſinnungen vom Laſter wieder würden verdrängt werden? Und warum hätte es der Ewige, der Allbarmherzige nicht hindern ſollen, wenn er zum voraus ſahe, daß ſein Geſchöpf dadurch eine Beute des Satans würde? Er will ja nicht, daß jemand verlohren werde.“ — „Falſch, **Henriette**!“ fiel hier mein Pflegevater ein; „hier ſtolpert deine Philoſophie und deine Theologie noch mehr. O mich ſchaudert, wenn ich daran denke, daß er als ein Mordbegieriger ſtarb, — als ein — —“ „Halten Sie ein, gnädiger Papa!“ ſagte ich, „ich weiß alles — ſehe das Unrichtige meiner Schlüſſe ein: aber iſt denn dies Wenige nicht auch alles, womit wir uns tröſten können? Und warum wollen wir uns denn auch dieſen einzigen, obgleich geringen Troſt rauben? es iſt doch etwas. Der

„durſtende Reiſende in der Sandwüſte verachtet „auch das kleinſte Tröpflein Waſſers nicht, und „wär es von den giftigſten Inſekten bewohnet.“ In dieſer troſtloſen Ungewißheit ſchwindeln wir noch alle umher. Ach! **Emilie**! es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, ſo dieſen Menſchen dahin fahren zu ſehen. Meine ganze Seele empört ſich darwider. Gieb mir doch ja gleich wieder Nachricht, wenn du Beſtätigung ſeines Todes erhältſt! ich kann die Zeit kaum erwarten. Doch muß ich dir ſagen, es ſpricht etwas in meiner Seele — iſts eine fröliche Ahndung, oder was iſt es ſonſt? — dafür, daß er noch lebt. O! wenn meine Ahndung Wahrheit weiſſagte! — o **Emilie**! — laß mir dieſe Schmeicheley! — doch wozu? — um über ein blumichtes Geſtade zu wandeln, und in die darunter verſteckte Wolfsgrube zu fallen? — Nein — nein! — weg du nichtige, armſelige Betrügerin, Schmeicheley! — lieber will ich vom Donnerwetter träumen, damit der Schlag beym Erwachen mich nicht ganz unbereitet antrifft.

Etliche Stunden darauf.

Vorhin war ich ſehr warm, **Emilie**! und noch weiß ich nicht, wie ich mich aus dem Strudel meiner Phantaſie wieder auf die ſtille Oberfläche finden ſoll; doch — es wird Zeit zum Abgange des Briefs, und ich habe dir doch noch ſo vieles zu ſagen.

Darüber, als ob du die Urſache von **Morgenſterns** Unglück wäreſt, darfſt du dir gar keinen Kummer machen. O du Gute! — biſt auch gar zu zärtlich, gar zu bedenklich — biſt ſo weiß und rein, wie die unſchuldigſte Taube, und erniedrigeſt dich ſelbſt zum blutgierigen Raubvogel herab. Thue das nicht, Liebe! — du machſt dir ja umſonſt das Leben ſchwer. Warum willſt du die Früchte deiner Weisheit und Tugend nicht reichlicher einerndten, nicht beſſer genieſſen? —

Nicht nur dein Herz rieth dir, deinem Liebhaber abſchlägige Antwort zu geben, und welche Stimme ſoll man ſonſt hören, als die Stimme des Herzens, in einer Sache, wo das Herz — allein entſcheiden muß? Ein ſo reines Herz, als das deinige, konnte nicht von unedlen Trieben empor wallen. Es durfte ihm alſo keine Gewalt, am wenigſten von dir ſelbſt, angethan werden.

Aber auch deine Vernunft billigte, was dein Herz entſchied. Ich heiſſe alles gut, was du auf Anrathen dieſer weiſen Rathgeberin thatſt. — Freylich würde nicht jedes Mädchen an deiner Stelle ſo gehandelt haben: aber es ſind auch nicht jede Mädchen, **Emilien** — Schülerinnen der Weisheit und Tugend. Ob ich ſelbſt ſo gehandelt haben würde? — o! das frage mich nicht, **Emilie**! mein Stolz empört ſich wider die Antwort, die ich dir darauf geben müßte. Doch — warum auch nicht? — — hier haſt du ſie! war ich **Emi-**

lie,

lle, das heißt, in deiner individuellen Situation, ſo — denke ich doch, ich vergaß nicht, wer ich war: Allein als **Henriette** — ich weiß nicht, was ich da gethan haben würde.

Was könnteſt du — und was können überhaupt wir Mädchen darzu, wenn ſich Gecken, um uns, mit einander herum hären, und herum beiſſen? — wer heißt's ihnen? wir gewiß nicht. Denn es wäre ja wahre Raſerey, zu begehren, daß unſere Liebhaber um uns ſich die Hälſe brechen ſollen. Auch kämen wir bey der Klopfechterey allezeit am ſchlimmſten weg. Denn der eine würde uns ins Gras geſtreckt, und der andere müßte landflüchtig werden. Und zwey Liebhaber auf einmal zu verlieren, iſt doch auch nicht jedermanns Ding. Sie werden uns oft ſauer genug zu erwerben.

Vergieb Mädchen! ich glaube gar ich ſpaſſe. Gewiß ſehr zur Unzeit, wirſt du denken. Nun! laß nur! du weißt ja wohl, daß deine **Henriette** nicht eben ſo leichtſinnig iſt, als ſie manchmal ſcheint. Sey du nur ruhig wegen **Morgenſterns**! der arme Mann dauert mich gewiß, mehr als mich je ein Unglücklicher jammerte. Aber — das ſage ich, und bleibe ewig dabey, daß meine gute, ſanfte, weichmüthige **Emilie** ſeinen Tod nicht verſchuldet hat. Auch mein Pflegevater ſagt das; und der iſt doch immer ein Mann, der weiter ſiehet, als wir kurzſichtigen Mädchenköpfe.

Zum Schluſſe — wozu es endlich einmal Zeit wird — muß ich dir noch etwas von meinem Lieutenant erzählen. Der gute Junge hat ſich ganz umgeſchmolzen. O! er iſt dir jetzt ſo höflich, ſo zärtlich, und es gehet ihm dabey ſo warm von Herzen, daß ich bald Mitleiden mit ihm haben möchte. Denn ſo hartherzig bin ich doch eben nicht, eine gute Seele ſo um mich leiden zu ſehen, und dem bekümmerten Jungen nicht manchmal ein wenig Troſt zuzulächeln. Ach! und da ſollteſt du nur ſehen, wie er ſich darüber freuet, wenn ich ihn ſo manchmal, wenn ihm die Augen voll Thränen ſtehen, bey der Hand faſſe, und ſage: „Mein lieber Moritz! was fehlt Ihnen? hübſch „munter! ſonſt gefallen Sie keinem Mädchen. „Wahrhaftig, ich könnte Ihnen nicht gut ſeyn, „wenn Sie immer ſo weinerlich ausſehen wollen.“ „Liebſtes Jettchen! beſtes holdſeliges Mädchen!“ iſt denn alles, was er heraus bringet; das übrige bleibet ihm denn gemeiniglich auf dem Herzen ſitzen, wie ein Schelmſtück; und ſo habe ich denn oft meine Freude mit ihm.

Schreib mir ja bald, du Gute! und nimm mir meine Laune nicht übel. Ich kann ſie nun einmal nicht laſſen. Und — o Emilie! da rollt mir doch eine Thräne die Wangen herunter. Komm du ſüſſe wonnige Thräne! ſey ihm geweiht — dem armen unglücklichen **Morgenſtern**! warſt doch wohl eine Mädchenthräne werth! — —

Bin ich nicht ſo ganz, meine gute **Emilie**!

Deine

Henriette v. Blumenthal.

Zweyter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 18. November.

Dem Himmel ſey doch ewig dafür gedanket, daß er endlich einen Theil meiner Leiden, die er mir zu meiner Prüfung auflegte, von meinen ſchwachen Schultern genommen hat! — ich hätte es gewiß nicht ertragen können, die Urſache von dem ewigen Verderben eines Menſchen geweſen zu ſeyn. O! wie gut iſt doch unſer Gott, der uns nicht mehr auflegt, als wir ertragen können! — ſein Name ſey gelobet!

Freue dich mit mir, meine **Henriette**! unſer **Morgenſtern** lebt noch. Wie lange er aber ſein unglückliches Leben noch friſten wird, weiß ich nicht. Seine Wunde iſt ſehr gefährlich. Ich will dirs hier nicht wiederholen, wie es zugieng, daß wir durch die falſche Nachricht von ſeinem Tode hintergangen wurden. **Reimanns** Brief, welchen ich dir hier beylege, wird dich von allem ausführlich unterrichten. Er ſchwebt noch zwiſchen Furcht und Hofnung wegen der Geneſung ſeines Freundes. Sollte auch Gott noch über ihn beſchlieſſen, ſo werden wir uns doch nun alle beruhigen können: denn ſeine Seele iſt wenigſtens nun gerettet. Er hat Zeit, auf ſeinem Krankenlager ſich mit ſeinem Gott auszuſöhnen. Wohl ihm dann, wenn ſeine Seele im Frieden dahin fährt! Er thut's auch, wie du in **Reimanns** Briefe es finden wirſt, und bereuet ſeine Fehler. Gott wird auch ihm vergeben! er vergiebt ja allen bußfertig Gefallenen. Laß uns für ihn beten, **Henriette**! auch für den Grafen laß uns beten, daß Gott ſein Herz regiere, und ihn erkennen laſſe, was für Qualen er mir gemacht, und was für Unrecht er mir und dem armen **Morgenſtern** angethan hat. Es iſt ja ein ſo ſüſſer Gedanke für unſre Feinde zu bitten, und zu wiſſen, daß der Himmel unſer armes Gebet erhört hat.

Ach! **Henriette**! du kannſt gar nicht glauben, wie wohl mir's iſt, daß ich dieſen Unglücklichen nun gerettet ſehe; daß ich nur weiß, der Edle, der um meinetwillen ſo viele Qualen litte, den ich vielleicht beleidigte, doch aber nicht von ſeinen Martern befreyen konnte, der um mich den Tod nicht ſcheute — dem, ungeachtet des Jammers, den ich ihm anthun mußte, meine Ehre lieber als ſein Leben war — um den ich doch nichts, gar nichts verdienet hatte — dieſer Edle nimmt wenigſtens ſeine Leiden um mich, nicht jenſeit des Grabes mit! — O! meine Liebe! das gehet über allen Ausdruck. Ehe ich die angenehme Bothſchaft empfieng', tobte es immer ſo wild in meiner Seele; ich ſah mich immer vor dem Richterſtuhle des Allmächtigen, wo das Blut des Gefallenen wider mich um Rache ſchrie; ich war immer einer Träumenden ähnlich. Zwar war ich mich keines Vergehens bewußt; aber doch konnte ich mich von der Schuld an allem dieſem nicht ganz freyſprechen. O was ich oft zitterte, und bebte, und zagte! kein Ton der Freude ſprach in meiner Seele an. Im Luſtſpiel zu agiren war mir ganz unmöglich. Das Trauerſpiel ſympathiſirte deſto mehr mit meinem bekümmerten Herzen. Als **Blanka** im **Julius von Tarent**, die ich zwey Tage darauf ſpielen mußte, war ich allein in meinem Fache; und ich glaube, ich habe in meinem Leben nicht mit ſo vielem Beyfall agieret. Der Abſchiedsbrief, den **Reimann** auf des Unglücklichen Tiſche gefunden hatte, gab mir noch den letzten Stoß. Ich dachte, mein Herz müßte für Wehmuth zerſpringen, da ich ſeinen rührenden Abſchied las. O! er wünſchte mir ſo viele Seelenruhe, da ichs doch war, die ihn der ſeinigen beraubte.

Er hatte mir ſogar in ſeinem Teſtamente ein anſehnliches vermacht. O! der Gute! — wer konnte dieſe Großmuth ertragen? — Sieh, **Henriette!** ſo war mir. Laß immer manche unſers Geſchlechts mich höhniſch verlachen! mögen ſie doch immer den Grund meiner Betrübniß in einer heimlichen Liebe finden wollen, und die abſchlägige Antwort, die ich dem Herrn von **Morgenſtern** gab, für eine Folge meines Stolzes halten! laß ſie ſpotten, meine **Henriette!** — ich bin ſehr ruhig dabey. Was kann ich darzu, daß ich ein Menſch bin, und mit dem Elend meiner Brüder leide? — ja ich bin ſtolz darauf, ſo die Würde der Menſchheit in meiner Seele zu fühlen. Freylich giebts viele von unſerm Geſchlechte, die ſich nicht ein Haar drum kümmern, wie es um die armen Unglücklichen ausſiehet, die ihr Stolz verachtete, und ihre Sprödigkeit zur Verzweiflung rief. Aber kann uns darum die Welt läſtern, daß auch wir keine ſolche Tygerherzen in unſern Buſen zur Schande der Menſchheit mit uns herum tragen? —

Da ſieh, Henriette! wieder einmal mein Stekenpferd! — das Moraliſiren! und ich wollte dir doch eigentlich einen Abriß von meinem Gemüthszuſtande bey der Nachricht von **Morgenſterns** Rettung entwerfen.

Es war mehr, als meine Feder ausdrücken kann, was in meiner Seele vorgieng, als ich erfuhr, daß der unglückliche **Morgenſtern** noch lebe.

So etwas ähnliches muß ein unſchuldig Verurtheilter empfinden, wenn ſchon das Schwerdt des Todes über ihn gezuckt wird, und — auf einmal das Wort Gnade, durch das Getümmel des Volks bis zu ſeinen Ohren hinandringet, und ihn auf einige Minuten aller Beſonnenheit beraubet — dann aber ſeine Seele zum erhabenſten Gefühle der Wonne empor hebet.

Ich lief gleich mit dem Briefe zu meiner Doktorin, ſchickte fort und ließ Herrn **Bildenſee**, Herr und Madam D., und **Dörmern** zu mir bitten, und theilte ihnen die angenehme Bothſchaft mit. Da ſaſſen wir einen halben Tag lang zuſammen, zergliederten alle Umſtände der Geſchichte, freuten uns über die Spuren der göttlichen Weisheit, die wir dabey entdeckten, prieſen die Güte der Fürſehung, kurz, wir überlieſſen uns ganz den Empfindungen unſrer von Wonnegefühl empor wallenden Herzen.

Und nur gebe der Himmel, daß unſre Freude nicht dadurch wieder vernichtet wird, wenn wir erfahren müſſen, daß er an ſeiner Wunde noch geſtorben iſt! Laß uns das Beſte hoffen, meine **Henriette**! und — kömmt auch das Schlimmſte, nun — ſo hab ich dir ja ſchon geſagt, was mich tröſtet; und da laß uns nicht weiter wider die Fürſehung murren! Es iſt ja alles wohl gethan, was der Herr thut.

Du biſt doch ſonſt noch wohl meine Gute? Laß mich doch ja bald etwas von dir leſen! Meine Doktorin läßt ſich dir aufs zärtlichſte und wärmſte empfehlen. Sie möchte dich gar zu gerne von Perſon kennen. Könnteſt du nicht einmal ein paar Monate von deiner Wirthſchaft ab- und her zu mir kommen? — O! was ſollten uns das für herrliche Tage werden! — reizender, allbelebender Gedanke für

Deine

Emilie Sommer!

Dritter Brief.

Reimann an Emilie Sommer.

Neuenhain, am 11. November.

Meine verehrungswürdige Freundin!

Hören Sie auf zu klagen! hören Sie auf Ihr gutes Herz zu betrüben! — verbannen Sie alle Ihren nagenden Gram, den Ihnen, wie ich wohl weiß, der vorgegebene Tod meines armen Freundes verurſachte! — laſſen Sie mich Troſt und Friede in Ihre ſanfte mitleidige Seele ſäuſeln; — ich ſchätze mich glücklich, unendlich ſelig, an Sie zu ſchreiben, und mich mit Ihnen, meine empfindſame Freundin! über ſo intereſſante Angelegenheiten der Menſchheit unterhalten zu dürfen. Wohl mir und allen, die das Schickſal ihrer Brüder nicht ungerührt läßt, daß ich Ihnen eine höchſt angenehme Nachricht ſchreiben kann! Unſer Freund, unſer **Morgenſtern** lebet noch, wiewohl hart verwundet, und ſo krank, daß ich freylich noch keinen rechten Glauben an ſein Aufkommen habe. Laſſen Sie uns aber auch dafür dem Allgütigen danken! Nunmehr haben wir wenigſtens nichts mehr um ſeine Seele zu beſorgen. Und gewiß war es dieß allein, was Sie, meine Freundin! ſo darnieder ſchlug. Eine Denkungsart, die Ihrem edlen Herzen die gröſte Ehre macht, und Ihnen die Hochachtung jedes rechtſchaffenen gefühlvollen Mannes erwerben muß. Sie werden ſich leicht vorſtellen, Mademoiſelle, zu welchen namenloſen Freuden mich die herzerhebende Nachricht, daß mein Freund noch lebe, hinriß, wenn Sie bedenken, wie warm ich dieſen edlen Mann liebte, und wie ich immer mit unſerm guten **Thalmann** ſein treueſter Freund war. Wer an meiner Stelle nicht das empfand, was meine Seele durchglühete, der hat wohl nie das groſſe entzückende Gefühl der Freundſchaft in ſeinem Buſen genähret.

Wir ſind alle in L. durch eine übereilte Nachricht erſchrecket worden. Doch ich will Ihnen alles nach der Reihe erzählen, hab ich doch hier an dem Bette meines Freundes Zeit genug darzu; und wäre ich auch nicht überzeuget, wie ich es doch gewiß bin, daß Sie den wärmſten Antheil an allem nehmen, was unſern lieben **Morgenſtern** angeht.

In vollem Jagen ſprengten wir, ich und **Jakob**, geſtern nach **Neuenhain** zu. Kein Wort ſprachen wir mit einander. Wir waren beyde zu ſehr gerührt. Traf es ſich manchmal, daß **Jakob** mir zur Seiten ritt, ſo ſahen wir einander mit ſtummen verbiſſenen Schmerz an, und Thränen rollten aus unſern Augen.

Ungefehr nach einer Viertelſtunde von **Neuenhain** trafen wir einen Mann auf dem Felde an der Straſſe ſtehend an, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein Mann ſo zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahren. Er hatte einen blau- und rothſtreifigten, mit Pelz gefütterten Schlafrock an, eine groſſe Federmüze auf, und gieng in Pelzpantoffeln. Aus einer groſſen türkiſchen Pfeiffe dampfte er uns ſchwarzen und gelben Taback entgegen. Einige Bauersleute waren auf dem Felde bey ihm, und nahmen Erdäpfel aus. Ich fragte ihn, ob das nächſte Dorf hier **Neuenhain** ſey? „Zu dienen, junger Herr!“ antwortete er; „aber „mein Seel, Herr, meine Pferde möcht ich Ihnen nicht borgen. Sie ſind gewiß ein Student „von L.!“ — „Zu dienen,“ erwiederte ich; „der „bin ich. Ich danke für gute Nachricht.“ Und damit gab ich meinem Pferd wieder die Sporn, und wollte fort. „Halt, halt! Herr Student!

rufte er mir nach , „Sie wollen gewiß zu dem „jungen Edelmann , der heute hier verwundet worden iſt , und da im Dorfe bey dem Amtsverwalter liegt ? — „Verwundet nur ?“ ſagte ich , „nicht todt ? o Gott ſey gelobet! Iſt das gewiß , „guter lieber Mann ?“ — „Vor einer Stunde „hat er noch gelebet ,“ antwortete er , „denn er „ſchickte zu mir , daß ich zu ihm kommen und mit „ihm beten ſollte , weils Matthäi am letzten mit „ihm wäre.“ —„Alſo vermuthlich der Herr Paſtor „loci ?“ ſagte ich. „Zu dienen ; ſeit fünf und „dreißig Jahren Paſtor loci allhier in **Neuenhain**.“ war die Antwort. Ich fragte : „Der Herr Paſtor „haben alſo den Unglücklichen beſucht ? mit ihm „gebetet ? Gott ſegne Sie dafür !“ — „Ja ! wenn „ich nur viel mit ihm hätte beten können ,“ ſagte er ; es wäre ſeiner armen Seele geſund geweſen.“ „Warum konnten Sie nicht mit ihm beten ?“ fragte ich weiter ; „Ja , wenn ihm der Tod nicht ſchon „auf der Zunge geſeſſen hätte !“ erwiederte er. „Was konnt' ich mit ihm anfangen ? er hörte und „ſah nicht mehr. Gott ſey ihm gnädig ! Er „ſchien mir viel auf ſeinem Herzen zu haben. Mag „wohl nicht das beſte Leben geführt haben. Aber „ſo gehts ! wenn das Sündenmaaß voll iſt, dann „läſſet einen der liebe Gott fallen. Mich dauert „er indeſſen von ganzem Herzen. Der arme „Menſch ! er reichte mir ſeine ſchon kalte Hand, „ſah mich recht fürchterlich an ; aber — kein Wort,

„als: — Troſt! Troſt! ſagte er zweymal. — Du „lieber Gott! wie gern hätt' ich ihn getröſtet! — „es war meines Amts, und das thu ich allemal „gern, auch that ich, was ich nur konnte. Aber „— wie geſagt, er lag ohne Gefühl da, hörte und „ſah nicht mehr — es wird wohl Matthäi am „letzten werden.“ Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen; ein namenloſer Jammer ergriff mich. Der Paſtor ſah' es, trat näher an mein Pferd, ergriff meine Hand, drückte ſie, und fuhr fort: „Gewiß ſind Sie ein rechter guter Freund des „unglücklichen Edelmanns! mir thuts leid, daß „ich der Mann ſeyn muß, der Ihr gutes Herz „— — denn das haben Sie gewiß, ſo betrübt. „Indeß vielleicht fügt es der liebe Gott, daß er „ihm ſeine Sünden noch abbitten kann, und iſt „ihm gnädig. Das muß und wird Sie tröſten! „Reiten Sie hin! Gottes Segen begleite Sie! „ich komme gleich auch nach.“ Und dann jagte ich vollends hinein nach **Neuenhain**. Die Freude über die Nachricht von dem Leben meines Freundes überwand den Schmerz, der meine Seele über ſeinen jammervollen Zuſtand darnieder drückte. Eine fröliche Hofnung, ihn vielleicht den Klauen des Todes noch entriſſen zu ſehen, dämmerte in mir auf. Der Anweiſung des Paſtors zufolge, ließ ich mich ſogleich zum Amtsverwalter weiſen.

Dieſer redliche Mann begegnete mir gerade in ſeinem Hofthore. Er ließ mir ſogleich mein Pferd abnehmen, ergriff mich ſehr freundlich bey der Hand, und ſagte: „O! Sie ſind gewiß Herr Reimann? ſo hat mir meines Patienten Bedienter „den Freund ſeines unglücklichen Herrn beſchrieben. Da wollt' ich mich eben nach Ihnen umſehen. Kommen Sie mit mir zu Ihrem kranken Freund! er hat ſchon einige mal, wiewohl „nur mit Stammeln, Ihren Namen genennet.“ „Iſt er hart verwundet?“ fragte ich. „Sehr „hart,“ antwortete der liebe Mann, und eine Thräne rollte ſeine Wangen herab. „Ach! der arme Jüngling! er jammert mich. Das gottloſe „Duelliren! man hat's gewiß an ihn gebracht: „denn ſein Kerl ſagte, er ſey gar ein guter ſanftmüthiger Herr.“ Ich fragte ihn, wie der Patient in ſein Haus gekommen ſey? „Ich kam „eben darzu,“ antwortete er, „als ihn ſein Bedienter hier in den Gaſthof bringen wollte. Ach! „ſagte ich, bring' er den unglücklichen Herrn in „mein Haus! das könnt' ich nicht verantworten, „einem armen Verwundeten nicht meine hülfreiche Hand zu bieten. Ich bin auch unglücklich „geweſen, und weiß wohl, wie gut es einem thut, „wenn ſich eine mitleidige Seele findet, die uns „unſer Schickſal zu erleichtern ſuchet. Bey mir „hat er doch beſſere Bequemlichkeit, als in dem „Gaſthofe.“ Ich umarmte den guten Mann für ſein edles Mitleiden, und ſagte: „Haben Sie „Dank! Gott lohne Ihnen dieſe That! Ihres

„gleichen hat die Welt wenig aufzuweiſen.“ Indem traten wir ins Zimmer, worinnen **Morgenſtern** lag. Ich flog hin an ſein Bette. Er war äuſſerſt ſchwach. Sein Bedienter **Heinrich**, und der Wundarzt ſaſſen am Bette. **Heinrich** weinte und ſchluchſete; der Wundarzt ſahe ſehr niedergeſchlagen aus. **Morgenſtern** lag erblaßt, wie eine Leiche, mit ſtarren, aber matt aufblickenden Augen da. Da er mich ſahe, wollte er mir ſeine Hand reichen, aber er konnts vor Mattigkeit nicht. Der Anblick gieng mir durchs Innerſte meiner Seele; die Thränen ſtürzten mir aus den Augen. Er konnte weiter nichts als dieſe Worte herausbringen: „Ach! **Reimann**! — Bruder! — Ach! „du verläßſt mich nicht. Dank! Dank! — —“ Hier ſah er mich wehmüthig an, und ſeine Augen ſtanden voll Thränen. Mein Schmerz hemmte mir die Sprache; ich drückte meinen Mund auf den ſeinigen, und vermiſchte meine Thränen mit den ſeinigen. Der Amtsverwalter hatte ſich neben das Bette geſezt, und weinte wie ein Kind. Endlich konnte ich die Worte hervorbringen: „Gott „ſey Dank, daß ich dich noch am Leben finde! „O! du armer Bruder! wie elend haſt du dich „ſelbſt gemacht! aber — ich verlaſſe dich nicht. „Hier will ich deiner pflegen, bis dir der Ewige „wieder aufhilft —“ — „Oder der Tod meine „Augen ſchließt.“ antwortete er. „Das wolle Gott „nicht!“ ſagte ich. „Sein Wille geſchehe!“ ſagte er wieder; „ich bin bereit, er wird mir gnädig „ſeyn.“ — Das wird er!“ antwortete ich; „und „dann, wenn es Gott will, drück’ ich dir in Frieden „deine Augen zu. Doch wollen wir das Beſte von „ſeiner Güte hoffen.“ Ich ergriff ſeine Hand. Sie war eiskalt. Der Puls ſchlug matt, wie der Puls eines Sterbenden. Der Wundarzt ſagte mir, die Wunde ſey durch die Verblutung äuſſerſt gefährlich geworden; der Degen habe eine Arterie getroffen, und er könne das Blut noch immer nicht ganz ſtillen. Das habe ihn eben ſo ſehr entkräftet. Er bat mich, einen Arzt aus Halle holen zu laſſen, weil er dieſe groſſe Gefahr nicht allein auf ſich nehmen könne. Der Amtsverwalter ſchickte ſogleich ſeinen Wagen nach Halle, um den Herrn Hofrath D. herauszuholen. „Lieber Bruder!“ ſagte der Kranke, „was ſagt Emilie von „mir? habe ich ſie ſehr betrübt? o! die Gute!“ Man ſah es ihm an, was er bey dieſer Frage leiden mußte. Er fieng an zu zittern, und häufige Thränen quollen aus ſeinen matten Augen. „Sie iſt wohl, Bruder! obgleich betrübt um dich. „Sey ruhig ihrentwegen! Sie wird ſich ſehr „freuen, wenn ſie hören wird, daß du noch lebſt, „— daß Gott dich gerettet hat.“ — „Ob Thalmann mein Unglück ſchon wiſſen muß?“ fragte er weiter. „Er wird kommen; ich habs ihm geſchrieben,“ verſetzte ich. „O! habe Dank, Bruder! für deine Sorgfalt!“ antwortete er.

Das Reden hatte ihn ermattet. Ich bat ihn, ruhig zu liegen, und ſeine Kräfte zu ſchonen. Indeſſen ließ ich mir von **Heinrichen** erzählen, wie es eigentlich mit dem Duell zugegangen wäre? Ich erhielt folgende Nachricht von ihm:

Als **Morgenſtern** dieſen gefährlichen Stoß in die linke Seite des Unterleibes bekömmt, ſinkt er ohnmächtig nieder. In dem Augenblick ſetzt ſich des Grafen Bedienter, welcher **Morgenſtern** für todt hält, auf deſſen Pferd, und jaget fort. **Heinrich** glaubt ſeinen Herrn in der Beſtürzung ebenfalls todt. Er ſchüttelt ihn; aber **Morgenſtern** zuckt kein Glied; das Blut rinnet Stromweiſe aus der Wunde: daher ruft er des Grafen Bedienten noch nach, daß ſein Herr todt ſey. Der Graf fängt an zu weinen, und ſich zu verfluchen, reiſſet aber endlich dem Gefallenen die Kleider auf, legt ein Packt Feuerſchwamm, den **Heinrich** bey ſich hat, auf die Wunde, bindet ſein Schnupftuch darum, und iſt ſo glücklich, den Blutfluß einigermaſſen zu ſtillen. Indeſſen erholt ſich **Morgenſtern** wieder, blickt auf, und giebt Zeichen des Lebens von ſich. Er bietet dem Grafen die Hand. Der Graf wirft ſich auf ihn nieder, bittet ihm alles ab, und verſinkt in den wehmüthigſten Schmerz. **Morgenſtern** kann nichts als das Wort herausbringen: — „Vergebung!“ Der Graf wird in ſeinem Schmerz wie raſend, ſchlägt ſich an die Bruſt, an die Stirn, und ergreift endlich ſeinen Degen, um ſich ſelbſt damit zu erſtechen. **Heinrich** entreißt ihm aber den Degen, und bricht ihn entzwey. Indeß kommt ein Bauer mit einem leeren Wagen von weitem gefahren. **Heinrich** erinnert alſo den Grafen, er ſolle ſich fortmachen, weil er ſonſt noch in Arreſt kommen könne. Nunmehr ſchwingt ſich der Graf auf ſein Pferd, und jagt von dannen. Indeſſen kömmt der Bauer mit ſeinem Wagen hinzu. Auf **Heinrichs** Bitten nimmt er den Verwundeten hinauf: ſie legen ihn auf Stroh, und decken ihn mit einem Mantel zu. **Heinrich** reitet hinten drein, des Grafen zurückgelaſſenes Pferd an der Hand führend. Im Aufheben fällt **Morgenſtern** noch einmal in Ohnmacht. **Heinrich** hält ihn abermals für todt. In dieſer Meynung erzählet er dem Poſtknechte, der des Grafen Bedienten hernach einholte, die traurige Geſchichte. Im Herabheben bey dem Amtsverwalter aber kömmt **Morgenſtern** noch einmal wieder zu ſich. Der Wundarzt, welcher hier im Dorfe wohnet, wird ſogleich gerufen. Dieſer verbindet ihm die Wunde nun ordentlich, und iſt auch ſo glücklich, die Verblutung zu ſtillen.

So befanden ſich die Umſtände, als ich ankam. **Morgenſtern** war, während dieſer Erzählung **Heinrichs**, ein wenig eingeſchlummert. Als er wieder erwachte, fragte er nach dem Prediger. Er fühle ſich viel ſchwächer, ſagte er, ſein Ende könne alle Stunden kommen, und er verlange ſehr nach dem Zuſpruch eines Geiſtlichen. Indem wir nach dem Paſtor ſchicken wollten, kam er von ſelbſt. Er war ein ſehr guter Krankentröſter; ſeine Unterhaltungen waren zwar nicht in den erhabenen Ton geſtimmt, aus welchem ſo viele unſrer neuern Herren Gottesgelehrten ſprechen; aber es herrſchte ſo etwas Herzliches, Wohlmeynendes, Erbauliches darin, das in ſolchen Stunden mehr Wirkung thut, als ein glänzendes Wortgepränge.

„Der Herr ſey mit Ihnen!“ ſagte er, indem er ſich zu **Morgenſtern** an das Bette ſetzte; „Er „ſegne das Werk Ihrer Reue und Ihrer Buſſe.“ **Morgenſtern** war zu ſchwach, viel zu ſprechen; er reichte dem Prediger ſeine Hand, und bewillkommte ihn. Der Paſtor fragte ihn, ob er etwas auf dem Herzen habe, das ſein Gewiſſen beſonders beunruhige? „Daß ich überhaupt ein la„ſterhafter Menſch war;“ antwortete **Morgenſtern**, „daß ich mich ſelbſt ums Leben bringe; — „o Gott! — wo ich hinblicke, ſehe ich meine Ver„gehungen. —“

Der Prediger machte ihm ſein Gewiſſen nicht ſchwerer, durch Bedrohung mit den Strafgerichten Gottes, womit viele Geiſtliche ſolche unglückliche Menſchen, die am Rande des Grabes ohnedieß ihrer Auflöſung mit Schrecken entgegen ſehen, vollends ganz der Verzweiflung zum Raube übergeben; aber er ſuchte auch ſeine Vergehungen nicht zu entſchuldigen. Kurz, er traf die Mittelſtraſſe ſo gut, und ſprach dem armen Morgenſtern ſo viel Troſt zu, daß dieſer recht ſichtbar dadurch geſtärkt wurde.

Doch mochte die Verblutung ihn ſo ſehr entkräftet haben, daß er abermals in dieſe Mattigkeit hinſank, worin er bey dem erſten Beſuche des Predigers gelegen hatte.

Der Paſtor ſtand auf, wendete ſich zu mir, und ſagte: „Wir wollen ihn ein wenig ruhen laſ„ſen; das wird ihm gut ſeyn. Manchmal wird „die Natur, durch ſolch eine Ermattung, zu neuen Kräften geſtärkt.“

Ich mußte ihm indeſſen die Geſchichte meines Freundes erzählen. Er nahm ſehr warmen Antheil daran, und erzählte mir verſchiedene traurige Begebenheiten von Duellanten aus ſeinem Studentenleben. Er hat in Jena ſtudirt. „Man „wird da,“ ſagte er, „ordentlich zum Schläger ge„zogen; aber dennoch hab' ich nie ein Duell gehabt: „ich war ein geübter Fechter. Jeder Purſche kann„te mich auf dieſer Seite, und wußte, daß ich „das Herz auf dem rechten Flecke ſitzen hatte. Da„her wagte ſich keiner an mich; und weil ich „denn kein Stänker war, und meine Mitbrüder „in Ruhe ließ, ſo hatt' ich niemals Händel, und „bin daher nun frey von Vorwürfen meines Ge„wiſſens.“

Ich

Ich ſah, daß das Fechten ſein Steckenpferd war. Aber da ſich während unſeres Geſprächs **Morgenſtern** wieder anfieng zu regen, wendete er ſich mit der ganzen Würde eines Geiſtlichen wieder zu dem Kranken, ſprach ihm noch einen recht herzlichen Troſt zu, und ſegnete ihn ein. Dann gieng er fort, und drückte mir mit Thränen in Augen meine Hand. „Ein braver Mann!“ ſagte **Morgenſtern**, als der Prediger ſich entfernt hatte, „der es gut meynt! Aber ich konnte ſeinen Troſt „nur halb vernehmen. Meine Sinnen haben mich „verlaſſen; ich werde ſterben — —“ fuhr er mit groſſer Bewegung fort, und indem er ſeine matten gebrochenen Augen gen Himmel hob: „Ach! „**Reimann**! der Gedanke — der mir geſtern noch „ſo ſüß vorkam — iſt mir jetzt ſchrecklich, fürchterlich. Ach! wie hab ich gelebet! — Du „weißt es, Bruder! — Und — wie hab ich mir „ſelbſt den Weg zum Grabe gebahnt! — Ach! „mein Gewiſſen! — Tröſte mich, Bruder! — ſag „mir, ob du glaubſt, daß der Allmächtige ſich „meiner erbarmet, wenn ich jetzt — ach! jetzt vor „ſeinen Richterſtuhl muß?“ Seine heftige Gemüthsbewegung hatte ihn ſehr erſchöpfet. Er lag wie todt da; ſeine Augen war ſchon halb geſchloſſen. Ich befürchtete ſein Ende. Ach! **Emilie**! ich kanns Ihnen nicht beſchreiben, wie bang und weh mirs ums Herz ward. Auch weiß ich nicht mehr, was ich ihm antwortete, und wie ich ihn tröſtete. — Seine beyden Bedienten ſtanden an ſeinem Bette, rangen die Hände, und weinten. Keiner konnte ein Wort ſprechen vor Angſt und Schmerz. Der Amtsverwalter gieng hinaus, und ſagte, es ſey ihm unmöglich, den Unglücklichen ſterben zu ſehen. Ich wußte in der Beklemmung nicht mehr, was ich thun, und wozu ich mich entſchlieſſen ſollte. Endlich rufte er noch einmal: „Reimann! **Reimann!**“ in einem ſehr ängſtlichen bebenden Tone. „Da bin ich, Bru„der!“ antwortete ich, „könnt ich dir helfen!“ „Bete für mich!“ fuhr er fort; „dieſe Nacht iſt „die letzte. Bete laut, daß ich mit beten kann! „Ach Gott! ach Erlöſer! —“ Hier konnt' er vor Schwachheit nicht fort ſprechen. Ich ſang mit beyden Bedienten das Lied:

„Jeſus meine Zuverſicht ꝛc.“

und wurde gewahr, daß er während des Geſanges ſeine Hände oft gefaltet empor hob; ſeine Augen waren ſtarr in die Höhe gerichtet, und ſchwammen in Thränen. Oft entquollen ihm tiefe Seufzer; ſein Herz ſchlug heftig; oft fuhr er zuſammen, als ob er vor etwas ſchauderte, und dann quollen wieder neue Thränen aus ſeinen Augen. Kurz, ſeine Seele arbeitete fürchterlich, und ſein Gewiſſen folterte den armen Unglücklichen unaufhörlich. „Nun laßt mich! — Lebt wohl! —“ ſagte er, da wir ausgeſungen hatten, drehete das Geſicht von uns, und ſchloß ſeine Augen.

Jetzt erwartete ich ſein Ende unfehlbar. Ich ſtieg auf, und ſahe, um meiner geängſteten Bruſt ein wenig Luſt zu machen, zum Fenſter hinaus. Die Nacht war eingebrochen; es war aber eine ſchöne, helle, feyerliche Nacht. Der volle Mond lächelte in heiliger Stille auf mich herab. Sein ſilberfarbenes Antlitz ſtralte mir Ruhe in meine Seele. Sollte der, der dieſe ſchöne Natur erſchuf, — dachte ich — ſollte dieſer liebreiche Vater aller ſeiner unzählbaren glücklichen Geſchöpfe, — ſollte der Allgütige, das ewige Unglück eines Menſchen wollen? — Nein! Er iſt die Liebe! — Freudenthränen traten mir in die Augen. Ich gieng ſehr dadurch geſtärket wieder zum Bette meines Freundes, in der gewiſſen Erwartung, ihn nun entſeelt zu finden; aber auch voll des erhabenen Troſtes, daß Gott dieſen reuenden büſſenden Sünder zu Gnaden aufgenommen habe.

Aber zu meinem Erſtaunen fand ich ihn in einen ſanften Schlaf verſenket. Wir ſetzten uns alle um das Bette. Die beyden Bedienten ſchlieſen vor Mattigkeit ebenfalls ein. Ich allein war munter, und dachte über die merkwürdige Geſchichte dieſes meines gefallenen Freundes, und über die ſonderbaren Wege der Fürſehung nach, die ſie zu ſeiner Bekehrung erwählte. Indem holte der Kranke einige mal ſehr ſtarken Athem; dies verwandelte ſich in ein ängſtliches Röcheln. Nun, dachte ich, hat er ausgelitten. Aber nein! er fieng an zu jammern, und in ängſtliche Töne, auch bisweilen in herausgepreßte Worte, wovon ich aber nichts als einmal Ihren Namen, Emilie, verſtehen konnte, auszubrechen. Er ſchlief indeſſen fort, und ſein Schlaf währte wohl noch eine gute Stunde. Da er erwachte, rufte er mich, und ſagte, daß ihm beſſer ſey. Er war es auch wirklich, und ſo iſt er bis dieſen Morgen geblieben. Gott helfe weiter! —

Da kommt etwas in den Hof geritten. Es iſt Thalmann. Ich muß abbrechen. Bald ein mehreres! —

Vierter Brief.

Fortſetzung.

Neuenhain den 13. November.

O meine Feundin! die Zuſammenkunft zwiſchen Thalmann und dem armen Morgenſtern hätten Sie ſehen ſollen. Was wahre glühende Freundſchaft — was warme brüderliche Liebe — was ächter Adel der Menſchheit iſt; das hätte dieſer äuſſerſt rührende Auftritt Ihnen gezeiget. Ich fühle mein ganzes Leben davon erneuert, und gewiß etwas der Gottheit würdigeres ſah ich noch nie auf dieſer öden, gefühlloſen Erde. Könnte meine ſchwache Feder Ihnen dieſen Auftritt lebhaft genug beſchreiben, — was gäb' ich nicht darum? Nehmen Sie inzwiſchen mit meinem geringen Schreiben vorlieb, meine Verehrungswürdige? Ihr theilnehmendes, fühlbares Herz wird Ihnen das erſetzen, wozu mir die Worte mangeln.

Ich war ſchon unten im Hofe, als **Thalmann** vom Pferde ſtieg. Er kam ſehr haſtig auf mich zu. In ſeiner Miene herrſchte etwas wildes, etwas dieſem ſanften Mann ſo ganz unnatürliches. Seine Augen waren aufgeſchwollen und roth. Man ſahe es, daß er ſehr geweinet hatte. Da er mich erblickte, ſtreckte er ſeine Arme nach mir aus. Ich umfieng ihn mit den meinigen. Wir konnten beyde kein Wort ſprechen. Er küßte mich, und neue Thränen traten ihm in die Augen. „Müſ„ſen wir einander ſo wieder ſehen, Lieber?“ ſagte er endlich; „Gerechter Gott! — was erle„ben wir!“ — „Unſer Freund lebt,“ ſagte ich, „Lebt? — “ verſetzte er mit der heftigſten Bewegung. „Noch lebt er, unſer armer **Morgenſtern**!“ antwortete ich — „Gott ſey gelobet! o **Rei„mann**! wo iſt er? o! wo liegt er, der Freund „meiner Seele?“ Mit dieſen Worten umfaßte er mich, und ſo flogen wir mit einander die Treppe hinauf in ſein Zimmer. Ich hätte ihn gern zurück gehalten, um den ſchwachen **Morgenſtern** nicht zu ſehr zu überraſchen: aber es war unmöglich. Er ſtürzte ſich hinein ins Zimmer, und geradehin

radehin auf ſein Bette. Im Augenblick hieng er ſprachlos an dem Halſe des Kranken, und küßte ſeine blaſſen Wangen. Auch **Morgenſtern** konnte kein Wort ſprechen. Er war von **Thalmanns** unerwarteter Ankunft wie betäubet. Beyde ſahen nun einander an, und küßten ſich, weineten, drückten einander die Hände, und küßten ſich wieder. Endlich nahm ich das Wort, und ſagte: „Schonet euch, meine Freunde! **Morgenſtern**, ſchone „dich! dieß heftige Gefühl erträgt dein ſchwacher „Zuſtand nicht.“ — „Ach! armer Freund!“ fiel nun **Thalmann** ein, „beklagenswürdiger Freund! „mußte ich das noch von dir erleben? —“ Ein Thränenguß begleitete dieſe Worte. Er fuhr fort: „Doch! der Herr ſey geprieſen! er thats zu deinem Beſten.“ — „Ja wohl!“ ſagte **Morgenſtern**, „zu meinem Beſten. — Ach Bruder!“ fuhr er fort, indem er **Thalmanns** Hand ergriff, und in die ſeinige drückte, „nun will ich gern ſterben, „da ich dich habe — dir alles abbitten kann, womit ich deine Freundſchaft ſo undankbar vergalt. „— O! möchteſt du mir nur vergeben!“ — „Es „iſt dir alles vergeben!“ antwortete **Thalmann**, „Was Gott vergeben will, muß auch ein Freund „vergeben können.“ — „So laß mich ſie küſſen,“ fuhr **Morgenſtern** fort, indem er **Thalmanns** Hand küßte, „dieſe treue, liebevolle, brüderliche „Hand — die mich ſo oft, ſo liebreich warnete, „der ich aber nicht folgte, bis — ich endlich in

„mein Verderben rannte! Ach Gott! wollteſt du „mir auch vergeben! — ich habe dich zu ſehr beleidiget." — „Sey nicht kleinmüthig, lieber Bruder!" ſagte **Thalmann**, „du läſterſt den Gott „der Liebe, wenn du an ſeiner Vergebung zweifeln kannſt. Bereue deine Verbrechen, und wandele die Wege der Tugend, wenn du wieder „aufkömmſt, ſo wird dir Gott gnädig ſeyn." „Ach! ich ſehe nur allzu wohl," antwortete **Morgenſtern**, „wie kleine Schritte ich noch zu meiner „Beſſerung gethan habe; möchte Gott mein Herz „lenken! Ach Bruder! ich war ein böſer, ruchloſer Menſch. Wenn ich daran gedenke — o! „ich möchte verzweifeln!" — „Getroſt! getroſt, „Bruder!" fiel **Thalmann** ein „der Menſch iſt „zu groſſen Dingen fähig, wenn's ihm ein Ernſt „iſt. Er kann ſich der Würde eines Engels nähern. Auch du kannſt noch ein rechtſchaffener „Mann werden. Verzage nicht! halte dich an „das Kleinod der Religion! ſie läßt dich nicht ſinken. „Meine Hand ſoll dir zur Seiten gehen, wenn „du ſie nicht verachteſt. Was ich ſchwacher Menſch „an dir thun kann, will ich gern thun. Gott wird „dir gewiß vergeben, wenn du ihn darum bitteſt." „Das thu ich ſtündlich," erwiederte **Morgenſtern**, „ich bitte, daß er in mir ein neues Herz „ſchaffe, und mir einen neuen gewiſſen Geiſt gebe!" — „Er möge dich ſegnen, der ewige Erbarmer!" ſagte **Thalmann**, indem er **Morgenſtern**

genſtern auf ſeine Wangen küßte; „und wenn „er dir wieder aufhilft, dir zu deiner Beſſerung „himmliſche Stärke verleihen!“ **Thalmann** unterhielt ſich noch lange mit ſeinem Freunde über die wunderbaren aber heilſamen Mittel, deren ſich die Fürſehung bediene, den unglücklichen **Morgenſtern** zur Tugend zu rufen. O! meine Freundin! dieſer **Thalmann** iſt ein auſſerordentlicher Mann. Wie er die ganze Lebensgeſchichte ſeines Freundes zergliederte; wie er in jedem, auch nur geringfügig ſcheinenden Umſtande treffende Spuren der göttlichen Weisheit und Güte zu finden wußte; was für herrliche Lehren er daraus herleitete; wie er dieſe unſerm **Morgenſtern** ſo nah ans Herz legte, daß dieſer im Innerſten ſeiner Seele gerührt ward, oft **Thalmannen** in die Rede fiel, und ihm für ſeine freundſchaftlichen Ermahnungen die rührendſte Dankſagung weihte; wie denn endlich die beyden Freunde ihre Hände in einander ſchloſſen, ihre Augen empor hoben, und dem Allmächtigen das feyerlichſte Verſprechen leiſteten, nie vorſetzlich wieder von der Bahn der Tugend zu weichen! — Ach! **Emilie**! wenn ich Ihnen das alles beſchreiben könnte! Aber, ich vermags nicht. Meine Sprache iſt zu arm dazu, und mein Herz zu voll, als daß ich mit kalten Worten meine Empfindung ſollte ausdrücken können. **Thalmann** mochte wohl mit Fleiß vermieden haben, von Ihnen, meine Freundin! mit dem Unglücklichen zu ſprechen, um die Wunde ſeines Herzens nicht eben ſo blutig zu machen, als ſeine leibliche Wunde war. Denn er hatte Ihrer noch mit keinem Worte gedacht. Aber heimlich erkundigte er ſich bey mir nach Ihrem Befinden, und bat mich, Sie ſeiner vollkommenſten Hochachtung zu verſichern. Jetzt aber fragte der Kranke mit einem tiefen Seufzer, ob ich Ihnen ſein Schickſal gemeldet hätte? Ich antwortete ihm, daß noch heute die Briefe abgehen würden. „Ach die Gu„te!“ ſagte er, „wenn ſie mich nur ein wenig be„dauerte — das wäre doch Troſt meiner beküm„merten Seele. Du haſt ja noch nicht nach **Emi„lien** gefragt, **Thalmann**!“ fuhr er fort. „Ach „Bruder! du weißt nicht, was für eine Engel„ſeele in ihr wohnet.“ — „Sie hat meine ganze „Hochachtung;“ antwortete **Thalmann**,“ aber es „iſt dir jetzt beſſer, wenn du gar nicht an ſie den„keſt“ — „O nein!“ ſagte **Morgenſtern**,“ der „Gedanke an die Holdſelige entzückt meine ganze „Seele. Ach! wie wohl wird mir, wenn ich „mir ihr himmliſches Bild vor meine Augen hin„ſtelle, und aus ihrem ſanften Lächeln irdiſche „Seligkeit ſchöpfe! Du weißt nicht, Bruder! wie „viel Groſſes in dem Gedanken liegt, das Mit„leiden einer ſchönen Seele, wie **Emiliens**, auch „mit hinüber in die Ewigkeit zu nehmen. Möchte „es ihr nur immer wohl gehen! — möchte ſie „glücklicher ſeyn, als der Arme, der ohne ſie nicht

„leben konnte! —“ Das Andenken an Sie hatte ihn in der That ſehr entkräftet. Er verbarg ſein Geſicht in das Kopfküſſen, und ſeine Thränen vor uns. Nur an ſeinen öftern Seufzen hörten wir, daß ſeine Seele mit dem ſtärkſten Gefühl der Liebe rang. **Thalmann** ſuchte ihn auf andere Gedanken zu bringen, indem er ihm von meinen Eltern und meiner Schweſter erzählte. Aber vergebens: der Gedanke an Sie, meine Freundin! ſchien ſeine ganze Seele zu füllen. Das wird ſeine Beſſerung ſehr ſchwer machen.

Der Herr Hofrath D aus **Halle** kam heute an, und machte gute Hofnung. Nur das Wundfieber, welches ſich dieſen Nachmittag ſehr heftig einfand, macht ihm noch Sorge. Auch merkte er den Augenblick, daß der Kranke auch an der Seele litte. Er bat uns, ihn vor allen nur möglichen Gemüthsbewegungen zu verwahren. Aber mein Gott! wie iſt das möglich, bey einem Menſchen, den die Liebe ſo ſehr hingeriſſen hat?

Dieſen Nachmittag befindet er ſich leidlich. Der Himmel helfe weiter, und erhöre unſer Gebet für ſeine Geneſung! **Thalmann** wird ſo lange hier bleiben, bis er auſſer Gefahr iſt. Auch ich muß bey ihm aushalten, und — es iſt mir eine angenehme Pflicht. Empfehlen Sie mich meiner lieben Schweſter und meinem Schwager! ſagen Sie ihnen, daß ich wohl ſey, und mich glücklich fühle, das wahr zu machen, was **Wieland** ſagt:

O! der iſt nicht vom Schickſal ganz verlaſſen,
Dem in der Noth, ein Freund zum Troſt
erſcheint ꝛc.

Mein kranker Freund läßt Sie bitten, ſeine unglückliche Geſchichte dem verehrungswürdigen Fräulein von **Blumenthal** und ihrer fürnehmen Familie zu melden. Ich werde nicht ermangeln, ſo lang ich hier bin, Ihnen von allem, was meinen Freund angehet, ausführliche Nachricht zu geben. Indeſſen verſichern Sie ſich, daß ich mit gröſter Hochachtung bin

Ihr

getreuer Freud und Diener
Chriſtian Heinrich Reimann.

Fünfter Brief.

Die Amtmannin Reimann an Emilie Sommer.

Mallendorf den 20. November.

Länger konnt' ich mir das Vergnügen nicht verſagen, an Sie, meine theure Freundin! zu ſchreiben, und Sie auch in der Entfernung von mir, derjenigen Hochachtung zu verſichern, wovon mein Herz ganz gegen Sie entglühet. Darf ich zu dieſer Verſicherung meiner Hochachtung gegen Sie, noch das Bekenntniß meiner warmen Liebe zu Ihnen hinzu ſetzen; — darf ich hoffen, daß Sie auch mir einen Platz in Ihrem liebevollen Herzen vergönnen — o! wie ſtolz wird mich dieſes alles machen! Mit deſto gröſſerem Vergnügen bediene ich mich Ihrer gütigen Erlaubniß, bisweilen an Sie ſchreiben, und Ihnen einige Empfindungen meines Herzens mittheilen zu dürfen. Von je her war das Briefſchreiben eine meiner Lieblingsbeſchäftigungen, und ſo zu ſagen — mein Steckenpferd. Beſonders fand ich, ſeitdem ich auf dem Lande wohne, wo man ſo ganz den Gefühlen ſeines Herzens nachhängen kann, darinnen eine ganz auſſerordentliche Wonne, wenn ich mich in meiner einſamen Gartenlaube hinſetzen, und mit meinen abweſenden Freunden ſympathiſiren konnte. Wundern Sie ſich alſo nicht, meine Freundin! über meine Schwatzhaftigkeit, und vergeben Sie mir, wenn Ihnen die Leſung meines Briefs vielleicht Langeweile machet, oder Sie von angenehmern Beſchäftigungen abhält; Sie wiſſen ja wohl, wie gern die alten Weiber ſchwatzen! —

Wenn ich mich an die heitern Tage erinnere, da wir die Ehre hatten, Sie bey uns zu ſehen — wenn ich mir alle die herrlichen Auftritte, die uns da, im Zirkel unſerer freundſchaftlichen Umarmungen, ſo oft zu ſüſſeſten Gefühlen hinriſſen, in meine Seele zurück rufe — wenn ich bedenke, wie Sie, verehrungswürdige Mademoiſell! immer die Seele der Geſellſchaft waren, alle Welt durch Ihren hinreiſſenden Umgang bezauberten, und uns alle ſo ganz für ſich einnahmen, — o! meine Liebſte! da wird mir oft recht wohl ums Herz; ich rechne dieſe Tage unter die ſchönſten meines Lebens. Denn welche Zeit verlebt man ſchöner und angenehmer, als die uns der Umgang mit liebenswürdigen Menſchen, zu Adams paradiſiſchem Leben umſchaft? — Und ſollten wir die Wonne, die uns ſolche Tage gewähren, nicht mit ganzer Seele genieſſen, da wir doch ſo der Freuden ſo wenig in der Welt haben — wenigſtens ſolcher Freuden, die uns nie über ihrem Genuß erröthen laſſen? — Wundern Sie ſich nicht, meine Liebe! über dieſe Aeuſſerung, die ſo wenig mit dem Ton der jetzigen Welt, wo alles nur Freuden athmen will, übereinſtimmt! Auch bin ich vielleicht zu ſtreng gegen unſere Welt. Ich geſtehe es gern zu; und darum bitte ich Sie, daß Sie mir dieſe Strenge, nach Ihrem guten Herzen, vergeben. Die Stimmung meines Gemüths iſt nun einmal melancholiſch. Allein dieſe ſchwarzen Vorſtellungen, unter welchen ſich mir dieſe Welt ſo oft darſtellt, haben nicht ſowohl in meinem Temperamente, als vielmehr in meinen äuſſern Verhältniſſen ihren Grund. Von je her hat mich Gott mit ſchweren Krankheiten heimgeſucht, die mein Nervenſyſtem geſchwächet haben; und dadurch hat denn die Melancholie einen deſto freyern Eingang zu meinem Herzen gefunden. Verdrüßliche Familienangelegenheiten, Druck und Bedrängniſſe gewiſſer Menſchen, die, ohne meine Schuld, feindſelig gegen mich dachten, kamen hinzu, und verbitterten mir noch die wenigen ſüſſen Stunden, die ich in der Welt genieſſen konnte. Doch danke ich dem, der mir dieſes Kreuz zuſchickte, mit ganzer Seelen dafür; den ich bin dadurch näher zu Gott geführet, und mein Herz iſt fühlbarer und mitleidiger geworden. Es iſt doch alles gut, was der Herr thut. Dagegen hat mich aber auch eine glückliche Ehe, und die Freude wohlerzogene Kinder zu beſitzen — gewiß eine ſehr groſſe Freude — reichlich ſchadlos gehalten. Aber — da ſehen Sie einmal, wie ich ſchon in den ſchwatzhaften Ton hinein gefallen bin! was ſoll es noch werden? — Geduld! meine Freundin! ich bin eben fertig. O! Sie ſollten uns einmal ſo zuſammen ſehen, wenn wir, ich, mein Mann, und meine **Auguſta**, ſo zuſammen ſitzen, und von Ihnen ſprechen, und uns, Sie da her zu uns in unſere Einſamkeit wünſchen, daß Sie uns mit Ihrer bezaubernden Holdſeligkeit unſere Herzen zum Gefühl der Freundſchaft öfneten, uns ein ſchönes Lied von dem groſſen **Klopſtock**, oder von dem guten **Gellert** vorſängen, und dann etwas von **Grandiſons Henriette**, oder von **Ferdiners Julie** (Sie wiſſen, daß dieſe **Julie** mein Lieblingskarakter iſt) vorläſen, uns darauf aufmerkſam machten, und uns die Tugend und die Rechtſchaffenheit ſo ganz entwickelten. — Da beneide ich denn oft meine Tochter **Sophien**, die Sie, meine Liebe! ſo täglich genieſſen, und die Fülle Ihrer Zärtlichkeit empfinden kann.

Beſonders ſehnt ſich meine **Auguſta** oft ſehr nach Ihnen. Sie war ſo recht eine Freundin nach Ihrem Herzen. Sie konnten ſich ihr ganz mittheilen, und an ihrer ſüſſen Schwärmerey ſo lebhaften Antheil nehmen. Daß ſich doch ähnliche Seelen ſo bald finden! aber möchte nur das Schickſal, gute Seelen, die ſich auf dieſer rauhen Bahn des Lebens treffen, nicht immer ſo bald wieder trennen! —

Sie haben dieſes traurige Loos der Menſchheit nur vor kurzem gezogen, fürtrefliche Freundin! Ach! was müſſen Sie gelitten haben, da Ihnen die Freundin Ihrer Seele, Ihre **Amalia**, von der Sie uns immer ſo viel Schönes ſagten, an Ihrer Seite dahin ſtarb! Wir haben Sie alle von ganzer Seele bedauert, und Ihnen manche Thräne des Mitleidens geweihet. Möchte doch der gütige Gott Sie nie wieder in dieſe traurige Lage ſetzen! — möchte er auch Ihr edles Leben, zum Glück Ihrer Brüder und Schweſtern, bis in das ſpäteſte Alter erhalten! Das iſt täglich mein Gebet zu dem Allmächtigen.

Durch das Unglück des Herrn von **Morgenſtern** ſind Sie gewiß auch recht erſchrecket worden,

den, liebe Freundin! Warum mußten denn Sie ſo unſchuldiger Weiſe in dieſe ſchlimmen Affairen geflochten werden? Gott ſey gedankt, daß es noch ſo abgelaufen iſt! Unſer **Thalmann** war in der gröſten Beſtürzung, da er von meinem Sohne die erſte Nachricht davon erhielt. Sie wiſſen unfehlbar, daß er ſich jetzt bey ſeinem unglücklichen Freunde aufhält. Geſtern ſchickte er ſeinen Bedienten zurück, und ließ uns melden, daß der Herr von **Morgenſtern** nicht nur noch lebe, ſondern ſich auch täglich beſſere. Meinem Sohne hab' ich geſchrieben, er ſollte ſeinen Freund nicht verlaſſen. Denn was man an einem Freunde thut, erfordern die heiligen Pflichten der Religion und Tugend; und Gottes Segen und Belohnung bleibet nicht auſſen.

Ich muß Ihnen noch etwas von meiner **Auguſta** erzählen. Sie wiſſen, wie wenig Neigung ſie immer gegen den guten **Thalmann** blicken ließ. Ich wollte auch nicht gerne weiter in ſie dringen, weil ich allen Zwang in dergleichen Angelegenheiten verabſcheue, ob ich gleich den armen **Thalmann** ſo leiden ſahe, daß es mich oft recht darüber jammerte. Allein jetzt ſcheint ſie etwas mehr für den guten Mann zu empfinden, als ſonſt. Ich weiß nicht, welcher Urſache ich dieſe Veränderung zuſchreiben ſoll. Doch ſollte wohl folgende Muthmaſſung mich nicht ganz trügen. Sie kennen die Neigung meiner Tochter zum Erhabnen und — beynahe Ueberſpannten. Vermöge dieſer Neigung forderte ſie wohl gewiß von ihrem Liebhaber einen ſolchen hohen Grad der Liebe, der an die Schwärmerey gränzt. Nun war **Thalmann** immer ſehr zurückhaltend gegen ſie; unfehlbar aus Furcht, ſie durch eine übereilte Erklärung ſeiner Liebe nicht zu beleidigen, und — weil die wahre Liebe überhaupt die Furcht zur Begleiterin hat. Aber meine Tochter mochte dieſe Zurückhaltung wohl mehr für Kaltſinn gegen ſie, als das, was es wirklich war, halten; und dieß ſchwächte ihre Neigung zu ihm, und flößte ihr eine Art von Mißtrauen gegen die ſeinige ein, beſonders da er andern Frauenzimmern in Geſellſchaften mehr Galanterien, gewiß aber nicht mehr Hochachtung als meiner **Auguſta** widmete.

So ſtanden die Sachen, als vor einigen Tagen Herr **Thalmann** zu ſeinem verwundeten Freunde, dem Herrn von **Morgenſtern** reiſete. **Auguſta** machte ſich ſeine Abweſenheit zu Nutze, ſeine Schwägerin, Madam **Jung**, einmal zu beſuchen, weil ſie, wenn er zu Hauſe iſt, dieſes vor den üblen Urtheilen unverſtändiger Leute nicht thun kann. Dort gehet ſie mit der Madam **Jung** in **Thalmanns** Garten ſpazieren; indem bringt ein Kind von Madam **Jung** ein Blatt Papier, und ruft: „Mama! da! ein Gedicht von meinem „Herrn Onkel! Es iſt ſeine Hand! Dort lags „unter der Raſenbank, wo er immer ſo gerne

„ſitzt. Er hats gewiß verlohren.“ Die Dame nahm dem Kinde das Papier ab, leſen, und finden ein Gedicht an **Auguſten**. Ich habe nie einen wärmern Ausdruck der Liebe geleſen, als in dieſem Gedicht herrſchte. Beurtheilen Sie das Ganze nach folgenden Strophen, die äuſſerſt ſchwärmeriſch klingen:

O! du Urquell göttlicher Liebe!
Du, meiner Seelen Wonne!
Du, meines Herzens-Beherrſcherin!
Auguſta! mein Engel! o — wo biſt Du?
O! warum verachteſt Du
Den Armen, den Dein bezaubernder Reiz
Zum Göttergefühl der Liebe
Auffordert? o! warum verſchmäheſt Du
ihn ꝛc.

Auguſten tretten, wie ſie das Gedichte lieſet, die Thränen in die Augen. Auch **Madam Jung** kann ſich ihrer nicht enthalten, und ſagt: „Könnten Sie meinen Bruder glücklich machen, Mademoiſell, o! wie glücklich wären wir dann alle!“ Meine Tochter kann vor Rührung kein Wort antworten. Sie bittet ſich nur das Gedicht aus, und gehet nach Hauſe.

Den ganzen Abend über, da ſie nach Hauſe kam, war ſie ſehr traurig. Ich konnte mich nicht darein finden, und fragte ſie, was ihr fehle? — konnte aber nichts von ihr herausbringen. Da ich ſchon zu Bette war, hörte ich ſie noch in ihrem Zimmer, auf dem Flügel das Lied, aus **Laura Roſetti**:

Singe nur ſchmachtender Schäfer,
Singe die Lieder der Liebe ꝛc.

ſpielen, und ſingen. Oft brach ſie ab, und ſang dann wehmüthiger und ſchmelzender. Einigemal hörte ich ſie ſeufzen, weil ich wieder aufſtand, und leiſe an ihrer Thür horchte. Endlich legte ſie ſich nieder, war aber ſehr früh wieder auf. Ihr Zuſtand wurde mir immer räthſelhafter.

Früh gieng ich zu ihr ins Zimmer. Sie ſaß an ihrem Tiſche, den Kopf auf einen Arm geſtützt, und mit der andern Hand ein Papier haltend, worinnen ſie zu leſen ſchien. Da ſie mich erblickte, legte ſie das Papier bey Seite, verſteckte es aber nicht: denn ich habe ſie ſchon ſo gewöhnet, daß ſie vor mir keine Geheimniſſe hat. Sie hatte geweinet; die Thränen glänzten ihr noch in den Augen. „Was iſt dir aber, Guſtchen?“ ſagte ich, nahm ſie bey der Hand, und küßte ihre Wangen, „was macht dich ſo traurig? „ſage mirs! — deiner Mutter! —“ Sie fiel mir um den Hals, ſchloß ihr Haupt an mein Herz, und weinte, konnte aber kein Wort hervorbringen, als die Ausrufungen: „Liebe Mama! beſte „Mutter!“ — „Was iſt das für ein Papier?“ fragte ich: „darf es deine Mutter leſen?“ Sie gab mir's ſogleich in die Hände. Ich las, wurde gerührt, und ſagte: „Nun weiß ich, meine Toch-

„ter! was dir fehlet. — Warum haſt du mir's „nicht gleich geſagt? du weißt ja doch, daß ich „dich liebe! —“ Sie weinte noch, küßte meine Hand, und ſagte: „Vergebung, liebe Mutter! „ich will Ihnen mein ganzes Herz eröfnen.“ — „Wo kömmſt du zu dieſem Gedichte?“ frägte ich. Sie erzählte mir, wie es in ihre Hände gefallen war. Auf mein weiteres Befragen, ob ſie für Thalmann Liebe empfände? ſagte ſie mir, ſie ſey ganz gleichgültig gegen ihn geweſen; aber immer habe ſie geglaubt, er liebe ſie nicht ſtark genug, um ihre Liebe zu verdienen. Da ſie aber nun ſehe, daß er ſo viel um ſie leide, wie ihr auch Madam Jung erzählet habe, ſo könne ſie unmöglich undankbar gegen ſeine Zärtlichkeit ſeyn, und es würde ſie tief in der Seele kränken, wenn der gute Mann um ihrentwillen ein Raub der Melancholie werden ſollte. Ich ſagte ihr, daß ich nichts darwider hätte, wenn ſie Thalmann erhören wolle, wir müßten aber erſt abwarten, was er thun würde, wenn er zurück käme. Damit beruhigte ich ſie zwar ein wenig, ſie iſt aber immer noch ſehr ſchwermüthig.

Ich muß ſchlieſſen, meine Freundin! ſonſt bekommen Sie ein Buch von mir zu leſen. Möchten Sie mich doch bald mit einer Zuſchrift von Ihnen erfreuen! Darf ich Sie an Ihr gütiges Verſprechen, mir Ihre Lebensgeſchichte zu ſchreiben, nochmals erinnern? Uns verlanget allen recht ſehr darnach. Mein lieber Mann und **Auguſta** empfehlen ſich Ihnen auf das freundſchaftlichſte. Lieben Sie mich, meine Liebſte! und bleiben Sie die Freundin der

Ihrigen

Chriſtiana Reimannin.

Sechster Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 24. November.

Daß doch deine Ahndung von **Morgenſterns** Leben ſo glücklich eintraf! — Gott ſey Dank dafür, von ganzem Herzen! Ich denke, er ſoll nun auſſer aller Gefahr ſeyn. Beyliegende Briefe von ſeinem ſo treuen Freunde, dem lieben **Reimann**, werden dich davon überzeugen. Wenn er nur auch mit ſeiner zunehmenden Geſundheit, ſeine Ruhe wieder erhielte! Ach! **Henriette**! daß der Arme ſo um mich leiden ſoll, — und ich kann ihm nicht helfen! o! das gehet mir gewiß ſehr nahe. Könnte er ſich doch dieſe unglückliche Liebe aus dem Sinn ſchlagen! — Der gute **Thalmann** thut alles, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; aber es ſcheinet alles vergebens zu ſeyn. O Liebe! was für Unordnungen ſtifteſt du in der Welt! wie zerrütteſt du die Herzen der Menſchen! — Wenn ihn ſeine Leidenſchaft nicht verläßt, wie langſam wird es mit ſeiner Beſſerung zugehen! und was iſt ein geſunder Körper, wenn er von einer kranken Seele bewohnet wird? —

O! was für Unruhe macht mir das, meine Henriette! Bedenke nur, wenn er wieder geſund wird, ſo hab' ich ihn von neuem auf dem Halſe. Was ſoll ich dann thun? — beharre ich bey meiner abſchlägigen Antwort, ſo muß ich befürchten, daß ihn ſeine Liebe vollends ganz zu Boden drückt, und — daß das letzte Uebel ärger, als das erſte wird. Sollt' ich ihn noch erhören, wenn er mich von neuem mit ſeiner Liebe beſtürmet, wie er gewiß nicht unterlaſſen wird? — Ach! darwider ſchaudert meine ganze Natur zurück; meine ganze Seele empöret ſich gegen dieſen Gedanken. Doch, vielleicht fügt es der Himmel noch alles zu meinem und ſeinem Beſten. Damit will ich mich tröſten, und dann jeder Prüfung, jeder Verſuchung mit ſtandhaftem Muthe entgegen ſehen.

Ich danke dir, meine gute Henriette! für deine gütige freundſchaftliche Theilnehmung an meinen Schmerzen bey dem Tode meiner guten Amalia. Ach! es iſt doch eine groſſe unbeſchreibliche Linderung unſerer Leiden, wenn eine offene, freundſchaftliche Seele, ſolche mit uns trägt, und mit den Empfindungen unſeres zerriſſenen

Herzens ſympathiſiret. Wird uns nun vollends ſo warmer und weiſer Troſt in unſere Seelen gegoſſen, wie du, meine liebſte Freundin! gethan haſt, o! das muß einen je doch rühren, und uns gegen dieſe ſchönen Tröſtungen empfindlich machen.

Ich muß dir geſtehen, liebſtes Mädchen! ich kann dieſe Amalia noch immer nicht vergeſſen. Sie war eine gar zu gute, reine, himmliſche Seele, — eine ſo warme, theilnehmende, offene Freundin, als ich auſſer dir, meine Henriette! noch wenig gefunden habe. Oft gehe ich allein zu ihrem Grabe, um welches ſchon der rauhe Nordwind wehet, und die Blumen, die ich darauf pflanzte, wie die Blume, Amalia, tödtet! — ach! und da weine ich ihr noch eine warme Thräne der Liebe, ſchlieſſe mich an ihren Schatten an, und ſchwinge mich in Gedanken zu überirdiſchen Sphären auf, wo die Selige itzt der ſtolzen Ruhe der Ewigkeit genieſſt. Dann bitte ich Gott, daß er mich einſt, wie dieſe Selige ſterben laſſen, und meine Seele mit der ihrigen im Reiche der Wonne vereinigen möge! Ach! Henriette! da wird mir oft ſo wohl, daß ich mich oft Stunden lang an ihrem Grabe verweile, und auf den Gräbern meiner erblaßten Brüder und Schweſtern herumwandle. O! was für eine lehrreiche Bekannſchaft iſt die Bekanntſchaft mit den Gräbern! wie lernt man doch da allen Prunk der Welt vergeſſen, und ſich nach der ewigen Vereinigung mit Gott hinſehnen! —

Was für groſſen Nutzen uns dergleichen Erweckungen an den Gräbern unſerer Freunde ſchaffen können, dieß will ich dir durch das Beyſpiel der Demoiſelle **Karoline H.**, die bey unſerer Geſellſchaft ſtehet, beweiſen.

Dieſe **Karoline** beſitzt eine glänzende Schönheit, hat von Grund aus ein gutes Herz, iſt aber ein wenig eitel, und hat eine zu ſchlechte Erziehung gehabt, um die Kunſtgriffe der Verführer genug zu kennen, und ihren Schlingen durch Klugheit entgehen zu können. Sie war, auſſer mir, **Amaliens** liebſte Freundin. Auch an mich hieng ſie ſich nach **Amaliens** Tode, mit ganzer Seele. Indeſſen konnt's nicht fehlen, daß ihr ihre blendende Schönheit manchen Liebhaber erwarb. Unter dieſen ſchlich ſich beſonders der Herr von **Neumark**, ein hieſiger Student, in ihre Gunſt ein. Er ſuchte ſie an die Banden ſeiner unkeuſchen ſinnlichen Liebe zu feſſeln. Ihre Tugend ſtand auf dem Punkt zu ſcheitern. Vor mir hielt ſie ihre Liebe noch geheim; aber Madam D. entdeckte mir die ganze Sache, und bat mich, ſie, wo möglich, noch zu retten, weil ich vor allen etwas über ſie vermöchte, ſonſt ſey das arme Mädchen verlohren. Durfte ich nun einen Augenblick anſtehen, mich ihrer anzunehmen? —

Ich gerieth auf einen glücklichen Einfall, und ich führte ihn eben ſo glücklich aus. Lies, meine **Henriette**! was ich that, und preiſe Gott mit mir, der mir mein Unternehmen gelingen ließ!

Geſtern Vormittags gieng ich zu **Karolinen**, und bat ſie, mit mir ſpazieren zu gehen. Sie war gleich willig dazu. Ich führte ſie nach dem Gottesacker zu, wo **Amalia** begraben liegt. Als wir hinkamen, und ich meinen Weg nach der Gottesackerthüre zu nahm, fragte ſie: „Wo wollen Sie „hin, **Emilie**?“ — „Auf den Gottesacker,“ antwortete ich. „Auf den Gottesacker?“ ſagte ſie, „wie fällt Ihnen das ein? Nein! weg! ich mag „mich nicht unter die Todten miſchen!“ Ich. „Wollen Sie das Grab Ihrer **Amalia** nicht einmal beſuchen? Haben Sie Ihrer Freundin ſchon „ſo ganz vergeſſen?“ — „Und doch! ja!“ ſagte ſie, „kommen Sie! nun geh ich gerne mit, da wir „das Grab unſerer lieben Seligen beſuchen wollen.“ Wir giengen hinein, und hin an **Amaliens** Grab. „Sehen Sie, **Karoline**!“ ſagte ich, „hier liegt die herrliche Blume, unſere Freundin, verwelkt, nun eine Beute der Würmer! —“ „Hier? ach! es wird mir ganz weh, **Emilie**!“ ſagte ſie, und eine Thräne zitterte ihr aus ihren Augen. Auch ich war bewegt. Wir ſtanden beyde ganz ſtumm, eine ganze Weile da, ſahen mit unverwandten Blicken auf das Grab nieder, und weinten. **Karoline** trauete ſich nicht, mich anzuſehen.

zuſehen. Endlich ergrif ich ihre Hand, und ſagte: „Sehen Sie, meine **Karoline**! ſolche zerbrechliche Menſchen ſind wir. Wie bald kann ein „Wurm auch unſere Roſen zerblättern, und unſere Blumen zerknicken!“ — „O! wie wahr, „**Emilie**!“ ſagte ſie, und blickte mich wehmüthig an. „Sehen Sie einmal die Herbſtblume!“ ſagte ich, „die da noch auf dem Grabe ſtehet, wie „ſchön ſie blühet! und — kommen wir morgen „wieder — ein Nachtfroſt hat ſie getödtet. So „auch wir, liebſte Karoline! auch uns kann dieſe „Nacht ſo ein Froſt treffen.“ — „Gott! Sie greifen mir ans Herz, Emilie!“ antwortete ſie, „mich ſchaudert, daran zu denken, und doch — „o! o!“ — „Und wenn er Sie träfe, dieſer Froſt, „**Karoline**? —“ erwiederte ich, „heute noch oder „morgen, oder übermorgen, bald oder ſpät — „und er träfe Sie nicht ſo rein, wie die Blume, „die da im Moder liegt, oder wie die da auf „dem Grabe, die ſo rein, ſo ſchön empor blühet? „— Ach! **Karoline**! möchten Sie das überdenken! —“ Sie ſah mich ſtarr an, fieng an zu zittern, ihr Buſen ſchlug heftig empor; endlich ſagte ſie: „Was ſoll das, meine Liebe? warum „machen Sie mir ſo angſt?“ — „Weil ich ſie liebe, „meine **Karoline**!“ antwortete ich, „weil ich „wünſche, daß Sie das Wort einer Freundin „zu Herzen nähmen. Ach! liebes Kind! vergeben Sie mir! ich muß Sie warnen, auf Ihrer

„Huth zu ſeyn. Bisher waren Sie tugendhaft. Noch iſt Ihre Seele rein; aber ſie hat ſich verirret. Kehren Sie nicht bald um, ſo finden Sie keinen Ausweg mehr; und wenn Sie dann fielen; — wenn der Abgrund des Laſters, der ſich ſchon vor Ihren Augen öfnet, Sie ganz verſchlänge! — Ach! meine **Karoline**! ich weiß, wie nahe Sie Ihrem Fall ſind! wie bald wird Sie ein nichtswürdiger Liebhaber zu einem mitleidigen Opfer ſeiner Begierden machen! und das wollen Sie? — Nein! das können Sie nicht wollen! Wohlan! — Sie werden mir folgen, und zurückkehren. Noch iſt es Zeit darzu: aber bald — noch ein einziger Schritt, und Sie können nie zurückkehren, müſſen ewig Ihren Fall beweinen, und Ihre Schande mit in Ihr Grab nehmen. Und wenn dann die fürchterliche Stunde des Todes erſcheinet, — bald — oder ſpät, — und Sie hätten Ihre Tugend, Ihre Unſchuld, hätten alles, alles verlohren, woran Sie ſich an den Pforten der Ewigkeit noch anſchlieſſen könnten — hätten keinen Frieden, keine Ruhe mehr in Ihrer Seele — hätten ein tobendes Gewiſſen zum Begleiter in die Ewigkeit, welches Sie noch vor dem Throne des Richters anklagte und verdammte — Ach! **Karoline**! **Karoline**! — ich zittere, wenn ich das überdenke. Möchten Sie ſich noch warnen laſſen! möchten Sie einer laſterhaften Liebe entſagen, die Sie

„ewig elend macht! O! ich beſchwöre Sie bey „Gott, dem Zeugen Ihrer Unſchuld, und auch „Ihres Falles! — beſchwöre Sie, bey allem was „heilig iſt, — hier bey dem Grabe Ihrer und „meiner Freundin, die als eine Gerechte, als eine Heilige ſtarb, — kehren Sie um, meine „**Karoline**! ſehen Sie! auch dieſe **Amalia** war „ſo ſchön wie Sie, ſo geſund, ſo ſtark, als Sie „und ich, und — da liegt ſie! wäre ſie nicht tugendhaft geweſen, wie hätte ſie ſo freudig ihrem Tode entgegen gehen können! Wollen Sie „das nicht auch einmal, **Karoline**? — O! möchten Sie ſich erbitten laſſen! Kommen Sie in „meine Arme, an meinen Buſen! ich will Sie „feſt halten. Kein Laſterhafter, kein Verführer „ſoll Sie mir entreiſſen. Ich will Sie, Ihre „Unſchuld, Ihre Tugend ſchützen: niemand ſoll „Sie Ihnen rauben, wenn Sie ſich nur mir überlaſſen wollen! —“ Hier ſtürzte ſie in meine Arme, ſank an meine Bruſt, weinte und ſchluchſete, konnte kein Wort hervorbringen. Endlich ſagte ſie: „Genug! genug! — meine göttliche Freundin! Ach! ach! meine **Emilie**! — helfen Sie „mir um Gottes willen! ich vergehe. Ich will „umkehren. Ja! ja! hier bin ich. Halten Sie „mich! retten Sie mich! Sie ſind mein Engel. „Ach! ich habe mich vergangen. Ich will umkehren, **Emilie**! retten Sie mich! ——“ Ich küßte ſie, und ſprach ihr wieder Troſt zu. Aber ihr Gewiſſen wachte ſchrecklich auf. Sie riß ſich aus meinen Armen, warf ſich auf **Amaliens** Grab, und rufte in wehmüthigem Tone: „Ach „Gott! du Gerechter, Barmherziger! ich habe „geſündiget! Gott! hilf mir noch meine Unſchuld „erhalten! — Und du, heiliger Schatten meiner „Geliebten, meiner Seligen! umſchwebe mich, „daß ich nicht ganz darnieder falle! ſchütze mich! „rette mich! Ach Gott! Erbarmer! Erbarmer!“ Hier verlohr ſie die Sprache. Ich hob ſie auf, ſchloß ſie in meine Arme, bat ſie um ihre Liebe, und um ihr Vertrauen zu mir, und führte ſie von **Amaliens** Grabe weg. Wir ſetzten uns unter eine Linde. Da ſie wieder ruhig war, ſprachen wir etwas kälter über ihren Zuſtand; und da ſchwur ſie mir einen Eid, den Umgang mit dem Herrn von **Neumark** zu verlaſſen, und ewig der Tugend treu zu bleiben. Wir giengen hierauf zurück, aber ſie war ſo entkräftet, daß ich ſie den ganzen Weg führen mußte.

Abends in dem Schauſpiele ſtutzte Herr von **Neumark** nicht wenig, daß ſie ſich nichts mit ihm zu thun machte; und heute höre ich, daß er bey einer ſchönen Bürgerstochter ſich über **Karolinens** Verluſt tröſtet. Sieheſt du, **Henriette**! ſo machen es dieſe Unmenſchen mit uns. Ach! wer möchte denn einer Mannsperſon mehr trauen, da ſie mit ſo gottloſem Eifer uns Arme verfolgen, und uns nur ihren hölliſchen Begierden aufzuopfern ſuchen? — Indeſſen habe ich **Karolinen** ſo ſehr an mich gefeſſelt, daß ſie jetzt gar nicht von meiner Seite kömmt, und mich ganz als ihren Schutzengel betrachtet.

Ach **Henriette**! fühle mit mir die Wonne, eine Unſchuld gerettet, eine Seele dem Verderben entriſſen zu haben! Sie iſt groß, dieſe Freude, und nahe den göttlichen Freuden des Himmels.

Leb wohl, meine Gute! Bald ein mehreres! Liebe

Deine

zärtliche Freundin
Emilie Sommer.

Siebenter Brief.

Reimann an Emilie Sommer.

Neuenhain, den 18. November.

Nun haben wir endlich gegründete Hofnung zur Geneſung unſeres Freundes. Das Wundfieber iſt etwas ſchwächer geworden. Der Arzt giebt nun wieder guten Troſt. Doch kann der Kranke noch nicht auſſer dem Bette aufdauern. Wir müſſen alſo, ich oder **Thalmann**, wechſelsweiſe bey ihm aushalten, und ihn durch allerhand Geſpräche zu zerſtreuen ſuchen, damit er ſeinen ſchwermüthigen

Gedanken nicht ſo ſehr nachhängen kann, welche ſeine Geneſung ſehr erſchweren. O! meine Freundin! Sie ſind noch immer der Gegenſtand aller ſeiner Wünſche, der einzige Troſt ſeiner Seelen; aber auch die unſchuldige Urſache ſeiner Leiden und ſeiner Schwermuth. Er gehet beſtändig mit Ihnen um, und wenn wir denken, wir haben ihn durch andere Geſpräche einmal weit von Ihnen abgezogen, ſo fängt er unvermuthet wieder von Ihnen an, und erſchöpfet ſich ganz in Lobeserhebungen Ihrer vortreflichen Perſon. Da beklagt er ſich denn über ſein Schickſal, das ihn zu einem Edelmann machte, weil er glaubt, dieß und ſeine ehemalige ausſchweifende Lebensart wären allein die Urſachen, warum Sie ihm Ihre Hand verſagten. Oft macht er ſehr abentheuerliche und romantiſche Plans. Da will er, wenn er wieder geſund iſt, ſeine Güter in **Liefland** verkaufen, ſich in den weit verborgenſten Winkel der Welt hinſetzen, und dann nochmals um Ihre Hand bitten. Und wenn Sie ihm ſolche denn abermals verſagten, ſo will er ein Einſiedler werden, ſich von aller menſchlichen Geſellſchaft trennen, und ſein kümmerliches Leben der Andacht und Ihrem Andenken weihen. Bald hat er den Einfall, ein Schauſpieler zu werden, um dadurch vielleicht einen Weg zu Ihrem Herzen zu finden. Wenn es ihm aber einfällt, daß Sie vielleicht nicht willens wären, Ihr ganzes Leben in dieſem

Stande zuzubringen, ſo fällt er wieder auf andere, und Gott weiß, auf welche närriſche Grillen. Oft liegt er ganz ohne Empfindung, voll ſchmelzender Sehnſucht nach Ihnen, und mit geängſtetem Herzen da. Bittre Thränen brechen ihm dann aus den Augen, er ringt ſeine Hände und thut kläglich, daß es uns allen in der Seele jammert. Kurz, wenn er wieder geneſen iſt, und Sie machen ihn nicht glücklich, ſo weiß ich nicht, wozu ihn ſeine ſchwärmeriſche Liebe noch verleiten wird. Ich zittre vor ihm: denn ſeine Leidenſchaft iſt ſchlechterdings unheilbar.

Der gute **Thalmann** giebt ſich zwar alle mögliche Mühe, ihn auf andere Gedanken zu bringen, und thut ihm die kräftigſten Vorſtellungen dagegen; aber es hilft da alles nichts. Er gehet gar ſo weit, daß er ein Mißtrauen in **Thalmanns** Freundſchaft ſetzet, wie er ſich gegen mich einsmals, als **Thalmann** ihm wohl eine Stunde lang vorgeprediget hatte, nicht undeutlich merken ließ. Ich darf das dem guten **Thalmann** nicht einmal ſagen; es würde ihn ſehr betrüben, wenn er ſich für ſeine guten Abſichten ſo belohnet ſähe. Wir müſſen ihn auf alle mögliche Weiſe ſchonen, und ihn mit allem Glimpf behandeln, denn er ſieht alle die für ſeine Feinde an, die ihn von ſeiner **Emilie** abziehen wollen.

Seit einigen Tagen ſtrebte er ſehr nach einem Buche, das ſeine Phantaſie nährte. Wir entſchuldigten uns aber immer damit, daß hier auf dem Lande keines zu haben ſey. Aber geſtern, als ich mit **Thalmann** bey dem Pfarrer bin, ſchlägt er den guten mitleidigen Mann, den Amtsverwalter, der indeſſen bey ihm bleibt, durch ſein dringendes Bitten, breit, daß er ihm die Geſchichte der **Fanny Wilkes** giebt, die ſich unter des Amtsverwalters Wirthſchaftsbüchern von ohngefehr verlaufen hatte. Da lieſt er nun Tag und Nacht darinnen, und wir dürfen es nicht einmal wagen, ihn davon abzurathen, oder ihm das Buch zu nehmen. Er vergäb' es uns in ſeinem Leben nicht wieder.

Der Prediger, Herr **Blankenſtein**, hat doch unſern Kranken einigemal wieder beſuchet. Er iſt ein aufgeräumter guter Geſellſchafter. Nur vergiebt er ſeiner geiſtlichen Würde oft zu viel. Da er ſahe, daß es ſich mit unſerm **Morgenſtern** ein wenig gebeſſert hatte, ſagte er: „Nun! ich gratulire dazu. Laſſen Sie ſich's zur „Warnung dienen! gehen Sie lieber hinaus zum „General **Washington**, wenn Sie ſich ſo gern „herum hauen. Warten Sie nur, wenn Sie wieder geſund ſind, wollen wir uns ein bisgen mit „meinen Rapieren herumſchmeiſſen. Ich kann „noch gut fechten. Sie ſollen zu thun genug mit „mir haben.“ Eine ſonderbare Art von einem Geiſtlichen! Doch jeder Menſch hat ſein Steckenpferd, wie **Onkel Toby**, und kann dennoch, eben wie dieſer, in ſeiner Art vortreflich ſeyn. Von der Gelehrſamkeit hält er nicht viel. Wenn man nur ſo viel lernet, ſein Brod zu verdienen, ſagt er, da iſts ſchon genug. Mit dem übrigen ſinds doch nur Narrenspoſſen. Er lieſet nicht das mindeſte weiter als politiſche Zeitungen, und da hält er alle mögliche mit, die im heiligen Römiſchen Reiche herauskommen; **Jeruſalem**, **Cramern** und **Spaldingen** kennet er kaum dem Namen nach, weiß auch kein Wort von ihnen zu ſagen. Deſto lieber ſpricht er von dem General **Washington**, und von den **Inſurgenten** in Amerika. Da lebt und webt er in ſeinem Elemente, ſchimpft tüchtig auf die Engländer los, und wünſchet, daß ſie von den Franzoſen in Grund und Boden hinein getretten werden möchten. Oft halte ich die Parthey der Engländer. Das giebt denn manchen luſtigen Diſpüt unter uns, und zu manchem Spaß Anlaß. Die Oekonomie iſt ſein Hauptfach; hierinnen ſucht er ſeines gleichen. Daher iſt denn auch **Thalmann** eher ſein Mann, als ich. Der kann eher mit ihm von Wirthſchaftsſachen ſprechen.

Geſtern ließ er uns zum Mittagseſſen zu ſich bitten. Das erſte, was wir erblickten, da wir in das Haus traten, war ein Flug von einigen fünfzig Trommel- und andern ſeltenen Tauben, die alle in dem Vorhauſe wohneten. Sie bewillkommten uns mit ihrem Kaudern; vier bis fünf

Hunde von allerhand Gattungen liefen auf uns zu, und riefen durch ihr entſetzliches Gebelle ein junges Mädchen herbey, die wir erſt für des Pfarrers Tochter hielten. Sie kam aus der Küche, und führte uns in die Wohnſtube, blieb auch ſo lange bey uns, bis der Herr Pfarrer ſelbſt kam, der eben auf dem Boden war, und Getraide einſacken ließ.

Ich weiß bis dieſe Stunde noch nicht, **Emilie**, wie mir bey dem Anblick dieſes Mädchens wurde. Ich ſtand wie verſteinert da. Aber wer hätte auch ein ſo herrliches Geſchöpf in dem Hauſe eines ſo rohen Dorfpfarrers geſucht? Sie iſt eine auſſerordentlich ſchöne Perſon, von mittlmäßiger Gröſſe, aber von herrlichem Wuchſe, ungefehr ſo wie die ſelige **Amalia** war. Auch hat ſie ſehr viel ähnliches in ihrem Betragen mit dieſer **Amalia**; eben das ſanfte, hinreiſſende, entzückende, ſchwermüthige, wie jene. Nur ſieht ſie etwas bläſſer aus, als **Amalia** ſah, welches vermuthlich von einer gewiſſen Schwermuth herrühret, die mehr eine Folge erlittener Unglücksfälle, als eine Frucht ihres Temperaments zu ſeyn ſcheinet.

Sie trug eine ſehr reinliche Hauskleidung, himmelblau, mit weiſſem Bande friſiret, ein roſenrothes Halstuch, und roſenrothe Schuh. Ihr dunkelbraunes Haar war ſchön friſirt, aber nicht gepudert und ohne Kopfzeug. Den ſchönſten weiſſen proportionirteſten Arm, den ich je geſehen habe, zierten ſchwarze Armbänder, mit ſchönen, blitzenden Steinſchnallen. Sie machte uns mit einer bezaubernden Artigkeit ihr Kompliment, und unterhielt uns ſo lange bis der Pfarrer kam, mit ſo vieler Anmuth, ſo vielem Verſtand, und ſo vielem Witz, daß ich und **Thalmann** einander anſahen, gleichſam ſtauneten, und wie in eine andre Welt verſetzt zu ſeyn glaubten. Sie fragte mit vieler Theilnehmung nach unſerm kranken Freunde; und da ihr **Thalmann** mit dem gewöhnlichen Feuer ſeiner Beredſamkeit einen Theil ſeiner traurigen Lage ſchilderte, floſſen einige Thränen aus ihren ſchönen Augen, und ſie wurde auſſerordentlich gerühret.

Indeſſen kam der Pfarrer in ſeinem Pelzſchlafrocke und Pantoffeln. Ein ſehr ſchmutziges Unterhemde und eine dergleichen Moltonjacke blickte unter dem Schlafpelze, der mit einem ledernen Gürtel zuſammengeſchürzet war, hervor. Doch hatte er, vermuthlich uns zu Ehren, eine alte gelbliche wollene Perüke aufgeſtürzt, die aber doch ganz auf einem Ohre ſtand. Er bewillkommte uns ſehr freundlich, holte zwey lange Pfeiffen und Knaſter dazu, und bat uns ſehr höflich zuzulangen. „Machen Sie keine Umſtände, meine Her„ren!“ ſagte er, „langen Sie zu, ich geb' es „gern. Die Leute ſprechen zwar, ich wäre gei„zig. Auch werfe ich nicht gern etwas weg: denn „das muß jeder gute Wirth thun. Aber wenn

„ich Beſuch habe, da laſſe ich mich nicht ſchim„pfen.“ Er ergrif ſeine eigene Pfeiffe, aus der er wohl Zeit ſeines Lebens gerauchet haben mag, ſo ſchwarz ſahe ſie aus, und dann rauchten wir zuſammen los. Das Mädchen war wieder fortgegangen. Nun zeigte er uns ſeine Raritäten, die er in ſeiner Stube hatte; und dieſe beſtanden in einigen alten verroſteten Familiengemälden, aus denen er viel Weſens machte; einige dreißig Stück ausgeſtopften Habichten, Geyern, Elſtern und dergleichen Vögeln, die auf den Simſen umher ſtanden, und einigen andern lebendigen Vögeln, die theils in Bauern umher hiengen, theils herum flogen. Ueber zehen bis zwölf Flinten, Piſtolen und Terzerole, ein paar Jägertaſchen, und eine ganze Menge Degen und Rappiere hiengen an den Wänden umher. Ueber der Thür ſtanden zwey groſſe Hirſchgeweyhe, und einige Schnuren wilde Schweinszähne paradirten über dem Spiegel. Bücher ſahe man gar nicht, auſſer **Büchners** Concordanz und das hälliſche Geſangbuch. Dieſe lagen auf einem groſſen Stoſſe von Wirthſchaftsrechnungen und Wirthſchaftsbüchern. Das Bildniß des General **Washingtons** mit Glas überzogen und in einer vergoldeten Rahm eingefaßt, hieng unter dem Spiegel. Was mich am meiſten wunderte, war ein ſchöner Flügel, welcher mitten unter den ausgeſtopften Vögeln und Mordgewehren ſtand. Ich fragte ihn, ob er muſikaliſch ſey? „O nein!“ ſagte er: „Hab’s mein „Tage nicht lernen können; es iſt mir ſo getän„delt. Da, meine **Wilhelmine**, das Mädchen, „ſo Sie da geſehen haben, die klimpert ein bis„gen, und wenn ich denn in meiner Wirthſchaft „nichts zu thun, und keine Zeitungen zu leſen „habe, da hör’ ich denn ſo ein Trällergen mit „an, und ſtudire dabey auf meine Predigt.“ Ich fragte ihn, ob dieſes ſchöne Frauenzimmer ſeine Tochter ſey? „Das ſchöne Frauenzimmer! — „heyda! ſeht mir doch an! — wie dem jungen „Herrn gleich das Herz wackelt! —“ Indem er dieß ſagte, lächelte er mich an, und fuhr, nachdem ich ihm lächelnd eine Verbeugung gemacht hatte, fort: „Nun! werden Sie nur nicht roth; „wenn ſie Ihnen gefällt, können Sie ſich einmal „melden, wenn Sie ein hübſches Amt haben, daß „Sie eine Frau ernähren können. Sie ſind dann „ſo gut, wie ein anderer, und haben eben das „Recht.“ — „Alſo doch wohl Ihre Demoiſell „Tochter,“ ſagte **Thalmann**. „Nein! nein! ich „habe kein Kind und keinen Kegel.“ antwortete „der Pfarrer. „Sie iſt nur eine Verwandtin „von mir, und meine Mündelin. Sie iſt in „**Dresden** erzogen — Sie ſehen’s gleich an den „galanten Pößgen, die an ihr herum hängen. „Doch — ſie iſt ein gutes Mädchen — mag’s mei„nethalben immer tragen, wenn’s ihr gefällt, hat „auch ganz hübſch Vermögen, und wenn ſie mich

„lieb behält, und nach meinem Sinne heurathet, „ſoll ihr einmal mein bisgen Brod auch nicht entgehen.“ — „Das wird ſie unfehlbar,“ ſagte **Thalmann** „Nun! nun!“ erwiederte der Pfarrer, „ſie hat's eben nicht gezeiget; hatte ſich doch „in **Dresden** mit einem gewiſſen Sekretär verplempert, deſſen Vater ein Todfeind von dem „ihrigen war. Das konnt' ich aber nun durchaus nicht zulaſſen. Ich riß ſie alſo noch aus „ſeinen Klauen. Des Sekretärs Vater, der ein „vornehmer Mann in **Dresden** iſt, half mir „auch darzu; denn er wollte auch nicht, und das „mit Rechte, daß ſein Sohn die Tochter ſeines „Todfeindes nehmen ſollte. Der Sekretär iſt nun „ſeinem Vater zum Poſſen in alle Welt gegangen. Nun! er mag hinlaufen, wenn er nur „noch den geſcheiden Streich gemacht hat, und „iſt zu **Washington** gegangen! —“

Er hatte kaum ausgeredet, als **Wilhelmine** wieder herein trat, und den Tiſch deckte. Nun wurde geſpeiſet. Die Frau Pfarrerin, eine artige Frau, die zehnmal mehr Verſtand als er hat, erſchien ebenfalls. Ich kam neben die ſchöne **Wilhelmine** zu ſitzen. **Thalmann** wollte bemerket haben, daß ſie ihre Augen immer auf mich gerichtet, und mich mit der Miene des Wohlgefallens betrachtet hätte. Es wurde ſehr gut tractiret; ein guter Pflaumenkern-Branntewein, den der Herr Pfarrer ſelbſt abziehet, vertrat die Stelle des Weins. Ueber Tiſche wurde von nichts als von Wirthſchaftsſachen oder von dem amerikaniſchen Krieg geſprochen. Ich nahm einmal die Parthey der Koloniſten, trank **Washingtons** und **Hankoks** Geſundheit im Branntewein, und inſinuirte mich dadurch ſehr bey dem Herr Pfarrer.

Nach Tiſche führte uns der Herr Pfarrer in ſeiner Wirthſchaft herum, zeigte uns ſeine Kornböden, ſeine Scheune, ſeine Pferde, Rindvieh und Schaafe, welches alles in vortreflichem Stande war. Auch ſeine Werkſtätte mußten wir beſehen. Denn Sie müſſen wiſſen, daß er ſein eigner Sattler, Wagner und Zimmermann iſt, und alles ſelbſt in ſeiner Wirthſchaft verfertiget. Auch ein Hufeiſen kann er zur Noth aufſchlagen. Weiter aber, ſagte er, hätte er es in der Schmiedeprofeßion nicht bringen können: denn es fehle ihm die Gelegenheit, in ſeinem Hauſe eine Schmiede anzulegen.

Dann giengen wir in den Garten, den **Wilhelmine** beſorgt, ſpazieren. Er war ſehr ſchön: **Wilhelmine** mußte kommen, und uns ihre Herrlichkeiten zeigen. Ich nahm das gute Mädchen am Arm, und führte ſie. Der Pfarrer ſpaßte mit mir, und ſagte: „Da ſeht mir einmal, wie die „Leute ſchon eins ſind! **Minchen**! **Minchen**! „trau dem Herrn Studenten nicht zu viel!“ Als wir zurück kamen, und Kaffee trunken, bat ich **Wilhelminen**, uns etwas auf dem Flügel vorzuſpielen;

zuſpielen; ſie that es, und ſpielte das ſchöne Stück aus der Jagd:

Du ſüſſer Wohnplatz ſtiller Freuden ꝛc.

Darauf ſang ſie auch einige Geſänge aus dem Siegwardt nach Sievers Tonſetzung. Sie ſingt ſehr ſchön, und ſpielet als eine Meiſterin. Ich ſaß während ihres Spielens neben dem Flügel, daß ich ihr alſo ins Geſicht ſehen konnte. Aber ich glaube, meine Freundin, das hätte ich nicht thun ſollen: denn ich fühlte mehr als bloſſes Wohlgefallen an ihren Spielen in meiner Seele — wenn das ſchöne herrliche Mädchen wie eine Engelsgeſtalt da vor mir ſtand — der Liebe Zauber aus ihrer ſanften Stimme floß — ihr blaues ſchmachtendes, zärtliches Auge bisweilen dem meinigen begegnete — und dann eine ſanfte Röthe ihr reizendes Antlitz überzog! — und den ſchönen runden weiſſen Arm ſo nahe an mir und meinem Munde, und — ſo lockend zum glühendſten Feuer küßte! O! **Emilie**! was waren das für gefährliche Reizungen! Doch ich faßte mich, ſtand auf, und trat neben ſie, ſo lange ſie noch ſpielte. Thalmann hatte hiervon ſo wenig, als von ihrem vortreflichen Spielen bemerket. Denn der Pfarrer zeigte ihm ſeine Wirthſchaftsbücher, und ſchwadronirte ihm ſo viel daraus vor, daß er keine Minute auf **Wilhelminen** und mich Achtung geben konnte.

Da wir nach Hauſe giengen, bat uns der Pfarrer, recht bald und recht oft wieder zu kommen. Aber — zu oft dürfte das nicht geſchehen, ſonſt iſt meine Ruhe dahin. Ach! **Emilie**! ich muß mich hüten vor dieſem Engel, ſonſt bin ich verlohren. Es könnte mir gehen, wie es mir mit **Amalien** gieng. Ich fühle gewiſſe Regungen in meiner Seele, die ich nicht anders als Liebe nennen kann. Ach! und wie viel Verdruß und Kummer würde dann meiner warten! Nein! ich darf ſie nicht oft ſehen, dieſe Zauberin, ſonſt möchten ihre himmliſchen Reize die Wunde wieder aufreiſſen, die mir **Amalia** ſchlug, und die ſeit ihrem Tode nur wenig verharrſcht iſt.

Nun genug, beſte Freundin! beehren Sie mich bald mit einer gütigen Zuſchrift! Der arme kranke **Morgenſtern**, und mein guter **Thalmann** empfehlen ſich Ihnen mit wärmſtem Herzen. Haben Sie Nachrichten von dem vortreflichen Fräulein von **Blumenthal**, ſo bitte ich um deren Mittheilung für meinen kranken Freund, der ſich ſehr darnach ſehnet. Leben Sie wohl, Verehrungswürdige! bleiben Sie die Freundin

Ihres

warmen Freundes

Chr. Heinrich Reimann.

Achter Brief.

Emilie Sommer an die Amtmannin Reimann.

L. den 26. November.

Sie haben mir da einen gar lieben herrlichen Brief geſchrieben, verehrungswürdige Frau! — einen Brief, der meine ganze Zärtlichkeit, meinen ganzen Dank gegen Sie auffordert. Nehmen Sie ihn hin, den wärmſten, glühendſten Dank, für Ihre warme, treue, liebesvolle Freundſchaft gegen mich! Halten Sie mich feſt in Ihrem treuen mütterlichen Herzen! auch ich will Ihre treue, Ihre liebende zärtliche Freundin, ja Ihre Tochter bleiben, — wenn Sie, vortrefliche Frau! meine Mutter ſeyn, und — wie eine Mutter ihr Kind, ſo auch mich auf den Wegen der Weisheit und Tugend begleiten wollen.

Wie gern beantwortete ich Ihren lieben Brief recht ausführlich! wie viel hätt' ich Ihnen nicht auf ſo viel herrliche Stellen, die ganz aus der Fülle Ihres zärtlichen Herzens gefloſſen ſind, zu ſagen! — Aber — ja! wer keine Schauſpielerin wäre, die, in unſern Neuigkeits-hungerigen Zeiten, alle drey Tage eine neue Rolle lernen müßte! — Sehen Sie, meine Liebe! von dem, was mich immer ſo ſehr entzückt, von der Unterhaltung mit einer ſo lieben Freundin — muß mich mein geplagter Stand abhalten. Doch eins und das andere muß ich Ihnen noch beantworten.

Sie laſſen ſich ſelbſt zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren, wenn Sie im Ernſt befürchten, daß mir Ihre lehrreichen ſchönen Briefe lange Weile machen könnten. O! beſte Frau! hätten Sie geſehen, wie begierig ich Ihren Brief ergrif, wie geſchwind ich das Siegel herunter riß, wie ich ihn faſt mehr verſchlang, als las, wie ich mich ſo ganz zu Ihnen hinträumte, Sie im Geiſt an mein Herz drückte, und Ihnen aus voller Seele dankte für all die Liebe, für all die mütterliche Zärtlichkeit, wovon Ihr Brief gegen mich erfüllt iſt. — Ach! wenn Sie alles das geſehen hätten, beſte Freundin! nicht einen Augenblick würden Sie zweifeln, daß mir Ihre Briefe das gröſte Labſal und die herrlichſte Seelenſpeiſe ſind. Daß Sie mir alſo ja nicht auf den Einfall kommen, Ihrer Schwatzhaftigkeit — wie Sie die Ausbrüche Ihrer warmen zärtlichen Empfindungen beſcheiden genug nennen — in Ihren künftigen Briefen Einhalt zu thun! — Da würden Sie in der That recht unfreundlich an mir handeln: denn würden Sie mir nicht das entziehen, was einen Theil meiner Glückſeligkeit ausmacht? — und das wollten Sie, meine Liebe? — Nein! zärtliche Freundin! das thun Sie gewiß nicht an mir. Laſſen Sie mich Sie bitten, daß Sie künftig Mutterſtelle an mir vertretten wollen. Ich will Ihre Tochter, Ihre folgſame, liebende, zärtliche Tochter ſeyn. Ach! ich ſehne mich unausſprechlich nach dem namenloſen Gefühl, einen zärtlichen Vater, eine liebreiche Mutter zu verehren. Ich arme, unglückliche Waiſe! ach! ich habe keinen Vater, keine Mutter, in deren Buſen ich mein bebendes Herz ausſchütten könnte. Doch — Gott hat mich ja dafür mit der Liebe andrer edlen, gefühlvollen Seelen geſegnet, die mich für den Verluſt meiner Eltern völlig ſchadlos halten; und darunter gehören denn auch Sie, meine Liebe! vorzüglich mit. Der Herr ſey gelobt! er hat Gutes an mir gethan, mein Leben lang; ſein Name ſey geheiliget!

Das, was Sie mir von Ihrer lieben Tochter, meiner guten Auguſta, ſchreiben, hat mich ſehr gerührt. Möchte ſie doch durch die Liebe ihres Thalmanns ganz glücklich werden! Beyde verdienen einander ganz; und ich wüßte dann kein vollkommneres Paar. Sie kennen dieſen Mann und ſeinen edlen Karakter beſſer und länger als ich; Sie müſſen denn alſo freylich am beſten beurtheilen können, ob er die Eigenſchaften ganz beſitzet, die das ganze Herz Ihrer Auguſta ausfüllen, und Ihrem Ideal der Liebe entſprechen dürften. Darum würde es mir auch gar nicht kleiden, wenn ich Ihnen dieſen Mann noch empfehlen wollte. Nur um Nachſicht mit ſeiner

Furchtſamkeit, die gewiß die Frucht der ehrerbietigſten Liebe iſt, muß ich Sie bitten. Ich zweiſle nicht, es wird noch alles gut gehen, und wir werden noch alle ſeinen Hochzeittag mit **Auguſten** feyern. — Das kann ich Ihnen aber doch nicht verhehlen, daß ich mich über meiner **Auguſta** günſtige Geſinnungen gegen ihn recht innigſt freue: denn ich muß geſtehen, ich habe oft recht herzliches Mitleiden mit dem edlen Manne gehabt, wenn ich ſahe, wie er ſo voll gränzenloſer ſchmachtender Liebe an dem Engel hieng, und ſie ihn oft kaum eines Anblicks dagegen würdigte. Das mußte ja wohl tief in der Seele des Liebenden ſchmerzen, und gewiß ein zärtliches Herz bis zur Verzweiflung foltern.

Indeſſen thun Sie ſehr wohl daran, beſte Freundin, daß Sie erſt abwarten, was Herr **Thalmann** nach ſeiner Zurückkunft thun wird, ehe Sie ihm etwas von **Auguſtens** veränderten Geſinnungen gegen ihn merken laſſen. Es iſt der Delikateſſe eines ehrbaren Frauenzimmers allerdings angemeſſen, die Erklärung ihres Liebhabers zu erwarten, ehe ſie ſich in ſeine Arme wirft. Ich zweiſle aber keinen Augenblick, daß Herr **Thalmann** die Liebe ſeiner **Auguſta** in ihren Augen leſen, und ihr ſein treues warmes Herz zu Füſſen legen wird.

Ihr liebenswürdiger Herr Sohn ſchreibt mir von Zeit zu Zeit die Geſchichte ſeines unglücklichen Freundes. Der edle Jüngling! — wie treu er dem armen **Morgenſtern** beyſtehet! wie ſorgfältig er ihn pfleget! o! das iſt ein herrlicher Zug ſeines groſſen Herzens, den Freund im Elend und in den Tagen der Trübſale nicht zu verlaſſen, ſondern ihn mit Troſt und Hülfe aufzurichten! Seyn Sie immer ſtolz auf dieſen Sohn! Sie werden gewiß noch viel Freude an ihm erleben.

Endlich muß ich Ihnen doch meine Geſchichte beſchreiben; doch müſſen Sie mir erlauben, daß ich ſie Ihnen nur nach und nach aufſetze. Morgen will ich in dieſem Briefe einen Anfang damit machen. Mein Schickſal war von je her mehr traurig als vergnügt. Wollte Gott, die Tage der Angſt wären nun vorüber! Doch — der Herr hat bisher geholfen; er wird auch mir nicht mehr auflegen, als ich ertragen kann.

Den 27. November.

Es iſt gewiß ein ſehr ſchmerzender Gedanke, liebſte Freundin, ein Gedanke, der mir ſchon ſo manche Thräne erpreßt, ſo manche bittere Leiden in meiner Seele erzeugt hat, — gar nicht zu wiſſen, wem man, nächſt Gott, ſein Leben zu danken hat, — diejenigen, deren Stolz und Freude wir vielleicht waren, nie geſehen zu haben, — aller Hofnung beraubt zu ſeyn, jemals das groſſe Glück zu genieſſen, an ihren Buſen zu ſinken, und die reinen Empfindungen der kindlichen Liebe in ihren treuen Armen auszuweinen.

So geht mir's, meine Geliebteſte! mir hat die Fürſehung dieſen Zuſtand bereitet; obgleich — wie ſie alles zum Beſten der Menſchen thut — ohne Zweifel auch zu meinem Beſten.

Ich weiß nicht gewiß, wer meine Eltern waren. Nur ſo viel läßt ſich aus allen Umſtänden vermuthen, daß ich die Tochter eines Rußiſchen Officiers bin. Ob von Adel, oder bürgerlich? das iſt mir unbekannt. Den Namen meines Vaters, ſeine eigentliche Charge, das Regiment, worunter er gedienet hat; alles dieß habe ich nie erfahren können. Eben ſo wenig weiß ich, ob meine Eltern noch am Leben ſind. Zu vermuthen iſt es aber, daß ſie nicht mehr leben, wie Sie aus dem Verfolg meiner Geſchichte ſehen werden.

Als die Rußiſchen Kriegsvölker im Jahr 1756 in das Königreich Preuſſen einfielen, entſtand eines Tages auf der Gränze von Preuſſen ein ſehr hitziger Scharmützel zwiſchen den Vortruppen der beyderſeitigen Armeen. Die Ruſſen wurden zurück geſchlagen, und von ihren tapfern Feinden auf der Retirade einige Meilen weit über die Gränze verfolgt.

Im Rückzuge brachten die preußiſchen Huſaren viel rußiſche Gefangene mit. Als ſie an den Eingang eines gewiſſen Dorfs kamen, welches ſchon im preußiſchen Gebiet lag, und wo ſie vorbey paſſirten, nahm ein Huſar mich als ein halbjähriges Kind aus einem Kutſchwagen, welchen ſie unter

dem

dem Zuge der Gefangenen mit ſich führten, und gab mich einer Bauersfrau, die gerade vor ihrem Hauſe ſtehet, um die Sieger vorbey ziehen zu ſehen. Der Huſar ſagte aber der Frau weiter nichts, als daß ich einer gefangenen rußiſchen Officiersfrau gehöre. Weil ſie ſich aber mit einem Kinde nicht ſchleppen könnten, ſo ſolle ſie es annehmen, damit es nicht etwa ſtürbe.

Die Bauersfrau ſieht in dem Wagen eine junge ſchöne Dame, die alſo unfehlbar meine Mutter war. Dieſe Dame weint ganz unausſprechlich, und thut ganz untröſtlich, als der Huſar mich ihr entreiſſet. Sie will zum Wagen herausſpringen, aber der Huſar ſtößt ſie zurück. Indeſſen fragt ſie doch nach dem Namen der Bauerfrau, die mich von dem Huſar annimmt. Indem ihr aber die Frau antworten will, fährt der Wagen in vollem Jagen davon. Die Frau hört meine Mutter noch von weitem ſchreyen und rufen, aber in kurzem iſt ihr der ganze Troſt aus dem Geſichte.

Nunmehr nimmt mich dieſe Bauerfrau mit in ihre Hütte. Meine Wohlthäterin, meine andere Mutter, diejenige Frau, der ich einen Theil meiner Erziehung, der ich, in Abſicht auf dieſe, beynahe das meiſte zu danken habe, was mich in etwas vor andern unterſcheidet, — Madam Sommer, befand ſich damals in dieſer Hütte verborgen. Ihr Mann, mein nachheriger Pflegevater, war Feldprediger bey einem holſteiniſchen Regimente,

mente, welches mit bey der rußiſchen Armee ſtand, Aus allzu groſſer Liebe zu ihm war ihm Madam **Sommer** mit in den Feldzug nach Preuſſen gefolgt. Hier wird die gute Frau von den vielen Strapazen plötzlich krank. Sie kann der Armee nicht folgen, und iſt daher genöthiget, in dem erſten dem beſten Hauſe liegen zu bleiben; und das iſt gerade das Haus, an deſſen Beſitzerin mich der preußiſche Huſar abgiebt. Die Bauerfrau, welche zum Glück eine mitleidige, menſchliche Frau war, hält ſie vor den Preuſſen ſo gut verborgen, daß ſie nicht in ihre Hände fällt.

Da dieſe Frau mich in die Hütte bringt, beſchließt die Feldpredigerin ſogleich, mich zu ſich, und an Kindes ſtatt anzunehmen. Sie wird zu dieſem Entſchluß um ſo mehr beweget, weil ihr kurz vorher ihre eigene Tochter, ein Kind von ein paar Jahren, geſtorben war. Nach dieſer ihrer Tochter nennt ſie mich, **Emilie**; und den Zunamen meiner Pflege-Eltern, **Sommer**, hab ich nachher in erwachſenen Jahren angenommen.

Sie finden mich mit einer koſtbaren, mit Gold geſtickten Windelſchnur umwunden, welche die Huſaren nicht müſſen gewahr worden ſeyn, weil ich ganz in ein Kiſſen eingewickelt war. Zu meinen Füſſen liegt eine goldene Repetiruhr im Kiſſen verſteckt; daran hängt das Bildniß der Kaiſerin **Eliſabeth**, auf Emaille gemalt, und mit Gold eingefaßt. Alle dieſe Stücke hat mir meine rechtſchaffene Pflegemutter ſorgfältig aufgehoben, und ich führe ſie noch itzt bey mir, um vielleicht meine gute Mutter einmal daran zu erkennen, wenn ſie Gott beym Leben erhalten haben, und uns jemals wieder zuſammen bringen ſollte. O! meine Freundin! dieſe Sachen ſind mir Millionen werth; denn ſie ſind das einzige Erbtheil von meinen Eltern. Wie ſo manche ſtille Thräne habe ich dem Andenken dieſer Vortreflichen geweiht, wenn ich mich oft einſam in mein Zimmer hinſetzte, und dieſe Sachen als Heiligthümer betrachtete.

Indeſſen wird meine Pflegemutter wieder geſund. Aber ſie befindet ſich mitten unter den Preuſſen, und es wird ihr unmöglich, durch dieſe hindurch bis zur rußiſchen Armee zu kommen. Weil denn auch ihre Geſundheitsumſtände den Beſchwerlichkeiten des Feldzugs nicht mehr gewachſen zu ſeyn ſcheinen; ſo entſchließt ſie ſich, in ihr Vaterland nach **Holſtein** zurück zu kehren. Es gelingt ihr, daß ſie mit mir und meiner Amme glücklich nach **Danzig** kommt. Um ungehinderter durch die preußiſchen Kriegsvölker zu kommen, geben ſie ſich für preußiſche Soldatenweiber aus.

Nie habe ich es ohne die innigſte Rührung, und ohne Vergieſſung häufiger Thränen anhören können, wenn mir meine rechtſchaffene Pflegemutter die Geſchichte dieſer Reiſe erzählte. Mit wie mancherley Ungemach ſie hat kämpfen müſſen! —

wie oft ich krank worden, und mehr als einmal dem Tode nahe gewesen bin! — wie ſie mich aber immer durch ihre mütterliche Wartung, und durch ihre zärtliche Sorgfalt dem Rachen des Todes entriſſen hat! — Ach! meine Freundin! dieß hat mich unbeſchreiblich gerührt, doch aber auch mich immer auf die Weisheit und Güte der göttlichen Fürſehung, die mich ſo wunderbar erhielt, und mir, da ich von hartherzigen Feinden meiner rechten Mutter entriſſen ward, in dem warmen Herzen jener rechtſchaffenen Feldpredigerin, eine andere Mutter erweckte, aufmerkſam gemacht, und mein Herz immer von Gefühlen des Dankes gegen dieſe göttliche Güte entbrannt.

In **Danzig** ſchreibt meine Pflegemutter an ihren Mann, meldet ihm ihr Schickſal, und ihren Vorſatz, nach **Holſtein** zurück zu kehren, und bittet ihn zugleich, von meinen Eltern bey der Armee Erkundigung einzuziehen. Der Brief kommt aber nicht in ſeine Hände, ſondern geht unterweges verlohren. Indeſſen gehet meine Pflegemutter mit mir von **Danzig** nach **Holſtein** ab.

Sobald meine Pflegemutter in **Holſtein** bey ihren Eltern ankommt, iſt es zwar ihr erſtes, ihrem Manne den Ort ihres Aufenthalts zur Armee zu melden. Aber auch dieſer Brief geht verlohren. Sie warten lange vergebens auf Antwort. Nunmehr ſchreibt ſie gerade an das Regiment, bey welchem ihr Mann als Feldprediger ſtand, und erkundiget ſich nach ihrem Geliebten. Bald darauf erhält ſie dann die ſchreckliche Antwort: **Herr Sommer** läge im Lazarethe; es ſey ihm, bey einer Aktion, wo er ſich zu weit unter die feindlichen Kanonen gewagt hätte, ein Bein abgeſchoſſen worden; doch ſey er bald wieder geneſen, und werde ſodann zurück nach **Holſtein** kommen.

Meine Pflegemutter geräth über dieſe Nachricht in die gröſte Beſtürzung, wird aber doch durch die baldige Ankunft ihres Mannes einigermaſſen wieder getröſtet. Er hatte ſie für todt gehalten.

Zur Vergütung ſeines Unglücks bekommt er bald einen der ſchönſten Pfarrdienſte in **Holſtein.** Ob er gleich an einem hölzernen Beine gehen muß, ſo konnt' er doch immer dabey ſein Amt ſehr gut verwalten. Ueber mich hat der gute Mann ſehr viel Freude, und nimmt mich für ſeine verſtorbene Tochter an Kindes ſtatt an. Alle Bemühungen, die ſie anwenden, meine Eltern bey der rußiſchen Armee auszukundſchaften, laufen fruchtlos ab. Niemand will von einem gefangenen oder getödteten Officier wiſſen, der eine Frau hinterlaſſen hätte, deren Umſtände mit meiner Geſchichte harmonirten. Dazu kommt noch, daß der gröſte Theil des Corps, welches bey der Gefangenſchaft meiner vermuthlichen Mutter wider die Preuſſen gefochten, durch andere Truppen abgelöſet, und in die Gegend von **Aſtrakan** gezogen wird, um daſelbſt ſich wieder zu kompletiren; und dieß machet denn alle Nachforſchungen äuſſerſt ſchwer.

Endlich entſchlieſſen ſich meine Pflege-Eltern, alles weitere Nachforſchen einzuſtellen, mich als ihre Tochter zu erziehen, und der Fürſehung zu überlaſſen, ob ſie mir meine wahren Eltern wieder zuführen werde.

So weit vorjezt, meine beſte Frau Amtmannin! im nächſten Briefe erhalten Sie die Fortſezung. Empfehlen Sie mich Ihrem verehrungswürdigen Herrn Liebſten und Ihrer vortreflichen **Auguſta.** Ihre würdige Frau Tochter befindet ſich mit ihren Lieben wohl, und läßt Sie, durch mich tauſendmal grüſſen. Rechnen Sie nur immer auf die beſtändige Liebe

Ihrer

zärtlichen Freundin

Emilie Sommer.

Neunter Brief.

Reimann an Emilie Sommer.

Neuenhain, den 30. November.

Edle, vortrefliche Freundin!

Der Himmel ſegne Sie für Ihren lieben, herrlichen Brief *); und für das gütige Mitleid, das Sie mit unſerm armen Freunde haben! nehmen Sie indeß meinen wärmſten, glühendſten Dank dafür an, und rechnen Sie auf die Belohnung deſſen, der nie eine edle Handlung, ja auch nur einen edlen Trieb einer ſchönen Seele unbelohnt läßt!

Mit unſerm guten **Morgenſtern** ſieht's itzt noch immer trübſelig aus; obgleich nicht in Abſicht auf ſeine Wunden, — denn daher iſt faſt keine Gefahr mehr zu befürchten, — ſondern in Abſicht auf die Leiden ſeines Herzens. Was wird noch aus dem armen Menſchen werden? — Ach! liebſte Mademoiſell! wenn ihn ja ſeine Gemüthsunruhen wieder zu ſeinen Kräften kommen laſſen, — o! was müſſen dann wir, und Sie, für traurige Folgen von ſeiner unſinnigen Leidenſchaft erwarten! — Gott ſchütze Sie Unſchuldige! und lenke

---

*) Dieſer Brief hat ſich unter Herrn **Reimanns** Papieren nicht mit gefunden.

lenke das Herz des Unglücklichen, der Sie mit ſeiner Liebe ſo ſehr betrübte! —

Erſt, da er anfieng wieder auſſer dem Bette zu dauern, ſprach er unaufhörlich von Ihnen, und träumte ſich den ihm ſo ſüſſen Gedanken, daß Sie ihn vielleicht doch noch glücklich machen könnten, beynahe zur Wirklichkeit. In dieß eingebildete Glück hatte er ſich ſo tief hinein gedacht, daß Herr **Thalmann** nicht länger für gut befand, ihn im Traume ſeiner Schwärmerey zu weit herum irren zu laſſen. Er zeigte ihm alſo die Unmöglichkeit des Beſitzes Ihrer ſchätzbaren Perſon, aus Ihren Grundſätzen ſo in die Augen leuchtend, daß **Morgenſtern** alles einräumen mußte, und nur einen Strom von Thränen darüber vergoß. Mich dauerte er von Grund des Herzens, und ich war faſt nicht mit **Thalmann** zufrieden, daß er ihn aus ſeinem ſchmeichelhaften Irrthume heraus geriſſen hatte. Aber **Thalmann** ſagte, es ſey beſſer, man erſticke eine leere Hofnung bey Zeiten, als daß man ſie nähre, und dadurch den vergebens Hoffenden am Ende nur noch elender mache. Da mußte ich ihm nun freylich Recht geben.

Seitdem aber iſt **Morgenſtern** ganz in ſich ſelbſt verſchloſſen, redet ſehr wenig mit uns, und Sie, meine Freundin! hat er ſeit der Zeit mit keinem Worte wieder erwähnet. Deſto mehr leidet er innerlich. Oft ſitzt er ganze Stunden mit thränenden Augen da, und wenn wir ihn anreden, und zu zerſtreuen ſuchen, ſo antwortet er mit Seufzen und Thränen. Dabey geht er oft mit Sterben um, und wünſcht, daß ihn Gott durch den Tod von ſeinen Leiden erlöſen möchte. Ich mußte **Wilhelminen** um einige geiſtliche Bücher für ihn bitten. Da ſitzt er aber nun den ganzen Tag, und lieſt in **Daneils** Gottesacker, und andern dergleichen Schriften, die ſeine Seele mit Bildern des Todes erfüllen, und ſeine Phantaſie in überirdiſche Sphären hinreiſſen. Ohne Nutzen für ihn iſt die Leſung dieſer Bücher freylich auch nicht; nur wird ſeine ohnehin zur Schwärmerey ſo ſehr geneigte Seele dadurch immer noch mehr erhitzt. Lieber iſt es uns, wenn er in der Bibel lieſet; und auch das thut er ſehr fleißig. Aber immer mehr ſuchet er ſolche Bücher heraus, die mit ſeiner Melancholie zuſammen ſtimmen, z. E. das Buch **Hiobs**, **Davids** Pſalmen und andere. Die Erinnerung an ſeine vorige Lebensart kommt dazu, und foltert ſein Gewiſſen mit quälenden Vorwürfen. Das macht ihn immer noch ſchwermüthiger. Ich hab' oft geſehen, daß, wenn er in **Davids** Bußpſalmen las, ihm der Angſtſchweiß, und ſeine innere Qual in bittre Thränen ausbrach. Ach! **Emilie**! was iſt es doch für ein Elend um ein böſes Gewiſſen! — und was für eine Wonne um eine reine, unſchuldsvolle Seele! — der arme **Morgenſtern**! er war erſt ſo gut, daß er doch ſo tief fallen mußte! — Gott ſtärke ihn, und beglücke ihn mit ſeinem kräftigen Troſte!

Um Ihr fühlbares Herz zu ſchonen, breche ich von der traurigen Geſchichte meines Freundes ab. Sie ſollen auch mir einen Theil Ihrer Mitempfindung widmen. Auch ich befinde mich hier in einer ſehr kritiſchen Lage, und zwar durch niemand anders, als durch die vortrefliche **Wilhelmine.** Ach! wäre mein Herz doch von Stein, und unempfänglich des Eindrucks der Reize dieſes herrlichen Mädchens! — Sie ſollen mir rathen, beſte Freundin! denn Liebe und Pflicht halten einen harten Kampf in meiner Seele. Ich weiß nicht, wie ich mich aus der Sache ziehen ſoll. Wollen Sie es thun, **Emilie**? — o! Sie kennen ja das menſchliche Herz ſo gut. Doch leſen Sie vorher einige Auftritte zwiſchen mir und **Wilhelminen.**

Da wir bisher faſt täglich einige Stunden zum Pfarrer giengen, um uns nur einigen Zeitvertreib zu machen, ſo merkte ich wohl, daß ich **Wilhelminen** nicht ganz gleichgültig war. Sie hieng immer mit unverwandten Blicken an mir; und wenn ihr meine Augen begegneten, ſchlug ſie die ihrigen nieder, und eine ſchnell aufſteigende Röthe des Geſichts verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Bisweilen entwiſchten ihr halblaute Seufzer, und Thränen zitterten in ihren ſchönen Augen. Giengen wir etwa zuſammen ſpazieren, und ich führte ſie, wie dieß gemeiniglich geſchah, ſo drückte ſie mir oft meine Hand ſehr feurig, ſchmiegte ſich ganz an mich an, und ihr Blick hieng immer voll ſchmachtender Sehnſucht an mir.

Alles das mußte mich freylich rühren; und da ſie gleich beym erſten Anblick einen ſo ſtarken Eindruck auf mein Herz gemacht hatte, ſo konnt' es beynah nicht anders kommen, als daß ihre Liebe mich zur wärmſten Gegenliebe aufforderte. Doch überfiel mich ein wahres Schrecken, als ich dieſe Veränderung meines Herzens ganz fühlte. Ich ſuchte meine Leidenſchaft, die in der Folge ſo nachtheilige Folgen für mich haben konnte, in der Geburt zu erſticken. Deswegen gieng ich in zwey Tagen mit keinem Fuſſe auf die Pfarre; und ich hatte es in meiner Reſignation ſchon ziemlich weit gebracht, als ein gewiſſer Vorfall das ganze Gebäude meines Fleiſſes wieder über den Haufen riß.

Ich mußte vorgeſtern nach Halle reiten, um mit dem Hofrath D über gewiſſe Zufälle, die ſich von neuem bey unſerm Kranken äuſſerten, zu ſprechen. Des Nachmittags fiel ein ſehr ſtarker Regen; und weil ich nicht gern durchaus naß werden wollte, ſo wartete ich in Halle, bis der Regen vorüber war, und ritt im Dunkeln nach Hauſe.

Nun fließt, ungefehr eine Stunde von Halle, und noch eine Stunde von Neuenhain, mitten im Felde ein kleiner Fluß, durch welchen man reiten muß, wenn man auf den letztern Ort will. Fußgänger aber können auf einem Stege darüber gehen.

Als ich dieſem Fluß bis auf zweyhundert Schritte nahe kam, hörte ich nach der Gegend deſſelben zu, ein wehmüthiges Schreyen und Jammern. Ich ſprengte im vollen Jagen darauf zu, und war ganz hart an dem Fluß, als ich eine Weibsperſon bis unter die Arme darin ſteckend erblickte. Das Waſſer war ſehr hoch angelaufen, und der Strom gieng ſehr ſchnell. Die Unglückliche hielt ſich mit beyden Händen an den herabhängenden Aeſten einer am Ufer ſtehenden Weide an, um nicht von der Gewalt des Stroms mit fortgeriſſen zu werden. Sie jammerte, und rufte nur noch mit ſehr ſchwacher Stimme um Hülfe.

Ach Gott! wie erſchrack ich, **Emilie**! als ich der reizenden **Wilhelmine** Stimme erkannte; denn ſehen konnt' ich ſie nicht ſo genau, weil es ſchon ſehr dunkel war. Ich flog vom Pferde, gab es **Heinrichen**, der bey mir war, und ſtürzte mich an's Ufer.

Gott! ſind Sie es, meine **Wilhelmine**? rufte ich, indem ich nach ihren Händen grif. Nur mit ſehr ſchwacher Stimme antwortete ſie: „O! „Herr **Reimann**! Sie ſind mein Engel! retten „Sie mich!“ Ich faßte ihre Hände; aber, indem ich ihr damit heraus zu helfen ſuchte, fuhren mir, weil es ſehr naß war, die Füſſe ab, und ich ſchnurrte ſelbſt hinein. Zum Glück war es nicht grundlos. Ich kam zu ſtehen; aber das Waſſer gieng mir bis unter de Arme. Der Strom riß mit ſolcher Gewalt, daß ich mich kaum auf den Beinen erhalten konnte.

Wilhelmine hielt indeß mit einem ihrer Arme mich umfaßt! und mit der andern Hand hielt ſie ſich wieder an die Weidenäſte an. In der Angſt vermochte keines von uns ein Wort zu ſprechen. **Heinrich** aber ließ die Pferde ſtehen, kam ans Ufer, und rufte uns zu: wir ſollten ihm die Hände reichen. Nun bekam ich auf einmal wieder Muth, ſammelte alle meine Kräfte, und hob **Wilhelminen** aus dem Waſſer in die Höhe, daß **Heinrich** ohne Gefahr, ſelbſt wie ich hinein zu fallen, ihre Arme faſſen, und ſie alſo glücklich heraus ziehen konnte. Hierauf reichte er auch mir ſeine Hände, und ſo kam ich ebenfalls glücklich wieder heraus.

Wilhelmine war ſo kraftlos, von der Kälte des Waſſers ſo erſtarret, daß ſie eben aus Mattigkeit umzuſinken begann, als ich ans Ufer ſtieg. Ich nahm die Sinkende in meine Arme auf, und hielt ſie feſt. Das Leben ſchien ſie verlaſſen zu wollen. Indem ſie ihr ſchön kaltes Geſicht an das meinige ſchloß, und nichts als die Worte: “O! mein „Erretter!“ hervorſtammlen konnte, lag ſie ohnmächtig und wie ein kalter Marmor an meinem Buſen. Mir wurde unausſprechlich weh. Vor Angſt konnte ich mich nicht entſchlieſſen, was ich mit ihr anfangen ſollte. Zum Glück waren unſere Pferde gedultig ſtehen geblieben. Allein durch den

Fluß zu reiten, um vollends nach **Neuenhain** zu kommen, war wegen des aufgelaufenen Waſſers unmöglich. Endlich entſchloſſen wir uns, die Pferde an die Weiden, die am Fluſſe ſtanden, anzubinden, und **Wilhelminen** auf unſern Armen zurück auf das nächſte Dorf zu tragen, das kaum eine halbe Stunde von uns entfernt war. **Heinrich** hatte aber eben die Pferde angeleget, als **Wilhelmine**, die ich noch immer wie eine Todte in meinen Armen gehalten hatte, wieder zu ſich kam.

Ach! **Emilie**! — bey ſo einer Gelegenheit! — wie ſchwindet aller Zwang vor unſern Augen! — Wenn Triebe und Mitleid unſre Herzen dahin reiſſen, — und die Geliebte in unſern Armen liegt, — ihr Herz ſo nahe an dem unſrigen ſchlägt, — o! wie vergißt man ſich da! — wer iſt der Menſch, der in der Verfaſſung, worin ich itzt war, nur eine einzige kalte Empfindung in ſeinem Buſen behalten kann? — Ich geſtehe es Ihnen frey, meine Freundin! ich war meiner nicht mehr mächtig. Mit der wärmſten Zärtlichkeit drückte ich die eben auflebende **Wilhelmine** an mein Herz, — drückte meine Wange an die ihrige, meinen Mund an den ihrigen, und flößte ihr meinen warmen Athem ein, indem ich ſagte: „Leben Sie auf, „meine göttliche — **Wilhelmine**! — oder laſſen „Sie mich hier mit Ihnen ſterben! in Ihren Armen — o! welch ein ſüſſer Tod!“ — „Ach!

„beſter **Reimann**!“ ſagte das himmliſche Mädchen, indem ſie ihre Arme wieder bewegte, ſie um meinen Leib ſchlang, und mich mit Heftigkeit an ihren Buſen drückte. „Ach! mein Erretter! „ich war bald eine Beute des Todes. Sie wa„ren mein Engel. Das Leben, das Sie erhiel„ten, ſey Ihnen — nur Ihnen geweiht!“

Nunmehr beſchloſſen wir, ſie auf ein Pferd zu ſetzen, und ſie ſo zurück in das nächſte Dorf zu bringen. Wir kamen glücklich dahin zu dem daſigen Prediger. Unter Weges bekam **Wilhelmine** wieder ſo viel Kräfte, uns zu erzählen: ſie wäre bey dieſem Prediger zum Beſuch geweſen, wo ſie denn das Regenwetter ſo lange aufgehalten, daß ſie erſt ſehr ſpät fortgehen können. Indem ſie über den Steg, deſſen ich oben gedachte, gehen wollen, und als ſie eben mitten darauf geweſen, wäre derſelbe unter ihr vom Ufer losgegangen, weil ihn die Fluth des Waſſers vermuthlich abgeriſſen gehabt, und ſie ſey hinein in den Fluß geſtürzet. Die Fluth habe ſie dann mit fortgeſchleppet, bis ſie die Aeſte einer Weide erreichen können, woran ſie ſich ſo lange, bis ich zu ihrer Rettung dazu gekommen, feſt gehalten habe.

Wilhelmine wurde bey dem Prediger ſogleich in ein warmes Bett gebracht. Man ſchlug ihr eine Ader; worauf ſie einſchlief, und, wie ich hernach hörte, einen ſehr ſanften Schlaf gehabt hatte.

Auch ich hatte mich ſehr erkältet. Mein Blut war in eine heftige Wallung gerathen. Allein der Aderlaß befreyte auch mich von dem Ausbruche einer Krankheit.

Früh Morgens ließ mich **Wilhelmine** zu ſich auf ihr Zimmer kommen. O **Emilie**! wie ſchön ſah ſie aus! — war mein Herz noch nicht ganz gegen ſie entzündet, wahrhaftig dieſer Anblick mußte meine ganze Seele für ſie bezaubern. Auf ihrem Geſichte ruhte ſtatt der ihr ſonſt ganz eigenen Röthe eine gewiſſe Bläſſe, die ihr unausſprechlich ſchön ließ. Ihr ſchönes himmelblaues Auge war etwas matt und trübe. Ein gewiſſes Schmachten vereinigte ſich darin, mit dem ſeelenvollſten Ausdruck der Zärtlichkeit. Ihr langes braunes Haar hieng ihr nachläßig um die Schultern, und gab ihrem Anſehen dadurch einen Reiz, den man durch die künſtlichſte pariſer Friſur vergebens hervorzubringen ſuchet. Sie hatte eine roſenrothe, weiß gefütterte Pelz-Enveloppe um, und dieß Weiß und Roth warf einen blendenden Schein auf ihr lilienweiſſes Antlitz.

Da ſie mich erblickte, kam ſie mir entgegen, ſtreckte ihre ſchönen weiſſen Arme nach mir aus, und ſagte: „Willkommen! willkommen! Erretter „meines Lebens!“ und nun ſtürzten helle glänzende Thränen aus ihren ſchönen Augen. Ich ergrif eine ihrer Hände, drückte meinen Mund darauf, und ſagte: „Gott ſey gelobet, daß ich Sie

„ſo munter antreffe! Was ich geſtern that, war „meine Pflicht. Der Tag ſey mir ewig geheili„get, an dem ich ein ſo theures koſtbares Leben „rettete!“ Itzt ſchloß ſie mich in ihre Arme, drückte mich feſt an ihren ſchönen Buſen, und ſagte mit auſſerordentlicher Wärme: „O! tauſend! „Millionen Dank für Ihre Güte, für Ihre Lie„be! und Dank dem guten allmächtigen Gott, „daß er Sie, meinen Engel, mir ſendete! Ach! „hätte ich tauſend Leben, ſie wären Ihnen ge„widmet.“ Da drückte ſie mir einen Feuer-vollen Kuß auf meinen Mund. Ach! einen Kuß, **Emilie**! — der mein ganzes Weſen durchſchütterte! — einen Kuß, wodurch ihre ganze Seele in die meinige überfloß; indem ſie hinzu ſetzte: „Hier! „nehmen Sie alles, was ich Ihnen zum Beweis „meiner Dankbarkeit geben kann, liebenswürdiger „Jüngling! —“ und, indem ſie dieſen Kuß auf meiner Wange wiederholte: „Kein Vorurtheil, „kein Zwang ſoll mich abhalten, Ihnen dieß „Denkmal meiner Dankbarkeit zu weihen.“ Nun ſah ſie mir halb lächelnd und halb weinend, mit einem Ausdruck, den kein Maler ſo zeichnen, keine Hand ſo beſchreiben, kein Engel ſo ganz empfinden kann — mit einem rührenden, hinreiſſenden Ausdruck, in meine Augen. O! meine **Emilie**! — hier war Standhaftigkeit nöthig. Aber — Himmel! — wer konnte ſie hier haben? — ich — bey allem, was heilig iſt — nicht! — Meine ganze

Seele ſchwamm, wie in einem Meer von Liebe und Wonne; ein unaufhaltſames Feuer durchglühte alle meine Adern — entzündete alle meine Nerven. Ich konnte mich unmöglich enthalten, ihr ihre Küſſe tauſendfaltig zu erwiedern; und ſo ſchienen unſre Seelen mit einem unnennbaren Gefühl der Wonne in einander überzugehen. Endlich ſagte ſie: „Genug, mein liebſter **Reimann**! itzt verlaſſen Sie mich! es iſt Zeit. Unſre Empfindungen möchten unſre Tugend verdrängen.“ O! welch ein Zuruf, **Emilie**! von dem Engel an Tugend! Ich ſtand auf, küßte noch einmal ihre Hände, und verließ ſie.

Kaum war ich aus ihrem Zimmer, ſo kam der Prediger von **Neuenhain** mit **Thalmann** in einem Wagen angefahren, um **Wilhelminen** abzuholen. Denn ich hatte früh mit Tages Anbruch, **Heinrichen** hinüber geſendet, und ihnen unſre Avanture melden laſſen. Der Pfarrer war äuſſerſt vergnügt darüber, daß er ſeine **Wilhelmine** ſo geſund und munter antraf, und als ich ihm unſre Begebenheit ausführlich erzählet hatte, ſagte er: „Nun! Sie müſſen das Mädchen vor allen andern haben, Herr **Reimann**: denn ohne Sie hätten wir ſie alle nicht mehr.“ Wir reiſten ſodann zuſammen nach **Neuenhain** zurück; und nunmehr iſt **Wilhelmine** ſchon vollkommen wieder hergeſtellet.

Da ſehen Sie nun, meine Freundin! wie ich da in einen Liebeshandel hinein gerathen bin, ehe ich's vermuthete. **Wilhelmine** hängt mir nun mit ganzer Seele an; und ich? — ach! **Emilie!** was ſoll ich's Ihnen leugnen! — ich liebe ſie wieder. Aber — was ſoll auch daraus entſtehen? — o! daß ich doch ſo unglücklich bin, ſolche Engel — eine **Amalia** — eine **Wilhelmine** kennen zu lernen! — wer kann ſo reizenden Geſchöpfen widerſtehen? — und — was ſoll ich denn thun? — wozu mich entſchlieſſen? — Bedenken Sie, ich bin noch ſo jung, habe zwar wohl mein Studieren faſt vollendet, doch aber noch keine Bedienung, und keine Ausſicht, eine ſolche zu erlangen, bey welcher ich eine Frau nehmen könnte. Was würden meine guten Eltern zu dieſem Handel ſagen, wenn ich eine Frau mit von der Akademie brächte? — O! ich kann den Gedanken gar nicht ausſtehen. Ich habe mich immer ſo ganz vor dergleichen Verbindungen gehütet; bin ſo mancher Verſuchung glücklich entgangen; und nun — ſoll ich in meiner ſo kurzen Zeit ſchon zum zweytenmal von einer ſo gewaltſamen Leidenſchaft wie im Sturm dahin geriſſen werden! — Ach! **Emilie!** das geht unmöglich an. Ich muß dieſer Liebe entſagen, ehe ſie mich ganz erniedriget; — muß das reizende Mädchen fliehen, und wenn es ihr und mir das Leben koſten ſollte. Bey Gott! ich muß das. Meine Ehre, mein Glück, alles, alles beruhet darauf.

Könnte ich nur meinen **Morgenſtern** verlaſſen, in dieſer Minute flöh' ich von dem gefährlichen Orte.

Was rathen Sie mir, meine Freundin? was ſoll ich thun? — **Thalmann** will, daß ich ſie wenigſtens itzt verlaſſen ſoll. Ich müſſe mich nur erſt nach einer Bedienung umſehen, und wenn ich die hätte, könne ich noch immer thun, wozu mich mein Herz treibe. **Morgenſtern** rathet mir das Gegentheil. Ich ſoll es erſt feſt mit ihr machen, und mich alsdenn um eine Bedienung bewerben. Sein Beutel ſtehe mir zu Gebot, und mit Gelde könne man alles ausrichten. Der großmüthige, edle Freund! — o! ich werde herum getrieben, wie ein Rohr vom Winde; weiß wahrlich nicht, wozu ich mich entſchlieſſen ſoll.

Thalmann wird morgen wieder nach Hauſe reiſen. Der redliche Freund liebt meine Schweſter ſchon ſeit vielen Jahren mit nicht allzu glücklichem Erfolg. Itzt läßt ihm die Liebe keine Ruhe. Er ſagte, es müſſe einmal zum Ende, es laufe auch hinaus, wohin es wolle. Helfe Gott, daß es glücklich gehet! Dieſe Verbindung war immer mein Wunſch. Auch verdienen die Leute einander ganz. Sie kennen meine Schweſter, **Emilie**! ich prahle nicht mit ihr; aber ſie iſt gewiß ein vorzüglich gutes Mädchen. Vielleicht bekommen wir bald eine Hochzeit, und da müſſen Sie durchaus dabey ſeyn.

Ich ſehe einem Briefe von Ihnen mit Sehnſucht entgegen. Meine Freunde, beſonders Morgenſtern, empfehlen ſich Ihnen mit warmem Herzen; ich aber bin unaufhörlich

Ihr

gehorſamer Diener und Freund

Chr. H. Reimann.

Zehenter Brief.

Emilie Sommer an die Amtmannin Reimann.

L. den 10. December.

Meine Erziehung, beſte Frau Amtmannin! war eben ſo ſehr von der gewöhnlichen unterſchieden, als die Grundſätze meiner Pflege-Eltern von der gemeinen Denkungsart der Menſchen abwichen. Beyde dachten in der Art der Bildung meines Herzens und Verſtandes ſo verſchieden, ihr Unterricht war oft einander ſo ſehr entgegen, daß ich entweder eine Pietiſtin oder die galanteſte Weltdame geworden wäre, wenn ich nur dem einen, oder der andern allein hätte folgen wollen. Zu meinem Glück traf ich die Mittelſtraſſe. Doch ehe ich ins Detail meiner Erziehung gehe, muß ich Sie mit meinen Pflege-Eltern näher bekannt machen.

Der Prediger, Herr Sommer, iſt zwar der grundehrlichſte, rechtſchaffenſte Mann von der Welt, aber zu ſehr Pietiſt, um den Nutzen ſtiſten zu können, den er ſtiſten würde, wenn er weniger Bigotterie mit der Führung ſeines Amts verbände. Er iſt einer derjenigen Verehrer der Religion, welche glauben, daß ſie ſich mit einer vernünftigen und gemäßigten Weltfreude durchaus nicht verträgt. Als Feldprediger lernte er eine ſolche Menge von Böſewichtern in der groſſen Welt kennen, daß er dadurch immer noch mehr in dem Grundſatze beſtärkt wurde, die groſſe Welt ſey ein Wohnplatz der Sünden, und die Seele, welche man rein und unſchuldsvoll erhalten wolle, müſſe man ganz der Einſamkeit widmen, und ſie von den böſen Beyſpielen der groſſen Welt ſo viel möglich entfernen.

Bey ſeiner Frau findet ſich gerade das Gegentheil. Sie iſt in der groſſen Welt erzogen, und völlig mit ihr bekannt. In galanten Wiſſenſchaften, Muſik, Tanzen und Zeichnen hat ſie es ſehr weit gebracht. Sie verſtehet auſſer ihrer Mutterſprache, vollkommen franzöſiſch, und engliſch, auch beſitzet ſie einen vortreflichen Büchervorrath, an den neueſten deutschen, franzöſiſchen und engliſchen Schriften, die in die ſchönen Wiſſenſchaften einſchlagen. Sie hat den Grundſatz, nur eine genaue Bekanntſchaft mit den Sitten der groſſen Welt lehre uns die Gefahren einſehen, womit ſie

unſre

unſre Tugend bedrohe, und nur derjenige, der die Welt kenne, ſey vor ihrer Verführung geſichert; da hingegen die in der Einſamkeit erzogenen Perſonen deſto mehr von den Eindrücken, die ihre Blendwerke auf ſie machten, hingeriſſen würden. Auch ſie iſt eine eifrige Verehrerin der Religion, aber ohne Schwärmerey, ohne Bigotterie, und dennoch mit nicht wenigerer Wärme des Herzens.

Mein Pflegevater unterrichtete mich zwar ſo gut in den Kenntniſſen der Religion, daß ich in der That in meinem dreyzehenden Jahre, wo ich das Abendmahl des Herrn zuerſt genoß, manchem Pfarrer, der auf Akademien geweſen war, hätte aufzurathen geben können. Ich ſage das nicht zu meinem Ruhme, ſondern zum Ruhme dieſes rechtſchaffenen Mannes, dem ich dieſe groſſe Wohlthat an meiner Seele nie genug verdanken kann. Jedoch brachte er mir auch von ſeiner Schwärmerey eine ſo ſtarke Doſin bey, daß ich nach der Zeit genug zu thun hatte, um mich wieder davon zu reinigen; und doch hängt mir noch itzt ſehr viel von dieſer ſchwärmeriſchen Denkungsart an. Indeſſen ſage ich auch dieß nicht, um den guten Mann zu verunglimpfen; denn ich muß immer geſtehen, zu viel Wärme iſt mir lieber, als zu viel Kälte in der Religion.

Durch meine einſame Lebensart wurde mein Hang zur Schwärmerey, und meine Fertigkeit darin immer noch vermehrt. Ich hatte bis in mein vierzehntes Jahr beynahe mit niemanden, als meinen Pflege-Eltern und ein paar jungen Mädchen aus dem Kirchſpiele meines Pflegevaters, die mit mir erzogen wurden, und eben ſo ſchwärmeriſche Grundſätze von ihm einſogen, einigen Umgang. Deſto mehr mußte ich mich auf Anrathen meines Pflegevaters mit Leſung allerhand alter geiſtlicher Bücher, als **Arnds** wahren Chriſtenthum, **Schmolkens** Predigten, und anderer theologiſchen Schriften beſchäftigen.

Die Wohnung meines Pflegevaters trug nicht wenig dazu bey, meine Seele zu dieſem ſchwärmeriſchen Gefühl hinaufzuſtimmen. Sie lag etwa eine Viertelſtunde von dem nächſten Dorf des Kirchſpiels, ganz allein, an dem Ende eines Waldes, in der ſchönſten romantiſchen Gegend, die ich je geſehen habe. Man hatte die Ausſicht in eine der ſchönſten lachendſten Fluren, wo Aecker, Wieſen Flüſſe, Dörfer und Gärten mit einander wechſelten, und dem Auge den reizendſten Proſpekt darſtellten. Hinter dem Pfarrhauſe lag ein herrlicher Garten, der mit Alleen, Lauben und Grotten geziert war; aus dieſem Garten giengen ſehr lange, dunkle, durch die Kunſt geſchnittene Gänge in den Wald hinein, und waren ſo düſter, daß nie die Sonne hindurch brechen konnte, und die Seele ganz zur Melancholie darinnen geſtimmt wurde.

In dieſem Garten, und in dieſen dunkeln Alleen brachte ich nun im Sommer, und faſt gröſtentheils allein meine meiſte Zeit zu. Mit Aufgang der Sonne gieng ich hinaus, verrichtete in einer dunkeln Laube mein Morgengebet, gieng dann an meine Arbeit, und las wieder in meinen Büchern. Oft gieng ich tiefer in den Wald hinein, hörte den frölichen Geſang der Vögel, ſtimmte ſelbſt ein geiſtliches Lied an, und ſang zum Ruhme meines Schöpfers.

Dann dachte ich mich in ein zukünftiges Leben, ſchwärmte mit meiner Einbildung in überirdiſchen Sphären umher, träumte mir die Ideen, die ich aus des Abt **Schubarts** Schriften, die meine Lieblinglectüre waren, geſammlet hatte, zur Wirklichkeit, und vertiefte mich oft ſo ſehr in dergleichen Betrachtungen, daß ich gar nicht wieder davon loskommen konnte.

Zuweilen ſetzte ſich mein Pflegevater mit mir in eine ſtille Laube, unterrichtete mich von den Werken Gottes in der Natur, zeigte mir die Schönheit des Weltbaues, und riß oft meine ganze Seele zum lebhafteſten Entzücken hin.

Abends, wenn der ſilberfarbene Mond, von Millionen von Sternen umringt, am Himmel glänzte, gieng er mit mir ins Freye, zeigte mir die Stellung der Himmelskörper, ſchwärmte mit mir in dieſen unermeßlichen Welten umher, erklärte mir die Hypotheſen des groſſen Neutons, und anderer groſſen Sternkundigen, machte mir die Namen und den Gang dieſer Himmelskörper bekannt, und leitete mich dadurch unvermerkt zur tiefſten Ehrfurcht gegen das höchſte Weſen und den Schöpfer des unendlichen Weltalls.

Meine Pflegemutter arbeitete dagegen, ſo viel ſie konnte, auf einer andern Seite, mein Herz und meinen Geiſt zu bilden. Ohne ſie würde ich bey allem dem Schönen und Vortreflichen, was mich Herr **Sommer** lehrte, eine vollkommene Schwärmerin, und ein für die Welt ganz unbrauchbares Geſchöpf geworden ſeyn. Sie unterrichtete mich in weiblichen Arbeiten, nähen, ſticken und dergleichen, auch in der Landwirthſchaft und in der Gartenkunſt. Sie lehrte mich das Clavier und die Harfe, lernte mich ſingen, und die franzöſiſche und engliſche Sprache. In allen dieſen Wiſſenſchaften hatte ich es bey ihr ſehr weit gebracht. Da ſie ſich dem Willen ihres Mannes, mich ganz der Einſamkeit zu widmen, nicht widerſetzen durfte, ſo ſuchte ſie mir auf andere Weiſe einige Weltkenntniß beyzubringen. Sie erzählte mir alles, was ſie von der Welt wußte, und darin erfahren hatte, verband ihre Erzählungen mit den lehrreichſten Maximen, und ſuchte mir dadurch das zu erſetzen, was ich in meiner Einſamkeit verlohr. Sie gab mir, auſſer der Bibel, die ich unaufhörlich las, gute Romanen, Dichter und moraliſche Schriftſteller zu leſen. Der engliſche Zuſchauer, und die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes nahmen einen vorzüglichen Platz darunter ein.

Da ich aber von Natur ein melancholiſches Temperament hatte, und überdieß ſo ganz an allem hieng, was nach Schwärmerey und Ueberſpannung ſchmeckte, ſo wählte ich auch meiſt ſolche Bücher, die meinen Empfindungen ſchmeichelten, und meine Phantaſie hinriſſen. Daher waren der **Cleveland**, die Geſchichte der **Pamela** und der **Clariſſe**, **Harlowe**, **Gellerts** ſchwediſche Gräfin, der Graf von **P.**, hauptſächlich aber **Chronecks** Einſamkeit, **Wielands** Sympathien, und ſeine übrigen ältern Schriften, beſonders ſeine Briefe der verſtorbenen hinterlaſſenen Freunde, meine Lieblingslectüre. Wie oft hab' ich da in meiner einſamen Laube, mit der guten **Fanny**, und mit der herrlichen **Clariſſe** die bitterſten Thränen geweint, oder mich mit **Wielands** verſtorbenen Freunden in die Felder des Himmels hingeträumt. Alle dieſe Bücher gaben meiner Phantaſie einen unendlich hohen Schwung, und wiegten meine Seele vollends ſo ganz in ſüſſe Schwärmereyen ein, daß meine Pflegemutter nur immer zu thun hatte, mich wieder von meinen ätheriſchen Gefilden herab auf unſere Welt zu ziehen. Mein Herz war immer ſo weich, daß mir faſt unaufhörlich Thränen in Augen ſtanden. Ich gieng dann ganz allein, in der Dämmerung, in meinen dunkeln Alleen umher, weinte und ſchluchzete, und verlohr mich ganz in meinen ſüſſen wehmüthigen Empfindungen. Kam ich nach Hauſe, ſo ſang ich geiſtliche Lieder, und ſpielte auf dem Flügel dazu, oder nahm meine Harfe, ſetzte mich wieder in den Garten, und phantaſirte wehmüthig darauf herum. Ungeachtet mein Pflegevater darüber ſeine herzliche Freude hatte; ſo ſuchte mich meine liebe Pflegemutter doch immer aus meiner Schwärmerey ein wenig heraus zu reiſſen, und gab ſich alle mögliche Mühe, mein Gemüth etwas aufgeräumter zu machen. Sie ließ einige Mädchen aus dem Dorfe kommen und da mußte ich mich mit ihnen im Tanzen üben, wozu der Dorfſchulmeiſter die Geige, und ſie ſelbſt den Flügel ſpielte. Oft mußte ich mit ihr ins Dorf gehen. Da unterhielten wir uns mit den Bauern von ihrer Wirthſchaft, theilten kleine Almoſen unter die Armen aus, und machten uns manch unſchuldiges Vergnügen dabey.

Dadurch gelang es dann meiner Pflegemutter, daß ſie mich von den überirdiſchen Sphären, wohin ich mich in meiner Schwärmerey geträumt hatte, wieder ein wenig herab in die Unterwelt zog, und mich für die Freuden des Lebens fühlbarer machte. Durch ihren weiſen Unterricht unterſtützt fieng ich an, die Mittelſtraſſe zu gehen, die ſie mir ſo vorzüglich anpries. Bey dieſer Erziehung legte ich denn auf der einen Seite einen ſo feſten Grund in der Tugend und Religion, daß mich hernach die ſtärkſten Verſuchungen darin nicht zum Wanken gebracht haben. Auf der andern Seite wurde ich theils durch den Umgang dieſer herrlichen Frau, theils durch die Leſung guter Bücher, ſo gut mit der Welt bekannt, als ob ich ganz unter ihren Augen erzogen worden wäre. So hatte meine Erziehung, ſo paradox ſie auf den erſten Anblick zu ſeyn ſcheint, die herrlichſten Folgen für mich, und that mir in den verſchiedenen Situationen meines Lebens die vortreflichſten Dienſte.

In dieſem Gemüthszuſtande, der freylich noch allzu ſehr voll ſchöner Ideale war, als daß ich nicht alle Menſchen darnach hätte meſſen ſollen, befand ich mich, als in meinem fünfzehnten Jahre der einzige Sohn meines Pflegevaters, welcher in däniſchen Dienſten Lieutenant war, mit einem andern däniſchen Officier, Namens **Guſtav von Lilienſtröm**, ſeinen Vater beſuchte. Der junge **Sommer** war ungefehr fünf bis ſechs Jahre älter als ich. Sein Vater hatte ihn eben ſo, wie mich, in der Einſamkeit erzogen, und dieß war, weil er ein allzu feuriges Temperament hatte, ſein Unglück, und die einzige Urſache ſeines Falles. Er wurde auf das Gymnaſium nach **Altona** gethan. Dort gerieth er in lüderliche Geſellſchaft, und weil er ſo ganz keine Weltkenntniß beſaß, und der plötzliche Uebergang aus der Einſamkeit in die groſſe Welt ſeinem Temperamente ſchmeichelte, theilte, ſo wurde er gar bald von ſeiner Geſellſchaft hingeriſſen, und verführt. Er wurde der lüderlichſte Purſche auf dem ganzen Gymnaſio; übte die gröbſten Laſter und die gröſten Bubenſtücke aus, und wurde endlich ſeiner lüderlichen Streiche wegen ganz von dem Gymnaſio relegirt. Er gieng nach Dännemark, wo er auf Empfehlung des Herrn von Lilienſtröm, mit dem er in **Altona** auf dem Gymnaſio bekannt worden war, Kriegsdienſte erhielt. Sein gutes Anſehen und ſeine Geſchicklichkeit erwarben ihm in kurzem eine Officierſtelle. Aber hier führte er ſeine lüderliche Lebensart fort, und war beſonders dem Spiel und dem Trunke ganz ergeben. Sein Vater wollte lange Zeit ihn nicht mehr für ſeinen Sohn erkennen; endlich ließ er ſich doch wieder mit ihm verſöhnen, und dann kam der junge **Sommer** auf Urlaub nach Hauſe.

Sein Freund **Lilienſtröm** ſchien ein ſehr ſanfter gutartiger Jüngling geweſen zu ſeyn. Aber der Umgang mit **Sommern** mochte ihn verderbt haben. Doch hatte er noch viel von ſeinem ehemaligen guten Karakter beybehalten; beſonders konnte er durch ſein einnehmendes Betragen jedermann bezaubern, und man mußte ihn genau kennen, um von ihm nicht hintergangen zu werden.

Beyde konnten ſich in Engel des Lichts verſtellen. Beſonders hatte es **Sommer** ſehr weit in dieſer Kunſt gebracht. Er konnte ſeinem Vater ſo gut nach dem Maule reden, ſich ſo fromm und heilig anſtellen, daß der gute Alte ſich völlig mit ihm wieder ausſöhnte, und in dieſem Böſewichte ein Kind des Himmels zu haben glaubte. Seine Mutter traute ihm weniger, und warnte mich oft vor ihm, wenn ich zu vertraut mit ihm umgieng. Kurz, ich hielt dieſen Menſchen lange für einen von den bekehrten Sündern, wie ich mir ſie nach meinen damaligen eingeſchränkten Begriffen träumte. Lilienſtröm hielt ich für einen Heiligen; und ſo irrte ich mich in den Karakteren beyder Jünglinge, bis ich zu meinem Unglück erfuhr, daß ſie beyde verſteckte Böſewichter waren.

Indeſſen hatte ich zu wenig Weltkenntniß, um die Kunſtgriffe, womit ſie mich an ſich zu ziehen wußten, einſehen zu können. Ich hielt damals alle Menſchen, die ſich mir auf einer guten Seite zu zeigen wußten, für das, wofür ſie ſich ausgaben, ohne den Wolf unter den Schaafskleidern zu erblicken. Dadurch, daß ſie ſich fromm ſtellten, als ich wirklich war, mir von Tugend und Religion vorſchwatzten, mit mir in der Bibel und andern geiſtlichen Büchern laſen, kurz, ſich ganz in meine Denkungsart hinein fügten, machten ſie mich ſo ſicher, daß ich nicht das geringſte Mißtrauen in ihre Redlichkeit ſetzte, oft mit ihnen allein ſpazieren gieng, und nie daran dachte, daß ich mich ihnen ſelbſt in ihre räuberiſchen Klauen lieferte.

Mein weniges äuſſerliches Anſehen ſtand damals in der erſten Blüthe; und dieß mochte wohl ihre Begierden gegen mich reizen. Davon ließ ich mir aber nicht das mindeſte träumen, ſondern wenn ſie mir von meiner Schönheit vorſchwatzten, ſie beynahe bis in den Himmel erhoben, und ſo manchen Unſinn auskramten, ſo hielt ich dieß für Zeichen ihrer guten Herzen: ja ich war ſo eitel zu glauben, daß ſie die Wahrheit redeten, und weil ſie meine Reize ſahen, nicht anders als mit Begeiſterung davon ſprechen konnten. Daß ſie aber eine laſterhafte Liebe zu mir gefaßt hatten, ließ ich mir gar nicht einfallen.

In dieſem Traume ſchlenderte ich ſo hin, bis ich mit Schrecken daraus erwachte, und dieß gieng alſo zu: Da ich in meiner Unſchuld gewohnt war, ohne Zurückhaltung mit dieſen Leuten umzugehen, ſo traf es ſich oft, daß ich entweder mit **Sommern**, oder mit **Lilienſtröm** allein in meinen dunkeln Waldalleen ſpazieren gieng. Einsmals gieng ich des Abends gegen ſieben Uhr (es war eben Frühlingszeit) ganz allein in die Allee, ſetzte mich da auf eine Raſenbank nieder, und las in einem Buche. Bald darauf kam Sommer die Allee herauf, ſetzte ſich neben mich, und las mit mir aus dem Buche, das ich in Händen hatte, indem er ſeinen rechten Arm um mich ſchlang, und mit der linken Hand das Buch mit hielt. Weil ich mir nichts Böſes von ihm vermuthete, ſo ließ ich dieß zu, und glaubte in meiner Einfalt, daß er das nur aus einem freundſchaftlichen Wohlwollen gegen mich thäte. Ich las ihm laut vor, und da küßte er mich einige mal auf meine Wangen. Ich wollte auffahren, und davon laufen. Da er mich aber ſehr künſtlich zu überreden wußte, daß ich ſo ſchön läſe, und er ſich nicht hätte enthalten können, zu Bezeigung ſeiner Zufriedenheit damit, mich zu küſſen, ſo ließ ich albernes Mädchen mich wieder beſänftigen. Wir laſen fort. Endlich nahm er mir das Buch aus der Hand, unter dem Vorwande, daß es nun zu dunkel werde, und ich mir die Augen verderben möchte, und legte es neben ſich. Ich wollte aufſtehen, und fortgehen; aber itzt ſchloß er mich in ſeine beyden Arme, drückte ſeinen Mund an den meinigen, und — wer weiß, was der gottloſe Menſch mit mir vorgenommen hätte, wenn mir der Himmel nicht unvermuthet Hülfe zugeſendet hätte. Ich fieng ſehr heftig an zu ſchreyen, und ſuchte mich aus ſeinen Armen loszureiſſen, als **Lilienſtröm** herbey gelaufen kam. Sobald ihn **Sommer** erblickte, ließ er mich los, und ich lief in vollem Sprunge allein nach Hauſe. Da ich in mein Zimmer kam, fiel ich in Ohnmacht, und konnte in zwey Tagen nicht aus dem Bette aufdauern.

Meine Pflege-Eltern waren über dieſen Vorfall ganz auſſer ſich. Sie verwieſen ihrem Sohne ſeine ſchändliche Aufführung ; aber da hatte er auf das theuerſte verſichert, daß er nichts Böſes mit mir vorgehabt , und ihn nur ſeine Zärtlichkeit gegen mich ſo weit hingeriſſen hätte. Ja! der ſchändliche Heuchler hatte zu weinen angefangen, ſeinen Schritt bitterlich bereuet, ſeinen Eltern die Hände geküßt , und heilig verſprochen, ſich nie wieder an mir zu vergehen. Ich traute ihm aber dennoch nicht wieder , und ſo ſchwer es mir ankam, meinen geliebten Garten und meine Alleen zu verlaſſen , ſo blieb ich dennoch , ſo lange dieſe beyden Leute noch bey uns waren, immer auf meinem Zimmer, und kam nur über Tiſche mit ihnen zuſammen.

Indeſſen erwählte Lilienſtröm einen andern Weg, zu meinem Herzen zu gelangen. Er kam einsmals gerade zu mir auf mein Zimmer, warf ſich mir zu Füſſen, fieng an zu weinen, und that mir die ehrerbietigſte Liebeserklärung , mit dem Verſprechen , daß er mich heurathen , und nur erſt nach Hauſe reiſen wollte, um die Einwilligung ſeiner Eltern zu holen. Indeſſen ſollte ich ihn durch den Genuß meiner Liebe glücklich machen, und er wolle mich ewig als ſeine Gebieterin verehren. Dieſe letztere Aeuſſerung machte, daß ich ihn gänzlich abwies, und ihm gebot, augenblicklich mein Zimmer zu verlaſſen. Er that es, und ließ mich im gröſten Erſtaunen über meine Irrthümer wegen dieſer beyden ehrloſen Menſchen zurück.

Kurz darauf giengen ſie beyde wieder aus unſerm Hauſe weg nach Dännemark, hatten aber den abſcheulichſten Anſchlag wider mich geſchmiedet, gegen welchen mich nur die Gnade und Macht des ewigen Beſchützers der Unſchuld und Tugend retten konnte. Von dieſem Zeitpunkte gehen die Tage meines Elendes und meiner Trübſale an.

Aber ich bin des Schreibens müde, liebſte Freundin! gedulden Sie ſich mit der Fortſetzung bis auf meinen künftigen Brief.

Die lieben Ihrigen empfehlen ſich Ihnen mit warmem Herzen durch

Ihre

wahre Freundin
Emilie Sommer.

Eilfter Brief.

Die Amtmannin Reimann an Emilie Sommer.

Mallendorf den 13. December.

Eben hab' ich, vortrefliche Freundin! auch Ihren zweyten Brief erhalten, worin Sie mir Ihre intereſſante Geſchichte zu beſchreiben die Gütigkeit haben. Ich muß nur bedauern, daß ich Ihnen ſo viel Mühe damit mache; wenn ich auch die ſchmerzhaften Erinnerungen an Ihre traurigen Schickſale, die Sie nothwendig dabey fühlen muſſen, nicht in Anſchlag bringen wollte. Indeſſen ſage ich Ihnen nicht nur in meinem Namen, ſondern auch im Namen meines lieben Mannes und meiner **Auguſta** den wärmſten zärtlichſten Dank dafür. Wollte Gott, daß wir Ihnen Ihre groſſe Gefälligkeit noch werkthätiger als durch bloſſe Worte verdanken könnten! — doch eine ſo edle Seele, wie die Ihrige, iſt ja ſchon durch das Bewuſtſeyn, etwas zum Vergnügen ihrer Freunde beyzutragen, belohnt genug.

Wir nehmen alle recht warmen herzlichen Antheil an Ihren Schickſalen, meine Liebſte! und wir danken alle Gott aus voller Seele, daß er Sie mit ſo weiſer Güte in dieſer argen Welt führte, und Ihr Herz immer ſo rein und unſchuldsvoll erhielt. Meine **Auguſta** mußte Ihre Briefe laut vorleſen. Sie wiſſen, das Mädchen lieſet mit viel Ausdruck und Gefühl. Auch wurden wir manchmal während des Vorleſens recht von Ihnen hingeriſſen; und mein lieber Mann und ich, wir haben ſchon manche Thräne darüber geweint. Arme Freundin! — keinen Vater und keine Mutter geſehen! — o! das iſt traurig. Doch Sie verſprechen uns noch intereſſantere Begebenheiten, denen wir mit Verlangen entgegen ſehen.

Nun muß ich Ihnen auch aus meinem Hauſe eine wichtige Neuigkeit melden, die ich auch zugleich meiner Tochter **Sophien** geſchrieben habe. Ich weiß, Sie nehmen herzlichen Antheil an unſerer Familie; und darum melde ich Ihnen einige beſondere Umſtände davon, die in dem Briefe an meine Tochter nicht ſtehen. Was vermuthen Sie wohl für eine Neuigkeit? — können Sie nicht ein bisgen rathen? — — Ich wills Ihnen nur gleich ſagen; meine **Auguſta** iſt eine Braut; und mit wem? — o! das errathen Sie gleich — mit unſerm rechtſchaffenen **Thalmann**. Geſtern iſt es richtig geworden. Gott ſey dafür gedankt! ich habe groſſe Freude darüber, theils weil ich Herrn **Thalmann** immer gewogen war, theils weil ich glaube, daß meine Tochter mit ihm gewiß recht wohl verſorgt wird. Die Leute ſind ganz für einander gemacht. Meine Tochter würde ſich ſelbſt die Ehre gegeben haben, Ihnen dieſe wichtige Neuigkeit zu ſchreiben; aber — Sie wiſſen ja wohl, wie die Bräute kurz nach dem Verlobungstage ſind — ſie denken an nichts gerne, als an ihre Liebe. Sie bittet indeſſen unſre liebſte **Emilie** deswegen recht ſehr um Vergebung, und läßt Ihnen durch mich tauſend warme Empfehlungen ſagen.

Sie werden ſich wundern, wie dieſe Sache ſo geſchwind gegangen iſt. — Itzt will ich Ihnen etwas weniges davon melden. Ich ſchrieb Ihnen doch neulich, daß die Geſinnungen meiner **Auguſta** während Herrn **Thalmanns** Aufenthalt bey ſeinem Freunde dem Herrn von **Morgenſtern** ſich ſehr zu ſeinem Vortheil geändert hatten; meine Tochter hieng nun mit ganzer Seele an ihm. Sie kennen darinnen ihr Temperament, daß wenn ſie einmal eine Neigung zu jemanden hat, ſie auch darin keine Gränzen kennet. Sie konnte alſo kaum den Tag erwarten, da Herr **Thalmann** wieder kam. Ich zog ſie oft mit ihrer vorigen Sprödigkeit gegen ihn auf; aber da ſagte ſie, wenn man die Leute erſt ganz kennen lerne, ſo ändre ſich auch unſere Denkungsart in Anſehung ihrer.

Endlich kam Herr **Thalmann** zurück. Sein erſter Ausgang war zu uns. **Auguſta** hatte ihn nicht kommen ſehen, und war alſo nicht gleich zugegen. Er erzählte uns das Schickſal ſeines Freundes, und wie treulich mein Sohn ſich ſeiner annehme, war aber äuſſerſt zerſtreut und melancholiſch. Er gieng in dem Zimmer hin und wieder, ſetzte ſich bald auf den Stuhl, bald auf jenen, ſah beſtändig nach der Thür zu, ſtopfte eine Pfeiffe, und ließ ſie wieder ausgehen, kurz, er war ſeiner ganz nicht mächtig. Endlich konnt er's wohl nicht mehr aushalten. Er fragte nach **Auguſten**, ob ſie verreiſet, ob ſie krank ſey? — und in dem Augenblick trat ſie herein. Da hätten Sie die beyden Leute ſehen ſollen. Meine Tochter fuhr zuſammen, wurde über und über roth, und konnte kein Wort hervorbringen. **Thalmannen** gieng es eben ſo. Endlich erholte ſich **Au-**

guſta; ſie redte Thalmann ſehr freundlich an, fragte nach ihrem Bruder, und nach dem Befinden ſeines Freundes, und dieß alles mit einer ſolchen Heiterkeit, mit einem ſo ſichtbaren Ausdruck des Vergnügens, daß Thalmann davon bis ins Innerſte ſeiner Seele entzückt war. Beyde waren auch die ganze Zeit über, daß Thalmann da blieb, ſo auſſerordentlich aufgeräumt, als ich ſie beyde noch nie geſehen hatte. Ihre Blicke hiengen ſo beſtändig an einander, und hatten ſo viel Ausdruck deſſen, was in ihrer Seele vorgieng, daß man an ihrer beyderſeitigen Liebe unmöglich mehr zweifeln konnte.

Herr Thalmann mochte wohl die Veränderung der Geſinnungen meiner Tochter in Abſicht auf ihn nicht entgegen ſeyn. Er mochte wohl denken, daß man das Eiſen ſchmieden müſſe, ſo lang es warm iſt: Denn einige Tage drauf ſchickte er ſeinen Stiefbruder den Herrn Jung zu uns, und ließ förmlich um unſre Auguſta Anwerbung thun. Er ließ zugleich bitten, ihm einen Tag zu benennen, wo er kommen, und unſre Entſchlieſſung von uns ſelbſt vernehmen dürfe. Herr Jung empfahl uns ſeine Rechtſchaffenheit, ſeinen edlen Karakter und ſeine unbegränzte Liebe zu unſrer Tochter mit der ganzen Stärke ſeiner Beredſamkeit. Er begleitete ſeine Bitten, alles zu thun, was wir für ſeinen edlen Bruder thun könnten, mit Thränen. Er fügte hinzu, ſein Bruder verdiene ganz das

Glück der Liebe unſrer **Auguſta**: ſeines gleichen gäb' es wenig auf der Welt; er ſey ſtets tugendhaft geweſen, und niemand wiſſe ihn eines Laſters zu beſchuldigen. Herr **Jung** erbot ſich dabey, von ſeinem Bruder wegzuziehen, und lieber den gröſten Mangel zu erdulden, als länger die Leiden ſeines vortreflichen Bruders mit anzuſehen, oder wohl gar Schuld daran zu ſeyn.

Wir verſprachen dem edlen Manne, alles zu thun, was in unſern Kräften ſtünde, um ſeinen Herrn Bruder glücklich zu machen, und lieſſen den Herrn **Thalmann** bitten, auf geſtern zu uns zu kommen, und unſre Entſchlieſſung ſelbſt zu vernehmen. Indeſſen überlegten wir die Sache zuſammen, und da wir fanden, daß **Auguſtens** Wünſche den ſeinigen entſprachen, ſo beſchloſſen wir auch, die Sache ſogleich ganz richtig zu machen. Die Familie des Herrn **Jung** war uns zwar erſt eine wichtige Hinderniß. Weil aber Herr **Jung** itzt wieder ſehr ſtarke, und faſt gewiſſe Hofnung zu einem Amte hat, ſo hielt uns auch dieſer Umſtand nicht weiter ab, die Wünſche unſrer Liebenden zu befördern.

Meine Tochter fühlte ſich nicht ſtark genug, bey der Ankunft ihres Geliebten gleich zugegen zu ſeyn. Sie gieng alſo auf ihr Zimmer, und ich und mein Mann erwarteten ihn allein. Er erſchien; aber in ſeiner Miene herrſchte wieder ganz ſeine gewöhnliche Furchtſamkeit. Er war erſtaunend ängſtlich und zerſtreut. Auch war er nicht fähig, von der Hauptangelegenheit ſeines Beſuchs zu ſprechen, bis wir ihm ſelbſt darauf halfen. Aber da fiel er meinem Mann und mir in die Arme, beſchrieb ſeine treue, warme Liebe zu unſerer Tochter auf das rührendſte, und wiederholte ſeine Anwerbung um ſie, unter tauſend Verſicherungen, daß er ſein eigenes gröſtes und einziges Glück darin ſuchen werde, ſeine **Auguſta** glücklich zu machen.

Wir ſchickten ihn zu unſrer Tochter auf ihr Zimmer, um ihr ſelbſt ſeine Erklärung zu thun, und verſprachen ihm, daß wenn er ihr Wort erhielte, wir ſeinen Wünſchen nicht weiter entgegen ſeyn wollten. Er dankte uns mit tauſend Thränen dafür, und gieng zitternd zu **Auguſten**. Sie waren wohl eine gute Stunde beyſammen. Endlich kamen ſie beyd Hand in Hand zu uns, umarmten uns, und erklärten, daß zu ihrem völligen Glück weiter nichts als unſere Einwilligung mangle. Aber da hätten Sie den rührenden Auftritt ſehen ſollen, wie ſie voll Wonnegefühl in unſre Arme ſanken, und unter Vergieſſung der ſchönſten Freudenthränen uns aus voller Seele für die Glückſeligkeit dankten, die wir ihnen in dem Genuß ihrer Liebe bereiteten! —

Ach! **Emilie**! mein Herz war ſo voll, ſo gedrängt von Empfindungen! — mir ſchwand alles vor meinen Augen. Ich ſah nichts mehr, als das zur Reiſe gekommene Glück meiner lieben **Auguſta**.

guſta. Das Muttergefühl erwachte in ſeiner völligen Stärke. Denken Sie ſich an meiner Stelle, meine Emilie! — wie mich meine Empfindungen überwältigten, — wie ein Strom von Thränen aus meinen Augen brach, — wie ich mein Geſicht an das Antlitz meiner Tochter ſchloß, und ihre ſchöne jugendliche Wange benetzte, — wie ich denn dem lieben Thalmann in die Arme ſank, ihm für ſeine Liebe zu dem Pfande der meinigen danken wollte — und — es nicht konnte, weil mein Mund verſtummte — meine Empfindungen meine Sprache verdrängten! — denken Sie ſich das alles, und Sie werden die Wonne dieſer ſeligen Stunde mit mir fühlen. Sind Sie gleich keine Mutter wie ich, die in dem Glück ihrer Kinder ihren einzigen Stolz, ihre einzige Freude findet, ſo beſitzen Sie doch ein Herz, das jedem Gefühl der Zärtlichkeit offen ſtehet, das mit den Frölichen frölich iſt, und mit den Weinenden weinet, und — Ihre ſchöne Seele wird denn mit der meinigen ſympathiſiren, und all die Gröſſe meiner Wonne empfinden.

Nichts glich der Freude meines lieben Mannes. Er war ganz weg — ganz verſunken im Genuſſe des Glücks, womit der Himmel ihn in dem Augenblick überſtrömte. Von je her hielt er viel auf Thalmann. Dieſe Verbindung war immer ſein Wunſch; und wie ſehr entzückte ihn jetzt der

Gedanke, dieſen ſeinen warmen Wunſch nun einmal erfüllt zu ſehen! Er nahm **Auguſtens** Hand, legte ſie in **Thalmanns**, und ſagte: „Ich geb' euch zu„ſammen, meine Kinder! Kein Menſch ſoll euch „ſcheiden! Gottes Segen begleite euch, und ma„che euch glücklich auf der Bahn, die ihr itzt be„trettet. Auch meinen väterlichen Segen geb' ich „euch! Seyd meine Freude und mein Troſt in „meinem Alter! —“ Die Thränen lieſſen ihn nicht weiter fortſprechen. Er ſetzte ſich nieder. Wir ſetzten uns zu ihm. **Thalmann** ergrif ſeine Hand, und küßte ſie. Auch **Auguſta** that dieß. So ſaſſen wir beyſammen, und freuten uns unſers Glücks, als unſer Prediger, und Herr und Madam **Jung** ankamen. Wir hatten ſie ausdrücklich dazu bitten laſſen. Nunmehr verrichtete der Prediger noch einmal die Verlobung. Dann ſetzten wir uns zur Tafel, und waren ganz Freude. Und da hieß es immer: wär doch unſre **Sophie**, unſer Doktor, unſer **Heinrich**, unſre **Emilie** da! — wie würden ſie ſich mit uns freuen, und Theil nehmen an unſrer Glückſeligkeit. Meine **Auguſta** hatte auf dieſe Begebenheit einen kleinen Geſang gefertiget, und den ſang ſie ihrem lieben Vater nach der Tafel vor, indem ihr Bräutigam den Flügel dazu ſpielte. Wenn Sie meiner **Auguſta** ihre ſchlechte Poeſie zu gute halten wollen, ſo will ich Ihnen das Lied hier einrücken:

*) Der hat wie Du, der Väter Glück empfunden,
Dem ſeiner Kinder Luſt
Erwärmt die Bruſt;
Jetzt fühlſt du unſer Glück,
O Vater! fühlſt die Macht
Der wonnevollen Stunden,
Wo dein zufriedner Blick
In unſre Seelen lacht!
Ganz haſt Du Vater jetzt das Glück empfunden,
Wo Dir der Kinder Luſt
Erwärmt die Bruſt.

Daß ich doch dem guten Gott, der uns mit ſo wohlgearteten Kindern ſegnet, für dieſe Wohlthat genug danken könnte! Ich habe ſehr brünſtig zu ihm gebetet, daß er doch meine Tochter in ihrem Eheſtande ſegnen, und ihr beſonders die Liebe ihres künftigen Mannes erhalten möge. Das ſoll auch mein tägliches Gebet ſeyn, ſo lange ich noch auf dieſer Erde wandle. Es iſt gewiß nichts leichtes um den Eheſtand. Viele trübe Stunden kommen da über uns; und da will ich Gott recht herzlich bitten, daß er meine Auguſta in ſolchen trüben Stunden von oben herab ſtärken, und ihr Muth und Kraft zu dulden verleihen wolle! —

Mit

---

*) Nach der ſchweizeriſchen Melodie:
O! der iſt nicht vom Schickſal ganz verlaſſen ꝛc.
Aus der Alceſte.

Mit der Hochzeit wird es wohl noch einige Monate Anſtand haben müſſen. Wir haben unſere Einrichtung noch nicht ganz darauf gemacht, weil es uns ſo plötzlich kam. Ueberdieß bittet auch mein Schwiegerſohn noch ſo lange um Aufſchub; bis der Herr von Morgenſtern wieder geſund iſt; weil er dieſen ſeinen alten Freund gern mit auf ſeiner Hochzeit haben will. Wir können es gern zufrieden ſeyn, wenn die beyden Liebenden ſich ſo lange gedulden wollen. Sobald der Tag beſtimmt iſt, meld' ich es Ihnen ſogleich. Denn Sie müſſen mit zur Hochzeit kommen.

Nun! dießmal hab' ich recht viel geplaudert. Vergeben Sie mir ja meine Schwatzhaftigkeit, liebe Freundin! Das liebe Brautpaar empfiehlt ſich Ihnen, ſo wie auch mein lieber Mann. Ich bin

Ihre

zärtliche Freundin
Chriſtiana Reimannin.

Zwölfter Brief.

Thalmann an Herrn von Morgenſtern.

Mallendorf den 16. December.

Laß mich mein volles Herz ausſchütten! — Nimm auf in deinen freundſchaftlichen Buſen die Gefühle der Wonne, die meine Seele nicht alle faſſen kann! — O! Morgenſtern! mein Glück iſt zu groß! einer gröſſern irdiſchen Seligkeit iſt der Menſch nicht fähig. Freue dich mit mir, Bruder! vergiß einmal all deine Leiden, und ſchmiege dich mit mir in die Sphären der Wonne, und tränke deine Seele mit mir aus dem unerſchöpflichen Meer der Seligkeit! — O! Bruder! der Himmel der Liebe that ſich auf, und ſeine ſchönſte Göttin ſenkte ſich, auf den Fittichen der Freude, in ſtralendem Glanze herab, und — fiel in meine Arme. Mit einem Worte, Bruder! — Auguſta — die groſſe, edle, erhabne, herrliche Auguſta iſt mein — ganz mein — ewig mein! Jzt komm ich aus ihrer warmen, treuen, liebevollen Umarmung — noch trunken von Liebe, die das göttliche Mädchen, in meine Seele ſtrömt, und — will ſie ausſchütten, die namenloſen Empfindungen in das Herz meines Freundes, um auch ihn zu erwärmen, und in ſeliger Mitempfindung ſeine Seele mit in den Himmel der Liebe zu erheben.

O! daß ſie mein iſt, Bruder, daß ich ſie mag an mein Herz ſchlieſſen, dieſe rauhe Bahn des Lebens mit ihr durchwandeln, und auch noch jenſeit des Grabes meinen Geiſt an den ihrigen anſchlieſſen ſoll, — o! das geht über alle meine Erwartung. Noch iſts mir, als ob ich aus einem ſüſſen betäubenden Morgentraume erwacht wäre. Der Engel ſteht noch, wie ein glänzender Lichtſtral, da vor mir, und winket mir Leben und unausſprechliche Seligkeit zu. Ich ſchaue begierig nach ihm, ſtrecke meine Hände nach ihm aus, öfne ihm meine Arme, zittere ihm entgegen, und — Ach! es iſt **Auguſta**! — O! willkommen! du Göttin meines Lebens! willkommen an meinen warmen, treuen Buſen! reiche mir deine ſchöne Wange, daß ich darauf drücke den glühendſten Feuerkuß der Liebe! reiche mir deinen ſüſſen Mund, daß meine Seele in die deinige übergeh, und ſich ewig mit dir vermähle.

Aber — wo gerathe ich hin, **Morgenſtern**? — da ſiehſt du, wie ich ſchwärme! — wie es einem gehet, wenn man ſo auf einmal unvermuthet auf den Gipfel des Glücks erhaben wird! Da ſchwimmt man wie in einem Meere von Wonne; der Strom dringt auf allen Seiten in uns ein, und da weiß man ſich nicht zu beſinnen, träumt nichts als Himmel und Seligkeit. Das hätt' ich nicht gedacht, daß mein Glück ſo nahe wär, daß ich meine **Auguſta**, ſie, die ich ſchon in den Armen eines andern ſah, ſo bald an mein Herz drücken ſollte. Und es iſt ſo. Wer kann ſich da faſſen, **Morgenſtern**! — wer kann mit kaltem Blute denken an ſolch eine Seligkeit? — Ich hatte viel Standhaftigkeit, aber nie in Abſicht auf **Auguſten**. Bey dem Andenken an ſie war ich immer voll Feuer, konnte keinen Gedanken, als den Gedanken der wärmſten glühendſten Liebe faſſen.

Gott! dem allgütigen, dem allweiſen — dem Gott der Liebe, der mich ſo unendlich glücklich macht, ſey doch in alle Ewigkeit dafür gedankt! — O! ich falle nieder vor ſeinem geheiligten Throne, und meine ganze Seele ſchwingt ſich in lauter Anbetung zu ihm empor! ſein Name ſey geheiliget! o! der gute Gott! er allein war es, der das edle Herz meiner **Auguſta** zu mir lenkte, und mir die Herrliche gab. Keine menſchliche Macht hat Antheil daran. Nur Gott hat es gethan. Wie ſollte meine Seele nicht ganz Lob, Preis und Anbetung gegen den Allgütigen ſeyn! Er gab mir ja mehr, unendlich mehr, als ich verdiente. Denn ſo eines Engels Herz zu verdienen — o! wie weit bin ich davon entfernt!

Dank ſey ihm, daß er meine Leiden endete, und nicht zuließ, daß meine Seele darunter erlag! — wie wohl hab' ich doch gethan, daß ich immer auf ſeine getreue Fürſicht rechnete, und ihm, dem Allweiſen, die Führung meines Schickſals ganz überließ! Er hat es groß und herrlich mit mir hinausgeführt. O! wie wahr bleibt es, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen. Nun ſehe ich erſt ein, warum es Gott zuließ, daß mir der Beſitz meiner **Auguſta** ſo ſchwer gemacht wurde. Er wollte meine Standhaftigkeit prüfen, wollte der Welt zeigen, ob ich geduldig ausharren, und ſeiner Fürſehung allein vertrauen würde.

Er wollte mir den Beſitz meiner **Auguſta** deſto fühlbarer und entzückender machen, je weniger er mir Hofnung zu ihrem Beſitz zeigte. Denn gewiß hat ein Gut deſto gröſſern Werth für uns, je entfernter es von uns liegt, und je weniger Rechnung wir uns auf deſſen Beſitz machten. Dank ſey dem Allgütigen, daß er mir auch Kräfte gab, auszuharren! O! er hat alles gut gemacht.

Gott hat es alles wohl bedacht,
Und alles alles recht gemacht;
Gebt unſerm Gott die Ehre!

Auch du, mein Lieber, kannſt daran ein Beyſpiel nehmen, daß es Gott auch mit dir gut meynt. Auch du wirſt am Ende gewiß überzeugt werden, daß alles zu deinem Beſten war, was dir widerfuhr, ſo hart dir es auch ſcheinen mag, und ſo hart es in der That auch iſt. Sey getroſt, und traue auf ſeine weiſe Fürſehung! ich zweifle nicht, daß ſie dein Schickſal noch ſo lenken wird, wie es zu deinem wahren Glück gereichet. Gott wird dich gewiß auch durch die Liebe noch glücklich machen, wenn du anders von den Wegen der Tugend und Gottesfurcht, worauf du mit rühmlichen Schritten geheſt, nicht wieder von neuem abweicheſt, und dadurch den Gott der Liebe wider dich erzürneſt. Doch das wirſt du ja nicht wieder thun. Ich habe das gewiſſe Vertrauen zu dir, daß du noch einmal ein rechtſchaffener Mann werden wirſt.

Vorgeſtern hab' ich mit meiner Geliebten Verlobung gehabt. Ich will dich mit den beſondern Umſtänden dabey, und wie es ſich ſo geſchwind dazu fügte, nicht aufhalten. Nur einen einzigen Auftritt will ich dir beſchreiben, weil er dich mit der vortreflichen, obgleich etwas ſonderbaren Denkungsart meiner lieben Braut noch näher bekannt machen wird; beſonders da du immer ſo viel wider das gute Mädchen hatteſt, und dir immer ganz ſchiefe Begriffe von ihr machteſt. Es iſt der Auftritt, wo ich das Glück hatte, bey ihr ſelbſt Anwerbung um ſie zu thun.

Den Tag, als die Verlobung vor ſich gieng, und ich noch zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwebend, zu meinen Schwiegereltern kam, ſagten ſie mir, daß ſie von ihrer Seite kein Bedenken hätten; doch ſollte ich zu **Auguſten** gehen, und ihr meine Erklärung ſelbſt thun. Denn von ihr hänge nun alles ab. Meine Schwiegermutter wies mich auf ihr Zimmer, wo ſie ſich allein befand.

Ich gieng mit bebenden Tritten. Mein Herz ſchlug mir heftig vor Furcht und erwartender Dinge, die da kommen ſollten. Vermuthlich war ſie auf meine Ankunft ſchon vorbereitet; denn ſie ſaß bey meinem Eintritt an ihrem Tiſche, und las in **Kleiſts** Gedichten, da ſie ſonſt in Wochentagen gewöhnlich ſich mit Arbeiten beſchäftiget. O! wie mir ihre erhabene Geſtalt ſo herrlich entgegen ſtralte! — Sie hattte ihr orangegelbes

Kleid an, worin ich ſie immer ſo gern ſah. Ihr ſchönes braunes Haar war nett friſirt, aber ungepudert. Eine orangegelbe Roſe, und ein blitzender Haarſchmuck, erhob das Dunkle ihres Haares, und zierte ſie unvergleichlich. Ihre Miene war aufgeräumt, und ihr ſchönes Auge glänzte wie der Stral der Morgenröthe. Eine unbeſchreibliche Grazie lachte in ihrem ganzen Weſen. Da ich eintrat, ſtand ſie von ihrem Sitze auf, und kam mir mit der Huld eines Engels einige Schritte entgegen. So muthlos mich erſt meine mir ſo natürlich gewordene Furcht gemacht hatte, ſo viel Entſchloſſenheit ſtrömte ihr freundlicher Empfang in meine Seele. Ich ergrif ihre ſchöne Hand, küßte ſie, und ſagte: „Es geſchieht „auf Erlaubniß Ihrer lieben Eltern, theure Mademoiſell! daß ich mich erkühne, Ihnen meine „Aufwartung zu machen.“ — „Sie erweiſen mir „eine Ehre dadurch.“ antwortete ſie, und bat mich, mich zu ſetzen. Ich führte ſie wieder zu dem Stuhl zurück, worauf ſie geſeſſen hatte, und ſetzte mich neben ſie. Aber es war mir doch unmöglich, ſogleich von der Hauptſache meines Beſuchs anzufangen. Wir ſprachen alſo erſt von gleichgültigen Dingen. Endlich drehte ich das Geſpräch auf meinen Bruder, und ich erzählte ihr, daß er nun gegründete Hofnung habe, die Amtmannsſtelle zu U. im Voigtlande, durch einen meiner alten Freunde, den Herrn Baron von Z. zu erhalten „Ich werde ihn ſehr vermiſſen, —“ fuhr ich fort; „noch mehr aber ſeine „liebe Frau. Bisher hab' ich mich um nichts in „meinem Hausweſen bekümmern dürfen. Sie „war mir alles — beſorgte alles; was nun allein „auf mir liegen wird.“ Sie ſchien zu fühlen, wo ich hinaus wollte; denn ſie blickte nieder, und blätterte in dem Buche, das vor ihr lag. Endlich ſagte ſie: „Sie haben auch viel an der „Familie Ihres Herrn Bruders gethan, und es „war billig, daß er auch etwas für Sie that.“ „Und dennoch —“ antwortete ich, „werde ich „meinem lieben Bruder das nie genug vergelten „können, was er erſt kürzlich für mich gethan „hat. Einen groſſen Dienſt hat er mir erwieſen, „einen —“

Ich weiß nicht, ob **Auguſta** willens war aufzuſtehen, oder was ſie ſonſt vorhatte. Wenigſtens machte ſie, mit einer Unruhe, die ſich über ihre ganze Perſon ausdrückte, eine Bewegung, als ob ſie aufſtehen wollte. Ich war ſo gut in Text hinein, daß ich ſie unmöglich aus dem Garn laſſen konnte. Daher ergrif ich ihre Hand, behielt ſie in der meinigen, und fuhr fort: „einen Dienſt, „Mademoiſell, der mich — vielleicht zum glücklichſten Sterblichen macht. Mit einem Worte, „er verſchafte mir das Glück, mit Ihren lieben „Eltern von einer Sache ſprechen zu dürfen, die „eine der angelegentlichſten, ja die wichtigſte mei-

„nes Lebens iſt. — Ja! noch mehr, er war die „Urſache zu der Ehre, auch mit Ihnen, theureſte „Mademoiſell, von eben dieſer für mich ſo wichtigen Angelegenheit ſprechen zu dürfen —“ Hier wurde ſie feuerroth, und ſah mich an, mit einem etwas ſchüchternen, aber ſeelenvollen Blicke, der mehr ausdrückte, als ſie hätte ſagen können. Denn ſie ſchwieg noch immer. Indem ich ihr einen lebhaften Kuß auf ihre weiſſe Hand drückte, fuhr ich fort: „Wollen Sie mir erlauben, meine Vortreſliche! Ihnen das jetzt zu wiederholen, wovon ich eben mit Ihren Eltern geſprochen habe?“ „Was meine Eltern anhören konnten,“ antwortete ſie, „damit werden Sie auch mich wohl nicht beleidigen. — „Da ſey Gott vor, liebenswürdige „Mademoiſell!“ erwiederte ich; „und wenn ich „je vermuthen könnte, daß mein Bekenntniß Sie „beleidigte — Aber nein! eine ſo ſchöne Seele, „wie die Ihrige, wird mir dieſe ſelige Stunde, „in der ich mich jetzt mit Ihnen unterhalten darf, „wenigſtens nicht ganz verbittern!“ — „Hatt' „ich Ihnen je eine Stunde verbittert, Herr Thal„mann? —“ fragte ſie mit einer Miene, die etwas Unruhe und Beſtürzung ausdrückte. Ich erſchrack, weil ich befürchtete, ich hätte meinen Ausdruck nicht behutſam genug gewählt, und ſchwieg einige Minuten, ohne ſie anblicken zu können. „Gott weiß es,“ fuhr ſie fort, „es geſchah nie „mit meinem Willen. Ach! wenn Sie das alles

„ſo ganz wüßten, Herr Thalmann! —“ Hier traten ihr Thränen in die Augen. Sie drehte das Geſichte von mir, um ſie vor mir zu verberbergen. Mir gieng es durch die Seele. Das ganze heftige Gefühl der Liebe erwachte in mir. „O! meine Theureſte! —“ ſagte ich, „ich habe „zu viel geredt. Dieſe ſchöne Thränen verdiene „ich nicht. Vergeben Sie meiner Uebereilung! „Sie haben mir nie eine trübe Stunde gemacht. „Meine thörichte Einbildung machte mir ſie. Ich „verkannte den Engel, der itzt ſo großmüthig an „mir handelt.“ — „Genug davon, Herr Thal„mann!“ ſagte ſie, indem ihr noch von Thränen glänzendes Auge mich mit einem ſanften Lächeln anblickte, „laſſen Sie uns beyde die Sonne nicht „über unſern Zorn untergehen! Es iſt vorbey. „Itzt laſſen Sie uns davon abbrechen.“ — „Ihr „Wille iſt Befehl für mich,“ antwortete ich, unter Ergreifung ihrer Hand, die ſie mir nicht entzog, „um deſto lieber breche ich davon ab, weil „der Friede, den wir jetzt mit einander gemacht „haben, mir deſto mehr Muth einſpricht, Ihnen „das Bekenntniß —“ Hier wollte mir meine Empfindung beynahe die Sprache verdrängen. Aber es mußte nun heraus. Ich ſah **Auguſten** ſchüchtern an, und ſchöpfte aus ihrer heitern Miene neuen Muth, fortzufahren: „das Bekenntniß — „meiner Liebe — meiner warmen, unausſprechli„chen Liebe zu Ihnen zu thun.“ Sie ſah vor ſich nieder, indem eine ſanfte Röthe ihr Geſicht überzog, und wagte keinen Blick auf mich. Ihr Buſen ſtieg empor, und ihre Hand zitterte in der meinigen. Ich fuhr fort: „O! meine Auserwählte! laſſen Sie den Mann, den ſo lange Jahre „Ihr bezaubernder Reiz feſſelte, der Ihrer Liebe, „des ſeligen Beſitzes Ihres vortreflichen Herzens, „vielleicht würdig — vielleicht aber auch unwürdig iſt; — laſſen Sie ihn hier zu Ihren Füſſen „bekennen, daß von dem Augenblick an, da er „das Glück hatte, Sie, meine Liebenswürdige, „zuerſt zu ſehen, Sie ſein einziger Gedanke, ſein „ſtolzer Wunſch, die höchſte Seligkeit ſeines Lebens waren! — Ach! könnten Sie in dieß Herz „ſehen, in dieß treue liebende Herz, das ſchon ſo „nahe an dem Ihrigen ſchlägt; — vielleicht hielten Sie mich nicht für ganz unwürdig, den ſtolzen Wunſch zu wagen, es ganz mit dem Ihrigen zu vereinigen! Und wenn mich denn der „Gedanke, der mir ſchon ſo ſelige Gedanke, einen Platz in Ihrem ſchönen Herzen zu finden, „ermunterte, ihn in Wirklichkeit zu verwandeln, „und da es mir unmöglich iſt, ohne Sie, meine „Schöne, ein ödes und quaalvolles Leben hinzubringen, mir den Muth einflößte, hier um „Ihre Hand und um Ihr Herz zu bitten; — würde meine Erwählte mich hofnungslos einer wilden Verzweiflung überlaſſen, oder mir durch ihre „Gegenliebe dieſe Erde in Elyſium umwandeln?“

Während meiner langen Rede, die ihrer ſchönen weiblichen Schamhaftigkeit ſehr zu Hülfe kam, hatte ſie ſich ein wenig gefaßt. Mit einem rührenden, durchaus ernſtlichen, aber doch ſehr aufmunternden Blick antwortete ſie, indem ſie meine Hand drückte: „O! Herr **Thalmann**! ich danke „Ihnen! — von ganzem Herzen danke ich Ihnen „für die Liebe, womit Sie meine geringe Perſon „beehren. Ich bin nicht ſo ſtolz, den Mann von „Tugend und Rechtſchaffenheit um mich leiden zu „laſſen. Aber Ihre Frage betrift die wichtigſte Be„gebenheit unſers Lebens. Sie haben dieß ſelbſt „erwogen, das weiß ich. Alſo werden Sie auch „mir eine Frage erlauben, ehe ich die Ihrige be„antworte.“ — „Alles, meine Theure! wenn ich „auch wirklich zu erlauben, und Sie nicht zu befeh„len hätten,“ antwortete ich in langer Erwartung ihrer Frage. „Nun! wohlan!“ fuhr ſie fort, mit einem entſchloſſenen, feſten Blick, „ſo ſagen Sie „mir, haben Sie je ein Mädchen, auſſer mich, „geliebt?“ Ich erſchrack in der That über dieſe ſonderbare Frage. Da ich ſie aber mit gutem Gewiſſen mit Nein beantworten konnte, ſo erholte ich mich im Augenblick wieder, und antwortete mit gröſter Entſchloſſenheit: „Nein! meine **Auguſta** „iſt meine erſte Liebe, und ſoll meine letzte ſeyn!“ „Das war gut!“ ſagte ſie, und indem ſie ihre linke Hand auf ihre Bruſt legte, und mir mit einem Feuerblick ins Auge ſah, fuhr ſie fort: „Aber

„— noch nicht genug! dieß Herz verlangt mehr. „Sie müſſen mir ſchwören — hier bey dem Gott „der Tugend und der Liebe!“ — „Das will ich!“ ſagte ich mit nicht geringerer Entſchloſſenheit. „Nicht zu raſch! übereilen Sie ſich nicht!“ verſetzte ſie, „Beſinnen Sie ſich! Ich laſſe Ihnen „Zeit, ſo viel Sie wollen. Aber dann — Leben „oder Tod!“ — „Ich brauche keine Zeit,“ erwiederte ich, „Gott kennt mein Herz!“ — „Nun „wohlan,“ ſagte ſie, indem ſie mit ihrer linken Hand meine rechte ſehr feſte hielt, ihre rechte Hand auf meine Bruſt legte, und mir ſcharf ins Auge ſah, „ſo ſchwören Sie! Gott, dem Rächer der „Unſchuld ſey es überlaſſen, wenn Sie ein ſchwaches Mädchen hintergehen!“ Ich ſprach die Worte: „Gott ſey ewig mein Zeuge, daß ich nie ein „Mädchen, als **Auguſten Reimann**, geliebt habe, und mein Rächer, wenn ich ſie hintergehe!“ „Schön!“ ſagte ſie, indem ihr die Thränen aus den Augen quollen. „Schön! dieſe Hand zitterte „nicht, dieß Herz ſchlug nicht gewaltſam empor; „dieß Auge war ruhig und heiter.“ Itzt fiel ſie mir mit Ungeſtüm in die Arme, unter den Worten: „Ich bin die Ihrige! Sie ſind der Mann, „den ich ſuchte — der Reine, den meine Seele „liebt! Sie haben die Probe gehalten! O! Thalmann! ich liebe dich wie meine Seele!—“ Aber dieſe Probe! **Morgenſtern**! die hätteſt du aushalten ſollen! —

Unmöglich konnte ich nun dem Ausbruche meiner Liebe länger widerſtehen, da die ſüſſe Göttin da an meiner Bruſt lag, ihre ſchönen Arme um mich geſchlungen hatte, und mich mit holdſeligem Lächeln, und mit der Miene eines Engels anblickte. Ich ſchloß mein Geſicht an ihren warmen, wallenden Buſen, und weinte ein Strom von Thränen der Liebe und Wonne; denn küßte ich ihre blühende Wange, drückte meine Lippen auf die ihrigen, vereinte meinen Athem mit dem ihrigen, meine ganze Seele mit der ihrigen, legte ihre Hand wieder auf meine Bruſt, und ſagte: „Dieß Herz, das unter deiner Hand nur für dich „ſchlägt, ſey dir ewig geweiht! Nur zu deinem „Glück, zu deiner Wohlfahrt ſoll es ſchlagen! „O! du Engel! daß du mein biſt! — o! könnt' „ich dieſen Gedanken in ſeiner ganzen Gröſſe, ſeiner ganzen Herrlichkeit umfaſſen!“ — „Gott ſey „gelobt,“ erwiederte ſie, indem ſie mich feurig an ihr Herz drückte, „der uns einander finden ließ! „Dieſe Arme ſollen dich ewig an mein Herz ſchlieſſen! O! mein Geliebter! —“ Hier ſank ſie mit ihrem Haupt auf meine Achſel, und lag in einer ſüſſen Betäubung da.

O! **Morgenſtern**! was war das für eine ſelige Stunde! — ich ſchwamm in einem Meere von Wonne; tauſend namenloſe Empfindungen drängten aus meiner Bruſt in quellenden Seufzern hervor. Vorgefühl von Seligkeiten des Himmels durchſtrömte mich. O! Liebe! Liebe! dachte ich, was für Freuden haſt du! — Freuden, die keine Zunge beſchreiben, kein Herz faſſen kann, — unendliche Freuden, die noch jenſeit des Grabes unſre Seelen an ſich feſſeln! — und in dem Augenblick fielen mir alle die Leiden ein, die ich hatte um die Herrliche, die nun da in meinen Armen lag, und ganz die meinige war! — und ſie waren umgewandelt in Seligkeiten des Himmels! — da flog meine Seele in Jubel zum Allgütigen empor, und zerfloß in Dank für ſeine Güte, für die unausſprechliche Wonne, worein er meine Leiden verwandelt hatte.

Nunmehr ſagte mir auch meine **Auguſta**, warum ſie dieſe Probe von mir gefordert hatte. „Du wirſt mir vergeben, Lieber!“ waren ihre Worte, „daß ich ſo grauſam an dir handelte. Es „geſchah nicht aus Mißtrauen gegen deine Tu„gend; denn alle Welt giebt dir das Zeugniß, „daß du immer rein und keuſch gelebt haſt. Aber „es dünkte mir höchſt wahrſcheinlich, daß ein ge„fühlvolles Herz, wie das deinige, es ohne Liebe „nicht ſo lange würde ausgehalten haben. Ich „aber hatte bey mir ſelbſt einen Schwur gethan, „nie eine Mannsperſon zu lieben, als eine ſolche, „die mir die erſten Empfindungen der Liebe wid„men konnte. Eine zweyte Liebe ſchien mir mein „Herz nicht ganz auszufüllen, da ich ſo viel Bey„ſpiele vor mir habe, daß die zweyte Liebe nie

„die Stärke der erſten erreichet. Es iſt vielleicht „eine Grille; aber ich dachte, du darfſt ja wohl „in Sachen, die deine zeitliche Glückſeligkeit betreffen, deinen eigenen Willen haben. Darum „forderte ich dieß Bekenntniß von dir. Weil aber „der Gedanke, daß du vielleicht itzt beym Gefühl „der ganzen Stärke deiner Leidenſchaft zu mir, „und aus Furcht, mein Herz zu verlieren, mich „hintergehen könnteſt — denn unſer Herz iſt in „ſolchen Stunden, wie die itzige war, oft ſehr „ſchwach — ſo forderte ich die eidliche Bekräftigung deines Geſtändniſſes. Denn das wußte „ich gewiß, daß deine Gottesfurcht dich vor einem „falſchen Eid gewiß bewahren würde.“

Dann giengen wir zu unſern Eltern. Sie ſchienen ſehr vergnügt darüber, daß wir einig geworden waren; und nunmehr geſchah unſre völlige Verlobung. Wenn die Hochzeit vor ſich gehen wird, haben wir noch nicht beſtimmt. Auf alle Fälle wird ſie ſich noch ſo lange verziehen, bis du wieder völlig geſund biſt; denn dich muß ich durchaus dabey haben. Sey nur hübſch ruhig, und gräme dich nicht ſo ſehr: denn ſonſt verzieht ſich deine Geneſung immer länger. Ueberlaß nur alles Gott! er wird dich gewiß auch noch durch die Liebe glücklich machen. Ach! **Morgenſtern**! es iſt immer gut, auf den Herrn vertrauen.

Ich wünſche dir recht herzlich, bald völlige Geneſung. Laß mir **Reimann** ſchreiben, wie es mit dir ſtehet. Haſt du bald Kräfte dazu, ſo laß mich auch bald von deiner Hand wieder etwas leſen. Meine Schwieger-Eltern, und meine liebe Braut laſſen dich und unſern **Reimann** recht herzlich grüſſen. Meine **Auguſta** will ihrem Bruder morgen ſelbſt ſchreiben. Gott ſchütze dich, lieber Bruder, und laſſe bald die Freude, dich geſund zu ſehen, erleben

Deinem

Freunde
Thalmann.

N. S.

Eben da ich ſiegeln will, erhalte ich einen Brief von meinem Freunde, dem Herrn Baron von Z., worin er mir meldet, daß mein Bruder nunmehro zum Amtmann in A. ernennet iſt. Wir freuen uns alle darüber, am meiſten aber mein Bruder ſelbſt, weil nun ſein Wunſch, mir nicht mehr beſchwerlich zu fallen, (wenn ich nur den ärgerlichen Ausdruck nicht hören ſollte!) erfüllt iſt. Er ſoll ſchon in einigen Wochen anziehen. Ich werde wohl mit ihm hinreiſen. Der Baron bittet mich ſehr dringend darum. Itzt geht es noch an. Denn nach der Hochzeit läßt mich meine **Auguſta** doch nicht weg.

Thalmann.

Dreyzehnter Brief.

Emilie Sommer an die Amtmannin Reimann.

L. den 20. December.

Hier haben Sie meinen wärmſten, zärtlichſten Dank für Ihren letzten lieben Brief, worin Sie mir die Verlobung Ihrer würdigen Demoiſell Tochter zu melden die Gütigkeit hatten. Ich weiß nicht, wo ich Worte genug finden ſoll, Ihnen meine ausnehmende Freude über dieſen Vorgang, den ich wenigſtens ſo bald noch nicht vermuthet hatte, in ihrer wahren Geſtalt zu beſchreiben. O! ich fühle nur allzu tief die groſſen Empfindungen, die itzt Ihr Herz, liebe Freundin, durchſtrömen müſſen, in den meinigen, ob ich gleich keine Mutter bin. Es muß gewiß unnennbare erquickende Seligkeit ſeyn, den Gedanken, ſein gutes, ſein wohlgerathenes Kind nun auf dem höchſten Gipfel des Glücks zu ſehen, in ſeiner ganzen Gröſſe denken und empfinden zu können. Nun! unſer guter Gott, der dieß alles ſo herrlich bereitete und hinaus führte, gebe ſeine Gnade zu dieſer Verbindung, und ſegne Ihre und meine geliebte Auguſta, mit namenloſem Glück in ihrer künftigen Ehe! Er iſt ja ein Gott derer, die ihn lieben, und hat verſprochen ihnen wohl zu thun; — warum ſollten wir denn an der Erfüllung meines warmen Wunſches nur im mindeſten zweifeln? — Unſre liebe Doktorin iſt ganz Freude, ganz Theilnehmung an dem Glück ihrer vortreflichen Schweſter. Wir haben den Tag, da wir Ihre Briefe erhielten, wie einen Feſttag gefeyert, und für das Wohl und Glück unſrer lieben **Auguſta** und ihres rechtſchaffenen Geliebten unſer brünſtiges Gebet zu Gott geſchickt. Ach! beſte Frau Amtmannin! wenn Sie mich ſo glücklich machen wollen, mich an dem Wonnetag der Verbindung meiner zärtlichen Freundin Theil nehmen zu laſſen, — o! wie ſehr werden Sie mich dadurch verbinden! Ich halte Sie beym Worte, Liebe! denn — o! Sie glauben nicht, wie ſich da meine Seele erhebt, wie ſie ganz Gefühl der Wonne iſt, wenn ich an den Vergnügungen meiner Geliebten Antheil nehmen kann. O! da will ich mich recht inniglich freuen, mein ganzes Herz dieſem freudenreichen Gefühl öfnen, und alle — alle vergangenen Tage der Trübſale vergeſſen. Möchte nur dieſer ſelige Zeitpunkt recht bald kommen! Ich und meine liebe Doktorin erwarten ihn ſchon mit ſehnlichem Verlangen.

Die Freude, wovon itzt mein Herz entglüht, macht mir es leicht, Ihnen meine traurige Geſchichte fortzuſetzen. Ich will alſo verſuchen, wie weit ich heute damit kommen kann.

Sie erinnern ſich unfehlbar aus meinem letzten Briefe, daß der junge **Sommer** mit ſeinem

Freunde **Lilienſtröm**, zu meinem gröſten Vergnügen, von meinem Pflegevater wieder fortgieng. Ich glaubte nun ganz von dieſen böſen Menſchen befreyt zu ſeyn, und dachte an nichts weniger, als an den gottloſen Anſchlag, den ſie wider mich geſchmiedet hatten. Meine lieben Alleen und mein Garten, die ich ſo lange hatte verlaſſen müſſen, nahmen mich nun wieder in ihre wohlthätigen Schatten auf, und ich fieng an mich wieder in meine ſüſſen Träumereyen einzuwiegen. O! wie wohl befand ich mich dabey! Aber ich mußte mit Schrecken daraus erwachen.

Drey Tage nach ihrer Abreiſe wanderte ich Abends in der Dämmerung in der Waldallee herum, und weidete mich an dem herrlichen Geſange der Nachtigallen, als ich auf einmal von zwey masquirten Kerls, die mich von hinten her anfielen, ergriffen, und tiefer in den Wald hinein geſchleppet wurde. Mein Schrecken war entſetzlich, und meine Angſt unbeſchreiblich. Alle Sinne vergiengen mir auf einmal. Nach einem heftigen Schrey, den ich in der erſten Empfindung meines Schreckens that, fiel ich in eine Ohnmacht, aus der ich nicht eher wieder erwachte, als bis ich mich ſchon in einem Wagen mit vier Pferden befand, der in vollem Rennen davon jagte. Neben mir ſaß eine unmasquirte Mannsperſon, die ich mit Entſetzen für Lilienſtröm erkannte. Niemand, als ein Kerl, welcher fuhr, und einer der nebenher ritt, befanden ſich dabey. Es waren eben die beyden, die mich fortgeſchleppet hatten. Den letzteren hielt ich für **Sommern**. Wenigſtens war es ſeine ganze Geſtalt. Endlich erkannte ich ihn auch an der Sprache, wenn er bisweilen mit dem Kutſcher ſprach. Da ich ſah, daß hier weder Hofnung zum Entfliehen, noch zu anderer Rettung war, ſo gerieth ich ganz wie in Verzweiflung. Ich fieng wehmüthig an zu weinen und zu jammern, und war mehr als einmal im Begriff, zum Schlage hinaus zu ſpringen, obgleich der Wagen in vollem Rennen fortgieng. Aber **Lilienſtröm** hielt mich ſo feſt, daß ich mich nicht rühren konnte. Doch gieng er übrigens ſehr zärtlich mit mir um, und dieſem Betragen hatte er es lediglich zuzuſchreiben, daß ich nicht den Verſuch machte, mich an ihm ſelbſt zu vergreifen. Er redete mir zu, und bat mich, ruhig zu ſeyn, und meine Geſundheit zu ſchonen, es ſollte mir kein Leid widerfahren. Nun überließ ich mich ganz Gott und ſeiner Führung, und bat nur meinen Schöpfer in meinem Herzen, mir Kraft und Stärke zu verleihen, meine Tugend und meine Ehre gegen die Anfälle dieſer Böſewichter zu ſchützen. O! meine Freundin! ich kann Ihnen nicht ſagen, was für ein Lichtſtral des Troſtes in meiner Seele aufgieng, da ich mich ſo ganz dem allmächtigen Beſchützer der Unſchuld überließ. Ich wurde wie von einem Engel vom Himmel geſtärkt.

Indeſſen war es ſehr finſter geworden. Meine Räuber ſahen ſich alſo genöthiget, ſachte zu fahren. Wir mochten wohl über zwey Stunden gefahren ſeyn, als wir aus dem Walde ins freye Feld kamen. Hier ſah ich, daß Gewitter am Himmel ſtanden, und daß es von weitem anfieng ſehr ſtark zu blitzen. Nun fuhren ſie wieder ſchneller; und wir waren noch nicht eine Stunde gefahren, ſo befanden wir uns wieder vor einem andern Walde, wo es hinein gieng. Da ich in meinem Leben nie über eine Stunde weit aus meines Pflegevaters Hauſe gekommen war, ſo wußte ich auch nicht, unter welchem Himmelsſtriche ich mich befand. Wir waren indeſſen kaum eine halbe Stunde wieder im Walde gefahren, als das Gewitter ſich uns näherte. Es fieng an ſehr heftig zu donnern, und leuchtete unaufhörlich. Ich ſchwebte in einer entſetzlichen Angſt. Die Pferde ſcheuten den Blitz, und tobten fürchterlich. Meine Räuber ſchienen eben ſo wie ich, in Angſt zu ſeyn, denn die Pferde lieſſen ſich faſt gar nicht mehr halten. Endlich erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, und das Gewitter ſtand über uns. Ein heftiger Regenguß, unter unaufhörlichem Blitzen, und Krachen des Donners, ſtrömte darnieder. Ich dachte alle Minuten, der Blitz würde uns zerſchmettern. O! meine Liebe! was für eine fürchterliche ſchreckliche Nacht! — es war, als ob das Feuer der Hölle auf uns zuloderte. Wir ſchwebten in Todesgefahr;

gefahr; denn die Pferde wollten ganz raſend werden. Beym Scheine des beſtändigen Blitzens konnte ich ſehen, daß **Sommer** die vorderſten Pferde führte, und nebenher ritt. Indem geſchah ein ſo entſetzlicher Schlag, daß ich nicht anders glaubte, wir würden alle zu Boden ſinken. Bey dem damit verbundenen Blitze ſah ich, daß **Sommer** vom Pferde ſtürzte, und in dem Augenblick giengen die Wagenpferde durch. Ich befahl meine Seele Gott an, und erwartete mein Ende. Bald darauf ſtürzte unſer Wagen über den Haufen, und der Kutſcher vom Pferde herab. Ich fiel gerade zum Schlage heraus, und zum Glück ſo, daß der Wagen nicht auf mich zu liegen kam. Aber **Lilienſtröm** fiel unter den Wagen, und that einen entſetzlichen Schrey. Ich befand mich auf den Füſſen, und lief in der Angſt in das Gebüſch hinein. Dann rannte ich, was ich konnte, durch das dickſte Holz durch, und in kurzem war ich von meinen Räubern weit entfernt.

Nachher hat mir mein Pflegevater geſchrieben, daß **Sommer** vom Blitz betäubt geweſen, ſo vom Pferde gefallen, und über eine halbe Stunde ohne Beſinnung geweſen. Sein Pferd geht mit den Kutſchpferden, die den Wagen in tauſend Stücken und ſich losreiſſen, in alle Welt. Der Kutſcher kömmt im Herabfallen unter die Wagenräder, und bleibt auf der Stelle todt. **Lilienſtröm**, welcher unter den Wagen fällt, kommt noch mit einem Armbruche davon. Wie er die Pferde davon laufen, und den Kutſcher todt neben ſich liegen ſieht, mich aber gar nicht mehr gewahr wird, rafft er ſich auf, geht nach Sommern zurück, und bringt durch Schütteln und Reiben den Gefährten ſeines Bubenſtücks wieder zu ſich. Dann wandern ſie zu Fuſſe nach dem nächſten Dorfe, laſſen ſich geſchwind Extrapoſt von der nächſten Station holen, und entwiſchen der Nachſuchung, die meine Pflege-Eltern veranſtalten, glücklich. Im nächſten Hafen laſſen ſie ſich nach Dännemark einſchiffen.

Da ich unter unaufhörlichem Regen und anhaltendem Donnerwetter beynahe eine Stunde durch die dickſte Waldung gelaufen war, kam ich wieder auf eine Straſſe. Ich war äuſſerſt entkräftet. Weil ich nur eine ganz leichte Sommerkleidung anhatte, ſo war mir der Regen durch und durch gegangen. Es fror mich ganz entſetzlich, und die Angſt, die ich dabey ausgeſtanden hatte, und, aus Furcht vor der Verfolgung, noch ausſtand, hatte mich ſo angegriffen, daß ich kaum auf den Füſſen ſtehen konnte. Jedoch ſetzte ich, in Hofnung bald das Ende des Waldes zu erreichen, und vielleicht ein Dorf anzutreffen, auf der vor mir liegenden Straſſe meinen Weg fort. Das Gewitter war zwar nunmehr vorüber, und der Regen hatte ein wenig nachgelaſſen. Weil aber die Straſſe ſehr kothigt geworden war, und ich nur ein Paar leichte ſeidene Schuh anhatte, die mir von der vielen Näſſe in kurzem ganz von Füſſen fielen, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, wie geſchwind meine Reiſe von ſtatten gieng. Ich hatte das Ende des Waldes noch nicht erreichet, als mich alle meine Kräfte verlieſſen. Ich war nicht im Stande einen Schritt weiter zu thun. Mit vieler Mühe konnte ich noch einen Raſenplatz neben der Straſſe, unter einer groſſen Eiche, erreichen. Hier ſank ich wie todt zur Erde. Es überfiel mich ein ſo heftiger Froſt, daß ich glaubte, er würde alle meine Gebeine zertrümmern. Mein Ende ſchwebte mir vor Augen. Ich bat meinen Schöpfer um baldige Auflöſung, und befohl meine Seele in ſeine Hände. Auch wundere ich mich in der That noch itzt, wie meine Natur dieſen gewaltigen Stoß hat aushalten können. Indeſſen hatte doch der Allmächtige mein Ende noch nicht beſchloſſen. Seiner Güte gefiel es, mich beynah durch ein Wunder zu retten. Indem ich ſo meinen Tod alle Minuten erwartete, hatte mich ein Schlummer überfallen, worin ich wohl eine gute Stunde mochte gelegen haben. Die Ankunft eines vierſpännigen Wagens erweckte mich daraus. Ich ſah, daß der Tag nun angebrochen war, erſchrack aber nicht wenig, als ich den Wagen gerade neben mir ſtille halten ſah, indem ich vermuthete, daß es meine Räuber wären, die mich verfolgt hätten. Aber mein Schrecken verſchwand, als ich eine junge ſchöne Frauensperſon im Schlage erblickte, die mir ſehr freundlich zurufte. Ich hatte nicht ſo viel Kräfte, ihr zu antworten. Vergebens verſuchte ich, aufzuſtehen, und mich ihr zu Füſſen zu werfen. Meine Glieder waren wie gelähmt, und meine brennende Fiebeberhitze durchbebte ſie.

Nun ſtieg die ſchöne freundliche Dame aus, kam auf mich zu, und fragte mich, wer ich wäre, und wie ich hieher komme? Ein ſehr anſehnlicher Herr folgte ihr. Sie ergrif meine Hände, und wollte mir aufhelfen. Ich ſank aber wieder zu ihren Füſſen, umfaßte ihre Knie, und bat ſie mit Thränen, mich nur auf das nächſte Dorf zu bringen. Beyde erſtaunten, als ſie nun ſahen, daß ich eine ſeidene Kleidung an, und einen goldenen Ring am Finger ſtecken hatte. Sie bezeigten mir mit Thränen ihr Mitleid, und verſprachen mir, ſich meiner anzunehmen. Da ich ſchlechterdings vor Mattigkeit keinen Schritt thun konnte, ſo mußten mich zwey Bedienten, die ſie bey ſich hatten, in den Wagen tragen. Die liebreiche Dame ſetzte mich neben ſich, zog mir meine naſſen Oberkleider ab, und gab mir einen warmen Mantel um. Das Fieber tobte noch immer mit gröſter Heftigkeit in mir. Ich verlohr alle Beſonnenheit, und es war mir unmöglich, auf die Fragen meiner Erretter nur ein Wort zu antworten. In dieſem ſchrecklichen Zuſtande erreichten wir das

Ende des Waldes, und bald darauf hielten wir vor einem im freyen Felde ſtehenden Gaſthofe ſtill. Hier wurde ich wieder aus dem Wagen getragen, und in ein Bett gebracht. Da verließ mich endlich das Fieber; aber mein Kopf war mir ſo ſchwach, daß ich mit Mühe meine Gedanken ſammeln konnte.

Die vortrefliche Dame, die mich gerettet hatte, ſaß nun an meinem Bette, ergrif eine meiner Hände, und ſagte, unter Vergieſſung vieler Thränen: „Sie ſind nicht von gemeinem Stande, „liebes, ſchönes Mädchen! — wer ſind Sie? — „was für ein Unfall brachte Sie in dieſe traurige Lage? Gott ſey gelobt, daß er mich noch zu „rechter Zeit kommen ließ, Sie, meine Gute, „zu retten!“ Ihre Güte rührte mich unausſprechlich. Ich küßte ihr ihre Hände, und benetzte ſie mit meinen Thränen. Meine Bruſt war mir aber ſo beklemmt, daß ich ihr erſt kein Wort antworten konnte. „Erholen Sie ſich erſtlich, meine „Liebe!“ ſagte der Engel von einem Weibe, „ſammlen Sie Ihre Kräfte. Wir haben Zeit genug. Das Reden möchte Ihnen ſchaden. Ihre „engliſche Schönheit, und noch mehr, Ihre ſchöne Seele, die aus Ihren Augen hervorblickt, „ſind mir ſchon genug, mich Ihrer anzunehmen. „Schlafen Sie erſt ein wenig. Alsdenn erzählen Sie mir Ihre Geſchichte, und ich will Ihnen ſagen, wer die Freundin iſt, die itzt dem

„Höchſten dafür danket, eines ſeiner herrlichſten „Geſchöpfe vom Tode gerettet zu haben.“ Nunmehr verließ mich die Unvergleichliche. Ein ſehr liebes junges Mädchen, die des Wirths Tochter war, blieb bey mir. Ich hatte das Glück, in einen ſanften und erquickenden Schlummer zu fallen.

Da ich erwachte, fühlte ich mich ſehr geſtärkt, und meinen Kopf wieder leicht. Nur eine groſſe Mattigkeit erlaubte mir nicht, auſſer dem Bette aufzudauren. Meine Erretterin kam ſogleich wieder zu mir, bezeigte mir ihre herzliche Freude über meine Munterkeit, und verlangte nun mit Ungeduld nach meiner Geſchichte. Ich erzählte ihr nicht nur alles, was ich von meiner Perſon wußte, ſondern auch alle Umſtände meiner Entführung. Sie vergoß viele Thränen darüber, und verſprach mir ihre ganze völlige Freundſchaft. Denn ſagte ſie mir, wer ſie wäre, und wie ſie das Schickſal zu meiner Errettung hieher geführt hätte.

Sie war eine gebohrne Dänin, und die Gemahlin eines ungariſchen Cavaliers, Herrn von **Uranovsky**, der bey dem kaiſerlichen Geſandten am däniſchen Hofe, ſeinem Onkle, ſich einige Zeit aufgehalten, und ſie da kennen lernen, und geheurathet hatte. Seit fünf Jahren hatte ſie in **Ungarn**, auf den Gütern ihres Gemahls, gelebt. Itzt hatte ſie mit ihm eine Reiſe in ihr Vaterland gethan, um ihre Verwandten zu beſuchen.

Der Herr, welcher ſich bey ihr befand, war eben dieſer ihr Gemahl. Sie kamen eben aus **Dännemark** zurück, und waren auf der Rückreiſe zu Lande, durch das deutſche Reich, nach **Ungarn**, begriffen. Sobald das Gewitter vorüber geweſen, ſagte ſie, wären ſie aus ihrem Nachtlager, um die kühle Morgenluft mit zu nehmen, ſo früh aufgebrochen, und wären ſchon über anderthalb Stunden gefahren, als ſie mich in der beſchriebenen Lage angetroffen hätten. So früh ein junges Mädchen von nicht geringem Stande in einer ſolchen Situation zu ſehen, hätte ſie beſonders aufmerkſam auf mich gemacht, wenn auch die Pflicht eine Unglückliche zu retten, nicht ſo laut in ihrem Herzen angeſprochen hätte.

Inzwiſchen war ich ſchon viele Meilen weit von meinen Pflege-Eltern entfernt; und ſo viel wir ſchlieſſen konnten, hatten mich meine Entführer nach eben dem Hafen bringen wollen, um ſich mit mir nach **Kopenhagen** einzuſchiffen, wo meine Erretter ausgeſtiegen waren.

Meine liebe Frau von **Uranovsky** überredete mich, mit ihr nach **Ungarn** zu gehen. Mein Herz hieng mir erſt freylich noch ſehr an meinen Pflege-Eltern. Aber, da mir meine Erretterin vorſtellte, daß ich nun doch da vor meinen Verfolgern nicht mehr ſicher wäre, und ich allemal, wenn es mir nicht mehr in **Ungarn** gefiele, zu ihnen zurück kehren könnt, ſo gab ich endlich ihrem Bitten

ten nach. Nachdem wir vier Tage in dem Gaſthofe zugebracht hatten, erlangte ich meine Kräfte wieder ſo gut, daß ich dieſe Reiſe auszuhalten gedachte. Meine liebe Frau von Uranovsky ließ mich ſo gut pflegen, als kaum eine Mutter für ihr Kind thun kann. Ich ſchrieb alſo erſt an meine Pflege-Eltern, meldete ihnen mein Schickſal, und nahm auf einige Zeit von ihnen Abſchied. Meine Wohlthäterin wollte nicht, daß ich mir Kleidung und Wäſche ſchicken laſſen ſollte. Sie verſorgte mich mit Reiſekleidern, und gab mir die Verſicherung, daß es mir daran niemals bey ihr mangeln ſolle. So trat ich denn die Reiſe mit ihr in Gottes Namen an, und wir vollendeten ſie auch ſo glücklich und vergnügt, daß ich bey dieſer vortreflichen Frau beynah mein vorheriges Unglück vergaß.

Hier gehet eine neue Periode meines Lebens an, einer der glücklichſten und seligſten Zeitpunkte. Jedoch auch hier ließ mich die Fürſehung des Ewigen wieder den Kelch der Leiden ſchmecken. Ich hatte das Unglück, die unſchuldige Urſache von dem Jammer und dem Gram meiner ewig verehrungswürdigen Wohlthäterin zu werden. Die Erinnerung an dieſen traurigen Zeitpunkt hat mir immer die meiſten Thränen gekoſtet.

Itzt erlauben Sie mir, davon abzubrechen, meine Liebe! weil ohnedem mein Brief ſchon ſehr ſtark iſt. Bald ſende ich Ihnen die Fortſetzung.

Leben Sie wohl, Geliebteſte! und laſſen Sie nicht aus Ihrem liebevollen Herzen

Ihre

Emilie Sommer.

Vierzehnter Brief.

Reimann an Emilie Sommer.

Neuenhain, den 28. December.

Was für eine liebe, herrliche, theilnehmende Freundin hab' ich doch an Ihnen, meine Emilie! — da überraſchte mich geſtern, indem ich von einer kurzen Reiſe nach Hauſe, zurückkomme, Ihr letzter, ſo ganz vortreflicher, ſo ganz aus Ihrer reinen himmliſchen Seele gefloſſener Brief, recht unerwartet! (*) — Ach! meine Theure! mein ganzes Herz erhob ſich bey jedem Buchſtaben, den ich las. Wie haben Sie doch ſo in meine Seele geſehen! — Sie ſagen ganz recht, daß etwas ſchweres ſey, ſich von ſo einer reinen Liebe, wie die meini-

---

(*) Wir können es der Sorgloſigkeit des Herrn Reimanns gar nicht vergeben, daß er auch dieſen Brief einer Emilie hat verlohren gehen laſſen, und uns dadurch des Vergnügens beraubt hat, unſern Leſern, die gewiß nicht gern etwas von einer Emilie verlieren, damit aufzuwarten.

meinige iſt, auf einmal loszureiſſen, — daß unſer ganzes Herz ſich dagegen empört. Aber Sie ſtimmen auch darin mit mir überein, daß dieſe Losreiſſung — wenigſtens auf einige Zeit — in meinen Umſtänden geſchehen müſſe. Ja wohl! liebſte Freundin! muß das geſchehen, ſo ſchwer es mir auch ankommt, und es ſoll geſchehen. Ich will ein Mann ſeyn, — mit männlichem Muthe eine Leidenſchaft bekämpfen, die mich ſonſt auf die Bahn der Thorheit führen, und mein ganzes zeitliches Glück zerſtören möchte. Helfen Sie mir kämpfen, liebſte Emilie! indem Sie mir durch Ihren guten Rath die Waffen in die Hände geben, und durch Ihr Mitleid und theilnehmendes Herz mir Muth und Kraft dazu in meine Seele ſtrömen.

Aber — was wird aus meiner lieben Wilhelmine werden? Ach! wenn ich die Gröſſe Ihrer Liebe zu mir überdenke, ſo möchte ich bald wieder in ihre treuen offenen Arme zuückkehren. Da brauſet mein Herz unaufhörlich gegen meine Vernunft empor. Aber — nein! die Vernunft ſoll ſiegen, und wenn mein Herz in tauſend Stücken darüber zerbrechen ſollte. Die arme Wilhelmine! — was könnte ſie bewegen, eine ſo heftige Leidenſchaft zu mir zu faſſen? was fand ſie Beſonderes an mir? — Ach! hätt' ich ſie doch nie — und ſie mich nie geſehen! unſer beyder Herzen wären itzt ruhig. Wenn ich denke, ich habe mich einmal

mal ein wenig von ihr losgemacht, ſo kommt wie von ungefehr wieder ein Umſtand darzwiſchen, der alle meine Entſchlüſſe wieder zu Boden ſtürzet.

Da kam ich geſtern von **Mallendorf** zurück, und, wie ich die Pfarre vorbey reite, ſitzt **Wilhelmine** am Fenſter. Den Flügel auf, und mir zugerufen, war eins. Ich mußte halten. „O! daß „Sie wieder da ſind, lieber **Reimann**!“ ſagte ſie, „das iſt vortreflich. Wie lang ſind mir die zwey „Tage Ihrer Abweſenheit geworden! —“

Ich wär gern weit von ihr weg geweſen, denn ihr Freude blitzendes Auge ſtralte mir Gift in meine Seele. Doch zauderte ich. Es war immer, als wenn ich nicht von der Stelle kommen könnte. Bald trieb ich mein Pferd an, bald hielt ichs wieder Das Thier wurde endlich das Taumeln überdrüßig, und that ein paar Sprünge vorwärts, als ob es mich herabſetzen wollte. Ich hielt es noch immer, ſo daß es wieder zurück, gerade unter **Wilhelminens** Fenſter ſetzte. Da ſtand es, wie aufgemauert. „Sie denken doch nicht vor„bey zu reiten? —“ fragte **Wilhelmine**. „Dieß„mal, Beſte!“ ſagte ich. „Und das im Ernſt?“ fragte ſie wieder; „Erlauben Sie mir es dießmal!“ war meine Antwort; „mein **Morgenſtern** wird „mich mit Schmerzen erwarten.“ — „Herr von „**Morgenſtern** hat mehr Geduld als ich;“ erwiederte ſie; „und zudem, wenn ich Sie drum „bäte, wollten Sie mir's abſchlagen? „Nur dieß

„mal, Liebe!“ ſagte ich; „Könnten Sie? — wollten Sie? — —“ verſetzte das liebe Mädchen; „Nichts! ich befehle es. Herunter vom Pferde!“ „Es iſt mir in der That unmöglich. —“

Kaum hatte ich dieſe Worte geſagt, als ſie mit den Worten: „Gut! weiß ichs doch nun, „daß es Ihnen unmöglich iſt, einem ſchwachen „Mädchen einen ſo geringen Gefallen zu erweiſen;“ das Fenſter plötzlich zumachte, und mir aus den Augen war.

Da hielt ich, ohne Entſchluß, ob ich fortreiten, oder bleiben ſollte. Du haſt ſie beleidiget, dachte ich, und — verdiente das die Liebe? — Kurz, meine **Emilie**! ich war ſchwach genug, meinen Vorſatz aufzugeben und hinein zu reiten. Reue und Liebe füllten auf einmal meine ganze Seele.

Ich ſteig ab, geh hinein, und finde keine **Wilhelmine** in der Wohnſtube. Ich ſah mich im Hauſe, im Hofe um; keine **Wilhelmine**, kein Pfarrer, keine Pfarrerin, kein Menſch iſt zu finden. Ich denk' ich bin behext; — ſie war ja den Augenblick noch da. Endlich wandere ich die Treppe hinauf, ſah da eine Thür, wo ein Schlüſſel dran ſteckt, horche daran, und vernehme ein ſtarkes Seufzen und Aechzen darin. Ich poche leiſe an. Niemand hört. Dann pochte ich ſtärker, und — itzt — eröfnet **Wilhelmine** die Thür.

Sie erſchrack, daß ſie zuſammenfuhr, und konnte kein Wort ſagen. Aber ihre Augen ſtanden voll Thränen. Ich ergrif ihre Hand, und ſagte. „Ihr Befehl war zu ernſtlich, beſte **Wilhelmine!** als daß ich ihn nicht hätte befolgen ſollen. Können Sie mir vergeben, wenn Ihre Bitte bey mir nicht eben die Wirkung that?“ — „Vergeben? o! was könnt' ich meinem **Reimann** nicht vergeben? Er nehme mir das Leben, ich vergeb' es ihm, und lächle dazu.“

Mit dieſen Worten lag ſie in meinen Armen, ihr Geſicht an meinem Buſen, und ihr Arm an meinem Halſe. Thränen und Seufzer folgten darauf. Ach! **Emilie!** was mich das ſchmerzte! ich dachte, ich müßte nun alles wieder gut machen; und ich war ſchwach genug — die Wonne ihrer Umarmung mit ganzer Seele aufzufaſſen. „O! verdiente ich Ihre Liebe, herrliches Mädchen! —“ ſagte ich; aber weiter ließ mich meine Empfindung, die mich auf einmal durch und durch ergrif, nicht reden. Meine Lippe hieng an der ihrigen, und namenloſe Seligkeit hauchte mir ihr Athem ein. So flogen uns einige Minuten hin, bis das bewundernswürdige Mädchen ſich auf einmal aus meinen Armen riß, und ſagte: „Nun! gehen Sie hin! ich habe meine Abſicht erreicht — die Wolluſt, Sie einmal an mein Herz zu drücken. Kommen Sie bald wieder! der Engel der Liebe begleite Sie!“

Glauben Sie wohl, Freundin! daß ich es nun ſo weit trieb, ſie zu bitten, daß ſie mir noch eine halbe Stunde erlauben möchte, bey ihr zu bleiben? O! das menſchliche Herz! — Aber nein! ſie war ſtärker, als ich. Ich mußte fort. Nur ein warmer Abſchiedskuß durfte mich tröſten.

Morgenſtern wußte erſtlich nicht, was er aus mir machen ſollte. Da ich ihm aber meine Avantüre erzählte, freute er ſich darüber. Der loſe, leichtfertige Menſch!

Doch ſammlete ich meine Vernunft bald wieder; und nun, beſte **Emilie**! iſts beſchloſſen, den mir ſo gefährlichen Ort, und — es mag auch gehen wie es will, — **Wilhelminen** zu verlaſſen. O! die Liebe! welch eine ſchreckliche Leidenſchaft! — ſie ſchleichet ſich in unſre Herzen unter der Geſtalt eines holdſeligen Engels ein, um uns in tauſend Quaalen, Verdrüßlichkeiten und Unglück zu ſtürzen. Sie iſt die Störerin all' unſrer Ruhe, täuſchet uns durch einen ſchnell vorüber eilenden Augenblick der Wonne, und läßt unſrer Erinnerung nichts als Scham, und unſern Herzen nichts als Marter zurück. O! man ſollte ſie fliehen wie ein tödtendes Ungeheuer, wie eine giftige Schlange. Die Bande der Geſellſchaft, der Freundſchaft zerreiſſet ſie, um uns an ihre erniedrigenden, unmännlichen Feſſeln zu ſchmieden. Sie läßt uns in Labyrinthe von Vergehungen herum irren. Man iſt an ihrem Triumphwagen zu nichts in der Welt fähig, als der verderblichen Göttin zu dienen. Aller Muth zu männlichen Geſchäften verfliegt; unſre Nerven werden ſchwach, und unſer Blut geräth in eine unnatürliche Wallung. Ach! **Emilie**! wer kann die nachtheiligen Folgen alle berechnen, die dieſe verrätheriſche Leidenſchaft nach ſich ziehet? O! ich möchte weinen, wenn ich an den Zuſtand meines Herzens denke. Sie wiſſen es, **Emilie**! ich war als Jüngling ein Mann; mein Herz war Marmor gegen dieſe gefährlichen Anfälle der Liebe. Und nun! — o! daß ich lieber nicht gebohren wäre, ehe dieſe Schwachheit mich hinriß! — Nun, da ich ein Mann werden ſoll, bin ich ein unbeſonnener, aufbrauſender, laſterhafter Jüngling. O! der Schande! — des Greuels, der meine ganze Seele befleckt! O! der Weichlichkeit, die mich hingeriſſen hat! — der ſchändlichen Weichlichkeit! O! laßt euch warnen, ihr Jünglinge, die ihr noch rein, wie aus Gottes Schooß kommt! laßt euch warnen von mir Unglücklichen! fliehet die Fallſtricke der Schlangen, die eurer Tugend, eurer Ruhe, eurer Ehre, nachtrachten! kämpfet, und laßt es euch nicht rauben das Kleinod der Unſchuld, das allein uns glücklich macht!

Ja! es iſt beſchloſſen, unwiderruflich beſchloſſen! — ich will und muß mich trennen von meiner unſchuldigen Verführerin **Wilhelminen**! — will wieder zueilen den Armen der Tugend, um die Ruhe, die ich im Schooß der Liebe verlohr, an ihrem erwärmenden Buſen wieder zu finden. Mag es brechen, mein Herz; — lieber ein zerbrochnes Herz, als ein zerbrochenes Gewiſſen! [illegible] beſſer eine gekränkte Seele, als eine gekränkte Ehre!

Unſer Freund **Thalmann** will, daß ich mit **Morgenſtern** auf ſein Guth komme. Dieß Winter halbe Jahr habe ich nun einmal um meines Freundes willen, an meinem Studiren verlohren. Nun will ich es ihm vollends ganz widmen. In **Mallendorf** kann ich noch für mich ſtudiren, und das verſäumte nachholen. Das wird mir auch meine ins weichliche über geſchmolzene Seele wieder zum männlichen Geiſte ſtimmen, und meine verlohrne Ruhe wieder herſtellen. Vielleicht werden wir beyde, ich und **Morgenſtern**, in Geſellſchaft unſers rechtſchaffenen **Thalmanns**, und meiner lieben Eltern, von unſrer Seelenkrankheit wieder geheilet.

Mein Freund befindet ſich, ſeine Gemüthsunruhen abgerechnet, ſo weit wieder hergeſtellet, daß er dieſe kleine Reiſe ohne Gefahr unternehmen kann. Ich will alſo noch heute den **Heinrich** nach **Mallendorf** ſchicken, und auf übermorgen den Wagen beſtellen, den mir **Thalmann** zu unſerer Abholung angebotten hat. Dann will ich zu **Wilhelminen**, ihr das letzte Lebewohl zu ſagen. Vor der Stunde des Abſchiedes fürchte ich mich; aber ſie muß überſtanden ſeyn, und ich hoffe, mit Gottes Hülfe auch dieſe Verſuchung zu überwinden.

Meine liebe Mutter hat Ihnen die bevorſtehende Verbindung meiner Schweſter **Auguſta** mit unſerm **Thalmann** bereits gemeldet. Gott gebe ſeinen Segen dazu! die Leute ſind einander ganz werth; und der Gedanke, den Freund meiner Seele, den Führer meiner Jugend, nun durch die Bande des Bluts ſo nahe mit mir verbunden zu ſehen, iſt mir ſehr entzückend. Auf die Hochzeit ſehen wir Sie doch auch bey uns, meine **Emilie**! — wenigſtens ſagte mir meine Mutter, daß Sie es ihr verſprochen hätten. Ich freue mich von ganzem Herzen darauf.

Sie belieben alſo künftig Ihre gütigen Briefe an mich, wenn Sie mich ferner damit beehren wollen, nach **Mallendorf** zu ſenden. Mein **Morgenſtern** empfiehlet ſich Ihnen mit wärmſtem Herzen, und ſiehet der Zeit, ſie in **Mallendorf** zu ſehen, mit Verlangen entgegen. Er iſt Gottlob itzt wieder recht wohl. Meiner lieben Schweſter **Sophien** und ihrem würdigen Manne ſagen Sie in meinem Namen tauſend herzliche Grüſſe, und laſſen Sie mich zum Schluſſe, die Bitte um Ihre fernere ſchätzbare Freundſchaft noch an Sie thun, denn mir iſt es Ehre und Glück, mich nennen zu dürfen

Ihren

aufrichtigen Freund und Diener

Reimann.

Fünfzehnter Brief.

Henriette von Blumenthal an Emilie Sommer.

Breslau den 7. Jenner.

Du zürneſt auf mich, liebes frommes Mädchen! das ſchlieſſe ich daraus, weil du mir ſo lang nicht geſchrieben haſt. Aber da ſieh' einmal, wie das läßt für eine ſo gute ſanftmüthige Seele, wie du biſt, ſich von einer ſo abgeſchmackten Leidenſchaft, die einen noch recht ſauertöpfiſch und menſchenfeindlich macht, überrumpeln zu laſſen! — ſchäm' dich! und ſey mir den Augenblick wieder gut! ſonſt, — ja, was ſonſt? — was thät ich dir doch gleich an, das dir recht wehe thäte? — was nun gleich? — denn kränken möcht' ich dich doch gern ein bischen, weil du mich da mit deinem langen Schweigen ſo kränkſt. Ja! — warte! es fällt mir gleich was bey. Ich werde dir ſo einen Kerl, wie der Graf D. übern Hals ſchicken, der dir erſt deine Tugend rauben, und hernach auch deinen lieben getreuen Verehrer ermorden will. Wie dir's da heiß wird vor dem Stirnchen! — Nun! nun! ſey nur kein Närrchen! es iſt ja mein Ernſt nicht.

Wie könnte denn deine Henriette ſo ein bös Herz haben, dir ſolch eine Kränkung noch einmal zuzuziehen! —

Aber ich weiß auch nicht, was die **Henriette** da ſchwadronirt; ſie greiſe doch in ihren eignen Buſen, und zupfe ſich, mit Reſpekt zu ſagen, bey ihrer Naſe. Hat ja ſelbſt in fünfzig Wintern nicht geſchrieben, und — kann ſich unterfangen, mir deswegen Vorwürfe zu machen. Ha! das Ding ärgert mich. Ich werd's ihr ſagen! ſagen werd ichs ihr, ſo derb — ja ſie ſoll den Brief nicht an die Wand ſtecken.

Stille, ſtille, liebes Seelchen, daß dir ja die Galle nicht überläuft! o! das ſind dir garſtige Krankheiten, die Gallenfieber! da wird man ſo gelb! — ſo häßlich! — Ach! daß kein Liebhaber mehr anbeißt. — Alſo ſey ruhig, und laß mich ausplappern!

Im Ernſt! — ich habe unmöglich eher ſchreiben können. Iſt dir dieſe Entſchuldigung genug, nun, ſo biſt du meine gute, unvergleichliche **Emilie**. Wo nicht? — auch gut, ſo bin ich nicht mehr — deine leichtfertige **Henriette**. Willſt du das? — Ums Himmels willen nicht! denn — o! ich möchte deine Liebe nicht verlieren, und wenn ich Amazonen-Königin werden, und lauter goldne Schlöſſer erobern könnte.

Ich danke dir für die Mittheilung der Briefe von deinem **Reimann**. Ein gar lieber Junge, den ich bey manchen Stellen hätte umarmen mögen, wenn ich ihn da gehabt hätte. Jzt wird unſer **Morgenſtern** wohl wieder friſch auf den

Beinen ſeyn. Siehſt du, wie meine Ahndung eingetroffen iſt! aber der Menſch wird ſo fromm geworden ſeyn, wie ein alter Mönch. Mags doch! wenn er nur bey ſeiner Frömmigkeit eine gewiſſe Perſon nicht vergißt! — denn ſonſt wollt' ich lieber, — ja! was nun? — Ey! ey! bald hätt' ich mich vergalloppirt! ſo gehts, wenn man das wilde Thier, das Herz, nicht immer im Zügel hält. Wie bald rennt's einem davon, und ſetzt einen herab, daß man hinpurzelt, und zeitlebens das Aufſtehen vergi

Aber was mach' ich doch auch für viele Umſtände? du haſt dich ja ſelbſt losgeſagt von dem Ehrenmanne, kannſt alſo wohl einem andern ehrlichen Mädchen die Freude gönnen, ihn ins Auge zu faſſen. Und die Perſon, die er nicht vergeſſen ſoll? — ich will ſie dir beſchreiben. Denke dir ein Mädchen, ungefehr ſolchen Gelichters, wie **Henriette von Blumenthal** hochgebietende Gnaden; ein Mädchen, das ſonſt immer luſtigen Humors war, aber jämmerlich darnieder ſank, als der Ehrenmann ins Gras geſtrecket ſeyn ſollte. Itzt wackelt ſie wieder mit ihrer Laune unter den Trümmern der Melancholie hervor, und klatſcht in die Hände, und tanzt auf einem Beine, da ſie erfährt, daß der leichtfertige Bube, der ihr Herz gefangen hält, dem Reiche der Finſterniß wieder entflohen iſt, und ſo geſund wie ein Aal da ſteht. Nun! kannſt du rathen? — **Hannchen** von **Trautenau**? — ſo! ſo! halb und halb getroffen, aber noch nicht ganz. Beſſer! — **Emilie Sommer**? — weit gefehlt; aber nur in Abſicht auf das Herz. Beſſer! — **Henriette** von — — ja! **Henrietten** giebts genug in der Welt; aber welche? — Ach! ich merke ſchon, du haſts errathen. Aber lies einmal, was dir deine **Henriette** zu ſagen hat, um zu wiſſen, daß ihr Herz noch immer wie ein Ball herum getrieben wird, und noch an nichts feſt hängt.

Mein Herr Lieutenant, hochgräfliche Excellenz, lieſſen ſich neulich in hohen Gnaden gefallen, mir ihr vornehmes Herz in beſter Form Rechtens anzutragen. Ich habe aber die Sache blos ad referendum angenommen, — wie unſer Herr Hausadvokat zu ſagen pflegt — nun erſtlich mit meinem Herzen, und meiner **Emilie** darüber zu Rathe zu gehn. Horch alſo hoch auf, Liebchen!

Neulich, als mein guter Alter, eben ſpät, beym General Z zu Gaſte bleibt, und ich mit **Moritzen** Abends allein ſpeiſe, bittet er mich, nach Tiſche, im Speiſezimmer, wo ein Flügel ſteht, ihm eins zur Flöte zu accompagniren. Ich hab' eben auch Luſt dazu. Wir ſetzen uns; die Bedienten tretten ab, und wir leyren eins zuſammen los.

Da wir fertig waren, nahm mich **Moritz** bey der Hand, und ſagte: „Noch eine Bitte hätt' ich „an Sie, Jettchen! —“

Ich. Nun? —

Moritz. (mit einer wichtigen Miene, und ſo heimlich, als ob er die Parole austheilte,) daß Sie mir eine Minute Gehör gönnen, Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen.

Ich. Eine wichtige? —

Moritz. Für Sie und für mich von gröſter Wichtigkeit.

Ich Bald möcht' ich ſie nicht anhören!

Moritz. Warum das?

Ich. Weil Sie ſo viel Pralens davon machen, und iſt doch wohl am Ende ein Larifari. —

Moritz. Wenn Sie denken! —

Ich. Nun! heraus!

Moritz. In vierzehn Tagen ſind Sie Frau Majorin.

Ich. Ey! das wär ja ſchön.

Moritz. (indem er auf dem Stuhl in die Höhe fuhr) Schön! — ich erſtaune!

Ich. Darüber? — ich dächte. Sie ſollten ſich freuen, daß Sie mich los würden.

Moritz. Jettchen! — iſt das Ihr Ernſt?

Ich. Mein völliger. Aber wer iſt denn der Herr Major zu der Frau Majorin?

Moritz. Und Sie können noch fragen?

Ich. Ey! es giebt ja viele Majors in der Welt.

Moritz. Nun! ſo wiſſen Sie es denn! **Liskov** iſt der Mann.

Ich Ey! und das wiſſen Sie?

Moritz. So gewiß, als ich itzt den Engel Henrietten ſehe.

Ich. Unterthänige Dienerin! Sie belieben zu ſpaſſen.

Moritz. Oder Sie vielmehr, **Jettchen.** Ach! wenn Sie wüßten —

Ich. Daß Sie mir einen Schnickſchnack vormachen; das weiß ich.

Moritz. Bey Gott! ich ſpaſſe nicht.

Ich. Das ſehe ich wohl; aber wer macht mich denn zu **Liskovs** Frau?

Moritz. Mein Vater.

Ich. Nun gut! ſo muß ich gehorchen.

Moritz. (mit vieler Aengſtlichkeit) Ums Himmels willen —

Ich. Nicht? — das iſt ſchön. Ein hübſcher Rath, ſeinem Vater ungehorſam zu ſeyn.

Moritz. O Henriette! Sie verſtehen mich nicht.

Ich. Nur allzu gut; aber wie kommen Sie zu dem Mährchen?

Moritz. Eben ſagt mir's der Lieutenant Streit.

Ich. Und der hats?

Moritz. Vom Hauptmann von **Hilde.**

Ich. Und der?

Moritz. Vom Major **Doberneck.**

Ich. Und der?

Moritz. Vom Rittmeiſter von **Billingsleben.**

Ich. Und der?

Moritz. Vom Major **Liskov** ſelbſt.

Ich. Ein ſchöner Klatſch. Sagt ichs nicht, daß es ein Larifari wär?

Moritz. Das iſt noch nicht alles, Fräulein.

Ich. Immer weiter.

Moritz. Heute ſagte mir der gnädige Papa ſelber, er würde Sie ungern verlieren, weil **Liskov** um Sie angehalten hätte.

Ich. Nun! Glück zu, Frau Majorin! lachen Sie doch, **Moritz**! lachen Sie doch!

Ich ſchlug eine helle Lache auf; der Lieutenant war aber ernſtlich, ergrif wieder meine Hand, und erklärte ſich in Gnaden, wie folgt: „Liebes »Jettchen! Sie mögen nun Spaß oder Ernſt »aus der Sache machen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß **Liskov** ernſtlich darauf denket, Ihr »Herz und Ihre Hand zu erhalten. —“

Ich. Und wenn's denn auch wäre? —

Moritz. Laſſen Sie mich ausreden, Liebe!

Ich. Zu Befehl, Herr Graf!

Moritz. O! Ihr Spotten Fräulein!

Ich. Fahren Sie fort!

Moritz. Ach! meine Theureſte! und wenn er ſie erhielte, dieſe gute, liebevolle Hand; — o! was würde da aus dem Manne werden, dem dieſe Hand ſo unentbehrlich zu der Wallfahrt ſeines künftigen Lebens iſt?

Ich. Er würde ſich vielleicht an der Hand eines andern Mädchens zu tröſten wiſſen.

Moritz. Oder nie Troſt und Ruhe für ſeine Seele finden. O! meine geliebteſte Henriette! — (indem er ſein Geſicht auf meine Hand legte, und ſie mit Thränen benetzte) erlauben Sie mir endlich einmal, Ihnen mein beklemmtes, mein liebekrankes Herz ganz zu öfnen! Ach! ich kann nicht mehr ſchweigen. Ich liebe Sie, Holdſelige! von Kindheit auf, von den Tagen an, da wir in jugendlicher Unſchuld, uns zuerſt an einander ſchmiegten, zuerſt unſre Herzen, zum Gefühl des Lenzes der Freundſchaft einander öfneten, — von dieſen wonnevollen, ſanft verfloſſenen Tagen an, liebe ich Sie von ganzer Seele! — o! möchten dieſe hellen ſtralenden Augen meiner **Henriette**, auch mir etwas mehr als Freundſchaft zulächeln! — möchte nur ein Funke derjenigen Liebe, die meine Bruſt wie Feuer verzehrt, in ihre Seele überfliegen. —

Ich. O! o! hören Sie auf! Sie fallen in die Sprache der Romanenhelden.

Moritz. Aber Gott! Fräulein! Sie antworten mir nichts auf meine Liebe? — ſagen mir nicht, ob ein Stral von Hofnung meine Seele erquicken ſoll?

Ich. Wozu das alles, wenn ich in vierzehn Tagen Frau Majorin bin?

Moritz O! das war der Schlag, der mich zerſchmettert, Sie lieben den Major!

Ich. Wenn Sie denken? — ja! ich liebe ihn. Sagen Sie mir, **Moritz**, iſt er nicht liebenswürdig?

Moritz. Grauſame! Sie martern mich.

Ich. Doch nicht ſo ſehr, als Ihr eigen Herz.

Hier ſtand er vom Stuhl auf, gieng in fürchterlicher Bewegung einigemal im Zimmer hin und wieder, trat dann wieder vor mich hin, ſchlug mit Heftigkeit an ſeine Bruſt, und ſagte: „Ich „ſehe, Fräulein! Sie ſpotten meiner Qual. Aber „das ſchwöre ich Ihnen hier bey Got dem Zeugen meiner Liebe, und Ihrer Verachtung, daß „ich ehe dem Major meinen Degen in ſeine verrätheriſche Bruſt ſtoſſe, ehe ich zulaſſe, daß er „meine Henriette daran drücke! ja! daß ich ſelber lieber des qualvollſten Todes ſterben will, „ehe ich Sie in den Armen des Feindes meiner „Ruhe ſehe.“

Nun wurde mir die Sache zu ernſtlich, als daß ich meinen Spaß hätte weiter forttreiben ſollen. Die Hitze dieſes auffahrenden heftigen Jünglings machte mir bange. Ich ſah alle die ſchrecklichen Folgen voraus, in die uns ſeine fürchterliche Leidenſchaft ſetzen konnte. Ueberdieß fieng er an mich zu jammern; denn ich war ihm immer günſtiger als dem Major, und mein Herz fühlte immer etwas mehr, als Freundſchaft gegen ihn. Ich ſuchte alſo das über mir ſich aufthürmende Wetter abzuleiten, nahm ihn freundlich bey der Hand, und ſagte: „Sachte! ſachte! lieber Moritz! es war ſo ernſtlich, ſo böſe nicht gemeynt. „Ich dächte, Sie ſollten mich beſſer kennen, um „meinen Scherz nicht ſo übel aufzunehmen. Mit

„dem Major wird's ſo geſchwind nicht gehen. Ich „muß auch erſt dabey gehört werden. Und mit „Ihrer Liebe zu mir verfahren Sie behutſam. Sie „kennen unſern Vater! — Weiter darf ich Ihnen „nichts ſagen. Zu Ihrer Beruhigung aber gebe „ich Ihnen die Verſicherung, daß ich nicht undankbar gegen Ihr Herz ſeyn werde.“

Hie traten ihm helle Thränen in die Augen. Er ſank neben mir auf den Stuhl, ſchloß mich in ſeine Arme, und drückte mir einen feurigen Kuß auf meine Wange, unter den Worten: „Tauſend Dank für Ihre Verſicherung, beſtes Mädchen! ich ſehe doch, daß Sie mich nicht ganz „haſſen, nicht zu Grunde richten wollen. Erlauben Sie mir dieſen reinen Kuß auf Ihre Wange! Er ſey das Siegel Ihrer erquickenden Verſicherung!“

Ich konnte ihm das wohl geſtatten, ohne meine Delicateſſe zu beleidigen. In den Umſtänden war er gleichſam ein Werk der Noth, nur um den aufbrauſenden Jüngling von den Ausbrüchen ſeiner Wuth zurück zu halten.

Aber nun mußte er auch fort. Er entfernte ſich mit anſcheinender Beruhigung, nachdem er nochmals feyerlichſt wider den Major proteſtirt und appellirt hatte.

Da hab' ich alſo nun einen förmlich erklärten Liebhaber. Was ſoll ich aber mit ihm machen, Emilie? — Ich kann eben nicht ſagen, daß ich ihn haßte; und doch — o! hätt' ich einen andern Mann nicht geſehen! — Du verſtehſt mich, **Emilie**! rathe mir, wie ich mich aus der verwünſchten Sache herausziehe. Daß man doch auch vor dem zudringlichen Mannsvolke nicht eine Minute Ruhe haben kann! O! ich wollte, daß ſie alle wider die Türken fechten müßten, nur damit ihnen die vermaledeyte Luſt, Weiber zu martern, aus ihrem hochmüthigen Schädel herausgefegt würde.

Vor dem Antrage des Majors fürchte ich mich noch mehr; und den erwarte ich alle Tage. Ich kann ihn nicht nehmen! — bey Gott! ich kanns nicht. Mit Ketten müſſen ſie mich ans Traualtar ſchleppen; und doch ſollen ſie mir das Ja nicht herauspreſſen.

Schreib mir bald, **Emilie**! und melde mir etwas von **Morgenſtern**. Ob der Bube nicht auch einmal an mich ſchreiben kann? — Aller Mädchen Fluch ſoll ihn treffen, wenn er — **Henrietten** vergißt. Du kannſt ihm dieß gelegentlich in einer Portion tüchtiger Verweiſe eingeben: — Ich bin, wie du ſchon weißt, unaufhörlich die

Deinige

Henriette v. Blumenthal.

Sechzehnter Brief.

Emilie Sommer an die Amtmannin Reimann.

B. den 18. Jenne

Sie werden lange ſchon auf die Fortſetzung meiner Geſchichte gewartet haben, liebſte Freundin! ich ſchreite alſo ohne weitere Vorrede dazu, um Ihr Verlangen ſo bald als möglich zu befriedigen.

Zwey Jahre lang lebte ich bey meiner Frau **von Uranovsky**, auf dem Landgute ihres Gemahls bey **Peſt** in **Ungarn**, auſſerordentlich heiter. Sie war ganz eine Frau nach meinem Herzen, ſo wie ich ein Mädchen nach dem ihrigen. Ich durfte ſie mehr wie meine warme zärtliche Freundin, als wie meine Wohlthäterin betrachten. Sie konnte nichts weniger an mir leiden, als eine ängſtliche Dankbegierde für das viele Gute, ſo ich bey ihr genoß. Wenn ich frey mit ihr ſprach, wie mit einer zärtlichen Schweſter, ſo hatte ſie mich am liebſten. Dieſen beyden Jahren, und der Geſellſchaft dieſer unvergleichlichen Frau habe ich meine wenige Welt- und Menſchenkenntniß, und die Ausbildung meines Karakters vorzüglich zu danken. Sie zog mich in alle Geſellſchaften mit, und brachte mir, durch ihre Güte und Freundſchaft, die Achtung aller ihrer Bekannten und

Freunde zuwege. Der ungariſche Adel iſt gröſtentheils ſehr geſittet, und übertrift oft an Artigkeit den deutſchen ſehr weit. In dem Umgange mit Menſchen wurde meine ſchwärmeriſche Phantaſie nach und nach von ihrer Höhe herabgeſtimmt. Ich träumte nicht mehr die hohen Ideale, die ich mir in meiner Einſamkeit über die Menſchheit geſchaffen hatte. Da meine Wohlthäterin die Muſik auſſerordentlich liebte, ſo fand ich bey ihr Gelegenheit, meine wenige Kenntniß im Singen und Clavierſpielen vollends auszubilden. Es wurden oft unter dem Adel des Landes Concerts gegeben; und da war ich immer die vornehmſte Sängerin. Jedermann, der mich hörte, wurde von meiner Stimme bezaubert. Ja, ich brachte es ſo weit darin, daß man mich dem gröſten Virtuoſen an die Seite ſetzte.

So floß mir mein Leben in ſanfter Ruhe und Heiterkeit, wie der ſtille Silberbach dahin. Geliebt von meiner vortreflichen Wohlthäterin und Freundin, bewundert von allen, die mich kannten, träumte ich mir meine Situation zu einem irdiſchen Paradieſe. Ich dachte nicht, daß wieder einmal eine Zeit kommen könnte, wo die Leiden der Erde aufs neue mein Herz beſtürmen, und die Tage meiner Glückſeligkeit in Tage der Trübſale verwandeln würden. Inzwiſchen thürmte ſich, bey dem milden Sonnenſtral meines Glücks, ein fürchterliches Wetter über mir auf, das bald darauf mit völliger Wuth auf mich herabdonnerte. Ich verlohr meine herrliche Freundin durch den Tod, und hatte mit ihr alles verlohren. Jedoch, eh' ich mich zu dieſem betrübten Zeitpunkte meiner Geſchichte wende, muß ich Ihnen erſtlich eine kleine Abſchilderung von meiner Wohlthäterin und ihrem Gemahl machen.

Die Frau von **Uranovsky** ſtand in ihrem zwey und zwanzigſten Jahre, als ich das Glück hatte, in **Holſtein** von ihr gerettet zu werden. Nie habe ich eine ſchönere Dame geſehen. Sie war von majeſtätiſcher Länge, aber ſchlank wie Diana, leicht wie eine Nymphe, und voller Anſtand, wie eine Grazie. Ihre ganze Perſon war vollkommen ſymmetriſch; beſonders hatte ſie ausnehmend ſchöne Füſſe. Der Teint ihres Geſichts war ſo ſchön vermiſcht, daß man weder zu viel Röthe, noch zu viel Bläſſe darinne fand. Ihre ganz reine Haut glich mehr einem Silberſtral des Mondes, als die romantiſche Phantaſie eines Malers träumen kann. Ihr Haar war hellbraun wie ihr Auge, aus welchem ihre ganze himmliſche Seele ſtralte. Sie hatte eine ſchöne, wohlproportionirte Habichtsnaſe, und etwas dunkle Augenbraunen, die ihr ſchönes groſſes Auge noch mehr ins Licht ſtellten.

Neben dieſer körperlichen Schönheit, hatte ihr auch der Schöpfer eine ſchöne Seele verliehen. Der Hauptzug ihres Karakters war Liebe, ſolche hohe, idealiſche Liebe, die ihr noch das Leben koſtete. Sie liebte Gott von ganzem Herzen. Tugend und Frömmigkeit im erhabenſten Grade war hier das hohe Ideal ihrer Liebe. Sie bekannte ſich zur proteſtantiſchen Religion. O! wie oft hat ſie die groſſe **Thereſia** geſegnet, die in **Ungarn** den Proteſtanten freye Religionsübung geſtattete!

An ihrem Gemahl hieng ſie mit der ſtärkſten unbeſchreiblichſten Liebe. Sie kannte kein gröſſer Glück, als ſeine Gegenliebe, konnte aber auch ſeine Untreue nicht überleben

Aus Liebe war ſie die zärtlichſte Freundin. Zu mir gieng ihre Liebe oft bis zur Schwärmerey. Ich durfte die zwey Jahre über nicht von ihrer Seite kommen. Sie hielt mich oft ganze Stunden in ihren Armen. Ihre Empfindungen wurden oft ſo ſtark, daß ſie in Thränen ausbrachen.

Aus Liebe war ſie die gefälligſte, offenſte, angenehmſte Geſellſchafterin. Denn ſie liebte die ganze Welt, und glaubte jedem das gröſte Weh anzuthun, dem ſie nicht mit Sanftmuth und Liebe begegnete.

Aus eben dieſer groſſen Menſchenliebe war ſie eine Verſorgerin der Armen, die ſie anbeteten, und eine Freundin ihrer Bedienten, die ihr Leben für ſie gelaſſen hätten.

In einer einzigen Gattung von Liebe habe ich ſie nicht kennen lernen; und das war in der Liebe zu ihren Feinden: denn ſie hatte keine Feinde.

Es war unmöglich, nur den Gedanken von Feindſchaft gegen ſie zu faſſen.

Doch verdient die edle und großmüthige Verzeihung der Untreue ihres Gemahls, und ihre unerſchütterte Liebe zu ihm, unter dieſe groſſe Tugend mitgerechnet zu werden.

Ihr Gemahl war ein ſehr anſehnlicher, wohlgemachter Herr von ohngefehr dreyßig Jahren; aber feurigen Temperaments, und gewohnt, alles mit Gewalt durchzuſetzen. Ich hatte erſt viel Hochachtung gegen ihn; aber ſeine Untreu an einer ſo unvergleichlichen Gemahlin machte mir ihn zum verabſcheuungswürdigſten Menſchen.

In der erſten Zeit meines Aufenthalts in dieſem Hauſe wurde ich auf ſeiner Seite nichts, als die zärtlichſte Liebe zu ſeiner Gemahlin gewahr. Er ſchien keine andern Wünſche zu kennen, als die Liebe dieſer ſchönen Seele; und dieß flößte mir ſehr viel Ehrfurcht gegen ihn ein. Gegen das Ende des zweyten Jahres meines dortigen Aufenthalts, kam meine Wohlthäterin, nachdem ſie die ganze Zeit ihrer Ehe über unfruchtbar geweſen war, mit einem todten Kinde nieder. Sie fiel dabey in eine ſchwere Krankheit, von welcher ſie jedoch bald wieder genas. Seit dieſer Zeit ſpürte ich an dem Herrn von Uranovsky viel Kaltſinn gegen ſeine würdige Gemahlin. Sie merkte es, und eben darum verdoppelte ſie ihre Zärtlichkeit gegen ihn, um ſein Herz dadurch wieder zu ſich zu lenken. Je mehr ſie aber Liebkoſungen und Merkmale der leidenſchaftlichſten Zärtlichkeit an ihn verſchwendete, deſto zurückhaltender und kaltſinniger wurde er gegen ſie. Nun fieng ich an, den Mann von ganzer Seele zu verabſcheuen, und betrachtete ihn als ein Ungeheuer der menſchlichen Natur. Doch konnt' ich lange die Urſachen dieſes ſchnöden Betragens gegen ſeine liebe Gemahlin nicht begreifen. Endlich wurde ich mit Entſetzen gewahr, daß niemand als ich ſelbſt den Grund zu dieſer Untreue in ſeiner Seele gelegt hatte. Der Laſterhafte hatte eine unkeuſche, ſtrafbare, meineydige Liebe zu mir gefaßt. Erſt ließ er mich ſeine ſataniſche Leidenſchaft durch ſein Betragen nur von weitem errathen. Da ich aber immer mit tauben Ohren hörte, erklärte er ſich endlich gegen mich ſo deutlich darüber, daß ich an meinem Unglück länger nicht mehr zweifeln konnte.

Wie mich dies darnieder ſchlug, und meine Seele kränkte, kann ich Ihnen, liebſte Freundin! gar nicht genug beſchreiben. Ich dachte die ganze Hölle loderte auf mich zu. Vor dem bloſſen Gedanken eines ſolchen Laſters bebte mein Herz grauenvoll zurück. Ich verwünſchte in der Heftigkeit meiner Empfindungen meine wenigen Reize, die ich zur Beförderung meines Elends haben mußte. Der Gedanke, meiner Wohlthäterin, die mich vom Tode errettet, und mit ſo mütterlicher Treue in ihre liebreichen Arme aufgenommen hatte,

— meiner wärmſten zärtlichſten Freundin, die ſo mit ganzer Seele an mir hieng, und ihr Leben für mich gelaſſen hätte, — ihr liebſtes und koſtbarſtes auf der Welt, das Herz ihres ſo innigſt von ihr geliebt werdenden Gatten geraubt zu haben, und — ihre Freundſchaft, ihre Liebe, ihre Wohlthaten, mit dem ſchwärzeſten, ehrloſeſten Undanke zu vergelten, — o! dieſer Gedanke war mir tödtende Qual. Ich ſah mich als das ſtrafwürdigſte Ungeheuer an. Mein Schmerz darüber ſtieg bis aufs äuſſerſte. Die Frau von **Uranovsky** wurde meinen Kummer gewahr. Aber ich durfte mich ihr nicht entdecken, theils weil ich ihr den Schmerz über die Untreue ihres Gemahls gern erſparen wollte, theils aber auch aus Furcht, vor ihr die Rolle einer Treuloſen und Verrätherin zu ſpielen. Wenn ich allein war, überließ ich mich ganz meiner Wehmuth, und badete mich in meinen Thränen. Das Bewußtſeyn, daß ich unſchuldig war, und doch vor ihren Augen die gröſte Verbrecherin erſcheinen mußte, folterte mich Tag und Nacht, und machte mir mein Leben zur Hölle.

Indeſſen fiel die Frau von **Uranovsky** über den Verluſt der Liebe ihres Gemahls in die tiefſte Schwermuth. Seine laſterhafte Liebe zu mir war ihrer Beobachtung nicht entgangen. Dieſe ihre ſtille, verſchloſſene Traurigkeit, und die Marter, worunter ihre ſchöne Seele erlag, brachte mich beynahe zur Verzweiflung, und die noch immer fortdaurende Kaltſinnigkeit ihres Gemahls bey dieſem ihrem mitleidswürdigen Zuſtande verdroß mich ſo ſehr, daß ich dieſen Verräther auf dem Schavott hätte ſterben ſehen können, ohne ihm eine einzige Thräne zu weihen. Die Schwermuth meiner lieben Freundin vergröſſerte ſich indeß von Tage zu Tage, und führte ihren ſchönen Körper der Vernichtung täglich näher zu. Sie verwelkte nach und nach wie eine ſchöne Blume, an deren Wurzel ein giftiger Wurm frißt, der ſie endlich ganz zu Grunde richtet. Waren wir allein bey einander, ſo ſaſſen wir da, und weinten, ſahen einander wehmüthig an, und keines traute ſich, dem andern die Urſache ſeines Kummers zu entdecken.

Endlich brach ſie ſelbſt das Stillſchweigen. An einem unſrer melancholiſchen Abende ſchütteten wir unſre Herzen vor einander aus. Unſre Thränen begleiteten unſre Geſtändniſſe. Wir ſanken im Gefühl der Wehmuth einander an Buſen. Sie bekannte mir das Unrecht, das ſie litte, und ich ihr meine Unſchuld. Ich bat ſie, mir zu erlauben, daß ich von Stund an ihr Haus verlaſſen dürfe, weil alsdenn das Herz ihres Gemahls vielleicht wieder zu ihr gelenket werden könne. Aber die Liebe wollte das nicht geſtatten. „Nein, liebſte „Emilie!“ ſagte ſie, „du darfſt mich nicht verlaſſen, bis der Tod, den ich ſchon in meinen „Adern fühle, mich von dir trennt! Wer würde „mit mir trauern, mit mir weinen, wenn ich

„dich, du Gute, nicht hätte? Du biſt unſchuldig „an meinem Elend. Wie ſollt' ich dir die Folgen „von der Untreue meines Gemahls fühlen laſſen! „Es iſt wahr, ich liebe den Verächter meiner Zärtlichkeit noch aus voller Seele, mit eben der „Wärme, als am erſten Tag unſrer Verbindung. „Aber das muß ich, **Emilie**! Hab' ich nicht am „Altar ihm ewige Treue, ewige Liebe geſchworen? und berechtiget mich ſeine Untreue, meinen „Eyd zu brechen? — Nein! ich will ſterben mit „dieſer Liebe. Der Gott, deſſen Gebott ich folge, „wenn ich meinen Eyd halte, ſey Richter zwiſchen mir und ihm! Wenn du mich je geliebt „haſt, **Emilie**! ſo verlaß mich Unglückliche nicht. „Du biſt noch allein mein Troſt in dieſer argliſtigen, verrätheriſchen Welt. Du ſollſt mir die „Augen zudrücken. Mein Geiſt ſoll auch dann, „wenn er dieſe zerbrechliche Hütte verlaſſen hat, „um den deinigen ſchweben, und dich auf den Wegen der Tugend begleiten."

Wer konnte der Bitte dieſes Engels widerſtehen? — Ich fiel ihr zu Füſſen, umfaßte ihre Knie, weinte einen Strom von Thränen in ihren Schooß, und verſprach, ihr bis ins Grab zu folgen, und nie von ihrer Seite zu weichen.

In dieſem jammervollen Zuſtand lebte ſie ungefehr noch ein Vierteljahr. Ihr Gemahl verfolgte mich immer mehr mit ſeiner Liebe, und die Leiden ſeiner vortreflichen Gattin rührten ihn nicht.

Wer mußte das Ungeheuer nicht verachten? — und dennoch war ſie bis an ihren Tod lauter Liebe, lauter Verzeihung gegen ihn. Kein Murren, kein Klagen gieng aus ihrem holdſeligen Munde. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen! der Name des Herrn ſey gelobet! das war ihr täglicher Wahlſpruch.

Ihre Schwermuth ſtürzte ſie endlich auf ein Lager, von welchem ſie nie wieder aufſtand. Die Blüthe ihrer Schönheit war verwelkt; abgezehrt wie ein Gerippe lag ſie da, und wartete mit Sehnſucht auf ihre Auflöſung. Doch war ſie immer ſtandhaft, ertrug immer ihren Gram mit Ergebung in den Willen des Ewigen. Die letzten Tage ihres ſchönen Lebens ſchweben mir noch immer in meinem Gedächtniſſe; denn ſie waren ganz Gott gewidmet, ganz Lehre und Erbauung für mich.

Einige Wochen vor ihrem Tode gieng endlich ihr Gemahl wieder in ſich, und erkannte das Unrecht, das er ſeiner zu Grunde gerichteten Gattin angethan hatte. Da er bey mir ſchlechterdings kein Gehör fand, ſo mochte ſeine alte Liebe zu ſeiner Gemahlin wieder erwachen. Nun hätte er ſie gern mit ſeinem Leben vom Tode gerettet. Aber das Unglück war bereits geſchehen. Sie konnte nun dem Tode nicht mehr entfliehen. Keine Arzneyen ſchlugen mehr an. Die Auszehrung war aufs äuſſerſte geſtiegen. Doch verſöhnte er ſich noch einige Tage vor ihrem Tode völlig mit ihr;

und da vergab ihm die Himmliſche, mit der Huld eines Engels.

In den letzten Stunden ihres Lebens betete ich faſt beſtändig mit ihr, und ſang ihr aus **Klopſtocks** und **Gellerts** geiſtlichen Liedern vor. Dadurch wurde ſie oft ſehr geſtärkt. Eine Stunde vor ihrem Hinſcheiden nahm ſie mich noch bey der Hand, und ſagte: „Ich fühle meine Auflöſung herannahen, liebe **Emilie**! wohl mir, daß „mein Leben den Forderungen der Religion und „Tugend entſprach! Ich ſtehe wohl mit meinem „Gott und meinem Erlöſer, bin verſöhnt mit meinem Geliebten, habe niemanden auf der Welt, „den ich haſſe, oder der mich haſſet. Meine Eltern ſind ſchon bey Gott. Mein einziges Kind „nahm der Herr zu ſich, eh' es das Licht der „Welt erblickte. Meine Verwandten habe ich der „Fürſorge meines Schöpfers empfohlen. Auch „dich, meine Liebe! wird der Höchſte in ſeinen „Schutz nehmen, auch wenn ich nicht mehr bin. „Ich will noch in der Ewigkeit für dich beten. „Jetzt aber höre noch ein Wort von deiner ſterbenden Freundin! Fürs erſte: ſey tugendhaft, „wie du es bisher wareſt, denn Tugend iſt die „Würze unſrer Freuden, und die wohlthätigſte „Stütze in unſern Leiden. Verehre Gott und die „Religion, denn ſie iſt die getreueſte Begleiterin „unſers Lebens; ſie allein giebt uns Troſt und Ruhe im Tode. Fürs zweyte, verlaß ſogleich nach

„meinem Hinſcheiden, meinen Gemahl; er möchte „deiner Tugend nachſtellen, und dir deine Ruhe „zu rauben ſuchen. Was ich dir verſiegelt hier „überreiche, wird dir dein Fortkommen in der „Welt erleichtern. Und dann, — o Emilie! „meine Freundin! meine Schweſter! meine Geliebte! — wenn die kühle Erde meine Gebeine „deckt, ſo denke manchmal an mich, liebe mich „auch im Tode, und bete für mich! Leb wohl! „Gott ſey bey dir, und ſegne dich!“

Ich fiel vor ihrem Bette auf meine Knie nieder, ergrif ihre Hände, bedeckte ſie mit meinen Küſſen, und benetzte ſie mit meinen Thränen, war aber nicht im Stande, ihr genugſam für ihre Liebe zu danken. Auch ſie hatte nun die Sprache verlohren, und in einigen Minuten fiel ſie in den ſeligen Schlummer, aus welchem ſie erſt an jenem Tage wieder erwachen wird.

Die acht Tage über, die ich noch, nach ihrem Tode, in dem Hauſe ihres Gemahls blieb, weihete ich ganz dem Andenken meiner ſeligen Freundin. Ich brachte ſie gröſtentheils mit Weinen und Beten zu. Dann machte ich Anſtalt Ungarn zu verlaſſen. Zu meinen Pflege-Eltern traute ich mich zwar nicht wieder zu reiſen, weil ich die Verfolgung ihres Sohnes noch immer zu fürchten hatte. Ich beſchloß aber, mir in dem proteſtantiſchen Deutſchland irgend ein ſtilles Dörfchen zu meinem Wohnplatz zu erwählen, um allda, entfernt von dem Geräuſche der groſſen Welt, meine Lebenszeit in der Einſamkeit zuzubringen. Die Güte meiner verblichenen Freundin hatte mich in den Stand geſetzt, ohne fremde Hülfe einen groſſen Theil meiner Tage zu verleben. In dem Päckchen, das ſie mir auf ihrem Sterbebette überreichte, befanden ſich zweytauſend Stück ungariſche Dukaten, auſſer den Juwelen und Koſtbarkeiten, die ich nach und nach von ihr geſchenkt bekommen hatte, und die ſich ſehr hoch beliefen.

Ich entdeckte dem Herrn von **Uranovsky** meinen Vorſatz, **Ungarn** zu verlaſſen. Der Tod ſeiner Gemahlin hatte ihn ſo ſehr gebeugt, daß er an ſeine Liebe zu mir itzt nicht weiter dachte, und mir meine Abreiſe gern erlaubte. Noch war er ſo großmüthig, mir ein Geſchenk von zweyhundert Dukaten anzubieten; und ungeachtet ich ihm ſagte, daß mich die Güte ſeiner ſeligen Gemahlin ſchon allzu reichlich bedacht hätte, ſo mußte ich doch auch dieß durchaus von ihm annehmen.

Ich packte alſo meine Sachen zuſammen, und nahm mit Thränen von meinen Freunden Abſchied. Den Tag vor meiner Abreiſe beſuchte ich noch einmal das Grab meiner Freundin, und zollte ihrem Andenken noch einen Strom von Zähren. Das ganze Haus zerfloß in Wehmuth bey meiner Abreiſe; denn ſie hatten mich alle ſehr lieb. Der Herr von **Uranovsky** war auſſerordentlich gerührt, und bat mich mit Thränen um Vergebung wegen der vielen Leiden, in die er mich geſtürzt hätte. Ich ſetzte mich auf die Landkutſche, die nach Preßburg gieng, und nahm niemanden, als mein Mädchen mit, die auch bis itzt treulich bey mir ausgehalten hat.

Hier, liebſte Freundin! muß ich abbrechen, um den künftigen Theil meiner Geſchichte nicht trennen zu dürfen. Mein Unglück iſt hier noch nicht zu Ende. Ich mußte bald wieder einen heftigen Sturz überſtehen.

Leben Sie indeß recht wohl, meine Beſte! und empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen. Iſt der Tag zur Hochzeit meiner Auguſta noch nicht angeſetzt? Ich kann es kaum erwarten, ſo freue ich mich darauf.

Ihre

zärtliche Freundin

Emilie Sommer.

Siebenzehnter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 20. Jenner.

Bald möcht' ich mich im ganzen Ernſt mit dir zanken, du loſes, leichtfertiges Mädchen! — konntſt da in deinem letzten lieben Brief ein Aufhebens von meinem langen Schweigen machen, und ſo böſe darüber thun, als ob ich wirklich die Sünderin wäre. Und dennoch iſt es niemand anders, als meine launigte Henriette ſelbſt, die alle die Vorwürfe, — ja wahrhaftig, ich muß dir, ſo lieb ich dich ſonſt habe, einmal die Wahrheit derb ſagen, — alle die Vorwürfe doppelt verdient, die du mir mit himmelſchreyendem Unrechte machſt. Denn — hab' ich dir zeither nicht immer geſchrieben? und wie lange iſts, daß ich keine Zeile von dir geſehen habe? rechne einmal nach! Aber — ich merke ſchon, wo du loſes Kind hinaus willſt. Du ſuchſt unter dem groſſen Lärm, den du über mein Schweigen anfängſt, deine eigene Saumſeligkeit zu verſtecken, und unter dieſer Bedeckung mit guter Art ſo durchzuwiſchen. Hör Mädchen! brich mirs nicht zu grün ab, ſonſt — ſollſt du ſehen, daß ich auch Galle habe.

Dießmal ſoll dir's noch ſo hingehen, weil du doch einmal meine gute, liebe Henriette biſt, um die ich wohl Welten hingäbe. Aber — noch einmal, mach mich nicht böſe! ſonſt! — —

Aus deinem Briefe ſehe ich zwar wieder einige Züge, von meiner launigten Freundin, hervorblicken. Aber du biſt doch noch nicht ganz wieder die, die du ſonſt warſt. Man ſieht deiner Laune den Zwang zu ſehr an, und dein Witz, der ſonſt ſo natürlich von deinen Lippen floß, ſcheint mir oft viel geſuchtes zu verrathen. Und woher kommt das? — vielleicht weißt du es wohl ſelbſt nicht. Aber ich weiß es. Denk nur nicht, daß du mich hintergehen kannſt! als eine Schauſpielerin habe ich mich zu ſehr daran gewöhnt, die Herzen der Menſchen zu ſtudiren, als daß mir die geringſte Bewegung des deinigen verborgen bleiben ſollte.

Dein Herz liegt unter der Macht der Liebe gefangen, und weil es dir nicht ſo gehet, wie du gern wollteſt, ſo macht dich dieß mißmuthig. Wäre nur **Morgenſtern** ſo wohl itzt in **Breslau**, als er ſich in **Mallendorf** aufhält: denn da kannſt du den **Ehrenmann** itzt finden, — wir wollten einmal die Henriette hören, was ſie für ein Jubelgeſchrey anſtimmen würde.

Sey nicht böſe über meinen Scherz, gutes Mädchen! weiſt ja, daß ichs nicht ſo übel meyne. Auch kann ich in einer Sache, die mir wirklich zu ernſtlich dazu iſt, den Spaß nicht länger fortſetzen. Ich bezeige dir alſo mit der wärmſten Theilnehmung mein herzliches, ſchweſterliches Mitleid mit deiner Lage. Denn du haſt es wahrhaftig auf keinem guten Flecke. Einmal hängt dein Herz an dem Undankbaren, und doch kannſt du, nach unſrer weiblichen Delicateſſe, keinen Schritt weiter vorwärts thun, wenn dir **Morgenſtern** nicht auf halbem Wege entgegen kömmt. Dazu ſcheint er aber, wie ich dir ungern ſagen muß, noch keine Luſt zu haben. Zwar denkt er ſehr fleiſſig an dich, und hat mich mehr als einmal bitten laſſen, dir von ſeinem Befinden Nachricht zu geben, und dich der Fortdauer ſeiner wärmſten Freundſchaft zu verſichern. Aber Freundſchaft!— was iſt Freundſchaft für eine Vergeltung gegen die Liebe? — Ach! liebe, beſte **Henriette**! wollt' er nur das für dich fühlen, was ich ihm ſo wenig erwiedern kann, und womit er mich noch immer quält! O! es iſt für mein Herz eine unbeſchreibliche Marter, einen guten Menſchen um mich leiden zu ſehen. Und das iſt noch immer der Fall bey **Morgenſtern**. Dennoch aber kann ich unmöglich — Ach! ich mag dir das nur nicht wiederholen, was ich dir hierüber ſchon ſo oft ausführlich geſchrieben habe.

Ich zittre vor ſeiner völligen Geneſung, ſo ſehr ich ſie zu ſeinem Beſten wünſche. Wenn er nur nicht wieder anfängt mich zu verfolgen! Bald wird er ſeine völlige Geſundheit wieder erlangt haben. Das kann ich dir zu deinem Troſte ſagen. Fände er nur auch ſeine Ruhe wieder, und zwar — in der Liebe zu meiner **Henriette**! das iſt mein gröſter Wunſch. Wie mir ſein Freund **Reimann** ſchreibt, will er ſich einige Zeit bey **Herrn Thalmann** in **Mallendorf** aufhalten. Vermuthlich werden ſie itzt ſchon dahin abgegangen ſeyn.

Uebrigens ſtimmen **Reimanns** Nachrichten darin vollkommen überein, daß unſer **Morgenſtern**

ſtern, ſeit ſeinem letzten Unglück, die tugendhafteſten und religioſeſten Geſinnungen zeigt, und ſeinen übereilten Schritt, der ihm beynahe ſein voriges Verderben zugezogen hätte, mit Thränen bereuet. Gott ſchenke ihm Gnade zu ſeiner Beſſerung! Wenn er nach ſeiner Geneſung nicht wieder von dem guten Wege abweichet, den er itzt betretten hat, ſo kann er einmal Deiner ganzen Zärtlichkeit würdig, und ein ſehr wackerer Mann werden. Sey alſo nur getroſt, liebes Kind! und überlaß nur alles Gott. Er führt uns doch immer zu unſerm Beſten; und wenn es ſein Wille, und dirs gut iſt, ſo wird er dich, und — **Morgenſtern** noch recht glücklich machen. —

Was du mir von der Liebeserklärung deines jungen Grafen ſchreibſt, hat mir durchaus nicht gefallen. Gieb nur Acht, der Menſch wird dir noch rechten Verdruß zuziehen. Denn ſein ungeſtümes Temperament wird ihm keine Ruhe laſſen; und was wird der gute alte Vater dazu ſagen? — Er hat nun einmal den Grundſatz, daß ſein Sohn noch nicht heurathen ſoll. Nie wird er eine Heurath mit dir zugeben, beſonders wegen eurer nahen Verwandtſchaft. Er hat mir ſo oft geſagt, daß er ſolche Heurathen nicht leiden könne, und ſie für ſündlich halte. Du weißt, wie er iſt, wie ſtandhaft er ſeine Meynungen zu behaupten und durchzuſetzen ſuchet. Auch kenneſt du ſeine Liebe zum Major **Liskov**. Der Himmel ſey dem gnädig, der dieſem Manne etwas zu nahe leget. Ich möchte das Unglück nicht ſehen, wenn der junge Graf mit dem Major über dich zuſammen gerathen ſollte. Mein Herz bebt vor den unglücklichen Folgen ihrer Uneinigkeit. Ach! wenn nur meine liebe **Henriette** nicht dabey in Colliſion kömmt!

Ich muß geſtehen, daß ich dieß ängſtlich beſorge. Nimm dich ja recht in Acht, meine Gute! richte es nur ſo ein, daß du die Liebe deines Herrn Pflegevaters nicht verliereſt. Wenn ich wie du wäre, ich entdeckte ihm, wenn er mir den Major antrüge, meine Liebe zu **Morgenſtern**, gerade von der Leber weg. Da er dieſen Mann ſo wohl leiden kann, ſo ſollt' ich glauben, er würde von dem Major abſtehen, und dich dem Triebe deines Herzens überlaſſen. Dadurch könnteſt du dich am beſten aus der Sache ziehen. Ueberlege es, und wenn du meinen Rath für gut befindeſt, ſo befolge ihn.

Die Liebeserklärung des Grafen iſt ganz ſo, wie man ſie von einem ſo aufbrauſenden jungen Menſchen erwarten kann, und — eben nicht ſehr zärtlich. Denn ein Mädchen, die man liebt, mit Drohungen für ſich empfindlich machen zu wollen, und mit Hauen und Stechen vor ihr herum zu bramarbaſiren, iſt eben die rechte Art nicht, ihre Gunſt zu erlangen. Mir wenigſtens dürfte ſo ein Bramarbas nicht ſehr zu nahe kommen.

Du warſt aber auch einigermaſſen Schuld daran. Warum mußteſt du ihn erſt ſo herumhudeln und hohnecken? — loſes Mädchen! deine Unterhaltung mit ihm ſieht beynah einer Komödie ähnlich, und ich mußte in der That über deine komiſchen Antworten lachen, ſo ernſtlich mir die Sache ſelbſt war. Indeſſen haſt du wohl gethan, daß du ihn nicht ganz abgewieſen haſt. Bey einem ſolchen feurigen Menſchen muß man behutſam zu Werke gehen, um nur noch gröſſers Unglück zu verhüten. Doch muſt du auch ſeine Hofnung ſchlechterdings nicht nähren, ſonſt würde er nur in noch gröſſere Wuth gerathen, wenn er ſich am Ende getäuſcht ſehe. Uebrigens magſt du wohl gar wenig Neigung zu ihm haben; und das iſt ganz nach meinem Wunſche. Du willſt mich zwar vom Gegentheil überreden; aber du irreſt dich, liebe **Henriette**! Fühlteſt du wirklich etwas mehr, als Freundſchaft für ihn, du würdeſt ſeine Liebeserklärung ganz anders aufgenommen haben. Sag mir einmal, würdeſt du **Morgenſtern** ſo begegnen, wenn er in dem Fall des Grafen bey dir käme? — he? — Daß du ſprichſt, du könnteſt ihn beſſer, als den Major leiden, beweiſet nichts weniger, als Liebe zu ihm. Die Sache geht vielmehr ganz anders zu. Mit dem Lieutenant biſt du aufgewachſen: er iſt dein Verwandter, der Sohn deines Wohlthäters, deines andern Vaters; du biſt daher ſchon daran gewöhnt, etwas mehr als Gleichgültigkeit für ihn zu empfinden, obgleich dieſe deine Empfindungen noch lange das hohe Gefühl wahrer Liebe nicht erreichen. Der Major hingegen dringet ſich dir unter der Geſtalt eines verhaßten Liebhabers auf. Wie kann es nun anders kommen, als daß jener dir näher als dieſer am Herzen liegt, ob du gleich keinen von beyden liebſt, ſo liebſt, wie etwann — einen andern Mann. Den Major bedaure ich indeß von Herzen; er verdiente gewiß deine Hand. Aber Gewalt muß auch das Verdienſt nicht brauchen.

Du ſchreibſt mir ja gar nichts von dem Fräulein **Hannchen**? — hat ſie **Morgenſtern** bald vergeſſen? — mach ihr doch meine verbindlichſte Empfehlung, wenn ſie ſich anders noch an eine geringe Schauſpielerin erinnert.

Noch muß ich dir melden, daß unſer **Thalmann** mit ſeiner **Auguſta** verlobt iſt. Ich bin ſchon auf die Hochzeit dazu gebeten. Siehſt du! wieder ein unglücklich Liebender, der aber Geduld hatte, mit Ergebung in den Willen Gottes ausharrte, und nun die Belohnung ſeines Vertrauens doppelt einerndtet!

Gott ſchütze dich, beſte Herzensfreundin, und gebe dir Weisheit und Geduld, dich in dein Schickſal zu finden, und auszuharren! beſonders aber erhalte er mir deine Liebe, und dein Vertrauen auf die meinige! Und ſo leb denn wohl, du gute Seele! ſchreib mir ſogleich, wenn etwas veränderte dertes mit dir vorgeht! Ich bin ganz, und bis an meinen Tod, die Deinige.

Emilie Sommer.

Achtzehnter Brief.

Reimann an Emilie Sommer.

Mallendorf den 24. Jenner.

Könnte ich Ihnen, liebſte Freundin! doch meinen Dank für das, was Sie an meinem Herzen thun, mit ſo vieler Wärme beſchreiben, als ich ihn empfinde! Ich kam ſo melancholiſch hier an, daß mich meine Eltern und Freunde kaum mehr kannten. Der Abſchied meiner theuern **Wilhelmine** koſtete mir faſt alle meine Ruhe; und ſo ſehr ich mich mit Standhaftigkeit gewafnet zu haben glaubte, ſo verließ mich doch in der Stunde dieſes traurigen Abſchieds all meine Stärke, und mein Muth. Ich ſank, meines Dagegenſtrebens ungeachtet, in eine gewiſſe Art von Schwermuth, die mich einige Tage lang aller Empfindſamkeit beraubte.

Um die Zeit kam Ihr letzter vortreflicher Brief an. *) Kaum hatte ich ihn geleſen, ſo fühlte ich wieder

---

*) Da wir auch dieſen Brief nicht finden können, ſo müſſen wir vermuthen, daß Herr **Reimann** mit

wieder Kraft und männlichen Geiſt in mir leben und weben. Meine Seele erhob ſich zum Gefühl der Weisheit, die mich lehrte, die Feſſeln der Liebe zu zerbrechen, und ihre Banden zu verachten. Dieſe Weisheit ſuchten Sie mir anzupreiſen; und itzt ſage ich: wohl mir, daß mir Gott Kraft verlieh, Natur und Empfindung, — wo nicht ganz zu verläugnen; denn welcher Menſch wird ſich deſſen rühmen können? — doch aber ſo in Schranken zu halten, daß ſie mich nicht auf Irrwege führten, und meine Vernunft und meine Tugend einſchläferten! — Itzt, da ich über Ihren herrlichen Brief nachdachte, erſtaunte ich ſelbſt über die Verwirrungen, worin mich die Liebe ſchon ſo weit hineingeführt hatte. Ich erſchrack vor dem Abgrunde, der mich ſo oft zu verſchlingen gedroht, und vor welchem mich nur die beſondere über mir waltende Vorſehung gerettet hatte. Dieſe **Emilie**, dachte ich, iſt ein Weib, voll wärmeren, ſtärkeren Gefühls, als die Männer, gebildet von einem zärteren, empfindbareren Nervenſyſtem, mit aller Reizbarkeit der Natur verſehen, und ſie iſt Siegerin über ihre Leidenſchaften und über die ſtärkſte Leidenſchaft — die Liebe! -- beſitzt ſo viel Muth und Kraft der Seele, die Rechte der Tugend zu behaupten! und du! — willſt, als ein Mann, dei-

nen

mit Fleiß alle Briefe von **Emilien** caßiret hat. Aus was Urſachen? — dieß wird ſich vielleicht in der Folge deutlicher aufklären.

nen Nacken unter das Joch der Liebe beugen? — kannſt nicht deine Kräfte ſammlen, und aufbieten, ihrer Knechtſchaft zu trotzen? — Schäme dich der Schwachheit deines Herzens! Auf! ſey ein Mann! — laß dich nicht von einem Weibe beſchämen! — So wirkte Ihr erhabenes Beyſpiel in meine Seele, und ſo ſchwamm ich aus dem Strome wieder heraus, der mich beynahe ganz mit ſich fortgeriſſen hatte. Noch einmal danke ich Ihnen, Vortrefliche! für Ihre Warnungen, für Ihre Zurechtweiſungen, für Ihren Troſt, und für Ihr Mitleid!

Da Sie aber einmal meine ganze Geſchichte wiſſen, ſo will ich Ihnen auch noch meinen Abſchied von **Wilhelminen** beſchreiben. Um mir und ihr viele Unruhe zu erſparen, ſagte ich ihr nicht eher etwas von unſrer Trennung, als in der Stunde, die ich zum Abſchiede beſtimmt hatte. Sie ſiel beynah in Ohnmacht, als ich ihr meinen Vorſatz eröfnete. Plötzlich traten ihr helle Thränen in die Augen. Um ihre Rührung vor ihrem Onkle dem Pfarrer zu verbergen, gieng ſie fort, und auf ihr Zimmer. Auch mich ergrif eine bittere Wehmuth. Ich trat ans Fenſter, um meine Thränen zu trocknen. Der Pfarrer ſagte: „Sie „machen uns alle durch Ihren Abſchied weich, „lieber **Reimann**! wir haben Sie lieb gehabt, „weil Sie es verdienten. Hätten Sie mir nur „meine **Wilhelmine** nicht ins Feuer gebracht!

„Ich weiß nicht, was aus dem Mädchen werden „ſoll, wenn Sie fort ſind.“ — Ich ſuchte mich und **Wilhelminen** bey ihm zu entſchuldigen; aber er fuhr fort: „Es iſt gut, Herr **Reimann**! ein „Mädchen kann man bald in Wallung bringen, „Sie ſind vielleicht beyde einander zu nahe ge„kommen. Aber — werden Sie meine **Wilhel„mine** ſitzen laſſen, ſo haben Sie es bey Gott „zu verantworten.“ Dieſer zweydeutige Vorwurf kränkte mich. Ich ſuchte ihn von meiner Unſchuld und der Reinigkeit unſers Umgangs zu überzeugen, und ſagte ihm, daß eine nähere Verbindung von der Zeit und den Umſtänden abhangen würde. „Das erſte glaub' ich;“ ſagte er, „meine **Wil„helmine** iſt tugendhaft, und das letzte müſſen „wir Gott überlaſſen. Itzt wollen wir uns trö„ſten, ſo gut wir können.“

Indeß kam **Wilhelmine** wieder. Sie bat mich, manchmal an mich ſchreiben zu dürfen, und ich mußte ihr ein gleiches verſprechen. Nunmehr erſchien die Minute des Aufbruchs. Da ich meinen Huth und Stock ergrif, ſtand **Wilhelmine** auf, gieng einige mal im Zimmer hin und wieder, und blieb endlich ſo ſtehen, daß ſie mich nicht ſehen konnte. Ich nahm indeß Abſchied von dem Pfarrer und ſeiner Frau. Beyde weinten, und wünſchten mir Glück und Segen auf mein künftiges Leben. „Vergeſſen Sie nicht, was Sie hier „troſtlos zurück laſſen!“ ſagte der Pfarrer, und ſah auf Wilhelminen. Mir wurde es ſo weich und weh ums Herz, daß mir alle Kraſt mangelte, von Wilhelminen Abſchied zu nehmen. Ich zitterte am ganzen Leibe, und konnte beynahe keinen Fuß fortſetzen. Endlich raffte ich alle meine noch übrigen Kräfte zuſammen, wankte zu Wilhelminen, und ſagte, indem ich ihre Hand ergrif: „Leben Sie wohl, Liebe!“ Weiter konnt' ich nichts hervorbringen. Ich legte mein Geſicht auf ihre Hand, und einige Thränen fielen darauf. Ich dachte, ich müßte ſo zu Boden ſinken, ſo ſchwächten mich meine Empfindungen. Noch wagte ichs nicht ſie anzuſehen. „Alſo mich ver„laſſen? — verlaſſen?“ ſagte ſie itzt in einem Tone, der ganz das Gefühl der Wehmuth ausdrückte, in einem bebenden, jammernden Tone. — „Nicht auf immer, ſchönſte Wilhelmine!“ verleitete mich meine Schwachheit zu ſagen; indem ich ſie anſah, und ihre Hand, mit den Worten: „dieß Herz kann Sie nicht vergeſſen;“ an meine Bruſt drückte. In dem Augenblick hieng ſie an meinem Halſe, heftete ihren ſchönen Mund auf den meinigen, und ſagte: „O! du Lieber! wenn „du mich nicht vergäſſeſt!“ — Ihre Wehmuth und ihre Thränen lieſſen ſie nicht weiter ſprechen. Ich drückte ſie noch einmal an mein Herz, und küßte ihre ſchöne Wange. Denn ich war in dieſem Augenblick meiner nicht mehr mächtig. „O! bleib mir treu, du Guter! ſonſt vergeh ich.“

Mit dieſen Worten riß ſie ſich aus meinen Armen, und ſank auf einen Stuhl. Der Pfarrer winkte mir zu gehen. Ich küſte noch einmal: „**Wil-** „**helmine**! leben Sie wohl! Gott ſchütze Sie!: und — weg war ich. Was aus ihr geworden iſt, weiß ich bis itzt noch nicht.

Wir fuhren ab. **Morgenſtern** war ſehr heiter; ich aber deſto ſchwermüthiger. Er zog mich auf damit, und freute ſich, daß mich die Liebe beſiegt hätte. Dadurch wurde ich nur noch tiefſinniger. Die Liebe zu **Wilhelminen**, und meine Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, dieſer Liebe Gehör zu geben, marterten mein armes Herz unausſprechlich. Meine Eltern wußten ſich nicht in mich zu finden; denn ich habe ihnen bis itzt noch nichts von dieſer Sache ſagen können. Bis Ihr lieber Brief kam, blieb ich ſo; der riß mich aber auf einmal aus dem Taumel meiner Leidenſchaft heraus.

Uebrigens leben wir hier ganz vergnügt unter uns. Ich logire mit **Morgenſtern** auf unſers **Thalmanns** Gute. Dieſer iſt vor einigen Tagen mit ſeinem Bruder, dem Herrn **Jung**, und deſſen Familie, nach A. abgereiſet, wo letzterer Amtmann wird. Er wird wohl bis an die vier Wochen wegbleiben. Nach ſeiner Zurückkunft aber wird die Hochzeit mit meiner Schweſter ſogleich vor ſich gehen. Daß Sie ja zur Hochzeit kommen, liebe **Emilie**! — alle Welt freuet ſich hier auf

Sie. Niemand aber wohl mehr, als unſer **Morgenſtern.** „Das hätte ich nicht gedacht,“ ſagte er geſtern zu mir, „daß ich das erhabene Mädchen jemals, als in der Ewigkeit wieder ſehen „würde. Gott läßt doch keinen rechten warmen „Wunſch unſers Herzens ganz unerfüllt. Aber „du ſollſt ſehen, **Reimann**! ich will noch ganz „der Freund ihres Herzens werden, vielleicht rücke „ich dann auch noch weiter.“ Laſſen Sie ſich dadurch nicht obſchrecken zu uns zu kommen. Wir wollen ihn ſchon in Schranken halten, daß er nicht weiter gehen kann, als er ſoll.

Seine völlige Geneſung iſt nunmehr nahe. Er kann ſchon wieder einen kleinen Ritt ganz ſachte wegmachen. Geſtern wagte er es ſogar, meine Schweſter auf dem Schlitten zu fahren, und es bekam ihm recht wohl. Ich ließ ihn aber nicht allein fahren, ſondern fuhr meine Mutter. An meiner Schweſter findet **Morgenſtern** itzt groß Behagen, da er ſonſt immer nicht viel von ihr hielt. Sie iſt ganz ſein Mädchen; und bey ihr lebt und webt er in ſeinem Elemente. Denn ſie ſchwärmt mit ihm im Reiche der Ideen herum, und ſympathiſirt mit ſeinem ſtarken Gefühl für idealiſche Schönheit und Gröſſe. Da ſitzen ſie oft ganze halbe Tage, und leſen in der **Meßiade**, in **Hollbergs** und **Höltys** Gedichten, in **Youngs** Nachtgedanken, **Miltons** verlohrnem Paradieſe, und im **Grandiſon.** Lauter Lieblingsdichter meiner Schweſter! Oder ſie machen Muſik zuſammen, **Morgenſtern** auf dem Flügel, und **Auguſta** auf der Harfe. Auch mich laſſen ſie nicht los, beſonders wenn geſungen werden ſoll. Da haben ſie itzt **Abraham auf Moria**. Das dreſchen ſie den Tag lang was rechts durch. Oft ſpricht **Auguſta** mit ihm von unſrer **Emilie**. Da ſollten Sie einmal den Schwung hören, in welchem ſie Ihr Lob ertönen laſſen. Kurz, **Morgenſtern** konnte in keine beſſere Geſellſchaft kommen, um von den Leiden ſeines Herzens wieder geheilet zu werden. Er iſt auch wirklich itzt recht ruhig, und oft ſehr aufgeräumt und munter.

Auch haben wir hier noch einen Geſellſchafter, einen Advokaten, Namens **Liſtig**, welcher ſich vor kurzem hier niedergelaſſen hat. Aber der Menſch gefällt mir gar nicht. Er hat ſo gar viel ſchmeichelndes an ſich, bücket ſich immer bis auf die Erde, und bringt den unterthänigen Diener nicht aus dem Munde. Allen Menſchen redt er nach dem Maule, und giebt einem Recht, und wenn man das abgeſchmackteſte Zeug ſagte. Das ſind mir die Rechten! immer nicht weiter, als man ſie in Augen hat, darf man ihnen trauen. Der Menſch dringt ſich ordentlich zu uns; und ſolche zudringliche Leute werden einem oft unausſtehlich. Beſonders geht er meiner Schweſter auf allen Tritten und Schritten nach, und küßt ihr bey jedem Worte, das ſie ſagt, die Hand. Wenn von **Thalmann** geſprochen wird, ſo macht er bedenkliche Mienen, lächelt für ſich, und macht allerhand Grimaſſen mit dem Geſichte. Meiner Schweſter iſt dieß ſchon ein paarmal ſehr aufgefallen. Kurz, der Menſch führt nichts gutes im Schilde. Wenn er uns nur nicht noch Verdruß macht!

Doch ich muß ſchlieſſen, liebe **Emilie**! Unſer ganzes Haus empfiehlt ſich Ihnen recht herzlich und freundſchaftlich. An meine Schweſter Sophie lege ich hier einen Brief bey. Ganz

Ihr

Freund

Reimann.

Neunzehnter Brief.

Emilie Sommer an die Amtmannin Reimann.

L. den 28. Jenner.

Verehrungswürdigſte Freundin!

Ich blieb neulich in der Beſchreibung meiner Geſchichte, bey meiner Abreiſe aus **Ungarn** ſtehen. Da ich die Landkutſche beſtiegen hatte, und der Gedanke, welche Gefahren auf meiner weiten Reiſe mich vielleicht erwarteten, in meiner Seele aufſtieg, bemächtigte ſich meiner eine unbeſchreibliche Bangigkeit. Meine Phantaſie rufte ſich die Bilder der Vergangenheit zurück, und erfüllte mein Herz mit der tiefſten Wehmuth. Dazu kam, daß ich mit meinem Mädchen ganz allein auf der Kutſche ſaß, und mich nichts hinderte, meinen Träumen recht nachzuhängen, und meine Seele mit ſchwermüthigen Phantaſien zu nähren. Meine verblichene Freundin kam mir gar nicht aus den Gedanken. Ich dachte an alle die mannigfaltigen Auftritte der Freude zurück, die ich an ihrem freundſchaftlichen Buſen verlebt hatte. Bald aber führte mich meine Phantaſie in die Zeiten ihrer Leiden, an ihr Krankenbette, zu ihrem Grabe. Da machten endlich die Thränen meinem gepreßten Herzen Luſt. Ich ſah **Liſetten** an, und ſie weinte auch. Kurz, wir ſaſſen beyde wohl einen halben Tag da mit thränenden Augen, ehe wir unſre Herzen wieder beruhigen konnten.

Indeſſen gieng unſre Reiſe glücklich von ſtatten. Wir kamen geſund und wohl in **Preßburg** an. Ich nahm mir vor, nicht länger als zwey Tage da zu bleiben. Daher ließ ich mir gleich in dem Gaſthofe, wo unſre Kutſche einkehrte, ein kleines Zimmer geben. Aber — unſer Wille iſt oft nicht der Wille deß, der unſer Schickſal in Händen hat. Ich war beſtimmt, an dieſem Orte erſt das fatalſte Schickſal, das einen treffen kann, zu dulden, und dann auch einen Theil meines Lebens da zuzubringen. Wie wunderbar die Wege ſind, die der Himmel die Menſchen führt, davon bin ich das merkwürdigſte Beyſpiel. Ich komme wieder auf einen ſehr traurigen Zeitpunkt meines Lebens.

In der zweyten Nacht, die ich in dem Gaſthofe zubrachte, überfiel mich beym Schlafengehen eine ſo ſchreckliche Bangigkeit, daß ich lange nicht davor einſchlafen konnte. Ich ſtand einigemal aus dem Bette wieder auf, ſah zum Fenſter hinaus, legte mich dann wieder nieder, und ſchlief endlich vor Müdigkeit ein. Ich erinnere mich noch, daß ich, ich weiß nicht aus welcher Ahndung, ehe ich mich wieder niederlegte, dreyßig Dukaten aus meinem Coffre nahm, und ſie in meine Schatulle that, doch ohne dabey weiter etwas zu denken, als daß mir's gerade ſo einfiel. Mein Mädchen ſchlief hart und feſte, und wie ſie mir hernach ſagte, hatte ſie von meinem Aufſtehen nicht das mindeſte gemerkt.

Es mochte wohl gegen ein Uhr des Nachts geweſen ſeyn, als mich ein entſetzliches Lermen und Getöſe im Hauſe und vor meiner Thür aus dem Schlafe weckte. Kaum hatte ich die Augen aufgeſchlagen, als meine Thür aufgeſprengt wurde, und das ganze Haus vom Geſchrey: Feuer! Feuer! erſcholl. Sie können leicht denken, liebe Freundin, wie heftig ich darüber erſchrack. Ich ſprang aus dem Bette, warf nur einige leichte Kleider um mich, und raſte von meinen im Zimmer herum liegenden Sachen, ſo viel ich konnte auf. Liſette war ebenfalls erwacht, ſie war aber theils vom Schlafe, theils vom Schrecken ſo betäubt, daß ſie auf einer Stelle da ſtand, und daher wenig von meinen Sachen retten konnte. Das Feuer brannte im nächſten Zimmer, wo es durch Anbrennung des Bettes ausgekommen war, und die Flamme ſchlug ſchon lichterloh vor die Thür des meinigen. Eine Menge Menſchen drängte ſich in mein Zimmer, und nahm mit ſich fort, ſo viel die eindringende Gefahr erlaubte. In der Angſt dachte ich doch noch an meinen Coffre. Ich bat einen Kerl, der neben mir ſtand, ihn für ein gutes Trinkgeld hinaus, und mir nachzutragen. In dem Augenblick ergriffen ihn zwey andre Kerls, und liefen damit fort, und die Treppe hinunter. Ich hielt ſie für ehrliche Leute, die mir die Barmherzigkeit erweiſen wollten, meine Sachen zu retten. Doch lief ich ihnen auf den Füſſen nach, und behielt ſie auch wirklich, des groſſen Gedrängs und der Menge Menſchen ungeachtet, bis auf die Hälfte der Treppe im Geſichte. Aber da konnte ich vor dem Gedränge nicht weiter vorwärts. Ein Kerl, der vermuthlich ein Helfershelfer ſeyn mochte, ergriff mich auf der Treppe, und zog mich ſo lange herum, bis mir mein Coffre ganz aus dem Geſichte war. Nun gieng mir zwar das Licht auf; ich ſprang die Treppe vollends hinunter, aber die beyden Kerls waren weg, und mein Coffre, nebſt meinem ganzen Vermögen war geſtohlen. Indeſſen hatte die Flamme das ganze Haus ergriffen, und jedermann ſuchte ſich daraus zu retten. Ich lief wie ich war mit einem Pack Kleider und Wäſche auf dem Arme, ein Stück die Straſſe hinunter, und gerade in ein eben offenſtehendes Haus hinein. Liſette war mir gefolgt, hatte aber von ihren Sachen kaum ſo viel gerettet, ihren Leib zu bedecken.

Das Haus, worein wir geflohen waren, gehörte einem Schneider, Namens Gotthelf, welcher von Geburt ein Deutſcher war. Seine Frau gab uns gleich ein Zimmer ein, wo wir uns ein wenig von unſerm Schrecken wieder erholen konnten, und bezeigte ſich ſehr mitleidig und freundlich gegen uns.

Da ich mich wieder allein befand, und mich von meiner Beſtürzung ein wenig erholet hatte, empfand ich erſt meinen Verluſt in ſeiner ganzen Gröſſe. Einige Kleidungsſtücke, und die dreyßig Dukaten, die ich in meine Schatulle geſteckt hatte, welche ſich in meinem Rocke wieder fand, machten nun mein ganzes Vermögen aus. Und damit, in einem fremden Lande, ohne Hülfe, ohne Unterſtützung, ohne Freunde, ohne die mindeſte Ausſicht, meinen Verluſt in etwas zu erſetzen, um mir die Bedürfniſſe meines Lebens beſtreiten zu können, — o! das war ſchrecklich. Auch gerieth ich erſt beynah in eine gänzliche Muthloſigkeit; ich fiel auf ein Bett, das in meinem Zimmer ſtand, ohne Beſinnung hin. Alle meine Sinne wurden ſtumpf, und eine Art von Betäubung machte mich ganz unempfindlich und fühllos. Mein Mädchen, die auf der Gottes Welt nichts hatte, als meine Unterſtützung, lief in dem Zimmer herum, rang die Hände, weinte und ſchluchzete, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Endlich fanden ſich die Kräfte meiner Vernunft wieder ein; ich ſtand auf, und ſagte zu meinem Mädchen: „Jammre nicht mehr, **Liſette**! — es iſt ein Mächtigerer über uns, der uns ſchützen und erhalten kann. Sollten wir an ſeiner Hülfe verzweifeln? — hat er uns nicht aus viel gröſſern Unglück und Gefahren gerettet? — was haben wir verlohren? — ein vergängliches Gut, das uns Gott alle Tage wieder ſchenken kann. Er hat's gegeben, er hat's genommen; ſein Name ſey gelobet! Haben wir doch unſre Tugend, unſre Ehre unſre Geſundheit noch. Das wäre Verluſt, wenn wir dieſe eingebüßt hätten. Laß uns den Höchſten dafür preiſen, ihn nicht durch ein muthloſes Murren erzürnen. Hat er nicht Groſſes an uns gethan, daß er uns von den Flammen errettete? — o! wer kann dieß denken, **Liſette**! ohne mit ganzer Seele zum Lobe dieſes guten Gottes hingeriſſen zu werden?“ —

Unter dieſen Betrachtungen zogen wir uns vollends an, und brachten unſre wenigen geretteten Sachen in Ordnung. Ich erſtaunte nicht wenig, als ich in der Taſche eines meiner geretteten Röcke, meine goldne Uhr wieder fand, die ich in der Angſt hineingeſtecket, und es hernach in der Beſtürzung vergeſſen haben mochte. Ich freute mich darüber außerordentlich, weil es noch eben diejenige war, die meine Pflegemutter bey mir gefunden hatte. Weil ich ſie als ein Mittel anſah, dadurch vielleicht meine liebe Mutter einmal zu entdecken, ſo fiel ich auf meine Knie nieder, und dankte Gott aus voller Seele für dieſe Vorſorge.

Indeſſen kam die Frau **Gotthelf** zu uns, und ſagte uns, daß das Feuer gelöſcht ſey, und nur drey Häuſer in die Aſche gelegt worden wären. Die liebe Frau bezeigte uns mit Thränen ihr Mitleid mit unſerm Zuſtande, und bot uns ihr Haus zu unſerm künftigen Aufenthalte unentgeldlich an. Sie gieng mit uns hin auf die Brandſtätte, um vielleicht unter den geretteten Sachen, die zum Theil noch auf der Straſſe herum lagen, unſern Coffre zu entdecken. Wir ſuchten alles durch; aber vergebens. Niemand konnte uns ſagen, wer die beyden Kerls geweſen waren, die ihn herunter getragen hatten. Doch fand ich noch einen Pack Wäſche, die ich den Abend vorher aus dem Coffre genommen, und in ein Tuch eingeſchlagen auf den Tiſch gelegt hatte.

Dann giengen wir, nachdem ich das Anerbieten der Frau **Gotthelf** angenommen hatte, nach Hauſe, um nunmehr zu überlegen, was ich künftig für eine Lebensart anfangen, und wie ich mir die Bedürfniſſe des Lebens erwerben wollte. In **Preßburg** mußte ich auf alle Fälle noch einige Zeit bleiben: denn zu Fortſetzung meiner Reiſe fehlten mir die Mittel, und zu dem Herrn von **Uranovsky** zurück zu kehren, oder ihn nur um Unterſtützung zu bitten, verbot mir die Klugheit, weil ich mich dadurch offenbar in ſeine Arme geworfen, und den Verluſt meiner Tugend riſquirt hätte. Meine Pflege-Eltern waren arm; und daher erlaubte mir meine Gewiſſenhaftigkeit nicht, ihnen mein Unglück zu melden, und ſie um Unterſtützung zu bitten. Zu ihnen zurückkehren durfte ich aus Furcht vor meinen Verfolgern auch nicht. Die Frau **Gotthelf** ſchlug uns vor, mit Putzmachen unſern Unterhalt zu erwerben, wozu ſie uns Gelegenheit ſchaffen wollte, indem ſie ſelbſt eine Putzmacherin war. Dieß, oder in Dienſte zu gehen, waren alſo die einzigen Mittel zu meiner Unterhaltung. Ich muß geſtehen, zum leztern konnte ich mich unmöglich entſchlieſſen. Mag es Stolz, oder was ſonſt geweſen ſeyn, das mir den Gedanken, eine Zofe zu werden, unausſtehlich machte; kurz ich konnte mich nicht dazu entſchlieſſen, und wenn ich hätte Hungers ſterben ſollen. Ich glaube, dieſer Stolz war mir zu verzeihen, denn er lag in meiner Erziehung, und in der ganzen Bildung, meiner Seele, die alles erniedrigende zu verabſcheuen von Jugend auf gewohnt war. Ich entſchloß mich alſo zum Putzmachen. Meine Liſette wollte durchaus nicht von mir weichen. Wir arbeiteten alſo gemeinſchaftlich, und brachten dadurch unſer Leben, wiewohl ſehr kümmerlich und ſpärlich, hin.

Unter den Damen, für welche wir arbeiteten, befand ſich auch die Frau von B., Direktrize der deutſchen Schauſpieler-Truppe, die ſich damals in Preßburg aufhielt. Da ich meine Arbeit niemals ſelbſt wegtrug, ſondern mein Mädchen dieß Geſchäfte beſorgte, ſo hatte die Frau von B. mich auch nie ſelbſt zu ſehen bekommen. Ja, ſie hatte nicht einmal gewußt, daß mein Mädchen noch eine Gehülfin hatte. Einsmals giebt ſie meiner Liſette ein Freybillet, auf die Gallerie. Da ich nie ein Schauſpiel geſehen hatte, und ſo viel Geld nicht entbehren konnte, das Entree zu bezahlen, ſo ließ ich mir das Billet von meinem Mädchen geben, und gieng hinein, um meine Neugierde zu befriedigen. Man hatte mir geſagt, daß ich das Billet beym Eingange dem Collekteur erſt vorzeigen müßte. Eine anſehnliche, prächtig gekleidete Dame, welche eben Frau von B. war, ſtand bey dem Collekteur, als ich ihm das Billet vorzeigte. Beyde ſchienen darüber zu erſtaunen. Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte, und fragte, ob das Billet nicht ſeine Richtigkeit habe? „Vollkommen.“ ſagte die Frau von B., indem ſie meine ganze Perſon mit auſſerordentlichen Aufmerkſamkeit betrachtete; „aber Sie kommen mit dieſem Billet auf die Gallerie.“ — „Komm ich da nicht recht?“ fragte ich; „Sie „verſtehen mich nicht, Madam!“ antwortete die Frau von B; „Vielleicht ſind Sie nie in einem „Schauſpiel geweſen.“ — „Niemals! muß ich geſtehen.“ war meine Antwort. „Nun! ſo werden „Sie es begreifen,“ ſagte ſie, „warum ich erſtaune, daß eine Perſon von ſo blendender Geſtalt, „aus welcher ich eine groſſe erhabene Seele hervorblicken ſehe, auf die Gallerie gehen will, wenn „ich Ihnen ſage, daß dieß der niedrigſte Platz iſt, „wo der Pöbel hingehet. Erlauben Sie mir die „Frage: wie ſind Sie zu dem Billet gekommen?“ Ich war in Verlegenheit, ihr die Wahrheit zu geſtehen. Endlich ſagte ich, daß es mir eine Freundin gegeben hätte. „Die Freundin hat's nicht „gut mit Ihnen gemeynt,“ ſagte ſie, und gab mir ein Logenbillet dafür. Ich bot ihr die Bezahlung an; aber ſie nahm durchaus kein Geld, und ſagte blos: „Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweiſen, ſo erlauben Sie mir nach der „Komödie ein paar Worte mit Ihnen zu ſprechen. „Ich finde etwas auſſerordentliches in Ihrer Perſon, etwas das mein ganzes Herz an Sie reiſſet. Ich muß Sie näher kennen lernen. Hier „beym Ausgange will ich Ihrer warten.“ Das

Bezeigen dieſer Frau rührte mich ſo ſehr, daß mir die Thränen aus den Augen quollen. Sie wurde es gewahr, und drückte mir, da ich ihre Bitte zu erfüllen verſprach, und nun die Treppe hinauf wollte, die Hand mit den Worten: „Ich „erwarte Sie, ſchöne Seele! Ihr ganzes Betragen verräth eine Unglückliche. Vergeſſen Sie es „ja nicht!“ Einige Thränen begleiteten dieſe Worte, und dieß machte mir die Frau ſehr theuer. Ich lief die Treppe hinan, und in meine Loge. Herrliche Frau! dachte ich, und ſchon hieng meine ganze Seele an ihr. Das Schauſpiel gieng nunmehr an. Während der Muſik ſaß ich in Wehmuth und Thränen; aber nun wandte ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Vorſtellung. Man führte den Hausvater von Diderot auf.

Hier erwachte der erſte Trieb in mir, eine Schauſpielerin zu werden. Da ich nie ein Schauſpiel geſehen hatte, ſo machte die Vorſtellung einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mein Herz. Beſonders rührte mich die einleuchtende Schilderung der Tugend. O! dachte ich, das Schauſpiel iſt zur Ehre der Menſchheit erfunden. Hier hat die Tugend ihren Tempel; die Weisheit ihre Schule; ſelbſt die Religion findet hier Nahrung. Denn iſt die Tugend nicht Ausübung der Religion? dieſer Hausvater! — o! er iſt das Muſter alles deſſen, was den Namen des groſſen, edlen und vortreflichen verdient. Wer kann dieß entzükende Gemälde der häuslichen Tugend ſehen, ohne mit ganzer Seele davon hingeriſſen zu werden, und den wärmſten Trieb zur Nachfolge in ſeinem Herzen zu fühlen? Dieſe **Sophie**! das reizendſte Bild der reinſten Unſchuld, und gottgefälligſten Tugend! wen muß ſie nicht bezaubern? wem muß ſie nicht die reinſten Gefühle aller der Göttlichkeit, die in unſrer Seele liegt, erwecken? und wer kann ihre Leiden ſehen, ohne von dem wehmüthigſten Mitleid hingeriſſen zu werden, und ganz in ſüſſer Empfindung der Bruderliebe zu zerſchmelzen? dieſer St. **Albin**! — der Mann, der das großmüthigſte, edelſte Herz, voll himmliſcher ſeraphiſcher Liebe zu ſeiner **Sophie** im Buſen trägt! wen muß er nicht entzücken, und den groſſen, der Menſchheit würdigen Wunſch, wie St. **Albin** zu werden, in ſeiner Seele beleben! — Die Schauſpieler dachte ich mir als die Leute, die ſie auf dem Theater vorſtellten. Beſonders rührte mich das Mädchen, welche die **Sophie** ſpielte. Holder Engel! dachte ich, könnt' ich itzt hin an deinen Hals fliegen, und dir, für dein herrliches Spiel, tauſend Küſſe auf deinen Mund drücken! o! du muſt die Tugend ſelbſt ſeyn: denn ſonſt könnteſt du ihre Empfindungen nicht mit ſolcher Wärme, mit ſolcher Lebhaftigkeit ausdrücken. Auch hatte ich mich dazumal in der Perſon dieſes Mädchens nicht geirret: denn ich fand ſie nachher als ein ſehr tugendhaftes Frauenzimmer. Glückſelige

Menſchen! — dacht' ich ferner, die dazu beſtimmt ſind, ihren Brüdern Tugend ins Herz zu ſtoſſen, und ihre heiligen Lehren, ihnen ſo anſchauend, ſo ſehr zur Nachfolge reizend, darzuſtellen! Erhabener Beruf, der euch, ihr Glücklichen, in den Stand ſetzet, die Herzen einer ganzen Nation zum Gefühl des ſchönen, edlen und göttlichen zu bilden! O! wie müßt ihr bey dieſem verehrungswürdigen Geſchäfte die Würde der Menſchheit in eurem Buſen fühlen, und den Adel der Seele zu eurer vornehmſten Eigenſchaft machen! — euer Stand iſt beneidenswerth. Wie wollt' ich mein Schickſal ſegnen, wenn es mich zu dieſem der Menſchheit würdigen Geſchäfte beſtimmt hätte! was für namenloſe Seligkeit, nur einen einzigen Trieb der Tugend in der Seele eines Menſchen erwecket, nur einmal einen Laſterhaften von der Bahn ſeiner Sünden zurück gerufen zu haben! —

Mit ſolchen Ideen, deren Grund in der Bildung meiner Seele lag, beſchäftigte ſich damals meine Phantaſie. Es war in meiner damaligen Gemüthsſtimmung die natürlichſte Folge der Erweckungen, die das Schauſpiel in meiner Seele hervorbrachte.

Nie hatte ich ein Schauſpiel geſehen; nie war mir die geringſte Idee von dieſer Art Leuten gemacht worden, meine Pflegemutter war eine leidenſchaftliche Liebhaberin davon; immer hatte ſie mit Entzücken davon gegen mich geſprochen; meine ſelige Frau von **Uranovsky** hieng ebenfalls mit Begeiſterung daran, ſie ſprach beſtändig mit vieler Wärme von der Schönheit des Schauſpiels; nie hatte ich das mindeſte von den Vorurtheilen gehört, die man insgemein gegen die Bühne hegt; nie von der Lebensart der Schauſpieler, die oft den Gemälden der Tugend, die ſie vorſtellen, ſo wenig entſpricht, einige Begriffe bekommen; ich lebte in einem Lande, wo jenes Vorurtheil faſt ganz verbannt iſt, und wo das Schauſpiel in gröſten Ehren gehalten wird. — Wie konnte ich unter allen dieſen Umſtänden nur mit einen Gedanken darauf fallen, daß unter dieß glänzende Gold, auch viel Flittergold verwebt ſey; — daß die Leute, die dieſe reizenden Gemälde der Tugend aufſtellten, oft in ihren Herzen die laſterhafteſten Buben wären? —

Ich gieng mit unausſprechlicher Rührung hinaus, und hatte ſo geweint, daß mir meine Augen ganz weh thaten. Der Frau von B., die mich an dem beſtimmten Orte erwartete, fiel ich mit der gröſten Wärme in die Arme, und dankte ihr mit Entzücken für das unbeſchreibliche Vergnügen, das ſie mir gemacht hatte. Ich mußte mit ihr nach Hauſe fahren, um den Abend bey ihr zu ſpeiſen. Das Mädchen, welche die **Sophie** geſpielt hatte, fuhr auch mit. Sie umarmte mich mit einer Wärme, als ob wir ſchon Jahre lang die vertrauteſten Freundinnen geweſen wären. Ich betrachtete ſie als eine Heilige, als eine von Gott zum Glück der Menſchen geſchaffene Seele, und mein ganzes Herz hieng an ihr. Sie ſah ſehr ſchön aus, war ungefehr in meinem Alter, und eine ſanfte unſchuldsvolle Seele. Ueber der Tafel erzählte ich dieſen meinen neuen Freundinnen meine ganze traurige Geſchichte, worüber ſie in Thränen zerfloſſen, und mir ihr ganzes Mitleid ſchenkten. Frau von B. drang mir ein Freybillet auf, nach welchem mir alle Tage eine Loge offen ſtand. Dann ließ ſie mich nach Hauſe fahren. Demoiſelle **Hanke**, ſo hieß das Mädchen, welche die Sophie geſpielt hatte, begleitete mich. Beym Abſchiede hieng ſie mit Thränen an meinem Halſe, und ſchwor mir die zärtlichſte Freundſchaft zu.

Die ganze Nacht darauf gieng ich mit den reizenden Gegenſtänden des vergangenen Abends um, und träumte lauter Himmel und Seligkeit. Die folgenden acht Tage über gieng ich alle Tage ins Schauſpiel, und wurde immer mehr daran gefeſſelt. Der Wunſch, eine ſo erhabene Lehrerin der Tugend zu ſeyn, gewann täglich mehr Stärke in meiner Seele. Mit der Frau von B. und der Demoiſell **Hanke** richtete ich die engſte, vertrauteſte Freundſchaft auf. Wir konnten bald keine Stunde ohne einander leben. Mehr als einmal hatte ich den Gedanken gegen ſie geäuſſert, daß ich ihr Schickſal beneide, und mir an ihrer Stelle zu ſeyn wünſche.

Indeſſen hatte ſich Frau von B. dieß nicht umſonſt von mir geſagt ſeyn laſſen. Sie hatte ſich von mir eine glückliche Eroberung für ihr Theater verſprochen. Als ſie einsmals mit Demoiſell Hanke bey mir zum Beſuch war, that ſie mir den Antrag, mich ſelbſt bey ihrem Theater zu engagiren. In meiner damaligen Gemüthsverfaſſung brauchte ſie eben nicht viel Mühe, mich dazu zu überreden. Ich bat mir jedoch erſt einige Tage Bedenkzeit aus. Während dieſer unterſuchte ich dieſen Vorſchlag genauer. Der ſchmeichelhafte Gedanke, eine Prieſterin und Lehrerin der Tugend zu werden, wirkte ſo ſtark in meiner Seele, daß ich alles, was dagegen ſtritt, nicht einmal gewahr wurde. Meine ökonomiſche Verfaſſung kam dazu. Ich verdiente mit meiner bisherigen Arbeit kaum das Brod. Das gieng in die Länge nicht ſo fort. Alle Hofnung, ſo viel dabey zu erwerben, um meinen Wunſch, wieder nach Deutſchland reiſen zu können, erfüllt zu ſehen, verſchwand. Ich ſah nach menſchlichem Anſchein nichts als ein kümmerliches Leben voraus. Die Frau von B. bot mir einen Gehalt von ſechs Dukaten wöchentlich an. Dieß ſchien mir ein Wink des Himmels zu ſeyn, meine Umſtände verbeſſern, und vielleicht damit meinen lieben Pflege-Eltern in ihrem Alter ihre viele Sorgfalt für mich vergelten zu können. Mein Herz wurde zu ſehr von dieſem ſchmeichelhaften Gedanken hingeriſſen, als daß ich hätte anſtehen ſollen, ihn zur Wirklichkeit kommen zu laſſen. Von der vermeyntlichen Schande, auf die Bühne zu tretten, hatte ich dazumal ganz keinen Begriff, ſonſt hätte mich dieß vielleicht abgehalten, dem Trieb meines Herzens zu folgen. Ich erſtaunte nachher nicht wenig, als ich nach Deutſchland kam, und das entſetzliche Vorurtheil, das man hier wider die Schauſpieler hat, vernahm. Auch muß ich geſtehen, daß nur die Reinigkeit meines Herzens, und das wonnevolle Bewußtſeyn, auch auf der Bühne den Weg der Tugend nie mit Vorſatz verlaſſen zu haben, mich abhielt, das Theater wieder zu verbeſſern.

Indeſſen war das Reſultat meiner damaligen Berathſchlagungen kein anderes, als den Antrag der Frau von B. mit Freuden anzunehmen. Ich debutirte bald darauf als Emilia Galotti, welche Rolle ich mir ausdrücklich dazu ausgebetten hatte. Ich wendete meine ganze Aufmerkſamkeit auf meine neue Kunſt. Dadurch, und durch den großmüthigen Unterricht der Fr. von B. erwarb ich mir in kuzem den Ruhm einer der gröſten Schauſpielerinnen in Ungarn. Meine Gage wurde bald bis acht Dukaten wöchentlich erhöhet, und der Beyfall des Publikums an meinem Spiel ſtieg von Tage zu Tage höher. Beſonders kamen mir meine muſikaliſchen Kenntniſſe zu ſtatten. Als Hannchen in der Jagd konnte man mich nicht genug bewundern. Doch waren Königinnen, und rührende Rollen mein Hauptfach. In letztern fand ich beſonders Nahrung für mein Herz. Die Rolle der **Julie** in **Romeo und Julie** wurde meine Leibrolle, und iſt auch immer, wenn ich ohne Selbſtruhm ſo ſagen darf, mein Triumph geblieben.

Um dieſe Zeit kamen Ihro Majeſtät der **Kaiſer** nach **Preßburg.** Als ein ſo groſſer und erhabner Freund und Beförderer der ſchönen Künſte, geruhten Sie auch unſre Bühne mit Ihrer hohen Gegenwart zu beehren. Ich hatte die Gnade, zwey Hauptrollen vor Ihro Majeſtät zu ſpielen, einmal die **Roxelane**, und das andremal die **Ophelia** im **Hamlet.** In beyden Rollen erhielt ich den hohen Beyfall des Monarchen. Nach der letzteren geruhten Sie mich ſelbſt vor ſich kommen zu laſſen, machten mir viel unverdiente Lobſprüche, und ein Geſchenk von fünfzig Dukaten.

Bald darauf wurde ich auf Befehl Ihro Majeſtät auf das Nationaltheater nach **Wien**, mit einem wöchentlichen Gehalt von zwölf Dukaten berufen. So ungern ich mich von meiner lieben Principalin der Frau von **B.** und meiner Freundin Demoiſell **Hanke** trennte, ſo durfte ich doch dem Willen des allergnädigſten Monarchen nicht entgegen leben. Nach einem höchſt rührenden und traurigen Abſchiede von meinen lieben Freundinnen und von allen Gliedern der Bühne, reiſte ich alſo nach **Wien** ab.

Demoiſell **Hanke** begleitete mich über zehen Meilen weit, und ſchied endlich mit tauſend Thränen von mir.

In **Wien** kam ich erſt in die rechte Schule der Schauſpielkunſt. Ich debutirte als **Eugenie**, und erhielt den gröſten Beyfall. Nach der Vorſtellung wurde ich heraus gerufen, und mit den ausſchweifendſten Lobſprüchen überhäuft. Doch auch hier verfolgte mich mein widriges Schickſal, und mein Aufenthalt in **Wien** war von kurzer Dauer.

Allein itzt verſpare ich den Beſchluß meiner Geſchichte bis auf eine andre Zeit. Dieſer Brief iſt ſchon von ungeheurer Länge. Ich bin des Schreibens müde, wie Sie, liebe Freundin, vielleicht des Leſens.

Unter tauſend warmen Empfehlungen an die lieben Ihrigen bin ich, wie immer

Ihre
zärtliche Freundin
Emilie Sommer.

Zwanzigſter Brief.

Joſeph Liebehold an Herrn George Biederſee.

Kunzlau in Liefland den 31. Jenner.

Können Sie, alter, redlicher Freund, dem Ihrigen vergeben, daß er ſo lange ſchwieg? —

Wahr iſts, ich verdiene dieſe Verzeihung nicht: aber ich bedarf ihrer. Und — daß auch das bloſſe Bedürfniß ein Recht hat, ohne Rückſicht auf Verdienſt, Gaben von uns zu forden; das wiſſen Sie ja doch, lieber **Biederſee**! Alſo — die Hand, Beſter! und mit ihr Friede in mein Herz, und Bewußtſeyn der Fortdauer Ihrer ſchätzbaren Freundſchaft. —

Mir geht's wohl hier, beſſer, als die Feinde meiner Ruhe in Sachſen mir vielleicht wünſchen. Noch bin ich Hofmeiſter bey dem Herrn Baron von **Roſenſtröm**, der mich irrenden Ritter zuerſt in ſein Haus aufnahm. Seine Wohlthaten an mir, bleiben mir ewig unvergeßlich. Aber bald wird mein Schickſal wieder eine andere Richtung nehmen, und eine neue Periode meines Lebens eröfnen. In einigen Wochen gehe ich als Geſandtſchaftsſekretair, zum rußiſchen Geſandten nach **Berlin**. Meinem bisherigen Principal habe ich auch dieſe Verſorgung zu danken. Er hat mich dem Geſandten empfohlen, der ein Freund von ihm iſt.

Sehen Sie, **Biederſee**! glückliche Ausſichten in Abſicht auf meinen äuſſerlichen Wohlſtand! O! wie unergründlich ſind die Führungen des Himmels, und wie unerreichbar dem menſchlichen Auge iſt die gerechte Waage ſeiner Weisheit, womit er unſre Schickſale abwiegt! Mein Herz fliegt auf zu Gott, entglüht von Dank und Lobpreiſung für ſeine herrlichen Thaten an mir. Aber — ſagen Sie mir, Freund! hat der Gedanke, der mir itzt oft einfällt, daß der Himmel durch ſeine glückliche Wendung meines Schickſals, mir gleichſam ſeine Zufriedenheit mit dem Schritte, zu Beförderung meiner Ruhe, Sachſen zu verlaſſen, den ich mit Ueberlegung und Standhaftigkeit that, zu erkennen geben will — nicht viel wahres in ſich? — oder irre ich, wie Menſchen ſo oft irren, wenn ſie glauben, die Weisheit in ihrem Schooſſe zu nähren? — Doch! auch dieß mag ſeyn. Laſſen Sie mir einmal dieſen Irrthum; er ſtrömt doch Troſt und Ruhe in meine Seele. Oder iſt er ſündlich? — Das ſollt' ich doch nicht glauben, Freund!

Allein, lieber **Biederſee**! — ſollt' ich ſie noch lernen, die groſſe Kunſt, zu vergeſſen? — hab' ich einmal in einem Buche geleſen; und itzt gilt das auch von mir. Noch iſt mir die Höhe dieſer Kunſt unerreichbar. O **Wilhelmine**! **Wilhelmine**! — Könnten Sie mit mir fühlen, **Biederſee**! was alles in dieſem Namen für mich liegt! — Ja! du! — ehemals mein Alles! — alles, was Hoheit und Stand, Reichthum und Glück, kurz allen Menſchentand, mir weit hinter ſich ließ! — Inbegriff aller meiner Wünſche! — Schönheit und Adel der Menſchheit, und nahe göttlichen Glanzes! — **Wilhelmine**! — o! daß ich dich vergeſſen könnte! unter dem Gewirre von Geſchäften und Situationen, wohin mich mein Beruf führt, vergeſſen könnte! — und doch — ſoll, und muß ich dich vergeſſen Du arme Weisheit, die ich ſo oft anrief, mir die groſſe Kunſt, zu vergeſſen — zu lernen, wie kurz iſt dein Arm! — wie weit kann er reichen, daß ihm die Liebe nicht vorgreift? Wahre Weisheit! wo biſt du auf Erden, daß ich dich finde, und du mir lernſt, **Wilhelminen** vergeſſen? —

Freund meines Herzens! Sie rufe ich zum Zeugen an! — ja, Sie ſollten mir's noch vor dem allgemeinen Weltgerichte bezeugen, wenn der Richter, vor deſſen Augen auch der geheimſte Trieb unſerer Seele nicht verborgen bleibt, nicht ſelbſt mein Herz kannte; und Sie müſſen mir's bezeugen, daß ich unſchuldig — an dem allem unſchuldig bin. Sie haben mich als einen zarten Jüngling gekannt, und ganz erforſcht meine Seele, die, Gott weiß es! gewiß jeden Gedanken des Laſters, wie eine tödtende Schlange floh; — Sie ſahen es, laſen es in meinem Herzen, wie meine Liebe zu **Wilhelminen** entſtand, — wie ſie erzeugt ward von Tugend und Uebereinſtimmung der Seelen, — wie gegenſeitige Hochachtung ſie nährte; Sie ſahen, wie dieſe Liebe endlich den höchſten Gipfel der Gröſſe erreichte, wie alle Umſtände ſich verbanden, uns hoffen zu laſſen, daß unſre Herzen für einander beſtimmt wären; — Sie waren Zeuge unſers Umgangs, der, wie der Allmächtige weiß, nie die Gränzen der Tugend und Keuſchheit überſchritt; — O! **Biederſee**! Sie ſahen es, wie meine Verwandten, getrieben von Feindſchaft und Groll, ſich wider dieſe Verbindung ſetzten, durch welche Kabalen **Wilhelminens** hartherziger Onkle, mir die Herrliche von der Seite riß, wie Familien-Stolz und Feindſchaft, zur Schande der Menſchheit, meinen ſonſt guten Vater wider dieſe Verbindung empörten; wie ich endlich, nach tauſend Kabalen und Ueberredungen, von dem Gefühl allzu groſſer kindlicher Liebe und Folgſamkeit hingeriſſen wurde, meinem Vater auf ſeinem Todbette ſeine letzte Bitte an mich zu erfüllen, und mich von **Wilhelminen**, — o Gott! vergieb denen die Sünde, die mich ſo weit brachten! — von **Wilhelminen**, der ich ewige Treue verſprochen hatte — loszuſchwören; — wie ich den verdammten Brief, worin ich mich von ihr losſagte, an Sie ſchrieb; Sie wiſſen, daß ich nachher hierüber beynahe in Verzweiflung gerieth, — an keinem Orte in **Sachſen** Ruhe für mein Herz mehr fand, — und endlich, da mein Vater nach ſeiner Geneſung mir meinen Eid nicht wieder abnehmen wollte, meinen Dienſt in **Dresden** niederlegte, und, irgendwo meine Ruhe wieder zu finden, auf gut Glück nach **Liefland** gieng! — alles das wiſſen Sie, **Biederſee**! Sie ſahen meine Leiden, meine Kämpfe, meine Verzweiflung mit an. Dürfen Sie ſich nun wundern, wenn die Erinnerung an das Vergangene, noch oft an meiner Seele nagt; — wenn ich nicht vergeſſen kann, was ich doch vergeſſen ſoll, und muß?

O! dieſe Welt! — liebſter Freund! was für ein Sammelplatz von Schandthaten, Ungerechtigkeiten und Kabalen! — Gott! wenn wird man einmal aufhören, aus Eigennutz, Rachſucht, Feindſchaft und Zorn, die heiligſten Verbindungen zu zerreiſſen? wenn wird man aufhören um ſchändlicher Nebenabſichten willen, Herzen, welche die Liebe und die Tugend einander zuführte, voll grauſamen Eifers zu trennen? wenn aufhören, aus den Eben, Kunſthandels zu machen, und ein niederträchtiges Gewerbe mit ſeinen Töchtern und Söhnen zu treiben? — wer weiß, zu welcher Schlachtbank das Lamm **Wilhelmine** ſchon geführt worden iſt, oder noch geführt, — welchem Ungeheuer die himmliſche Seele, im Taumel des Geizes und der Ehrbegierde, vorgeworfen wird! O! du ſonſt, und — noch — mir heiliger Engel! — Gott, der Beſchützer der Unſchuld und Tugend ſey bey dir, und ſtärke dich, wenn du dem Willen deiner grauſamen Verwandten unterliegen muſt! —

Ich werde warm, **Biederſee**! — allein — kann ich anders, wenn ich nur einen Blick auf unſre hämiſche Welt werfe, — ich, der ihre Tücke ganz fühlen mußte, und itzt täglich Gelegenheit habe, eine neue traurige Entdeckung ihrer Bosheiten zu machen? Ich bitte Sie, fallen Sie nicht darauf, mich unter die milzſüchtigen Verächter der Welt zu rechnen, die es darum nur ſind, weil es ihnen nicht nach ihrem Wunſche darin gieng! die darum von ihren Brüdern übels ſprechen, weil einige darunter ſie wirklich beleidigten, und ungerecht an ihnen handelten! — Gott bewahre mich, daß ich der wäre! — Nein! **Biederſee**! eher wollt' ich mir mein Herz aus dem Leibe reiſſen, ehe es von Bruder-Feindſchaft entflammte, — ehe es ſo weit herabſänke, den Unſchuldigen mit dem Schuldigen zu verdammen! die Ungerechtigkeit aller Ungerechtigkeiten, — das Brandmaal der menſchlichen Seele! Hätte mich Gott ſo tief fallen laſſen, das zu werden? — So wahr der Herr lebt, nicht! — Nein! Lieber! Menſchenfreund zu bleiben, es deſto mehr zu bleiben, je mehr mich die Menſchen beleidigt hätten, — das iſt Adel, Gröſſe, Zierde der menſchlichen Seele. Und — warum auch alle meine Brüder in einen Topf werfen? — kenn' ich nicht noch manche edle, groſſe Seele unter ihnen? o! ewig ſchlage mein Herz von Bruderliebe! ewig entglüh es für die, welche als Bilder der Gottheit unter dem Monde wandeln! Sehen Sie, **Biederſee**! den Abriß meines Herzens, das Sie längſt ſchon kennen! — aber darf ich deswegen die Ungeheuer des Erdbodens, die uns ſo viel Schmach anthun, nicht bey ihren wahren Namen nennen, ob ich gleich auch dieſe nicht haſſe? — verabſcheuen darf ich ſie doch? — nur keine Rache nehmen an denen, die mir Böſes thaten, nicht wieder fluchen dem Flucher, das erfordern Tugend und — Religion. Und — Sie wiſſen, **Biederſee**! ich habe mich nie gerochen, will es auch nicht, und wenn mich die Welt ganz darnieder ſtürzte. Rechnen Sie alſo, mein Lieber! meine Wärme gegen das Laſter, auf die Menſchheit, die oft ſo geſchwind die Oberhand über die Pflicht gewinnt!

Von **Wilhelminen** habe ich keine Nachricht, ſo lange ich aus Sachſen bin. Wie es ſo gehet in der Welt! wer einmal unglücklich iſt, dem gönnt man oft auch das bisgen Troſt nicht, zu wiſſen, wie es dem Gefährten ſeines Unglücks gehet. Sie rechne ich nicht unter dieſe Mißgünſtigen, **Biederſee**! Wiſſen Sie alſo nur das geringſte von **Wilhelminen**, ich bitte Sie, verſchweigen Sie mir es nicht!

Noch habe ich ihres gleichen nicht funden in Norden. In Sachſen aber kam mir, kurz ehe ich dieß Land verließ, noch eine Seele vor, die ich ihr beynah an die Seite ſetzen könnte.

Auf der Reiſe von Dresden nach L. fuhr auf der Poſt ein Frauenzimmer mit mir, von engliſcher Schönheit, und — ſo viel die kurze Bekanntſchaft mir errathen ließ — von göttlicher Seele. Sie war — erſchrecken Sie nicht! — ſie war eine Schauſpielerin, die auf das Theater nach L. gieng, und hieß **Emilie Sommer**. Ich ſagte ihr auch meinen Namen, und daß ich nach Liefland als

Hofmeiſter gehen wolle. „Die Empfindungen ihres ſchönen Herzens nahmen mich eben ſo ſehr für ſie ein, als ihr durchdringender Verſtand; ihre ganze Perſon verrieth etwas auſſerordentliches. Ich bat ſie um Erlaubniß, bisweilen an ſie ſchreiben zu dürfen. Aber allerhand Zerſtreuungen bey meiner Ankunft in **Liefland** lieſſen mich erſt — freylich kein Ruhm für mich! — nicht daran denken. Hernach hielt mich die Furcht davon ab, daß ſie mich vielleicht wieder vergeſſen haben, und ihr mein Brief, wie ein Gott aus der Maſchine vorkommen möchte. Und aufdringen mag ich mich nie gern. Bloß dieſer Beſorgniß iſt es zuzuſchreiben, daß ich auch itzt keinen Brief an ſie mitſende.

Als ein Liebhaber des Schauſpiels müſſen Sie, lieber Freund, dieß auſſerordentliche Mädchen gewiß kennen. Wollten Sie mir wohl die Liebe erweiſen, ſie zu erforſchen, ob ſie ſich meiner noch erinnere? und mir es melden? — ich möchte doch wenigſtens nicht in den Verdacht eines ungeſitteten Menſchen bey ihr fallen. Denn ſie gab mir damals viele Beweiſe einer beſondern Achtung gegen mich.

Ich weiß nicht, lieber **Biederſee**! was in meinem Herzen ſo dringend für dieſe Perſon ſpricht. Lange dacht' ich nicht viel an ſie. Aber itzt tritt ihr Bild auf einmal mit aller ſeiner holden Grazie vor meine Seele, und ſucht einen Eingang zu meinem Herzen. Was iſt das, Freund? — ich wag es nicht zu erforſchen. Das menſchliche Herz iſt voller geheimer Falten, die oft unſre ganze Vernunft vergebens zu ergründen ſucht. Die verborgene Stimme, die mich rufet, an dieſe Emilie ernſtlicher zu denken; — wo kommt ſie her? — das möcht' ich wiſſen, Freund! —

Schreiben Sie mir nur alles, was Sie von ihr wiſſen, es nütze, zu was es will. Wär's auch nur zu Befriedigung meiner Neugierde. Was Sie übrigens davon denken werden, bleibt unter uns.

Da ich bald von hier abgehen werde, ſo ſenden Sie Ihren Brief nur nach Berlin, an den rußiſchen Geſandtſchaftsſekretair, und

Ihren

warmen Freund

Joſeph Liebehold.

Ein und zwanzigſter Brief.

Emilie Sommer an die Amtmannin Reimann.

B. den 2. Hornung.

Da Ihnen, liebſte Freundin, nach Ihrem letzten Briefe, der ſo gar viel Merkmale Ihrer ſchätzbaren Freundſchaft gegen mich enthält, *) daran gelegen zu ſeyn ſcheint, den Beſchluß meiner Geſchichte zu wiſſen, ſo nehm' ich keinen Anſtand, Ihren billigen Wunſch zu erfüllen.

In **Wien** gieng mir's einige Zeit ſehr wohl. Meine Einnahme war beträchtlich. Das Publikum ſchätzte mich, und ich befände mich wohl noch itzt auf dieſem vortreflichen Theater, wär ich nicht der proteſtantiſchen Religion zugethan geweſen. Denn die Kabalen, die mir einige Römiſchkatholiſche Geiſtliche ſpielten, welche unter dem Schein mich zur römiſchen Kirche zu bekehren, meiner Ehre nachtrachteten, bewogen mich endlich, **Wien** wieder zu verlaſſen, und anderwärts mein Glück zu verſuchen.

Ehe ich Ihnen aber dieſen Theil meiner Geſchichte ausführlicher beſchreibe, muß ich Ihnen erſt ſagen, wie ich mit dem Herrn General Grafen von **Adler**, und ſeiner Nichte dem vortreflichen Fräulein von **Blumenthal**, welche ſich damals in **Wien** aufhielten, bekannt wurde.

Als ich einsmals des Sonntags Nachmittags aus dem proteſtantiſchen Bethauſe nach Hauſe kam, und die zweyte Treppe in dem Hauſe, wo ich im dritten Stockwerk wohnte, hinauf geſtiegen war, wurde ich durch die Erſcheinung einer jungen Dame in Amazonenhabit, die in der Saalthür ſtand, und auf jemand zu warten ſchien, nicht wenig überraſcht. Nicht daß ihre prächtige Kleidung, denn ihr Habit war von grünem Atlaß, reich mit Gold beſetzt, meine Aufmerkſamkeit auf ſie gezogen hätte: Denn in **Wien** iſt die Kleiderpracht nichts neues. Auch ihre Schönheit konnte mir eben nicht ſehr auffallen. Den **Wien** wimmelt von ſchönem Frauenzimmer. Aber ein gewiſſer ſtaunender, ſeelenvoller Blick, mit dem ſie meine ganze Perſon durchblitzte, als ich ihr nahe kam, ein gewiſſes Etwas, das in dem Augenblick, als ich ſie erblickte, meine ganze Seele an ſie zog, und das ſich beſſer empfinden, als ſagen läßt, reizte meine Aufmerkſamkeit auf ſie. Bey meiner Annäherung trat ſie einige Schritte zurück, als ob ſie ſich ſcheute, mich ganz frey anzuſehen. Denn ihre Miene drückte etwas aus, das, wie ich hernach von ihr ſelbſt erfuhr, nahe an das Gefühl des Bewunderns und Erſtaunens gränzte. Wie von einem mechaniſchen Triebe gezogen, blieb ich einige Augenblicke vor ihr ſtehen, und ſah ihr ſcharf ins Auge. Denn ſie hatte einen unwiderſtehlichen Reiz für mich; und dieſer Reiz war ſo ſtark, daß ich dachte, ich müßte in dem Augenblick an ihren Hals fliehen, und die ſchöne Unbekannte an mein Herz drücken. Doch ließ ich es dabey bewenden, daß ich ihr eine ſehr tiefe Verbeugung machte. Sprechen konnt' ich in dieſem Augenblick kein Wort. Sie dankte mir ſehr höflich, und ſchien ſich zwingen zu müſſen, daß ſie mich nicht umarmte. Im Hinaufſteigen ſah ich mich noch einmal nach ihr um, und wurde gewahr, daß ſie auch mir nachſah.

---

*) Dieſer Brief iſt, weil er in der Geſchichte nichts

Ich ſchickte ſogleich mein Mädchen fort, von dieſer reizenden Dame, und wer ſie ſey, Erkundigung einzuziehen. Sie blieb wohl über eine Stunde weg. Dann brachte ſie mir folgende Nachricht: indem ſie die Treppe hinunter gegangen ſey, habe die junge Dame einen alten ehrwürdigen Mann in einem dunkelblauen Kleide mit Gold empfangen. Sie habe ihm die Hand, und er ſie auf den Mund geküſſet; dann habe ſie ſich an ſeinen Arm gehangen, und ſo wären ſie ganz vertraulich mit einander ins Zimmer gegangen. Ein junger wohlgebildeter Officier in einer blauen Uniform mit rothen Aufſchlägen, welcher mit dem alten Herrn gekommen, ſey ihnen gefolget. Dann habe ſie von den Wirthsleuten erfahren, der alte Herr ſey ein preußiſcher General, der dieſe Zimmer auf ein halb Jahr gemiethet habe, und dieſen Morgen erſt angekommen. Der junge Herr aber ſey ſein Sohn, und die Dame wäre vermuthlich ſeine Tochter. Indem ſie die Treppe wieder hinauf gehen wollen, hätte ihr ein Bedienter des fremden Cavaliers aufgepaſſet, und ſie im Namen ſeines gnädigen Fräuleins gebeten, mit ihm in ihr Zimmer zu kommen. Hier habe ſich das Fräulein, weil ſie gleich vermuthet, daß ſie mein Mädchen ſey, mit vieler Theilnehmung nach mir erkundiget. Als ſie erfahren, daß ich eine Schauſpielerin ſey, habe ſie erſt ſehr geſtutzet, doch aber hernach geſagt, daß ſie eine ſo auſſerordentliche Perſon, wie ich ſey, kennen lernen müſſe; denn mein Anſehen gehe weit über meinen Stand. Sie habe alſo mein Mädchen gebeten, mich ihrentwegen um Erlaubniß zu bitten, daß ſie mich auf den Abend eine halbe Stunde beſuchen dürfe.

Der Antheil, den dieſe Dame auf den erſten Anblick an mir nahm, ſetzte mich eben ſo ſehr in Verwunderung, als er mir Vergnügen ſchafte. Ich ſchickte mein Mädchen ſogleich zu ihr, und ließ ſie um Erlaubniß bitten, ihr zuerſt meine Aufwartung machen zu dürfen. Sie empfieng mich mit einer Art von Vertraulichkeit, als ob wir lange Jahre Freundinnen geweſen wären, und umarmte mich mit einem Feuer, das mich in Erſtaunen ſetzte.

Sie müſſen es mir nicht als einen eitlen Selbſtruhm auslegen, liebſte Freundin, wenn ich hier als eine Geſchichtſchreiberin ſpreche, und auch das nicht hinweglaſſe, was in den Reden des vortreflichen Fräuleins ſchmeichelhaftes für mich lag. Sie ergrif meine Hand, ſetzte ſich neben mich auf einen Sopha, und ſagte: „Die Art, meine Bekanntſchaft Ihnen aufzudringen, liebe Mademoiſell! muß Ihnen wohl ſehr ſonderbar vorkommen. Wenn Sie aber mich näher werden ken-

„nen lernen, ſo werden Sie auch an mir ein ſehr ſonderbares Mädchen finden. Ihre auſſerordentliche Schönheit, und Ihr groſſer majeſtätiſcher Anſtand riß mich heute bis zum Erſtaunen hin. Da ich ein wenig romantiſch denke, ſo glaubte ich die Göttin Juno, oder die Diana erſchiene meinen ungeweihten Augen. Der ſeelenvolle Blick, mit welchem Sie mich betrachteten, machte ein ſo ſtarkes unnennbares Gefühl in meiner Bruſt rege, das in dem Augenblick mine ganze Seele an Sie feſſelte. Ich weiß nicht, ob es Ahndung war, oder was mich ſonſt ſo ungewöhnlich ſtark für Sie einnahm; ſo viel aber weiß ich, daß ich, indem Sie die Treppe hinauf giengen, dachte: Sieh! das iſt die Gott ähnliche Seele, das hohe Ideal, das du ſo lange zu deiner Freundin ſucheſt. Auch muß ich Ihnen mit eben der Freymüthigkeit geſtehen, daß ich nicht wenig erſchrack, als ich von Ihrem Mädchen vernahm, daß Sie eine Schauſpielerin wären. Aber dennoch behielt das Gefühl meines Herzens die Oberhand über mein Vorurtheil gegen Ihren Stand. Ich glaubte mich dennoch nicht in Ihrer Perſon geirret zu haben. Kurz, ich beſchloß, Sie um Ihre Freundſchaft zu bitten, Sie möchten auch ſeyn, wer Sie wollten.“ Dann hieng ſie an meinem Halſe, und drückte mich feſt an ihr Herz. Ich entdeckte ihr die ſympathetiſchen Regungen, die ich auch gegen ſie empfand;

pfand; und ſo entſtand zwiſchen uns das feſte Band der Freundſchaft, das noch izt unſre Herzen durch Zärtlichkeit und Liebe an einander feſſelt. In der Folge erzählte ich ihr meine Geſchichte, wodurch ich ihr Herz noch mehr gewann.

Dieſe meine neue Freundin war denn alſo die **Henriette von Blumenthal**, von der ich Ihnen oft ſo viel vortrefliches geſagt habe. Ihr Onkle und Pflegevater, der General Graf von Adler hielt ſich dazumal in Angelegenheiten ſeines Königs einige Zeit in **Wien** auf, wohin ihn ſeine **Henriette**, und ſein Sohn, welcher der oben gemeldete junge Officier war, begleitet hatten. Der General gewann mich ganz auſſerordentlich lieb. Ja! ich hatte mich ſo ſehr bey ihm in Gunſt geſetzt, daß ich alle Tage, wenigſtens eine Stunde, bey ihm ſeyn mußte. Seiner gnädigen Geſinnung gegen mich hatte ich denn auch meine Befreyung von dem verdrüßlichen Handel zu danken, den ich Ihnen nunmehr ausführlich erzählen will.

Ich war mit einer Sängerin vom italiäniſchen Theater, die ſich Donna **Colomini** nannte, bekannt. Sie war jung und ſchön, und hatte viel reizendes in ihrem Umgange. Doch konnte ich ihr nie mein Herz ganz widmen, weil ſie mir, bey aller Zärtlichkeit gegen mich, ſehr falſch, und frey im Umgange mit Mannsperſonen zu ſeyn ſchien. Da ich aber in der italiäniſchen Sprache viel von ihr lernen konnte, ſo ließ ich mich von dieſen Fehlern nicht abhalten, mit ihr umzugehen. Sie unterhielt einen vertrauten Umgang mit zwey Erjeſuiten, wovon der eine Pater Lorenzo, ſich für ihren Bruder, und der andere Pater Müller für deſſen Freund ausgab. Beyde waren Weltgeiſtliche, kaum an die dreyßig Jahr alt, und ſehr artig in ihrem Betragen. Mit dem Pater Lorenzo gieng meine Donna beynahe zärtlich um. Da ich aber in meiner Unwiſſenheit dieß auf das Verhältniß ſchrieb, worin ſie als Geſchwiſter mit einander ſtanden, ſo ließ ich mir damals von dem, was ich hernach erfuhr, nicht das geringſte träumen. Der Herr Pater war indeß nichts weniger, als der Bruder der Donna Colomini, ſondern vielmehr ihr Liebhaber. Der Pater Müller hieng ſich beſonders an mich. Doch ließ mich ſeine Verſtellungskunſt, und die feine Art mich für ſich einzunehmen, nichts von ſeinem abſcheulichen Anſchlage auf meine Tugend argwohnen. In Anſehung der Religion giengen beyde ſehr behutſam mit mir um, prieſen mir zwar die Römiſchkatholiſche bey jeder Gelegenheit an, hüteten ſich aber ſehr ſorgfältig, mir merken zu laſſen, daß ſie mich von der meinigen abtrünnig machen wollten.

So lockten mich dieſe Böſewichter mit Hülfe der Colomini, in die Schlinge, die mir aber wohl mehr die unkeuſche Liebe des Pater Müllers zu mir, als ihr Verlangen, mich zur römiſchen

Kirche zu bekehren, gelegt hatte. Die untreue **Colomini** nahm mich oft mit in ein Nonnenkloſter, wo ſie einige Bekannte unter den Koſtgängerinnen hatte. Der Vater **Müller** war Beichtvater in dieſem Kloſter. Ich gieng ſehr gern mit ihr hin; denn die ſtille einſame Lebensart der Nonnen gefiel mir. Wir brachten oft ganze halbe Tage darin zu. Die Nonnen und Koſtgängerinnen begegneten mir mit gröſter Zärtlichkeit. Beſonders ſchien eine Nonne, die ſich Schweſter **Roſaura** nannte, mit ganzer Seele an mir zu haugen. Die Meineydige war aber mit in das Complot wider mich verwickelt, und hatte nur, durch ihre verſtellte Zärtlichkeit gegen mich, mir mein Vertrauen abzugewinnen geſucht, um ihre verrätheriſchen Abſichten deſto leichter zu erreichen.

Einsmals kam Donna **Colomini** des Nachmittags ziemlich ſpät zu mir, nnd bat mich, mit in das Kloſter zu gehen. Als wir daſelbſt eine gute Weile zuſammen bey der Schweſter **Roſaura** auf ihrer Zelle geſeſſen hatten, gieng die untreue Donna hinaus, unter dem Vorwande, die Aebtißin noch zu beſuchen, ehe wir nach Hauſe giengen. Ich argwohnte nichts böſes, und blieb bey der **Roſaura** allein. Aber meine **Colomini** blieb auſſen: der Abend kam heran; ich bat alſo eine andere Nonne, die bey uns war, der **Colomini** zu melden, daß ich fort wolle. Die Nonne kam aber mit der Nachricht wieder, Donna **Colomini** ſey nach Hauſe gegangen. Nun wollt' ich aufbrechen. Aber Schweſter **Roſaura** ſagte: ich ſolle im Kloſter bleiben, ſie hätte Befehl von dem Fürſt-Biſchof, mir meinen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Nun gieng mir auf einmal das Licht der wider mich angezettelten Verrätherey auf. „Ha! ha! ihr falſchen, ſcheinheiligen Betrügerinnen!“ ſagte ich, „Nun merke ich eure Kabalen, aber, bey Gott! ihr ſollt eure ſchändlichen Abſichten nicht erreichen.“ Ich wollte zur Thür hinaus; aber ſie war verſchloſſen. Schweſter **Roſaura** und die andre Nonne fielen mir in die Arme, und hielten mich ab, daß ich ſie nicht aufſprengte. Ich ſtieß ſie mit Gewalt von mir, ergrif einen Stuhl, und wollte die Thür damit aufrennen. Da mir aber die beyden Nonnen vorſtellten, daß es mir nichts helfen würde, weil das Kloſter verſchloſſen wäre, und der Thorwächter Befehl habe, mich nicht hinaus zu laſſen, ſo warf ich mich voll Verzweiflung auf einen Stuhl und weinte. Die beyden Nonnen ſuchten mich zu tröſten; aber ich ſtieß ſie von mir, fiel auf meine Knie nieder, und bat Gott, mir Kraft und Stärke bey dieſer Verſuchung zu verleihen, daß ich ſeiner wahren Religion treu bliebe, und in keiner Anfechtung wankte.

Endlich kam die Aebtißin ſelbſt in die Zelle, umarmte mich ſehr freundſchaftlich, und bat mich ruhig zu ſeyn, es ſollte mir keine Gewalt widerfahren. Die Urſache, warum man mich in dem Kloſter behalte, ſey keine andre, als weil man meine vortreflichen Gemüthsgaben kennen gelernet habe, und ſich um den Glauben verdient zu machen hoffe, wenn man eine Seele, wie die meinige ſey, von ihren Irrthümern zurück führen, und der Gemeinſchaft der Heiligen einverleiben könne. Indeſſen gienge man mit nichts weniger um, als mit Gewalt mich zu Uebertrettung zur katholiſchen Religion zu zwingen. Vielmehr werde von ihnen aller Zwang in Glaubensſachen verabſcheuet. Der Beichtvater des Kloſters, Pater **Müller**, ſolle mich nur in den Grundſätzen der Religion unterrichten; da man denn gewiß hoffe, daß ich ihren Glauben annehmungswürdig finden würde. Sollte ich aber wider Vermuthen dennoch bey meinen Irrthümern beharren wollen, ſo würde es auf den Fürſt-Biſchoff ankommen, was mit mir gemacht werden ſolle.

Ich dankte der Aebtißin für ihre Gütigkeit, erklärte aber, daß ich die proteſtantiſche Religion nie verleugnen würde, man möge auch mit mir vornehmen, was man wolle. Daher ich auch den Unterricht des Pater **Müllers** verbitte, indem ich zum voraus verſichere, daß ich ihn auf keinen Fall anhören würde. Ich mußte mir indeſſen gefallen laſſen, in der Zelle der Schweſter **Roſaura** zu bleiben, wo man mir es jedoch an nichts abgehen ließ.

Den Tag darauf ſtellte ſich der Pater **Müller** bey mir ein, that auſſerordentlich höflich, und bedauerte, daß mir nur der geringſte Zwang angethan werden ſolle, und daß man beſonders ihm die Kränkung anthue, das Bekehrungsgeſchäfte bey mir zu übernehmen, da er doch ſo viel Hochachtung und Liebe zu mir hege, und meine Freundſchaft um alles in der Welt nicht riſquiren möge. Da man ihn aber höhern Orts zu dieſem Geſchäfte, wozu ihn noch beſonders ſein heiliges Amt rufe, auserſehen habe, ſo könne er ſich deſſen auch nicht entbrechen, uud müſſe ſeinem Rufe folgen.

Dieſer Heuchler fieng alſo ſeinen vermeyntlichen Unterricht bey mir an. Ich ſtand ihm aber mit keinem Worte zur Rede, und erklärte, daß alle ſeine Mühe vergebens ſey, und ich eher ſterben, als meine Religion verlaſſen wollte. So giengen acht Tage hin, während welcher der Pater **Müller** mich alle Tage beſuchte. Er verwandelte jedoch ſeinen Religionsunterricht bald in weltliche Diſcurſe, wodurch er ſeine ſchändliche Abſicht, und daß es ihm um etwas ganz anders, als um meine Bekehrung zu thun ſey, ſehr deutlich verrieth. Zwar ſuchte ich ihn immer von mir zu entfernen. Da man mich aber, ſobald er ſich einſtellte, mit ihm allein in der Zelle ließ, ſo konnte ichs oft nicht hindern, daß er ſich nicht gewiſſe unanſtändige Freyheiten gegen mich herausgenommen hätte.

Endlich that der heuchleriſche boshafte Pfaffe mir den Antrag, daß, wenn ich ſeine brennende Liebe zu mir begünſtigen wolle, er der Mann ſey, der mir wieder auf freyen Fuß helfen könne, da er doch einmal ſehe, daß ich bey meinem verdammlichen Irrthümern beharren wolle. Aber ich verwies ihm ſeinen niederträchtigen Antrag mit aller Verachtung, die er verdiente, und ſagte ihm, daß ich meine Freyheit nicht mit einer Sünde erkaufen würde, und ſollte ich auch nie aus dieſem Kloſter kommen.

Nunmehr that ich zum Schein, als ob mir es im Kloſter gefiele, als ob ich mir kein angenehmeres Leben wünſche, als in dieſer ſtillen Wohnung des Friedens meine Tage zuzubringen. Ich ſprach mit Schweſter **Roſauren** mit Entzücken vom Kloſterleben; alles in der Abſicht, mir dadurch etwas mehrere Freyheit, und Gelegenheit zur Flucht zu erwerben. Auch erreichte ich meinen Zweck in ſo weit, daß ich mit einigen Koſtgängerinnen umgehen durfte. Eine dieſer Mädchen, die eine Baroneſſe von **Burlach** war, und eine zärtliche theilnehmende Seele hatte, nahm ich bald für mich ein. Wir wurden in einigen Stunden ſo vertraut zuſammen, daß ſie mir den ganzen boshaften Anſchlag des Pater **Müllers** gegen mich entdeckte.

Da er mit der Aebtißin dieſes Kloſters und mit einigen andern Nonnen in vertraulicher Verbindung

dung ſtand, ſo hatte er dieſe dahin vermocht, mich in dem Kloſter, unter dem Vorwande, mich zur römiſchen Kirche zu bekehren, aufzunehmen. Unter dem Deckmantel des Unterrichts in der Religion der Kirche, habe er denn Mittel ausfindig zu machen geſuchet, mich zu ſeiner ſchändlichen Liebe zu bewegen. Itzt verſuche er noch gelinde Mittel, aber, wenn dieſe nicht anſchlügen, ſtehe ich in Gefahr, von dieſem Böſewichte das äuſſerſte zu erdulden. Wenigſtens ſey es ſein Vorſatz, am Ende Gewalt zu brauchen, wozu Schweſter **Roſaura** alles mögliche beytragen werde. Ich würde auf beyde Fälle, ich möge ſeine Liebe begünſtigen oder nicht, dem äuſſerſten Zwange zur Annehmung der katholiſchen Religion nicht entgehen.

Durch dieſe Nachricht wurde ich in das gröſte Schrecken geſetzt. Ich fiel auf meine Knie nieder, und bat Gott um Rettung aus dieſem abſcheulichen Orte. Und der **Herr** gab mir den Gedanken ein, die Baroneſſe von **Burlach** zu bitten, daß ſie mir zu Beſtellung eines Briefs an meine **Henriette** behülflich ſeyn möchte. Sie wollte erſt lange nicht dran. Endlich verſprach ſie mir es, nachdem ich ihr einen Eyd leiſten mußte, in **Wien** keiner Seele etwas davon zu ſagen. Ich gab ihr alſo den Brief an **Henrietten**, worin ich dieſer lieben Freundin mein trauriges Schickſal meldete, und um Errettung bat; und ſie beſtellte ihn durch eine mir unbekannte Gelegenheit.

Das herrliche Fräulein erhält kaum meinen Brief, von unbekannter Hand zugeſchickt, als der Graf von Adler auch ſogleich zum preußiſchen Geſandten gehet, und den würdigen Miniſter um ſeine Vermittlung meiner Befreyung erſuchet. Der Geſandte wirkt auch meine Befreyung bey dem Fürſt-Biſchof, der von der ganzen Sache nicht ein Wort gewußt hatte, aus, und die Aebtißin bekömmt Befehl, mich augenblicklich wieder auf freyen Fuß zu laſſen.

Den Tag darauf, nachdem ich der Baroneſſe meinen Brief gegeben hatte, ließ mich die Aebtißin zu ſich kommen, und ſagte mir: man habe zwar geglaubt, daß ich ihre ernſtliche Bemühungen und das Wohl meiner Seele mit Dank erkennen, und annehmen würde: da ich aber mein eigenes Heil mit Gewalt von mir ſtoſſe, ſo höre auch ihre Pflicht, mich von meinen Irrthümern zurück zu rufen, auf, weil ſie die Gewiſſensfreyheit niemals einzuſchränken gewohnt wären. Der Fürſt-Biſchof habe alſo verordnet, daß ich wieder aus dem Kloſter entlaſſen werden ſolle, und ich könne denn meinen Abtritt nehmen ſo bald ich wolle.

Ich befand nicht für gut, der Aebtißin etwas von dem ehrloſen Anſinnen des Pater Müllers zu ſagen. Vielmehr dankte ich ihr für ihre gütige Entlaſſung, und machte, daß ich in Ruhe und Friede aus dem Kloſter kam. Ich hatte mir viel Liebe unter den Nonnen und Koſtgängerinnen erworben worden. Viele von ihnen, beſonders meine großmüthige Baroneſſe von **Burlach**, waren bey meinem Abſchiede ſehr gerührt, und weinten bittre Thränen. Nur Schweſter **Roſaura** war unempfindlich und kalt bey meinem Abſchiede. Ich umarmte ſie, und ſagte, ich hätte ihr das Unrecht und die Verrätherey, die ſie an mir begangen hätte, vergeben, und wolle Gott bitten, daß auch er ihr dieſe Sünde vergebe.

Meine **Henriette** war für Freude ganz auſſer ſich, da ſie mich wieder in ihren treuen Armen hielt. Ich dankte dieſer redlichen Freundin und dem würdigen Grafen, ihrem Pflegevater, für ihre großmüthige Vermittlung meiner Befreyung. Auch verfügte ich mich zum preußiſchen Geſandten, und ſtattete ihm meinen Dank ab, wobey Ihro Excellenz ſich auſſerordentlich gnädig gegen mich bezeigten. Vor allem aber dankte ich Gott, meinem Erretter, auf meinen Knien, und aus voller Seele, für dieß groſſe Merkmal ſeiner Güte gegen mich, da er mir Standhaftigkeit und Muth verliehen hatte, von den Lehren meiner Religion um keinen Schritt zu gleiten. O! meine Freundin! das war gewiß die gröſte Wohlthat, die mir je mein Schöpfer erwieſen hat.

Nunmehr beſchloß ich, das Nationaltheater in **Wien** zu verlaſſen, weil ich doch immer neue Verfolgungen von dem ehrloſen Pater **Müller** zu befürchten hatte. Mein vortrefliches Fräulein, und ihr Herr Pflegevater thaten mir zwar den Vorſchlag, die Bühne ganz zu abandoniren, und bey ihnen meine Tage zuzubringen. Allein ich trug Bedenken, ihre Güte anzunehmen, da mich der Himmel einmal in den Stand geſetzt hatte, mein Brod ſelbſt zu verdienen. Doch willigte ich in einen andern Vorſchlag von ihrer Gütigkeit, daß ich mich nemlich bey dem **Breslauer** Theater engagiren, und wenigſtens meine Wohnung in ihrem Hauſe nehmen möchte. Ich ſchrieb an den Direkteur nach **Breslau**, und wurde gegen einen Gehalt von vierzehn Thalern wöchentlich angenommen.

Die Direktion des Nationaltheaters war über meinen Abgang äuſſerſt betretten, und gab ſich alle Mühe, mir meinen Vorſatz auszureden. Sie verſprach mir einen Gehalt von ſechzehn Dukaten wöchentlich. Da ich aber einmal eine gegründete Furcht vor **Wien** hatte, ſo blieb ich bey meinem Vorſatze. Ich ſchloß meine theatraliſche Laufbahn in **Wien** mit meiner Lieblingsrolle der **Julie**, in **Romeo und Julie**, und hielt nach Endigung des Stücks noch eine rührende Abſchiedsrede an das Publikum. Mein Verluſt wurde allgemein bedauert, und die meiſten Zuſchauer ſchwammen bey meiner Abſchiedsrede in Thränen.

Da indeß die Zeit kam, wo der Herr Graf von **Adler** wieder von **Wien** weggieng, ſo reißte ich mit ihm und meiner **Henriette** nach **Breslau**,

lau, wo ich von dem Direkteur des daſigen Theaters mit Freuden empfangen wurde. Ich debutirte als **Blanka** im **Julius von Tarent**, und erhielt alle den Beyfall, der in **Ungarn** und **Oeſtreich** meine Mühe belohnt hatte.

Ich wohnte in dem Hauſe des Herrn Grafen von **Adler**, der nach ſeiner Zurückkunft Präſident des königlichen General-Kriegsgerichts wurde. Dieſer edeldenkende Herr gewann mich alle Tage lieber. Meine Freundſchaft mit dem herrlichen Fräulein von **Blumenthal** wurde durch den täglichen Umgang mit den unauflöslichſten Banden verknüpft. Wir waren ein Herz und eine Seele; und ungeachtet des Vorurtheils, womit man in **Deutſchland** Perſonen meines Standes brandmalet, ſie mögen es verdienen oder nicht, ſo wurde ich doch in die vornehmſten Geſellſchaften gezogen, und von jedermann geliebt und hochgeachtet.

Als endlich das **Breslauer** Theater eingieng, engagirte ich mich bey der hieſigen Direktion. Dießmal wollten mich der Herr Graf und die liebenswürdige **Henriette** durchaus nicht weglaſſen. Allein ich blieb unverrückt bey meinem Grundſatze, ſo lange mir Gott Geſundheit und Kräfte dazu verleihe, mir meinen Unterhalt ſelbſt zu erwerben. Ich will Sie, liebſte Freundin, nicht mit der Beſchreibung des rührenden Abſchiedes von meiner **Henriette** und ihrer Familie, aufhalten. Sie können

nen ſich leicht leicht vorſtellen, daß er uns allen viele Thränen koſtete. Itzt bitte ich nur Gott, daß er mich ferner in ſeinen heiligen Schutz nehmen, und beſonders mir die Freundſchaft meiner **Henriette**, ſo wie die Ihrige, beſte Frau! erhalten möge.

Schlieſſen Sie mich täglich in Ihr Gebet ein, liebſte Freundin, und glauben Sie, daß auch ich Gott um Beſchützung Ihrer vortreflichen Perſon, und Ihrer würdigen Familie, von ganzem Herzen bitte.

Leben Sie wohl, und lieben Sie
Ihre
ganz eigene
Emilie Sommer.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Thalmann an Auguſten Reimann.

A. den 6. Hornung.

Meine geliebteſte Auguſta!

Am Buſen eines meiner alten zärtlichſten Freunde, des Herrn Baron von Z., der über meinen Beſuch ganz auſſer ſich für Freuden iſt, ſehn' ich mich doch mit ganzer Seele nach deiner liebevollen Umarmung. Ach! meine Gute! ich bin kaum drey Tage hier, und mein ganzes Herz drängt mich ſchon ſo unausſprechlich ſtark zu dir hin. Wie wills noch werden, Beſte? wie will ich die drey Wochen, die ich dem Baron, bey ihm zu bleiben, habe verſprechen müſſen, ohne dich aushalten? — ohne dich, die du mir alles biſt, woran ſich meine Seele ſättigen, und mein Geiſt erfreuen kann? —. wie will ich die Zeit hinleben, ohne in deinem ſeelenvollen Auge das Licht meiner Tage zu ſehen? Wird mir dieſe Zeit nicht dunkel, wie ſchwarze Mitternacht, und öde, wie der Aufenthalt auf einer wüſten Inſel ſeyn? — O! **Auguſta**! mein Auge ſuchet ängſtlich den Blick des deinigen, und das Anſchauen deiner entzückenden Grazie. Mein Mund ſchmachtet nach dem ſüſſen Kuſſe deiner holdſeligen Lippen; und meine Wange glühet, als ruhte ſie auf den weichen blühenden Roſen der deinigen. Mein Herz pocht und wallet in meinem Buſen, als wollt' es ſich heraus drängen, um an dem deinigen neue Wärme des Lebens zu athmen. O! laß doch deinen Geiſt um den meinigen ſchweben, und ſich an ihn anſchlieſſen, daß wir auch in der Entfernung, und nie aufhören, ein Herz und eine Seele zu bleiben!

Das Andenken an deinen Abſchied von mir, hat mich die ganze Reiſe über begleitet, und noch iſt meine ganze Seele davon erfüllt. Oft wenn ich im Wagen bey meinem Bruder und meiner

Schweſter ſaß, und die beyden Lieben zärtlich einander die Hände drückten, hieng meine Seele an dir, liebes Mädchen! und da ſah ich dich in deiner ganzen Engelsgeſtalt, wie du, im namenloſen Gefühl deiner hohen, ätheriſchen Liebe, mir beym Abſchiede in meine nach dir ausgeſtreckten Arme, an meinen dir voll Wonnegefühl entgegen wallenden Buſen ſankſt, in einem Feuerkuſſe, der mein ganzes Weſen durchſchütterte, mir das Lebewohl auf meinen Mund drückteſt; ich ſah, wie die glänzenden Thränen der Liebe aus deinen ſchönen Augen herab auf meine Wangen rollten; — wie denn auch die meinigen floſſen, und als Denkmäler meiner zärtlichen Wehmuth herab auf deinen ſchönen weiſſen Buſen tröpfelten; — wie du mir endlich, da ich mich aus deinen Armen reiſſen mußte, und in den Wagen ſtieg, und der Kutſcher die Pferde anhieb, — noch deine Marmorhand in den Wagen reichteſt, und mit einem hellen ſeelenvollen Blicke mir die Worte nachrufteſt: Leb wohl! Gottes Engel begleite dich! gedenke meiner! — und wie denn mein Mund auf deiner Hand lag, daß ich dachte, er würde ewig darauf liegen bleiben müſſen; und wie ich im Fortfahren noch einmal zum Schlage heraus nach dir blickte, und du mir einen Kuß zuwarfſt — liebe Seele! alles das machte mich oft recht wehmüthig. Dachte ich aber hernach, daß du die meine — der Inbegriff aller meiner Wünſche, und Gefühle meines Herzens, und — mein Alles, alles auf der Welt biſt; o! da ſchwung meine Seele ſich wieder im Gefühl der Wonne empor, und Freudenthränen traten mir in die Augen. Und da dankte ich Gott unſerm allgütigen Vater, daß er dich, du fromme, tugendhafte Seele, mir zum Eigenthum gab. O! wie wohl fühlt' ich mich dann bey dieſem Danke! o, wie ſelig, dachte ich, iſt der Zuſtand, dem Herrn für ſeine Wohlthaten danken zu können! —

Ich muß dir etwas weniges von meiner Reiſe ſchreiben, gutes Mädchen. Dir iſts nicht unangenehm, das weiß ich: und mir iſts Entzückung, mich mit dir unterhalten zu können. Wir mußten nahe bey Altenburg durch das Dorf fahren, wo mein ſeliger Vater begraben liegt. Ich bat meinen Bruder, hier ein wenig halten zu laſſen. Wir giengen alle auf den Gottesacker, und beſuchten das Grab meines Vaters. Ich wußte den Ort noch ſehr genau; es bezeichnete uns ihn aber auch der Leichenſtein, den ich ihm zu Ehren habe ſetzen laſſen. Ein heiliger Schauer durchſchütterte mich, da ich mich dem ehrwürdigen Orte näherte. Alle meine Gebeine zitterten. Ich wankte ſo, daß meine Schwägerin, die ich am Arme führte, mich oft halten mußte. Das warme Wetter hatte den Schnee darauf geſchmolzen; die Sonne ſchien auf das Grab, und erhob die erſten grünen Sprößlinge des Grabes, die eben hervor keimten.

ten. Indem wir uns auf einen nahe dabey liegenden Leichenſtein ſetzten, ſagte mein Bruder: „Siehſt du, lieber Bruder! das Bild des Todes „und der Auferſtehung! Hier modert die Aſche „des beſten Vaters; ſeine Gebeine ruhen in Friede. „Dort lächelt das von neuem aufkeimende Gräs„gen dem kommenden Frühlinge entgegen. So „werden auch wir verweſen: aber der Gott, der „dieſen zarten Keim aus ſeiner Höhle hervorru„fet, wird auch unſern Vater, und uns, aus dem „Moder hervorgehen laſſen, und der Frühling des „neuen Himmels wird uns beleben, wie der itzt „kommende Lenz der Natur dieſe Graſekeimchen „belebt.“ Ich konnte vor Rührung kein Wort ſprechen. Wir ſaſſen alle da, und weinten. Endlich brach meine Empfindung in Worte aus: „Sey „mir geſegnet,“ ſagte ich, „du heilige Aſche mei„nes in Gott ruhenden Vaters, und du, ſein un„ſterblicher Geiſt! ſey mir geſegnet! Ehrwürdiger „Erblaßter! dein Andenken ſey mir ewig heilig! „du haſt mein Herz zur Religion und zur Tugend „gebildet. Dank ſey dir noch itzt dafür! O! möchte „ich nie dein Andenken entheiligt haben, wenn ich „oft deine treuen Lehren vergaß, und nicht immer „den Pfad wandelte, auf dem du mir ſo muthig „voran giengſt. Vergieb, ſeliger Geiſt! den Ir„rungen deines oft im Guten wankenden Sohnes! „künftig ſey dein Beyſpiel mir Lehre und War„nung! ruhe ſanft, heil'ge Aſche! laß dieſen Strom

„von Thränen noch dein Grab benetzen!“ Der Prediger des Orts, der uns hatte hereingehen ſehen, kam dazu. Wir ſagten ihm, wer wir wären. Er freute ſich ſehr über unſer Andenken an unſern Vater. Denn ſagte er: „Ich habe nie das „Glück gehabt, den ſeligen Mann zu kennen. Aber „er muß ein rechtſchaffener, frommer Mann geweſen ſeyn. Die ganze Gemeine ſpricht noch mit „Entzückung von ihm, und ich kenne viele darunter, die ihn nicht nennen hören können, ohne „Thränen zu vergieſſen. Auch mir ſey ſeine Aſche „geſegnet, und ſein Andenken ewig theuer! Er „lebte, und ſtarb als ein treuer Diener Gottes.“

Da hätteſt du ſollen dabey ſeyn, meine **Auguſta**! doch — das würde dein warmes Herz zu ſehr angegriffen haben. Ich umarmte den guten Prediger für ſeine Liebe zu meinem ſeligen Vater. Er ließ nicht nach, bis wir bey ihm einſprachen; und dann fuhren wir nach einem kurzen Aufenthalt weiter.

In **Altenburg** ruheten wir einen Tag aus. Mir war das ſehr lieb. Da ich ehedem, wie du ſchon weißt, hier auf dem Gymnaſium geweſen bin, ſo ſetzte ich mich ganz in die ſeligen Tage meiner erſten Jugendjahre, die ich hier ſo vergnügt durchlebt hatte, zurück. Ich dachte mir alle die damaligen Scenen ſo lebhaft in meine Seele, daß ich ganz davon hingeriſſen ward. Dann beſuchte ich einige von meinen alten Bekannten und Freunden, auch meine alten Lehrer. Allen war ich willkommen. Aber nur wenige fand ich noch. Einige waren ſchon hinüber in die Ewigkeit geſchlummert; andre ſtanden auf dem Punkt, jenen zu folgen, und ſo traf ich denn allenthalben traurige Spuren von dem Wechſel der Dinge und der Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens an.

Auf jene rührende Anekdote muß ich dir doch nun auch etwas luſtiges erzählen. Eine ſeltſame Avantüre! —

Es war gerade ein Sonntag, da wir in **Altenburg** Raſttag hielten. Das Wetter konnte an ſchönſten Frühlingstagen nicht heller und angenehmer ſeyn. Dieß reizte mich, einen kleinen Spazierritt nach **Münze**, einem ungefehr eine Stunde von **Altenburg** entfernten Dorfe, zu thun. Als Schüler hatte ich da manche vergnügte Stunde gehabt; denn es war immer der Ort, wo ich meine Spaziergänge hin that. Da wollt' ich mich denn auch jener ſo ſelig verfloſſenen Stunden wieder erinnern. Man geht in einer ſchönen Lindenallee hinaus. Das Dorf hat eine herrliche Lage. Vor dem Wirthshaus ſtehet eine hohe Linde, in deren Aeſten ein bedeckter Saal gebauet iſt, auf welchem man die ganze umliegende herrliche Gegend überſehen kann.

Es mochte um zwey Uhr nach Mittage ſeyn, als ich hinkam. Ich war ganz allein. Mein erſtes war, daß ich mir meinen Kaffee auf den Saal der Linde bringen ließ, um da mich in die vorigen glücklichen Zeiten meines Lebens zu verſetzen, und mich ganz dem Wonnegefühl dieſer Erinnerung zu überlaſſen. Ich brannte meine Pfeiffe an, und ſetzte mich von ungefehr ſo, daß mein Geſicht nach der Gegend zugekehrt war, wo **Mallendorf** liegt. Dieß führte meine Gedanken, eh' ich michs verſah, auf meine geliebte **Auguſta**. Da hieng denn meine Seele ganz an dir, und ich träumte mich ganz zu dir hin. Das Herz gieng mir auf, und Thränen der Liebe traten mir in die Augen. Was wird ſie itzt machen, dein gutes Mädchen? dachte ich; wird ſie auch ſo warm an dich denken?

Indem ich ſo ganz mit dieſer Phantaſie fortſchwärmte, rief mich ein plötzliches Geraſſel eines Wagens aus meinem Traum. Der Wagen hielt in dem Moment, da ich auffſprang, und herunterſah, vor dem Wirthshaus ſtill. Er war mit zwey Poſtpferden beſpannt; ein Frauenzimmer ſtieg heraus ohne weitere Begleitung. Sie hatte ein langes roſenroth ſeidenes Kleid an, und eine ſchwarz ſeidene Enveloppe um. Ihr Haarſchmuck war äuſſerſt feſtlich und ſchön.

Erſt ſah ich ſie nur von hinten, und mit zwey Sprüngen war ſie ins Wirthshaus. Aber nun ſtell dir mein Erſtaunen vor, **Auguſta**! — ich konnte ganz in das Vorhaus des Wirthshauſes hinein ſehen. Hier nahm ſie ihre Enveloppe ab, und ſprach mit dem Wirth, indem ſie einige mal im Hauſe hin und wieder gieng. Die Lebhaftigkeit meiner Imagination, die ſich kurz vorher mit dir beſchäftigt hatte, ſtellte mir in dieſem Frauenzimmer niemand anders vor, als dich, meine **Auguſta**! auch war ſie dir ſo ähnlich, daß ich drauf geſchworen hätte, ich ſähe dich oder deinen Geiſt. Deine ganze ſchöne majeſtätiſche Geſtalt, dein edler Anſtand, dein erhabner, langſam feyerlicher Gang, deine herrliche Geſichtsbildung, ſogar deine Kleidung fand ich an dieſem Mädchen. O! das iſt **Auguſta**! dachte ich, — iſt dir nachgereiſet, hat in **Altenburg** erfahren, wo du biſt, und — will dich überraſchen! — Wie einen doch die Phantaſie trügen kann!

Dieſer Gedanke wurde ſo lebendig in meiner Seele, daß ich beynah die Treppe hinunter ſtürzte. Ich ſprang ins Wirthshaus: allein ſie war weg. Der Wirth ſagte mir, daß ſie ſich oben ein beſonderes Zimmer habe geben laſſen. Ich lief gerade die Treppe hinauf und in das Zimmer, worin ſie ſich befand.

Schon ſtreckte ich, indem ich hineintrat, meine Arme aus, um dich, meine Liebe, darein zu ſchlieſſen, ſo gewiß glaubte ich im Taumel meiner Phantaſie, niemand anders, als dich zu finden. Allein — denke dir mein Entſetzen, als ich nun ſahe, daß ich mich betrogen hatte. Da ſtand ich, wie vom Blitz gerührt. Fehlgeſchlagene Erwartung,

wartung, Schaam über meine phantaſiſche Träumerey, Beſtürzung und Furcht, durch meine ungeſtüme Zudringlichkeit die unkannte Schöne beleidigt zu haben, — alles das ergrif mich auf einmal ſo heftig, daß ich wie eine lebloſe Statue da vor ihr ſtand, und mir jedes Wort auf der Zunge erſtarb.

Sie ſah mich halb lächelnd und halb ſtaunend an; der Himmel weiß, was ſie auf den erſten Anblick von mir gedacht haben mag. Ihre holdſelige Miene gab mir endlich Muth, mein Betragen durch einen Irrthum in der Perſon bey ihr zu entſchuldigen. „Wenn Sie mir ſagen, für wen „Sie mich angeſehen haben,“ antwortete ſie, „ſo „will ichs Ihnen vergeben!“ — „Für meine „Braut!“ ſagte ich. „Luſtig genug!“ erwiederte ſie, „aber — mein guter Pilger! denn ich kann „mich nicht entſinnen, die Ehre gehabt zu haben, „Sie jemals zu ſehen — Sie ſind entweder ein „leichtfertiger Schalk, oder — ein Muſter der Aufrichtigkeit. Und doch —“ indem ſie mir ſcharf in die Augen ſah, „läßt mich Ihre Miene mehr „auf das letztere als erſtere ſchlieſſen.“

Ich verſicherte ſie, daß ich ſie nicht hintergienge, ſagte ihr meinen Namen und den deinigen, und ſo viel von unſern Umſtänden, als ihr zu wiſſen nöthig war. „Nun! ſo ſetzen Sie ſich her „zu mir,“ ſagte ſie, indem ſie mich bey der Hand „ergrif, „ich mag gern bey einem Bräutigam

„ſitzen. Denken Sie ſich einmal Ihre Geliebte „in mir, weil ich ihr doch ſo ähnlich ſehen ſoll. „Das wird Ihrer Phantaſie nicht ſchwer werden. „Und wenn Sie wieder zu Ihrer Braut kom„men, ſo machen Sie ſie recht eiferſüchtig, und „ſagen ihr, daß des Poſtmeiſters aus Altenburg „Tochter ein halb Stündchen ihre Nebenbuhlerin „geweſen ſey.“

Dann erzählte ſie mir, daß ſie heute hieher gefahren ſey, um eine Freundin, die Tochter eines Geiſtlichen von einem benachbarten Dorfe, hier zu erwarten, und ſie in ihrem Wagen mit nach Altenburg zu nehmen.

Und nun — wirſt du wirklich eiferſüchtig werden, liebes Mädchen, wenn ich dir ſage, daß wir wohl eine Stunde da beyſammen ſaſſen, ehe die Freundin kam; wenn ich dir ferner ſage, was ich dachte, indem ich ſo vor ihr ſaß, und ihre herrliche Geſtalt betrachtete? O! dachte ich, das iſt dein göttliches Mädchen, deine holdſelige Braut, deine edle Auguſta! wenigſtens ſoll ſie es ſeyn, ſo lang ich ſie ſehe, und meine Seele an ihrer herrlichen Geſtalt weiden kan. Dadurch wirſt du das Andenken an deine Auguſta heiligen; denn du liebſt und bewunderſt ſie in ihrem Ebenbilde. Meine ganze Seele ſchmolz bey dieſem Gedanken, und ich wurde ſo dadurch beunruhigt, daß ich dieſen Auftritt in einigen Tagen nicht vergeſſen konnte.

Lache nicht über meine Schwärmerey, Mädchen! — ich kann ſie entſchuldigen: denn des Poſtmeiſters Tochter hatte wirklich deine ganze Geſtalt, nur ihre Geſichtsbildung war nicht ſo regelmäßig, als die deinige. Ihre Mieṅe drückte Edelmuth, und ihr Anſtand Gröſſe der Seele aus. Aber — bey alle dem war ſie doch keine **Auguſta**!

Ich ritt alsdenn den beyden Mädchen bis **Altenburg** vor, und ſchwatzte noch viel mit ihnen auf dem Wege. Die Predigers Tochter war auch ein ſehr feines Mädchen. Vor dem Poſthauſe nahm ich von ihnen Abſchied. *)

Doch reißte ich des andern Tages mit ſchwerem Herzen aus **Altenburg**. Es war, als ob ich dich ſelbſt, meine **Auguſta**, darin zurückgelaſſen hätte; ſo tiefen Eindruck hatte das dir ähnliche Mäd-

---

*) Denjenigen Herren und Damen, welche einen ſo groſſen Drang in ihren Herzen fühlen, zwiſchen den Geſchichten gegenwärtiger von uns herausgegebenen Briefe, und anderer dieſer ähnlichen Schriften, Parallelen anzuſtellen, können wir hier eine vortrefliche Vapeurs und Mutterbeſchwerung vertreibende Herzſtärkung darreichen. Belieben Sie nur die Geſchichte **Karls von Burgheim** nachzuſchlagen, ſo werden Sie finden, daß nur beſagter Herr von **Burgheim** in **Ulm** ebenfalls ein Mädchen geſehen hat, das dem ſeinigen ähnlich war. Was für eine fürtrefliche Gelegenheit ſeine Beleſenheit zu zeigen, und dem gu-

Mädchen in mein Herz gemacht. Dein Bild ſchwebte mir unaufhörlich vor Augen; meine Phantaſie riß mich ſo weit hin, daß ich oft dachte, ich müßte meine Arme nach dir ausſtrecken, um dich an mein bebendes liebevolles Herz zu ſchlieſſen.

Die Stunden, die ich hier allein zubringen kann, ſind ganz deinem Andenken gewidmet. Und — du denkeſt doch auch oft an mich, Mädchen der Liebe? — o! ja! das thuſt du gewiß. Dein letzter liebesvoller Blick entdeckte mir noch den Schwur deines Herzens, mich keine Minute zu vergeſſen. Ach! du Gute! behalte mich lieb! — für mich hat der Gedanke, daß du mich liebſt, unnennbare Seligkeit. Laß uns die Zeit unſrer Trennung mit Geduld ausharren. Welche Wonne, am Ende derſelben unſre Seelen auf ewig

zu

---

ten Thalmann anzudichten, daß er ſeine Avantüre aus dem Burgheim geſtohlen habe! — Hüten Sie ſich aber nur, meine lieben Herren und Damen! ſich hierbey merken zu laſſen, daß Sie blutwenig Herzens- und Menſchenkenntniß beſitzen, indem Sie dieſe einem Verliebten, wie Herr Thalmann war, ſo eigenen und natürlichen Erſcheinungen, nicht in der menſchlichen Seele, ſondern in einem Plagio des Herausgebers ſuchen: denn damit würden Sie die Hochachtung gegen Ihre Verdienſte, und Ihre — Menſchen- oder Rockenphiloſophie, womit wir Ihnen ſonſt in Unterthänigkeit zugethan ſind, gar ſehr ſchwächen; und das würde uns gewiß ſehr leid thun.

zu vereinigen, und Arm in Arm die Bahn des Lebens unter dem Schutze der Liebe zu durchwandeln.

Unſre guten Eltern, und unſer Bruder befinden ſich doch wohl? An deinen Vater, der nun auch bald der meinige ſeyn wird, lege ich hier einen Brief bey. Was macht unſre Sophie in L. und ihr vortreflicher Mann? — haſt du kürzlich Nachricht von ihnen, ſo ſchreib mir es. Mein Morgenſtern iſt doch nun völlig wieder hergeſtellt? — Sag' ihm doch, liebes Mädchen! ich erwarte mit Verlangen einen Brief von ihm. Auch du ſchreib mir bald, meine Geliebte! wir können uns ja ſchriftlich unſre Empfindungen für einander eröfnen, da wir auf einige Zeit der mündlichen Unterhaltung beraubt ſind. Ich will gewiß recht oft an dich ſchreiben. Thue du's auch, Liebe! — Vorjetzt aber leb wohl! erhalte mir deine treue Liebe! Ich achte mich nie ſeliger, als wenn ich mich nennen kann

Deinen

getreuen Verehrer
Friedrich Wilh. Thalmann.

Drey und zwanzigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Henriette von Blumenthal.

Mallendorf den 10. Hornung.

Mein verehrungswürdigſtes gnädiges Fräulein!

Erlauben Sie einem, gleichſam vom Tode auferſtandenen Freunde, ſich Ihnen zu nähern, und Sie, um Ihre liebevolle Erinnerung an dieſen Freund, gehorſamſt zu bitten. Es war eine Zeit, vortrefliches Fräulein! — und wie ein ſüſſer Morgentraum ſchwebt ſie noch um meine Seele, — wo Sie mir die Ehre erwieſen, mich unter Ihre Freunde aufzunehmen, und durch Ihren lehrenden Umgang mein Herz zu beſſern. Darf ich mich dieſer für mich ſo ſeligen Zeit, mit der Ueberzeugung Ihrer ununterbrochenen Freundſchaft erinnern? — darf ich mir ſchmeicheln, von Ihnen nicht ganz vergeſſen zu ſeyn? — Ich wage beydes: denn iſt es nicht die erhabne **Henriette von Blumenthal**, die mir damals erlaubte, mich Ihren Freund nennen zu dürfen? — War ſie es nicht, die ſich ſo ernſtlich meiner Seele annahm, mich von meinen Verirrungen zurückführen wollte, und — auch damit darf ich mir ſchmeicheln — über die letzte dieſer meiner Verirrungen, gewiß bittere Thränen geweint hat? — Ach! mein edles Fräulein! hätt' ich Sie, als meinen Schutzgeiſt immer um mich gehabt, Sie hätten mich nicht ſo tief fallen laſſen, hätten mich zurückgezogen von dem Abgrunde, wo meine ganze ewige Glückſeligkeit auf dem Spiel ſtand! — Aber ſo hatt' ich niemanden, der mich hielt; und meine eigenen Kräfte wurden dazumal, durch mein inneres Leiden ſo erſchöpft, daß ſie mich in der entſcheidenden Stunde ganz verlieſſen. Nur der Allmächtige rettete mich. Ohne ſeine Hülfe wär' ich in mein gröſtes Verderben gerennet. Unſre erhabne **Emilie** hat Ihnen unfehlbar meine ganze traurige Geſchichte beſchrieben. Ach Gott! das Herz im Leibe bebt mir, wenn ich an die Gefahr denke, worin ich mich befand, und worein mich meine Uebereilung und meine Hitze ſtürzte! — Sie, mein gnädiges Fräulein, haben gewiß, ſo wie Ihre herrliche Freundin **Emilie**, manches Gebet für meine Geneſung zu Gott abgeſchickt. Der Vater der Liebe hat das Gebet ſeiner Frommen erhöret; er hat mich geſund werden laſſen, und vielleicht läßt er auch einmal eine Zeit kommen, wo meine verwundete Seele wieder heil wird; — wollten Sie, fromme Freundin! nun auch Ihren Dank mit dem meinigen vereinigen, und ihn vor den Thron des Ewigen bringen helfen? — O! ja! dieſe Bitte gewähren Sie mir gewiß. Und dann — welcher Dank kann dem höchſten Weſen angenehmer ſeyn, als der, den eine fromme, ſchöne Seele ihm weihet!

Ich erſuche Sie nicht, großmüthiges Fräulein! mir dieſe Bitte zu vergeben. Denn dieß hieſſe Sie beleidigen. Wer darf Ihnen zutrauen, daß Sie die Bitte um eine fromme, menſchenfreundliche Handlung übel aufnehmen würden? — Aber noch eins verſagen Sie einem unglücklichen Freunde nicht! — Ihre ferneren Bemühungen um die Beſſerung meines Herzens, und Ihre vortreflichen Lehren zu Aenderung meiner ehemaligen Lebensart. Darf ich dieß auch künftig von Ihnen erwarten? — wie könnt' ich daran zweifeln, da auch dieſe Handlung mit unter die edlen gehört, wozu mein verehrungswürdiges Fräulein unaufgefordert ſchon bereit iſt? — Laſſen Sie mich die Verſicherung hinzuſetzen, daß Sie in mir einen ganz folgſamen, durch ſein bisheriges Unglück erweichten Schüler finden werden. Die Erinnerung an Grab und Tod, denen ich ſo nahe war, hat mich ganz umgeſchmolzen. Ja!

Schon reizte mich
Die Ruh im ſtillen Grabe:
Schon wähnte ich,
Des Himmels ſchönſte Gabe
Sey nur ein ſüſſer Tod.

Jedoch:

In meiner Bruſt
Fühl' ich nun wieder Leben;
Der Freundſchaft Luſt
Wird wieder um mich ſchweben

Im ſchönſten Morgenroth.
Hier find' ich wieder
Das Glück der reinſten Zärtlichkeit,
Der Tugend ſchönſten Lohn.
Ganz fühl' ich dieſe Seligkeit;
Und meines Dankes Lieder
Erheben ſich zu Gottes Thron.
Ich bin belohnt für meine Schmerzen;
Denn Tugend wohnet nun in meinem Herzen,
Und nichts iſt meiner Wonne gleich.

Uebrigens, mein gnädiges Fräulein! geht es Ihnen doch noch wohl? — ich vernehme es wenigſtens durch Nachrichten von Ihrer treuen Freundin, Demoiſell **Sommer**. Wüßt' ichs aber auch nicht gewiß, ſo würde ich doch, bey der Ueberzeugung, daß es einer ſo frommen Seele nie übel gehen kann, nicht daran zweifeln. Der Gott, den Sie ſo getreu verehren, beſchütze Sie ferner, und laſſe Ihre Tage in immerwährendem Lenze grünen! Ich befinde mich itzt hier auf dem Landguthe meines Freundes **Thalmanns**, von welchem ich Ihnen oft ſo viel Gutes ſagte. Meine noch immer fortdaurenden Gemüthsunruhen abgerechnet, darf ich über nichts klagen. Alles vereiniget ſich hier, mir Vergnügen zu machen, und meine Seele zur Freude zu ſtimmen.

Ihrem gnädigen Herrn Pflegevater, und allen die ſich meiner noch erinnern, empfehle ich mich gehorſamſt. Ihnen aber, mein gnädiges Fräulein,

lein, ſchwöre ich, daß ich Zeitlebens ſtolz darauf bin, mich nennen zu dörfen

Ihren

unterthänigen Diener

Theod. Alexand. v. Morgenſtern.

Vier und zwanzigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Herrn Thalmann.

Mallendorf den 14. Hornung.

Beſter Freund!

Wie glücklich bin ich, daß mich Gott wieder in den Stand geſetzt hat, dir ſelbſt meine völlige Geneſung zu melden, und dir für das viele Gute, das du ſo unermüdet an mir verſchwendeſt, recht aus der Fülle meines Herzens zu danken! Ja! Bruder! der Herr hat mir geholfen. Hilf mir ihn für dieſe unverdiente Gnade preiſen; denn der Dank eines Gerechten muß ihm angenehm ſeyn. Mein ganzes künftiges Leben ſoll Zeuge von dem Eifer ſeyn, womit ich dieſe groſſe Wohlthat unſer aller Vaters, der mich vom zeitlichen und ewigen Verderben rettete, verehre. Ach! Thalmann! ich achte mich dieſes Glücks ganz unwürdig; denn wenn ich daran denke, was ich für ein Menſch war, — o! da ſchwindelt mir. Wie gütig iſt Gott, der nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe! —

Ich befinde mich in der Geſellſchaft deiner lieben Angehörigen recht herzlich wohl. **Reimann** iſt mein warmer **Freund**; ſeine Eltern, beſonders der gute alte Vater, lieben mich auſſerordentlich: deine **Auguſta** hat mir ihre **Freundſchaft** geſchenket; alle denken und dichten darauf, mir mein Leben angenehm zu machen, und mir meinen Kummer zu lindern. Denn ganz können ſie ihn einmal nicht vertreiben. Ach! **Thalmann!** wär keine **Emilie** in der Welt, ich hätte den Himmel auf Erden. O! dieſe **Emilie**! dieſer Engel! daß er nicht mein ſeyn kann! — ich weine bittre Thränen, wenn ich an die Himmliſche denke! — Doch, — ich will itzt mein Glück genieſſen, und alles dem Gott überlaſſen, der mich gewiß noch durch die Liebe glücklich macht.

Deine **Auguſta** iſt ein gar gutes, herrliches Mädchen, eine warme, ſchwärmeriſche Seele, ganz zu meinem Umgange, und für mein Herz geſchaffen. Ich bitte dir alles ab, was ich dir ſonſt nachtheiliges von ihr aufbürden wollte. Aber — Bruder! du wirſt doch nicht eiferſüchtig, wenn ich dir ſage, daß wir recht gute Freunde ſind? — Du wirſt nicht daran denken, wenn du weißt, wie ſehr ſie dich liebt, wie ſie mit ganzer Seele an dir hängt. O **Thalmann!** du haſt einen groſſen Schatz an dieſem herrlichen Mädchen. Halte ſie ja recht warm! ihres gleichen giebt es wenig in der Welt.

Damit du aber doch ſiehſt, daß wir uns die Zeit recht nützlich mit einander vertreiben, ſo will ich dir eine Handlung von ihr erzählen, die ihrem Herzen viel Ehre macht.

Vor einigen Tagen wurde eine Kindermörderin im Amte eingebracht. Eine auſſerordentlich ſchöne Perſon! Sie ſchien ſo viel Sanftmuth und Güte des Herzens zu beſitzen, daß wir alle erſtaunten, wie ein ſolches Mädchen ſo ein ſchwarzes Verbrechen hatte begehen können. Bey der Vernehmung erſchien aus allen Umſtänden, daß ſie eine von denenjenigen Verbrecherinnen war, mit welchen man mehr Mitleid haben muß, als ſie ganz verabſcheuen kann. Untreue des Geliebten, und die Furcht vor der Schande, hatte das ſonſt gute Herz der Verbrecherin verhärtet. Indeſſen empfand ſie ſo viel Reue über ihr Vergehen, daß ſie in eine Art von Wahnſinn verfiel; kein Menſch konnte ſie tröſten; ſelbſt der Geiſtliche, welcher zu ihr geſchickt wurde, vermochte nichts über ſie.

Nun will ich gerade geſtern früh ins Amthaus gehen. Indem ich in den Hof trette, und von ungefehr hin nach der Frohnfeſte ſehe, huſcht eben deine **Auguſta** hinein. Mich treibt die Neugier, zu wiſſen, was das Mädchen da drin vorhabe, ebenfalls hin. Ich gehe hinein, und frage den

Amtsdiener, der mir eben aufſtößt, wer das Frauenzimmer geweſen ſey, die ich eben hereingehen ſehen? Der Menſch ſtutzt, will nicht mit der Sprache heraus; endlich ſagt er's: des Amtmanns Tochter ſey es geweſen; ſie wäre bey der Gefangenen, und bete mit ihr; das habe ſie ſchon ſeit etlichen Tagen gethan. Darüber erſtaunte ich, und will hinein in das Gefängniß.

Aber der Amtsdiener ſagte mir, ſie habe befohlen, niemand zu ihr hinein zu laſſen. Ich horchte alſo an der Thür. O Thalmann! da hätteſt du dein herrliches Mädchen hören ſollen, wie ſie die arme Unglückliche tröſtete, wie ſie ihr zuredte, ſich in Gott zu ergeben, und nicht an der Vergebung ihrer Sünden zu zweifeln, wie rührend ſie ihr die Verheiſſungen der Religion predigte, wie kräftig ſie die Elende auf die ewige Genugthuung unſers Erlöſers wies, wie ſie dann mit ihr betete, und die Gefangene in ihr Gebet einſtimmte, und dann beyde mit ihren Seelen bey Gott waren! — Ich hörte wohl eine halbe Stunde ſo zu: denn ich konnte alle Worte verſtehen. Die Wächter, die vor der Thür ſaſſen, weinten, und der eine ſagte: „So was hab' ich in meinem Leben nicht gehört! Das kann kein Pfarrer ſo!“ Auch mir traten die Thränen in die Augen, es wurde mir weich ums Herz, ich konnt' es nicht mehr abhalten, und mußte hinein.

Da ich eintrat, erblickte ich **Auguſten** auf einem Stuhle ſitzend, und eine aufgeſchlagene Bibel auf ihrem Schooſſe liegend; — die Gefangene ihr gegenüber, wohl angekleidet, auf einer Bank ſitzen, mit einem weiſſen Tuche in Händen, das ſie bey meinem Eintritt plötzlich vor die Augen hielt. Im Gefängniß ſah es reinlich aus, wie in einer bequemen Wohnſtube. Ein groſſer Ruhm für deinen Schwiegervater, der alle ſeine Gefangenen vortreflich halten läßt, vor vielen andern Richtern, die zur Schande der Menſchheit ſchon die Henker der Unglücklichen ſind, welche als Verbrecher in ihre Hände fallen.

Auguſta fuhr vor Schrecken auf ihrem Stuhl in die Höhe, da ſie mich erblickte. „Gott ſegne „Ihr Werk, frommes Mädchen!“ ſagte ich, „Sie „retten eine Seele von der Verdammniß! ewi„ger Lohn ſey Ihnen dafür im Himmel!“

Ich bat ſie wegen meiner Zudringlichkeit um Verzeihung; und ſie vergab mir's gern, indem ſie mir erzählte, daß die Gefangene ſeit der Zeit, daß ſie ſolche beſuchet habe, von ihrem Wahnſinn ſchon ziemlich geheilt ſey, und an der Gnade Gottes nicht mehr verzweifle. Ich ſprach dann ſelbſt mit der Unglücklichen, und ſie bekannte mir mit Rührung und Thränen, daß nur **Auguſta** ihre Seele gerettet, und ſie durch ihren troſtreichen Zuſpruch der Verzweiflung entriſſen habe.

Da wir fortgiengen, küßte ſie **Auguſten** die Hand, benetzte ſie mit ihren Thränen, und ſagte: „An jenem Tag will ich die Wohlthaten noch vor „Gott rühmen, die Sie mir Elenden erweiſen."

Ich gab ihr einen Dukaten, ſich etwas dafür zu gute zu thun. „Ich brauche kein Geld," ſagte ſie, „denn die liebe fromme Mamſell verſorgt mich „mit allem reichlicher als ich verdiene; aber die „Wohlthat ſo eines guten Herrn muß man auch „nicht ausſchlagen."

Heute ſagte mir **Auguſta**, daß die Gefangene, einem ihrer Mitgefangenen, der ganz bloß geweſen war, für dieſes Geld einige Kleidungsſtücke habe kaufen laſſen. Ein edler Zug, **Thalmann**! — Schade um ſo eine Seele, daß ſie von ihrer Würde herabſank!

Indeſſen kann ich dir gar nicht genug beſchreiben, wie dieſer unvergleichliche Zug des Herzens deiner **Auguſta** mich hinriß. Ich ergrif im Fortgehen ihre Hand, drückte ſie in die meinige, und ſagte: „Sie ſind ein Engel Gottes, Mademoiſell! „— wie glücklich iſt mein Freund **Thalmann**, „den dieß Gott gefällige Herz liebet!" Sie hat überdieß die arme Gefangene mit Kleidern und Wäſche verſehen, und ſchickt ihr wie ich höre, alle Tage ihr gutes Eſſen.

O **Thalmann**! das nenne ich Verdienſt um die Menſchheit; das nenne ich wahres thätiges Chriſtenthum; auch dann noch, wenn alle Welt mit Verachtung auf einen armen Gefallenen herabſieht, ſich ſeiner anzunehmen, und in der Stunde, wo er der Verzweiflung nahe iſt, ihm mit Troſt und Hülfe beyzuſtehen. Deine Auguſta ſoll, wie ich höre, von je her ſichs zum Geſetz gemacht haben, den Gefangenen, die im Amte eingebracht worden ſind, Wohlthaten zu erweiſen. Ein unvergleichlicher Zug ihres Charakters! —

Doch nun muß ich ſchlieſſen. Wir ſollen ins Amthaus kommen. Auguſta läßt mir ſagen, ſie habe ein Lied an ihren Bräutigam gemacht, das ich ihr ſetzen ſoll. Dann will ſie dir es mit ſamt der Compoſition ſenden.

Leb wohl, beſter Bruder! komm bald wieder zu uns! wir erwarten dich mit Schmerzen; am meiſten aber deine liebe Braut, und

Dein

treuer Freund

Morgenſtern.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Auguſta Reimann an Herrn Thalmann.

Mallendorf den 18. Hornung.

Mein liebſter Wilhelm!

Eben habe ich deinen lieben Brief erhalten, und daraus dein liebevolles Andenken an mich erſehen.

Daß die Ausbrüche deines guten Herzens mich außerordentlich erfreuen, darf ich dir nicht erſt verſichern, da du das meinige kenneſt, und daher wohl überzeugt biſt, wie ſehr ich deine edle Denkungsart zu ſchätzen weiß. Auch würde ich keinen Augenblick daran zweifeln, daß du mich von ganzer Seele lieb haſt, hätteſt du mir es auch in deinem Briefe nicht ſo feyerlich verſichert. Was ſollte dich bewogen haben, mir dein edles Herz zu ſchenken, wär es nicht uneingeſchränkte, warme Zuneigung zu mir, ohne Rückſicht auf Nebendinge geweſen? Denn ſchön bin ich doch gewiß nur in deinen Augen. Andre mögen mich wohl nicht dafür halten; woran mir aber auch ganz und gar nichts liegt. Wenn ich nur dir, du Guter! gefalle, und einige wenige Reize, zum Lohn deiner unbegränzten Zärtlichkeit gegen mich beſitze! — dafür will ich Gott danken, und gern nicht auf das demüthigende Lob ſchmeichelnder Verführer achten! — Aber du erhebſt auch meine geringe Geſtalt gar zu hoch, lieber **Wilhelm**! ich bitte dich, ſey künftig ſparſamer damit. Denn ſieh! ich bin ein Mädchen. Und welches Mädchen iſt vor der Ueberraſchung des Stolzes ſicher? —

Geiſt und blendender Witz konnte dein Herz auch nicht an mich feſſeln. Denn ich habe nie darauf Anſpruch gemacht, und bin immer zufrieden geweſen, wenn die Leute von mir geſagt haben: **Auguſta Reimann** iſt ein verſtändiges geſetztes Mädchen. Weiſe und gut zu ſeyn, ohne zu glänzen, war immer mein Bemühn.

Noch weniger konnte dich der Reichthum reizen. Denn mein Vermögen iſt gering; das weißt du, mein Getreuer. Es konnte dir nicht ſchwer fallen, ein reiches Mädchen zu bekommen. Aber du wählteſt mich, die dir wenig zubringen kann. Habe Dank dafür, du Lieber! meine Liebe und meine Treue ſollen dir vielleicht erſetzen, was mir an Reichthum gebricht. Zwar könnt' ich jetzt auch reich ſeyn, wäre mein Vater weniger gewiſſenhaft, und weniger ein ehrlicher Mann geweſen. Dieß beziehet ſich auf eine Geſchichte, lieber **Wilhelm**, die du vielleicht noch nicht weißt, und die ich dir doch bey dieſer Gelegenheit erzählen muß.

Mein Vater hatte einen alten Freund, der ſehr viel auf ihn hielt, und ſein ganzes Vertrauen auf ihn geſetzt hatte. Dieſer Freund beſaß ein groſſes Vermögen, welches er ſeiner einzigen Tochter hinterließ. Er hatte eine groſſe Abneigung vor dem Soldatenſtande. Daher ſetzte er die Klauſul in ſein Teſtament, daß, wenn ſeine Tochter einen Officier heurathen würde, ſie mir ein Legat von zehntauſend Thalern bezahlen ſollte. Auſſerdem aber vermachte er mir nur tauſend Thaler. Denn er hielt viel auf mich, und ich war immer ſeine Goldtochter. Meinen Vater ernennte er zum Vormund ſeiner Tochter. Nun ſtarb er, und bat noch auf ſeinem Todbette meinen Vater, ihm die Freundſchaft

ſchaft zu erweiſen, und zu verhindern, daß ſeine Tochter keinen Officier heurathe. Das Mädchen gab wenig auf den letzten Willen ihres Vaters. Sie beſtund mit Gewalt darauf, einem der Officier, die in Menge um ſie anhielten, ihre Hand zu geben. Mein Vater aber hintertrieb es glücklich, und brachte es nach vieler Bemühung endlich dahin, daß ſie einen Mann von bürgerlichem Stande heurathete. Natürlicher Weiſe erhielt ich alſo das Legat der zehntauſend Thaler nicht. Aber ich kränkte mich auch gar nicht drum, ſondern war vielmehr mit der Großmuth meines Vaters, die ich bewundern mußte, vollkommen zufrieden.

Nur alſo mein Herz, das du kannteſt, mein Liebſter! und welches rein und unbefleckt zu erhalten, mein Stolz war, erwarb mir die Neigung des deinigen. O! es iſt ein erhabner, herzerhebender Gedanke, um ſein ſelbſt, und nicht um ſchnöder Nebenabſichten willen geliebt zu werden.

Daß ich aber auch dich nicht um deines guten Auskommens, ſondern um deines edlen, rechtſchaffenen Herzens willen liebe, ſiehſt du daraus, daß ich dir erſt eine ſo ſchwere Probe auflegte, ehe ich dir mein Herz und meine Hand verſprach. Du haſt mir dieß vergeben, lieber Wilhelm! weil du nun meine Denkungsart ganz kenneſt, und überzeugt biſt, daß ich es nicht böſe meynte. Denn ſo wenig ich mir auch auf meine Perſon einbildete, ſo glaubte ich doch, die Wahl eines

nes tugendhaften Mannes, deſſen Herz noch ganz ungetheilt war, mir ſelbſt ſchuldig zu ſeyn.

Wie ganz meine Seele nun an dir hängt, mein Geliebter! davon ſoll dich mein künftiges Bezeigen überführen. Ach! ich wünſche ſo ſehnlich dich bald wieder in meine offenen Arme zu ſchlieſſen, und dich an meine treue, ſehnſuchtsvolle Bruſt zu drücken. Tag und Nacht geh' ich mit dir um, und habe faſt keinen Gedanken, als an dich. Beſonders unterhalte ich mich mit dir, wenn ich des Abends auf mein Zimmer komme. Da fliegt meine Seele über Berge und Thäler und Wälder und Flüſſe zu dir hin, um ſich an die deinige anzuſchlieſſen, und ſich ewig nicht von ihr zu trennen. Das Schauerliche der Nacht, und die mich umgebende feyerliche Stille wiegen mich dann ein, im Taumel der Liebe, und füllen mein Herz mit Wehmuth, und meine Augen mit Thränen. Ach! denke ich denn oft, wie ſüß iſt doch die Liebe! wie entzückend das Andenken an den Geliebten unſers Herzens! was für Seligkeit, nur im Geiſte um ihn zu ſchweben! und — was iſt dieß alles, gegen die wirkliche Umarmung des Geliebten, gegen den Zauber des wechſelſeitigen Kuſſes der Liebe, gegen den Augenblick

Wo Arm um Arm, und Geiſt um Geiſt ſich windet,
Und Seel' in Seele ſich ergieſſet?

Ach! komm doch bald zurück, du Lieber! ich ſtrecke meine liebevollen Arme nach dir aus, und mein Herz hüpft dir voll Wonne entgegen.

Deine Erzählung von deinem Beſuche des Grabes deines ſeligen Vaters hat mich unausſprechlich gerührt. Meine Thränen ſtrömten auf deinen Brief herab, da ich es las, und mein Herz zerfloß in ſüſſer Wehmuth. Ach! Geliebter! dieſem heiligen Beſuch hätte ich beywohnen mögen. O! da hätt' ich Nahrung geſunden für meine fühlende Seele. Ich hätte geſegnet die ehrwürdige Aſche des Mannes, der mir meinen Geliebten, den Freund meiner Seele zur Rechtſchaffenheit und Tugend erzog. Gebetet hätte ich zu Gott, am Grabe des Gerechten, um Glück und Segen zu unſrer Ehe, und endlich um einen ſo ſeligen Tod, als dieſer Heilige ſtarb.

Aber deine luſtige Begebenheit mit dem alten, burgiſchen Mädchen machte mich wieder heiter. Was doch die Liebe thut! — da ſoll mir nun das Mädchen an Leib und Seele ähnlich geweſen ſeyn, und ich wette drauf, ſie hat nichts ähnliches, als das roſenrothe ſeidene Kleid, mit mir gehabt. Du lieber **Wilhelm**! du daureſt mich, daß dich dieſe Erſcheinung ſo beunruhiget hat. Wär ichs doch ſelbſt geweſen! — aber warte nur! ich will dir's vergelten. Das nächſte mal wenn ich einen ſchönen, langen jungen Mann ſehe, will ich glauben, es ſey mein **Thalmann**, und — dich in dieſem

Manne lieben! — Willſt du das? — Zum Beyſpiel, Herr von **Morgenſtern** hat, wenn ich ſein ſchwarzes Haar und ſeine ſtärkeren Gliedmaſſen wegnehme, viel ähnliches mit dir; auch trägt er ein eben ſo braunes Kleid, mit gelber atlaßner Weſte, wie du. Soll ich ihn für dich nehmen? —

Doch Spaß bey Seite. Dein Freund iſt eine rechte gute ſchwärmeriſche Seele, bey dem mir es in deiner Abweſenheit recht wohl behaget. Wir ſtimmen mit unſern Empfindungen ganz zuſammen. Du wirſt ihn nicht mehr kennen, ſo munter haben wir ihn hier gemacht. Nur ſeine **Emilie** iſt ihm nicht aus dem Kopfe zu bringen. Nie kann ich ihn mehr für mich einnehmen, als wenn ich mit ihm von dieſem engliſchen Frauenzimmer ſpreche.

Meine lieben Eltern laſſen dich recht herzlich grüſſen, und deine baldige Zurückkunft wünſchen. Ochſen und Maſtvieh ſteht bereit zur Hochzeit; aber noch iſt kein Bräutigam da.

Nun! du wirſt ja wohl kommen. Schreib mir nur bald wieder; und bleib getreu

Deiner

Geliebten
Auguſta Reimann.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Reimann an Emilien Sommer.

Mallendorf den 23. Hornung.

Weil meine liebe Mutter ſeit einigen Tagen mit einem Anfall vom Fieber kämpfet, ſo läßt ſie bey Ihnen, meine Freundin! um Vergebung bitten, daß ſie ſich nicht ſelbſt das Vergnügen machen kann, Ihnen, für Ihre gütige Mittheilung Ihrer Geſchichte, Dank abzuſtatten. Sie hat mir aufgetragen, es in ihrem Namen zu thun, und ich entſchütte mich hiermit dieſer Pflicht um ſo lieber, je mehr auch mich die meinige auffordert, Ihnen einmal ſchriftlich meine Hochachtung zu bezeugen. Meine Mutter behält ſich vor, Ihnen mündlich kräftigere Beweiſe von ihrem mit Dank erfüllten Herzen zu geben, wenn Sie auf die Hochzeit meiner Schweſter uns die Ehre Ihres angenehmen Zuſpruchs erweiſen, worauf wir uns alle von ganzer Seele freuen.

Wir hoffen, daß es mit unſrer lieben Mutter keine Gefahr haben ſoll. Die gute Frau hat von je her ihre Leiden durch Krankheiten gehabt. Gott hat aber immer geholfen. Wir zweifeln daher auch dießmal an der Erhörung unſers Gebets für ihre baldige Geneſung nicht.

Ich überſende Ihnen hierbey einen Brief von **Wilhelminen**, worin ſie mir ihre Geſchichte beſchreibt.

ſchreibt. Die Veranlaſſung dazu werden Sie in dem Briefe ſelbſt finden. Das gute Mädchen iſt zu beklagen. Sie iſt zur Liebe geſchaffen; und ſcheint ohne Liebe nicht leben zu können. Hätte ſie ihre unglückliche Neigung nur nicht gerade auf mich geworfen! — ich muß geſtehen, daß mich dieſer ihr Brief ſehr weich gemacht hat. Was ſoll aus mir werden, wenn ſie mich oft mit ſolchen herzrührenden Briefen beſtürmt? — Ach! **Emilie!** wie bald werd' ich wieder Ihrer Hülfe bedürfen, um in der Feſtigkeit meiner Entſchlieſſung nicht zu wanken, und den Grundſätzen, die mich von der Liebe ableiten, getreu zu bleiben! — o Himmel! wer will den dringenden Bitten, den erſchütternden Klagen, den ſchmelzenden Thränen eines ſo himmliſchen Mädchens widerſtehen können! — O Liebe! warum willſt du mich nicht ſchonen? warum auch mich zum traurigen Opfer deiner Quaalen machen? —

Sie werden **Wilhelminens** Geſchichte äuſſerſt intereſſant und merkwürdig finden. Vielleicht können Sie mir gewiſſe Dunkelheiten darinnen aufklären. **Wilhelmine** hat nicht für gut befunden — aus Urſachen, die ich nicht begreifen kann — mir ihren ehemaligen Liebhaber, von welchem man ſie ſo unbarmherzig getrennet hat, zu nennen. Alle Umſtände aber laſſen mich vermuthen, daß es niemand anders ſey, als der Hofmeiſter, der mit Ihnen von **Dreßden** nach **L.** auf der Poſt gefahren iſt. Wenn ich mich nicht irre, ſo hat er ſich **Liebehold** bey Ihnen genennet. Wenigſtens kommt **Wilhelminens** Beſchreibung ſeiner Perſon mit derjenigen vollkommen überein, die Sie mir von ihm gemacht haben. Auch iſt mir eine Familie, die ſich **Liebeholds** nennet, in **Dresden** bekannt. Es lebt da ein gewiſſer Oberrechnungsrath dieſes Namens. Vielleicht iſt **Wilhelminens** Liebhaber deſſen Sohn. Nehmen Sie nun noch dazu, daß ich im vorjährigen Staatskalender einen Regierungsſecretair **Liebhold** finde, der aber im heurigen herausgelaſſen iſt; ſo dürfte mich wohl meine Vermuthung nicht trügen. Der Freund, bey welchem ſich **Wilhelmine** aufhielt, als ihr Liebhaber ſich in L auf der Akademie befand, iſt allen Umſtänden nach niemand anders, als unſer Freund Herr **Biederſee**. Wenigſtens erinnere ich mich, einmal von ihm gehört zu haben, daß er vor einigen Jahren, ehe ich mit ihm bekannt wurde, ein ſehr ſchönes Frauenzimmer aus **Dresden** bey ſich gehabt habe. Sollte das wohl meine **Wilhelmine** geweſen ſeyn? —

Ich dächte, liebe Freundin, Sie horchten bey Herr **Biederſee** ein wenig nach dieſer Geſchichte; ob es uns Aufſchluß geben könnte? — mir iſt dran gelegen; und **Wilhelminen** mag ich doch, aus gewiſſen Urſachen, nicht um eine deutlichere Erklärung bitten.

Von unſerm **Morgenſtern** kann ich Ihnen die erwünſchteſte Nachricht geben. Wenn ich ſeinen Gram, um ſeine **Emilie**, der ihn niemals ganz verlaſſen wird, wegnehme, ſo kann ich ſagen, daß er vollkommen geſund und ruhig iſt. Meine Schweſter trägt viel zu ſeiner Beruhigung bey, weil ſie ſich ſo ganz in ſeine Denkungsart hineinfügen, und mit ihm ſympathiſiren kann. Itzt ſtellen ſie Wanderungen im Dorfe mit einander an, beſuchen arme Leute, und theilen Allmoſen unter ſie aus. Er hat ſo viel Liebe hier im Dorfe, daß ihm alle Kinder nachlaufen, und ihm die Hände küſſen, wenn er ſich nur blicken läßt.

Ich ſchrieb Ihnen doch neulich von einem gewiſſen Advokaten, Namens **Liſtig**, der ſich hier aufhält. Dieſer Menſch wird mir alle Tage verdächtiger. Er hat einen Anſchlag auf meine Schweſter, er laufe auch hinaus, wohin er wolle. Zum Unglück hat er ſich bey ihr ſehr eingeſchmeichelt, ſo daß ſie ihn immer vertheidiget, wenn ich zuweilen auf ihn losziehe. Das gute Mädchen hat zu wenig Weltkenntniß, einen ſchlauen Böſewicht, durch ſein ſchimmerndes Gewand, in ſeiner Blöſſe zu ſehen. Gebe Gott, daß ſie nicht mit Schaden klug wird! —

Unſer ganzes Haus läßt Ihnen durch mich tauſend herzliche Grüſſe ſagen. Sie ſollen fein fleißig an uns denken, und eine baldige Einladung zur Hochzeit erwarten. Leben Sie wohl, theuerſte Freundin! ich habe die Ehre zu ſeyn

Ihr
zärtlicher Freund
Chriſtian Heinr. Reimann.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Wilhelmine Blankenſtein an Herrn Reimann.

Neuenhain den 19. Hornung.

Ein neuer tödtlicher Streich, von der Freundin meiner Ruhe — der Liebe! — armes Mädchen! du biſt verlaſſen! — von dem verlaſſen, dem du dich ſo willig in die Arme warfſt, und der nur allein dir den Verluſt eines ältern Geliebten erſezen konnte! — O Liebe! Liebe! haſt du all deinen Jammer auf mein betrübtes Haupt herabgeſchüttet? —

Verzeihen Sie, beſter Freund! daß die Empfindungen meines Herzens, dieſe Gedanken in meiner Seele belebten, ehe ich Ihren herrlichen, erquickenden Brief *) erhielt! O! welch ein Labſal

---

*) Dieſen Brief haben wir, weil er zur Aufklärung der Geſchichte nichts beytragt, weggelaſſen.

ſal. für meine arme bekümmerte Seele war er mir! — Nun ſehe ich doch, daß Sie mich nicht ganz verachten. Vielleicht achten Sie mich einſt noch würdig, einen Platz in Ihrem warmen zärtlichen Herzen einzunehmen. O! mein beſter Freund, mein Erretter — mein — ach! ich kann's Ihnen nicht verhalten — mein Geliebter! — wüßten Sie, welchen glühenden Dank Ihnen mein Herz für Ihr freundſchaftliches Andenken weihet! vielleicht — vielleicht — je! was wollt' ich ſchreiben? —

Ach! ich armes Mädchen! die ich ſo tiefe Leiden erdulden mußte, und — noch keine Ruhe, keinen Frieden für meine müde, entkräftete Seele finde! — Der ermattete Wandrer genießt der Ruhe nach vollendeter Laufbahn, und der raſtloſe Arbeiter ſinket endlich nach tauſend Beſchwerniſſen auf ſeine friedliche Lagerſtätte hin; und — ich Gequälte bin ein Raub meiner Verfolger — werde herum getrieben, von der einmal in mit entzündeten Leidenſchaft der Liebe, und finde nirgends Genugthuung, nirgends Ende meiner Martern! — O! ich Gebeugte, die ich ſonſt ſo ſtolz war, und nun — um die Liebe eines Mannes flehen muß!

Haben Sie Mitleid mit mir, mein Geliebter! — ſollt' ich nicht wenigſtens das verdienen? — es iſt ja nicht viel, was ich fordere. Verſagt man doch einem auf dem Blutgerüſte Sterbenden, den einzigen Troſt — das Mitleid nicht! und Sie wollten mir es verſagen? — Sie, die Sie mir ſo öftere, ſo theure Verſicherungen Ihrer Liebe gaben? — O nein! das thun Sie nicht. Und — wenn Sie es dennoch thäten? — Gott! gieb mir Stärke, das zu ertragen! — daß ich nicht erliege unter der Laſt meiner Demüthigung, meiner Erniedrigung! — Aber nein! mein edler **Reimann** kann mich armes, hülfloſes Mädchen nicht verachten!

Sie ſagen, beſter Freund! daß Ihr Herz noch halb an einer verlohrnen Geliebten hange, und Sie mir daher Ihre Liebe nicht ganz zuwenden könnten; daß wenigſtens meine Zärtlichkeit ein noch nie von der Liebe zu einem andern Mädchen gerührtes Herz verdiene. O Lieber! befürchten Sie daher ja keine Vorwürfe von mir! wir müſſen mit einander aufheben. Ich befinde mich in gleichem Falle; ob ich Ihnen gleich, dem ungeachtet, mein ganzes Herz ſchenken kann. Zur Belohnung Ihrer Aufrichtigkeit laſſen Sie ſich meine Geſchichte kürzlich erzählen:

In meinem ſechzehenten Jahre verlohr ich meinen Vater, der ein ſehr angeſehener Mann in **Dresden** war, durch den Tod. Meine Mutter war ſchon einige Jahre vor ihm in das Grab voran gegangen. Ich war alſo eine verlaſſene Waiſe. Ein alter Freund von meinem Vater aus **Leipzig** war bey ſeinem Tode zugegen. Dieſem empfohl er mich, als ſeine einzige Tochter. Ich zog mit dieſem Freunde, der ein ſehr rechtſchaffener Mann war, nach **Leipzig**. Mein Vermögen kam unter die Verwaltung meines Onkles, des Predigers zu **Neuenhain**, welcher die Vormundſchaft über mich erhielt.“

In **Leipzig** ſtudierte damals ein Jüngling von ganz vortreflichen Eigenſchaften. Ich will ihn einſtweilen bey ſeinem Taufnamen Joſeph nennen. Sein Vater bekleidete eine hohe Charge in **Dresden**, war aber ſonſt ein unverſöhnlicher, hartherziger Mann. Der junge Joſeph war ein Liebling von meinem neuen Pflegevater: denn ſo will ich den Freund nennen, bey welchem ich mich in **Leipzig** aufhielt. Eine ſchönere Mannsperſon, als dieſen Menſchen, habe ich nie geſehen. Seine Statur war lang, und ſchlank, und alle ſeine Glieder waren vollkommen proportionirt. Sein ganzes Anſehen gab ihm eine Würde, deren ſich ein König nicht würde ſchämen dürfen. Sein Haar war hellbraun, und ſeine Augen beſchämten die Bläue der blühendſten Veilchen. Seine Geſichtsfarbe glich den aufknoſpenden Roſen, und ſeine gebogene Habichtsnaſe vermehrte die Majeſtät, die in ſeiner Miene, in ſeiner ſchönen männlichen Sprache, und in ſeinem ganzen Anſtande lag. Eine edle großmüthige Seele, und ein auſſerordentlich weiches gefühlvolles Herz wetteiferten mit ſeinem ſcharfen Verſtande und ſeiner reifen

Beurtheilungskraft. Man wußte nicht, ob man ihn mehr wegen ſeiner Klugheit bewundern, als wegen ſeiner Weichherzigkeit lieben ſollte. Niemanden als Sie, mein lieber Reimann! wüßte ich mit dieſem Menſchen zu vergleichen. Denn auch Sie ſind ſchön:

Ein ſanftes Roth ſchmückt deine Wangen,
Wie Sonnen glänzet deiner Augenpaar,
Und ſeideweich iſt dein gelocktes Haar.
Bezaubernd, wie Sirenen ſangen
Iſt deiner Stimme Silberton,
So ſanft, als ſänge Philomele.
Dein Herz iſt frommer Unſchuld Thron,
Und Edelmuth die Zierde deiner Seele,
Die oft mit reiner Liebe Gluth
Beflügelt, ſich zu Engelsfreuden ſchwinget,
Die alles für die Tugend thut,
Mit ihr des Lebens erſte Früchte bringet.

Ich ſah den jungen Joſeph zum erſtenmale in einer groſſen Geſellſchaft. Meine Augen begegneten einigemal ſeinen Blicken, und ſie waren ihm die Dollmetſcher meines von Liebe zu ihm aufwallenden Herzens. Beym Fortgehen führte er mich nach Hauſe, und ein ſanfter Händedruck, mit einem feuervollen Kuſſe darauf begleitet, ſagte mir, daß ich eben den Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte, womit er das meinige an ſich zog. Mein junger Freund kam nun öfterer zu meinem Pflegevater, und unſere Herzen entbrannten täglich mehr gegen einander. Nach einigen Wochen waren wir völlig einig. Mein Pflegevater wußte um unſre Liebe, die jedoch nie aus den Schranken der Tugend wich. So lange mein Joſeph auf der Akademie war, dauerte unſre Glückſeligkeit und der Genuß unſrer unſchuldigen Liebe ununterbrochen fort. O! was für eine ſelige Zeit war das für uns! was für ein Himmel auf Erden waren uns dieſe kurze Jahre!

Sah ich meines Freundes volle Wangen
Schön, wie junge Roſen, blühn;
O! wie riß mein zärtliches Verlangen
Mich an ſeinen frommen Buſen hin!

Schlug vom Wonnevolleſten der Triebe
Dann für mich ſein treues Herz;
Welche Freuden krönten meine Liebe!
O! wie ſchlug für ihn mein warmes Herz!

Doch die Zeit meiner Leiden nahte heran. Joſeph mußte, auf Befehl ſeines Vaters, die Akademie verlaſſen, um in **Dresden** eine Bedienung antretten zu können. Ich folgte ihm bald nach, und begab mich wieder nach **Dresden**, zu einer Verwandtin von mir. Da mich mein Geliebter hier oft beſuchte, ſo wurde mein Bündniß mit ihm bald ruchtbar.

Sein Vater, vor dem wir bisher unſre Liebe geheim gehalten hatten, erfuhr nun alles.

Sie können ſich leicht vorſtellen, in welche entſetzliche Rache er darüber gerieth, wenn ich Ihnen ſage, daß er und mein verſtorbener Vater Todtfeinde waren, und zwiſchen unſern Familien eine beſtändige Antipathie geherrſcht hatte. Seine Unverſöhnlichkeit, mit welcher er meinen Vater auch noch im Grabe verfolgte, ſtellte ihm die Liebe ſeines Sohnes zu mir, als das ungeheuerſte Verbrechen vor. Er verbot ſeinem Sohne allen ferneren Umgang mit mir. Da dieſer aber dennoch nicht von mir abließ, dachte er darauf, mich ganz aus **Dresden** zu entfernen. Er ſchrieb an meinen Onkle, mich von **Dresden** wegzunehmen, und bot ihm eine anſehnliche Summe Geldes an, wenn er meine Verbindung mit ſeinem Sohne wieder trennen würde. Mein Onkle als ein geiziger Mann ergrif dieſe Gelegenheit, ſein Vermögen zu vermehren, mit beyden Händen. Er kam ſelbſt nach **Dresden**, in der Abſicht, mich von da hinweg und mit ſich zu nehmen. Ich ſetzte mich mit Gewalt darwider. Mein **Leipziger** Pflegevater wollte ſich unſrer annehmen. Aber mein Onkle begegnete ihm mit Grobheit, und all ſeine Bemühungen waren nicht im Stande, etwas über die harten Seelen unſrer Feinde auszurichten.

Ich mußte mich endlich bequemen, mit meinem Onkle, **Dresden** zu verlaſſen. Aber dennoch würden wir einander treu geblieben ſeyn, hätte nicht ein ganz beſonderer Vorfall unſere ganze Verbindung getrennet. Der Vater meines Liebhabers wurde, da ich kaum **Dresden** verlaſſen hatte, todtkrank. Sein Sohn mußte vor ihn kommen, und hier bedrohte er ihn mit ſeinem väterlichen Fluche, wofern er ihm nicht einen feyerlichen Schwur thäte, mich auf immer zu verlaſſen. Mein Geliebter bat, ſtellte die Unmöglichkeit vor, dieſe Liebe aus ſeinem Herzen zu reiſſen; ſchilderte die Quaalen, die künftig ſein Leben verbittern würden, mit Thränen; fiel nieder vor dem Bette ſeines Vaters, und flehte wehmüthig um Verſchonung. Aber alles war vergebens. Seine Standhaftigkeit wurde endlich von der Furcht vor dem Fluche ſeines Vaters erſchüttert. Er wankte, und — that den ſchrecklichen Schwur.

Er ſchrieb mir dieſe tödtende Nachricht ſelbſt und nahm auf das rührendſte Abſchied von mir. Ich fiel in Ohnmacht, da ich dieſen niederſchmetternden Brief erhielt, und — gleich darauf auch in eine ſchwere Krankheit. Tauſendmal flehte ich zu Gott, um den Tod, als, meinen Gedanken nach, das einzige Mittel von meiner Quaal befreyet zu werden. Aber mein Wille war nicht der Wille des Ewigen. Durch ſeine Hülfe ſiegte meine gute Natur über meine Krankheit. Aber eine gewiſſe Schwermuth, die Sie, mein Lieber, ſogleich an mir bemerkten, hieng mir noch im mer an, und noch kann ich nicht ohne Thränen an die traurige Lage meines Herzens denken.

Vielleicht finden Sie nunmehr meine Bereitwilligkeit, mich in Ihre Arme zu werfen, nicht mehr ſo ſonderbar, als ſie Ihnen anfänglich unfehlbar geſchienen haben mag. Mein Herz war zur Liebe gewöhnt; von meinem ſechzehnten Jahre an hatte ich gleichſam in ihren ſüſſen Empfindungen geſchwommen; ich konnte nicht leben ohne einen Gegenſtand, an den ich mich anſchlieſſen, und mein einmal erhitztes Gefühl für die Liebe auslodern laſſen konnte. Von meinem Geliebten wurde ich auf das grauſamſte getrennt, und durfte nie wieder an ihn denken. Um die Zeit, da mein Herz unter beſtändigem Drange meiner Empfindungen für die Liebe empor wallte, ohne Hofnung ſo bald wiede meiner Wünſche befriediget zu ſehen; — da meine ganze Seele von Schmerz und Leiden erweicht war, und allen Eindrücken der Zärtlichkeit offen ſtand; — um dieſe Zeit führte Sie, mein Beſter, das Schickſal, oder vielmehr die Fügung des gütigen Himmels, der meinen Leiden einmal ein Ende machen wollte, in das Haus meines Onkels. Ihre vortreflichen Eigenſchaften riſſen mein Herz an ſich; Sie ſchienen etwas mehr als Freundſchaft für mich zu empfinden; ungefähre Zufälle brachten uns einander näher, Sie wurden der Erretter meines Lebens; das Gefühl der Dankbarkeit erhob die Empfindungen der Liebe, wovon meine Bruſt gegen Sie entglühte, bis zum höchſten Grad; — darf ich Ihnen noch die mitleidenswürdige Situation meines Herzens ſchildern, wenn auch Sie mich unter dem Druck meines Jammers erliegen laſſen? — wird Ihnen der Ruf der Liebe, der gewiß Ihr Herz nicht unaufgefordert läßt, nicht genug ſeyn, ein unglückliches Mädchen von der Laſt ihrer ſchmachtenden Empfindungen zu befreyen? —

Melden Sie dieſem ſonderbaren Mädchen bald, ob ſie vergebens ihre weibliche Delicateſſe, dem Drange ihres Herzens aufgeopfert hat? — oder, ob ihre Selbſtverleugnung von Ihnen belohnet werden ſoll? —

Noch muß ich Ihnen zur Vollſtändigkeit meiner Geſchichte ſagen, daß mein ehemaliger Geliebter ſich nicht mehr in Deutſchland befindet. Sein Vater wurde wieder geſund; und nun gieng ſein Plan dahin, ſeinen Sohn mit einem reichen Frauenzimmer zu verheurathen. Aber dieſer war noch zu ſehr von ſeiner traurigen Liebe zu mir erfüllt, als daß er an eine Verbindung, die ohnedieß nicht nach ſeinem Geſchmack war, hätte denken können. Er gerieth endlich auf den Einfall, ſeine Bedienung aufzugeben, und das Land zu verlaſſen, wo er ſo viel hätte dulden müſſen. Im vorigen Jahre ſoll er als Hofmeiſter nach Liefland gegangen ſeyn, wo er ſich vermuthlich noch aufhält. Er hat nie wieder an mich geſchrieben, vermuthlich um die Wunde ſeines Herzens nicht wieder von neuem aufzureiſſen.

Dieß ſey denn genug, um Sie, mein lieber Reimann, zu überzeugen, daß ich bin

Ihre
getreue
Wilhelmine Blankenſtein.

Acht und zwanzigſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 24. Hornung.

Endlich mußte ich doch dem böſen Menſchen dem Sommer wieder in den Wurf kommen. O liebſte Henriette! ich zittre am ganzen Leibe, wenn ich nur von dieſem Menſchen höre, und itzt — muß ich mit ihm an einem Orte ſeyn. Meine Pflege-Eltern hatten wohl Recht, da ſie mir neulich ſchrieben, er habe ſich ſchlechterdings vorgenommen, mich zu beſitzen; und er würde mich aufſuchen, und wenn ich an's Ende der Welt flöhe. Ich habe ihn ſelbſt hier in L. geſehen. Geſtern gehe ich mit meiner Doktorin, weil es ſchön Wetter war, um das Thor ſpazieren. Da kommt er die Allee herunter gerade auf uns zu. Ich kannte ihn den Augenblick, ob er gleich keine Uniform, ſondern einen grünen Rock mit Gold trug, und ziemlich geältert hatte. Auch ſah er noch viel verwegner und wilder als ſonſt aus. Ein andrer mir ganz unbekannter Menſch in einem braunen Reitkleide, der aber noch viel wildere Miene als Sommer hatte, gieng mit ihm.

Du kannſt dir leicht denken, wie heftig ich über dieſe unvermuthete Begegnung erſchrack. Es gieng mir durch Mark und Bein. Ich konnte keinen Fuß von der Stelle ſetzen, und zitterte am ganzen Leibe. Die Doktorin, welche die Urſache meines Schreckens nicht errieth, und meine Schwäche für eine mir plötzlich zugeſtoſſene Unpäßlichkeit hielt, ergrif mich bey der Hand, und zog mich auf eine Bank nieder, bey welcher wir eben vorüber gehen wollten.

Ich furchte mich nur vor dem Augenblick, wo der Böſewicht mich anreden würde. Denn er ſah mich ſehr ſcharf an, eh' er noch ganz nähe bey mir war. Aber er gieng vorüber. Im Vorbeygehen hielt er ein Tuch vor das Geſicht, und wandte es auf die Seite. Den Huth hatte er tief in die Augen gedrückt, um vermuthlich von mir nicht erkannt werden zu wollen.

Als er vorüber war, kam eben auch der Doktor; und nun erzählte ich beyden die Urſache meines Schreckens. Der Doktor ſagte mir, der Menſch, welcher mit Sommern gegangen ſey, heiſſe **Haberkorn**. Bey Nennung dieſes Namens ſchauerte mir von neuem die Haut. Ich fragte den Doktor, ob es eben dieſer **Haberkorn** ſey, deſſen häßlicher Karakter mir aus des Herrn von **Morgenſtern** Geſchichte bekannt war? Er bejahte es, und fügte hinzu: dieſer Menſch ſey im vorigen Jahre hier relegirt worden, und halte ſich itzt vermuthlich nur als ein Fremder hier auf.

Ach! meine **Henriette**! ich ſchwebe in einer unbeſchreiblichen Angſt und Unruhe. Dieſer laſterhafte Menſch hat gewiß wieder einen neuen Anſchlag auf mich: denn was könnte ihn ſonſt bewegen, mir allenthalben nachzureiſen? — Rathe, mir, meine Liebe, was ich anfangen ſoll? — Dächteſt du, daß ich hier bliebe? — meine Freunde rathen mir dieß wenigſtens an; denn ſie ſagen, es werde ihm unter ihrem Schuze unmöglich fallen, etwas wider mich zu unternehmen. Und — vielleicht iſt auch meine Furcht ungegründet. Vielleicht treiben ihn andre Geſchäfte hieher, die mit mir in gar keiner Verbindung ſtehen. O! wenn ich doch das gewiß hoffen dürfte! — immer ſchwebt eine bange Ahndung des Gegentheils um meine Seele. O! wär ſie doch nur dießmal ein leerer Traum! —

Wollteſt du mich wohl aufnehmen, wenn ich zu dir nach **Breslau** käme? — und riets heſt du mir dazu, liebes Mädchen? — doch, werd' ich da ſicherer ſeyn? Ach! allenthalben, bis an's Ende der Welt wird mich der Böſewicht verfolgen.

Nein, liebſte Henriette! ich will nicht zittern — will hier bleiben. Gott, der Beſchützer meines Lebens und meiner Tugend, wird mit ſeinen Fittigen mich decken, daß mich kein Unfall treffe. Ich Kleinmüthige! was fürchte ich die Gewalt eines Menſchen, wenn ich Gott zum Freunde habe? —

Weil aber doch auch der Rath guter Freunde nicht hintan zu ſetzen iſt, ſo ſchreib mir, meine Beſte, was ich bey dieſen Umſtänden für eine Wahl treffen ſoll? und wie ich das meinige thue, meine Sicherheit feſte zu ſtellen?

Alles übrige verſpare ich bis zu einer bequemern Zeit. Daß ich ja bald einen Brief von dir bekomme! Hörſt du, liebes Mädchen? —

Deine
getreue
Emilie Sommer.

Neun und zwanzigſter Brief.

Erich Sommer an Guſtav v. Lilienſtröm.

L. den 26. Hornung.

So weit hab' ich ſie verfolgt, aber noch iſt ſie meinen Klauen entwiſcht. Sey du aber nur darüber noch nicht ungedultig, Guſtav! — ſie müßte den lebendigen Teufel im Leibe haben, wenn ich ſie dießmal nicht unter meine Schere kriegen ſollte.

Hab' alſo Geduld! lange kann's unmöglich mehr währen. Ich habe da mit einem Kerl Bekanntſchaft gemacht, der mir ſeinen ganzen Beyſtand verſprochen hat. Hör Bruder! das iſt dir ein Kerl! — wild wie ein däniſcher Koſak, und brav wie ein junger Löwe; aber — boshaft, wie ein alter Teufel, ganz ein Kerl, wie ich ihn brauche, nach meinem Sinn und Herzen. Die Beſtie heißt **Haberkorn**. Hier iſt er ſchon einmal relegirt worden; und itzt geht er in der Welt umher auf Abentheuer los. Das war ein Helfershelfer, zu meiner Unternehmung. Nun hab' ich aber hier noch einen aufgetrieben, eine falſche kluge Canaille, den ich recht gut werde brauchen können. Sonſt iſt er bey einem gewiſſen Doktor, wo **Emilie** wohnt, Bedienter geweſen. Daher kennt er das ganze Verhältniß, worin die kleine Kröte hier ſtehet. Der Kerl iſt ein wahrer Spürhund. Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich nicht, durch den Buben, alle Tritte und Schritte des Mädchens erfahre!

Nun bedenke die wichtigen Dienſte, die mir ſo ein Kerl leiſten kann; aber es koſtet auch verfluchtes Geld. Dein Wechſel kam eben noch zu rechter Zeit. Denn die Hundsfötter, die hieſigen Studenten, hatten mich im Spiel ausgeplündert, daß ich ſo arm war, wie ein bloſſer Hund.

Vor ein paar Tagen begegnete mir **Emilie** auf dem Spaziergange. Der Donner und das

Wetter! — man hätte ſie gleich freſſen mögen, ſo ſchön ſah ſie aus. Mir war's verteufelt fatal, daß ſie mir da gleich ſo aufſtieß. Ich ſetzte zwar meinen Huth recht Renomiſtenmäßig in die Augen, und hielt mir ein Tuch vors Geſicht; aber die verwetterte Kröte kannte mich doch. Das ſah ich an der bärböſigen Miene, die ſie mir machte. Das närriſche Ding that, als ob ſie in Ohnmacht fallen wollte. Ha! ha! ha! — ſchön gut! Du ſollſt ſchon beſſere Ohnmächten bekommen, wenn du einmal unter unſern Händen biſt, entweder rechte ſüſſe, oder rechte bittere. Warte, warte nur du weiches Kätzchen! — ſollſt ſchon harte werden — ſollſt uns Eiſenfreſſer ſchon gewohnen lernen!

Das muß ich dir aber ſagen: Hier iſts unmöglich, ſie aus dem Zirkel ihrer Beſchützer heraus zu kriegen. Ich muß auf eine Liſt denken, wie ich ſie an einen Ort hinlocke, wo ſie weniger Bekanntſchaft hat. Und ſchon habe ich einen Anſchlag auf dem Rohr, der mir glücken muß, oder — ich müßte nicht mehr der Chamäleon ſeyn, der ich immer war. Voritzt ſag' ich dir von dieſem Anſchlage nichts. Du weißt, ich vertraue Sachen von Wichtigkeit einem Briefe nicht gern an. Beſſer der Streich iſt ausgeführet, ehe was davon bekannt wird.

Ich melde dir nur das alles, damit du dich zu unſerm Empfang in Lübeck bereit hältſt. Bis dahin laß mich ſorgen, und ſchreib mir in Zeiten, wo, und unter welchem Namen ich dich in Lübeck erfrage. Ich heiſſe hier **Ewald von Rothſchild**, und logire im grünen Schilde. Den neuen Wechſel von hundert Dukaten vergiß ja nicht. Die Hundskerle, meine Helfershelfer, koſten verteufeltes Geld. Adie Guſtav! der Henker hole mich und dich, wenn ich dir nicht bald durch meine Thaten zeige, daß ich noch immer bin der luſtige

Erich Sommer.

Dreyßigſter Brief.

Thalmann an Auguſten Reimann.

W. den 29. Hornung.

Liebe gute Seele.

Ich muß dir noch einmal ſchreiben, ehe ich von hier wieder weggehe. Denn du wirſt doch längſt ſchon auf einen Brief von deinem **Wilhelm** gewartet haben. Oft haſt du wenigſtens an mich gedacht; das ſagen mir alle die bangen Ahndungen, die ich oft empfinde, wenn ich in der rauſchendſten Zerſtreuung bin, oder Abends bey ſtillem Mondenſcheine, einſam aus meinem Fenſter hinausblicke, und an die himmliſchen Abende denke, da wir umgeben von der feyerlichen Stille der Nacht, bey dir im Fenſter ſaſſen, und den ſanftlächelnden Mond, den Zeugen unſrer liebevollen Umarmungen, betrachteten. O! **Auguſta!** weißt du noch, wie wohl und ſchauerlich der Abend vor meiner Abreiſe vor uns war? — Ich ſaß allein bey dir auf deinem Zimmer; meinen rechten Arm hatt' ich um dich geſchlungen, mit der linken hielt ich deine weiche, warme, zarte Hand; meine Wange ruhte an deiner ſchönen braunen Locke, mein Blick verweilte trunken auf deinem holden Antlitz; du hatteſt den **Ferdiner** vor dir, und laſeſt mir von **Eliſen** vor; wie bedauerten die arme **Eliſe**, beklagten aber auch den wider ſeinen Willen ihr untreu gewordenen **Ferdiner**; dieß führte unſer Geſpräch auf unſre Liebe; du fragteſt mich, ob ich auch ſo zwiſchen dir und einer **Julie** wanken würde, wenn ich in die Verhältniſſe eines **Ferdiners** kommen ſollte? Ich wurde, ich weiß ſelbſt nicht warum, über dieſe Frage betroffen. Nein! ſagte ich endlich, indem ich deine ſchöne Wange küßte, ich werde nie wanken, nie von meiner Auguſta weichen, und wenn mich tauſend **Julien** liebten. Da zitterten Thränen in deinen ſchönen Augen; du ſankſt an meine Bruſt, und ſchwurſt mir ewige Liebe.

Siehſt du, edles Mädchen, ſolcher kleinen Scenen erinnere ich mich gern hier in der Entfernung von dir, um mein Andenken an dich immer recht lebhaft zu erhalten. O! es iſt einem ſo wohl dabey, wenn man ſich im Geiſte, in die vergangenen vergnügten Zeiten zurückſetzen kann. Das Herz gehet einem auf, daß man all' das gegenwärtige unangenehme dabey vergißt. Denn lange von dir entfernt zu leben — o **Auguſta** ! das iſt mir mehr als unangenehm, iſt mir peinlich, dir wird's wohl eben ſo gehen, gute Seele, nicht wahr?— nun! hab nur Gedult! in kurzem bin ich wieder bey dir. Ich habe von dem Baron Erlaubniß erhalten, meine Rückreiſe acht Tage eher als er erſt wollte, anzuſtellen. Auch mein Bruder iſt nun völlig in Ordnung; nichts hält mich alſo ab, morgen oder übermorgen von hier aufzubrechen. Sollten indeſſen Briefe von euch einlaufen, ſo hab ich ſchon dafür geſorget, daß ſie mir nach L. nachgeſendet werden, wo ich meine Retour hinnehmen werde. Du nimmſt es doch nicht übel, daß ich nicht gleich wieder zu dir komme, ſondern erſt über L. reiſe? — Sieh nur, liebes Mädchen! theils hab' ich für meinen Bruder noch ein ſehr dringendes Geſchäfte in L. zu beſorgen, theils möcht' ich auch gern unſere lieben **Redlichs** einmal ſehen. Doch werd' ich eilen, ſo bald als möglich, von L. wieder aufzubrechen, um mich ganz in deine liebreichen Arme zu werfen. O! wie freue ich mich ſchon darauf, daß du mir entgegen eilen, und mit deinen Armen, deine ganze liebende Seele mir öfnen wirſt, um auf ewig die meinige darin aufzunehmen. Du vergiebſt mir doch alſo dieſe Verzögerung meiner Rückreiſe, gutes Mädchen? — o ja! denn was kann dein verſöhnliches Herz nicht alles vergeben?

Ueber die Nachricht von der Krankheit unſrer guten Mutter, die mir unſer lieber Bruder ſchrieb, bin ich von ganzem Herzen erſchrocken. Da mich aber der Bruder zugleich verſicherte, daß es keine Gefahr mit ihr habe, ſo hat mich dieß wieder in etwas beruhiget. Gott gebe, daß meine Beruhigung gegründet ſeyn möge, und helfe der Lieben bald wieder zu ihrer völligen Geneſung! — daß ihr mir ja gleich Nachricht gebt, wenn ſichs mit ihr verſchlimmern ſollte! Ach! ich habe ſie ſo lieb, die Beſte; o! daß ich mich nicht wieder zufrieden geben könnte, wenn ſie uns in meiner Abweſenheit entriſſen würde. Doch! weg mit dieſem ſchwarzen Gedanken! er ſoll meine Seele nicht trüben, mich nicht trauriger machen, als ich ohnedem ſchon in der Entfernung von euch, meine Lieben, bin.

Ich muß dir noch auf einige Stellen deines letzten Briefs antworten. Ob du gleich mit Recht behaupteſt, daß ich dich blos um deines guten Herzens willen liebte, ſo biſt du dennoch in Anſehung deiner übrigen vortreflichen Eigenſchaften gar zu ſtreng gegen dich ſelbſt. Was willſt du zum Beyſpiel damit ſagen, daß du dir dein gutes Anſehen abſprichſt? Es würde abgeſchmackt laſſen, wenn ich davon gegen dich ſelbſt viel Rühmens machen wollte. Genug, ich halte dich für ſchön; und ich kenne Menſchen, die hierin mit mir einerley Meynung ſind, ob ſie dich gleich nicht mit Augen der Liebe betrachten. Danke Gott für die Figur, die er dir gegeben hat. Sie macht ihrem Werkmeiſter keine Schande.

Die Geſchichte von der Großmuth deines Vaters war mir ganz neu, und hat mich ſehr entzückt. Gott ſegne den würdigen Mann dafür in ſeinem Alter! ſolche Handlungen müſſen von der Belohnung des groſſen Tugendvergelters immer begleitet werden. O! was für Wonne ſtrömt einem der Gedanke zu, mit einer Familie verbunden zu werden, deren Glieder Rechtſchaffenheit und Tugend von je her zur Richtſchnur ihrer Handlungen machten! Wohl mir, daß ich dich fand, du Liebe, dich die getreueſte Nachfolgerin in den Wegen der Edelmuth und Tugend, die dein und mein Vater mit ſo vielem Ruhm durchwandelten. Mein Freund **Morgenſtern** hat mir einen neuen Beweis von dieſer deiner edlen Denkungsart geſchrieben: nemlich deine Fürſorge für die arme gefangene Kindermörderin, und wie du ſie ſo großmüthig von ihrer Melancholie befreyet haſt. Gott ſegne dich dafür, du herrliches Mädchen! Mir gieng das Herz auf, und war allen Gefühlen des Entzückens offen, da ich dieſen rührenden Zug deines Karakters las. Ach! wie zärtlich

lich iſt doch die Eigenſchaft der Menſchenliebe! ſeinen Brüdern in ihrem Elende beyzuſtehen — was iſt würdiger dem Ebenbilde Gottes, wozu uns unſer Schöpfer ſchuf? Die Tugend aller Tugenden! — das Ideal aller moraliſchen Güte. — O! wahrlich Auguſta! das iſt die Menſchen- und Bruderliebe. Fahre ſo fort, gutes Mädchen, dem Schöpfer deiner ſchönen Seele Ehre zu machen! Du biſt mir nicht lieber, als wenn ich dich in den Wohnungen der Elenden ſehe, und dein Arm zu ihrer Erquickung ſich ausbreitet.

Ich ſehe recht mit vieler Kränkung, Liebe, daß man itzt anfängt, dieſe ſchöne Tugend zu verkleinern, und ihr, unter dem verächtlichen Namen der Empfindeley, ihre Würde benehmen zu wollen. Freylich ſoll man die Tugend der Wohlthätigkeit nicht auf Koſten andrer ausüben, und dieſe dabey ganz hintanſetzen; und daß man darüber eifert, iſt billig. Aber empfindſame Seelen, die ſich dem Elend ihrer Brüder annehmen, deswegen verſpotten, und ihnen bloß Gefühle der Weichlichkeit andichten; Schriftſteller, die Menſchenliebe und Gefühl für das Wohl der Brüder anpreiſen, hohnnecken, und mit Spott und Satire über ſie herfahren; das ſcheint mir Grauſamkeit, wenigſtens einen groſſen Grad von Unempfindlichkeit, und Härte des Herzens zu verrathen. Leute, die das thun, mögen wohl die Lehren unſers Heilands ſehr ſchlecht beherzigen, und nicht fühlen, was Jeſus ſagt, wenn er die Geſchichte vom barmherzigen Samariter erzählet. Doch laß ſie predigen, und ſchwadroniren, was und ſo viel ſie wollen! wir wollen den Lehren unſerer Religion treu bleiben, die uns Menſchen- und Bruderliebe ſo dringend empfiehlt. Andre Tugenden wollen wir nicht nicht dabey hintanſetzen, ſondern uns immer bey dem Spruche: die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung, erinnern, daß alle chriſtliche Tugenden unter der Liebe begriffen ſind, und das Wort Liebe hier alles das ausdrückt, was moraliſche Güte des Herzens, und thätiges Chriſtenthum in ſich begreift.

Ich freue mich auf das Vergnügen, dich bald wieder an meiner Seite zu ſehen, und — am Altar auf ewig mit dir verbunden zu werden. O! Auguſta! dieſer Gedanke hat unausſprechliche Seligkeit für mich. Wie wollen wir dann Hand in Hand den geraden Weg der Tugend fortwandeln, uns unſers Lebens und unſrer Liebe freuen, gemeinſchaftlich für das Wohl unſers Nächſten arbeiten, den Armen unterſtützen, den Elenden erquicken, dem Troſtloſen mit Rath und Troſt beyſtehen, unſre Freund und Feinde, ja alle Menſchen lieben, und wo wir wiſſen, und können, etwas zu ihrem Glück beytragen. Glückliche Ausſichten! herrliche Scenen! — o Auguſta! bitte Gott mit mir, daß er uns, und unſre lieben Eltern, beſonders unſre kranke Mutter erhalte, daß wir alle dieſe herrlichen Auftritte mit ganzer Seele genieſſen können!

Von E. aus ſchreib' ich dir unfehlbar wieder. Indeſſen leb wohl, du Gute! grüße deine Eltern und alle unſre Lieben recht herzlich von mir! ich küſſe dich, und bin

Dein

getreuer

Friedrich Wilh. Thalmann.

Ein und dreyßigſter Brief.

Auguſta Reimann an Herrn Thalmann.

Mallendorf den 1. Merz.

Daß unſre liebe Mutter krank iſt, weißt du bereits aus meines Bruders letzten Briefe. Der gute Bruder hat dir ihre Krankheit ſehr leicht gemacht; und ſie war es auch damals, als ſein Brief an dich abgieng. Wollte Gott, ſie hätte den bittern Kelch ihrer Leiden ſeitdem nicht tiefer austrinken müſſen! — Ach! lieber **Wilhelm**! — beynah hätten wir ſie in dieſer Welt verlohren, unſre edle, fromme, vortrefliche Mutter. Nahe über ihrem Haupte ſchwebte der furchtbare Engel des Todes, und drohte uns zu rauben die Herrliche, die ewig zu leben verdiente. Aber, indem er das Schwerdt zückte zu vollführen den ſchrecklichen Streich, wandte es der Herr über Leben und Tod, und erhielt die Gerechte mir und dir, und uns allen zum Troſte.

Weil ich weiß, daß du an allem, was unſre liebe Mutter angehet, ſo ganzen herzlichen Antheil nimmſt, ſo will ich dir den heftigen Sturz ihrer Krankheit, der ihrem Leben das Ende drohte, etwas ausführlicher beſchreiben: ihre Krankheit fieng ſich mit einem leichten Flußfieber an; nach und nach aber äuſſerten ſich Zufälle, die ein faules Gallenfieber vermuthen ließen. Sie wurde täglich ſchwächer; der Paroxismus wurde immer heftiger, ſo daß ſie am Ende, da ſelbſt unſer Arzt die Achſeln zuckte, ihrer Auflöſung ſtündlich entgegen ſah. Unſern Jammer und unſre Angſt kannſt du dir leicht vorſtellen. Ach! ich weiß ſelbſt nicht, wie ich bey dem unaufhörlichen Weinen und Jammern ſelbſt habe geſund bleiben können. Tag und Nacht hab' ich an ihrem Bette gewacht, und kein Schlaf hat meine ermatteten Glieder geſtärkt.

Eines Abends, da ich allein bey ihr ſaß, und der Papa mit **Heinrichen** und **Morgenſtern** ſpeißte, rufte ſie mich näher an das Bette, ergrif meine Hand, und ſagte: „**Auguſta**! itzt ſind wir „allein; ich muß was mit dir ſprechen, eh' ich „ſterbe. Meine Auflöſung iſt nahe.“ — Bey dieſen Worten, die mir durch die Seele giengen, ſtrömten meine Thränen wie Bäche auf ihre kalte Hand, die ich küßte. Vor Schmerz vermocht' ich kein Wort zu ſprechen. Ich ſchluchzete und jammerte nur in unverſtändlichen Tönen. „Sey getroſt, Mädchen!“ fuhr ſie fort; „ich hielt dich

„für das ſtandhafteſte unter allen den Meinigen. „Drum wollt' ich das mit dir allein ſprechen, „was dein Vater und dein Bruder auch hören „konnten. Aber die ſind zu weich dazu, um mich „vom Sterben reden hören zu können. Ich muß „die Lieben ſchonen.“ Ich wollte mich faſſen, aber mein Schmerz wurde immer heftiger. „Muth, „liebe Tochter!“ ſagte die Heldin, „habe Muth! „wo bleibt deine Stärke, die dir ſonſt ſo ganz eigen iſt? — Sieh! ich muß ſterben; aber deswegen verlaſſe ich dich nicht. Mein Geiſt ſoll immer um dich ſchweben, und dich beſchützen.“ „Ach! meine Mutter! — beſte Mutter!“ war alles, was ich in der Beklemmung meines Herzens herauszubringen vermochte. Sie faßte meine Hand, und fuhr fort: „Nur einige Lehren wollt' ich „dir in Abſicht auf den Stand geben, worein du „nun bald tretten wirſt; und die befolge, wenn „du deine ſterbende Mutter liebſt. Liebe nicht „nur deinen Mann, verehre ihn auch! — denn „Liebe ohne Ehrfurcht iſt von keiner Dauer. Wenn „du Fehler an ihm bemerkeſt, ſo ſage ſie ihm in „geheim, denn es iſt unſchicklich, wenn eine Frau „ihren Mann in Beyſeyn anderer hofmeiſtern will. „Suche ihn nie durch Spottreden zu erbittern, „denn Spott thut weher, als trockne Vorwürfe. „Vor allem finde dich darein, daß du mit ihm „frölich ſeyn kannſt, wenn er Freude genieſſen will, „und mit ihm weineſt, wenn er traurig iſt. Denn „Theilnehmung an unſrer Gemüthsſtimmung iſt das

„ſicherſte Mittel, die Harmonie zu befeſtigen. Und „nun — was ich dir nicht erſt zu ſagen brauche „— ſey immer fromm und tugendhaft, ſo wirſt „du immer eine gute Gattin bleiben!“ Itzt lag ſie unbeweglich; das Reden hatte ſie ermattet; es ſchien ihr letztes zu werden. Ich fragte ſie, ob ich meinen Vater und meinen Bruder nicht rufen ſolle? — „Nein! ich will ihnen die Kränkung erſparen mich ſterben zu ſehen. Sage ihnen mein „letztes Lebewohl; und ſie ſollen ſich tröſten! — „auch Sophien — ach! meine Sophie! — hätt' „ich ſie nur noch einmal geſehen! Doch! ich „erſpare ihr ſo vielen Jammer. Laß ſie ja nicht „kommen, Auguſta! was hülfe es mir und ihr?“ Indem ſie dieſe Worte geendiget hatte, trat mein Vater in das Zimmer, und näherte ſich ihrem Bette. Da er ſie ſo ſchwach ſah, fiel er ohne Empfindung auf einen Stuhl, und lag da, wie in einer Betäubung. Nun wußte ich nicht, ob ich dem Vater oder der Mutter beyſtehen ſollte. In der Angſt faßte ich meinen Vater bey der Hand, und rüttelte ihn, ohne ein Wort ſprechen zu können. Nun ſah' er in die Höhe, und rufte aus: „O! mein Weib! Gefährtin meines Lebens! „dich ſoll ich überleben? — mein Weib! —“ Hier hinderte ihn die Beklemmung ſeines Herzens weiter zu reden. Er ſank noch einmal in die vorige Betäubung. Nun rufte meine ſchwache Mutter: „Lieber Mann! ergieb dich! — Gottes Wille ge-

„ſchehe! — ſieh, das Sterben iſt leicht. „Bald „ſehn wir einander wieder.“ Jtzt ſtand mein Vater auf, und ergrif die Hand meiner Mutter. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Jn einem feyerlichen Tone ſagte er: „Gut! mein Weib! „— Gottes Wille geſchehe! er iſt der beſte. Jch „murre nicht. Seine Gerichte ſind gerecht. Gehe „hin in Friede, liebes Weib, zu deinem, unſer „aller Vater! er ſegne — deinen Ausgang aus „dieſer, und — deinen Eingang in jener Welt!“ Er küßte ſie, drehte ſich um, und ſank wieder auf ſeinen Stuhl. Jndeſſen wurde meine Mutter ſo ſchwach, daß ſie wenig mehr ſprechen konnte. Alle meine Standhaftigkeit verließ mich; ich ſank an ihre Seite, und rufte ängſtlich: „Ach! meine „Mutter! meine Mutter! —“ Jn dem Augenblick ſtürzte mein Bruder, der mein ängſtliches Rufen vor der Thür gehört hatte, herein und gerade auf unſre kranke Mutter hin. „Ach! meine „Mutter! meine Mutter!“ war alles, was ich ihn ſagen hörte. Er war untröſtlich. Sein Schmerz bemeiſterte ſich ſeiner ſo ſehr, daß er vor ihrem Bette auf die Knie ſank, mit ſeinem Geſichte ihre Hände bedeckte, und nur in dumpfen unverſtändlichen Tönen jammerte. Jch hob ihn auf, und führte ihn auf einen Stuhl, der neben meinem Vater ſtand. Hier fiel er dem Vater in die Arme, und beyde weinten und jammerten, ohne einander tröſten zu können. Herr von Morgenſtern der meinem Bruder auf dem Fuſſe gefolgt war, ſtand zu den Füſſen meiner Mutter. Er rang ſeine Hände, und ſah mit thränenden Augen auf dieß rührende Schauſpiel. O! lieber **Morgenſtern**!“ ſagte ich, tröſten Sie meinen Vater, und „meinen Bruder!“ — „Ach! **Auguſta**!“ antwortete er, „ich ſelbſt bedarf Troſt; auch ich verliere „eine Mutter. Theureſte Mutter! —“ rufte er, und auch ihm verſtattete der Schmerz kein Wort mehr. Ich allein faßte mich wieder, und fragte meine Mutter, ob ich ihr etwas vorbeten ſolle? „Ja! meine Liebe!“ ſagte ſie, „bete, was du „willſt: nur muß dein Gebet auch Troſt für mich „ſeyn.“ Ich ſank auf meine Knie, und betete aus dem Herzen, aber laut für die Erfüllung des göttlichen Willens, entweder durch ihre Geneſung, oder durch ihren ſeligen Tod, und im letzten Fall, um Troſt für uns Hinterlaſſene. Nach Endigung meines Gebets ſagte ſie: „Deine Hand! **Auguſta**!“ Ich reichte ſie ihr. „Auch deine, beſter „Mann! und deine, mein Sohn!“ Sie ergrif die Hand meines Vaters; ich und mein Bruder hielten die ihrige eingeſchloſſen. „Auch Sie, Herr „von **Morgenſtern**!“ fuhr ſie fort, und er faßte ſie bey der Hand, die mein Vater hielt. „Nun! „ſo! lebt wohl, meine Lieben!“ ſagte ſie, „Meine Kinder! lebt wohl! — auch meiner **Sophie**, „und ihrem Manne, und deinem Bräutigam, „**Auguſta**, ſagt, daß ich ſie ſegne, wie ich euch

„itzt ſegne! Gott ſchenke euch Troſt! und mir — „die Freude, euch einſt — bey unſerm Vater wie„der zu finden! Jammert nicht ſo ſehr um mich! „Es giengen ja ſo viele dieſen Weg; und euer „Klagen wird mich nicht davon befreyen. Lebt „wohl! —“ Itzt ließ ſie unſre Hände fahren, wandte ihr Geſicht von uns, und ſchien ihre Auflöſung zu erwarten. Aber es war in dem Rath des Ewigen noch nicht beſchloſſen, daß wir ſie verlieren ſollten. Wir ſaſſen alle viere, in ſtummen Schmerz, und unter unaufhörlichen Thränengüſſen an ihrem Lager. Eine Stunde gieng in der qualvollen ängſtlichen Erwartung ihres Todes hin. O! lieber Wilhelm! an dieſe Stunde werd' ich Zeitlebens mit innigſter Rührung denken. So geſetzt ich war, ſo mußte mich doch natürlich hier alle meine Standhaftigkeit verlaſſen. Man erwäge die Verfaſſung, worin ich mich befand; und — es würde über die Menſchheit gehen, wenn die Rührung des Herzens nicht über meinen Muth hätte ſiegen ſollen. Da liegen zu ſehen, eine Mutter, eine treue, geliebte Mutter, von tauſend Qualen und Schmerzen ihrer Krankheit gefoltert, erblaßt und entſtellt, dem Tode und der Verweſung entgegen gerückt, und — noch kämpfend mit den letzten Regungen der Natur, die auch dem Heiligen ſeinen Tod noch erſchweren; — mit matten hinſterbenden Blicken, die ſich nur ſelten empor hoben, und dann — ihr ſehnliches

Verlangen nach ihrer Auflöſung, und ein warmes Gebet des Herzens zu Gott, um Aufnahme ihrer Seele andeuteten; — zu ſehen, wie wir alle uns in Thränen badeten, oft, bey ihrer geringſten Bewegung, uns ſchüchterne Blicke zuwarfen, und, ungeachtet unſrer Vorbereitung, dennoch immer vor der ſchrecklichen Minute der Auflöſung zitterten, und dem furchtbaren Schlage lang entgegen bebten; und dann — die einſame düſtere Todesſtille um uns her, das bange Grauſen der ſchwarzen Mitternacht, die Erinnerung an die lange, dem Menſchen immer noch ſchreckliche Grabesnacht, die, wie itzt unſre Leidende, ſo auch uns alle einmal umſchlieſſen wird, das dumpfe Aechzen meines Vaters, das lautere Schluchzen meines Bruders, das ein ödes fürchterliches Getön von ſich gab; — o! mein Geliebter! — wie ſchrecklich war das alles für deine weiche, gefühlvolle Auguſta! — wo da Muth und Standhaftigkeit hernehmen, wenn ſo alles auf einen losſtürmt, und man immer unter den ſchrecklichen Gegenſtänden zu erliegen glaubt? —

Was mich aber noch aufrichtete, was mir Troſt in mein Herz ſprach, war ihre bewundernswürdige Ergebung in den Willen Gottes. Sie war ganz Heiterkeit, ganz Zufriedenheit mit ihrem Abſchiede aus der Welt. Ach! Lieber! — würde auch ich mich einmal ſo gelaſſen drein ergeben, wenn über kurz oder lang die Uhr meiner Tage ausgelaufen ſeyn, und das Licht meines Lebens verlöſchen wird! — Gott gebe es! — wenigſtens werde ich unter dem Beytritt ſeiner Gnade mich beſtreben, auch hierin dem lehrreichen Beyſpiel meiner vortreflichen Mutter zu folgen. Gewiß, lieber **Wilhelm**! es iſt nichts erbaulicher, nichts geſchickter, uns den leeren Tand dieſer Erde zu verleiden, und uns auf jene Welt aufmerkſam zu machen, als das Krankenbette unſrer Brüder. Ich wenigſtens habe mich nie Gott ergebener, nie von der Welt abgezogner gefühlt, als in den Stunden, da ich an meiner Mutter Krankenbette ſaß, und ihre freudige Vorbereitung zu ihrem Tode bewunderte.

Indem wir noch immer mit ängſtlichem Beben unſrer Herzens, den langen Augenblick ihres Todes entgegen ſahen, ſtreckte die Leidende auf einmal ihre Hand nach mir aus, und ſagte: „Meine Tochter! fühl einmal meinen Puls! er „muß ruhiger ſchlagen. Mir iſt beſſer.“ Ich fuhr eiligſt nach ihrer Hand, und ſieh, der Puls ſchlug nicht wie bey einer Sterbenden. „Gott ſey ge„lobt! ſagte ich, „Er hat vielleicht ihr Ende noch „nicht beſchloſſen.“ Herr von **Morgenſtern** fühlte ihren Puls an der linken Hand, und verſicherte, daß, nach dieſem zu urtheilen; wenigſtens dieſe Nacht ihr Tod noch nicht zu fürchten ſey. Die Mannsperſonen verlieſſen, bey dieſen tröſtlichen Ausſichten, ihr Zimmer, und ich blieb dieſe

Nacht vollends allein bey ihr. Gegen Morgen war ihre Beſſerung ſehr merklich. Kurz, ſie gelangte in einigen Tagen wieder ſo weit zu ihrer Geneſung, daß ſie izt völlig auſſer dem Bette dauern kann. Wie groß nun unſre Freude darüber iſt, kannſt du, lieber **Wilhelm**! aus der Gröſſe unſres Schmerzens, da wir ſie verlohren glaubten, beurtheilen. Auch du wirſt dich darüber freuen, und Gott mit uns aus voller Seele danken, daß er uns unſre gute, treue, redliche Mutter noch auf einige Zeit wieder geſchenkt hat! Ich ſoll dir in ihrem Namen ſagen, daß ſie ſich beſonders deswegen über ihre Geneſung freuet, weil ſie dadurch des Vergnügens, uns am Altar mit einander verbunden zu ſehen, noch theilhaftig werden kann. Sie hat dich ſehr lieb, die Gute; das kannſt du gewiß glauben. Mehr als einmal hat ſie mich verſichert, daß ſie ſich ſehr darüber gekränkt haben würde, wenn unſre Verbindung nicht vor ſich gegangen wäre.

Mach' alſo, Lieber! daß du bald wieder zu uns kommſt! — ich fliege dir mit offenen Armen entgegen. Ach! es iſt doch keine Freude in der Welt für mich, wenn du nicht mit Theil daran nimmſt. In deiner wonnevollen Umarmung, o! da will ich alle meine Freuden zehnfach genieſſen. Wir leben zwar ſeit der Beſſerung unſrer lieben Mutter hier ganz vergnügt, und jedes ſucht durch Bezeigung ſeiner Freude darüber, ihr einen Beweis von ſeiner Liebe zu ihr zu geben. Herr von **Morgenſtern** iſt lange nicht mehr ſo ſchwermüthig wie ſonſt. Deiner Ankunft ſieht er mit Verlangen entgegen. Unſer lieber Vater ſcheint ganz von neuem wieder aufzuleben. Auch Herr **Liſtig**, den du ſchon kenneſt, iſt oft bey uns, und da er ein höflicher artiger Menſch iſt, und an unſern unſchuldigen Vergnügungen Theil nimmt, ſo haben wir ihn alle gern um uns. Erſt ſchien er gar nicht recht gut auf dich zu ſprechen zu ſeyn. Ich weiß nicht, aus was Urſachen? — itzt aber iſt er dein warmer Freund, und ſpricht bey jeder Gelegenheit Gutes von dir. Nur unſer Bruder iſt gar nicht der gleichmüthige, offene Menſch mehr, der er ſonſt war. Die ſo merkliche Veränderung ſeines Karakters beſchäftiget uns alle, aber wir können ſie mit all' unſrer Mühe nicht ergründen. Immer geht er allein, und ſtill vor ſich weg. Gröſtentheils hängt ihm eine Melancholie an, die er vergebens vor uns zu verbergen ſuchet. Oft ſtehen ihm Thränen in Augen, und wenn er denn merket, daß jemand auf ihn Achtung giebt, ſo dreht er das Geſicht weg, oder geht aus dem Zimmer. Kurz, er iſt gar der Menſch nicht mehr; und niemand bringt ſein Anliegen von ihm heraus. Nur Herr von **Morgenſtern** mag's wiſſen: denn ſie ſprechen oft heimlich mit einander, wenn mein Bruder einmal ſo zerſtreut iſt; und da ſah' ich oft, daß ihm **Morgenſtern**

genſtern mit dem Finger drohte, mein Bruder aber durch Mienen ihm ſeinen Unwillen darüber zu erkennen gab. Ein paarmal habe ich **Morgenſtern** ſchon darüber vorgehabt; aber da macht er gewöhnlich einen Scherz daraus, daß ich nicht das geringſte von der Wahrheit errathen kann. Wenn du nur einwal wieder da biſt, ſo müſſen wir den armen Bruder kuriren, es werde auch, wie es wolle.

Von Doktors, denen wir die Geneſung der Mama durch einen Expreſſen meldeten, haben wir heute Nachricht. Sie ſind alle wohl auf. Auch die unvergleichliche Demoiſell **Sommer** ſchrieb einen ſehr rührenden herrlichen Brief an meine Mutter, und freute ſich unausſprechlich über ihre Geneſung. Es iſt doch ein bewundernswürdiges Mädchen, dieſe **Sommern**. So eine erhabne, edle Denkungsart, und ſo ein göttliches Herz, als ſie beſitzt, trift man wenig an. Unſer **Morgenſtern** verfiel in eine Art von Eckſtaſe, da er ihren herrlichen Brief las.

Aber — es iſt Zeit, meinen ungeheuren Brief einmal zu ſchlieſſen. Leb wohl, mein innigſt Geliebter! Unſer ganzes Haus läßt dich grüſſen durch

Deine

Auguſta.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Henriette von Blumenthal an Emilie Sommer.

Breslau den 3. Merz.

Haſt du ſchon wieder dein Kreuz, armes Mädchen? — Kaum hat der liebe Himmel einen von deinen Peinigern ein bischen gedemüthiget, ſo kömmt dir ſchon wieder ein andrer auf den Hals. Der erſte war ein ſo ſanfter, guter Peiniger; aber der letztere? — o! bey dem heiſts, wie dort von dem Teufel, wo ſeine Gehülfen ärger waren als er ſelbſt. Nun! — ſey nur nicht gleich ſo zaghaft, gutes Kind. Der Kopf geht nicht ſo gleich herunter, und entführt wird man auch nicht ſo bald. Was willſt du dir den Kerl ſelbſt zum Popanz machen, da du noch nicht einmal weißt, ob er um deiner grauen Haare willen nach L. gekommen iſt.

Doch ernſtlich, liebe **Emilie**! laß dir noch nicht bange ſeyn, und denke an die Worte: aus ſechs Trübſalen hat dich der Herr errettet, und in der ſiebenden wird dich kein Uebel ruhren. Willſt du wieder zu mir nach **Breslau** kommen, ſo weißt du wohl — wie ſehr mich das entzücken würde. Mit offenen Armen werde ich dir entgegen fliegen; und wenn ich dir bey der Sache etwas rathen ſollte, ſo wär' es, daß du her zu mir kämſt. Denn aus meinen Klauen ſoll dich Beelzebub mit allen Fürſten der Hölle nicht heraus reiſſen. Doch mußt du mir's wenigſtens, in einer Zeit von vierzehn Tagen von dato an, melden, ob du kommen willſt. Ich habe, wie du hernach leſen wirſt, eine Reiſe nach **Berlin** vor; und da muß ich denn das Ding darnach einrichten, daß du mir nicht fehl reiſeſt. Mein Alter würde gewiß ſein Bärtchen recht ſtreicheln, um beym Bewillkommungskuſſe dich nicht zu ſehr in deine zarten Lippchen zu ſtacheln, wenn — du ihm ſeinen Wunſch erfüllteſt, vor ſeinem ſeligen Ende dich noch einmal zu ſehen. Nun! ſo mach's denn wie du denkeſt! und ſey verſichert, daß deine **Henriette** dich nicht verläßt, es komme auch mit dir, wie es nur immer wolle. Sonſt aber, wenn du nicht zu mir kommſt, hatt' ich ſo einen gewiſſen ſchnackiſchen Einfall, nemlich — von **Berlin** zu dir nach **L.** zu kommen, und da — ach! **Emilie**! — ich bin ein tolles Mädchen. Du lachſt mich doch nur aus, wenn ich dir's ſage.

Laß dir vielmehr itzt vor der Hand die Veranlaſſung zu meinem Entſchluſſe, nach **Berlin** zu reiſen, erzählen! — und kannſt du wohl dieſe Veranlaſſung errathen? — daß ich mit Gewalt Frau Majorin werden ſoll. Ja! gutes Mädchen! — die Zeit meiner Leiden iſt endlich erſchienen; aber ich trotze ihnen, und ſie ſollen mich nicht muthlos machen, es laufe auch hinaus wohin es wolle. Aus der chriſtlichen Eheverbindung, wird nichts, und wenn ſie mich mit ſechs Kutſchpferden zum Altar zögen. Will doch ſehen, wer mir einen Mann aufdringen ſoll, den ich — kurz und gut — nicht mag. Tumult, und Verwirrung, und Aergerniß, und Zänkereyen, Weinen, und Schreyen, wirds zwar genug geben; aber — es wird nichts draus. Nur muß ich meinen guten Alten ſchonen, ſonſt hätt' ich den Herrn Major, mit ſamt ſeiner königlichen Uniform, in allen Ehren und Züchten, und in Friede und Einigkeit — die Thür gewieſen, doch — ich muß dir die Sache ordentlich erzählen.

Von der Zeit an, da Herr Moritz Graf von Adler mir ſein hochgräfliches Herz angetragen hatte, attachirte ſich der Herr Major immer ſehr oft an mich, und gab mir gleichſam zu verſtehen, daß er mich ſo ganz lieb und werth habe. Ich that aber immer ſo brets dumm, wie eine Dorfmieke, oder machte einen Spaß aus der Sache. Damit ließ er ſich denn immer von Zeit zu Zeit abweiſen.

Vor einigen Tagen aber kam einmal früh Morgens, mein alter Graf auf mein Zimmer, bot mir einen guten Morgen, ſtopfte ſich eine Pfeiffe, und ſetzte ſich an meine Toilette. Da ſeine Pfeiffe ſo ziemlich brannte, hub er an: „Hör, Jette! „ich habe was mit dir zu reden, ſo unter vier

„Augen.“ — Doch wohl was Gutes, gnädiger „Papa?“ antworte ich.

Graf. „Das dächt' ich, Jette! was recht Gutes; etwas, das alle Mädchen gern hören.“

Ich. „Und ich doch wohl nicht.“

Graf „Wärſt doch die einzige in deiner Art, „die nicht gern vom Heurathen reden hörte.“

Ich. „Die bin ich, gnädiger Papa!“

Graf. „Jette! —“ indem er ſeine Pfeiſſe aus dem Munde nahm, und ſie auf die Toilette legte. „Hör nun an, Mädchen! das ſind Poſſen, Larifari! man müſte euch Mädchen nicht kennen!“ Er nahm ſeine Pfeiſſe wieder, und rauchte fort. Ich antwortete nichts, ſondern fuhr in meiner Stickerey fort. Er ſagte: „Leg deine Scherlenzien weg, und hör zu, was ich dir zu ſagen „habe! — „Zu Ihrem Befehl, gnädiger Papa!“ ſagte ich, und legte meine Stickerey hin. Ich ſetzte meine Hände in die Seite, und ſah ihn lächelnd an. „So, Mädchen!“ ſagte er, indm er meine Hand drückte; „So, hübſch freundlich! „ſo gefällſt du mir. Hör mir nur auch hübſch „zu, und mach mir keine ſolchen abgeſchmackten „Einwendungen!“ Ich küßte ſeine Hand, und ſagte: „Was Sie mir zu ſagen haben, gnädiger „Papa! verdient meine ganze Aufmerkſamkeit. „Doch — Sie ſind auch viel zu liebreich, als „daß Sie mich nicht auch hören ſollten.“ — „Wenn hab' ich das nicht gethan?“ ſagte er, indem er mir ſeine Hand auf die Achſel legte; „Sage, wenn hab' ichs nicht gethan? — ſollſt gehört „werden; aber nur vernünftig! vernünftig! —“ „Nun! ſo hör denn!“ indem er ſeine Pfeiffe nachſtopfte, „Jedes Mädchen, wenn's ſo an die ſechzehen, ſiebenzehen, achtzehen, neunzehen Jahre „u. ſ. w. kommt, ſehnt ſich nach einem Manne, „und — wer ſolche Waare in ſeinem Kramladen „hat, der muß ſuchen, ſie auf eine gute Art unterzubringen. Kurz und gut! ein Vater muß ſuchen, ſeinen Töchtern hübſche Männer zu verſchaffen. Denn — zum Teufel! — ihr Mädchen „habt Fleiſch und Blut, und das im Zaum zu „halten, dazu gehört ein guter Kutſcher.“

Ich. „Aber — gnädiger Papa!“

Graf. „Aber! was aber? itzt laß mich reden! „— Nun! denn alſo! — ich bin ſo gut wie dein „Vater; du biſt ein Mädchen, haſt Fleiſch und „Blut, brauchſt einen Mann, alſo muß ich dafür ſorgen, daß du einen bekömmſt.“

Ich. „Sie ſind allzu gütig; aber —“

Graf. „Kein aber itzt! — laß mich reden! — „Sag mir, wie gefällt dir der Herr Major Liskov? — rein von der Leber weg!“

Ich. „Ganz und gar nicht!“

Graf. „Alle Wetter, Jette! du biſt — hätt' „ich doch bald geſagt, du biſt nicht wohl bey Sinnen. Nun aber — warum gefällt er dir nicht?

Ich. „Was weiß ich das? — weil er mir „nicht gefällt.“

Graf „Dumme, hagels dumme Antwort!“ indem er ſeine Pfeiffe hin auf die Toilette ſchmiß, und mich bey den Händen ergrif: „Goldmädchen! „ſag mir, was haſt du wider den Major? — „ſprich! iſt er nicht ein braver, engelsguter Kerl? „hatte jemand ein beſſer Herz, als der Major? „iſt das nicht wahr, Mädchen? ſprich!“

Ich. „Er iſt ein edler Mann, gnädiger Papa! „ich ſchätze ihn ſehr hoch; aber mein Herz —“ „Gut! gut!“ ſagte mein Pflegevater, indem er aufſtand und im Zimmer herumſpazierte; „Gut! „— dein Herz! ich verſtehe das. Dein Herz ſoll „nicht gezwungen werden. Das wäre Sünde, „himmelſchreyende Sünde. Aber —“ indem er ſich nieder neben mich ſetzte, meine Hand ergrif und ſie drückte.: „Jettchen! wenn ich ihm „das ſage! überleg' es wohl! er liebt dich! o! er „hat nie in Bataille ſeinen Feind ſo gehaßt, wie „er dich liebt; ſoll ich es ihm ſagen? der gute „Major!“

Hier ſtanden ihm Thränen in den Augen. Mich rührte der Anblick unausſprechlich. Ich küßte ſeine Hand, benetzte ſie mit meinen Thränen, und ſagte: „Beſter Vater! Sie, dem ich „mein anderes Leben, alles zu danken habe, zürnen Sie nicht! Ach! hab' ich Sie nicht immer „von ganzer Seele geliebt und verehrt? — Zürnen Sie nicht auf Ihr armes Pflegekind!“ — „Nun! was zürnen?“ ſagte er, „wo iſt denn

„Zorn? bin ja nicht böſe. Weine nicht, Mädchen! es geht mir durch die Seele, das zu ſehen. Beym Element! ich habe vor zehentauſend Kanonen Donnern nicht gezittert; aber deine Thränen — Mädchen — machen mich zittern; weine nicht! komm an mein Herz!“

Hier drückte mich der unvergleichliche Mann an ſeinen Buſen, und küßte mich, indem er ſagte: „Ich bin nicht böſe. Du biſt meine liebe „Tochter! — aber Mädchen! — was wärſt du „für ein Weib für den Major? — Ueberleg' es „wohl!“ fuhr er fort, indem er ſeine Pfeiffe hervorſuchte, und ſie von neuem anbrannte: „Du „kriegſt leicht keinen ſolchen Freyer wieder; und „— wenn du ihn nimmſt — Hör Jette! eins „von meinen Gütern iſt dein.“ — „Zu viel Güte, „beſter Vater!“ ſagte ich, indem ich abermals ſeine Hand küßte. „Nichts von Güte!“ ſagte er, „Für dich iſt mir nichts zu lieb. Wenn du mir „nur meinen Willen thun könnteſt; wärſt mir „tauſendmal lieber! Der arme, gute Major! — „Aber, Jette! mir fällt was ein. Du haſt doch „nicht etwa einen andern auf dem Rohr? — „ſags nur rein von der Leber weg! ich weiß ja „wohl, wie es die Mädchen machen.“

Hier hatt' ich die ſchönſte Gelegenheit, **Emilie**! meine Sache ins Gleiß zu bringen, die zur Zeit niemand weiß, als ich und du. Verſtehſt du mich wohl? — Bald wär's mir entwiſcht. Ich hatt' es ſchon auf der Zunge. Aber im Augenblick flüſterte mir der Schutzgeiſt der Ehre, und der weiblichen Delicateſſe zu: ſchweig Jette! — und ich ſchwieg. Dafür aber arbeitete ich auf einen andern Plan los; ich antwortete alſo: „Zur Zeit iſt „mein Herz noch frey; ich kann es jedem ſchenken, der es mir zu verdienen ſcheint.“ —

Graf. „Nun! verdient's denn der Major nicht?“

Ich. „Laſſen Sie mich ausreden, gnädiger Papa: ich wollte hinzuſetzen: und gegen den keine „geheime Antipathie in meinem Herzen ſich regt.“

Graf. „So! ſo! das iſt was anders. Aber — „Mädchen! — was ſoll ich dem Major für Antwort bringen: denn ſo geradehin, Nein, das „würde ihm das Herz abfreſſen, und — das würde mich ſelbſt jammern! —“

Ich. „Sagen Sie unmaßgeblich, daß ich mir noch ein Vierteljahr Bedenkzeit genommen habe.“

Graf. „Brav! brav! Mädchen! wirſt dich „ſchon noch dazu entſchlieſſen. Aber ein Vierteljahr? Das iſt auch eine verteufelt lange Bedenkzeit. Nun! weil du es biſt, Jette, mags „ſeyn.“

So endigte ſich unſere Unterhaltung. Beym Schluſſe erhielt ich von meinem vortreflichen Pflegevater noch Erlaubniß, während dieſes Vierteljahrs eine Reiſe nach Berlin zu meiner Tante, der Frau von Hagenburg, zu thun. Wozu eigentlich dieſe Reiſe? fragſt du, Emilie? — Hör zu! wie mein Alter ſagte! erſtlich entgeh ich den Zudringlichkeiten des Majors. Denn der läßt ſeit der Unterredung mit dem Papa alle Pfeile des Liebesgottes auf mich abdrucken. Du ſollteſt nur einmal itzt den galanten Major ſehen, wie er mit weiß ſeidenen Strümpfen, in ſeiner Staatsuniform, und friſirt, wie ein königlicher Kammerdiener, einher ſtolziert Zweytens werde ich dadurch den Lieutenant los, der mich mit ſeinen weinerlichen romaneſquen Liebesreden, bis aufs Blut martert. Und drittens? — ſieh Mädchen! da hab ich einen ganz eigenen Plan, den du aber auch vor den Katzen und Mäuſen geheim halten mußt. Bin ich einmal nach Berlin, ſo bin ich auch — huſch zu dir hinüber nach L.; dort machen wir unſre Anſprüche an einen gewiſſen Jemand mit einander ab: iſt das in Richtigkeit, ſo laſſen wir ihn ſo durch die dritte und vierte Hand kommen, und dann — wenn er, verſteht ſich von ſelbſt, ein guter Engelsmann geworden iſt — wird das Ding ſchon gehen — wie es gehen ſoll. Gute Nacht, Herr Major! Gott befohlen, Herr Lieutenant! — der alte Vater? — o! den will ich wohl herum holen, der ſoll dir nach Herzensluſt nach meiner Pfeiffe tanzen.

Was indeſſen, wenn das alles ſo zwiſchen mir und dir gekartet wird, meine beyden gehorſamen Diener für Seide mit einander ſpinnen werden, das weiß der liebe Himmel. Erpicht ſind ſie auf einander, wie die Zinshähne: denn jeder glaubt von dem andern, daß er ſeinem Glück bey mir im Wege ſtehet. Ich wills Fräulein **Hannchen** überlaſſen, die mag ſie aus einander ſitzen.

Iſt es aber dein Ernſt, zu mir nach **Breslau** zu kommen, ſo wird mein Plan abgeändert: denn der gewiſſe Jemand folgt dir doch nach; und da machen wir die Sache hier ab.

Glück zu, **Emilie**! leb wohl, gutes Mädchen! — doch — bald hätt' ichs vergeſſen, hier iſt eine Antwort an Herrn von **Morgenſtern**. Wenn du es noch nicht weißt, daß er an mich geſchrieben hat, ſo ſey dir's hiermit geſagt. Biſt doch nicht böſe darüber? — Ich bin deine loſe, aber liebe Freundin,

Henriette v. Blumenthal.

Drey und dreyßigſter Brief.

Henriette von Blumenthal an Herrn von Morgenſtern.

Breslau den 3. Merz.

Alſo denken Sie denn auch wieder an Ihre alte Freundin! — Schon dachte ich, es hieſſe auch bey Ihnen: aus den Augen, aus dem Herzen.

Und — wahrhaftig — Sie haben ſich lange beſonnen, ob Sie das Sprüchwort wahr machen wollen, oder nicht. — Doch — Sie haben Entſchuldigungen vor ſich, die ſehr triſtig für Sie ſprechen; und darum — aber auch nur um dieſer Urſache willen, ſey Ihnen Ihr langes Schweigen vergeben!

Freylich, lieber Mann, hab' ich Sie ſehr bedauert, da das Zettergeſchrey Ihres gewaltſamen Todes bey uns erſcholl, und wir nicht anders glaubten, als daß der böſe Knochenmann Sie mit ſich auf die fatale Charonſche Schiffahrt genommen hätte. Auch manch Thränchen hab' ich Ihnen geweint. Wüßte ich, daß Sie ſtolz darauf würden, ſo ſagt' ichs Ihnen nicht; aber — was ſollten Sie eben auf die Thränen eines Alltagsmädchens ſo ſtolz ſeyn? — mögen Sie's denn alſo wohl wiſſen! Mein guter Pflegevater, — hauptſächlich Fräulein Hannchen — kurz, wir alle beklagten unſern armen Freund. Fräulein Hannchen, dächt' ich, hätten Sie müſſen drüben in den Elyſäiſchen Feldern ſchluchzen hören. Denn halb und halb haben Sie doch ein biſchen drüben herum geſpuckt? —

Ueber Ihre Auferſtehung von den Todten freuen wir uns denn auch was brav iſt. Daß wir während Ihres Krankenlagers für Sie gebetet haben, können Sie ſich vorſtellen. Wer würde nicht für Sie beten, da Sie doch unſer Freund ſind, und wir ja auch für unſre Feinde beten ſollen. Unſer Gebet hatte alſo für uns nicht eben viel verdienſtliches; doch, dem ſey wie ihm wolle, Sie ſind wieder geſund. Preiſen Sie Gott dafür! wir thun ein gleiches. Ob aber Ihre Geneſung eben auf unſer Gebet erfolgt iſt, das können und wollen wir nicht unterſuchen.

Daß Sie ſich noch für meinen Freund ausgeben, fordert mich zum wärmſten Dank auf. Ob Sie aber auch wirklich der warme Freund von mir ſind, für den Sie ſich ausgeben, ſtehet freylich auf einem andern Blatte. — Weil ichs wünſche, will ichs Ihnen auf Ihr Wort glauben, und mir weiter keinen Scrupel darüber machen. Sie ſind eine gute Seele; das weiß ich. Alſo ſind Sie mein Freund: denn ich möchte die gute Seele ſehen, die mich nicht liebte, da ich alle guten Seelen liebe. Iſt das nicht richtig geſchloſſen, Herr von Morgenſtern? — Freylich giebts noch Leute, die wohl tiefer in Ihrem Herzen ſitzen mögen, als meine Wenigkeit; — denen ich freylich weit nachſtehe. Doch — mag ſeyn! — Bleiben Sie nur eine gute Seele; und dann ſind und bleiben wir immer gute Freunde.

Sie würden mich ſtolz machen, lieber Herr von **Morgenſtern**! durch Ihre Bitte an mich, gleichſam Ihre Lehrmeiſterin zu werden, wenn ich nicht in meinem Gewiſſen überzeugt wäre, daß ich vor meiner Thür genug zu kehren habe, ohne mich um andre Haushaltungen bekümmern zu dürfen. Indeſſen danke ich Ihnen für Ihr gutes Zutrauen zu mir. Haben Ihnen meine freundſchaftlichen Unterhaltungen gefallen, ſo gereicht mir das zum Vergnügen. Und — bin ich künftig im Stande, Ihnen mit meinem unmaaßgeblichen Rathe zu dienen, ſo finden Sie mich allezeit dazu bereit. Nur müſſen Sie mit meiner geringen Mädchenphiloſophie vorlieb nehmen. Meinem Schöpfer, der mir dieſe kleine Gabe geſchenkt hat, würde ich dann dafür danken, wenn ich meinen Mitmenſchen damit dienen könnte.

Mein Befinden, lieber **Morgenſtern**! iſt nicht das beſte. Aber ich denke, weil es der Herr ſo ſchickt, muß es gut ſeyn. Grämen thu' ich mich nicht darüber. Was ſoll ich mir meine Tage mit Sorgen verkümmern! — kommt Zeit, kommt Rath. Die beſondern verdrüßlichen Angelegenheiten, womit ich zu kämpfen habe, kann Ihnen unſre liebe **Emilie** erzählen. Hier hab ich zu wenig Raum dazu. Wenn Sie noch fromm ſind, wie ich hoffe, ſo ſchlieſſen Sie mich in Ihr Gebet ein, und bitten den Himmel um Muth und Standhaftigkeit für mich!

Wollen Sie mir das Vergnügen machen, ferner an mich zu ſchreiben, ſo thun Sie es ohne viele Ceremonien. Sie kennen mich ja, und ſind gewiß überzeugt, daß ich Ihre Briefe nicht mit Gleichgültigkeit leſe.

Unſer ganzes Haus empfiehlt ſich Ihrem freundſchaftlichen Andenken, durch Ihre

Freundin

Henriette von Blumenthal.

Vier und dreyßigſter Brief.

Reimann an Emilien Sommer.

Wallendorf den 5. Merz.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen von meiner lieben Mutter den wärmſten zärtlichſten Dank für Ihren letzten ſo herrlichen Brief *) an ſie, hiermit abſtatten. Hätten Sie nur die gute Frau ſehen ſollen, als ſie ihn las! ſie war ganz davon hingeriſſen, und rufte einmal über das andere aus: „Gott ſegne das unvergleichliche Mädchen — „ſolch ein edles Herz! — o! ihr muß es ewig „wohl gehen! — —“

Die liebe Frau hat recht ausgeſtanden. Mehr als einmal ſchwebte ſie am Rande des Grabes. Aber ſie duldete, wie eine Chriſtin, und Gott erhörte unſer Gebet, und ſchenkte uns die Herrliche auf eine noch längere Zeit. Sein Name ſey ewig dafür geprieſen!

Ihr

---

*) Dieſer gewiß nicht ganz ungleichgültige Brief hat ſich alles Nachſuchens ungeachtet nicht finden wollen.

Itzt iſt ſie völlig wieder hergeſtellt, und in unſerm Hauſe wohnt nichts als Freude und Dank zu Gott für Ihre Geneſung. Nun iſt das ihr vornehmſter Wunſch, die Verbindung meiner Schweſter mit Herr **Thalmann** bald vor ſich gehen zu ſehen. Mit Sehnſucht hoffet ſie auf dieſe Zeit, um alsdenn auch Sie, beſte Freundin, an ihren Buſen zu drücken, und Ihre ſelige Gegenwart zu genieſſen. Welche Wonne wird das für meine liebe Mutter ſeyn! — Auch mein Vater und meine Schweſter freuen ſich von ganzem Herzen darauf.

Ich allein werde dieſe Freude mit bitterer Wehmuth vermiſcht finden. Denn — ach! beſte Freundin! ich habe Ihnen wichtige Dinge zu ſagen. Meine **Wilhelmine** iſt todtkrank, und zwar — aus Gram über mich. O! **Emilie**! wer kann das aushalten? — weſſen Herz muß nicht brechen, wenn er überzeugt wird, daß er an dem Elende, ja wohl gar an dem Tode eines ſo lieben Mädchens Schuld iſt? Und das bin ich! das hab' ich mir vorzuwerfen! — o! ich möchte vergehen vor Angſt. Laſſen Sie ſich nur die traurige Geſchichte erzählen!

Auf den letzten Brief, worin mir **Wilhelmine** ihre Geſchichte erzählte, antwortete ich ziemlich gleichgültig, weil ich gern meinem Vorſatz, mich in keinen Liebeshandel einzulaſſen, getreu bleiben wollte. Aber damit hatt' ich übel ärger gemacht.

Ihre ſchon kranke Seele hatt' ich nun noch mehr verwundet.

Geſtern bekomme ich einen Brief von dem alten Pfarrer **Blankenſtein**, worin er mir ihren Zuſtand ſehr ausführlich beſchreibt, und mir wegen meiner vermeynten Treuloſigkeit die bitterſten Vorwürfe macht. Gott weiß es, ob ich ſie verdiene! —

— Da **Wilhelmine** meinen Brief geleſen hat, ſinket ſie, von der Gewalt ihrer erſten Empfindung hingeriſſen, auf einen Stuhl nieder, und liegt ſo eine Weile ohne Bewegung. Mein Brief fällt neben ihr nieder auf die Erde. Der Pfarrer hebt ihn auf, und lieſet ihn. Nun geräth **Wilhelmine** wie in eine Art von Raſerey, ſpringt unter den Worten: „Wo iſt der Brief des Ver„räthers?“ auf, reißt ihrem Onkle den Brief aus der Hand, und zerreißt ihn vor ſeinen Augen in tauſend Stücken. Dann ſtrömt eine Fluth von Thränen aus ihren Augen; ſie ſinkt entkräftet wieder nieder, und ruft im jammernden Tone: „Gott! ſo war denn dieß der Lohn für mei„ne Zärtlichkeit! — o! ich Elende! Verachtete!“

Ihr Onkle redt ihr zu, und ſtellt ihr vor, daß ich es vielleicht nicht ſo gemeint habe, wie ſie ſich in der Heftigkeit ihres Gefühls träume. Es folge ja noch nicht daraus, daß, weil ich mich zur Zeit noch auf keine Verbindung mit ihr einlaſſen könne, ich ſie deswegen ganz verlaſſen wolle.

Allein, je mehr er ſie zu tröſten ſucht, deſto mehr Vorſtellungen ihrer eingebildeten Schande erweckt er dadurch in ihrer Seele. „O! daß ich ihm ſo „ganz mein Herz entdeckte! —“ rufte ſie, „der „Treuloſe! — o! daß ich ihn liebte! — Gott! „warum erweckteſt du eine einzige warme Empfin„dung für dieſen Verräther in meiner Seele? — „nun das Geſpötte, der Gegenſtand der Verach„tung eines gefühlloſen Jünglings zu werden? — „o! — o! —“

Nachdem ſie ſich ungefehr eine Stunde lang, mit Thränen, Seufzern, und den bitterſten Klagen, ganz abgemattet hat, fällt ſie endlich wieder in einen ganz betäubenden, fühlloſen Zuſtand. Sie fängt an zu zittern; ihr Geblüt geräth in eine übernatürliche Wallung: und eine Art von Fieber, das ſie auf einmal ſehr heftig angreift, nöthiget ſie, ſich ins Bette zu legen.

Von Stund an verfällt ſie in eine Krankheit, von welcher ſie bis itzt noch nicht wieder geneſen iſt. Immer führt ſie meine Treuloſigkeit im Munde, verwünſcht ihr Schickſal, das ſie zum Opfer unglücklicher Liebe, und zum Raube ihrer verachteten Empfindungen, gemacht habe. Alle Arzeneyen verſchmähet ſie, und wünſchet nichts, als eine baldige Erlöſung von ihren Leiden, durch den Tod. Oft fällt ſie in eine Art von Wahnſinn; beſonders in Stunden, wo ſie den Fieber-Paroxismus hat — da geräth ſie oft in die fürchterlichſte Raſerey. Kurz, das Mädchen wird ein Raub ihrer Leidenſchaft, wenn ich mich nicht endlich zu dem bequeme, wovor ich mich immer ſo ſehr gefürchtet habe.

Ihr Onkle bittet mich, ich ſolle ſie nur wenigſtens beſuchen, damit ich ihr nur den unglücklichen Wahn benehme, als ob ſie ganz von mir verachtet werde. Ich ſolle mich doch eines unglücklichen Mädchens erbarmen, die, wenn ſie auch in ihren Schwärmereyen zu weit gehe, dennoch durch mich allein in dieſe mitleidenswürdige Lage geſetzt worden ſey.

Was ſoll ich nun thun, **Emilie**? — was rathen Sie mir? — Noch liege ich zwiſchen den Empfindungen meines Herzens, und den Eingebungen meiner Vernunft im Kampfe. Auf einer Seite ſehe ich die edle, gefühlvolle, anbetungswürdige **Wilhelmine** vor mir — auf ihrem Krankenbette, in dem jammervollſten Zuſtande — und zwar — durch mich, durch meine Schuld, ſo erniedriget und ins tiefſte Elend herabgeſtürzet, — von ſchrecklichen Seelenleiden gefoltert, wovon ich ſie doch erretten, und den Frühling ihrer Tage mit Roſen bekrönen könnte, anſtatt daß ich itzt ſtechende Dornen um ihre blaſſe Stirn flechte! —

Auf der andern Seite ſtellet ſich mir meine Pflicht dar, die mir verbeut, in meiner Situation an eine Liebe zu denken. Der unglückliche Zuſtand, worein mich dieſe Verbindung ſetzen würde, ſchwebt mir eben ſo fürchterlich vor Augen, als die Schande, mir vorwerfen zu müſſen, daß ich nicht ſo viel männliche Kräfte hätte, über meine Leidenſchaften zu ſiegen. Die Unruhe, die ich dadurch meinen guten Eltern machen würde — kurz, alle die beſondern Verhältniſſe, die mich ohne Schaudern nicht an eine Verbindung denken laſſen, beſchäftigen meine Seele unaufhörlich. Schon mögen meine Eltern die Veränderung, die mit mir vorgegangen iſt, gewahr werden; und das quält und martert mich entſetzlich, wenn ich vor meinen guten Eltern Geheimniſſe in meiner Bruſt nähren ſoll. Meine Mutter und meine Schweſter haben mich ſchon, wegen meiner Melancholie, in die ich natürlicher Weiſe verfallen bin, ein paarmal vorgehabt, und es koſtete mich ſehr viel Reſignation, daß ich ihren dringenden Bitten mein Geheimniß nicht verrieth.

Morgenſtern will, daß ich wenigſtens hinreiſe, und das arme Mädchen von der Qual der Verzweiflung rette. Er will indeſſen die ganze Sache meinen Eltern entdecken, und mein Betragen dabey in das vortheilhafteſte Licht ſtellen. Auf den Entſchluß meiner Eltern würden dann die fernern Maasregeln beruhen, die wir alsdenn zu nehmen hätten; er vermuthe nicht, daß meine Eltern etwas wider meine Verbindung mit **Wilhelmine** haben würden.

Was denken Sie zu dieſem Vorſchlage, beſte Freundin? — Zu dem Beſuch bey **Wilhelminen** muß ich mich nun auf alle Fälle, und zwar bald bequemen: denn wenn das gute Mädchen indeß ein Raub ihrer heftigen Seelenkrankheit würde, — ich hätt' es ewig bey Gott zu verantworten. Die Entdeckung meiner Angelegenheiten ſoll aber **Morgenſtern** itzt noch unterlaſſen, bis ich erſtlich Ihre Meynung darüber weiß.

Seyn Sie alſo ſo gütig, und ſchreiben mir, wozu Sie mir bey dieſen kritiſchen Umſtänden rathen? — Sie wiſſen einmal meine ganze Geſchichte; und von Ihrer Weisheit kann ich nichts anders, als den beſten Rath erwarten.

Herr **Liſtig**, der Ihnen dieſen Brief überbringt, kann Ihre gütige Antwort wieder mit zurück nehmen. Indeſſen reiſe ich nach **Neuenhain**, und dann ſchreib' ich Ihnen, wie mein Beſuch abgelaufen iſt.

Nun habe ich es weg, daß Herr **Liſtig** in meine Schweſter verliebt iſt. Gut iſt es, daß wir die Sache mit **Thalmann** zu Stande gebracht haben, ſonſt wär' mir bange, daß dieſer Heuchler das Herz meiner **Auguſta** noch wegſtöhle: und da würde es gewiß Zank unter uns ſetzen. Denn ich kann den Menſchen durchaus nicht leiden, und würde es in alle Ewigkeit nicht zugeben, daß **Auguſta** ihn heurathete. Ich kann gar nicht begreifen, wie dieſes ſonſt ſo geſcheide Mäd-

chen,

chen, die falſche Seele in dieſem Menſchen nicht ſieht. Er hat ſich ſo bey ihr eingeſchmeichelt, daß er ihre ganze Hochachtung beſitzt. Und gewiß — könnte er auf irgend eine Art, ihre Heurath mit **Thalmann** rückgängig machen, es würde ihm nicht ſchwer werden, an ſeine Stelle zu gelangen.

Unſern **Morgenſtern** können wir kaum zurück halten, daß er nicht nach ſeiner völlig wieder erlangten Geſundheit hinein zu Ihnen nach L. fliegt. Nur die Erwartung Ihrer, auf die Hochzeit meiner Schweſter erhält ihn noch bey uns; ſonſt wäre er längſt fort Doch denken wir, ihn von ſeiner Melancholie ſo ziemlich wieder hergeſtellt zu haben.

Er und unſer ganzes Haus laſſen Ihnen durch mich, tauſend herzliche Grüſſe ſagen. Ich habe die Ehre zu ſeyn

Ihr
aufrichtigſter Freund
Chriſtian Heinrich Reimann.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Emilie Sommer an Fräulein Henriette von Blumenthal.

L. den 16. Merz.

Frohlocke mit mir, meine Henriette! dießmal hab' ich dir eine, für mich ſehr wichtige, entzükende

kende Neuigkeit zu melden. Und was für eine? — kannſt du rathen? — Doch wie könnteſt du ſo etwas errathen? — es wird dir eben ſo unerwartet, wie mir kommen. Wiſſe alſo, liebes Mädchen! ich habe meine Mutter, meine wahre, leibliche Mutter, wieder gefunden; und bald — ja bald ſoll ich ſie an mein Herz ſchlieſſen. O Henriette! du glaubſt nicht, was für unausſprechliche Wonne der Gedanke meiner Seele giebt, daß ich nun endlich die Perſon, die mich unter ihrem Herzen getragen, die mich vielleicht zuerſt an ihrem mütterlichen treuen Buſen genährt hat, der ich ſo grauſam entriſſen wurde, und gewiß unendliche Thränen gekoſtet habe, — dieſe mir ſo liebe Perſon zu ſehen, zu lieben, zu verehren, und ihr unter dem lebhafteſten Entzücken alle die namenloſen Empfindungen der kindlichen Liebe, wovon mein Herz gegen ſie überwallt, zu entdecken, — o Henriette! kannſt du das alles ſo warm fühlen, wie es da in meinem Herzen ſchlägt? — kannſt du nur einen Augenblick dein mit empfindendes Herz an das meinige ſtellen, und dieſe unbeſchreiblich ſüſſe Wonne genieſſen? — O ja, du kannſt das! biſt du nicht die gute theilnehmende Seele, die immer mit den Frölichen frölich iſt, und mit den Weinenden weinet? —

Doch, du wirſt nach den nähern Umſtänden dieſer glücklichen Entdeckung begierig ſeyn. Höre alſo, wie das Ding zugeht! —

Vorgeſtern früh bekomme ich mit der Poſt einen Brief von meiner Pflegemutter, der Madam **Sommer** aus Holſtein. Es war zweymal cito drauf geſchrieben. Ich erbreche ihn eiligſt; aber wie ſüſſe erſchrack ich, als ich ſeinen Inhalt las! — Sie meldet mir, durch ganz beſondere, wunderbare Zufälle, die ſie mir nächſtens ausführlicher ſchreiben werde, habe ſie meine rechte Mutter entdecket. Dieſelbe ſey, nachdem mein Vater, welcher ein rußiſcher Hauptmann, und von Adel geweſen, in dem bewußten Scharmützel wider die Preuſſen geblieben ſey, und ſie aus der Gefangenſchaft ranzionirt worden, wieder an einen Herrn von **Wratislev**, welcher itzt Major in rusſiſchen Dienſten ſey, verheurathet. Mit dieſem ihrem Manne halte ſie ſich itzt, einer Erbſchaftsſache wegen in **Berlin** auf. Da ihr aber dieſer Umſtand nicht verſtatte, ſich von **Berlin** zu entfernen, ſo ſey ſie auch nicht im Stande, vollends herüber zu mir nach **L.** zu kommen. Ich müſſe alſo zu ihr nach **Berlin** reiſen; und da werde mir meine Mutter ſelbſt Umſtände genug anführen, die mich von der Wahrheit ihrer Entdeckung überzeugen würden. Ich ſolle aber eilen, und unverzüglich nach Empfang ihres Briefs nach **Berlin** abreiſen, weil der Urlaub meines Stiefvaters bald zu Ende ſey, und ſie ſich alſo nicht allzu lange mehr in **Berlin** aufhalten würden. Meine Mutter ſey in ſehr guten Umſtänden, beſonders da ſie itzt in **Berlin** eine ſehr reiche Erbſchaft gehoben habe. Ich ſolle mich alſo darauf einrichten, ſogleich mit ihr nach Rußland zurück zu gehen. In **Berlin** werde ich ſie bey einer Freundin, der Madam Samſon, finden, welche ein eigen Haus auf der Frankfurter Landwehre beſitze. Bey dieſer Frau ſolle ich nur gleich abtretten. Meine Mutter ſey ſchon von meiner Ankunft unterrichtet, und ſehe mir mit Verlangen entgegen.

Siehſt du, Henriette! ſo wunderbar führt der Himmel ſeine Heiligen. Hätt' ich nicht den eigenhändigen Brief meiner Pflegemutter in Händen, ich hielt das ganze Ding für ein Mährlein, ſo neu und unerwartet kommt mir alles vor. Tauſend Zweifel ſtoſſen mir auf; tauſend Umſtände fallen mir ein, die mir dieſe Entdeckung unwahrſcheinlich machen; aber der eigenhändige Brief meiner Pflegemutter widerleget ſie alle.

Ich muß alſo ſo geſchwind als möglich nach **Berlin** abreiſen: denn der Brief meiner Pflegemutter iſt ſchon ſo alt, daß ich beynahe fürchte, meine Mutter nicht mehr in **Berlin** anzutreffen.

Der Brief muß unterweges wo liegen geblieben ſeyn. O! wenn ich ſie nicht mehr anträfe! das wär ſchrecklich! ich mag und kann daran gar nicht denken. Nur eilen muß ich.

Uebermorgen iſt meine Abreiſe angeſetzt. Doch hab' ich mein Engagement beym hieſigen Theater noch nicht aufgegeben. Das durft' und konnt' ich nicht: denn ich weiß ja nicht, wie es mit der Entdeckung meiner Mutter ablaufen wird? — kann ſie nicht itzt, bey ihrer zweyten Verehligung in ſolchen Verbindungen ſtehen, die ihr wenigſtens nicht gleich itzt erlauben, mich mit nach Rußland zu nehmen? Ob mich gleich meine Pflegemutter von dem Gegentheil überreden will, ſo kann ich mich doch nicht ganz gewiß darauf verlaſſen. Ueberdieß wär mir eine gänzliche Abreiſe aus Deutſchland auch viel zu plötzlich angeſetzet. Ich muß erſt von meinen Freunden in **Mallendorf** Abſchied nehmen, und der Hochzeit meiner lieben **Auguſta** beywohnen. Kurz, ich habe noch gar viel zu beſorgen, ehe ich mich zu dieſer Trennung entſchlieſſen kann.

Darum bin ich entſchloſſen, mich nur eine kurze Zeit in **Berlin** aufzuhalten. Will mich meine Mutter zu ſich nehmen, gut! ſo verlaſſe ich das Theater, kehre zurück nach **L.**, genieſſe meine Freunde noch einige Wochen, und reiſe alsdenn allein, meiner Mutter nach. Alles das will ich ſchon in Ordnung bringen, wenn ich nur erſt meine Mutter ſelbſt geſprochen habe. Itzt läßt ſich noch nichts gewiſſes beſtimmen.

Ich werde nur meine **Liſette** mitnehmen. Die kleine **Sophie** will meine Doktorin indeſſen bey ſich behalten. Auch die Sachen, die ich zur Entdeckung meiner Mutter aufhebe, will ich hier laſſen, auſſer die Uhr, die ich ſo immer bey mir führe. Brauche ich die erſten, ſo will mir ſie die Doktorin nachſchicken. Es iſt immer beſſer, man nimmt ſolche Sachen nicht mit auf Reiſen umher. Man kann ſo leicht drum kommen; und ich denke, wenn die Frau von Wratisley wirklich meine Mutter iſt, ſo wird ihr Herz mehr Beweis dafür ſeyn, als dieſe Sachen.

Aber noch eins, Henriette! — wirſt du es billigen oder nicht? — ich werde einen Begleiter mitnehmen. Sieh wie die Sache gieng! Der böſe Menſch, der Sommer, befindet ſich immer noch hier. Zwar hab' ich ihn ſeit dem Spaziergange in der Allee, mit keinem Auge wieder geſehen. Ich darf ihm aber doch nicht trauen. Wie leicht könnt' er auf dieſer Reiſe, wenn ich ohne Beſchützer wäre, ſeinen Anſchlag wider mich ausführen, beſonders da ich ſie nicht habe geheim halten können, und er ſie ohne Zweifel erfahren wird?

Dieſer Gedanke macht mich ſchaudern. Ich entdeckte meine Furcht dem Doktor und ſeiner guten Frau. Sie riethen mir, nicht ohne Begleitung von wenigſtens ein paar Mannsperſonen zu reiſen. Dieſer Rath entſprach meinen Wünſchen. Aber wen ſollt' ich hierzu erwählen? Mit bloſſen Bedienten iſt nichts zu machen. Man weiß ſchon wie treu dieſe Leute zur Zeit der Verſuchung ſind. Wollt' ich eine unverheurathete Mannsperſon mitnehmen, woran mir es eben nicht manglen würde, de, ſo könnte ſo ein Herr Wunder denken, wie verbindlich er ſich mir machte; und dieß könnte üble Folgen für mich nach ſich ziehen. Der ſchlechten Nachrede verläumderiſcher Menſchen zu geſchweigen, der ich mich dadurch völlig blosgeben würde. **Morgenſtern**, oder **Reimann**? — O! dem erſtern darf ich mich in keinem Stück verbindlich machen; und letzterer? — ſo ſicher ich bey dem unbeſcholtenen Jünglinge wäre, ſo würde es doch die Welt nicht glauben. Und ſeine Ehre zu ſchonen, iſt mir ſo gut Pflicht, als der meinigen nichts zu vergeben. Unter den verehlichten Mannsperſonen weiß ich keinen, auf den ich mich verlaſſen könnte, und deſſen Geſchäfte ihm dieſe Reiſe erlaubten. Der Doktor erbot ſich zwar dazu; aber ich kann es ihm unmöglich zumuthen, da er ſo viele Geſchäfte hat, und izt überdieß ganz unpäßlich iſt.

Doktors ſchlugen mir endlich Herr **Thalmannen** vor, welcher vor einigen Tagen von einer Reiſe aus dem **Voigtlande** hier angekommen iſt. Der war nun in aller Abſicht mein Mann. Er iſt verlobt; niemand kann uns alſo niederträchtiger Abſichten beſchuldigen. Sein geſetztes Weſen, ſeine Klugheit, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Freundſchaft für mich: alles das entſpricht völlig meinen Wünſchen.

Auf der Doktorin Anrathen bat ich ihn drum. Er wollte mir es zwar nicht abſchlagen; aber doch merkte ich, daß er Bedenken darwider hatte. Ich errieth die Urſache davon, die keine andre war, als die längere Abweſenheit von ſeiner Geliebten, und die Furcht, ſie dadurch zu beleidigen. Da ich ihm aber verſprach, an **Auguſten** zu ſchreiben, und ihn deswegen ſelbſt zu entſchuldigen; ſo war er ſogleich willig, mich zu begleiten. Ja! der vortrefliche Mann trieb ſeine Artigkeit ſo weit, daß er mir ſogar ſein eigen Fuhrwerk zu dieſer Reiſe anbot. So ſehr ich's verbat, ſo bin ich doch nicht im Stande, es zu hindern. Er will mich durchaus nicht mit Poſt fahren laſſen.

Morgen will ich deswegen an meine **Auguſta** ſchreiben. Er ſelbſt, und die Doktorin wollen ein gleiches thun. Es iſt ein Advokat, Namens **Läſtig**, aus **Mallendorf** hier, der morgen oder übermorgen zurück gehet. Mit dieſem werden unſere Entſchuldigungsſchreiben beſtellen.

Freylich thut es mir ſehr wehe, daß ich der guten **Auguſta** ihren Geliebten auf einige Wochen vorenthalte. So lange iſt ſie ſchon von ihm entfernt, hat gewiß ſeiner Ankunft mit Verlangen entgegen geſehen, um in ſeine treuen Arme zu ſinken, und ihr warmes, für ihn voll Zärtlichkeit ſchlagendes Herz an ſeinen Buſen zu drücken; ſie ſchmachtet vielleicht nach dem Kuſſe ihres lieben Verlobten, zählet jede Stunde, die ihre Verbindung mit ihm verzögert; und nun — wird ſie getäuſcht die ſchmeichelhafte Erwartung, und — eine Freundin raubt ihr den Genuß der wonnevollſten Stunden. O! das ſchmerzt mich ſehr, Henriette! mein ganzes Herz ſträubt ſich dagegen, und eine gewiſſe Ahndung — doch weg mit Ahndung! — weg mit der Empfindung eines ſchwachen, furchtſamen Herzens! — muß ich nicht aus Noth zu dieſem Mittel meiner Sicherheit herſchreiten? — und wird nicht die edle, großmüthige **Auguſta**, die Billigkeit meiner Forderung an ſie, einſehen, und — mir vergeben? — o! ja! das wird ſie. Ich glaube es; **Thalmann** ſelbſt glaubt es, und ihre Verwandten zweifeln eben ſo wenig daran. Will ich ihr doch ihren Geliebten nicht ganz entziehen! Denn das wär grauſam, ſchrecklich nur zu denken. Unſere Reiſe wird ja auch bald vollendet ſeyn. In vierzehn Tagen bin ich wieder in L., und Herr **Thalmann** in **Mallendorf**. Deſto gröſſere Wonne wird die erſte Umarmung ſeiner vortreflichen **Auguſta** begleiten; mit deſto wärmerem Gefühl wird ſie an ſein Herz ſinken; deſto mehr Seligkeit wird ihre Liebe bekrönen. Hab' ich dadurch das Glück meiner beyden Verliebten erhöhet, o! ſo darf ich mir ja wohl gar auch mit Verdienſt um ſie ſchmeicheln. Siehſt du, Henriette! das iſt mein Troſt, bey einem Schritte, den ich ſo ungern thue, und den mein ſanftes Gefühl erſt ſo ungewiſſenhaft fand!

Neben dem, nur einer armen Waiſe, wie ich bin, recht empfindbaren Vergnügen, meine liebe Mutter zu finden, freue ich mich von ganzer Seele darauf, daß ich dich, meine Beſte! in **Berlin** antreffen werde. Reiſeſt du auch nicht zu gleicher Zeit mit mir ab, ſo wird dich deine warme ſympathetiſche Liebe zu mir auffordern, mir bald nachzufolgen. Du darfſt mich alſo nur in **Berlin** auf der Frankfurter Landwehre, in Madam **Samſon** Hauſe erfragen. Bleib mir ja nicht lange auſſen, beſtes Mädchen! ich weiß nicht, ob ich nicht noch deines guten Raths in Abſicht auf meine künftige Einrichtung bedarf, und mündlich können wir doch eher unſre Herzen einander ausſchütten, als durch die langwierige Schreiberey.

Bis dahin verſpare ichs auch, dir meine Gedanken über deinen ſonderbaren Plan in Abſicht auf **Morgenſtern** zu entdecken; denn niemand anders, als er, iſt ja wohl die Haupttriebfeder des Beſuchs, den du mir in L. zugedacht haſt. Ich muß geſtehen, du biſt ein drolligtes Mädchen, und haſt deinen Plan nicht übel angeleget. — Nun! wir wollen ſchon ſehen, wie wir zuſammen die Sache einleiten, und ſo ins Klare bringen, daß deine Ehre dabey geſichert bleibt, und doch auch dein Herz befriediget wird. Alles, was meine beſte Henriette glücklich machen kann, iſt ja der erſte Wunſch meines Herzens; und wo meine ſchwache Hülfe etwas zu Befriedigung meines ſo warmen Wunſches beytragen kann; o! — da ſoll es nimmermehr an meiner eifrigſten Bemühung fehlen. Und — auch ſchon die Gerechtigkeit fordert dieß von mir: denn — haſt du nicht ſo viel an mir gethan, als ich dir nimmermehr erwiedern kann? — haſt du mir nicht ſo viel Gutes erwieſen, als ich dir nie genug zu verdanken im Stande bin? — O! wie ſollte mich nicht mein für dich glühendes Herz auffordern, dir — wenn es ſeyn müßte — auch mit meinem Blute zu dienen? —

Doch iſt mir auch deine Ehre lieber, als alles auf der Welt. Darum fordern denn die Pflichten der Freundſchaft dieß beſonders von mir, daß ich dir dieſe zu erhalten ſuchen muß. Du biſt ſelbſt mehr, als zu lebhaft davon überzeugt, was es für ein kützliches Ding um die Ehre eines Mädchens iſt; wie leicht ſie, beſonders in Herzensangelegenheiten, auf dem Spiel ſtehet, und wie viel Behutſamkeit dazu gehört, unſerer Würde dabey nichts zu vergeben. Ein einziger übereilter Schritt, eine einzige nicht genug abgewogene Handlung kann uns dieß edle Kleinod, dieſe unſere größte Zierde rauben, und uns Zeitlebens die traurigſten Folgen davon fühlen laſſen. Und was iſt denn unſer Leben, ohne die Ehre? was nützen uns denn alle Güter, bey dem Verluſte dieſes größten Guts? — muß uns nicht alles auf der Welt aneckeln, wenn wir ſehen, daß ſie mit Verachtung auf uns blickt, und uns zum Gegenſtande ihres Hohngelächters macht? —

Alſo, beſtes Mädchen! laß uns ja behutſam in dieſer Sache gehen, damit wir uns nicht ſelbſt betrügen, und in die Grube hinein fallen, die uns vielleicht der Neid und die Kabale gräbt! auch muß **Morgenſterns** Beſſerung noch viel härtere Proben aushalten, und ſein Karakter ganz auf den Probierſtein gelegt werden, eh' er auf das Herz und die Hand meiner vortreflichen **Henriette** Anſpruch machen darf. Denn — es iſt mir ein entſetzlicher Gedanke, ein Gedanke, der mich durch und durch ſchaudert — vor welchem mein ganzes Herz erbebt — meine beſte, treuſte, zärtlichſte Freundin, an der Seite eines Verräthers, eines laſterhaften Buben, in Gram und Verzweiflung hinwelken zu ſehen. Alles das überlege wohl, liebes Mädchen! und laß mich ja nicht die Kränkung erleben, dich meine Geliebteſte, im Stande Hymens, der allein unſer größtes Glück auf der Welt ausmacht, unglücklich und elend zu wiſſen.

Nun! dieß ſey genug moraliſirt! vergiebs deiner Freundin, die es wahrlich gut mit dir meynet! Von der Anwerbung des Majors um dich, und von deinem herrlichen Pflegevater, der ein Muſter eines edlen, ſanftmüthigen Mannes iſt, ſprechen wir mündlich. Dann überlegen wir auch weiter mit einander, wie du allen den verdrießlichen Begegniſſen; die dir bey dieſer Anwerbung bevorſtehen, entgehen kannſt.

O! wär doch die entzückende Stunde ſchon da, wo ich dich, meine Gute, an mein treues Herz ſchlieſſen, deinen holdſeligen Mund küſſen, die Thränen der Freude in deinen Buſen weinen, deine Roſenwangen damit benetzen, und alle die reinen ſympathetiſchen Empfindungen, wovon mein Herz gegen dich überwallt, in deine theilnehmende Seele übergehen laſſen kann. Komm! komm! du ſelige Stunde! laß dich ſegnen! denn du giebſt mir mein anderes Leben, meine Henriette wieder!

Jtzt will ich abbrechen, Beſte! morgen ſetz' ich vielleicht dieſem Briefe noch etwas hinzu, eh' ich ihn abgehen laſſe.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Fortſetzung.

L. den 11. Merz.

Noch ein paar Stündchen kann ich dir doch widmen, liebe Henriette! und die will ich anwenden, dir noch einen Auftritt zu beſchreiben, der für mich ſehr rührend war. Du nimmſt doch auch warmen Antheil daran, das weiß ich.

Ungeachtet ich nicht meine gänzliche Entlaſſung, ſondern nur auf höchſtens vier Wochen Urlaub von unſerm Principal Herrn D. gefordert hatte, ſo war doch in der ganzen Stadt ausgeſprengt worden, daß ich das hieſige Theater verlieſſe, und auf das **Berliner** gienge. Die meiſten unſerer Mitglieder wußten es nicht anders.

Da ich geſtern ins Schauſpiel kam, um vor meiner Abreiſe noch das letzte mal die Zemire zu ſpielen, und kaum einen Fuß hineingeſetzet hatte, verſammelten ſich alle unſere Mitglieder um mich herum. Auch die, welche in dem Stück keine Rollen hatten, waren ausdrücklich hineingegangen, um, wie ſie ſagten, mich noch einmal zu ſehen. Ich erſtaunte nicht wenig, da ſie alle mit Thränen in Augen, und mit der Miene der Beſtürzung ſich mir näherten, und den Verluſt meiner Perſon beklagten. Alle auf einmal verſicherten mich ihrer Hochachtung und Liebe, und ſchwuren mir, daß ſie mich ewig nicht vergeſſen, und ſich immer Glück wünſchen würden zu dem Ruhme, mich zu ihrer Geſellſchafterin gehabt zu haben.

Karolina H. fiel mir um den Hals, erſtickte mich faſt mit Küſſen, und ſagte unter Weinen und Schluchzen: „O! daß Sie uns verlaſſen, allerliebſte **Sommern**! — Sie waren unſre Zierde, unſer Stolz. — O! **Emilie**! vergeſſen Sie nur Ihre **Karoline** nicht! —“

Hier konnte das liebe Mädchen kein Wort mehr ſprechen; ſie wollte nicht von meinem Halſe weichen. Mich ſelbſt rührte dieſer unvermuthete Auftritt ſo ſehr, daß ich erſt vor Beklemmung des Herzens kein Wort hervorbringen konnte, um ſie aus ihrem Irrthum zu reiſſen. Das Gefühl der Wonne, die mir die Liebe dieſer Leute in meine Seele ſtrömte, preßte mir Thränen aus. Endlich reichte ich ihnen meine Hände, die ſie begierig ergriffen, küßten, und drückten, und ſagte: „Wer hat Ihnen das geſagt, meine Lieben, „daß ich ganz von Ihnen gehe? — Nein! nur „auf kurze Zeit verlaſſe ich Sie. Dann komm' „ich wieder, und ſchätze mich glücklich, die Liebe „noch zu verdienen, die Sie mir ſo unverdient „erweiſen. Erhalten Sie mir Ihr Andenken! „nichts iſt mir ſchätzbarer, als die Liebe der Rechtſchaffenen.“ — „O! tauſend Dank dem Himmel!“ ſagte **Karoline**, indem ſie von neuem an meine Bruſt ſank, „der Ihnen den Gedanken „eingab, uns noch nicht ganz zu verlaſſen!“

Damit ſtimmten ſie alle ein, und verſicherten ihr Vergnügen über meinen Entſchluß. Voll unausſprechlicher Rührung verließ ich die Lieben, und eilte mich umzuziehen.

Das Gefühl der zärtlichen Wehmuth, worein meine Seele über dieſen Auftritt geſunken war, mochte wohl das meiſte dazu beytragen, daß ich das ganze Stück über, mit mehr als gewöhnlicher Empfindung ſpielte, und ſang. Beſonders glückte mir die Stelle, wo Zemire den edlen

Azor ſingend hinter der Couliſſe ruft, dann hervor tritt, ihn mit Aengſtlichkeit und ſehnenden Blicken ſuchet; dann aber, wie ſie ihn nicht findet, in einen zärtlich jammernden, aber herrlich melodiſchen Geſang ausbricht. Das Parterre wollte nicht aufhören zu klatſchen.

Aber was mich in Erſtaunen ſetzte — was noch keinem Schauſpieler in L. und auch mir noch nicht wiederfahren war! — ich wurde nach Endigung des Stücks herausgerufen. Der Principal verſicherte mich, auch das Publikum ſtehe in der Meynung, daß ich die hieſige Bühne verlaſſe, und vermuthlich wolle es mir, durch das Herausrufen, die letzte Ehre erweiſen.

Itzt ſtieg meine Rührung aufs höchſte. Doch faßte ich mich ſo gut es möglich war, und gieng mit einem beſcheidenen Anſtande heraus. Ich wurde mit einem von Klatſchen begleiteten Vivat empfangen. Ich ſammelte alle meine Kräfte, um eine kurze Dankſagungsrede zu halten. Da ich ſie aus dem Stegreif halten mußte, ſo hatte die Kunſt freylich den geringſten Antheil daran. Aber das Herz ſprach deſto lauter darin.

Ich dankte meinen Gönnern und Freunden für den unverdienten Beyfall, womit ſie mich beehrt hätten, und verſicherte ſie, daß ich die Bühne nicht verlaſſe, ſondern nach einer kurzen Reiſe mir es zum Glück und zur Ehre machen werde, durch meine geringe Kunſt etwas zu ihrem Vergnügen und — wenn ich mir nicht zu viel ſchmeichelte, auch zu Ermunterung tugendhafter Geſinnungen beyzutragen.

Im Anfange ſprach ich im feſten Tone; aber beym Schluß verlieſſen mich meine Kräfte. Das Gefühl zärtlicher Wehmuth überwältigte mich; die Thränen ſtürzten mir aus den Augen; meine Sprache wurde weich, ſtockend, und verlohr ſich endlich in erſtickte Seufzer. Ich trat nach einer tiefen Verbeugung ab, und ein neues Vivat begleitete mich. Ich wurde gewahr, daß die meiſten Zuſchauer äuſſerſt gerührt waren. Sehr viele, beſonders die Damen in Logen, ſah' ich Thränen abtrocknen.

Die ganze Nacht darauf habe ich dieſe Auftritte nicht vergeſſen können. O! Henriette! was iſt entzückenderes in der Welt, als zu wiſſen, daß unſre Brüder und Schweſtern uns lieben, daß unſre Bemühungen, uns um ſie verdient zu machen, dieſen ſchönen Erfolg haben? — O! fühle mit mir das Glück, ſich um Menſchen verdient gemacht zu haben, und ſchlieſſe auf meine Wonne! —

Abends um 8 Uhr.

Noch eine ſonderbare Entdeckung, liebe Henriette! — ich muß dir ſie geſchwind noch melden, eh' ich meine Briefe ganz abſchlieſſe.

Heute nach Mittag geh' ich mit der Doktorin zum Herrn **Biederſee**, um ihm vor meiner Abreiſe noch meinen Abſchiedsbeſuch zu machen. Herr **Thalmann** war auch mit.

Der erſtere vernahm kaum von mir, daß ich nach **Berlin** zu reiſen gedächte, als er ausrief: „Vortreflich! da werden Sie einen alten Bekannten finden, dem Sie — Ja! ja!“ ſetzte er nach ſeiner ſpaßhaften Weiſe, und mich ſchalkhaft anſehend, hinzu, „gewiß nicht gleichgültig ſind.“ „Dem ich nicht gleichgültig bin? —“ verſetzte ich. „Nun! das an ſeinen Ort geſtellet!“ erwiederte er; „aber genug, Sie finden einen Bekannten.“

Ich. „Und der iſt? —“

Biederſee. „Rathen Sie einmal!“

Ich „O! das kann ich nicht; Sie müſſen „mir's geradezu ſagen.“

Biederſee. „Erinnern Sie ſich nicht eines gewiſſen **Liebeholds**?“

Bey Nennung dieſes Namens fühlte ich, ich weiß nicht, was für eine geheime Bewegung, die mir den Mann, der ſo hieß, intereſſant machte. Doch wollte mir niemand beyfallen, der dieſen Namen führte. Lange ſann' ich hin und her. Endlich fiel mir's ein. „Iſts nicht der Hofmeiſter,“ fragte ich, „der mit mir von **Dresden** „hieher fuhr?“ — „Derſelbe.“ antwortete er. Und den Augenblick fiel mir etwas ein, was mir, wie ich dir mündlich ausführlich erzählen will,

Reimann vor einigen Wochen geſchrieben hatte, und um welches ich den Herrn **Biederſee** längſt gefragt hätte, wenn er nicht ſeit einiger Zeit in **Dresden** geweſen, und nur erſt zurück gekommen war. Ich fragte alſo weiter: Der mit dem Vornamen **Joſeph** heiſt?

Biederſee. „Eben dieſer.“

Ich. „Und vordem Regierungsſekretair in **Dresden** war?“

Biederſee. „Derſelbe.

Ich. „Deſſen Vater Oberrechnungsrath iſt?“

Biederſee. „Eben dieſer.“

Ich „Der aus einer gewiſſen Art von Verzweiflung ſein Amt niederlegte, und, um ſich zu zerſtreuen, nach **Liefland** gieng?“

Biederſee. „Eben dieſer. Aber — Mädchen! — woher wiſſen Sie dieſe Umſtände alle?“

Ich. „O! ich weiß noch mehr. Sind Sie nicht ſein alter Freund? — waren es damals ſchon, als er hier ſtudierte?“

Biederſee. „Allerdings. Aber nun merk' ichs, Sie wiſſen alles. Sagen Sie mir, loſes Mädchen, woher?“

Dieß ihm zu eröfnen, war mir um **Reimanns** willen bedenklich. Ich ſagte alſo: „Erlauben Sie mir dieß Geheimniß für mich, lieber **Biederſee**! Sagen Sie mir lieber, wie kommt der Menſch nach **Berlin**? und woher wiſſen Sie, daß er mich kennt?“

Biederſee. „Er iſt ein ruſſiſcher Geſandtſchafts„ſekretair daſelbſt. Seine Bekanntſchaft mit Ihnen hat er mir geſchrieben, und mich zugleich „gebetten, ihm Verzeihung von Ihnen auszuwirken, daß er ſein Verſprechen, Ihnen aus Liefland zu ſchreiben, nicht erfüllt hat. Sagen Sie „mir alſo, ob Sie böſe auf ihn ſind? ich muß „es ihm melden. Er intereßirt ſich ſehr für Sie.“

Ich. „Alles das kommt mir ganz unerwartet, „Herr Biederſee. Warum ſollt' er ſich für mich „intereßiren? — er kennt mich nur ſo wenig. „Indeß — ſchreiben Sie ihm, daß ich ihn noch eben „ſo hoch ſchätze als jemals. Zu verzeihen hab' ich „ihm nichts, ob mir gleich ſeine Briefe ſehr an„genehm geweſen ſeyn würden. Ich hab' ihn „als einen edlen Mann kennen lernen.“

Biederſee. „Gut! ich wills ihm ſchreiben. Er „ſoll Ihnen in **Berlin** aufwarten. Ihre Woh„nung, liebes Mädchen? —“

Ich ſagte ſie ihm, und verſicherte, daß mir ſein Beſuch zur Ehre gereichen würde.

Du wirſt dich an meinen Brief erinnern, den ich dir von hier aus ſchrieb. Daraus wirſt du geſehen haben, wie ſehr mich dieſer Mann auf die kurze Zeit unſrer Bekanntſchaft für ſich einnahm, und — wenn ich's ſagen ſoll, **Henriette!** — es ſpricht etwas für ihn in meiner Seele, das ich noch für keine Mannsperſon fühlte. Wie ſoll ichs nennen? — weder Freundſchaft noch Liebe: denn

denn zu beyden kennen wir einander noch lange nicht genug. Mehr muß ich's ein gewiſſes Mitleid mit ſeinen widrigen Schickſalen in Abſicht auf die Angelegenheiten ſeines Herzens nennen. Denn ſeine Geſchichte gehört unter die ſonderbarſten und traurigſten, die ich weiß. Er hat ein Recht, auf das Mitleid jeder gefühlvollen Seele Anſpruch zu machen. Sollt' ich ihm das meinige verſagen? — Nein! ich freue mich ſogar, ihn in Berlin ſelbſt zu ſprechen, und ſeinem vielleicht noch blutenden Herzen einen lindernden Balſam aufzulegen. Die Mittel dazu hab' ich in Händen: denn wer eine Geliebte durchaus vergeſſen muß, der wird am leichteſten dazu gebracht, wenn er erfährt, daß die Geliebte einen andern Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit gefunden hat. Und das iſt der Fall mit Herrn Liebehold. Mündlich erzähl' ich dir alles, was ich von ſeiner merkwürdigen Geſchichte weiß.

So leb denn wohl, beſtes Jettchen! und komm bald zu mir nach Berlin! Mit offenen Armen eilt dir entgegen

Deine

Emilie Sommer.

Sieben

Sieben und dreyßigſter Brief.

Emilie Sommer an Auguſten Reimann.

L. den 11. Merz.

Geliebteſte Freundin!

Ich habe einen Raub an Ihnen begangen, und ich ſinke an Ihr Herz, um Ihre liebevolle Verzeihung zu erhalten. Und — was hab' ich Ihnen geraubt? — Ihren Thalmann! Ihren Bräutigam, Ihren Geliebten? — Iſt das nicht ein ſchweres, unverzeihliches Verbrechen? — einer Freundin das zu rauben, in deſſen Beſitz ſie allein Wonne und Seligkeit genießt? — und — von einer Freundin — dieſer Raub? — welches Verbrechen übertrift dieſes an Schwärze? —

Jedoch — erſchrecken Sie nur nicht, meine Geliebte! — es iſt ſo gefährlich nicht. Nur auf vierzehen Tage beraube ich Sie Ihres Geliebten. Alſo nicht ganz? — nein, beſte Freundin! — aber ſchon das iſt verwegen genug von mir, und — ich weiß in der That nicht, wie ich meine Kühnheit bey Ihnen entſchuldigen ſoll. Ihr gutes mitleidiges Herz allein kann mir ſo etwas vergeben; und dieß iſt es auch bloß, worauf ich meine Hofnung gründe.

Ich habe eine Reiſe nach **Berlin** zu thun, um daſelbſt, — denken Sie ſich mein Glück, und ich weiß gewiß, Sie nehmen warmen Antheil daren! — meine rechte Mutter wieder zu finden. Wie das alles zugehet, weiß ich ſelbſt noch nicht. Nur ein Brief von meiner Pflegemutter aus Holſtein iſt die Veranlaſſung meiner Reiſe. Wenn ich zurück komme, mache ich mir das Vergnügen, Ihnen alles mündlich oder ſchriftlich zu erzählen.

Gewiſſe Umſtände, die unſre liebe Doktorin, Ihnen ausführlicher zu melden, übernommen hat, machen es nothwendig, einen Begleiter mitzunehmen. Aus Urſachen, die, Ihnen weitläuftiger anzuführen mich die Kürze der Zeit hindert, ſeh' ich mich genöthiget, Ihren Geliebten um dieſe Begleitung zu bitten. In vierzehn Tagen bis höchſtens drey Wochen iſt unſre Reiſe vollendet, und dann führ' ich Ihnen Ihren vortreflichen Bräutigam eben ſo treu und zärtlich, wie izt, wieder in Ihre Arme. Ich muß geſtehen, einen groſſen Antheil an meinem Entſchluß, gerade den Herrn **Thalmann** zu meinem Begleiter zu wählen, hat das Bewußtſeyn, und die Ueberzeugung, daß ich mich den Händen eines rechtſchaffenen, edel denkenden Mannes anvertraue.

Können Sie mir nun, liebſte **Auguſta**! mein Verbrechen vergeben? — O! warum ſoll ich's nicht hoffen? Hab' ich es nicht mit einer großmüthigen, erhaben denkenden Seele zu thun? — Es thut mir wehe, meine Beſte! daß ich Sie nur um einen Augenblick bringen ſoll, der Sie an der Seite Ihres Geliebten ſo glücklich machen könnte. Denn, wär' ich nicht, ſo läg' er wohl itzt wieder in Ihren Armen. Allein — liebe Auguſta! ſetzen Sie ſich an meine Stelle — was thut man nicht oft aus Noth? —

Alles übrige überlaſſe ich Ihrem Geliebten ſelbſt zur Entſchuldigung. Leben Sie, indeß recht wohl, und bleiben Sie meine Freundin! Auch allen Ihren lieben Angehörigen bitte ich meine wärmſte Empfehlung zu machen. Bald ſinke ich in Ihre Arme, um Ihnen alles Unrecht abzubitten, als

Ihr

getreue Freundin

Emilie Sommer.

Acht und dreyßigſter Brief.

Thalmann an Auguſten Reimann.

L. den 11. Merz.

Liebes, gutes Mädchen!

Tauſend Dank für deinen letzten herrlichen Brief, und für deine Nachrichten von unſrer guten Mutter! — aber auch Dank dem Allmächtigen und Allgütigen, für die Erhaltung dieſer vortreflichen Frau! — O! falle mit mir nieder, Auguſta; vor ſeinem geheiligten Thron! — ganz müſſen unſere Herzen vom Lob und Preis der ewigen Weisheit entbrennen! er hat Groſſes an uns gethan, der Herr über Leben und Tod, daß er uns unſere gute, treue Mutter wieder ſchenkte. In ihr hätten wir viel, unerſetzlich viel verlohren.

Deine Beſchreibung ihrer Krankheit hat mich ſehr gerührt; noch mehr aber der Eifer meiner lieben **Auguſta**, dieſer guten Mutter in ihrer Krankheit ſo treulich beyzuſtehen. O Mädchen! das iſt der gröſte Ruhm für dich! O! was mußt du für ein Weib werden! ein Weib, wie die Welt wenige hat! ein warmes, treues, zärtliches Weib, das größte Glück des Erdbodens, die einzige Seligkeit eines Mannes. Von mir wird es einmal heiſſen, wie der weiſe König ſagt: Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat! er lebet des noch eins ſo lang.

Auch deine Standhaftigkeit mitten unter den Gefahren des Todes, die über dem Haupte unſerer vortreflichen Mutter ſchwebten, hat meine ganze Seele entzückt. Ich liebe nichts mehr bey einem Weibe, als Muth und Kraft, im Unglück nicht zu verzagen. Sie erreichet dadurch eine Würde, die das Herz ihres Mannes mit der gröſten Hochachtung gegen ſie erfüllt; und Hochachtung iſt ja doch allein der Grund der wahren Liebe. Auch zeiget die Standhaftigkeit von einer wahren Feſtigkeit des Karakters, der durch Religion und Tugend gebildet iſt. Und was iſt ein Weib ohne Beſtimmung ihrer Denkungsart, ohne Feſtigkeit in der Religion, die uns doch in allen Bedrängniſſen unſers Lebens ſtandhaften Muth und Vertrauen auf Gott lehret? — ja was kann den Menſchen überhapt tröſten, wenn er nicht Muth genug hat, nur von Gott Hülfe in ſeinen Nöthen zu erwarten, und nicht Glauben genug an eine ewige Fürſehung beſitzt, zu welcher er allein in den Stunden der Angſt ſeine Zuflucht nehmen kann? —

Die Standhaftigkeit deiner Mutter bey der furchtbaren Kataſtrophe, die ihr bevorſtand, hat mich ungemein erbauet. Ganz der Muth einer wahren Chriſtin! —

Sie zagte nicht, geſchreckt
Vom drohenden Gewiſſen,
Vor jenem Schritt, den Sünder fürchten müſſen,
Die er itzt zur Verzweiflung weckt.
Ihr Aug' entledt von ihrer Leiden Schmerz
Sah voller Muth dem Tod entgegen.
Umſonſt bekämpft er ſie: denn des Allmächt'gen Segen
Strömt Ruhe in ihr Herz.
So blickt der Mond, wenn Wolken ihn umziehn,
Die ſeinen Glanz verdunkeln,
Und um ihn her nicht Sternenheere funkeln,
Doch ſanft auf unſre Erde hin.

Durchdrungen vom Gefühl der Tugend, und gerührt
Von ihren heil'gen Lehren,
War ſie gewohnt, Religion zu ehren,
Die nie uns irre führt.
Von ihr geleitet, floß ihr Leben wie der Bach
Der klaren Silberquelle
In Unſchuld hin; und an des Todes Schwelle
Folgt' ihr Bewußtſeyn guter Thaten nach.

Verſichre ſie ja meiner ausnehmenden Freude über ihre Geneſung, und ſag' ihr, daß ich viel, ſehr viel auf ſie halte!

Seit zehn Tagen bin ich hier in C. wieder angekommen. Meine Geſchäfte ſind zwar geendiget, und mein Herz ruft mich wieder zu dir. O! wie gern flög' ich auf Flügeln der Liebe wieder an deinen treuen Buſen! — wie unausſprechlich ſehn' ich mich wieder nach deiner liebevollen Umarmung! — gutes Mädchen! ich finde in der ganzen Welt nichts, das mir meine Entfernung von dir erſetzt, nichts, das mich über deinen Verluſt tröſtet. Die Freundſchaft! — ja! ſie hat viel Süßigkeiten für mich, nur nicht Reiz genug, um dich, meine Liebe! dabey entbehren zu können.

Und dennoch kann ich dieſen ſo warmen glühenden Wunſch meines Herzens noch nicht befriedigen. Ich muß mir die Seligkeit, bey dir zu ſeyn, noch auf vierzehn Tage verſagen. Denn ſieh einmal, meine Gute! — da lag mir Emilie, deine und unſrer aller ſo zärtliche Freundin an, ſie auf einer Reiſe nach **Berlin** zu begleiten. Erſt hatt' ich freylich viel Bedenken; beſonders wollte mir's gar nicht in Kopf, daß ich mich noch eine längere Zeit von dir trennen ſollte. Aber unſre Sophie bat ſelber für **Emilien**, und verſprach mir, bey dir Vergebung auszuwirken, wenn ich dich ja dadurch beleidigen ſollte. Was ſollt' ich nun machen, **Auguſta**? — in der einen Waageſchale du, und der Trieb meiner Liebe zu dir, in der andern **Emilie**, als eine Verlaßne, die mich um Mitleid anflehte; die erſte Schale ſank, aber ich legte meine Hand auf die andre, und drückte ſie mit Gewalt nieder. Kurz, ich gab endlich den gemeinſchaftlichen Bitten der beyden Lieben nach, in der Ueberzeugung, daß du mir vergeben würdeſt.

Morgen früh geht alſo die Reiſe fort. Ich behalte mein eigen Fuhrwerk, und nehme überdieß meinen getreuen Franz noch mit.

Was **Emilie** in **Berlin** zu ſchaffen hat, wird ſie dir ſelbſt geſchrieben haben. Sie ſoll nemlich dort ihre Mutter wieder finden. Aber dieſe ſo geſchwinde Entdeckung will mir gar nicht gefallen. Es iſt alles noch zu roh; die ganze Sache gründet ſich auf einen Brief von **Emiliens** Pflegemutter. Und dieſer Brief — kurz der ganze Handel will mir nicht gefallen. Wenn nur nicht ſonſt etwas dahinter ſteckt! — Ich habe **Emilien** meine

Meynung davon eröfnet; allein ſie iſt zu ſehr von der Begierde, ihre Mutter wieder zu finden, hingeriſſen, um mit kaltem Blute die Sache unterſuchen zu können.

Um ſo nöthiger iſt ihre Behutſamkeit dabey, und um ſo mehr iſt es Pflicht für mich, wie für jeden Freund, den ſie darum erſuchte, ſie nicht allein reiſen zu laſſen. Hieng ich dieſem Gedanken nach, **Auguſte**, ſo ſchien mir es beynahe unmöglich zu ſeyn, ihr dieſen Freundſchaftsdienſt abzuſchlagen, da ſie einmal ihr Vertrauen auf mich geſetzet hatte. Biſt du nicht auch meiner Meynung, **Auguſte**? —

Es ſchwebt in hieſiger Gegend ein gewiſſer Menſch herum, der ſie bey ihrem Pflegevater, wie du wiſſen wirſt, ſchon einmal entführt hat. Vor dieſem fürchtet ſie ſich mit Grunde; und es iſt ihr auf alle Fälle nicht zu rathen, bey dieſen Umſtänden, eine ſo weite Reiſe ganz allein zu thun.

Die Urſachen, die ſie bewogen haben; gerade mich zu ihrem Begleiter zu wählen, wird dir unſre Doktorin ſchreiben. Sie ſind allerdings erheblich, und werden viel dazu beytragen, mein Unternehmen bey dir zu entſchuldigen.

In beyliegendem Briefe habe ich unſern Bruder gebeten, meine Wirthſchaft noch ſo lang zu beſorgen, bis ich zurück komme. Itzt bitt' ich auch dich, meine Liebe! daß du ein wenig mit bey mir zu Recht ſieheſt, beſonders was die innere Hausangelegenheiten betrift. **Morgenſtern** mag das ſeinige auch dabey thun.

Und nun — ſo leb denn wohl, meine Beſte! und behalte mich lieb! Ich freue mich unendlich auf die Stunde, die mich auf ewig mit dir vereinigen ſoll.

Ja! mir iſt dein Herz beſchieden,
Liebes Mädchen! wirſt du mein,
O! wie will ich dann zufrieden
Leben, ganz dein eigen ſeyn.
Voll von Liebe, voll Entzücken,
O Geliebte! will ich dich
Dann an meinen Buſen drücken.
Was für Seligkeit für mich!
Was für Glück, von deinem Herzen
Ewig ein Bewahrer ſeyn,
Täglich ohne Gram und Schmerzen
Mich mit dir des Lebens freun!

Unſern lieben Eltern mache meine wärmſte Empfehlung! auch bey ihnen entſchuldige mich! — Ich küſſe dich, holdſeliges Mädchen! und bin

Dein

getreuer
Friedrich Wilh. Thalmann.

Neun und dreyßigſter Brief.

Herr von Morgenſtern an Henriette von Blumenthal.

Mallendorf den 12. Merz.

Gnädiges Fräulein!

Die wärmſten Empfindungen meines von Ihrer Güte gerührten Herzens fordern mich auf, Ihnen für Ihren letzten vortreflichen Brief all den Dank abzuſtatten, den Sie mit Recht von mir erwarten dürfen. Alles, was Sie mir darin zu melden die Gütigkeit hatten, beſonders Ihr edles Mitleid mit meiner ehemaligen kläglichen Lage, hat mich ungemein gerührt. Da ich allerdings noch fromm bin, — um Ihren Ausdruck beyzubehalten, — und es nun mit Hülfe einer höhern Führung, immer zu bleiben hoffe; ſo dürfen Sie gewiß darauf rechnen, daß mein Herz eben die weiſe Fürſehung, die mich ſo getreu beſchützt hat, auch um Abwendung der Verdrüßlichkeiten, die Ihre heitere Seele umnebeln, bitten wird.

Aber — liebſtes Fräulein! was für ein Mißtrauen ſcheinen Sie in die Wärme meiner Freundſchaft gegen Sie zu ſetzen? — und womit hab' ich das Mißtrauen verdient? — Unmöglich haben Sie im Ernſt dieſen unglücklichen Zweifel in Ihrem ſo ganz von allem Argwohn freyen Herzen Raum gegeben. Auch will ich es gern für einen Scherz aufnehmen. Nur die Verſicherung muß ich hinzuſetzen, daß nichts die Hochachtung und Freundſchaft übertrift, welche ich gegen Sie, vortrefliches Fräulein, hege. Dieß Ihnen bekennen zu dürfen, wird immer wahrer Stolz und die gröſte Ehre für mich bleiben.

Ihre hierbey geäuſſerte Anſpielung auf die Situation meines Herzens in Abſicht auf Ihre Freundin, die herrliche **Emilie**, kommt mir freylich nicht unerwartet; aber dennoch hat ſie mich einigermaſſen befremdet. Ich mag nicht weiter darüber nachdenken, weil ich in der That geſtehen muß, daß mir dieſe Stelle Ihres Briefes etwas dunkel vorkommt.

Sie leitet mich aber auf eine Entdeckung, die ich in Abſicht auf **Emilien** gemacht habe, und die ich Ihnen mittheilen muß, um Sie, mein gnädiges Fräulein, zu bitten, daß Sie mir einige Dunkelheiten, die mir noch dabey aufſtoſſen, zu erklären die Gütigkeit haben möchten. Ich trage Bedenken, mich in dieſer Sache ſelbſt an **Emilien** zu wenden; und Sie können mir vielleicht eben das Licht geben, das ich ſo nöthig brauche, um mich aus einer unbeſchreiblichen Unruhe zu reiſſen, worein mich dieſe Entdeckung geſetzt hat.

Letzthin bitte ich mir von unſrer Amtmannin **Reimann** die Briefe zum Leſen aus, worin ihr **Emilie** ihre Geſchichte ſehr ausführlich beſchrieben hatte; weil mich alles, was von dieſer vortreflichen Perſon kommt, ſo ganz entzückt. Ich ſetze mich hin und leſe. **Emilie** ſelbſt hatte mir nie etwas von ihrem Herkommen erzählet; und das, was Sie, gnädiges Fräulein, mir einsmals davon zu ſagen die Güte hatten, war zu generell, als daß ich dazumal auf die Vermuthung hätte fallen ſollen, worauf mich die Leſung ihrer Briefe ſo natürlich führt.

Urtheilen Sie von meinem Erſtaunen! — in der Beſchreibung ihrer Trennung von ihrer Mutter, und den dabey vorgefallenen Umſtänden, finde ich die gröſte Aehnlichkeit mit den Schickſalen der meinigen. Nur einige kleine Dunkelheiten ſtoſſen mir dabey auf, die mich an der Gewißheit, daß ihre Mutter keine andere, als die meinige war, noch zweifeln laſſen. Vielleicht hat **Emilie** dieſe, aus gewiſſen Urſachen, der Amtmannin verſchwiegen, und ſie Ihnen, mein Fräulein, allein entdeckt. Doch hören Sie erſt die Geſchichte meines Vaters, und meiner Mutter ausführlicher, als ich ſie Ihnen mündlich erzählte, da ich die Ehre hatte, im vorigen Jahre mich mit Ihnen davon zu unterhalten!

Mein Vater heurathete in ſeinem zwanzigſten Jahre eine gewiſſe Baroneſſe von **Patkul**, die ſehr ſchön, und erſt fünfzehn Jahr alt war. Die Heurath geſchah heimlich. Niemand wußte davon, als meiner Mutter Bruder, ein gewiſſer Baron **Patkul**, bey welchem ſie ſich aufhielt, weil ihre Eltern verſtorben waren. Mein Vater war Page am rußiſchen Hofe geweſen. Die Kaiſerin **Eliſabeth**, die ihn ſehr lieb hatte, machte ihn zum Kapitain, unter der Erwartung, daß er eine ihrer Favoritinnen, die ſich in meinen Vater verliebt hatte, heurathen werde. Seine Jugend diente ihm dazu, die Kaiſerin um Aufſchub der Heurath zu bitten. Um nun die Ungnade der Monarchin nicht auf ſich zu laden, muß er die Heurath mit meiner Mutter, ſo lange die Kaiſerin lebt, geheim halten.

Da das Regiment, worunter mein Vater war, in **Liefland** ſtand, ſo hat er die Bequemlichkeit, die eheliche Liebe meiner Mutter zu genieſſen, ohne daß von ihrer Heurath etwas bekannt wird. Im erſten Jahr ihrer Ehe bringt meine Mutter mich zur Welt. Aber gleich nach meiner Geburt werde ich nach **Riga** gebracht, um daſelbſt unter der Aufſicht eines Freundes von meinem Vater in der Dunkelheit erzogen. Darauf leben ſie noch fünf Jahre vergnügt in dieſer verborgenen Ehe. Dann entſtehet der Krieg zwiſchen Rußland und Preuſſen. Das Regiment meines Vaters wird mit zu dem Einfalle kommandirt, den unſre Truppen in Preuſſen thaten. Kaum iſt das Regiment aufgebrochen, als meine Mutter ihre zweyte Schwangerſchaft gewahr wird. Die Liebe zu meinem Vater bringt ſie auf den Einfall, unter unbekanntem Namen nach **Memel** zu reiſen, um da ihre Niederkunft bey einer Verwandtin abzuwarten, und ihren Gemahl in der Nähe zu haben. Alle Gegenvorſtellungen meines Onkles vermögen nichts über ſie. Kurz, ſie unternimmt, unter dem Titel einer Rigaiſchen Kaufmannsfrau, mit einem Mädchen und einem alten Diener, die gefährliche und weite Reiſe, durch **Curland** und **Pohlen**, zu Lande. Glücklich kommt ſie in **Memel** an; und einige Monate darauf erfolget ihre Niederkunft mit einer Tochter. Ihren Gemahl hat ſie noch nicht ſprechen können, weil die Ruſſen noch weit von **Memel** entfernt, an der Gränze von Pohlen ſtehen.

Aus Verlangen, ihren Geliebten zu ſehen, und ihn mit ihrer neugebohrnen Tochter zu überraſchen, begiebt ſie ſich unter ihrem angenommenen Namen und mit ihrem Mädchen und Diener, nach vollendeten ſechs Wochen auf die Reiſe zur rußiſchen Armee. Um unentdeckt zu bleiben, beſchließt ſie, meinen Vater in die nächſte pohlniſche Stadt kommen zu laſſen, um ihn allda zu ſprechen, alsdenn aber wieder zurück nach **Memel** zu reiſen. Allein von dieſer Reiſe iſt ſie nie wieder zurück gekommen. Ob ſie ihren Gemahl geſprochen hat, weiß niemand. Denn kurz nach ihrer Abreiſe entſtehet ein hitziges Gefecht zwiſchen den beyderſeitigen Truppen auf der Gränze zwiſchen **Pohlen** und **Preuſſen**, worin mein Vater erſchoſſen wird.

So weit harmoniret die Geſchichte mit **Emiliens** Beſchreibung. Aber nun weichet ſie ab.

Alle Nachrichten, die meine Anverwandten von den Schickſalen meiner Mutter erlangen können, ſind folgende: Ein preußiſcher Deſerteur ſaget aus: kurz nach dem beſagten Gefecht hätte ein Kommando preußiſcher Huſaren, worunter er ſich befunden, eine junge Dame mit einem Kinde, auf der Gränze von **Pohlen**, weil man ſie für eine rußiſche Officiersfrau gehalten habe, gefangen genommen, und ſie unter den übrigen Gefangenen mit fortgeſchleppt. In einem gewiſſen preußiſchen Dorfe, das er **Ungelſtedt** nennt, wo er ſich von dem Kommando getrennt habe, ſey nach Ausſage eines andern Huſaren, der es ihm hernach erzählet, die Dame krank worden, und man habe ſie in einem Bauerhauſe zurückgelaſſen. Bey ſeiner Deſertion ſey er wieder durch dieſes Dorf gereiſet, und habe auf ſein Befragen erfahren, daß das Kind der Dame geſtorben, ſie ſelbſt aber alsdenn wieder fortgereiſet ſey, ohne daß man wiſſe wohin.

Auf weiteres Nachfragen hat auch der Prediger des Orts bekräftiget, daß er ſelbſt das Kind einer rußiſchen Dame begraben habe, und ſie ſelbſt kurz darauf, in aller Stille wieder weggegangen ſey.

Sehen Sie einmal, liebſtes Fräulein! das verwirrte Chaos! Die Dame, von welcher der Huſar, und der Prediger ſprechen, kann ja wohl, Madam Sommer, und das verſtorbene Kind, ihr eigenes ſeyn! — und doch — konnte es im Dorfe ſo verborgen geblieben ſeyn, daß die Huſaren nach **Emiliens** Erzählung, die Dame wirklich mit fortgenommen hätten? — und konnte dieß nicht der Huſar erfahren haben, und der Prediger — mußte der dieß nicht auf alle Fälle wiſſen? — wer ſoll das aufſchlieſſen? — Ich gehe Tag und Nacht damit um. Nie iſt meine Mutter wieder zum Vorſchein gekommen; die Nachricht des Huſaren iſt alles, was wir von ihr wiſſen; die Geſchichte der **Emilie** hat ſo viel ähnliches! — o! ich möchte ſie verwünſchen, dieſe Ungewißheit! —

Indeß — liebſtes Fräulein! beantworten Sie mir folgende Fragen, wenn anders **Emilie** ſelbſt mehr weiß, als ſie an die Amtmannin geſchrieben hat. Denn daß ſie in dieſem Falle es Ihnen geſagt haben wird, daran zweifle ich gar nicht.

Weiß **Emilie**, ob die Frau, welche ſie aus den Händen des preußiſchen Huſaren genommen hat, in der Kutſche der gefangenen Dame noch ein andres Frauenzimmer hat ſitzen ſehen? —

dürfte dieſe Frau wohl noch am Leben ſeyn? oder wüßte **Emiliens** Pflegemutter ihren Namen anzugeben? Iſt der Aufenthalt der Madam Sommer bey ihr, weiter im Dorfe bekannt geweſen? und — hat ſie der Prediger des Orts genau gekannt? — iſt das Kind der Madam Sommer, an deſſen ſtatt ſie **Emilien** angenommen, in dem Dorfe geſtorben, und begraben worden? — hat jemand etwas davon gewußt, daß Madam Sommer ein andres Kind, ſtatt des ihrigen zu ſich genommen hat? — und endlich — ſind mehrere Einwohner des Dorfs zugegen geweſen, als der Huſar **Emilien** der Dame in der Kutſche abgenommen, und ſie der Bauerfrau gegeben hat, die Dame aber von dem Kommando mit fortgenommen worden iſt? —

Auf der Beantwortung dieſer Fragen beruhet die Wahrſcheinlichkeit, ob ich **Emiliens** Bruder bin? denn zur gänzlichen Gewißheit dürften noch viele Anzeigen nöthig ſeyn. Beſonders würde die Freundin meiner Mutter in **Memel**, die noch lebt, und eine gewiſſe Majorin von Steinbach iſt, die Sachen ſehen müſſen, welche **Emilie** noch bey ſich hat, um etwa ſagen zu können, ob ſie ſolche bey meiner Mutter geſehen habe, als ſie von **Memel** hinweg zur rußiſchen Armee gereiſet iſt?

Indeſſen muß ich geſtehen, gnädiges Fräulein! — daß mich dieſe Entdeckung theils nicht wenig beunruhiget, theils aber auch mir manches aufſchlieſſet, was mich in meinen Schickſalen bisher befremdete, und was mich nun ganz auf die Weisheit meines Schöpfers bey ſeiner über mir waltenden Fürſicht, aufmerkſam macht.

Beunruhigung darüber entſtehet daher in meinem Herzen, weil ich — Ihnen mein Fräulein kann ich auch meine geheimſten Gedanken entdecken — nun vollends ganz aller Hofnung beraubt werde, **Emilien** als meine Gattin zu umarmen. Denn noch immer hoffe ich durch meine Beſtändigkeit und meine Beſſerung ſie endlich noch zu gewinnen.

Allein — auf der andern Seite betrachtet! — wär **Emilie** wirklich meine Schweſter; nur Gott gab ihr den Gedanken ein, meine Anwerbung um ſie auszuſchlagen. Was wär' aus ihr geworden, — hätte ſie nach unſrer Verbindung, das uns dann fürchterliche Geheimniß erfahren? — und in welcher ſchrecklichen Lage hätten wir uns dann befunden? — müßt ich nicht, in dieſem Fall, die weiſe Fürſehung des Ewigen anſtaunen, und ſagen, der Herr hat groſſes an uns gethan? —

Doch vielleicht — ſind das noch alles leere Träume! — die Zukunft wirds lehren. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, nochmals um die ſo nöthigen Nachrichten.

Halten Sie ſich indeß der gröſten Hochachtung verſichert, unter welcher ich mir zur Ehre ſchätze, zu ſeyn

Ihr

unterthäniger Diener
v. Morgenſtern.

Vierzigſter Brief.

Henriette von Blumenthal an Emilie Sommer.

Breslau den 13. Merz.

Ich muß dir noch einmal von hier aus ſchreiben, liebes Mädchen! — es geht bunt und zickzack bey uns zu; alles wider einander, und durch einander. Wird auch nicht beſſer werden, bis ich Platz mache; und das wird in einigen Tagen geſchehen, weil du mir doch binnen der geſetzten Zeit nicht geſchrieben haſt, daß du mich mit deinem Beſuche beehren willſt. Meinethalben mögen ſie ſich hernach herum beiſſen, ſo lang ſie wollen. Ich lache die Narren aus, die ein Herz mit Sturm erobern wollen.

Nur ein paar Auftritte will ich dir beſchreiben. Davon kannſt du auf das ganze Spiel ſchlieſſen,

ſen, das ſich wohl gar noch mit einem extra fein luſtigen Trauerſpiel endigen ſoll.

Ich hab' dir geſchrieben, daß mein Pflegevater mir, wegen des Majors, ein Vierteljahr Bedenkzeit verſtattete. Auch glaubte ich, der Herr Freyer würde mich indeß ungehudelt laſſen, und ſeine Ehre erwarten. Allein dem ungeachtet mußte ich einen Kampf mit ihm aushalten.

Geſtern, da ich mich deſſen gerade am wenigſten verſah, lieſſen ſich der Herr Major **Liskov** bey mir melden, und traten, nach erhaltener Erlaubniß, ſtattlich heraus geputzt, in ganz nagelneuer Montur bey mir ein. Nach geendigten Komplimenten hub er an:

Major. Darf ich mich unterſtehen, gnädiges Fräulein! von der Sache mit Ihnen zu ſprechen, wovon ich bereits mit Ihro Excellenz die Gnade gehabt? —

Ich. Vollenden Sie nicht, Herr Major! — denn — doch —

Major. Sollte mein gnädiges Fräulein mich nicht eines kurzen Gehörs würdigen wollen? —

Ich. Von Herzen gern. Ich höre alles an; aber ich kenne auch mein Recht, darauf zu antworten, was mir beliebt.

Major. Sie haben zu befehlen, mein Fräulein! und —

Ich. Fahren Sie fort, Herr Major!

Major. Ich wollte ſagen, daß mein Herz von ie her — aber, Fräulein! dieſer Blick! —

Ich. Was geht Ihnen mein Blick an? — fahren Sie fort!

Major. Ja, von ie her ſchlug mein Herz — aber Fräulein! — Sie drehen ſich um, würdigen mich keines Gehörs —

Ich. O! ich bin ganz Ohr. Reden Sie weiter, Herr Maior!

Major. Nur für die vortrefliche Perſon — aber ich kann unmöglich fortfahren, gnädiges Fräulein, Sie leſen in einem Buche, indeß —

Ich. O! ich bin, wie Cäſar; kann alles auf einmal. Nur fort! ich höre alles.

Major. Nun, wohlan! — für die vortrefliche Perſon, die mich in der That itzt ein wenig zu hart behandelt. —

Ich. Um Verzeihung, Herr Maior! daß ich Sie unterbreche. Was nennen Sie hart? —

Major. Hart?

Ich. Ja! ia! belieben Sie ſich zu erklären!

Major. O ich bitte um Verzeihung, wenn dieſer Ausdruck, der mir ſo ſchnell entfuhr — vielleicht —

Ich. Zu hart war? — Ja, ia! das war er gewiß. Aber — es iſt vergeben — fahren Sie fort!

Major. Tauſend Dank, mein Fräulein!

Ich. Den ich nicht verdiene. Aber — ich bitte Sie, fahren Sie fort! ich bin preßirt.

Major. So will ich Sie nicht ſtören. Ein andermal, wenn vielleicht ein günſtigeres Geſtirn am Firmament der Liebe —

Ich. Darauf wagen Sie es nicht, Herr Major! Die Geſtirne ändern ſich oft auch in ungünſtige.

Major. Nun! ſo ſey's denn geſagt: ich liebe Sie von je her, mein ſchönes Fräulein! und nur Ihr Herz, Ihre Hand —

Ich. Genug! ich weiß nun alles. Es gereichet mir zur Ehre, von einem würdigen Manne ſo unverdient hochgeſchätzt zu werden.

Major. O! Fräulein! Sie ſind unergründlich. Dieß Compliment! — ſoll ichs für Scherz annehmen? —

Ich. Behüte Gott, Herr Major! ſo weit ſoll mein Scherz ſich nicht verlieren, das Verdienſt zu ſeinem Gegenſtand zu machen Aber nun — erlauben Sie mir einige Fragen.

Major. Alles, gnädiges Fräulein! Ihr Wille iſt Befehl für mich.

Ich. Haben Sie ſeit kurzem meinen Pflegevater geſprochen?

Major. Wie ſollt' ich nicht? — eben komme ich von ihm.

Ich. Hat er Ihnen meinen Entſchluß, in Abſicht auf die Ehre, die Sie mir zu erweiſen gedenken, eröfnet?

Major. O! ja, mein Fräulein!

Ich. Iſt das Vierteliahr ſchon verfloſſen, das ich mir bedung, und das mein Pflegevater die Gnade hatte, mir zuzugeſtehen?

Major. Ich verſtehe Sie, Fräulein; aber durfte meine brennende Liebe —

Ich. Halten Sie ein, Herr Major! Sie ſind ein braver Mann! und ich halte Sie für zu großmüthig, um ſich einem Mädchen aufzudringen.

Major. (indem er meine Hand ergrif, und ſie küßte,) Vortrefliches Fräulein! ich muß Ihre Denkungsart bewundern, allein —

In dem Augenblick trat der Lieutenant wie eine Furie, und blaß, wie der ehrwürdige Knochenmann, der Tod, ins Zimmer. Er that, als ob er über den Anblick des Majors ſtutzte; doch ſagte er mit einem ſehr gezwungenen Air: „Um „Vergebung! ich ſeh' ich komme hier unerwartet.“ Der Major, der wirklich ein wenig verlegen darüber ſchien, ließ meine Hand fahren, und ſtand auf. Der Lieutenant ſagte aber: „Bleiben Sie ſitzen, Herr Major! Ihr Platz iſt ſehr „ſchön, ich muß geſtehen, und —“ fuhr er gegen mich fort; „Ihre Hand, Jettchen! lag ſehr „bequem; laſſen Sie ſich nicht ſtören!“

Dieſe Gelegenheit, meine Rache ein wenig an ihm abzukühlen, war mir zu gut, als daß ich ſie ungenutzt hätte ſollen vorbeygehen. „Ja wohl! „das wollen wir auch nicht,“ fiel ich ein, indem ich des Majors Hand, der noch neben meinem

Stuhl ſtand, ergrif, und ihn wieder Platz neben mir zu nehmen bat; „Laſſen Sie ſehen, ob meine Hand ſo bequem in der Ihrigen liegt!“ Er küßte ſie, und behielt ſie in der ſeinigen. Ich fuhr fort: O ja! recht bequem,“ und ſagte zum Lieutenant, der indeß voller Wuth an meinen Bücherſchrank getretten war, und zum Schein die Titel der Bücher beguckte: „Sehen Sie doch, „Moritz! wollen Sie nicht zu uns kommen? — „hier haben Sie meine andere!“ — „Ich danke „unterthänig, Fräulein!“ antwortete er., ohne ſich umzukehren, und ſetzte in verbiſſenem Tone „hinzu: „Sie erweiſen mir zu viel Ehre. Wo „der Gröſſere iſt, muß der Geringere weichen.“ „Der Mann verſteht Subordination!“ ſagte ich. „Alſo wollen Sie nicht kommen?“ — „Nein, „Fräulein!“ antwortete er, indem er ſich umkehrte, und mit einer wilden Miene mich anſah. „Gehorſame Dienerin!“ ſagte ich dann; „ſo hätten Sie bleiben können — wiſſen Sie das wohl, „Herr Graf? — wo Sie waren.“ Der Major ſetzte hinzu: „Was hat Ihnen unſer Fräulein „gethan, lieber **Adler**?“ — „Was nicht zum „Dienſt gehört, Herr Major!“ antwortete der Lieutenant, „und wovon ich Ihnen zum Glück „nicht Rechenſchaft geben darf.“ — „Freylich!“ ſagte der Major, „freylich nicht zum Dienſt. „Aber — ich muß geſtehen, die Antwot kommt „mir ſehr ſonderbar vor,“ — „Und die Frage mir

„noch ſonderbarer,“ erwiederte der Lieutenant. Ich ſagte; „Sie vergeſſen ſich, Moritz!“ — „Sind Sie meine Hofmeiſterin, Fräulein?“ antwortete er, indem er den Arm in die Seite ſetzte, und ſehr gravitätiſch vor mich hintrat. Das verdroß mich nicht wenig; aber, um ihn nicht noch mehr aufzubringen, hielt ich an mich, und verbiß meinen Aerger. Der Major antwortete für mich, mit den Worten: „Ich muß geſtehen, „Adler, dieſe Frage an das Fräulein giebt zu „erkennen, daß Sie ſich immer mehr vergeſſen.“ „Und mich ſoll der Teufel holen, Herr Major!“ verſetzte der Lieutenant wüthend, „wo ich nicht „Recht habe, daß Sie ſich noch mehr vergeſſen.“ Hier fieng der ſanfte **Liskov** endlich Feuer. Ich merkte das, und kam ihm zuvor, indem ich einen Spaß draus machte und ſagte: „Ums Himmels willen, Moritz! nur hier in meinem Zimmer nicht. Die Teufel ſollen einen garſtigen „Geruch nach ſich laſſen, und ich hab' itzt gerade kein gut Räucherpulver.“ — „Ihr Scherz, „Fräulein!“ verſetzte er, „iſt bisweilen unerträglich.“ Beym Major kochte es noch immer. Zur Vergeltung nahm er ſich itzt meiner wieder an, und ſagte: „Immer beſſer unerträglicher „Scherz, als unerträglicher Ernſt.“ Der Lieutenant fragte, indem er näher zum Major trat: „Worauf ſoll das gehen, Herr Major?“ — „Worauf Sie wollen.“ erwiederte dieſer. „Ich ver-

„bitte Beleidigungen, Herr Maior!“ verſetzte der Lieutenant. „Und ich weitere Zudringlichkeiten.“ antwortete der Maior, mit einem erſchütternden Maiorstone, indem er von ſeinem Stuhl aufſtand, und näher auf den Lieutenant zutrettend, hinzufügte: „Sonſt will ich Ihnen zeigen, junger Herr! daß Sie mit einem Mann zu thun „haben.“

In allem Ernſt befürchtete ich nun, daß das Wetter einſchlagen möchte. Um den Schlag abzuwenden wie ein Wetterleiter, ſprang ich zwiſchen beyde, nahm mit meiner Rechten des Maiors Hand, und hielt ihn zurück; mit der Linken faßte ich des Lieutenants Degengefäß, und bat ihn mit Lächeln, das Raufſchwerdt ſtecken zu laſſen. In dem Augenblick aber trat auch mein Pflegevater, der den Lärm in ſeinem Zimmer gehört hatte, herein im Schlafrocke, und das Haupt mit der gewöhnlichen Federmütze bekrönt. Er fragte unter Ausblaſung einer dampfenden Knaſterwolke aus ſeinem türkiſchen Rohre: was die tapfern Kriegsmänner vorhätten? Ohne die wahre Urſache ihrer Veruneinigung zu wiſſen, ließ er ſich damit begnügen, daß ich ſagte: ſie hätten ſich über eine Diſpoſition zu einer Schlacht geſtritten. „Närriſch genug!“ ſagte er, „in „Mädchen-Geſellſchaften ſich über Schlachten zu „ſtreiten! Könnt ihr Leute nicht warten, bis wir „einmal Krieg mit dem Kaiſer kriegen?“

Er nahm den Major mit in ſein Zimmer, und ich ſchob den Lieutenant hinten drein.

Noch immer weiß mein Pflegevater nicht, was für Abſichten der Lieutenant auf mich hat. Damit er nun nicht noch darhinter kommt, ſo will ich mich ſo bald als möglich aus dem Staube machen. Ich habe Erlaubniß, in zweyen Tagen abzureiſen. Schicke alſo deine Briefe nur nach **Berlin**. Bey der verwittweten Frau Obriſtin von **Hagenburg** in der Königsſtraſſe werden ſie mich finden.

Bald aber erwarte mich bey dir in **L.** Denn ich führe nun meinen Plan aus, es gehe auch wie es wolle. Freylich habe ich meinen guten Alten verſprechen müſſen, in vier Wochen zurück zu kommen. Aber — er wird mir ſchon meine Friſt verlängern, wenn er weiß daß ich bey ſeiner **Emilie** bin.

So leb denn wohl, gutes Mädchen! der Himmel gebe dir Friede in dein Herz, mit einem heitern Geſicht zu empfangen

Deine

Henriette von Blumenthal.

Ein und vierzigſter Brief.

George Biederſee an Herrn Joſeph Liebehold.

L. den 16. Merz.

Freylich hätt' ich da eine erwünſchte Gelegenheit, meine natürliche Anlage zur Theologie an Ihnen zu zeigen, und Ihnen eine wackere Strafpredigt wegen Ihres langen Schweigens zu halten. Aber — für einen Kaufmann ſchickt ſich das eben ſo wenig, als für den Theologen der Getraideh ndel.

Alſo nichts weiter als meinen warmen Dank für Ihr freundſchaftliches Andenken, und meine Hand zur Verſieglung unſrer ewigen Verbindung! Ich eile zur Beantwortung Ihres Briefs. Denn da hab' ich Ihnen viel zu ſagen.

Zuerſt, Glück zu, zum Geſandtſchaftsſekretair! — hab' eine herzliche Freude drüber. Wie konnts auch anders kommen? — ein Mann, wie Sie, muſte durchaus in der Fremde ſein Glück machen. Wenns meinen Wünſchen nachgehet, ſo werden Sie noch Geſandtſchaftsrath, und dann — wohl gar noch Minſter. Nur vergeſſen Sie alsdenn bey Ihrem Ordensbande, und bey Ihrer Excellenz, Ihren alten Zahlenmacher und — Freund nicht.

.. Auf Ihr Philoſophiren über Ihr Schickſal kann ich mich nicht einlaſſen: denn — Sie wiſſen wohl — ich leſe wohl dergleichen Sachen gern, bin auch einmal einem Philoſophen durchs Haus gelaufen, um den Plunder ein bischen zu verſtehen, aber ſelbſt — bin ich kein Philoſoph. Alſo weg damit!

Sie verlangen Nachrichten von **Wilhelminen**, die ſollen Sie haben. Aber werden Sie nicht ein wenig ſchaudern, wenn ich Ihnen ſage, daß — doch, ein Philoſoph muß ſich vor nichts fürchten. Hören Sie alſo vor allen Dingen: **Wilhelmine** hält ſich bey dem alten **Blankenſtein** in **Neuenhain** auf, und iſt — wieder verliebt. — Nun! bäumen Sie nur nicht auf! was gehts Ihnen denn an? Sie haben ja doch kein Recht mehr an ihr Herz. Und ſoll ſie darum ihre Jugendjahre unthätig hinſchlendern laſſen? — Denken Sie billig, lieber **Joſeph**!

Verliebt iſt ſie alſo, und in wen? — in einen gar hübſchen jungen Buben. Er heißt **Reimann** und iſt mein Freund. Wahrhaftig das Mädchen hat eine gute Gabe, die Mannsperſonen aufzutreiben. Das hat ſie bey Ihnen, und nun auch an **Reimann** gezeigt. Nur Schade, daß ſie gerade auf einen gefallen iſt, der die Grille hat, als Student keinem Mädchen gut zu ſeyn. Dieſe Sprödigkeit treibt das Zuckermännchen ſo weit, daß die arme **Wilhelmine** darüber gar in eine Gemüthskrankheit gefallen iſt. Das gute Mädchen dauert mich nicht wenig. Ich denke aber doch, die Sache ſoll ſich noch geben. Der junge Herr wird wohl noch ſchmelzen.

Bey der Anſpinnung ihrer Bekanntſchaft will ich mich nicht aufhalten: denn das kann Ihnen einerley ſeyn. Aber einen kleinen Auftritt will ich Ihnen beſchreiben, der mich, ſo kaltblütig ich ſonſt bin, doch recht ſehr gerührt hat.

Ich erfahre von ungefehr **Wilhelminens** Aufenthalt bey ihrem Onkle in **Neuenhain**. Um Ihnen gründlichen Bericht von ihrem Befinden abzuſtatten, reiſe ich vor einigen Tagen hinaus zu ihr. Kein Wort weiß ich von ihrer Liebesgeſchichte.

Auf meine erſte Frage nach dem Mädchen, hieß es, ſie ſey krank. Man führt mich in ihr Zimmer. Da lag das gute Kind, blaß wie der Tod, und äuſſerſt entkräftet. Als ſie mich erblickte, ſtreckte ſie ihre Hände nach mir aus, und ſagte mit matter Stimme: „Willkommen! alter „edler Freund! denken Sie auch noch an mich? — „was macht unſer **Joſeph**? — wiſſen Sie es „nicht? — o! Gott ſegne ihn!“ Ich ſagte ihr alles, was ich von Ihnen wußte. Sie freute ſich ſehr darüber, und ihr Auge wurde heller. Ich fragte nach ihrer Krankheit. „O! ich bin immer noch das elende, verſtoſſene Mädchen,“

ſagte ſie, „das Ihr Mitleid verdient; und itzt „— bin ich tiefer, unendlich tiefer geſunken.“

Thränen ſtürzten aus ihren Augen, die ihr die Sprache hemmten.

Der Onkle nahm mich mit in ſein Zimmer, und erzählte mir die ganze Geſchichte. Ich erſtaunte nicht wenig. „Ihr Verſtand hat ſehr ge„litten,“ ſetzte er hinzu; „es giebt oft fürchter„liche Auftritte.“

Wir giengen wieder zu ihr. Ich ſuchte ſie zu tröſten. Aber itzt war ihr Blick wild und verzweifelnd. Sie ergrif meine Hand, drückte ſie heftig an ihre Bruſt, und ſagte ungefehr die Worte: „Wenn Sie mich auch verachteten! — „Gott im Himmel! — ſehen Sie einmal! wer „ſteht da? — ein Engel! — nein! nein! — o! „ein Engel der Finſterniß! — o! o! zurück! ich „gehöre noch nicht dein!“

Ich erſchrack, daß mir's durch die Seele gieng. Ihre Augen waren ſtarr in die Höhe gerichtet, und ihre Bruſt ſtieg gewaltig empor. So lag ſie noch unbeweglich, als zwey Reuter in den Hof geſprengt kamen. **Reimann**! rufte der Pfarrer, und lief hinaus. Bey Nennung dieſes Namens fuhr **Wilhelmine** in die Höhe, und begann, aus dem Bette zu ſpringen. Ich hielt ſie aber zurück, und beſänftigte ſie, ſo gut ich konnte. Indem trat **Reimann** herein. Sobald ſie ihn erblickte, fiel ſie in Ohnmacht. **Reimann** ſtand wie verſteinert da. Wir brachten **Wilhelminen** bald wieder zu ſich. Dann ſtreckte ſie ihre Hand nach **Reimann** aus, und ſagte: „Bringen Sie „mir Friede oder Tod?“ — „Friede und Freu„de,“ ſagte er, indem er ihre Hand küßte, „bring' „ich; wenn —“ Hier ſank er ſprachlos auf den neben ihrem Bette ſtehenden Stuhl, und warf einen ſanften ſchmelzenden Blick auf **Wilhelminen.** Sie fuhr fort: „Haben Sie mich nicht ſchon „einmal vom Tode errettet? — und itzt — woll„ten Sie mich ſterben laſſen?“

Dieß beziehet ſich auf eine gewiſſe Geſchichte, Freund, die hier zum Erzählen zu lang ſeyn würde. Er hat ſie einmal aus einem Fluß gezogen, worin ſie ohne ſeine Ankunft in Gefahr ſtand, zu ertrinken. Indem er ſich auf dieſe Worte nach ihr zuneigte, ſagte er: „Da ſey Gott vor, beſte „**Wilhelmine**! ich komme — Ihnen Troſt und „Ruhe in Ihr Herz zu ſprechen. Haben Sie nur „erſt dieſe, dann werden Sie geneſen.“

Wilhelmine umfaßte ihn, ſank an ſeine Bruſt, und ſprach mit Thränen: „O! ich ſehe, du biſts „noch, mein Erwählter! haſt mich nicht vergeſſen— „verachteſt mich nicht. Habe tauſend Dank!“

Aber in dem Augenblick fiel ſie wieder in eine Sinnloſigkeit, die mich entſetzte. Sie ſtieß **Reimann** wieder von ſich, ſah wild und ſchauderhaft empor, und führte allerhand verwirrte Reden, die mir durch Mark und Bein giengen.

Doch kam ſie in kurzem wieder zu ſich. Die Nacht darauf gieng ohne Zufälle von Sinnloſigkeit hin. Früh Morgens reißte ich wieder ab. Den Abſchied von der elenden **Wilhelmine** will ich Ihnen nicht beſchreiben; es thut mir zu weh, mich nur dran zu erinnern.

Sehen Sie, beſter **Liebehold**! ſo gehts unſrer armen Freundin! — Gott beſchütze ſie! — Nehmen Sie es aber nur nicht zu tief zu Herzen, mein Lieber! Der Arzt, der bey ihr war, verſicherte mich, es werde ſich alles geben, ſobald nur die Seelenkrankheit gehoben ſey; und dafür wird unſer **Reimann** ſchon Mittel wiſſen.

Noch muß ich Ihnen auf dieſe traurige Nachricht wieder etwas angenehmes melden.

Sie fragten mich, ob ich die ſchöne Schauſpielerin kenne, die Sie ſo warm intereßirt. Wie ſollt' ich nicht? — ſie iſt meine Freundin — ein Frauenzimmer, das hier in gröſtem Anſehen ſteht. Ich kenne wenig ſchönere liebenswürdigere Seelen, als **Emilie Sommer**, wenn ich auch ihre körperliche Schönheit nicht in Anſchlag bringe.

Leugnen Sie es nur nicht, lieber **Joſeph**; dieſe **Emilie** iſt Ihnen nicht gleichgültig. Nun! Glück zu, Frau Legations-Räthin! denn das wird ſie doch, wenn Herr **Joſeph Liebehold**, eh' er ſeinen Roman mit **Emilie Sommer** zu Stande bringt, bis zum Legationsrathe ſteigt. Lachen Sie nur nicht, und ſchelten Sie mich

[illegible]

keinen loſen Mann! — Das Mädchen würde Sie ſo gut entſchädigen, als **Reimann** Ihre ehemalige **Wilhelmine**; — und ſagen Sie mir! könnt' es der Himmel beſſer mit Ihnen meynen? —

Ich hab' ihr alles erzählet, was Sie mir von ihr geſchrieben haben; und — ich ſoll Sie ihrer Hochachtung verſichern. Daß ſie ſehr warm gegen Sie denkt, können Sie aus dieſen Worten ſchlieſſen: „Schreiben Sie ihm,“ ſagte ſie mir, „daß ich ihn noch eben ſo hoch ſchätze, als jemals. Zu verzeihen hab' ich ihm nichts, ob „mir gleich ſeine Briefe ſehr angenehm geweſen „ſeyn würden. Ich hab' ihn als einen edlen „Mann kennen lernen.“

Alſo können Sie es nur immer friſch drauf los wagen, eine wohlgeſetzte philoſophiſche Epiſtel an ſie ergehen zu laſſen. Doch das brauchen Sie nicht einmal. Sie können das Ding viel kürzer faſſen. Itzt werden Sie die ſchöne **Emilie** in **Berlin**, auf der Frankfurter Landwehre bey Madam Samſon finden, wie ſie leibt und lebt. Da ſättigen Sie Ihre hungrige Seele ganz an Ihren namenloſen Reizen, und — machen Sie Ihr Stückchen gut! ich habe ſie ſchon darauf vorbereitet. Was **Emilie** in **Berlin** macht; und was ſonſt dazu gehört, dieß laſſen Sie ſich von ihr ſelbſt erzählen. Mir gebricht Raum und Zeit dazu.

Den Verfolg von **Wilhelminens** Geſchichte, werd' ich ihrem alten Liebhaber ſchon melden, ſo wie ich von ihm ſeine neuen Begebenheiten erwarte.

Leben Sie wohl, Joſeph! und behalten Sie lieb

Ihren

alten Freund
George Biederſee.

Zwey und vierzigſter Brief.

Reimann an Sophien Redlich.

Mallendorf den 17. Merz.

Liebſte Schweſter!

Ich muß über eine Sache Erkundigung von dir einziehen, die uns alle hier in die gröſte Beſtürzung geſetzt hat. Wenn alles ſo wahr ſeyn ſollte — o! dann ſtünde mir mein ganzer Verſtand ſtille! — doch ſo geſchwind als möglich, zur Sache!

Vor einigen Tagen kommt Herr Liſtig von L. zurück. Mit einer gewiſſen geheimnißvollen zerſtreuten Miene ſetzt er uns alle in Unruhe.

Wir fragen, was ihm ſey? — er thut noch verlegner. Wir dringen auf Antwort, und wundern uns, daß er uns von unſern Freunden keine Nachrichten oder Briefe mitbringe. Noch immer keine Antwort! — Achſelzucken! — und andre ſolche Bewegungen, die uns nichts gutes fürchten lieſſen. Nun wird uns bange. Wir fragen, ob er dich, deinen Mann nicht geſprochen habe? ob eins von euch krank ſey? ob er nichts von **Emilien** wiſſe? ob **Thalmann** noch nicht in **L.** ſey? — Hier kam endlich das Geheimniß heraus, das uns freylich ſehr erſchreckte. Er könn' es uns nicht länger verheelen, ſagte er, ſo leid es ihm auch thue, uns eine ſo ſchlimme Nachricht hinterbringen zu müſſen. Längſt hab' ers vermuthet, daß **Thalmann** der Mann nicht ſey, wofür wir ihn gehalten hätten; er beklage unſre Gutherzigkeit, die **Thalmann** ſo ſehr gemißbrauchet habe. —

Du kannſt leicht auf unſre Beſtürzung ſchlieſſen, Schweſter! — aber hier ſeine Erzählung!

Thalmann ſey mit **Emilien** fortgegangen. Letztere habe zwar vorgeben wollen, daß ſie nach **Berlin** reiſe. Aber es ſey nichts gewiſſer, als daß ſie bloß auf ein preußiſches Dorf gereiſet wären, um ſich da mit einander trauen zu laſſen. Davon werde in **L.** ſehr laut geſprochen;

und man müſſe es um ſo mehr glauben, weil **Emilie** durch eine öffentliche Rede, von der Bühne ganz Abſchied genommen habe. Wozu — ſpräche alle Welt — hätte ſie ſonſt nöthig gehabt, den Herrn **Thalmann** mitzunehmen, wenn nicht eine beſondere Urſache dahinter verborgen läge? eine bloſſe Reiſe nach **Berlin** hätte dieſe Begleitung nicht erfordert. Man glaube ſich nicht zu betrügen, wenn man ſie beyde nächſtens zurückkommen, und **Emilien** mit **Thalmann** verheurathet auf ſeine Güter gehen zu ſehen, erwarte.

Dieſe für uns entſetzliche Nachricht wußte **Liſtig** ſo glaubwürdig zu machen, daß wir alle in die gröſte Beſtürzung geriethen. Eins lief wider das andre, und niemand konnte uns das Räthſel, wie ſich der ſonſt rechtſchaffene **Thalmann** und die ſo edel und fromm geglaubte **Emilie**, ſo ſehr hätten vergeſſen, und eine ſo ſchreckliche Untreue begehen können, auflöſen. Beyden konnten wir es unmöglich zutrauen; und dennoch — warum kommt **Thalmann** nicht zurück, da er doch nach ſeinem letzten Briefe ſchon längſt wieder in **Mallendorf** ſeyn ſollte? — konnt' er ſich ſo lange von **Auguſten** entfernen, wenn ihn die Liebe zu einer andern nicht treulos gemacht hätte? — warum ſchrieb er uns nicht wenigſtens, wenn er noch nicht kommen konnte? — und geſetzt, er wär auch bloß **Emilien** zur Begleitung nach **Berlin** gereiſet; — welcher Liebhaber wird ſeine nach ihm ſchmachtende Geliebte hintanſetzen können, um mit einem andern jungen Frauenzimmer in der Welt herum zu reiſen? — lieſſe ſich das von **Thalmann** denken! — und hatte er gegründete Urſachen vor ſich, dieſe Reiſe mit **Emilien** zu thun, warum ſchrieb er nicht wenigſtens? — warum ſchrieb **Emilie** nicht? — warum reißten ſie ſo heimlich ab, wie die Katze vom Taubenſchlage? — Alle dieſe Fragen waren nicht anders, als mit **Thalmanns** und **Emiliens** Untreue zu beantworten.

Ich ſuchte noch immer Mittel hervor dieſe Anzeigen zu vermindern, und nahm die Parthie der Entwichenen. Aber ein Brief, den Herr **Liſtig** geſtern aus **L.** erhielt, und worin **Emiliens** Entweichung mit **Thalmann** bekräftiget, ihre Verbindung für gewiß angenommen, und **Emilie** als die ſchändlichſte Heuchlerin geſchildert wurde, machte mich auf einmal verſtummen, und benahm mir alle Mittel, ſie noch zu vertheidigen.

Ich muß alſo mit dem Strom fortſchwimmen, und, meines noch immer entgegen ſtrebenden Gefühls ungeachtet, auf die untreuen Verräther mit losziehen. Denn alles verbindet ſich dazu.

Unſre Schweſter ſchwärmt wie eine Raſende umher. Die Kränkung, ſich von ihrem Liebhaber betrogen zu ſehen, erſchüttert ihre Seele ſo ſehr, daß wir nur zu thun genug haben, ſie von den gröſten Verwünſchungen, in die ſie oft wider die Verräther ausbrechen will, abzuhalten. Kurz, ihr Zuſtand iſt ſchrecklich. Hab' ich ſie auch ſchon manchmal wieder ein wenig beruhiget, ſo bläßt der Unglücksbothe Liſtig das Feuer von neuem an, und ihre ganze Seele erliegt darunter. Hier hat ſie mir einen Brief an Thalmann gegeben. Du ſollſt ihn beſtellen, wenn du weißt, wo er zu finden iſt. Ich befürchte, daß ſie ihre ganze Wuth darin ausgeſchüttet hat; und hätt' ihn gern unterdrückt. Allein ſie drohte mir ihren ewigen Haß, wenn ich ihn nicht beylegte. Drum mags denn auch! — ſieh, wo du ihn anbringſt!

Unſre Eltern ſind zwar gelaſſener dabey; doch naget der Wurm in ihren Herzen, und zwar deſto tiefer, je mehr ſie ihre Schmerzen zu verbergen ſuchen. Ich habe ſie indeß doch einigermaſſen durch die Verſicherung beruhiget, daß ich mich eher ſelbſt für den gröſten Schurken halten würde, als noch immer Thalmann und Emilien nicht für unſchuldig zu achten.

Morgenſtern, der überhaupt in allem gleich oben hinaus fährt, wollte ſich augenblicklich zu

Pferde ſetzen, und die Flüchtlinge einzuholen ſuchen, um ſeinem verrätheriſchen Freund Thalmann ſeinen Degen in die untreue Bruſt zu ſtoſſen, an Emilien aber ſich auf das grauſamſte zu rächen. Und, — wer weiß, was er in ſeiner Hitze begonnen hätte, wär er nicht, obgleich mit vieler Mühe, von mir davon abgehalten worden? — Itzt vereiniget er ſich mit Auguſten, alles aufzuſuchen, was ihm Thalmanns Karakter nur im geringſten verdächtig machen kann. Zum Glück können ſie aber wenig Flecken an ihm entdecken. In Anſehung Emiliens muß er etwas wiſſen, was uns allen unbekannt iſt. Das errathe ich aus vielen bedenklichen Reden, die er oft führet, woraus ſich aber kein gewiſſes Reſultat ſeiner Gedanken ſchlieſſen läßt. Mir pflegt er doch ſonſt alles zu entdecken. Aber das bring' ich durchaus nicht von ihm heraus.

Siehſt du, liebe Schweſter! ſo verwirrt ſtehts itzt um uns. Du allein kannſt uns heraus helfen; und daß du uns bisher nichts von der Sache ſchriebſt, ſcheint mir ein groſſer Beweis von der Unſchuld unſrer Freunde zu ſeyn. Freylich kann ich durch den Flohr, der vor meine Augen gezogen iſt, noch nicht ganz durchſehen; aber dennoch wage ich eine Muthmaſſung, die ich hier niemanden entdecke, die ich dir aber ſagen will.

Wenn nur die ganze Nachricht keine [illegible] von dem falſchen Schurken dem Liſtig iſt! — Seine ganze Angabe klingt mir äuſſerſt verdächtig. Der Brief, den er geſtern erhielt, kann leicht ein verabredeter Karren ſeyn und boshafte Erdichtungen enthalten. Die Muthmaſſung, daß Liſtig eine Intrigue geſpielt hat, macht mir folgender Umſtand beynah zur Gewißheit. Geſtern konnte er doch nemlich Auguſten den Vorſchlag thun, ſie ſolle, um ſich an dem verrätheriſchen Thalmann recht nachdrücklich zu rächen, ſich in der Geſchwindigkeit mit dem erſten, dem beſten, der ihr gefiele, verbinden, und trauen laſſen, damit, wenn Thalmann mit Emilien zurückkäme, ſie ſich eines kränkenden Triumphs über Auguſten nicht freuen könnten. Da! ſich einmal den Vorſchlag, Schweſter! — Die hinterliſtige Seele! — wen er Auguſten damit ſtillſchweigend zu Ausführung ihrer Rache vorſchlägt, läßt ſich leicht errathen. Denn ſeit einigen Tagen verläßt er ſie keinen Augenblick. Doch wies unſre Schweſter ſeinen ſchändlichen Vorſchlag mit Verachtung zurück.

Wie ſich aber **Thalmanns** und **Emiliens** Unſchuld mit ihrer Reiſe reimt? — denn dieſe konnte **Liſtig** doch wohl nicht erdichten, — darüber erwarte ich Erläuterung, Schweſter! — Es iſt doch auf alle Fälle äuſſerſt ſeltſam, daß

Thalmann bey ſeiner Verbindung mit meiner Schweſter, in Geſellſchaft eines andern Mädchens in der Welt herum reiſet. Wen ſoll das nicht auf nachtheilige Vermuthungen führen? — Du mußt ja doch alles genau wiſſen, was bey mir nur Dämmrung bleibt. Ich habe die Verwaltung von Thalmanns Gute über mir. Wie konnt' ers wagen, ſie mir zu laſſen, und dennoch ſo kühn zu ſeyn, an meiner Schweſter eine ſo ſchändliche Untreu zu begehen? —

Liebe Sophie! reiß mich ja bald aus meiner Ungewißheit, und — wenn's möglich iſt — unſre arme Schweſter aus ihrem namenloſen Jammer! —

Sie, meine betrübten Eltern, und Morgenſtern, laſſen dich und deinen lieben Mann herzlich grüßen. Gott gebe, daß du uns erfreuliche Nachrichten melden kannſt!

Dein

zärtlicher Bruder
Chriſtian Heinrich Reimann.

Drey und vierzigſter Brief.*)

Auguſta Reimann an Herrn Thalmann.

Malkendorf den 16. Merz.

So bin ich dennoch betrogen! — von dir, Ungetreuer, betrogen! — O Gott! daß du mich beſtimmteſt, ein ſo bejammernswürdiges Opfer der Treuloſigkeit und Verrätherey zu werden! — O! daß ich ihn liebte, den Unwürdigen, der mir den feyerlichſten Schwur der Treue that, und nun — mich ſo ſchändlich hintergehet! — der mein warmes zärtliches Herz, dem höhniſchen Frohlocken einer ſchändlichen Nebenbuhlerin aufopferte! — O! Verräther! — du, der dir dein Gewiſſen, wenn du anders eins jemals in deinem treuloſen Buſen trugſt — dein einſt gewiß mit Entſetzen aufwachendes Gewiſſen ſagen wird, wie ſchändlich du dich an mit armen, ſchwachen

---

*) Diejenigen, welche den im 29ſten Briefe des erſten Theils dieſer Geſchichte vorgezeichneten und in dieſem Theile ausgeführten Karakter der Auguſta nicht genug ſtudirt haben, um gegenwärtigen Brief ihm angemeſſen zu finden, müſſen wir auf den 3ten Theil vertröſten, worin zu ihrer Befriedigung einige pſychologiſche Bemerkungen über den Karakter der Auguſta vorkommen werden.

Mädchen vergiengſt! — ſag mir, Verblendeter! — was that ich dir, daß du dir das grauſame Vergnügen machteſt, mich an deinem Narrenſeile herum zu führen? — hab' ich dich je um dein falſches treuloſes Herz gebeten? haſt du nicht um das meinige geworben, und — es durch deine hämiſche Verſtellung geraubt? — Warum thatſt du das, wenn du Luſt hatteſt, mich zu hintergehen? — O! daß ich nun zu ſpät die Grube erblicke, worein du mich ſtürzteſt, — itzt, da ich ſchon ganz in ihre Tiefe geſunken bin! — o! daß ich die Schande erleben mußte, ein Gegenſtand der Verachtung eines Menſchen zu werden, der über meine Leichtgläubigkeit triumphirt! Sprich, Meineidiger! was hatt' ich unſchuldiges Mädchen dir gethan? — ich, die ich mein ganzes Leben um dich gelaſſen hätte? — ſind das die Verſicherungen deiner Liebe, die du mir noch vor kurzem thatſt? — o! du Heuchler! wie warm, wie zärtlich ſchriebſt du mir! und — hatteſt doch Tück', Falſchheit in deinem Herzen, wie eine giftige, ziſchende Schlange — betrogſt, vergifteteſt eine Elende, die du ſelbſt elend gemacht hatteſt! — Gott vergebe dir's! wenn anders ein heiliger Gott iſt dein Verbrechen vergeben kann. O! ich zittere, meine ganze Seele erbebt, mein Blut ſtarrt mir in meinen Adern, wenn ich an den Schwur denke, den du mir thatſt. Ich ſchaudere zurück vor dir, wie vor einem Ungeheuer, das mich zu vernichten droht, und rufe — Rettung! Rettung! — ſonſt bin ich verlohren! — O! daß du alle die ſchrecklichen Quaalen fühlteſt, die mich durchbeben! vielleicht giengſt du in dich, bekehrteſt dich, verlieſſeſt die Mitgenoßin deiner Untreue, thäteſt Buſſe, und retteteſt deine Seele. — Ach! ich fühle, daß dieſe Quaalen mir noch das Herz zerfleiſchen. O! willkommen Grab, und Verweſung! du wirſt mich vor den Tücken der Menſchen ſichern. Ich ſehe dich, wie du ein Hohngelächter anhebſt über die Empörungen meines zermalmten Herzens. Aber — welcher Wurm reget ſich nicht, wenn er getretten wird? — welcher Unſchuldige rufet nicht den Allmächtigen zum Rächer an, wenn die Bosheit triumphirend ihr Haupt über ſie erhebt? — Auch ich überlaſſe Gott die Rache. Sie iſt ſein. Er wird vergelten. Er ſey Richter zwiſchen mir, und dir! — ich wünſche dir nichts Böſes, dir, den ich — o! des quälenden Gedanken! — den ich liebte! Kann dir Gott verzeihen; ich wills, die elende

Auguſta.

Ende des zweyten Theils.

1907. 12066

Lorenz Arndt,

von Blankenburg

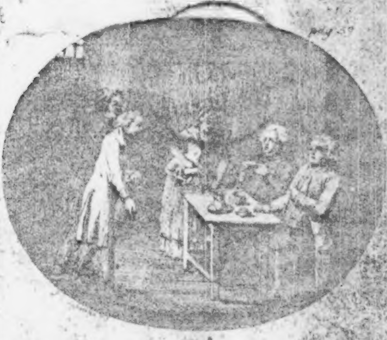
keine Liebesgeſchichte.

[Verf.: Friedr. Theoph. Thilo.]

Erſter Band.

Von dem Verfaſſer der Emilie Sommer.

pag 59



Leipzig,
bey Karl Friederich Schneidern, 17[illegible]

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Neue
Original-Romane
der Deutſchen.

Zwölfter Theil.

Lorenz Arndt,

von

Blankenburg.

Erſter Band.

Leipzig,
bey Karl Friederich Schneidern,
1784.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Kann auch ein Einleitungs-Kapitel vorſtellen.

Zweytes Kapitel.

Handelt von einem Schuſter, der nicht bey ſeinem Leiſten blieb.

Drittes Kapitel.

Eine theologiſche Kinderzucht.

Viertes Kapitel.

Die Richtung der Seele durch einen Oſtindienfahrer und einen Schulrector.

Fünftes Kapitel.

Eine neue Robinſonade.

Sechſte

Sechſtes Kapitel.

Der Schein betrügt.

Siebentes Kapitel.

Trau! ſchau! wem?

Achtes Kapitel.

Eine Teufel-Szene.

Neuntes Kapitel.

Wieder etwas Licht in der Finſterniß.

Zehentes Kapitel.

Welches die empfindſamen Leſer ſeiner Trockenheit wegen überſchlagen können.

Eilftes Kapitel.

Lorenz beſtehet ein ſehr empfindſames Abentheuer, und will ſich dabey als ein kluger Kopf zeigen.

Zwölftes Kapitel.

Ein ſchönes Mädchen iſt oft die beſte Sachwalterin bey Vertheidigung eines Verbrechens.

Dreyzehntes Kapitel.

Wichtige Beſorgniſſe.

Vierzehntes Kapitel.

Woran der Leſer vielleicht ſchon lange gegrübelt hat.

Funfzehntes Kapitel.

Etwas für die Platoniſchen Liebhaber.

Sechzehntes Kapitel.

Unverhoft kommt oft.

Siebzehntes Kapitel.

Eine unvermuthete Begegnung.

Achtzehntes Kapitel.

Enthält eine Art von poetiſcher Schilderung: am Ende gehts über einen Amtmann her.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Zu viel Kaltblütigkeit grenzt an Schwachheit.

Zwanzigſtes Kapitel.

Nähere Detaillirung des lieben Ehepaars.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Auch einmal etwas von Liebe.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Potiphars Weib ſteht von den Todten auf.

Drey

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Unglück kommt ſelten allein.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Worinn die Geſchichte wie ein Roman ausſehen wird.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Viele werden's für ein Ideal halten.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Beyſpiel einer beſondern Legalität.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Verzärtelung, eine Mutter des moraliſchen Verderbens.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ausbrüche eines verderbten Herzens.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Auf Regen folgt Sonnenſchein.

Drey-

Dreyßigſtes Kapitel.

Ein Meiſterſtreich giebt Gelegenheit zu einem andern.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Rache für Rache.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Steckenpferd aus dem izigen Jahrzehend tritt auf.

Drey

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Das Steckenpferd beginnt auszuſchreiten.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Eine Semiramis tritt auf die Bühne, und wird von einer Laura abgelöſet.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Einige Züge aus der Geſchichte des Adelſtolzes.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Folgen einer honetten Liebe bey einer Da
von Stande.

Erſte

Erſtes Kapitel.

Kann auch ein Einleitungs-Kapitel vorſtellen.

Zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe ſchrieb der Menſchenfreund Lavater ſeine phyſiognomiſchen Fragmente. Jedermann kennt ſein Buch; und — möchten es nur alle Menſchen ſtudieren können; vielleicht würde der große Zweck des Verfaſſers erreichet! Aber Herr Lavater verzeihe mir, wenn ich geneigt bin, der alten Wahrheit noch immer das Wort zu reden, daß Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, durch Aufſtellung menſchlicher Karaktere — wie ſie würklich unter dem Monde leben — vielleicht noch etwas mehr, als durch Phyſiognomik, befördert werden kann.

Ohne mich mit dem großen Manne, deſſen ehrwürdigen Namen ich eben genennet habe, meſſen zu wollen, will ich doch verſuchen, ob ich Menſchenkenntniß und Menſchenliebe befördern kann, wenn ich meine Brüder mit den merkwürdigſten Menſchen bekannt mache, die mir auf meiner irrdiſchen Laufbahn begegnet ſind. Ich weiß wohl, daß ich nichts neues unternehme; ich kenne meine Vorgänger, ich bin überzeugt, daß ich weit hinter ihnen zu ſtehen kommen werde. Denn wer mag es wagen, einem **Wieland**, einem **Hermes**, einem **Göthe**, nachzutreten? Aber ich will mich doch von der Größe anderer nicht zurück ſchrecken laſſen; und dazu habe ich noch verſchiedene andere Gründe, die meine Leſer eben erfahren ſollen.

Ich bin eben kein Neuling in der ſchriftſtelleriſchen Welt; hab's ſchon verſuchet, menſchliche Karaktere zu zeichnen, und Gemälde menſchlicher Begebenheiten zu entwerfen. Man hat meinen Verſuch auch hin und wieder gern geleſen; und — warum ſoll ich mir nicht mit dem ſüſſen Gedanken ſchmeicheln, daß ich manche gute Empfindung in manchem Menſchenherzen erweckt habe? —

Aber — man hat mich auch nicht wenig bekrittelt. Da heißt es: „Der Plan

„taugt nichts; er iſt unwahrſcheinlich, zu gedehnt; die Begebenheiten ſind nicht genug vorbereitet; die Karaktere ſind aus dem Lande der Ideale gegriffen — ungeheure Tugendſpiegel oder die häßlichſten Teufelsmasquen, die kein Menſch unter dem Monde kennt; die Situationen ſind oft unnatürlich, übel angelegt, ſchlecht benuzt, und elend ausgeführt; die Empfindungen ſind überſpannet; der Verfaſſer ſchwärmt oft, und phantaſirt uns eine Menge Gefühle daher, die ihm keine Seele nachempfinden kann; ſeine Moral iſt abgedroſchen, und trivial; ſein Buch wimmelt von Gemeinſprüchen; ja er hat die Begebenheiten, und die Karaktere aus andern Dichtern geraubt. **Richardſon** und **Hermes** hätten Grund, ihn darüber rechtlich zu belangen; und wo der Verfaſſer ſelbſt dichtet, da kommen Mißgeburten und Karrikaturen zur Welt — und was des Zeugs weiter iſt,“ das die Herren Kunſtrichter ſehr weißlich gegen mich ausgekramt haben.

Sollt' ich mich gegen alle dieſe kunſtrichterlichen Beſchuldigungen vertheidigen, und rechtfertigen? — vielleicht würde mir's nicht allzuſchwer ankommen. — Aber wozu würde es nützen? — müßt' ich nicht ein ganzes Buch drüber ſchreiben? — und wer würde das kaufen? — wer leſen? —

Nein! lieber ſuche ich künftig — nach Vermögen und Kräften verſteht ſich — denn wer kann es allen Menſchen in dieſer weiten Gottes Welt recht machen? dergleichen Vorwürfen auszuweichen. Und da habe ich mir denn ein Project ausgedacht, das vielleicht einigen Beyfall finden könnte. Ich will nemlich meinen Leſern, meine eigne Biographie auftiſchen. Zwar iſt mein Leben keine Kette wundervoller und abentheuerlicher Begebenheiten; ich habe keine verwickelten Liebeshändel gehabt. Keine Romanſtreiche nach modiſchen empfindſamen Zuſchnitt kommen in meiner Geſchichte vor. Zwar bin ich wohl eine Art von Abentheurer; aber weder von der empfindſamen Sorte, noch von der Gattung der Kraftmänner, und Rieſen-Genies. Das Schickſal hat mich in die weite Welt geworfen. Lange hab' ich mich darinn herum getrieben. Gute und böſe Tage hab' ich gehabt; wie es der Lauf der Welt nicht anders mit ſich bringt. Meine Begebenheiten ſind alle natürlich, wie ſie aus den Umſtänden meiner Erziehung, und meiner Lebensart entſtehen muſten. Theils ſind ſie auch Folgen meiner Denkungsart, und meines Geiſtes — wie die Begebenheiten jedes Weltbürgers, der unter der Leitung einer höhern Vorſicht, dem ihm angebornen freyen Willen gemäß, leben, und handeln darf.

Demnach — weil unſre lieben Mitbürger doch immer das wunderbare und abentheuerliche menſchlicher Schickſale ſo gern leſen; ſo würde ich ſie vielleicht nur ſehr trocken unterhalten, wenn ich meine alltäglichen Begebenheiten allein zum Innhalt meines Buchs machen wollte. Ich werde mich daher vorzüglich mit den verſchiedenen Karakteren beſchäftigen, die mir auf meiner Wanderung aufgeſtoſſen ſind. Ich werde ſie aufſtellen, wie ich ſie gefunden habe, gute und böſe, ernſthafte und komiſche, vornehme und geringe, ohne Anſehen der Perſon und des Standes.

Da es nie Grandiſons und Lovelace in der Welt gegeben hat, wenigſtens nicht in dem Grade der Güte, oder Bosheit, wie ſie uns manche Schriftſteller geſchildert haben;

ſo werden hoffentlich in meinem Buche dergleichen Tugendſpiegel und Laſterknechte nicht vorkommen. Die alſo ihr Gehirn mit dem Leben und Thaten ſolcher koloſſaliſchen Heiligen, oder Teufelsbuben anfüllen wollen; dieſe bitte ich mein Buch ohne Umſtände wegzulegen, weil ich ſie damit gewiß nicht befriedigen werde. Wer aber Tugend und Laſter, Weißheit und Thorheit, in gemäßigten Zügen ſuchet; der leſe meine Geſchichte. Er wird vielleicht Nahrung für ſein Herz, und Unterhaltung für ſeinen Geiſt darinnen finden.

Die meiſten meiner Herren Collegen beſchäftigen ſich bloß mit Schilderung von Menſchen, aus der höhern und edleren Claſſe derſelben. Einige haben es zwar verſucht, ſich auch in die Stände der niedrigeren Gattung herab zu laſſen. Aber wie wenigen unter den Teutſchen hat es darinnen geglückt? — ſind nicht viele bis zum unanſtändigen des Pöbels, und zur ekelhafteſten Karricatur herabgeſunken? — eine weiſe Mittelſtraße muß hier ſchlechterdings gewählt werden; und dieſe iſts, die uns Fielding, Marivaux, le Sage, und andre Ausländer ſo vortreflich vorgezeichnet haben. Ich habe einen Verſuch gemacht, dieſe Mittelſtraße zu betreten. Meine Geſchichte lieferte mir Stoff genug dazu. Das Urtheil des Publicums wirds lehren, ob mir mein Verſuch gelungen iſt? Die eigene Manier, deren ich mich dabey bedient habe, wird jedem leicht in die Augen fallen, und dieß wird mich vor dem Vorwurfe bewahren, daß ich ein ſklaviſcher Nachtreter anderer komiſcher Romanendichter ſey. So viel kann ich wenigſtens auf Treue und Glauben verſichern, daß ich bey Ausarbeitung meiner Geſchichte, weder an Yoriks, noch Fieldings, noch le Sage's, oder eines andern Manier gedacht habe. Mein Vorbild war die Natur, und die Welt, wie ich ſie kenne. Treffe ich alſo auch bisweilen mit andern Dichtern zuſammen; nun! was kann ich denn dafür, daß die Welt immer dieſelbe bleibt? und daß ich das auch ſehe, was andre ſchon geſehen haben.

Indem nun meine Leſer, aus meiner Geſchichte, ſo mancherley Menſchen kennen lernen, mit mir ihren Launen, Empfindungen und Trieben nachſpüren, hier Züge der Tugend, der Menſchenliebe, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, und jeder guten Eigenſchaft des

Menſchengeſchlechts finden, dort aber wieder auf die traurigen Auswüchſe menſchlicher Thorheiten ſtoſſen, die Heucheley, die Ungerechtigkeit, die Wolluſt, die Rachgierde, die Verführung der Unſchuld, und ſo viele Gattungen des Laſters bemerken; indem ſie mit Menſchengefühl mir nachempſinden, mit mir nachdenken, über die Schönheiten und Gebrechen der Menſchheit; werden dann nicht die, welche nie Gelegenheit hatten, meine Erfahrungen zu machen, und für welche ich dieſes Buch hauptſächlich ſchrieb, — werden ſie nicht den Hauptkarakter der Menſchheit, ſo viel uns kurzſichtigen Erdenſöhnen möglich iſt, erforſchen; und wird ihnen dieſe Kenntniß nicht Liebe für die Weiſen, Edlen, und Tugendhaften, und Mitleid mit den Thoren, Unedlen, und Laſterhaften dieſer Erde einflöſſen? — und werden ſie alsdenn nicht ſelbſt Weißheit und Tugend lieben, Thorheit und Laſter aber verabſcheuen lernen? — und werde ich denn nicht meinen Zweck erreichen, wenn ich mir vorſetze, auch etwas zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe zu ſchreiben? —

Und ſo leſen Sie denn, meine Herren und Damen! die Geſchichte eines Mannes, der kein grösseres Vergnügen kennt, als ihnen zu gefallen; der alle seine Brüder und Schweſtern liebt, und gern das Quentchen Fähigkeit, das ihm die Vorſehung verliehen hat, zu ihrer Unterhaltung, und wo möglich — zu ihren Nuzen anwenden will! Vielleicht erwerbe ich mir Ihre Zuneigung, Ihre Liebe damit noch mehr, als mit derjenigen Geſchichte, worinn ich mich freylich manchmal ein wenig zu weit von Ihnen entferne.

Zweytes Kapitel.

Handelt von einem Schuster, der nicht bey ſeinem Leiſten blieb.

Der Ort meiner Geburt war Blankenburg, eine bekannte mittelmäſſige Stadt auf dem Harz, in einer, wegen ihrer Gebürge und Wälder, berühmten Gegend Oberthüringens. Im Jahr 1730 arbeitete ich mich aus dem Chaos des Nichtſeyns, auf dieſen ſublunariſchen Theil der Welt hervor. Nächſt der unſichtbaren Macht, — die freylich allein das Kommen und Abwandern der Erdenkinder in ihrer Rechten hält, — hab' ich mein Daſeyn dem verliebten Bedürfniß eines

Barbiers zu danken, deſſen erſte Frucht ſeiner Ehe ich war.

Ehrenfried Arndt hieß mein Vater; und meine Mutter Maria Brigitta. Sie war die einzige Tochter eines Predigers auf dem Lande, unweit meiner Vaterſtadt. Mein Großvater ſaß in guten Mitteln, die er gröſtentheils durch dreyhundert und fünf und ſechzig in Druck gegebene Predigten, erworben hatte. Denn damals hatten die Romane, Schauſpiele, und übrigen Beyträge der ſchönen Wiſſenſchaften, noch keine ſo tyranniſche Herrſchaft über das leſende Publicum, wie izt. Predigten waren noch nicht von der Toilette der Damens verbannt; und anſtatt daß der Hausvater izt ſeinem Weib und Töchtern die neue Heloiſe, und Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen vorlieſet, ſo waren dazumahl noch Arndts wahres Chriſtenthum, oder Scrivers Seelenſchaz, die Modelectüre eines groſſen Theils von Teutſchland. Darunter behaupteten denn nun die Predigten meines Großvaters einen nicht geringen Rang.

Dieſer mein Großvater hatte meine Mutter ganz auf damaligen geiſtlichen Fuß, erzogen, das heißt, ſie war von allen Kenntniſſen, außer in der Landwirthſchaft, entblößt, und hatte für nichts in der Welt Sinn und Gefühl, als für ihre Hüner und Gänſe. Aber — das muß ich ihr doch zum Ruhm nachſagen, ſie war eine gute, ehrliche Seele, die kein Würmgen betrübte.

Fromm und tugendhaft war ſie in der engſten Bedeutung dieſer Worte; und darinn hatte ſie denn nun freylich auch einen nicht geringen Vorzug, vor unſern izigen empfindſamen Mode-Pfarr-Töchtern; bey welchen Frömmigkeit und Tugend oft bloß in Anrufungen an den lieben keuſchen Mond beſtehen. Das Geſangbuch, und Arndts wahres Chriſtenthum konnte meine Mutter auswendig, wie ein Däusgen.

Der letzte Umſtand war der Hauptbewegungsgrund, warum ſie mein Vater heyrathete. Das ſchöne Vermögen meines Großvaters, womit erſterer ſeine Baderey von Schulden frey zu machen hofte, war eine bloße Nebenurſache. Der alte Geiſtliche ſuchte einen frommen Mann für ſeine Tochter. Wie er nun dieſen in meinem Vater zu erſchnappen glaubte, ſo fand er kein Bedenken, die Frucht ſeiner Ehe dem Manne anzuvertrauen, der an theologiſchen Kenntniſſen, manchen Geiſtlichen von Profeſſion weit hinter ſich ließ.

Sonſt galt dieſer mein Vater überhaupt für einen ſehr ſonderbaren Mann. Sein Metier war für ihn gerade die widrigſte und eckelhafteſte Beſchäftigung von der Welt. Er gab ſich damit gar nicht ab. Alles muſten ſeine Geſellen verrichten. Trat bisweilen ein Mann mit gewachſenen Bart in ſeine Stube, ſo konnt' es der regierende Burgermeiſter, oder der Superintendent ſeyn, er eilte über Halß und Kopf von dannen, aus Furcht, ſich zu einer Bartkrazerey bequemen zu müſſen. Von einem vollblütigen Menſchen konnt' er gar nicht reden hören, weil er alle Augenblicke befürchtete, man möchte ihm den Antrag thun, demſelben eine Ader zu ſchlagen. Geſchah' ein Arm- oder Beinbruch in der Stadt, ſo konnte man tauſend gegen eins verwetten, daß mein Vater mit Haaſenfüßiger Schnelligkeit zum nächſten Thore hinaus ſprang, und ſich in einigen Tagen nicht wieder ſehen ließ.

Dagegen laß er mit unermüdeten Fleiße in theologiſchen Büchern. Beſonders war

Arndts wahres Chriſtenthum ſeine Lieblingslectüre. Alle Wochen arbeitete er eine Predigt aus, die er Sonntags nach beyden Kirchen ſeinen Haußgenoſſen hielt, und wer eine von dieſen Predigten verſäumte, konnte ſich gewiß darauf verlaſſen, ohne Umſtände aus dem Hauße gejagt zu werden. Gerne hätte er alle ſeine guten Freunde dazu gezogen; aber dieß war ihm von der Obrigkeit aufs ſchärfſte verboten.

Die Predigten der Geiſtlichen ſchrieb er alle Sonntage nach, und ließ ſie hernach durch einen Schönſchreiber, dem er ſolche dictirte, ins Reine bringen. Hatte er nun einen Jahrgang zuſammen, ſo ließ er ſolchen in ſchwarzen Corduan, mit vergoldetem Schnitt einbinden, und ſtellte ihn in ſeiner Bibliothek auf.

Er gieng beynahe mit niemanden um, als mit der Geiſtlichkeit des Orts. Kurz er hatte für nichts Sinn und Gefühl, als für Theologen, und alles das, was damit in Verwandtſchaft ſtand.

Es konnte nicht fehlen, ſein Metier muſte darunter unendlich leiden. Die Geſellen thaten, was ſie wollten. Wohnten ſie mit des

Sonntags ſeinen Predigten ordentlich bey, ſo konnten ſie in Friede ihren Lüſten nachhängen. Vor meinem Vater waren ſie ſicher. Oft eiferte zwar meine Mutter gegen dieſes Unweſen. Allein mein Vater wieß ſie mit chriſtlicher Sanftmuth zu rechte; und das arme Weib muſte das Opfer ſeiner Theologie werden. Und — hätte meine Mutter, durch ihre gute Wirthſchaft, nicht manches Uebel von unſerm Hauße abgewandt, mein Vater wäre mit all ſeinen Predigten gar bald zu Grunde gegangen.

Die Veranlaſſung zu dieſem ſonderbaren Geſchmack meines Vaters war die komiſchſte von der Welt. Er erſtand einsmals in einer Bücher-Auction Arndts wahres Chriſtenthum. Das Buch gefiel ihm ſo ſehr, daß er die halbe Nacht darinn laß. Nun träumte ihm, daß ihm dieſer Arndt erſchiene, ſich für ſeinen Anverwandten ausgab, und ihm Vorwürfe machte, daß er nicht auch ein Gottesgelehrter geworden war. Von Stund an glaubte mein Vater nichts gewiſſer, als daß er von der Familie des groſſen Arndts ſey; weil er beſonders deſſen Namen führte, und daher entſchloß er ſich auch augenblicklich, wo möglich, noch in ſeine Fußtapfen zu treten.

Drittes Kapitel.

Eine theologiſche Kinderzucht.

Mein Vater hatte ſich die Grille in den Kopf geſezt, aus mir einen großen Theologen zu bilden. Darauf war denn nun auch ſeine ganze Kinderzucht mit mir, zugeſchnitten.

Kaum hatte ich leſen gelernt — eine Zeit, die er mit großer Sehnſucht erwartete, ſo mußte ich den ganzen Tag ſitzen, und Predigten leſen. Er ließ mir auf ſeinem Vorſaal eine kleine Kanzel bauen, einen Prieſterrock und eine Stutzperücke machen. In dieſem Ornat muſte ich auftreten, und Predigten laut ableſen, auch wohl aus dem Kopfe harangiren.

Das Ding gefiel mir anfänglich ungemein. Ich that nichts lieber, als wenn ich auftreten, und meinen kindiſchen Unſinn herſchwadroniren durfte. Nach einiger Zeit aber fieng mir dieß Handwerk an, ſehr läſtig zu werden. Denn ich war ein lebhafter, feuriger Bube, der ſich lieber mit den Gaſſenjungen herumbalgte, als auf die Kanzel trat.

Dennoch verſchonte mich mein Vater nicht damit. Trat ich nun einmal auf, ſo hielt ich meine Haranguen mit einer ſolchen Dreiſtigkeit, mit einem ſolchen Feuer, daß mein Vater bis in den dritten Himmel davon entzückt ward. Alle Menſchen, die mich hörten, bewunderten mich, und allenthalben erſcholl der Ruf von meinen groſſen Talenten zum Predigen. Mein Vater hofte daher aus mir nichts geringers, als einen zweyten Paulus, oder Chryſoſtomus zu ziehen.

Ich muſte nun auch in die öffentliche Schule gehen, und griechiſch und lateiniſch lernen. Denn die Stadtgeiſtlichen hatten meinem Vater verſichert, es könnte aus mir kein Gottesgelehrter werden, wofern ich nicht jene beyden Sprachen lernte. Da ich ein ziemlich fähiges Genie beſaß, ſo that ich ziemliche Fortſchritte in den ſo genannten Schulwiſſenſchaften.

Dabey unterließ mein Vater nicht, meine Prediger-Talente immer noch mehr auszubilden. Ich muſte ihm nun bald einige Predigten ſelbſt fabriziren, wozu er mir die Texte vorſchrieb. Was da nun für kauderwelſches Gewäſche zum Vorſchein kam, kann man ſich leicht einbilden. Dennoch beſaß mein Vater Gedult genug, mir meine Schmiralien zu corrigiren. Ich muſte ſie hernach ins Reine ſchreiben, und zierlich einbinden laſſen.

Ferner muſte ich meinem Vater zu ganzen Stunden, aus geiſtlichen Büchern vorleſen, und ſeine Erläuterungen, die er mir über dieſe und jene Stelle daraus gab, mit anhören. Er ſaß dabey auf ſeinem Lehnſtuhl, und ſchmauchte ſein Pfeifgen Knaſter dazu.

Kurz alle Zeit, die ich auſſer den Schulſtunden, auf Wiederholung meiner Lectionen, und auf die nöthige Vorbereitung hätte wenden ſollen, wurde mit dergleichen Schnurrpfeifereyen verderbt, die noch überdieß den Predigerſtand mir täglich mehr vereckelten.

Wie konnt' es auch anders? — ich war ein munterer feuriger Knabe, der ſich oft nach Freyheit ſehnte, und mit groſſem Verdruß unter dem Joche meines Vaters Theologie ſchmachtete. Ich wurde daher in dieſen geiſtlichen Uebungen oft läßig und faul. Darüber ſezte es denn manchen Strauß zwiſchen mir und meinem Vater, der ſich oft mit Wixe endigte, wodurch mich mein Vater mit Gewalt zum Prediger zu bilden gedachte.

Ich ſehnte mich nach Freyheit; und da durfte denn mein Vater nicht den Rücken wenden, ſo kam ich nicht in die Schule, ſondern ranzte und juchheyte mit den Gaſſenjungen umher. Bald ſpielten wir Krieg, bald ſpielten wir Kirche; und da war ich denn immer bey dem erſten der General, und bey dem lezten der Geiſtliche.

Was würde aus mir geworden ſeyn, wenn die ſaubere theologiſche Erziehung meines Vaters noch einige Zeit fortgedauert hätte? — ich ſtand ſo ſchon auf dem Punkt, der liederlichſte Paſſagier von der Welt zu werden.

Aber ſo legten ſich meines Vaters geiſtliche Freunde, die wohl einſahen, daß auf meines Vaters Manier eher ein Landſtreicher, als ein Superintendent aus mir werden würde, mit Macht gegen dieſes Unweſen.

Auch gab mein Vater endlich ihren ernſtlichen Vorſtellungen, mich auf eine öffentliche Schule zu thun, Gehör; und dazu wurde, unter dem Beyrath dieſer würdigen Geiſtlichen, das Gymnaſium zu Quedlinburg erwählt.

Viertes Kapitel.

Die Richtung der Seele durch einen Oſtindienfahrer, und einen Schulrector.

Bevor ich meinen Aufenthalt auf dem Gymnaſio zu Quedlinburg erzehle, muß ich noch eines Umſtandes gedenken, der die Grundlage meines ganzen künftigen Schickſals enthält.

Ungefehr ein Vierteljahr vor meinem Abgange nach Quedlinburg bekam mein Vater einen neuen Barbiergeſellen, der Brauſius hieß. Der vorige, an deſſen Stelle dieſer Brauſius kam, erhielt von meinem Vater um deswillen den Abſchied, weil er ſich unterſtanden hatte, eine von ſeinen ſonntäglichen Predigten zu verſäumen, und während derſelben, einen Schmiedeknecht, dem ein Pferd das Bein entzwey geſchlagen hatte, zu verbinden.

Muſjeh Brauſius war in Oſtindien geweſen, und dabey ein überaus liſtiger, und verſchmizter Kerl. Kaum hatte ihm mein Vater die Geſeze vorgehalten, nach welchen er in ſeinem Hauſe zu leben hätte, worunter denn die pünktliche Abwartung der Predigten, das vorzüglichſte war, ſo gab der Schalk vor, daß er ebenfalls das Predigen ſehr gut verſtünde, weil er in Oſtindien mit unter den Miſſionär gemacht hätte. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie ſehr er ſich dadurch bey meinem Vater inſinuirte. Er wurde ſein Liebling, und bekam um die Hälfte mehr Gehalt, als ſein Vorgänger.

Meine Mutter konnte dieſen **Brauſius** ebenfalls wohl leiden, weil er ſie oft von ſeinen Reiſen, und wunderbaren Begebenheiten unterhielt. Dieſe Erzehlungen geſchahen denn nun gröſtentheils Abends, wenn mein Vater die Stadtgeiſtlichen zu beſuchen pflegte. An mir fand **Brauſius** einen ungemein aufmerkſamen Zuhörer, und ich bemerkte zwiſchen ſeinen Schnurren, und meines Vaters langweiliger Theologie einen mächtigen Unterſchied.

Brauſius hatte die Gabe, mit gutem Anſtande, die unverſchämteſten Unwahrheiten, mit ſeinen würklichen Schickſalen auf das geſchickteſte zu verbinden. Beſonders hielt er ſich bey luſtigen Schwänken, Schmauſereyn, und ſchnurrigen Begebenheiten, die er gröſtentheils erdichtete, am meiſten auf.

Das Behagen, das ich an dieſen Erzehlungen fand, brachte gar bald bey mir die Luſt hervor, ſelbſt nach Oſtindien zu gehen. Hierzu kam noch, daß mir Brauſius viele oſtindiſche Reiſebeſchreibungen, und Robinſons verſchaffte, die ich mehrentheils des Nachts laß. Denn ich ſchlief mit Brauſius in einer Kammer, in welche ich auch meine Bücher vor meinem Vater verſteckte.

Es konnte nicht fehlen, mein Geiſt muſte ganz die Richtung bekommen, die mich determinirte, ſo bald ich nur etwas größer ſeyn würde, den Weg nach Oſtindien ſelbſt anzutreten, und mir auch etwas in der Welt zu verſuchen; Theologie, und Studieren aber an den Nagel zu hängen. So feſt ich dieſen Entſchluß faßte, ſo ſehr hielt ich ihn doch geheim, aus Furcht, mein Vater möchte meinem Projecte Hinderniſſe in Weg legen.

Inzwiſchen kam die Zeit heran, wo ich nach Quedlinburg ſollte. Mein Vater brachte mich ſelbſt dahin, und that mich bey dem daſigen Rector ins Haus, an welchen uns unſer Oberpfarrer empfohlen hatte.

Da mich mein Vater dieſem Schulmonarchen vorſtellte, war ſeine erſte Frage: was ich biſher für Studia getrieben? und was ich alles könne?

„Die griechiſche und lateiniſche Sprache,

antwortete mein Vater,

„aber hauptſächlich kann er gut predigen,

„Predigen?

rief der Rector voller Verwunderung.

„Ja! Ihr Magnifizenz —

verſetzte mein Vater.

„Lorenz! halt' einmal die Predigt von der
„Exiſtenz des Satans!

Schnell trat ich hin, und haranguirte meinen Schnickſchnack her.

„Ein dreiſter Purſche! aus dem kann was
„werden,

ſagte der Rector. Mein-Vater war ſeiner Meinung;

„Aber — haben Sie keine Geographie mit
„ihm tractiren laſſen?

fragten Ihro Magnifizenz ſehr angelegentlich. Mein Vater wuſte den Gukguk davon, was Geographie war. Mit einem tiefen Bückling antwortete er alſo:

„So viel ich weiß, nicht, Ihro Magnifi-
„zenz! Dieſe Wiſſenſchaft iſt doch auch
„wohl einem Prediger ſo nöthig nicht? —
„Nicht? nicht? — nicht nöthig? —

verſezte der Rector mit einer Hitze, die ſein blaſſes Geſicht blutroth färbte.

„O! welche Verblendung! — ſollte man's denken? — und ich muß Ihnen ſagen, mein Herr Barbier! die Geographie iſt die Grundwiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften; ſie iſt der Mittelpunkt aller irrdiſchen Weißheit; — die Quinteſſenz des menſchlichen Wizes, dem Theologen, Juriſten, Mediciner, und Philoſophen gleich wichtig ſollte ſie von jedem Menſchen gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen werden. Wer dieſen Schaz aller erhabnen Kenntniſſe nicht beſizt, iſt und bleibt in jedem Fache ein Stümper. Die Geographie — wahrhaftig!“ —

Wer weiß, wie lange dieſe Harangue, bey der mein Vater mit offenen Maule und Naſenlöchern da ſtand, noch fortgedauert haben würde, wenn der Rector nicht bey dem lezten Worte ſo voll Grimm und Heftigkeit auf den Tiſch geſchlagen hätte, daß eine Weinbouteille herunter ſprang, und ſeinem geographiſchen Eifer Ziel und Maaß ſezte.

Mein Vater begann ſich zum Zweck zu legen, und gab zu, daß ein Prediger ohne

Geographie kein Prediger ſeyn könne. Ich wurde darauf ordentlich examiniret, und gewöhnlichermaaſen rezipirt.

Meine Leſer ſehen leicht ein, daß die Geographie des Rectors Steckenpferd war. Die Folge davon, in Abſicht auf mich, konnte keine andere ſeyn, als daß ich Tag und Nacht dieſe Wiſſenſchaft ſtudieren muſte. Mir gefiel auch das Studium ungemein; denn es ſtand in naher Verwandſchaft mit meinen oſtindiſchen Reiſen, und harmonirte vortreflich mit dem Projecte die Welt zu ſehen.

Ich ſaß daher mit unermüdetem Fleiße darüber, und in Zeit von zwey Jahren, ſo lang mein Aufenthalt zu Quedlinburg dauerte, konnt' ich manchem Profeſſor darinn aufzulöſen geben. Wie ſehr ich dadurch den Rector für mich gewann, iſt leicht zu erachten. Seine Liebe für mich gieng ſo weit, daß er mir in ſeinem Hauſe nicht nur alle mögliche Güte that, ſondern mir auch, — eine von einem Schulherrn ſonſt unerhörte Sache, — von Zeit zu Zeit manchen halben Gulden in die Hand drückte.

Auſſer der Geographie ſtudierte ich zwar auch die ordentlichen Schulwiſſenſchaften, hatte es aber nicht ſonderlich weit darinn gebracht. Hingegen hielt man mich für den ſtärkſten Deklamtor und Redner auf der ganzen Schule. Ich muſte die meiſten öffentlichen Reden halten, und die Uebung, die ich ſchon zu Hauſe darinnen gehabt hatte, unterſtüzte mich auſſerordentlich in dieſer Kunſt.

Inzwiſchen gewann mein oſtindiſches Reiſeproject immer mehr Gewalt über mich, je gröſſer ich wurde. Denn was **Brauſius** und die Reiſebeſchreibungen zu würken nur angefangen hatten; dieß vollendete die Geographie. Ich brannte vor Begierde, all' die ſchönen Länder und Städte zu ſehen, die ich hier ſo reizend beſchrieben fand.

Doch — vermuthlich hätte ich dieſe Thorheit noch ſo bald nicht begangen, wäre nicht ein Umſtand von ungefehr dazu gekommen, der mich auf einmal determinirte, die Reiſe anzutreten.

Fünftes Kapitel.

Eine neue Robinſonade.

Izt war ich ein Burſche von funfzehen Jahren, und ſchon von ziemlicher Gröſſe. Ich hatte zwar einen ſehr fähigen natürlichen

Verſtand, beſaß aber blutwenig, ich möchte faſt ſagen, gar keine Welt- und Menſchenkenntniß. Da ich ſelbſt ſehr gutherzig und gefällig gegen jedermann war, ſo verfiel ich auch nur zu oft in den bekannten Fehler gutherziger Leute, die andere ſo gern nach ſich beurtheilen, und aller Welt die redlichſten Abſichten zutrauen. In dieſer Gemüthsverfaſſung befand ich mich, da ich meine thörigte Reiſe unternahm.

Die nähere Veranlaſſung darzu war folgende: es traten eben die Hundstage ein, wo wir vier Wochen Ferien hatten. Mein Vater würkte mir, bey dem Rector Erlaubniß aus, dieſe vier Wochen zu verreiſen. Nach ſeinem Plane ſollte ich vierzehn Tage zu Hauſe, und vierzehn Tage, in dem väterlichen Hauſe meines Stubenburſchen **Waldmanns** zubringen, welcher leztere der Sohn eines Geiſtlichen zwiſchen **Blankenburg** und **Nordhauſen** war. Und mit dieſem ſollte ich hernach wieder zurück nach **Quedlinburg** reiſen.

Auf dieſen Plan baute ich auch den meinigen. Ich wuſte, daß man von **Hamburg** ſehr bequem nach **Amſterdam** kommen, nen, und ſich dort auf ein Oſtindiſches Schiff ſezen könne. Der Weg nach Hamburg muſte zu Fuß gemacht werden, weil mir das Fahren zu viel von meinem Reiſegelde weggenommen haben würde. Meine Geographie lehrte mir den nächſten Weg nach Hamburg, und der gieng über den Harz und über Braunſchweig.

Geld muſte ich zur Reiſe haben, das ſah' ich ein. Ich dachte aber immer in meiner jugendlichen Einfalt: wenn du nur bis Hamburg biſt; dort darfſt du ja nur ſprechen, du wolleſt nach Oſtindien; und es werden dir von allen Seiten Dukaten zuregnen.

Ehe ich alſo von Quedlinburg nach Hauſe reiſte, verkaufte ich in geheim alle meine Bücher, und meine entbehrlichſten Kleidungsſtücke. Mit dem daraus gelöſeten Gelde, und dem, was ich mir bisher zu dieſem Behuf geſammlet hatte, und noch bey meiner Abreiſe von Hauſe von meinen Eltern erwartete, brachte ich doch ein Sümmchen von einigen und zwanzig Thalern zuſammen. Damit dünkte ich mir durch die ganze Welt reiſen zu können.

Und denn — was ſollten ſie aus mir jungen Laſſen, auf dem Schiffe machen? — Das überlegt' ich denn freylich nur obenhin. Es fiel mir wohl manchmal ein, daß ich keine Profeſſion gelernt hatte, und man mich alſo zu nichts brauchen konnte. Auch hatt' ich einen großen Abſcheu, Schiffsjunge, oder Matroſe zu werden. Aber die Begierde, Oſtindien zu ſehen, benebelte meinen Verſtand ſo ſehr, daß ich alle Schwierigkeiten, die mir aufſtoßen konnten, in den Wind ſchlug, und an nichts als an meine Robinſonade dachte, unbekümmert um die Folgen, die ich doch nothwendig erwarten muſte. Der Umſtand, daß ich eine überaus ſchöne Hand ſchrieb, machte mir ungemein viel Muth: Denn ich ſchmeichelte mir, daß man mich als Schiffsſchreiber würde anſtellen können. Und wie glücklich träumte ich mir daher meine Situation? was für lachende Bilder der Zukunft traten dann vor meine kurzſichtige Seele! —

Voll von dem Vergnügen, dieſen meinen Lieblingsplan, bald ausführen zu können, eilte ich nach Hauſe. Vater und Mutter hatten ungemein viel Freude an mir: Denn ich war in der That ein recht anſehnlicher

Burſche geworden. Mein Freund Brauſius empfieng mich mit offenen Armen. Er muſte mir wieder viel von Oſtindien erzählen, das ich mir alles ſehr genau merkte und zum Theil aufſchrieb, mit dem Vorſaze, es künftig bey meinen Reiſen zu nuzen. Wie gern hätt' ich ihm etwas von meinem Plane entdeckt! und mir über viele Dinge ſeinen guten Rath ausgebeten! aber hierinn durft' ich ihm doch nicht ganz trauen, aus Furcht, er möchte es meinen Eltern wieder ſagen. Uebrigens genoß ich, während meines vierzehntägigen Aufenthalts, bey meinem Vater ungemein viel Vergnügen, ob ich gleich, zu meinem großen Verdruß, bey meines Vaters Hausgottesdienſte, einigemal predigen muſte.

Die Zeit, wo ich zu meinem Stubenburſchen Waldmann kommen ſollte, rückte heran. Dennoch durfte ich nach meinem Plane nicht zu ihm reiſen; denn, wie hätt' ich ohne Verdacht zu erwecken, von ihm wegkommen ſollen, da mein Vater beſchloſſen hatte, daß ich in ſeiner Geſellſchaft wieder zurück nach Quedlinburg reiſen ſollte? Um dieſem Hinderniſſe auszuweichen, ſchrieb ich heimlich an Waldmann: ich könne ihn für dießmal nicht beſuchen, weil einer meiner Verwandten in Ellrich, ſehr dringend darauf beſtehe, daß ich zu ihm kommen ſolle; er möchte alſo allein nach Quedlinburg abreiſen, ich würde auch vielleicht erſt acht Tage nach den Ferien dort eintreffen. Zu Hauſe aber gab ich vor, daß ich zu Waldmannen zu reiſen willens ſey; in der That aber hatte ich beſchloſſen, unter dieſem Vorwande, meine tollkühne Reiſe anzutreten.

Da nun die Zeit meines Abmarſches erſchien, ſteckte ich meinen Geldvorrath, wozu mir mein Vater noch einen Louisd'or zu Beſtreitung nöthiger Schulausgaben gab, in meine Börſe, zog einen guten Rock, nebſt Oberrock an, packte einige nothwendige Wäſche, in einen Queerſack, und wanderte damit zum Thor hinaus.

Jedoch wurde mir der Abſchied von meinen Eltern, und von meinem geliebten Brauſius, überaus ſchwer. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Beſonders erſchütterte mich meines Vaters rührende Ermahnung zum Fleiße, und zu einer guten Aufführung auf der Schule. Aber Brauſius Geſicht beſtätigte mich deſto feſter in meinem

Vorſaze, je mehr ich dabey an die entzückenden Scenen dachte, die mich auf den vorhabenden Reiſen betreffen würden. Kurz ich riß mich mit Gewalt von dieſem Auftritte loß, und verließ, früh morgens um fünf Uhr, meine Vaterſtadt, auf eine ſehr lange Zeit, da vielleicht zu eben der Stunde mein Vater mich als künftigen Superintendenten, oder Oberpfarrern derſelben träumte.

Sechſtes Kapitel.

Der Schein betrügt.

Majeſtätiſch und prachtvoll ſchritt ſchon der Fürſt des Tages von Oſten herauf. Entzücken verbreitete ſein Glanz über die Erde, und ſeine wohlthätige Wärme ſpannte alle meine Nerven auf. Wie Perlenſchmuck glänzte die bethaute Flur, und rings um mich her ſchien ſich die ganze Natur zum neuen Leben zu erheben. Das Herz ſchwoll mir auf vom Gefühl aller dieſer Schönheiten, die mich von allen Seiten anlächelten. Meine ganze Seele erhob ſich bis an die Wolken, wenn ich mir dachte: das iſt alles noch nichts gegen die Schönheiten Indiens, und die paradieſiſchen

Gegenden des Morgenlandes! — welche Wonne wird mein Herz berauſchen, wenn ich jene ſeligen Gefilde durchwandele! — Vaterland, Freunde, Verwandten, alles vergaß ich bey dieſem Gedanken.

So von meinen herrlichen Träumen begeiſtert, wanderte ich mit ſchnellen Schritten den vor mir in grauer Ferne liegenden Gebürgen und Wäldern zu, die ich auf dem Wege nach Braunſchweig durchreiſen muſte. Bald fiel mir das Vorgebürge der guten Hofnung, bald die Küſte der Inſel Java, bald der Pico auf der Inſel Teneriffa dabey ein, und dieß befeuerte allemal meine Schritte von neuen, und ſtärkte meinen Muth. Bis um eilf Uhr trabte ich in meinem Laufe fort, ohne mir ein einzigesmal einzukehren.

Izt aber fiel mich Hunger und Durſt mit gleich großer Heftigkeit an. Ich kehrte alſo in einem kleinen Wirthshauſe ein, das nahe bey einem alten Bergſchloſſe lag. Der Wirth, ein kurzer niederſtämmiger Mann, mit rothen Augen, und einer ſehr ſcheinheiligen Miene ſaß mit bloßem Haupte und aufgehabenen Händen an einem Tiſche und laß in einem großen Buche mit Mönchsſchrift gedruckt.

Mit keinem Auge ſah er ſich nach mir um, dankte mir nicht, und bewillkommte mich nicht. Ein junges, rundes Mädchen, das ich für ſeine Tochter hielt, machte eben einen Sallat zu rechte, und fragte mich, was ich begehre. Ich forderte Speiſe und Trank. Bald brachte mir das Mädchen, eine geröſtete Bratwurſt mit Sallat, und eine Bouteille Wein.

Indeſſen laß der Wirth ununterbrochen fort, ohne mich nur eines Blickes zu würdigen. Noch wuſt' ich nicht, was ich aus dem Manne machen ſollte. Izt aber, da ich meine Mahlzeit einzunehmen begann, ſprang er plözlich auf, legte mir ein Gebetbuch aufgeſchlagen neben den Teller hin, und ſagte:

„Junger Menſch! wenn er eſſen will, ſo
„mag er auch erſt beten. Bey mir darf
„keiner, wie ein Schwein ſich zu Tiſche ſezen,
„das leide ich nicht; in meinem Hauſe
„laſſe ich den lieben Gott nicht proſtituiren.

Ich konnte mich nicht enthalten, laut aufzulachen; ſagte ihm aber, daß ich ſchon für mich beten wolle, und ſeines Gebetbuchs nicht bedürfe.

„Nichts, junger Naſeweis! — entweder
„bet' er hier das Tiſchgebet, oder weg da-

»von der Bratwurſt; und glückliche »Reiſe!

Mit dieſen Worten faßte mich der andächtige Wirth beym Ermel, und wieß mir die Thür. Was ſollte ich thun? — die Bratwurſt und die Flaſche Wein im Stich laſſen — darwider proteſtirten mein Magen und mein Gaumen feyerlichſt. Ich entſchloß mich alſo, das Gebet, das voller pietiſtiſchen Unſinn war, laut abzuleſen; und dann wurde mir meine Schnabelweide vergönnt.

Indem ich noch damit beſchäftiget war, deckte das obengedachte Mädchen einen andern Tiſch, und ſezte Eſſen drauf. Hier ließ ſich der Wirth davor nieder, und fieng an, eine Menge Gebete abzuleſen, daß ich meine ganze Mahlzeit vollendete, und meinen Wein bis auf die Neige austrank, ehe mein betſeliger Wirth ſeine Harangue vollbrachte. Die Zeit wurde mir lang, ich unterbrach ihn alſo, und fragte, wie viel ich ſchuldig ſey? — einen Gulden, antwortete er, und betete fort. Einen Gulden — für eine Bratwurſt und ein Nöſel Wein? — hm! dachte ich — iſt das auch chriſtlich? — aber ich legte meinen Gulden auf den Tiſch, und verließ meinen

Wirth noch in völliger Betarbeit. Wie lang' er mit ſeinem runden rothwangigten Mädchen dieſe Beſchäftigung fortgetrieben haben mag, weiß ich nicht.

Gerade vor dem Wirthshauſe kam ein Bauer zu mir. Ich fragte ihn nach dem rechten Wege; und da wir einerley Straße giengen, ſo ließ ich mich mit ihm in ein Geſpräch ein. Wir kamen bald auf meinen Wirth zu ſprechen. Ich gab dem Bauer zu verſtehen, daß er wohl ein ſehr frommer, gottesfürchtiger Mann ſeyn müſſe. Darüber ſchlug der Bauer eine helle Lache auf, und fieng an, mir den Wirth auf einer Seite zu ſchildern; die meinem Urtheil über ihn gerade zu widerſprach. Wie erſtaunte ich, als ich folgende Umſtände erfuhr: Dieſer rüſtige Beter war im Grunde einer der abgefeimteſten, ſcheinheiligſten Buben, unter der Sonne. Schon war er Diebſtahls halber in Unterſuchung geweſen, hatte die Tortur ausgeſtanden, und ſich endlich durch einen falſchen Eyd losgeſchworen. Das runde rothwangigte Mädchen war nicht ſeine Tochter, ſondern ſeine Liebſchaft. Er war ein Erzknicker, der ſeine wenigen Gäſte entſezlich prellte, und jeden

den er überliſten konnte ſich in irgend einem Geſchäfte mit ihm einzulaſſen, gräulich über die Schnur hieb.

»Unſer Pfarrer ſagte mir einmal, fuhr der Bauer fort,

»Baſtian! vor den Leuten, die ſo gar vielbeten, nehmt euch in Acht! das ſind allemal die gröſten Schurken und ihren Mitbrüdern wollen ſie durch ihr Geplerre nur einen blauen Dunſt vormachen.

Dieſe Moral, die ich Zeit meines Lebens wahr befunden habe, beſchloß ich auf meinen Reiſen zu nutzen.

Da mich der Bauer wieder verlaſſen hatte, marſchirte ich einige Meilen fort, ohne ein einzigesmal einzukehren, weil ich immer befürchtete, ich möchte wieder einen Gulden bezahlen müſſen. Wie ſehr mich aber der Weg auf dem gebürgigen waldigten Harz ermüdete, wird jeder begreifen, der meine Jugend, und wie wenig ich dergleichen Strapazen gewohnt war, in Betrachtung ziehet. Wie am ganzen Leibe zerſchmettert, kam ich Abends in dem Wirthshauſe eines kleinen Marktfleckens an, wo ich zu herbergen gedachte. Auf den erſten, den beſten Stuhl warf ich mich nieder, und vermochte kein Glied zu rühren.

Siebentes Kapitel.

Trau, ſchau, wem?

Wer iſt er? junger Musje! — wo kommt er her? wo will er hin? wo hat er ſeinen Paß? — ſo fragte der Wirth, ein langer ſtarker Mann, mit einer ſchmuzigen, blutigen Schürze umgürtet, in einem Athem weg auf mich hinein, ohne auf eine dieſer Fragen, Antwort zu erwarten, und kehrte ſich in dem Augenblick um, einem großen mächtigen Fleiſcherhunde, eine Wurſt aus dem Rachen zu reiſſen, womit dieſer ſich unter den Tiſch retirirt hatte.

Die Nothwendigkeit eines Paſſes hatteich mir auch nicht im Traume einfallen laſſen. Ich befand mich alſo deswegen in nicht geringer Verlegenheit. Ein Fremder in einem ſehr reinlichen Reiſe-Anzuge, der neben mir ſaß, und ſeine Pfeife Toback ſchmauchte, mochte wohl dieſe meine Verlegenheit merken: denn er fragte mich, und zwar ungemein freundlich; ob ich etwan mit keinem Paß verſehen ſey? ich bejahete es ihm.

„Hat nichts zu bedeuten — [illegible]
verſezte er, [illegible]

„weiſen Sie ihm nur das erſte, das beſte
„Blatt Pappier, das Sie finden. Er
„kann weder leſen noch ſchreiben.

Zum Glück fand ich in meiner Schreibetafel, ein alt Teſtimonium von meinem Rector, das beſiegelt war. Dieß reichte ich meinem Mezger, denn das war der Wirth, da er die Wurſt wieder in ſeiner Gewalt hatte, hin. Er nahm's, that, als ob er's durchläſe, und gab's mir unter den Worten zurück:

„ſein Paß iſt richtig. Musje! — was
„hat er Luſt zu ſchnabuliren? Rind,
„Schöpps, Schwein, Kalb, Hirſch, Reh,
„Summarum! alles iſt bey mir zu haben.

Ich forderte Rehbraten. Mein Wirth war mit einem Sprunge hinaus — und im Augenblick wieder herein mit der Antwort: eben ſey das lezte Stück einer Herrſchaft, die oben logire, aufgetragen worden. Und ſo verlangte ich denn alle Arten der Speiſen durch, die er genennt hatte; aber es war endlich nichts, als Schweinebraten da. Und doch fehlte es meinem Wirth bey keiner einzigen Sorte davon, an einer ſcheinbaren Urſache, warum dieſe Speiſen eben juſt izt ausgegangen waren. Auch befand ſich niemand weniger, als eine Herrſchaft zugegen, die den

Rehbraten bekommen haben ſollte. Ich ſpeißte denn alſo in Geſellſchaft des Fremden, der mir den guten Rath wegen des Paſſes gegeben hatte, meinen Schweinebraten, und machte dabey mit dieſem Manne Bekanntſchaft.

Der Mann gehörte unter diejenigen Menſchen, die auf den erſten Augenblick für ſich einnehmen. Eine ſchöne edle Geſichtsbildung, ein freundliches, offenes, zutrauliches Betragen, unterſtüzte ihn, in einer Stunde mein ganzes Herz an ſich zu feſſeln. Ich wurde ſo offenherzig gegen ihn, daß ich ihm den Abend noch meine ganzen Umſtände, und die Abſicht meiner Reiſe entdeckte.

„O! ſind Sie der hoffnungsvolle Sohn,
„des großen Barbier Arndts in Blan-
„kenburg?

ſagte er, indem er mir, mit einer Art von Entzücken die Hand drückte,

„der Sohn dieſes gelehrten gottesfürchti-
„gen Mannes, der durch ſeine Predigten
„ſchon ſo unſterblich worden iſt? — wie
„freue ich mich, Sie hier kennen zu ler-
„nen! Ich bin aus Nordhaußen, und
„da habe ich ſo viel von Ihren großen
„Talenten gehört, daß ich ſchon längſt

»vor Begierde gebrannt habe, Sie kennen zu lernen. In allen Geſellſchaften wird von Ihnen geſprochen, und alle Weinhäuſer ſind von Ihrem Lobe voll. Und wie unendlich freue ich mich, daß unſre Abſichten gerade ſo recht zuſammen treffen! Sie wollen nach Oſtindien reiſen, ohne Zweifel, das große Werk der Heydenbekehrung zu beginnen. Wie löblich, wie Gott gefällig iſt dieſer Vorſaz! Auch ich bin auf der Reiſe dahin begriffen. Ich bin ein Geiſtlicher: mein Leben und meine Gemächlichkeit will ich aber der Lehre Chriſti aufopfern. Als Miſſionair will ich mir Glück wünſchen, wenn ich manche arme blinde Heydenſeele, aus der Hölle erretten kann. Sie ſollen mein Reiſegefehrte, mein Mitarbeiter, mein Famulus werden. Ich habe ein Pferd bey mir. Darauf wollen wir wechſelsweiſe reiten; und wenn Sie kein Geld mehr haben, ſo zehren Sie mit aus meiner Börſe, und wir ſind ein Herz und eine Seele zuſammen.

Ganz entzückt von dieſer ſüſſen Rede des Fremden warf ich mich ihm um den Halß, und dankte ihm, mit heiſſen Freudenthränen, für ſein großmüthiges Anerbieten. Wir ſchliefen zuſammen in einem Bette; und früh reiſten wir nach einem guten Frühſtück mit einander weiter. Der Fremde, welcher ſich Dilling nennte, bezahlte meine Rechnung mit, und nahm mein Reiſebündel mit auf ſein Pferd.

Der Vormittag verfloß mir unter angenehmen vertraulichen Geſprächen, und unter ſüſſen Träumen der Zukunft, die meine Phantaſie hervorbrachte, daß ich nicht wuſte, wo die Zeit hin kam. Wir ſchlenderten eine Meile nach der andern mit einander fort, ohne daß es einem von uns beyden nur im mindeſten ſauer geworden wäre. Immer mehr von meinem Reiſegeſellſchafter eingenommen, je beſſer er den [illegible] Mann zu ſpielen wuſte, war ich einfä[illegible]s für eine beſondere Gefälligkeit zu ne[illegible]r mich beynahe den ganzen Vormittag, [illegible]ald [illegible]ſeinem Gaule fortſchacken ließ.

Zu Mittag tranken wir in der Schenke, wo wir einkehrten, nicht nur ein paar tüchtige Bouteillen Wein zuſammen aus, ſondern mein Herr Miſſionair, nahm auch noch eine mit auf den Weg, um, wie er ſagte, den

Durſt, der uns gewiß überfallen würde, damit zu löſchen. Izt beſtieg er ſeinen Gaul ſelbſt, und ich muſte zu Fuße neben her ſchreiten. Kaum waren wir aber eine Meile weit gereiſet, ſo überfiel mich eine ſo groſe Müdigkeit, daß ich ſchlechterdings keinen Schritt weiter thun konnte. Ich bat meinen Geſellſchafter, mich nur eine halbe Stunde reiten zu laſſen. Er ſchlug mir aber vor, lieber ein wenig innen zu halten, und auszuruhen, wobey er ſeine Weinbouteille ſtattlich herauszog, und mir zur Erfriſchung einen tüchtigen Zug daraus thun ließ.

Da wir uns juſt auf einem ſehr waldigten Gebürge befanden, ſo lagerten wir uns unter eine ſchöne ſchattigte Eiche, die eben an der Straſe ſtand. [illegible] mein Mit[illegible] wir die vorgedachte Bouteill[illegible]rden. [illegible]ends aus, und unterhielten [illegible]ur Dar[illegible] den neuen Chriſtengemeinden, di[illegible] in Oſtindien ſchon ſo gut, wie aufgerichtet hatten. Endlich fieng mein Reiſegefährte, ehe ich michs verſahe, an, einzuſchlafen. Das Pferd war an einen jungen Baum angebunden, und mein Reiſebündel war aufgepackt. Mich wandelte der Schlaf nicht weniger mit groſem Ungeſtüm an, da beſonders der viele Wein, den ich getrunken hatte, mir den Kopf einnahm, und das ſtarke Gehen nach Tiſche mich ungemein ermüdet hatte. Es mochte ſo um vier Uhr ſeyn, als mein Unſtern mich in einen tiefen Schlaf fallen ließ.

Gute zwey Stunden mochte ich in dieſem Todtenſchlafe gelegen haben; denn die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergange, da ich erwachte. Aber ſchnell ſprang ich auf, und rufte: Herr Dilling! Herr Dilling! denn ich vermißte ſogleich meinen Reiſegefährten, vermuthete aber doch anfänglich nicht, daß er weit weg ſeyn würde. Aber kein Dilling hörte. Weg war er über alle Berge. Auch das Pferd, mein Reiſebündel, das drauf gebunden war, alles war fort. Wie mich das darnieder ſchmetterte! Ich lief wie unſinnig eine gute Strecke, auf der Straße fort; — bald heulte ich, und klagte laut über die Untreue meines Gefährten; bald ſchmeichelte ich mir immer noch mit der erquickenden Hofnung, daß er mich nur habe täuſchen wollen, und ſich vielleicht irgendwo verborgen hielte, um mich deſto unvermutheter zu überraſchen. Aber alles vergebens. Er war weg, und blieb weg.

Indeſſen brach die Nacht herein; der Himmel umwölkte ſich; es fieng an ſehr heftig zu regnen, und wurde ſtock finſter. Wie ein Reh durchlief ich den Wald, um bald das Ende, und vielleicht ein Wirthshaus zu erreichen. Aber je mehr ich zutrabte, deſto dicker wurde der Wald. Bald war mir's unmöglich, noch den Weg zu erkennen; ich kam von der Straſſe ab, und war in einer Wildniß, wo ich weder aus noch ein wuſte. Dennoch lief ich queer Buſch ein, wo ich zukam; aber Regen und Finſterniß ſtürzten mich bald zu Boden.

Noch wuſte ich mein ganzes Unglück nicht; aber von ungefehr vermißte ich meine Geldbörſe; ich ſuchte alle Taſchen durch; auch die war zum Henker. Auch die hatte mir der untreue Dilling geſtohlen. Gott! das war ein ſchrecklicher Verluſt für mich! Der Gedanke, dadurch mein ganzes geliebtes Project auf einmal dahin ſchwinden zu ſehen, beraubte mich beynahe meiner Vernunft, und machte, daß ich wie ohnmächtig zur Erde fiel.

Achtes Kapitel.

Eine Teufel-Scene.

Regen und Froſt, die alle meine Gebeine durchbebten, weckten mich wieder aus meiner Betäubung; aber nur, um mir mein Unglück in ſeiner ganzen Gröſſe darzuſtellen. Alles, alles war dahin — in ſtockpechfinſterer Nacht, allein, in einer grauſenden Wüſte, — von Froſt, Hunger und Durſt gequält — ohne Herberge, ohne Obdach! — Ich dachte, ich müßte von Sinnen kommen.

Am meiſten kränkte mich die Untreue meines vermeintlichen Freundes. Nun ſah' ichs wohl ein, daß er es recht vorſezlich darauf angelegt hatte, mich zu hintergehen. Die ſchwarze, teufliſche Seele! — dachte ich, — wie er ſich ſo gut zu ſtellen wuſte, ſo theilnehmend ſeyn konnte! — Iſt das auch ein Menſch? — o! wenn alle Menſchen ſo einander hintergehen, was für ſchreckliche Ausſichten öfnen ſich mir dann in einer Welt, deren Bewohner ich alle für ſo gut und ehrlich hielt, als ich damals war! —

Zwar gab's im damaligen ehernen Zeitalter der ſchönen Wiſſenſchaften, noch keinen

Lavater, der es jedem an der Naſe hätte anſehen wollen, ob er ein Lips Tullian, oder ein Grandiſon war; auch keinen Muſäus, der dem löblichen Gewerbe der Phyſiognomiſten, durch wahr und after ſatiriſche Schwänke, ſo viele Zunftgenoſſen abgeſchüttelt hätte. — Bewohnte ja ſchon damals hier oder da irgend ein weiſer Seher unſer Erdenrund, der dergleichen magiſche Künſte trieb; ſo durfte er ſich gewiß damit nicht aus dem Schlupfwinkel ſeiner Weißheit herauswagen, wenn er nicht der geſtrengen Juſtiz, als ein Zauberer, in die ehernen Hände fallen wollte. Um ſo viel weniger war nur daran zu denken, daß ich auf meiner Schule phyſiognomiſche Kenntniſſe hätte bekommen ſollen. Dergleichen Genie-Ausflüſſe, bey einem Schulrector, oder einem Stadtprediger — die einzigen Gelehrten die ich kannte — in damaligen Zeiten zu ſuchen, würde Raſerey geweſen ſeyn.

Dieſem allen ungeachtet fielen mir phyſiognomiſche Beobachtungen in Menge über meinen untreuen Gefährten ein; und ich hätte mir von Lavatern, und allen Lavaterianern nicht abdiſputiren laſſen, daß der

Mann eine Bildung hatte, die den Stempel einer groſſen und ſchönen Seele trug. Und doch war dieſer Mann ein Betrüger — ein Erzſchurke! — O! ihr Herren Späher der menſchlichen Seele, aus Naſen, Lippen, und Ohren! ihr hocherleuchteten Propheten neuerer Zeit! — hättet ihr meinen Dilling geſehen; vielleicht dächtet ihr demüthiger von eurer Kunſt!

Aber — wieder zurück zu meiner Geſchichte. Da ich ſahe, daß es unmöglich war, in der Nacht das Loch zu finden, wo ich aus dem fürchterlichen Walde hätte herausſchlüpfen können; entſchloß ich mich, den Morgen ganz ruhig abzuwarten. Ich ſuchte mir daher unter einer Menge, mit Holz bewachſener Felſen, die ich um und neben mir ſahe, zu meinem Nachtlager eine Art von Schlupfwinkel, die mich vor dem Regen ſchützen konnte. Indem ich einen dergleichen zu meiner Abſicht bequemen Ort fand, legte ich mich nieder, und wollte den Schlaf, nach dem ich mich ſo ſehr ſehnte, beginnen.

Der Ort, den ich wählte, war eine Art von Höle am Fuße eines darüber weghangenden Felſens, mit Sträuchen und Gebüſch umwachſen. Worüber ich mich gleich anfänglich wunderte, war, daß der Fußboden der Höle, worauf ich mich legte, beraſet ſchien, und ich doch ſpürte, daß der Raſen nicht angewachſen war. Meine Müdigkeit ließ mir aber weiter keine Betrachtungen darüber anſtellen. Ich ſchlief ein. Aber der Hunger ließ mir nicht lange Ruhe. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere. Es half nichts. So müde ich war, ſo ſehr flohe mich der Schlaf. Dabey wurde mir der lockere Raſen, worauf ich lag, immer auffallender. Endlich trieb mich meine Neugierde an, die Sache näher zu unterſuchen. Ich fand, daß ſich der Raſen aufheben ließ, und darunter ein breterner Boden war. Dabey bemerkte ich das Ende eines Stricks, das an dem Boden befeſtiget zu ſeyn ſchien. Ich zog daran, und es ließ ſich über eine Elle lang heraus ziehen; aber weiter gieng es nicht. Meine Verwunderung darüber ſtieg aufs höchſte. Ich wuſte gar nicht, was ich davon denken ſollte.

Und — was begegnete mir denn? — indem ich noch wachend, und über dieſen Vorfall nachdenkend ſo dort lag, und der

Mond durch das Gebüſch drang, und es ein wenig helle in meiner Höle wurde, hörte ich unter mir ein gewiſſes Raſſeln, das mich nicht wenig erſchreckte. Schon fieng ich an vor Furcht am ganzen Leibe zu zittern, als ſich der Boden, worauf ich lag, mit gröſter Schnelligkeit verſenkte, und es plözlich wieder finſter um mich her wurde. Der Schreck darüber beraubte mich beynahe meiner Sinnen. Doch fühlte ich, daß ich im Sinken, ich weiß nicht, durch welche Kraft, mit einer Art von Gewalt aufgerichtet wurde, und auf die Beine zu ſtehen kam.

Izt wurde der Boden unter mir wieder feſter. Ich ſtand, fühlte mich nicht mehr ſo eingedrängt, wie anfänglich im Herabſinken; es war aber ſtock-pechfinſter um mich her. Doch wagte ichs, mit vorangeſtreckten Händen vorwärts zu gehen.

Meinen Gedanken nach, war ich in einer Art von unterirdiſchen Gange: denn ich fühlte auf beyden Seiten Wände, die mir ſteinern zu ſeyn ſchienen; und ich hatte mich nicht geirret. Durch welche Zauberkraft ich aber dahin gekommen war, konnte ich nicht begreifen. Doch wanderte ich getroſt drauf zu, in der Hofnung, vielleicht wieder einen Ausweg zu finden.

Bald wurde ich nun eine gewiſſe Helle um mich her gewahr. Ich merkte, daß mir der Schein eines Lichts immer näher und näher kam. Aber — Gott! welch' Entſetzen durchbebte mich, als ich plötzlich, kaum 10 oder 12 Schritte vor mir, eine ganz ſchwarze, fürchterliche Figur erblickte, die eine Fackel trug, und mit ſchnellen Schritten auf mich los kam!

Der Erbfeind des menſchlichen Geſchlechts, Satanas, war damals noch nicht aus der Welt verbannt. Wenigſtens war noch kein Semler aufgetreten, der dieſem leidigen Geiſte den Einfluß auf die liebe Chriſtenheit abgeſprochen hätte. Vater Thomaſius hatte zwar ſchon manchen Nachtgeiſt unter das Joch gebeugt, und manchen Geſpenſter-Winkel von dieſen Unholden geſäubert. Aber dennoch ruhte der Aberglaube noch ſchwer auf der unter ihm ſeufzenden Menſchheit, und Feind Satanas hatte noch immer ſein Reich in den Köpfen und Gehirnen der Schwachen, die für die Exiſtenz der Geſpenſter, ihre Seligkeit nicht gegeben haben würden. Was Wunder, daß auch ich, als ein kurzſichtiger einfältiger Knabe, noch Hirngeſpenſte träumte, gegen deren Verfall der Oberpfarrer zu **Blankenburg**, oft mit heiligem Amtseifer von der Kanzel deklamirt hatte. —

Nichts war alſo natürlicher, als daß ich dieſe beſagte ſchwarze Erſcheinung, für nichts mehr und nichts weniger hielt, als entweder für den leibhaftigen Beelzebub ſelbſt, oder doch wenigſtens für irgend eine Art ſeiner Hausgenoſſen. „Alle gute Geiſter loben „Gott den Herren!“ — ein Sprüchelgen, das ich oft als ein Gegengift, gegen die Würkung unſauberer Geiſter, vom beſagten Herrn Oberpfarrer hatte anpreiſen hören, war mein erſter Einfall, da ich die gräßliche Figur erblickte. Aber in dem Augenblick, da ichs ausſprach, ſchwanden mir Sinn und Gefühl hin — ich ſank in Ohnmacht.

Neuntes Kapitel.

Wieder etwas Licht in der Finſterniß.

Meine Ohnmacht war ganz und gar nicht von der Art des liebevollen Hinſterbens mancher zärtlichen **Pamela**, deren zartes Nervenſyſtem keine andere Erweckungsmittel, als Riechfläſchgen, oder Küſſe eines geliebten Seladons verträgt. Ein tüchtiges Rütteln mit ein paar derben Rippenſtößen begleitet, von der Hand des vermeintlichen Teufels, brachte mich bald wieder zum Leben. Kaum ſah' ich aber die hölliſche Figur wieder vor meinen Augen, ſo überfiel mich auch ein ſo eiskalter Schauer, daß mir die Zähne klapperten. In der ſchrecklichen Angſt, worinn ich ſchwebte, ſtammlete ich doch die Worte hervor:

„Wer Sie auch ſind, ein guter, oder böſer „Geiſt; ſo erbarmen Sie ſich eines armen „unglücklichen Jungen, der Ihnen nichts „zu leid gethan hat! —

Und ſo lag ich vor dem Unholde auf meinen Knien, und hob beyde Hände gegen ihn auf. Mit namenloſer Furcht erwartete ich nichts geringers, als daß mich der böſe Geiſt, mit ſeiner Höllen-Fackel im Augenblick zu Staube verbrennen würde.

Aber — wie einem armen Sünder zu Muthe ſeyn muß, der, ſchon unter dem Blinken des mörderiſchen Schwerdts hingebeugt, das Wort Gnade, zu ſeinen Ohren

drinbringen hört; ungefehr ſo ſah' es in meiner Seele aus, als ich meinen Teufel die Worte ſagen hörte:

„Fürchte dich nicht, armer Bube! ich bin
„kein Geiſt; ich bin ein Menſch! ſtehe auf,
„und folge mir!

In ſtummer Freude ergriff ich ſeine ſchwarze Hand, und küßte ſie; und dadurch bekam ich wieder Muth: denn ich fühlte, daß er Fleiſch und Bein hatte.

Mit einem Ueberreſt von Angſt und Zittern folgte ich ihm, ungefehr hundert Schritte in dem unterirrdiſchen Gange hin, bis an eine eiſerne Thür, die er auf eine mir ganz unbegreifliche Art, ohne Schlüſſel eröfnete. Sorgfältig machte er die Thür hinter ſich wieder zu, und wir befanden uns in einer Art von Vorſaal, aus welchem wir in ein ſehr reinlich ausmeublirtes Zimmer traten. Mein Erſtaunen ſtieg aufs höchſte, da ich in ſolchem ein junges Mädchen, an einem Tiſche ſitzend, erblickte, das bey unſerm Eintreten ſogleich aufſtand, und uns entgegen kam.

„Rößgen!

ſagte der ſchwarze Mann,

„haſt du nichts warmes mehr? — eine
„gute Kraftſuppe? — richte was zu für

»den armen Jungen da! und bring' eine
»Flaſche Wein mit! —

Mit einer Leichtigkeit, mit einer Schnelligkeit, die einer Tänzerin Ehre gemacht haben würde, hüpfte das Mädchen zur Thür hinaus; ich aber ſtand da, mit offenem Munde, und ſtaunend über das, was ich ſah und hörte. Nichts gewiſſer glaubte ich nunmehr, als daß ich, wie weyland Ritter Gil Blas, in eine Räuberhöle gekommen wäre. Die Angſt, die mich deswegen überfiel, war nicht geringer, als da ich noch eine Geſpenſter-Scene ahndete. Inzwiſchen ſprach mir doch der ſchwarze Mann, der die Furcht meines Herzens mir an dem Zittern meiner Glieder anſah, wieder einigen Muth ein, indem er mich zugleich bat, ihm einſtweilen meine Schickſale zu erzehlen. Ich that dieß, ſo gut ich es bey meiner damaligen Gemüthsverfaſſung vermochte, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß mein Mann bey ſeiner Pfeife Toback und einem Kruge Bier ſich herrlich daran ergözte, und mit unter nicht wenig über mein oſtindiſches Reiſeproject lachte.

Mittlerweile trug mir Rößgen, eine gute Suppe, nebſt einem Stück von einer

Hirſchkeule, und eine Bouteille Wein auf, wobey ich mich denn ungemein wohl befand. Indem ich aber meine Magenweide beginnen wollte, ſagte der ſchwarze Mann!

„Nun! ſo laß dir's wohl ſchmecken, ehrlicher Junge! ich will mich zur Ruhe legen; und du Rößgen! kannſt ſo lange warten, bis er gegeſſen hat; denn mache dem Burſchen ein Bett zu rechte! du weißt ſchon, wo?

Und ſo gieng er ab; das liebe Rößgen aber ſezte ſich mir gegen über, ohne ein Auge von mir zu verwenden.

Wenn ich voraus ſeze, daß meine Leſer in der neuern Romanenwelt bekannt ſind; ſo werden ſie unfehlbar folgende gar ſehr mit Schönheit begabte Frauenzimmer kennen; nemlich

Thereſen Siegwart,
Eliſen Dewald, und
Henrietten von Blumenthal.

Von jeder dieſer drey Schönheiten beſaß mein Rößgen einige Reize. Thereſens ſchöner Wuchs und ländliche Grazie, ſah man mit Eliſens majeſtätiſchen Zauber, und mit Henriettens Munterkeit, und mit ihren pechſchwarzen Augen und Haaren, in Rößgen aufs glücklichſte vereiniget. Und ſo glaube ich, ſollen meine Leſer, wenn ſie anders genug glückliche Imagination beſitzen, um die weiblichen Schönheiten obiger drey Heldinnen gehörig abſtrahiren zu können, ein lebendiges Bild meines Rößgens vor ſich haben. Die Wahrheit deſſelben will ich ihnen Kraft dieſes, unter ſchriftſtelleriſcher Treue und Autorität, verſichern.

Da wir uns allein befanden, ich und das nurbeſagte Rößgen, getrauten wir uns anfänglich kaum, einander recht ſcharf in die Augen zu blicken — ich aus jünglingiſcher Schüchternheit, weil ich auf meiner Schule, nach damaliger Sitte, auf die frechen Blicke, die heut zu Tage jeder Schulknabe ſchon in ſeiner Gewalt hat, in der That nicht ſtudiert hatte — und ſie, aus jungfräulicher Sittſamkeit, und weil es damals noch nicht unter den Jungfrauen-Mode war, die Jünglinge, gleich bey der erſten Bekanntſchaft mit Venusblicken und Buhlſchweſterküſſen zu regaliren, wie in izigen erleuchteten Zeiten dieſe behagliche Sitte ſo viel Plaz ergriffen hat, und, zu deſto mehrerer Aufmunterung, von unſern Genies und Kraftmännerchen, in ihren

Göth- und Klingeriſchen Werken, auf das nachdrücklichſte empfohlen wird.

Doch regte ſich, gleich beym erſten Anblicke Rößgens, eine gewiſſe Art von Sympathie gegen ſie, in meinem Herzen, die ich mir freylich damals nicht zu erklären wußte, die mir aber doch ungemein wohlthat, wenn ich einen verſtohlnen Blick in ihr ſchwarzes Auge werfen konnte.

Dieſer Sympathie mochte es denn auch wohl zuzuſchreiben ſeyn, daß ich, unterſtüzt von dem Geiſte des Weins, der meinem Blute die gehörige Wärme wieder gab, nach aufgehobener Mahlzeit, Rößgens Hand angriff, ſolche zärtlich drückte, und ſie um Verzeihung bat, daß ich ihr ſo viele Mühe machte. Noch erinnere ich mich des Entzückens, das durch alle meine Adern drang, da meine Fingerſpitzen den weiſſen, weichen, ſeidenen Arm des Mädchens berührten. Eine Empfindung, die mir deſto neuer war, da ich in meinem Leben noch keinen Mädchen-Arm berührt hatte! —

Während daß Rößgen den Tiſch wieder abräumte, fuhr mir zwar wohl der Gedanke durch den Kopf, ſie zu fragen, unter was für Menſchen ich mich eigentlich befände? aber eine gewiſſe Schüchternheit, die der edle Rebenſaft doch nicht ganz bezwingen konnte, hemmte den Lauf meiner Zunge, wenn ſchon meine Seele die ſchicklichſte Anrede dieſerhalb zuſammen ſtudiert hatte. Kurz, die Sache unterblieb; und **Rößgen** wieß mir in einem kleinen Verſchlag, neben dem Zimmer, wo ich ſpeißte, ein Lager an, das mich zum ſüßeſten Schlafe von der Welt anlockte. Das Mädchen verließ mich nach einem bedeutenden Blicke und nach freundlicher Anwünſchung einer guten Nacht; und ich überließ mich, aller Sorgen frey, der Ruhe.

Zehntes Kapitel.

Welches die empfindſamen Leſer ſeiner Trockenheit wegen überſchlagen können.

Meine guten zwölf Stunden mochte ich wohl, ohne ein einzigesmal aufzuwachen, fortgeſchlafen haben, als mich der Zuruf **Lorenz, Lorenz!** erweckte. Ich blickte auf, und ſiehe, da ſtand mein ſchwarzer menſchenfreundlicher Wirth mit einem Lichte in der Hand, und hieß mich aufſtehen. Schnell ſprang ich auf, denn ich hatte mich in Kleidern niedergeleget, und folgte ihm in das nebenanſtoßende Zimmer.

Aber nicht wenig verwunderte ich mich, als ich hier einen dicken anſehnlichen Herrn, in einem blauen Kleide mit Gold bey einer Pfeiffe Toback und Taſſe Kaffee am Tiſche ſitzen ſah. Neben ihm ſaß noch ein ſo ſchwarzer Höllengeiſt, wie der meinige in gleicher Beſchäftigung, und Rößgen ſtand mit der Attitude einer Grazie am Tiſche, und ſchenkte Caffee ein. Ich muſte mich niederſezen, und erhielt eine Taſſe Caffee.

So gleich redete mich der blauröckigte Herr, der eine edle einnehmende Phyſiognomie hatte, mit dieſen Worten an:

„Mein lieber Lorenz! ich habe mir dein „geſtriges Abentheuer erzehlen laſſen, und „ich bedaure die unglückliche Wendung, die „deine oſtindiſche Reiſe genommen hat. „Da es aber nun einmal geſchehen iſt, ſo „fragt ſichs, was iſt mit dir anzufangen? „und weil du denn einmal von dieſem unſern Aufenthalte Wiſſenſchaft erlangt haſt,

„ſo verbietet uns die Klugheit und die
„Sorge für unſere Sicherheit, dich wieder
„von uns wegzulaſſen. Du haſt alſo die
„Wahl, entweder lebendig hier bey uns zu
„bleiben, oder dich noch heute hier bey dem
„alten Felſen, wo du herein gekommen biſt,
„begraben zu laſſen —

Hier hielt der grauſame Redner ein wenig inne, und trank ſeine Taſſe Caffee aus. Angſtvoll und zitternd ſaß ich da, mit gefalteten Händen, wie ein Miſſethäter, dem ſein Todesurtheil eröfnet wird. Nun glaubte ich nichts zuverläſſiger, als mich in einer Räuberhöle, und vor dem Thron des Räuberhauptmanns zu befinden. Indeſſen fuhr er alſo fort:

„im erſten Fall ſollſt du es gut bey uns
„haben. Alle Tage deinen gedeckten
„Tiſch — und dafür haſt du nichts zu
„thun, als uns in unſrer Handthierung
„beyzuſtehen. Kanſt noch viel bey uns
„lernen, was du noch nicht weiſt! Im an-
„dern Fall muſt du freylich am beſten wiſ-
„ſen, ob du es drüben in den Elyſäiſchen
„Feldern ſo gut, als hier, zu finden
„glaubſt? Wie geſagt, du haſt die Wahl!
„Entſchließe dich kurz! —

Damit brach er ab, ſah mir ſcharf in die Augen, klopfte ſeine Pfeiffe aus, und ſtreichelte Rößgen, die neben ihm ſtand, die Backen. Welche Wahl! — dachte ich — entweder ein Spizbube, oder ein Räuber zu werden! oder mich ermorden zu laſſen! Das Herz hätte mir zerſpringen mögen, ſo bangte michs. Alle Worte ſtarben mir auf der Zunge.

„Nun wird ſich der Herr bald entſchlieſſen?

rufte mir der Blaurock in einem ziemlichen ernſtlichen Tone zu. Rößgen ſah mich lächelnd an, worüber ich mich betrübte: denn ich hielt es für ein tückiſches, boshaftes Lächeln. Endlich begann ich die Worte:

„Ich bin in Ihrer Gewalt. Machen Sie
„mit mir, was Sie wollen! aber ſtehlen
„und morden kann ich nicht. Lieber will
„ich ſterben —

Hier fiengen ſie alle überlaut an zu lachen, und der Blaurock antwortete:

„Du haſt noch nicht ausgeſchlafen, ehrlicher
„Junge! ich merke, du träumſt noch.
„Wer hat denn ſtehlen und morden von
„dir verlangt? — aber — ich weiß
„wohl, was du denkſt. Sey nur ruhig
„über dieſen Punkt! wir ſind keine Räuber.

„O! Gott ſey Dank;

rief ich denn, indem ich dieſem Herrn zu Füſſen fiel, und ſeine Hand mit Thränen nezte:

„ſo bleib ich gern bey Ihnen; ſo machen
„Sie mit mir, was Sie wollen. Erbar-
„men Sie ſich nur meiner, ich will alles,
„alles gerne thun.
„Nun! das iſt brav!

fiel der ehrliche Herr ein,

„es ſoll dir wohlgehen, wie im Himmel.
„Trink deinen Caffee, und ſey gutes
„Muths!

Nun ſenkte mein Herz ſich wieder zur Ruhe. Man brachte mir eben einen ſo ſchwarzen ruſigten Habit, wie die beyden Höllengeiſter anhatten; und ſo muſte ich in einem öden Gewölbe, neben dem Zimmer, wo wir waren, bey einem gräßlichen Feuer, an die Arbeit. Dieſe beſtand denn darinn, daß ich einen groſſen Blaſebalg ziehen und von Zeit zu Zeit Kohlen auf den Heerd ſchütten muſte.

Unſer Oberpfarrer zu Blankenburg ritt neben ſeinen Amtsgeſchäfften — denn er war ein rechtſchaffener Geiſtlicher — auch das falſche heimtückiſche Steckenpferd, worauf ſo mancher Biedermann Hals und Bein gebrochen, und das Aufſehen auf ewig vergeſſen hat — die Alchymie. Doch, da dieſes unergründliche Thier, überaus faul und phlegmatiſch zu ſeyn pflegt, wenn's einen kraftloſen Reuter auf ſeinen Rücken fühlt; ſo trabte es mit meinem Oberpfarrer gröſtentheils nur ganz langſam, und Karngaulmäßig daher: denn der ehrwürdige Reuter beſaß weder Stiefeln noch Sporn, weder Peitſche noch ſonſt einige kraftvolle Mittel, das Blut ſeines Gauls in Umlauf zu bringen. — Aus Mangel an Vermögen muſte er ſich dabey begnügen, die Alchymie nur theoretiſch zu treiben. Indeſſen konnte ihm **Brauſius**, der abgefeimte Schalk nicht beſſer ſchmeicheln, als wenn er vom Goldmachen mit ihm ſchwadronirte.

Dieſer Unterredungen erinnerte ich mich izt, und glaubte nun, da ich meine ſchwarzen Collegen Metalle ſchmelzen, und chymiſche Verſuche machen ſah, nichts zuverläßiger, als mich in einer Geſellſchaft von Goldmachern zu befinden. Ein paar Tage gieng ich mit dieſer Vorſtellung um, und nicht wenig weidete ich mich an dem Gedanken, daß ich hier die edle Goldmacherkunſt aus dem Grunde erlernen würde. Meine ſüßen Phantaſien bildeten mich ſchon als einen reichen Mann, der nun ſeine Reiſen nach Indien mit der gröſten Bequemlichkeit unternehmen könnte. Ich ſah mich ſchon als den Beſizer eines eigenen Schiffs, womit ich in den Hafen zu Batavia einlief, und von dem Donner der Kanonen begrüßet würde.

Aber wie ſchnell purzelten alle dieſe meine ſchönen Luftſchlöſſer über einander ein, als ich, auf folgende Weiſe, in meinen ſüßen Träumereyen geſtört wurde! — ich muſte zu meinem gröſten Leidweſen gewahr werden, daß meine Mitarbeiter eines Tages anfiengen, Münzen zu prägen; und in kurzer Zeit ſah ich eine ungeheure Menge franzöſiſcher Laubthaler, ihre Exiſtenz erreichen. Alſo biſt du unter falſchen Münzern! — dachte ich. Denn von dieſer Art Leuten hatte ich, bey meiner wenigen Weltkenntniß, doch ſchon gehört. Gott! — fuhr ich in meinen Gedanken fort — hier iſt ſo wenig Erlöſung zu hoffen, als aus der Hölle. Dieſer Gedanke ſezte mich in eine ungewöhnliche Schwermuth, und ich fieng nun an, mein Schickſal auf das äuſerſte zu verwünſchen.

Nichts war natürlicher, als daß ich nach gerade begann, auf Errettung aus meiner ſchrecklichen Feuerhöle zu denken. Aber wie ſolches bewerkſtelligen? — wie war ich hereingekommen? wie konnte ich hinauskommen? — ich wurde weder Ausgang noch Eingang gewahr. Ueberall, wo ich mich umſahe, war alles zu, alles verſchloſſen. Keine Oefnung hatte dieſe unterirrdiſche Wohnung, als eine Art von Feuereſſe, wodurch der Rauch aus dem Schmelzofen hinausgeleitet wurde, und einige Luftlöcher in den Zimmern, die aber ſo eng waren, daß man kaum mit einer Hand durchfahren konnte. Verließen meine Herren die Höle, oder kamen wieder herein, welches ſehr oft geſchah, ſo ſah ich ſie zwar die eiſernen Thüren eröfnen, und mit einer Fackel hindurch gehen; aber da ſie ſolche allemal wieder hinter ſich zumachten, ſo konnte ich auch hier nichts gewahr werden, woraus ich Hofnung zum Entfliehen hätte ſchöpfen können.

So viel ſah' ich wohl ein, daß ich erſt hinter manche Geheimniſſe dieſer unterirrdiſchen Wohnung kommen muſte, ehe ich einen gründlichen Plan zum Entfliehen machen konnte. Von wem aber konnte ich dieſe Geheimniſſe beſſer erfahren, als von Rößgen, die unfehlbar genaue Wiſſenſchaft davon haben muſte? Ich beſchloß alſo, bey der erſten der beſten Gelegenheit Rößgen auf die Nähte zu fühlen, um vielleicht von ihr etwas heraus zu locken. Denn das Mädchen war mir von Grund der Seele gut. Zudem war ſie eine grundehrliche Haut, auf deren Treue und Verſchwiegenheit ich mir ſichere Rechnung machen konnte. Doch wie ich zu meinem Werke ſchritt, und wie ichs ausführte; davon ſoll ein beſonderes Kapitel handeln.

Eilftes Kapitel.

Lorenz beſteht ein ſehr empfindſames Abentheuer, und will ſich dabey als ein kluger Kopf zeigen.

Es vergiengen einige Wochen, ehe ſich mir eine ſchickliche Gelegenheit darbot, mich mit Rößgen allein zu unterhalten, während der Zeit ich manchen ſchönen Laubthaler hatte prägen und manchem Johann Georgen das churfürſtliche Gewand hatte anziehen helfen.

Endlich kam die von mir ſo ſehnlich gewünſchte Stunde heran. Ich fand einſt früh beym Aufſtehen den ordinairen Bewohner unſrer Höhle, — denn der andre gieng nur ab und zu, — in einen Jagdhabit gekleidet, und mit einer Flinte auf dem Rücken, in Bereitſchaft auszuwandern

»Heute haſt du einen Feyertag, Lorenz!

ſagte er,

»ruhe heute aus, und ſtudiere hübſch fleißig. Und du, Rößgen,

ſezte er hinzu,

»wirſt ſchon dafür ſorgen, daß eine gute
»Mahlzeit bereit iſt, wenn ich auf den
»Abend von der Jagd zurück komme.

Und dann nahm er ſeinen Abtritt. Voll von Berathſchlagungen, wie ich nun meine Rolle ſpielen wollte, genoß ich mein Frühſtück; und dann griff ich nach dem erſten, dem beſten Buche, das mir vorkam, um meines Herrn Befehl zu befolgen, und Rößgen von meinem Vorhaben keinen Verdacht zu geben.

Hier muß ich bemerken, daß mir der obenbeſchriebene blauröckigte Herr, verſchiedene mal Bücher mitbrachte, weil ich ihm geſagt hatte, daß ich die Lectüre ſehr liebte. Dieſe Bücher beſtanden aus einigen alten Rittergeſchichten, einigen lateiniſchen Autoren, und des Altvaters der teutſchen Dichter,

Günthers Gedichten. Leztere liebte ich izt in meiner Einſamkeit vorzüglich, und ſie waren es gerade, die mir izt in die Hände fielen.

Rößgen entfernte ſich aus dem Zimmer, um einige Arbeit in der Küche zu verrichten. Da ich inzwiſchen einige Blätter in meinem **Günther** geleſen hatte, fiel es mir, ich weiß nicht, durch welchen glücklichen oder unglücklichen Zuſammenfluß meiner Ideen, auf einmal ein, ſelbſt ein Gedicht zu verfertigen. In der Begeiſtrung meiner Muſe ergriff ich eine Feder, und ſchrieb:

An Rößgen:

Mädchen, deren ſanfte Seele
  Oft den bangen Kummer fühlt,
Womit ich mich täglich quäle,
  Oft in mir den Aufruhr ſtillt,
Wenn in dieſen Finſterniſſen
  Bange Thränen mir entfließen!
Du allein giebſt meinem Herzen
  Manchen Troſt und manche Ruh;
Du nur linderſt meine Schmerzen,
  Winkſt mir Troſt, und Liebe zu!
Faſſe mich in deinen Arm!
Komm! und tödte meinen Harm!

Nur der junge Dichter, der ſein erſtes anakreontiſches Lied, oder ſeine erſte reimloſe Klopſtockiſche Ode, in irgend einem beliebten Muſenallmanach abgedruckt ſieht, und den Ausfluß ſeines Dichter-Genies auf den Toiletten der Schönen, unter der ehrenvollen Geſellſchaft eines Gleims, eines Wielands, eines Rammlers, eines Bürgers, eines Stollbergs, und eines Hölyts träumt, nur der kann mir das Vergnügen nachempfinden, das meine ganze Seele berauſchte, als ich dieſe beyden elenden Strophen da vor mir ſtehen ſah. Mit innigem Wohlgefallen laß ich ſie wohl zehenmal durch, glaubte bald ein anderer Günther zu werden, und fand wenigſtens in meinem Gedichte viel Aehnlichkeit mit den Wendungen dieſes Dichters. Lange weidete ich mein Herz an dieſen harmloſen Vorſpiegelungen. Endlich beſchloß ich noch ein paar Strophen hinzu zu ſetzen, und ſie hernach meinem Rößgen, in ihr Gebetbuch zu legen. Wie entzückte mich der Gedanke, daß ſie für Freude beynahe zerfließen würde, wenn ſie ſich ſo ſchön beſungen ſahe! Hitzig ſchritt ich zur Arbeit, kaute tapfer an meiner Feder, ſah unverwandt auf das vor mir liegende Pappier, und — die ganze

Welt hätte zertrümmern können, ich wurde nichts davon gewahr; ſo eifrig brütete ich über dem Embryo meines Geiſtes, um ihn glücklich ans Tageslicht zu bringen.

Deſto heftiger erſchrack ich aber, als mich jemand mit den Worten:

> „Je! Lorenz! du hörſt und ſiehſt ja
> „nicht.

von hinten zu umfaßte, und mir einen derben Kuß auf meine Wangen drückte. Ich that einen lauten Schrey, und ſchier wär ich vor Schreck vom Stuhl geſunken, hätte mich Rößgen nicht gehalten. Denn niemand anders als ſie war es, die mich ſo überraſcht hatte. In einer Art von ausgelaſſener Frölichkeit ſezte ſie ſich auf meinen Schoos, umfaßte mich mit den einem Arm, und mit der andern Hand griff ſie nach dem vor mir liegenden Pappier.

> „Was? — an Rößgen?

rufte ſie aus, und las mein ſchmelzendes Gedicht durch;

> „Je! du närriſches, trauriges Kerlchen!

ſagte ſie denn,

> „hätte ich doch nicht gedacht, daß ich ſo
> „gut bey dir ſtünde! Alſo ſoll ich dich mit
> „meinem Arm umſchlingen und deinen

„Schmerz ſtillen? — Das kann ich „wohl! — Du armer ſchnurriger Junge! „dauerſt mich doch wahrhaftig recht! und izt umſchlang ſie mich mit beyden Armen, drückte mich heftig an ihre Bruſt, und eine Menge der feurigſten Küſſe waren die Begleiter dieſer Umarmung. —

Wer ſich noch auf ſeine erſten verliebten Abentheuer beſinnen kann, der urtheile von meinen Gefühlen bey dieſer zärtlichen Scene! Unbekannt mit allem, was mit der Liebe nur von weiten in Verwandtſchaft ſtand — denn ich hatte in meinem ganzen Leben noch kein Mädchenfleiſch nur mit den Fingerſpitzen berührt — glaubte ich bey Rößgens Umarmungen in eine neue Welt verſezt zu ſeyn. Wie ihre glühende weiche Wange auf der meinigen lag — der ſüſſe Athem ihres Mundes ihre Küſſe würzte — wie ich das volle weiche ihres Körpers in meinen Armen, auf meinem Schooſſe fühlte — o! die Regung iſt unbeſchreiblich, die ſich da meiner bemächtigte. Ein Strom von ſüſſen wollüſtigen Thränen entſtürzte meinen Augen. — mein Blut juckte mir durch alle meine Adern, — die Worte ſtarben mir auf der Zunge, — kaum konnte ich nach meines Rößgens Antliz aufblicken, und wie ichs that, lag mir ihr voller ſchwanenweiſſer, halb offener Buſen gerade vor den Augen. Ein neuer mir ſo ungewöhnlicher Anblick, daß ich ſtarrend zurück bebte! Doch zog mich eine gewiſſe unwiderſtehliche Gewalt an dieſen reizenden Gegenſtand, daß ich meinen Mund und mein Antliz mit Heftigkeit auf dieſen weichen Boden drückte, und ihn mit meinen Thränen befeuchtete. Der Himmel weiß, was bey aller Unſchuld und Reinigkeit meines Herzens, dieſe verführeriſche Scene für ein Ende genommen hätte, wäre nicht Rößgen klug genug geweſen, ſich izt mit den Worten:

„Du biſt auſſer dir, Lorenz! und wir
„vergeſſen beyde, wer wir ſind,

aus meinen Armen zu reiſſen. Sie gieng hinaus, und ſagte:

„Faſſe dich! rufe deine Vernunft zurück!
„hernach ſprechen wir weiter mit einander.
„Ich mag nicht die Verführerin deiner Un-
„ſchuld ſeyn.

Eine gute halbe Stunde vergieng, ehe ſich Rößgen wieder blicken ließ. Und ich? — ich begann allmählich wie aus einem wollüſtigen Traume wieder zu erwachen, und meiner

Sinne wieder mächtig zu werden. Nach gerade fand ſich auch mit der Rückkehr meiner geſunden Vernunft, die Begierde von den Geheimniſſen unſrer Höle unterrichtet zu werden, wieder in meinem Herzen ein. Das ſah ich wohl ein, daß ich einigermaaßen auf dem betretenen Wege fortwandeln mußte, wenn ich mein Ziel erringen wollte; aber meine von der Leidenſchaft noch nicht bis zum Unſinn hingeriſſene Vernunft lehrte mir auch die Nothwendigkeit behutſam zu gehen, um nicht von den ſteilen Anhöhen, die ich zu erklettern hatte, herab in den vor mir liegenden Abgrund zu ſtürzen. Zwar tönten die Saiten meines Herzens nur immer den Namen Rößgen — ich merkte wohl, daß die Regung, die ich für ſie empfand, nichts mehr und nichts weniger war, als das Ungeheuer, wovor mich mein Herr Pathe der Oberpfarrer zu Blankenburg, bey meinem Abgange auf die Schule, wie vor einer giftigen Schlange gewarnt hatte. Aber um ſo mehr beſchloß ich auf meiner Huth zu ſeyn, je mehr ich mich noch überdieß der traurigen Geſchichte eines meiner Mitſchüler erinnerte, der um der Liebe zu einem Mädchen willen, ſeinen Vater beſtohlen hatte, und auf das Zuchthauß wandern mußmuſte — Kurz ich muſte hier alle meine wenige Klugheit zuſammen raffen —

Izt erſchien Rößgen wieder, ſezte ſich mir gegenüber, ſah mich bedeutend an, und ſagte:

»Nun! Lorenz! haſt du dich erholt?
»O, ja! liebes Rößgen!
antwortete ich,
»Nun! ſo ſag mir,
fuhr ſie fort,
»warum du betrübt biſt? gefällt dir's
»dann gar nicht bey uns?
»Gefallen thut mir's wohl,
verſezte ich,
»aber, wenn du niemanden etwas davon
»erzehlen, und mich nicht verrathen willſt,
»ſo will ich dir ſagen, warum ich betrübt
»bin.
»Närrchen! ich werde doch dich nicht verrathen,
ſagte das gute Mädchen,
»was hätt ich denn davon? Nein! lieber
»will ich dich zu beruhigen ſuchen, weil
»ich dir wircklich von ganzen Herzen gut
»bin.

Und ſo begann ich denn folgende wohl ausſtudierte Rede:

„Mein Vater und meine Lehrer haben mich
„immer gewarnt, daß ich nichts böſes
„thun, und niemanden beſtehlen, oder
„betrügen ſollte. Und das ſteht denn auch
„in der Bibel, und was darinn ſtehet,
„das muß man thun. Nun weiſt du
„aber doch ſelber, daß wir hier falſche
„Münzen machen, womit die Leute
„betrogen werden, und da muß ich denn mit
„helfen münzen, und durch meine Hände
„werden die Leute mit betrogen, und
„beſtohlen. Sollt' ich mich darüber nicht
„betrüben, und ſollt' ich nicht fürchten,
„daß mich der liebe Gott dafür ſtrafen
„würde? — noch iſt es aber das nicht
„allein, was mich ſchmerzet; bedenke nur,
„ich weiß gar nicht einmal, wo ich in der
„Welt eigentlich bin, und ob ich jemals
„wieder aus dieſem Gefängniſſe werde
„erlöſet werden? Ich bin ein junger Menſch,
„der in der Welt noch ſein Glück machen
„wollte, und da muß ich doch hier bey
„lebendigem Leibe begraben liegen. O! das
„preßt mir manche Thränen aus —

Hiermit ſchloß ich, und wiſchte mir mit meinem Tuche die Thränen, die ſtromweiſe meine Wangen herabliefen. So ſaß ich einige Minuten. Dann blickte ich auf, und ſahe Rößgen an.

Lieber Leſer! haſt du jemals genau Achtung gegeben, was für ein bezaubernder Anblick es iſt, die Thräne des Mitleids aus dem ſanften Auge eines ſchönen Mädchens herabzittern zu ſehen, — haſt du Gefühl genug, das Göttliche, Engelgleiche, eines ſolchen Gegenſtandes mit ganzer Seele zu empfinden, — beſitzeſt du zugleich Menſchenliebe und Mitleidstrieb genug in deinem eigenen Herzen, um an den Schickſalen eines armen Abentheurers, wie ich war, gehörig Theil nehmen zu können; — nun ſo denke dir itzt Rößgen in dem ganzen Umfange ihrer Reize, ihre ſchönen Augen in Thränen ſchwimmend, ihre erhabne Stirn auf ihrem ſchneeweiſſen Arme ruhend, und die ſchmelzende Miene, die itzt ganz Abdruck einer ſchönen Seele voll Mitleid, Theilnehmung und Liebe war! — o! es war ein Mark und Bein durchdringender Anblick — obgleich — wie ich eben nicht leugnen will, — für mich, der ich ſo ſehr an dieſem ſchönen Mädchen hing, weit hinreißender, als vielleicht für jeden andern, der mit kaltem Blute an meiner Stelle da geſeſſen hätte.

»Schwöre mir, Lorenz! —
ſagte die gute Seele,

»bey Gott, den du fürchteſt, ſchwöre mir,
»daß du mich nicht verrathen willſt! ſo
»will ich dir vieles entdecken, was dir deine
»Gewiſſenszweifel vielleicht — wo
»nicht benehmen, doch einigermaaßen
»ſchwächen wird. Ja! ich will vielleicht
»künftig noch mehr für dich thun. Denn
»deine Lage dauert mich herzlich, und du
»verdienſt ein beſſeres Schickſal.

Ich legte die Hand auf meine Bruſt, hob die Augen in die Höhe, und ſagte:

»Ich ſchwöre dir's bey Gott, den ich fürchte,
»daß ich dich nie verrathen will!
»Und bey meinem Erlöſer Amen!

ſezte ſie hinzu; und ich wiederholte dieſe lezten Worte, und gab ihr meine Hand drauf. Hierauf machte ſie mir die Erzehlung, die wohl Stoff genug zu einem neuen Kapitel geben wird.

Zwölftes Kapitel.

Ein ſchönes Mädchen iſt oft die beſte Sachwalterin bey Vertheidigung eines Verbrechens.

Ich will meinen geliebten Leſern Rößgens Erzehlung mit ihren eigenen Worten geben: denn mein Andenken an dieſes reitzende Mädchen iſt noch immer zu warm, als daß mir nur das geringſte davon entfallen ſeyn ſollte. So begann ſie:

„In dieſem ehrwürdigen Herrn, den du „ſo oft zu uns kommen ſiehſt, denke dir, „mein lieber Lorenz, den Beſitzer einer anſehnlichen Grafſchaft im Reiche, und das „Haupt einer Familie von wenigſtens funfzig Perſonen. Er hat allein zwölf Söhne und acht Töchter. Seinen Namen, „und den Namen ſeines Landes ſag' ich „dir nicht. Er iſt ein Graf, und dabey „einer der beſten Menſchen dieſes Erdbodens. Die beyden Männer, die du hier „arbeiten ſiehſt, ſind zwey ſeiner alten „treueſten Bedienten. Der Graf war Miniſter am Kayſerlichen Hofe, und einer

„der Lieblinge des Kayſers. Als einen
„Mann von groſſer Gelehrſamkeit, und
„von geprüfter Treue brauchte ihn der
„Kayſer zu Geſandſchaften an auswärtige
„Höfe, weil er überdieß noch in dem Rufe
„eines anſehnlichen Reichthums ſtand.
„Der letzte Umſtand aber war ohne Grund.
„Denn er hatte mit ſeiner Grafſchaft von
„ſeinem Vater auch eine ziemliche Schuldenlaſt
„übernommen, die dieſer am Kayſerlichen
„Hofe auf ſich geladen hatte.

„Indeſſen machte der Graf den Patrioten
„nur allzuſehr. Er ſetzte auf den Geſandſchaften,
„und im Dienſt ſeines Kayſers
„ſein Vermögen völlig zu. Seine
„Söhne und Töchter, welche ſtandesmäßig
„erzogen, etabliret, und ausgeſtattet
„werden mußten, koſteten ihm ungeheure
„Summen. Hierzu kam noch, daß er bey
„einigen anſehnlichen Handelshäuſern in
„Hamburg und in Holland, mit welchen
„er in Verbindung ſtand, durch Bankerout
„einen groſſen Theil ſeines Vermögens
„verlohr. Ehe er ſichs verſahe, war
„er ſelbſt in eine unüberſehliche Schuldenlaſt
„verwickelt.

„Noch

* * *

„Noch ſtand ſein Credit aufrecht, weil niemand als er ſelbſt von ſeinen Umſtänden genau unterrichtet war. Aber itzt fiel er durch Hofkabale geſtürzt bey dem Kayſer in Ungnade, verlohr ſeine Miniſterſtelle, und wurde auf ſeine Grafſchaft verwieſen. Seine Söhne aber, die alle auch in Kayſerlichen Dienſten ſtanden, behielten die Gnade des Kayſers.

„Nun drohte das Wetter, das furchtbar über ſeinem Haupte ſich aufgethürmt hatte, mit verdoppelter Heftigkeit auf ihn los zu brechen. Seine Gläubiger erwachten. Das Schickſal drohte ihm mit nichts geringern, als mit dem gänzlichen Umſturz ſeines Hauſes. Sich ſelbſt ſah er ſchon in Verachtung und Elend, und ſeine zahlreiche Familie ſah er dem drückendſten Mangel und der bitterſten Armuth entgegen ſeufzen. Allenthalben war keine Rettung für ihn? —

„Doch eine ſtandhafte Seele behält ihren Muth auch in den tobendſten Ungewittern. Was that der Graf? — er ergriff ein Mittel, das ſeine edle Seele

„zwar ſonſt verabſcheuet haben würde,
„das aber itzt die dringendſte Noth zu
„rechtfertigen ſchien. Da er ſonſt Director
„der kayſerlichen Münze in Wien geweſen
„war, und in Prägung der Münzen große
„Kenntniße erlangt hatte, ſo fiel er darauf
„falſche Münzen zu prägen. Zum
„Glück hatte er zwey Bedienten, die dieſes
„Handwerk ebenfalls ſehr gut verſtanden,
„und auf deren Treue er ſich verlaſſen
„konnte. Mit dieſen beſchloß er das
„ſchwere Werk zu beginnen.

„Zwar ſtiegen manche Zweifel und
„Scrupel dagegen in ſeiner Seele auf.
„Aber er philoſophirte ſo: ob richtig oder
„unrichtig? das iſt nicht meine Sache zu
„entſcheiden. Genug ſeine Gründe beruhigten
„ihn. Wer hat dem Fürſten das
„Recht, allein Münzen zu prägen, gegeben?
„fragte er ſich ſelbſt. *) Niemand anders,

---

*) Es iſt auſſer Zweifel, daß der Herr Graf ſehr falſch philoſophirt. Er betrachtet die Sache aus dem Geſichtspuncte, aus welchem die Menſchen zu ſchlieſſen pflegen, wenn von ihrem werthen Ich die Rede iſt. Hätte der Graf ſein

„als er ſelbſt. Und warum hat er ſich
„dieſes Recht gegeben? weil es ſein eigenes,
„und das Bedürfniß der groſſen Familie
„ſeiner Unterthanen erfordert. Und ſchlägt
„er die Münzen nicht, wie er will? und
„beſtimmet er nicht ihren Gehalt nach ſei-
„ner Willkühr? Nun bin ich zwar kein
„Fürſt; aber ich habe doch gleiche Pflich-
„ten auf mir; meine Familie ſind meine Un-
„terthanen: dieſe fordert Erhaltung und
„Schuz von mir. Ich bin arm; ich ſehe
„gegen mein und meines Hauſes Verderben
„kein anderes Rettungsmittel, als Mün-
„zen

---

allgemeines Staatsrecht zu Rathe gezogen, ſo würde ihn dieſes belehrt haben, daß die Stimme des Volks, dem Fürſten das Recht, Münzen zu prägen, zugeſtanden hat, daß hieraus ein Vertrag zwiſchen Fürſt und Unterthan entſtanden iſt, den kein Unterthan brechen darf. Die Nachahmung der Bildniſſe fremder Fürſten iſt ein Raub, den die elende Sophiſterey des Herrn Grafen nicht entſchuldigen kann. Wir bezeugen alſo hiermit öffentlich, daß wir an obiger Meinung keinen Theil nehmen; ſie nicht vertheidigen; ſondern davor vielmehr jede Menſchenſeele warnen.

Der Herausgeber, und der Verleger.

»zen zu ſchlagen, und ihren Gehalt nach »meinem Bedürfniß zu beſtimmen. Warum »ſoll ich Schiffbrüchiger, das einzige Bret, »das ſich mir noch darbeut, nicht ergreifen, »um damit ans Ufer zu ſchwimmen? — Ich brauche zwar zu meinen »Münzen die Bildniſſe der Fürſten, aber »ich borge nur ihre Conterfeys, weil ich »ſelbſt kein Fürſt bin, und gebe ſie ihnen »wieder, wenn ich ſie nicht mehr brauche — und dergleichen Gründe mehr, die »ihn zu dieſem Unternehmen beſtimmten.

»Er ſchloß alſo mit ſeinen Gläubigern »einen Vergleich, und ſezte ihnen gewiſſe »Zahlungsfriſten; und dann ſuchte er einen verborgenen Ort, um ſein Werk zu »beginnen. Da er in dieſer Abſicht, ſich »hieher auf den Harz begab, fand er mitten auf einem waldigten Gebürge, ein altes eingefallenes Schloß, und nicht weit »davon ein noch ziemlich brauchbares »Haus, das ſonſt ein Forſthaus geweſen »war, izt aber nicht mehr bewohnt wurde. Es gehörte einem gewiſſen Edelmann, welchem der Graf das Haus, unter dem Vorwande, daß er hier ſeine

»Tage, als ein Einſiedler in Ruhe beſchließen wollte, abkaufte, und wieder wohnbar machte.

»Da er in dem verfallenen Schloſſe viele alte Keller fand, ſo ſchlug er in dieſen »unterirrdiſchen Gewölbern ſeine Münze »auf, und machte dieſe unſre izige Wohnung daraus. Niemand in hieſiger Gegend weiß ſeinen Namen und Stand. »Man kennt ihn bloß als einen Sonderling, der mit keinem Menſchen umgeht, »und daher bekümmert ſich auch niemand »ſehr um ihn und um ſeine Handlungen.

»Aus dem alten Schloſſe geht eine einzige Thür in dieſes unterirrdiſche Gewölbe, die aber wohl verwahrt iſt, und durch »welche der Graf und ſeine Leute nur ſehr »ſelten aus- und eingehen. Der geheimnißvolle Eingang aber, durch welchen du »herein gekommen biſt, iſt dazu von ihm »angelegt, um in dem dickſten Gebüſche »ganz unvermerkt herein zu gehen.

»Dieſen Eingang bedeckt oben eine Art »von Fallthüre, die oben immer mit Raſen »belegt iſt. Unter dem Raſen iſt das Ende eines Bandes angebracht, welches durch

„die Fallthüre bis her an unſre Wohnung „gehet, und eine Klingel ziehet. So bald „nun jemand herein will; ſo wird an dem „Ende des Bandes gezogen; man hört ſo „dann die Klingel. Die Fallthür wird „geöfnet, und indem man drauf tritt, wird „man durch eine mathematiſche Maſchine, „einige Klaftern unter die Erde verſenkt, „und geht denn erſt durch eine eiſerne Thür „herein in unſre Wohnung. Ich kann „weder dieſe Thür öfnen, noch weiß ich „mit der beſagten Maſchine umzugehen; „aber die Thür, die nach dem Schloſſe „hinaus gehet, kann ich öfnen. Daher „auch meine Leute, wenn ich mich allein „hier befinde, nur durch das Schloß herein kommen können.

„Der Rauch aus dem Ofen wird durch „eine Eſſe in das gerade über uns ſtehende alte Schloß geführet, und da alles „des Nachts gearbeitet wird, ſo verbreitet „ſich der Rauch in dem alten Gemäuer, „ohne daß ihn jemand gewahr wird.

„So hat denn der Graf ſchon viele „Jahre ſeine Münzen gepräget, ohne daß „jemand nur das mindeſte davon geahndet

„hätte. Auch ſo gar ſeine Familie weiß kein Wort davon. Niemand hat Wiſſenſchaft um ſein Geheimniß, als der Amtmann, der in ſeiner Abweſenheit ſeine Grafſchaft verwaltet. Durch dieſen alten treuen Diener läſt er ſeine Münzen in Lauf bringen, und durch dieſen Mann läſt er ſeinen Gläubigern, und ſeiner Familie, die benöthigten Gelder auszahlen.

„Da der Graf ſeine Münzen nicht allzuleicht prägt, und ein beſonderes Kunſtſtück verſteht, das Anſehen derſelben alt und verlegen zu machen; ſo iſt er immer glücklich genug geweſen, daß ſeine Münzen von jedermann genommen werden, und noch nie etwas von ihrer Falſchheit entdeckt worden iſt. Daher kommt es aber auch, daß die Bezahlung ſeiner Schulden, nicht anders, als ſehr langſam zugehen kann. Doch hat mir der Graf vor kurzem geſtanden, daß er in zwey Jahren, ſein Handwerk niederzulegen und wieder in ſeine Grafſchaft einzuziehen gedencke.

Hier ſchloß Rößgen ihre Erzehlung; und ich? — ſaß da mit offenem Munde, in tie-

fes

ſes Erſtaunen verſenkt. Mein erſter Gedanke war, daß ich die Unternehmung des Grafen völlig billigte, und mein lezter, — daß ich verzweiflungsvoll die Unmöglichkeit überſah, mich durch die Flucht aus meinem Kerker zu retten. Dieſe Betrachtung preßte mir einige Thränen aus. Rößgen bemerkte ſie, und errieth den Grund meiner Bewegung völlig. Eben begann ſie, mich auch hierüber zu tröſten, als ſich die Thür öfnete, und mein Herr College in ſeinem Jagdhabit wieder herein trat. Rößgen legte die Hand auf den Mund, und winkte mir tiefes Stillſchweigen zu.

Dreyzehntes Kapitel.

Wichtige Beſorgniſſe.

Kauz — ſo hieß, wie mir Rößgen ſagte, der Mann, von dem ich ſchon oft geſprochen habe — ſah ungemein traurig und beſtürzt aus, da er hereintrat. Ohne eine Sylbe zu ſprechen, zog er ſich aus, ſezte ſich nieder, und verzehrte ſeine Mahlzeit. Da er fertig war, befahl er mir zu Bette zu gehen. Ich that's, kämpfte aber, ehe ich einſchlafen konnte, noch lange mit mancherley Entwürfen, die ich jedoch eben ſo ſchnell wieder verwarf, als ich ſie zuſammen ſchuf. Beſonders beunruhigte mich das niedergeſchlagene Weſen **Kauzens**, weil er ſonſt immer ſehr geſprächig und guten Humors war. Ich ahndete irgend einen traurigen Zufall, der dem Grafen begegnet ſeyn konnte. Auch hatte ich mich hierinnen nicht geirret, wie ſich gleich ausweiſen wird.

Da ich früh aufſtand, war **Kauz** ſchon wieder über alle Berge, und **Rößgen** ſaß da mit Thränen vollen Augen, und mit einem Briefe in der Hand.

„Guten Morgen, **Rößgen**!
ſagte ich,

„warum ſo niedergeſchlagen?

„Armer **Lorenz**!
antwortete ſie,

„wir ſind vielleicht alle verlohren. Vor „dir kann ich keine Geheimniſſe mehr haben. Hier lies!

Sie gab mir den vor ihr liegenden Brief; ich las folgende Zeilen:

»Meine Tochter!

»Wir ſind in der größten Gefahr entdeckt »zu werden. Um unſerm Verderben vielleicht noch vorzubeugen, trete ich morgen »eine Reiſe an, die mich auf lange Zeit »von dir trennen wird. Leb indeß wohl, »geliebtes Kind! Gott ſchütze dich, wenn »du meinen Schuz vielleicht verlierſt. Du »muſt bis auf weitere Nachricht bleiben, »wo du biſt. Es ſoll dir nichts abgehen. »Kauz, den ich zurück laſſe, wird für alles ſorgen. Lorenz wird dir die Einſamkeit erträglich machen. Nuze ſie, ſein »Herz zu derjenigen Tugend zu bilden, die »du ſelbſt beſitzeſt! es iſt ein Junge von »treflichen Anlagen — Noch einmal, leb »wohl! wo nicht hier, ſo ſehen wir uns »doch dort wieder, wo uns Menſchen nicht »trennen können. Leb wohl! —

Wie war dir zu Muthe, lieber Leſer, wenn du dir in deiner Phantaſie irgend einen ſchönen Pallaſt erbaut hatteſt, und dich ſchon mit einigem Wohlbehagen an der herrlichen Lage und Ausſicht deſſelben weideteſt? — wenn du, arm und in der Niedrigkeit ſchmachtend, von Reichthum und hohem Stande träumteſt, — wenn du, ein noch unerhörter Liebhaber, dich in den Wonnegefühlen, deine Geliebte an deinen Buſen ſinken zu ſehen, und das Seligkeitsvolle Wort der Erhörung von ihren roſigten ſüſſen Lippen zu vernehmen, berauſchteſt — und dann plözlich, — deinen Pallaſt auf einmal in ein Nichts hinabſtürzen, — Reichthum und Hoheit weit von dir fliehen, — und deine Geliebte in den Armen eines andern ſaheſt, — wie war dir da zu Muthe? — kannſt du dich deſſen noch erinnern, ſo ſchlieſſe auf meine Beſtürzung über dieſen Brief! — ich dachte, ich würde vor Schrecken zu Boden ſinken.

Nicht nur ſah' ich mich aller meiner Hofnungen, aus dieſem Kerker zu kommen, beraubt: ſondern ich ahndete ſogar auch die ſchrecklichſten Entdeckungen. Schon ſah ich, im Augenblick meiner Vorſtellung, den Grafen, ſeine Leute, mich ſelbſt, — im Gefängniſſe, — auf dem Blutgerüſte, unter des Henkers Hand, und — am Galgen.

O! Gott! wir armen Leute! —

rufte ich aus, indem ich neben Rößgen auf einen Stuhl hinſank, und den Brief auf ihren Schooß fallen ließ. Thränen ſtürzten mir wie Bäche aus den Augen. Ich war ganz weg —

Auch Rößgen weinte heftig. Doch nahm ſie mich bey der Hand, und ſagte:

„ſey ruhig, lieber Lorenz! noch iſt nicht
„alles verloren. So viel mir Kauz
„mündlich erzehlet hat, iſt man in Sachſen
„bey Entdeckung einiger falſcher Münzen,
„dem Grafen nah' auf die Spur gekommen.
„Er hat aber dort einige mächtige
„Freunde, durch deren Vermittelung
„die Sache vermuthlich unterdrückt werden
„wird. Der Graf hat ſich nur entfernt,
„um im Fall einer unglücklichen
„Wendung ſeiner Sache, in Sicherheit zu
„ſeyn. Aber ich hoffe, es wird alles gut
„gehen —

„Das gebe Gott! —

ſagte ich, und — zu ſehr preßte mich die Beſorgniß, vielleicht noch lange in meinem Kerker ſchmachten zu müſſen, als daß ich der Verſuchung, meinen Plan, zum entfliehen, doch noch anzulegen, länger hätte widerſtehen können. Ich fuhr alſo ſehr unbedachtſamer Weiſe fort, zu Rößgen zu ſagen:

„aber mein gutes Rößgen! — wer weiß,
„wie lange uns der Graf hier zappeln
„läßt?

»läßt? — ich dächte, wir machten uns
»auf und davon — wenigſtens könnteſt
»du mir dazu behülflich ſeyn; — thue
»das, mein gutes Rößgen! —

Jedermann ſieht, daß mich hier der dumme, der Welt unkundige Bube, recht derb in Nacken ſchlug. Auch mußte ich für meine Faſeley wacker genug büßen. Denn ich hatte kaum ausgeredet, als Rößgen unter den Worten:

»O, Lorenz! wie ſchlecht belohneſt du
»mein Vertrauen auf dich!

aufſtand, zur Thür hinausgieng, und mich Schlaraffengeſichte mit ofnem Munde da ſtehen ließ.

Nunmehr fiel mir's erſt ganz auf, was für einen dummen Streich ich gemacht hatte. Vor Wuth über mich ſelbſt hätte ich berſten mögen. Die Verachtung! — o die war ſchrecklich! und doch ſahe ich ein, daß ich ſie verdient hatte. Das kränkte mich noch am meiſten, daß Rößgen an der Güte meines Herzens zu zweifeln ſchien. Ich glaubte dieſen Verdacht dennoch nicht verdient zu haben; und dieſe Betrachtung preßte mir einen Strom von Thränen aus.

Eine gute Stunde lang überließ mich Rößgen der grauſamen Folter meiner Angſt. Endlich trat ſie wieder herein, ſetzte ſich nieder, und ſchwieg lange ſtill; indeſſen ich vor Schaam, mit niedergeſenkten Blicken, es nicht wagte, nur meine Augen zu ihr aufzuheben. Jtzt aber begann ſie folgende Anrede:

„Das war ſo ein rechter Oſtindienfahrereinfall, Lorenz! — recht böſe hatteſt du mich damit gemacht: das iſt wahr. — Aber deine Einfalt dauert mich. Ich ſehe wohl, dein Herz hat keine Schuld dabey. Als deine Freundin will ich dir doch auf deinen ſonderbaren Vorſchlag antworten. Wie kannſt du dir vorſtellen, daß ich gegen meinen Wohlthäter die Undankbarkeit ſo weit treiben würde, ihn itzt zu verlaſſen, und zu verrathen? — o! wüßteſt du, was ich ihm zu danken habe, du würdeſt mich als ein Ungeheuer verabſcheuen, wenn ich nur des Gedankens fähig wäre, in deinen Plan zu willigen. Nein! da ſey Gott vor! — Du allein kannſt ohne meinen, oder Kauzes Willen hier nicht von der Stelle. Es iſt ſchlechterdings unmöglich. Nun ſieh! wenn ich dir behülflich wäre. —

»was würde der Graf dazu ſagen? —
»überlege das recht, Lorenz! — ſey ruhig!
»harre aus! — halt' deinen aufrühriſchen
»Geiſt im Zaum! Das verſpreche
»ich dir aber, ſobald der Graf zurückkommt,
»will ich ihn dahin bewegen, daß
»er dir auf irgend eine ihm unſchädliche
»Art, deine Freyheit wieder giebt. Denn
»er iſt ein Mann wie ein Engel, und ich
»gelte viel bey ihm. — Willſt du dich
»von mir leiten laſſen, Lorenz? — verſprich
»mir's! —

»O! und wenn du mich in die Hölle führen
»wollteſt, Rößgen! —

antwortete ich, indem ich ihre Hand küßte, und ſie mit meinen Thränen benetzte,

»ſey nur wieder gut! und vergieb mir!
»ich will dich nie wieder beleidigen. Ja
»ich will bey dir ausharren. Wo du biſt,
»da iſt Himmel und Seligkeit! —

»Du kleiner Schmeichler —

verſetzte Rößgen!

»wirſt einmal ein ausgelernter Mädchenverführer
»werden. Nun! ſey ruhig! es
»iſt alles vergeben und vergeſſen. Laß
»uns unſer Schickſal ohne Murren von
»der Hand der Vorſehung annehmen! —

„Doch — das muſt du erſt noch lernen.
„Ein andermal will ich dir's erzehlen, wie
„ichs gelernet habe. Itzt lies mir aus
„deinem Günther vor! —

So endigte ſich eine Unterhaltung, von welcher ich mir Wunder wie ſchöne Erfolge träumte. Aber ich erfuhr das Schickſal der Menſchen, die ſchöne Zauberſchlöſſer in ihrer Phantaſie aufbauen, welche oft ein einziger Gedanke wieder darnieder ſtürzt. Man ſieht ſich denn wieder in ſeiner Strohhütte, und wundert ſich nicht wenig, daß man einfältig genug war, ſich von einer Zauberlaterne blenden, und in der Irre herumführen zu laſſen.

Vierzehentes Kapitel.

Woran der Leſer vielleicht ſchon lange gegrübelt hat.

Eine der marterndſten Situationen, worein die armen Menſchenſeelen ſo oft verfallen, iſt ohne Zweifel die Ungewißheit. Ich wenigſtens habe nie einen Zuſtand peinlicher gefunden, als wenn ich in Ungewißheit und Zweifeln herumirrend, bald von dieſem, bald von jenem Windſtoße der Vermuthung angerüttelt ward, und beym Umſehen die traurige Erſahrung machen muſte, daß mich meine Phantaſie gefoppt hatte.

So gieng mir's itzt mit Rößgen. Eben nicht zum erſtenmal, aber doch eindringlicher, als jemals, fiel mir itzt, da ich ſie nach der vorherbeſchriebenen merkwürdigen Unterhaltung verließ, der Gedanke ein, zu wiſſen, wer dieſes Rößgen eigentlich wär? — Sie nennte den Graf ihren Wohlthäter, — ja gar oft ihren Vater, — er nennte ſie ſeine Tochter, ſein Kind; — was mag das zu bedeuten haben? — Eine ganze Nacht hindurch quälte ich mich mit mancherley Vermuthungen darüber, und — am Ende war ich wieder, wo ich angefangen hatte. Dieſe Ungewißheit wurde mir immer peinlicher, je mehr mich alles, was Rößgen angieng, ſo ungemein intereſſirte.

Endlich beſchloß ich, ſie darüber auszuholen. Zugleich nahm ich mir vor, meinen Antrag klüger einzufädeln, als da ich ihr meinen Vorſatz, Reißaus zu machen, entdeckte. Die ernſtliche Art, womit ſie dieß aufnahm, ſchwebte noch zu lebhaft in meiner Seele, als daß ich wieder ſo hätte zuplumpen ſollen. Ich ſann hin und her, aber kein Anſchlag wollte mir recht gefallen. Auch würde meine damalige eingeſchränkte Klugheit mir ſchwerlich aus meiner Verlegenheit geholfen haben; wäre mir nicht der Zufall, der oft mehr als Menſchenwitz thut, zu ſtatten gekommen.

Ich fand einſt in Rößgens Schlafzimmer einen Aufſatz auf ihrem Tiſche liegen. Es war ein Stück ihrer Lebensgeſchichte, die ſie ſich zum Zeitvertreib aufſetzte. Eben da mich meine Neugierde anlockte, darin zu leſen, und ich das Papier ſchon in der Hand hatte, trat ſie herein. Sie erſchrak, glaubte, ich hätte alles geleſen, und ſagte:

„es ſcheint, als ob dich der Himmel beſtimmt hätte, mir alle meine Geheimniſſe
„abzulocken. — Ich will ſeinem Winke
„folgen! komm mit in das Wohnzimmer!
„du ſollſt meine ganze Geſchichte wiſſen!

Wer war froher, als ich? — ohne mir es zweymal ſagen zu laſſen, folgte ich ihr, ſetzte mich neben ſie, und ſpitzte die Ohren. Worauf Rößgen, nach meiner theuren Verſicherung, reinen Mund zu halten, folgende Erzählung begann:

„Um die Zeit, auf welche mich mein Gedächtniß in meine Kinderjahre zurückführt, befand ich mich bey einer angeſehenen Wittwe in Regenſpurg, die von ihren Renten, und ſehr einſam lebte. Sie war von Adel, und nennte ſich Frau von Thorner. Eine rechtſchaffene edeldenkende Frau! — ich hielt ſie für meine Mutter. Auch nennte ſie mich ihre Tochter; und lange, bis in mein vierzehntes Jahr blieb ich in dieſem Irrthum. Indeſſen gab mir meine Pflegemutter — ſo will ich ſie nennen — eine Erziehung, wie ſie ſich nur für eine Perſon vom Stande ſchickte. Aber auch Religion und Tugend wurde mir, von dieſer ehrwürdigen Frau von Kindheit auf, eingepräget.

„Meine Pflegemutter, die übrigens wenig Geſellſchaft hielt, bekam oft Beſuch von der Aebtiſſin, eines Kloſters der Urſulinerinnen in Regenſpurg. Dieſe Dame beſaß eine auſſerordentliche Schönheit, und meine Pflegemutter ſtellte ſie mir oft zum Muſter einer erhabnen Denkungsart, und eines edlen Herzens vor. Mit mir gab ſich die Aebtiſſin beſonders ab,

„wenn ſie zu uns kam. Sie erwieß mir „die zärtlichſten Liebkoſungen, und ich durfte nicht aus ihren Armen kommen. Auch „hatt' ich ſo viel Neigung und Liebe zu dieſer Dame, daß ich mit ganzer Seele an „ihr hieng.

„Einsmals, da die Aebtiſſin lange nicht „bey uns geweſen war, und ich ſchon oft „mit banger Sehnſucht nach ihr gefragt „hatte, meldete mir meine Pflegemutter, „daß unſre Freundin tödtlich krank ſey, und „uns vor ihrem Ende noch einmal zu ſehen wünſchte. Keinen Augenblick verſäumten wir, um uns zu ihr ins Kloſter „zu begeben. Da lag nun die edle, vortrefliche Frau, äuſſerſt entkräftet, und „dem Tode nahe. Rößgen! — ſagte „ſie, indem ich mich zu ihr aufs Bette ſetzen muſte, und ſie meine Hände in die „ihrigen drückte — ich habe dir noch wichtige Dinge zu ſagen; — du biſt meine „Tochter! unter dieſem Herzen, das nun „bald brechen wird, hab' ich dich getragen. „Dein Daſeyn koſtete mir manche Thräne, „und machte mir manchen Kummer, doch „ich habe Gnade gefunden vor Gott. —

„Dein Vater iſt der Graf von ** ein kayſerlicher „Miniſter. Hier haſt du ſein Portrait, „und dieſen Brief an ihn. Daran „wirſt du ihn erkennen. Suche ihn auf, „wenn du Mangel leideſt! Er wird für „dich ſorgen. Denn er iſt ein braver „Mann, und mich liebt er, wie ſeine „Seele." — Beynahe wär ich vor Schreck „und Freude über dieſe Entdeckung in Ohnmacht „geſunken. Ich fiel meiner Mutter „um den Halß, küßte ihre ſchon kalten Lippen, „und mitten unter meinen Liebkoſungen „gab ſie in meinen Armen ihren Geiſt „auf. —

„Da wir wieder in unſre Wohnung kamen, „und uns von unſrer Betrübniß und „unſerm Schrecken in etwas wieder erholet „hatten, erzehlte mir meine Pflegemutter „die Geſchichte der Aebtiſſin. Sie war „eine ziemlich nahe Verwandte des Grafen, „aber aus einem fürſtlichen Stamm. Ihr „Vater beſtimmte ſie wider ihren Willen „dem geiſtlichen Stande. In Rückſicht ihres „Standes, dem ſie durch ihren Verſtand, „und durch ihre Tugend Ehre machte, „erhob man ſie in der Blüthe ihrer Ju-

„gend ſchon zur Aebtiſſin des Kloſters. „Kurz nach ihrer Erhebung kam der Graf, „der damals Witwer war, als kayſerlicher „Miniſter nach Regenſpurg. Seine „Verwandtſchaft mit meiner Mutter ſtifte„te eine Freundſchaft zwiſchen beyden, die „der öftere Umgang nach und nach zur „Liebe erhob. Meine Mutter hatte zu war„mes Blut, um den Regungen der Natur, „deren ganze Stärke in ihr erwachte, lan„ge widerſtehen zu können. Ihre unge„meine Schönheit ſiegte in dem Herzen des „Grafen, über ſeine Ehrfurcht für die Hei„ligkeit ihres Standes. Seine Liebkoſun„gen, ſeine Zärtlichkeiten ſchläferten ihre „Tugend ein. Berauſcht vom Kelch der „Liebe vergaßen ſie in einer einſamen un„glücklichen Stunde die Pflichten, die Re„ligion und Ehre ihnen auflegten. Sie „unterlagen den Gefühlen eines Feuers, „das oft den Weiſen, wie den Thoren durch„glühet. — Ich war die Frucht einer Lie„be, die beyde in das namenloſeſte Elend „geſtürzt haben würde; hätte meine Mut„ter nicht zum Glück einige vertraute Non„nen auf ihrer Seite gehabt, die ihr bey „ihrer geheimen Niederkunft beyſtanden,

„und

„und mich alſobald aus dem Kloſter zur „Frau von Thorner zu bringen wußten. „Die Sache blieb unentdeckt. Ich wurde „von der Frau von Thorner erzogen, „ohne daß jemand nur das mindeſte von „meiner Herkunft geahndet hätte.

„Zwey Jahr nach dem Tode meiner „Mutter verfloſſen mir bey der Frau von „Thorner in vollkommenſter Ruhe. Izt „aber ſtarb auch dieſe vortrefliche Frau. „Doch empfahl ſie mich vorher noch einem „ihrer Verwandten, der mich nach ihrem „Tode zu ſich nahm. Dieſer Verwandte, „der ein alter ſcheinheiliger Hageſtolz war, „hielt mich anfänglich überaus gut. Aber „da er Niederträchtigkeit genug beſaß, meine Tugend ſeinen unkeuſchen Lüſten aufopfern zu wollen, ſo entfloh ich aus ſeinem Hauſe, und beſchloß nach Wien zu „reiſen, und meinem Vater mich zu Füßen „zu werfen. Ich reiſ'te in Geſellſchaft eines Kaufmanns, der ein Freund meiner „Pflegemutter geweſen war, dahin ab; „aber mein Vater war damals als Geſandter nach Conſtantinopel gegangen. „Ich beſchloß in Wien ſeine Zurückkunft

„abzuwarten. Mein Freund, der Kaufmann, brachte mich indeſſen in das Haus einer Galanteriehändlerin, bey welcher ich faſt zwey Jahr, unter dem Namen einer Verwandtin ſehr vergnügt zubrachte. Izt kam zwar mein Vater aus der Türkey zurück. Aber ehe ich vor ihn kommen konnte, muſte ich erfahren, daß er bey Hofe in Ungnade gefallen, und auf ſeine Grafſchaft verwieſen war.

„Ich machte mich auf den Weg, ihm auch dahin nachzufolgen. Aber in einem Walde in Mähren wurde die Poſt, worauf ich mich befand, von Räubern angefallen. Alles was wir hatten, gieng verloren. Der Poſtillion und zwey Paſſagiers wurden getödtet. Mich aber ſchleppten dieſe Unmenſchen, eine Strecke in den dickſten Wald hinein, um eine That an mir zu begehen, wovor die geſittete Menſchheit ſchaudert und die Natur erzittert.

„Mein Glück war es, daß dieſe Böſewichter unter ſich ſelber uneinig wurden, welcher von ihnen dieſe Schandthat zuerſt an mir verüben ſollte. Der Streit,

„der unter ihnen entſtand, verzögerte die „Vollendung des Bubenſtücks. Indeſſen „rufte mein gewaltiges Schreyen — denn „ich fand während ihres Streits Mittel, „das Tuch, womit ſie mir den Mund verſtopfet hatten, herauszuziehen — vier „oder fünf Männer mit bloßen Degen herbey, die durch das Gebüſch hindurch ſtürzten, und auf die Räuber einhieben. Dieſe aber entkamen durch die Flucht, und „ich befand mich bis aufs Hemde ausgezogen, ohnmächtig unter den Händen meiner Erretter.

„Da ich wieder zu mir ſelber kam, lag „ich in einem großen zugemachten Wagen, „der ſich ſehr langſam fort bewegte. Zwey „junge artige Mädchen ſaßen neben mir, „und ſprachen mir durch ihre Liebkoſungen „Troſt zu. Eine etwas bejahrte Frau hielt „mir einen Becher mit Wein vor, woraus „ich einen Erquickungstrank nehmen ſollte. Vier bis fünf Mannsperſonen, die „im Hintertheil des Wagens ſaßen, unterhielten ſich von meiner Schönheit, und „von ihrer Tapferkeit bey Verfolgung der „Räuber. Vor und hinter unſern Wagen,

„ſah ich noch zwey dergleichen, wovon
„aber der lezte mit bloßem Gepäck beladen
„war. Kurz es war eine Truppe reiſender
„Komödianten, die nach Schleſien
„und Böhmen ziehen wollten.

„Was ſollte ich thun? — ich war beraubt,
„bis auf ein einziges Hemde. Meine
„Reiſe konnt' ich izt nicht verfolgen.
„Der Prinzipal der Geſellſchaft bot mir
„Engagement an. Ich wurde alſo Komödiantin,
„und machte meiner Truppe
„Ehre Ein Jahr lang zogen wir in
„Schleſien und Böhmen, von einer
„Stadt zur andern umher. Dann gieng
„die Reiſe nach Sachſen. Hier ſpielten
„wir einsmals in einer gewiſſen kleinen
„Stadt eine Haupt- und Staats-Action,
„worinn ich die Königin Cleopatra vorſtellte.
„Unter den Zuſchauern bemerkte
„ich einen Mann von majeſtätiſchem Anſehen,
„aber in einem ganz ſchlechten Reiſekleide.
„Dieſer Mann verwandte kein Auge
„von mir, und beklatſchte mich unaufhörlich.
„Sein Geſicht war mir ungemein
„bekannt, und mein Herz war — ich
„wuſte nicht warum? — ganz von ihm
„eingenommen.

„Nach der Vorſtellung dieſes feinen „Stücks befand ich mich kaum wieder auf „meinem Zimmer, und hatte die goldpapierne Krone abgeleget, als dieſer Mann „gerade zu mir herein trat. Verzeihen „Sie, Mamſell, ſagte er mit einer gewiſſen zuverſichtlichen Würde, die mir Ehrfurcht für ihn einflößte — ich habe Ihren Prinzipal reichlich bedacht; aber Sie „verdienen wegen Ihres herrlichen Spiels, „das von der Natur kopirt, und etwas „mehr, als Haupt- und Staats-Action „war, eine beſondere Vergeltung! —

„Hier legte er mir drey Louisd'or in die „Hand, ſezte ſich nieder, ſah mich mit feſtem Blick an, und lächelte einigemal ſehr „wohlgefällig über meine Verlegenheit, ob „ich das Geld annehmen wollte, oder „nicht? — wollen Sie erlauben — fuhr „er fort — daß ich dieſen Abend mit Ihnen ſpeiſen darf? einer Komödiantin iſt „ſo etwas zu vergeben, und ich denke meine Jahre ſollen Ihnen nicht gefährlich „ſeyn. — Ich nahm das Anerbieten an. „Sie gefallen mir ſo wohl, Mamſell, fuhr „der Unbekannte fort, daß ich dieſen Abend

„für verloren achten würde, wenn ich mir „die gute Gelegenheit, ſolchen bey Ihnen „zuzubringen, nicht zu Nuz machen wollte.

„Wir ſpeißten ganz allein, und wurden „immer vertrauter. Je mehr ich den „Mann betrachtete, deſto auffallend bekannter wurde mir ſeine Geſichtsbildung, „und doch wuſte ich ihn nirgends hinzuthun. Nach Tiſche nahm mich der Unbekannte zärtlich bey der Hand, und ſagte: Sie ſind nicht in dem Stande gebohren, worinn Sie ſich befinden, was nöthigte Sie dieſen Schritt zu thun? — „Dieſe Frage veranlaßte mich ihm meine „ganze Geſchichte zu erzehlen. Kaum hatte ich angefangen, ſo merkte ich ihm eine „gewiſſe Unruhe, und eine auſſerordentliche „Aufmerkſamkeit auf meine Erzehlung an. „Bald ſah' ich dieſe ſeine Gemüthsbewegungen in eine Art von Rührung übergehen, die mir durch einige Thränen, die in „ſeinen Augen zitterten, noch auffallender „wurde. Oft faßte er während der Erzehlung meine Hand, drückte ſie ſprachloß an ſeine Bruſt, und ließ ſie dann mit „ſichtbarer Bewegung wieder fahren.

„Da ich an den Umſtand von dem Tode
„meiner Mutter kam, ſtand er heftig von
„ſeinem Stuhl auf, faßte mich mit beyden
„Händen, und ſagte mit ungemeiner Wärme:
„Haben Sie das Portrait noch? wo
„haben Sie es? — zeigen Sie mir es? —
„Ich zog es aus meinem Buſen, und —
„indem ichs ihm vorzeigte, und dabey
„ſelbſt meine Augen drauf warf — Gott!
„wie ward mir? — es war die Abbildung
„des Mannes, den ich vor mir ſah.
„Auch er erkannte ſich. Mich in ſeine Arme
„ſchließen und meine Wangen mit ſeinen
„Thränen benezen, war der erſte Ausbruch
„ſeiner Empfindung — Meine geliebte
„Tochter! ſagte er denn — O! ich
„habe nie ein Weib ſo geliebt, wie deine
„Mutter! Du biſt ganz ihr Abdruck, ganz
„das herrliche Weib, das zu gut für dieſe
„Welt war! o, wie lange hab' ich dich geſucht!
„— nie laſſe ich dich wieder von
„meiner Seite. Jzt muſte ich mich auf
„ſeinen Schooß ſezen, und ihm das Ende
„meiner Geſchichte vollends erzehlen. Den
„Brief von meiner Mutter aber hatten mir
„die Räuber mit entriſſen. Denn entdeckte
„mir dieſer redliche Vater einen Theil ſeiner
„unglück-

„unglücklichen Verfaſſung. Er war eben „damals auf einer Rückreiſe in dieſe ſeine „Einſamkeit begriffen. Ich folgte ihm „hieher, und verließ meine Komödianten-„Truppe. Seit einem Jahre befinde ich „mich nun hier. Mit Vergnügen ſitze ich „aber in dieſem Kerker gefangen, und ausharren will ich, bis mich mein Vater „ſelbſt heraus führt.“

Mit dieſen Worten ſchloß Rößgen ihre merkwürdige Erzehlung, und ich ſchließe dieſes Kapitel. Wiſſen doch nun meine Leſer, wer unſer intereſſantes Roßgen iſt! —

Funfzehntes Kapitel.

Etwas für die Platoniſchen Liebhaber.

Ein anderer an meiner Stelle würde vielleicht die Situation, worinn ich mich hier befand, ganz anders, als ich, genuzt haben. Denn ein gutes halbes Jahr vergieng, ohne daß wir den Grafen wieder zu ſehen bekamen, und in einem Vierteljahre ließ ſich Kauz nur ſehr ſelten bey uns ſehen. In dieſem erſten Vierteljahre wurde an gar kein Münzen gedacht. Eine lange Zeit! — und dieſe — allein — Tag und ſtündlich an der Seite eines durchaus ſchönen — warmen, zärtlichen Mädchens — das nur für die Liebe gebildet, und — welches viel ſagen will — Komödiantin geweſen war — zugebracht; wem würde dieſe Zeit nicht gefährlich geworden ſeyn? — Nun denke man ſich die Einſamkeit — die ſo ganz ungeſtörte, der Liebe ſo willkommene Einſamkeit, worinn wir zuſammen lebten; — man denke ſich in mir einen jungen feurigen vollblütigen Burſchen von beynahe ſechzehen Jahren, wo mancher Jüngling ſich ſchon der Reife eines Mannes nähert, und Triebe in ſich fühlt, die oft der Weiſe zu bekämpfen zu ſchwach iſt, und wobey er oft im Kampfe erliegt, — man denke ſich die erſten Aufwallungen der mir ſo unbekannten, neuen wonnevollen Gefühle, die mir Rößgen gleich anfänglich einflößte; — dieß alles denke man ſich; und das natürlichſte Reſultat kann unmöglich ein anders ſeyn, als: Lorenz verliert hier ſeine Unſchuld! —

Welche treffliche Liebesgeſchichte hätte ſich hier zuſammen weben laſſen! — eine Geſchichte, die dem erfindungsvollen Genie, manches empfindſamen Romandichters zur

Ehre gereichen, und mancher lüſternen jungen Seele das Maul wäſſericht machen würde! — wie bald wäre nicht auch das Romänchen erdichtet, wenn mir es auch nicht begegnet wäre? — wie manche zärtliche Scene ließe ſich dabey anbringen? und vielleicht würde ich noch obendrein den lauteſten Dank der izigen empfindſamen Modewelt dafür einärndten. — Aber allen dieſen ſo blendenden Verſuchungen will ich doch ſtandhaft widerſtehen. Der Wahrheit allein, die mich durch mein ganzes Leben geleitet hat, will ich auch hier treu bleiben. Freylich werde ich vielleicht den Spott manchen hochadlichen Fräuleins zu gewarten haben, wenn ſie dem wohl geſchniegelten, und wohlparfümirten Herrn Fähndrich, mit dem ſie unſre einſame Hole wohl beſſer, als ich Pinſel benuzt haben würde, meine Geſchichte bey der Toilette vorlieſet. Wie ſcheel wird mich die empfindſame Landpfarrers-Tochter anblicken, die mit dem Univerſitätsfreunde ihres Wertheriſirenden Herrn Bruders, ein ſehr erbauliches Romänchen, nach Adolphiſchen und Siegwartiſchen Zuſchnitt, beginnt! mit welchem Unwillen wird ſie mich zurücklegen, und mich als einen dummen unempfindſamen Kloz bemitleiden! —

Und wie wird die gefühlvolle, und nervenfeſte Kaufmannsfrau, auf dem Schooße ihres Adonis, des feiſten, wohlbewadeten Liefländiſchen Edelmanns, mich ins Fäuſtchen hinein auslachen, indem ſie mit der gehörigen Attitude den zeitigen Liebhaber zu Scenen auffordert, worinn mich in meiner unterirrdiſchen Behauſung kein feindſeliger ſchwindſüchtiger Ehemann geſtört haben würde! Von dem ganzen ſchönen Geſchlechte, bis zur dicken wohlbebrüſteten Köchin oder Jungemagd herab, die, während der goldnen academiſchen Laufbahn, mit dem zukünftigen Herrn Pfarrer, oder Superintendenten praktiſche Uebungen zu künftigen Strafpredigten über das ſechſte Gebot, anſtellt, werde ich freylich mich müſſen behohnlächeln, und ärger bekritteln laſſen, als unſre izigen rüſtigen Dramaturgen, in ihrem ſieb- oder achtzehnten Jahre, die Reinecken, Kochs, und Eckhofe, unſrer Zeit auf ihren Studentenſtuben, beym Kruge Merſeburger, oder Köſtritzer, herum nehmen. Denn auch unſre Jungemägde bilden ſich izt aus Romanen, und leſen den Briefwechſel dreyer academiſcher Freunde, um — wenn vielleicht der Herr Studioſus Wort hält — künftig einmal ſo gute Pfarrers-Weiber, wie **Friedebergs** muſterhafte Sophie zu werden.

Aber alle dieſe Schmähungen ſollen mich nicht auf der Bahn der Wahrheit hemmen. Muthig biete ich auch ſogar dem Unwillen des ſchönen Geſchlechts die Stirn, und hieraus können meine Leſer ſchließen, was ſie von mir zu erwarten haben? —

Alſo kurz und gut! meine einſame Freundſchaft mit Roßgen artete keinesweges zu einem förmlichen Liebeshandel aus, und wir blieben der Tugend getreu bis an's Ende. Wer an Tugend glaubt, dem brauch ich nicht zu erklären, wie das zugieng. Aber um der Schwachen, und um derer willen, die eine tugendhafte Liebe für nichts mehr, und nichts weniger als für ein Hirngeſpinnſt halten, wovon es leider in unſern Tagen an allen Orten wimmelt — um dieſer willen muß ich doch wohl dieſe Sache ein wenig näher beleuchten.

Freylich würde ich den Beynamen eines unausſtehlichen Prahlers verdienen, wenn ich mit dreiſter Stirn ſo geradehin meinen Leſern die Naſe aufheften wollte, daß der alte Adam mich gar niemals in die Kloppe genommen hätte, wenn ich ſo manche einſame Stunde an Rößgens Seite zubrachte, und die volle Pracht ihrer Reitze immer ſo ganz vor mir entwickelt ſah. So wenig ich damals noch mit Gefühlen bekannt war, welche heut zu Tage die meiſten Jünglinge in meinem damaligen Alter ſchon durch und durch kennen; ſo empfand ich doch oft gewiſſe Regungen, die mich reitzten, nach den anlockenden reifen Früchten zu greifen, wenn ſie oft ſo appetitlich vor mir aufgetiſcht waren. Kurz ich war keinesweges tugendhaft aus Naturell, ſondern — welches mir freylich noch mehr das Anſehen eines Prahlers giebt, in der That aber doch wahr iſt — lediglich theils aus Grundſätzen, theils aus andern Urſachen, die Kraft genug hatten, meine jugendlichen Aufwallungen in Schranken zu halten.

Die Sache gieng eigentlich ſo zu: Die Lehren der Religion hatten in der That ſehr tiefe Wurzeln in meiner Seele gefaßt; ich war gründlich darinn unterrichtet worden; beſonders hatte mir meine Mutter viel Ehrfurcht für ſie eingeflößt. Nach dieſen Grundſätzen war ich ſehr lebhaft davon überzeugt, daß man ſich durch einen gewiſſen vertraulichen Umgang mit Frauenzimmern ſehr ſchwer an

Gott verſündige. Davor fürchtete ich mich nun nicht wenig; und da mein Herz durch den Umgang mit liederlichen Buben noch nicht verderbt war, ſo empfand ich bey kaltem Blute Kraft genug in mir, alle Verſuchungen muthig zu bekämpfen, um ſo mehr, da es ſchon damals in meinem Karakter lag, das ſchwerſte am liebſten durchzuſetzen. Und ich ſiegte in der That. — —

Aber — mein lieber Lorenz! — werden viele ſagen! du rühmeſt dich einer Tugend, wogegen die erhabenſten Weiſen geſtrauchelt, und die größten Heiligen geſtolpert haben. Wo hätteſt du dieſe Feſtigkeit hernehmen ſollen? —

Ließ nur weiter! lieber Leſer! du weißt doch, daß gewiſſe äußerliche Erweckungen dazu gehören, wenn die Tugend eines religiöſen Jünglings ſtraucheln und von den Trieben der Natur beſiegt werden ſoll? — und das war hier der Fall nicht: denn Rößgens Betragen gegen mich ſchlug alle die Triebe nieder, die das Anſchaun ihrer Reitze in meinem Blute erzeugten.

Sie betrug ſich immer ungemein ernſthaft und oft zurückhaltend gegen mich. Ueberraſchte ſie ja bisweilen ihre angeborne luſtige Laune — denn ſie war von Natur ein harmloſes heiteres Mädchen — ſo hatte ſie doch Gewalt genug über ſich ſelbſt, ſich in den Schranken der Sittſamkeit und Selbſtverleugnung zu erhalten — eine Tugend, die, je ſeltener man ſie beym ſchönen Geſchlechte findet, den Karakter unſers Rößgens deſto hochachtungswürdiger macht.

Setzet man nun meine damalige natürliche Blödigkeit in Liebſchaftsangelegenheiten hinzu, ſo läßt ſichs begreifen, wie ich unter dieſer Verſuchung meine Unſchuld erhalten konnte! Welcher Menſch, der nur ein wenig Praxin in dergleichen Händeln hat, iſt nicht von der Wahrheit überzeugt, daß uns Männern die Damens oft auf halbem Wege entgegen kommen müſſen, wenn uns beſonders eine Art von Reſpect für ſie — in einiger Entfernung von ihnen hält? —

Hätt' ich mich aber auch ſchon in die Dreiſtigkeit finden wollen — wie denn die Liebe hierin oft die beſte Wegweiſerin iſt — ſo durfte ich ihr bey Rößgen gerade den Zügel nicht ſchieſſen laſſen. Ein einziges Beyſpiel mag dieſen Satz erläutern: ich ſchlich mich eines Morgens in ihr Zimmer, um ein Buch zu holen, das ſie von mir mit dahingenommen hatte. Sie lag noch im Bette, und ſchlief ruhig. Einige Schönheiten, die mir ins Auge fielen, überwanden alle meine Blödigkeit. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr einen Kuß auf ihre ſchöne Wange zu drücken. Sie erwachte, aber mit einem zornigen ſtrafenden Blick; und mit einem Tone, den ich nie vergeſſen werde, ſagte ſie:

„Was ſoll das ſeyn, Lorenz? was unterſtehſt du dich? — und was ſoll aus uns beyden werden, wenn wir uns dergleichen Vertraulichkeiten erlauben wollen? — unſerer beyden unwiederbringliches Unglück wär' die Folge davon, und — was würde mein Vater dazu ſagen? — ein Burſche, wie du biſt, muß die Kinderſchuhe erſt ausziehen, und ſich etwas in der Welt verſuchen, eh' er auf Liebesabentheuer ausgehen will. Wirſt du ſolche Zudringlichkeiten künftig nicht unterlaſſen, ſo muß ich dich ganz anders als bisher behandeln —

Beſchämt und ſchweigend ſchlich ich mich auf mein Zimmer, und muſte nun warten, bis es Rößgen ſelbſt gefällig war, mir manchmal

mal einen Kuß von ihren ſüßen Lippen zu koſten zu geben.

Wer aber glauben wollte, daß wir uns nicht dem ungeachtet liebten, der würde uns ganz verkennen. Allein unſre Liebe war die Verkettung der Seelen, aus der Schule Platos und mancher neuerer Philoſophen; ob wir gleich nie ein Wort von dieſen weiſen Lehrern gehört hatten; es war die Liebe Petrarchs und ſeiner Laura — die Zärtlichkeit Abeillards und Heloiſens — die Seelenvereinigung Siegwarts und Marianens. Mit dieſer Verſicherung, die meine Leſer mit guten Gewiſſen für nackte Wahrheit annehmen können, will ich denn nun endlich dieß erbauliche Kapitel beſchließen, und ihnen Zeit geben, über unſre Platoniſche Liebe ſo viel Betrachtungen anzuſtellen — als ſie wollen.

Sechzehntes Kapitel.

Unverhoft, kommt oft.

Mancher wißbegierige Krittler wird mir nun zwar wohl die ſehr natürliche Frage aufwerfen: was habt ihr denn nun ſonſt, dieſe lange Zeit über, in der einſamen Höle mit einander vorgenommen? wurde euch denn nicht Zeit und Weile zu Tode lang, wenn ihr nicht der Liebe pflegtet? — Hierauf dient ganz kürzlich zur Antwort: wie aßen, tranken, ſchliefen, ſchwatzten, und — ſtudierten; denn der Graf ließ mich ſo reichlich mit Büchern verſehen, daß ich mich daraus zum Profeſſor hätte ſtudieren können, wenn ich nicht auf die leidige brodloſe Versmacherey gefallen wär, die mir viel Zeit verderbte.

Endlich kam unſer Graf auf einmal wieder; und Rößgen ſteckte mir heimlich, daß alles gut abgelaufen, und ihr Vater vor allen Nachſtellungen ſicher ſey. Auch gieng es nun wieder friſch über das Münzen her, und ich mußte wacker mit arbeiten. Oft erinnerte ich zwar Rößgen daran, mir meine Freyheit bey ihrem Vater auszuwürken; aber immer ſpeiſte ſie mich mit leeren Vertröſtungen ab; immer hieß es, man müſſe ſich nicht übereilen. Allein der Graf war ſehr oft bey guter Laune, und doch ſah' ich Rößgen keinen Schritt zu meiner Befreyung thun. Ich harrte mit Schmerzen darauf; aber immer vergebens. Endlich verzweifelte ich ganz daran, weil ich gewiß glaubte, daß es nie Rößgens Ernſt geweſen ſey, mir zu meiner Freyheit behülflich zu ſeyn. Hier war nun für mich weiter nichts zu thun, als mich in mein Schickſal zu ergeben. Und eben dieſe Geduld und Unterwerfung hatte mir die Gnade des Grafen, der mich dadurch auf die Probe ſtellte, erworben.

Einsmals, da ich mich's am wenigſten verſahe, that mir der Graf folgenden Antrag:

„Lorenz! ich hab dir's lange angeſehen, „daß dir es nicht mehr bey uns gefällt. „Auch finde ich es billig, daß du in der „Welt noch dein Glück machſt. Aber „wie? — das iſt die Frage. Mit deinem „Oſtindiſchen Reiſe-Project iſt es nichts. „Das war ein alberner kindiſcher Einfall „von dir. Zu deinem Vater kann ich dich „auch nicht zurück gehen laſſen. Darunter möchte meine eigene Sicherheit leiden. „Ich will alſo auf eine andre Art für dich „ſorgen. Du ſchreibſt eine ſchöne Hand, „und verſtehſt die Rechenkunſt. Dadurch „iſt ſchon mancher zum groſen Mann empor geſtiegen. Ich kann dir durch dieſes „Mittel auf die bequemſte Art forthelfen.

„Aber vorher muſt du dich in der prakti„ſchen Schreiberey ein wenig üben. Ich „habe in Leipzig einen Freund, der Doctor „der Rechte iſt, und die wichtigſten Rechts„händel führt. Bey dieſem will ich dich „einige Zeit als Schreiber unterbringen. „Du wirſt es ungemein gut bey ihm ha„ben. Aber vorher muſt du mir einen „feyerlichen Eyd leiſten, daß du mein Ge„ſchäfte keiner Seele anvertrauen willſt. „Biſt du nun mit dieſem Vorſchlage zu„frieden? —

Wer war froher, als ich? — entzückt fiel ich dem Grafen zu Fuße, und dankte ihm mit innigſter Rührung für ſeine Errettung. Ich nahm alles an, und wenn er mir vorgeſchlagen hätte, ein Schweinhirte zu werden; nur, daß ich von der verwünſchten Geldmünzerey, die ich ſehr oft würklich für Sünde hielt, hinweg kam.

Kaum ſah' ich mich mit Rößgen allein; ſo konnt' ich mich nicht enthalten, ihr mit der lebhafteſten Wärme um den Halß zu fallen, und ihr meine feurigſte Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Denn niemand anders, als ſie, war es, die mir meine Freyheit bey dem Grafen ausgewürkt hatte.

Möchte ich doch meinen Leſern ein recht treffendes Gemälde von dieſer Scene entwerfen können! — So zurückhaltend **Rößgen** bisher gegen mich geweſen war, mit ſo vieler Wärme nahm ſie meine Zärtlichkeit auf. Lange hieng ich ſprachlos an ihrem Halſe und weinte. Auch ihre Thränen floſſen auf meine Wangen. Bald freuten wir uns über mein ſo nahes Glück; bald bejammerten wir die damit verbundene Trennung, die uns bevorſtand. Wir ſchworen uns ewige Freundſchaft; verſicherten einander unaufhörlich, daß wir uns nie vergeſſen wollten, ſo weit uns auch das Schickſal von einander trennen würde; und jede Verſicherung wurde mit einem glühenden Kuſſe verſiegelt.

Der Graf eröfnete mir, daß er mich ſelbſt nach Leipzig zu ſeinem Freunde bringen wolle. Nachdem ich ihm den verlangten Eyd der Verſchwiegenheit geleiſtet hatte, führte er mich aus meinem Kerker, worinn ich nun beynahe ein ganzes Jahr zugebracht hatte, heraus. Wir ſezten uns beyde, von **Kaspern** dem andern Bedienten begleitet, in einen Wagen, und fuhren davon.

Die Beſchreibung meines Abſchiedes von Rößgen mögen mir meine Leſer erlaſſen. Nur ſo viel ſage ich, daß er mein innerſtes durchbohrte, und daß mir noch das Herz bricht, wenn ich dran denke. —

Aber die Empfindungen kann ich nicht zurückhalten, die ſich meiner Seele bemächtigten, als ich zuerſt das Licht des Tages wieder erblickte. Staunend und in Wonnetaumel verſenkt ſtand ich da, als ich mich wieder unter Gottes freyen Himmel befand, und die Strahlen der Sonne auf mich herab fielen. Tauſend namenloſe Gefühle durchſtrömten mein Herz. Wie angeheftet auf dem Boden ſtand ich, und konnte mich nicht ſatt ſehen, an den mannichfaltigen Gegenſtänden, der mich von allen Seiten anlächelnden ſchönen Natur. Aber zu ſchwach waren auch meine Augen, den Glanz des hellen Tages zu ertragen. Das Licht der Sonne blendete mich ſo ſehr, daß ich auf einmal wieder nichts, als Nacht und Finſterniß um mich her ſah. Keinen Schritt vermochte ich weiter zu thun. Kaſper mußte mich bis in die Wohnung des Grafen führen.

Sie lag im Walde auf einem ſchönen romantiſchen Berge; ein herrlicher Garten, der mir wie ein Paradieß vorkam, umgab dieſe einſame Zuflucht des edlen Mannes, der hier eine Freyſtatt, vor Hofkabale und menſchlichem Elend fand. Ich gieng hinein in dieſen Garten. Eine düſtre ſchattigte Laube von Roſen und Jasmin, lud mich ein, mich in ihr nieder zu ſezen. Izt ſah' ich mich weiter in der umliegenden Gegend um. Das erſte, was mir in die Augen fiel, war das alte Schloß, unter deſſen Ruinen ich ſo lange begraben gelegen hatte. Eine unbeſchreibliche Empfindung durchdrang mich bey dieſem Anblicke. Nieder auf meine Knie ſank ich, wie von einem mechaniſchen Triebwerk gezogen; und laut ſtrömte der Dank für meine Freyheit, zu dem Allmächtigen von meinen Lippen. Ganz verſunken in die wonnevollen Gefühle, zu welchen mich dieſe Unterhaltung mit meinem Schöpfer erweckte, ſah' und hörte ich nichts von dem, was in mir vorgieng.

Und — wie überraſchte mich daher die Gegenwart des Grafen, den ich hinter mir erblickte, als ich aufſtand! Ich erſchrack, daß ich an allen Gliedern zitterte. Aber freundlich ergriff der edle Alte meine Hand und ſagte:

„Zittre nicht, lieber **Lorenz**! Lange hab'
„ich dir mit innigem Vergnügen zugeſehen.
„Deine Andacht gefällt mir ungemein.
„Dir wirds noch wohl gehen in der Welt:
„Denn, wer Gott fürchtet, der wird nie
„von ihm verlaſſen.

Dann zeigte er mir noch die umher liegende reizende Gegend der Harzgebürge. Aber, — welche neue Gefühle beſtürmten meine Bruſt, als er mir durch das Sehrohr, in weiter Entfernung, meine Vaterſtadt **Blankenburg** zeigte! — beynahe wäre ich in Ohnmacht geſunken. Meine Eltern, meine Geſchwiſter, mein **Brauſius** — alles fiel mir ein — alles empörte meine Empfindungen. Eine ſchreckliche Schwermuth bemächtigte ſich meiner; das Herz pochte mir gewaltig. Aber der Graf, der meine Bewegungen gewahr ward, nahm mich eiligſt mit in die Wohnung, und bey einer Flaſche guten Wein verlohr ich bald alle meine wehmüthigen Gefühle wieder. Den Tag drauf reiſten wir ab; und wer war vergnügter als ich, da ich nur einmal wieder reiſen konnte. —

Siebzehntes Kapitel.

Eine unvermuthete Begegnung.

Um meine Vaterſtadt Blankenburg zu vermeiden, nahmen wir unſre Tour nach Leipzig, über Nordhauſen, wo der Graf ohnedem noch einige Geſchäfte hatte. Bis dahin ſtieß uns eben nichts merkwürdiges vor. In Nordhauſen wurde das andre Nachtquartier genommen.

Da wir in einem gewiſſen Gaſthofe daſelbſt abtraten, ſprang uns eine junge freundliche Wirthin, bis an den Wagen entgegen, nahm meinen Alten am Arm, und führte ihn, unter einem Strom von Lobeserhebungen ihres Gaſthofs, in ein beſonderes Zimmer; ich aber wanderte getroſt hinter drein. Das Geſicht der Wirthin war mir ungemein bekannt; aber anfänglich wuſte ich doch nicht gleich, wo ich ſie hinthun ſollte.

Mich mochte ſie wohl für eine Art von Kammerdiener des Grafen angeſehen haben; drum gab' ſie ſich anfänglich gar nicht die Mühe, mich in hohen Augenſchein zu nehmen. Aber izt, da ſie mit einer Flaſche Wein, die der Graf forderte, wieder hinein kam, und gewahr wurde, daß der Graf auch mir einſchenkte, fand ſie mich erſt würdig ihre Augen auch auf mich zu richten.

Kaum hatte ſie mich genau beäugelt, als ſie voll Verwunderung in die Hände ſchlug, und mit einem lauten Geſchrey ausrufte:

„Ach! du groſſer Gott! ich dächte gar, „Sie wären Muſje Arndt von Blankenburg! Je! meiner Treu! ſie ſinds. „Je! Je! Sie ſind ja ſo hübſch groß geworden; Gott geb's Sie's zu gute! ſo „ſchöne rothe Backen, und ſo ſchöne runde Waden! Sie müſte ich wahrhaftig „zum Mann haben, wenn ich nicht ſchon „ſo gut verſorgt wäre. Aber — mein „Jeſus'! wo haben Sie denn geſteckt? „warum ſind Sie denn davon gelaufen? — „können Sie denn noch ſo hübſch predigen? — Ach! ein ſo ſchöner Prediger, „der muß einen recht inficiren. Denken „Sie nur, Ihr Herr Papa kann ſich wohl „noch immer nicht wieder conſuliren, daß „Sie ſo einen Streich machten, und die „Mama — ach! es is gar eine liebe „Madam, hat mir mein Tage manch „Stückgen Marcipan zugeſteckt; wiſſen

»Sie's denn noch, ſie is meine Frau Pathe;
»wie hat ſie geweint! Auch Musje
»Brauſius, und der Herr Oberpfarrer
»— an meinem Ehrentage redten ſie
»noch von Ihnen — wenn ſie nur wiſſen
»ſollten, ob Sie noch lebten? Das war
»immer s' andre Wort. Apprivos! Sie
»kommen doch von Blankenburg, und
»haben Ihre lieben Eltern beſucht? —
»Ach! ich kann mich nicht ſatt an Ihnen
»ſehen! Apprivos! wiſſen Sie denn, daß
»der alte Jäckel geſtorben iſt, und daß
»Musje Brauſius die Rachel genommen
»hat, und nun die Badſtube hat? —
»nicht wahr, das ſtuprirt Sie auch? das
»garſt'ge Menſch die Rachel — mit den
»rothen triefigten Augen, und der Pfumpnaſe!
»— ich hätt' ſie wahrhaftig nicht
»über die Achſel angeſehen — wenn ich
»Musje Brauſius geweſen wäre. Aber
»was thut der leidige Geiz nicht? — die
»hübſche Badſtube! — die Leute reden
»freylich allerhand — Musje Brauſius
»ſoll eine hübſche Köchin haben — aber
»ich will ſchweigen —

Gottlob! dachte ich: denn dieſe Harangue ſtürzte wie der Nil, von den Katarackten, zum Halſe der jungen Wirthin heraus, ſo daß es mir unmöglich war, nur ein einziges Wort aufzubringen. Nun kannte ich das geſchwäzige Weib wohl. Sie war eine Gaſtwirthstochter aus Blankenburg, und wirklich meiner Mutter Pathe. Daher gieng ſie oft bey meinen Eltern aus und ein. Wegen ihrer geläufigen Zunge ſtand ſie bey meiner Mutter in beſondern Gnaden. Denn dieſe war, bey allen guten Eigenſchaften doch, nach Weiber Art, eine leidenſchaftliche Liebhaberin von Stadtneuigkeiten.

Dieſe unvermuthete Zuſammenkunft mit Jungfer Lenchen — ſo hieß ſie, — beſtürzte mich anfänglich freylich nicht wenig. Zwar leugnete ich ſtandhaft, daß ich des Barbier Arndts zu Blankenburg Sohn ſey. Da mir aber in der Eil niemand beyfiel, für den ich mich hätte ausgeben können, ſo befand ich mich deswegen in nicht geringer Verlegenheit. Der Graf ſuchte mich zwar aus der Sache zu ziehen, und gab mich für ſeinen Sohn aus. Aber die redſelige Wirthin fuhr mit verdoppelter Beredſamkeit fort.

„Ey! ey! ſollte mans doch kaum magi„niren, daß ſich die Leute ſo verſtellen

„könn-

»könnten! nein! nein! Muſje Lorenz! »ich kenne Sie, wie ein Däusgen. Sie »ſinds, wahrhaftig in Gott! ſie ſinds! »Sie wollen mich nur nicht kennen. Kennen Sie denn Hirſchwirths Jungfer Lenchen gar nicht mehr? ich dächte, ich »hätte mich doch ſo ſehr nicht verändert »in meinem Eheſtande. Eher bin ich hübſcher geworden — ſang komparſſong. »Wahrhaftig in Gott! Sie müſſen mich »kennen! Wiſſen Sie's denn nicht mehr, »wie Sie ausriſſen, wenn ich Sie ein »Schmäzchen geben wollte, wenn die lie' »Mama hinausgieng? —. Sie waren »dem Weibſen ſonſt gar nicht gut. Aber »izunder — ſehn Sie ſchon verliebter. »Ach! ich dachte wohl manchmal, den »hübſchen Lorenz mußt du haben, wenn »er ausgeſtudiert hat, und Kaplan bey »uns wird. Aber da Sie davon liefen, »da konnt' ich mich nicht mehr mit ſo was »konſuliren. Ach! appripos! wiſſen Sie »denn, wie's mit meiner Margage zugieng? — ich hatte zwar viele Hamangs; beſonders den hübſchen Schüler »Kreuzfuß — Sie kennen ihn ja. — »der mir mein Lateiniſch gelernt hat. —

„auch franzöſiſch fieng er mit mir an.
„Aber da er auf die Unverſtäte kam, da
„wars Knall und Fall aus. Nun kam
„da mein lieber Mann — freylich ſieht
„er nicht ſo ſchön, wie Kreuzfuß, aber
„ich bin zufrieden — der hatte nun den
„ſchönen Gaſthof und hübſche Kapitälchen.
„Ey! dacht' ich, du willſt ihn nehmen.
„Kannſt doch dabey ein recht fraponzes
„Leben führen: und da nahm' ich
„ihn. Aber es ſcheint doch, als ob uns
„der liebe Gott nichts kleines ins Haus
„ſchenken wollte. Es iſt doch nun ſchon
„ein halb Jahr her — Gott verzeih
„mirs! — ich weiß nicht, woran's liegt.
„Mein Mann —

Hier wurde das treuherzige Lenchen von ihrem Manne unterbrochen, der gravitätiſch herein trat, uns zu bewillkommen, und zugleich ſeine liebe Ehe-Hälfte in die Küche abzurufen. Mit einem tiefen Knix verließ ſie uns.

Der Wirth war eine äuſſerſt drollige Figur von Kerl. Ein kleines rundes Männchen von etliche dreyßig Jahren. Roth wie Zinnober war ſein Geſicht und glänzte wie eine Speckſchwarte. Die Augen lagen ungemein tief, und waren wenig gröſſer, als eine Erbſe. Die Naſe ſah' man beynahe gar nicht, ſo winzig klein war ſie. Mit ganz kurzen, überaus dicken, aber gerade ausgehenden Beinen watſchelte er, wie auf ausgeſtopften Wollſäcken daher. Eine weiſſe kannefaßne Müze, ein grün und gelbſtreifigter Kaftan, darunter eine ſchwarze Weſte, rothe Beinkleider, blaue Strümpfe, und gelbe Pantoffeln waren ſeine Kleidung. Eine lange Tobackspfeiffe, die bis zum Füßen herabreichte, gab dem Manne das ſchnurrigſte Anſehen von der Welt.

Der Graf und ich konnten uns kaum des laut Auflachens über die poſſirliche Figur enthalten. Doch, der Mann fieng an, uns zu unterhalten, und zwar damit, daß er, unter vielen Ausſchweifungen herrechnete, wie lange ſeine Ahnen dieſen Gaſthof beſeſſen hätten; dieß Geſpräch führte ihn auf die Erbauung der Stadt Nordhauſen, und auf die Entſtehung der Reichsſtädte; zum Glück wurde er abgerufen; ſonſt hätten wir vielleicht noch lange die Quaal erdulden müſſen, ſeinen gelehrten hiſtoriſchen Unſinn über die Reichsgeſchichte mit anzuhören.

Nach Tiſche gieng der Graf in ſeinen Geſchäften aus; mir aber rieth er, mich ein wenig in der Gaſtſtube umzuſehen: Denn — ſagte er, in Wirthshäuſern könne man oft viel Menſchenkenntniß ſammlen.

Ich gieng hinunter; aber der Anblick ſo vieler Menſchen, ob mir gleich ihre Verſchiedenheit Vergnügen machte, war mir doch etwas ſo ungewöhnliches, daß ich es unmöglich lange darunter aushalten konnte. Doch ſah ich manche originelle Figur im Genuß der Freyheit eines Wirthshauſes.

Dort ſaßen ihrer vier an einem Tiſche, und ſpielten teutſch Solo; — ein Mann, von ungefehr funfzig Jahren, hageren Geſichts, mit einer ungeheuren römiſchen Naſe, in einer weiſſen Molton-Jacke, ſchwarzen Beinkleidern, herunter hangenden Strümpfen und Pantoffeln; und er war ein Geiſtlicher vom Lande. — Ein junger Mann, mit verſchnittenen Haaren, in einem rothen Bruſtlaze mit ſilbernen Knöpfen, und gelbledernen Beinkleidern; — es war ein Thüringiſcher Landjunker. — Ein dicker, runder, Vierziger, mit einem glänzenden Geſichte, wie eine Mondſcheibe, in einem ſchön gebläuten, ausgeſpreizten Hemde, und ſchwarzledernen Beinkleidern; — war ein Preußiſcher Amtmann. Ein Bauer, der ſehr reputirlich ausſahe, und ein Thüringiſcher Dorf-Schulze war, machte den vierten Mann aus. Alle waren hier auf dem Getreidehandel.

Hier ſaßen eine Menge Thüringiſcher Bauern, Pächter und Verwalter, die Kritiken über die Landwirthſchaft, und über den Getreidepreiß machten. Dort muſterten eine Verſammlung reichsſtädtiſcher Bürger, die Verordnungen Ihrer Magnificenzen der Herren Bürgermeiſter des Orts, und kannegieſerten über Polizey und Gerechtigkeits-Pflege. — Hier ſaßen auswärtige Werber, die mit ſoldatiſcher Groſſprahlerey, ihren Rekruten die Herrlichkeit des Soldaten-Lebens abmahlten. Dort rezenſirten eine Menge Handwerksburſche die Weiber ihrer Meiſter, und erzehlten einander ihre Liebesgeſchichte.

Doch — wie geſagt! ich hielt' es nicht lange aus: denn ich befürchtete immer, es möchte mir's jemand an der Naſe anſehen, daß ich des Balbier Arndts zu Blankenburg Sohn ſey. Und dieß machte mir nicht wenig Angſt.

Kaum war ich wieder auf meinem Zimmer, ſo fand ſich auch unſre redſelige Wirthin wieder bey mir ein. Ungeachtet ich noch ſtandhaft leugnete, daß ich der junge Arndt ſey, ſo muſte ich mir dennoch gefallen laſſen, alle Stadtneuigkeiten und Liebesgeſchichten von ganz Blankenburg, in beſtmöglichſter Unordnung, von ihr anzuhören. Die Zurückkunft des Grafen erlößte mich endlich von dem plauderhaften Weibe.

Aber eine empfindlichere Avantüre ſtand mir noch bevor. Ich ſchlief mit dem Grafen in einem Bette. Mitten in der Nacht erweckte mich ein ſchrecklicher Tumult, der das ganze Haus empörte. Auf der Gaſſe hörte ich Feuer ſchreyen. In der Angſt ſprang ich aus dem Bette, zur Thür hinaus, und die Treppe hinunter. Es war ſtockſinſter. Alles lief gegen einander. Ich bekam Rippenſtöße auf Rippenſtöße. Plötzlich hörte ich, das Feuer ſey gelöſcht — die Gefahr vorüber. Ich kehrte wieder nach meinem Bette um. Kaum lag' ich drinn, als mich jemand mit beyden Armen umfaßte, ſich gerade auf mich legte, und zu mir ſagte: „nun „warte mein Liebchen! auf den Schreck wol-

»len wir uns was rechtes zu gute thun!« — Himmel! wie erſchrack' ich, als ich die Stimme der Wirthin erkannte! — und in dem Augenblick trat auch der Wirth herein mit einem Lichte in der Hand. Mich in den Armen ſeiner Frau liegen ſehen, und mit geballter Fauſt auf mich zuprügeln, war eins. Aber eben ſo ſchnell ſprang ich aus dem Bette und zur Thür hinaus. Einige Püffe mit der Fauſt auf meinen Rücken — und ein Duzend tauſendſakkermentſche Kanaillen und Ehebrecher, waren meine Begleiter. Glücklicherweiſe traf ich noch unſer rechtes Zimmer, das ich vorhin verfehlt hatte, und in des Wirths Eheſchlafgemach gekommen war. Ich zitterte und bebte für Schrecken und Angſt, ob ich gleich nun von den Fauſtſchlägen des eiferſüchtigen Wirths in Sicherheit war. Der Graf aber hielt meine Bewegungen für Folgen des Schrecks über das Feuergeſchrey, und ſo gewann ich doch Zeit, ihm dieſe luſtige Avantüre, Tages drauf, auf der Reiſe mit Bequemlichkeit zu erzehlen.

Achtzehntes Kapitel.

Enthält eine Art von poetiſcher Schilderung; am Ende gehts über einen Amtmann her.

Von Nordhauſen aus führte uns unſer Weg durch die ſo genannte goldne Aue — eine Benennung, die man dieſem Strich Landes wegen ſeiner ungemeinen Fruchtbarkeit, und dem Reichthum ſeiner Einwohner gegeben hat. Einer der merkwürdigſten Gegenſtände meiner Betrachtung war der Kipphäuſer Berg, an deſſen Fuße ſich die goldne Aue anfängt, — ein alter ehrwürdiger Zeuge irgend einer gewaltſamen Revolution der Erde! Auf dem Gipfel dieſes Berges erblickte man die Ruinen eines alten Schloſſes — ein Denkmal jener barbariſchen Zeiten, wo Teutſchland unter immerwährenden Befehdungen ſeufzte, und ſeine Helden ſich nicht ſchämten, einander durch Räubereyen und Mordthaten zu vertilgen. Aber vielleicht — auch oft eine Zuflucht bedrängter Tugend — verfolgter Unſchuld — und herabgewürdigten Heldenmuths. — Einer alten fabelhaften Sage nach ſoll ſich der

Geiſt Kayſer Friedrichs des Rothbarts in dieſem alten Bergſchloſſe befinden, wo ſich dieſer einſt bewunderte, heldenmüthige Eroberer — dieſer edle, große Monarch, mit der niedrigen Beſchäftigung abgiebt, einen ungeheuren Schatz zu bewachen. Ich habe würklich Leute in Thüringen geſprochen, die abergläubiſch genug waren, dieſes Mährchen für blanke Wahrheit anzunehmen. Einige wollten ſogar den unglücklichen Geiſt mit ihren leiblichen Augen, in beſter Geſpenſterform geſehen haben.

Aber welche wonnevolle Gefühle belebten mein Herz, als ich dieſe paradieſiſche Landſchaft durchreiſte! — hier erblickt das Auge die lachendſten Fluren, wo die Natur ihre reichſten Gaben verſchwendet zu haben ſcheint. Die ſchönſten Fruchtfelder gewähren Ueberfluß an Getreyde, und bereichern die Schätze des Landmans. Mitten durch dieſes Eden ſtrömen einige fiſchreiche Flüſſe, worunter die **Unſtruth** bemerkt zu werden verdient, weil dieſer Fluß, gleich dem Nilſtrom, oft ganze Fluren überſchwemmt, und ſie mit ſeinem Schlamme befruchtet.

An den Flüſſen hin liegen ungeheure Wieſen, bey deren Ueberſicht ſich oft das Auge in der Ferne verliert. Unzählige Heerden von Rindvieh und Schaafen weiden auf den grünen Auen, neben den Wieſen, deren Hirten das Ohr mit ländlichem Geſang und Schalmeyen ergötzen. Man glaubt in ein arcadiſches Feenland verſetzt zu ſeyn, wenn man dieſe glückſeligen Fluren durchwandelt.

Schöne große Dörfer, deren Gebäude dem Reiſenden den lebhafteſten Begriff von dem Reichthum ihrer Bewohner machen, prangen an den Ufern der Flüſſe; und kleine Waldungen ſcheinen von der Natur recht mit Fleiß angebracht zu ſeyn, die angenehmſte Abwechslung zwiſchen Feldern und Wieſen hervor zu bringen.

Vorzüglich gefiel mir die Gegend am Ende der goldnen Aue; ſie iſt eine der romantiſchſten, die ich jemals geſehen habe. Sie bildet ein ſchönes Thal, das ungefehr eine und eine halbe Meile breit iſt. Auf beyden Seiten in die Länge hin iſt dieſes Thal von einer Reihe an einander hängender Anhöhen umgeben, die mit den ſchönſten Waldungen bewachſen ſind. Am Fuße dieſer Anhöhen liegen die meiſten Saatfelder der Einwohner, und geben, beſonders bey der Blüthe des Rübſens, dem Auge die entzückendſte Ausſicht. Dann erblickt man auf beyden Seiten viel nahe aneinander gebaute Dörfer, die zum Theil mit Gärten und Wieſen geziert, den Liebhaber der ſchönen Natur ungemein hinreißen. Mitten durch fließet die Unſtruth, deren Ufer blühende Wieſen, und grünende Viehweiden umgränzen. Letztere wimmelten von Herden feiſten Rindviehs, glänzend weißer Schaafe, und junger hüpfender Lämmer. Muthige Roſſe flogen über die Gräben, und ſchwelgten beym köſtlichen Futter des fetten Graßes. Alles was ich ſahe, predigte laut die Güte des Schöpfers, welche dieß anmuthige Thal beſonders zu beglücken ſchien.

Hauptſächlich zog meine Aufmerkſamkeit ein altes Bergſchloß auf ſich, das nahe an der unter ihm wegfließenden Unſtruth, auf einem ſchroffen Felſen hieng. Ehrwürdig, wie das graue Alterthum, worinn es gebauet worden zu ſeyn ſchien, ragte es hoch über die, um ſolches herumliegenden Felder, Gärten und Wieſen empor. Größtentheils war es noch bewohnt; nur auf der einen Seite ſchienen

nen Befehdungen und Krieg einſt große Verheerungen darauf angerichtet zu haben. Auch ein Denkmal barbariſcher Vorzeit! — dachte ich — oder ehemals vielleicht die Freyſtatt eines ehrwürdigen Märtyrers teutſcher Freyheit! — und mit Ehrfurcht betrachtete ich dieſe Reliquien menſchlicher Macht und irdiſcher Größe.

Schade, daß dieſer Strich Landes von einer ſtolzen tückiſchen Art Menſchen bewohnt wird. Beſonders ſagte man uns, daß dieſe Leute überaus ſtreitbar, rebelliſch, und prozeßſüchtig wären. Vielleicht die Folge ihrer guten Umſtände! Denn wenn der Bauer Reichthum erlangt, ſo ſucht er gemeiniglich mit deſſen Hülfe, durch Stolz und Hartnäckigkeit ſich zu einer Höhe zu ſchwingen, von welcher er außerdem, ohne die Flügel des Reichthums, jämmerlich herabſtürzen würde.

In einem Wirthshauſe, wo wir eine Mittagsmahlzeit einnahmen, lernten wir einige dieſer ſtreitſüchtigen Bauern kennen.

Der eine, in einem zerriſſenen Leinewandkittel ſaß vor einem großen Glaſe Brandtewein am Tiſche, und ſtemmte den Kopf auf beyde Ellenbogen. Ein andrer, etwas beſſer gekleidet, mit der brennenden Pfeife im Munde, ſtand vor jenem, und zeigte ihm ein beſchriebenes Blatt Papier, welches er mit vieler Heftigkeit bald auf den Tiſch warf, bald wieder in die Hand nahm. Keiner von beyden dankte uns, da wir ſie grüßend hineintraten. Zu ſehr mit ihren Prozeſſen beſchäftiget, hörten und ſahen ſie nicht, was in der Stube vorgieng. Folgende Bruchſtücke von ihrem Geſpräche fallen mir noch bey:

Zweyter Bauer. „Den Teufel ſoll ha krüge,
„und nich zahn Tholer. Mei Affocate
„werd' 's en ſchun ſehn. —

Erſt. B. „Dar? — jo, dar werds' en
„ſehn! — dar is lange geſtuchen; dar
„beißt nicht; — das is á Mamelucke —
„ißt allemal beym Amtmann mit, wenn
„er en Termin drinne hot. Und — hoſt
„du nich geſähn, wie er mit Tuffels
„Hannß Chriſteln ſein'n Affecoten ſchwaz-
„te? — und dar ißt o allemal mit beym
„Amtmann. — Nei — Schwoger! —
„wann ich wie du wär — ich hätt' dan
„Affecoten lang' abgedankt —

Z. B. „Jo, Gutt ſtraf mich! dos thu' ich,
„un ich oppell'ir am gnäd'gſten Künig!
„Aber — wenn ich nur o ein andern

„Mann wüſte; dar's en Amtmanne ſu
„racht aus'en Fundemente ſehte?

E. B. „Do nimm du nur min'n Affecoten
„an! — dar is der nicht gut Freund mit
„den Amtmanne, und da werd's ſchun
„anners giehn. Und dar is racht gelehrt,
„und gieht der ins Zeug nei — und gleich
„nach Draſſen an allergnädigſten Künig.
„Do vergangen —' wie ich den Brief nei
„trug, den er mer gemacht hatte — da
„ducht' ich, der Amtmann werde närrſch,
„ſu erbußt' er ſich, und der Antargs —
„der wull immer des Teufels werde.

Z. B. „Ne! will heute noch zu'n giehn. He
„ſoll mer ne Appellatiun mache: und do
„ſull er mer recht lateiniſch nei ſetze.

Hier gieng der zweyte fort; der erſte im Leinwandskittel aber wendete ſich ohne Umſtände zu uns, und ſagte:

„nahmen Sie mer niſcht fer ungut, ehr
„Genaden! — aber mit mer han ſ' es
„büſe gemacht im Amte: denn der Amt-
„mann is mer nicht gut; und do macht'
„er allemal ſeine Berichte, daß ich verlor.
„Jo Herre! ſie mögen's glöben oder nicht;
„ich bin a ſchlachter Mann; aber tauſend
„Tholer hats mich gekoſt! ich bitte, daß

»Sie mer's nich for ungut nahmen; aber meinethalben mußte der Amtman ſalber nach Dräſten; und da mags wuhl was geſazt habe. Sie ſahn mer's wuhl nich a, ich bin ein ſchlachter Mann, aber neunmal bin ich in Dräſte gewaſe. S' hat mich was gekuſt; aber da werd immer en Amtleuten gehulfen, und da kam's immer, daß ich verluren hatt. S' hat mich mei Guth gekuſt — Sie mügen mer's gläben uder nich, Ihr Gnaden. Aber der Amtmann hat mich drum gebracht — fer lauter Kuſten giengs druf; und da läbt å nu vun armer Leute Schweße; und unſer ener kann nich zu ſeinen Rachte kumme. Nei! Ihr Genaden! ich bin å ſchlachter Mann; aber ſchören laß' ich mich nich. Heute ſull' ich wedder ins Amt kumme, weil ich' en Antariges göſter prügeln wullte, aber nimmer mich! — Denn der Antarigs und der Amtmann — die liegen minnander unner ener Decke —

In dem Augenblick trat der Landknecht herein, und führte den rebelliſchen Bauer, nach vielem Wortwechſel, in Arreſt zum Amte.

Der Wirth, der ein guter Biedermann zu ſeyn ſchien, gab uns hierauf den Schlüſſel zu dem Chaos von Beſchwerden, das der Bauer auf uns herabgeſchüttet hatte.

„Unſer Herr Amtmann,

ſagte er, indem er ehrerbietig ſeine weiſſe Mütze halb abzog,

„iſt der bravſte Mann unter allen Rechts„gelehrten in der ganzen Gegend, er iſt „auch mein Herr Gevatter; und der Herr „Antuarius auch; — bey meinem erſten „Kinde verlangt' ich ſie zu Ehren, mit der „Frau Magiſtern, die auch eine hübſche „Frau iſt — Ja! aber — was ich ei„gentlich ſagen wollte! — daß unſer Herr „Amtmann keinem Menſchen zu viel thut, „und nichts unrechtes nimmt. Aber dieſe „beyden Leute, beſonders der, den der „Landknecht eben holte, ſind Erz-Kanall„gen und Rebeller — und eben dieſer hat „ſich um Hauß und Hof prozeſſiret. Auf „mein Ehrenwort, Ihr Genaden! es giebt „hier zu Lande eine rechte garſtige rebelli„ſche Art von Leuten — ich bin aus dem „Gebürge hieher gezogen — die keiner „Obrigkeit pariren wollen. Das ſehen Sie „gleich an den beyden! wie ſie nieder-

„träch-

»trächtig redten von dem Herrn Gevatter Amtmann! — und da laufen ſie gleich zum Advocaten, und beſtändig haben ſie die Zweygroſchenſtücke in der Hand, daß ſie gleich appelliren können — Ach! es ſind gar böſe Leute hier! auf keinen Menſchen geben ſie was, weder auf den Herrn Amtmann, noch aufn Herrn Autuarigs, noch aufn Herrn Magiſter. Und da ſind manche von den Herrn Advocaten — die denken, wenn ſie nur was verdienen können, und da ſchimpfen und ſchmähen ſie, wie die Rohrſperlinge — Ach! Ihr Genaden! es iſt hier — Wie in der ganzen Welt;

antwortete der Graf:

»es giebt allenthalben ſolche Schurken, die ſich wider ihre Vorgeſetzten auflehnen, und, wenn ſie den gerechten Lohn ihrer Bosheiten empfangen, und die Folgen ihrer Streitſucht empfinden, alsdenn über Ungerechtigkeit ihrer Richter ſchreyen. Und das wird immer ſo bleiben, lieber Mann! ſein Herr Gevatter kann der gewiſſenhafteſte Richter von der Welt ſeyn, er wird doch nie der Bosheit und Chicane ausweichen können. Die Lage eines Rich-

„kers iſt eine der unbequemſten, die ich
„kenne. Wer es allen Leuten recht machen
„wollte, dürfte kein Richter ſeyn.

Ich meines Orts erſtaunte nicht wenig über die Streitbarkeit der Bewohner dieſes ſchönen Thals; denn die ſtillen friedſamen Harzbauern hatten mir noch nie Gelegenheit gegeben, dergleichen Erfahrungen zu machen.

Wir fuhren ab; und der Graf nuzte dieſe Begebenheit, mir vieles über die Handhabung der Geſetze zu erklären, einer Beſchäftigung, zu welcher mich das Schickſal vielleicht ebenfalls beſtimmt haben könnte.

Neunzehntes Kapitel.

Zuviel Kaltblütigkeit grenzt an Schwachheit.

Ohne mich länger bey der Beſchreibung unſrer Reiſe aufzuhalten, ſage ich nur ganz kurz, daß wir glücklich in Leipzig anlangten. Meine Bewunderung dieſer ſchönen Stadt entſprach meiner Erfahrung, weil ich noch keine ſo neue, reinlich gebaute Stadt geſehen hatte.

Wir ſtiegen in einem Gaſthofe ab, und denn ließ ſich der Graf bey dem Herrn Doctor Eismann — ſo hieß mein künftiger Patron — behörig melden. Ein junger galanter Bedienter mit einem großen mächtigen Haarbeutel, und weiß ſeidenen Strümpfen, führte uns in ein nett ausgepuztes Zimmer, wo uns der Herr Doctor empfing. Was mich unter dem Schmucke dieſes Zimmers am meiſten frappirte, waren allerhand mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumente, die gleichſam in Parade hier aufgeſtellt waren, und mit den Porzellain- und Silberaufſätzen, woran es nicht zu mangeln ſchien, einen artigen Kontraſt machten.

Der Doctor war ein langer überausdicker Mann, von einigen vierzig Jahren. Er hatte eine ſanfte einnehmende Phyſiognomie. Auf den erſten Anblick gewann ich ihn lieb. Nach den gewöhnlichen Bewillkommungscomplimenten ſagte er zum Grafen:

„das iſt alſo der junge Menſch, wovon „Ew. Excellenz mir geſchrieben haben.

Graf. „Ja! lieber Freund! ich empfehle Ihnen ſolchen wie meinen Sohn.

D. „Nun! drum drum ſchrieben Ew. Excellenz mir wohl ſo angelegentlich zu ſeinem Behuf.

Gr. „Er iſt ein Burſche von recht gutem Herzen.

D. „Drum — drum ſieht er ſo ehrlich aus.

Gr. „An natürlichen gutem Verſtande fehlts ihm auch nicht.

D. „So! nun! drum drum hat er ein ſo ofnes Geſicht.

Gr. „Nur ſeine erſte Erziehung hat ihm zu viel romanhafte Begriffe in Kopf geſetzt.

D. „So! — nun! drum, drum ſieht, er auch etwas leichtfertig aus.

Gr. „Unter Ihrer guten Aufſicht wird ſich das aber ſchon verlieren.

D. „Er wird ſich wohl ändern. — drum, drum —

Gr. „Mit ſeiner ſchönen Hand wird er Ihnen gute Dienſte leiſten können.

D. „Nun! drum, drum — will ich ihn zum Schreiber annehmen.

Gr. „Auch hat er ſchon einen guten Grund in den Wiſſenſchaften gelegt.

D. „Verſteht er auch etwas von der Experimental-Phyſic?

Gr. „Das wohl noch nicht, Herr Doctor!

D. »Nun! drum, drum ſoll er's bey mir lernen.

Aus dieſem Geſpräch ſah' ich wohl leicht ein, daß ich an meinem Herrn Principal, einen originellen Phlegmatiker vor mir hatte. Noch mehr aber wurde ich hiervon überzeugt, als eben izt der galante Bediente herein trat, und ihm meldete, daß ſein Sohn — ein Burſche von 14 Jahren — mit dem Pferde geſtürzt ſey, und beynah den Hals gebrochen habe. Denn, ohne im mindeſten darüber beſtürzt zu werden, begnügte er ſich blos zu ſagen:

»Drum drum war er wohl immer ſo ein »Leichtfuß — hätte ſich ſollen beſſer in »acht nehmen.

Unbekümmert um ſeinen Sohn fuhr er fort mit dem Grafen zu ſprechen, und befahl blos dem Bedienten, eine Flaſche Wein, nebſt Semmel und Zwieback zu bringen.

Bald darauf erſchien auch die Frau Doctorin — eine junge Schöne, die kaum zwanzig erreicht haben mochte. Mit einer gewiſſen Freymüthigkeit, die mehr an Koketterie, als an feinen Anſtand grenzte, machte ſie dem Grafen ihre Verbeugung; mich aber ſpeißte ſie mit einem Kopfnicken ab. Doch verweilte ihr ſchwarzes feuriges Auge einige Minuten, auf meinem Antlitz, und maß meine Perſon von der Fußſohle bis an den Scheitel. Raſch war ihr Gang; und mit einer gewiſſen karackteriſtiſchen Geſchwindigkeit ſchenkte ſie Wein ein, und präſentirte ihn dem Grafen. Dann unterhielt ſie ihn mit vieler Lebhaftigkeit, indeß ihr Mann ein Packet Zeitungen hervor zog, und ohne Gêne darinnen laß. Noch ſtand ich da, lechzend nach einem Glaſe Wein, deſſen mich die Frau Doctorin noch gar nicht gewürdiget hatte; als ſie ſich auf einmal darauf beſann, und mit den Worten:

„Ach! der arme kleine! — der wird auch
„durſtig ſeyn! hier Muſje! — trink'
„er! —

ein Glaß einſchenkte, und mir ſolches ſelbſt in die Hand gab — eine Herablaſſung, wodurch ſie ſich augenblicklich meine Hochachtung erwarb.

Itzt fuhr ſie fort, den Grafen mit einer Schwada zu unterhalten, die mich in Erſtaunen ſezte. Ich machte indeſſen Betrachtungen über ihre Schönheit und ihren Anzug, lezterer war überaus nett, aber offenbar dazu gemacht, erſtere zu erheben. Eine leichte fliegende Friſur ſchien die Aufmerkſamkeit auf ihr langes ſchwarzes Haar zu richten, das in ſchwelgeriſcher Menge um ihren Nacken flog. Ein dünnes Florhalstuch bedeckte nur halb einen Buſen, deſſen Weiße und Vollheit, jeden, nur ihren Mann nicht, lüſtern gemacht hätte, der mir gar nicht ſo ausſah, als ob er den Werth eines ſolchen Buſens zu ſchätzen wiſſe. Ihr Rock hatte eben die rechte Länge, ein wohlgemachtes, mit einem weißſeidenen Strumpfe geziertes Bein, mit dem niedlichſten Fuße von der Welt, in ſeiner ganzen Grazie zu zeigen.

Mein Herr Principal — auf ſein Zeitungsleſen erpicht — gab mir bald wieder neuen Stoff, ſeine Kaltblütigkeit zu bewundern. Er hatte ein Stück Zwieback auf ein Zeitungsblatt hingelegt, wovon er, leſend, manchmal ein Stück abbiß, und verzehrte. In ſeiner Gedankenloſigkeit, oder Gedankenfülle — wie mans nennen will — ergriff er oft ſtatt des Zwiebacks, das Zeitungsblatt, und ſchnabelirte mit großem Appetit ganze Städte und Länder hinein. Ob ich die neumodiſche Mahlzeit gleich zuerſt gewahr, wurde, ſo unterſtand ich mich doch nicht, den Appetit meines neuen Herrn zu ſtören, und hatte nur zu arbeiten genug, die Erſchütterung meines Zwergfells nicht laut werden zu laſſen. Endlich ſah' es auch die Frau Doctorin. Mit einem lauten Gelächter rufte ſie ihm zu:

„Je! Männchen! Du iſſeſt ja die Zeitungen
„mit!

Und mein Zwergfell litt eine noch heftigere Erſchütterung, als er weiter nichts drauf verſezte, als die Worte:

„Drum, drum ſchmeckt' es auch ſo nach
„Papier.

Uebrigens aber das halb zermalmte Zeitungsblatt ruhig vollends durchlaß.

Bald darauf beurlaubten wir uns wieder: der Graf brachte einige Geſchäfte, und ich, im Gaſthofe, meine Sachen in Ordnung, und denn giengs zum Mittagseſſen, bey dem Herrn Doctor.

Ich wurde angewieſen, bey der Tafel mit aufzuwarten — ein Geſchäfte, das meiner Eigenliebe, und meinem Stolze nicht wenig widerſtand. Doch, da mir der Bediente mit dem großen Haarbeutel befahl, nichts weiter zu thun, als der Frau Doctorin an die Hand zu gehen, ſo ließ ich mir's gefallen.

Die Tiſchgeſellſchaft beſtand auſſer dem Grafen, meinem Principal und ſeiner Gattin, in folgenden Perſonen, als:

Dem einen Sohne des Herrn Doctors, einem flüchtigen leichten Burſchen, von 16 Jahren; denn der jüngere hatte von ſeinem Pferdeſturze ſogleich ins Bette wandern müſſen. Sie waren beyde von ſeiner erſten Frau.

Dem Hofmeiſter dieſer jungen Leute, Herrn Magiſter Schnuripelius, einem langen ramaßirten, wohlbebäuchten und wohlbewadeten Theologen, deſſen Phyſiognomie aber mir gleich auf den erſten Anblick mißfiel, — er trug ſich ganz ſchwarz, und hatte eine ſehr weiß gepuderte Perücke auf.

Einem jungen Studenten, der ein Haus- und Tiſchgenoſſe des Doctors war. Er hieß Baron von M***, ein Curländer von Geburt. Ein langer ſchlanker, ſchön gewachſener Menſch, mit einer einnehmenden Geſichtsbildung. Er trug ſich geſchmackvoll in Kleidung, zeigte viel Artigkeit, ohne Ziererey, und ſprach in gewählten Ausdrücken, ohne daß es das Anſehen gewann, als ob er mit Schöngeiſterey brilliren wolle.

Endlich eine Art von alten Rechtsgehülfen, unter dem Titel eines Actuarius — eine etwas kleine, magere, gebogene Figur, mit einem ſpitzigen Geſichte, und kleinen ſchwarzen tiefliegenden Augen — einer Bildung die einen verſchloſſenen tückiſchen Karackter verrieth.

Die Frau Doctorin und der Baron von M*** belebten mit ihrer wizigen und angenehmen Unterhaltung die ganze Geſellſchaft. Denn der Graf war gewohnt über Tiſche wenig zu ſprechen; der Magiſter mochte nicht viel ſprechen können; der Actuarius durfte als Subaltern nicht vorlaut werden; und der Doctor gab nur dann und wann ſein, Drum, Drum, dazu.

Bald lenkte ſich das Geſpräch auf die Schauſpiele.

„Ich bin ärgerlich darüber geweſen,
ſagte die Doctorin,
„daß ich das geſtrige Stück nicht habe ſehen können; es ſoll herrlich geweſen ſeyn.„
„Ganz vortreflich —
verſezte der Baron,

»und es wurde gut executirt.

»Das glaub' ich —

erwiederte die Doctorin,

»agirte Herr **Koch** mit? —

B. »Allerdings.

D. »O! das iſt mein Lieblings-Acteur.

B. »Einen gewiſſen Monologen deklamirte er »meiſterhaft — Aber er ließ ſich auch »gut deklamiren, dieſer Monolog. Hier — »ich werde das Stück mit haben — nur, »zur Probe will ich Ihnen ein paar Stel»len daraus vorleſen.

Izt zog der Baron ein Buch aus der Taſche, und begann die Lectüre. Da er aber zugleich ſeinen Schöpſenbraten in Gefahr ließ, zu erkälten, ſo ſagte der Graf, ich hätte ein gutes Talent zum Vorleſen, er ſolle mir die Stelle leſen laſſen.

Die Gefahr der Erkältung des Schöpſenbratens auf des Barons, und die Huldigung meines Ehrgeizes auf meiner Seite, brachten die Sache ſogleich zu Stande. In der Stellung eines Redners trat ich hin, und deklamirte die Stelle des Trauerſpiels ſo vortreflich, daß ich den mit Erſtaunen begleiteten Beyfall der ganzen Geſellſchaft einerndtete. Der Baron rufte:

ein Bravo! und die Doctorin — ein vortreflich! herrlich! nach dem andern aus; — der Magiſter ließ Meſſer und Gabel fallen und maß mich mit ſtarren Augen; der Knabe gafte mich mit aufgeſperrten Lippen an; der Actuarius legte den Finger an die Naſe, bog ſich auf die Seite, und ſeine kleinen Aeuglen rollten wie Irrſterne auf meiner Perſon umher; der Graf winkte dem Doctor, auf mich genau Achtung zu geben; und dieſer murmelte einigemal „drum! drum! hätt' ich doch das nicht in ihm geſucht! — hervor.

Ein Glas Wein von der ſchönen Hand der Frau Doctorin ſezte dem Beyfall meiner Harangue, die Krone auf. Aber — auch einen noch gröſſern Beweiß ihrer Zufriedenheit gab ſie mir dadurch, daß ſie zu ihrem Mann ſagte:

„Männchen! eine Bitte! — du darfſt
„mir ſie aber nicht abſchlagen. Willſt
„du? —

D. „Drum! Drum! laß nur hören!

Fr. „Du ſollſt mir Lorenzen manchmal zu
„meinem Vorleſer erlauben; er ließt gar
„zu herrlich, und — mit ſo vieler Empfindung — willſt du Männchen? —

D. „Warum das nicht? — Drum, drum! —
„kanſt du dir meinethalben vorleſen laſſen,
„ſo viel du willſt.

Das Schauſpiel wurde ſogleich von dem Baron entlehnt, und zur Eröfnung meiner vorleſeriſchen Laufbahn beſtimmt. Schon um einen ganzen Kopf fühlte ich mich höher, bey der ſchmeichelhaften Hofnung, der Vorleſer einer ſo artigen geſchmackvollen Dame zu werden. Hingeriſſen von meiner Größe ſtolzierte ich mit ſpaniſchen Schritten, nach Aufhebung der Tafel, in das Bedienten Zimmer, zu Einnehmung des Mittagsmals. Nicht über die Achſel ſah' ich den Bedienten an, der mich dahin führte. Im Taumel meiner zukünftigen Herrlichkeit träumte ich ſchon die höchſte Staffel meines Glücks, und würdigte meinen Führer, auch nicht eines Wortes. Jean, ſo hieß der Bediente, that auch auf einmal ſehr ehrerbietig gegen mich, und fieng ſchon an, mich Mußie Lorenz zu tituliren. Meine Tiſchgeſellſchaft — doch davon im folgenden Kapitel ein paar Worte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Nähere Detaillirung des lieben Ehepaars.

Meine Tiſchgeſellſchaft beſtand alſo aus Jean, dem Bedienten, Dortheen, der Köchin, und Liſen, der Jungemagd. Dorthee war ein dickes plumpes Menſch, deren Geſpräche freylich ſo plump, wie ihre Perſon ausſielen; doch aber ſchien ſie von ehrlichem guten Karakter zu ſeyn. Liſe, die zugleich die Kammerjungfer; und die Vertraute der Doctorin vorſtellte, war ein ſchlankes, artiges Mädchen, das viel ſchwazte, und eine ungemeine Gabe beſaß, alle Menſchen zur Bank zu hauen, worinn ſie — wie man gleich leſen wird — ſelbſt ihre Principalin nicht ſchonte. Die gute Frau hätte ihre geheimen Angelegenheiten keinem größeren Plappermaul anvertrauen können.

„Es iſt mir lieb, ihn kennen zu lernen,
„Musje!

ſagte ſie zu mir,

„Sez er ſich doch hier neben mich!

Ich that's, und kaum hatten wir ein paar Biſſen genommen, ſo fuhr ſie fort:

„Muſje Lorenz! heißt er alſo! das geſteh' ich. Nun, wie gefällts ihm denn „hier in Leipzig?

J. „Ganz wohl!

L. „Nicht wahr? — es iſt auch hier gar „ſcharmant. Und — wie gefällt ihm „denn unſre Madam, Muſje Lorenz?

J. „Ganz wohl!

L. „Ja! ja! das geſteh' ich. Es iſt auch „gar eine ſcharmante Frau, und ſo gewizt „iſt ſie — s' haben ſie aber auch alle Leute lieb —

J. „Ja wohl! Ließgen! parbleu! ja wohl! „ha! ha! ha!

L. „Nun! was lacht' er denn? iſts denn etwann nicht wahr?

J. „Ha! ha! ha! — ha! ha! ha!

L. „Er iſt ein rechter Narr mit ſeinem Lachen; „das geſteh' ich.

J. „Nun! werd ſie nur nicht böſe! mein „Käzchen! — ich dachte nur ſo an den „Herrn Magiſter — ob der unſre Madam wohl auch lieb haben wird.

L. „Ach! der Kloz, — der weiß viel von „der Galanterie! dem wird meine Madam „was huſten! ſie kann ſie wohl beſſer haben. Ja! wenn er wär, wie der vorige

„Magiſter! der hätte ſich anders gewaſchen!
„und ſo freundlich und ſo gemeine
„war er, und da knip er mich in die Backen,
„wenn mich die Madam zu ihm
„ſchickte! Ich denke immer noch dran, wie
„ich ihm das ſchöne ſchwarze Kleid, zum
„heilgen Chriſte brachte — Da muſt' ich
„eine ganze Stunde bey ihm bleiben —
„Aber der — ja der redt kaum mit unſer
„einem, und thut ſo aparte, behüt uns
„Gott! — ja! das geſteh' ich, mit dem
„wirds nichts bey der Madam.

J. „Nun! aber der Baron — der wird
„ſchon ſeine Streiche machen.

L. „I ja! — wenn er ſich nicht in die Theaterprinzeſſin
„verliebt hätte! die iſt ja izt
„ſein ganzes Dichten und Trachten.

J. „Das iſt auch parbleu ein ſchönes Weibsſtück.

L. „Das könnt' ich eben nicht geſtehen. Eine
„lange dürre Hopfenſtange, — und ſo
„hochmüthig iſt ſie, behüt uns Gott!
„keinen Menſchen grüßt ſie! das geſteh'
„ich, da wär mir meine Madam an ihrem
„kleinen Finger lieber, wie die am ganzen
„Leibe.

J. »Nun! meinethalben! wenn ich aber wie
»die Madam wäre, parbleu, ſo ſchnallt'
»ich mit den Hamburger an, wie heiſt er doch
»gleich? — der ſie geſtern in die Komödie
»führte.

L. »Herr Liebe? —

J. »Ja! ja! parbleu! ſo heiſſt er.

L. »Ich muß nur lachen — das geſteh' ich
»— daß er's noch nicht weiß —

J. »Alſo richtig? —

L. »Je! nun! s' läſt nicht für unſer einen,
»wenn man von ſolchen Sachen redt;
»aber —

J. »Haben ſie ſich ſchon geſchnäbelt?

L. »Pfui doch! red' er doch nicht ſo albern!
»was wird denn Muſje Lorenz von uns
»denken? — von ſo was muß man gar
»nicht reden — Aber — wenn manches
»Gartenhaus reden könnte —

J. »Den Doctor Lachs muß das aber par-
»bleu! auch recht krepiren.

L. »Je! der Narr! — der wolte ſich ima-
»giniren, meine Madam ſollte mit keinem
»andern reden. Behüt' uns Gott! —
»aber ich hab' ihm's Kapitel einmal recht
»geleſen, da er vergangen Abends zur
»Madam kommen wollte, und der Herr
»Baron

„Baron war ſchon bey ihr, und ich muſt'
„ihn auf den andern Tag wieder beſtellen.
„Herr Jemine! da fuhr er mich an, wie
„die Sau' n Bettelſack. Aber ich packt'
„ihn auch auf — Herr Doctor! ſagt'
„ich, — wenn Sie ein hübſcher Herr ſeyn
„wollen, ſo müſſen Sie gar nicht ſo
„niederträchtig thun! ſonſt iſt's parduz aus
„mit meiner Madam.

J. „Hätt' ſie ihn doch derweile mit zu ſich
„genommen! —

L. „Pfui doch! ich würde doch dasjenige
„nicht thun.

J. „Schon gut! — aber mit dem Herrn
„Vetter der Madam wars doch nicht ſo
„richtig.

L. Ey! mit dem! da war meine Madam
„dran Schuld. Da muſt' ich ihn auch
„einmal melden, und die Madam hatte
„den vorigen Herrn Magiſter ſchon
„beſtellt; und da ſagte die Madam, du
„kannſt ihn derweile mit zu dir nehmen,
„bis der Magiſter weg iſt. Und das war
„er auch gleich zufrieden. —

J. „Das glaub' ich! Parbleu! — ich hätt'
„euch mögen beyſammen ſehn.

L. „Halt' er nur's Maul Herr Jean! 's
„war gar ein feiner Menſch.

J. „Nun! nun! parbleu! des Betens we-
„gen iſt er doch nicht mit zu ihr gegangen.

In dieſem Tone dauerte das erbauliche Geſpräch ununterbrochen fort, bis wir abgegeſſen hatten. Ich erfuhr alſo in einer halben Stunde alle Liebeshändel meiner Prinzipalin. Freylich fiel die Hochachtung, die ich anfänglich für ſie gefaßt hatte, nicht wenig durch die Vorſtellung, daß ich ſie nun auf der erniedrigenden Seite einer Buhlerin kennen lernte. Mein Herz ließ mir aber doch noch immer den beruhigenden Gedanken, daß das Geſchwäz dieſer Leute vielleicht aus Mücken, Elephanten gemacht haben könne.

Nach Tiſche mußte ich mein Probeſtück in der Schreibeſtube ablegen, womit man ungemein wohl zufrieden war. Ich trat alſo meine neue Laufbahn an; und der Graf reißte ab. Die Trennung von dieſem rechtſchaffenen Manne gieng mir überaus nahe. Er vermahnte mich zu einer guten Aufführung, machte mir noch ein anſehnliches Geldgeſchenk, und gab mir die gewiſſe Verſicherung, künftig für meine Beförderung zu ſorgen.

Meine Beſchäftigung in dieſem Hauſe beſtand würklich mehr in Dingen, die zu meinem Vergnügen gereichten, als in Anſtrengung koſtenden Arbeiten. Früh nach eingenommenen Frühſtück mußte ich größtentheils der Madam, eine Stunde lang, auch wohl zwey — wenn ſie keinen Toilettenbeſuch bekam — in ihrem Schlafzimmer, Vorleſungen halten. Denn gieng ich in die Schreibeſtube, und ſchrieb Akten bis zu Mittag. Nach Tiſche — während der Mittagsruhe des Herrn Doctors — hatte ich ein paar Stunden Freyheit; Dann mußte ich mit dem Doctor auf ſein Gartenhaus gehen, wo er mathematiſche und phyſikaliſche Experimente machte. Dabey gieng ich ihm an die Hand, und ſo kam der Abend heran, wo ich nichts weiter zu thun hatte, ſondern mein eigner Herr war.

Einige Tage nach meiner Anſtellung in dieſem Amte rufte mich der alte Actuarius mit auf ſein Zimmer, und bekräftigte die nicht allzugünſtige Meinung, die mir ſchon ſeine Phyſionomie von ihm eingeflößet hatte, durch folgende Unterhaltung:

„Er ſcheint mir ein gutartiger junger
„Menſch zu ſeyn, Lorenz!

ſagt' er,

„und ich habe eine beſondere Affection zu
„ihm concipirt. Er befindet ſich hier in
„einem Hauſe, wo es kützlich iſt, gut
„zu continuiren. Ich ſehe alſo, es iſt ne-
„ceſſitatis, daß er die Situation des Hau-
„ſes weiß, und damit will ich ihm ſervi-
„ren, wenn er einen guten uſum davon
„machen will.

Ich bezeigte ihm meine Erkenntlichkeit dafür, und er fuhr alſo fort:

„zuförderſt wird er wohl ſelbſt obſerviret
„haben, daß unſre Madam leider Domina
„im Hauſe iſt; und wo die Frau gouber-
„niret, da muß man ihr auch ſubmittirt
„ſeyn. Suche er ſich alſo ante omnia,
„in der Benevolenz der Madam zu conſer-
„viren. Aber — das muß er wiſſen —
„Sie iſt etwas verliebter Complexion
„und hat immer amores; und da befehle
„ich ihm ſilentium an: denn da, wenn
„man nicht die Hand auf den Mund legen
„kann, ſuchet ſie ſich ſtark zu vindiziren.
„Dahingegen, wenn man reinen Mund
„hält, ſie auch ſo gut iſt, daß man ſie

„um einen Finger wickeln kann. Und „wenn ſie etwan ihn würdiget, dann und „wann ein nuncius amoris zu ſeyn, ſo „darf er ihr das nicht denegiren, ſondern „muß es mit aller Diligenze ausrichten. „Hauptſächlich injurire er die Liſe nicht etwan; ſondern halte er's mit ihr; verſteht ſich in allen honoribus — denn „dieſes Mädchen iſt die geheime Secretaria der Madam, und ſteht bey ihr in „beſonderer grace. Auch gegen die Amanten der Madam muß er hübſch höflich „ſeyn, beſonders gegen den Herrn Liebe: „denn der iſt dermalen ihr principal und „premier amant. Und — was ich „nicht ohne Fundament penetrire — er „iſt ein Iuuenis pulcher, und ich habe „ſchon obſerviret, daß die Madam ihn „mit verliebten Augen attendiret. Sollte „ſie dannenhero eine verliebte Affection zu „ihm faſſen, und ihn etwan zu ihrem Rebenamant machen wollen — denn ſie „hat das manchmal in Obſervanz, wie „ich ſchon einiger Exempla davon mich „recordire: da ſey er alſo auf ſeiner „Huth, und handle er prudenter: denn „ganz darf er ihr auch das nicht denegi-

„ren: Er kann ſo was auch mitnehmen:
„Denn ſie läßt es dabey an generoſité
„nicht fehlen. Auf dieſe Maaße wird er
„mit der Frau am beſten durchkommen.
„Was aber nun den Herrn anlanget, ſo
„braucht er nichts zu obſerviren, als daß
„er ſich fein diligenter in der Schreibſtube
„finden läſſet, und ſich ſtellet, als ob
„er ein groſer Liebhaber der Experimentalphyſic
„wäre. Damit kann man ſich bey
„ihm aus der maaßen inſinuiren; und —
„principaliter — bring' er ihm keine Relationen
„von den Galanterien ſeiner
„Frau: denn das kann er gar nicht goutiren.
„Er will ſo etwas ignoriren, und
„in dieſer weißlichen Ignoranz darf man
„ihn nicht turbiren, wenn man prudenter
„agiren will. Alles das iſt ſo meine Methode,
„und ich befinde mich bene dabey,
„ſchon bey ſeiner vorigen Frau bin ich da
„geweſen; und die machte es in ſimili,
„wie dieſe. Allemal bin ich gut dabey
„avanciret. —

So gut es Herr Simulans — ſo hieß der Ehrenmann — mit mir zu meynen ſchien, ſo gefielen mir ſeine Grundſäze doch eben nicht ſonderlich, und noch weniger behagte mir ſein buntſcheckigter Ausdruck. Wie ich ihn nachher noch beſſer kennen lernte, ſo war er einer jener verſchmizten Heuchler und Achſelträger, die jedermann nach dem Maule reden, ſich unter dieſer Masque allenthalben durchſchleichen, und dabey — ohne ſich um Moralität der Handlung zu bekümmern — immer im trüben fiſchen.

Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle! ich folgte der Anweiſung des Herrn Simulans auf das genaueſte; und — in kurzem war ich der Liebling des ganzen Hauſes, beſonders aber der Madam, die nach und nach, immer mehr Behagen an mir fand.

Doch — ehe ich in meiner Geſchichte weiter fortfahre, müſſen meine Leſer doch auch den Herrn des Hauſes noch beſſer kennen lernen, um aus ſeinem Karakter ſein künftiges Betragen gegen mich beurtheilen zu können. Denn jeder Menſch handelt nach ſeiner individuellen Denkungsart, und dieſe allein muß die Richtſchnur ſeyn, wornach wir die Imputation ſeiner Handlungen beſtimmen dürfen.

Doctor Eismann war der kaltblütigſte, ſorgenloſeſte, und untheilnehmendſte Mann unter der Sonne. Nichts konnte ihn entrüſten, als Nachrichten von der Untreue ſeiner Frau. Aber da ärgerte er ſich nicht etwan über die Hörner, die ihm die würdige Gattin aufſezte — denn das war ihm im Grunde ganz gleichgültig; nur der Gedanke, daß er es erfuhr, brachte ihn auf. Denn er verabſcheuete alle Klätſchereyen, und haßte die Poſtenträger, wie den Tod. Sonſt konnten ihn die wichtigſten Ereigniſſe, und wenn ſie ihn auch noch ſo nahe angiengen, nicht aus ſeiner Faſſung bringen. Er murmelte ſein drum, drum, dazu her; und dann war's vergeſſen.

Ein naher Anverwandter von ihm hatte das Unglück, daß, als er ſich auf der Jagd im Walde, unter einen Baum ſezet, der Windſturm den Baum niederſtürzt, und den unglücklichen Jäger ſo gleich todtſchlägt. Als meinem Doctor dieſe traurige Nachricht gebracht wurde, laß er eben in einem Stück Acten, und, ohne ſich in ſeiner Lectüre unterbrechen zu laſſen, begnügte er ſich, mit der ſehr theilnehmenden Antwort: nun! Drum, drum, er hätte ſich ſollen beſſer in Acht nehmen. —

Hatte er ſich in ſeine Meditationen vertieft, ſo konnte man ihm ſeine Perücke abnehmen, ſeine Uhr ganz ſicher heraus ziehen, — ſeine Frau konnte um und neben ihm, ihrem Liebhaber das Glück der Schäferſtunde verſtatten — er wurde nicht das mindeſte davon gewahr. Nur ein einziges Beyſpiel davon! — er reitet einsmals im Winter in eine gewiſſe Stadt, wo Miliz ſtehet. Der Abend übereilt ihn eine Stunde vor Erreichung dieſer Stadt. Finſterniß und Kälte nöthigen ihn, abzuſteigen, und zu Fuß zu gehen. Den Zügel des Pferds an den Arm gehangen, und ſo in ſeinen Gedanken fortgewandert, erreicht er das Stadt-Thor. Das Pferd aber, des Führens ungewohnt, ſtreift den Zügel ab, und kehrt nach Hauſe. Mein Doctor, ohne dieſe Flucht zu bemerken, geht mit dem Zügel am Arm, ruhig des Weges fort. Am Stadt-Thor fragt ihn die Wache nach ſeinem Namen und Stande und wird, den am Arme hangenden Zügel, ohne Pferd gewahr. Als ſie nun den Doctor darüber befragt, bemerkt er zwar nun auch die Untreue ſeines Gauls, antwortet aber ganz ruhig: nun! drum! drum, war's mir wohl ſo leicht am Arme.

Er hatte zwar den Ruhm eines ſehr geſchickten Juriſten, und eines guten Sachwalters. Aber er trieb die Juriſterey, wie ein Handwerk ohne Kunſtgefühl; nie hatte er Geſchmack daran finden können. Vielmehr gab er ſich mit ſeinem Steckenpferde, der Experimental-Phyſic, der Mathematic, und der Mechanic ab. Saß er einmal auf dieſem gutwilligen Thiere, ſo ſtieg er ſo leicht nicht ab, noch weniger überraſchte ihn hier etwan gar ſeine Sorgloſigkeit, daſſelbe zu verlieren, und nur den Zügel davon zu behalten. Oft, wenn er im Tempel der Gerechtigkeit — ſeiner Schreibeſtube — ſaß, einen Miſſethäter vertheidigte, oder einem Bedrängten zu ſeinem Rechte verhelfen ſollte, durfte er in ſeinen Akten, nur einen groteſken Buchſtaben erblicken, welchem ſeine Imagination auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit, mit irgend einer, mathematiſchen, oder mechaniſchen Figur gab; und man konnte tauſend gegen eins verwetten; er ließ den armen Sünder getroſt aufhenken, oder den Vormund mit Freuden das Erbtheil ſeines Mündels verpraſſen — und ſtand auf, eilte an ſeine Elecktriſir-Maſchine, oder an ſeine Drechſelbank, und ihn, dann wieder davon wegzubringen — das hielt ſehr ſchwer.

Bey alle dem, war er der bravſte, ehrlichſte und ordentlichſte Mann, den ich je in dem Gebiete meiner Menſchenkenntniß gefunden habe. Er beſaß ungemein viel Verſchwiegenheit und Treue gegen ſeine Freunde, und dieſer Karakter war der Grund ſeiner ſehr engen Verbindung mit meinem Grafen, der ſeine Schwachheiten, bey ſeinen Tugenden, zu vergeſſen ſchien.

Sein Actuarius, **Simulans** beſorgte dagegen ſeine juriſtiſchen Geſchäfte lediglich allein, womit aber auch dieſer Mann ſich nicht wenig groß wußte. Durch ſeine Treue in ſeinen Geſchäften hatte er ſich die Gunſt des Herrn, und durch ſeine Heucheley und Verſchwiegenheit, die Gewogenheit der Frau in einem ſehr hohen Grade erworben.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Auch einmal etwas von Liebe.

Ich habe ſchon oben bemerkt, daß Herr Liebe aus Hamburg, die Rolle des erſten Liebhabers, bey meiner Prinzipalin zu ſpielen eben anfieng, als ich in ihre Dienſte trat. Einige Monate gieng dieß ſo ununterbrochen fort. Madam beſaß die Kunſt, ihre Liebhaber ſo ziemlich vernünftig — das heißt, allein zu ihren Dienſten — zu erhalten. Aber Herr Liebe war doch nicht ganz der Mann, der beym Genuſſe der Reize einer Dame, vergeſſen konnte, daß ſeine eigenen Reize — worauf er ſich nicht wenig einbildete — nicht für dieſe Dame allein gemacht wären. Es fand ſich Gelegenheit, wo er ſeinen Vorzügen noch beſſer zu huldigen, gedachte.

In Geſellſchaft der Madam **Eismann**, wohnte er einsmals einem ſehr glänzenden Balle bey. Unvermuthet trat ihm hier ein Mädchen unter die Augen, deren Schönheit ihn im Augenblick vergeſſen machte, daß er jemals der **Cicisbeo**, der galanten **Eismannin** geweſen war. Mamſell S*** —, ſo hieß dieſes Mädchen — ſchmolz ſeine ganze Seele in Liebe. Er ließ ſie nicht aus den Armen, und führte ſie ſo gar nach Hauſe. Es konnte nicht fehlen, die Doctorin muſte dabey von ihm auf die unverantwortlichſte Weiſe vernachläßiget werden. Zwar beſaß ſie Klugheit genug, ſich deswegen nichts merken zu laſſen. Auch müſte ſie die ſchöne, artige Frau nicht geweſen ſeyn — wofür ſie doch mit Recht galt, wenn ſie nicht gleiches mit gleichem vergolten, und einen hübſchen jungen Menſchen von der Geſellſchaft an ſich zu locken gewuſt hätte, der ihr endlich auch die Schmach erſparte, allein nach Hauſe zu gehen, wofür er denn das Vergnügen genoß, zu Hauſe, beym Ausziehen, und ſonſt — die entledigte Stelle des Herrn Liebe zu vertreten. Jedoch die Doctorin hätte vergeſſen müſſen, daß ſie ein Frauenzimmer war, deren Reize eine ſo gewaltige Beleidigung erlitten hatten, wenn ſie nicht auf Rache bedacht geweſen wär. Die Gelegenheit dazu fand ſich eher, als ſie ſelbſt glaubte. Herr Liebe, deſſen Lieblingstugend, die platoniſche Liebe ganz und gar nicht war, mochte dieſen Abend, bey Mamſell S*** ſeine Rechnung nicht ſo recht gefunden haben. Denn das Mädchen war ungemein keuſch und tugendhaft. Ueberdieß wohnte ſie bey einer ſehr grämlichen futterneidiſchen alten Tante, die ſie, nach ihrer Zuhauſekunft ſogleich in Empfang nahm, und Herrn Liebe eine angenehme Ruh wünſchte. Dieſer ſeines Orts, mochte aber doch die körperlichen Reize der Mamſell S*** zu genau zu muſtern, Gelegenheit gefunden haben, als daß er die angenehme Ruhe, die ihm die alte Tante wünſchte, ſo ganz hätte empfinden ſollen. Sein Blut wallte vielmehr nach einer Genugthuung gewiſſer Wünſche, die ihn die ganze Nacht hindurch quälten. Da ihn dieſe Plagegeiſter gar nicht verlaſſen wollten, ſondern ihn beym Aufſtehen mit verdoppelter Stärke anfielen; ſo fand er kein Mittel zu ſeiner Rettung, als zu Madam Eismann zu gehen, bey welcher er ſich mit der Erlöſung aus ſeiner Hölle ganz gewiß ſchmeichelte.

Ich hielt eben meine gewöhnliche Morgenvorleſung bey Madam, und zwar aus der Pücelle d'Orleans, — als Herr Liebe, wohl parfumirt und gepuzt hereintrat. Madam nahm ſich dieſen Morgen, in einer weiſſen Nachtkleidung, mit zerſtreuten Haaren und halbbedeckten Buſen, ganz beſonders gut aus. Sie ſtrickte Filet, und ich muſte ihr von Zeit zu Zeit Caffee einſchenken. Sonſt, beym Erſcheinen eines dergleichen Morgenbeſuchs muſte ich ſogleich meinen Abtritt nehmen. Aber izt, da ich daſſelbe beginnen wollte, ſagte ſie:

„Bleib' er nur da Lorenz! leſ' er fort! „Herr Liebe hört auch gern was hübſches.

Madam ſtrickte ruhig fort, und wieß Herrn Lieben einen Stuhl, ſich gegen über, an. Ich blieb zwar auch ſizen, unterſtand mich aber doch nicht fort zu leſen, weil Herr Liebe mit einem

„Wie haben Sie geſchlafen Madam? — ſogleich das Wort nahm. Ohne ihren Seladon eines Blicks zu würdigen, antwortete ſie:

„Vortreflich, die kurze Zeit über, da ich „würklich geſchlafen habe.

L. „Man ſollte glauben, Sie hätten die ganze Nacht geſchlafen, ſo ſchön, ſo blühend „iſt ihre Farbe — ſo hell ſtrahlt der „Glanz Ihrer ſchönen Augen.

Mad. „Das kann ſeyn.

L. „Alſo haben Sie wenig geſchlafen; und „giengen doch bald nach Hauſe, und hatten viel getanzt —

M. „Ich hatte nicht Zeit, viel zu ſchlafen.

L. „So! Sie haben doch nicht ſo ſpät noch „Filet geſtrickt? —

Mad. „Nein!

L. „Oder ſich Vorleſungen halten laſſen?

M. „Gewiſſermaaßen.

L. „So! die müſſen intereſſant geweſen ſeyn.

M. „Ueberaus intereſſant. Wie könnt' ich „ſonſt, nach ſo wenig Schlaf, ſo munter „ſeyn? —

L. „Das geſteh' ich. Ich hätte die Vorleſungen halten mögen.

M. „Die Stelle war ſchon beſezt —
„Aber wir vergeſſen unſre Lectüre, Lorenz! — leß er doch fort! —

Ich begann meine Pflicht, und auf einen Wink der Madam, überſchrie ich den Herrn Liebe, der darein zu reden, und die Vorleſung zu unterbrechen ſuchte. Dieſer — äuſerſt aufgebracht — ſtand auf, ſah' nach ſeiner goldnen Uhr, ſpazierte im Zimmer umher, nahm Taback, beguckte ſich vor dem Spiegel, brachte eine verſchobene Locke in Ordnung, zupfte den Buſenſtreif heraus, beſah' ſeine Steinſchnallen, huſtete einigemal aus, und blieb endlich, mit feſt auf ihr gehefteten Blicken, vor Madam ſtehen. Alles dieß ſchien dieſe nicht zu beobachten, ſondern ſah auf ihre Strickerey, die ſie ſehr ruhig verfolgte.

Jzt befahl ſie mir, ihr eine Taſſe Kaffee zu bringen. Indem ichs that, nahm Herr Liebe den Vortheil in Acht —

„Aber, um Gotteswillen, Madam!
ſagte er, mit übereinander geſchlagenen Armen, ausgeſpreizten Beinen, und ſcharf auf ſie gehefteten Blicken, vor ihr ſtehend
„wie kommen Sie mir heute vor?

Mad. „Ueberaus ſchön, wie Sie vorhin zu
„ſagen beliebten —

L. „Wahr! — zum Teufel! nur zu ſchön
„für meine Ruhe —

Die Doctorin ſchwieg, lächelte ein wenig, trank ihre Taſſe Kaffee, und befahl mir weiter zu leſen. Ich thats; — Herr Liebe drehte ſich auf einem Abſaz herum, machte einige Contrepas, und dann eine geſchickte Wendung, bis an ſeinen Stuhl, wo er ſich wieder hinpflanzte.

„Was mich auch die meſchanten Schuh
„drücken!
hub izt die Doctorin an,
„Lorenz! geb' er mir einmal dort die grü-
„nen Pantoffeln her! — Zieh er mir die
„Schuh aus!
fuhr ſie fort, da ich ihr die Pantoffeln brachte. Mit Vergnügen löſte ich die Schuhe von den niedlichſten Füſſen, die jemals ein Schuh bekleidete, und ſchob ihr die Pantoffeln an. Herr Liebe muſte nicht nur dieſes

alles mit anſehen, ſondern hatte auch noch den Verdruß, daß er, indem die Doctorin den Fuß aufhob, um mir das Ausziehen der Schuhe bequem zu machen, eine der ſchönſten Waden von der Welt bemerken mußte — ein Umſtand der ſeine Pein nicht wenig vermehren mochte.

Kaum hatt' ich meine Lectüre von neuen begonnen, ſo ſagte Madam:

„Steck' er mir die Haare ein wenig hinauf,
„Lorenz! ich kann das Jucken am Halſe
„gar nicht leiden.

Noch ſaß Herr Liebe unbeweglich; aber Wuth und Leidenſchaft glühten, wie Feuer aus ſeinen Augen. Er muſte bemerken, daß ich, beym Sammeln und Hinaufſchlagen der Haare, einen Hals und einen Nacken berührte, der zu den feurigſten Küſſen einlud.

Dann ließ ſie mich wohl einige Seiten leſen, während der Zeit, ſie durch Zurechtſchiebung ihrer Pantoffeln, und das damit verknüpfte Bücken, gewiſſe Reize entdeckte, die mächtig genug waren, den armen Herrn Liebe zur Verzweiflung zu bringen. Doch — nicht genug! — ſie unterbrach mich abermals mit den Worten:

„Kann er Schleifen knüpfen Lorenz?“
Ich bejahte es —

„Nun! ſo knüpf' er mir einmal meine Bu-
„ſenſchleife zu! die meſchanten Pantoffeln
„haben mir die Finger beſchmuzt.

Das war ein Schlag, den Herr Liebe nicht aushalten konnte. Mit den Worten:

„Und — wenn mich der Bliz in ihren
„Armen erſchlüge — ſo kann ich dieſe
„Verrichtung keinem andern überlaſſen,

ſprang er auf ſie zu, und warf ſich um ihren Hals — Aber die Doctorin trieb ihre Rache aufs äuſserſte. Sie ſtieß ihn zurück, und ſprach in einem Tone, der was ſchreckliches an ſich hatte,

„Weg! Untreuer — oder — ich ver-
„gehe mich —

Zugleich winkte ſie mir, ihren Befehl zu thun. Ich band die Schleife ſo feſt ich konnte, und verhüllte dadurch auf einmal eine Schönheit, die durch die Umhalſung des Herrn Liebe nur noch ſichtbarer geworden war.

Die Verzweiflung, in welche der arme Liebhaber dadurch gerieth, hatte kaum ihres gleichen. Mit einer Wuth, die nur fehlgeſchlagene Erwartung hervor bringen kann, ſtieß er die Worte heraus:

„Mich ſoll der Teufel holen, Madam, wo
„ich dieſe Verachtung — dieſen Schimpf
„ertrage!

Aber mit einer bewundernswürdigen Ruhe,
ſah' ihn die Doctorin an, und lächelte.

„Vergebung! Herr Liebe!

ſagte ſie, indem ſie ihm ihre Hand darbot,

„Hier iſt alles, was ich Ihnen heute verwilligen
„kann —

„Alles? das alles? —

antwortete Liebe, indem er ihre Hand küßte
und wieder fahren ließ,

„und kann ich heute nicht ohne Zeugen mit
„Ihnen ſprechen? —

D. „Nein! —

L. „Grauſames Weib! — Schade, daß du
„ſo ſchön biſt!

D. „Iſt das die Sprache von geſtern
„Abend? —

L. „Und iſt das die Urſache ihrer Verachtung?
„— die arme S*** — gienge
„ſie doch bey Ihnen in die Schule! —

D. „Oder wäre vielmehr ſchon gegangen —

L. „Dann wär' es etwas mit ihr.

D. „Und Sie dürften izt nicht bey mir Zuflucht
„ſuchen.

L. „Und nicht finden? — ſo unbarmherzig
„wollten Sie mich beſtrafen?

D. „Wer thut das Herr Liebe? — und
„wenn haben Sie mich beleidiget?

L. „Nun dann! — warum dieſe Verach-
„tung? — dieſe Verſagung meiner Wün-
„ſche? —

D. „Weil ich tugendhaft werden will! —
„Es iſt ja ſo hübſch um einen Tugendſpie-
„gel — nicht wahr?

L. „Ja wohl! ja wohl!

D. „Und dann zur S*** in die Schule;
„nicht wahr?

L. „Wie Sie denken, Madam! —

D. „Was kann man beſſeres thun?

L. „Alſo iſts aus mit uns, Madam? ganz
„aus? —

D. „Ja! —

Dieſes Ja, — könnte ich den Ton, mit dem ſie dieß kleine Wort ſprach, hier ausdrücken, ich gäbe viel drum! — ſo etwas ſpöttiſches, zurückweiſendes, erniedrigendes lag in dieſem Tone, das nur gehört, nur ſo empfunden werden muß, wie es Herr Liebe empfand. Denn er ſteckte augenblicklich ſeinen Degen an, nahm ſeinen Hut, bückte ſich ſchon halb — aber plötzlich ſtand er feſt vor ſeiner

Gebieterin ſtille, und, indem ihm einige Thränen die Wangen herabrollten, ſagte er noch:

„Und nicht noch einen Abſchiedskuß —
„grauſames Weib? —

D. „O! warum das nicht? — ein Kuß in
„Ehren —

Izt ſtürzte er ſich an ihren Hals, bedeckte ihr Geſicht mit einer Million Küſſe, benezte ihre Hand mit ſeinen Thränen, und floh zur Thüre hinaus —

Und ich? — ich war in Erſtaunen verſunken; denn ich konnte das Betragen der Doctorin gegen ihren erſten Liebhaber, ſchlechterdings nicht entziffern, weil ich noch nichts von der Geſchichte mit Mamſell S*** wuſte. Doch machte mich dieſe Scene auf das rachgierige Herz der Doctorin aufmerkſam, und bis zu Mittag ſchlug ich mich mit Müthmaßungen über die Urſachen herum, die ſie bewogen haben konnten, den Herrn Liebe ſo ſchnöde zu verabſchieden.

Kaum aber hatten wir Bediente unſre Mahlzeit begonnen, ſo bekam ich ſchon viel Licht in der Sache.

„Weiſt er's denn auch ſchon, Muſje
„Jean?

fieng Liſe an,

„daß der feine Herr Liebe ſeinen Abſchied
„von der Madam gekriegt hat?

J. „Ey! freylich, weiß ichs; ſein eigner Bedienter
„erzehlte mir's vorhin auf der Gaſſe.

L. „J, woher weiß denn der's ſchon?

J. „Doch von ſeinen Herrn.

L. „Nun! da ſeh' er "mal, was das für ein
„niederträchtiger Menſch iſt, der Liebe! —
„ja wahrhaftig — ich hätte den Menſchen
„nicht leiden können — ein rechter
„Narre iſts! — daß er ein armes Dienſtmädchen
„nur einmal angeſehen hätte —
„je da war er viel zu hochmüthig dazu —
„und ſo filzigt und knauſerigt wurd' er
„auf die lezt — behüt uns mein Gott! —
„ich kann mich keines Groſchens von ihm
„rühmen, der Knicker! — Ja! wahrhaftig,
„wenn ich nicht gethan hätte —
„ſo wär's ſchon lange ausgeweſen —.

J. „Was ſie da nun rede! — und — wie
„lange iſts — da war's der ſcharmanteſte
Menſch in ganz Leipzig.

L. „Ich, hätte das geſagt? — ich wüßte
„nicht, was ſcharmantes an ihm wäre! —
„ein rechter Haſenfuß iſt es. Und da
„hatt' ers gleich getroffen bey der Madam
„— geſtern Abends auf dem Balle.

J. „Wie ſo?

L. „Ey! ſah' er's denn nicht? mit dem Zieraffen, der S*** — wie er's da trieb mit ihr! Behüt' uns Gott! es war ja ein Gegickere, und ein Gejachtere, und ein Händegelecke — wahrhaftig es war recht zum Aergerniß; und — wenn ich wie die Madam geweſen wäre, ich hätte dem Maulaffen heute lieber ein paar Maulſchellen gegeben, als mich von ihm küſſen laſſen — hat er ſich nicht auch drüber geärgert Musje Lorenz? —

Ich. „Was giengs mich an? —

L. „Ja freylich; aber — es wundert mich doch, Musje Jean! — daß er's noch nicht gewuſt hat, mit dem Mutze, der S*** —

J. „S'is aber doch immer ein hübſches Mädel, die S*** —

L. „Ich wüſte nicht, wo ſie das Hübſche ſizen hätte; ſie hat doch wahrhaftig ein paar Backen, wie geklitſcht, und ein paar Füſſe, wie ein Bote; und thut ſo erbar — behüt uns Gott! — als wenn ſie nicht wüſte, daß zweyerley Menſchen in der Welt wären —

J. „Nun! Herr Liebe wird's ihr nun ſchon lernen.

L. „Meinethalben! — da kommen ſo ein paar Narren zuſammen! ja, es hat wohl mein Tage ſo geheißen, gleich und gleich geſellt ſich gern.

J. „Was redt ſie nun da wieder? — da könnte man ja das von unſrer Madam auch ſagen, weil ſie gut Freund mit Herr Lieben war —

L. „J, nun! — jeder Menſch hat ſeine Fehler. Ich will mich eben nicht über die Madam munquiren: aber — was ſie manchmal thut, das thät' ich nicht. Wahrhaftig, dazu brächte mich niemand. Und — wie ſie ſich manchmal wegwirft! — wie oben mit dem langen dürren Baron, der bey Seidels wohnte — da war's ja ein Spectacul — die ganze Stadt redte davon, das ſchickt ſich doch wahrhaftig nicht für eine hübſche Frau! und das war ein rechter hanbüchner Kerl, der Baron! kaum daß er mir manchmal ein lumpichtes Zweygroſchenſtücke gab — der dürre Windhund!

J. „Aber — wer war denn der geſtern Abends, der mit der Madam nach Hauſe gieng?

L. „Das weiß der Teufel! wo die ſie alle aufraſt
„— das iſt mir zu hoch gegeben.
„Es war auch nichts mit ihm; ein Achtgroſchenſtückgen! ſo einen Bettel that er
„mir geben; da kann ich mir kaum die
„Schuh beſolen laſſen, die ich ſeinetwegen
„werde müſſen entzwey lauffen —

Was ich hier von der Geſchichte mit Mamſell S*** und Herrn Liebe noch nicht ganz erfuhr, das erzehlte mir Abends Jean alles haarklein. Herr Liebe hatte ſeinem Bedienten ſein ganzes Herz entdeckt; dieſer vertraute das Geheimniß ſeinem Freunde Jean an; und Jean entdeckte es mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Potiphars Weib ſteht von den Todten auf.

Hätte Herr Liebe einen neuen Verſuch auf die friſche Tugend der Madam Eismann gewagt; vielleicht wäre noch ein glorreicher Triumpf für ihn zu erringen geweſen. Aber er befand ſich in den Armen der Mamſell S*** ungleich behaglicher, die das

Glück hatte, ihm einen Geſchmack an der platoniſchen Liebe beyzubringen.

Der junge Menſch, welcher die Doctorin vom Ball nach Hauſe geführt hatte, bezeigte auch keine Luſt wieder zu kommen. Denn ſeine Prinzipalin — er war ein Kaufdiener — legte Beſchlag auf ſeine Tugend.

Der Baron M** war zu ſehr von der theatraliſchen Sittſamkeit ſeiner ſchönen Komödiantin eingenommen, als daß ihn die Doctorin — die freylich nicht ſo viel Gelegenheit hatte, ihre neue Tugend vor den Leuten leuchten zu laſſen — darauf hätte aufmerkſam machen können.

Zu ſehr an ſeine Dogmatik und Polemik gewöhnt, hatte der Magiſter die Kunſt nicht gelernt, ſeine, für Madam vielleicht nicht untauglichen Waden, bey ihr geltend zu machen. Er that keinen Schritt, ſich ihr zu nähern, ſo viel ſich Liſe auch Mühe gab, ſeine Dummheit zu entklügeln. Und — da Madam ſich doch nicht gern zu ſehr in den Augen eines Magiſters erniedrigen wollte; ſo blieben ſie beſtändig in einer gewiſſen Entfernung von einander, die des Magiſters Talente immer mehr und mehr verdunkelte.

Madam war alſo izt ohne deklarirten Liebhaber, eine Sache, wovon man während ihres ganzen Eheſtandes noch kein Beyſpiel wuſte. Auch muſte ſie nothwendig die Unbequemlichkeiten eines ſo freudenloſen Zuſtandes ſehr lebhaft empfinden: denn ſie war an Dinge gewöhnt, auf welche ſichs ſo ſchnell eben nicht reſigniren läßt. Und da Madam in dergleichen wichtigen Angelegenheiten nichts weniger, als den Schneckengang leiden konnte; ſo wurde mit Liſens Beyhülfe bald wieder auf eine neue Liebſchaft Jagd gemacht.

Aber — wo läßt ſich gleich in der Eile wieder etwas auftreiben, ohne das Koſtum der Galanterie zu ſehr hintan zu ſezen? — man muſte einmal in einen ſauern Apfel beiſſen; und — wer hätte es denken ſollen, daß ich zum Lückenbüßer, in dieſer traurigen Vacanz auserſehen wurde? —

Vielleicht hätte Madam ihre Delicateſſe nicht ſo ſehr gekreuziget, mich als einen geringen Schreiber, bis zur Würde ihres erſten Liebhabers zu erheben — wäre meine Figur nicht das Mittel geweſen, dieſen gewagten Schritt einigermaaßen zu rechtfertigen. Denn ich war in der That ein ſchöner Junge. —

Zwar ſollte ich billig Bedenken tragen, meiner Figur hier eine Lobrede zu halten, weil es doch in der That eine der größten Eitelkeiten, und Schwachheiten von der Welt iſt, ſeine eigenen guten Eigenſchaften, ſelbſt vor aller Welt auszupoſaunen. Allein — jede Regel leidet ihre Ausnahme. Der Geſchmack der Madam Eismann muß gerechtfertiget werden; und wie kann dieß anders geſchehen, als durch das Gemälde meiner Perſon? — und wer ſollte es entwerfen können, als ich ſelbſt, da ich doch einmal mein eigener Biograph bin? — Alſo Verzeihung lieber Leſer! —

Ich war lang, und vollkommen gut gewachſen; beſonders hatte ich ungemein ſchöne proportionirte Beine. Ein Umſtand, worauf Madam Eismann ungemein viel hielt. Alles war Harmonie an meinem ganzen Körper. Meine Geſichtsbildung — ein volles Oval, ohne Bausbacken — entſprach meiner übrigen Figur. Eine lebhafte, doch nicht allzu hochrothe Farbe, zeigte von Geſundheit und Jugendkräften. Meine großen blauen Augen, die von den ſchönſten braunen Bogen umwölkt wurden, drückten etwas ſchmachtendes aus, das nahe an's Liebetrunkne grenzte. Ich hatte ſehr langes braunes Haar, weich wie Seide, und in ſchöne volle Locken geſchlagen. Mein Gang und meine Stellung war anſtändig, ohne Affectation, und edel von Natur. In meinen männlichen Jahren hatte ich ſo gar etwas majeſtätiſches in meiner Figur, und mein Gang wurde gravitätiſch. Dabey beſaß ich ungemein viel Beſcheidenheit ohne ins Kriechende zu fallen. Kurz ich war ganz dazu gemacht, die glänzende Rolle eines Eroberers der Weiberherzen, in der Welt zu ſpielen. Aber dennoch bin ich nie ſtolz auf meine Figur geweſen; ich habe nie damit zu brilliren geſucht; und nie habe ich den ſüßen Herren oder den Gecken geſpielt.

Freylich muſten dergleichen viel verſprechende Talente, als meine Figur bemerken ließ, auf den Geſchmack meiner Principalin einen nicht geringen Eindruck machen. Ein ſo ſchöner, blühender, geſunder Jüngling war für ſie, immer eine ſehr ſeltene und intereſſante Erſcheinung. Denn — obgleich damals die ſonderbare Mode, mit blaſſem Geſicht, hohlen Augen, abgemergelten Wangen, und Wadenloſen Beinen, einher zu ſtolziren, unter der Jugend des männlichen Geſchlechts, noch nicht ſo viel Verehrer fand, als heut zu Tage; ſo waren doch ſchon dazumal die jungen Herren, die ſich mit dergleichen Liebſchaften, als Madam Eismann zu unterhalten pflegte, abgaben, gröſtentheils elende Schmächtlinge, die gegen mein blühendes Anſehen einen ſehr traurigen Kontraſt machten. Wie konnte ſich alſo meine Principalin einſtweilen beſſer aus der Verlegenheit ziehen, als durch die Ehre, die ſie mir zu erweiſen gedachte? —

Liſe hatte das Geſchäft übernommen, mich zu den Myſterien der antiplatoniſchen Liebe, zu welcher ich eingeweihet werden ſollte, gehörig vorzubereiten. Sie that es mit der ihr eigenen Schwade; und ſehr weitläuftig rechnete ſie mir die Vortheile her, die nur aus der ganzen Gewogenheit der Madam entſpringen würde, ſo bald ich gewiſſen Abſichten, die ſie zu meinem eigenen Vergnügen mit mir vorhabe, nicht entgegen handeln würde. Ich war einfältig genug, den wahren Sinn ihrer Reden anfänglich nicht entziffern zu können; vielmehr betrachtete ich die Sache aus einem ganz andern Geſichtspunkte, und beſaß die Thorheit, mir einzubilden, daß ſie mich bey dem oder jenem großen Mann zu empfehlen, und mich zu nichts geringerm, als zu irgend einem angeſehenen Staatsbedienten, machen zu laſſen, vorhätte.

Wär' ich nur ein wenig erfahrner in dergleichen galanten Weiber-Künſten geweſen; ich hätte vielleicht meinen Irrthum einſehen, und dem Ungewitter, das mir drohte, auf irgend eine geſchickte Art ausweichen können. Denn Madam unterließ auch ihrer Seits nicht, die Bemühungen ihrer Zofe gehörig zu unterſtüzen. Anfänglich, wenn ich früh morgens zum Vorleſen in ihr Zimmer gerufen wurde, fand ich ſie immer anſtändig gekleidet. Bald aber verwandelte ſich ihr Anzug in ein äußerſt leichtes verführeriſches Negligee, welches nur darum dem Auge gewiſſe Reize zu verbergen ſchien, um das Herz, zum Genuß derſelben, deſto heftiger anzuflammen. Jedoch auch damit war es noch nicht genug. Ich traf endlich gar Madam, unter dem Vorwande kleiner Unpäßlichkeiten, noch im Bette an. Da ich mich gleich neben das Bette ſezen, und hier meine Lectüre beginnen muſte; ſo wurden keine Vortheile geſpart, mir dieſe glückliche Stelle ſo intereſſant, als möglich zu machen. Doch — alles vergebens! — ich hatte zu viel Ehrerbietung für meine Gebieterin, als daß mir nur der Gedanke einer verliebten Attaque — wozu ſie mich doch offenbar herausforderte — eingefallen wäre. Da alle dieſe Kunſtgriffe nicht Kraft genug hatten, meine Blödigkeit zu verſcheuchen; ſo ſah' ſich Madam genöthiget, zu einem Desperationsmittel zu ſchreiten. Eines Abends ſo zwiſchen eilf und zwölf Uhr — da ich eb'n noch aufſaß und ſtudierte — kam Liſe, wie auſſer Athem, zu mir hinein und deutete mir an, den Augenblick zu Madam zu kommen, und ihr etwas vorzuleſen, weil ſie nicht ſchlafen könne. So ſpät — war's noch nie geſchehen. Der Antrag machte mich aufmerkſam; eine geheime Ahndung weiſſagte mir nichts gutes. Ich ſtammelte allerhand Entſchuldigungen her; aber vergebens! — ich muſte mit fort.

Madam lag im Bette, und — da es dieſen Abend ſehr warm war, ſo konnte man es ihr nicht verdenken, daß ſie ſich nur mit einer ſehr leichten, geſchmeidigen Nachtkleidung ſehr weißlich verſehen hatte. Mir wurde mein Plaz neben dem Bette, an einem kleinen Tiſchgen, worauf ein Nachtlicht ſtand, und ein Buch lag, angewieſen. Liſe entfernte ſich; und mir wurde es nun nicht mehr ſchwer, meine Beſtimmung zu enträthſeln. Die Reden des Actuarius fielen mir izt, zu meinem nicht geringen Schrecken, ſehr lebhaft ein. Obgleich das vor mir ſtehende Nachtlicht zu nichts in der Welt weniger geſchickt war, als bey dem dunkeln Schein deſſelben in einem noch dazu ſehr klar gedruckten Buche zu leſen, ſo begann ich doch herzhaft meine Lectüre. Aber wie erſtaunte ich, als ich in dieſem Buche, das mir noch gar nicht zu Geſichte gekommen war, Schilderungen und Auftritte fand, die jedes geſittete Ohr beleidigen muſſen! Dennoch ließ ich mich auch dadurch nicht irre machen. Nachdem ich aber — mit nicht geringer Anſtrengung meiner Augen — einige Blätter geleſen hatte, mochte Madam es länger nicht für rathſam halten, die Ausführung ihres Plans meiner Zurückhaltung zu überlaſſen.

„Ich kann dir's auch bald nicht zumuthen,
„Lorenz!
ſagte ſie
„daß du dir deine Augen mit dem Nacht-

„leſen verdirbſt. Du brauchſt ſie weiter.

„Hör' auf mit leſen! —

„Ach, nein! Madam! ich kann recht gut „ſehen —

„Ja doch! ich kann ja dich kaum erkennen — laß ſeyn! wir wollen lieber ein „wenig mit einander plaudern.

Bey dieſen Worten faßte ſie meine Hand, und drückte ſie heftig an ihren klopfenden Buſen. Mir vergieng Hören und Sehen; ich zitterte wie ein Eſpen Laub.

„Du zitterſt ja, lieber Junge!

fuhr ſie fort, indem ſie ihren ſchönen Arm um mich ſchlang.

„Geh! Du muſt nicht ſo blöde ſeyn! Rede doch ein paar Wörtchen!

„Ach! Madam! es iſt mir ſchlimm, laſſen Sie mich gehen!

„Sey doch kein Närrchen! — Du weißt „dein Glück nicht zu ſchäzen! ſiehſt du nicht, wie ich dich lieb habe? — willſt „du mir nicht auch ein Bisgen gut ſeyn? —

Izt gewann die Sache allen nur möglichen Ernſt. Madam wuſte ſich ſo wenig zu mäßigen, daß ſie ſich mit einer raſenden Leidenſchaft an mich anhieng, und mein Geſicht mit einer Million Küſſe bedeckte. . Aber —

ich

ich weiß nicht, welcher mächtige Schutzengel mein Herz lenkte, und mein Blut erkältete? — ich ſaß nach dieſer feurigen Umarmung noch immer, wie ein Stock da, ohne mich recht beſinnen zu können, was eigentlich mit mir vorgieng. Noch hielt Madam meine Hand in der ihrigen und ſagte:

»Haſt du kein Herz für mich, Lorenz? —
»liebſt du mich nicht?

»Ach! ich bitte Sie um Gottes willen,
»Madam! laſſen Sie mich los!

antwortete ich, und — die Scene war zu Ende. Mit der Wuth eines beleidigten Weibes, ſtieß ſie mich unter den Worten:

»Nun! ſo geh zum Satan! du Stocknarr!

mit geballter Hand vor die Bruſt, und ſezte hinzu:

»komm mir nicht wieder vor meine Augen!

Ich ſchlich mich ganz ſachte zur Thür hinaus, und eilte nach der Treppe, weil meine Kammer im untern Stockwerk war. Aber — welches neues Abentheuer begegnete mir hier; —

Indem ich mit haſenfüßiger Schnelligkeit die Treppe hinabſezte, — denn der Zorn
meiner

meiner Doctorin hatte mir kein geringes Schrecken eingejagt — und ungefehr einige Stuffen zurück gelegt hatte, rennte ich in der Dunkelheit ſo heftig an jemanden an, daß — mit einem gräßlichen Gepolter die ganze Treppe hinunter purzeln, wobey ich jedoch den Vortheil hatte, über den mir begegnenden Nachtwandler hinweg zu ſtürzen — die Sache eines Augenblicks wurde. Halb todt vor Schrecken wuſte ich kaum, wie mir geſchah; ich haſpelte mich aber wieder auf, und fühlte ſogleich, daß ich auſſer einer Contuſion am Kopfe, mit ganzen Knochen noch glücklich davon gekommen war. Der Magiſter Schnuripelius hingegen — denn niemand anders, als er war es — gab durch ſein jämmerliches Wehklagen zu erkennen, daß ihm dieſe Reiſe weit ſchlimmere Unbequemlichkeiten, als mir, gemacht hatte: denn er lag völlig ohne Bewegung da.

Schon hörte ich in allen Zimmern Lärm von Menſchen, die das Gepolter der Fallenden und das Geſchrey des Magiſters erweckt hatte; — ſchon fiengen die Haushunde an zu klaffen; — um nun über meiner Rolle nicht auch ertappt zu werden, eilte ich in meine Kammer, und ſchlug mir ein Licht an.

Ehe aber die Hülfe des armen Magiſters herbey kommt, muß ich doch meinen Leſern kürzlich erzehlen, wie unſer weiſer Mann eigentlich auf dieſe verwünſchte Treppe und zu dieſer traurigen Avantüre kam. Jungfer Liesgen hatte nemlich die Reize des breitſchultrigen Magiſters, ihrer Aufmerkſamkeit nicht ganz unwerth geachtet. Der Philoſoph ſeiner Seits war juſt auch nicht der Mann, der Luſt hatte, ſeine natürlichen Talente ſo gar ungenüzt vermodern zu laſſen. So waren denn dieſe beyden Leutchen zuſammen gekommen. Um wenigſtens die Rolle ihrer Gebieterin im kleinen nachzuſpielen, hatte Liſe um eben die Zeit, da ſie glaubte, daß ihre Madam mit mir, dem Gott der Liebe die reichlichſten Opfer brächte, den Magiſter, der unten neben mir logirte, hinauf in ihre Kammer, die neben dem Zimmer der Doctorin war, beſtellt. Um nun das Rendevous deſto ſicherer und ungeſtörter zu beginnen, hatte der Magiſter ſeine Reiſe, ohne Licht, und ohne Pantoffeln angetreten. Und ſo — werden meine Leſer unſre Begegnung ſchon zuſammen reimen können.

Izt hatte ich mein Licht angezündet. Ich gieng damit heraus, um dem armen Magiſter hülfliche Hand zu leiſten. Aber indem ich heraus trat, lief ſchon das ganze Haus zuſammen.

„Was Teufel giebts aber hier?

ſchrie Liſe, die im Unterrocke und barfuß die Treppe herab kam. Hinter ihr folgte die Köchin, mit einem

„Herr Jemine; es ſind wohl gar Diebe da!

im bloßen Nachtmantel, ohne Rock, und ebenfalls barfuß. Zur Seite ſtürzte Jean, in einen alten grauen Mantel gehüllt, mit den Worten:

„was für einen ſchwernoths Lärm habt
„ihr aber? —

hervor.

„Ach! das Gott erbarm! es iſt der arme
„Herr Magiſter!

ſchrien ſeine beyden Zöglinge, die in bloſen Hemden auftraten. Der Actuarius, halb im Schlafe, in bloßen Beinkleidern taumelte auch herbey, und rufte:

„Hat denn jemand einen fatalen caſum
„gehabt? —

„Kann man denn vor der verfluchten Ba-
„gage auch keine Minute Ruhe haben?

ſchrie des Baron M*** Bedienter, der, in voller Furie, einen alten Oberrock umgehan-

gen,

gen, ohne Beinkleider, hinter der Köchin her, die Treppe herabſtürzte. Selbſt der Baron war auf dem Tapete. Im Schlafrocke ſprang er hinter ſeinem Bedienten drein, und rufte:

„was für eine verteufelte Katerjagd habt
„ihr unſinnigen Leute aber vor?

Endlich erſchien auch der Herr Doctor, der noch aufgeſeſſen, und über der Auflöſung eines mathematiſchen Problems ſtudiert hatte, mit einem großen Wachslichte in der Hand, und ſagte:

„Ey! ey! Herr Magiſter! — drum
„drum! hört' ich wohl das Gepolter!
„wie haben Sie's denn ſo verſehen? drum,
„drum! hätten Sie ſich ſollen beſſer in Acht
„nehmen — —

Die lächerlich-traurigſte Figur aber machte der unglückliche Magiſter ſelbſt. Sprachlos, von Schaam hingeriſſen, und von Schmerz gefoltert, lag das arme Opfer ſeiner unbefriedigten Leidenſchaft da, in ſeinem Blute. Denn ſein Kopf hatte von der heftigen Erſchütterung des Falles, einige ſo bittere Stöße davon getragen, daß außer den vielen braunen und blauen Flecken wenigſtens drey bis vier Löcher vorhanden waren, aus welchen das Blut, das ihm vielleicht zu dieſer nächtlichen Wanderung manche Veranlaſſung gegeben haben mochte, ſtromweiß floß. Ueberdieß hatte ſich der Magiſter den einen Fuß dergeſtalt vertreten, daß er nicht von der Stelle gehen konnte.

Jzt ſtand die ganze Verſammlung um ihn her —

„Je, was haben Sie denn gemacht? — „wo ſind Sie denn geweſen? — wo haben Sie denn ſo ſpäte noch hingewollt? — „wie haben Sie's denn ſo verſehen? — „wie viel haben Sie denn Löcher im Kopfe? — können Sie denn gar nicht auftreten? — Sie ſind wohl gar ohnmächtig? —

Alle dieſe Fragen jagten einander aus allen Mäulern nach, und kein Menſch griff den guten Magiſter an.

„So ſchaft ihn doch, ins Henkers Namen, „hinein!

ſchrie der Baron M***,

„und holt nur geſchwind den Chirurgus!

Aber — die meiſten Zuſchauer ſchlichen ſich unverrichteter Sache wieder davon — bis auf Liſen, die Köchin, und mich. Die Köchin zog ſich gleich an, um nach einem Balbier zu laufen; und ich und Liſe begannen das chriſtliche Werk der Aufhebung. Die beyden Zöglinge des Herrn Mentors muſten hülfliche Hand leiſten.

„Ach! behüt mich mein Gott! —
ſchrie Liſe, die eine Anwandlung von Schaam bekam, da ſie den Magiſter mit anfaſſen ſollte —

„Pfuy! er hat ja keine Unterkleider an! —
„nein! — das ſchickt ſich ja gar nicht.
„Nehmen Sie doch nur den Schlafrock
„zuſammen, Herr Magiſter!

Doch — einige gute Worte von mir, halfen ihre Schaam bald überwinden, und ſo brachten wir den Unglücklichen wohlbehalten, in ſein Zimmer. Auch hielt die getreue Liſe, bis nach erfolgter Verbindung bey ihm aus, und man raunte ſich ins Ohr, daß ſie dieſe Nacht doch noch Mittel gefunden haben ſoll, ihren unglücklichen Liebhaber, ſein übel abgelaufenes Rendevous gewiſſermaaſen, vergeſſen zu machen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Unglück kommt ſelten allein.

Anſtatt, wie ſonſt, zu meiner Principalin, zum Vorleſen gerufen zu werden, beorderte mich Jean, den Morgen nach jener fatalen Nacht, zum Herrn Doctor zu kommen. Er ſtand mit der Tobackspfeife im Munde, vor einer Luftpumpe, die er mit groſſer Aufmerkſamkeit unterſuchte — da ich zu ihm hinein trat. Anfänglich wurde er mich gar nicht gewahr, bemerkte auch meinen tiefen Bückling nicht, bis ich anfieng mich zu räuſpern und mit den Füſſen zu ſchlürfen.

Itzt ſah' er ſich um, und ſagte:

„iſt er da, Lorenz? — drum, drum „hört ich wohl die Thür gehen.

J. „Der Herr Doctor haben mich rufen laſ„ſen.

D. „Ja! was wollt' ich ihm doch ſagen? Ja! das war's. Drum, drum konnt' „ich mich wohl nicht beſinnen. Ich brau„che ſeine Dienſte nicht weiter. Er kann „heute mein Haus verlaſſen. Und — „drum, drum will ich ihm hier ſeinen Lohn „und noch etwas auf den Weg mit geben.

Izt zog er drey Louisd'or aus der Börſe, und legte mir ſie hin. Vor Erſtaunen und Schreck ſtand ich, wie ſinnloß, ohne Bewegung da; ich ſtammlete einige Worte von Verlangen nach der Urſache dieſes jählingen Abſchieds her; aber, in Betrachtung ſeiner Luftpumpe fortfahrend, ſagte der Doctor weiter nichts, als:

„Ich habe meine Urſachen — drum,
„drum nehm' er das Geld, und geh' er ſeiner Wege!

Was war zu thun? — hier half kein remonſtriren. Ich nahm das Geld, machte dem Rücken des Herrn Doctors einen Bückling, und dann — zur Thür hinaus.

Ich kann eben nicht ſagen, daß mich dieſer Abſchied ſehr geſchmerzt hätte. Ich wuſte aber doch nicht gleich wohin? und zudem konnte ich die Urſache davon gar nicht begreifen, da es nicht wahrſcheinlich war, daß meine geſtrigen Abentheuer den Doctor ſo ſehr wider mich aufgebracht haben ſollten, wenn er ſie auch, wie ich doch nicht vermuthen konnte, erfahren hatte.

Für's erſte gieng ich alſo zum Actuarius, in Hofnung, von dieſem darüber einiges

Licht zu bekommen. Er ſaß eben über einer ſehr wichtigen Vertheidigungs-Schrift, unter einer ganzen Schiffslaſt von Acten vergraben.

„So! ſo! hat er ſeine Dimiſſion bekom-
„men?

ſagt' er, da ich ihm meinen Unfall erzehlte, und — nach meiner Bitte, um Entdeckung der Urſache, wenn er ſie etwan wiſſen ſollte, fuhr er fort, ohne mich eines Anblicks zu würdigen,

„da mir keine Notification davon er-
„theilt worden iſt, ſo kann ich ihm auch
„die rationes decidendi davon nicht
„ſuppeditiren. Praeterea würde es
„auch nicht prudenter von mir gehan-
„delt ſeyn, wenn ich mich, rebus ſic ſtan-
„tibus, mit ihm weiter abgeben wollte.

Dieſen Wink verſtand ich, und, da er ununterbrochen in ſeiner Arbeit fortfuhr, ſo nahm ich meinen Abtritt.

Nun gieng ich zu Jean, der in der Bedienten-Stube, juſt mit dem wichtigen Geſchäfte, ſich zu friſiren, umgieng. Ohne mir auf meinen guten Morgen zu danken, oder mich nur anzuſehen, hörte er mich zwar an, begnügte ſich aber, mir folgenden kurzen Beſcheid zu geben:

„Was ſchiert mich ſeine Wirthſchaft? —
„laß er mich ungehudelt! wenn's jemand
„ſieht, daß er mit mir redt, ſo hätt' ich
„obendrein noch Verdruß davon. Ich
„hätt' den Teufel von ſeiner verfluchten
„Klätſcherey — kann ich auch die verwünſchte
„Locke zu Rande bringen! —
„reiß' er, daß er fort kommt!

Ich folgte ſeinem Befehl. Da ich in meine Kammer kam, fand ich Liſen unter der Beſchäftigung, mein Bette zuſammen zu packen. Handquele, Vorhänge, und alles, was ich von meiner Herrſchaft im Gebrauch gehabt hatte, lag ſchon beyſammen, zum Wegtragen bereit.

„Was ſoll denn das vorſtellen?

ſagte ich: denn ich befürchtete nicht, daß ich eben gerade denſelben Tag fort ſollte.

„Ey! da kann er noch lange fragen,

antwortete ſie mir ſehr ſchnippiſch,

„ausräumen will ich, und zwar hat mir's
„die Madam befohlen; daß er's nur weiß.
„Wahrhaftig, er hat noch Urſache, das
„Maul darüber zu hängen! es thut mir
„nur lächerlich. So ein Zeiſig, wie er iſt —

„der hat auch noch Ehre zu reden —
„Behüt mich mein Gott! — ſolche dumme Streiche, wie er gemacht hat, — und
„kurz und gut! — er kann nur immer
„ſeine lumpigten gebacknen Birn zuſammen leſen thun, und ſich ſeiner Wege
„ſcheren — er Landſtreicher! — er! —

So kaltblütig ich ſonſt von Natur bin, ſo verdroſſen mich doch dieſe unhöflichen Reden der Jungfer Liſe nicht wenig. Ich ſagte alſo, in einem etwas heftigen Tone:

„das bitt' ich mir aus, Liſe, daß ſie ihrem Maule den Zügel nicht ſo weit läßt;
„ſonſt —

hier ſtemmte aber die herzhafte Liſe die Hände in die Seite, ihre Geſichtsfarbe wurde Zinnoberroth, und armſtark ſtrömte es zu ihrem Munde heraus:

„ich glaube gar, er will noch raiſonniren
„thun? — he? — das will ich mir depreziren! und daß er's nur weiß — ich
„würde mich mit Drecke beſudeln thun,
„wenn ich mich mit ihm, Hannßaffen, abgeben wollte thun. Wahrhaftig — ſo
„ein grober Menſch iſt mir noch nicht vorgekommen. Aber — daß er's nur
„weiß — ich ſchere mich viel um ihn.

„Lern' er erſtlich moris, eher' er hübſche
„Leute will in Schimpf und Schande brin-
„gen thun! der Herr Magiſter wird's ihm
„ſchon weiß machen — wenn er nicht den
„Mumang gehet — wo ihn der Schinder
„hergeführt hat.

J. „Was hab' ich denn aber dem Herrn Ma-
„giſter gethan? und was iſt denn über-
„haupt mein Verbrechen, daß man mich
„ſo ſchnöde fortjagt? —

L. „Ey! er wird's wohl etwan nicht wiſſen!
„und geh' er mir nur gleich den Mumang
„aus den Augen! wenn's meine Madam
„ſieht, daß ich mit ihm rede — man hats'
„en gar keine Ehre, wenn man mit ihm
„reden thut.

Auf der Stelle entſchloß ich mich nunmehr, noch heute dieſes Haus und Leipzig zu verlaſſen, und meinen alten Grafen, mit ſeinem Rößgen wieder aufzuſuchen. Da ich aber viel überflüſſige Kleidungsſtücke und Sachen beſaß, ſo nahm ich mir vor, augenblicklich zu einem Trödler zu gehen, und das entbehrlichſte zu verkaufen.

Indem ich vor der Küche vorbey gieng, rufte mir Dorthee die Köchin zu:

„Musje Lorenz! komm' er doch ein bisgen her!

Sie ſaß am Heerde und trank ihren Caffee.

„Er hat wohl noch keinen Caffee getrunken? Da hier! trink' er mit mir!

Indem ich dieſe unerwartete Güte annahm, und der ehrlichen Köchin meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß ich nicht einmal die Urſache meines Abſchieds erfahren könne, ſo half mir das treuherzige Menſch auf einmal aus dem Traume. Denn ſie erzehlte mir nichts geringers, als daß die Doctorin ihrem werthen Ehegemal die Naſe gedrehet hatte, ich wäre kühn genug geweſen, ſie des Nachts im Bette zu überfallen und gewiſſe Abſichten bey ihr durchzuſezen, die ich ihr ſchon längſt — wiewohl vergebens hätte merken laſſen. Sie hätte Lärm gemacht — ich wäre ausgeriſſen, und hätte den Magiſter, welcher ihr Schreyen gehört habe, und auf dem Wege, ihr zu Hülfe zu kommen, geweſen ſey, aus Rachſucht die Treppe hinunter geſtoßen — Dabey habe ſie ſchlechterdings auf meine Verabſchiedung beſtanden, und der Doctor hab' es ihr, bewandten Umſtänden nach nicht abſchlagen können.

Mein Erſtaunen über dieſe Kabale übertraf noch die Vorſtellung, die ich mir immer von der rachgierigen Gemüthsart der Doctorin gemacht hatte. Doch war ich einigermaaſen froh, daß ich ihren Klauen noch ſo ziemlich glücklich entwiſcht war. Ich entdeckte der Köchin mein Vorhaben und meinen Vorſaz, meine Sachen an einen Trödler zu verkaufen.

„Nein! was will er denn das thun?
ſagte das ehrliche Menſch, die izt meine einzige Freundin geblieben war.

„Was will er denn ſeine hübſchen Sachen
„ſo verſchleudern? — für ein Lumpengeld,
„das ihm die Spizbuben, die Juden,
„dafür geben werden? weiß er was! laß
„er ſie doch hinaus, nach Lindenau, zu
„meinem Vater, dem Schulzen im Dorfe,
„ſchaffen! das iſt ein ehrlicher Mann, und
„der wird ſie ihm gern aufheben, bis er
„ſie kann abholen laſſen, und ich will ihm
„ein paar Zeilgen ſchreiben, und da thut
„er mir's zu gefallen, und da kann er ja
„ſelber mit nausgehen — und wenn er
„kein Reiſegeld hat, ſo will ich ihm da einen
„Dukaten geben, wenn ers nicht übel
„nehmen will — er braucht mir's auch

„nicht wieder zu geben — und mein Va-
„ter wird ihm auch was geben: denn ich
will's dem Vater ſchreiben, daß er ein hüb-
„ſcher ehrlicher Menſch iſt, und niemanden
„was zu Leide gethan hat, und daß man
„ihn hat wollen verführen, und daß er
„deswegen ſeine Dimiſchon gekriegt hat —

Das gute ehrliche Herz dieſer Köchin rührte mich bis zu Thränen. Eine Freundin in der Noth! — dachte ich, und ich nahm ihr Anerbieten wegen meiner Sachen an; für das Geld aber bedankte ich mich, weil ich damit von der Güte meines Grafen, noch reichlich verſehen war.

Noch denſelben Tag packte ich alſo meine Sachen zuſammen, nahm von keiner Seele, als von der ehrlichen Köchin Abſchied, und wanderte getroſt zum Thor hinaus. Meinen Coffre ließ ich mir durch einen Boten, auf dem Schiebkarren nachfahren.

Indem ich ſo den Steinweg nach Lindenau zu, forttrabte, und in Gedanken ſchon bey meinem lieben Grafen, und in Rößgens Armen war, hörte ich jemanden mir nachrufen:

„Muſje Lorenz! warten Sie doch ein
„bisgen!

Ich ſtand ſtill, ſah mich um, und es war ſo eine Art von Markthelfer, der mir ein verſiegeltes Papier, mit den Worten:

„Hier hab' ich an Sie was abzugeben: .

überreichte, und über Hals und über Kopf wieder davon lief, Da ich das Papier erbrach, fielen mir zwey Louisd'or in die Hand, und ich laß folgende Zeilen:

„Verzeih' er mir, lieber Lorenz! den Verdruß, den ich ihm gemacht habe! meine „Ehre erlaubte es nicht, daß er länger in „unſerm Hauſe blieb. Ich habe ihn ſehr „ernſtlich geliebt. Leb' er glücklich, und „nehm' er beykommendes, als ein kleines „Zeichen meiner Gewogenheit an!

Eismannin.

Solche unvermuthete kleine Züge der Großmuth haben jederzeit einen ſehr ſtarken Eindruck auf mein Herz gemacht, Auch dieſe edle Handlung der Doctorin rührte mich ungemein. Sie muß doch kein allzu böſes Herz haben — dachte ich — bey allen ihren Fehlern; — und Thränen traten mir in die

Augen. Es gieng mir nahe, daß ich ſie beleidiget hatte. Ich hatte wahres Mitleiden mit ihrem Zuſtande, und dieſes Mitleiden gieng ſo gar ſo weit, daß ich es von Herzen bereute, ihr ihren Willen nicht gethan zu haben. Eine gewiſſe ſinnliche Vorſtellung der Vergnügungen, die ich in ihren Armen hätte genießen können, drängte ſich wider meinen Willen in meine Seele, und bemächtigte ſich meiner Vernunft. Gern wär' ich wieder umgekehrt, hätte mich ihr zu Füſſen geworfen, und ihr alles mit Thränen abgebeten. Nur meine Blödigkeit, und die Furcht, von ihr verſtoſſen zu werden, hielt mich von einem Vorhaben zurück, wodurch ich beynahe die unverzeihlichſte Thorheit von der Welt begangen hätte. — Indeſſen hatte ich, unter dieſen meinen Träumereyen, worin ich mich mit einer gewiſſen Wolluſt herum wiegte, Lindenau erreicht. Ich fand bald die Wohnung des Schulzens, und zog mit meinem Schiebkarren bey ihm ein.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Worinn die Geſchichte wie ein Roman ausſehen wird.

So bald ich dem Schulzen, der ein eben ſo ehrlicher Schlag von Menſch war, wie ſeine Tochter, mein Creditiv überreichet hatte, war er nicht nur zu Aufhebung meines Coffers bereit, ſondern bot mir auch freywillig ein Nachtquartier an. Seine Offerte war mir ſehr willkommen; und ich wurde von dieſen guten Bauersleuten aufs freundſchaftlichſte bewirthet. Den andern Morgen ſezte ich meine Reiſe fort. Da ich meine Vaterſtadt **Blankenburg** vermeiden wollte, ſo nahm ich wieder den Weg, den ich mit dem Grafen paſſiret war. Mein feſter Vorſaz war indeſſen kein anderer, als, im Fall ich die verborgene Wohnung des Grafen nicht finden ſollte, ſogleich nach **Hamburg** zu reiſen, und mich nach **Oſtindien** einſchiffen zu laſſen. Denn mein Verlangen dahin war noch immer nicht in mir erloſchen, und izt wachte es mit verdoppelter Stärke in mir auf, beſonders da ich würklich eine anſehnliche Geldbörſe beſaß, die mir hinreichend ſchien, die Reiſe mit vieler Bequemlichkeit zu machen.

Da ich aber der Wege nicht recht kundig war, ſo hatte ich mich zu weit linker Hand gehalten, und kam, anſtatt nach Merſeburg, in eine Stadt, die man mir Weiſſenfels nannte. Dort fragte ich nach dem rechten Wege auf den Harz; und man wieß mich wieder rechter Hand. Ich befolgte dieſen Rath, kam aber nun wieder allzuweit rechter Hand. Nicht wenig erſtaunte ich alſo, da ich ein paar gute Tagereiſen fortgewandert war, und nun bald Nordhauſen zu ſehen hofte; daß ich mich auf einmal in der Grafſchaft Mannsfeld befand. Hier ſagte man mir, in einem Dorfwirthshauſe, wo ich mein Nachtquartier nahm, ich müſte wieder linker Hand, wenn ich nach Nordhauſen wolle. Indem ich mich nun ſo mit dem Wirth darüber beſprach, traten zwey Fremde hinein, die ebenfalls Nachtquartier verlangten. Sie waren ſehr reinlich angezogen, und — ich hielt ſie dem erſten Anſehen nach, für reiſende Handwerksburſche. Aber — wie erſchrack ich, als ich in dem einen davon, meinen Miſſionär Dilling erkannte, der mich vor einigen Jahren ſo teufliſch beraubt und verlaſſen hatte! — wie er mir hernach ſagte, hatte er auch mich, ungeachtet der Veränderung meiner Figur, doch augenblicklich erkannt.

Er redte mich ſo gleich an, und fragte mich, wo ich herkäme? — wo ich hinwollte? — aber ich gab ihm keine Antwort, aus Furcht, er möchte Gelegenheit finden, mir meine reiche Börſe noch einmal abzunehmen. Indeſſen mußte ich mir doch gefallen laſſen, mit ihm zu ſpeiſen. Doch ſtellte ich mir nichts weniger vor, als daß dieſer Menſch dazu beſtimmt war, mich noch einmal in ein Unglück zu ſtürzen.

Indem wir noch in guter Ruhe über Tiſche ſaßen, trat ein langer ſtarker Menſch, der einen geflochtenen Haarzopf, einen blauen Rock, grüne Weſte, und braune Beinkleider, mit großen Stiefelmanſchetten trug, herein. Zwey reputirliche Bauersmänner, mit Stöcken, und über fünf bis ſechs andere ſchlechter gekleidete Bauerkerle folgten ihm. Leztere blieben an der Thür ſtehen.

„Wo ſind ihre Päſſe, meine Herren? fragte der eine Bauer, welcher der Schulze des Orts war; meine beyden Fremden zogen ein paar Dinger, die Päſſe vorſtellen ſollten, hervor. Ich ſaß ganz ſtill und zitterte. Denn ich hatte nun ſchon zum zweytenmale die Unvorſichtigkeit begangen, eine Reiſe ohne Paß anzutreten.

„Was ſind das für Wiſche?

ſagte der Schulze, wie er die Päſſe ſahe,

„das ſind falſche Päſſe! allo! fort! ihr
„kommt mit uns!

Meine ſaubern Vögel brachten zwar noch allerhand vor, um ſich vom Arreſt zu befreyen. Aber der Mann im blauen Rock, welcher ein Haltunsfeſt war, griff ſo derb zu, daß ſie ſich bald zum Zweck legen muſten.

Nun kam die Reihe an mich. Auch mir wurde der Paß abgefordert. Ich ſchob den Mangel deſſelben auf meine jugendliche Unvorſichtigkeit; ſagte wer ich ſey, und berufte mich auf meine Ehrlichkeit.

„Dummes Zeug! —

rufte der Schulze,

„das kann jeder Spizbube ſprechen! er
„mag mir der rechte Zeiſig ſeyn! Allo!
„Marſch! —

Da half kein Widerſtreben. Dem Bewegungsgrunde des Amtsdieners, der in einem tüchtigen Knotenſtocke beſtund, war nichts entgegen zu ſetzen.

„Und er —

ſagte der Schulze noch im Weggehen, zum Wirth,

„er kann ſich immer auch auf ein paar
„Neuſchock Strafe gefaßt machen, daß er
„ſolche Spitzbuben-Bagage, und ſolche
„Landſtreicher ohne Päſſe beherberget!
„Pfui! ſchäm' er ſich! er iſt mein Herr
„Gevatter; aber das iſt nicht hübſch von
„meinem Herrn Gevatter! —

Wir wurden ins Amthaus gebracht, und dort in der Frohnveſte verſchloſſen; mein Geld und alle meine Sachen wurden mir genommen.

Anfänglich ſchmerzte es mich freylich nicht wenig, mich, bey dem Bewußtſeyn meiner Rechtſchaffenheit, als ein Spitzbube eingezogen und ins Gefängniß geworfen zu ſehen. Ich konnte mir gar nicht vorſtellen, wie man unſchuldige Leute öffentlich anhalten und ins Gefängniß werfen dürfe, bloß um den Mangel eines ſo unbedeutenden Dings willen, wie ich mir einen Paß dachte. Mein Schickſal dünkte mir überaus hart; und ich glaubte es nicht verdient zu haben. „Dieß

Gefühl preßte mir einen Strom von Thränen aus. Ich warf mich auf mein Strohlager, ächzete und jammerte unaufhörlich. Der Schlaf floh mich ganz, und dieſe Nacht war eine der ſchrecklichſten meines Lebens.

Frühmorgens kam der Amtsdiener, brachte eine große Taaſe Waſſer und ein Stück trocken Brod, und dies ſetzte er uns zum Frühſtück vor. Er fragte uns in einem ſpöttiſchen Tone: ob wir wohl geſchlafen hätten? ich klagte ihm mein Elend, betheuerte ihm meine Unſchuld, und bat ihn mir nur ein paar Taſſen Caffe oder Thee zu geben. Aber der unbarmherzige Kerl lachte laut auf über meine Bitte, und ſezte in einem ſpöttiſchen Tone hinzu:

„Wollt ihr nicht auch etwan ein Gläßgen
„Wein? — ein Stückgen Servelatwurſt?
„oder ein Viertheil Aſchkuchen? — wart'
„nur! zu Mittag werd' ich die Ehre ha-
„ben, auch mit einem delicaten Nierenbra-
„ten aufzuwarten —

Izt gieng er lachend fort, und ließ mich in der grauſamſten Unruhe über mein Schickſal zurück. Da ich wieder von neuen zu wehklagen und zu jammern begann, fieng mein

Kammerad Dilling, der ſich zugleich mit großem Appetit über das trockne Brod hermachte, an:

„Hör' er endlich einmal auf wie eine alte „Hellerhure zu heulen! die Ohren thun mir „ganz weh davon. Was hat er zu fürch„ten? Sie müſſen ihn doch wieder laufen „laſſen. Er hat ja nichts verbrochen. „Aber wie's uns gehen wird; das weis „der liebe Gott. — Er hat ja nichts ver„brochen. —

Dieſe Worte drangen auf einmal ſo tief in meine Seele, daß das unterdrückte Gefühl meiner Unſchuld von neuen in mir erwachte, und mich vollkommen beruhigte.

Gegen Mittag wurden wir zum Verhör geführt. Ich kam zuletzt vor. An einem ungeheuren großen Tiſche ſaß ein kleines mageres Männchen, in einer zierlich friſirten Perücke, vor welches mich der Amtsdiener hinſtellte. Wie Schanzen und Bollwerke waren die Acten um ihn aufgebaut, ſo daß ich nur den Kopf dieſes Duodezmännchens darunter hervorblicken ſah. Anfänglich that er gar nicht, als ob er auf mich reflectirte. Alsdenn fragte er, ohne mich anzuſehen, in einem trocknen gleichgültigen Tone:

„Wie heiſt ihr? — wer ſeyd ihr?

Ich machte ihm eine weitläuftige Erzehlung von meinen Umſtänden, und blieb beſonders dabey ſtehen, daß ich bey dem Doctor Eikmann zu Leipzig als Schreiber den Abſchied bekommen habe, und nun ausgegangen ſey, einen andern Dienſt zu ſuchen. Alles dieß hörte er mit vieler Aufmerkſamkeit an, ſchrieb es nieder, laß mir es wieder vor, und ſagte denn zum Amtsdiener:

„Ihr bringt ihn wieder hinunter zu den „andern!

Ich machte Vorſtellung dagegen, und bat um meine Befreyung. Aber da half kein Lamentiren; ich muſte wieder ins Gefängniß. Auch keine paar Groſchen von meinem Gelde konnt' ich von dem hartherzigen kleinen Männchen erbetteln. Ich muſte alſo dieſen Tag noch mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen.

Da ich vom Amtsdiener erfuhr, daß das kleine Männchen, das mich vernommen hatte, nicht der Amtmann, ſondern der Actuarius war; ſo äuſſerte ich ein Verlangen, dem Amtmanne ſelbſt vorgeſtellt zu werden, in Hofnung, bey dieſem vielleicht mehr Barmherzigkeit zu finden. Ich bat alſo den Amtsdiener,

ner, den Amtmann zu dieſer Gefälligkeit zu bewegen.

„Das will ich wohl gerne thun,

ſagte er,

„Denn ihr ſeht mir ſchon ſo aus, als ob „ihr euch für meine Mühe dankbar erweiſen „würdet, wenn ihr wieder loßkommt, und „euer ſchönes Geld wieder kriegt. Der „Hochedle Herr Amtmann iſt freylich viel „beſſer als der Hochedle Herr Actuarius. „Manchmal ein bisgen gar zu gut. Doch „zu gut iſt beſſer als zu ſchlimm! wart' ihr „nur! der Hochedle Herr Amtmann hält „viel auf mich. Ich will's ihm ſchon ſa„gen, wenn er etwan einmal im Garten „iſt: denn da iſt er allemal recht freund„lich.

Mit dieſer Hofnung ſchmeichelte mir der Mann einige Tage, ohne ſie in Erfüllung zu bringen, und nie fehlte es ihm an Entſchuldigungen, die ſich alle gut hören lieſſen. Indeſſen brachte er mir doch manchmal ein wenig Zugemüſe zum Brode, und bisweilen ein Glas Bier — eine Gunſtbezeigung, deren meine Kammeraden nicht theilhaftig wurden.

Endlich kam er einmal ganz auſſer Athem, und ſagte:

„Nu! getroſt! der Anfang iſt gut. Ich „hab' Erlaubniß, euch manchmal heraus „auf den Raſenplatz vor der Baſtey gehen „zu laſſen. Das andere wird ſchon auch „kommen. Ihr könnt gleich mit mir her„ausgehen. Aber da will ich euch einen „guten Rath geben: Die Jungfer Mam„ſell Amtmannin geht immer da vorbey, „wenn ſie in Garten will. Wenn die et„wan kommen ſollte, ſo könnt ihr hin„gehen, und ſie um ein gut Wort bey dem „Hochedeln Herrn Amtmann bitten. Da „wirds gewiß gehen. Denn ſie iſt gar eine „liebe barmherzige Mamſell; hat auch „mein älteſtes Mädchen aus der Taufe ge„hoben, und der Herr Schulze und die „Frau Magiſtern waren die Mitgevattern. „Die iſt nun das Herzblatt von dem Hoch„edlen Herrn Amtmann, und was die nur „will, das muß geſchehen. Da könnt' ich „euch tauſend Exempel erzehlen — doch „kommt nur itzt! drauſſen will ich euch „mehr von der Hochedlen Jungfer Mam„ſell Amtmannin, meiner lieben Jungfer „Gevatterin, erzehlen.

Wer war froher als ich. Ich ſäumte keinen Augenblick, dem Amtsdiener zu folgen. Wir ſetzten uns zuſammen auf eine Raſenbank, die ſich auf dem Raſenplatze vor der Baſtey unter einer ſchönen Linde befand; und nun begann der Landknecht ſeine ziemlich gedehnten Erzehlungen von ſeiner Jungfer Mamſell Gevatterin, im Tone eines ſehr pünktlichen, genauen Referentens.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Viele werden's für ein Ideal halten.

Wir wollen den Amtsdiener ungeſtört von ſeiner Jungfer Gevatterin ſchwatzen laſſen. Ich meiner Seits hörte ſo nur mit halben Ohren zu. Die Jungfer Amtmannin konnte ein Engel oder eine Sirene ſeyn, aus ſeinen Erzehlungen hätte ich ſie nicht kennen lernen.

Meine Betrachtungen waren anfänglich bloß auf die herrliche Ausſicht gerichtet, die ich hier vor mir hatte. Vor dem Amthauſe nahe am Thore befand ſich eine Baſtey, oder eine Art von alter Feſtung, in welcher Gewölbe angebracht waren, die zu Gefängniſſen gebraucht wurden. Vor der Baſtey lag ein ſchöner ebener Raſenplatz, mit Lindenbäumen

men bepflanzt, und mit Raſenbänken verſehen. Ueber dieſen Platz muſte man gehen, um in den Garten zu kommen, der daran grenzte. Der Garten war groß und herrlich gebaut, beſonders entzückte das Auge ein ſchwelgeriſcher Ueberfluß an Blumen und Orangerie, die ſich darin befanden. Am Ende des Gartens ragten ſchöne romantiſche Anhöhen hervor, die mit Buſchwerk und Bäumen bewachſen waren. Zwiſchen dem Garten und dieſen Anhöhen befand ſich ein kleines Thal, welches ein ſilberheller Schmerlenbach durchſchlängelte. Am Ufer des Bachs waren viele nach der Kunſt gepflanzte Alleen von Buchenholz angebracht, in deren Schatten man vor den brennenden Strahlen der Sonne geſichert, eine gute Viertelſtunde lang ſpazieren gehen konnte, bis man an einen Pavillion kam, aus welchem man das ganze herrliche Thal mit einem Blick überſehen konnte. In die beſagten Alleen wurde man durch eine Hinterthür des Gartens, und über eine kleine Brücke geführt, die über den Bach gieng.

Noch ſchwamm meine Seele in wollüſtiger Empfindung der Gegenſtände, wo ſich die Kunſt mit der Natur ſo ganz vereiniget hatte, um etwas Vortrefliches hervor zu bringen. Ich fühlte mich wohl und glücklich dabey, vergaß mein Gefängniß, und träumte mir die Zukunft unter dem Bilde eines paradieſiſchen Lebens. In eine Art von wollüſtigen Schlummer verſenkt, hatte ich für nichts in der Welt weiter Sinn oder Gefühl, als für die wonnevollen Träume, die itzt meine Phantaſie beſchäftigten. Aber eben da ich mich recht tief hineingedacht hatte, weckte mich der Amtsdiener, der eben eine neue Geſchichte von der Jungfer Gevatterin begonnen hatte, zu Erblickung eines neuen Gegenſtandes, der auf einmal in meiner Seele alles verdunkelte, was ich bisher geſehen hatte, mit den Worten auf:

„Da kommt ſie! da kommt ſie!

Da ich in meiner Träumerey auf ſeinen Zuruf, nicht genug Neugierde gezeigt haben mochte, ſo ſtieß er mich etwas unſanft in die Seite und ſchrie mir in einem heiſchern Tone noch einmal in die Ohren:

„Da kommt ſie ja! — poz tauſend! ſie „kommt ja! hurtig ſteht auf, und bückt „euch, ſo tief ihr könnt! itzt wird ſie gleich „vorbey gehen.

Die Rippenſtöße des handfeſten Mannes waren zu kräftig, als daß ich mich nun nicht augenblicklich hätte umſehen ſollen. Aber — Himmel! welche namenloſe Empfindung bemächtigte ſich meiner Seele, da ich ein Weſen erblickte, das mich mit meiner ſchwärmeriſchen Träumerey vollends ganz in Elyſium hinzauberte! — langſam und feyerlich wie eine Prieſterin der Sonne gieng der Engel vor uns vorüber. Bey ihrer Annäherung bückten wir uns bis auf die Erde; welche Demüthigung ſie mit einem holdſeligen Kopfnicken, und mit einem Lächeln belohnte, welches mich wohl aus der Nacht des Grabes hätte erwecken können. Ich folgte ihr mit meinen Blicken bis in den Garten, wo ſie ſich in eine Laube ſetzte, und in einem Buche laß.

„Seht' ihr! das war ſie!
ſagte der Amtsdiener.

„iſt ſie nicht recht ſchön? und recht freund„lich? —

„ein herrliches Gottesgeſchöpf!
antwortete ich, und meine ganze Seele flog mit meinen Blicken der glücklichen Laube zu, die das holdſeligſte Mädchen beſchattete.

Hier — lieber Leſer! — eh' ich weiter in meinen Begebenheiten fortfahre, erlaube mir, dir das Gemälde eines Weibes aufzuſtellen, deren vortrefliche Eigenſchaften den hartnäckigſten Gottes-Leugner, überzeugen könnten, daß es ein allmächtiges unſterbliches Weſen gebe, das allein vermögend ſey, ſolch ein herrliches Geſchöpf hervorzubringen. Man laſſe mir Freyheit, die Empfindungen auszuſtrömen, die mein ganzes Herz noch izt mit der ſeligſten Wonne berauſchen, wenn ich mich dieſes Engels erinnere. O! wie oft habe ich im Taumel meines Entzückens, wenn ich mich in Betrachtungen über ſie verlor, den Boden geküßt, den ſie betrat, als ſie zuerſt meine Augen erblickten! — wie oft ſegne ich noch die Stunde, da ihr holdſeliges Lächeln zuerſt meine ganze Seele an ſie feſſelte! — Ach! noch izt fühle ich keine größere Seligkeit, als mich in Gedanken mit ihr zu unterhalten, und mir alle Worte zu wiederholen, die ſie je mit mir geſprochen hat! — ganze Tage kann ich mich damit abgeben, und ſolche Tage ſind noch immer die ſeligſten meines Lebens. Sie war mir Freundin — Geliebte — Mutter — Beſchüzerin — Erretterin — alles, alles war ſie mir. — Doch izt zu Aufſtellung ihres Bildniſſes.

Amalia Wonne — ſo hieß dieſer Engel — war die einzige Tochter des Amtmanns, von welchem ich bald mehr ſprechen werde. Damals, da ich ſie kennen lernte, war ſie gerade zwanzig Jahr alt — ein Alter, wo bekanntermaaßen die Reize eines Mädchens, in ihrer ſchönſten Blüthe ſtehen. Eine mehr lange als mittlere Statur vereinigte ſich mit der Schönheit ihres Wuchſes, ihr ein Anſehen zu geben, das einer Königin Ehre gemacht haben würde. Jedes Glied ihres ſchönen Körpers ſchien nach den Geſezen der Harmonie gebildet zu ſeyn. Alles war Fülle, alles Ründung, alles Grazie an ihr. — Ihre Geſichtsbildung war anziehend, edel, bedeutend, und mittheilend. Eine mehr als gewöhnliche Weiße ihrer Haut ſchien nur dadurch etwas von ihrem Werthe zu verlieren, daß ſie mit zu wenig roth vermiſcht war, doch fiel dieſe Weiße in keine widrige, unangenehme Bläſſe. Ihr Haar hatte die Farbe zwiſchen blond und dunkelbraun — ſie war eigen in ihrer Art. Auge, Naſe, Mund, entdeckten dem Kenner menſchlicher Geſichtsformen,

men, eben ſo viel Reize, als dem Phyſiognomiſten Ausdrücke einer ſchönen Seele. Die Augen waren blau, groß und voll Sanftmuth. Dunkle Augenbraunen umwölbten ſie. Ich habe nie einen weiſſeren Hals, und einen ſchönern Nacken geſehen. Den Buſen trug ſie faſt immer, auch im Sommer, ganz bedeckt — denn damals war die behagliche Mode, die ſüſſeſten Gerichte der Wolluſt den Leckermäulern zur Schau umher zu tragen, noch nicht ſo allgemein, als heut zu Tage; — aber ungeachtet dieſes ſittſamen Anzugs, blieb einem aufmerkſamen Beobachter noch immer Stoff genug übrig, an Amalien auch die Schönheit aller Schönheiten zu entdecken.

Wenn ich dich mit meinem zu genauen Detail ermüde, lieber Leſer! ſo vergieb's mir nur dieß einzigemal. Ich kann den Strom meiner Empfindungen unmöglich hemmen, wenn ich von Amalien rede. Bey der Schilderung ihrer Seeleneigenſchaften werde ich deine Geduld auf eine vielleicht noch härtere Probe ſtellen. Aber nicht wahr: Schönheiten der Seele ſind doch eigentlich nur die bleibenden Reize, die am meiſten die Beobachtung des Menſchenforſchers verdienen? und Amaſie hatte würklich einen überaus merkwürdigen Karakter. —

Gut und edel war ſie durch und durch, — Eigenſchaften, die viel ſchöne Weiberſeelen mit ihr gemein haben. Aber — was ſie von den meiſten, auch guten ihres Geſchlechts, unterſchied, war ihre aufferordentliche Beſtändigkeit, die oft in Hartnäckigkeit ausartete, ſo bald es darauf angelegt war, ihr etwas abzutrozen. Mit Bitten konnte man alles von ihr erhalten, ſo bald ſie Gründe vor ſich hatte, die Bitte zu gewähren. Aber keine Gewalt war auch vermögend ihren feſten Entſchluß zu erſchüttern, wenn ſie Urſache zu haben glaubte, dieß oder jenes nicht zu thün. Wer den Grund dieſer Eigenſchaft in einer Art von Stolz, oder Härte des Herzens ſuchen wollte, dem muß ich ſagen, daß er ſich ſehr in Amaliens Karakter irrt.

Eben dariun liegt vielmehr das beſondere deſſelben, daß man Flecken darinnen zu finden glaubt, die doch im Grunde Tugenden ſind. Stolz — däucht mich, läßt ſich auch durch die triftigſten Gründe nicht überführen. Aber Amalien konnte man ſehr leicht von einer Sache überzeugen. Denn gab ſie ihre vorige

Meinung völlig auf. Das thut aber kein Stolzer. Er ſchämet ſich vielmehr der Ueberlegenheit eines Klügeren, der ihn von einem Irrthum überzeugte.

Amalia hatte das weichſte, gefühlvollſte Herz. Zwar weinte ſie ſelten — ich habe ſie nur ein einzigesmal in meinem Leben weinen ſehen, — aber bey andern konnte ſie keine Thränen ſehen, ohne von dem heftigſten Mitleid ergriffen zu werden. Sie ſtand in Gefahr, von der Stärke ihrer Empfindungen bis zur Melancholie hingeriſſen zu werden, wenn ſie aus Gründen einem, der ſie mit Thränen um etwas bat, ſeine Bitte abſchlagen mußte. Dann kämpfte ſie gegen ihre eignen Gefühle; und — lieber erlag ſie im Kampfe, als daß ſie eine Sache hätte unternehmen ſollen, von deren Rechtmäßigkeit ſie nicht überzeugt war.

Und dennoch hatte ſie ſonſt ein ſanguiniſches Temperament. Sie war größtentheils heiter, launigt und ſchäckerhaft. Wer ihr mit einem ſauren finſteren Geſichte vorkam, den ſuchte ſie aufzuheitern; und konnte ſie es nicht dahin bringen, ſo vermied ſie den Anblick eines Menſchen, der nicht mit ihr ſympathipathiſiren mochte. Die Muſik, beſonders den Geſang liebte ſie ungemein, und dem Tanze hieng ſie mit einer Leidenſchaft an, die wenig ihres gleichen hatte. Der Strich eines Bogens auf der Violine erſchütterte ihre Nerven; ein engliſcher Tanz, auf dem Flügel geſpielt, war ihr eine ſo unwiderſtehlige Muſik, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, wenigſtens ihre Füſſe dazu paſiren zu laſſen. Das Steckenpferd ihres Vaters, die Gärtnerey, hatte ſich auch bey ihr ſo ſehr in Gunſt geſezt, daß ſie, in Geſellſchaft ihres Vaters, dieß gutwillige Thier, mit ungemeiner Anhänglichkeit pflegte. Ich habe ſie oft, über eine ſchöne rare Nelke, ſo in Entzückung gerathen ſehen, daß ſie ſich in vollen Taumel ihres Vergnügens, auf ihr anderes Steckenpferd ſchwung, und eine der luſtigſten Angloiſen trällernd, im Garten herum tanzte!

Da ſie jedermann alles gute von Herzen gönnte, und gern alle Menſchen hätte glücklich machen mögen; ſo konnte ſie über nichts mehr aufgebracht werden, als wenn ſie von niederträchtigen Handlungen, Ungerechtigkeiten und Bedrückungen hörte. Denn pflegte ſie auf die Störer menſchlicher Ruhe und

Glückſeligkeit ſo eifrig loßzuziehen, daß man ihren warmen Enthuſiasmus für Recht und Menſchenliebe nicht genug bewundern konnte. Ich habe ſie bey einer ſolchen Gelegenheit ſo gar einmal fluchen hören — eine Uebereilung, deren ſich dergleichen patriotiſche Seelen bisweilen ſchuldig zu machen pflegen.

Der Vorfall verdient hier bemerkt zu werden: es wurde ihr erzehlet, daß ein junger liederlicher Bauerkerl, deſſen armen Vater ſie alle Wochen ein Allmoſen gab, dieſes Allmoſen von ſeinem Vater verlangt, und ihn, weil dieſer es ihm abgeſchlagen, geprügelt habe. Hierüber gerieth ſie ſo ſehr in Rage, daß ihr die Worte:

„Verflucht wären ſolche Kinder!

entfuhren. Aber kaum waren dieſe Worte über ihre Zunge, ſo ſezte ſie hinzu:

„Ach Gott! was hab' ich geſagt?

Man wurde deutlich gewahr, daß ſie vor Entſezen zuſammen fuhr. Eine Leichenbläſſe überzog ihr Antliz, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen. Und dieß war eben dieß einzigemal, wo ich ſie habe weinen ſehen.

Noch ein beſonderer edler Zug ihres Karakters war dieſer, daß ſie Beleidigungen vergeſſen

geſſen konnte, als ob ſie ihr nie wären angethan worden. Ja! ſie wollte ſo wenig davon wiſſen, daß man in Gefahr ſtand, ihre ganze Gunſt zu verlieren, wofern man ihr eine Beleidigung, die ſie noch nicht wuſte, hinterbringen wollte. Klätſchereyen konnte ſie überhaupt gar nicht leiden; und nie hab' ich ſie von jemanden Böſes reden hören. Sie ſchwieg lieber ganz und gar, wenn ſie nichts gutes von einem Menſchen wuſte.

Doch — endlich muß ich doch abbrechen; wiewohl mir noch viel auf dem Herzen liegt, was ich gern der ganzen Welt von meiner Freundin erzehlen möchte. Ich fahre alſo in meiner Geſchichte fort.

Eine gute Stunde mochten wir geſeſſen haben, ehe Amalia aus dem Garten wieder zurück kam. Der Amtsdiener hatte indeſſen einen großen Theil ſeines Vorraths von Anecdoten, über ſeine Mamſell Gevatterin erſchöpft; ohne daß ich viel davon gemerkt hatte. Denn ich dachte unaufhörlich darauf, wie ich meine Anrede an ſie, zierlich und ſchicklich genug beginnen wollte. Nur dieß einzige fiel mir unter des Amtsdieners Erzehlungen auf, daß Amalia nächſtens einen Offizier heyrathen werde, und daß er befürchte, ein junger Sachwalter, welcher ſie gern haben wolle, würde darüber wahnſinnig werden. Ich glaube es war eine Art von Ahndung, daß ich die Parthie des Sachwalters nahm, und dem Offizier — ob ich ihn ſchon nicht kannte — doch von Stund an gram wurde.

Izt kam Amalia, leicht und halb tanzend auf uns zu. Sie ſang eine Arie dazu, und lächelte auf einige ſchöne Nelken, die ſie in der Hand trug.

„Nun geht! —

ſagte der Amtsdiener, mit einem derben Rippenſtoße.

„und bückt euch ja recht tief! und ſezt
„eure Worte recht nach der Accuratur! —
„hört!

rufte er mir noch nach,

„Ihr müßt Hochedle Jungfer Mamſell ſa-
„gen —

Dieſe Belehrung machte mich zu lachen, ſo ſehr mir auch das Herz pochte — Ich trat auf Amalien zu, und ſagte:

„Darf ich die Kühnheit begehen, Ihnen
„nur einige Worte vorzutragen, Made-
„moiſell? —

Ich bückte mich, und ſah' ſie denn mit einer gewiſſen Freymüthigkeit an, die ſie außerordentlich aufmerkſam auf mich machte. Mit einer Huld, mit einer Freundlichkeit, die noch izt, da ich daran denke, meine ganze Seele entzückt, verſezte ſie:

> „womit kann ich ihm dienen? — ich will
> „es gern thun. Er ſcheint ſeines Unglücks
> „nicht gewohnt zu ſeyn —
> „Und hab' es nicht verdient —

fügte ich hinzu, indem Thränen aus meinen Augen drangen,

> „ich habe keinen Wurm beleidiget. Aber
> „meine Unſchuld wird Gott an Tag bringen.
> „Izt beſtehet meine Bitte nur darinnen,
> „daß Sie mir Erlaubniß auswürken,
> „mit Ihrem Herrn Vater ſprechen zu dürfen.
> „Ich höre, daß Sie etwas über ihn
> „vermögen — Segen des Himmels ſey
> „Ihr Lohn dafür! —
> „Ich muß ihn bewundern, junger
> „Menſch!

antwortete ſie,

> „dieſer Ausdruck! — dieſer Ton! dieſer
> „Anſtand! — dieſe Geſichtsbildung! —
> „Seine Bitte ſey ihm gewährt! hab' er
> Geduld,

„Geduld, und trau' er auf Gott, wenn er
„unſchuldig iſt.

Sie fragte mich noch unterſchiedenes über meinen Stand, und die Urſache meiner Gefangenſchaft, welches ich ihr mit der vorigen Freymüthigkeit beantwortete. Auch bat ſie den Amtsdiener, welcher, ſo oft ſie ihn anblickte, einen Bückling bis auf die Erde machte, mich nicht ſtrenge zu behandeln, und Mitleiden mit meiner Jugend zu haben.

Dann verließ ſie mich voll von einer Hofnung, die mir nicht vergebens mit dem erwünſchteſten Ausgange meiner Sachen ſchmeichelte.

„Sieht er! —

ſagte der Amtsdiener, der von der Minute an, mich Er zu nennen anfieng;

„was das für eine Mamſell iſt; dergleichen giebts in der ganzen Welt nicht mehr. Aber — es verdreuſt mich doch — daß er ſich nicht tief genug bückte. Da muß man kein Scheit im Rücken haben. —

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Beyſpiel einer beſondern Legalität.

Den Tag drauf äußerten ſich ſchon die Folgen meines Geſprächs mit Amalien. Ich wurde zum Amtmann gerufen, und zwar nicht in die Amtsſtube, ſondern in ſein Wohnzimmer.

„Rede er nur, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt!

ſagte mir der Amtsdiener, beym Hinführen,

„wenn er zum Hochedlen Herrn Amtmann kömmt! Denn er iſt gar nicht komplimentariſch. Auch braucht er ſich nicht ſo tief zu bücken — das kann er auch nicht leiden.

Das Zimmer des Amtmanns war im Erdgeſchoß, und die Fenſter giengen in den Garten. Ich glaubte nicht anders, als in ein Gartenhaus zu kommen, da ich hineintrat. Denn alles ſtand voller Blumentöpfe, und die Fenſter waren von außen ſehr dichte mit Jaßmin und Jelänger jelieber, umwachſen. Ein herrlicher balſamiſcher Kräuter- und Blumengeruch duftete mir entgegen.

Der Amtmann, ein langer hagerer Mann, von ungefehr 65 Jahren, ſpazierte mit ſchnellen Schritten, wie in tiefe Betrachtungen verſenkt, im Zimmer hin und wieder, und blies aus einer langen Tobackspfeife den Rauch, wie aus einer Feuereſſe, heraus. Er trug einen langen cattunen Schlafrock, mit einem ledernen Gurt zuſammen geſchürzt. Eine leichte weiße Mütze bedeckte ſein ſchon eisgraues, ehrwürdiges Haupt.

„Er muß hängen —

ſagte er zweymal, ohne mich anzuſehen, oder mir auf meinen Gruß zu danken,

„Hilft nichts — er muß hängen! —

In welche Angſt mich dieſe Worte verſetzten, kann ſich jeder leicht vorſtellen, der ſich an meinen Plaz denkt. Ich glaubte nichts gewiſſer, als daß von mir die Rede ſey.

Doch izt warf der Amtmann plötzlich die Augen auf ein Stück Acten, das auf dem Schreibepulte lag, wandte einige Blätter um, las ungefehr ein paar Zeilen; denn that er ſchnell einige Schritte auf die Seite, und ſagte:

„Nein! er hängt nicht! —

Das war nun wieder Troſt für meine arme angſtvolle Seele. Aber wie lange? — in der Minute that er noch einen Blick in die Acten, kehrte ſich ſchnell um, und lief unter den Worten:

[illegible] muß doch hängen, die Beſtie!

nach dem Fenſter zu, wo er eine Nelke beguckte, die dort in einem Aſche ſtand. Eben ſo ſchnell lief er denn unter den Worten:

„Der alte Spizbube! — er dauert mich
„doch —

noch einmal zum Schreibepult, that noch einen Blick in die Acten, klopfte ſeine Pfeife am Pantoffel aus, und ſagte:

„Nein! er ſoll doch wahrhaftig nicht hän-
„gen! —

Nun merkte ich wohl, daß die Rede nicht von mir war. Ich faßte nur alſo ein Herz, huſtete und räuſperte mich, um des Amtmanns Aufmerkſamkeit auf mich zu richten.

„Ach, Gotts tauſend! — mein Sohn! —
„iſt er ſchon da?

Mit dieſen Worten trat er haſtig auf mich zu, nahm mich bey der Hand, und ſagte:

„Nehm' ers nicht übel, mein Sohn!

Eben ſo ſchnell drehte er ſich wieder um, ſtopfte ſich eine andre Pfeife, und ſagte, indem er ſie am Kohlfeuer anbrannte:

„ein hübſcher Burſche! ſez' er ſich! —
„Ja! ich beſinne mich,

fuhr er fort, indem er ein Gefäß mit Waſſer ergriff, und einen Levkojenſtock begoß,

„wie gehts ihm? — daß dich! dir hats
„Waſſer lange gefehlt! — Ja! ich be-
„ſinne mich — wie die Erde ſo dürre iſt,
„wie Staub! — meine Tochter hat mir
„von ihm geſagt. —

Eben wollt' ich mein Anliegen vorbringen, als der Amtmann auf mich zu trat, und mich fragte:

„wie alt iſt er? —

Aber ohne meine Antwort abzuwarten, ſich ſchnell wieder umdrehte, abermals in ſeine Acten ſah, und ausrief:

„er muß mein Seele hängen! —
„Lorenz heiſt er? —

fragte er denn wieder, und ohne ſich umzuſehen, oder mir Zeit zum antworten zu laſſen, fuhr er fort:

„iſt er ein Liebhaber von Blumen? da!
„ſeh' er einmal die Nelke!

indem er mir ſolche zeigte,

„es iſt Karl der zwölfte! ich bitte ihn —
„ſeh' er nur die Schattirung! mein Seele!
„ſeh' er nur die Farbenmiſchung! — es

„iſt was pompöſes — hat er die mediceiſche Venus geſehen? — hier iſt ſie! dergleichen giebts gar nicht mehr — wie das gelb aufgetragen iſt! und das Purpurroth — wie das ſo ſpielt untereinander! — ſie koſtet mich nicht mehr als einen Louisd'or. Der närrſche Mann! — wuſte nicht, was er hatte. Mir kann einer viere bieten — ich weiß ihm die Thüre. Aber — mein lieber Sohn! — das iſt noch alles nichts gegen den Ariſtoteles, den ich da hinten ſtehen habe. Da! ſeh' er nur die frappante dunkle Miſchung mit der feuerfarbnen Couleur — die delicate feine Schattirung — ganz im Geiſt des großen Weltweiſen. Das Stück iſt nicht zu bezahlen — Der König Saul ſteht auch hier; aber das iſt was gemeines — für den Geruch! — doch bald hätt' ichs vergeſſen — Ignatius Lojola iſt eins meiner beſten Stücke — da, ſeh' er einmal! er ſtammt unmittelbar aus dem königlichen Garten zu Verſailles. Hat er jemals ſo viel Feinheit — ſo viel Klugheit — ſo viel Ausdruck des Genies — geſehen? —

Nach gerade fieng mir dieſe Nelkenausſtellung an, läſtig zu werden. Ich ſah wohl, daß ich auf dieſe Art nicht zu meinem Zweck kam. Alſo unterbrach ich des Amtmanns Nelken-Enthuſiasmus, und ſagte:

„Was ſoll ich denn gethan haben, beſter
„Herr Amtmann, daß man mich wie ei-
„nen Spizbuben gefangen hält?

A. „Nichts hat er gethan: — geb' er mir
„doch dort ein Stückgen Baſt her! —
„der König von Pohlen muß noch feſter an-
„gebunden werden.

I. „Wenn ich alſo nichts gethan habe, ſo
„geben Sie mir doch meine Freyheit! —

A. „Das geht izt noch nicht an! hat er die
„ſeltſame Art von Baſilikum geſehen,
„hier? —

I. „Sie iſt ſehr ſchön; aber ich kann ja mei-
„ne Unſchuld beweiſen. Wollen Sie meine
„Lebensgeſchichte hören? —

A. Kann er ſchreiben? —

I. „Ja! wollen Sie eine Probe ſehen?

A. Setz' er ſeine Sache ſchriftlich auf, und
„geb' ers ad Acta!

I. „Aber wenn denken Sie denn, mich loß
„zu laſſen.

A. „Das weiß ich noch nicht. Kennt' er die Blume hier? — ſie heiſt die leidende Liebe — ein närrſcher Name. Ein junges Frauenzimmer, die einen untreuen Liebhaber hatte, ſoll ſie im Walde gefunden haben. Sie hat ſolche — weil ſie ſo was ſchmachtendes ausdrückt — ungemein lieb gehabt, und ſich unter ihr das Bild ihrer Leiden vorgeſtellt. So hat mir der Gärtner zu Verſailles geſchrieben, da er mir den Saamen dazu ſchickte.

J. „Das iſt curieus. Aber — beſſer Herr Amtmann! nehmen Sie ſich nur meiner an, und befreyen Sie mich bald.

A. „Das ſoll geſchehen, mein Sohn. Hat der Doctor **Eismann** in Leipzig auch einen Garten?

J. „Nein! —

A. „Hm! ich wüßte nicht, wie man ohne Garten ſeyn könnte!

J. „Auch muß ich ſo elend leben, mein Herr Amtmann! geben Sie mir nur einige Thaler von meinem Gelde.

A. Das geht nicht. Es iſt illegal.

J. „Aber Waſſer und Brod — zerſtört meine Geſundheit.

A. „Laß er ſich geben, was er will!

J. „Ja! da hab' ich aber kein Geld dazu.

A. „Ich will ihm zwey Thaler aus meinem
„Beutel geben. Hier! wenn er nichts
„mehr hat, ſo darf er mir's nur ſagen
„laſſen.

Dieſe Grosmuth rührte mich ungemein. Ich dankte ihm mit Thränen vollen Augen, und wollte wieder meinen Abtritt nehmen.

„Wart' er noch ein bischen, mein Sohn! ſagte der edle Menſchenfreund,

„ich will ihm etwas zu eſſen bringen laſſen. Ich ſehe wohl, daß er ein ehrlicher braver Menſch iſt. Aber die Legalität erlaubt es nicht, ihn eher loß zu laſſen, bis der Doctor Eismann antwörtet, an welchen ich ſeinetwegen geſchrieben habe.

Izt ließ er mir durch den Bedienten ein Stück Kuchen, nebſt einem Glaß Wein, vorſezen, wobey ich mich ungemein wohl befand. Während der Zeit that er eine Menge Fragen an mich, über Sachen, wovon ich nicht die mindeſte Auskunft geben konnte. Unter andern auch:

„ob ich die lezten Zeitungen geleſen hätte?

da ich doch ſchon über vierzehen Tage im Gefängniß geſeſſen hatte, wo die Zeitungen doch wohl ſchwerlich hinlaufen. Unter dieſen mannichfaltigen Fragen, beſah er bald eine Blume, bald begoß er eine, bald ſchnitt er eine ab, bald ſchlug er ein Buch auf, und laß einige Zeilen darinn, bald unterſchrieb er eine Ausfertigung, bald arbeitete er ein Stückgen an einem Berichte, bald brannte er ſeine Pfeiſe von neuen an, bald ſpazierte er einige Schritte, für ſich ſelbſt redend und murmelnd, im Zimmer auf und nieder, bald roch er wieder an einer Blume, bald rufte er zum Fenſter hinaus, dem Gärtner, eine Ordre zu — und dieß alles mit einer Emſigkeit, mit einem Feuer, dergleichen man ſelten bey einem ſo bejahrten Manne ſieht.

Da künftig noch unterſchiedenes von dieſem Amtmanne in meiner Geſchichte vorkommen wird, ſo thue ich wohl am beſten, wenn ich dem Leſer, hier gleich, ſein Gemälde aufſtelle.

Die Grundlage ſeines Karakters war eine ſo auſſerordentliche Gutherzigkeit, daß er bloß darum, den gröſten Theil ſeiner Amtsgeſchäfte ſeinem Actuario überlaſſen muſte, weil ihn

ſein

ſein weiches gutes Herz oft verleitete, in Sachen, wo Strenge und Gerechtigkeit erfordert wurde, nur Gelindigkeit vorwalten zu laſſen. Er konnte keine Seele leiden ſehen; und — einen Verbrecher executiren zu laſſen, würde ſeinen Tod nach ſich gezogen haben. Daher arbeitete er auch ſo lange, an der Begnadigung eines Verbrechers, der den Tod verwürkt hatte, bis dieſer wenigſtens mit Zuchthaus-Strafe loßkam. Er war fähig, ſeine Sportuln wegzuſchenken, ſo bald er nur darum gebeten wurde. Ich habe einigemal geſehen, daß er armen Partheyen nicht nur die Gerichtskoſten ſchenkte, ſondern auch ſogar ihre Sachwalter aus ſeinem Beutel bezahlte.

Freylich war dieſe Gutherzigkeit übertrieben, und grenzte nahe an Schwachheit. Aber ſie bleibt doch immer eine ſehr liebenswürdige Eigenſchaft; und wehe dem, der ſie mißkennen, und den Adel der menſchlichen Seele läſtern kann, indem er ſolche lächerlich macht! —

Dabey war unſer Amtmann, in ſeinem Fache ſowohl, als in andern Wiſſenſchaften ein überaus geſchickter Mann. Beſonders liebte er die lateiniſchen Dichter, und verfertigte ſelbſt die vortreflichſten lateiniſchen Gedichte.

In ſeinen Handlungen war er ſchnell, feurig, bald entſchloſſen; aber bisweilen wankelmüthig. Er ließ ſich leicht überreden, und daher wurde ſein nachgebendes Herz von loſen Schelmen, Achſelträgern und Schmeichlern öfters gemisbrauchet. Eben das Feuer ſeines Temperaments machte, daß man nicht fähig war, ein zuſammenhängendes Geſpräch mit ihm zu führen. Er brachte in einer Viertelſtunde oft hunderterley aufs Tapet, und kaum hatte man ihm geantwortet, ſo brach er wieder von der Materie ab, und fragte etwas anders. So konnte er auch über einerley Arbeit keine Viertelſtunde aushalten.

Saß er auf ſeinem Steckenpferde der Gärtnerey, ſo konnte man auch hier, in einer Viertelſtunde, die Beſchreibung aller ſeiner Blumen hören. Von der Nelke ſprang er auf die Roſe, von da auf die Narciße, und dann auf die Aurickel und Hyacinthe; und ſo giengs durch. Auf ſeine Blumen verwandte er oft die anſehnlichſten Summen; und dieß hatte ſeine Finanzen nicht wenig zerrüttet. Wer ſich merken ließ, daß er kein Blumenliebhaber ſey, den konnte er gar nicht leiden. Man ſtand in Gefahr, ſeine Gewogenheit auf immer zu verſcherzen, wenn man ſeinem Guſtav Adolph, oder ſeiner Catharine von Boren, nicht Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Denn alle ſeine Nelken führten die Namen berühmter Sterblichen. Er hielt ein ordentliches Geſchlechtsregiſter drüber, und das Archiv über ſeine Blumen machte ſchon eine beträchtliche Laſt Acten aus, die er alle eigenhändig geſchrieben hatte. Da er den größten Theil ſeiner Zeit mit ſeinem Steckenpferde zubrachte, ſo würden ſeine Finanzen ſehr bald den gänzlichen Umſturz erlitten haben; hätte er nicht einen Actuarius gehabt, der deſto knickerigter und ſportelſüchtiger war.

Doch genug davon! ich merke nur noch um der Folge der Geſchichte willen ſeine heftige Leidenſchaft für ſeine Tochter an. Er liebte ſie ſo ſehr, daß er ihr ſein Leben aufgeopfert haben würde, wenn ſie es verlangt hätte. Vermuthlich mochte die Liebe dieſes Mädchens zur Gärtnerey nicht wenig dazu beygetragen haben, eine ſo ſtarke Neigung zu ihr, in ſeinem Herzen zu begründen. Denn wer weiß nicht, daß gleiche Steckenpferde oft Herzen miteinander verketten, wenn ſie auch nicht von der Natur, wie hier der Fall war, verbunden ſind? —

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Verzärtelung, eine Mutter des moraliſchen Verderbens.

Ich habe doch nun meine Umſtände wieder auf ſo ziemlich guten Fuß gebracht; und meine Leſer mögen ſich einſtweilen dabey beruhigen. Indeſſen will ich ſie von einem andern merkwürdigen Manne unterhalten; und das iſt niemand anders, als mein damaliger Gefangenſchafts-Kammerad Dilling.

Da ich vom Amtmann zurück kam, ſchlug der Amtsdiener ein gutes Mittagseſſen vor, zu deſſen Bereitung er ſich erbot.

»Er kann uns immer auch einmal tractiren, Lorenz!

ſagte Dilling,

„ich hab's zwar nicht um ihn verdient;
„aber ein Menſch, wie er, muß ſeinen Beleidigern verzeihen können.

„Das will ich auch —

verſezte ich, und ich begann die chriſtliche Tugend der Verzeihung, durch eine gute Mahlzeit, und einige Flaſchen Wein, womit ich meine Kammeraden regalirte, in Ausübung zu bringen. Meine Patronin **Amalia** ſchickte mir noch überdieß ein anſehnliches Gerichte Sauerbraten, und ſo lebten wir luſtig und guter Dinge.

Nach aufgehobener Mahlzeit leerten wir unſre Flaſchen vollends aus, und da uns allen dabey wohl ums Herz ward; ſo erbot ſich **Dilling** mir zum Zeitvertreib ſeine Geſchichte zu erzehlen. Dieſe will ich nun hier meinen Leſern wieder auftiſchen, und ich hoffe, ſie ſollen ſich dabey nicht ennüyiren.

Wer von einem Schriftſteller lauter Gemälde der Tugend verlangt, der fordert von ihm die Schilderung einer Welt, die nirgends als in dem Gehirn eines ſchwärmeriſchen Dichters exiſtirt. Ich habe mir vorgenommen, in meiner Geſchichte die merkwürdigſten Menſchen auftreten zu laſſen, die ich auf dieſem ſublunariſchen Theil der Welt habe kennen lernen, und zwar ohne Rückſicht auf die Moralität ihrer Handlungen. Ob ich recht, oder unrecht daran thue; dieſe Streitfrage will ich zwar nicht allein entſcheiden. Mir dünkt aber doch, ich thäte ſo gar unrecht nicht daran, als mir vielleicht manche ſeyn wollende Tugendſpiegel aufbürden dürften; und — wird nicht der Glanz der Tugend deſto anſchaulicher, je mehr man Beyſpiele des Laſters, zur Warnung, und zum Abſcheu davor, aufſtellt? — Ich mag mich nicht auf Beyſpiele meiner Zunftgenoſſen — der Menſchenſchilderer berufen. Denn da könte ich die Autorität eines **Richardſons**, eines **Fieldings**, eines Le Sage, und eines **Hermes** für mich anziehen. Aber — das mag ich nicht; ich will meinen eigenen Gang gehen.

Nun iſts denn einmal ſo auf unſerm Erdenrund. Wo man hinſieht, erblickt man wenigſtens eben ſo viel Böſewichter, als Tugendſpiegel. Wer leugnet, daß man ſich vor ſolchen Lockvögeln Seiner Beelzebubiſchen Majeſtät, aus vollen Kräften zu ſichern hat? — und — wer kann ſich vor ihnen hüten, wenn er ſie nicht kennt, wenn er nicht mit ihren Kniffen und Pfiffen bekannt iſt? — Wer leugnet, daß ſich jede Menſchen- und Chriſtenſeele aufs eifrigſte bemühen müſſe, ſeine Wanderſchaft dieſes Lebens ſo zu führen, wie er es vor dem Richterſtuhle des Ewigen, und ſeines Gewiſſens zu verantworten ſich getrauet? — und wird er das thun können, wenn er nicht die ganze Schändlichkeit des Laſters, und ſeine traurigen Folgen einſehen lernt? — und ſoll der Schriftſteller ſeinen Mitbruder, zu deſſen Beſten er lediglich das Maaß ſeiner Seelenkräfte verſchwizt, erſt darauf warten laſſen, ſolche Böſewichter aus Erfahrung kennen zu lernen? — ſoll er ihn mit lauter Tugendgemälden täuſchen? — ſeinen Kopf mit romantiſchen Tugendungeheuern ſchwindelnd machen, die er in der würklichen Welt vergebens ſucht? —

Ich denke denn alſo meines Zwecks nicht zu verfehlen, wenn ich hoffe, daß Dillings Geſchichte, ob ſie gleich ein Gewebe von lauter Boſheiten und Kabalen ausmacht, doch für manchen meiner Leſer ſehr lehrreich ſeyn wird. Denn dieſer Dilling iſt ganz und gar kein Geſchöpf meiner Phantaſie. Er hat würklich zur Schande der Menſchheit ſo leibhaftig gelebt, als weiland Lipstullian und Kartuſch ſpizbübiſchen Andenkens. — Nun denn alſo zur Sache! —

Obgleich dieſer feine Böſewicht eigentlich nicht Dilling hieß — denn er gab ſich Namen und Stand, je nachdem es ſeine Schelmenſituation erforderte, — ſo will ich ihn doch izt bey dieſem Namen nennen, weil er uns einmal geläufig iſt. Dilling alſo — war der ältere Sohn eines angeſehenen Kameral-Bedientens, in der Reſidenz eines kleinen Fürſten. Er war anſehnlich von Natur, hatte eine ſchöne einnehmende Geſichtsbildung, womit er jeden täuſchte, der ihn nicht von Grund aus kennte. Dieſe Bildung war die größte Satyre auf Phyſiognomik und alles, was damit in Verbindung ſtehet. Seine Feinheit im Betragen, und ſeine Artigkeit im Umgange glich einem Talismann, womit er an ſich zaubern konnte, wen er wollte. Den ſchärfſten Verſtand, und den lebhafteſten Wiz ſchien ihm die Natur nur darum gegeben zu haben, um zu zeigen, welch' ein Ungeheuer ein kluger Kopf mit einem verderbten Herzen iſt. Denn, wenn es wahr ſeyn ſollte, daß Feind Satawas ſo gern in den Herzen der Menſchen ſeine Wohnung aufſchlägt, ſo würde ich mir zu behaupten getrauen, daß Dillings Herz einer ſeiner Sommerpaläſte war, wo er am liebſten zu reſidiren und in philoſophiſcher Ruhe hier die Keime aller ſeiner Weltbetrügereyen, auszubrüten gewohnt geweſen ſey.

Dillings Vater beſaß ein ſehr anſehnliches Vermögen. Sein Dienſt hatte ihm Gelegenheit gegeben ſolches zu erwerben. Der Mann mochte nicht viel an Sprüchwörter geglaubt haben: denn ſonſt würde ihm wohl eingefallen ſeyn, daß unrecht Gut nicht wudele, indem er ſein Vermögen auf den Ruin unzähliger Armen, Wittwen und Wayſen gründete. Ja! einige wollen ſo gar behaupten, er habe ſich darüber ſehr öfters ſo erklärt: ihr ſprecht, unrecht Gut wudelt nicht! — gebt ihr mir's nur! es ſoll wohl wudeln —

Inzwiſchen war dieß anſehnliche Vermögen die causa sine qua non, von Dillings Verderben. Im Glanze des Reichthums geboren wurde er in ſeiner Kindheit auf den groſſen Fuß erzogen. Das heißt — man verzärtelte ihn, man geſtattete ihm allen jugendlichen Muthwillen, man ließ ihn frühzeitig mit Laſtern und Schelmereyen bekannt werden, man ſuchte zwar ſeinen Verſtand durch den Unterricht geſchickter Leute zu bilden, aber man vernachläßigte die Cultur ſeines Herzens, man flößte ihm Stolz und Eigenliebe ein, indem man ihn mit dem väterlichen Reichthum bekannt machte, man gewöhnte ihn frühzeitig an Weichlichkeit, verſtattete ihm ein unthätiges Leben, und ſo wurde die Liebe zur Wolluſt in ihm angefacht, — eine Sache, von der man glaubte, daß ſie zum Weſen eines reichen, vornehmen Jünglings gehöre. —

Was konnte aus einer ſolchen Erziehung werden? — Die traurigen Folgen davon zeigten ſich nur allzu bald. Dillings Vater wurde durch den Tod an einen Ort abgerufen, wo er ſich wohl nicht wenig damit quälen mag, ſeiner Lieblingsneigung, die Güter der Armen an ſich zu ziehen, wozu er dort wohl keine Gelegenheit finden dürfte, nicht weiter folgen zu können.

Dilling und ſein Bruder bekamen Vormünder. Dieſe mochten nun wohl in der Vermuthung ſtehen, daß ſie die Vorſehung zu Werkzeugen beſtimmt habe, die Wahrheit des Sprüchworts, daß unrecht Gut nicht wudele, in Erfüllung zu bringen. Denn ſie wuſten es, mit Hülfe der Obrigkeit, vortrefflich anzulegen, daß ein beträchtlicher Theil deſſelben wieder unter die Leute gebracht wurde. Mit unſerm Dilling glaubten ſie nichts beſſeres vornehmen zu können, als ihn auf die öffentliche Schule des Orts zu thun, wo er zwar vielerley lernte, aber nichts gründliches behielt. Alles ſchöpfte er nur von der Oberfläche. Keine Wiſſenſchaft ſtudierte er ganz.

An Verzärtelung und Weichlichkeit gewöhnt, haßte er alle Anſtrengung des Geiſtes von ganzen Herzen. Gründlicher Wiſſenſchaften glaubte er bey dem Glanze ſeines Reichthums gar nicht zu bedürfen, um ein großer Mann werden zu können. Stolz und Weichlichkeit gaben vielmehr allen ſeinen Handlungen die Richtung. Aus Hochmuth ſuchte er ſich immer über die ihm angewieſene Sphäre zu ſchwingen, und er fiel dadurch in Verſchwendung, und in eine anſehnliche Schuldenlaſt. Aus Weichlichkeit bekam er ſehr frühzeitig, einen unwiderſtehlichen Hang zur Wolluſt, der ihm einen großen Theil ſeines Vermögens koſtete.

Schon war er in einem Alter von ſechzehen Jahren, in allen Arten von Ausſchweifungen ſtark erfahren, und eben dieſe üppige Erfahrung flößte ihm einen gänzlichen Eckel vor dem Studieren ein. Vielmehr reizte das glänzende Elend des Soldatenſtandes ſeine Ehrbegierde, und ſeine Liebe zur Wolluſt, welcher er in dieſem Stande mit völliger Freyheit huldigen zu können, ſich ſchmeichelte. Da ſein Vormund bey dieſer Standesveränderung Dillings, ſeine Rechnung nicht ſo gut, wie beym Studieren zu finden glaubte; ſo durfte ſich Dilling von ſeinem Vorhaben, den Degen ſtatt der Feder zu ergreifen, nichts merken laſſen. Er fand alſo für gut, heimlich die Flucht zu nehmen. Im Dienſt eines benachbarten Fürſten wurde er gemeiner Soldat.

Wie gut die gemeine Soldatenkoſt dem verzärtelten Leckermaule des wollüſtigen Jünglings behagte, kann man ſich leicht vorſtellen. Doch ſein Kopf machte ſehr bald ein Mittel ausfindig, dieſem Mangel abzuhelfen, und ſeiner Weichlichkeit Genüge zu leiſten. Es traf ſich gerade, daß er an dem Orte ſeines Quartierſtandes eine Verwandtin fand, die ein vater- und mutterloſes Mädchen von ungefehr 24 Jahren war, und ein hübſches Vermögen beſaß. Bey dieſer ſuchte er ſich, nach Soldatenart eine Liebſchaft zu erwerben; er fand Gehör. Denn er verſprach dem Mädchen die Heyrath, ſo bald er Officier geworden ſeyn würde. Was kann eine Officiers-Uniform, und die Hofnung eines anſehnlichen Vermögens in dem Herzen eines Mädchens nicht für Verwüſtungen anrichten? — So giengs Dillings Verwandtin. Sie opferte ihm ihre Tugend, und nach und nach ihr ganzes Vermögen auf, ließ es den verrätheriſchen Liebhaber in Ruhe verpraſſen; und zur Dankbarkeit verließ er ſie in der größten Armuth, ohne Hülfe und Unterſtüzung. Sie zu heyrathen, war ihm nie im Traume ernſtlich eingefallen.

Dilling wurde zwar bald Fahnjunker, und ſein gutes Anſehen, und ſeine Talente erwarben ihm Gönner unter ſeinen Vorgeſezten. Aber auch hier hemmte ſeine Liebe zur Weichlichkeit, ihn auf der glorreichen Laufbahn, die er betreten hatte. Der Dienſt des Fürſten, unter deſſen Truppen er ſtand, war ihm zu beſchwerlich. Er muſte zu früh aufſtehen, muſte zu viel exerciren, und das geringſte Verſehen im Dienſt ließ ihn die Fuchtel des Officiers befürchten.

Er nahm alſo ſeinen Abſchied wieder, durch Unterſtüzung ſeiner angeſehenen Verwandten, und ſeiner Vormünder, die dieſen Wechſel aus vielerley öconomiſchen Gründen ſehr vortheilhaft für ſich fanden, erhielt er nicht nur dieſen, ſondern wurde auch in ſeiner Vaterſtadt, unter der Soldateske des daſigen Fürſten, als Fähndrich angeſtellt. Hier kam er nun wieder in ſeine rechte Sphäre. Die Officiers dieſes Fürſten waren im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als eine Art privilegirter Müſſiggänger, die ihre Zeit mit Liebeshändeln, Spiel und Wein ausfüllten, und nichts, als den Namen und die Uniform eines Soldaten trugen. Man kann ſich von den militairiſchen Talenten, und von der Kriegskunſt dieſer Leute leicht einen Begriff machen, wenn man weiß, daß kein einziger Menſch unter dem Bataillon ein Zelt aufzuſchlagen wuſte, als der Adjutant; worauf auch dieſer nicht wenig groß that, indem er allemal, wenn er Gelegenheit fand, dieſe ſeine Erfahrung in der Kriegskunſt zu zeigen,

ſich

ſich um eine ganze Spanne höher fühlte, und ſeinen Kameraden dieſe ſeine Ueberlegenheit über ſie, auf eine ſehr beiſſende Art fühlen ließ. Hier that ſich Dilling durch Soldatiſche Bravour, das heiſt, durch alle Arten von Ausſchweifungen unter ſeinen Kameraden bald ſo ſehr hervor, daß ihn die ganze Stadt, als den bravſten Officier, das heiſt, als den gröſten Verſchwender, und den erfahrenſten Liebesritter kennen lernte.

Zwar reichte ſeine Gage, und das, was ihm von der Obrigkeit zu ſeiner Depenſe, von ſeinem Vermögen ausgeſezt wurde, zu Beſtreitung ſeines Aufwands, bey weiten nicht zu. Aber dieſen Mangel wuſte er durch Borgen zu erſezen. Jedermann kannte ſeine anſehnlichen Vermögensumſtände; und daher wurde es ihm gar nicht ſchwer, bey Leuten, die ihre Pfeife dabey zu ſchneiden wuſten, Vorſchuß zu bekommen. Er ſchrieb Wechſel, ſo viel man haben wollte, und bekam oft nur die Hälfte der Summe, auf die der Wechſel geſtellt war, baar; das übrige wurde auf Proviſion gerechnet. Er verpfändete den Leuten Grundſtücke, über die er noch nichts zu ſagen hatte; er verkaufte Sachen, ſo viel er aus dem väterlichen Hauſe wegpraktiziren konnte. Kurz, er betrog die Leute, und wurde ſo ſehr von ihnen betrogen, daß es oft zu bewundern war, durch welche mannigfaltige Kniffe er ſich baares Geld zu ſeinen Ausſchweifungen zu verſchaffen wuſte. Und hierinnen war auch der Grund ſeiner niederträchtigen Denkungsart zu ſuchen.

Der öftere Geldmangel nöthigte ihn, oft alle ſeine Geiſteskräfte aufzubieten, um ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen. Größtentheils konnte dieß durch nichts anders als durch Betrug anderer geſchehen. Hierdurch gewöhnte er denn ſein Herz an Betrügereyen, und die Empfindung der Ehrlichkeit wurde nach und nach völlig darinnen ertödtet. Er ſah, daß er von andern wieder betrogen wurde, und dadurch ſchlug der Grundſaz, in ſeinem Herzen Wurzel, daß die Triebfeder aller menſchlichen Handlungen, Intereſſe ſey; daß jeder das ſeinige befriedige, unbekümmert, ob es dem andern zum Schaden gereiche, oder nicht? er glaubte endlich an gar keine Ehrlichkeit mehr. Alle Menſchen hielt er für boshafte Betrüger und Schurken. Der Gedanke, daß ihn dieß berechtige, gleiches mit gleichem zu vergelten, wurde ſein Lieblingsgedanke. Izt maß er nach dieſem Maßſtabe alle ſeine Handlungen ab; und ſo wurde er nach und nach aus einem feinen, ein grober Betrüger, und aus dieſem, ein öffentlicher Spizbube.

Noch eines Umſtandes muß ich erwehnen, der ſein Herz vollends ganz verderbte. Durch einen Zufall fielen ihm freygeiſteriſche Bücher in die Hände. Nichts konnte ſeinem Karakter und ſeiner Denkungsart mehr ſchmeicheln, als daß hier alle Moralität aufgehoben war, und alle künftige Belohnungen und Strafen wegdisputirt wurden. Alſo lebt denn jeder Menſch, zu Befriedigung ſeiner natürlichen Triebe, oder — um ſich glücklich zu machen — dachte er; — was kommt darauf an, wer darunter leide? — künftige Vergeltung iſt ja nur ein Hirngeſpinſt, und unſer Seyn hört ja mit dieſem Leben auf; — laßt mich alſo dieſes Leben genießen, ſo gut ich kann! — Dieſe Grundſätze machte er ſich ſo ſehr eigen, daß er endlich alle Religion und alle Moralität verläſterte und verlachte. Er ſchuf ſich ſelbſt ein Syſtem zur Richtſchnur ſeines Lebens; und das beſtand in nichts geringern,

ringern, als in Mitteln, ſeine Leidenſchaften zu befriedigen, und ſein Intereſſe zu befördern. Diß war das Reſultat ſeines Vergnügens. Und dieſem muſte gehuldiget werden; es mochte geſchehen, auf weſſen Koſten es wolle.

So wurde Dilling der feine Böſewicht, wie wir ihn im folgenden Kapitel noch beſſer werden kennen lernen.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ausbrüche eines verderbten Herzens.

Alles geht nur eine Weile. Dieſe Erfahrung machte auch unſer Dilling. Da er alle Quellen erſchöpft hatte, ſeinen verſchwenderiſchen Aufwand zu beſtreiten, ſo verſiegten ſie endlich alle auf einmal. Seine Gläubiger traten wider ihn auf. Niemand wollte ſich mehr von ihm betrügen laſſen. Was war zu thun? — Dilling wuſte ſich bald zu helfen. Er hielt um ſeinen Abſchied an, der ihm auch um ſo lieber gegeben wurde, da man ihn beym Regimente ſchon lange gern wieder loß geweſen wäre.

Izt warf er ſich in die Rolle eines reichen Cavaliers; gab ſich für einen Edelmann aus, trug die Uniform eines großen Monarchen, und ſo trat er in die weite Welt, mit dem Vorſaze auf Koſten anderer, ſeine Lebensart fortzuſezen.

Es gelang ihm, daß er in dem Hauſe eines gewiſſen Edelmanns von anſehnlichen Vermögen, einen ſeiner Meiſterſtreiche ausführen konnte. Dieſer Edelmann hatte mit Dillingen gleichen Hang zu Ausſchweifungen. Indem ihm nun dieſer hierzu — verſtehet ſich, auf des Edelmanns Koſten — alle Mittel an die Hand gab, ſo gewann er dadurch ſein Vertrauen ſo ſehr, daß er mit ihm machen konnte, was er wollte. Dazu kam noch, daß ſich Dilling mit der Tochter des Edelmanns, welche mit ihm eine ſehr vortheilhafte Parthie zu machen glaubte, in ein Eheverſprechen einließ, das er nie zu halten gedachte. Dadurch gelang es ihm, den Edelmann, um den gröſten Theil ſeines Vermögens zu prellen Nachdem er dieſe Abſicht erreicht hatte, ſezte er ſeinen Wanderſtab weiter, trat unter verſchiedenen Namen und Karakteren in der Welt auf, beſchuppte manchen ehrlichen Mann, durch ſeine betrügeriſchen Ränke, und gieng endlich unter die Truppen eines großen Monarchen, welcher eben mit ſeinem Nachbar in Krieg verwickelt worden war.

Herzhaftigkeit war ſeine Sache gar nicht; und Heldenthaten wurden nur mit Worten und Prahlereyen von ihm ausgeübt. Es gelang ihm jedoch, daß er eine anſehnliche Offiziersſtelle erhielt. Aber einige Betrügereyen, die er auch hier begieng, brachten ihn bald in Mißcredit. Er kam indeſſen einem gefährlichen militairiſchen Prozeſſe, der über ſeinem Haupte ſchwebte, durch die Flucht zuvor.

Izt trieb er ſich unter dem Karakter eines Officiers vom Range, einige Zeit in der Welt umher, machte in jeder Stadt, wo er ſich aufhielt, anſehnliche Schulden, entwich dann wieder heimlich, und ſo kam er endlich wieder in ſein Vaterland zurück.

Nunmehr hatte er ſeine Volljährigkeit erreichet. Der Reſt ſeines Vermögens wurde ihm ausgeantwortet. Es beſtand nach Abzug ſeiner Schulden, und deſſen, was ſeine Vormünder, und die Obrigkeit verſchluckt hatten, nur noch in einigen hundert Thalern. Für ihn war dieß nun Waſſer auf einen heiſſen Stein. Er wendete ſie indeſſen doch dazu an, ſich in einer bekannten groſſen Stadt, in einer glänzenden Rolle hervorzuthun. Und dadurch gelang es ihm, die Tochter eines vermögenden Mannes in ſein Nez zu locken. Er fand Mittel, ſie zu entführen, heyrathete ſie wider den Willen ihrer Eltern; und nunmehro brauchte er das unglückliche Weib zu einer Zwickmühle, wodurch er von Zeit zu Zeit, von ihren Eltern Geld zu erpreſſen wuſſte.

Damit und mit dem, was er ſeinem Bruder abzwackte, und ſonſt durch Betrug von andern Leuten erpreßte, trieb er ſich wieder einige Zeit umher, gab ſich bald für das, bald für jenes aus, und an allen Orten wurde er mit Hinterlaſſung vieler Schulden flüchtig.

Endlich wollte es auch damit nicht mehr gehen. Sein Bruder beſaß noch einen anſehnlichen Theil des väterlichen Vermögen, und darauf machte er nun Jagd. Er hatte Gelegenheit gefunden, im Dienſt eines kleinen Fürſten, wieder als Offizier angeſtellt zu werden. Izt überredte er ſeinen Bruder, hier gleichfalls Dienſte zu ſuchen, machte ſich zu deſſen Patron, und zur Dankbarkeit muſte dieſer ſein ganzes Vermögen dran wenden, ehe er die geſuchte Stelle erhalten konnte. So lange wuſte Dilling die Sache zu verzögern. Mit einer unbarmherzigen Habſucht ruhte er nicht eher, bis dieſer ſeines ganzen Vermögens beraubt, und in Gefahr war, Schulden wegen, worein ihn Dilling durch tauſenderley Kabalen geſtürzt hatte, vom Regiment gejagt zu werden.

Doch dieſer war ein Mann von Ehre. Er gewann ſeine Vorgeſezten durch ſein gutes Betragen, und man war ihm beförderlich, ſeine Schuldner zufrieden zu ſtellen. Dilling hingegen, aller ehrlich ſcheinenden Mittel beraubt, ſeine Geldbegierde zu befriedigen, verfiel anfänglich auf eine Methode, die zwar eben nicht unehrlich, aber doch ſehr niederträchtig war. Seine Frau muſte nemlich unter der Masque einer armen Offizierswittwe, in der Welt umher ſchnurren, und, was ſie denn auf ihren Wanderungen von mitleidigen Herzen erpreßt hatte, das wurde nach ihrer Zurückkunft von Dillingen und ſeinen Spießgeſellen, in tauſend Jubel durch die Gurgel gejagt.

Endlich wollte auch dieſes Mittel die gewünſchte Würkung nicht mehr thun. Dilling nahm alſo, unter dem Vorwande, gewiſſe Erbſchaftsangelegenheiten — die er gar nicht mehr hatte — in Ordnung zu bringen, auf ein halb Jahr Urlaub, und trieb das Metier ſelbſt, wozu er erſt ſeine Frau gebraucht hatte. Hier nahm er nun ſo vielerley Geſtalten an, als er ſie ſeiner Handthierung bequem fand, und machte ſich falſche Päſſe, wie er ſie brauchte; denn er beſaß in Fertigung falſcher Urkunden, Nachmahlung anderer Hände, und Nachſtechung der Siegel eine große Geſchicklichkeit. Bald trat er in der Rolle eines reiſenden Cavaliers auf; bald ſank er bis zum gemeinen, lumpichten Bettler herab; je nachdem es ſein Plan erforderte. Denn ſeine Bemühungen giengen nicht bloß auf das Schnurren, ſondern er erlaubte ſich auch allerhand Kartuſchiſche Betrügereyen, die er ſehr künſtlich anzulegen wuſte. Und eben auf dieſer Wanderung war es, wo er mich unter der Maſque eines Mißionairs, ſo unbarmherzig beraubte. Das Pferd, das er damals bey ſich führte, hatte er kurz vorher einem Geiſtlichen in Thüringen, unter der Geſtalt eines reichen Roßhändlers, welchen der Geiſtliche dem Namen nach ſehr gut kannte, durch allerhand liſtige Vorſpiegelungen, abzulockern gewuſt.

Auf dieſer Reiſe brachte Dilling eine anſehnliche Summe zuſammen, die er hernach unter dem Tittel einer erhobenen Erbſchaft wieder verſchwendete. Des Herumſchweifens gewohnt, war's ihm eben ſo unmöglich, zu Hauſe auf einer Stelle zu bleiben, als es ſeiner Weichlichkeit beſchwerlich fiel ſeinen Dienſt zu verrichten, ob lezterer gleich in weiter nichts beſtand, als alle acht Tage einmal auf die Wache zu ziehen, und die Zwiſchenzeit mit Herumlockern zuzubringen. Er unternahm alſo mehrere ſolche Wanderungen. Doch kein Faden iſt ſo klar geſponnen, daß er nicht endlich entdeckt werden ſollte. So giengs auch Dillingen. Man bekam am Hofe ſeines Fürſten, Nachricht von der eigentlichen Abſicht ſeiner Reiſen; und da er noch überdies eines erz-niederträchtigen Streichs, den er eben beginnen wollte, überführt wurde, ſo war die Folge davon, daß er plözlich ſeinen Abſchied erhielt.

Was nun zu thun? — er fand kein bequemeres Mittel, ſeinen Neigungen gemäß zu leben, als das Herumſchweifen. Dieß ergriff er nun mit verdoppeltem Eifer; und zog bald unter dieſer, bald unter jener Geſtalt in der Welt umher. Er geſellte ſich bald zu andern ſeines Gelichters, und ſo befand er ſich in kurzem an der Spize einer Räuberbande, die ſich im ganzen Lande furchtbar machte.

Unter den vielen liſtigen, und ſpizbübiſchen Streichen, die er hier verübte, will ich nur einen der komiſchſten meinen Leſern erzehlen: er zog einsmals unter der Masque eines Zahnarztes umher, und führte einen andern ſeiner Spiesgeſellen, als Harlekin bey ſich. Ein kleiner Wagen mit einem Pferde beſpannt, war ſeine Equipage. Dieſe kleine Geſellſchaft hielt ſich, auf ihren medicíniſchen Wanderungen, einmal ein Vierteljahr lang, in dem Gaſthofe eines anſehnlichen Dorfs in Sachſen auf. Hier brachte **Dilling**, durch Zähne ausnehmen, Medicin ausgeben, und noch andere ihm eigene Künſte, einen anſehnlichen Theil der Baarſchaften zuſammen, die bisher in den Schubläden der Bauern müßig gelegen hatten.

Der Wirth, der ſeinen wichtigen Verdienſt dabey zu finden glaubte, und **Dillingen** für den leibhaftigen Aeſculap hielt, ſchrieb ihm nicht nur ſeine Zeche, bis zur Abreiſe, mit Vergnügen an, ſondern reizte auch, durch ſeine Prahlereyen mit ſeinem groſſen Vermögen, **Dillings** Appetit nicht wenig, ihn nicht nur um die Zeche zu prellen, ſondern ihn auch noch um ein hübſches Sümmgen zu ſchneiden.

Es gelang ihm, dieſen ſeinen Appetit zu ſtillen; und dieß führte er ſo aus. Den Abend vor der beſtimmten Abreiſe, da er alles dazu geſchickt gemacht und eingepackt hatte, ſteckt er ſeine Goldbörſe zu ſich, und henkt ſich im Pferdeſtall, durch eine künſtliche Befeſtigung einiger Stricke unter den Armen, ſo natürlich auf, als ob ihm Beelzebub ſelbſt dabey behülflich geweſen wäre. Der Harlekin, der ſich indeſſen in der Gaſtſtube aufhält, thut, als ob er dem Pferde noch etwas Futter zu geben hätte. Mit ängſtlichen Geberden, Weinen und Händeringen kommt er zurück. Natürlich fragt ihn der Wirth nach der Urſache dieſer plözlichen Gemüthsveränderung; und Harlekin führt ihn in den Pferdeſtall, und zeigt ihm das dortige ſchöne Schauſpiel. Unter einem neuen Thränenſtrome bricht er hier in die kläglichen Worte aus:

„Ach!

„Ach! ich armer unglücklicher Menſch!
„was ſoll ich nun anfangen, da mein gott-
„loſer Herr dieſen Teufelsſtreich gemacht
„hat? Alles Geld hat er bey ſich; und —
„o das ſchöne Geld! — das kriegt nun
„alles der Schinderknecht, der ihn abſchnei-
„den muß. Pferd und Wagen, und alle
„ſeine ſchöne Medizin wird für die Zeche
„und für die Gerichtskoſten drauf gehen.
„Und denn mag ich nur immer in alle Welt
„gehen, und den Bettelſtab ergreifen. Ach!
„das Gott erbarm! ich will es nur gleich
„bey den Gerichten melden —
„Ey! ich dachte gar,

verſezt der Wirth, dem der Gedanke, daß nun der Satanas leibhaftig in ſeinen Pferdeſtall eingezogen, und alle Fuhrleute auf ewig daraus verſcheuchet habe, wie ein ſchmetternder Donnerknall durchs Herz fährt,

„Die Gerichten dürfen nichts davon erfah-
„ren. Da wär' ich auf ewig ein geſchla-
„gener Mann. Weiß er was? — izt
„iſts Nacht. Kein Menſch ſiehts.
„Schneid' er den Teufelsbraten ab, und
„nehm' er ihn auf den Wagen, und werf'
„er ihn ins erſte, das beſte Waſſer! —
„da bezahlt' er mir meine Zeche von dem
„Gelde.

»Gelde. Und das übrige Pferd, Wagen,
»und Medizin iſt ſeine —

Harl. »Was, Herr? — ein Schinder ſoll
»ich noch werden? — nein! da will ich
»lieber betteln gehen. Ehre verloren, al-
»les verloren!

Wirth. »Sey er doch kein Narr! wer erfährts
»denn?

H. »Nichts! nichts! — wo wohnt der
»Schulze? —

W. »Ich bitt' ihn um Gotteswillen! —
»laß er doch meinen Gaſthof nicht ſo pro-
»ſtituiren. Ich bin ja ewig ein geſchlage-
»ner Mann. Thu' ers doch nur! ich will
»ihm noch überdies die ganze Zeche ſchen-
»ken —

H. »Ey was! das bischen Zeche! — meine
»Ehre iſt mir lieber. Wo wohnt der
»Schulze? —

Damit wandert Harlekin zum Stall hinaus. Was ſoll der unglückliche betrogene Wirth thun? er muß Harlekin noch obendrein vier Louisd'or geben, ehe ſich dieſer zu Abſchneidung ſeines Herrn bequemet. Die Expedition geſchiehet denn nun auch in möglichſter Stille, und Dilling prellt durch dieſes Mittel den Wirth um eine hübſche Summe Geld. Als einen Todten verſteckt ihn Harlekin auf den Wagen, fährt mit ihm davon; und über der Grenze tritt Dilling wieder in einer neuen Rolle auf.

Dergleichen Streiche übte er nun viele aus, ohne daß ihm jemand auf die rechte Spur kommen konnte. Endlich gerieth er unter eine ordentliche Räuberbande, und ließ ſich ſo gar zu Straßenräubereyen herab. Hier, wo ich mit ihm arretirt wurde, gab er ſich für einen reiſenden Sprachmeiſter aus, der aus Strasburg komme. Man konnte ihn aber doch der begangenen Spizbübereyen nicht recht überführen, ſo, daß er am Ende noch mit vierjähriger Zuchthausſtrafe loskam.

Da ich keine Gelegenheit wieder haben werde; von dieſem Mann zu ſprechen, ſo will ich nur das Ende ſeiner Lebensgeſchichte noch mit ein paar Worten berühren. Er fieng nach überſtandener Zuchthausſtrafe ſein Handwerk von neuen an. Da er nun einſtmals mit ſeinen Kameraden des Nachts eine Poſt anfiel, wurde er von einem Paſſagier, der geladene Piſtolen bey ſich führte, auf der Stelle todtgeſchoſſen. Sein Körper aber wurde aufgehoben, und auf den Schindanger begraben — Noch immer zu gut war das Ende dieſes Mannes, deſſen Leben eine Kette von Frevelthaten, und eine Quelle des Unglücks ſo vieler Menſchen ausgemacht hatte.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Auf Regen folgt Sonnenſchein.

Da ich, nach dem Befehl des Amtmanns, meine Vertheidigung ſchriftlich aufgeſezt hatte, ſo ließ ich ſie ihm durch den Amtsdiener übergeben. Es muſte ſich gerade treffen, daß denſelben Tag auch des Doctor Elsmanns Briefe ankamen, die mich völlig rechtfertigten. Den andern Morgen wurde ich ſehr früh zum Amtmanne gerufen. Er ſaß in ſeinem gewöhnlichen Zimmer, und laß bey ſeiner Morgenpfeife im Virgil.

„Guten Morgen, Lorenz! rufte er mir entgegen,

„Guten Morgen! — er iſt frey! — wo „will er nun hin? —

J. „Zu meinem Patron, einen gewiſſen Gra„fen —

A. „Der

A. „Der ihn an den Doctor recommandirt
„hat? —

J. „Ja! —

A. „Da! ſeh' er einmal den Pabſt Hilde-
„brand! der iſt erſt dieſe Nacht aufge-
„blüht! —

J. „Er iſt vortreflich.

A. „Weiß er was? — er ſchreibt eine vor-
„trefliche Hand — ſeh' er! der Pabſt
„Hildebrand iſt aus dem Garten der Staa-
„ten in Holland? — Auch der große Ta-
„merlan — der draußen im Garten ſte-
„het — ſo ein herrliches Purpur! —
„dergleichen giebts gar nicht mehr. Ja! —
„was ich ſagen wollte! will er nicht
„Schreiber bey mir werden? — ſeine
„Hand gefällt mir ungemein. Früh iſt er
„in der Amtsſtube, und nach Mittag kann
„er ſich im Garten zu thun machen. —

Wir wurden des Handels bald einig. Ich nahm den Dienſt mit Vergnügen an; und mein Geld erhielt ich alle wieder. Nie habe ich glücklicher und vergnügter gelebt, als in dieſem Hauſe. Durch die Güte der vortreflichen Amalia, die mir ihre ganze Gewogenheit ſchenkte, fehlte mir es an nichts, was zur Glückſeligkeit des Lebens gehört. Ich war ſehr oft um dieſe liebenswürdige Perſon: denn ich ſtand ihr nicht nur treulich in ihren Gartenarbeiten bey, womit ſie ſich zu ihrem Vergnügen beſchäftigte, ſondern ich muſte ihr auch oft aus Büchern vorleſen, eine Unterhaltung, womit ſie ihre Erholungsſtunden auszufüllen pflegte. Bey dieſem genauen Umgange mit ihr, wurde ich bald der Vertraute ihrer Herzensangelegenheiten, und dieß gab mir Gelegenheit, ihr einen ſehr wichtigen Dienſt zu leiſten.

Ehe ich aber davon rede, muß ich meine Leſer mit den Perſonen, die dabey auftreten werden, bekannt machen; und dieß wird wohl am beſten durch Schilderung einer Kaffeegeſellſchaft, die ich gleich den erſten Tag nach meiner Annahme, im Gartenhauſe zu beobachten Gelegenheit hatte, geſchehen können.

Der Amtmann wieß mich an, einige Nelken zu ſenken, die nahe am Gartenhauſe, auf einem Gerüſte ſtanden. Die Kaffeegeſellſchaft erſchien. Ein Offizier brachte die Amtmannin geführt. Herr von **Gallenhayn** hieß der Mann. Er war ungefehr 30 Jahr alt, und Lieutenant bey einem Küraſſier-Regimente, das in dieſer Gegend ſtand. Seine Statur war anſehnlich; aber ſeine Geſichtsbildung äuſſerſt widrig. Ein wahres Kutſchergeſichte, gebrandmarkt mit einem ſtarken Ausdruck von Boßheit und Tücke des Herzens. Sein Betragen ohne es eben Offiziermäßig zu nennen — war doch ganz auf die Art, wie es ſehr viele der Herren von der Soldatesque, ſich mit Fleiß eigen machen, das heißt frey, zudringlich und oft beleidigend für Frauenzimmer von Delicateſſe. Von der Hauptwache entlehnter Witz machte ſeine ſaubern Späßgen aus, die nicht ſelten auf Zoten hinaus liefen. Noch hatte er den Fehler an ſich, daß er ſich beſtändig ſeiner Liebeshändel rühmte, und kein Frauenzimmer ihm höflich begegnen durfte, wenn er nicht glauben und aller Welt bekannt machen ſollte, daß ſie ſterblich in ihn verliebt ſey.

Die Amtmannin war eine geborne von Adel, die, als ein armes Fräulein, dem es an Mitteln fehlte von Cavalieren geſucht zu werden, aus Verzweiflung in ihrem dreyſigſten Jahre unſern Amtmann geheyrathet hatte. Dieſe Herablaſſung hatte zwar wohl auf ihren Stand, nicht aber auf ihr edles Blut Einfluß gehabt. Daher fühlte ſie noch immer eine gewiſſe angeborne Würde an ſich, die ihr die Stammtafel ihrer Ahnen nicht ganz vergeſſen ließ. Um nun das einigermaaßen wieder zu erſezen, was ſie durch ihre Armuth verloren hatte, und die Geiſter ihrer erzürnten Ahnen, wieder zu verſöhnen, hatte ſie den weißlichen Entſchluß gefaßt, ihre einzige Tochter **Amalia**, an einen Edelmann zu verheyrathen; und dazu war nun der vorbeſagte Herr von **Gallenhayn** auserſehen. Sie war übrigens eine kurze dicke Frau; hatte einen ſehr ſtolzen Gang, und trug den Kopf ſoweit rückwärts gebogen, daß, wenn man ſie von vorn anſah, man ſich gefallen laſſen muſte, eine Ausſicht in ein paar Naſenlöcher zu haben, die eben nicht die reizendſte war.

Amalien führte ein junger Sachwalter aus einem benachbarten Städtgen, der vor Mittag einen Termin bey uns gehabt, und mit den Amtmanns geſpeiſet hatte; ebenderſelbe, der mir ſchon aus des Amtsdieners Erzählungen, als **Amaliens** Liebhaber bekannt war. **Arnold** hieß dieſer junge Mann.

Er war ungefehr 32 Jahr alt, hatte einen ſchönen Wuchs, und eine ſehr einnehmende Bildung. Redlichkeit und Aufrichtigkeit blickte aus ſeinen Augen. Sein Betragen war ernſtlich, geſezt und edel. Er ſprach wenig, aber was er redte, war durchdacht, und zeugte von einer ſchönen Seele, und von einer, durch Wiſſenſchaften, aufgeklärten Vernunft.

Ein Fräulein von Edenborn, die die Ruinen ihrer weyland ſehr hochgeſchäzten Reize, in eine dichte Florkappe verhüllt hatte, machte, von dem Amtmanne geführt, den Beſchluß. Das Fräulein zählte ihre guten fünf Nullen, in der Reihe ihrer Jahre. In ihrer Jugend war ſie die Favoritin eines gewiſſen Prinzen geweſen, deſſen Finanzen ſie ſo gut zu benuzen gewuſt hatte, daß ſie ſich, nach Endigung ihrer glorreichen Laufbahn ein hübſches Gut ankaufte, worauf ſie ſich izt aufhielt, und mit der Amtmannin, als ihrer nächſten Nachbarin, gute Freundſchaft hielt. Sie war übrigens ein gutherziges Mädchen, das viel Allmoſen austheilte, und jedem Nothleidenden mit Vergnügen beyſtand.

Indem dieſe Geſellſchaft ins Gartenhaus trat, unterhielt der Herr Lieutenant von Galſenhayn, die Damens eben von den Vorzügen ſeines vorigen Quartierſtandes, in Abſicht auf die hübſchen Mädchen und jungen Weiber, welche ſamt und ſonders in ihn verliebt geweſen waren.

„Das hab' ich die Ehre, Sie zu verſichern,
„meine ſchöne Frau Amtmannin,

ſagte er unter andern,

„daß es dort Häuſer giebt, wo man die
„ſchönſten Divertiſſements finden thut.
„Ach! was ſind da für vortrefliche Mä-
„dels! und ſo verliebt — ſo fidel —
„ſtraf' mich Gott! ich habe da manches
„Engagement gemacht, ohne mich eben zu
„encanailliren. Man thut da viel Nei-
„gung haben gegen die Offiziers —
„Ey! wer wollte denn gegen ſo ſchöne
„Herren nicht Neigung haben?

erwiederte die Amtmannin, mit einer freundlichen Verneigung gegen den galanten Kriegsmann.

Bald darauf lenkte ſich das Geſpräch auf die Heyrathen. Herr Arnold wurde gefragt, ob er noch nicht bald ein Bräutigam ſey? er ſah Amalien an, und ſagte mit einem tiefen Seufzer;

„ich habe noch nicht ſo glücklich ſeyn kön-
„nen, ein Mädchen zu bekommen, das ich
„liebe —

»Das wär doch viel —

verſezte die Amtmannin..

»Sie ſind doch immer ein ganz leidlicher Menſch. Giebts denn keine hübſchen Pachters oder Schulmeiſterstöchter hier bey uns? — oder ein hübſches Bürgermädchen, das etwan was hat? — Sie brauchen Vermögen — und eine Vornehmere mit Vermögen bekommen Sie freylich nicht.

Arnold beantwortete dieſe Sottiſe mit den Worten:

»Der Stand macht das Verdienſt nicht aus; man kann mit einer Bürgerstochter, die eine ſtille vernünftige Hausfrau wird, oft glücklicher leben, als mit einer vornehmen Närrin, die den Mann durch ihre Eitelkeit ruinirt.

A. »Nur nicht ſo ſpizig, Herr Advocat! ich bin auch von vornehmen Stande geweſen; aber ich weiß am beſten, wie man ſein Glück verſcherzet, wenn man niedrig heyrathet. Jedes Frauenzimmer ſollte allemal eine Stufe höher heyrathen, als ſie ſelbſt ſteht. Das iſt mein Grundſaz. Deswegen ſoll auch mein **Malchen** niemand anders als ein Cavalier heyrathen.

Fräul. Der Cavalier thut aber doch eine „Meſalliance —

„Und würde ſich nicht wenig encanailliren —

fiel Amalia mit Lachen ein,

„Einfältiges Mädchen!

verſetzte die Amtmannin,

„Du weißt deinen Stand gar nicht zu ſchätzen. Biſt du nicht gewiſſermaaßen auch „aus adelichem Geblüte?

Lieut. „Ja! wohl! — und wenn das auch „nicht wäre, meine ſcharmante Frau Amtmannin! ſo würde doch die Schönheit „der Mademoiſell den Mangel des Adels „gar wohl erſetzen thun. Kein Cavalier „würde ſich durch eine Mariage mit ihr zu „ſehr encanailliren.

Amt. „Sie ſind gar zu artig, mein Herr Lieutenant. Mich wunderts nicht, wenn „Sie ſo viel Glück bey den Damens „machen.

So gieng das Geſpräch noch eine ganze Weile fort; und aus allen Umſtänden erklärte ſich die Abſicht der Mutter, ihre Tochter, dem Herrn von Gallenhayn anzukuppeln, nur allzu deutlich. Der Lieutenant ſeiner Seits, dachte auf nichts weniger, als auf eine Mariage.

riage. Er ſtrebte blos nach Amaliens Tugend, und dieſe zu beſiegen — das war allein das Ziel ſeiner Wünſche und der Gegenſtand ſeines Triumphs.

Weil er aber wuſte, daß Amalia den Advocat Arnold liebte, ſo hielt er zum Schein um ſie an, um alsdenn, deſto beſſere Gelegenheit, zu Ausübung eines Meiſterſtreichs, wodurch er ſeinen Triumph auf einmal zu erreichen hofte, zu finden.

Es traf ſich indeſſen, daß ich im Nebenzimmer des Amtmanns eine Berathſchlagung über den Heyrathsantrag des Herrn Lieutenants mit anhören konnte, die zwiſchen den beyden Eheleuten, und Amalien vorfiel.

„Malchen ſoll ſchlechterdings keinen Edel-
„mann heyrathen,
ſagte der Amtmann,
„und noch weniger einen Offizier. Sie
„mag bey ihrem Stande bleiben.
Sie. „Bey ihrem Stande! — wie niedrig
„gedacht! — man merkts, daß dein Va-
„ter ein Handwerksmann geweſen iſt.
Fr. „Immer beſſer ein ehrlicher Bürger, als
„ein Edelmann, der ſein Vermögen ver-
„ſchwelgt, und arme Fräuleins hinterläßt.

„die hernach Gott danken, wenn ſich noch
„ein bürgerlicher über ſie erbarmt! — „

Sie. „Mann! mache mich nicht böſe! —
„ich ſage dir, Malchen muß den Lieutenant
„nehmen. Ich hab' ihm einmal mein
„Wort gegeben, und Cavalier-Parole
„muß gehalten werden.

Er. „Willſt du ihn denn haben Malchen? —

Amal. „Nein! ich habe den größten Widerwillen
„gegen ihn.

Sie. „Du biſt eine Närrin! — ſieh doch nur
„den hübſchen, artigen, galanten Mann recht
„an! wie ihm die Uniform ſo herrlich ſteht!
„— und das ſchöne Ritterguth, das er
„hat — und gnädge Frau zu heiſſen —
„o! wenn dich das nicht reizt, ſo muſt du
„gar kein Gefühl haben.

Amal. „Alles dieß macht keine Frau glücklich
„— Ein Mann meines Standes mit
„einem guten Auskommen, und wenn er
„auch eine Stufe unter mir wäre, würde
„mich viel glücklicher machen.

Er. „Und der Mann iſt Arnold — Du
„ſollſt ihn haben, Malchen!

Sie „Arnold? — Mann! ich glaube, du
„raſeſt! der pauvre Federnkauer ſollte mein
„Schwiegerſohn werden? — nein! da

„wird nichts daraus, und ſollte ich Malchen mit dem Lieutenant zum Altar ſchleppen laſſen.

Mit dieſen Worten lief ſie zur Thür hinaus. — Dergleichen Unterhandlungen wurden mehrere gepflogen, die ſich aber allemal fruchtloß zerſchlugen. Ein gutes halbes Jahr vergieng, ohne daß man zu einem beſtimmten Entſchluß kommen konnte.

Die gute Amalia ſeufzete indeſſen nicht wenig unter dem Drucke der mütterlichen Zudringlichkeiten. Ihre Liebe zu Arnold machte ihr noch mehr Kummer: denn ihre Mutter wollte ſchlechterdings von einer Heyrath mit ihm nichts hören.

Durch meine Theilnehmung an ihren Leiden gewann ich ihr Vertrauen ſo ſehr, daß ich ihr vertrauteſter Freund wurde. Auch war mein ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet, ihren Kummer zu lindern. Um deswillen ſpähte ich denn alles aus, was ich nur konnte, um ihr von den Abſichten des Lieutenants und ihrer Mutter, die nicht die beſten waren, Kundſchaft zu bringen.

Es gelang mir, einſt ein Geſpräch zwiſchen dem Lieutenant und einem andern Offizier, der ſein Freund war, mit anzuhören, das uns viel Licht in der Sache gab.

„Aber ſag mir nur Bruder!
ſprach der andere Offizier,
„Du haſt doch nicht den tollen Einfall, die „bürgerliche Nymphe zu heyrathen? —

Lieut. „Heyrathen? — ha! ha! ha! — „kennſt du mich denn nicht beſſer? — „glaubſt du denn, daß ich mich ſo encanailliren thun werde?

Offiz. „Das wär auch, hol' mich der Teufel! „ſo lächerlich, als nur etwas von der Welt.

Lieut. „Ja! wohl! wenn ich alle meine Mädels ſollte heyrathen thun: da kriegte ich „ſtraf mich Gott! — endlich mehr Weiber, als Salomo zuſammen — ha! ha! „ha! —

Offiz. „Du haſt aber doch um ſie angehalten. —

Lieut. „Und den Pfiff verſtehſt du nicht? — „nun ſo hör denn! die Mutter iſt eine Närrin, die gern einen Edelmann zum Schwiegerſohn haben will. Durch meinen Antrag gewinne ich alſo ihr Vertrauen, kann „da freſſen und ſaufen thun, alle Tage, „wie mir gelüſtet. Ich narreſire die Alte, „was das Zeug hält — denn die Alten

„haben 's ſo gern, wie die Jungen —
„und da müſte der Teufel drinnen ſizen,
„wenn ich ſie nicht ſollte breit ſchlagen,
„daß ſie mich mit der Tochter manchmal
„allein läſt — und denn —

Offiz. „Je! das Mädel iſt aber ganz verflucht
„keuſch.

Lieut. „Was keuſch? — haſt du einmal gehört,
„daß mir ein Mädchen widerſtehen
„gethan hat? — mir iſt davor gar nicht
„leid. Nur zwey Stunden mit ihr allein;
„und ich habe ſie auf dem Flecke. Alsdenn
„mag ſie ihren Advocaten meinethalben
„nehmen. Ich lache dazu.

Offiz. „Du biſt ein verwünſchter Patron! dir
„mag ich meine Frau nicht aufzuheben gegeben
„— hol' mich der Teufel! nicht! —
„aber wie lange ſoll denn der Roman noch
„ſo fort geſpielt werden? —

Lieut. „Nicht lange mehr. Es wird ein Meiſterſtreich
„ausgeführt, der meinem Witze
„Ehre machen thun ſoll — —

Die vortreffliche Amalia gerieth über die Gefahr, die ihr bevorſtand, in nicht geringe Beſtürzung. Von der Eitelkeit und Narrheit ihrer Mutter konnte ſie alles befürchten; und ihr Vater war viel zu ſehr mit ſeinem Steckenpferde beſchäftiget, als daß er den Kabalen ſeiner Frau hätte entgegen arbeiten ſollen.

Was ſollte das für ein Meiſterſtreich ſeyn, den Gallenhayn auszuführen gedachte? — darüber zerbrachen wir uns oft die Köpfe, ohne der Sache im mindeſten auf die rechte Spur kommen zu können; Arnolds Vermuthung war, man würde Amalien auf irgend eine Art überraſchen, und ſie mit Gewalt an Gallenhayns Hand zwingen; und dieſer würde ſie alsdenn ſchändlicher Weiſe wieder verlaſſen. Aber Arnold irrte ſich. Der Plan des Lieutenants war viel boshafter angelegt, wie man aus folgendem Kapitel ſehen wird.

Dreyßigſtes Kapitel.

Ein Meiſterſtreich giebt Gelegenheit zu einem andern.

Herr von Gallenhayn hatte den Plan ſeines Meiſterſtreichs ſeinem Freunde, dem Offizier entdeckt, deſſen wir in dem vorigen Kapitel gedacht haben. Dieſer hatte ihn, im Taumel irgend einer verliebten Entzückung, ſeiner Amaſia, dem Kammermädchen des Fräuleins von Edenborn, mitgetheilt. Das Kammermädchen hatte eine viel zu geläufige Zunge, als daß ihr Geheimniß nicht in den Schooß ihrer Freundin, der Köchin unſers Hauſes, jedoch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit hätte ausgeſchüttet werden ſollen. Die Köchin vertraute aber die Sache noch ihrem Geliebten, dem Bedienten des Herrn von Gallenhayn an. Hier kam nun das Geheimniß wieder vor den rechten Mann: denn Ludwig war würklich ein treuer Kerl, gegen ſeinen Herrn. Und in Kraft dieſer Treue erlaubte er ſich bloß einige geheimnißvolle Ausdrücke von der Sache, gegen unſern Bedienten, der mir ſie brühwarm hinterbrachte.

Vor allen Dingen muſte alſo dieſer Ludwig näher ausgeforſcht werden. Ich glaubte dieſes am beſten durch einen gewiſſen Gaſtwirth, den ich ſehr gut kannte, und der ein beſondres Talent zum inquiriren hatte, bewürken zu können. Da Mußje Ludwig, wenn ſein Herr bey uns war, im Gaſthofe allemal ſeine Zeche zu halten pflegte; ſo war die Sache leicht auszuführen.

Der Gaſtwirth lockte ihn, unter einem gewiſſen Vorwande in ein beſonderes Zimmer, wo ich mich hinter einer ſpaniſchen Wand verſteckt befand.

„Hat er nicht Luſt ein Glaß Wein zu trin-
„ken, Musje Ludwig?

ſagte der Wirth,

„er hat mir ſchon manches zugewendet.
„Es iſt billig, daß ich ihn auch einmal
„tractire.

Ludwig ließ ſich das gern gefallen. Zwey Flaſchen wurden aufgeſtochen; und dann fieng der Wirth ſein Verhör an:

„Na! auf die Geſundheit ſeines Herrn!

ſagte er, indem ſie zuſammen anſtießen,

„es iſt ein rechter creuz braver Herr.
„Wenns nur bald was würde mit unſrer
„Mamſell Amtmannin! —

L. „Je nun! es iſt noch nicht alle Tage
„Abend.

W. „Weiß er nicht, ob die Hochzeit bald werden wird?

L. „Das weiß ich nicht.

W. Ach! ich merke ſchon, die Mama wird
„noch nicht wollen.

L. „Vor die hats gute Wege.

W. „So! — nun! was hats denn da für
„Noth? — die Mamſell will ihn ja gern
„haben? nicht? —

L. „Mit nichten. Da liegt eben der Knoten.

W. „Verwünſcht! das wäre! — Noch eine
„Bouteille! — trink' er doch, Musje
„Ludwig! — auf die Geſundheit der
„Mamſell! —

L. „Der Wein iſt würklich gut.

W. „Der beſte am ganzen Rhein. Aber wie-
„der auf die Mamſell zu kommen! — ſie
„will alſo nicht recht an die Streiche? —

L. „Ach! wenn ich ſo wohl Herr wär, als
„ich Bedienter bin —

W. „Das glaub' ich. Er iſt mir ein feiner
„Fuchs. So ein bischen Liſt — nicht
„wahr? —

L. „Könnte nicht ſchaden.

W. „Und hernach ein friſcher Angriff —
„nicht? — Ach! die Mädchen wollen
„manchmal nur friſch angepackt ſeyn.

L. „Mit unter wohl.

W. „Ganz recht. Mit unter — ich verſte-
„he ihn wohl. Mamſell Malchen zum
„Exempel! ha! ha! ha! — Na! auf
„einen friſchen Angriff! — trink' er
„aus!

„aus! — Aber ſein Herr iſt ja ſonſt auch
„nicht auf den Kopf gefallen —

L. „Er wird auch ſeine Streiche ſchon machen. —

W. „Das meyn' ich auch. Ich habe ſchon
„ſo ein Vögelgen davon pfeiffen hören —

L. „Wie meint' er das?

W. „Ha! ha! ha! — ja! unſer einer iſt
„auch eben nicht auf den Kopf gefallen. —
„Trink' er doch, Cammerad! — auf baldige Brautnacht! —

L. „Nein! ſag' er mir nur! — hat er ſchon
„was gehört?

W. „Ach! ich weiß alles, Herr Patron!

L. „Das wär' der Teufel!

W. „Na! von ſolchen Sachen — ſilentium!

L. „Welcher Schwernöther kann's ihm aber
„geſagt haben?

W. „Das iſt mein kleiner Finger geweſen.

L. „Poztauſend Sapperment! -- aber ins
„Teufels Namen! — er wird doch ſchweigen? —

W. „Ach! mein beſter Freund erfährts nicht.

L. „Aber wenn er ein Wort davon laufen läßt,
„ſo ſoll ihn der Henker —

W. „Er macht mich böſe, Muſje Ludwig! „denkt er, daß ich eine alte Weiberklatſche „bin? —

L. „Na! laß' ers nur gut ſeyn! —

W. „Je nun! — wenn nur auch alles geht, „wie's gehen ſoll —

L. „Das wird ſchon gehen, — die Alte hat's „ja pfiffig genug mit meinem Herrn ausgedacht.

W. „Ey! das wohl! aber — wie ſoll's „denn nun eigentlich gehn? — ſein Glaß „verriecht ſich — trink' er doch!

L. „Hör' er nur! die Alte fährt auf einige „Tage zu ihrem Bruder nach Erfurth. Auf „der Rückreiſe läßt ſie der Bruder fahren „bis B*, bis dahin ſoll ihr die Mamſell „mit ihren Pferden entgegen kommen. Im „Gaſthofe ſoll die Zuſammenkunft ſeyn —

W. „Ja! ja! — trink' er doch auch! — „nun! — und —

L. „Es kommt aber keine Mama. Derweile wirds Abend; und da noch überdieß „an dem Wagen der Mamſell ein Rad zerbricht; ſo muß ſie da pernoctiren —

W. „Verflucht pfiffig! — und denn? —

L. „Mein Herr logirt auch da, als ein Frauenzimmer verkleidet —

W. „Muß ihm gut ſtehen, ha! ha! ha!

L. „Je! — und da ſchleicht er ſich des „Nachts durch eine heimliche Thür, zur „Mamſell ins Bette —

W. „Tauſend Sapperment! —

L. „Je! ich wollt' daß ich mein Herr wäre —

W. „Nun! nun! das wird ſo ſtill nicht abgehen.

L. „Schadet nichts. Die Wirthsleute ſind „geſtochen; und mein Herr denkt: wenn „man ein Mädchen einmal ſo weit hat, — „darnach geht ſie von ſelber ins Zeug.

W. „Richtig. Aber dadurch erreichet ja die „Alte ihren Zweck nicht wegen der Heyrath.

L. „Und das merkt' er nicht? — muß denn „die Mamſell nicht noch froh ſeyn, daß ſie „mein Herr nur noch nimmt, wenn einmal „das beſte weggefiſcht iſt? —

W. „Ha! ha! ich verſteh's. Nun auf gute „Expedition! —

Es wurde noch eine Flaſche Wein ausgeleeret; wobey der Wirth noch einmal ewiges Stillſchweigen angelobte. Der Mann konnte ſein Wort ohne Amaliens Nachtheil mit gutem Gewiſſen halten. Denn ich hatte hinter der ſpaniſchen Wand, alles haarklein mit angehöret.

Die arme Amalia entſezte ſich nicht wenig über dieſen gottloſen kuppleriſchen Plan ihrer Mutter. Inzwiſchen ermangelten wir doch nicht, die nöthigen Gegenanſtalten zu treffen. Das großmüthige Mädchen ſchonte aber ihre boshafte Mutter ſo ſehr dabey, daß dem alten Amtmanne nicht das mindeſte davon entdeckt werden durfte.

Alles, was Ludwig geſagt hatte, traf glücklich zu. Anfänglich wollte Amalia ihrer Mutter doch ſelbſt entgegen fahren, und mich bloß zur Bedeckung mitnehmen, um ihrem Verführer ſeine Larve ſelbſt abzuziehen. Aber die Gefahr dieſes Unternehmens rieth ihr, dieſen Entſchluß zu ändern. Den Tag, da die Reiſe fortgehen ſollte, ſtellte ſie ſich krank; und ich wurde von ihrem Vater auserſehen, ſeine würdige Gattin allein abzuholen.

Hier hatte ich nun einen Einfall, wodurch ich die Geſchichte, die zu einem Trauerſpiel angelegt war, in das komiſchſte Luſtſpiel von der Welt verwandelte. Ich kleidete mich nämlich in Amaliens Kleider, zog eine ſehr dichte Florkappe über; und ſo ſezte ich mich ganz allein im Wagen, und fuhr glücklich ab. Der

Kutſcher ſelbſt, der ebenfalls mit unter dem Komplot war, ahndete nichts weniger, als dieſen Betrug. Meine ordinairen Kleider nahm ich eingepackt mit.

Alles gieng glücklich von ſtatten. Ein beſonderes Zimmer, das ich mir in dem zum Rendevous beſtimmten Gaſthofe geben ließ, ſchützte mich vor den Blicken der Neugierigen. Der Lieutenant kam gleichfalls gefahren und ſo künſtlich verkleidet, daß ihn der ſchwerlich erkannte, der den Betrug nicht wuſte. Ich hörte, daß er ſein Zimmer neben dem meinigen nahm. Hinter der Tapete gleich neben dem Bette, das in meinem Zimmer ſtand, entdeckte ich die verborgene Thür bald. Die Amtmannin kam nicht; und der Kutſcher meldete mir glücklich den Bruch des Wagenrades.

Ich richtete alles nach dem gemachten Plan ein, legte mich gegen 10 Uhr ſchlafen, ſezte aber doch das Nachtlicht ſo, daß ich den unternehmenden Liebesritter recht beobachten konnte. Leiſe öfnete ſich bald nach 11 Uhr die verborgene Thür. Barfuß und im Schlafrocke trat der ſaubere Kriegsmann herein, ſeinen nächtlichen Ueberfall zu beginnen. Ich ſtellte mich ſchlafend. Das Nachtlicht ſchien ihm beſchwerlich zu ſeyn; er löſchte es aus. Denn ſchlich er nahe an mein Bette, horchte einige Minuten, und legte ſich endlich zu mir hinein, indem er mich zugleich ſehr heftig umarmte, und mir einige Küſſe auf meine Wangen drückte. Ich bewegte mich, und gab, wie im Schlafe, einige unverſtändliche Töne von mir. Nun folgte die Liebeserklärung in folgenden Worten:

> „Können Sie mir verzeihen thun, mein
> „ſchönes Malchen! daß ich meiner hefti-
> „gen Liebe zu Ihnen nicht länger widerſte-
> „hen kann?

und dieſe ſaubere Liebe wurde mit neuen Küſſen und Umarmungen beſiegelt.

Vor Lachen hätte ich berſten mögen; aber der Spaß fieng nach gerade an, mir zu toll zu werden. Ich riß mich alſo aus den Armen des entzündeten Liebhabers, ſprang im Bette in die Höhe, und ſtrengte alle meine Baßorganen an, ſo heftig, als möglich auszurufen:

> „Welcher Spizbube überfällt mich? —
> „he! he! zu Hülfe! zu Hülfe! —
> „Wer Teufel iſt das? —

ſchrie der edle Ritter, und ſtürzte über Hals über Kopf zum Bette hinaus. Da ich ihm mit dem Fuße zugleich einen tüchtigen Tritt auf den Rücken verſetzte, ſo ſank er mit großem Krachen zu Boden, haſpelte ſich aber augenblicklich wieder auf, und entgieng durch die ſchleunigſte Flucht einem derben Stoße, den ich ihm mit dem Stuhle zu verſetzen im Begriff war. Ich muſte mich alſo an einem tüchtigen Fauſtſchlage begnügen, womit ich ihm durch die verborgene Thür das Geleite gab. Da ich auf meiner Seite einen Riegel an dieſer Thür bemerkte, ſo ſchob ich ſolchen zu, legte mich ganz ruhig wieder zu Bette, und überließ dem tapfern Kriegshelden, ſeinen vermuthlich ſehr unangenehmen Betrachtungen, über die mißlungene Expedition mit eben ſo vieler Muße nachzuhängen.

Den Morgen drauf war mein weiblicher Lieutenant ſchon über alle Berge. Ich zog mich als Mannsperſon an, und erwartete die Ankunft meiner Frau Prinzipalin. Die Wirthsleute ſahen mich mit Erſtaunen an; das Geſinde ziſchelte einander in die Ohren; auf dem Geſichte meines Kutſchers war Furcht, Angſt und Schrecken gemahlt. Aber keines getraute ſich, mir nur ein Wort über meine Metamorphoſe zu ſagen; und ich beobachtete ein eben ſo tiefes Stillſchweigen.

Gegen 10 Uhr erſchien meine ſaubere Frau Amtmannin; aber — was für große Augen machte ſie, als ſie ſtatt Amaliens, die ſie ſich vermuthlich noch in den Armen ihres adelichen Lieblings, von Liebe und Morgenſchlummer berauſcht, in unnennbarer Seligkeit ſchwimmend, träumte, — mich ganz allein erblickte.

Ich unterrichtete ſie ſogleich von Amaliens Unpäßlichkeit; und von den Wirthsleuten erfuhr ſie das ſo unglücklich abgelaufene Abentheuer des Lieutenants, und meine geſtrige Verkleidung. Voller Wuth ſezte ſie ſich im Wagen; und ich muſte zur Rache mit einem Platze auf dem Bocke, neben dem Kutſcher vorlieb nehmen.

Amalia empfieng ihre treuloſe Mutter mit der größten Freundlichkeit und ließ ſich von dieſem ſchändlichen Vorfall nicht das mindeſte merken. Aber das häßliche Weib war ganz Raſerey; ſie verſchloß ſich in ihr Zimmer. Schaam und Verdruß über die Entdeckung ihrer Boßheit machten ſie einige Tage für jedermann unzugänglich.

Kaum ſah' ich mich aber mit Amalien allein, ſo fiel ſie mir voller Bewegung um den Hals, nennte mich ihren Erretter; ihren treueſten Freund, und verſprach mir die unbegrenzteſte Vergeltung dafür.

Der alte Amtmann erfuhr hernach die ganze liebliche Geſchichte ohne Amaliens Zuthun; und ſie würkte ſo viel bey ihm, daß er ſich, troz aller Widerſprüche und alles Schmollens ſeiner Gemahlin, dennoch entſchloß, Amalien ohne Anſtand an den Arnold zu verheyrathen.

Die hochadlich geborne Mama ſahe ſich endlich genöthiget, ihren Plan, einen adelichen Schwiegerſohn zu bekommen, gänzlich aufzugeben, und die nöthigen Anſtalten zur Hochzeit Amaliens mit dem ihr ſo ſehr verhaßten Arnold zu machen.

So gern ich dem Vermählungstage dieſes glücklichen Paars beygewohnt hätte; ſo nahm doch mein Schickſal wieder eine ſo unvermuthete Wendung, daß ich dieſes Glücks nicht theilhaftig werden konnte.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Rache für Rache.

Ich hatte die niederträchtigen Abſichten des Lieutenants gegen Amalien durch die beiſſendſte Beſchämung gerochen; — ich hatte das beſte Mädchen unter dem Monde von einer unvermeidlichen Schande gerettet; aber ich hatte auch den ganzen Zorn ihrer Mutter, und ihres hochadlichen Lieblings auf mich geladen. Kleine Seelen ſuchen Rache mit Rache zu vergelten, und finden Vergnügen an einer niederträchtigen Genugthuung. Auch ich muſte dieſe traurige Erfahrung machen; und ſie koſtete mich nichts geringers, als die Entfernung aus einem Hauſe, wo mir es ſo wohl gegangen war.

Ungefehr 14 Tage nach obiger Begebenheit, drückte mir Amalia Abends über Tiſche ein Billet in die Hände, das ich ſogleich auf meiner Stube laß, und folgenden Innhalts fand:

»Morgen Abends ſollen Sie weggenommen, und unter die Soldaten geſteckt werden. Ein rachvoller Streich meiner Mutter, und des Lieutenants! — Ent-

„chen Sie ſich noch dieſe Nacht durch die
„Flucht zu retten! gehen Sie zu **Arnold**!
„er wird für Sie ſorgen. Morgen will
„ich, ihm auch etwas Geld für Sie ſchi-
„cken. Ihre Sachen werde ich indeſſen
„ſchon in Verwahrung bringen.

Dieſe Nachricht entſezte mich. Aber hier war keine Zeit zum Beſinnen. Ich beſchloß alſo, dem Rathe **Amaliens** auf der Stelle zu folgen. Aber — meine Wohlthäterin, das Mädchen, das ich wie meine Seele liebte, ohne Abſchied zu verlaſſen, nicht ihren Segen noch zu empfangen — das war mir unmöglich.

Ich machte mir ein kleines Bündel mit Wäſche zuſammen, verſchloß es in meinem Koffer, und wagte es, in **Amaliens** Zimmer zu ſchleichen, wo ich wuſte, daß ſie ſich allein befand.

Unruhig, und voll banger Beſorgniſſe über den Ausgang meines Schickſals fand ich das edle Mädchen an einem Fenſter ſtehend, wo ſie beym Schimmer des Mondes mich konnte abwandern ſehen. Und wie reizend ſah ſie aus! — eine weiſſe Nachtkleidung umfaßte ihren ſchlanken Leib. Noch wallte ihr ſchönes ſtarkes Haar, aufgelößt und ſchwelgeriſch um ihren ſilberweißen Nacken. Trübe und umdüſtert, aber ſchmachtend, und holde Zärtlichkeit ausdrückend, irrte ihr ſchönes blaues Auge umher. Die innre Bewegung ihres Herzens hatte die Farbe ihrer Wangen erhöht. Ihr flüchtig umworfenes Buſentuch ließ mir izt Schönheiten bemerken, die ſie ſonſt immer ſorgfältig verbarg, die aber den Buſen einer Hebe beſchämten. Kurz — ich habe nie etwas vortreflicheres geſehen, als dieſes ſchöne Mädchen, in dem Augenblick, da ich ſie überraſchte. Auch drang mir ihr Anblick wie ein elektriſcher Schlag, durch Mark und Bein, und raubte mir alle meine ſonſtige Zurückhaltung. Beſtürmt von Empfindungen, die ich bisher mit Macht unterdrückt hatte, ſank ich zu ihren Füſſen, faßte mit einer Leidenſchaft, die ich noch nie gefühlt hatte, ihre ſchönen Hände, küßte ſie millionen mahl, und benezte ſie mit meinen Thränen.

„Ach! Mademoiſell! Sie ſoll ich verlaſ„ſen? —

Dieſe Worte ſchluchzete ich heraus. Dann verſtummte ich.

„Lorenz! was wagen Sie?
ſagte das holdſelige Mädchen,
„ſtehen Sie auf! wenn Sie jemand hier
„fände!

Die Leidenſchaft machte mich ſo kühn, daß ich alle Verhältniſſe zwiſchen uns vergaß. Ich ſtand auf, umſchlang ſie mit beyden Armen, legte mein Geſicht an ihren Hals, und weinte heftig. Ihr Vater ſelbſt hätte mich nicht aus ihren Armen geriſſen, ſo feſt hieng ich an ihr.

„Sie vergeſſen Sich, lieber Lorenz! Ihr
„Zuſtand geht mir nahe.

Mit dieſen Worten ſuchte ſich Amalie aus meinen Armen zu winden. Auch trat meine Vernunft nach gerade wieder in ihre Rechte. Ich ließ ſie loß, trat einige Schritte zurück und ſagte:

„Vergeben Sie mir, vortrefliches Mädchen!
„es iſt wahr, ich vergaß die Ehrerbietung,
„die ich Ihnen ſchuldig bin.
„Aber — mein Herz hängt zu feſt an Ihnen.
„Ich kann dieſes Haus nicht verlaſſen,
„ohne Ihren Segen zu empfangen —
„ich muſte Ihnen erſt danken, für alles
„Gute, das ich von Ihnen genoſſen habe.

»Gott mache Sie glücklich, lieber Lorenz! antwortete ſie,

»ich habe Ihnen einen großen Theil meiner
»Glückſeligkeit zu danken. Gott belohne
»Ihnen Ihre Treue! ich kann es nicht.

Alsdenn erzehlte ſie mir, daß ein Brief des Lieutenants an ihre Mutter, den ſie in deren Zimmer gefunden hatte, ihr das Komplot wider mich entdeckt habe.

»Und nun —

ſezte ſie hinzu, indem ſie mir um den Hals fiel, mich an ihre Bruſt drückte, und einigemal meinen Mund küßte,

»nehmen Sie dieß noch von der Liebe eines
»dankbaren Mädchens, und machen Sie
»ſich ſchleunig fort! wir ſehen einander
»wieder. Mein Arnold wird für alles
»ſorgen.

Ich küßte ihr noch einmal die Hände, verließ ſie ſchnell, eilte auf mein Zimmer, nahm mein Bündel, und wanderte damit zum Hofthor hinaus, ohne einen andern Gedanken, als an Amalien zu haben. Noch einmal warf ich meine Augen nach ihrem Fenſter, und ſahe den Engel reiner und ſchöner wie der Mondſtrahl, der ſie umlächelte, mir noch lange nachblicken.

Und izt — als ich von dem geliebten Städtgen entfernt auf freyer Straße war, wie düſter ſah' es da in meiner Seele aus! — Jeder Schritt, den ich that, erſchwerte mir den Schmerz über die Trennung von Amalien; und doch ſpornte mich die Furcht vor meinen Verfolgern an, meine Schritte zu verdoppeln. Nun fühlte ich erſt, daß ich Amalien liebte! — eine ſanfte wonnereiche Empfindung, die meine ganze Seele entzückte; — die mich aber auch zugleich mit unausſprechlicher Wehmuth erfüllte! Der Gedanke, daß ſie die Geliebte, die Braut eines andern war, erweckte mir Schaudern: denn ich hielt es für ein unverzeihliches Verbrechen, die Braut eines andern zu lieben. Und doch brannte ihr Kuß noch, wie Feuer, auf meinen Lippen; und ihr ſanfter weicher Händedruck durchbebte noch mein ganzes Weſen. —

Der Mond verkroch ſich hinter die Gewölke, und nur ſelten beleuchtete ſein dämmernder Strahl meine Tritte. Meine Empfindungen giengen augenblicklich in eine ſchreckliche Schwermuth über. Zum Glück hatte ich von ungefehr den rechten Weg getroffen. Denn in der Betäubung, worinn ich mich befand, gab ich weder auf Weg, noch Steg Achtung. Izt kam ich an einen dicken ſchaudervollen Wald. Mit einer Art von Entzücken gieng ich hinein. Die Finſterniß des Waldes ſympathiſirte mit den Empfindungen meiner Seele. Alles um mich her war ſtill und öde, kein Lüftgen bewegte die Blätter der Bäume; ich hörte jeden Schritt, den ich that. Verſunken in Gefühle der Wehmuth wanderte ich meinen Weg fort, ohne an etwas anders, als an mein Schickſal, und an Amalien zu denken. Denn ſo ſehr ich den Gedanken meiner Liebe zu ihr, aus meiner Seele zu vertilgen ſuchte, ſo war doch ſelbſt dieſer Gedanke die höchſte Stufe der Entzückung, die mich beſeligte; und die Trennung von dieſem liebenswürdigen Mädchen erſchütterte meine ganze Standhaftigkeit.

Eh' ich michs verſahe, lag der Wald hinter mir, und ich befand mich wieder auf freyer Straße. Izt ſtand der Mond in ſeinem völligen Glanze wieder vor mir; er lächelte mir wieder etwas Ruhe und Heiterkeit in die Seele, und bey ſeinem wohlthätigen Lichte traf ich den Weg bis zu dem Städtgen, wo Arnold wohnte, genau. Früh um vier Uhr langte ich daſelbſt an.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Steckenpferd aus dem itzigen Jahrzehend tritt auf.

Der gute Arnold erſtaunte nicht wenig, da ich ihn herauspochte, und ihm mein widriges Schickſal erzehlte. Als ich meine Erzehlung vollendet hatte, ſchloß mich dieſer redliche Freund in ſeine Arme, und ſagte:

> „Getroſt, guter Junge! du haſt mir meine Amalie erhalten. Zeitlebens ſey dir mein Haus ein Zufluchtsort vor den Verfolgungen einer Welt, die ſelten die Güte des Herzens belohnt, die ich an dir finde!

Da ich ſehr müde war, ſo legte ich mich vor allen Dingen ſchlafen. Aber ich hatte wenig Ruhe. Immer quälten mich ängſtliche und fürchterliche Träume, und Amalia war faſt allemal der Gegenſtand davon.

Endlich ſtand ich wieder auf, um in Arnolds Geſellſchaft die Phantaſien zu zerſtreuen, die nicht aufhören wollten mich zu quälen. Hier that mir der edle Mann folgenden Vorſchlag:

„es ſteht nun völlig bey Ihnen, liebſter Freund!

ſagte er,

„ob Sie ſich wollen gefallen laſſen bey mir zu bleiben. und mir in meinen juriſtiſchen Arbeiten ſo lange beyzuſtehen, bis ſich eine gute Verſorgung für Sie findet. Geſchiehet aber auch das leztere nicht; gut! ſo ſollen Sie bey mir und bey meiner Amalia Brod finden, ſo lange wir leben. Da ich aber auch weiß, daß Sie Luſt haben, ſich noch in der Welt umzuſehen; ſo kann ich Sie einem Freunde von mir empfehlen, der einen Privatſekretair braucht, und deswegen vor einigen Tagen an mich geſchrieben hat. Dieſer Freund iſt ein junger Baron von Mildenfels, der nicht weit von hier auf ſeinem Landguthe Siebenleben lebt — ein Mann von edlem Herzen, und von vielen Wiſſenſchaften. Doch können Sie verſichert ſeyn, daß es mir lieber wäre, Sie blieben bey mir.

Ich dankte meinem Freunde für ſein gütiges Anerbieten, erwählte aber den lezteren Vorſchlag; und zwar theils weil ich meiner Leidenſchaft für Amalien nicht traute, theils weil ich hier vor den Soldaten noch nicht ſicher genug war.

Nach einem Aufenthalte von acht Tagen verließ ich meinen Freund, und machte mich auf den Weg zum Baron von Mildenfels. Arnold lieh mir ſein Pferd und ſeinen Bedienten, und ſo war meine Ankunft bey dem Baron der Würde nicht ganz unangemeſſen, die ich bey ihm bekleiden ſollte.

Das Schloß Siebenleben war ein neues ſchönes Gebäude, vier Stock hoch, und nach dem moderniſten Geſchmack angelegt. Da ich in den Hof hinein ritt, kam mir gleich ein Bedienter entgegen, und bewillkommte mich. Ich ließ mich bey dem Baron unter dem Namen eines Freundes vom Advocat Arnold melden, und ſo wurde ich ohne Anſtand vorgelaſſen.

Der Baron kam mir bis auf den Vorſal entgegen. Er war ein langer, ſchöner, blühender Mann von 30 Jahren.

Sanftmuth und Güte des Herzens lächelte aus ſeinen Augen; ſeine Phyſionomie hatte etwas ſo einnehmendes, daß man auf den erſten Anblick von ihm wie bezaubert wurde. Ein äußerlicher Anſtand, der eine gewiſſe Größe der Seele mit unverkennbaren Zügen verkündigte, erhob die Schönheit ſeiner Perſon. Noch war er in ſeiner Morgenkleidung. Er trug einen hellblauen ſeidenen Schlafrock; darunter eine kurze weiß atlaßene Weſte, roſenroth-atlaßene Beinkleider, weißſeidene Strümpfe, und roſenrothe Pantoffeln. Sein ſchönes blondes Haar hieng, noch unfriſirt, bis unter die Hüften herab. Schöne große blaue Augen, und eine blühende rothe Geſichtsfarbe, gaben dem Manne ein bezauberndes Anſehen.

Ich gewann dieſen Mann auf den erſten Anblick lieb. Mit ungemeiner Freundlichkeit führte er mich in ſein Zimmer, und ich mußte mich neben ihn auf den Sopha ſezen, ehe er mir nur ein Wort von meinem Anbringen erlaubte.

Jzt zog ich mein Recommendations-Schreiben von Arnold hervor. Der Baron laß es durch, maß mich, von dem Scheitel bis zur Fußſohle noch einmal mit den Augen, und ſagte alsdenn:

»Mein Freund Arnold hat Sie mit ſo vieler Wärme bey mir empfohlen, und mir

»von Ihrem Karakter, und Ihren Fähigkeiten ſo vortheilhafte Begriffe gemacht, daß ich Sie ohne Umſtände zu meinem Sekretair annehme. Aber vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, was Sie als Sekretair bey mir zu verrichten haben. Ich bin ein Liebhaber der ſchönen Litteratur, beſonders von der theatraliſchen Dichtkunſt; ich ſtehe in einem weitläuftigen Briefwechſel mit den meiſten Gelehrten, und ſchönen Geiſtern, in Deutſchland, Frankreich und Engelland. Sie ſollen mir alſo erſtlich in meinem Briefwechſel beyſtehen; ſodann meine Gedichte, Schauſpiele, und übrigen gelehrten Arbeiten kopiren; auch ſelbſt Szenen von Schauſpielen ausarbeiten, wozu ich Ihnen allemal den Stoff angeben werde. Ferner wird bey mir, von meiner Familie alle vierzehn Tage ein Schauſpiel gegeben, wozu ich Sie ebenfalls auserſehen habe. Ich brauche juſt einen zweyten Liebhaber, und ſie ſcheinen mir der Mann zu ſeyn, der dieſe Lücke ausfüllen wird. Uebrigens gehören Sie mit zu meiner Familie, ſpeiſen mit an meinem Tiſche, und genießen bey mir die Rechte eines

»Freundes. Wollen Sie dabey mit hun-
»dert Thalern jährlichen Gehalts zufrie-
»den ſeyn?

Da dieſe Vorſchläge über alle meine Erwartung giengen; ſo ergriff ich ſie beynahe mit einer kindiſchen Freude. Der Baron zeigte mir das Gemälde einer Lebensart, deren bloße Vorſtellung ſchon meine ganze Seele mit Entzücken füllte. Ich bezeigte ihm meine Freude darüber in den verbindlichſten Ausdrücken.

Izt brachte der Bediente eine Bouteille Wein; und indem wir damit umgiengen, ſie auszuleeren, zeigte mir der Baron ſeine Kupferſtiche, Gemälde und ſeine Handbibliothek.

Hier fand ich nun in ſeinem Zimmer alle mögliche Portraits von den berühmteſten Schauſpielern und Schauſpielerinnen; in Deutſchland, Frankreich und Engelland aufgeſtellt.

»Das iſt Demoiſelle Clairon,

ſagte der Baron,

»der Stolz von Frankreichs Bühne, und
»neben ihr ſehen Sie Madam Koch,
»unſre teutſche Clairon. Hat ſie nicht
»ein recht königliches Anſehen? — Hier
»hängt

„hängt der berühmte le Kain, in Geſellſchaft des unnachahmlichen Garricks, und des großen Kochs. Die beyden, die da über dieſen hängen, ſind Shackesſpear und Moliere, die größten Schauſpieler und Schauſpieldichter ihres Zeitalters. Hier unter Koch hängen zwey junge Künſtler, die den Bühnen Teutſchlands Ehre machen, zwey Genies, die einſt die Bewunderung der ganzen Nation erregen, einſt le Kains und Garricks werden müſſen — Eckhof und Brückner ſind ihre Namen. Dort hängt Mademoiſelle Gauſſin, und Madam Neuberin, beyde große Schauſpielerinnen ihrer Nation. Zwiſchen ihnen ſteht Schönemann, ein edler vortreflicher Mann, der zuerſt anfieng, die teutſche Bühne von Harlequinaden zu reinigen. Wir haben dieſem Mann viel zu danken. Haben Sie den berühmten Bruck jemals geſehen? Hier finden Sie auch ſein Bildniß. Aechte komiſche Laune blickt ihm aus den Augen, und ſeine Phyſionomie iſt eine wahre Zuſammenſezung von Wiz, Spötterey, und Humor —

So gieng der Baron ſeine ſämtlichen Gemälde mit mir durch; und ich lernte hier die berühmteſten Schauſpieler von ganz Europa, in einer halben Stunde kennen. Damals waren freylich ein Schröder, Reinecke; Scholz, Jſland, Fleck, eine Sacco, Nouſeul, Abt, Spengler und Döbbelin, noch nicht auf den Bühnen Deutſchlands aufgetreten, wo ſie izt die Bewunderung der Nation erregen, und den Neid der Ausländer erwecken. Sonſt würde des Barons Gallerie der Schauſpieler, an deutſchen Künſtlern vielleicht reicher geweſen ſeyn, als ſie es würklich war. Nunmehro kam die Reihe an die Handbibliothek, und da erſtaunte ich denn nicht wenig über die ungeheure Menge von Schauſpielen, Theaterkritiken, Theaterjournalen und Theaterzeitungen, die hier zum Theil in koſtbarem Gewande aufgeſtellet waren. Die Werke der damaligen berühmteſten Schauſpieldichter konnte man hier finden; nur daß unſre vaterländiſchen Schriftſteller dieſer Art, gegen einen Shakesſpear, Moliere und Racine noch einen großen Abſtich machten.

Uebrigens war des Barons Schreibetiſch ein wahres Quodlibet von allem, was zum

Theaterweſen gehört. Da lagen Aufſäze von allerhand Gattung, gedruckt und geſchrieben. Bruchſtücke von Komödien, Rollen, Kritiken, Theaterreden, auch Zeichnungen von berühmten Schauſpielhäuſern und Dekorationen, alles durch einander.

Indeſſen neigte ſich unſre Bouteille zum Ende.

„Nun will ich Sie auch meinen drey
„Schweſtern vorſtellen,
ſagte der Baron,
„damit dieſe ihren neuen zweyten Liebhaber
„kennen lernen.

Und würklich führte er mich in ihr Zimmer, das nicht weit von dem ſeinigen war. Wir trafen die drey Fräuleins ebenfalls noch in ihrer Morgenkleidung an. Ich will verſuchen, ſie meinen Leſern ſo kurz, als möglich zu beſchreiben.

Die älteſte, Fräulein **Thereſe**, war im Schauſpiel, die prima Donna. Sie ſpielte Heldinnen, Königinnen, und alle hohe tragiſche Rollen. Im Luſtſpiel war ſie nur die zweyte Liebhaberin. Eine vollkommene Römerin, voller Würde und Anſtand! Sie trug eine Art von Römiſchen langen Kleide, mit einem Schurz befeſtiget. Ihr langes pechſchwarzes Haar wallte aufgelöſet, und in ſchwelgeriſcher Menge ihre Schultern herab, und ſchlängelte ſich wie aufgekrauſet, mit unbeſchreiblicher Anmuth um ihre etwas tiefe Stirn. Um ihre großen ſchwarzen Augen, welche die Sterne der Mitternacht, an Feuer und Glanz beſchämten, wölbten ſich die ſchönſten ſchwarzen Augenbraunen. Sie hatte eine wohlproportionirte Habichts-Naſe, und ihr kleiner Mund ſchien nach der Venus des Praxiteles geformt zu ſeyn. Ihr Geſicht war mehr blaß als roth; aber kein Marmor konnte die Weiſſe ihres Antlizes, ihres Halſes, ihrer runden Arme, und ihres vollen Buſens erreichen, welcher leztere ſo leicht bedeckt war, daß man, ohne Gefahr ſeine Unſchuld zu verlieren, die Augen unmöglich lange darauf ruhen laſſen durfte. Uebrigens war ſie etwas ſtolz auf ihren Adel, auf ihre Talente und ihre Schönheit. Aber bey all dieſer Größe, dieſem Stolze, athmete doch ihr ganzes Anſehen eine gewiſſe Neigung zur Wolluſt, der ſie auch nicht wenig ergeben war.

Die zweyte, Fräulein Antoinette, ſpielte komiſche Mütter, zänkiſche affectirte Weiber,

ber, und überhaupt alle komiſche Rollen von der niedrigen Gattung. Sie war auch nicht übel gewachſen; aber ihr Geſicht war von den Blattern verderbt. Dafür aber hatte ihr Mutter Natur, eine ziemliche Anlage von Wiz, und munterer Laune gegeben, und dieſe wuſte ſie ſo gut zu nuzen, daß ſie ſich bey jedermann beliebt, und unentbehrlich damit machte. Auch ſie trug eine Art von Morgenkleidung aus weiſſem Cattun, deren Zuſchnitt theatraliſch, und mir ganz unbekannt war.

Die dritte Fräulein **Maximiliane** ſpielte alle erſte Liebhaberinnen, im Trauer- und Luſtſpiel, auch naive Rollen, und Bauermädchen. Sie war unſtreitig die ſchönſte dieſer drey Schweſtern. Ein feiner zarter Wuchs, von Grazien geformt, und von der Liebe gebildet, von mittler Größe, ſchöne, große blaue Augen, dunkelbraunes Haar, eine hinreiſſende Geſichtsbildung, eine Farbe, wie ein Roſen und Jaſmin-Gefilde — waren Reize, die dieſes Mädchen ganz unwiderſtehlich machten. Sie war übrigens eine ſanfte liebe, duldſame Seele, mit einem ſtarken Anſtrich von Empfindſamkeit, die jedoch nicht in Geckerey ausartete. Sie ſaß in Rock und Corſet von roſenrothen Atlaß an ihrem Flügel, da wir eintraten. Ihr Anblick bezauberte mich; und der Ton ihrer Stimme, als ſie anfieng zu reden, war ſo ſchmelzend, ſo weich, ſo eindringend, daß ich heut zu Tage nur eine **Spenglern**, eine **Fiala** und eine **Sacco** mit ihr zu vergleichen weiß.

Noch befand ſich in dem Zimmer der Fräuleins Mamſell **Muthgen**, ihre Kammerjungfer. Sie war die Prieſterstochter des Orts, ein feines artiges, rundes Mädchen, die mehr die Rechte einer Freundin, bey ihrer Herrſchaft genoß, als eine Domeſtiquin vorſtellte. Beym Theater war ſie zu Soubretten angeſtellt; ſpielte aber auch zweyte Liebhaberinnen und Bauermädchen.

Wie mich dieſe Damen empfiengen, und was weiter mit mir vorgieng, davon in den folgenden Kapiteln.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Das Steckenpferd beginnt auszuſchreiten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ich über dieſes Serail von ſchönen Mädchen ziemlich große Augen machte. Die Fräuleins empfiengen mich ſtandesmäßig; das heißt, ſie erhoben ſich ein wenig von ihren Sitzen, nickten mit den Köpfen, und pflanzten ſich wieder hin, ohne ein Wort zu ſprechen. Ihr Bruder that aber deſto mehr, mich ihnen unter einem vortheilhaften Lichte vorzuſtellen; und dann erſt würdigten ſie mich, meine Perſon genauer in Augenſchein zu nehmen.

Fräulein **Antoinette** nahm zuerſt das Wort, indem ſie meine Figur lobte, die nach ihrer Meynung ſehr gut für's Theater paſſen ſollte. Dann fragte mich Fräulein **Maximiliane**, ob ich Muſik verſtünde? und, da ich's bejahte, ward mir ein ſanftes holdſeliges Lächeln aus ihren ſchönen Augen zu Theil. Nun mochte mich Fräulein **Thereſe** wohl auch ihrer Aufmerkſamkeit werther achten. Denn ſie richtete ſich von dem Sopha, worauf ſie

ſie in einer ziemlich wollüſtigen Stellung mehr lag, als ſaß, etwas auf, und maß mich von der Fusſohle, bis zum Scheitel. Von ungefehr war mir mein Plaz gleich neben dieſem Sopha angewieſen worden. Ich gerieth alſo über den Anblick einer Menge Schönheiten, die das Fräulein in ihrem ganzen Lichte zu zeigen, für gut fand, nicht wenig in Verwirrung. Sie beliebte zu ſagen, daß ich mit ihr faſt in einer Größe ſey, und daß ich Anſehen genug hätte, zu ihrer Lieblingsrolle, der Zayre, den Orosman vorzuſtellen, und daß mir die Türkiſche Tracht vortreflich kleiden würde.

Ich muſte hierauf meine Geſchicklichkeit auf den Flügel zeigen. Da ich nicht nur auf der Schule zu Blankenburg, ſondern auch in Leipzig, die Muſik ſtark getrieben hatte, ſo ſang und ſpielte ich eine italieniſche Opern-Arie, — denn teutſche gab' es damals noch gar nicht — mit dem größten Beyfall meiner Zuhörer. Eben ſo ließ ich mich auf der Violine hören, und hier genoß ich die Gnade, Fräulein Maximilianen ein Allegro zu accompagniren.

Alsdenn verließen wir die Fräuleins, und der Baron zeigte mir ſein Theater, das ſehr ſchön angelegt, und mit den beſten Dekorationen verſehen war.

Zu Mittag über der Tafel lernte ich auch den größten Theil der Schauſpielergeſellſchaft kennen, weil der Baron eben die Rollen zu einen neuen Stück austheilte: Denn dabey pflegte er allemal ſeinen Leuten ein Tractament zu geben.

Meine Leſer wird vielleicht eine kurze Schilderung dieſer Leute intereſſiren. Außer den drey Fräuleins und der Cammerjungfer, die für diesmal mit an der gnädigen Tafel ſpeißte, gehörte noch eine Dame dazu, die im Dorfe in einem kleinen Häusgen wohnte. Sie war eine alte Tante vom Hauſe, und hieß Fräulein Theodore; eine lange ramaſſirte Figur, mit einer großen Naſe, und einer ſehr männlichen Geſichtsbildung. Sie war ſehr arm, aber eben deſto ſtolzer auf ihren Adel, weil ſie ſonſt nichts beſaß, das ihrem Stolz hätte ſchmeicheln können. Doch erſtreckte ſich ihre Verachtung der bürgerlichen Kanaille hauptſächlich auf ihr eigenes Geſchlecht. Gegen Mannsperſonen, beſonders wenn ſie jung und ſchön waren, war ſie ungemein herablaſſend. Fräulein Thereſe war ihre Lieblingin; und man gab ihr ſo gar

Schuld, daß ſie dieſer Schönen die Gefälligkeit erzeigte, ihre geheimen Rendevous, bey ſich zu halten. Uebrigens war ſie noch überaus verliebt, und rachgierig gegen diejenigen, die an ihren verlebten Reizen keinen Geſchmack finden wollten. Im Schauſpiel trat ſie größtentheils in Mannsrollen auf; agirte aber auch alte affectirte Damen, und zänkiſche Weiber.

Die übrigen Perſonen waren folgende:

Herr von **Milchhaſe**, ein benachbarter Landedelmann, ungefehr 28 Jahr alt; ſehr ſchmächtig, aber ſchön gewachſen, mit einem apfelrunden Geſicht, und einer feinen Bildung. Er hatte ſich auf ſeinen Reiſen, lange in Frankreich aufgehalten, und ſich daher die Geſchicklichkeit erworben, **Chevaliers** und franzöſirende Gecken ſehr meiſterhaft zu ſpielen. Uebrigens war Fräulein **Maximiliane** die Göttin, die er anbetete; er hatte aber immer den Verdruß, daß ſeine Huldigungen nicht angenommen wurden.

Herr **Huldreich** der Juſtitiarius des Orts. Ein junger wohlgewachſener Mann von 30 Jahren, und mittler Größe. Er war ein guter Geſellſchafter und machte zugleich den ſchönen Geiſt; daher er auch bey dem Baron in beſondern Anſehen ſtand. Beym Schauſpiel war er zu Offiziers und Karakter-Rollen angeſtellet. Er ſpielte aber auch Pedanten, und komiſche Alte mit vielem Glück.

Herr von Sonneborn, ein armer Onkel des Barons, ein Mann von 50 Jahren, aber noch ſehr munter und jugendlich. Er lebte von des Barons Güte auf ſeinem Schloſſe; war aber ein Mann von dem beſten Herzen, und von einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit. Sein Steckenpferd war tanzen, fechten und reiten. Daher ſtellte er den Balletmeiſter bey der Geſellſchaft vor; und ſpielte übrigens alle edle Väter, auch alte tragiſche Helden und Geiſtliche.

Herr Baldrian, der Gerichtsſchreiber, ein junger Menſch von 21 Jahren; ſpielte Bedienten, junge Bauern und Hülfsrollen.

Nach Aufhebung der Tafel theilte der Baron die Rollen zum nächſten Stücke aus. Es war für dießmal ein Luſtſpiel von ſeiner eigenen Arbeit, betittelt: die Gallerie der Schönen, oder welche hat das Glück? Vier Mädchen freyten um einen jungen Mann, und jede ſuchte ihn, auf eine eigene Manier, zu fangen. Dieß gab denn zu viel komiſchen

Scenen Anlaß. Endlich gelang es der, die nichts zu ihrer Empfehlung hatte, als Schönheit und Tugend. Dieſe Rolle wurde Fräulein Maximilianen zu Theil. Fräulein Thereſe ſpielte eine hohe idealiſche, ſchwärmeriſche, reiche Schöne; Fräulein Antoinette ein gelehrtes Frauenzimmer; Mamſell Muthgen eine Kokette; und die Taute Theodore eine vornehme Wittbe, die zugleich Maitreſſe eines Fürſten geweſen war, und durch ihren Einfluß in die Angelegenheiten des Hofs den jungen Mann zu erobern hofte. Leztere Rolle nahm ſich der Baron ſelbſt; und mir wurde ſein Vertrauter zu Theil, welcher am Ende noch mit der beſagten idealiſchen Schöne, beglückt wurde.

Ich übergehe das weitere Detail bey Aufführung dieſes Schauſpiels, welches acht Tage nach meiner Ankunft, bey einer großen Verſammlung des benachbarten Adels und anderer Standesperſonen, mit ungemeinem Beyfall gegeben wurde. Auch ſage ich nichts weiter von meiner Rolle; als daß ich mein Probeſtück mit völliger Zufriedenheit des Barons ablegte. Nur ſo viel bemerke ich, daß dieſe meine Rolle die erſte Gelegenheit war, wodurch ich mir die Gnade der Fräulein

Thereſe in einem ſehr hohen Grade erwarb. Sie beliebte ſogar nach Endigung des Stücks mir die Schmeicheley zu machen, es wäre Schade um mich, daß mich das Glück zu keinem Edelmanne gemacht hätte.

Ein Jahr lang hatte mich das Glück zu meinem Sekretariate beſtimmt. Ich wurde während der Zeit ein vollkommener Schauſpieler; hatte auch mit vielem Glück ſelbſt unterſchiedene theatraliſche Verſuche gemacht. Der Baron hatte mich ungemein lieb; und ich würde vielleicht einen groſſen Theil meines Lebens in ſeiner angenehmen Geſellſchaft zugebracht haben; hätte nicht mein wandelbares Schickſal zwey Ereigniſſe herbey geführt, die Gelegenheit gaben, mich auf immer von dieſem liebenswürdigen Manne zu trennen.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Eine Semiramis tritt auf die Bühne, und wird von einer Laura abgelöſet.

Ich habe ſchon oben bemerkt, daß das ſchöne Fräulein Thereſe, der Wolluſt ſehr ergeben war. Ein Menſchenforſcher würde in der Moralität ihrer Handlungen Stoff genug

nug gefunden haben, ſeine Talente in Bewegung zu ſezen, wenn er hätte unterſuchen wollen, worinn die Widerſprüche in ihrem Karakter ihren Grund hätten, und woher dieſe Widerſprüche kämen? Die erhabenſte Tugend auf der einen; und das niedrigſte Laſter auf der andern Seite; — beyde in einer Perſon auf das genaueſte vereiniget; — beyde oft zu einer Zeit in Handlung; wer kann das entziffern, wenn er nicht zu der Lehre von Temperamenten ſeine Zuflucht nimmt? — und hieraus, wär' ich denn erbötig, allenfalls mein unvorgreifliches Reſultat zu ziehen, wenn es von mir gefordert werden ſollte; ich würde zugleich dem phyſiſchen Einfluſſe gewiſſer Beſtandtheile des menſchlichen Körpers, auf Karakter und Aeuſſerung deſſelben, die Widerſprüche in meines Fräuleins Handlungen, zuſchreiben; und ich denke, die gute Thereſe ſollte dabey noch immer mehr gewinnen, als verlieren. Aber — darüber weitläuftig zu philoſophiren; dazu iſt hier der Ort nicht. Ich begnüge mich bey dieſem bloßen Fingerzeige, und überlaſſe es meinen Leſern ſelbſt, durch das Sehrohr ihrer Philoſophie und Menſchenkenntniß, ſich dieſes ſonderbare Phänomen, ſelbſt zu erklären.

Fräulein Thereſe hatte ungemein viel verehrungswürdige Tugenden. Sie war überaus freygebig und wohlthätig gegen die Armen; niemand, der Zuflucht bey ihr ſüchte, gieng ungetröſtet und unberuhiget von ihr. Die edelſten Handlungen aber übte ſie im Stillen und im Verborgenen aus; und oft verſagte ſie ſich ſelbſt die nöthigſten Bedürfniſſe, um nur einer armen Familie aufzuhelfen, oder irgend einen Bedrängten zu retten. Sie war darinn ſo gar zuvorkommend; und es verdroß ſie nicht wenig, wenn ihr jemand anders die Gelegenheit, wohlzuthun, weggenommen hatte. Ueberdieß war ſie eine warme Verehrerin der Religion ohne Heucheley; und alle Freygeiſterey haßte ſie, wie den Tod. In ihrem Betragen war ſie ungemein liebreich und herablaſſend; kein Domeſtique wuſte ſich einer ſcheelen Miene von ihr zu erinnern.

Und doch hatte dieſes edle Mädchen, auſſer dem Stolz auf ihren Adel — den man ihr aber noch ſehr wohl verzeihen konnte, und den ſie doch ſehr gut zu verbergen wuſte — ein ſehr groſſes Laſter an ſich; und das war die Wolluſt. Ich getraue mir zu behaupten, daß es ihr einziges Laſter war. Inzwiſchen verleitete ſie doch ihr Hang zu dieſem unverantwortlichen Mißbrauch der reizendſten Naturtriebe, oft zu den niedrigſten Ausſchweifungen. Sie war würklich eine andere Semiramis. Auch darinn hatte ſie die auffallendſte Aehnlichkeit mit dieſer großen Buhlerin der Vorzeit, daß ſie diejenigen, welchen ſie einmal ihre Gunſtbezeigung hatte genießen laſſen, gar nicht wieder leiden konnte. Ja! ſie verabſcheute ſich oft ſelbſt, wenn ſie eine von ihren Ausſchweifungen begangen hatte. Ich habe ſie oft in Thränen darüber ſchwimmen ſehen; und doch fiel ſie nach der bitterſten Reue, ſehr ſchnell wieder in die vorige Vergehung.

Ich denke noch immer mit vieler Rührung an eine Scene von dieſer Art, die ich meinen Leſern ganz kurz mittheilen will. Ich ſah ſie eines Morgens von der Tante **Theodore**, bey welcher ſie eben ein verliebtes Abentheuer mit einem jungen ſchönen Unteroffizier gehabt hatte, herkommen, und in den Garten gehen. Da ich eben einen Auftrag von dem Baron an ſie hatte, ſo folgte ich ihr nach. Sie wurde mich aber nicht gewahr. Langſam und traurig gieng ſie vor mir hin; immer hatte ſie ihr Schnupftuch in Händen und wiſchte ſich die Augen; endlich kam ſie an eine ſchöne grüne

Raſenbank; dort ſank ſie auf ihre Knie nieder, und legte ſich mit dem Geſichte auf den Raſen. Bewegt blieb ich lange ſtehen; um ſie nicht zu ſtören. Da ſie aber nicht wieder aufſtand, befürchtete ich gar eine Ohnmacht. Ich gieng alſo näher; und da hörte ich, daß ſie ſchluchzete, auch ſehr ſchwer Athem holte. Dieß machte mich noch bänger. Ich faßte ſie leiſe am Arm, und ſagte: gnädiges Fräulein! was iſt Ihnen? — izt ſtand ſie auf; ſah mich einige Augenblicke ſtarr an mit einer Miene, die ich nie vergeſſen werde; Schmerz, Jammer und Verzweiflung waren darinn ausgedrückt — ihr Antliz war blaß, wie eine Leiche, und ihre Augen ſchwammen in Thränen — dann ſtürzte ſie ſich mir am Buſen, umfaßte mich mit beyden Armen, legte ihr Geſicht auf meine Achſel, ſchluchzete und ſagte kein Wort.

„Mein beſtes Fräulein!
ſagte ich,
„Um Gottes willen! was iſt Ihnen?
„O lieber Arndt!
verſezte ſie mit einem Tone, der mich bis ins innerſte der Seele rührte,
„ich bin in Verzweiflung! —

Da ich nun die Urſache ihres Schmerzes begriff; ſo führte ich ſie an die Raſenbank, ſezte mich neben ſie nieder, und ſuchte ſie zu beruhigen.

„O! wie glücklich ſind Sie! —
ſagte ſie izt,
„Ihre Seele iſt rein! Sie ſind tugend„haft! — aber ich? —
Hier brach ſie von neuen in Thränen aus; und ich hatte Mühe, ſie nur ſo weit zu beruhigen, daß ſie ſich vor ihren Schweſtern ſehen laſſen konnte.

Einige Tage nach dieſem Vorfall mochten ſo hingegangen ſeyn, ohne daß ſie eine neue Ausſchweifung begieng. Aber bald muſte ich wieder erfahren, daß ein junger Bauerburſche aus der Nachbarſchaft zum Glück der Schäferſtunde von ihr zugelaſſen worden war. Kurz ſie war zu ſehr an das Gift der Wolluſt gewöhnt, als daß ſie ſich, ohne einen auſſerordentlichen Vorfall, der ſich auch in der Folge ereignete, davon hätte befreyen können.

Vielleicht wäre das gute Fräulein auch ohne dieſen Vorfall zur Tugend zurück zu führen geweſen, hätte nicht die Tante **Theodore** Mittel gefunden, alle gute Aufwallungen des Fräuleins, in ihrer Geburt wieder zu erſticken. Denn dieſes alte wollüſtige Weib war im Grunde nicht nur ihre Kuplerin, ſondern man gab ihr ſo gar nicht ohne Raiſon Schuld, daß die erwählten Liebhaber, den Genuß der Reize des Fräuleins, erſt mit gewiſſen Dienſten erkaufen muſten, die ſich Tante Theodore erſt ſelbſt leiſten ließ, ehe ſie die armen Schlachtopfer ihrer Sinnlichkeit auf den Altar des Tempels brachte.

Oft klagte mir der Baron, der ein ungemein tugendhafter Mann war, die Ausſchweifungen ſeiner Schweſter, und die vergeblichen Verſuche, die er angewandt hätte, dieſem Unweſen zu ſteuern. Längſt, ſagte er, würde er ſie mit ſamt der Tante Theodore, aus ſeinem Gebiete verwieſen haben, wenn er ſie nur im mindeſten bey ſeinem Theater entbehren könnte. Ueberdieß hatte der brave Mann würklich eine ſolche Affenliebe zu ſeinen Schweſtern, daß ſie mit ihm vornehmen konnten, was ſie wollten. Zugleich verſicherte er mich, ſeine Schweſter würde gewiß nicht ermangeln, auch mich in ihr Netz zu ziehen, wenn ſie mir nicht ſo ſehr gewogen wäre, und befürchtete, daß ich ihr verhaßt werden würde,

wenn

wenn ich ihre nähere Gunſtbezeigung genoſſen hätte.

Mehr mochte aber wohl das Verhältniß, worinn ich mit Fräulein **Maximilianen** ſtand, an dieſer Enthaltſamkeit Schuld ſeyn, welches Fräulein **Thereſe** wuſte, und ſich deswegen nicht an mich traute. Und nun wird es Zeit, auch davon meine Leſer zu unterrichten.

Fräulein **Maximiliane** war ein ungemein warmes, gefühlvolles Mädchen, äußerſt empfindſam, und oft ſchwärmeriſch. Bey ihrem ſchönen Körper beſaß ſie das edelſte Herz; und ihre Seele war ganz zu jener idealiſchen Liebe geſtimmt, womit eine **Laura** ihrem **Petrarch** und eine **Eloiſe** ihrem **Abeillard** anhieng.

Eine Art von geheimer Sympathie feſſelte mein Herz ſo ganz an dieſes Mädchen, daß weder der Unterſchied unſres Standes, noch die mir noch immer anklebende natürliche Schüchternheit meiner Leidenſchaft für ſie, Grenzen ſezen konnten. Anfänglich äußerte ſich unſre gegenſeitige Liebe, wie ſie immer zu entſtehen pflegt, nämlich bloß durch das Verlangen, oft bey einander zu ſeyn.

Wir ſaßen zuſammen an ihrem Flügel, ſpielten eins um das andere darauf, und jeder ſchmelzende Gang eines Adagios füllte unſre Herzen mit Liebe, wie die volltönende rauſchende Sinfonie unſre Seelen zu den erhabenſten Gefühlen der Wonne hinauf ſtimmte, wenn im Genuß dieſer Gefühle, unſre Augen die geheimen Empfindungen unſrer Herzen nur zu deutlich verriethen. Alsdenn laſen wir wieder mit einander in Schriften, die unſre Empfindſamkeit nährten, und unſre Gefühle für einander noch mehr erhöhten. Zwar hatten wir damals noch keinen **Göthe**, keinen **Miller**, keinen **Hölty**, keinen **Gleim**, die in izigen gefühlvollen Zeiten ſo mancher empfindſamen Seele die köſtlichſten Gerichte vorſezen. Aber doch gab es ſchon damals Schriften, deren Verfaſſer mit unſern verliebten Empfindungen ſympathiſirten; und dieſe wurden denn zu unſrer Lectüre gewählt, wo ich meiſtens vorlaß, und das Fräulein dabey nähte, oder ſtrickte. Da die Liebe meiner Kunſt in der Deklamation zu ſtatten kam; ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß ich mit der größten Empfindung laß, und alle auf unſre Situation paſſende Stellen, ſo ſehr, als möglich zu erheben ſuchte.

Wir lernten unſre Rollen größtentheils mit einander, überhörten ſie uns, und probirten ſie. Weil ſie nun größtentheils die Liebhaberin, und ich oft ihren Liebhaber ſpielte; ſo konnte dieſer Umſtand keinen andern, als einen ſehr großen Eindruck auf unſre Herzen machen.

Oft giengen wir allein mit einander ſpazieren; und die Betrachtung der ſchönen Natur wiegte uns in ſüſſe wonnige Phantaſien, die uns entzückten. Der Geſang der Vögel war uns ein Lied der Liebe; das Murmeln des Baches, das Rauſchen der Blätter, vom Wehen des ſanften Abendwindes war uns die ſüſſeſte Harmonie, und öfnete unſre Herzen zu unausſprechlich ſeligen Empfindungen. Wir koßten nach Art unſrer heutigen Modeempfindler, mit dem heiligen, keuſchen Monde, rufften ihn zum Zeugen unſrer wonnereichen Gefühle an, und lächelten ihm unſre Freuden zu.

War es denn alſo ein Wunder, daß bey dieſem zärtlichen Umgange unſre Herzen zu einer Leidenſchaft hinauf geſtimmt wurden, worinn wir unſre ganze Glückſeligkeit fanden? Und dennoch währte es lange genug, ehe das Bekenntniß unſerer gegenſeitigen Liebe unſern Lippen entſchlüpfte. Noch hatt ich es nicht gewagt, mir nur einen Kuß von meinem theuren Fräulein zu erflehen; — aber auch dieſer Zeitpunkt, der mich mit der höchſten Seligkeit, die ich Zeit meines Lebens empfunden habe, überſtrömte, erſchien.

Wir ſaſſen einsmals beyſammen auf ihrem Zimmer. Ihre beyden Schweſtern waren nicht zu Hauſe. Eben hatten wir ein Trauerſpiel geleſen; und unſre Empfindungen waren dadurch zu einer Höhe geſtimmt worden, die für unſre Situation äuſſerſt vortheilhaft war. Das liebe Mädchen hatte ihren Arm auf meine Achſel geleget, und ſpielte mit meinen Locken. Ich ergrif ihre warme, weiche, ſeidene Hand, und drückte ſie mit einer unbeſchreiblichen Empfindung an meine Wange, und an meinen Mund. Dabey ſah ich meine Göttin an, und ſagte:

„Wie glücklich wird der Mann ſeyn, dem „dieſe liebevolle Hand zu Theil wird? — Einige ſüſſe, wonnige Thränen traten mir hier in die Augen. Das Fräulein war gerührt. Auch ihr ſchönes Auge glänzte. Sie blickte mich zärtlich an, und in einem weichen ſchmelzenden Tone ſagte ſie die Worte:

„Lieben Sie mich, mein lieber Arndt? — Kaum waren dieſe ſüſſen Worte über ihren ſchönen Mund; ſo breiteten ſich auch ſchon meine Arme nach ihr aus, und mit den Worten:

»Meine Maximiliane!

drückt' ich ſie mit einer Heftigkeit an meinen Buſen, die mir Sprache und Beſinnung raubte. Im Augenblick ſchloſſen ſich unſre Wangen an einander; Lippe auf Lippe bebte, und Buſen an Buſen pochte. Welt und Erde ſchwand vor meinen Augen; ich ſah und hörte nichts, als das ſüſſe Mädchen, das ich in meinen Armen hielt.

»Meine Maximiliane! beſte der Menſchen! ewig — ewig biſt du mein! —

Dieſe Worte wiederholte ich wohl zehnmal, und allemal wurden ſie mit neuen Küſſen verſiegelt —

Ich breche dieſe zärtliche Scene ab, um die Lüſternheit meiner Leſer nicht zu ſehr zu reizen, und ihre Reſignation nicht zu ſcharf auf die Folter zu ſpannen. Genug wir waren nunmehr ein paar vollkommene Liebesleutchen. Aber auch unſre Liebe muſte das Loos der Vergänglichkeit dieſer Welt treffen, wie aus folgendem Kapitel erhellen wird.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Einige Züge aus der Geſchichte des Adelſtolzes.

Wenn ich mir die Sache izt bey kaltem Blute recht überlege, ſo muß ich freylich wohl geſtehen, daß Tante **Theodore** ſo unrecht eben nicht hatte, als ſie unſern damaligen Liebeshandel für nichts geringers, als das ahnungswürdigſte Verbrechen wider die Rechte des Adels nahm. Auch war es in der That keine kleine Vermeſſenheit von mir, mit einem Fräulein eine Liebſchaft einzugehen, deren Vorzüge, Schönheit und Reichthum ſie zu einer der glänzendſten Parthien von der Welt berechtigten; beſonders da ich noch überdieß die Kühnheit beſaß, das Fräulein heyrathen zu wollen, ſo bald ich eine anſtändige Verſorgung haben würde. Ganz unverzeihlich war auf der andern Seite das Verbrechen des Fräuleins, ſich auf eine ernſtliche Liebe mit einem jungen Menſchen einzulaſſen, der bey ihrem hochfreyherrlichen Bruder in Dienſten ſtand, und kurz vorher, noch ein bloßes verächtliches Ding von Schreiber gewesen war. Denn Liebſchaften auf Fräulein **Thereſens**

Schlag waren ihr zwar wohl erlaubt; weil dabey in der That das Koſtum des Adelſtandes nicht im geringſten verlezt wurde; aber den niederträchtigen Streich einer Heyrath mit der bürgerlichen Kanaille begehen zu wollen, das war würklich zu toll. Freylich war Fräulein Maximiliane ſo gut Menſch, wie ich; und ich ſo gut Menſch, wie ſie. Sie war ſchön und tugendhaft; ich auch. Sie konnte große Prätenſionen machen; ich auch; ob ich gleich nur eines Barbiers Sohn war. Aber dennoch gehörte ſie unſtreitig, vermöge ihrer hochadelichen Geburt, deren Richtigkeit freylich ihr Vater allemal noch bezweifeln konnte, zu einer höhern Claſſe von Geiſtern, in deren Reiche ihre Liebeshändel mit des Barbier Arndts zu Blankenburg Sohne der ſtrafbarſte Hochverrath war.

Dieſe Gründe mochten denn nun dem alten Adel der Tante Theodore zu heftige Stöße verſezen, als daß ſie nicht Gewalt gegen Gewalt hätte brauchen ſollen. Nach ihren Grundſäzen war es zwar einem Fräulein erlaubt, auch die bürgerliche Kanaille zu dem Geheimniß der Liebe zuzulaſſen. Aber es muſte nur auf Standesmäſige Art und ungefehr in der Manier Fräulein Thereſens geſchehen. Denn hier war der Bürgerliche nichts mehr als eine Art von Sclave, der ſeine Dienſte verrichten, und alsdenn wieder ſeine Wege gehen muſte, ohne auf irgend eine ernſtliche Verbindung Anſpruch machen zu dürfen, die dem hochadelichen Stamme auf ewig einen Schandfleck angehangen haben würde.

Da wir bey unſrer Liebe an nichts weniger, als an Vorſichtigkeit dachten; ſo kam ſie uns ſehr bald auf die Spur, und dieſe Entdeckung ſezte ihre ganze Activität in Feuer, dem ſchrecklichen Unfall, der wie ein drohendes Ungewitter am Horizonte ihres alten Adels ſchwebte, behörig auszuweichen.

Mit der größten Bewegung entdeckte ſie die Sache dem Baron, und drang ſchlechterdings darauf, mich ohne Anſtand aus dem Hauſe zu ſchaffen. Der gute Baron, der alles ſo gern von der beſten Seite zu betrachten gewohnt war, fand zwar die Gefahr bey weitem nicht ſo groß, als die ehrenveſte Tante ſie ihm vormahlte. Er ſah ſich aber dennoch gedrungen, dem Sturme nachzugeben, und auf ein Mittel zu denken, mich auf eine gute Manier, von dem Fräulein zu entfernen. Der Zufall kam ihm zu ſtatten, und ein heftiger Familienſturm, der das ganze Schloß in Bewegung ſezte, beförderte die Trennung von meiner Geliebten.

Ich gieng eines Abends in guter Ruhe mit meiner Maximiliane ſpazieren. Wir ſezten uns mit einander in eine Laube des Gartens, und koßten von unſrer Liebe. Bald kamen wir auf die Plans zu ſprechen, die wir zu unſrer Verbindung anlegten.

„Wie glücklich wollen wir leben, beſtes
„Mädchen?

ſagte ich,

„wenn der Prieſter deine Hand in die mei-
„nige gelegt und den Segen **Gottes** über
„uns geſprochen hat!

Kaum aber waren dieſe Worte über meinen Mund; als die Tante Theodore, die uns aufgelauert hatte, wie eine Furie, herein ſtürzte, und mit folgenden Wort-Hagel auf uns einſtürmte:

„So! ihr kanaillöſche Bagage! treff ich
„euch hier an? — den Augenblick ausein-
„ander!

»ander! oder — ſchämt ihr euch nicht,
»ihr niederträchtiges Volk! — da mit
»einander in die Winkel zu kriechen, und —
»gar einander heyrathen zu wollen! —
»das wäre mir ſchöne, meine Familie ſo
»proſtituiren zu laſſen! — und Sie —
»Fräulein Maulaffe! ſollte ſich ſchämen —
»ſich ſo zu encanailliren, und — einen
»Bürgerlichen gar heyrathen zu wollen —
»pfui! über die niederträchtige Aufführung! — und er — Mußje Bartkratzerjunge! was unterſtehet er ſich? —
»er iſt doch kaum hinter'n Ohren trocken,
»und — hat ihn mein Herr Vetter deswegen zu was gemacht, daß er ſeine Familie proſtituiren ſoll? — wart' er! ich
»will ihm das Fräulein Heyrathen auf dem
»Buckel anſtreichen laſſen! er hundsvöttiſcher Schreiberjunge! —

So ſehr uns dieſer Ueberfall erſchreckte, ſo ließ uns doch die ziemlich lange Harangue der alten Tante, Zeit genug zur Erholung. Das Fräulein ſchloß ſich an mich an, verſezte der Tante kein Wort, ſondern bat mich bloß, ſie nicht der Wuth dieſes Weibes auszuſezen.

„Nun! was wirds? Fräulein Kanaille!
„will ſie nicht fort? — ſoll ich ihr Beine
„machen? —

Bey dieſen Worten faßte ſie das Fräulein am Arm, und ſuchte ſie fortzubringen. Mein Geduldsfaden riß endlich auch. Ich ſagte, daß ich das Fräulein ſogleich nach Hauſe bringen würde.

„Das ſoll er nicht, Musje Naſeweis! und
„den Augenblick reiß' er ſeiner Wege, oder
„ich geb' ihm eine Horbel, daß er ſich um
„und um ſehen ſoll!

Mit dieſen Worten holte ſie aus, nach mir zu ſchlagen. Meine Kaltblütigkeit verließ mich endlich auch; ich ſtand auf, ſtieß ſie mit der Hand von mir weg, daß ſie beynah über'n Haufen gepurzelt wäre, nahm das Fräulein am Arm, und wollte mit ihr meiner Wege gehen. Aber unter den Worten:

„Ey! ihr verfluchte bürgerliche Blizhagels
„Bagage! — ihr wollt euch an einer
„Dame vergreifen, wie ich bin? —

ſchlug ſie mich hinter die Ohren, faßte das Fräulein bey den Haaren, und wollte ſie von mir loßreiſſen. Ich war aber auch nicht faul, ſondern warf ſie zu Boden, daß es krachte. Nun erhob ſie ein ſo lautes Zetermordio Geſchrey, daß das ganze Haus davon in Allarm gerieth, der Baron, die andern Fräuleins, die Bedienten, alles kam herzu gelaufen. Man hob die Tante, die ſich nicht von der Erde bewegen konnte auf, und fragte nach dem Vorfall.

»Ey! der verfluchte ſchäbigte Bartkrazer-
»Junge! —

fieng das ſchöne Weibsſtück von neuen an,
»hat ſich thätlich an mir vergriffen; und
»das ſage ich Ihnen, Herr Vetter! daß
»Sie der ſchändlichen Hiſtorie den Augen-
»blick ein Ende machen. Ich laſſe meine
»Familie nicht länger ſo encanailliren.
»Wenn es noch auf eine honette Art wäre,
»wie ſichs für eine Dame vom Stande
»ſchickt, ſo ließ ichs noch paſſiren: Denn
»wir ſind alle Menſchen, und haben alle
»Fleiſch und Blut; aber gar mit Heyraths-
»Projecten umzugehen; das iſt die größte
»Proſtitution unſrer Ahnen. Der Junge
»muß dem Augenblick aus dem Hauſe!

Der Tumult war allgemein; der Baron ſagte kein Wort, ſondern gieng ſtill und nachdenkend wieder nach Hauſe. Mich hingegen konnte keine Macht auf der Welt bewegen, das Fräulein aus meiner Hand zu laſſen. Ich brachte ſie glücklich auf ihr Zimmer, und gieng auf das meinige. Die Domeſtiquen des Hauſes kamen in der Küche zuſammen, juchheyten, und freuten ſich nicht wenig, über die Attitüde, worinn ſie die Tante **Theodore** auf der Erde gefunden hatten. Denn es war ihr kein Menſch im ganzen Hauſe gut. Selbſt Fräulein **Thereſe**, die doch ihre Lieblingin war, verabſcheute ſie im Grunde als ihre Verführerin, und als ein Weib von dem häßlichſten Karakter.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Folgen einer honetten Liebe, bey einer Dame vom Stande.

Einige Tage nach dieſem Vorfall vergiengen ruhig; und ohne daß der **Baron**, bey welchem ich meine Geſchäfte nach wie vor verrichtete, nur eine Sylbe davon gegen mich erwähnt hätte. Ich durfte auch Fräulein **Maximilianen** ſehen und ſprechen, wie vorher. Schon ſchöpften wir einige Hofnung, daß die Sache, für unſre Liebe, weiter keine nachtheiligen Folgen haben würde.

Aber wir irrten uns gewaltig. Der Vorfall, den die Bedienten in der ganzen Gegend, behörig auszubreiten nicht unterlaſſen hatten, war für die Ehre der Familie zu intereſſant, als daß meine Entfernung nicht für nothwendig hätte geachtet werden ſollen. Der Baron beſchloß ſie — wenigſtens ſo lange, bis ſich Fräulein Maximiliane entſchließen würde, dem Herrn von Milchhaſe, der ſich immer noch ſehr eifrig um ſie bewarb, ihre Hand zu geben. Und dazu fand ſich folgendes bequeme Mittel.

Die Liebſchaften des Fräuleins Thereſe, die, nach den Grundſäzen der Tante Theodore ſo honett, und einer Dame vom Stande, ſo anſtändig waren, hatten auf einmal bey dem bedauernswürdigen Fräulein eine Würkung nach ſich gezogen, die ſie vor den Augen der Sehenden, nicht länger mehr verbergen konnte. Sie faßte alſo den ſehr weiſlichen Entſchluß, ſich, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, in ein Bad zu begeben, und dort im Verborgenen und unter einem angenommenen Namen, der Entwickelung ihrer Umſtände freyen Lauf zu laſſen.

Ungefehr vier Tage nach meiner verdrüßlichen Avantüre mit der Tante **Theodore**, wurde ich zu Fräulein **Thereſen** gerufen. Sie war allein im Zimmer, ſaß auf ihrem Sopha, mit dem Kopfe auf einem Arm geſtemmt, und trocknete ſich die Thränen, die ihre ſchönen Augen überſchwemmten.

„Mein lieber **Arndt!**

fieng ſie an,

„ich habe Ihnen einen Antrag zu thun, „der Ihnen vielleicht nicht gefallen wird. „Aber ich verſpreche mir viel von Ihrer „Freundſchaft für mich. Meine Umſtän„de erfordern es, daß ich auf einige Zeit „nach **Carlsbad** gehe. Bey meinem „dortigen Aufenthalte brauche ich nun ei„nen treuen, verſchwiegenen Menſchen, „der unter der Rolle meines Kammerdie„ners, zugleich mein Freund und mein „Beſchützer iſt. Ich werde da in eine Lage „kommen, die mir einen Vertrauten ſehr „nöthig macht. Einem gemeinen Bedienten

„kann ich dieſe Rolle unmöglich anvertrauen; und ich weiß niemanden als „Sie, der mein Vertrauen in ſo hohem „Grade beſäße, als es hier in der That „nöthig iſt. Wollen Sie mit mir gehen? „und wollen Sie unter der Verkleidung „eines Kammerdieners, mir dieſen Freundſchaftsdienſt erweiſen? —

Da ich von ihren geheimen Umſtänden noch nichts wuſte; ſo begriff ich den Sinn ihres Antrags nur halb. Aber doch rührte mich das Vertrauen des guten Fräuleins ſo ſehr, daß ich's ihr halb und halb verſprach, und mir bloß einen Tag Bedenkzeit ausbat.

Ich ſuchte meine geliebte Maximiliane auf, und fragte ſie deswegen um Rath. Das gutherzige Mädchen entdeckte mir nun das, von den Umſtänden ihrer Schweſter ganz, was ich nur von weiten geahndet hatte. Sie bat mich zugleich, der unglücklichen Thereſe, dieſen Dienſt nicht abzuſchlagen. Dieſe Fürbitte, und die Verſicherung des vortreflichen Fräuleins, mir auch in der Entfernung treu zu bleiben, und, des Widerſpruchs der Tante

Theodore ungeachtet, dennoch auf meine Verſorgung zu warten, beſtimmten mich endlich zu dieſem Entſchluß.

Ob ich mir nun gleich vorſtellen konnte, daß die Charte im Grunde von des Barons Händen gemiſcht war, ſo that ich doch, als ob ich ſo etwas nicht ahndete, und fragte ihn deswegen ebenfalls um Rath. Aber der edle Mann war offenherziger, als ich; indem er mir nicht nur die ganzen geheimen Umſtände ſeiner Schweſter entdeckte, ſondern mir auch frey eröfnete, daß meine Entfernung um Fräulein Maximilianens und der Ehre der Familie willen, nothwendig hätte geſchehen müſſen. Da er mich aber dennoch ſehr ungern verlöre, — ſezte er hinzu — ſo würde die Begleitung ſeiner Schweſter vielleicht ein Mittel ſeyn, mit ihm in Verbindung zu bleiben, und, bey veränderten Umſtänden, wieder in ſein Haus zu kommen.

Mein Schickſal wurde alſo beſtimmt; und ich wurde aus dem Sekretair eines Barons, in den Kammerdiener einer jungen ſchönen Dame umgeſchmolzen, bey der ich die

Rechte eines Freundes, und engſten Vertrauten genoß.

Bevor wir aber nach **Carlsbad** abgiengen, beſuchte ich erſt noch meinen Freund **Arnold**, der nunmehr in den Armen ſeiner vortreflichen **Amalia** vollkommen glücklich lebte. Ich erzehlte dieſen meinen beſten Freunden mein ganzes Schickſal. **Arnold** war aber mit meiner Liebe zu Fräulein **Maximilianen** ganz und gar nicht zufrieden. Er meinte, daß, da ich noch zu wenig Ausſichten hätte, ein anſehnliches Glück zu machen, dieſe Liebe keine andere, als betrübte Folgen hervorbringen könnte. Ueberhaupt war er ſehr wider die Heyrathen zwiſchen Adelichen und Bürgerlichen, und glaubte, eine ſolche Ehe würde ſelten gut gerathen. Indeſſen rieth er mir doch ebenfalls, die Bitte des Fräuleins **Thereſe** zu erfüllen; erbot ſich aber, dafern mir es bey dieſer Station nicht länger gefiele, mich bis zu einer beſſern Verſorgung zu ſich zu nehmen.

Auch ſchrieb ich an meine Eltern — denn meine Leſer müſſen wiſſen, daß ich ihnen

ſchon

ſchon ſeit meinem Aufenthalte bey dem Doctor Eismann, Nachricht von allen meinen Schickſalen gab — und meldete ihnen meine Abreiſe ins Carlsbad, jedoch ohne meine nunmehrige Herrſchaft zu nennen. Mein Vater hatte mir ſchon lange, in allen ſeinen Briefen angelegen, mein herum ſchweifendes Leben zu ändern, und das Studieren wieder zu ergreifen. Unfehlbar würde ich auch ſeinem Rath gefolgt ſeyn, hätte mich nicht dieſe Reiſe ins Carlsbad in eine ganz andere Sphäre geworfen, die mich weit von dieſem Plane wieder entfernte.

Ungefehr vierzehen Tage nach der erſten Verabredung reiſten wir ab. Fräulein Thereſe nahm den Namen einer Frau von Siebenſtern an; und auſſer mir begleitete ſie niemand, als ihre ehemalige Amme, ein altes treues Weib von guten und redlichen Herzen, die unter dem Namen, Frau Willig, das Prädicat ihrer Kammerfrau erhielt.

Ich übergehe den Abſchied von meinem guten Baron, und deſſen ganzen Hauſe, wo mich Jedermann ſehr lieb und werth hatte. Die beyden andern Fräuleins begleiteten uns noch einige Meilen weit; und ich hatte noch das Vergnügen, meine reizende Maximiliane, bey der gänzlichen Trennung, die in dem Gaſthofe geſchahe, wo wir zuerſt übernachteten, eine gute Stunde allein zu ſprechen.

Hier ſanken wir einander, mit thränenvollen Augen, in die Arme, und ſchworen uns ewige Liebe und Treue. Sie gab mir die Verſicherung, daß ſie auf meine Verſorgung warten, und mich heyrathen wolle, das Glück möge aus mir machen, was es wolle. Dabey ſezten wir einen Briefwechſel unter uns feſt, und trennten uns endlich nach tauſendfältigen Umarmungen.

Auch Fräulein Antoinette, von der ich künftig mehr zu ſagen Gelegenheit finden werde, ſchied mit vieler Rührung von uns; und auch mich würdigte ſie beym Abſchiede, eines ziemlich warmen Kuſſes, von ihren hochadelichen Lippen.

Und ſo war denn wieder ein Act von dem großen Schauſpiel meines Lebens ausgeſpielt, und ich eilte zu neuen Auftritten, die meine Leſer im künftigen Bande meiner Biographie finden werden.

Hier beym Schluſſe wünſche ich nur noch herzlich, daß alle meine lieben Leſer und Leſerinnen, einige Unterhaltung bey meiner Geſchichte mögen gefunden haben. In dem Fall wird denn auch der Endzweck, den ich damit zu erreichen hoffe, nicht wegbleiben. Und in dieſer Rückſicht, gebe ich ihnen die Verſicherung, daß ſie auf die Fortſezung nicht lange warten ſollen.

Ende des erſten Bandes.

1907. 12066

Lorenz Arndt,

von Blankenburg

keine Liebesgeſchichte.

Zweyter Band.

Von dem Verfaſſer der Emilie Sommer.

Leipzig,
bey Karl Friederich Schneidern, 1782.

([Neue Original-Romane der Deutschen Th. 13.])

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Yw 703-2

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Unſern freundlichen Dienſt zuvor an die Leſewelt.

Zweytes Kapitel.

Ein Miſogyn im ſchwarzen Gewande.

Drittes Kapitel.

Enthält unter andern einen Verſuch in ſatyriſcher Manier.

Viertes Kapitel.

Enthält Fallſtricke der Damen.

Fünftes Kapitel.

Enthält Bekehrungs Geſchichten.

Sechſtes Kapitel.

Auch einmal etwas von Heyrathen.

Siebentes Kapitel.

Ein erz-boshafter Streich der Liebe.

Achtes Kapitel.

Allerhand Gaſthofs Scenen.

Neuntes Kapitel.

Beyträge zur Schilderung der Freymüthigkeiten in Reſidenzen.

Zehntes Kapitel.

Nachricht für junge Leute die auf Beförderungen ausgehen.

Eilftes Kapitel.

Es zeigt ſich eine neue Patronſchaft.

Zwölftes Kapitel.

Züge aus der Lebensart eines ſogenannten artigen Frauenzimmers.

Drey-

Dreyzehntes Kapitel.

Licht von einer Seite, wo man nur Finſterniß vermuthet hätte.

Vierzehntes Kapitel.

Enthält eben nichts ungewöhnliches.

Funfzehntes Kapitel.

Enthält die völlige Auflöſung des Knotens.

Sechzehntes Kapitel.

Worinn es anfänglich zugeht, wie in der Welt, am Ende aber etwas beſſer.

Siebzehntes Kapitel.

Der Leſer lernt einen Menſchen kennen.

Achtzehntes Kapitel.

Worinn einige Nebenrollen ausgetheilt werden.

Neunzehntes Kapitel.

Worinn unter andern, ein alter Bekannter erſcheint, und der Leſer etwas neues erfährt.

Zwanzigſtes Kapitel

Etwas abentheuerliches zur Abwechslung.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Die beiden Reiſenden müßen Hebammen Stelle vertreten.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Eine romanhafte Begegnung über die andere.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Welches ich den Herren mit Schaafskleidern, und Wolfsherzen zur treulichen Lectüre empfehlen will.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Enthält geiſtliche Liebesavantüren.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Welches der edle Menſchenfreund nicht ohne Betrübniß leſen wird.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Abentheuer von nicht gemeiner Art, mit Auftretung einer neuen Perſon.

Sieben

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Für junge Leute zur Warnung geſchrieben.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Eintritt des Helden in die theatraliſche Region.

Neun

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas für Schauſpieler, Schauſpiel-Liebhaber, und Schauſpiel-Verächter.

Dreyſigſtes Kapitel.

Characterzüge aus der Theater Welt.

Ein und dreyſigſtes Kapitel.

Ein Debut von nicht ungewöhnlichen Folgen.

Zwey-und dreyßigſtes Kapitel.

Man muß den Mantel nach dem Winde hängen.

Erſtes

Erſtes Kapitel.

Unſern freundlichen Dienſt zuvor an die Leſewelt!

Als ich den erſten Theil dieſer meiner Lebensgeſchichte, in die ehrſame Leſewelt eintreten ließ, machte ſich beſonders eine Art von Kritikaſtern darüber her, die all' ihr Bisgen Sinnes- und Verſtands-Kraft, darüber zum Unſinn, und zum Unverſtand herab wizelte. Dieſe Art von Kunſtrichtern waren nicht etwa die Herren Matadöre in dem kritiſchen Tarock, Lombre, oder Quadrille-Spiel, — nehmlich die Herren Rezenſenten gewißer Journals, die jedermann kennt: denn dieſe Herren, denen verjährtes Richteramt ich behörig anzuerkennen, und zu verehren mich ſo wenig entbreche, als ſich der freye Engländer weigern durfte, das Friedensrichter-Amt weyland Junker Weſterns, Fieldingiſchen Andenkens, obgleich der gute Junker in lenen Sentenzen, es eben nicht allemal auf das genaueſte zu nehmen pflegte, behörig zu agnoſciren; — dieſe Herren alſo pflegen in ihren Orackelſprüchen, über dergleichen Geſchichten, wie die meinige iſt, ſelten, oder gar nicht die Zweifels- und Entſcheidungs Gründe nach Art pünktlicher Sententioneuten, beyzufügen, ſondern ſie begnügen ſich blos damit, daß ſie ein ganz kurzes videtur darüber geben, und dem Werklein ein hochgelahrtes Brandmal anhängen, um welche behagliche Methode ich, — aufrichtig zu reden! — ſie gar nicht verdenken kann, weil ſie in der That viel zu viel zu rezenſiren haben, als daß ſie jede Brochüre, oder Nichtbrochüre, mit dem gehörigen Prüfungsgeiſte, — welchen ich ihnen übrigens vollkommen zugeſtehe, — ſollten durchleſen, und gehörig beurtheilen können. — Auch meyne ich nicht etwa die Herren Rois, und Dames in dem Kunſtrichter Spiele, unter welchen ich die Herren Fabrikanten gewiſſer gelehrten Zeitungen verſtehe; dergleichen man heut zu Tage in Städten, wo Academien ſind, zu Dutzenden in den Hörſälen derer Herren Profeſſoren, — auf Stühlen und Bänken ſitzend; auch mit Heften in der Hand, und mit Dintenſiechern verſehen, wenn man Luſt und Belieben dazu hat, kennen lernen kann; anſtatt daß vor alten Zeiten, freylich, nur bejahrte, und mit Erfahrung begabte Männer, Sitz und Stimme, in den Dicaſteriis der Kunſtrichterey hatten. Denn dieſe, zum Theil ſehr frühzeitige Genies, und ſehr gelehrten Herren verdenke ich gar nicht darum, ihr Licht vor den Leuten leuchten zu laſſen, und bey Beurtheilung meiner Lebensgeſchichte, ihre aeſthetiſche Gelehrſamkeit, gebührend an Mann zu bringen, welches ſich denn allerdings bey dem Tadel eines Buchs, beſſer, als bey dem Lobe deſſelben thun läßt; und welcher Schriftſteller würde denn auch ſo hartherzig ſeyn, dieſen Herren, das Bischen Autorkitzel, womit ſie eine dergleichen gelehrte Rezenſion nothwendig jucken muß, zu mißgönnen, oder ſie wohl gar, — welches eine recht ſchwarze Seele anzeigen würde, — darum zu beneiden? — Kurz von der Sache zu kommen! ſo meyne ich alle die privilegirt ſeyn wollenden Beyſitzer des groſſen Synedriums der Kritickenſchreiber — ganz und gar nicht, ſondern beſcheide mich ſehr gern, mit ihnen, in Fried und Eintracht zu leben: denn ich habe mir ſagen laſſen, daß, wenn ein Bauer, von ſeinem Herrn Juſtitiar ungeplackt ſeyn wolle, ſo müſſe er ſich hübſch ehrerbietig und unterthänig gegen ihn bezeigen, allemal die Müze, recht tief, vor ihm abnehmen, und, — wie man ſich ins Ohr flüſtert, — auch manchmal einen guten Schinken, oder eine fette Gans in die Küche der Frau Juſtitiarin practiziren. Das leztere kann ich nun wohl freylich nicht, aber das erſtere thue ich redlich, und werde es dieſſfalls niemals an der gebührenden Höflichkeit und Submiſſion ermangeln laſſen.

Und nun — endlich zur Sache zu kommen, ſo iſt diejenige Art von Kritickern, über die ich gegenwärtig zu klagen habe, eine der allergefährlichſten, gegen deren Verunglimpfungen man ſich gar nicht genug verwahren kann, nemlich keine andere, als die kleinen privat Rezenſenten, auf den Kaffeehäuſern, in den Weinkellern, Gaſthöfen, Tabagien, Dorfkneipen, und Parduzlöchern, oder — in den Viſitenzimmern, Aſſembleen, Gärten, Wochenſtuhen, und Familien Zuſammenkünften, — deren Namen Legion heiſſen würde, wenn es nicht eben ſo unmöglich wäre, ſie zu zählen, als es nicht möglich, die Sterne am Himmel zu berechnen. Und was bekritteln denn dieſe Herren, und Mußje's, dieſe Madamen, Mademoiſellen, und Jungfern, ſamt und ſonders, an meiner ehrlichen Lebensgeſchichte? — nichts mehr und nichts weniger, als daß ich ſie ſelbſt, und — was noch das allerärgſte iſt — ihre Herren Vettern, ihre Bäſen, Mäzens, ihre Liebhaber und Liebhaberinnen, ihre Familien-Geſchichten, Heimlichkeiten, Liebeleyen, Betteleyen, Kuppeleyen und Schurkereyen — auf das natürlichſte, in meiner Geſchichte aufzuſtellen, zu ſchildern, und auszupoſaunen, mich nicht entblödet habe; worüber denn dieſe Herren Groß- und Klein-Männer, und Damen Groß- und Klein-Männerinnen, ganz entſetzlich gegen mich aufgebracht ſind, und mich ſchier auf den Scheiterhaufen, mit ſamt meiner Geſchichte, aus chriſtlichem Eifer, verſezt zu ſeyn wünſchen. — Die Wahrheit zu ſagen, ſo thun mir dieſe Herren Kritikaſter, und Kritikaſterinnen, recht ſehr viel Ehre an, womit ich Ihnen hiermit meinen devoteſten Dank, nach Stand und Gebühr abzolle. Denn es würde ein Beweiß meiner Menſchenkenntniß, und der Güte meines Buches ſeyn, wenn ich Sie alleſamt, und Ihre Fehler und Laſter, — die Sie wohl verſchiedentlich haben mögen, — in meinem Buche ſo dargeſtellt hätte, daß Sie ſich ſo wie im Spiegel darinnen fänden. Aber — um redlich zu ſeyn; — ich kann mich dieſer Ehre unmöglich theilhaftig machen: denn ich habe ſie nicht verdient. Sie wiſſen, meine Lieben! — denn Sie ſind mir doch immer lieb, weil Sie mir, ohne mein Verlangen, ſo viel Ehre erweiſen, — Sie wiſſen, daß ich ſchon Anno 1730 geboren bin. Die Chronologie ergiebt es, daß ich izt im Jahr 1784. ſchon ein ziemlich bejahrter Mann ſeyn muß. Die Leute alſo, die in meiner Geſchichte vorkommen, ſind alſo theils ſchon hinüber in die elyſäiſchen Felder gewandert, theils ſind ſie auch ſo verſteckt in meiner Geſchichte, daß — ob ich wohl für Ihren Wiz alle nur mögliche Hochachtung habe — ich aber dennoch behaupte, es ſey Ihnen ſelbſt unmöglich, ſich in meinen Gemälden zu erkennen. Wie können alſo Sie, meine Herren Krittler und Krittlerinnen, ſich einbilden, daß ich Ihnen das Kompliment gemacht habe, Ihnen ein Pläzchen in meiner Lebens-Geſchichte zu vergönnen? Gewiß, Sie machen mich zu lachen! ich kann mich kaum zurückhalten, Ihnen noch mehr Weihrauch zu opfern, daß es Ihnen beliebt, mein Zwergfell ſo gut zu erſchüttern, damit ich bey Laune bin, meine Lebensgeſchichte fortzuſezen. — Ich bin es gar nicht in Abrede, daß es unter Ihnen, Dällinge, Gallenhayne, Eismänner, Jeans, Simalanſe, Eismännerinnen, Theodoren und Thereſen genug geben mag. Aber was kann ich dafür? — es giebt aber auch Rößgens, Amalien, Arnolde, und Mildenfelſe — Gott ſey Dank! — in der Welt. Freylich — wenn euch dieſer zweyte Band vor Augen treten wird, — werdet ihr — ich mag es gar nicht leugnen — wohl fühlen, daß ihr, Loderiche, Bücklinge, Blauſtrümpfe, und andere Mitglieder eures Ordens, die meinen Bekanntſchaften ähnlich ſehen, unter euch habt? — aber was geht denn das mich an? ich weiß ja weiß davon, wer unter euch ein Blauſtrumpf iſt, oder nicht? — ihr müßt euch ja ſelbſt am beſten kennen. Alle die drey Herren, die ich eben genennet habe, ſind lange Todes verfahren; ſo viel könnt ihr mir auf mein Wort glauben! und — wollt Ihr damit nicht zufrieden ſeyn? — auch gut! — ſo macht was ihr wollet! ich bin euch weiter keine Rechenſchaft ſchuldig, — werde ſie euch auch niemals geben. Ich werde vielmehr — das kann ich euch auf Ehre verſichern — meinem Zwergfell den Kitzel anthun, mich über eure Launen, und Träume, ein wenig luſtig zu machen, und meine Lach-Organen in Bewegung zu ſezen.

Dir aber, lieber redlicher Leſer! und gute Leſerin, die Ihr nicht zur Rotte jener Krittler gehöret, — euch, die vielleicht mein Büchlein amüſirt hat — euch biete ich hiermit meine Hand, um euch in meiner Geſchichte weiter zu führen! ſeyd mir willkommen, Ihr Lieben! wollt Ihr an meinen Schickſalen Theil nehmen; ſo leſet dieß zweyte Büchlein meines Lebens! — es wird euch vielleicht — das hoff' ich — gefallen, ſallen, wie euch das erſte nicht mißfiel! — und das ſoll mir eine wahre Freude ſeyn. —

Wir verließen einander, — wenn ihr euch deßen noch erinnert, — in Carlsbad; wo ihr mich noch als den Kammerdiener — von welcher Charge Ihr euch aber nicht etwa einen ſchiefen Begriff machen müſſet, — einer ſchönen Dame — der verunglückten Fräulein Thereſe erblicktet! Hier wollen wir alſo den Faden der Geſchichte wieder anknüpfen, wo ihr denn hernach wieder einige Zeit meinen Avantüren zu folgen, euch gütigſt gefallen laſſen werdet.

Zweytes Kapitel.

Ein Myſogyn im ſchwarzen Gewande.

Da meine neue Prinzipalin, ungeachtet der anſehnlichen Menge Menſchen, worunter wir uns in Carlsbad befanden, dennoch ſehr einſam lebte; ſo erſtreckte ſich dieſe ihre Lebensart auch um deſtomehr, mit auf mich, jemehr ich meine Zeit gröſtentheils bey ihr zubringen, und ihr theils vorleſen, theils mit ihr im Brete ſpielen muſte. So gut ich nun auch die Geſellſchaft des ſchönen Geſchlechts zu ſchätzen wuſte, und ſo gern ich den Willen meiner ſchönen Gebieterin erfüllte; ſo wurde mir doch dieſe einförmige Lebensart oft nicht wenig zum Eckel. Ich ſah mich daher nach einer andern Bekanntſchaft um, von welcher ich erwarten konnte, daß ſie mir eine etwas reellere Unterhaltung gewähren würde.

In unſerem Hauſe wohnte zugleich ein junger Geiſtlicher aus dem Brandenburgiſchen, der ſeiner Hypochondrie halber das Bad brauchte. Dieſer Mann liebte ebenfalls die Einſamkeit, und ſchien ſich um die ganze Welt nichts zu bekümmern. Er hatte weder Bedienten noch ſonſt jemanden um ſich; und das Gerücht im Hauſe gieng, daß er kein Frauenzimmer leiden könne. Welche wunderliche Laune! dachte ich. Und eben um dieſer Laune willen, die mir einen merkwürdigen Charakter zu bezeichnen ſchien, wünſchte ich ſeine Bekanntſchaft. —

Allein die Erreichung dieſes Endzwecks wurde mir ſchwerer, als ich anfänglich dachte. Ich konnte ihm auf keine Weiſe beykommen. Oft trat ich ihm in den Weg, wenn er ausgieng; aber er hielt nicht Stich. Ich gieng ihm nach; aber er wich mir aus. Ich redte ihn ſo gar an; und er antwortete mir entweder gar nicht; oder doch nur ſehr kurz.

Anſtatt aber, mich damit zurückzuſchrecken, ſpornte er mich nur noch deſto mehr an, ſeine Bekanntſchaft zu ſuchen. Ich wagte es daher eines Tages gerade zu ihm auf ſein Zimmer zu gehen, und ihm einen Beſuch zu machen. Bey meinem Eintritte ſaß er hinter einem großen Folianten und las darinnen; ich brachte meine Worte vor, und erklärte ihm mein Verlangen, mit ihm genauer bekannt zu werden, in ziemlich gewählten Ausdrücken. Mein Anſtand und meine Schwada machten ihn aufmerkſam auf mich; er ſah mich mit einem feſten bedeutenden Blick an; hörte mich ganz aus; bat mich denn, mich neben ihn zu ſezen, und begann folgende Antwort! —

G.

„Ihre Art ſich auszudrücken, und Ihr „edler Anſtand iſt nicht aus der Schule „der Bedienten, das ſehe ich leicht. „Sie ſpielen hier eine verdeckte Rolle. „Alſo — ehe ich weiter ein Wort mit „Ihnen ſpreche, beantworten Sie mir „die Frage: ſind Sie der Freund, oder „der Liebhaber der Dame, die Sie „bedienen? —

Ich. „Eine ſonderbare Frage, mein Herr!

Geiſtl. „Wovon aber mein Entſchluß, mit „Ihnen Bekanntſchaft zu machen, bedinglich abhängt.

J. „Kann ich Ihrer Verſchwiegenheit „trauen?

G. „Wie den Büchern des Evangelii.

J. „Nun denn! ich bin der Freund dieſer Dame,

G.

G. „Im wahren philoſophiſchen Sinn?

J. Liebe hat ſo wenig Antheil an unſrer
„Freundſchaft, als jede andre Leidenſchaft.
Mitleid und Großmuth —
„doch ich möchte zu ruhmredig von mir
„ſelbſt ſprechen. —

G. „Genug! junger Mann! — Ihr Geſicht
beſtätiget alles, was Sie ſagen.
„Wenns das iſt! — Hier! meine Hand!
„und — mit ihr — mein Herz! So
„ſonderbar Sie mich vielleicht finden;
„ſo ſoll es Ihnen doch niemals gereuen,
„meine Freundſchaft geſucht zu haben.

J. „Ich danke Ihnen mein Herr? Aber —
„warum konnt' ich, als Liebhaber meiner
Dame, nicht auch Ihr Freund ſeyn?

G. „Weil ich das weibliche Geſchlecht verachte;
und — bedenken Sie denn! —
„wie könnt' ich mit einem Menſchen ſympathiſiren,
der noch berauſcht von den
„Küſſen einer Sirene, mit halb verlorner
Vernunft, mir die elenden Reſte ſeiner
„Gefühle zum Opfer der Freundſchaft
„brächte! —

J. „Aber woher dieſer Abſcheu vor der liebenswürdigſten
Hälfte des Menſchengeſchlechts.

G. „liebenswürdigſten Hälfte des Menſchengeſchlechts? — dergleichen Ausdrücke, die Vernunft und Philoſophie entehren, muß ich künftig ganz verbitten, mein Herr! wenn wir Freunde werden und bleiben ſollen.

J. Recht gut! alſo! warum haßen Sie die Weiber?

G. „Haben Sie Geduld genug, meine Gründe anzuhören?

J. Mit Vergnügen.

G. „Niemand war ein wärmerer Verehrer des Frauenzimmers als ich. „Schon in meinen Knabenjahren fühlte „ich einen unwiderſtehlichen Hang zu „dieſem verderblichen Geſchlecht. Als „Jüngling ward ich ſehr bald in Liebeshändel verwickelt. Aber — was muſte „ich für Erfahrungen machen? — heute erwieß mir das Mädchen, das die „Tugend und die Liebe ſelbſt zu ſeyn „ſchien, die zärtlichſten Liebkoſungen, „verſicherte mich, mit den heiligſten „Schwüren ihrer ewigen Treue; und „morgen — hieng ſie, meiner ganz vergeſſen — am Buſen eines Gecken, der „ſie mit Tändeleien, und Narrenpoſſen

»einzunehmen wuſte. So gieng mir's mit allen meinen Liebſchaften. Lauter untreue wankelmüthige Geſchöpfe, die Holdſeligkeit auf der Stirn, und Falſchheit im Herzen trugen! Dieß bewog mich, einige Jahre allen Umgang mit dem Frauenzimmer zu meiden. In den Wiſſenſchaften fand ich meine Entſchädigung dafür. Dann aber in meinem Kandidaten Stande — trat mir ein Mädchen vor die Augen, die mit allen Reizen der Schönheit geſchmückt, für die Liebe gebildet, und nur für Edelmuth und Tugend zu athmen ſchien. Sie warf ſich mir mit allem Feuer der zärtlichſten Leidenſchaft in die Arme. Wir verſprachen einander die Ehe; und nur meine Verſorgung war der Zeitpunkt, den wir erwarteten, um ſie zu vollziehen. Aber — eh' ich mich's verſahe, zerriß ſie Schwur und Pflicht, und heyrathete einen reichen Gecken, deſſen Vermögen ihre Vernunft, und ihr Gewiſſen blendete. Ich gerieth beinahe in Verzweiflung; aber dieſe Sirene ſpottete meiner nur. Nunmehr bekam ich eine Pfarre. Ich heyrathete die

„Tochter eines meiner Mitbrüder, ein „Mädchen, deßen Leibes und Gemüthsgaben der Würde eines Engels glich. „Ich liebte ſie, wie ein Mann, ein Gatte, lieben muß. Auf ihre Treue hätt' „ich mein Leben verwettet. Aber wie „ſchrecklich war ich hintergangen! — „Wie vom Donner gerührt ſtand ich da, „als ich meine würdige Gattin, eines „Abends, da ich unvermuthet von einer Reiſe zurück kam, in den Armen „eines jungen Offiziers, antraf. Meine Wuth ſtieg aufs äußerſte. Ich „brachte dem Offizier eine tödtliche Wunde bey; er kam aber noch mit dem Leben davon. Meiner Frau hingegen zog der „Schreck über dieſen Vorgang eine „Krankheit zu, woran ſie acht Tage „darauf ſtarb. — Seitdem ſtürzten „mich Gram und Schmerz in eine Art „von Gemüthsverfaſſung, worinn ich „die ganze Welt floh, und mich ganz „der Einſamkeit, und dem Studieren „widmete. So fiel ich bald in die grauſamſte Marter der Menſchheit, — die „Hypochondrie; und um nicht ein gänzlicher Raub dieſer verderblichen Krankheit

„heit zu werden, bin ich hieher ins Bad
„gereiſet. Und ſo wird Ihnen denn
„nun mein Haß gegen das Frauenzim-
„mer gewiß eben ſo begreiflich, als ge-
„recht vorkommen. —

J. „Ich bedaure Ihr Schickſal, aber mich
„dünkt doch, Ihr Haß gegen die Da-
„men iſt nicht der gerechteſte.

G. „In der That — da möcht' ich das
„warum hören!

J. Weil Sie das ganze weibliche Geſchlecht,
„nach den untreuen verabſcheuungswür-
„digen Geſchöpfen abmeſſen, die Ihnen
„Ihr Schickſal zugeführt hat.

G. „Als ob Sie nicht alle eines Gelichters
„wären! Sehen Sie ſich doch nur genau
„unter ihnen um! — was finden Sie
„denn? Manchmal einige gute Züge, de-
„ren Verhältniß gegen ihre Laſter, wie
„10 gegen 100 iſt. Die Triebfedern
„ihrer Liebe ſind entweder Wolluſt, oder
„Eigennuz. Nicht die wahre edle
„Empfindung des Herzens, die allein den
„Namen Liebe verdient. Betrachten
„Sie die meiſten Heyrathen, ob ſie nicht
„gröſtentheils der Hochmuth, oder der
„Geldgeiz geſtiftet hat? — Wankel-

„muth, Eitelkeit, Koketterie, Schmähſucht, und Stolz ſind durchs ganze weibliche Geſchlecht verbreitet; und jedes Individuum hat, wo nicht alle, doch wenigſtens eines dieſer Laſter an ſich. Kommen Sie in ihre Geſellſchaften; was hören Sie da? — von Puz, von Liebhabern, von Plaiſirs; — oder Moquerien über andere, hämiſche, bittere, neidiſche Spöttereyen über die Schönheit, oder den Puz ihrer Mitſchweſtern — kurz, — unter tauſenden kaum ein vernünftiges Wort. Und — ſie ſind alle eines Gelichters. Ich mache keine — gar keine Ausnahme.

Man ſieht leicht, daß die Gemälde der Damen, die mir Herr Feldner, — ſo hieß der Geiſtliche, — zeigte, zwar allerdings etwas outrirt waren. Die Farben dazu waren etwas zu grob aufgetragen; auch die Zeichnung war nicht ganz richtig; aber dennoch hatten dieſe Gemälde ungemein viel Anſtrich von Wahrheit und Leben. Um nun den Mann, deßen Freundſchaft ich wünſchte, der aber doch, über den Punkt des ſchönen Geſchlechts ſo wenig mit mir ſympathiſirte, einigermaaßen nach mir umzuſtimmen, zeichnete ich ihm die Gemählde meines Rößgens, meiner Amalie, und meiner Maximiliane vor. Ruhig hörte er mich zwar an; aber meine Bemühung war dennoch ohne Frucht: denn er gab mir dieſen kurzen Beſcheid darauf:

„Da ich ſo wenig Menſchenkenntniß beſaß, als Sie vermuthlich izt noch beſitzen, hatte ich, wie Sie, meine Ideale — meine Röschen, meine Amalien und meine Maximilianen. In Ihrem Alter würkt das warme Blut auf die Vernunft. Ich will Ihren reizenden Göttinnen alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die Sie nur immer fordern können; aber mich — bekehren Sie nicht. Ihre Heldinnen, mein Herr, ſind noch nicht, als Göttinnen geſtorben.

Was war mit dieſem Manne anzufangen? — ich muſte ihn ſchon nehmen, wie er war. Und würklich brachte mir ſeine Bekanntſchaft ungemein viel Nutzen. Er war in allen Fächern der Wiſſenſchaften bewandert;

beſonders war die Philoſophie ſein Lieblings Studium. Da ich nun meinen Hang zum Studiren noch immer nicht verlohren hatte; ſo war ſein lehrreicher Umgang für mich würklich eine Schule der Wiſſenſchaften, wo ich mehr lernte, als ob ich auf der Academie geweſen wäre. Und von noch viel größerem Umfange würde dieſer Vortheil für mich geweſen ſeyn; hätte mir nicht die Pflicht, meiner Gebieterin die Zeit zu vertreiben, manche Lehrſtunde geraubet, die ich bey Herr Feldnern hätte benutzen können.

Zwey Monate vergiengen in dieſer Situation. Inzwiſchen, und da ich von jeher ein Vergnügen darinn fand, ſehr ſchwere Sachen möglich zu machen, ſo gerieth ich auf den ſonderbaren Einfall, Herrn Feldner von ſeiner Miſogyniſchaft zu heilen. Aber alle meine Verſuche mißlangen mir gänzlich; bis endlich der Zufall, der mich ſchon aus mancher Verlegenheit gezogen hatte, mir auch hierinn zu ſtatten kam.

Doch, ehe ich zur Bekehruig meines Weiberhaſſers, und zu den damit verbundenen zenen Umſtänden verſchreite, muß ich meine Leſer von dem Steckenpferde meines Feldners unterrichten, weil dieß lediglich der Grund ſeiner Bekehrung war.

Er liebte ſatiriſche, wizige, und launigte Schriften, und überhaupt alles, was nach Humor und Laune ſchmeckte, mit einer ſolchen Leidenſchaft, daß er ſich ganze Tage damit abgeben konnte, dergleichen Schriften zu leſen, Epigrammen zu verfertigen, und ſatiriſche Briefe an ſeine Freunde zu ſchreiben. Lucian, Boileau, Schwift, waren ſeine gewöhnlichen Handbücher, die er, wo er gieng und ſtand, bey ſich in der Taſche führte, um bey jeder müßigen Stunde darinn leſen zu können. Rabener fing damals an, ſeine Satiren zu ſchreiben. Mit dieſem wechſelte er Briefe, und kein teutſcher Gelehrter ſtand bey ihm ſo ſehr in Achtung, als dieſer große Wizling. Alle Tiſche in dem Zimmer des Herrn Feldner waren immer mit Epigrammen, launigten und ſatiriſchen Auszügen, aus ſeinen Lieblings Schriftſtellern, wie beſäet. Leute, die den Wiz in ihrer Gewalt hatten, und mit Satiren um ſich herum werfen konnten, waren ſeine Lieblings Geſellſchafter. Manchem Leſer wird vielleicht dieſer Hang eines Hypochondriſten zur Satire, und zum Wiz, ein Paradoxon zu ſeyn ſcheinen. Aber — zum voraus geſezt, daß Herr **Feldner** vor ſeiner Krankheit ein ſehr launigter, aufgeweckter Mann war, ſo würkte theils eben ſein Menſchenhaß den Hang zur Satire in ſeinem Herzen, theils wählte er auch als ein Mann, dem es im Ernſt darum zu thun war, ſich von ſeiner Hypochondrie zu heilen, gerade dieſe, gar nicht unſchickliche Art, ſich aufzuheitern, und ſeinen Unmuth zu zerſtreuen. Und durch den öftern Gebrauch dieſer Mittel gewannen eben ſie, einen ſo mächtigen Einfluß auf ſeine ganze Seelenſtimmung, daß ſie ihm am Ende das wurden, was man das Steckenpferd eines Menſchen nennt.

Drittes Kapitel.

Enthält unter andern einen Verſuch in ſatiriſcher Manier.

Zu der Einſamkeit, deren ſich meine Prinzipalin ergab, geſellte ſich noch eine Art von Schwermuth und Traurigkeit, die unfehlbar auch die Neigung zur erſteren in ihr bewürket hatte. Je weiter ſie ſich der Entwickelung ihrer Umſtände näherte, deſto mehr Herrſchaft gewann dieſe Schwermuth über ihre empfindſame Seele. Es giebt einen Zuſtand des menſchlichen Herzens, den alle Menſchenkenner mit mir für einen der peinlichſten halten; und das iſt die ſo genannte Aufwachung des Gewiſſens. Oft kann dieſe Empfindung ſo viele Verwüſtungen in dem armen Menſchenherzen anrichten, daß die betrübteſten Folgen davon zu erwarten ſtehen. Und dieß war allerdings der Fall bey der guten unglücklichen Thereſe. Das Gewiſſen ſtellte ihr das Gemälde ihrer vorigen Lebensart in ihrer ganzen Häßlichkeit dar. Die unglücklichen Folgen davon überhäuften ſie mit

Schande, und ſezten ihr Leben in Gefahr. Was Wunder, daß die arme Thereſe in den troſtloſeſten Seelenzuſtand von der Welt gerieth? —

Es konnte nicht anders kommen, dieſe heftige Schwermuth muſte auch alle ihre Briefe characteriſiren, die ſie von Zeit zu Zeit an ihre Schweſtern ſchrieb. Noch erinnere ich mich einiger Zeilen aus demjenigen ihrer Briefe, der Fräulein Antoinetten beſtimmte, ihrer unglücklichen Schweſter zu Hülfe zu eilen.

„Ach! meine gute, glückliche An-
„toinette!

ſchrieb ſie,

„was iſt aus deiner armen Schweſter
„geworden? — ein Raub ihrer Gewiſ-
„ſensbiſſe — eine ewig geſchändete ge-
„brandmarkte Creatur — die alles, al-
„les verlohren hat. — Ach Gott! das
„kann ich nicht überleben. Hätte doch
„jemand die Barmherzigkeit für mich,
„dieſe Pein meines Herzens, durch ein
„Mittel zu enden, das mich auf ewig
„dieſer erſchrecklichen Welt entriſſe! —

„O!

„O! meine Schweſter! — ich möchte
„ſo gern ſterben; und doch fürchte ich
„den Tod — meine ganze Seele erzittert,
„wenn ich mir denke: — vor Gottes
„Gericht. —

Ich meines Orts ſuchte zwar alles hervor, die Melancholie des unglücklichen Fräuleins zu lindern. Aber da es unmöglich war, ſie nur aus ihrem Zimmer zu bringen, ſo lieſen alle meine Bemühungen fruchtlos ab. Inzwiſchen entſchloß ſich Fräulein **Antoinette**, von der Situation ihrer armen Schweſter gerührt, ihr zu Hülfe zu eilen. Sie reißte ab, und ehe wir es uns verſahen, trat ſie in unſer Zimmer. Leben und Munterkeit zog mit dieſem launigten Mädchen bey uns wieder ein, und bald wuſte ſie den Gram ihrer Schweſter durch ihre lebhafte, und angenehme Unterhaltung ſo ſehr zu lindern, daß dieſe in der That anfing, ihr Schickſal mit mehrerer Ruhe zu erwarten.

Da ich bald auch meinem Fräulein **Antoinetten** von meinem miſogyniſchen Paſtor erzehlte, ſo bezeigte ſie auſſerordentlich viel Neugierde, dieſen Mann zu ſehen, und kennen zu lernen. Aber das war nun eben keine ſo leichte Sache. Gekade zu konnt' ich ihm unmöglich den Vorſchlag thun, die Fräulein zu beſuchen: denn das hätt' er in der That für Spott aufgenommen. Ich muſte alſo auf eine Liſt denken; und da kam mir denn ſein Steckenpferd, die Satire, ungemein zu ſtatten. Darauf baute ich nun meinen Plan, der auf nichts geringers abzweckte, als meinen Freund mit dem weiblichen Geſchlechte wieder auszuſöhnen; und ich führte ihn alſo aus:

Anfänglich erzehlte ich ihm die Ankunft der Schweſter meiner Prinzipalin, wie ohne eine beſondere Abſicht, unterließ aber doch nicht, ſie dabey unvermerkt, als ein ſehr launigtes, ſatiriſches Mädchen zu ſchildern. Er wurde aufmerkſam darauf, und unterbrach mich nicht, wie er doch ſonſt zu thun gewohnt war, wenn ich das Kapitel der Frauenzimmer berührte. Einige Tage darauf redte ich's mit dem Fräulein ab, ſich in ihrem Zimmer, das neben dem ſeinigen war, und wo ich wuſte, daß er alle Worte hören konnte in folgendes Geſpräch, wovon er ſelbſt der Gegenſtand war, mit mir einzulaſſen:

Ant. »Das war alſo euer ehrwürdiger geiſtlicher Herr, der da die Treppe herauf kam.

Ich »Ja! gnädiges Fräulein!

Ant. »Muß immer eine ſchnackiſche Art von Kerl ſeyn.

J. Er iſt würklich ein ſehr braver gelehrter Mann.

A. »Kann ſeyn; aber er ſieht mir doch gerade ſo aus, wie ich einmal in Erfurt einen Jeſuiten ſah, der immer das Geſicht auf die Seite drehte, wenn ihm ein Mädchen begegnete, um den Verſuchungen des Satans zu widerſtehen, — oder wie der heilige Kirchenvater Auguſtin, der deswegen ſeine Wohnung veränderte, weil eine ſchöne Frau ihm gegen über wohnte. Aber den beſagten Jeſuiten ſah' kein Mann, der eine ſchöne Frau hatte, gern über ſeine Thürſchwelle treten, und der heilige Auguſtin — doch Friede ſey über die Aſche des ehrwürdigen Geiſtlichen! —

J. »Gnädiges Fräulein! Sie ſagen mehr, als Sie beweiſen können.

A. »Warum? — iſt euer Schwarzrock nicht ein Weiberhaſſer? — wenigſtens geht das Gerede ſo.

J. „Freylich — kann ich ihn davon nicht „ganz frey ſprechen; aber wohl dem —

A. Stille! ſtille! Lorenz! die Miſogynſchaft kommt mir gerade ſo vor, wie „die Entſagung des Weins bey einem „Podagriſten, oder die Enthaltung „vom Tanze bey einem Schwindſüchtigen.

J. „Ey, ey! Fräulein! halten Sie meinen Freund für einen, bey dem alle Gefühle der Liebe erſtumpft ſind? —

A. „Allerdings! ich glaube, ein guter Arzt „könnt' ihn noch kuriren. Man hat „Beyſpiele, daß auch Podagriſten und „Schwindſüchtige kurirt worden ſind. „Wenigſtens —

J. „Fahren Sie fort, gnädiges Fräulein!

A. „Ich wollte ſagen, daß ſeine Phyſiognomie, und ſeine Augen eine wahre Satire auf ſeine Grundſäze in der Liebe ſind.

J. „Kann ſeyn! auf die Phyſiognomick „verſteh' ich mich nicht.

A. „Ich will's euch erklären. Der Mann „iſt würklich ſchön. Sein Auge iſt groß, „hell, voll Feuer, ſeine Naſe etwas gebogen; ſeine Stirn erhaben; ſein Mund „klein; ſein Kinn etwas hervorragend; —

„eine ſolche Bildung charackteriſirt den
„äuſſerſt Verliebten auf das genaueſte.
„Alcibiades, Ovid, Petrarch hatten
„ähnliche Phyſiognomien; und ich wollte
„wohl darauf ſchwören, euer ehrwürdi-
„ger Herr würde ſo gut Klagelieder der
„Liebe zu ſchreiben fähig ſeyn, als der
„römiſche Dichter.

J. „Ach! halten Sie meinen Mann für ei-
„nen Heuchler? —

A. „O! bewahre Gott! er kann würklich
„ein Weiberhaſſer ſeyn — von ganzem
„Herzen. Nur ein Narr heuchelt eine
„Krankheit. —

J. „So glauben Sie denn, daß ſeine Mi-
„ſogyniſchaft Krankheit ſey?

A. „Hypochonder- und Gehirnſchwäche iſt
„allemal Krankheit. Ich hab' einmal
„einen Menſchen gekannt, der die
„Muſik nicht leiden konnte. Aber er
„kannte nichts, als elende Bierfiedler-
„Stückgen, und fade Kirchen-Canta-
„ten. Meine Schweſter Maximiliane
„ſpielte ihm einmal eine Arie von Haßen
„vor, und von Stund an hieng er der
„Muſik mit Leib und Seele an. Oder
„beſſer, — ein andrer aß kein Paſtete.

„Aber er hatte ſich einmal bis zum Eckel, in einer elenden Dorfjunker-Küchen-Paſtete, die nur den Namen davon führte, übergeſſen. Sein Eckel wurde ihm Krankheit. Bey uns ließ er ſich einmal, nach langen Jahren bereden, von einer delikaten Rebhüner-Paſtete zu eſſen; und von dem Augenblick an war es ſein Lieblings-Gericht —

Man ſieht, daß der Wiz des Fräuleins die wahre Urſache der Miſogynſchaft meines Freundes ziemlich nahe erreichte. Auch ſchien er würklich darüber ganz betroffen: denn er hatte alles von Wort zu Wort mit angehöret. Da ich wieder zu ihm kam, fragte er mich: ob ich jemanden etwas von ſeiner Geſchichte endeckt habe? Ich ſchwor ihm das Gegentheil, und that, als ob ich gar nicht ahndete, daß er mein Geſpräch mit dem Fräulein gehört haben könnte. Auch übergieng er für dießmal alles übrige mit Stillſchweigen. Ich merkte aber doch, daß er alle Gelegenheiten aufſuchte, mit Fräulein Antoinetten zu ſprechen. Da ihm aber dieſe immer mit Fleiß auswich, um ſeine Neugierde deſto mehr zu reizen;

ſo bemerkte ich bald die Unruhe, die er darüber empfand.

Endlich — als ſein Verlangen mit dem Fräulein zu ſprechen auf das äuſſerſte geſpannt ſeyn mochte, worzu ich durch Erzehlung allerhand guter Züge, von Antoinettens Charakter nicht wenig beytrug — fragte er mich eines Tages, ob er das Fräulein nicht einmal ſprechen könne? Ich ſtellte mich ſehr verwundert darüber an, ſagte ihm aber, es würde ſolches nur bey einem Beſuche geſchehen können, welchen er ſich, bey ihrer Schweſter, meiner Gebieterin, abzulegen, würde entſchlieſſen müſſen; denn ich könne ihm nicht verhelen, daß das Fräulein nicht die beſte Meinung von ihm hege, weil ſie gehört habe, daß er ein Miſogyn ſey.

Er lächelte ein wenig, meinte aber doch, daß er ſie eines beſſern zu belehren hoffe und bat mich, ihn bey den Damen anzumelden. Der Nachmittag deſſelben Tages wurde zu dieſem Beſuch beſtimmt; und mir wurde die Beywohnung deſſelben vergönnt.

Viertes Kapitel.

Enthält Fallſtricke der Damen.

Die beyden Frauenzimmer ſuchten alle mögliche Kunſtgriffe hervor, worinn das ſchöne Geſchlecht in der That ſo ſehr geübt iſt, uns arme Mannsperſonen in ihre Feßeln zu ſchmieden, daß, wenn ihnen dieſe Anſchmiedung würklich Ernſt iſt, ſie gewiß nur bey wenigen unempfindlichen Klötzen unter uns, ihres Zwecks verfehlen. Putz, Artigkeit, und feine Unterhaltung mußten das ihrige thun, alles mögliche zur Kur meines Patienten beyzutragen. Fräulein Thereſe zeigte ſich, ihrer weiberhaften Umſtände ungeachtet, dennoch in einem ſehr glänzenden Lichte.

Ja! es ſchien ſo gar, als ob eben dieſe Situation ihre Reize noch um vieles erhöhte. Ihr natürlicher Ernſt war mit einer Art von Majeſtät verknüpft, die Ehrfurcht, und Bewunderung einflößte. Ein erhabenes Lächeln erhob ihr jovialiſches Geſicht; und gewiſſe, unter den Stralen ihrer ſchönen Augen, hervordämmernde Züge der Schwermuth machten ihre Miene ſo anziehend, daß man ganz Auge zu ſeyn wünſchen muſte, um ſich an ihrer Schönheit recht ſatt zu weiden, und ganz die Gefühle zu genießen, die ein ſo reizender Anblick in dem Herzen jedes Mannes hervor bringen muſte.

Fräulein Antoinette glänzte nicht weniger. Obgleich lange nicht ſo ſchön, wie ihre Schweſter; ſo lächelte doch über ihre ganze Perſon eine gewiſſe Grazie, eine gewiſſe Naivetät, die dem Kenner des Schönen, ihre Pockennarben ſehr bald vergeſſen ließ. Ueberdieß war ihr Wuchs ſo äußerſt vortheilhaft; ihre Bewegungen, ihr Gang, ihre Sprache, ihr Mienenſpiel — alles an ihr hatte ſo eine anziehende bezaubernde Kraft, daß der verhärtetſte Weiberhaſſer, der gänzlichen Umſchmelzung nicht entgangen ſeyn würde.

Und würklich frappirte meinen Miſogyn der Anblick dieſer beyden Schönen nicht wenig. Mit dem lebhafteſten Ausdruck des Vergnügens ruhte ſein Blick auf Thereſens Schönheit; indeß ſein Ohr für

Antoinettens Wiz, und geiſtreiche Unterhaltung, ganz Ohr war. Auch er hatte ſich bemühet, den beyden Damen ſeine glänzende Seite zu zeigen. Seine Bildung und ſein Wuchs war überaus vortheilhaft; und außerdem war er auch nicht ſo ſehr Philoſoph, als daß er die Nettigkeit und Reinlichkeit des Anzugs nicht hätte beobachten ſollen. Da er ungemein viel Welt hatte; ſo wuſte er den Weltton mit der Würde eines Geiſtlichen ſehr geſchickt zu verbinden, und ſeine artige Lebensart gab zu erkennen, daß er in der Feinheit des Umgangs mit dem ſchönen Geſchlecht eben kein Neuling war.

Meine Leſer erlauben mir, ihnen zur Probe einige Bruchſtücke von der Unterhaltung meiner Gebieterinnen, mit meinem Freunde, mitzutheilen: Herr **Feldner** fragte unter andern die Fräuleins, womit ſie ſich die Zeit zu vertreiben pflegten, da ſie doch wenig, oder gar nicht in Geſellſchaft giengen?

„Mit lauter Studiren,
antwortete Fräulein **Antoinette**.

F.

F. „Vortreflich, meine Gnädige! die Wiſ-
„ſenſchaften ſind die Würze des Lebens.
„Aber — darf ich fragen, was Sie
„ſtudiren?

A. „Hauptſächlich die Menſchen.

F. „Die Menſchen? — da haben Sie ein
„ſchweres Studium gewählt.

A. „O! nicht ſo ſchwer, Herr Paſtor!
„als man gemeiniglich glaubt. Man
„darf nur Augen zu ſehen, und Ohren
„zu hören haben; und man kann die ge-
„heimſten Falten ihrer Herzen entziffern.
„Auch mitten unter der Masqve der Ver-
„ſtellung, die der Menſch zum Deckman-
„tel ſeiner geheimen Abſichten braucht,
„erblickt man doch oft ſeine ganze
„Blöße, ſo bald Vorurtheil und Dumm-
„heit uns nicht die Hände binden, wenn
„wir den Vorhang aufziehen wollen —
„Doch — was ſage ich Ihnen Dinge,
„die Sie als Philoſoph viel beſſer
„wiſſen? —

F. „Fahren Sie fort, mein Fräulein! es
„höret ſich Ihnen ungemein gut zu. Er-
„läutern Sie Ihren Saz mit Beyſpielen!

A. „Sie ſind ſehr artig, Herr Paſtor! —
„und — ich müſte befürchten, Sie wür-

„den mir es für eine der gewöhnlichen weiblichen Ziererelen auslegen, wenn ich Ihren Befehl nicht befolgen wolte. Beyſpiele zur Erläuterung meines Sazzes dürfen wir gar nicht lange ſuchen. Was iſt die Abſicht manchen Edelmanns, wenn er den reichen Bürger ſeiner gnädigen Freundſchaft würdiget, ihn zu Gaſte bittet, und ſich, bis zur Vertraulichkeit mit ihm herab läßt? — was anders, als ſeinen Beutel zu nutzen — Geld zu borgen, um ſeine Maitreßen zu bezahlen, oder ſeine Weinhändler zu befriedigen. — Warum macht mancher Lehrer auf der Academie ſeinen Zuhörern Schnurren vor? um ſich den Beyfall zu erwerben, womit rohe Jünglinge unverdautes Gewäſche beehren? — Warum ſchont mancher Sachwalter auf Unkoſten ſeines Clienten, den ungerechten Richter? — um ſeine Freundſchaft, und ſeine Empfehlung zu erhalten. Warum drängt ſich mancher junge Offizier, unter der Masqve der Höflichkeit, und Freundſchaft in bürgerliche Familien ein? — um ihre ſchönen Weiber, und

„Töchter zu verführen, und die Ruhe „harmloſer Ehen zu unterbrechen. Warum kanzelt mancher Dorfpfarrer, „oder Prediger in kleinen Städten ſeine „Zuhörer ab? — um unter der Larve „des geiſtlichen Strafamts ſeinen hämiſchen Leidenſchaften zu huldigen, „oder ſich wohl gar reichlichere Beichtpfennige, und Präſente zu ereifern. „Warum vergröſſert mancher Arzt die „Gefahr des Patienten? — um ſeine „Charlatanerien an Mann zu bringen, „und ſich das Anſehen zu geben, als ob „er eine ſehr wichtige Kur gethan habe. „So darf man nur flüchtige Blicke auf die „mannigfaltigen Stände der Menſchen „werfen und man wird gröſtenTheils in ihren Abſichten gerade das Gegentheil „von dem wahrnehmen, was ſie durch „ihre Handlungen zu erkennen geben wollen. Und das iſt es, womit ich mich „in meiner Einſamkeit beſchäftige. Freylich zeigt ſich mir da die Menſchheit „nicht aus dem vortheilhafteſten Geſichtspunkte; freylich kann man ſich oft „des Gedankens nicht erwehren, daß „die Welt nichts, als ein Sammelplaz

von

„von Betrügern ſey, und das eigene Intereſſe die ganze Maſchine der Menſchheit regiere; freilich könnte man dadurch nicht wenig zum allgemeinen Menſchenhaß hingeriſſen werden; aber — — —

F. „Erlauben Sie, meine Gnädige! daß ich Sie hier unterbrechen darf, um Sie von meiner Bewunderung Ihrer Weißheit zu überzeugen. Wahrhaftig! hier treffen wir in unſern Meinungen ſo genau zuſammen, wir ſympathiſiren ſo ſehr mit einander, daß ich ein ungemeines Vergnügen darüber empfinde, endlich einmal eine mir gleichgeſtimmte Seele gefunden zu haben. Ja! mein weiſes Fräulein, das iſt es, was auch mich mit der Welt ſo unzufrieden macht, weil ich ſehe, daß es im Grunde niemand redlich, und uneigennützig mit ſeinem Bruder meynt, daß alle anſcheinende Liebesdienſte, beym Lichte beſehen, gröſtentheils Intereſſe zum Grunde haben.

A. „Würklich, lieber Herr Paſtor! und, — leider hab' ich bemerkt, daß dieſer Vorwurf, mein Geſchlecht, am meiſten trift.

F. „Am allermeiſten; — doch verzeihen „Sie, gnädiges Fräulein! daß ich das „ſo gerade heraus ſage! — Sie ſind „ſelbſt ein Frauenzimmer, doch aber ein „ſolches, das ſelbſt denken gelernt hat, „— ein wahrer Phönix, da der gröſte „Theil Ihres Geſchlechtes, nur empfin„den, oft, nur ſo empfinden kann, wie „es Ihnen die Natur lehret. Ach! mein „Fräulein! wenn ich je ſo eine hellden„kende, geiſtvolle Dame gekannt hätte, „wie Sie ſind; ich wäre nicht ſo tief „geſunken, das ganze untreue weibliche „Geſchlecht zu haſſen. Aber —

A. „Wir wollen davon abbrechen, lieber „Herr Paſtor! ich merke, daß wir ga„lant gegen einander werden. Und das „möchte ſich wohl für Philoſophen nicht „recht ſchicken. Künftig ein mehreres

Das Geſpräch wurde daher abgebrochen, und bald darauf auch der ganze Beſuch. Mein Freund ſchied ſehr vergnügt von meinen Gebieterinnen; und Fräulein Antoinette war eben ſo wenig gleichgültig dabey; Sie ſchien es recht philoſophiſch einzuſehen, daß Herr Feldner, [illegible]

Laune, und ſeiner Miſogynſchaft ungeachtet, dennoch ein ſehr liebenswürdiger Mann ſey.

Fünftes Kapitel.

Enthält Bekehrungs-Geſchichten.

Ich habe durch die ganze Wallfahrt meines Lebens das Sprichwort wahr befunden: gleich und gleich geſellt ſich gern; oder mit andern Worten zu ſagen: gleiche Steckenpferde ziehen gut miteinander. Dieſe gutwilligen Thiere behagen ſich denn ſo gut zuſammen, daß ſie mit Vergnügen einerley Joch tragen, in Friede und Freundſchaft einerley Futter miteinander freſſen, zu gleicher Zeit zu Bette gehen, und aufſtehen, und — wenn ſie gerade von verſchiedenem Geſchlechte ſind, ſich wohl gar mit einander begatten. Und würklich dieſer Umſtand trägt vieles dazu bey, uns die Ereigniße dieſes Lebens um ein groſſes erträglicher zu machen, als ſie es wären, wenn es keine Steckenpferde gäbe. Und wie glücklich iſt der, welcher ſich eines ſo behaglichen Thieres erfreuen kann! — wie bald zerſtreut nur ein kleiner Spazierritt auf demſelben, die Nebel der Schwermuth, die erſt ſeine Seele umhüllten! — wie gern wirft er ſich von den Sorgen und Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens, ermüdet, in den Schooß dieſes ſeines ehrlichen und treuen Freundes, um von ſeinem beſchwerlichen Tageswerke auszuruhen! — und wie läßig, wie fade, wie freudenleer, wie ununterhaltend würden die Geſellſchaften der Menſchen ſeyn, wenn es keine Steckenpferde gäbe! — wie bald finden ſich denn in Geſellſchaften, dieſe guten Gäule von gleicher Gattung zu einander, und traben mit einander fort! — und das giebt denn Leben und Weben unter dem Menſchengeſchlecht, in und durcheinander, daß man ſeine Freude daran ſieht.

Den Beweiß dieſes meines Raiſonnements darf ich eben nicht lange ſuchen. Mein guter Freund, Herr **Feldner** und Fräulein **Antoinette** erläutern die Sache völlig. Nicht etwa als ob das Steckenpferd des verehrungswürdigen Fräuleins, würklich diejenige Art von Menſchenhaß geweſen wäre, die meinen Freund charackteriſirte. Sie war vielmehr mit der Menſchheit recht ſehr wohl zufrieden, und hatte auch Urſache, es zu ſeyn. Aber ſie beſaß doch von Natur eine gewiſſe Anlage zum Spott, und zur Satire, die ſich nach und nach zum Steckenpferde in ihr bildete. Und da es ihr in der That nicht an Genie, und an Wiſſenſchaften mangelte, um dieſem ihrem Steckenpferde ein hübſches ſtattliches Reitzeug auflegen zu können; ſo war dieſer Umſtand ſchon Grundlage genug zur Sympathie mit dem Herrn Feldner. Uebrigens — wie wir im vorigen Kapitel geſehen haben — ſtellte ſich die kluge Antoinette an, als ob ſie würklich dieſelbe Denkungsart in Abſicht auf die Menſchen, beſonders das weibliche Geſchlecht hege, die Herr Feldner hatte, und dadurch feſſelte ſie denn ſein ganzes Herz an ſich.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo konnte man ſie hierbey allerdings von einer gewiſſen Art von Defraudation nicht ganz frey ſprechen, deren ſie ſich bey Eroberung des Herzens meines Freundes ſchuldig machte. Inzwiſchen — obgleich das Mittel nicht eben das unſchuldigſte war, — ſo wandte ſie es doch zur Erreichung des löblichſten Endzwecks von der Welt, — nemlich zur Bekehrung meines Freundes an. Und in der That hatte ich das Vergnügen, den Plan mit ihm durchzuſezen, den ich mir vorgenommen hatte, eh' ich mir es ſelbſt vermuthete. Denn der gute Feldner war durch Fräulein Antoinetten mit dem weiblichen Geſchlecht ſchon ausgeſöhnt, als ſie beyde noch im vollen Feuer gegen die Untreue deſſelben zu Felde zogen. —

Kurz von der Sache zu reden; ſo war Feldner von der Stunde an, da ich ihn in Antoinettens Geſellſchaft brachte, in ſie verliebt; und es währte gar nicht lange, ſo war er der tägliche und ſtündliche Geſellſchafter meiner beyden Gebieterinnen. Damit ſich aber doch niemand darüber wundern möge, daß Fräulein Antoinette ſich ſo herab würdigen konnte, auf die Eroberung des Herzens eines bürgerlichen, und ſo gar — eines Geiſtlichen auszugehen; ſo wird es meine Schuldigkeit ſeyn, hier vor allen Dingen noch etwas von ihrer Denkungsart, in Abſicht dieſes Artikels, zu ſagen. Das Fräulein hatte unter andern ihren Launen auch den bizarren Einfall, und die ſonderbare Grille, keinen Adelichen, ſondern einen Gelehrten, und unter leztern, — wo möglich, — einen Geiſtlichen zu heyrathen. Dazu hatte ſie denn nun verſchiedene Gründe, die ich blos erzehlen will, ohne mich auf deren Rechtfertigung, oder Verwerfung einzulaſſen. Sie war überzeugt, daß ſie vollkommen dazu gemacht war, das Glück ihres künftigen Mannes zu befeſtigen, ob ſie gleich eben nicht mit Schönheit brilliren konnte. Sie kannte ihr gutes Herz, und ihren vortreflichen Verſtand völlig. Ueberdieß beſaß ſie ein ganz hübſches Vermögen. —

„Ein Mann meines Standes,

pflegte ſie alſo zu ſagen,

„ſchäzt in mir blos, entweder meine „Schönheit, oder meinen Geldbeutel. „Da ich nun erſtere nicht beſize, ſo iſt „nichts gewiſſer, als daß er mir blos um „meines Vermögens willen ſeine Hand „giebt. Mein Herz, und mein Ver„ſtand kommt bey ihm in keine Betrach„tung. Denn wie ſolte der Edelmann „bey ſeinen Bedürfnißen ſo etwas zu

„ſchäzen wiſſen? — Der Gelehrte hingegen wird mich, um dieſer Eigenſchaften willen verehren; und da er gröſtentheils arm iſt, ſo werde ich ihn doppelt glücklich machen; — durch mein Herz, und durch mein Vermögen. Ein Geiſtlicher iſt nicht verbunden, täglich im Geräuſche der groſſen Welt zu leben. Bey ihm reduzirt ſich die Lebensart auf die erſten einfachſten Begriffe der Natur zurück. Hier habe ich Muße, dem Studiren, und den Wiſſenſchaften obzuliegen; und die prunkhafte Narrheit der groſſen Welt ſtört mich nicht in der Ruhe meines Herzens, und in der Gemächlichkeit eines ſtillen einſamen Lebens —

Zu folge dieſer Gründe war denn alſo Herr **Feldner** ganz ein Mann nach ihrem Geſchmack. Er war übrigens würklich ein ſchöner, wohlgewachſener Mann, von zwey und dreyßig Jahren; und beſaß, bey allen ſeinen Launen, doch einen überaus edlen Charackter. An der Seite einer Frau, wie die kluge, und edle **Antoinette** war, konnte ſeine Miſogynſchaft völlig zerſtreuen, und er noch der glücklichſte Mann von der

Welt werden. Schon beſaß er eine ſehr anſehnliche Predigerſtelle, und, da ſeine große Gelehrſamkeit bekannt war, ſo konnte es ihm nicht fehlſchlagen, mit der Zeit eine Superintendur zu bekommen.

Noch war aber die Verbindung dieſer beyden Leute nur eine unentwickelte Sache, die jedoch ihrer Vollendung täglich nahe entgegen reifte; als Fräulein Thereſe das Ziel ihrer dermaligen Beſtimmung erreichte. Und bey dieſer Gelegenheit lernte ich den Herrn Feldner auch auf der Seite eines vortreflichen Geiſtlichen — im engſten Verſtande — kennen. Je näher die arme Thereſe der Entwickelung ihres Zuſtandes kam, deſto mehr nahm die traurige Gemüthsſtimmung, die ihr Schickſal verurſachte, in ihr überhand. Nichts konnte ſie mehr erheitern; und hätte ſie ihre Schweſter nicht noch bey ſich gehabt, ſie wäre in eine Art von Verzweiflung gefallen.

Bisher wuſte Herr Feldner es immer nicht anders, als daß ſie eine verehlichte Dame ſey, ob er gleich manchmal vom Gegentheil, Verdacht ſchöpfen mochte. Aber einige Tage vor ihrer Entbindung entdeckte die gute Thereſe dieſem ihrem Freunde, ihre ganzen Umſtände, und bat ihn um ſeinen Troſt, und um ſeinen geiſtlichen Zuſpruch, in der entſcheidenden Stunde, die ſie, als die lezte ihres Lebens ahndete. Freylich erſtaunte der edle Mann über dieſe Entdeckung nicht wenig. Aber, da er den zerrütteten Gemüths Zuſtand ſeiner Freundin wahrnahm, ſo hielt er ſich bey Strafpredigten nicht auf, ſondern ſuchte ſie mit Hofnungen zu erheitern, mit welchen er ſie, aus der künftigen Aenderung ihrer Lebensart ſchmeichelte.

Inzwiſchen kam die gefürchtete Stunde heran; die arme Thereſe bebte ihr entgegen. Aber die fürchterlichſte Kataſtrophe gieng glücklich vorüber. Wir ſchmeichelten uns ſchon mit dem erwünſchteſten Ausgange dieſer ganzen traurigen Sache; als ein fürchterliches Ungewitter uns aus unſerm Schlummer erweckte. Den Tag darauf, gieng der neue Weltbürger, wieder in die Ewigkeit über, und die unglückliche Thereſe fiel an gewiſſen nicht ungewöhnlichen Zufällen, in die äuſſerſte Todesgefahr. —

Und hier — an dem Krankenlager dieſer Elenden, die ein bejammernswürdiges Opfer ihrer Leidenſchaften wurde — hier hätte der Wollüſtling, der im Taumel ſeiner, die Menſchheit entehrenden Triebe, die Regungen ſeines Gewiſſens in ihrer Geburt erſtickt; — hier hätte er ſtehen ſollen, um die ſchrecklichen Folgen dieſes unſeligen Gewiſſens Schlafs, an der unglücklichen Thereſe zu ſehen. O! könnt' ich meinen Leſern, worunter vielleicht viele ſind, deren Leben eine Kette von dergleichen Vergehungen iſt, deren ſich meine Gebieterin ſchuldig gemacht hatte, — könnt' ich ihnen, mit den lebhafteſten Farben, ein Gemälde zeichnen, deſſen Original ich nicht vergeſſen werde, ſo lange mir meine Augen offen ſtehen; — ein Gemälde der Reue, des aufwachenden Gewiſſens, und der Verzweiflung, — ein ſchreckbares, die ganze menſchliche Natur erſchütterndes Gemälde! —

Da lag ſie — dieſe Krone der Schönheit, zerriſſen, zerblättert, erbleicht — nahe dem glänzenden Ruin. Wo waren ſie hin, die Reize, die jeder mit Bewunderung und Ehrfurcht anſtaunte? — verbrannt von der Hitze des Fiebers, das ihren Körper durchglühte, — verzerrt von der Schlange des Gewiſſens, die in ihrem Buſen ziſchte! — Hätten ſie mögen dahin fallen — immerhin verdorren, dieſe prachtvolle Blumen ihrer Schönheit! — am Tage der Wiederauflebung wären ſie von neuem, im verherrlichten Gewande, aufgeblüht? — aber — das Grab aller menſchlichen Ruhe — das befleckte Gewiſſen, — das mit ſeinem ganzen Gefolge von Quaalen in ihr erwachte, — nur das brachte die arme Thereſe aufs äußerſte. Da war keine Ruhe mehr in ihrer Seele — kein Friede in ihrem Herzen! unaufhörlich flammte das Feuer der Verzweiflung in ihrem Buſen, und warf ſie aus einer fürchterlichen Phantaſie in die andere. Schreckliche Anfälle von Raſerey ergriffen ſie denn ſo heftig, daß wir kaum im Stande waren, ſie im Bette zu erhalten; und immer waren die Ausbrüche ſolcher ſchrecklichen Zufälle mit Verwünſchungen ihrer ſelbſt, und ihrer geführten Lebensart begleitet. — Doch — es iſt mir unmöglich, in dieſer Schilderung weiter fortzufahren.

Ich merke, daß mein Pinſel viel zu ſchwach dazu iſt. — —

Zwey Tage blieb die unglückliche Thereſe dieſen ſchreckbaren Anfällen ihrer Krankheit unterworfen. Alle Stunden — alle Minuten ſahen wir ihrer Auflöſung entgegen. Und wirklich wünſchten wir ſie, um ſie von den unausſprechlichen Martern befreyt zu ſehen, die das Gemälde der Hölle vorſtellten. Denn wir zweifelten nicht, daß der ewige und allweiſe Richter menſchlicher Vergehungen, bey ihrer Verurtheilung, die Veranlaſſungen zu ihren Verbrechen in Anſchlag bringen, und, nach Maaßgabe ihrer Widerſtehungskräfte, ihre Schuld, oder Unſchuld, in ſeiner groſſen Waage der Gerechtigkeit, und Gnade abwiegen werde. —

Dieſe zwey Tage über war ſie alles Troſtes unfähig; und Herr Feldner bemühte ſich vergebens, ſie durch Gründe der Religion aufzurichten. Er gab ſich unglaubliche Mühe um ſie; und — ich muß geſtehen — dieſen Unterhaltungen, wovon ich nie eine verſäumte, habe ich im

Abſicht auf die Bildung meines Herzens ſehr viel zu danken.

Doch — die Vorſehung hatte die Auflöſung der guten Thereſe noch nicht beſchloſſen. Ihre gute Natur trug, über ihre Krankheit den Sieg davon. Und nun — da ſie anfieng ſich zu beſſern, machten auch die Troſtgründe des Herrn **Feldners** mehr Eindruck auf ihr Herz; und die Ruhe, die dadurch in ihrer Seele wieder hergeſtellet wurde, hatte einen ſo wohlthätigen Einfluß auf ihre Geneſung, daß ſie in einigen Wochen ihre völlige Geſundheit wieder erlangte.

Und eben dieſe ihre harte Niederlage brachte die ſeligſte Veränderung ihres künftigen Lebenswandels hervor. Noch höre ich den feyerlichen Eid, den ſie dem Herrn **Feldner** zuſchwor, daß ſie niemals wieder in ihre ehemaligen Ausſchweifungen verfallen wolle, in meinen Ohren tönen; und noch ſehe ich die wieder aufblühende Schöne vor mir, wie glücklich ſie ſich in dieſer heiligen Minute befand. —

Jedoch — vielleicht hätte auch ſie das Loos der Menſchheit betroffen, derjenigen Menſchheit, die uns oft mitten unter unſern ſeligſten Entſchlüſſen überraſcht, und uns die heiligſten Gelübde der Tugend wieder vergeſſen läßt; — hätte das Schickſal nicht dafür geſorgt, daß den Empfindungen der guten Thereſe auf andre Weiſe, Nahrung verſchafft wurde. Aber — davon im folgenden Kapitel.

Sechſtes Kapitel.

Auch einmal etwas vom Heyrathen.

Als Fräulein Thereſe, — welche Benennung mir meine Leſer hoffentlich noch ſo lange erlauben werden, bis ich ſie wirklich unter die Haube gebracht habe, obgleich, ganz wider die Etymologie der Sprache, das Wort Fräulein ſo viel bedeuten ſoll, als das Wort: Jungfer, welches letztere für Damen von Adelichem Geblüte, eine ſehr entehrende Benennung ſeyn würde, — alſo denn Fräulein Thereſe — da ſie ihre völlige Geſundheit wieder erlangt hatte; erwägten denn meine beyde Prinzipalinnen ſehr weislich, daß nun ihres

res Bleibens hier in Carlsbad länger nicht ſey, und daß man ſich denn nun wohl entſchließen müſſe, zu dem Baron, ihren Bruder, wieder zurück zu kehren. Ich meines Orts harrte auf dieſen Zeitpunkt ſchon längſt mit gröſter Sehnſucht; weil ich theils meine Bedientenrolle überdrüßig war, theils auch, mit meiner geliebten Maximiliane meine Liebeshändel fort zu pflegen, recht ſehr wünſchte.

Aber es war im Rath der Vorſehung ein anders beſchloſſen. Meiner projectirten Liebespflegerey wurde Zaum und Gebiß angelegt. Sobald meine Fräuleins dem Herrn Feldner ihren Vorſatz, Carlsbad nunmehr zu verlaſſen, entdeckt hatten, gewann die Sache gleich eine ganz andre Wendung. Der ehrliche Geiſtliche, der bisher ſich an der philoſophiſchen Rolle eines Bewunderers von Fräulein Antoinettens Geiſtesvorzügen hatte begnügen laſſen, warf ſich nun auf einmal in das Fach eines zärtlichen Liebhabers. Aus dieſem gieng er mit Rieſenſchritten zur Rolle eines Freywerbers über. Und bis die Steckenpferde das ihrige ſchon gethan hatten, die Sache gehörig vorzubereiten, ſo währte es nicht lange, daß Herr Feldner und Fräulein Antoinette das verliebteſte Brautpaar wurden, das jemals in dem weitläuftigen Gebiete Hymens Epoque gemacht hat. Auch wurde dieſer Zwiſchenſtand zwiſchen Schmachten und Erfüllung von beyden Verliebten ſo ſehr abgekürzt, als möglich, weil ſie es in der That nicht für gut fanden, ihre philoſophiſche Reſignation, auf eine zu harte Probe zu ſtellen. Der Termin der Einſegnung wurde alſo überaus kurz anberaumt; und zwar ſollte ſie in des Herrn Feldners Heimath geſchehen.

Ich ſtand alſo auf dem Punkt, mit Fräulein Thereſen allein zu ihrem Bruder abzureiſen, als ein ganz unvermutheter Vorfall auch dieſes rückgängig machte. Ungefähr acht Tage vor unſrer Abreiſe, deren Zeit ſchon ſo gut, wie beſtimmt war, beſchloß meine Gebieterin Thereſe, auf der öffentlichen Promenade ſpazieren zu gehen, welchen Ort ſie nicht beſucht hatte, ſo lange ſie ſich in Carlsbad befand. Ich mußte ihr Geſellſchaft leiſten, oder vielmehr, ich mußte nach Bedienten-Etiquette hinter ihr hergehen.

Wenn ich mich nicht fürchtete von gewiſſen vernünftigen Leuten, und Philoſophen ausgelacht, und der Gegenſtand ihres Spotts, zu werden; ſo würde ich behaupten, Fräulein Thereſe hätte eine Ahndung von ihrem bevorſtehenden Schickſal gehabt. Denn — da ſie bisher überaus eingezogen gelebt hatte, und in eben dieſer Dunkelheit auch wieder ihren Abſchied von Carlsbad zu nehmen, ſehr weislich beſchloß, ſo war es allerdings auffallend, daß es ihr plötzlich einfiel, ſich in ihrem ganzen Glanze öffentlich auf der Promenade zu zeigen. Ihre Schweſter und ihr Geliebter, auch meine Wenigkeit, ſuchten ihr zwar dieſen Vorſatz auszureden, durch die Vorſtellung, daß es hier allerdings Leute aus ihrem Vaterlande geben könne, die ſie kennen, und alsdenn zu Hauſe nicht unterlaſſen würden, ihr Geheimniß, zu nicht geringer Beſchimpfung ihrer Fräuleinſchaft, gehörig auszupoſaunen. Aber alles vergebens! So lenkſam ſie ſonſt war, und ſo ſehr ihr, ihr guter Ruf, noch am Herzen lag, ſo blieb ſie doch ſtandhaft bey ihrem Entſchluß.

Nachdem ſie ſich alſo überaus prächtig angekleidet, und ihrer Schönheit die erforderlichen Hülfsmittel, ſolche noch mehr zu erheben, gegeben hatte, ſo gieng die Reiſe fort. Gemachſam ſpazierte ich hinter ihr drein, und — ich muß geſtehen, kaum waren wir auf der Promenade angelangt, ſo zog die majeſtätiſche Schönheit meiner Gebieterin aller Augen auf ſich. Die übrigen Damen, die ſich zugegen befanden, ſchienen ſich zu ſchämen, daß ſie ſich ſo weit von ihr übertroffen ſahen. Sie machten ihr ſcheele, neidiſche Geſichter, und weil ſie ſonſt nichts an ihr zu tadeln finden mochten, ſo bekritteilten ſie ihre Kleidung, und theilten einander ihre witzigen Einfälle darüber mit: denn es iſt — die Wahrheit zu ſagen, — dem ſchönen Geſchlecht beſonders eigen, daß, wenn ſie auf die Schönheit anderer neidiſch ſind, und doch mit allen ihrem Scharfſinn, keine Flecken an ihnen entdecken können, ſie ihren Neid an der Kleidung oder andern Kleinigkeiten, auszulaſſen pflegen. Die jungen ſüßen Herren, und Pflaſtertreter zogen geſchwind ihre Lorgnetten heraus, beguckten das Fräulein hinten und vorn, rottirten ſich zuſammen, und folgten ihr Schritt vor Schritt nach, um ihre Wohnung auszukundſchaften, und vielleicht eine glänzende Eroberung an ihr zu machen. — Die geſetzten Herren ſahen ſie von der Seite an, und ziſchelten einander ihre Bewunderung dieſer ſeltſamen Schönheit zu. Die alten ausgemergelten Wollüſtlinge blieben ſtehen, und muſterten, unter dem Schein des Vorrechts, das ihnen ihr Alter hierzu zu geben ſchien, die Reize meiner Dame, Stück vor Stück, bis ſie endlich in volle Lobeserhebungen über ihren ſchönen Buſen ausbrachen. — Die Bedienten, junge Mägde, und alles, was zum Pöbel gehört, ſtanden da, mit aufgeſperrten Mäulern, und beneideten mich, daß ich die Ehre hatte, eine ſo ſchöne Dame zu bedienen.

Aber unter dieſem Chaos von Bewunderern zeichnete ſich beſonders ein junger galanter Herr aus, der in prächtiger Kleidung, mit ſeinem von Silber ſtrotzenden

Bedienten hinter ſich drein, mit ſpaniſchen Schritten ganz allein einher ſtolzirte. Er war, wie ich bald erfuhr, ein böhmiſcher Graf von großem Vermögen. Staarenruh hieß dieſer Mann. Er war ein Witwer, und hatte eine überaus ſchöne Gemalin gehabt. Stolz auf ſeinen Adel, ſeinen Reichthum, und ſein gutes Anſehen — denn man konnte ihn, bey einem Alter von 30 Jahren, und ſeinen übrigen Eigenſchaften, in der That einen ſchönen Mann nennen — war er entſchloſſen, ſich wieder eine Gemalin auszuſuchen, die ſeiner Verſtorbenen in allem gleich ſeyn ſollte. Denn er hatte überhaupt die Grille, eine ſchöne Frau zu beſitzen, — wenn ich anders eine Sache, die in der That allgemeinen Beyfall findet, und welche aufrichtig zu reden, auch dieſen Beyfall verdient, weil, man ſage mir dagegen was man wolle, die Schönheit doch immer einer der Hauptgegenſtände des guten Geſchmacks bleibt — eine Grille nennen darf. — Sie mochte übrigens von hohem, oder niedrigem Stande, reich, oder arm ſeyn; das war ihm einerley. Wenn ſie ihm nur gefiel, und nach ſeinem Herzen war; auf Nebendinge ſah er gar nicht.

In dieſer Abſicht, — nämlich unter dem großen Zuſammenfluß von Damen irgend auf eine Perſon nach ſeinem Geſchmack zu ſtoßen, — befand ſich nun eigentlich der Herr Graf izt hier in Carlsbad zugegen. Sobald er nun meiner Gebieterin auf der Promenade begegnete, fiel ſie ihm ſo ſehr in die Augen, daß er wie angenagelt einige Minuten vor ihr ſtehen blieb, und ſie, mit dem treffendſten Ausdruck des Erſtaunens, betrachtete. Mein Fräulein aber trat auf die Seite, und gieng neben ihm weg, ihres Weges fort. Da mir dieſer Mann ſehr in die Augen fiel, und mich ſein ſonderbares Stehenbleiben nicht wenig frappirte, ſo ſah ich mich einigemals nach ihm um, und wurde gewahr, daß er noch lange auf dem erſten Flecke wie eine Bildſäule ſtehen blieb, und uns mit unverwandten Augen nachſahe. Endlich kehrte er um, überlief uns einigemahl, und folgte uns denn ganz langſam nach, bis an unſere Wohnung.

Noch hielten wir ihn für einen der verliebten Abentheurer, der mein Fräulein für irgend eine leckerhafte Beute ſeines lüſternen Liebesgaums angeſehen hätte, und begannen zu Hauſe, uns nicht wenig über ihn luſtig zu machen. Aber noch den Tag wurde ich gewahr, daß der Bediente dieſes Herrn einigemal bey unſerm Hauſe vorbey patroullirte, und Miene machte, mit jemanden von uns ſprechen zu wollen. Ich beſchloß daher, mir mit dieſem Menſchen einen Spaß zu machen, und ſtellte mich unten in die Hausthür. Mein Muſje kam bald wieder, gieng wieder ein paar mal auf und nieder, und ſah mich dabey immer ſehr ſcharf an. Endlich ſagte ich zu ihm:

„Sucht er jemanden, Herr Kammerad?
„Mein Herr

antwortete er

„hat heute hier, wo wir vorbey gegangen,
„einen koſtbaren Ring von wenigſtens
„tauſend Dukaten verloren,“ und da
„wollt' ich doch fragen, ob ihn nicht
„etwa jemand gefunden hätte?

Ich wenigſtens nicht, Herr Kammerad!
„Aber ich denke, wer ihn gefunden hat,

„wird ihn wohl etwas tief verſteckt „haben.

B. Freylich wohl! ich habs auch meinem „Herrn ſchon geſagt. Mein Suchen „würde wohl vergebens ſeyn.

J. „Ganz gewiß; aber ich denke doch, „ſein Herr wird ſich leicht einen anſchaf„fen können.

B. „O! was das anbetrift, Herr Kame„rad, ſo iſt mein Herr ſo reich, daß „er ſich wohl zehn ſolche Ringe mit „Commodité anſchaffen könnte. –

J. „Das glaub' ich. Aber will er nicht „ein bisgen mit herein auf meine Stube „kommen. Vielleicht können wir den „Verluſt ſeines Herrn erſetzen. — —

Das hatte der Patron gewünſcht; und bey einer Bouteille Wein, womit ich ihn regalirte, fiel folgendes Geſpräch unter uns vor:

J. „Sein Herr iſt alſo ſehr reich, wie er „ſagt.

B. „Einer der reichſten Grafen in ganz „Böhmen. Hunderttauſend Gulden „ſind ihm nur wie ein Morgenbrod; „und Land und Leute hat er, wie „Sand am Meer.

J. „Das iſt brav! ich wollte, daß ich
„auch ſo einen Herren hätte.

B. „Iſt ſeine Dame nicht auch reich? ſie
„ſcheint mir doch wenigſtens —

J. „O ja! ich bin zufrieden.

B. „Sie iſt wohl aus Wien, ſeine
„Dame?

J. „Nein! daher nicht.

B. „Oder aus dem Brandenburgiſchen?

J. „Auch nicht.

B. „Nun! ſo iſt ſie wohl aus England?

J. „Nein!

B. „Nun! ſo wüſt' ich nicht, wo ſie ſonſt
„her ſeyn ſollte.

J. „Aus dem Hannöveriſchen.

B. „So! — wie man ſieht, iſt ſie ſehr
„ſchön.

J. „Die Schönſte im Lande.

B. „Wahrhaftig — wenn ich ein Edel-
„mann wäre, ihr Mann möchte ich
„wohl ſeyn.

J. „Der Wunſch würde ihm nichts hel-
„fen; denn ſie will nicht heyrathen.

B. „Ey! das iſt Schade! alſo iſt ſie noch
„ein Fräulein?

J. „Nein!

B. „Nein? — wie iſt das möglich? da
„ſie nicht heyrathen will?

J. „Man kann ja wohl ſchon geheyrathet
„haben.

B. „Alſo hat ſie ſchon einen Mann?

J. „Wer ſagt denn das?

B. „Er ſpaßet, Herr Kammerad, oder ſie
„iſt eine Wittwe?

J. „Könnte wohl ſeyn.

B. Iſt ihr Mann lange todt?

J. „Vor einem Monate.

B. „Das iſt gut!

J. „Warum gut?

B. „Je nun! — das weis ich ſelber
„nicht. Aber wie heiſt denn ſeine
„Dame?

J. „Je nun! — Ja! das weis ich auch
„ſelber nicht.

B. „Er ſpaßet, Herr Kammerad. Jeder
„Menſch — und wenn er auch noch
„ſo wenig hat — ſo hat er doch wenigſtens einen Namen.

J. „Ey! was das anbetrifft, ſo hat meine Dame wohl mehr als einen.

B. „Das kann ſeyn: aber ich will nur
„den Zunamen wiſſen; und zwar —
„unter uns! — von wegen meines

„Herrn

„Herren hälber. Er muß doch wenigſtens
„wiſſen, ob er ſie gnädige Frohlen,
„oder gnädige Frau, oder nur
„ſchlechtweg Ihr Genaden nennen, und
„anreden ſoll.

J. „Das letzte wird wohl das beſte ſeyn.

B. „Ja! das denke ich auch. Ihr Genaden
„klingt auch allemal am beſten.
„Denn ich will ihm nur ſagen — unter
„uns — mein Herr wird ſich bey
„ſeiner Dame melden laſſen: denn er
„hat ſich — unter uns — faſt in ſie
„verliebt.

J. „Das wäre! —

B. „Ganz ſicher! — aber — unter
„uns — um welche Zeit kommt er
„denn ſo ungefähr ſeiner Dame am gelegenſten?

J. „Je! nun! allemal! nur nicht, wenn
„ſie zu Bette gehet.

B. „So! nun! da wird wohl mein Herr
„auch das erſtemal nicht kommen.

Kurz, ich erfuhr, daß der Muſje auf Kundſchaft ausgeſchickt war. Da er ſich wieder abgeführt hatte, fiel mir's — ich weis nicht, aus welcher beſondern Ahndung, ein, daß dieſer fremde Herr wohl etwas mehr, als ein bloßer verliebter Abentheurer ſeyn möchte. Ich erkundigte mich alſo nach ſeinen Umſtänden, und erfuhr das, was ich eben meinen Leſern ſchon geſagt habe.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo war dieſe Eroberung meiner ſchönen Principalin eben nicht unangenehm, da ich ihr meinen Rapport davon abſtattete. Der Graf wurde daher, — denn den Tag darauf ließ er ſich ſchon bey ihr melden, — von ihr auf eine Art aufgenommen, wodurch ſeine Hoffnungen eben nicht zurück geſchreckt wurden. Er hielt ſich auch nicht lange bey der Vorrede auf, ſondern ſchritt, nach einigen Beſuchen ſogleich zum Werke. Denn mein Fräulein erfüllte das Ideal, das er ſuchte, vollkommen. Sein Heyrathsantrag war ganz kurz, und ohne viele Umſtände. Er verlangte nichts, als Thereſens Perſon; und — wenn man nichts mehr, als er, fordert, ſo pflegen die Heyrathstractaten immer ſehr bald zu Stande zu kommen.

Nur von Seiten meines Fräuleins war noch die Hauptſchwierigkeit aus dem

Wege zu räumen. Sie hatte ſich bey dem Grafen für eine Wittwe ausgegeben, und doch — wuſte ſie nun nicht ſo genau mehr, von wem ſie eigentlich Wittwe war; und wenn ſie es denn auch noch gewuſt hätte; ſo würde vielleicht der Graf — mit ihrem Wittwenſtande eben nicht allzuwohl zufrieden geweſen ſeyn. Was war alſo bey dieſen Umſtänden zu thun? Herr Feldner übernahm es, ihm die reine Wahrheit zu entdecken: denn das Fräulein beſaß in der That noch zu viel Schamhaftigkeit dazu, um ihre eigne Verrätherin zu werden.

Anfänglich ſtutzte der Graf freylich ein wenig über die ſonderbare Wittwenſchaft ſeiner Geliebten. Aber — was ſollte er machen? — einmal liebte er ſie, und ſein Herz ſprach, dieſes fatalen Umſtandes ungeachtet, doch ſehr laut für ſie. Zudem zog er auch in ſehr weisliche Erwägung, daß er vielleicht dergleichen Wittwen auch hier und da hinterlaſſen haben könnte, und daher eben keine Urſachen fände, warum ſeine Geliebte in dieſem Punkte unbeſcholtner als er ſeyn ſollte, folglich war auch ſeine Vernunft befriediget, und weil weder Herz noch Verſtand darunter litten; ſo nahm er den ſehr billigen Entſchluß, Thereſens Wittwenſchaft mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu zudecken, und durch ſeine Hand, die kleinen Flecken ihres guten Rufs wieder auszulöſchen, beſonders da in ſeinem Vaterlande ihre Geſchichte nicht bekant war.

Um es kurz zu machen, ſo wurden der Graf, und Fräulein Thereſe ſo gut ein glückliches Paar, als Herr Feldner und Fräulein Antoinette. Sie reißten alle viere auf Herrn Feldners Pfarre im Brandenburgiſchen ab. Dort geſchah die prieſterliche Einſegnung, und denn zog der Graf mit ſeiner ſchönen Gemahlin wieder nach Böhmen auf ſeine Güter. Da ich nun keine Gelegenheit weiter haben werde, mit dieſen vier Perſonen wieder zuſammen zu kommen; ſo dienet hiermit, für Wißbegierige zur Nachricht, daß ſie alleſamt eine überaus glückliche Ehe führen, und das Ungefähr ſegnen, worein ſich die Vorſicht verhüllte, ihre Tage zu beſeligen, und beſonders Gräfin Thereſen merken zu laſſen, daß ihre glänzenden Eigenſchaften eine beſſere Beſtimmung hatten, als die ſie ſchon anfänglich ſelbſt unglücklicher Weiſe gegeben hatte.

Siebentes Kapitel.

Ein erzboshafter Streich der Liebe.

Die jungen Liebesritter, als da ſind junge Offiziere, Studenten, Schreiber, Kaufmannsdiener, Barbiergeſellen, und andere junge Leute, von welchen man oft ſagen kann, daß ſie kaum die Knabenſchuhe ausgezogen haben, laſſen größtentheils ihre erſte Sorge ſeyn, ſich eine Liebſchaft anzuſchnallen, ſobald ſie nur irgend den Trieb dazu in ihrem Weſen fühlen. Je nachdem nun das Empfindungsvermögen dieſer jungen Herren ihre Liebestriebe beſtimmt, ſo arten dieſelben bey ihnen mehr oder weniger theils zur Sinnlichkeit aus, theils ſchränken ſie ſich blos auf platoniſche Subtilitäten der Liebe ein, welche einige verhärtete, und unempfindſame Leute mit dem verächtlichen Namen verliebter Empfindeleyen zu belegen, ſich erkühnet haben. Inzwiſchen iſt es blos die letzte Sorte von dieſen Abentheurern, mit welchen ich in dieſem Kapitel, nach Maaßgabe meines Beyſpiels, ein paar Worte zu reden habe. Denn was die Herren anbetrift, die dem epikuriſchen Syſtem in der Liebhaberey anhangen, mit dieſen habe ich dermalen nichts zu reden, weil ich nie unter ihrer Fahne gedient habe.

Wenn ihr denn, ihr empfindſamen jungen Modethoren, euch ein Mädchen anraiſonnirt habt, ein Mädchen, deren Welt- und Menſchenkenntniß auf eben ſo ſchwachen Füßen ſteht, als die eurige; ſo laßt euch ja nicht etwa einfallen, zu denken, daß es immer ſo in der Welt zugehe, wie einige neuere empfindſame Romandichter, euch die Treue der Mädchen, ſo ſchön, und anmuthig vormalen. Wohl würdet ihr daher thun, wenn ihr dieſen ſüß ſchwazenden Herren nicht ſo blindlings glaubtet, als ihr gemeiniglich thut; und vernünftiger würdet ihr handeln, wenn ihr euch mit dergleichen modiſchen Liebſchaftsangelegenheiten gar nicht befaßtet; ſondern eurer Beſtimmung gemäß erſt was tüchtiges in der Welt lerntet, eh' ihr aufs Heyrathen ausgeht. Denn mit allen den Narrenspöſchen, womit ihr eure Zeit verderbt, und euch zu euren Berufsgeſchäften untauglich macht, iſt es doch am Ende nichts mehr und nichts weniger, als gar nichts; und dergleichen Liebſchaften, wie ihr begehet, zerſchlagen ſich größtentheils auf die jämmerlichſte Weiſe, wie ihr gleich aus meinem Beyſpiele lernen ſollt. Auch kann der Erfolg, nach der Einrichtung unſrer Welt kein andrer, als dieſer ſeyn. Denn das Mädchen, mit dem ihr die empfindſame Rittergeſchichte begeht, hat doch größtentheils Eltern, oder doch wenigſtens Vormünder, Verwandten oder Freunde, die auf ihr Beſtes zu ſehen, Pflichten halber verbunden ſind. Und dieſe müßten doch in der That weder Vernunft, noch Einſichten beſitzen, wenn ſie das ihrer Pflege anvertraute Geſchöpf, den Folgen eurer Geckerey überlaſſen ſollten. Wenn ihr es alſo am wenigſten denkt, ſo kommt ein braver Mann, der eine Frau ernähren kann, ſchnappt euch euer Mädchen vor dem Maule weg, und lacht euch noch dazu hinterdrein aus. Ihr mögt nun auf Siegwartiſche oder Adolphiſche, oder eine andre Manier auf ihn ſchimpfen. Das iſt ihm einerley. Wer will es auch dem

Mädchen verdenken, daß ſie ihr Glück nicht verſcherzt, ſondern ihre künftige Wohlfahrt in Betrachtung zieht? — In eurer empfindſamen Romanſprache nennt ihr das zwar wohl Untreue, und erhebt ein gewaltiges Geſchrey über Unrecht, Zwang, Tyranney, und wer weis, was ſonſt für eingebildete Gewaltthätigkeiten! Ihr ſchimpft und ſchmäht, in lauter empfindſamen Terminologien, wie die Rohrſperlinge! aber — was iſts denn am Ende? — was richtet ihr denn damit aus? — nichts weiter, als daß die klügere Welt euch als Narren belacht, und vernünftige Leute euch die Moral — die ihr ſelbſt zu wiſſen, alt genug ſeyd. — nachrufen: wie man ſäet, ſo wird man erndten.

Doch — dem ſey genug zur Einleitung! Ich eile, euch meine Moral — die freylich etwas bitter für euren empfindungsvollen Gaumen ſeyn mag, die aber doch das Verdienſt hat, daß ſie die ſtrengſte Wahrheit enthält — durch mein Beyſpiel einleuchtend zu machen!

Die lieben Leſer und Leſerinnen dieſer meiner Lebensgeſchichte, werden ſich gütigſt erinnern, welch' ein erbaulich Liebesromänchen, ich mit Fräulein Maximilianen, während meines Aufenthalts bey ihrem Bruder aufrichtete. Die Klügern unter euch werden wohl eingeſehen haben, daß das ganze Hiſtörchen, ein erzunüberlegtes, ſchwankendes, betrügeriſches Ding war. Denn wenn man die Verhältniſſe erwägt, worin wir uns beyderſeits befanden, ſo wird man den richtigſten Schluß machen, zu ſagen, daß wir beyde überaus thörichte, unüberlegte Gecken waren. Der Erfolg erwieß die Sache ſchon dadurch, daß ich das Haus des lieben Barons ſo ſchnell verlaſſen mußte, da ich doch, wenn ich klug gehandelt hätte, bey ihm noch lange das vergnügteſte Leben hätte führen können.

Jedoch — das Romänchen wurde nach dem allerempfindſamſten Zuſchnitt, fortgeſpielt, ſo lang' ich mich im Carlsbad befand. Ich bekam einigemal Briefe von meiner — weyland möcht' ich wohl ſagen — geliebten Maximiliane, die voll theurer Verſicherungen ihrer ewigen Treue und Beſtändigkeit waren. Und wirklich — wenn ich itzt die Sache mit kaltem Blute überdenke — ſo muß ich mich noch oft über die Schwachheit dieſes ſonſt ſo guten vortreflichen Mädchens wundern: denn Schwachheit war es doch gewiß im äußerſten Grade, mit ſo viel Vorzügen, als das Fräulein beſaß, einem ſo flüchtigen leichten Burſchen, ohne Ausſicht auf eine gute Verſorgung, wie ich damals war, ihr Herz ſo ganz ſchenken zu wollen. Auch unterließ ich keinesweges, dieſe Liebesbriefchen, mit den beweglichſten Elegien, und nicht ſelten in Verſen, die von dem empfindſamſten Unſinn ſtrotzten, zu beantworten. Mein Glück, — glaubte ich — hätte ſeinen höchſten Gipfel erreicht, ſobald ich nur wieder bey dem Baron würde angelangt ſeyn; und welche herrliche Ausſichten der Zukunft träumte ich mir nicht in meiner Phantaſie! — Das ſchwankende, unbeſtimmte, faſelnde, und romanesqve meiner Träumereyen ſah ich damals gar nicht ein. Ich dachte nichts, als Maximilianen, ohne mich zu befragen, was denn nun unſer Roman, vernünftiger Weiſe, für ein Ende gewinnen würde? —

So bald es alſo ausgemacht war, daß meine beyden Prinzipalinnen nicht wieder zu ihrem Bruder zurückgiengen, faßte ich den feſten Entſchluß allein zu ihm zurück zu kehren, ob ich gleich noch keine Erlaubniß dazu von ihm hatte. Allenfalls — dachte ich, kannſt du dich einige Zeit, und bis zu einer guten Verſorgung bey **Arnolden** aufhalten, und da wird es dir wohl nicht an Gelegenheiten mangeln, mit deiner Geliebten oft zuſammen zu kommen. So bildete ich mir damals in meiner eingeſchränkten Phantaſie, nichts zuverläßiger ein, als daß ich Verdienſte genug beſäße, um ein anſehnliches Amt zu bekommen, und alsdenn — nichts geringers als ein reiches ſchönes Fräulein zu heyrathen. Genau, wie die Eingangs beſagten jungen Herren, die kaum mit einem Fuße in die Welt getreten ſind, und ſich ſchon mit der zuverläßigen Hoffnung ſchmeicheln, ſie dürften nur ihre Verdienſte vor den Leuten leuchten laſſen, um zu hohen Ehrenſtellen erhoben zu werden, damit ſie ihre Mädchen heyrathen können.

Der Graf Staarenruh bat mich zwar mit einer Herablaſſung, die ich bey weitem nicht um ihn verdient hatte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und Haushofmeiſter bey ihm zu werden. Aber mein Stolz ſträubte ſich mit aller Macht gegen dieſen Vorſchlag, wenn ich auch, zu Beförderung meines Glücks, meine Maximiliane hätte vergeſſen können. Ich ſchlug alſo das Anerbieten dieſes Herrn gänzlich aus, und da inzwiſchen meine Herrſchaften ins Brandenburgiſche abreiſten, ſo legte ich meine Liverey ab, warf mich in die Kleidung eines bedeutenden Mannes, und hatte mir ſchon Poſtpferde zu meiner Abreiſe beſtellt, als das Glück plötzlich einen Strich durch meine Rechnung machte.

Eben war ich im Begriff, meine Sachen zuſammen zu packen, als mir ein ziemlich ſtarker Brief, von der Poſt eingehändiget wurde. Ich erkannte ſogleich des Barons Hand, und da ich ihn erbrach, fiel mir ein Brief von Fräulein Maximilianen in die Augen, der in jenen eingeſchloſſen war. Ohne auf den, von dem

Baron weiter zu achten, riß ich von dem letztern ſchnell das Siegel ab, und las — aber — was las ich? — der Leſer urtheile von meinem Schreck, und Erſtaunen, als ich folgende Zeilen las: ...

Mein lieber Herr Arndt!

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen eine „Nachricht geben muß, die Ihnen „gewiß nicht die angenehmſte ſeyn wird. „Ich habe eingeſehen, daß unſre Liebe ein „wenig unüberlegt war, und daß nicht „der beſte Erfolg davon zu erwarten ſtand. „In dieſer Betrachtung habe ich es für „das Beſte gehalten, dieſelbe ganz aufzuheben. Bey kaltem Blute werden Sie „mir Recht geben, wenn ich ſage, daß „dieß der vernünftigſte Entſchluß iſt, den „wir nur faſſen können. Ergeben Sie „ſich drein, und laſſen Sie alle weitere Hoffnung auf mich fahren! Um Ihnen dieſes „deſto leichter zu machen, werde ich in einigen Tagen den Herrn Hofrath von Tanneborn heyrathen, einen jungen Mann, „mit welchem ich glücklich zu leben hoffe. „Glauben Sie übrigens nicht, daß ich

„bey dieſem Schritte gefühllos bin? Sie „dauern mich in der That; und nichts „kann mich, über das Mitleid, das ich „wirklich für Sie empfinde, tröſten, als „der wirklich wahre Gedanke, daß es ſo „ſeyn mußte, und daß uns unſre Trennung in der That glücklicher macht, als „unſre Vereinigung. Ich gebe Ihnen alſo Ihre Verſprechungen hiermit zurück. „Thun Sie daſſelbe mit den meinigen, und „denken Sie — wenn Sie einſt in den „Armen eines andern Mädchen ſich Ihres „Lebens freuen — bisweilen an

Ihre

Freundin

Maximiliane.

Wer jemals in ſeinen wonnevollen Träumen der Zukunft, auf der höchſten Stufe des Glücks zu ſtehen, ſich ſchmeichelte, und mit Entzücken auf die Felder des Vergnügens, die ihn umlächelten, herab ſah; und es kommt nun ein rauher Nordſturm, und ſchleudert ihn herab in die Tiefe, daß ihm Hören und Sehen darüber vergeht, und er nicht weiß, ob er aufſtehen oder liegen bleiben ſoll; der denke ſich an meine Stelle, als ich dieſen, für mich damals ſo entſetzlichen Brief durchgeleſen hatte. Niedergeſchmettert von dem heftigen Gefühl meines Schreckens, und betäubt von der grauſamen Empfindung fehlgeſchlagener Liebe, ſtand ich einige Minuten ohne alle Beſinnung da. Nachdem aber der erſte Sturm des Schreckens vorüber war, ſo bemächtigte ſich eine Art von Wehmuth meiner Seele, die zugleich auch mit einer gewiſſen Empfindung des Zorns ſehr reichlich verſetzt war.

„Dieſen kalten ſchnöden Abſchiedsbrief,
„mir zu ſchreiben! — man möchte ra-
„ſend darüber werden —

ſagte ich bey mir ſelber, und — viel fehlte nicht — ich zerriß dieſen mir damals ſo ſchimpflichen Brief — in tauſend Stücken. Doch aber begnügte ich mich, ſolchen mit der größten Heftigkeit vor mir auf den Boden zu werfen; und voller Wuth gieng ich, mein grauſames Schickſal bejammernd, über eine halbe Stunde lang, wie wahnſinnig im Zimmer auf und nieder.

Damals war es unter unglücklich Liebenden noch nicht ſo, wie in itzigen welt erleuchtetern Zeiten, hergebracht, ſich à la mode Werthern, durch ein gutes Piſtol von dem Sturme und Drange des Herzens, auf eine honette Art zu befreyen. Ich wenigſtens würde ſolchenfalls gewiß, in der erſten Hitze meiner Verzweiflung, ſpornſtreichs einen Courier, an meine treuloſe Geliebte abgeſchickt haben, um mir ein Piſtol von ihr zu erbitten, womit ich mir hätte das Lebenslicht ausblaſen können. Aber — da man in damaligen Zeiten von dieſer Art der Bravour — wenigſtens in Liebesanfällen — noch gar keinen Begriff hatte, und — zum Glück in meinen Adern kein ſo ſchwarzes dickes Blut wallte, als die Kraftmänner unſrer Zeit theils wirklich beſitzen, theils zu beſitzen ſich einbilden; ſo kühlte ich mich, nach einigen thätlichen Ausbrüchen meiner Wuth, durch den Gedanken, der mich wie ein wohlthätiger Genius beſeligte, wieder ab, daß ein Mädchen, die leichtſinnig genug wäre, die mir ſo theuer geleiſteten Schwüre zu brechen, gar nicht einmal werth ſey, ſich um ihren Verluſt ſo abzuquälen. ....

Und nun — bey etwas kälterem Blute, fiel mirs ein, daß ich des Barons Brief noch gar nicht geleſen hatte. Eiligſt nahm ich ihn denn zur Hand, und vorerſt fiel mir noch ein verſiegelter Brief an einen gewiſſen Hofrath N. zu X. in die Hände, den ich aber bey Seite legte, und des Barons Brief, ungefähr folgenden Inhalts fand: er meldete mir, daß er ſich, nach dem Beyſpiel ſeiner Schweſtern, ebenfalls entſchloſſen habe, ſich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben; und da er mit den Sorgen des Eheſtandes künftig zu viel zu thun zu bekommen glaube, als daß er ſein Theater länger beſorgen könne, ſo wäre er Willens, ſolches auf einige Zeit eingehen zu laſſen. Und weil er mich denn eben ſo nöthig nicht mehr brauche; ſo ſtelle er mir es frey, ob ich mich einige Zeit bey ihm aufzuhalten gedenke, welches ihm zum Vergnügen gereichen würde, oder ob ich Luſt hätte, mich in X. um eine andre Bedienung zu bewerben, zu welchem Ende er mich in beykommendem Briefe, an ſeinen Freund, den Hofrath N. auf das Beſte empfohlen habe. Schlüßlich wolle er mir noch melden, daß ſeine Schweſter Mari-

milias

miliane, nächſter Tage mit dem Herrn Hofrath von Tanneborn Hochzeit halten würde.

Auf dieſen höflichen Abſchied, den ich ſehr wohl verſtand, entſchloß ich mich kurz, mit den ſchon beſtellten Poſtpferden ſo gleich nach X. abzureiſen, und dort mein Glück weiter zu ſuchen. Indem ich dieſen Entſchluß gefaßt hatte, hielt meine Poſtchaiſe ſchon vor der Thür. Ich ſezte mich auf, beorderte den Poſtknecht, die Tour nach X. zu nehmen, und fuhr davon.

Achtes Kapitel.

Allerhand Gaſthofs Scenen.

Auf meiner Reiſe hatte ich Zeit genug, über das traurige Ende meines Liebesabentheuers, mit Fräulein Maximillianen nachzudenken. Ob gleich meine erſten aufbrauſenden Empfindungen über ihre Untreue ſchon ziemlich abgekühlt waren, ſo trat doch noch manche wonnevolle Scene der Vergangenheit, wo ich mit ihr den Kelch der Liebe ausgeſchwelgt hatte, vor meine Seele; und dieſe Erinnerungen brachten denn manche Gefühle der Wehmuth über mein verlornes Glück, in mir hervor. Es war natürlich, daß ich, der Beſtändigkeit des weiblichen Geſchlechts, bey mir ſelbſt, eben keine ſchmeichelhafte Lobrede hielt. So wenig ich damals auch die Gemüthsart dieſer von außen ſo gleiſſenden Engel kannte, ſo glaubte ich doch, die Erfahrung gemacht zu haben, daß im Ganzen genommen, das Frauenzimmer voller Wankelmuth, und Untreue ſey; und ich war ſehr geneigt, den Grundſätzen des Herrn Feldners, die mir izt ſehr lebhaft einfielen, völligen Beyfall zu geben. Heute ſchwören uns dieſe Verführerinnen ewige Treue, — dachte ich — und morgen kommt irgend ein ſüßduftender Schmetterling, ziſchelt ihnen ein neues Liedgen von Liebe vor, kizelt ihre Eigenliebe, und ihren Ehrgeiz, und — vergeſſen iſt Schwur und Treue, und alles, was der vorige Liebhaber ihnen aufgeopfert hatte. Und dergleichen verläumderiſche Ungerechtigkeiten mehr, die ich, den Wänden meiner Chaiſe, in den bitterſten Tönen, vorzudeklamiren, mich nicht ſcheute! —

Aber plözlich — wie ein Blick der Sonne durch öde ſchwarze Donnerwolken hindurch ſtrahlet, fuhr der Gedanke an Amalien durch meine Seele. Im lichthellen Glanze der Unſchuld, Beſtändigkeit, und Tugend verwieß mir dieſer Engel die Läſterungen, die ich wider ihr Geſchlecht ausſtieß. Zurückbebte ich vor dieſem Gedanken, und mein Herz fühlte die Wahrheit, daß eine einzige Amalie mit dem ganzen Umfange ihrer Tugenden, das ganze weibliche Geſchlecht, von den gewöhnlichen Vorwürfen, womit unzufriedne Liebhaber es zu brandmarken pflegen, reinigen könne. Aber auch nicht nur dieſe Amalie, deren Herrlichkeit ich noch izt wie eine Gottheit verehre, ſondern auch du, Geliebte meines Herzens, du Inbegriff aller Vortreflichkeiten, die der Leſer erſt künftig kennen lernen wird, — auch du überzeugeſt mich, mit deiner Treue, deiner Edelmuth, alle Tage mehr von dieſer Wahrheit! — Euch beyden hat es euer ganzes Geſchlecht zu danken, daß ich in dieſem Buche alle meine Kräfte aufbieten werde, ihren mannigfaltigen Tugenden Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und ihr Lob, wo ich kann

und

und weiß, zu erheben; ob ich gleich, um der Wahrheit der Geſchichte willen, auch oft genöthiget ſeyn werde, diejenigen häßlichen Seelen, die ihr eigen Geſchlecht, mit den niederträchtigſten Handlungen brandmarken, zu züchtigen.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo machte mich dieſer Gedanke an Amalien, auch viel toleranter gegen Maximilianen. Ich zog die Umſtände in Betrachtung, die ſie, zur Untreue gegen mich, genöthiget haben konnten. Schon fieng ich an ſie zu entſchuldigen; und in der Folge wird der Leſer ſehen, daß ich ihr dadurch nichts mehr, und nichts weniger, als Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Unter dieſen Betrachtungen, und den, mit Reiſen verknüpften Zerſtreuungen, wodurch ich mein Herz völlig beruhigte, traf ich glücklich, und ohne widrige Zufälle in X. ein. Ich ſtieg auf Anrathen des Poſtknechts, im Gaſthofe zum goldenen Stern ab, und wurde in der Thür von der Wirthin,

thin, einem jungen runden Weibchen, in friſirten Haaren, und in ſehr reinlicher Kleidung, empfangen.

„Ihr Gnaden befehlen doch vermuthlich „ein Zimmer vorn heraus?

ſagte ſie, und rufte zugleich einem herbey ſpringenden Marqueur zu,

„bringt Ihr Gnaden in Numero ſechſe! „Aber, Ihr Gnaden

fuhr ſie fort: denn es war früh um 9 Uhr, da ich ankam,

„befehlen doch ein Frühſtück? Wir ha„ben ganz delikaten Malaga, auch al„lerhand portugieſiſche, franzöſiſche und „ungariſche Weine von der beſten Sorte, „die nur zu haben iſt. Und einige Con„fituren — ich habe ſie ſehr delikat, denn „ich backe ſie alle ſelbſt — befehlen doch „Ihr Gnaden auch dazu.

Ich ſagte, daß ich mir das Zimmer hernach ausbitten, izt aber in die ordinaire Gaſtſtube gehen wolle. Hier nahm die Wirthin ſchon eine etwas kältere Miene an, und da ich vollends ſtatt der ſo ſehr gerühmten Weine, nur Kaffee begehrte, machte ſie mir, mit einem, dergleichen Leuten, gegen niedrige Stände, ganz eigenem verächtlichen Air, einen Kopfnicker, und ſagte:

»Gleich zu Ihrem Befehl!

Nunmehr gieng ich in die Gaſtſtube, wo ich denn auch den Herrn Wirth noch ganz allein antraf. Ein Mann, ſo an die funfzig, in einem langen cattunen Schlafrocke, und einer ſeidenen türkiſchen Müze. Er ſaß auf einem bequemen Lehnſtuhle, an ſeinem Kaffeetiſche, und ſchmauchte, die Zeitungen leſend, ſeine Morgenpfeiſe. Da ich hinein trat, erhob er ſich mit vielen Bücklingen und Krazfüßen von ſeinem Siz empor, und warf mit Ihr Gnaden, und unterthänigen Dienern um ſich herum. Indem er aber noch unter ſeinen Komplimenten arbeitete, trat der Marqueur herein, und fragte, ob mein Bedienter auch Kaffee bekommen ſolle? Ich antwortete, daß ich gar keinen Bedienten bey mir habe. Kaum hatte dieß der Wirth gehört, ſo fuhr er mit der Hand über die Naſe, die er zugleich ſehr ſtolz empor hob, ſezte ſeine Müze auf, pflanzte ſich eiligſt wieder auf ſeinen Stuhl hin, und zündete ſeine Pfeiſe wieder an, die ihm über den Komplimenten erloſchen war.

„Sezen Sie ſich nieder, mein Herr!

ſagte er zu mir, und begann in ſeinen Zeitungen fort zu leſen. Ich ließ inzwiſchen meine Sachen abpacken, fertigte den Poſtillion ab, und ſezte mich nieder meinen Kaffee zu trinken.

Nunmehr begann mein Herr Wirth ſich näher um mich zu bekümmern, indem er ſich mit der Frage zu mir wandte:

„Sie kommen wohl von Leipzig, mein
„Herr!
J. „Nein! ich komme aus dem Carlsbad.
W. „So! je da reiſen im Sommer die meiſten
„Horazioris und Standesperſonen
„hin. Ich bin ſelbſt auch ſehr oft da
„geweſen. Da ich noch Oberproviant-
„Kommiſſarius in Kayſerlichen Dienſten
„war, hab' ich oft da zu thun gehabt.
„So!
W. „Mit wem hab ich denn eigentlich die
„Ehre zu ſprechen?
J. „Ich bin Sekretair bey einem vornehmen
„Cavalier geweſen; izt aber auſſer
„Dienſten.

W. „So! und ſind der Herr Rath von Adel?

J. „Welcher Rath?

W. „Je nun? was denn? nach dem Sekretair iſt ja der Rath wohl der nächſte.

J. „Mich meynen Sie alſo?

W. „Je nun! wen denn ſonſt?

J. „Nein! ich bin nicht von Adel.

W. „So ſo! — aber der werthe Name des Herrn Raths iſt?

J. „Arndt heiße ich.

W. „So! Arndt alſo! ich habe auch einmal einen ſehr hübſchen Mann gekannt, der ſo hieß. Es war ein Hofchirurgus. Sind der Herr Rath nicht ein Thüringer?

J. „Ja wohl bin ich das.

W. „Und woher gebürtig?

J. „Aus Blankenburg.

W. „Je poztauſend! ſo ſind Sie ja wohl gar ein Sohn von meinem Freunde, dem Herrn Hofchirurgus?

Hier ſah' ich nun wohl, daß der Mann meinen Vater kannte. Und ob ich gleich von meiner Entdeckung eben nichts mehr zu fürchten hatte, ſo war mir doch des

Wirths Erkennung meiner Perſon, eben nicht ſonderlich angenehm, weil ich fürchtete, meine romanhafte Entweichung möchte mir bey meiner Beförderung in X. ſchädlich ſeyn. Ich nahm mich daher in Acht, und antwortete:

„daß mein Vater Hofchirurgus wäre,
„wüſt ich eben nicht. Aber ein Barbier
„und Bader iſt mein Vater, das weis ich
„wohl.

W. „Je nun! was thut das? Kurzum,
„Sie ſinds; und ich freue mich, hier
„den Sohn meines Freundes kennen zu
„lernen.

J. „Alſo kennen Sie meinen Vater?

W. „Ey! was denn? kennen! mein ſpe„cial guter Freund iſt er. Wir ſind ein
„Herz und eine Seele zuſammen.

J. „Ich könnte mich doch nicht beſinnen,
„von Ihnen gehöret zu haben.

W. „Ey was? Sie waren damals ein
„Bürſchgen ſo von ein paar Jahren.
„Ich war damals Haußhofmeiſter bey
„dem Burgermeiſter in Blankenburg,
„und da war ich mit ihrem Herrn Vater
„ſehr intim. Aber daß ich fragen mag,

»was ſind denn eigentlich des Herrn
»Raths Geſchäfte hier?

J. »Ich ſuche eine hübſche Bedienung.

W. »Das laſſe ich gelten. Nun! wenn
»ich Ihnen mit meiner Empfehlung dienen
»kann — mit gröſtem Vergnügen!
»Ich habe hier ſehr viel intime Freunde.
»Z. B. der Herr Cammerrath T. der Herr
»Miniſter Z. der Herr Kammerherr
„S. der Herr Oberconſiſtorialrath F.
»und andere mehr. — Kurzum ich
»kann Ihnen dienen.

J. »Kennen Sie auch den Herrn Hofrath
»N.

W. »J! was denn? den Herrn geheimden
»Rath N. — ich werde doch —

J. »Iſt er geheimder Rath geworden?

W. »Je nun! er wirds bald werden.
»Ach daß Gott! der iſt mein ſpeciel guter
»Freund; wir ſind ſo intim — Kurzum
»— mit dem hab' ich manche Bouteille
»Rheinwein hier am Tiſche ausgeſtochen.

J. »Ich habe Empfehlung an ihn.

W. »So! von wem denn? daß ich fragen
»mag!

J. „Von meinem vorigen Prinzipal — dem „Baron Mildenfelß in Siebenleben.

W. „Ach! ha! So! von dem! — es iſt ein „braver Mann, der Baron

J. „Kennen Sie ihn?

W. „Wie ſollt' ich denn nicht? — er war „ja ſonſt mein ſpecial guter Freund.

J. „Wo haben Sie ihn denn kennen lernen?

W. „Da ich noch Regimentsfeldſcherer „war.

J. „Ich meyne — wo?

W. „In Leipzig — auf der Meſſe. Aber „wieder auf den Herrn geheimden Rath „zu kommen, ſo ſagen Sie ihm nur, „daß Sie bey mir eingekehrt ſind. Das „rekommandirt Sie ſchon, und hernach „wird er mich denn wohl fragen, und „da können Sie ſich drauf verlaſſen, ich „werde Sie beſtens rekommandiren.

So dauerten dieſe Großpralereyen fort, bis gegen 10 Uhr, wo ſich mein Herr Wirth ſtellte, als ob er noch vor Tiſche ein ſehr wichtiges Geſchäft bey irgend einem Großen des Hofs hätte. Er zog ſich in aller Eil vollends an, bat um Vergebung, daß er mich allein laßen müße, und gieng ſeiner Wege. Ich hingegen begab mich auf mein Zimmer, um meine Sachen auszupacken. Ehe ich nun von der neuen Geſellſchaft, die mich hier beſuchte, etwas ſage; ſo will ich doch vorher den Leſer, mit kurzen Worten, von dem Charackter des Wirths unterrichten, den er ſich wohl ſchon aus obigem Geſpräch, als ziemlich komiſch wird abſtrahirt haben.

Dieſer Mann war einer der Matadors, unter dem großpralenden, und windbeutelnden Volke der Gaſtwirthe. Er hatte vielerley ſonderbare Schickſale gehabt; und dieſe gaben ihm oft Gelegenheit, die ausſchweifendſten Windbeuteleyen vorzubringen. Sein Steckenpferd war nichts geringers, als eine wichtige Perſon in der Welt vorzuſtellen, und Bekanntſchaft mit großen Leuten zu haben. Deswegen gab er ſich auch ſelbſt den Titel als Hoftraiteur, und rühmte ſich, mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit von der Welt, der intimſten Freundſchaft mit allen vornehmen Männern, die er auch wohl kaum dem Namen nach kannte. Nach Maaßgabe dieſes ſeines eigenen Stolzes beurtheilte er denn auch andre Leute; und daher titulirte er auch jedermann eine Stufe höher, als ſein Prädikat würklich war. Und wer gar keinen Titel hatte, dem gab er ſelbſt einen, wie er glaubte, daß er ſich für ihn ſchicke. Uebrigens ſtellte er ſich, als ob er von jeder Sache in der Welt Kenntniſſe habe, und unterließ nicht, ſeine eingebildeten Talente, bey jeder Gelegenheit auszupoſaunen. Da man ihn nun in der ganzen Stadt auf der Seite dieſer ſeiner Narrheiten kannte; ſo nahm auch jederman ſeine Titulaturen an, und ſeine Beförderungen waren eine ſo bekannte Sache, daß es gar niemanden mehr auffiel, wenn er den Advokatenſchreiber, einen Actuarius, und den Actuarius, einen Amtmann nennte.

Doch wieder zur Geſchichte! — indem ich in meinem Zimmer noch mit Auspackung meiner Sachen beſchäftiget war, trat ein Mädchen zu mir herein, die mich kaum erblickte, als ſie verwunderungs voll in die Hände ſchlug, und ausrufte:

„Ne! Herr Jemine! darf ich denn meinen Augen trauen thun, oder nicht?

„—

„— ja! wahrhaftig in Gott! Sie
„ſinds! und zwar gewiß und wahrhaftig
„— ich will kein ehrliches Mädchen
„ſeyn — der Herr Rath ſind Muſje
„Lorenz. Ja! wahrhaftig in Gott!
„— halten Sie mir's zu Gnaden! —
„es hat doch mein Lebtage ſo geheiſſen:
„Berg und Thal kommen nicht zuſammen,
„aber Menſchen kommen zuzammen;
„und das Sprichwort iſt wohl
„wahr, der liebe Gott führt ſeine Heiligen
„wunderlich. Kennen Sie mich
„denn nicht mehr? Ich bin wohl etwas
„dicker geworden, wie allerhand hübſche
„Leute geſagt haben; und wahrhaftig
„in einem Oberſche iſt das auch kein
„Wunder, daß man dicke werden
„thut —

Meine Leſer werden ſich noch an Jungfer Liſen erinnern, die geheime Sekretairin der Frau Doktor Eismannin in Leipzig; und würcklich war es niemand anders, als ſie, die mir hier ſo unvermuthet vor Augen trat.

„Ey freylich bin ich der ehemalige Muſje Lorenz,

ſagt

ſagte ich.

„und ich kann mich recht wohl auf ſie beſinnen, wie ſie ſo ſtolz gegen mich that, als ich in Leipzig ſo plözlich meinen Abſchied bekam. Aber wie kommt ſie denn hieher? wie hat ſie es denn übers Herz bringen können, ihre ſchöne Madam zu verlaſſen?

L. „Ach! was das anbetrift, Ihr Gnaden, ſo wollt' ich mich nicht länger wegwerfen thun, mich von dieſer ſaubern Madam länger beſchickaniren zu laſſen, das muß ich geſtehen. Aber ich will doch nicht verhoffen thun, daß Ihr Gnaden noch böſe auf mich ſind. Denn es hat wohl mein Lebtage ſo geheißen, es iſt nicht gut, wenn man die Sonne mit ſeinem Zorne untergehen läßt; denn was mich anbetrift, ſo will ich kein ehrliches Mädchen ſeyn, wenn ich nur den geringſten Groll gegen einen ſo feinen artlichen Herrn, wie Ihr Gnaden ſind, in meinem Herzen haben thue. Und wenn ich Sie erzehlen ſoll, warum ich von der ſaubern Madam, meine Diniſchon genommen habe, ſo werden

„Sie ſehen, daß ich gewiß und wahrhaftig ein ehrliches Mädchen bin. „Wunders halber hören Sie nur, wenn „ich Sie nicht inkommodiren thue! —

J. „Ach nein! erzehl ſie mir ihre Geſchichte!

L. „Je! da ſehen Sie einmal, wie es einem armen Dienſtmädchen gehen kann. „Da kriegten wir einen neuen Studenten ins Haus — es war ein rechter „feiner Menſch — denn er hatte Geld „wie Heu? In dieſen verliebte ſich die „Madam, und wenn ich nicht gethan „hätte, ſo hätte ſie ihn doch gewiß und „wahrhaftig nicht aufs Fleck gebracht „— das muß ich geſtehen — aber Undank iſt der Welt Lohn — hat es wohl „mein Lebtage geheißen. Nun hatte doch „Herr **Mildlieb** ſo gut ſeine zwey Augen, wie andre hübſche Leute, und da „konnte man's ihm doch wahrhaftig in „Gott, nicht verdenken, daß er mich „auch ein bisgen lieb hatte: denn was „das anbetrift, ſo hatte ich ja doch ſo „gut Fleiſch und Blut, wie die Madam. „Und da kam ſie einmal, und wolte den „Herrn **Mildlieb** beſuchen auf ſeiner

„Stube, und da ſie hinein kam, da hatte
„mich Herr Mildlieb zum Zeitvertreibe
„ein Bisgen auf ſeinen Schooß genommen.
„Poz tauſend noch einmal, da
„hätten Sie hören ſollen, wie mich die
„Madam herunter machte, und aushunzen
„that, gleichſam als ob ich ſo
„ein weggeworfenes Menſch — ſo eine
„Hure vor einen Groſchen wäre, und
„wir hatten doch — das kann ich Ihnen
„zuſchwören thun — wahrhaftig
„nichts ſündliches mit einander vorgenommen,
„ich und Herr Mildlieb,
„und lange es nicht ſo bunt gemacht,
„wie ſie ſelber mit dieſem Herrn Mildlieb.
„Und da wollte ſie mich parduz
„aus dem Hauſe jagen, und ſie gab
„mir die ſtoblöſeſten Reden. Aber ich
„ſpielte das privomire, und forderte
„meinen Lohn, und da nahm mich Herr
„Mildlieb zur Geſellſchaft mit hieher nach
„X. und da wir juſtemang hier in dieſem
„Oberſche abtreten thaten, ſo miethete
„mich gleich meine izige Madam,
„die auch gewiß und wahrhaftig eine
„gar charmante Madam iſt, und
„ſieht gewiß eben ſo hübſch aus,

»wie meine vorige, und wohl noch
»beſſer —

J. »Sie hat ein luſtiges Abentheuer gehabt.
»Aber hier — gefällts ihr wohl recht
»gut?

L. »Ey! was das anbetrift, ſo kann ich
»eben nicht klagen thun. Ich bin auch
»recht gut Freund mit meiner Madam,
»und habe ihr ſchon manchen feinen
»Herrn zum Hamang verſchaft. Frey-
»lich müſſen wir's ein Bisgen verſchmizt
»machen, daß es der Herr nicht merkt;
»denn er iſt ſelber noch — mit ſalveven
»zu ſagen — ein rechter geiler Bock,
»und deswegen hat er auch die Madam
»genommen, weil ſie hübſch ausſehen
»thut — denn ſie iſt ein armes Dienſtmäd-
»chen geweſen, ſo gut, wie ich, und
»hat hier bey einem vornehmen Herrn
»für Kammerjungfer gedient — und
»mein Herre iſt ein garſtiger hiziger bö-
»ſer Mann, und es iſt doch keine Magd
»vor ihm ſicher. Aber was mich anbe-
»trift, ſo würde ich mich nun und nim-
»mermehr ſo wegwerfen thun, mich mit
»einem ſolchen garſtigen Dickranzen,
»und Tobacksgeſichte, als mein Herr

„iſt, einzulaſſen, denn, was das anbetrift, ſo kann ich Ihr Gnaden zuſchwören thun, daß recht feine Herren hieher kommen, die ſo gut ihre zwey Augen haben, als andere ehrliche Leute.

Aus dieſer langen Harangue erſah' ich denn nun wohl, in was für einem Hauſe ich mich befand. Jungfer Liſe war hier ſo gut die Kuplerin der hübſchen Wirthin, wie ſie es bey der Doctor Eismannin geweſen war. Vielleicht hätt' ich auch wohl noch beſondere Umſtände von der Situation des Hauſes erfahren; aber die geläufige Zunge des Mädchens wurde durch das Rufen des Marqueurs, das draußen vor der Thür in den Worten:

„Wo hat ſie aber das Kreuzdonnerwetter ſo tauſendſackermenttzſch lange?

ertönte, unterbrochen. In aller Eil meldete ſie mir alſo noch, daß ſie eigentlich gekommen ſey, mich zu fragen, ob ich mit der Geſellſchaft, oder allein ſpeiſen wolle? Ich wählte das erſtere, und Jungfer Liſe verließ mich unter wiederholter Bitte, daß ich nicht böſe auf ſie ſeyn möchte. Ich hingegen brachte meine Sachen vollends in

Ordnung, und gieng ſo dann wieder in die Wirthsſtube.

Neuntes Kapitel.

Beyträge zur Schilderung der Freymüthigkeiten in Reſidenzen.

Zwey Lieutenants von der Garde, drey Sekretairs, vier Canzelliſten, zwey Calculatores, ſechs Kandidaten, fünf Advokaten, vier Fähndrichs vom Garniſon-Regimente, und ein alter Beamter aus der Provinz, fanden ſich nach und nach zum Mittagsmahl ein. Die beyden Lieutenants waren die erſten. Der eine davon nahm ſogleich die Wirthin, mit ſoldatiſcher Grazie in Arm, und drückte ihr einige kriegeriſche Küſſe auf den Mund, während daß der andre Jungfer Liſen auf ſeinem Schooße wiegte, und ihr einige, unter Offizieren gebräuchliche Galanterien vorſchwazte. Dann nahmen ſie beyde meine Perſon in hohen Augenſchein, und ich hörte, daß der eine zum andern heimlich ſagte:

»Das iſt hohl mich alle Teufel ein ſchöner »Junge! Das wär ein Kerl für meinen »Kapitain!

Izt trat der Wirth wieder herein mit den Worten:

»Serviteur, meine Herren!

und nachdem er abgelegt hatte, ſagte er zu dem einen Lieutenant:

»Ich habe Sie auf der Parade geſucht,
»Herr Hauptmann! Da bekomme ich
»heute einen Brief von meinem guten
»Freunde, dem Major Pelzel in Berlin
»— ich ſoll hier einen Wechſel von
»500 Rthl. für ihn einlöſen — und
»da hat er mir auch ein Kompliment
»an Sie mit aufgetragen.

»Iſt Pelzel ſchon Major?

fragte der andre Lieutenant;

»Je nun! was denn?

verſezte der Wirth,

»wie lange wirds denn währen? Ich hab'
»ihn eigentlich in Preußiſche Dienſte ge-
»bracht.

Unter dieſen, und mehreren Großſprechereyen des Wirths, wurde ſich zu Tiſche geſezt; und nun begann folgende Unterhaltung unter den Gäſten:

„Der Obriſt Zanklopp iſt ja General
„geworden,

ſagte der eine Sekretair,

„Leider wohl!

antwortete ein Fähndrich,

„Ich wüſte, Gott ſtraf mich, nicht,
„was der Herr mit ſo einem General
„machen wollte. Zum Kammerjunker
„mag er ſich wohl ſchicken, aber nicht
„zum General. Mich ſoll der Teufel ho-
„len, wenn er eine Wachparade ſtellen
„kann.

„Ey! was reden Sie, Herr Lieutenant?

fiel der Wirth ein,

„ich kenne den Herrn General-Lieutenant
„ſehr ſpeciell; wir waren Kammeraden,
„und haben zuſammen unter einem Regi-
„mente gedient. Von mir profitirte er
„damals viel, und er kann ſo gut einen
„General vorſtellen, als einer.

Sogleich wurde dieß Geſpräch abgebrochen, weil ein Acciß-Canzelliſt erzehlte, daß ein Befehl zu Einführung einer neuen Acciſe, unter der Preſſe ſey.

„Was wird dem armen Lande nicht noch
„alles aufgebürdet werden?

ſagte ein Advokat,

„ich weiß gar nicht, wie ſich der Herr
„von ſeinen Miniſtern ſolche Sachen in
„Kopf ſezen laſſen kann, die doch offenbar
„zum Ruin des Landes abzwecken.
„Ja wohl!

fiel ein Sekretair von der Regierung ein:

„aber ſo gehts bey uns zu. Der Herr
„kann ſeine Leute nicht penetriren. Wenn
„ſie auf Reformation der Juſtiz dächten,
„daß wir nicht ſo viel Schererey bey den
„Collegiis hätten, das wäre nüzlicher.
„Ey! wer denkt daran!

ſagte ein anderer Advokat,

„man weiß faſt gar nicht mehr, ob wir
„Geſetze haben, oder nicht? lauter Plusmachereyen!
„Und es wird doch immer Minus im
„Lande,

verſezte ein Sekretair von der Steuer,

„das ſieht man an den vielen Steuerreſten.
„Da iſt keine Einnahme, „wo

»wir nicht eine Menge inexigibler Reſte bekommen.

»Die Amtspächte ſollen ja auch aufgehoben werden,

ſagte hierauf ein Kandidat.

»Und das mit Recht,

antwortete der Regierungs Sekretair,

»denn die Beſchwerden über die Plackereyen der ſportelſüchtigen Amtleute, nehmen bey uns gar kein Ende.

»Und ich wollte, daß der Teufel die Amtleute alle zuſammen holte;

fiel der eine Fähndrich ein,

»denn ſie freſſen noch auf die lezt das ganze Land hinein.

»Gemach, junger Herr!

ſagte izt der alte Beamte, der bisher ganz ſtille geſeſſen hatte,

»Es giebt auch ehrliche Leute unter den Beamten; und die Herren, die ſich unterſtehen, ſo frey einen ganzen Stand herunter zu machen, reden insgemein davon, wie der Blinde von der Farbe.

„Ich habe gar nichts dargegen, wenn „die Pächte aufgehoben werden: denn „wer ſich einbildet, daß dabey nur lauter Reichthümer zu erwerben ſind, der „hat gar keine Kenntniß von der Sache. „Aber ob alsdenn nicht andere Inconvenienzien daraus erfolgen werden, „und ob der Sportulirung dadurch „würklich abgeholfen wird; das iſt eine „Frage, die ich eben ſo wenig entſcheiden mag, als ich ein Mittel anzugeben „mir getraute, wodurch den Beſtechungen, bey hohen und niedern Gerichtsſtellen abgeholfen werden könnte.

Nun ſchwiegen dieſe Raiſonneurs alle Mäußchen ſtille, und kein Großprahler traute ſich dem Beamten zu widerſprechen. Vielmehr brachte ein Advokat die Geſchichte einer Dame vom Stande aufs Tapet, die von ihrem Gemahl war verſtoßen worden, weil er den Hofmeiſter des Hauſes, bey ihr im Bette angetroffen habe.

„Es iſt Schade um die Dame,

ſagte der eine Lieutenant,

„daß ſie ſich ſo encanaillirt hat. Sie

„hätte ja wohl noch einen Amant von
„Diſtinction finden können.

„Gott ſtraf mich!

verſezte ein Fähndrich,

„ſie iſt eine weitläuftige Couſine von mir.
„Wenn ſie mir nur ein Wort davon geſagt
„hätte — ich hätt' ihr wohl mit
„mehr honneur aus der Noth helfen
„wollen.

„Und das nennen Sie honneur?

ſagte ein Cammercalculator,

„eine ſchöne honneur! Aber das Uebel
„reißt immer mehr ein. Wie kann es
„auch anders? Wo der Hof ſelbſt an
„nichts, als dergleichen Galanterien
„denkt. —

„Sie werden den Hof nicht reformiren,
„mein Herr!

fiel ein andrer Fähndrich ein,

„mich ſoll der Teufel holen, wenn unſer
„Hof nicht einer der ſchönſten, und brillanteſten
„in der ganzen Welt iſt, und
„das macht doch, Gott ſtraf mich! blos
„die Galanterie.

„Ich verdenk es der Dame gar nicht,

ſagte hier der andre Lieutenant,
„denn ein guter Actenreuter mag ihr
„Herr Gemahl wohl ſeyn; wie er aber
„eine Frau bedienen ſoll — da mag er
„wohl den Teufel davon verſtehen.

„Das dächt' ich nun eben nicht,

verſezte der Regierungsſekretair,
„er iſt in der That ein rechter artiger,
„galanter Mann.

„Das meyn' ich auch,

ſagte der Wirth,
„ich kenn' ihn ſehr ſpeciell; und wir haben
„manch' ſchönes Liebesavantürchen
„mit einander geſpielt. Da ich als
„Oberkriegskommiſſarius in Leipzig ſtand,
„ſo ſtudirte er juſt da, und da haben wir
„die Leipziger Damen zuſammen gearbeitet,
„was das Zeug hält.

„Ha! ha! ſo! ſo!

fiel der eine Advokat ein,
„da hat der Herr ſein Gutes in jenem
„Leben genoſſen; und nun kommt das
„jus retorſionis.

„Schon Recht, wenns ſo iſt,

verſezte der Calculator,
„ich wollte, daß es allen Männern ſo

„gienge, die erſt andern Hörner aufge-
„ſezt haben.

Hier nahm das Geſpräch eine andre Wendung: denn der eine Kandidat fragte den Kammerſekretair; ob er das Gemälde geſehen habe, das der Herr für 40000 Rthl: in Italien gekauft habe?

„Nein!

antwortete dieſer,

„was ſeh' ich auch dran? Ich ärgere
„mich nur drüber, wie der Herr an ſol-
„che Lappalien ſo viel Geld wenden kann,
„da doch nothwendiger weiſe das Land,
„bey den ungeheuren Geldausgaben lei-
„den muß, und wir bei der Kammer nur
„immer nicht wiſſen, wo wir Geld ge-
„nug herſchaffen ſollen.

„Wenn das ſo fort gehet,

fiel der Calculator ein,

„ſo werden wir auf die lezt nichts als
„Bettler im Lande haben.

Nachdem nun dieſe Herren noch ſo eine Weile, wie die Kutſchpferde über die Landesregierung raiſonnirt hatten, mochte der alte Beamte es länger nicht mehr verdauen können, ſeinen Landesherrn ſo verunglimpfen zu hören. Er ſagte alſo mit ziemlicher Energie:

„Ich kann mich nicht genug darüber „wundern, meine Herren, wie ſie ſo „frey über die Regierung ſprechen können. Ob ſie Recht, oder Unrecht haben, will ich hier nicht unterſuchen. „Aber wer hat ſie denn zu Richtern über „die Handlungen des Herrn beſtellt? Ihnen als Dienern ihres Herrn, deſſen „Brod ſie eſſen, käme es aber wohl zu, „mit mehrerer Beſcheidenheit von ſeiner „Regierung zu ſprechen: denn Sie wiſſen „doch alle nicht, wie viel dazu gehört „ein Land zu regieren, und ſeine Unterthanen glücklich zu machen.

Der Patriotismus dieſes ehrwürdigen Mannes brachte ſie hierauf augenblicklich zum Schweigen; wogegen ſich aber das Geſpräch auf das Theater lenkte, indem der eine Kandidat, mit großer dramaturgiſcher Gelehrſamkeit zu beweiſen ſich bemühte, daß das gegenwärtige Theater in X. das beſte in ganz Deutſchland ſey, ob er gleich weiter keins, als dieſes geſehen hatte. Seine Raiſonnements waren ganz im Geiſt unſrer neueren Dramaturgen, die über Schauſpiel, und Schauſpielweſen, oft ſo ins Gelag hinein ſchreiben und ſchwadroniren, daß man oft ſelber nicht weiß, ob dieſe gelehrten Herren ſelbſt keine dramatiſchen Sinnen haben, oder ob Sie ſolche mit Fleiß nicht brauchen wollen? um ihrem ganzen Unſinn freyen Lauf zu laſſen. Inzwiſchen verbreitete doch die Seuche der Dramaturgie auch izt über die ganze Geſellſchaft wie eine Art von hitzigem Fieber, wo einer den andern anſteckt, und wo bey den meiſten ſich Symptomen der Wuth äußern, die eine große Zerrüttung des Verſtandes anzeigen.

Jeder gab ſeinen Text dazu. Die Offiziers lobten die jungen ſchönen Actriſen, und die Herren aus den Collegiis detaillirten alle Nüancen, der beredten Augenſprache, womit dieſe oder jene Actriſe, das Parterre ſo geſchickt zu amüſiren wiſſe. Die Acteurs hingegen kamen bey dieſem Conſilio dramaturgico ſo gut eben ~~nicht eben~~ nicht weg; denn ihren Bildungen, Naſen, Haaren, Beinen, und Friſuren wurden oft nicht die beſten Rezenſionen zu Theil. Der eine hatte ſo gar das Unglück, für einen ſchlechten Schauſpieler angeſehen zu werden, weil er keine Waden habe, und ſich doch einfallen laſſe, Liebhaber zu ſpielen, Rollen, die ſich ohne eine tüchtige Wadenſchaft gar nicht denken ließen. Im übrigen kam doch die ganze Geſellſchaft, mit der Sentenz des dramatiſirenden Kandidaten darinnen überein, daß die Truppe zu X. im Ganzen betrachtet, unſtreitig die beſte in ganz Deutſchland ſey. Ja! ein Regierungskanzelliſt ſezte noch den weiſen Ausſpruch hinzu, der Beweiß von der Wahrheit der Sache lege ſich ſo gleich dadurch zu Tage, daß die Truppe in X. ſo viel Beyfall finde; denn wo ein ſo glänzender Hof ſey, wie in X. würde eine ſchlechte Truppe kein ſo großes Glück gemacht haben.

Hier mochte dem alten Beamten der Geduldsfaden noch einmal reißen: denn er legte Meſſer und Gabel nieder, und begann folgendermaaſen:

„Wenn ich meine Meynung von der Sache
„ſagen darf, meine Herren! ſo wird mein
„Urtheil dem ihrigen zwar gänzlich wi-
„derſprechen; aber doch ſchmeichle ich
„mir, daß es auf Erfahrung gegründet
„iſt. Das Schöne und einzige Große der

„Schauſpielkunſt iſt die Natur; oder „deutlicher zu reden, die treue Abbildung der Natur. Ohne dieſen Vortheil iſt Schauſpiel nichts, als ein elendes Gewäſche. Nun habe ich auf meinen Reiſen — denn Sie müſſen wiſſen, „ich bin faſt ganz Deutſchland durchreiſet — faſt alle izige gute Bühnen „geſehen, und da muß ich denn ſagen: „wenn ich einige einzelne Acteurs „bey andern Truppen z. B. Herrn Koch „ausnehme, ſo weiß ich keine Geſellſchaft, „wo man dies erſte Geſetz der Schauſpielkunſt beſſer befolgte, als die Schönemanniſche. Hier war die Natur „zu Hauſe, und man ſuchte ſie zu erreichen. Nach dieſer iſt mir blos die „Neuberiſche Truppe erträglich geweſen; denn ich fand eine Neuberin, „und einen Koch dabey. Die hieſige Geſellſchaft hingegen — es thut mir leid, „daß ich ihrem Geſchmack kein beſſer „Kompliment machen kann, — iſt die „allerſchlechteſte, die ich jemals geſehen „habe." Hier iſt auch nicht der geringſte „Schein von Nachahmung der Natur. „Alles Bombaſt und alles Karrikatur!

„Im Trauerſpiel raſen und ſchreyen die Akteurs wie unſinnige Menſchen auf der Bühne umher, und durchſägen die Luft mit den Armen, wie die Marionetten. Im Luſtſpiele hüpfen und ſpringen die Kerlchen wie die Harlequine herum, und machen die abgeſchmackteſten, und lächerlichſten Frazzen. Die Aktriſen drehen ſich auf dem Theater umher, wie im Drath gezogen, und von der Deklamation verſtehen ſie gar nichts. Die Akteurs ſpreizen ſich auf, wie die Truthäne; und die Stücke, ſo man aufführt, ſind die elendeſten Haupt- und Staatsactionen; oder die eckelhafteſten Farcen, die man ſich denken kann. —

Das ganze Conſilium verſtummte baß über den Ausſpruch dieſes ſtrengen Richters. Niemand traute ſich, ihm zu widerſprechen. Eine allgemeine Stille begann, die Richtigkeit ſeines Urtheils zu bekräftigen. Beſchämt ſah einer den andern an; und dann wandte ſich jedes Auge nach dem freymüthigen Alten, der ſich unterſtanden hatte, einer ganzen Menge kluger Reſidenz-Bewohner die Wahrheit zu ſagen. Und ich glaube, ſie wären alle, ohne weiter ein Wort zu reden, vom Tiſche aufgeſtanden, hätte ſich der Wirth nicht ihrer Verlegenheit erbarmt, indem er ſagte:

„Nun! es iſt mir doch lieb, mein Herr Amtmann, daß Sie den Herren Schönemann, und Koch, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen! Es iſt auch ein ganz andres Werk, was die ſpielen, und was uns die Kerle hier vorſchreyen, von welchen ich auch immer geſagt habe, daß es ſchlechte Komödianten ſind.„

Und als der Beamte fragte, ob er die beyden genannten Schauſpieler kenne? ſo antwortete er mit der gröſten Dreiſtigkeit:

„O! ſpeciell! wir ſind Herzens gute Freunde; manche ſchöne Bouteille haben wir zuſammen ausgeſtochen, und manches brave Mädchen mit einander kareſſirt.

Der Beamte lächelte ein wenig darüber, und da izt die Tafel aufgehoben wurde, war er der erſte, der ſeinen Abtritt nahm.

Er hatte kaum den Rücken gewendet, ſo vereinigten ſich die Zungen aller übrigen Tiſchgäſte, ſich durch allerhand Moquerien, und Stachelreden auf das nachdrücklichſte für die unangenehmen Wahrheiten, Genugthuung zu verſchaffen, die er, dergleichen vornehmen, und gelehrten Herren zu predigen, als ein Fremder ſich unterſtanden hatte. Das ſonderbarſte aber bey der Sache war dieſes, daß ihn kein Menſch kannte, und niemand wuſte, wie er hieße, und wo er her war? Selbſt der Wirth ſahe ſich genöthiget, zu bekennen, daß er dieſen Mann nicht kenne, und daß er ihn blos darum einen Beamten genennet habe, weil er unter allen möglichen Menſchen, einem Beamten am ähnlichſten ſähe. Der Marqueur, der ebenfalls zu Rathe gezogen wurde, verſicherte, daß er allemal einen andern Weg nehme, wenn er von Tiſche gienge, und etwas geheimnißvolles in ſeiner ganzen Aufführung ſteckte. Ja! endlich fiel man gar darauf, es möchte wohl ein Kundſchafter von irgend einem großen Potentaten ſeyn, der nichts Gutes wider die Reſidenz im Schilde führe; und die Offiziers ſchwuren, der Teufel ſolle ſie holen, wenn ſie die Sache nicht noch heute dem Gouverneur anzeigten.

Nachdem nun dieſe Herren all' ihren Wiz, mit Muthmaßungen, über den Stand, und die Geſchäfte dieſes Fremden erſchöpft hatten, und keiner etwas mehr von ihm zu ſagen wuſte; ſo bekannten ſie das leztere ſehr weißlich, und giengen davon.

Zehntes Kapitel.

Nachricht für junge Leute, die auf Beförderungen ausgehen.

Weil mich der Wirth verſicherte, daß man in X. einem vornehmen Manne des Nachmittags nicht aufwarten könne, indem dieſe Zeit, bey dergleichen Herren blos dem Vergnügen gehörte; ſo gieng ich erſt den Morgen drauf ziemlich früh zum Herrn Hofrath N. Ein Bedienter, der auf dem Vorſaal herum ſpazierte, fragte mich gleich, zu wem ich wolle? und wer ich ſey? Ich ſagte ihm beydes. Worauf er mir lächelnd einen Bückling machte, und mich beſchied: Ihr Gnaden wären heute nicht zu ſprechen, ich ſolle Morgen wieder kommen. Ich nahm alſo meinen Abtritt wieder.

Da ich nach Hauſe kam, und die Sache meinem Wirth erzählte, fieng er überlaut an zu lachen, und gab mir zu verſtehen, daß ich mich ſchlecht auf die Herren Bedienten in X. verſtünde, ich ſolle nur noch einmal hingehen, und dem Muſje etwas in die Hand drücken, und ich würde ſchon vorkommen.

Augenblicklich gieng ich noch einmal hin, und, da ich dieſen Bedienten glücklich wieder auf dem Vorſaal antraf, ſo gab ich ihm zu erkennen, daß ich heute noch nothwendig mit Ihr Gnaden ſprechen müſſe, und drückte ihm dabey einen Gulden in die Hand. Er ſteckte ihn ganz gleichgültig ein, und ſagte:

„Nun! weil Sie es ſind, will ich einen „Verſuch machen; aber gewiß kann ich „es Ihnen nicht verſprechen, daß Sie „angenommen werden.

Izt gieng er zu einer Thür hinein, kam aber lange nicht wieder heraus. Ich ſtand da auf dem Vorſaal wie ein Narr, und wuſte nicht, was ich beginnen ſollte. Während der Zeit giengen andre Bedienten vor mir vorüber, thaten aber gar nicht, als ob ſie mich ſahen. Ich fragte ſie zwar nach dem erſten Bedienten; aber ein höniſches Lächeln war ihre Antwort. Endlich kam ein hübſches, junges, ſchlankes Mädchen, das einer Zofe ſehr ähnlich ſah, zu einer Thür heraus, ſchwenzelte über den Saal weg, vor mir vorbey, und ſchon ſtand ſie auf dem Punkt zu einer andern Thür hinein zu huſchen, als ſie ſich plözlich umdrehte, und mich ſehr höflich fragte, zu wem ich wolle? Ich ſagte ihr, was mit dem Bedienten vorgegangen ſey. Worauf ſie mir lächelnd verſezte, daß ſie mir ſogleich aus der Noth helfen wolle.

Kaum war ſie hinein, ſo kam der erſte Bediente zurück, und gieng in ein andres Zimmer, aus welchem er alſobald wieder heraus kam, und mich hinein zu Ihr Gnaden gehen hieß. Der Hofrath, ein junger Mann von empfehlendem Anſehen, empfieng mich ziemlich gnädig, das heißt, er erhob ſich von ſeinem Size, machte mir einen freundlichen Kopfnicker, blieb vor mir mitten im Zimmer ſtehen, und fragte nach meinem Anbringen. Ich überreichte ihm mein Rekommendations Schreiben von dem

Baron; welches er denn ſehr flüchtig durchlaß, mich einige Minuten lang ſtarr anſah, und mir hierauf folgenden Beſcheid gab:
„Mein Freund Mildenfelß erſucht mich,
„Ihnen eine Verſorgung zu verſchaffen.
„Aber der gute Mann bedenkt nicht, daß
„wir hier in X. Leute genug haben, die
„verſorgt werden müſſen. Indeſſen
„werde ich mir alle Mühe geben, meinem Freunde hierunter zu dienen. Melden Sie ſich Morgen, um 10 Uhr bey
„Ihro Excellenz dem Herrn geheimden
„Rath von Z. ich werde Ihrentwegen
„mit ihm zu ſprechen Gelegenheit nehmen.
Hier nickte er mit dem Kopfe, und machte mit der Hand eine Bewegung nach der Thür zu; welches ich für eine Dimiſſion annahm, und mich empfahl.

So wenig mir dieſe kalte Aufnahme des Hofraths gefiel, ſo glaubte ich doch gemerkt zu haben, daß es ihm Ernſt ſey, ſich für mich zu verwenden. Voller Hofnung gieng ich des andern Tages, zur beſtimmten Zeit, zum geheimden Rath von Z. In der Antichambre traf ich wohl zwanzig Menſchen von allerhand Gattung, und drey bis vier Bedienten an, die mit ſtolzen Geberden hin und wieder ſpazierten, ihren Wiz gegen einander ſpielen ließen und auf die vielen, um ſie herum ſtehenden Clienten, mit nicht geringer Verachtung herabſahen. Anfänglich that keiner, als ob er mich bemerkte. Als ich aber meine Börſe herauszog, und einen harten Thaler in die Hand nahm — welches Manövre ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgehen mochte, — ſo kam der eine auf mich zu, und fragte mich, ob ich etwa zu Ihro Excellenz wolle? Ich drückte ihm den Thaler in die Hand, und bat ihn, mich zu melden.

„Gedulden Sie ſich nur ein wenig! verſezte er

„Sie ſollen gleich vorkommen.

Izt gieng er wieder zu ſeinen Kammeraden; und eine gute Stunde verfloß, ehe mich dieſer Menſch nur wieder anſah. Während der Zeit trafen immer mehr Clienten ein, die mit mir gleiches Schickſal hatten. Inzwiſchen kam mir dieſes Antichambre, ſo wohl als das Zimmer des geheimden Raths nicht anders, als ein Taubenhauß vor, wo die Clienten immer ab- und zu flogen. Endlich, nachdem ich dem

Bedienten, welchem ich den harten Thaler gab, unterſchiedene mahl gewinkt hatte, ſprach er mit einem andern, der die Leute, bey Ihro Excellenz ab- und zuließ, heimlich, und alſobald winkte mir der leztere, hinzu zu kommen. Ich drängte mich durch den Troß von Menſchen, welcher die Thür von Ihro Excellenz belagerte, unter Empfangung einiger Rippenſtöße hindurch, und wurde hineingelaſſen.

Der geheimde Rath, ein langer auſterer Mann, ſtand mitten im Zimmer, und fragte mich in einem ſehr rauhen Tone:

„Was will Er?

Ich brachte mein Anliegen vor, und berufte mich auf den Hofrath N.

„Hat Er ſich ſchon im Dienſt des Herrn
„um Ihro Durchlaucht verdient ge-
„macht?

fuhr er in eben dem rauhen Tone fort:

„Izt zwar noch nicht,

antwortete ich,

„aber ich habe den guten Willen, es
„noch zu thun.

„Wie heißt Er?

fragte er etwas ſanfter, denn meine Antwort hatte ihm gefallen; ich ſagte ihm meinen Namen, welchen er ſeinem Sekretair aufzuſchreiben befahl, und mir ſodann folgenden Beſcheid gab:

„Meld Er ſich Morgen um 11 Uhr, bey
„dem Präſidenten von K.! Ich will ſei-
„netwegen mit ihm ſprechen.

Hierauf nahm ich meinen Abtritt wieder, und gieng ſehr vergnügt nach Hauſe, weil ich mir nun gewiß ſchmeichelte, bald eine anſehnliche Stelle zu bekommen.

Des folgenden Tages verſäumte ich keinen Augenblick, mich vor der Thür des Herrn Präſidenten, zur beſtimmten Zeit einzufinden. Hier gieng es mir nicht beſſer, als bey dem geheimden Rath. Ich muſte über eine Stunde lang warten, und noch oben drein einen harten Thaler dran ſpendiren, ehe ich vor dieſen Herrn kommen konnte. Aber an ihm traf ich einen Mann an, deſſen herablaſſende Gnade mich bezauberte. Er kam mir bis an die Thür entgegen, bückte ſich gegen mich, warf mit ergebenſten Dienern um ſich herum, und hörte mich gar nicht eher an, bis ich mich neben

ihm

ihn auf den Sopha niedergelaſſen hatte. Es war lauter Freundlichkeit, lauter Lächeln, lauter männliche Grazie, in ſeinem ganzen Weſen.

Nachdem ich ihm nun mit vieler Dreiſtigkeit mein Anliegen vorgebracht hatte; — denn ſeine ungemeine Herablaſſung machte mir Muth; — ſo erklärte er ſich folgendermaaßen:

„Wenn Sie auch nicht die vortheilhaften „Empfehlungen vor ſich hätten, die Sie „doch würklich haben; ſo ſcheinen Sie „mir doch ein junger Mann voll vielen „Kenntniſſen, und Verdienſten zu ſeyn; „und ſolche Leute kann der Herr brauchen, „da wir leider deren immer weniger im „Lande bekommen. Ich werde mir es „daher nicht nur zum Vergnügen, ſondern auch zur Pflicht machen, Ihnen „eine Stelle zu verſchaffen, wo Sie dem „Lande nüzliche Dienſte leiſten. [illegible] „Und noch heute will ich mich darnach „umſehen. Ich werde Ihnen ſelbſt wieder Nachricht davon geben laſſen. „Glauben Sie inzwiſchen gewiß, daß „Sie in mir einen Mann gefunden haben,

„der immer bereit iſt, ſeinem Nächſten ſo
„viel Gefälligkeiten zu erweiſen, als in
„ſeinem Vermögen ſtehet.

Ich muſte ihm hierauf mein Logis ſagen, welches er ſich ſelbſt aufſchrieb; und denn gieng ich, nach vielen unterthänigen Dankſagungen, äuſſerſt vergnügt, und voll der glänzendſten Hoffnungen von dieſem ſo überaus gnädigen Herrn hinweg. Er begleitete mich vor die Thür hinaus, eine Gnade, worüber ſelbſt die Bedienten in der Antichambre ſtuzten, die indeß aber auch nicht unterließen, mit vielen Krazfüßen, und Bücklingen, nach dem Beyſpiel ihres Herrn, mich bis an die Treppe zu begleiten.

Eilftes Kapitel.

Es zeigt ſich eine neue Patronſchaft.

Ganz berauſcht von Freude über die glückliche Wendung, die meine Angelegenheiten zu nehmen ſchienen; erzählte ich dem alten Beamten, nach Tiſche, die gnädige Aufnahme, und die Verſicherungen des Präſidenten. Dieſer Mann aber lächelte darüber und ſagte:

„Wenn ſie die Welt ſo kennten, wie ich, „ſo würden Sie erſt thätige Beweiſe von „der Gnade dieſes Herrn erwarten, ehe „Sie ſich ſo feſt darauf verlaſſen. Er warnte mich zugleich, auf meiner Huth zu ſeyn, und andre vortheilhafte Anträge, die mir vielleicht gethan werden könnten, den Verſprechungen des Präſidenten nicht aufzuopfern. Damals verſtand ich freylich noch nicht, was er eigentlich damit ſagen wollte; auch mochte er wohl ſelbſt, wie die Folge lehrte, ſich über dasjenige noch nicht gewiß beſtimmt haben, zu deſſen Ausführung mit mir, ihm hernach blos der Zufall behülflich war. Inzwiſchen machte mich doch dieſe Aeußerung des ehrlichen Beamten ein wenig aufmerkſam auf die Sache, ob ich gleich noch viel zu ſehr von der Gnade des Präſidenten bezaubert war, als daß ich nur hätte darauf fallen ſollen, daß der Schein betrügen könne.

Es war hiernächſt den Tag darauf nach Mittag um vier Uhr, als ein wohlgekleideter anſehnlicher Herr in mein Zimmer trat, und mich fragte, „ob er die Ehre „hätte, mit dem Herrn Sekretair Arndt „zu ſprechen?

Und wie ich ihm dieß bejahte, ſo fuhr er fort mir zu eröfnen, er ſey der Kammerdiener Ihro Excellenz des Herrn Präſidenten von K., und er komme auf Befehl ſeines Herrn, mich zu verſichern, daß Ihro Excellenz eine ſehr einträgliche Bedienung für mich in Bereitſchaft hätten, und nur noch einige kleine Bedingungen dabey zu berichtigen wären, welche mir zu ſeiner Zeit ſchon eröfnet werden ſollten. Ich ſolle ihm indeſſen nur für Ihro Excellenz eine Probe von meiner Handſchrift übergeben; und übrigens freue er ſich, bey dieſer Gelegenheit, an mir einen Mann kennen zu lernen, welchen Ihro Excellenz um ſeiner Verdienſte willen, ihrer ſo vorzüglichen Gnade würdigten. — —

Dieſer Vortrag ſetzte mich ganz in Erſtaunen. Ich wußte gar nicht, was ich darauf antworten ſollte. Doch ſtammelte ich in der Eil einige Komplimente her, die Dankſagungen gegen ſo viel unverdiente Gnade vorſtellen ſollten, und begann, mich hierauf ſogleich über die verlangte Handſchrift herzumachen. Der Kammerdiener aber gab zu verſtehen, daß es damit eben keine Eile habe, ich ſolle mir Zeit dazu nehmen, er könne ſich ohnedem izt nicht aufhalten, weil er Willens ſey, noch einen kleinen Spaziergang zu thun, eh' Ihro Excellenz wieder nach Hauſe kämen. Und da er denn mit vieler Höflichkeit hinzuſezte, daß es ihm überaus angenehm ſeyn würde, wenn ich ihm die Ehre meiner Geſellſchaft bey ſeiner Promenade erweiſen wolle; ſo nahm ich dies Anerbieten mit beyden Händen an, und wir giengen zuſammen in einen bekannten Kaffee-Garten, wo ſich viele Menſchen zu verſammlen pflegten.

Eh' ich mich's verſahe, ſtand Herr Loderich — ſo hieß der Kammerdiener, — bey einer ſehr prächtig gekleideten Dame, die in Geſellſchaft eines alten Herrn, der ihr Cicisbeo zu ſeyn ſchien, in einer Laube ſaß, und Kaffee trank. Dieſe Dame bat uns ſogleich mit vieler Artigkeit, bey ihr Plaz zu nehmen; und da es Herr Loderich that, ich aber ſeinem Beyſpiel folgte, ſo eröfnete mir dieſer Herr zugleich, daß dieſe Dame niemand anders, als die Wittwe eines reichen Kaufmanns aus Görliz ſey, und zu ihrem Vergnügen hier privatiſire.

mich aber, machte er der Dame, unter dem Charakter eines Mignons von Ihro Excellenz dem Herrn Präſidenten bekannt.

Obgleich dieſes Frauenzimmer, die ſich Madam G.** nennte, ſchon in die dreyßig zu ſeyn ſchien, ſo galt ſie doch noch immer für eine Art von Schönheit, die nicht zu verachten war. Beſonders hatte ſie ungemein ſchöne ſchwarze Augen, die noch viel Feuer ausſprühten, und da ſie übrigens etwas fett und fleiſchicht war, ſo machte ihr Buſen noch immer ſo viel Figur, daß ſie in der That noch damit brilliren konnte, wie ſie auch zu thun nicht unterließ. Sonſt aber zeigte ſie ungemein viel Verſtand, Witz und Klugheit. Ihr Betragen hatte etwas überaus hinreißendes; und ich wurde nicht wenig davon eingenommen, beſonders da ich mit der feinen Koketterie, die ſie darunter verbarg, noch nicht bekannt war.

Nachdem ſie uns über eine Stunde lang mit vielem Geiſt unterhalten hatte, nahm ihr Begleiter von uns Abſchied, und gieng fort. Dieſer Umſtand fiel mir aber damals nicht ſonderlich auf. Bald hernach empfahl ſich auch Herr Loderich; und da ich Miene machte, ein gleiches zu thun, und ihm zu folgen; ſo ſagte er mit vieler Höflichkeit zu mir:

„Ich muß Sie wohl bitten, mein Herr „Sekretair, dieſe Dame nach Hauſe zu „begleiten. Eigentlich wär's zwar wohl „meine Schuldigkeit, aber ich habe noch „ein ſehr dringendes Geſchäft, das mich „dieſer Ehre beraubt. Ich glaube, Madam werden mir's verzeihen. Was konnte ich anders thun, als den Auftrag für eine beſondere Ehre aufzunehmen? — Madam G.** erklärte, daß es ihr Leid thue, mir Mühe zu machen, ob ihr gleich meine Begleitung viel Vergnügen verſpreche. Und denn zog Herr Loderich ab, unter der Verſicherung, daß er Morgen die Handſchrift ſelbſt bey mir abholen wolle.

Meine ſchöne Wittwe wuſte unſer Nachhauſegehen, auf eine recht gute Manier ſo lange zu verzögern, bis es anfieng, zu dämmern. Dann hieng ſie ſich an meinen Arm, und wir giengen ganz langſam hinein; wobey ich denn doch bemerkte, daß der Dämmerung ungeachtet, verſchiedene anſehnliche Herren, die uns begegneten, ziemlich große Augen über mich machten; — ein Umſtand, deſſen Urſache ich erſt hintennach einſahe, damals aber ganz anders auslegte.

Hatte mich Madam G. * * durch ihre lebhafte, und feine Unterhaltung unter Weges entzückt, — denn das geſchah in der That — ſo wurde ich von ihrer Artigkeit ganz bezaubert, als ſie mich, da wir in ihr Logis kamen, erſuchte, dieſen Abend mit ihr ſpeiſen. Denn — ſezte ſie hinzu, — ſie wüſte ſonſt nicht, womit ſie meine Höflichkeit, außerdem nur einigermaaßen vergelten ſolle. Und mir dünkte dies damals die glücklichſte Avantüre von der Welt zu ſeyn.

Eben da wir uns zu Tiſche ſezen wollten, und für drey Perſonen gedeckt war, trat der alte Herr hinein, den ich im Garten bey ihr antraf.

„Ey! ey! Herr Onkle!

ſagte die Dame,

„nun können Sie kommen. Warum „haben Sie mich denn verlaſſen? Gewiß, „wäre dieſer Herr nicht ſo gütig gewe-

„ſen

„weſen, mich zu begleiten, ich würde
„wohl gar haben müſſen allein nach
„Hauſe gehen.

„Ich rechnete auf den Herrn Loderich,
antwortete er,

„und — wie ich ſehe — können Sie
„mit dieſem Wechſel auch wohl zufrie-
„den ſeyn.

Unter dergleichen Spasreden, wobey mir Madam immer ein feines Kompliment nach dem andern zu machen wuſte, ſezten wir uns zu Tiſche. Wein und gute Laune machten uns ſo vergnügt, daß uns die Zeit wegflog, wie weggeblaſen. Da ich nun endlich aufbrechen muſte, begleitete mich dieſe ſo überaus artige Dame, bis an die Treppe, und bat mich ſehr dringend, ſie ja alle Tage zu beſuchen, ſo lange ich mich in X. aufhalten würde. Eine Art von Mittelding zwiſchen Kammermädchen, und junge Magd leuchtete mir die Treppe herunter; und unten wartete ein Bedienter auf mich, der mich, alles meines Proteſtirens dagegen ungeachtet, mit einer Laterne nach Hauſe begleitete — eine Sache, welche die Artigkeit der Madam G. * *, um ein groſſes, in meinen Augen erhob.

Zwölftes Kapitel.

Züge aus der Lebensart eines ſogenannten artigen Frauenzimmers.

Des andern Morgens, als ich noch berauſcht von Empfindungen der Hochachtung und Freundſchaft, die mir das hinreißende Betragen der Madam G. * *, erweckt hatte, bey meiner Morgenpfeife, in meinem Zimmer herum ſpazierte, trat Herr Roderich herein, und forderte nach vielen Komplimenten, die beſtellte Handſchrift für Ihro Excellenz. Ich gab ſie ihm ſogleich, weil ich ſie dieſen Morgen ſchon aufgeſezt hatte. Worauf er in große Lobeserhebungen derſelben ausbrach, und hoch und theuer ſchwur, Ihro Excellenz würden mich verſorgen, und wenn ich auch nicht das geringſte Verdienſt, als dieſe ſchöne Hand beſäße.

Mir hingegen kam dieſe Schmeicheley ſehr zur Unzeit: denn ich harrte mit Verlangen darauf, ob er nicht von Madam G** anfangen würde, um Gelegenheit zu finden, das, was ich zu ihrem Lobe auf dem Herzen hatte, im vollen Maaße über ihn auszugießen. Aber er gedachte, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ihrer mit keiner Sylbe. Endlich — da ich meine Empfindungen unmöglich länger zurückhalten konnte — erzählte ich ihm in den wärmſten Ausdrücken des Vergnügens, mein geſtriges Abentheuer mit dieſer Dame, und ermangelte nicht, ihr Lob mit dem wärmſten Enthuſiasmus der Bewunderung ertönen zu laſſen.

Hier fieng nun Herr **Loderich** an zu lächeln, und ſagte:

„Ich konnte mir's wohl vorſtellen, daß
„ſie auch Ihnen Beweiſe von ihrer wirk-
„lich großen Lebensart geben würde.
„Denn ſie iſt in der That eine vortreffli-
„che Frau, die alle gute Eigenſchaften
„in ſich zu vereinigen weis. Bewunde-
„rung und Liebe kann ihr kein Menſch
„verſagen. Inzwiſchen freuet michs
„doch, daß Sie an der Bekanntſchaft,
„die ich Ihnen ſo ganz von ungefähr zu
„machen das Glück hatte, einigen Ge-
„ſchmack gefunden haben. Nutzen Sie
„die Freundſchaft, die ſie Ihnen erwei-

„ſey: denn ſie iſt eine Perſon, die durch
„ihre angeſehenen Verwandten, auch
„einigen Einfluß bey Hofe hat.

War ich vorher ſchon von der Höflichkeit, die mir Madam G** erwieſen hatte, bezaubert; ſo ließen mich die letzten Umſtände, die Herr Loderich anführte, die ſchmeichelhafteſten Erwartungen träumen; beſonders glaubte ich mir die Wahrheit, ihres großen Einfluſſes bey Hofe, und, daß ſie eine ſehr wichtige Perſon vorſtelle, aus den großen Augen erklären zu können, womit mich einige angeſehene Leute betrachtet hatten, als ich dieſe Madam G** nach Hauſe führte.

Ich verſicherte demnach dem Herrn Loderich, daß ich ihm für die Ehre, und für das Vergnügen mich mit dieſer vortreflichen Dame bekannt gemacht zu haben, nie genug verbunden ſeyn könne, und mir alle mögliche Mühe geben würde, ihre Freundſchaft zu verdienen. Worauf er mich denn ſehr vergnügt verließ, unter dem Verſprechen, er würde nun gewiß bald das Glück haben, mir eine anſehnliche Verſorgung anzukündigen.

Wer war froher, als ich? — im Taumel meiner glänzenden Hoffnungen dachte ich an nichts, als an mein Glück, und um es, wo möglich, noch mehr zu befeſtigen, beſchloß ich, dieſen Tag, der Madam G**, wieder meine Aufwartung zu machen. Aber welcher neue glückliche Vorfall! — indem ich eben damit umgieng, meinen Beſuch zu unternehmen, trat der Bediente dieſer Dame zu mir herein, und händigte mir ein Billet von ihr ein, worin ſie mich in den wärmſten und höflichſten Ausdrücken erſuchte, dieſen Abend wieder bey ihr zu ſpeiſen.

Kaum konnte ich dieſe Zeit erwarten. Ich kleidete mich ſehr ſauber an, und eilte auf Flügeln des Verlangens zu ihr hin. War mir dieſe Dame gleich anfänglich nicht ohne Reize vorgekommen, ſo fand ich ſie dieſen Abend ſo ſchön, ſo anziehend, daß ich bey ihrem Anblicke, in der That ſehr leidenſchaftliche Regungen für ſie empfand. Sie trug ein weiſſes, äuſſerſt leichtes verführeriſches Negligee, wodurch bey jeden auch den kleinſten Bewegungen gewiſſe Reize ihres Körpers in die Augen fielen, die auch das ſtöiſche Herz eines Kato hätten lüſtern machen können.

Inzwiſchen unterhielt ſie mich zwar mit überaus vieler Höflichkeit und Wärme; aber es lag wohl an meiner wenigen Erfahrung, daß ich die Kunſtgriffe der feinen Koketterie, die ſie unter der Masqve der Freundſchaft verbarg, ſo ganz und gar nicht ahndete. Denn bey all' ihrer Freundlichkeit, und Artigkeit, womit ſie meine Imagination ſo gut zu täuſchen wußte, behielt ſie doch immer eine gewiſſe Zurückhaltung gegen mich bey, von welcher ſie die erwarteten Wirkungen — nämlich mich nur deſto mehr gegen ſie anzuflammen, und mir den Begriff von ſich zu geben, als ob ſie wirklich tugendhaft ſey, — ſehr reichlich einerndtete. Ich fieng in der That an, deſto heftiger in ſie verliebt zu werden, je weniger ſie mir Veranlaſſung zu Erregung meiner Leidenſchaft gab. Sie genoß dabey das Vergnügen, mich in eine Schlinge fallen zu ſehen, die ſie mir ſo künſtlich zu legen wuſte; und hätte ſie es ſonſt nur für gut befunden, dieſen Abend noch ihre ganze Mine auf mich ſpringen zu laſſen, ſie hätte; — ich muß meine Schwachheit bekennen, — ihre Abſicht unfehlbar erreichet.

Denn kaum hatten wir abgeſpeiſet, und — wohl zu merken — wir ſpeiſten beyde ganz allein, und der Gott der Trauben hatte beydes, mein Herz und meinen Kopf ziemlich ſtark erwärmet; — ſo reichte mir meine Dame ihre Hand, und hieß mich neben ſich auf den Sopha ſetzen. Ich nahm dieſe glückliche Stelle ein; — wir waren ohne Zeugen; — Zeit und Umſtände konnten nicht günſtiger ſeyn; — ich ſagte ihr die ausſchweifendſten Zärtlichkeiten vor. Aber alle meine verliebten Tändeleyen beantwortete ſie nur mit einem gewiſſen freundſchaftlichen Ernſte, der recht mit Fleiß dazu ausgeſucht war, mich nur deſto mehr für ſie ins Feuer zu ſetzen.

Auch ließ ich mich dadurch nichts weniger als irre machen, ſondern ich ſetzte im Taumel meiner verliebten Begeiſterung meine Attaqven fort; obgleich faſt eine gute Stunde vergieng, ohne daß ich mit meinen Badinerien, nur um einen kleinen

Grad weiter vorrücken konnte, ſo ſehr wuſte ſie mich, bey aller Freundlichkeit, in den Schranken der Ehrfurcht zu erhalten. Endlich da ich den verliebten Schäfer lange genug geſpielt hatte, ſchien ſie etwas nachzugeben: denn ſie erlaubte mir, nach einigem ſchwachen Widerſtande, zwey bis drey Küſſe, auf ihren Mund. Und zugleich wuſte ſie durch ein geſchicktes Manövre, ihrem ſchönen Buſen, deſſen Bedeckung ziemlich verſchoben war, eine ſolche Richtung zu geben, die mich auf einmal ganz auſſer aller Faſſung brachte. Es war mir unmöglich, mich länger zu enthalten, daß ich ihr nicht in voller Entzückung um den Hals fiel, und meiner ganzen Zärtlichkeit den Zügel ſchießen ließ.

Aber hier — war auch der Standpunkt, wo ein himmliſcher Genius meine Tugend ſchützte, und wo er mich vor einer Ausſchweifung bewahrte, die mich Zeitlebens ins Unglück geſtürzt haben würde. Denn Madam G**, die in der That nichts weiter zur Abſicht hatte, als mir Leidenſchaft für ſie einzuflößen, fand für gut, hier die Scene abzubrechen. Sie wand ſich daher aus meinen Armen, und ſagte:

„Nein! lieber Arndt! wir vergeſſen „uns beyde! Eine längere Einſamkeit „könnte uns gefährlich werden. Kom„men Sie! wir wollen zum Fenſter „hinausſehen, damit wir doch wenig„ſtens ein Bischen unter Leuten ſind.

Alsdenn ſtand ſie auf, nahm mich bey der Hand, und führte mich an's Fenſter. Und nun — gieng auch in meinem Kopfe allmählig das Licht der Vernunft wieder auf. Das Feuer der Leidenſchaft fieng an zu fallen; und da ich wirklich noch tugendhaft war, ſo bebte ich mit ganzer Seele vor der Gefahr zurück, aus welcher mich — wie ich glaubte — die Rechtſchaffenheit dieſer Dame ſelbſt, wie einen Brand aus dem Feuer geriſſen hatte. Ich bat ſie wegen meiner Zudringlichkeit um Verzeihung, und verſicherte ſie, daß nichts als die Allmacht ihrer Reize mich zu einer Vergehung hätten verleiten können, die ich Zeit meines Lebens bereuen würde.

„Ach nicht doch!

Antwortete ſie, indem ſie zärtlich meine
Hand faßte, und ſie in die ihrige drückte,
„ſo ſchlimm iſt die Sache noch nicht.
„Einem jungen Manne, wie Sie ſind,
„muß man eine kleine Schwachheit nicht
„ſo hoch anrechnen. Machen Sie ſich
„deswegen keine Sorge! es war meine
„Sache, ihre Tugend zu ſchonen; und
„was würden Sie ſich auch für einen
„Begriff von mir gemacht haben, wenn
„ichs nicht hätte thun wollen, da ich
„doch gewiß über die Jahre hinaus bin,
„wo man dergleichen Schwachheiten
„noch mit dem Mantel der Liebe zu be-
„decken pflegt? Aber — ich weis es
„ſchon — iſt meine Art, es mit je-
„dermann gut und freundſchaftlich zu
„meynen — oder was iſt ſonſt dran
„Schuld? — ich hab' oft das Schick-
„ſal gehabt, daß meine Enthaltſamkeit
„wohl noch mehr zugeſezt wurde, als
„Sie gethan haben. Aber dem Him-
„mel ſey Dank! — noch darf mir
„mein Gewiſſen deswegen keine Vorwür-
„fe machen.

Voll Bewunderung ihrer Groſsmuth und Tugend; — für deren Gewißheit ich mich hätte todtſchlagen laſſen — küßte ich der Dame die Hand; und, da es eben Zeit zum Aufbruch war, ſo verließ ich ſie mit einem Gefühl von Hochachtung gegen ſie, die mit der Verachtung, womit ich ſelbſt meine Uebereilung noch immer anſah, einen ziemlich ſtarken Kontraſt in meiner Seele machte.

Dreyzehntes Kapitel.

Licht von einer Seite, wo man nur Finſterniß vermuthet hätte.

Des Morgens drauf, als ich kaum aufgeſtanden war, und noch damit umgieng, mein Herz zu unterſuchen, ob es wirklich Liebe für Madam G** empfand, oder ob meine Empfindungen für ſie, blos Hochachtung genennt zu werden verdienten? trat Jungfer Liſe mit einem freundlichen guten Morgen zu mir herein, und begann folgende Anrede:

„Ich weis nicht, ob es Ihnen gelegen „iſt, daß ich Sie ſo früh incommodiren

„thue? oder ob ich Sie etwan ſtöhren thue? — aber ich dachte: gut Ding hat Eile, und was du thun willſt, das thue bald: denn wahrhaftig in Gott, Ihr Gnaden ſind ſo ein hübſcher Herr, daß ich's unmöglich über's Herz bringen thun konnte, es länger mit anzuſehen, daß man Ihr Gnaden gutes Gemüthe ſo ſchändlich mißbrauchen thäte. Und obgleich Ihr Gnaden denken möchten, daß ich's nicht ehrlich meynte, und daß ich etwan noch ſo wäre, wie bey meiner vorigen Madam — welches ich von Grund der Seele bereuen thue, daß ich mich damals nicht aufführte gegen Ihnen, wie es hübſchen Leuten geziemet, ſo kann ich Ihnen doch, wahrhaftig in Gott, verſichern thun, daß mir Ihr Gnaden viel zu lieb ſind, als daß ich Sie in ein ſolches Unglück könnte hinein rennen ſehen, und ich wüßte doch, daß Ihr Gnaden nicht dran Schuld wären, und gewiß und wahrhaftig ein ſo artiger Herr ſind, daß es einem recht im Herzen dauren thut: denn es hat wohl mein Lebtag ſo geheißen: je

„größer der Schelm, je größer das Glück. —

So komiſch dieſe Vorrede klang, ſo machte ſie mich doch nicht wenig beſtürzt, weil ich immer nichts Gutes für mich daraus ahnden konnte. Dennoch hätte ich mir eher des Himmels Einfall vorgeſtellt, als das, was ich hernach wirklich vernahm. Ich bat die Schwätzerin, fortzufahren, weil ich ſehr begierig auf ihre Nachrichten ſey.

„Ja! ſo gewiß ich ein ehrliches Mädchen bin —

fuhr ſie dann fort,

„ſo gewiß und wahrhaftig ſchmerzet es mich in meinem Gemüthe, daß Ihr Gnaden in die Klauen einer ſo garſtigen Vettel verfallen ſind. Denn ich will gar nicht davon ſagen, daß Ihr Gnaden die abgefeimte Hure gar nicht gekennt haben; denn da würden Ihr Gnaden ſich gewiß und wahrhaftig nicht ſo wegwerfen gethan haben; mit einer ſolchen Karnallge am puren hellen lichten Tage ſpazieren zu gehen. Aber das dauert mich doch, daß Ihr Gnaden,

„den, ein ſo feiner hübſcher Herr ſind,
„daß Sie wohl ein beſſeres Mädchen bekommen
„könnten, als ein ſolches Burdelmenſch,
„und viel beſſere amuris
„machen könnten, wenn Sie ſonſt nur
„wollten: denn da wäre mir doch meine
„vorige Madam an ihrem kleinen Finger
„lieber geweſen, als die am ganzen
„Leibe, da doch ſonſt eben auch nicht
„viel an ihr ſeyn thate; und Ihr Gnaden
„führten ſich doch, als ein hübſcher
„feiner Herr gegen ſie auf, der ſich gar
„nicht mit ſolchen garſtigen Sachen abgeben
„that, als meine vorige Madam
„von Ihr Gnaden haben wollte —

Itzt wurde mir die Sache intereſſant, weil ich anfieng, in Abſicht auf Madam G**, Unrath zu vermerken, und da die geſchwäzige Liſe ein wenig innen hielt, um von friſchen Athem zu holen, ſo bat ich ſie inſtändig, mir nicht das geringſte zu verſchweigen, und mir die reine Wahrheit zu beichten:

„Das halte ich, gewiß und wahrhaftig,
„für meine Schuldigkeit

fuhr ſie fort,

„obgleich Ihr Gnaden mich dieſe Tage daher kaum über die Achſel angeſehen haben. Aber aus alter Bekanntſchaft, und weil ich gewiß Mitleiden mit Ihr Gnaden habe, weil Sie ein ſo feiner Herr ſind, und gewiß und wahrhaftig, ein rechtes gutes Gemüthe haben. — Und da kann ich Sie denn — ſo wahr ich ein ehrliches Mädchen bin — verſichern thun; daß die ſaubere Madam G**, die Ihr Gnaden aus dem Garten nach Hauſe geführt haben, und wo Ihr Gnaden geſtern und vorgeſtern geweſen ſind, bis in die ſinkende Nacht hinein, worüber ſich viele hübſche Leute munquiret, und Ihr Gnaden bedauert haben — ja! und daß dieſe ſaubere Madam niemand anders iſt, als die leibhaftige Meytreſſe von Seiner Excellenz, und daß ſie nun und nimmermehr einen Mann gehabt hat, und daß ſie ſonſt mit einem preußiſchen Offizier im Lande herumgezogen iſt, und daß der ſie fortgejagt hat, und der Herr Präſidente hat ſie angenommen, weil ſie — wie die Leute reden — es ihm

„ordentlich gethan hatte, daß er gar „nicht hat von ihr laſſen können; und „viele hübſche Leute ſprechen gar, daß „ſie ſonſt in'n Burdel geweſen wäre in „Berlin. Kurz um — und da will „ſie nun der Herr Präſident gerne wieder loß ſeyn und will ſie gerne verſorgen, und da ſoll's denn gekartet werden, daß Ihr Gnaden, die garſtige „Vettel nehmen ſollen, und Ihr Gnaden ſollen deswegen einen Dienſt kriegen. Aber es iſt doch gewiß und „wahrhaftig Sünde und Schande, ein „ſo junges Blut, wie Ihr Gnaden, mit „einer ſolchen Hure ſo betrügen zu wollen; und der ſaubere Herr Kammerdiener, der ein paarmal da bey Ihnen „geweſen iſt, der kartet die ganze Schekane. Aber gewiß und wahrhaftig, „da Ihr Gnaden nun alles wiſſen, ſo „wirds wohl nicht ſo gelingen, wie ſie „ſich gemaginirt haben: denn es hat „wohl mein Lebtage ſo geheißen: wer „eine Hure nimmt wiſſentlich, der bleibt „ein Hundsvott ewiglich; und wenn „Ihr Genaden ſonſt ein hübſches Mädchen haben wollen, ſo ſind ſie gewiß

„ein ſo ſchöner feiner Herr, daß es Ih-
„nen daran gar nicht manquiren thun
„wird, und daß ſie gar nicht nöthig ha-
„ben, eine ſo weggeworfene Karnal'ge
„zu nehmen.

In welches Erſtaunen mich dieſe Entdeckung verſetzte, werden ſich meine Leſer leicht vorſtellen können, wenn ſie die hohe Meynung in Betrachtung ziehen, die ich von Madam G** gefaßt hatte! —

„Kann ſie das behaupten, Jungfer
„Liſe,

fragte ich ſie, —

„und ſagt ſie mir die Wahrheit?

„Ich würde doch dasjenige an Sie
„nicht thun,
„Ihr Genaden,

antwortete ſie,

„wenn es nicht die pure lautere Wahr-
„heit wäre. Und wahrhaftig in Gott!
„ich weis nicht, was ein End iſt, aber
„zehn Ende will ich ſchwören thun, für
„einen, daß ich Ihr Gnaden nicht ein
„verlogenes Wort geſagt habe.
„Gut! ich werde die Sache unterſuchen,

verſetzte ich ihr,

„hat ſie mir Wahrheit geſagt; ſo hat
„ſie mir einen großen Dienſt erwieſen,
„den ſie, Zeit meines Lebens, nicht bey
„mir auslöſchen ſoll.

Ich drückte ihr zum Rekompens einſtweilen einen harten Thaler in die Hand, und entließ ſie, um mich meinen gewiß ſehr unangenehmen Betrachtungen über dieſes ſonderbare Abentheuer zu überlaſſen.

Vierzehntes Kapitel.

Enthält eben nichts ungewöhnliches.

Ich halte den für einen der bedauernswürdigſten Menſchen, der jenes edlen Gefühls gar nicht mehr fähig iſt, welches man Schaam vor ſich ſelbſt nennt. Darum iſt er bedauernswürdig, weil er die erhabenſte Eigenſchaft des Menſchen, — die ich allenfalls Stolz auf menſchliche Würde nennen könnte, — verloren hat. Denn was iſt der Menſch, wenn er von Laſtern ſo ſehr abgeſtumpft iſt, daß er des feinen Gefühls der Ehre, und Tugend gänzlich beraubt iſt? — ein Geſchöpf, das — beynahe, noch unter dem Thier ſteht — ein Auswuchs ſeines Geſchlechts, dem beſſer wäre, er würde ganz abgeſchnitten, ehe das Gift, das in ihm ſteckt, um ſich herum frißt, und gleich einem Krebsſchaden, auch die geſunden Theile anſteckt.

Allein, ſo unentbehrlich auch dieſe Schaam, von der ich eben ſpreche, dem Menſchen ſeyn mag, der nur noch einigen Anſpruch auf Tugend, gute Sitten, und Ehre macht, ſo tief ſchmerzt auch die Empfindung derſelben, die ganze menſchliche Seele. Bey ſich ſelbſt überzeugt ſeyn — daß man irgend ein verabſcheuungswürdiges Laſter, eine Niederträchtigkeit, oder auch nur eine bloße Thorheit begangen hat. — und davon iſt jene Schaam die Folge; dieß muß jedem ehrliebenden Herzen überaus nahe gehen. Und — wohl mir, daß — ſo viel Fehler ich auch ſonſt an mir haben mag, — ich mich doch nie des Ausbruchs eines ſolchen Fehlers ſchuldigmachte, ohne mich deſſen vor mir ſelber zu ſchämen, und eifrigſt darauf bedacht zu ſeyn, daß ich mich künftig vor dergleichen Vergehungen, oder Uebereilungen hütete! —

Auch itzt — als ich nach mancher Ueberlegung gewiß überzeugt war, daß ich mich von Madam G** hatte überliſten laſſen, — empfand ich die unerträglichſte Schaam über die Vergehungen, aus welchen mich — zu meinem größten Glücke — nur ihre allzu feine Koketterie gerettet hatte. Ich war einfältig genug geweſen, mich von ihrer erkünſtelten Tugend hinreiſſen zu laſſen; — ich hatte einer Weibsperſon von der niedrigſten Sorte, die unumſchränkteſte Hochachtung erwieſen; — ich hatte ſogar Liebe für ſie empfunden — ein Gefühl, das ich ſonſt nur dem Ideal der Tugend zu widmen beſchloſſen hatte; — ich hatte mich ſo weit vergangen, ſie um Genugthuung ſtrafbarer Wünſche anzuflehen; ich hatte ſogar den Verſuch gemacht, dieſe Wünſche mit Gewalt zu befriedigen; — o! wie tief war meine Würde geſunken! — wie ſehr hatte ich mich vergeſſen! — ich bebte vor mir ſelber zurück. Die Schaam preßte mir Thränen aus; und lange konnte ich von den marternden Empfindungen, worunter meine Seele arbeitete, nicht wieder zu mir ſelber kommen.

Endlich faßte ich mich; und da ich den Nachrichten der Jungfer Liſe eben nicht ſo blindlings trauen mochte, ſo beſchloß ich, die Sache ſelbſt zu unterſuchen, und das Reſultat davon abzuwarten, eh' ich wegen meiner künftigen Unternehmungen einen gewiſſen Entſchluß faßte.

Indem ich noch mit dieſen Gedanken umgieng, erſchien HerrLoderich, und brachte mir die Nachricht, daß Ihro Excellenz mich vorläufig, zum Amtsverwalter in L. beſtimmt hätten, und daß es nur noch an Regulirung gewiſſer Bedingungen fehle, die mir bald eröfnet werden würden, und die ich einzugehen, unfehlbar mit Vergnügen bereit ſeyn würde.

Nachmittags wurde ich wieder zu Madam G** eingeladen; und zwar für dießmal den Kaffee mit ihr zu trinken. Um ſo bald als möglich mein Schickſal entſchieden zu ſehen, ermangelte ich nicht, mich zur beſtimmten Zeit zu ihr zu begeben. Sie war wieder ganz allein, und empfieng mich mit der ihr eigenen Grazie, die mich anfänglich ſo ſehr für ſie einnahm. Itzt aber zwar meine Verblendung verſchwunden; ich betrachtete alſo ihren Kunſtgriff aus dem rechten Geſichtspunkte, nämlich als Ränke einer Buhlerin; und ſie erfüllten meine ganze Seele mit Abſcheu. Inzwiſchen affektirte ſie doch bey all' ihrem holdſeligen Weſen für dießmal eine mehr als gewöhnliche Ernſthaftigkeit, welche wenn ſie auch, wie ich glaube, zu dem geſuchten Endzweck ſtudiret war, doch immer bey mir die Wirkung hervorbrachte, daß ſich meine Verachtung ihrer Buhlſchaftskünſte um ein großes zu vermindern anfieng; aufrichtig zu reden, ſo taugte ich in der That nicht dazu, den Reizungen eines ſchönen Weibes lange zu widerſtehen, und es koſtete mich allemal meine ganzen Enthaltungskräfte, wenn ich der Bitte eines ſchönen Mundes zuwider handeln ſollte. Wozu noch mein ungewöhnlicher Hang zur Verſöhnlichkeit, und meine Gutherzigkeit kam; ſo daß mein Herz über meinen Kopf ſehr leicht den Sieg davon trug. Es war alſo in der That keine kleine Gefahr, welcher ich Trotz zu bieten mich unterfieng.

Nach einigen gleichgültigen Geſprächen, unter welchen mich Madam G** neben ſich auf den Sopha zu ziehen wußte, und wo ſie mir ihre ſchöne weiße fleiſchichte Hand ſo lange, in ihrer ganzen Grazie zu zeigen für gut fand, bis mich die Lüſternheit überraſchte, ſie in die meinige zu ſchließen, fieng ſie an:

„Wie doch menſchliches Glück immer nur
„von ſo kurzer Dauer iſt!
J. „Ja wohl! Madam! eine Erfahrung,
„die ich ſchon oft gemacht habe.
G. „Auch ich; und — Ihr Abgang von
„hier — kaum hat mir das Glück
„Ihre Freundſchaft zugeführt; und ſchon
„wieder Trennung! —
J. „O! Sie ſind in der That zu gütig,
„dieſe Trennung für eine Unterbrechung
„Ihres Glücks zu halten.
G. „Nicht nur zu halten. — Es iſt wirklich
„ſo. Ich hab' an Ihnen ſo ganz un-
„vermuthet einen Mann gefunden, dem
„ich mein ganzes Herz ſchenken könnte;
„— und wie wenig ſolche Menſchen fin-
„det man, die mit uns ſympathiſiren!
„— ſollte mich dieſer Verluſt nicht
„ſchmerzen? —

J. „Sie würden mich ſtolz machen, Ma„dam, wenn ich nicht von jeher gelernt „hätte, nichts weiter an mir zu finden, „als was von Rechts wegen jeder „Menſch beſitzen ſollte, nämlich ein auf„richtiges Herz. Inzwiſchen — um „uns nicht länger Süßigkeiten vorzuſa„gen, — es iſt ja mit meiner Verſor„gung noch nicht gewiß.

S. „Noch nicht gewiß? Und Herr Lode„rich ſagte mir doch heute, daß Ihro „Excellenz Sie zum Amtsverwalter in L. „beſtimmt hätten?

J. „Auch mir ſagte er's zwar; aber es „ſollen noch gewiſſe Bedingungen dabey „zu reguliren ſeyn —

S. „O! die werden ſich geben; da iſt kein „Zweifel; was ſollten das auch für Be„dingungen ſeyn? Ich kann mir kaum ei„nige denken; es müßte denn — doch „ich weis ja davon auch ſo viel als „nichts.

J. „Was meynen Sie Madam?

S. „Ich meyne die Caution; doch — „vergeben Sie mir! auch das iſt übereilt „geſprochen; ich weis ja ihre Umſtände „nicht.

J. „Die ſind nicht die beſten. Ich würde „keine Caution ſtellen können.

G. „Ach! das wird nöthig ſeyn hier zu „Lande; — doch davor ſind Mittel. „Es wird ſich doch ein Freund finden —

J. „Ich wüſte wahrhaftig keinen.

G. „Nun ſo wüſt' ich bald ſelber nicht — „aber doch — Sie müſſen heyrathen, „— eine Frau mit Gelde verſteht ſich.

J. „Da fehlt mirs an Bekanntſchaft.

G. „Thut nichts. Das wird ſich finden. „Haben Sie keine alte Liebe?

J. „Daß ich nicht wüſte.

G. „Auch keine neue? — beſinnen Sie „ſich!

J. „O! wer ſich auf ſeine Liebe erſt „beſinnen ſollte! —

G. „Wohl wahr! das wär keine Liebe! „aber — wiſſen Sie was? — denn „es iſt nun einmal mein Weſen, daß „ich mich für Sie intereſſire; — wenn „Sie nun eine Eroberung gemacht hätten, ohne daß Sie es vielleicht ſelbſt „wiſſen? —

Der Leſer ſieht leicht, daß ich ihr mit Fleiß auf die Sprünge half, theils um ſo bald als möglich der Sache gewiß zu werden, theils auch — aus der freylich nicht allzu edlen Abſicht, mich daran zu divertiren, wenn ich denn auf einmal, durch ein entſcheidendes Nein, der verführenden Dame den Abſchied geben könnte. Ich antwortete daher, auf dieſe ihre Frage:

„So wär' ich glücklicher, als ich mir „jemals vorgeſtellet hätte.

G. „Und wirklich iſt es ſo: und ſie kann „Sie in allem unterſtützen, das verſichere ich Sie.

J. „Deſto beſſer Madam.

G. „Auch iſt Sie nicht ohne Reitze — „zwar nicht allzu jung mehr — aber „doch — ich glaube ſie wird Ihnen gefallen.

J. „Auch ich zweifle nicht daran.

G. „Und liebt Sie — wärmer, als je ein „Mädchen von 18 Jahren geliebt hat.

J. „Ein Zeichen, daß ſie noch warmes „Blut hat.

G. „Sehen Sie! man muß ſeinen Verdienſten nicht zu wenig zutrauen. Aber, „lieber Freund! ſind Sie nicht ein bisgen neugierig, zu wiſſen, wer ſie iſt?

Mit dieſen letzten Worten drückte ſie meine Hand, mit vieler Wärme in die ihrige, und ſah' mich mit ſchmachtenden Augen an. Ich antwortete:

»Ich bin in der That neugierig darauf.
»Ich dächte, Sie kennten das Frau-
»enzimmer —

ſagte ſie,

»beſinnen Sie ſich!
J. »Daß ich wirklich nicht wüßte! — ich
»kann mich nicht beſinnen.
G. »Sie ſcherzen, lieber Freund! oder —
»Sie wollen Ihre beyden Augen nicht
»brauchen!
J. »Weder das eine, noch das andere,
»Madam, aber ich dächte, ſie kämen
»meiner Erinnerung zu Hülfe.
G. „Wirklich? — Das kann Ihr Ernſt
„nicht ſeyn. Und doch — fühlen Sie
„das gegen keine Perſon meines Ge-
„ſchlechts, was man Sympathie nennt?
„— nicht das, was Ihr Herz für je-
„manden eröfnet?

Bey dieſen letzten Worten fand ſie für gut, meine Hand unvermerkt an ihren Buſen zu führen. Mit ihrer Wange näherte ſie ſich der meinigen, und da ich eben nicht gleich wuſte, was ich antworten ſollte; ſo erfüllte ſie dieſe Zwiſchenzeit, mit einigen ſehr ſanften Küſſen, die ſie mir Butterweich auf meine Wange drückte —

„Ha! ha! hab' ich's getroffen?

fuhr ſie dann fort, indem ſie mir ſcharf ins Auge ſah.

„Beynahe, Madam!

antwortete ich;

„nur Schade, daß die Perſon für mich
„auf ewig verloren iſt.

Itzt verwandelte ſich die angenommene Zärtlichkeit ihrer Augen, und Geſichtsmuskeln, in eine Art von tiefen Ernſt, mit welchen ſie fragte:

„Wie das? ich verſtehe Sie kaum.

„Ich müßte Sie mit meiner Geſchichte
„bekannt machen —

verſetzte ich. Sie verſtand mich wohl, aber ſie hatte keine Luſt ſich abweiſen zu laſſen. Drum ſagte ſie:

„Wer verlangt denn Ihre Geſchichte?
„— Ich ſeh' es wohl, Sie wollen ſich den
„Triumph über eine weibliche Schwach-
„heit erringen, wenn anders die reinſte
„Liebe dieſen Namen verdient.
„Auf keine Weiſe, Madam!

antwortete ich,

„wenn es wirklich reine Liebe iſt. —
„Und die ſeelenvollſte,

erwiederte ſie,

„die wärmſte — die glühendſte — O!

fuhr ſie fort, indem ſie ſich um meinen Hals warf, und mich an ihren ſchönen Buſen drückte: — denn ſchön blieb er doch immer, ob er gleich einer Kokette gehörte. —

„O! lieber, beſter! — was ſoll ichs
„Ihnen länger verheelen? — ich
„bins! —

Ich glaube, es war ihr Ernſt, daß ſie mich liebte: denn ihre Augen ſtanden voll Thränen, und ihre Miene war zu aufrichtig, als daß ich ihre Zärtlichkeit blos Koketterie nennen dürfte. Mir war guter Rath theuer. Sie überraſchte mich. Die Wahrheit zu ſagen, ſo fieng mein Herz, das von Natur ſo viel Hang zur Zärtlichkeit hat, an zu ſchmelzen — viel fehlte nicht — ſie überwand mich. Aber die Vorſtellung von dem, was ſie war, ſtärkte noch meinen Muth, daß ich antwortete:

„Sie beſchämen mich, Madam! Das
„hätt' ich mir nicht träumen laſſen —
„Deſto beſſer!

verſetzte ſie, mit ſcharf auf mich gehefteten Blicken,

„und nun — ſoll ich mich noch mehr
„erniedrigen? — ſoll ich fragen, was
„ich zu hoffen habe?
„Ich will's überlegen —

antwortete ich ziemlich kalt,

„Ueberlegen? —

erwiederte ſie,

„das wä[illegible] mir! Nein! lieben mußt du
„mich, herrlicher Junge! ſonſt drücke
„ich dir mit meinen Armen die Seele aus,
„und hauche ſie in die meinige!

Bey den letzten Worten ſchloß ſie mich ſo feſt in ihre Arme, und — denn ſie wollte mit Gewalt ſiegen, — begleitete ihre Umarmung mit ſo feurigen Küſſen, daß ich — aufrichtig zu reden — wirklich in Gefahr war, von ihrer Liebeswuth erſtickt zu werden.

Und — wer weis was dieſe Scene für ein Ende genommen haben würde, hätte nicht mein Glücksſtern in dieſem Augenblick, einen Offizier von der Garde herbeygeführt, der unterm Wiſch, die Gunſtbezeugungen meiner Madam, mit dem Herrn Präſidenten theilte, und itzt — ſeiner ſonſtigen Gewohnheit gemäß, und weil Madam's Kammerjungfer mit dem Herrn Bedienten, in der Kammer der erſteren, vermuthlich Cytheren ein zu ſüßes Opfer brachte, als daß ſie ihrer Anweiſung zu Folge, ihre Wache gebührend hätte verrichten können, — mit ſoldatiſcher Freymüthigkeit gerade herein trat.

„Halb Part! halb Part!

ſchrie er, wie er unſre ſchmachtende Gruppe vor ſich ſah, und den Augenblick warf er Hut und Stock von ſich, ſetzte ſich zu uns auf den Sopha, nahm die halb ohnmächtige, und vor Schrecken ſtockſtumm gewordene Schöne in ſeine Arme, und fieng an, auf gut militäriſch, Manövres mit ihr zu machen, die ſich jeder leicht denken kann, der die Sitten mancher dergleichen Herren kennt.

Ich meines Orts aber nahm den Vortheil in Acht, empfahl mich der Madam, wünſchte ihr gutes Divertiſſement, und paſchte über Hals über Kopf davon.

Funfzehntes Kapitel.

Enthält die völlige Auflöſung des Knotens.

Weil es gerade fünf Uhr war, ſo gieng ich, um mich ein wenig zu zerſtreuen, ſogleich ins Schauſpiel. Der Ehrgeiz trieb mich an, in eine Loge zu treten. Da es aber dieſen Abend an Zuſchauern mangelte, ſo blieb ich anfänglich ohne Geſellſchaft in meiner Loge. Endlich, als das Schauſpiel ſchon über die Hälfte gedauert hatte, kam doch noch jemand in dieſe Loge, und ſiehe da! es trat herein — niemand anders,

ders, als derſelbe Offizier, der mich von der Madam S**, ſo glücklich befreyet hatte.

»Ach! ha! ſchönen guten Abend! Herr
»Schwager!

rief er mir zu, da er mich erkannte,

»treffen wir einander hier wieder? Das
»iſt doch luſtig! —

Mich frappirte dieſe unvermuthete Begegnung anfänglich nicht wenig. Mit einiger Beſtürzung antwortete ich daher — denn ich befürchtete gar ſehr, er führe nichts Gutes wider mich im Schilde. —

»Sie haben geſehen, daß ich Ihnen ge-
»wichen bin.

»Hätten's gar nicht nöthig gehabt

verſetzte er,

»vor mir, bey meiner armen Seele,
»nicht! 's thut mir leid, daß ich Sie ge-
»ſtört habe.

J. »O! ich bitte —

O. »Na! 's hat nichts zu ſagen. Es
»koſtet Sie Ihr Geld, wie mir das
»meinige. In einem Wirthshauſe iſt
»jeder willkommen. Ha! ha! ha!

J. „Wirklich? — ſollte Madam von der „Art ſeyn?

D. „Ich glaube, mein Herr! Sie haben „Luſt, mich ein Bisgen zu hudeln. Wenn „Sie Ihren Dukaten ſchon bezahlt hatten, und ließen ſich von mir ſtören, „ſo iſt das, hohl mich alle Teufel Ihre „eigne Schuld!

J. „Sie verſtehen mich nicht, mein Herr! „aber —

D. „Was aber? ich verſtehe perfekt. „Brauchen Sich darüber nicht zu verſtellen. Wir knaupeln an einem Knochen. Jeder für ſein Geld. S'is „auch dem Menſche, bey meiner armen „Seele nicht zu verdenken. So ein „hübſches kapitales Menſch kann ja „wohl einen jungen Kerl noch amüſiren, „— wenn ſie die dürre Knochen ihres „Herrn Präſidenten ſatt hat.

J. „Nein! im Ernſte, mein Herr! ich „habe ſie für keine gemeine Dirne gehalten.

D. „Wer ſagt denn das? — Recht muß „Recht bleiben. Der Präſident unterhält ſie! Recht gut! — Aber ſo nebenher unter der Hand noch manchmal ſo

»ein Dukätchen zu verdienen, das find'
»ich doch, hohl mich der Teufel! ſo unrecht nicht, beym Lichte beſehen. Freylich kann da nicht ein jeder zulaufen,
»wie in einer Tabagie; und Ihro Excellenz dürfen ſo was auch eben nicht
»wiſſen: Aber — doch — wir leben in
»der Welt, man muß leben und leben
»laſſen.

J. »Alſo wird ſie von einem Präſidenten
»unterhalten?

O. »Herr! Sie ſtellen ſich verflucht fremd.
»Ich werd's ihm nicht wieder ſagen —
»bey meiner Ehre nicht: denn ich gönne
»andern braven Kerlen auch gern einen
»guten Biſſen, der ihm ſein Geld koſtet.
»Mich koſtet die Kanaille ſchon manchen
»ſchönen Fuchs; aber — was hilfts?
»man will leben, und — ſie iſt doch
»immer, hohl mich der Teufel! — das
»muß man ihr laſſen — ein ſchönes
»Menſch.

Kurz der Offizier beſtätigte mir alles, was mir Liſe ſchon von dieſer ſaubern Madam geſagt hatte. Ich ſah nun die Entwickelung meines Schickſals vor Augen, und gieng ſehr vergnügt darüber, daß ich den Klauen dieſer ſaubern Dame noch ſo ziemlich gut entwiſcht war, nach Hauſe.

Da mir Jungfer Liſe Licht auf mein Zimmer brachte, ſo forſchte ich ſie aus, wo ſie die Nachrichten her haben mochte, die ſie mir entdeckt hatte. Ein gutes Douceur, wogegen ſie Anfangs freylich ſehr ernſtlich proteſtirte, bahnte mir den Weg zu ihrer Offenherzigkeit; und — wie eine Hand die andere wäſcht — ſo ſtand ſie, nach vielen Bitten, ſie ja nicht zu verrathen, nicht länger an, mir die Sache, wie folget, zu eröffnen.

Der Herr Kammerdiener Loderich folgte dem erbaulichen Beyſpiel ſeines Herrn darin ſehr treulich, daß er ſich auch eine Maitreſſe hielt, die ein hübſches junges Mädchen war. Dennoch wünſchte Herr Loderich, der die Veränderung liebte, an deren Stelle eine andere zu ſetzen, bey welcher er, um der Neuheit willen, ſeinen Geſchmack beſſer zu befriedigen hoffte. Er fand alſo für gut, jene ſeinem Herrn anzuſchmieren, dem er ſie für ganz friſch aus der

Münze kommend, empfahl: denn er dachte redlich genug, ſeine Liebſchaften gut zu verſorgen. Jhro Excellenz waren nicht ungeneigt, einmal etwas friſches zu koſten; aber um ſo mehr mußte auch Madam G** verſorgt werden. Da ich nun gerade mit meiner Dienſtbewerbung dazwiſchen kam, ſo hielt man mich für eine gute Priſe, und ſah mich für einen leichtfüßigen, flüchtigen Paſſagier an, der ſo etwas aus übertriebener Delikateſſe juſt nicht verſchmähen würde. Die Dame aber, die ſich noch den Triumph erjagen wollte, mich durch ihre Reize zu beſiegen, hatte ſich zuvörderſt die Erlaubniß dazu von Jhro Excellenz ausgebeten. Jnzwiſchen war die Maitreſſe des Kammerdieners von ihrem glücklichen Avancement zu ſehr begeiſtert, als daß ſie die Sache nicht in den Schooß ihrer Vertrauten, die niemand anders, als ihr Aufwartemädchen war, hätte ausſchütten ſollen. Das Mädchen entdeckte es wieder ihrem Liebhaber, dem Hausknechte in dem Gaſthofe, wo ich wohnte. Der Hausknecht war ein viel zu guter Freund von dem Marqueur, als daß er ihm dieſe Nachricht von mir, als dem Fremden, über deſſen Angelegenheiten ſie ſich ſchon lange den Kopf zerbrochen hatten, nicht hätte mittheilen ſollen. Der Marqueur, der mit Jungfer Liſeln auf einem ganz vertraulichen Fuß lebte, erzählte ihr dieſe Neuigkeit ebenfalls; und ſo kam ſie denn zuletzt, auf die natürlichſte Weiſe von der Welt, ganz wohl behalten an mich. Mein guter Genius war freylich dabey mit im Spiel; und ich glaube gewiß, er war es allein, der allen dieſen, ſonſt ſehr verſchwiegenen Leuten, den Mund geöffnet hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Worin es anfänglich zugeht wie in der Welt; am Ende aber etwas beſſer.

Nach einer ſehr unruhvollen Nacht auf meine gehabten Abentheuer, war ich eben fertig, meine Börſe zu überrechnen, welche nicht wenig ins Enge geſchmolzen war, um zu ſehen, ob ich noch mit Bequemlichkeit zu meinem Freund Arnold kommen könne? Denn in die Arme dieſes ehrlichen Mannes wollt' ich einſtweilen fliehen, wenn mir das Glück in X., wie ich nun gewiß vermuthete, den Rücken zukehren würde. Und ſiehe da! es trat herein; — niemand anders, als Herr Loderich. — Kaum konnt' ich mich enthalten, daß ich dem niederträchtigen kuppleriſchen Speichellecker nicht unhöflich begegnete. Doch nahm ich ein ziemlich kaltes Betragen gegen ihn an. Er merkte es bald, und daher verdoppelte er ſeine Flatterien, um mich, wo möglich, von neuen für ſich einzunehmen. Auch that ich nunmehr zum Schein, gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre, das mir einiges Mißtrauen in ſeine Redlichkeit hätte beybringen können.

Dieß machte ihn denn treuherzig, mit ſeinem Antrage, nach vielen Umſchweifen, die ich hier zu wiederholen, beliebter Kürze halber, nicht für nöthig erachte, hervor zu treten. Und dieſer Vortrag enthielt denn nichts anders, als daß Ihro Excellenz mich, ohne Anſtand, zu der bewuſten Stelle befördern würden, wofern ich die einzige Bedingung — nämlich Madam S** zu heyrathen, — erfüllen würde. Der ehrloſe Lügner fügte hinzu: Ihro Excellenz wären ein guter Patron von ihrem verſtorbenen Manne geweſen, und ſie hielten es für Pflicht der Freundſchaft, ſeine Wittwe, auf eine gute Art zu verſorgen, beſonders, da ſie, wie er ſich habe ſagen laſſen, viel Neigung zu mir gefaßt habe. Auch verſprach der Ehrenmann, im Namen Ihro Excellenz für die Caution zu haften, dafern Madam G**, ob ſie gleich nicht ohne Vermögen ſey, doch wider Vermuthen nicht ſelbſt im Stande wäre, das Geld ſogleich aufzubringen.

In aller Höflichkeit gab ich aber dem Herrn Loderich zu vernehmen, daß ich dieſe Bedingung unmöglich würde eingehen können, weil ich theils noch zu jung zum Heyrathen, theils auch eine Parthie mit Madam G**, wegen ihrer Jahre zu ungleich ſey, als daß ich glücklich mit ihr zu leben hoffen könne. Als aber mein Patron anfieng, mir dieſe Vorurtheile — wie er ſie nennte — ausreden zu ſollen; ſo ſagte ich ihm gerade heraus: daß ich es für ſchimpflich halte, eine öffentliche Kokette zu heyrathen. —

Die Antwort mochte er denn ohne Zweifel erwartet haben: denn er war gefaßt genug, mir mit ziemlicher Kälte zu antworten, daß ich dieſe Beſchuldigung würde beweiſen müſſen; außerdem man deswegen Genugthuung von mir fordern würde. Worauf ich ihm aber von meinem geſtrigen Abentheuer ſo viel erzehlte, als zu Führung des geforderten Beweiſes nöthig ſeyn mochte.

»Hm! hätt' ich Sie doch für klüger gehalten!

verſetzte er,

»laſſen ſich da von einem Menſchen eine »Naſe drehen, der vermuthlich ſelbſt »Abſichten auf Madam hat. Denn »man hält ſie für reicher, als ſie würklich iſt. Wiſſen Sie denn das noch »nicht, mein leichtgläubiger Freund! »daß es dieſe Herren in Gewohnheit haben, ſich gewiſſer Vertraulichkeiten »mit den unbeſcholtenſten Damens zu »rühmen, die ſie niemals genoſſen haben? — und Sie können einem ſo »windigen Liebesritter glauben, der »Sie, für einen zu wichtigen Rival ge-

„halten haben mag, als daß er nicht „auch die niederträchtigſten Verläumdungen hätte brauchen ſollen, Sie von „der guten Madam G** zu entfernen. Denn ſolcher Schikanen ſind „dieſe Herren gar wohl fähig. —

Es konnte viel Wahres in dieſer Vertheidigung des Herrn Loderichs ſeyn, das leugne ich gar nicht. Nur Schade, daß ſie auf Madam G** gerade am wenigſten paßte. Die gute Dame, und ihr Verhältniß mit Ihro Excellenz war zu bekannt, als daß er ſie durch ſeine Vertheidigungsgründe hätte rechtfertigen können. Da ich aber doch die Ehre Ihro Excellenz, nicht ſo ganz tief, in den Augen ſeines treuen Dieners, herabwürdigen mochte, ſo that ich nicht, als ob ich von dieſem Verhältniß etwas wiſſe, ſondern begnügte mich, dem Herrn Loderich einmal für allemal, die Reſolution zu geben, daß ich Madam G** niemals heyrathen würde.

Der treue Geſchäftsmann mußte alſo mit einer langen Naſe wieder abziehen, welches er jedoch mit vieler Höflichkeit, und unter der Verſicherung that, daß, wenn er mir ein andermal dienen könne, er ſich das größte Vergnügen daraus machen werde.

Und mit dieſer fruchtloſen Unterhandlung zerſchlugen ſich denn auch meine ganzen Beförderungsgeſchäfte. Ich gieng wohl ein paarmal wieder zum Hofrath N. und zu Ihro Excellenz; aber der erſtere wies mich allemal an den letzteren, und bey dieſem wurde ich gar nicht vorgelaſſen. Auch erfuhr ich, durch Jungfer Liſen und ihre Kanäle einige Tage darauf, daß ein relegirter Student aus Jena, welchen Herr Loderich in einer Tabagie aufgetrieben, die mir beſtimmt geweſene Amtsverwalterſtelle erhalten, und kein Bedenken gefunden habe, ſich dieſen Dienſt, durch Kreuzigung ſeiner Delikateſſe, und durch eine eheliche Verbindung mit der abgeſetzten Liebſchaft Ihro Excellenz, zu erkaufen.

Da nun mein Geldbeutel ziemlich ausgeleeret war; ſo beſchloß ich meinen Weg zu Arnold zu Fuße anzutreten, meine Sachen aber einem Fuhrmann mitzugeben. Der Fuhrmann fuhr gerade um eben die

„Das iſt alles ganz gut, lieber Freund! „Aber Ihre Ausſichten ſind doch im̃er „ſehr ungewiß — Wiſſen Sie was? „ich will Ihnen einen Vorſchlag thun. „Sie ſind — wie ich an Ihnen ge„merkt habe, ſehr geſchickt in galanten, „und ſchönen Wiſſenſchaften, und — „ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht „ein gutes Herz beſäßen. Ihre Phyſiogno„mie, und Ihr edles beſcheidenes Betra„gen hat mir gleich auf den erſten Anblick „gefallen, und mich für Sie eingenom„men. — Auch ſchreiben Sie, wie ich „gehört habe, eine ſchöne Hand, und „verſtehen Muſik. Einem ſolchen jun„gen Mann, wie Sie ſind, kann ich „auch auf einige Zeit Brod geben. Kom„men Sie mit zu mir! und bleiben Sie bey „mir, ſo lang' es Ihnen gefällt, und „bis Sie eine andere anſtändige Verſor„gung finden. Sie ſollen mein Freund „ſeyn: — denn ich gehe gerne mit jun„gen Leuten um, die Kopf und Herz da„zu haben, um etwas Ganzes aus ihnen „zu machen. Das einzige Geſchäft, das „ich Ihnen aufgebe, ſoll darinn beſtehen, „daß Sie meine Tochter, mein einziges

»Kind, welches ich ſehr liebe, im Rech- »nen, Schreiben, und in ſchönen Wiſ- »ſenſchaften unterrichten, wozu ſie ſonſt »auf dem Lande keine Gelegenheit hat. »Sie iſt ein rechtes gutes Mädchen, und »hat einen gelehrigen offenen Kopf. Ei- »nen ordentlichen Hofmeiſter mag ich ihr »nicht mehr halten: denn die Herren »verſtehen immer weiter nichts, als ihr »Bisgen Chriſtenthum, und das auch »oft noch ſchlecht genug; und da ſie eben »13 Jahr alt iſt, und ſchon das erſte- »mal mit communicirt hat; ſo kann ſie »nunmehro ihre Religions-Kenntniße »durch gute Lectüre beſſer ausbilden, »als durch einen ſchaalen Unterricht. — »Gefällt Ihnen nun dieſer Vorſchlag; ſo »ſind wir einig. Einen Gehalt beſtimm' »ich Ihnen gar nicht: denn Sie ſollen »nicht in meinen Dienſten ſtehen: — Sie »haben bey mir alles, was zu Ihrer »Nahrung und Nothdurft gehört; und »ich werde ſchon dafür ſorgen, daß Sie »auch an Taſchengelde keinen Mangel lei- »den. Der Geiz iſt mein Fehler nicht, »das werden Sie finden.

Wer war froher, als ich? Mit dem ſichtbarſten Ausdruck der Freude, nahm ich dieſen herrlichen Vorſchlag an, und verſprach, mich der Gewogenheit, und des Vertrauens gewiß würdig zu machen, womit der Herr Beamte mich beehre. Den andern Tag gegen Abend langten wir auf ſeinem Gute an, das Rothenfels hieß, und bey einem ſchönen Dorfe, gleiches Nahmens, in einer herrlichen paradieſiſchen Gegend lag.

Siebzehntes Kapitel.

Der Leſer lernt einen Menſchen kennen.

Ein Mann, mit einer ſehr empfehlenden Geſichtsbildung — der, wie ich ſogleich erfuhr — der Haushofmeiſter meines neuen Patrons war, eröfnete uns den Schlag; vor welchem auch ſeine Tochter ſchon ſtand, und ihren Vater erwartete. Mit unbegrenzter Zärtlichkeit ſchloß ſie den edlen Alten in ihre Arme und freute ſich ſeiner glücklichen Zurückkunft. Adelaide — ſo hieß dieſes junge Mädchen — zeigte gleich auf den erſten Anblick, daß ſie ein herrliches bezauberndes Geſchöpf war. Da ich bald mehr von dieſem jungen Engel zu ſprechen, Gelegenheit finden werde, ſo behalte ich mir die Zeichnung ihres Gemäldes bis dahin vor, um in dieſem Kapitel blos von meinem Wohlthäter, und ſeinen edlen Handlungen zu ſprechen.

Dieſer Mann, welcher, wie ich nun erfuhr, gar keinen Titel führte, ſondern ſich blos bey ſeinem Nahmen, Herr Blume, nennen ließ, beſaß das Gut Rothenfels nur erſt ſeit ein paar Jahren. Er war aus dem Reiche hergezogen, hatte das Gut gekauft und für 80000. Rthl. baar auf einem Brete bezahlt. Aber niemand wuſte, wer dieſer Mann eigentlich ſey? denn er that ſo heimlich damit, daß ihm niemand auf die Spur kommen konnte. Er hatte wenig Umgang, und galt in der ganzen Gegend für einen Sonderling, eine Benennung, die der kurzſichtige Alltagsmenſch jedem aufzubürden pflegt, der ſich ſelbſt und ſeiner Größe genug, lieber einſam lebt, als die gewöhnlichen Alfanzereyen mitmacht, welchen man insgemein den Namen des geſelligen Weſens und guten Umgangs beyleget.

Da er keine Geſellſchaften hielt, und keine Schmauſereyen gab, ſo bekümmerte man ſich auch wenig um ihn; es müſte denn irgend eine ſeiner großmüthigen Handlungen, wobey es ihm oft auf große Summen nicht ankam, Aufſehen erreget, und die Neugierde der unbeſchäftigten Tagediebe gereizet haben, zu ergrübeln, wo doch der Mann das viele Geld herbekomme?

Er war ſchon über 60 Jahr alt; hatte aber noch ein überaus geſundes, munteres Anſehen. In Kleidung trug er ſich ſehr einfach; aber in ſeinen Zimmern liebte er einen Schmuck, der nicht ſelten an Pracht gränzte. Seine Tafel war immer gut beſezt; er ſelbſt aber lebte überaus mäßig, und, ob er wohl ſehr gern Wein trank, ſo überſchritt er doch niemals das Maaß, das er ſich einmal geſezt hatte. Wer zu ihm kam, der war ihm allemal ein willkommner Gaſt, und konnte ſich die freundlichſte, und beſte Bewirthung verſprechen. Aber er bat niemanden zu ſich; ſo wie er auch niemanden in der Nachbarſchaft, oder in ſeinen Dörfern beſuchte. Nicht Stolz, oder Verachtung anderer war der Grund dieſer ſeiner Lebensart. Er wuſte jeden rechtſchaffenen Mann nach Verdienſt zu achten, und ſchäzte ihn auch würklich. Auch fehlte es ihm an nichts weniger, als an jenem geſelligen Talente, wodurch ſich der Menſch Zuneigung, und Vertrauen bey andern erwirbt. Aber er pflegte ſeine Lebensart damit zu entſchuldigen, daß er ſagte, er habe beynahe ſein ganzes Leben damit zugebracht, die Menſchen zu ſuchen, und ſich ſelbſt zum Menſchen zu bilden, und da er denn glaube, die lezte Abſicht endlich einmal erreicht zu haben, ſo fühle er, daß ihm die Bemühung, ſich dabey zu erhalten, wenig, oder gar keine Zeit mehr übrig laſſe, ſich um andre Menſchen zu bekümmern.

Und würklich war er das ganz, was der Menſch ſeyn ſoll, und — was er wenigſtens ſeyn kann, je nach den äußern Verhältnißen, und der Situation, worinn er ſich befindet. Herr Blume hatte freylich vor vielen andern, deren Armuth ſie an Ausübung mancher Menſchenpflicht hindert, den Vortheil des Reichthums zum voraus, — ein Vortheil, der — man ſage dagegen, was man will — wenigſtens in Rückſicht mancher menſchlichen Pflichten, allein das Mittel iſt, ohne welches, bey dem beſten Willen von der Welt, die Ausübung derſelben, blos eine Sache der Möglichkeit bleibt. Aber dennoch wird das Verdienſt des Herrn **Blume**, der ſich ſo eifrig angelegen ſeyn ließ, ſeinen Reichthum zweckmäßig anzuwenden, durch jenen Vortheil nicht geringer, da die tägliche Erfahrung lehrt, daß, je mehr mancher ſeines Gleichen beſizt, deſto knauſerigter und niederträchtig-geiziger er iſt. Wie mancher, der im Stande wäre, dem Mangel ſeines Bruders oft mit einer Kleinigkeit abzuhelfen, oder irgend eine arme verunglückte Familie vor dem Bettelſtab zu ſchüzen, kann ungerührt, die Armuth zu ſeinen Füſſen, um Rettung flehen hören, und ohne Hülfe, ihr den Rücken zukehren, um nur nicht in die Verlegenheit zu gerathen, ſeinen Mammon anzugreifen, oder ein zum Ausleihen, von Zinſen, zuſammen geſcharrtes Kapital zu zerreiſſen! — Lieber mag der Arme verhungern, und der hülfloſe Vater ſeiner Kinder, dieſe Unglücklichen im Elend verſchmachten ſehen! — o! Gott! wenn dieſer barbariſche Reiche verdient, ein Menſch genennt zu werden; ſo wäre das Wort Menſch die

Benennung eines Geſchöpfs, das deiner Weisheit, und Güte, Allliebender, Schande machen würde! —

Doch zurück zu meinem Menſchen — den Herrn Blume! — Der Mann hatte ſein Steckenpferd, wie jeder andre Erdenſohn, und er hatte die Behaglichkeit daſſelbe zu reiten, mit jedem ſeiner Brüder gemein! Nur darinn unterſchied ſich ſein Paradegaul — eine Benennung, die in der That nicht angemeſſener ſeyn konnte — von den übrigen — nur ganz ordinairen, oder kleinen Reitkleppern — oder gar abgemergelten Schindmähren von Steckenpferden, daß er würklich ein Paradegaul war, welchen zu reiten, eine mehr, als gewöhnliche Fertigkeit und Stärke erfordert wurde. Und dieſer Gaul führte den ehrwürdigen Namen — die Menſchlichkeit. Deutlicher zu reden, — denn ich kann nicht verlangen, daß jeder meiner Leſer, meine Metaphern goutiren ſoll, — ſo war ſein Steckenpferd nichts anders, als das unermüdete Beſtreben, Menſch zu ſeyn. Und würklich — ſeine Schuld war es nicht, wenn er es demungeachtet nicht jedem ſeiner Mitbrüder zu

Kopfe machte. Denn wenige, mit denen er es zu thun hatte, waren wahre Menſchen; dieweil es denn leider in unſrer Welt mehr ſelbſtiſche Schurken, Heuchler, Betrüger, Schmarozer, Speichellecker, Tagediebe, Klugdünkel, Großprahler, Flauſenmacher, Schikanenſchmiede, Kuppler, und andre Auswüchſe der Menſchheit, als wahre Söhen der guten Mutter Natur giebt. —

Herr **Blume** war ein wahrer Vater ſeiner Unterthanen, und ſeiner Familie. Erſtere wurden von ihm nicht gedrückt; er unterſtüzte ſie vielmehr bey jeder Gelegenheit, und wer in Noth ſtack, der durfte ſich nur ganz dreiſt an ihn wenden; — ihm wurde gewiß geholfen. Ja! dieſer edle Mann ließ ſich ſo gar daran nicht begnügen, daß er wartete, bis ihn jemand um Hülfe anſprach. Nein! er ſuchte vielmehr alle Gelegenheiten ſelbſt auf, wo er jemanden dienen konnte: denn ſein erſtes Geſez der Menſchheit war, ſeinen Nebenmenſchen nüzlich zu ſeyn. Da fragte er nicht etwa lange: verdients denn auch der Mann? oder kann er ſich denn auf andre Weiſe nicht helfen?

ſen? Dergleichen Fragen kamen bey ihm gar nicht vor; er ſchritt ſogleich zur That.

Jedoch man denke nicht etwa, daß ſeine Wohlthätigkeit ihren Grund in jener ausſchweifenden Gutherzigkeit hatte, welche die gröſten Laſter ungeahndet hingehen läſt, und oft die liederlichſten Buben unterſtüzt, um ſie — noch liederlicher zu machen. Nein! das Geſez der Gerechtigkeit war ihm eins der heiligſten. Er übte ſtrenge Juſtiz aus, und kein Frevel durfte in ſeinen Gerichten ungeahndet bleiben. Er hatte den ſehr weiſen, und ſehr nachahmungswürdigen Grundſaz, durch allzu große Milde bey würklichen Verbrechen werde der gemeine Mann verdorben; wie ein Weinſtock verwildere, wenn er von Auswüchſen nicht gereiniget werde, durch welche er am Ende gar eingienge.

Ich würde den Leſer durch Weitläuftigkeiten ermüden, wenn ich alle die Pflichten der Menſchheit, die Herr **Blume** ausübte, hier im Detail berühren wollte. Es ſey genug, daß ich ſage, er war in aller Betrachtung ein rechtſchaffener Mann, —

ein Menſch. Wer von einem Menſchen richtige Begriffe hat, der wird mich vollkommen verſtehen. Wer aber nicht weiß, was ein Menſch iſt, oder beſſer — was er ſeyn ſoll; der wird mich weder verſtehen, noch goutiren, wenn ich ihm auch alle vortrefliche Eigenſchaften des Herrn Blume einzeln nach einander her erzählte.

Nur bey einem Zweige ſeiner allgemeinen Menſchenliebe, mich noch etwas zu verweilen, ſey mir erlaubt! und dieſer beſtand in zwey beſonderen Inſtituten, die, wenn ich mich der Allegorie bedienen darf, — eigentlich den Sattel ſeines Steckenpferdes ausmachten, oder womit er, — ohne Gleichniß zu reden — ſich am meiſten beſchäftigte. Das eine Inſtitut war ein allgemeines Armen- und Findelhaus, worinn jeder aufgenommen wurde, der ſich nicht mehr im Stande befand, ſich ſelbſt zu ernähren, er mochte zu ſeinen Unterthanen gehören oder nicht? Doch hatten erſtere den Vorzug, und von lezteren konnten nicht mehrere aufgenommen werden, als die Einrichtung des Hauſes erlaubte. Man kann ſich vorſtellen, daß dieſe Einrichtung keinen kleinen Umfang hatte, weil man alle Findelkinder, deren jährlich nicht wenige dahin gebracht wurden, darinnen erzog.

Das zweyte Inſtitut war ein Wirthshaus, worinn alle arme Reiſende und Fremde umſonſt bewirthet wurden. Freylich machte die Unterſuchung, ob der Einkehrende auch würklich arm war, viele Schwierigkeiten. Allein, — er nahm die Sache nicht ſo genau. Wenn einer nur halbwege beweiſen konnte, daß er arm ſey, und den Verdacht eines Landſtreichers, durch richtige Päſſe von ſich ablehnen konnte; ſo wurde ihm ein Mittagsmahl, oder ein Nachtquartier umſonſt gegeben. Länger aber durfte ſich niemand darinnen aufhalten. Denn für Geld konnte man gar keine Bewirthung da finden.

Es iſt leicht abzuſehen, daß beyde Inſtitute noch vielen Mängeln unterworfen ſeyn muſten. Inzwiſchen that doch der edle Menſchenfreund, was ſeine Kräfte vermochten, ſeinen Nebenmenſchen zu dienen, und die Zweige ſeiner Wohlthätigkeit auszubreiten. Die Beſorgung dieſer beyden

Häuſer machten einen groſſen — ja den gröſten Theil ſeiner Geſchäfte aus; und täglich hielt er ſelbſt Reviſion darüber, und beſſerte daran, ſo viel er konnte und wuſte. Freylich muſte er oft die traurige Erfahrung machen, daß ihn mancher Schurke hintergieng, und daß überhaupt ſeine menſchenfreundlichen Einrichtungen von ſchaalen Alltagsköpfen, gemißdeutet und bekritikakelt wurden. Aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen. Und wenn er auch nicht alle die wohlthätigen Abſichten erreichte, wornach ſein menſchenfreundliches Herz ſtrebte, ſo war es ſchon Glück und Ruhm für die Menſchheit genug, daß doch viele dieſer heilſamen Abſichten würklich in ihre Erfüllung giengen.

Aber hier — laß mich abbrechen, lieber Leſer! Man kann auch dem Guten zu viel thun; und ich weiß ja doch nicht, ob du nicht etwan gerade unter die Claſſe ſolcher Leſer gehöreſt, denen die Erzehlung edler Handlungen, ſo gut, als ein tüchtiges Schlafpulver, behagt. Daß du aber über meinem Buche einſchlafen ſollſt, das möchte ich doch eben nicht gern.

Achtzehntes Kapitel.

Worinn einige Nebenrollen ausgetheilt werden.

So gut — vortreflich ſogar, dieſer Herr war, den meine Leſer aus dem vorigen Kapitel — zum Theil — merken Sie wohl! — haben kennen lernen; ſo wenig taugte ein großer Theil ſeiner Haußgenoßen, und deren, die um und neben ihm lebten, und webten.

Der Haußhofmeiſter, Herr Bückling, war ein verſchmizter, heuchleriſcher, und dabey äußerſt intereſſirter, und knauſeriger Bube, der die Rechnungen, die er ſeinem Herrn abzulegen hatte, ſo gut einzurichten wuſte, daß er nicht das mindeſte dabey vergaß, was nur irgend ſeiner eigenen Rechnung frommen konnte. Sonſt war auf den Wohlſtand anderer niemand neidiſcher und eiferſüchtiger als er. Beſonders konnte er nichts weniger leiden, als wenn jemand anders bey ſeinem Herrn, ſo gut, oder wohl gar noch beſſer, als er, angeſchrieben ſtand. Einen ſolchen Störer ſeines Glücks — denn dafür hielt er jeden andern Liebling ſeines Herrn — ſuchte er gemeiniglich, durch geheime, unterminirte Kabalen zu ſtürzen. Dabey aber wuſte er den Schelm, der ihm im Nacken ſaß, durch Komplimente, und durch den Schein der Redlichkeit auf das künſtlichſte zu verbergen. Selbſt ſeinen Herrn — der viel Vertrauen auf ihn ſezte, hintergieng er durch ſeine heuchleriſchen Charlatanerien, und — wo er nur konnte, ſchnitt er ſeine Pfeife, und fiſchte im Trüben. Könnte er nun dieſen alten der Welt ſo kundigen Mann gewiſſermaaßen hintergehen, — was Wunder, daß er auch mich einige Zeit an dem Narrenſeile ſeiner Bücklingsfabrick herum ſchleppte?

Seine würdige Frau Gemahlin, welcher die Verwaltung des innern Hausweſens, und der Küche, aufgetragen war, gab ihrem Eheherrn in ſeinen ſchurkiſchen Künſten nichts nach, und bließ vollkommen in ſein Horn. Sie war wenigſtens noch einmal ſo alt, als er, und eins der häßlichſten Frazengeſichter, die ich in meinem Leben geſehen zu haben, mich erinnere. Aus Liebe würde ſie Herr Bückling auch wohl ſchwerlich geheyrathet haben. Aber da ſie ſo eine alte Familien-Reliquie in dem Hauſe des Herrn Blume war, indem ſie ſeiner verſtorbenen Gemahlin ſchon als Amme gedient hatte; ſo entſchloß ſich Herr Bückling aus ſehr weiſen Urſachen zu dieſer Mariage, weil er nicht nur einen hübſchen Sparpfennig bey ihr fand, ſondern ſich dadurch auch einen feſten Siz in dem Hauſe ſeines Patrons verſchafte. Freylich gieng nicht leicht ein Jahr hin, wo nicht Herr Bückling eins bis zwey Stück ſeiner Leibeserben, ins Findelhaus zu praktiziren wuſte; — denn ſie ſelbſt zu ernähren, dazu war er viel zu knauſerigt; ſein Herr muſte ihn auch darinnen übertragen. Aber Madam war über dergleichen Kleinigkeiten erhaben, weil ſie ſich ſehr weißlich erinnerte, daß ſie in ihrer Jugend ſo gut, als andre Leute ihre zwey Augen gehabt und die jungen Burſche weidlich zu benuzzen gewuſt habe. Eine Gerechtigkeitsliebe, die ihr wenigſtens eine gute Tracht Schläge erſparte, womit ihr junger Eheherr auſſerdem ihre Eiferſucht, alle Tage ſehr reichlich regalirt haben würde, und überdies liebte ſie Ruhe, und Friede im Hausweſen über alles.

Mein Patron hatte auch einen Sekretair, der ſeine Correſpondenz beſorgen, und ihm alle Tage einige Stunden vorleſen muſte. Weiter hatte dieſer Menſch auf der weiten Gottes Welt nichts zu thun. Er war ein junger Mann von 26 Jahren, ſahe ganz hübſch aus, und hatte einen guten ehrlichen Charakter, weswegen ihn auch Herr Blume ganz wohl leiden, und ſeine Schwachheiten überſehen konnte. Denn er hatte das Steckenpferd, einen wahren Engländer vorzuſtellen, wornach denn auch ſeine Sitten, ſeine Geſpräche, und ſeine Kleidungen, ſo viel möglich, zugeſchnitten waren. Eigentlich hieß er Notting, und war aus Schwaben gebürtig. Weil aber dieſer Name ihm noch nicht engliſch genug klang, ſo ſezte er die Silbe ham noch hinzu, und nennte ſich Nottingham. Uebrigens durfte ihn niemand im ganzen Hauſe anders als Sir tituliren. Selbſt ſein Patron war gegen ſeine Narrheiten ſo nachgebend, daß er ihm dieſe Titulatur beylegte, wogegen aber auch Sir Nottingham, ſeinem Herrn mit ganzer Seele anhieng. Einem jungen Engländer — hielt er dafür — ſey nichts anſtändiger, als eidie Dame zu haben, der er den Hof machen könnte. Um nun auch hierinn ſeiner Beſtimmung gemäß zu handeln, hofirte er den beyden Töchtern des Herrn Juſtitiarius: denn er hatte noch nicht mit ſich einig werden können, welcher von beyden er den Vorzug, ſeine Miſtreß zu werden, geben ſollte.

Dieſe beyden Mädchen waren nicht weniger original in ihrer Art. Aus Mangel einer beſſern Erziehung hatten ſie ſich aus Romanen gebildet: denn ihre Mutter war ſehr frühzeitig geſtorben, und da ſie zeitlebens keinen Fuß aus Rothenfels geſezt hatten; ſo war aus der Miſchung ihres kleinſtädtiſchen Weſens mit der Theorie ihrer Romanenlectüre, eine Art von Geckerey in ihnen gebildet worden, die Sir Nottingham, durch ſeine Frazzen und Engländereyen, noch um ein Großes mehr vergellte. Die ältere, welche Olympia hieß, hatte ſich nach ſpaniſchen und italieniſchen Muſtern gebildet. Daher ſie denn auch Sir Nottingham anders nicht, als Donna titulirte. Die jüngere aber hielt ſich zu den Engländern, worunter die Pamela des Herrn Richardſon das

Muſter war, wornach ſie ſich bildete. Sir Nottingham ließ ihr alſo auch darinn Gerechtigkeit wiederfahren, daß er ſie anders nicht, als Miß Pamela nennte: denn dieſen Namen hatte ihr würklich ihr Vater, vermuthlich aus irgend einer Ahndung ihres künftigen Schickſals, ſchon in der Taufe beylegen laſſen.

Man ſollte glauben, das engliſirende Weſen der Miß Pamela, würde dem Sir Nottingham, die Wahl eben nicht erſchweret haben, ſich eine von dieſen beyden Schweſtern zur Göttin zu erkieſen. Aber — aufrichtig zu reden, ſo glich unſere Miß Pamela, ihrem Urbilde, der Richardſoniſchen ſo wenig, daß ich feſtiglich glaube, die Natur habe uns an ihr den Beweiß geben wollen, daß der Name Pamela eben nicht immer die Idee der Schönheit charakteriſire. Hingegen war Donna Olympia in der That eine überaus ſchöne Spanierin. Sie war groß, und wohl gebaut; hatte ſchwarzes Haar, und ſchwarze feurige Augen. Mit Recht hieß ſie Olympia: denn ſchon die Natur hatte ſie mit der ganzen Jovialität einer Göttin ausſtaffiret. Nun muß ich unſerm Sir Nottingham allerdings die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er — mit Jungfer Liſen zu reden — ſo gut ſeine zwey Augen hatte, als andere Leute. Vermöge dieſes ſeines guten Geſichts — wozu jedoch dazumahl noch keine Lorgnette, wie heut zu Tage unter jungen Herren ſeines Gelichters, nöthig war — ſah' er denn nun freylich an der ſchönen Olympia viele Reize, die ihn ſehr oft vergeſſen lieſſen, daß ſie eine Spanierin war. Und weil er denn gehört hatte, daß die engliſchen Lords auf ihren Reiſen, manche Spanierin, oder wohl gar — Franzöſin mit hinüber auf ihre Inſel ſchleppten, ſo glaubte er ſeiner engliſchen Würde nichts zu vergeben, wenn er auch auf Donna Olympia ſein Augenmerk richtete.

Einen Nebenbuhler hatte jedoch der gute Sir Nottingham bey der Donna Olympia, und das war niemand anders, als der Pfarrer des Orts, Magiſter Blauſtrumpf, ein Wittwer, welchen die Würde ſeines Standes eben nicht hinderte, nach Olympiens vollem Buſen ſo gut lüſtern zu ſeyn, als es der ſonſt ſehr keuſche

Sir Nottingham in Stunden der Verſuchung wohl jemals war. Gefährlich war ihm nun freylich dieſer Rival eben nicht; denn er ſtand eben nicht in der beſten Renommee, und Olympia liebte die Ehre über alles. Aber — wäre der berüchtigte Geiſtliche nur ein wenig klüger und vorſichtiger geweſen, ſo hätte er, da er ein wohlgemachter Mann war, und einen ſehr einträglichen Dienſt hatte, dem armen **Nottingham**, der nichts in der Welt weniger, als Vermögen beſaß, allerdings ſehr fürchterlich werden können. Denn der Juſtitiarius ſaß ebenfalls in keinen ſonderlich guten Mitteln, und mußte ſchlechterdings drauf denken, ſeine Töchter, an vermögende Männer auszuſpenden.

Doch einſtweilen genug hiervon! Von der Perſonage des eben beſagten Magiſters habe ich ohnedem noch ſehr viel zu ſprechen. Ich gehe zu den übrigen Perſonen aus dem **Blumiſchen** Hauſe über, die meine Leſer noch kennen lernen müſſen.

Der Juſtitiarius des Orts, Herr Lizentiat **Kato** war ein alter, grauer, aber noch ſehr munterer, langer, und wohlgebauter Mann von 70 Jahren, ſcharf und ſtreng, wie die peinliche Halsgerichtsordnung, gerad und unpartheyiſch, wie ſein römiſches Geſetzbuch, praktiſchen Geiſtes, wie Carpzov und Leyſer, ehrlich und bieder, wie ſein Naturrecht, Heucheley, Büberey, und Menſchenfurcht verabſcheuend, wie ein alter, ächter, römiſcher Cenſor, nicht ſchnell entſchloſſen, aber feſt, wie ein Fels, wo er einmal ſtand, warm und treu in der Freundſchaft wie Jonathan, aber alle Gemeinſchaft aufgebend, mit dem, der ihn einmal beleidiget hatte, ordentlich und pünktlich in ſeinem Hausweſen, liebreich gegen ſeine Töchter, aber ſtreng ahndend die Vergehungen, die ſie ſich zu Schulden kommen ließen. Er hatte die Gerichte ſchon an die 40 Jahr lang, mit Ruhm verwaltet, und ſtand bey ſeinem Principal in großem Anſehen.

Und nun — noch einige Worte von Adelaidens Kammerfrau, ehe ich von dieſem vortreflichen Mädchen ſelbſt ſpreche. Sie ſtellte zugleich die Gouvernante dieſes jungen Frauenzimmers vor; und man mußte geſtehen, daß die Wahl dieſer Frau, zu einem ſo wichtigen Beruf, den Einſichten des Herrn **Blume** vollkommen Ehre machte. Sie war in aller Betrachtung ein vortrefliches Weib, voller erhabner Kenntniſſe, und voll edler Empfindungen des Herzens. Herr **Blume** hatte ſie mit aus dem Reiche gebracht; und ſie war Wittwe eines proteſtantiſchen Geiſtlichen aus **Schwaben**. Madam **Groß** nennte ſie ſich, ein Name, den ſie mit der That führte, denn ihre Denkungsart, ihre Sitten, ihre Handlungen, ihre Geſchicklichkeiten, — alles war groß an ihr. Sie hatte das Glück gehabt, in ihrer Jugend eine vortrefliche Erziehung zu genieſſen: denn ſie war eine Hofrathstochter aus **Stuttgard**. Ihre Familie war verarmt, ihr Mann war ebenfalls in ſchlechten Umſtänden verſtorben. Folglich war ſie genöthiget, in Dienſte zu gehen; und Herr **Blume** hatte ſie einſt auf einer Reiſe aus **Stuttgard** mitgenommen.

Da endlich Mamſell **Adelaide** die einzige Tochter meines damaligen Patrons noch eine wichtige Rolle in dieſer Geſchichte ſpielen wird; ſo hoffe ich meinen Leſern nicht beſchwerlich zu fallen, wenn ich Ihnen zum Schluß dieſes Kapitels hier noch ihr Gemälde aufſtelle. Adelaide war damals, als ich zu ihrem Vater kam, erſt 13 Jahr alt; aber die Natur war in Bildung ihres Wuchſes nicht ſtiefmütterlich mit ihr umgegangen. Adelaide konnte ſchon für ein erwachſenes Frauenzimmer gelten. Eine Schönheit war ſie freilich nicht. Denn ſie hatte eine etwas länglichte Naſe, eine blaſſe Farbe, und mehr Sommerflecken, als die Kenner weiblicher Schönheit gewöhnlichermaaſen gelten laſſen. Auch war ihr Auge etwas matt, obgleich ſonſt groß und blau. An den übrigen Theilen ihres Körpers hingegen fand man nicht das mindeſte zu meiſtern. Beſonders galt ihr Wuchs mir ein Meiſterſtück der Schöpfung; und einen Buſen hatte ſie, ſo vollkommen ſchön als ſelbſt Wieland keinen beſungen haben mag. Sie hatte eine edle, erhabne Stellung, und einen anſtändigen herrlichen Gang: obgleich — die Wahrheit zu ſagen — ihr Fuß noch ein wenig kleiner hätte ſeyn können. Aber — was ihr an körperlicher Vollkommenheit fehlte, das erſezte ihre Seelengröße

reichlich.

reichlich. Sie beſaß jene liebenswürdige, unſchuldsvolle Grazie, jene Naivität, jene bezaubernde Freundlichkeit, jene hinreiſſende Sanftmuth, jenes zutrauliche offene Weſen — kurz alle jene glücklichen Eigenſchaften, die uns Männer viel feſter, an eine Perſon des andern Geſchlechts feſſeln, als die regelmäſigſte Schönheit, wenn ſie von Stolz, Eigenſinn, und Wolluſt verunſtaltet wird. Ein ſehr glückliches offenes Genie machte Adelaiden die Erlernung aller Wiſſenſchaften leicht; und ſie hatte ungemein viel Hang dazu, ihren Geiſt auszubilden, und ſich nüzliche Kenntniße zu ſammlen. Liebreich war ſie gegen jedermann, gutherzig, verſöhnlich, mitleidig, wohlthätig gegen die Armen. Haſſen konnte ſie niemand; aber auch ſie ſelbſt ſah' es gern, wenn ſie von jedermann geliebt wurde. —

Jedoch — wir wollen uns an dieſer kleinen Skizze — lieber Leſer! — einſtweilen begnügen laſſen. Das, was ich künftig noch von Adelaiden zu ſagen habe, wird uns Stoff genug geben, ſie zu bewundern,

wundern, und eine der ſchönſten weiblichen Seelen in ihr zu verehren.

Ich ſchließe dieſes Kapitel mit dem Wunſche, daß ich meine Leſer, mit der darinnen enthaltenen Charakteriſtick nicht eingeſchläfert haben möge, eine Beſorgniß, die ſich immer in meine Seele drängt, ſo bald ich den Gang meiner Geſchichte, durch meine kleinen charakteriſtiſchen Skizzen unterbrechen muß.

Neunzehntes Kapitel.

Worinn unter andern ein alter Bekannter erſcheint, und der Leſer etwas Neues erfährt.

In dem Hauſe des Herrn Blume war ich denn nun wieder ſo geborgen, als man es nur immer in der Welt ſeyn kann. Es wurde mir ein artiges Zimmer eingeräumet. Ein Bedienter ſtand mir zu Befehl. Ich ſpeiſte in Geſellſchaft Adelaidens, ihrer Gouvernante, und des Sekretairs alle Tage, an der Tafel meines Patrons; und mit Gelde verſah' er mich ſo reichlich, daß ich mir manchen Nothpfennig zurück legen konnte.

Meine Geſchäfte dabey waren die angenehmſten von der Welt: denn was hätte mir mehr Vergnügen ſchaffen können, als ein vortreffliches Mädchen täglich in allerhand Wiſſenſchaften zu unterrichten, und dabey, ihres reizenden Umgangs, ohne Zwang, ununterbrochen zu genießen? Gewiß ich war damals ein überaus glücklicher Menſch. Ich lehrte **Adelaiden** die Geographie, und Geſchichte, gab ihr einigen Unterricht in der lateiniſchen, und franzöſiſchen Sprache, welche leztere mich Herr Paſtor **Feldner** gelehrt hatte. Ich lehrte ſie das Clavier, und lernte ihr ſingen. Im Briefſchreiben — in der Poeterey ſo gar gab ich ihr Stunden: denn ich gab mich für keinen ſchlechten Dichter aus. Auch die Deklamation, und die Leſekunſt, worinn meine gröſte Stärke beſtand, trieb ich mit ihr. So gar Tanzen lernte ich ihr: denn ich hatte die edle Tanzkunſt, bey dem Baron **Mildenfelß**, von deſſen Balletmeiſter, dem Herrn von **Sonneborn** aus dem Grunde ſtudirt. Und in allen dieſen Wiſſenſchaften fand ich an Adelaiden eine ſo gelehrige, und geſchickte Schülerin, daß ich mit meinem Unterricht die gröſte Ehre einlegte.

Auch war ihr Vater ſo ſehr damit zufrieden, daß ich bald bis zur Rolle ſeines erſten Günſtlings ſtieg. Auſſer meinen Unterrichtsſtunden, denen er nicht ſelten, ſich herzlich über die Progreſſen ſeiner Tochter freuend, beyzuwohnen pflegte, muſte ich ſehr oft um ihn ſelbſt ſeyn. Ich gieng oder ritt mit ihm ſpazieren, beſuchte mit ihm, ſein Armenhaus, und ſein Wirthshaus; ja, ich begleitete ihn ſogar auf ſeinen kleinen Reiſen, die er in ſeinen Geſchäften thun muſte. Da er eine recht artige Bibliotheck beſaß, und ſolche, auf mein Anrathen, ſehr vermehrte, ſo wurde ich auch ſein Bibliothekar, und dies gab mir Gelegenheit, mir manche nüzliche Kenntniße zu erwerben, weil ich, in meinen einſamen Stunden ganz meinem Hange zum Studiren folgte. Kurz ich hatte Urſache, der Vorſehung aus voller Seele zu danken, daß ſie mich, von dem traurigen Schickſale, das mir in X. bevorſtand, errettete, und mich den Händen eines Mannes überlieferte, der ſich, wie ein andrer Vater gegen mich betrug.

Es mochte ein gutes halbes Jahr her ſeyn, daß ich mich in dieſem Hauſe ſo glücklich befand: als einſtens des Mittags, da wir Tiſchgenoßen im Speiſezimmer verſammlet, den Hausherrn erwarteten, ein Fremder von ziemlichen Jahren, in einem ganz ſimplen grünen Kleide, mit ihm herein trat. Kaum hatte ich ihn erblickt; ſo erkannte ich ihn auch mit nicht geringem Schrecken für — wen, dächten wohl meine Leſer? — für niemanden anders, als **Kauzen**, meinen ehemaligen Münz-Kammeraden in der Harz-Höle, deßen man ſich beliebigſt aus dem erſten Theil dieſer Geſchichte erinnern wird. Auch er hatte mich, wie er hernach ſagte, der Veränderung ungeachtet, die mit meiner Perſon vorgegangen war, doch augenblicklich erkannt. Indeßen ließ er ſich doch anfänglich davon nichts merken, ſondern wir ſezten uns zu Tiſche, wo er mich immer ſehr ſcharf betrachtete. Da ich nicht wuſte, ob ich mein Geheimniß dem Herrn **Blume** kund werden laſſen durfte, ſo hütete ich mich wohl, mir meine Bekanntſchaft mit dieſem

Fremden merken zu laſſen. Endlich mochte er es ſelbſt nicht mehr übers Herz bringen können zu ſchweigen. Er ſagte daher zu mir:

„Mein Herr! mit Ihrer gütigen Erlaubniß
„— wir ſind ja wohl alte Bekannte,
„— heiſſen Sie nicht Herr Arndt?

Nun konnt ich mich nicht länger enthalten, aufzuſtehen, und ihn mit den Worten:

„Ja, wohl! mein lieber, beſter Herr
„Kauz! bin ich ihr ehemaliger Lorenz.
„Wie freut mich's, Sie noch am Leben,
„und geſund zu ſehen!

ſo lebhaft zu umarmen, daß mein Patron ſich nicht wenig, über unſre Bekanntſchaft zu verwundern ſchien. Denn meines, dem Grafen geleiſteten Eides eingedenk, hatte ich ihm dieſen Theil meiner Lebensgeſchichte völlig verſchwiegen. Izt aber war es meine erſte Frage, an Kauzen:

„Was macht mein alter würdiger Graf?
„und meine theure Freundin, mein Rößgen?
„leben ſie noch?

und hier ſtuzte mein Patron noch viel mehr. Auch Adelaide — die Rößgen, wie ich nun erfuhr, ſehr gut kannte, fuhr vor

Erſtau.

Erſtaunen vom Stuhl in die Höhe, und rufte aus:

»Was? Herr Arndt? Sie kennen
»Roßgen? — das unvergleichliche
»Mädchen — meine Freundin — ken-
„nen Sie? — Je! warum haben Sie
„mir denn das niemals geſagt?

Madam Groß konnte ſich ebenfalls nicht genug darüber verwundern, daß ich den Grafen, und Rößgen kannte. Jedermann brannte vor Neugierde zu wiſſen, wo und wenn ich mit dieſen Leuten bekannt worden ſey? Nur Schade, daß ſie nicht gleich zu befriedigen war: denn die beyden Frauenzimmer konnten und durften keine Wiſſenſchaft von den Münz-Geſchäften des Grafen haben; und Sir Nottingham, dem dies alles böhmiſche Dörfer waren, die er mit offenem Munde, und niedergelegtem Meſſer, und Gabel anſtaunte, durfte noch viel weniger etwas davon wiſſen.

Kauz begnügte ſich daher, mir zu antworten, daß der Graf noch lebe, und geſund und glücklich ſey, Rößgen aber ſich bey ihm, auf ſeinen Gütern aufhalte:

Gern war ich mit dieſer Nachricht zufrieden, und ich wendete die übrige Tiſchzeit dazu an, Kauzen meine bisherigen Abentheuer ganz kurz zu erzehlen.

Nach Aufhebung der Tafel muſte ich nebſt Kauzen, mit auf meines Patrons Zimmer kommen, wo wir einander unſre Verhältniße unverhohlen entdeckten. Und da erfuhr ich denn zu meinem gröſten Erſtaunen, daß Herr Blume niemand anders war, als — der Amtmann, welcher während des Grafen Aufenthalt auf dem Harzgebürge und ſeinen Münzgeſchäften, ſeine Güter verwaltet hatte. Meine Leſer werden ſich, aus Rößgens Erzehlung der Geſchichte des Grafen, im erſten Bande meines Buchs, dieſes Amtmanns noch erinnern, deſſen ſie dort, als eines treuen Dieners des Grafen ſehr rühmlich gedenkt.

Herr Blume freute ſich ſelbſt nicht wenig, daß mich das Glück zu ihm geführt habe. Er hoffe — ſagte er — ſich durch meine Verſorgung, aufs neue dem Grafen verbindlich zu machen, da er von Kauzen höre, daß mich dieſer würdige Herr ſo ſehr geliebt habe. Meine Treue und Verſchwiegenheit aber gefalle ihm ſo ſehr, und charakteriſire den rechtſchaffenen Mann ſo genau, daß, wenn ich auch ſonſt keine ſo guten Eigenſchaften beſäße, doch dieſer einzige Umſtand hinreichend ſey, mich auf immer, in ſeiner Freundſchaft und Gewogenheit feſt zu ſezen.

Der ehrliche **Kauz** erzehlte mir hierauf die ferneren Schickſale ſeines Herrn, die ich meinen Leſern nur mit wenig Worten gebe, weil ſie von dem Gange des gewöhnlichen nicht ſehr abweichen. Es ſey nehmlich alles glücklich gegangen. Die Münzgeſchäfte des Grafen wären nicht entdeckt worden. Er habe dadurch ſeine Schulden getilgt, und wäre wieder in ſeine Grafſchaft eingezogen, wo er nun in Friede, von den Mühſeligkeiten ſeines Lebens ausruhe, und im Schooß ſeiner Familie ungemein glücklich lebe. **Röſgen** habe er öffentlich für ſeine Tochter erklärt, und ſie in den Adelſtand erheben laſſen. Das vortreffliche Mädchen habe ſich auch, bey der ganzen Familie ihres Vaters ſo ſehr in Gunſt geſezt, daß ſie von allen geliebt, und hoch geſchäzt werde, beſonders darum, weil ſie die einzige aus der Familie geweſen ſey, die dem edlen Hausvater, in den Tagen ſeiner Leiden, und ſeiner Verbannung ſo treulich beygeſtanden habe. Noch ſey ſie unverheyrathet; aber es hätten ſich ſchon einige der vornehmſten Cavaliers um ihre Hand beworben.

Ueber dieſe frölichen Nachrichten empfand ich denn nun freylich überaus viel Vergnügen. Mit Adelaiden aber, die ſehr viel auf Rößgen hielt, brachte ich nun manche Stunde zu, wo wir uns von dieſem edeldenkenden Mädchen unterhielten. Alle Kleinigkeiten, die wir beyde von ihr wuſten, wurden erzehlt, und — fiengen wir einmal an ſie zu lobpreiſen, ſo konnten wir gar nicht wieder damit fertig werden.

Inzwiſchen — um wieder auf Kauzen zu kommen, ſo war er eigentlich in Geſchäften ſeines Herrn hier bey meinem Patron, und bekleidete dermalen die Stelle, die Herr Blume ſonſt gehabt hatte. Nach einigen Tagen reiſte er wieder ab. Anfänglich beſtand er ſchlechterdings darauf, mich mit ſich zu nehmen. Auch ich, ſowohl es mir bey dem Herrn **Blume** gieng, und ſo ſehr es mir bey ihm gefiel, war dennoch mit Vergnügen zu dieſer Veränderung bereit, weil ich nun durch den Grafen mein Glück, im ſchönſten Flor blühen ſah. Aber die Tage meiner Prüfung waren noch nicht vorüber. Es wurde nichts draus, und **Kauz** gab mir zu verſtehen, er könne nun ſelbſt nicht mehr in meine Mitreiſe dringen, weil ihn Herr **Blume**, unter der Verſicherung, daß er etwas Wichtiges mit mir vorhabe, ausdrücklich gebeten, mich in ſeinem Hauſe zu laſſen.

Alſo ließ ich denn meinen alten Freund und Creuzbruder, in Gottes Namen reiſen, und begnügte mich, ihm die wärmſten Verſicherungen meiner Hochachtung und Liebe, an den Grafen, und **Röschen** mitzugeben.

Zwanzigſtes Kapitel.

Etwas Abentheuerliches, zur Abwechſelung.

Einige Tage nach **Kauzens** Abreiſe fuhr ich mit meinem Patron nach Leipzig

— es war gerade Meſſe daſelbſt. Unter Weges kamen wir darauf zu ſprechen, daß mancher Menſch ſo ſonderbaren Schickſalen unterworfen ſey, und oft wie ein Glücksball in der Welt umher geſchleudert werde, eh' er ein ruhiges Plätzchen finden könne, wo er ſich endlich vor den eigenſinnigen Sprüngen ſeines Schickſals zu ſichern im Stande ſey. —

»Eine Wahrheit!

ſagte Herr Blume,

»die auch mein Leben beweiſet, und ſpät »— ſehr ſpät hab' ich ſie gefunden, die »Ruheſtätte, wo ich in Friede, von »dem beſchwerlichen Tagewerk meines »Lebens ausraſten kann, bis mich der »Ewige dahin abruft, wo kein irrdiſches »Leiden mehr ſeyn wird. —

Ich nahm mir die Freyheit, meinen Patron um Erzählung ſeiner Geſchichte zu bitten.

»Das will ich allenfalls wohl thun, mein »lieber Arndt!

verſetzte er,

„aber — wenn ich Ihnen manche Ue-
„bereilungen, und Fehltritte meiner Ju-
„gend, dabey geſtehen muß; ſo werden
„Sie ſo gut ſeyn, zu glauben, daß
„man, ſolcher Fehltritte ungeachtet,
„doch auch ein rechtſchaffener Mann
„bleiben könne.

Ich verſicherte ihn, daß meine Hochachtung für ihn, durch dieſe Geſtändniſſe nur noch vermehret werden würde, weil ich beſonders von der Meynung, daß Jugendfehler ſehr verzeihlich wären, lebhaft genug überzeugt ſey; und denn gab er mir ſeine Geſchichte mit folgenden Worten:

„Ich bin aus Sachſen gebürtig

fieng er an,

„und zwar aus dem Erzgebirge. Mein
„Vater war ein Geiſtlicher auf dem Lan-
„de, und da ich ſein einziges Kind war,
„ſo hielt er mir einen eigenen Informa-
„tor und gab mir eine ſehr gute Erzie-
„hung. Ich kam hernach auf die Schu-
„le zu Freyberg; und da mein Vater
„an dem Superintendent in Jena einen
„nahen Verwandten hatte, ſo gab dieß
„Gele-

»Gelegenheit, daß ich die daſige Univer-
»ſität bezog. Ich ſtudierte die Rechte,
»wohnte in dem Hauſe meines Vetters,
»und machte mich bald in ganz Jena be-
»rühmt — nicht durch Hauen und
»Schlagen, ſondern durch meinen Fleiß
»und meine gute Aufführung. An den
»damaligen Schlägereyen hatte ich nicht
»den mindeſten Gefallen; ja! ich verab-
»ſcheuete ſie von ganzer Seele. Aber
»dennoch ſaß mir das Herz auf dem
»rechten Flecke. Antaſten ließ ich mich
»auf keine Weiſe; und unverdiente Be-
»leidigungen ließ ich weder mir, noch
»andern, ungeahndet widerfahren. Aber
»wer hätte denken ſollen, daß eben dieſe
»patriotiſche Denkungsart der Grund
»meines Unglücks werden ſollte? Und
»doch war es wirklich ſo.

»Eines Abends im Winter ſaß ich mit
»zweyen meiner Freunde, auf meiner
»Stube, in guter Ruhe. Wir rauch-
»ten unſre Pfeifen, ſprachen von unſerm
»Studieren, und waren herzlich ver-
»gnügt. Plötzlich — ſo um ein zehn
»Uhr, erhob ſich ein Lärm auf der

„Gaſſe, von Schreyen, Hundsvöttrufen, „und Degenklirren, der ſich uns „aber erſt von fern zu nähern ſchien. „Wir ſahen an's Fenſter, und wurden „gewahr, daß vier Burſche, mit bloßem Degen, einen andern vor ſich hintrieben, der alles rücklings gieng, und „ſich im Retiriren gegen die viere wehrte. Dieſe Ungleichheit ſetzte mich in „Wuth: denn viere über einen — das „war mir Meuchelmord. Ohne mich „lange zu beſinnen ſprang ich, wie ich „war, im Schlafrocke, mit bloßem Degen hinunter. Meine beyden Freunde „folgten meinem Beyſpiele. Ich kam „gerade dazu, als der eine Burſche, der „verfolgt wurde, ſich an die Hausthür „ſeiner Wohnung geſtellt hatte, und da „ſolche verſchloſſen war, ſehr heftig anklopfte, und um Hülfe ſchrie. Die „viere drangen noch immer auf ihn ein. „Ich rufte ihnen von weiten zu, ſie „ſollten nicht als Hundsvötter fechten. „Aber da half kein Rufen. Der eine „von den vieren kehrte ſich um, und „wieß mir ſeine Degenſpitze. Indeſſen „brachten die andern dreye, ehe meine

„beyden Freunde zu Hülfe eilen konnten, „ihrem ungleichen Gegner, in dem die Haus„thüre nicht ſchnell genug aufgemacht „wurde, von hinten zu, einige meuchelmörderiſche Stiche bey, daß er todt „zur Erde ſank. Meine beyden Freunde griffen ſie an, und verfolgten ſie „auf der Flucht. Ich aber ſchlug mich „inzwiſchen mit dem vierten eine Weile „herum, bis ich ihm einen ſo glücklichen, „oder vielmehr unglücklichen Stoß beybrachte, daß er entſeelt vor mir niederſank. Und wie erſchrack ich, als „ich in dieſem unglücklichen Menſchen, „einen meiner Freunde, der ein Liefländiſcher von Adel war, und von Leiskow hieß, erkannte? —

„Hier war nun aber für mich keine „Zeit zum Beſinnen mehr übrig. Schon „waren über 20 Burſche zuſammen gelaufen; der Pöbel drängte ſich ſchon „herbey; und die Schnurren hörte ich „ſchon von weitem ankommen. Mit „Hülfe der Burſche aber, die mich vor „der Wuth des Pöbels ſchützten, entkam ich glücklich aus der Stadt. Nun

„nahm ich in größter Eil meinen Weg,
„nach Zwäzen, einem bekannten Dorfe
„bey Jena, verwechſelte dort, meinen
„Schlafrock, und meine übrigen Kleider,
„mit einem Bettlerhabit, nahm ſodann
„die Flucht nach Hamburg zu, und
„entgieng unter dieſer Masqve, allen
„Nachſtellungen, die mir gemacht wurden, glücklich.

„Da war ich nun aber auf einmal
„abgewieſen von der Laufbahn meines
„Glücks, — gefoltert von den Vorwürfen meines Gewiſſens, — verfolgt von der Rache des Bluts, das
„ich vergoſſen hatte, — in einer ſchrecklichen Lage. Doch beſann ich mich
„nicht lange, was ich zu thun hätte?
„Zum Glück hatte ich meine Börſe, die
„ich kurz vorher mit dem Vierteljahrgelde, das mir mein Vater ſchickte,
„gefüllt hatte, bey dem Rencontre bey
„mir gehabt; wozu mir noch einige
„Burſche, die ihrigen, auf meiner
„Flucht zur Stadt heraus, zuwarfen.
„Ich war alſo ziemlich bey Gelde. In
„Hamburg kleidete ich mich wieder, in

»reinliche Kleider, und gieng nach Amſterdam. Dort ließ ich mich als »Soldat nach Oſtindien anwerben, »und gieng bald darauf mit einem »Schiffe, welches die Hoffnung hieß, »dahin unter Seegel.

»Die Fahrt war eine der beſchwerlichſten, die wohl jemals ein Schiff hatte. »Wir mußten verſchiedene Stürme aushalten, und ſtanden mehr als einmal »in Gefahr, von den Wellen verſchlungen zu werden. Ich bekam die Seekrankheit. Doch dieſe gieng bald vorüber. Aber unter der Linie glaubte »ich nichts gewiſſer, als vor Hitze raſend zu werden, kurz ich verwünſchte »auf dieſer Reiſe mein Schickſal oft in »den bitterſten Ausdrücken gegen die Vorſehung, der ich, in meiner blinden »Wuth, allein die Tyranney meiner Lage zuſchrieb.

»Endlich kamen wir doch noch glücklich genug in Batavia an. Hier gefiel mirs ganz wohl. Allmählig fieng »ich an, hier wieder Luft zu ſchöpfen,

„und meines Lebens zu genießen. Doch „verbitterten mir auch die Vorwürfe „meines Gewiſſens auf der andern Seite wieder alles Vergnügen, und raubten meiner Seele alle Ruhe: denn wo „ich nur hinſahe, glaubte ich das Blut, „des von mir ermordeten **Leiskovs** „fließen zu ſehen.

„Es war mir daher kein geringes „Vergnügen, daß das Bataillon, worunter ich mich befand, mit ins Feld „kommandirt wurde. Denn die Holländer waren damals gerade mit einigen „**Nabobs** in Krieg verwickelt. Ich erhielt die Stelle eines Korporals, und „da ich nicht glücklicher, als in den Armen des Todes zu ſeyn glaubte, ſo beſchloß ich, durch die ausſchweifendſte „Kühnheit meinen Tod, unter den Indianern zu ſuchen. Aber die Vorſehung „hatte mich dazu noch nicht beſtimmt. „Ungeachtet ich bey jeder Gelegenheit wie „raſend in den Feind eindrang, und „mich allemal in den hitzigſten Gefechten „finden ließ, ſo kam ich doch immer „nur mit einigen leichten Bleſſuren davon.

„Indeßen machte ich mich durch meine „Bravour in dieſem Kriege ſo berühmt, „daß mich der General von einer Stufe „zur andern beförderte. Ja! nach Endigung des Kriegs, und bey unſerer „Zurückkunft nach Batavia wurde „ich zum Kapitain erhoben, und erhielt „eine Compagnie.

„Nun — werden Sie denken — hätte ich doch wohl vergnügt ſeyn können. „Allerdings: — wenn ich mich nur „mehr von der Klugheit, als von meinen Leidenſchaften hätte leiten laſſen. „Aber ich war noch nicht in dem Alter, „wo leztere ſo leicht zu beſiegen ſind.

„Der Generâl-Gouverneur zu Batavia konnte mich überaus wohl leiden. „Ich ſpeißte faſt täglich an ſeiner Tafel, „und kam, außer bey meinen Dienſtgeſchäften, wenig aus ſeinem Palais. „Er war ebenfalls ein Deutſcher von „Geburt, nahe an die 60 Jahr, und „übrigens ein äußerſt jachzorniger, rachgieriger, und unverſöhnlicher Mann, „von welcher fürchterlichen Gemüthsart

„mich faſt täglich die deutlichſten Proben zu ſehen, Gelegenheit fand.

„Nun hatte aber der Gouverneur eine junge ſchöne Gemahlin von 24 Jahren. Sie war eine Franzöſin von Geburt, und würklich ein überaus reizendes Weib. Zu meinem Unglück verliebte ſich dieſe Schöne in mich, und ergrif jede Gelegenheit, mir von ihrer Leidenſchaft Beweiſe zu geben. Ich kann's nicht leugnen, meine Hauptleidenſchaft in damaligen Zeiten, war die Liebe. Von Natur beſaß ich viel zärtliche Empfindungen, und das hizige Klima, worinn ich lebte, trug nicht wenig dazu bey, mein Blut in Wallung zu bringen, und die Begierden in mir zu entflammen. Die Liebe der Gouverneurin war mir daher ſehr willkommen, und der Genuß ihrer Reize eine Lockſpeiſe, die mir die beneidenswürdigſte Genugthuung verſprach. Der rauhen und eiferſüchtigen Gemüthsart ihres Gemahls ungeachtet, bot ich ihr doch, zu einer ſüſſen Liebes-Intrigue, beyde Hände. Auch kam

„die Sache ſehr bald zu Stande. Nur „das, wornach wir uns beyde ſehnten, „war ſehr ſchwer ins Werk zu richten. „Denn der eiferſüchtige Gouverneur ließ „ſie durch ſeine Vertrauten hüten, wie „der Sultan ſein Serail.

„Endlich brachten wir aber doch eine „geheime Zuſammenkunft zu Stande, „und zwar des Nachts auf ihrem eigenen „Zimmer, in welches ich mich unter der „Verkleidung einer Chineſerin, die mit „Galanteriewaaren handelte, einſchlich. „Aber dieſer Verſtellung ungeachtet, hatte „mich doch einer von des Gouverneurs „Aufpaſſern erkannt, und ihm die Sache „augenblicklich hinterbracht.

„In der Verkleidung, worinn ich war, „hatte ich eben die reizende Franzöſin in „meinen Armen, und ſchickte mich an, „unſre beyderſeitigen Wünſche durch eine „Genugthuung zu befriedigen, nach welcher wir ſo lange geſeufzet hatten; als „die Thür des Zimmers mit Gewalt aufgeſprengt wurde, und der Gouverneur „mit zwey Soldaten von ſeiner Wache „hereintrat. Zum Glück hatte ich mich

„mit einem türkiſchen Säbel verſehen. „Damit hieb ich denn auf die beyden „Soldaten — denn der Gouverneur „ſelbſt zog ſich aus Liebe zum Leben, ſehr „weißlich hinter ſeine erſchrockne Gemahlin zurück, und ſehnte ſich in Kraft „der Allmacht ihrer Reize, während „unſers Gefechts, vollkommen mit ihr „aus — mit ſolcher Gewalt ein, daß „ich mir glücklich Luft bis an die Thür „machte. Aber hier fand ich einen Unteroffizier mit noch zwey Mann, die „mir die Flucht verwehrten. Indem „ich mich nun auch hier durchſchlagen „wollte, erkannte ich den Unteroffizier „für einen meiner ehemaligen Kameraden, dem ich im Felde einmal das „Leben gerettet hatte. Ich rufte ihn bey „ſeinem Namen. Er erkannte meine „Stimme, und errieth meine Abſicht. „Im Augenblick klirrten die Degen meiner Gegner an die Wände, ſo, daß „ich unter dem Schein des grauſamſten „Gefechts glücklich hindurch kam. Zwar „verfolgte mich der Unteroffizier, mit ſeinen beyden Soldaten, bis auf die Gaſſe; aber ſie hatten keine Eile, und ich

„gewann Zeit, durch eine dunkle Nebengaſſe, mich in das Haus eines Chineſen zu retiriren, der, als ein Freund von mir, mich den Augenblick aufnahm, und ehe die Nachſuchung ſein Haus erreichte, mich in ein großes Kaffee-Faß verſteckte.

„Hier war nun kein Bleibens für mich. Von der Rache des Gouverneurs mußte ich alles befürchten. Ich fand Mittel, durch Hülfe meines treuen Kammerdieners meine Schatoulle zu retten. Alsdenn verkleidete ich mich in einen Chineſen, entkam unter dieſer Masque glücklich aus Batavia, und reiſete mit einem Schiffe, das gerade unter Segel gieng, in Geſellſchaft eines Chineſiſchen Kaufmanns, nach China.

„Ich hatte mir in Batavia einige Indianiſche Waaren mitgenommen, womit ich in Peking einen kleinen Handel anfieng. Das Glück wollte mir wohl. In Zeit von einem Jahre machte ich ſchon ganz hübſche Geſchäfte. Auch hier hätte ich glücklich ſeyn können

„nen, wofern ich meine Leidenſchaft
„nicht den Herrn über mich hätte ſpielen
„laſſen. Ich kannte einen Chineſiſchen
„Kaufmann, Namens Chiu-Lai,
„ſehr gut, und ich war in ſeinem Hauſe
„wohl gelitten. Herr Chiu-Lai hatte
„ſechs Töchter von ausnehmender Schön-
„heit. Ich verliebte mich in die älteſte,
„die Sarai hieß, und ich beſchloß, ſie
„zu heyrathen. Ihr Vater aber ſchlug
„mir ſie ab, unter dem Vorwande, daß
„die Heyrath einer Chineſerin mit einem
„Franken wider die Sitten des Landes
„ſey. Die junge Sarai liebte mich aber
„auf das zärtlichſte, und da ich Mittel
„fand, mich bisweilen allein mit ihr zu
„unterhalten, ſo ſtieg unſre Liebe bis zu
„einer Vertraulichkeit, deren Folgen
„nur zu bald für unſre Ruhe ſichtbar
„wurden.

„Aber hier zeigte ſich mir Chiu-Lai
„auf einer Seite, die mich noch bis izt
„mit der unbegränzteſten Hochachtung
„für ihn erfüllt. Er kam zu mir, und ſagte:
„Herr! Sie haben Schimpf über mein
„Haus gebracht, Sie haben mir meine

„beſte Tochter geraubt; aber was iſt mir mit Ihrem Unglück gedient? Der Schade wird dadurch nicht vergütet. Meine Tochter können Sie hier nicht heyrathen; das iſt wider die Geſetze. Ich muß Sie um meiner Ehre willen anklagen, und — Sie verlieren das Leben. Wollen Sie ſich retten, ſo müſſen Sie das Reich meiden, ehe die Sache ruchbar wird. Meine Tochter iſt hier einmal entehrt; und da ich Sie ſonſt als einen ehrlichen Mann kenne, ſo will ich ſie Ihnen mitgeben. Fliehen Sie mit ihr nach Rußland! In Moſkau habe ich Handlungsfreunde, an die ich Sie empfehlen will.

„Ich erſtaunte, und — meine Freude überſtieg alle Gränzen, da ich nun meine Sarai ganz beſitzen ſollte. Nach einigen Tagen reiſten wir ſchon ab. Wir hielten uns zu einer Karavane, die nach Moſkau gieng, und wir legten das Chineſiſche Gebiet zurück, ohne daß uns das geringſte Widrige begegnet wäre.

„Aber an der Rußiſchen Gränze fiel meine liebe Sarai in eine Krankheit, deren Wuth ſie mir in einigen Tagen von der Seite riß. Mein Schmerz über dieſen Verluſt hatte kaum ſeines gleichen, denn ich hatte das edle Mädchen von ganzer Seele geliebt. Ihren Leichnam nahm ich mit bis Aſtrakan, wo ich ihn begraben, und ihm ein kleines Epitaphium ſezen ließ.

„Sodann reiſte ich weiter bis Moßkau. Der Freund des Herrn Chiu-Lin nahm mich ſehr gütig auf, und unterſtüzte mich in meinem kleinen Handel, den ich hier anlegte. Ich lebte hierauf über zwey Jahr zu Moßkau recht vergnügt. Nur das ſchmerzhafte Andenken an meine verlohrne Geliebte trübte mir oft meine Tage, und nagte mein Herz mit bittern Vorwürfen. Ich hatte ſie verführt, und ſie einem frühen Tod entgegen geleitet — ohne mich wäre ſie in den Armen ihrer Familie glücklich geweſen — dies machte mir unendlichen Kummer. Hierzu machte noch die Erinnerung des von mir begangenen Mords,

„von neuem in mir auf; ich hatte zwey Todtſchläge auf meinem Gewiſſen, — der eine war mein Freund — die zweyte, meine Geliebte, — deren Schatten mich überall verfolgten, und meine Einbildungskraft beunruhigten; — o! ich war in einer bedaurenswürdigen Lage! — Und dieſe meine traurige Gemüthsſtimmung war auch die Urſache, daß ich mich nicht verheyrathete, wozu ich in Moßkau ſehr vortheilhafte Gelegenheiten hätte finden können.

„Inzwiſchen trieb ich meinen Handel fort, und tröſtete mein Gewiſſen, ſo gut ich konnte. Einsmals reiſte ich in meinen Geſchäften nach St. Petersburg, wo ich mich einige Wochen aufzuhalten dachte. Indem ich nun eines Tages, durch Waſilii-Oſtrow gieng, kam ein Offizier hinter mir drein geritten, der mich im Vorbeygehen ſehr aufmerkſam betrachtete, und da er vorüber war, ſich einigemal ſcharf nach mir umſah. Das Geſicht dieſes Herrn war auch mir überaus wohl bekannt; ich wußte aber doch anfänglich nicht,

„wo ich ihn hinthun ſollte, weil ich mir „eher des Himmels Einfall, als den „Mann verſtehen hätte, der er würklich „war. Inzwiſchen unterließ ich nicht, „ihm auf ein Kaffeehaus nachzufolgen, „wo ich ihn abſteigen, und hinein ge„hen ſah. Kaum bekam er aber „mich hier in die Augen, ſo trat er auf „mich zu, ſah mich ſehr ſcharf an, und „ſagte: Ja! du biſt's wahrhaftig, „Blume! kennſt du mich nicht mehr? „— und mit unbeſchreiblichem Erſtau„nen ſah' ich hier niemand anders vor „mir, als den Herrn von Leiskov, den „ich meinen Gedanken nach in Jena er„ſtochen hatte. Mit Thränen fiel ich „ihm um den Hals, und bat ihn mir zu „verzeihen, und mir zu erzehlen, durch wel„ches Wunder er wieder von den Todten auf„erſtanden ſey? Er nahm mich freund„ſchaftlich bey der Hand, ließ mich ne„ben ſich ſetzen, und erzehlte mir bey ei„ner Bouteille Wein ſeine Schickſale.

„Um es kurz zu machen, ſo ſage ich „Ihnen blos, daß Leiskov nur hart ver„wundet geweſen, und glücklich wieder

„geheilet worden war. Alsdenn hatte er ſich von Jena hinweg, und nach Hauſe begeben. Von dort aber war er in Rußiſche Kriegsdienſte gegangen, wo er ſich izt als Major befand.

„Ich muſte mit ihm in ſein Quartier gehen, und da ich ihm dort meine Avantüren gleichfalls erzählet hatte; ſo that er mir den Vorſchlag, meine Kaufmannſchaft aufzugeben, und in Kayſerliche Dienſte zu treten. Mir war dieſer Antrag ſehr willkommen, weil mir damals die Naſe noch hoch ſtand, und ich noch ein großer Mann zu werden hoffte. Ich legte alſo meinen Handel nieder, und bewarb mich um Civil-Dienſte. Da ich nun einige Sprachen verſtand, und überdies die Deutſchen damals an und für ſich ſelber in Rußland ſehr geſchäzt wurden; ſo erhielt ich, durch Empfehlung des Majors, und ſeiner ziemlich vornehmen Freunde, die Stelle eines Sekretairs, beym Departement der auswärtigen Geſandtſchaften. Ja! ich ſtieg in Zeit von einem Jahre bis zum Legationsrath.“

„Sie ſehen, mein Glück ſtand hier „ebenfalls wieder auf feſtem Grunde; ich „konnte im kurzen die Würde eines der „erſten Staatsbedienten erreichen. Aber „die Liebe, und noch ein andrer Umſtand, „den Sie gleich erfahren ſollen, untergruben auch hier die Bahn meines „Glücks, und beynahe wär es ganz und „gar um mich geſchehen geweſen.

„Der Schwediſche Geſandte Baron „von Steinhaupt hatte eine überaus „reizende Tochter, die Eleonore hieß, „mit bey ſich in St. Petersburg. „Ich verliebte mich in die junge Baroneſſe, eröffnete ihr meine Neigung, und „erhielt Gegenliebe. Der Geſandte „wuſte ſelbſt davon, und er fand um ſo „weniger Bedenken, mir ſeine Tochter „zur Gemahlin zu geben, da ich ſchon „eine ſehr hohe Bedienung bekleidete, und „es im Werke war, daß ich in den ruſſiſchen Freyherrnſtand erhoben werden „ſollte. Alles war ſchon feſtgeſetzt, „und die Vermählung ſollte in einem „Monathe vor ſich gehen, als der Krieg „zwiſchen Rußland und Schweden

„ausbrach. Der Geſande wurde Knall „und Fall zurückberufen. Er nahm die „reizende Eleonore wieder mit nach „Schweden, und unſre Vermählung „wurde aufgeſchoben bis nach hergeſtelltem Frieden. Ich glaubte auch meiner „Sache gewiß zu ſeyn, und, um dem „Ausbruch meiner Liebe bisweilen Luft „zu machen, wechſelte ich öfters Briefe „mit meiner Geliebten, die ich aber durch „allerhand Kunſtgriffe nach Schweden „bringen muſte, weil alle Correſpondenz „mit dieſem Reiche, Hochverrath war.

„Inzwiſchen verliebte ſich ein ſchwediſcher Kammerherr, der mit dem Baron, als Geſandſchafts Kavallier in „St. Petersburg geweſen war, und „meine enge Verbindung mit der Baroneſſe wuſte, ebenfalls in dieſes vortrefliche Frauenzimmer. Um nun ſeine „Abſicht bey ihr zu erreichen, ſuchte er „mich erſt aus dem Wege zu räumen. „Er hatte durch einen Zufall, Nachricht von dem geheimen Briefwechſel „erhalten, den ich mit der Baroneſſe unterhielt. Dieſen Umſtand nuzte er da-

„durch, daß er die Sache an einen ſeiner Freunde nach St. Petersburg „ſchrieb. Die Nachricht davon kam „wie ein Lauf-Feuer an den Hof, und ehe „ich mich's verſahe, wurde ich arretirt, „und ins Gefängniß geſezt. Meine „Schriften unterſuchte man, und fand „die Briefe der Baroneſſe, die ich aus „unzeitiger Zärtlichkeit aufgehoben hatte. „Wiewohl nun dieſe Briefe weiter nichts, „als verliebte Tändeleyen enthielten, ſo „waren ſie doch ſchon hinlänglich, mich „des Hochverraths für ſchuldig zu erkennen. Bey Endigung des Prozeſſes „wurde mir alſo das Leben abgeſprochen; „welche Strafe aber die Regentin in Lebenslängliche Verweiſung nach Sibirien verwandelte.

„Hier war nun wohl guter Rath für „mich theuer. Doch ich fand Mittel, „mit Hülfe des Offiziers von der Wache, „die mich nach Sibirien transportiren „ſollte, unterweges zu entwiſchen. Der „Offizier war ein Liefländer von Geburt, „und ein eifriger Anhänger von Schweden. Da er in ſeinem Vaterlande

„nichts zu verlieren hatte, ſo nahm er „ſelbſt die Flucht mit mir, um in ſchwe„diſche Dienſte zu gehen. Wir entka„men, als reiſende Zahnärzte, obgleich „nach unendlichen Gefahren, wieder er„wiſcht zu werden, und nach entſetzli„chen Beſchwerlichkeiten, doch glücklich „durch's rußiſche Reich, und nach „Schweden.

„Da wir nach Stockholm kamen, „war es mein erſtes, mich in dem Hau„ſe des Barons zu melden. Aber Gott! „wie bebte ich zurück, als man mir mit „der Nachricht entgegen kam, daß mei„ne Eleonore, den Tag vor meiner „Ankunft aus Gram, über die Verrä„therey des Kammerherrn, und meine „unglückliche Verweiſung geſtorben ſey. „Sie war noch nicht begraben. Wü„thend ſtürzte ich mich in das Zimmer, „wo die Leiche lag, und über eine Stun„de lang lag ich ſinn- und ſprachlos „zu den Füßen der Verſtorbenen. Mein „Schmerz war unbeſchreiblich. Er „überſtieg die Kräfte der Natur. Aber „kaum hatte ich meine Vernunft nur ei-

„nigermaßen wieder geſammlet, ſo ſuchte ich den Mörder meiner Geliebten, den treuloſen Kammerherrn auf, um die blutigſte Rache an ihm zu nehmen. Mit dem Degen in der Fauſt ſtürzte ich in ſein Zimmer; aber — der Böſewicht hatte ſchon Wind von meiner Ankunft bekommen, und war durch eine ſchleunige Flucht, ſeinem unfehlbaren Tode entgangen.

„Ich hingegen wurde als ein Meuchelmörder in Verhaft genommen; und mit vieler Ruhe hätt' ich mich drein ergeben: denn ich wünſchte damals meinen Tod, und meine Hinrichtung wäre mir ſehr willkommen geweſen. Aber daß ich meine Geliebte nicht zu ihrem Grabe begleiten konnte, das allein ſchmerzte mich, und ſetzte mich in einen ſo ſchrecklichen Gemüthszuſtand, daß ich Anfälle von Raſerey bekam.

„Inzwiſchen war mein Arreſt nicht von langer Dauer. Der Baron **Steinhaupt** intereſſirte ſich für mich, und da meine Geſchichte ihrer wahren

„Beſchaffenheit nach erwogen würde, ſo „hatte man mehr Mitleid mit mir, als „daß man mich als ein ſo unglückſeliges Opfer der Kabale, noch härte beſtrafen ſollen. Auf freyen Fuß kam „ich alſo wohl wieder; aber wurde meine Situation dadurch beſſer? Mein „ganzes Vermögen hatte ich in Rußland durch die Confiſcation eingebüßt; „— blutarm, ohne Amt, an einem „ganz fremden Orte war ich; — Gram „und Schmerz nagten an meinem Herzen; — o! ich war in einer grauſamen Lage. Unterſtützung — oder „deutſch zu reden — Allmoſen anzunehmen, dazu war ich zu ſtolz; der „Baron Steinhaupt konnte mich kaum „bereden, daß ich die ſeinigen annahm; „— in ſchwediſche Dienſte zu gehen, die „mir der Baron verſchaffen wollte, hatte ich auch keine Luſt, weil es mir unmöglich dünkte, an einem Orte zu leben, wo ich mein Liebſtes auf der Welt „eingebüßt hatte. — Endlich beſchloß „ich nach Berlin zu gehen, und preuſſiſche Kriegsdienſte zu ſuchen.

„Mein einziger Gönner der Baron, „gab mir eine Empfehlung an den „ſchwediſchen Geſandten am Preuſſiſchen „Hofe mit. Dieſer ſollte mich dem Kö„nig empfehlen, und dadurch hofte ich „bey der Armee angeſtellt zu werden. „Ich kam alſo nach Berlin. Als ich „mich bey dem Geſandten meldete, und „vorgelaſſen ward, befand ſich eben un„ſer würdiger Graf, der damals als „Kayſerlicher Geſandter, in Berlin „war, bey ihm. Ich mußte dieſen bey„den Herren meine Begebenheiten erzeh„len. Dadurch erweckte ich denn das „Mitleid des menſchenfreundlichen Gra„fen ſo ſehr für mich, daß ihm Thränen „in die Augen traten. — Gott wird „Sie nicht verlaſſen, mein Herr! — „ſagte er zu mir, indem er mir die „Hand drückte — vielleicht hat mich „die Vorſehung ſelbſt zum Werkzeug „Ihrer Beruhigung auserſehen — „kommen Sie Morgen zu mir! ich kann „vielleicht etwas für Sie thun. Den „Geſandten aber bat er, mit ſeiner Em„pfehlung beym König noch anzuſtehen.

„Ich ſäumte nicht, mich des folgenden Tages zur beſtimmten Zeit bey dem Grafen einzufinden. Anfänglich unterhielt er ſich lange mit mir über verſchiedene Dinge, und forſchte dabey unvermerkt nach meinen litterariſchen, und kaufmänniſchen Kenntniſſen, worin ich denn allenthalben zu Hauſe war, und ſeiner Erwartung nichts ſchuldig blieb. Ich mußte bey ihm zur Tafel bleiben, und noch ließ er ſich kein Wort von ſeiner Abſicht merken. Ueber der Tafel fragte er mich vieles über das Detail der ruſſiſchen Regierungsform, wo ich aber klug genug war, ihm nicht mehr zu ſagen, als was dem Ruſſiſchen Hofe keinen Nachtheil bringen konnte. Er lächelte, und ſagte: ich merke, Sie lieben Ihre geweſene Regentin immer noch. Ich bekräftigte dieſes, und verſicherte ihm, daß ich das mir angethane Unrecht der Monarchin nicht zuſchriebe. Er ſchwieg. —

„Nach der Tafel nahm er mich mit in ſein Cabinet, und machte mir folgen-

„den Vortrag: es mag nun Sympathie ſeyn, mein Herr! — ſprach er „— oder was es ſonſt iſt; kurz, ich „fühle mein Herz gleichſam an Sie gefeſſelt, und eine geheime Ahndung ſagt „mir, daß ich mich nicht irre, wenn ich „Sie für einen ſehr ehrlichen Mann anſehe. Haben Sie Luſt, das unruhige „Hof- oder Soldatenleben, bey einer „dauerhaften Verſorgung auf dem Lande zu vergeſſen, ſo kann ich Sie in „meine eignen Dienſte nehmen. Ich „brauche gerade einen klugen, geſchickten und treuen Amtmann, oder Oberaufſeher über meine Güter im Reiche. „Sie ſcheinen mir der Mann zu ſeyn, „den ich ſuche. Wollen Sie dieſe Stelle übernehmen; ſo ſchicke ich Sie morgen fort an meine Gemalin, die Ihnen „das Amt übergeben wird. —

„Dieſen Vorſchlag ergriff ich mit beyden Händen, und nachdem wir alles „miteinander verabredet hatten, und „über meinen Gehalt einig waren, gieng „ich von Berlin ab, kam glücklich auf „ſeinen Gütern an, und übernahm das

„mir anvertraute Amt, das ich auch „immer mit völligem Beyfall meines „Prinzipals verwaltet habe.

„Auf meiner Hinreiſe nahm ich meine „Tour durch Sachſen, und ſuchte „meinen Geburtsort auf. Mein Vater „war noch am Leben, und die Freude „des würdigen Greiſes, mich vor ſei„nem Ende noch einmal wieder zu ſehen, „war unbeſchreiblich. Meine Mutter „aber hatte die Zeitlichkeit ſchon ver„laſſen.

„Bis in mein 55ſtes Jahr — denn „ich ſtehe itzt gerade in dem 70ſten — „blieb ich unverheyrathet. Ich konnte „den Verluſt meiner beyden Geliebten „nicht wieder vergeſſen; und dieß hielt „mich immer von der Ehe ab. Auch „wär' ich ſicher, als ein Hageſtolz aus „der Welt gegangen, hätte nicht die „Vorſehung meine Geſchäffte geſegnet, „daß ich mir, wider mein Erwarten, „ein ziemlich groſſes Vermögen erwarb. „Da ich nun keine nahen Anverwandten „hatte, und mein Vermögen, nach mei-

„nem Tode, auf lachende Erben, verfallen wäre, ſo entſchloß ich mich noch „in den Eheſtand zu treten.

„Ich wählte ein armes, aber wohlerzogenes und tugendhaftes Mädchen. „Sie war ſchon 30 Jahr alt, und die „Tochter eines Beamten in Schwaben. „Da ſie weder Vater, noch Mutter „hatte, ſo lebte ſie in Stuttgard, von „der Gnade einer alten adelichen Dame, „bey welcher ich ſie kennen lernte. Schön „war ſie übrigens, wie ein Engel, und „ich habe — obgleich nur eine kurze „Zeit — ſehr vergnügt, und glücklich „mit ihr gelebt. Denn nach vier Jahren, und nachdem ſie mir meine Adelaide geboren hatte, riß mir ſie, ein „hitziges Fieber von der Seite.

„Vor nunmehr zwey Jahren, als der „Graf von ſeiner freywilligen Verbannung zurückkam, während welcher ich „ihm, wie Sie ſchon wiſſen, ſehr wichtige Dienſte leiſtete, legte ich mein Amt „nieder, um den Reſt meines Alters in „Ruhe zu verleben. Ich nahm mein

„Vermögen, wozu mir der Graf noch
„ein überaus anſehnliches Geſchenk
„machte, zuſammen, und wendete ei-
„nen Theil davon zur Erkaufung dieſes
„Guts an, wo ich nun den Reſt meiner
„Tage, zur Erziehung meiner Tochter,
„und zur Beglückung der ganzen Menſch-
„heit — ſo weit mein kleiner Wir-
„kungskreis reichet — anzuwenden be-
„müht bin.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Die beyden Reiſenden müſſen Hebammenſtelle vertreten.

Wenn dir die Lebensgeſchichte des Herrn Blume, Langeweile, Gähnen, oder wohl gar Vapeurs gemacht hat, lieber Leſer! oder traute Leſerin! — welches ich jedoch — die Wahrheit zu reden — weder befürchte noch erwarte, indem ich doch wahrhaftig ſelbſt nicht dabey genickt habe, — ihr müßtet denn von der Claſſe dererjenigen Leſer ſeyn, die in heilige, mondſüchtige Empfindſamkeit emballirt, mit dem geraden, geſetzten, weder ſüß-ſchmelzenden, noch witzelnden Tone des

Herrn Blume wohl ſchwerlich ſympathiſiren dürften, wiewohl übrigens dem Manne das Gefühl der Zärtlichkeit, keinesweges abzudiſputiren ſeyn möchte, — wenn — ſage ich — euch demnach ſeine Geſchichte ennüyirt haben ſollte; ſo weis ich euch nicht beſſer zu entſchädigen, als durch Erzehlung eines ſehr ſchnurrigen und ſeltſamen Abentheuers, das uns auf unſrer damaligen Reiſe begegnete. Zwar dürften, im Ganzen genommen, auch hierbey die Empfindler, wohl ſchwerlich ihre Rechnung finden, es müßte denn die löbliche Hebammenkunſt, — wie ich mich jedoch deſſen keinesweges erinnere, — mit in das Gebiet der Empfindeley gehören: denn daß ſie eine der wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit ausmacht, daran wird wohl hoffentlich keine Chriſtenſeele zu zweifeln, ſich erkühnen. Aber dennoch, denk' ich, ſollen ſie bey dieſer Geſchichte einigen Anlaß finden, über Härte und Unbarmherzigkeit, in dem ſchmähſüchtigſten Tone der Empfindſamkeit, losziehen zu können, eine Sache, die ſolcherley Herren, und Damen, in der That ein recht chriſtliches Labſal ſeyn mag.

Doch — zum Zweck! Als Herr Blume ſeine Erzehlung geendiget hatte, waren wir indeß dem ſächſiſchen Paris — der bekannten Mutter aller franzöſiſchen Nachahmungsthorheiten, Tändeleyen, Kindereyen, Spielereyen, Zierereyen, Liebeleyen, Kuppeleyen, und anderer — eyen, — das heißt, um deutlicher zu reden, — dem weltberühmten Leipzig, bis auf einige Stunden nahe gekommen. Jtzt ſahen wir nun eine Strecke vor uns hin, mitten auf der Landſtraße eine offene Chaiſe halten, die mit zwey Pferden beſpannt war. Zugleich wurden wir auch gewahr, daß der Kutſcher die Pferde ausſpannte, das eine an ein Wagenrad anband, auf das andere aber ſich ſetzte, und nach einem Dorfe zurück ritt, das ungefähr eine halbe Stunde weit vor uns hin entfernt lag. Da wir näher hinzu kamen, erkannten wir zwey Frauensperſonen in der offenen Chaiſe, deren eine, in einer Ohnmacht zu liegen, die andre aber, jener beyzuſtehen, beſchäftiget ſchien. Dabey gab uns ein ſehr klägliches Wimmern der einen zu erkennen, daß ihre Situation wohl nicht die behaglichſte ſeyn mochte. Dem Anzuge nach, erkannten wir die Kranke für eine Dame von Diſtinktion, die andre aber für eine Art von Dienſtmädchen oder Zofe, welche letztere zu dem Wimmern der erſteren, durch laute jammernde Ausrufungen, auf das wehmüthigſte einſtimmte.

Dieſe Scene ſchien nun von ganz beſonderer Art zu ſeyn, indem die kranke Dame auf dem Wagenſitze ausgeſtreckt lag, und das Dienſtmädchen, vor ihr, auf den Knieen kaugte, und mit jener ſehr eifrig beſchäftiget ſchien. Wie aber mein Patron keinen Leidenden ſehen konnte, ohne das zärtlichſte Mitleid für ihn zu empfinden, und alles, was nur in ſeinem Vermögen ſtand, zu deſſen Hülfe zu thun; ſo nahm er auch nicht ſobald dieſe tragiſche Scene genau in Obacht, als er augenblicklich halten ließ, und den beyden Frauenzimmern zurief: ob er ihnen irgend mit etwas dienen könne?

„Ach! daß Gott im Himmel tauſend„mal erbarme! —

ſchrie uns hierauf das Dienſtmädchen zu,

„da will meine Madam alle Weile in die „Wochen kommen. — Ach! da kann „ihr keine Chriſtenſeele helfen, wenn Ihr „Genaden nicht etwan einen Schirurgis „bey ſich haben thun; — anders weis „damit niemand umzugehen; das iſt „ausgemacht.

„Was? das iſt ja ein ſonderbarer „Streich!

rief Herr Blume, und ſprang aus dem Wagen, der Chaiſe zu, wo die Scene geſpielt wurde. Ich wanderte getroſt hinterdrein, ohne zu bedenken, daß es ſich für mich, als einen Junggeſellen ganz und gar nicht ſchickte, einer leidenden Dame, in ſo widrigen Umſtänden, meine Hülfe anzubieten; wenn ich auch ſchon als der Sohn eines Barbiers, noch einige Kunſtgriffe in der löblichen Hebammenkunſt, — wie aber bey mir keinesweges der Fall war — verſtanden hätte. Jedoch — ich war ſo gut mitleidig, als mein Patron und in Kraft dieſer Gemüthsregung vergaß ich die Regeln des Koſtüms, und der Etiquette ganz.

Wir traten an die Chaiſe, und ſiehe da! — wer — dächten wohl meine lieden Leſer, — daß die Perſon geweſen wäre, auf deren Hülfe es hier ankam? — Niemand anders, als — die galante Madam Eismann aus Leipzig. Mein Erſtaunen und mein Schrecken über dieſe Begegnung überſtiegen die Gränzen der Beſchreibung. Gleich einer lebloſen Bildſäule ſtand ich da, ohne zu wiſſen, wie mir geſchehen war.

Inzwiſchen ſäumte doch Herr Blume keinen Augenblick, für die arme Dame zu thun, was er konnte. Da die Entwickelung ihrer Umſtände nur erſt ſich anzuſpinnen begann, ſo beſchloß er, ſie aus der offenen Chaiſe, — wo die Scene ſo gut wie unterm freyen Himmel, von der ganzen Schöpfung beobachtet werden konnte, — in ſeinen großen Wagen zu ſchaffen, worinn ſie nach zugezogenen Gardinen, doch wenigſtens vor den Blicken der Neugierigen geſichert war. Es half nichts; — ich mußte Madam Eismann mit helfen anpacken, und in den Wagen tragen, ſo gern ich dieſes ſauren Geſchäfts überhoben geweſen wäre. Und izt — da ſie mich anſichtig ward, und ungeachtet der ſchmerzhaften

haften Lage, worunter ſie arbeitete, mich dennoch erkannte, fiel die gute Dame noch dazu, aus Schreck, oder aus alter Liebe, — man nehme es, wie man wolle, — in Ohnmacht. Inmittelſt brachten wir ſie doch wohlbehalten, an die beſagte ruhige Stelle, wobey denn das Dienſtmädchen ſich folgendermaaßen heraus ließ:

„Ich hab's meiner Madam genug vorgeprediget,
„daß ſie ſich nicht muthwilliger
„Weiſe, bey ihren Umſtänden, ſo in
„die weite Gottes Welt hinein wagen
„thun ſoll. Aber hilfts denn was? Unſer
„einer ſoll beſtändig Unrecht haben,
„und am Ende kömmts doch heraus,
„daß man Recht hat. Wenn's noch der
„ſaubere Kerl verdient hätte, daß ſie
„ihm nachgereiſet wäre, — da hätte
„ichs doch noch gelten laſſen; aber ſo
„ — da er meiner Madam einen ſo malitſchöſchen
„Streich verſpielte, da hätt'
„ich ihm was auf den Buckel — Salven
„— huſten wollen, wenn ich wie die
„Madam geweſen wäre —

So wenig ich von dieſer Rede verſtand, ſo war doch immer ſo viel daraus klar, daß eine tragiſch abgelaufene Liebesgeſchichte die

Veranlaßung zu dieſer unglücklichen Reiſe der Madam Eismann geweſen ſeyn möchte. Ich muſte indeßen die Befriedigung meiner Neugierde noch aufſchieben, weil es mit der guten Dame nunmehro ſo weit kam, daß ihr Dienſtmädchen, nolens volens, die Stelle der Hebamme bey ihr zu vertreten ſich genöthiget ſah. Mein Patron unterließ nicht, derſelben wenigſtens mit gutem Rath dabey zu ſtatten zu kommen, ich aber ſpazierte indeßen, über dieſen ſeltſamen Zufall nachdenkend, auf der Straße hin und wieder, und hatte nur immer genug zu thun, die neugierigen Frager, und Reiſenden abzuweiſen, deren einige vor Verlangen zu wißen, was in der großen Kutſche vorgehe, ſchier hätten berſten mögen.

Der Kutſcher, welcher die beyden Frauenzimmer fuhr, war, ſo bald Madam Eismann die Annäherung ihrer Kataſtrophe fühlte, zurück in das Dorf geritten, um eine Hebamme zu holen. Izt kam nun leztere, auf des Kutſchers Pferde, im vollem Gallop anhero geſprengt, ſezte mit großer Geſchicklichkeit herunter, und überließ mir das Pferd, das ich ihr ſogleich abnahm. Dieſe Hebamme war ein raſches feuriges Weib, dick, und gut bey Leibe;

„Ach! da ſoll bald ander Wetter werden,
„wenn ich drüber komme,

ſagte ſie, als ich ſie bat, der armen Dame ihre Hülfe angedeihen zu laſſen. Sie ſtieg in die Kutſche, trieb das Dienſtmädchen heraus, und übernahm die Sache ganz allein; ohne auch, auf Herrn **Blumens** Rath, der gar nicht abgehen wollte, dadurch ſein Mitleid einigermaaßen würkſam zu machen, nur im mindeſten zu hören.

Da nun inzwiſchen auch der Kutſcher zurück kam, ſo ſetzten Herr **Blume** und ich uns in die Chaiſe der Dame, und fuhren nach dem Dorfe zurück, um in dem Wirthshauſe eine Stube für unſre Kindbetterin zu beſtellen, welche der Kutſcher meines Patrons, nach beſchehener Entwickelung ihrer Umſtände, gleichfalls zurückbringen ſollte.

Die Wirthin, ein dickes rundes Weib von ziemlichen Jahren, die ſeit dem lezten Jahrzehend ihres Lebens den Anfang mit der Tugend, und mit der Keuſchheit gemacht hatte, auf welcher rühmlichen Laufbahn ſie denn täglich einige Rieſenſchritte forttrabte, vernahm nicht ſo bald unſern Antrag, als ſie folgendermaaßen begann:

„Halten Sie mir zu Gnaden, meine „ſchöne Herren! Aber ich halte mein „Wirthshaus, welchem, dem Himmel ſey „Dank, der Teufel, — Gott ſey bey „uns! ſelber, nichts unehrbares wird „nachſagen können — ekontrairi, es „kehren bey mir lauter hübſche Leute, „und vornehme Gaſſelires, und gnädige „Madams ein, und es hat mein Lebstage geheiſſen, daß es hier chriſtlich zugehet, und keine ſchlechte Pakaſche gelitten wird, und aufliegen thut, — „und was ich ſagen wollte, Ja! ich „halte mein Wirthshaus, welches ich im „Lehne habe, und nicht mein Mann, „und hab's für mein baares Geld gekauft, — Ja! mein Gaſthaus halte „ich nicht für ſolche liederliche Betteln „und Hurenpakaſche, die weder Dach „noch Fach haben, ſondern ihre ſchändlichen Bankerte unter freyem Himmel abſezen müſſen, — und — halten Ihr

„Gnaden mir zu Gnaden! daß ich das
„Menſch, die Sie mir da herein ſchleppen
„wollen, — parduz nicht zu mir
„nehmen kann! Denn ſo viel kann ich
„Sie bey meiner Onnär verſichern thun,
„was das anbetrift, ſo habe ich mich
„niemals mit ſolchen Wirthſchaften abgeben
„gethan, wie andre Wirthe, die
„es einmal an jenem Tage werden verantworten
„thun müſſen, ich will keinen
„nennen, um des leidigen Biſchen Geldes
„willen, thun, daß ſie, ſalven, ſolche
„Hurenpakaſche halten thun, welches
„doch in alle Ewigkeit keinen Segen
„in das Hauß bringt, ekontrairi
„lauter Fluch: denn es iſt doch gewiß
„eine ſchwere Sünde — wenn unſer
„einer —

Hier unterbrach Herr Blume dieſe Wortfluth der tugendhaften Wirthin, indem er ihr zu verſtehen gab, daß die unglückliche Perſon keinesweges eine Hure, ſondern die Frau eines ſehr angeſehenen Mannes in Leipzig ſey, und —, wenn es auch eine dergleichen Perſon wäre, ſezte er hinzu, ſo bliebe ſie doch immer Menſch, und es ſey die Pflicht jedes Menſchen und Chriſten auch ſolchen Perſonen, bey Unglücksfällen, Dienſte zu leiſten. —

„Ey! was das anbetrift,
verſetzte die Wirthin,
„ſo habe ich wohl eher Madamens gekannt,
„deren Männer vornehme Herren waren,
„und waren doch — beym
„hellen Lichte beſehen — ſo gut liederliche
„Betteln, wie andere, und kamen
„mit Herrens auf den Schenken zuſammen,
„und ſchliefen da bey einander —
„das iſt ja gar niſcht rarigs, daß ſolche
„Madamens auch Kinder kriegen,
„ſo gut als unſer einer, und — das
„habe ich mein Lebstage nicht gehöret,
„ich habe doch das Chriſtenthum auch
„geſtudierigt, und leſe alle Sonntage
„meine Predigt, ſo gut wie einer, aber
„daß man ſolchen liederlichen Betteln
„forthelfen ſoll, davon ſchweigen Moſes
„und die Propheten, wie der Herr Gevatter
„Schulmeiſter ſpricht. —

Kurz, die gewiſſenhafte Wirthin wollte ſchlechterdings kein Zimmer hergeben. Mein Patron machte ſich alſo an den Wirth, einen langen dicken Funfziger, der ſeiner Ehehälfte ſehr ruhig zuhörend, auf ſeinem

Lehnſtuhle ſaß, und ſeine Pfeife Toback ſchmauchte. Dieſen Mann bat Herr Blume heimlich, ein Machtwort bey ſeiner Frau zu reden, und unterſtüzte ſeine Bitte, mit einem harten Thaler, den er ihm in die Hand drückte. Kaum hatte ſich der Wirth deſſelben bemächtiget, ſo entfloß der Strom ſeiner Dankbarkeit in folgender Harangue an ſeine liebe Hausehre:——

„Ich habe dein tummes ſakkermentſches Geträtſche lange genug mit angehöret, und ich bins'en nun ſo ſatt, wie den Kälberbraten um Oſtern herum. Allo! fort gemacht! oben Nummer sechſe aufgeſchloſſen, und das grüne Himmelbette zu rechte gemacht, mit dem gelben Ueberzuge! — oder die Karbatſche ſteht dir zu Dienſten, und ich fuchtele dich, ſoll mich der Teufel! wie einen Nußſack da herum. Ich will dir's wohl weiß machen, daß ich Herr im Hauſe bin; denn daß du den Gaſthof in Lehnen haben willſt, das iſt tummes Gelatſche. Ekontrario — ich bin Uſufrugarigs von der ganzen Packaſche, wie der Hochedle Herr Gerichts-Direktohr hunderttauſendmahl wieder

„mich geſprochen hat, und ich werde
„mir das Hausrecht von dir nicht ab-
„diſpeltiren laſſen. Und Allo Marſch! —
„rühr dich im Zeuge! denn, wenn man
„ſolche Herren vor ſich hat —

Bey dieſen Worten warf er den harten Thaler mit ſolcher Heftigkeit auf den Tiſch, daß die ganze Stube davon erklang,

„da muß man die Knochen in Contri-
„buſon ſezen, oder — wenn ich aufſte-
„he, und meine Pfeife weglege; ſo ſey
„dir der blaue Himmel genädig.

Es ſey nun, daß die eheherrlichen Drohungen des Wirths würklich einen ſo tiefen Eindruck auf die tugendſame Seele des Weibes machten, oder daß der blendende Schimmer des harten Thalers, gleich einem Strahl der Sonne, die Finſterniß ihrer uneigennüzigen Ehrliebe, aus ihrem Herzen vertrieb, daß die mit baarem Gelde vergoltene Menſchenliebe, ihren Einzug darinnen halten konnte, welches zu unterſuchen, und zu entſcheiden, ich nicht Pſycholog genug bin! mit einem Worte, ſie bequemte ſich augenblicklich dazu, die fremde Dame aufzunehmen, und ihr ein Zimmer einzuräumen. Da inzwiſchen nach

Verlauf ein paar guten Stunden, unſer Wagen mit der entbundenen Doctorin, und einem in die Welt getretenen, ſogenannten jungen Eismann, vor dem Wirthshauſe anlangte, ſo war die nunmehr zahmgemachte Wirthin, ſo gar ſo höflich, die Kindbetterin, unter vielen Komplimenten, aus dem Wagen zu heben, und die Treppe hinauf führen zu helfen;

Und ich habe die Ehre, Sie verſichern
»zu thun, Madamchen,

hörte ich ſie ſagen,

»denn ich ſehe wohl, daß Sie ein rechtes
»liebes Weibchen ſind, daß Sie bey
»mir die allerbeſte Kummudité finden
»thun werden, als nur irgend in einer
»Operſche in Leipzig: denn was das anbetrift,
»ſo werden Madamchen bey
»mir ſo gut ihre Wochen halten können,
»als Sie zu Hauſe ihre Kummudité
»gehabt haben thäten, wenn Ihnen
»auch der fatale Caſius nicht gearriviret
»hätte. —

So bald Madam Eismann im Stande war, ſich wieder, mit Anſtand, vor Mannsperſonen ſehen zu laſſen — denn ſo lange hielten wir uns in dem

Wirthshauſe noch auf, — ließ ſie uns bitten, ſie zu beſuchen, um ſich bey uns, für die erwieſene Hülfe, und Höflichkeit zu bedanken, welches ſie denn auch, bey unſerm Erſcheinen in ihrem Zimmer, mit ihrer alten gewohnten Artigkeit that. Sie befand ſich übrigens ſo wohl, als ſie nur immer nach einem ſo harten Sturze erwarten durfte. Meiner erinnerte ſie ſich ebenfalls mit Bezeugung ihres Vergnügens, mich in ſo glücklichen Umſtänden zu ſehen, und verſicherte, daß ſie nichts ſehnlicher wünſche, als Gelegenheit zu haben, wodurch ſie mir den ihr izt geleiſteten wichtigen Dienſt nur einigermaaßen vergelten könnte. Wir erwiederten dieſe Höflichkeiten, mit nicht ſparſameren Komplimenten, wünſchten ihr geſunde ſechs Wochen, und einen glücklichen Kirchgang. Alsdann zogen wir unſre Straße. Der Lohnkutſcher aber, den ſie aus Leipzig gefahren hatte, bekam Ordre, die glückliche Niederkunft der Frau Doctorin, ihrem Herrn Gemahl, zu Beſorgung der gehörigen Kindtauf-Anſtalten, zu berichten.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Eine romanhafte Begegnung über die andere.

Obgleich meine Leſer in andern Schriften dieſer Art, als da ſind beſonders die meiſten, auf franzöſiſchem Grund und Boden erwachſenen, und in unſern Ueberſetzungs-Fabricken treulich nachgeſtempelten Romanen-Gerichte, welche ich jedoch in andrer Rückſicht, mit dieſer meiner wahrhaften Lebensgeſchichte keinesweges verglichen haben will — manchen Gott aus der Maſchine ſteigen ſehen, und ſeine Erſcheinung verdauen müſſen, ohne daß ſie im mindeſten erfahren, welcher Kette von Begebenheiten ſie die beſagte Ueberraſchung zu danken haben; ſo will ich mich doch dieſes groben Verbrechens wider die Pflichten eines Geſchichtſchreibers, keinesweges ſchuldig machen, ſondern meinen Leſern die Urſachen und zureichenden Gründe von der ſo unvermutheten Erſcheinung der Madam Eismann, wie ich ſie, aus dem Munde Reginens, ihres Dienſtmädchens, noch in-

in dem Wirthshauſe erfuhr, hiermit getreulich nacherzehlen. Daraus werden nun meine Leſer ſehen, daß alles ganz natürlich zugieng.

Unter andern Liebhabern der Madam Eismann, wovon ſeit meiner ſo unglücklich abgelaufenen Einweihung zu ihrem Opferprieſter, immer einer an die Stelle des andern trat, befand ſich ſeit zwey Jahren, ein premier Amant, — wie Herr Simulans ſich auszudrücken pflegte, den ſie vor allen andern hochſchätzte. Er war der Sohn eines armen Tagelöhners, aus einem Dorfe, bey Leipzig, und hieß Wilde; ein erzpfiffiger intricater Kerl; aber ſchön, wie Adonis, und ſtark in Liebſchafts-Kämpfen wie Hercules. Da er — ſeiner exemplariſchen Studien ungeachtet; denn er war ein Theolog — doch alljährlich wenigſtens acht bis zehn galante Weiber zugleich in Contribution ſezte; ſo waren ſeine Revenüen, und Stipendien ſehr anſehnlich. Er lebte daher auf den großen Fuß, hielt ſich einen Kammerdiener, und war —wie ſichs für einen Burſchen von

Bedeutung gebührt — äuſſerſt locker und ausſchweifend.

Dieſer Herr Wilde war nun vermöge ſeiner guten natürlichen Talente, und ſeiner ausdaurenden Natur, ganz ein Mann, wie ihn unſre Doctorin brauchte. Er ſtand auch bey ihr ſo gut angeſchrieben, daß er von ihr ſehr reichliche Stipendien zog. Aber der edle Patron hatte die Rechenkunſt ſo wenig gelernt, daß er, ſeiner ſchönen Revenüen ungeachtet, doch endlich ſo tief in Schulden ſaß, daß das Carcer ſehr bald bey ihm zu befürchten war.

Um nun dieſem fatalen Streiche gehörig auszuweichen, ſo hielt er es für's beſte, ein Prello zu machen, und ſein Glück in der weiten Welt zu ſuchen, wozu ihn überdies noch die Bekanntſchaft mit einer Peruquiers Tochter, die in ſeiner Geſellſchaft Berlin und Hamburg zu ſehen wünſchte, verleitete. Nun gehörte zu ſeinem Unternehmen freylich Geld, beſonders, da ſeine Geſellſchafterin, mit allem möglichen, nur damit nicht verſehen war.

Indem er nun auf Mittel dachte, dieſen nothwendigen Bedürfnißen abzuhelfen, beſann er ſich darauf, daß Madam Eismann in ihrer Commode einen ganz artigen Schmuck verwahrte, und eine ganz hübſche Chatulle verbarg; — denn ſie war ſonſt eine ganz gute Wirthin; welches beydes ſie, im Vertrauen auf ſeine Ehrlichkeit, ihm ſehr oft gewieſen hatte. Darauf machte er denn nun Jagd; und er war glücklich genug, beydes, bey einem Morgenbeſuch, wo er Madam durch allerhand Careſſen, in einen ſüſſen Morgenſchlaf einzuwiegen wuſte, heimlich wegzukapern.

Madam aber merkte den Diebſtahl ſogleich, und hatte Verdacht auf ihren Liebhaber. Inzwiſchen muſte ſichs fügen, daß die beſagte Peruquenmachers Tochter ein Dienſtmädchen hatte, mit welcher ſie ſehr vertraulich umgieng. Dieſer hatte ſie den ganzen Reiſeplan des Herrn Wilde unter dem Siegel der Verſchwiegenheit offenbaret. Das Mädchen aber fand ſich dadurch beleidiget, daß ſie, wie ſie doch gehoft, und gewünſcht hatte, nicht mit von der Reiſeparthie ſeyn ſollte. In Kraft dieſer ihrer Empfindlichkeit alſo, entdeckte ſie die ganze

Karte ihrer ſehr genauen Freundin, der Frau eines Bedienten eines andern Liebhabers der Doctorin; dieſe hinterbrachte es ihrem Manne, der es wieder brühwarm ſeinem Herrn erzehlte, und dieſer kam eben, die Sache der Doctorin zu berichten, als Herr **Wilde** mit ſeiner Haarkratzer Schöne zum Thor hinaus fuhr.

Nun war zwar wohl die gute **Eismannin**, in den, unſern Leſern, bekannten Umſtänden, woran — die Wahrheit zu ſagen, Herr **Wilde** wohl ſelbſt den meiſten Antheil haben mochte; denn es war ihre erſte, und — auch ihre lezte Schwangerſchaft, weil weder ihr Eheherr noch ihre übrigen Liebhaber, vorher ſo wenig, als nachher, ihre Unfruchtbarkeit zu heben vermochten. Inzwiſchen glaubte aber doch die Doctorin nicht, ſo bald von ihrer Niederkunft überfallen zu werden. Und da ſie denn, den treuloſen **Wilde** durch ihre eigene Erſcheinung, am erſten zum Bekenntniß ſeines Bubenſtücks zu bringen hofte; ſo ſäumte ſie keinen Augenblick, ihm nachzureiſen, — weil das Mädchen ſo gar die Tour ſeiner Reiſe verrathen hatte, — und

ihn

ihn in dem erſten, dem beſten Orte, wo ſie ihn noch einzuholen hofte, feſte machen zu laſſen.

Aber zum Unglück hatten ihre Alteration über **Wildes** Treuloſigkeit, und das ziemlich ſchnelle Fahren des Wagens, die Entwickelung ihrer Umſtände befördert. **Wilde** hingegen wurde, nach erlaſſenen Steckbriefen, ſchon in **Deſſau** eingeholet, und arretirt. Madam **Eismann** bekam ihren Schmuck wieder; aber das Geld war theils ſchon verthan, theils gieng es in **Deſſau** für die Arretirungs-Koſten drauf.

So viel alſo von dieſer Epiſode! Ich fahre nun fort, dem Leſer Nachricht von noch einem alten Bekannten zu geben, welchen ich auf dieſer unſrer Reiſe in Leipzig antraf. Wir hielten uns der Meſſe halber, und weil Herr **Blume** für ſeinen ehemaligen Patron, den Grafen noch Geſchäfte daſelbſt zu beſorgen hatte, an die acht Tage lang in Leipzig auf. Indem ich nun eines Tages, vor Mittag durch **Auerbachs** Hof gieng, ſah' ich einen Herrn in einem galonirten Kleide, wie es ein Miniſter tragen konnte, an deßen Arme eine junge ſehr prächtig gekleidete Dame hieng, neben mir hin ſtolziren. Das Geſicht dieſes Herrn war mir ungemein bekannt; und da ich doch gerne wiſſen mochte, wer dieſe mir ſo wohl bekannte Perſonnage ſeyn dürfte; ſo folgte ich ihm in ein Galanterie-Waaren-Gewölbe nach, wo er ſehr gravitätiſch hineintrat.

Izt ſtellte ich mich, unter dem Vorwande, einige Waaren zu beſehen, neben ihn hin, und betrachtete ihn genauer. Auch erkannte ich ihn nunmehro würklich: denn es war niemand anders alß Mußje Jean, der ehemalige Bediente des Herrn Doctor Eismanns, deßen ſich meine Leſer noch wohl erinnern werden. Ueber ſeine Metamorphoſe aber erſtaunte ich nicht wenig. Die Neugierde trieb mich an, davon unterrichtet zu werden. Welches nun ſchien, als ob er mich gar nicht bemerkte, ſo trat ich gerade vor ihn hin, und ſah ihm ſcharf in die Augen. Dies frappierte ihn: denn er rufte aus:

»Parbleu, mein Herr: ich ſoll die Ehre »haben, Sie zu kennen... Sind ſie nicht » — Parbleu um Vergebung! ein gewiſ»ſer Herr Arndt?

»Derſelbe —

antwortete ich,

»der ſich Ihrer, von dem Herrn Doctor »Eißmann her, noch ſehr wohl erin»nert. Es iſt mir angenehm, Sie ſo »verändert zu ſehen —

Der galonirte Jean mochte hier nichts fataleres für ſeinen Ehrgeiz befürchten, als: daß ich mit Erwehnung ſeines ehemaligen Bedientenſtandes herausplazen würde, — welches ich auch — aufrichtig zu reden, — zur Vergeltung ſeiner ehemaligen Grobheiten gegen mich, eben nicht übel Willens war.

Er ſagte alſo mit einem tiefen Bücklinge: »Verzeihen Sie, mein lieber Herr Arndt! »daß ich mich izt nicht länger mit Ihnen »unterhalten kann! Ich habe eben ſehr »dringende Geſchäfte. Aber, beſuchen »Sie mich doch heute nach Tiſche — »um 6 Uhr! es wird mir zur Ehre ſeyn. »Auf der Petersſtraße in dem Martinischen

»ſchen Hauſe, werden Sie mich finden.
»Sie dürfen nur nach dem Kommerzien-
»Rath Poliſchinell fragen.«
Den Wink verſtand ich; und nach einem tiefen Reverenz vor dem poſſierlichen Kommerzien Rath führt' ich mich wieder ab.

Was das Glück nicht aus dem Menſchen machen kann, — dachte ich, und bald hätt' ich meinen ehemaligen Kamerad um ſeinen Kommerzien-Rath, und ſein galonirtes Kleid beneidet. Aber ich fand bald, daß auch bey ihm nicht alles Gold ſey, was gleißet. Um die beſtimmte Zeit gieng ich inzwiſchen hin, ihm aufzuwarten. Ein Bedienter führte mich in ein artiges Zimmer. Der Herr Kommerzien-Rath erſchien, und bald darauf auch ſeine Frau; denn niemand anders, als ſie, war das Frauenzimmer, das ich bey ihm in Auerbachs Hofe ſah.

Ich wurde mit einer delicaten Bouteille Wein, und mit Confect regalirt. Mir behagte das ganz wohl. Noch mehr aber gefiel mir die Frau Kommerzien-Räthin. Sie war würklich ein ſchönes Weib, und ſie beſaß das Kunſtſtück, ihre Reize vortreflich an Mann zu bringen, und andere darnach lüſtern zu machen, welches leztere mir jedoch etwas auffiel, weil ſie ſich, würklich, in Gegenwart ihres Mannes, etwas zu frey gegen mich betrug. Da ich inzwiſchen meine Neugierde bezeigte, wie Herr Jean zu dieſer ſchönen Frau, zu ſeinem Wohlſtande, und zu ſeinem Kommerzien-Rathe gekommen ſey; ſo erklärte er ſich folgendermaaßen darüber:

„Parbleu! ich war des Bedienten-Lebens überdrüßig. Ich reſolvirte mich „alſo, zu heyrathen, und eine eigene „Wirthſchaft anzufangen. Und wie ich „mich denn nach einer guten Parthie „umſah, ſo kam mir mein iziges liebes „Weibchen vor. Sie privatiſirte damals „hier. Hübſches Vermögen hatte ſie. Da „machte ich denn nicht lange Federleſens. „Wir wurden bald ein Pärchen, und „zogen nach D. wo wir auch noch wohnen. Ich ließ mir das Prädikat als „Kommerzien-Rath geben; und nun leben wir denn von unſern Intereſſen, „und befinden uns izo hier in Leipzig „auf der Meſſe, um Gelder einzuheben.

So erzehlte Herr Jean ſeine Glücksgeſchichte; ein reicher Student aber, mit welchem ich in unſerm Quartier bekannt wurde, und von welchem Madam Polichinell einen Theil ihrer Meßgelder erhoben hatte, gab mir folgende Erläuterung darüber: Madam wär im Grunde nichts mehr und nichts weniger geweſen, als eine Fille de joie, von der vornehmeren Gattung. Vermöge ihrer Schönheit habe ſie ihr Metier mit ſo vielem Glück getrieben, daß ſie ſich bald ein hübſches Vermögen geſammlet hätte. Und da ſie überdieß ein gewiſſer alter, reicher, ausgemergelter Wollüſtling, welchen ſie bis an ſein ſeliges Ende, in ihren Klauen zu erhalten gewuſt, zur Erbin eingeſezt habe; ſo wäre ſie würklich für einen Mann, ohne viele Delicateſſe, eine ganz annehmliche Parthie geworden. Nun habe Herr Jean ſich gemeldet, und ſey ſo glücklich geweſen, ſie zu haben, jedoch unter der Bedingung, ihr zu erlauben, daß ſie ihr Metier, zu deſto mehrerer Schonung ihres Kapitals, ſo lange fortſezen dürfe, als ſich Leute fänden, die gutwillig genug wären, ſich von ihr ausbeuteln zu laſſen. Der Herr Kommerzienrath komme denn nun auch dieſem Ehevertrage ſo treulich nach, daß er ſo gar ſelbſt Hand mit ans Werk lege, und die meiſten der Herren, deren Beutel er erſt im Spiel halb ausgefegt, den Galanterien ſeiner Frau zuführe um den Reſt ihrer Schatullen dem Dienſte Cytherens zu weihen, In dieſer Abſicht befänden ſie ſich denn auch lediglich, hier in Leipzig auf der Meſſe, wo ſie mit der beſten Manier von der Welt manchem Fremden, ſeinen Meßprofit wieder abzulocken wüſten. Niemanden aber behage inzwiſchen dieſes Kommerz beſſer, als dem Herrn Kommerzienrath ſelbſt; denn er könne dabey, auf Koſten anderer, alle Tage herrlich und in Freuden leben, und ſein Vermögen nehme immer mehr zu, als ab. —

Das war alſo der beneidenswürdige Zuſtand eines Mannes, den ich anfänglich für ein Schooßkind des Glücks hielt, deſſen galonirtes Kleid, und ſchöne Frau ich aber nunmehr gern nicht mehr beneidete. Da ich inzwiſchen den beſagten Abend von ihm weggieng, invitirte er mich geradezu, ſeiner Frau, den Morgen drauf um 10 Uhr einen Toiletten-Beſuch zu machen, weil er ſeiner Geſchäfte halben etwas früh ausgehen müſſe. Der Student aber, der mir die Geſchichte dieſer Leute hinterbrachte, wiederrieth mir dieſen Toiletten-Beſuch, wenn mir anders mein Beutel lieber ſey, als der Genuß eines Weibes, welche ihre Reize auf der Meſſe an die Meiſtbietenden verhandele. Denn — ſezte er hinzu — ihre Koketterie wäre unwiderſtehlich; und — wen ſie einmal unter vier Augen in ihre Kloppe nehme, der käme unausgefegt gewiß nicht wieder von ihr, und wenn er die Tugend und Enthaltſamkeit ſelbſt wäre.

Ich befolgte dieſen Rath genau; und da Herr Blume einige Tage drauf aus Leipzig wieder abreiſte, ſo bekam ich weder den ſaubern Herrn Kommerzienrath noch deßen einträgliche Frau Gemahlin wieder zu ſehen.

Noch muß ich endlich meinen lieben Leſern, beym Schluß dieſes Kapitels berichten, daß der Herr Doctor Eismann ſo artig war, dem Herrn Blume und mir, zur Dankbarkeit für die ſeiner Frau, von uns, geleiſtete Geburtshülfe, ein recht niedliches Gaſtmahl zu geben, wobey er denn mit den Worten: drum, drum hätte ſeine Frau nicht ſo unvorſichtig ſeyn können, in ihren Umſtänden eine Reiſe zu unternehmen — ſehr weidlich auf die gute Dame loszog. Auch hatte ich das Vergnügen, den Herrn Actuarius Simulans ganz wohlerhalten noch anzutreffen. Er freute ſich pleno animo, meine Situationem ſo bene reſtaurirt, zu ſehen, und wünſchte mir beym Abſchiede ſaluberrimam continuationem, in meinen rebus Fortunatis.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Welches ich den Herren mit Schaafskleidern und Wolfsherzen zur freulichen Lectüre empfehlen will.

Mein Herr College, der preißwürdige Biograph des weyland ehrwürdigen Magiſter Sebaldus Nothanckers, brach einigermaaßen die Bahn, auch demjenigen Stande die Wahrheit und ſeine Fehler zu ſagen, deſſen meiſte Mitglieder insgemein die erhabne Meynung von ſich hegen, daß ſie über alle Kritick erhaben ſeyn und, daß, — ihre perſönlichen Sitten ſtriegeln, nichts anders, als — ihr Amt profaniren, und die Religion läſtern hieße. Aber — wie ſehr wurde er auch nicht verkezert, verunglimpft, verheterodoxet, verſchrien, verdammt, verläſtert! — Theologen, und Nichttheologen, ſtanden wider ihn auf, und ſchrien in die Welt hinein: ſiehe da den Unchriſten, den Naturaliſten, den Deiſten, den Socinianer, den Arrianer, — der die Würde des Prieſterthums lächerlich macht, — der die Religion verbannen, und das Heydenthum einführen will! — verdammt, tief in die Hölle ſey der Spötter! — So deklamirte der Unſinn, die Pedanterey, und die Alfanzerey, gegen einen Mann, der auf der weiten Gottes Welt nichts gethan hatte, als daß er dem chriſtlichen Publicum die Laſter, und Fehler mancher ihrer Prieſter entdeckte, und die Schänder der heiligen Religion, welche ſie lehren, in ihrer ganzen Blöße zeigte. Aber was that der edle freymüthige Prieſterrichter? — er lächelte des Unſinns, und — ſchwieg.

Wird mir's wohl beſſer gehen, als dieſem meinem hochachtungswürdigen Herrn Collegen, wenn ich meinen Leſern, einen Mann bekannt mache, der die Heiligkeit ſeines Amts, durch ſeine Laſter, ſchändete, und durch ſeinen Lebenswandel der Religion Hohn ſprach? — eben ſo feindſelig, wie ihn, wird Dummheit, und Vorurtheil, gleich beiſſenden Kettenhunden, auch mich anfallen, und mich für nichts häßlicheres, als für einen Heyden, und Prieſterfeind, ausbellen. Das ſehe ich zum voraus: denn der geiſtliche Stand, jedoch manche würdige, und vortreffliche Glieder deſſelben ausgenommen, will nun einmal das Vorrecht behaupten, unangetaſtet von Laien, ſeinen Lüſten ohne Zwang nachzuhängen, und, unter dem ſchwarzen Gewande der Demuth, ſeinen Stolz, ſeine Habſucht, Gleißnerey, Büberey, Tücke, und Kabalenmacherey, recht ungeſtört auszuüben. Und wer dies der Welt laut ſagt, der wird mit dem Hammer der Orthodoxie auf den Kopf geſchlagen, daß er oft, von dieſen nachdrücklichen geiſtlichen Hieben betäubt, ohnmächtig darnieder fällt.

Aber dennoch — will ich dem Plan meiner Geſchichte, wie in andern Dingen, auch hier treu bleiben. Ich habe meinen Leſern verſprochen, ſie mit allen den merkwürdigen Menſchen bekannt zu machen, die mir auf meiner Wanderung durch dieſe Welt, aufgeſtoßen ſind, — ihnen vorzuſtellen; gute und böſe Erdenkinder, weß Standes und Würden ſie auch ſeyn mögen. Dies mein Wort verbindet mich denn nun auch, den Magiſter Blauſtrumpf, wohlverdientgeweſenen Pfarrer zu Rothenfels, nicht mit Stillſchweigen zu übergehen. Wenn aber dieſe Schilderung dickbeſagten Herrn Magiſter, in den Augen der Rechtſchaffenen, tief unter die Würde ſeines Standes herabſetzt, ſo iſt dies wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich bin nichts weniger, als ein Prieſterfeind. Ja! ich bin ſo gar einer der wärmſten Verehrer dieſes Standes, die es nur in der ganzen weiten Chriſtenheit geben mag; und wer ſollte auch einen Stand nicht hochſchätzen, deſſen Glieder das ehrwürdige Geſchäft verwalten, die Lehrer des Volks zu ſeyn, und ihren Brüdern Tugend und Religion einzuflößen? —

Aber kann ich dafür daß ich meine Augen, zu ſehen, und meine Ohren, zu hören habe, wie andere meiner Brüder unter dem Monde? kann ich dafür, daß es unter den Gliedern dieſes ehrwürdigen Standes, Heuchler, und Auswüchſe der Menſchheit giebt, wie in andern Ständen? und — wer es nicht glauben will, daß ich Wahrheit rede, der nehme mein Gemälde, und ſuche die Originale dazu; in der That ich wollte wünſchen, er müßte recht weit und recht lange darnach ſuchen. — Hält man es der Würde des geiſtlichen Standes für nachtheilig, dergleichen Männer auftreten zu ſehen, wie der Magiſter Blauſtrumpf zu Rothenfels war; nun warum duldet man denn Leute, in dem verehrungswürdigſten Stande, welche die heiligen Lehren, die ſie predigen, ſelbſt ſo ſchlecht ausüben. Man ſäubere doch die Heerde des Herrn, von dieſen untreuen Hirten, welche der Religion ſo unendlichen Schaden thun! — und dann, wenn es keine Blauſtrümpfe und keine Stauziuſſe mehr giebt, dann mag man ihn verläſtern den Schriftſteller, der — aus Liebe zur Wahrheit, die Sitten und den Lebenswandel unwürdiger Geiſtlichen rügt! —

Doch genug zur Vorrede! ich komme nun auf den Magiſter Blauſtrumpf ſelbſt. Wenn äußerliches Anſehen die Würde eines Geiſtlichen ausmachte, oder eine wohlgemachte Figur, ohne eine edle Seele, in den Augen des Vernünftigen, nicht das wäre, was dem Obſtliebhaber ein, von Würmern durchfreßener Apfel, mit einer ſchönen, in die Augen fallenden Schaale iſt; ſo würde der Magiſter ein Mann ohne Tadel geweſen ſeyn. Denn er war lang, und ſchlanck, wie ein Preußiſcher Silbermann, hatte eine edle Stellung und eine täuſchende Mine. Reiten konnt' er wie ein ſächſiſcher Dragoner Offizier, und in der ruhmwürdigen Tanzkunſt that es ihm kein Silberpage zuvor. Auch war die Natur, in Anſehung der Fähigkeiten des Verſtandes, eben nicht ſtiefmütterlich mit ihm umgegangen, ob er wohl ſonſt, außer etwas Schulwiſſenſchaften, und ſeiner Catechismus-Dogmatik blutwenig verſtand, und von philoſophiſchen Kenntniſſen ſo entblößt war, wie ein Schulmeiſter. Als Geſellſchafter ließ er ſich ſo leicht von keinem übertreffen; denn er konnte allerhand hübſche Schnurren machen, und wuſte viel luſtige Hiſtörchen zu erzehlen. Die Leute zu ſchrauben, oder die liebe Einfalt aufzuwitzeln; darauf verſtand ſich auf der ganzen weiten Welt niemand ſo gut, als er. Auch war er an Dorf-Anecdötchen, und Familien-Geſchichten immer ſo reich, daß man hätte drauf ſchwören ſollen, er hielte ſein Protocoll darüber, und zeichnete ſich alles auf, was ihm ſeine Klatſchweiber, und Poſtenträger, — die er ordentlich zu beſolden pflegte, — herzu brachten.

Ich bekam dieſen Mann zuerſt in der Kirche zu ſehen. Er hielt juſt eine ſeiner gewöhnlichen Strafpredigten, worinn er, mit dem Schwerdt des Geiſtes, wider die Störer der geiſtlichen Gerechtſamen zu Felde zog, oder, irgend eine, ihm von ſeinen Beichtkindern, angethane, wahre, oder eingebildete Beleidigung, mit dem Hammer des Geſetzes, in das Sündenbret der Hölle vernagelte. Pathetiſch und apoſtoliſch war ſein Baßorgan, und ſeine Stimme konnte er erheben, wie eine Poſaune; das war wahr. Alle Muskeln des Geſichts dabey in die gehörige Lage des Amtseifers ſezen, und mächtige Feuerblicke, auf die

Gegenſtände ſeines heiligen Zorns, gleich dem Blizſtrahl, von ſeinem Throne herabſchieſſen laſſen; das konnte er als ein Meiſter. Auch hatte er geiſtliche Kraft genug, in der Begeiſterung ſeines Strafamtes, ſo tüchtig auf die Kanzel zu ſchlagen, daß der Tempel erbebte, und die Fenſterſcheiben, wie bey einem Erdbeben, erzitterten. Alle dieſe groſſen Prediger Talente konnten ihm ſeine Feinde, — deren er mehr, als jeder andre Menſch auf der weiten Gottes Welt hatte, — ſelbſt nicht abſprechen.

Aber, — wer den wahren Geiſt der Religion, den Geiſt der Liebe, der Sanftmuth, der Duldung, — wer eine vernünftige Moral — eine durchdachte Auslegung der heiligen Schrift, — eine erbauliche an's Herz Legung ihrer Lehren in ſeinen Kanzelreden ſuchte; — wer daraus ſein Herz beſſern, ſeine Einſichten in Religions-Begriffen erweitern — kurz das finden wollte, was eigentlich der Prediger predigen ſoll, und in welcher Abſicht er dort auf ſeinem Rednerſtuhle ſteht; — der kam bey dem Magiſter Blauſtrumpf blind an. Fand er keine Gelegenheit zu perſonaliſiren, oder den und jenen, auf welchen er etwan ein Pieckgen hatte, von der Kanzel herab ſpringen zu laſſen; ſo muſte man mit leerer Catechismus-Dogmatik, oder höchſtens mit ein wenig exegetiſchem Profeſſor-Krame vorlieb nehmen.

Ueberhaupt ſchien es, als ob dieſer Mann ſeine Kanzel zu einer Art von Monopolium machte, wodurch er ungeſtraft ſeinen niedrigen Leidenſchaften huldigen, und die Einkünfte ſeines Dienſtes, auf eine gute Manier vermehren zu können, ſich nicht ſcheute. War er von jemanden bey einem fetten Gelag übergangen, oder war ihm ſonſt etwas entzogen worden, wovon er glaubte, daß es ihm gebühre, ſo konnte man ſich ſicher drauf verlaſſen, daß am nächſten Sontage, die Perſon, von welcher er das vermeintliche Unrecht erlitten hatte, wenigſtens unter verblümten Anſpielungen, einen Hoppaß von der Kanzel herab machen muſte. Oder — ſuchte er von jemanden Geſchenke zu erpreſſen, und entſprach die Erfüllung ſeinen Anſprüchen nicht recht nach Wunſch, ſo wurde der unbedeutendſte Fehler dieſer Perſon zu einem

Laſter, das einer geiſtlichen Rüge vor dem Gericht des Kanzel-Gouvernements bedurfte. Wollten nun die Leute ſich dergleichen öffentlichen Beſchuldigungen nicht ausſezen; ſo müſten ſie nolens volens, oft die unverſchämteſten Forderungen von ihm eingehen. Eben ſo machte er es auch mit denen, die ſich unterſtehen wollten, ihn wegen Schulden zu mahnen: denn er hielt zwar viel auf's Borgen; Wiederbezahlung aber war in ſeinen Augen eine Sache, welche Beichtkinder, von ihrem Beichtvater, ohne Verlezung ihrer, gegen ihn habenden Pflichten, und mit gutem Gewiſſen gar nicht fordern durften. Wer ſo kühn war, wider dieſe Grundſätze zu handeln, den traf ſein geiſtlicher Bannſtrahl, und verbrannte ihn zu Staub und Aſche.

Sonſt war Magiſter **Blauſtrumpf** einer jener heuchleriſchen Bücklingsfabrikanten, und Maulredner, von welchen die Schrift ſagt, ſehet euch vor, vor den falſchen Propheten! ſie gehen in Schaafskleidern, inwendig ſind ſie aber reiſſende Wölfe; wenn es nehmlich ſein Intereſſe erforderte, oder irgend einen ſeiner rachſüchtigen

Kniſſe zu begünſtigen ſchien, den oder jenen, unter der Masque der Freundſchaft, der Höflichkeit, und der Gefälligkeit, auf ſeine Seite zu bekommen; denn ſonſt, wo er keinen Vortheil vor ſich ſahe, war er ſtörriſch, grob, und oft impertinent beleidigend. Honig auf der Zunge, und Galle im Herzen machten die erſten Züge ſeines Karackters aus. Seine Rache gegen eingebildete Beleidigungen, pflegte er aufs äußerſte zu treiben; und es ſchien ihm gar nicht einzufallen, daß gerade dies ein Laſter war, vor welchem der Stifter der heiligen Religion, deren Diener er vorſtellte, am meiſten warnt. So wenig beſtrebte er ſich in die Fußtapfen ſeines Meiſters zu treten. Sein Vortheil gieng ihm über alles; und ſeinen Bauch pflegte er auf das ſorgſamſte; denn das konnte man ihm nicht Schuld geben, daß er ſeine Habſucht auch auf ſich ſelbſt ausdehnte. Er war ein Wittwer, hatte keine Kinder, und gieng wieder auf Freyers-Füſſen. In dieſem ſeinem Cälibat — wer konnte es ihm verdenken, daß er zu ſeiner Entſchädigung die hübſchen Weiber weidlich in Contribution ſetzte? wiewohl die böſe Welt ſagte, daß er auch bey Leb-

zeiten

hinter ſeiner Frau ſchon dieſe hübſchen Beichttöchter beſucht habe. Ueberhaupt glich er darinnen den Prieſtern der römiſchen Kirche vollkommen, daß er ſich gern in Familien einſchlich, die hübſchen Weiber oder Mädchen debauchirte, und ſeine Pfeiſe dabey zu ſchneiden wuſte. Einen größern Kabalenſchmidt, und Schickanenfabricanten gab es gar nicht, als er war. Die Dorffamilien hezte er zuſammen, und glich ſie wieder aus, je nachdem es ſein Intereſſe mit ſich brachte. Kurz, er hatte die Kunſt, ſeine Beichtkinder, unter der chriſtlichen Zuchtruthe ſeines Amts, nach ſeinem Belieben tanzen, und ſpringen zu laſſen, ganz vortreflich gelernt.

Mit dem Herrn Blume, und mit dem Juſtitiar Kato lebte er in dem beſten Vernehmen, ob er ſonſt gleich einer der unverträglichſten Menſchen von der Welt war. Aber hier war ſein Intereſſe im Spiel. Er durfte es mit beyden nicht verderben, am allerwenigſten mit dem Juſtitiar, weil er Abſichten auf ſeine Tochter hatte. Der Gerichtsherr war ein viel zu friedliebender, und der Juſtitiar ein viel zu geſezter Mann, als daß beyde ſich viel um ihn hätten bekümmern ſollen. Sie ließen ihn alſo ſeine Handlungen allein verantworten, und waren froh, daß er ſie ungehudelt ließ. Daher kamen ſie immer gut mit ihm aus. Denn das muſte man ſeiner Klugheit nachſagen, daß er ſeinen Vortheil viel zu gut kannte, um dieſen beyden Männern nicht zu nahe zu treten.

Doch — genug von dem Hauptcharakter eines Mannes, deſſen Gemälde ich bloß darum aufgeſtellt habe, um junge Leute zu warnen, damit ſie nicht als Geiſtliche in die Fußtapfen eines Mannes treten, welcher durch ſeinen Wandel einer Religion Hohn ſprach, deren Prieſter unſtreitig ſelbſt Muſter der Tugend ſeyn müſſen, wenn ſie anders wahren Nutzen ſtiften, und den Abſichten ihrer Einſezung entſprechen wollen, die ohne Nachahmung des verehrungswürdigen Beyſpiels, das uns die Geſchichte von dem heiligſten Stifter dieſer Religion aufbewahrt, nicht erreicht werden können. Im folgenden Kapitel werde ich meinen Leſern noch einige beſondere Züge von der Denkungsart dieſes würdigen Geiſtlichen bekannt machen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Enthält geiſtliche Liebesavantüren.

Ich habe ſchon einigemal bemerkt, daß Herr Magiſter Blauſtrumpf ſein Abſehen auf Donna Olympia, die ältere Tochter des Juſtitiars gerichtet hatte. Und da er denn zur zweyten Ehe zu verſchreiten, um der Einſetzung des heiligen Eheſtandes willen, für exemplariſch hielt; ſo wurde erſagte Olympia zu ſeiner anderweiten Haus- und Bettgenoßin, von ihm auserſehen. Auch macht' er nun ernſtlich Anſtalt, die Sache ins Werk zu ſetzen. Wie aber dieſes Heyrathsgeſchäfte ablief, wird ſich am Ende dieſes Kapitels ausweiſen, wenn ich dem lieben Leſer zuvor eine andere erbauliche Geſchichte von unſerm Magiſter, die er hier vor allen Dingen wiſſen muß, erzehlet haben werde.

Mein Patron hatte ungefähr vier Wochen nach meiner Ankunft in ſeinem Hauſe, einen neuen Stallknecht angenommen, der Gottfried hieß. Dieſer Menſch war vorher Soldat geweſen, und hatte zu Rothenfels im Quartier gelegen. Weil nun Gottfried vor ſeinem Soldaten-Stande, bey einem gewißen Herrn, Lakaien-Dienſte verrichtet hatte, und gut friſiren, und Stiefeln putzen konnte, ſo wurde er mir zugleich zur Aufwartung gegeben, und ich konnte ihn, wie meinen eignen Bedienten brauchen.

Als nun Mußje Gottfried noch Soldat war, unterhielt er nach Soldaten-Manier, eine Liebſchaft mit der Frau des Bauren, bey welchem er im Quartier ſtand. Nun traf ſich's aber gerade, daß ſeine Ehrwürden der Magiſter Blauſtrumpf dieſer Baurenfrau ebenfalls den Hof machten. Denn die Frau fand es ganz behaglich, ſich wechſelsweiſe, und zur Veränderung, bald von einem geiſtlichen, bald von einem weltlichen Herrn, hofiren zu laſſen.

Ihr Mann war eigentlich ein Landfuhrmann, und da er denn alſo manche Nacht nicht zu Hauſe war, ſo vertrat inzwiſchen Muſje Gottfried ſeine Stelle, und hatte völlige Freyheit, die Madam Bäurin, wenn's ihm beliebte, unangemeldet, des Nachts, in ihrem Bette, heimzuſuchen. Dem Magiſter aber war dieſer nahe Zutritt noch nicht vergönnt worden; ſondern er muſte ſich bisher blos damit begnügen, ſeine Geliebte auf den Graſeplätzen, und im Holze, unter vier Augen zu ſprechen, wenn er nicht etwan einen ſchicklichen Vorwand erfinden konnte, ſie in ſeine eigene Studierſtube kommen zu laſſen; welches aber, um böſer Mäuler willen, nur ſehr ſelten praktiziret werden durfte.

Inzwiſchen fügt ſich's, daß, als der bekrönte Bauer einsmals mit Frucht ins Land gefahren iſt; auch Muſje Gottfried auf Ordonnanz kommandirt wird. Es iſt keine Wahrſcheinlichkeit da, daß er vor Nachts wieder nach Hauſe kömmt. Die artige Bäurin läßt alſo, bey dieſer günſtigen Gelegenheit, — und zwar zum erſtenmal, — den Herrn Seelſorger zu ſich kommen, aus keiner andern, als der wohlmeynenden Abſicht, um ihm das Joch ſeines Cälibats zu erleichtern. Der Soldat aber kommt dennoch wider Vermuthen, des Nachts um 2 Uhr nach Hauſe. Er findet das Hofthor, die Hausthür, alles unverſchloſſen; und es ſey nun, daß er von der Untreue ſeiner Geliebten, ſchon vorher etwas gewuſt, oder ſie izt nur geahndet habe; — kurz, er beſchließt, ſie recht tüchtig zu überraſchen. Demnach zieht er ſein Pferd ganz ſtill in Stall, bewafnet ſich mit einem tüchtigen Knotenſtock, und ſchleicht ſich damit ganz leiſe die Treppe hinan und gerade in das Zimmer der Bäurin, welches dieſe aus Unvorſichtigkeit, und weil ſie ſich dieſe Nacht vor allen Ueberfällen geſichert glaubt, ebenfalls nicht verſchloſſen hat.

Hier trift er nun das zärtliche Pärchen, einander in Armen, ſchlafend an. Anfangs balancirt er, ob er ſie wecken, oder ihre Erwachung abwarten ſolle? um im lezterem Fall, den geiſtlichen Rival, in der Kammer auf gut ſoldatiſch, gefangen zu nehmen. Endlich entſchließt er ſich zu beyden.

Mit einem gräßlichen Haida! — raus! — und einigen nicht allzu ſanften Rippenſtößen, die er dem glückſeligen Schläfer verſezt, weckt er ihn denn auf. Der geiſtliche Herr, nicht wenig über dieſem Ueberfall erſchrocken, ſpringt ſogleich aus dem Tempel Cytherens heraus, wo ihn aber der Soldat pliths! pläths! mit ſeinem Knotenſtocke, und unter den barbariſchen Worten empfängt:

»So, Herr! iſt das auch permittirt
»vor'n Pfarr, daß er's Nachts zun
»Bauren ihr'n Weibern geht? wart' er!
»ich will's'n auf'n Buckel anſtreichen,
»daß er hernachen kann auf'n Sonntag
»auf der Kanzel treten, und ſchim-
»pfen, auf die Huren, und Ehebrecher
»— He? —

Tapfer trinkt er dem Herrn mit ſeinem Knotenprügel zu, und ſchont weder deſſen Würde noch Stand.

Was ſoll nun aber der arme Liebhaber thun? Mit genauer Mühe wirft er ſeinen Schlafrock über, und will ſich durch die Flucht ſalviren.

— „Nein! ſo hab'n wir nicht gewettet, ruft Gottfried, die Thür beſetzend, „erſt ein hübſch Trinkgeld für meine „Mühe! —

Einen guten Gulden — ſo viel er bey ſich hatte, bietet der Magiſter dar.

„Seinen lauſigten Gulden! verſezt aber Gottfried, „das wär' mir eben recht! Nein! der „Herr muß beſſer bluten!

Und nicht undeutlich giebt der beleidigte Nebenbuhler zu verſtehen, daß er noch überdies nicht ermangeln werde, die Sache morgen in der Schenke, in pleno vorzutragen. Das iſt nun aber ein Donnerſchlag in den Ohren des geiſtlichen Herrn und nichts geringer, als Todes Angſt, macht ihm vor den Folgen dieſer Geſchichte bange. Was iſt zu thun? Gottfried geht nicht ab. Kurz, er muß ihm zwanzig Thaler, in einer gewißen Friſt zu zahlen, verſprechen. Alsdenn wird er ſeiner Gefangenſchaft wohlbehalten wieder entlaſſen, und Gottfried gelobt an, reinen Mund zu halten.

So ſtanden nun die Sachen noch, als Gottfried zu meinem Patron in Dienſte kam. Das Geld war lange verfallen, aber Gottfried hatte noch keines gebraucht. Drum hatte er denn auch den Magiſter, der ſich inzwiſchen einbildete, es ſey lange Graß über die Sache gewachſen, nicht drum gemahnt.

Izt aber wird Gottfried von einer ehemaligen Amaſia, um Erziehungs-Gelder, wegen einer zwiſchen ihnen zu Stande gekommenen Kleinigkeit, ſehr weidlich getrillt. Nun treibt denn ein Keil den andern. Gottfried fordert von Ihro Ehrwürden die bewußten zwanzig Thaler, wird aber, unter Ableugnung der ganzen Sache, mit dem geiſtlichen Bannſtrahl, auf das ſchnödeſte abgewieſen. Was thut Gottfried? — er ſucht ſein Recht, und macht ſich auf die Socken, die Sache beym Superintendenten anzubringen. Magiſter Blauſtrumpf aber erfährt dieß brühwarm, und nun war Holland in Nöthen.

In der Lage eines Verzweifelten kam nun der gute Mann zu mir, erzehlte mir mit zwey Worten die ganze tragikomiſche Geſchichte, und bat mich um Gottes, und aller Heiligen Willen, dem Kerl ſogleich einen reitenden Boten nachzuſchicken, und ihm Kraft meiner Herren-Autorität, die Rückkunft zu gebieten. Wobey er denn noch hinzu ſezte, daß ich der einzige Menſch auf der ganzen weiten Welt ſey, dem er dies Geheimniß hätte anvertrauen wollen, weil, Herr, Juſtitiar, Sekretär, Haushofmeiſter, und alle ſamt und ſonders gewiſſer Urſachen wegen es ſchlechterdings nicht wiſſen dürften.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo gönnte ich zwar dem heuchleriſchen Schalk, dieſen Unfall von ganzem Herzen. Aber was war mir mit ſeinem Verderben gedient? — Ich beſchloß ihn alſo zu retten. Dem zu Folge zog ich das erſte, das beſte Pferd aus dem Stalle, jagte meinem Kerl nach, traf ihn ſchon in der Vorſtadt des Orts, wo der Superintendent wohnte, und brachte ihn mit vieler Mühe wieder zurück. Ja! ich gieng ſo weit, daß ich dem Magiſter ſogar das Geld zu Befriedigung Gottfrieds, das ich wieder zu bekommen, in der Folge nicht wenig Mühe hatte, vorſtreckte. Die Sache wurde durch meine Vermittelung geſchlichtet, und blieb ein Geheimniß, das nur der Schuldige, ich, und Gottfried wußten.

Nun begann eine gute Zeit darauf Magiſter Blauſtrumpf ſeinen Heyraths-Plan mit Donna Olympia; und — was den Erfolg nicht wenig zu begünſtigen ſchien, — ſo hatte er durch ſeine jeſuitiſchen Heuchelkniffe, das Herz dieſer Schönen, die unbekannt mit der Welt, und den Pfiffen ſchlauer Verführer, nur die äußere Seite einer Sache in Betrachtung zog, ſchon ziemlich ſtark für ſich einzunehmen gewußt.

Izt nun — da er ſeinen Vortheil recht abgeſehen zu haben glaubte, rückte er denn mit der Sprache heraus. Der Antrag wurde gewöhnlichermaaßen zur Bedenkzeit angenommen. Eine Sache, welche bey dergleichen Geſchäften immer ſchon ein gutes Anzeichen zu ſeyn pflegt. Alles neigte ſich zum Entſprechen ſeiner Wünſche. Ohne ſich vorzuſtellen, daß ihm noch ein Strich durch ſeine Rechnung gemacht werden könne, glaubte er die reizende Donna ſchon in ſeinen Klauen zu haben, welches ihm denn um einen ganzen Kopf höher machte, und ſeinen Bauch um einige Zoll weiter aufbließ.

Aber — es war auch bey ihm noch nicht alle Tage Abend. Sir Nottingham, der ſeit einiger Zeit ſein Herz der Olympia allein zu weihen angefangen hatte, erfuhr kaum das Ungewitter, das am Horizonte ſeiner Liebe, ſchon ziemlich hoch ſtand, und mit fürchterlichen Blitzen drohte, als er außer Athem, und in der gröſten Beſtürzung zu mir gelaufen kam: denn mich würdigten Seine Sirſchaft ihrer vorzüglichen Achtung. Wir pflogen Rath, was bey dieſer fatalen Sache zu thun, und wie der Wetterleiter, das Gewitter abzulenken, am geſchickteſten zu ſtellen ſey? — Endlich fiel mir die Affaire mit Gottfried ein. Davon durfte Olympia nur ein Wort wißen; und ſie wurde in alle Ewigkeit nicht Frau Magiſterin. Denn — die Wahrheit zu ſagen — ſo war ſie zwar von Natur eben nicht allzu delikat in dergleichen Sachen; weil ihr aber doch der Stolz einer Spanierin im Kopfe ſtack, und ſie gehört hatte, daß die Ehre den Hauptcharakter dieſer Nation ausmache; ſo muſte ſie es allerdings ihrer ſpaniſchen Würde für nachtheilig halten, einen Mann zu heurathen, deßen Ehre ſchon von gemeinen Soldaten ſo ſehr gebrandmarkt worden war.

Als ich dieſe Bemerkung dem Nottingham eröfnete, war er ganz außer ſich vor Freude, und beſchwor mich auf das dringendſte, die Olympia davon zu unterrichten, und ihm ſeine Geliebte zu erhalten. Aufrichtig zu reden, ſo gönnte ich dem zweydeutigen Pfarrer, die Donna Olympia ſelbſt nicht. Denn ſie war würklich ein rechtes gutes Mädchen, das allemal ein beſſeres Schickſal verdiente, als einem Manne, wie der Magiſter war, aufgeopfert zu werden.

Und dies — hoffe ich — ſoll mich auch bey denjenigen rechtfertigen, welche etwa auf den Einfall gerathen könnten, als hätte ich hierinnen treulos gegen den Magiſter gehandelt: denn unter zwey Uebeln muß man doch immer das kleinſte wählen. —

Ich hatte daher gar kein Bedenken, die Bitte meines Freundes zu erfüllen; und —

geſagt, gethan! — Donna Olympia dankte mir für die Rettung ihrer Ehre, ſetzte ſich hin, und ſchrieb dem Magiſter folgenden Abſchiedsbrief, den ich ihr in die Feder dictirte.

Mein Herr!

„Ew. Ehrwürd. werden ſich eine Demüthigung erſparen, die Ihnen nicht anders, als unangenehm ſeyn kann, wenn Sie mich künftig mit Ihren Beſuchen ganz verſchonen. Es iſt mir lieb, daß Ihre Anſprüche auf meine Hand, die ich als fruchtlos gänzlich fahren zu laſſen bitte, noch keine Verbindlichkeiten auf meiner Seite bewürket haben, ſonſt würde das, was zwiſchen Ihnen und dem bekannten Gottfried vorgefallen iſt, meine Ehre zugleich mit brandmarken — Dennoch aber bin ich für die Perſon

Ihre

ergebene
Olympia Kato.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſer Brief, den von Hofnung ſtrotzenden, und von Stolz, über den Sir Notthingham geſiegt zu haben, ganz aufgeblähten Magiſter, nicht wenig in Rage ſezte. In ſeiner Wuth rannte er zum alten Kato, klagte ihm das Verfahren ſeiner Tochter, mit angehängter Bitte, ſein väterliches Anſehen zu brauchen, und ſie mit Gewalt an ſeine Hand zu zwingen. Aber der Lizentiat, der nun die ſaubere Geſchichte ebenfalls von mir erfahren hatte, hielt viel zu viel auf ſeine Ehre, als daß er nicht in den Ton ſeiner Tochter hätte mit einſtimmen ſollen. Er hielt dem Magiſter die Sache mit klaren Worten vor; und obgleich dieſer alles gerade weg leugnete —denn das war ſeine Art ſo, wenn er nicht weiter konnte, ſich mit dem Leugnen zu behelfen; — ſo bekam er doch ſeinen völligen Abſchied.

Einen ſo tragiſchen Ausgang nahm denn nun dieſes anfänglich ſo wohl ausſehende Heyraths-Project. Die Folge davon war natürlicher weiſe keine andere, als daß Magiſter Blauſtrumpf, die ganze Katoſche Familie, mich, und den Nottingham, den nächſten Sonntag drauf tüchtig abkanzelte, und von Stund an alle Freundſchaft mit uns insgeſammt aufzuheben für gut fand.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Welches der edle Menſchenfreund nicht ohne Betrübniß leſen wird.

Wo irgend in der Welt eine niederträchtige oder boßhafte Handlung ausgeübt wird, da iſt nicht ſelten ein Geiſtlicher mit im Spiel! — ich bitte diejenigen würdigen Männer, welche durch Lehre und Leben dem geiſtlichen Stande ſo viel Ehre machen, die im Geiſte der Liebe, der Sanftmuth, der Duldſamkeit, der Demuth, ihrem geiſtlichen Meiſter ſo treulich nachfolgen, — Männer, für welche kein Menſch in der Welt mehr Ehrerbietung haben kann, als ich, — dieſe Zierden eines an ſich hochachtungswürdigen Standes, der aber, wie alle andere Stände, von niederträchtigen Buben leider ſo oft zum Deckmantel ihrer ſchwarzen Seelen gebraucht wird, — ſie alle bitte ich hiermit aus voller Seele um Verzeihung, daß ich genöthiget bin, dies Kapitel mit obigem Sprichworte anzufangen. — Aber ich habe es oft, ſehr oft wahr befunden; und die Weltgeſchichte liefert uns Beyſpiele zur Gnüge von den gröſten Schandthaten, deren Urheber Geiſtliche waren. Wer kann alſo an dem Beweiſe meines Satzes zweifeln? —

Auch an mir bewährte Magiſter **Blauſtrumpf** dieſes Sprichwort vollkommen. Freylich hatte ich ihn dadurch gegen mich aufgebracht, daß ich ihm einen ſo ſtarken Strich durch ſeine Rechnung, bey der Donna **Olympia** machte. Aber was war denn beſſer? — ſollte ich ein unſchuldiges Mädchen dem Elend aufopfern ſehen, da ihre Rettung doch in meinen Kräften ſtand? — oder ſollte ich ein Geheimniß offenbaren, das allein **Olympien** retten konnte, ob ich gleich zum voraus ſah, daß ich den rachſüchtigen Geiſtlichen gegen mich aufbrachte? — Ich hielt das leztere nicht nur für redlicher, ſondern auch — ſo gar für meine Pflicht.

Angemeſſener dem Geiſte des Chriſtenthums hätte denn nun freylich wohl auch der Magiſter gehandelt, wenn er keine Rache an mir genommen, ſondern das Unrecht, das ich ihm zufügte — dafern es anders Unrecht war — der Rache des Himmels überlaſſen hätte, wie es einem Lehrer der Religion geziemte.

Inzwiſchen war es denn doch nicht alſo; und ich muſte ſeine Rache auf das grauſamſte empfinden. Dennoch aber würde der Magiſter allein viel zu ohnmächtig geweſen ſeyn, mir auf eine reelle Weiſe zu ſchaden; wäre nicht der Haushofmeiſter Bückling mit in ſein Komplot getreten. Dieſer heuchleriſche boshafte Menſch hatte ſchon lange, die überaus groſſe Gunſt, worinn ich bey dem Herrn Blume ſtand, mit neidiſchen Augen betrachtet. Denn dieſer würdige Mann liebte mich ſo ſehr, daß er einen gewiſſen groſſen Plan mit mir vorhatte, welchen meinen Leſern zu entdecken, hier noch nicht Zeit iſt. Bückling war ſchlau genug, die ganzen Abſichten des Herrn Blume, auf mich, zu enträthſeln, obgleich dieſer damals das Geheimniß ganz in ſein eigen Herz verſchloß. Aus Neid, und Eiferſucht, beſchloß er denn, dieſe Sache, wo möglich, ganz zu hintertreiben; da überdieß — die Wahrheit zu ſagen — ich mir dieſen Mann einigermaaßen zum Feinde gemacht hatte, indem ich ihn — wie er doch verlangte — gar nicht ſonderlich verehrte, ſondern mich auf meine Redlichkeit, und die Gunſt meines Patrons verlaſſend, ſeine Beliſtungen, und Schurkereyen verlachte, worinn ich freylich eben ſo unvorſichtig, als unklug handelte. Inzwiſchen vereinigte ſich denn dieſer Erzſchlaukopf mit dem Magiſter Blauſtrumpf, mich bey dem Herrn Blume gänzlich zu ſtürzen, und mich — wenigſtens aus dem Hauſe zu bringen. Und ſiehe da! der Anſchlag gelang, wie denn überhaupt in unſerer Welt, boshafte Thaten immer weit beſſer zu gedeihen pflegen, als Handlungen der Edelmuth und Tugend.

Mein Patron war ein ganz unverſöhnlicher Feind von allen Betrügereyen, und Diebskniffen. Der Juſtitiar muſte daher auch alle Diebereyen, die in ſeinen Gerichten vorfielen, auf das ſchärfſte unterſuchen und beſtrafen. Betraf er gar irgend einen von ſeinen Hausgenoßen, und Bedienten darüber; ſo war bey ihm alle Gnade und Barmherzigkeit verlohren. Der Menſch wurde nicht nur ſogleich fortgeſchickt, ſondern noch dazu auf das allernachdrücklichſte beſtraft. So ehrlich ich nun war, ſo beſchloßen doch die beyden Kabalenſchmiede mich auf dieſer Seite zu faſſen, und mich zu nichts geringerm, als zum Diebe zu machen. **Bückling** — der durch ſeine ausgelernten Kniffe ſeinen Herrn am meiſten beſtohlen, hatte um ſo mehr Urſachen dazu, mich auf dieſer niederträchtigen Seite verdächtig zu machen, weil er ſich fürchtete, ich möchte einmal ſeine Beutelſchneidereyen entdecken, und ſolche dem Herrn eröffnen, da er denn mit ſamt ſeiner würdigen Gemahlin, ohne Rettung verlohren geweſen wäre.

Nun befand ſich im Dorfe ein gewiſſer ſehr armer, aber äußerſt boshafter und irreligiöſer Mann, der **Sauſand** hieß. Dieſer Mann hatte ein überaus elendes baufälliges Haus, das er eigentlich aus Liederlichkeit hatte eingehen laſſen. Dieſen Umſtand, und den Charakter des **Sauſands**

ſands machten ſich denn die beiden Verſchwornen zu Nutze, und ſtellten den Mann, unter Verſprechung einer großen Summe Gelds, an, den Herrn Blume, um einen Vorſchuß von 30 Thalern zu Erbauung ſeines Häusgens zu bitten. Mein Patron war ohne Umſtände dazu bereit, und da er oft die Gewohnheit hatte, dergleichen Auszahlungen durch mich thun zu laſſen, ſo gab er mir auch diesmal die 30 Thaler, um ſolche dem Sauſand einzuhändigen. Nun pflegte mein Patron überdies noch, ſich über dergleichen kleine Darlehne niemals Quittungen geben zu laſſen. Denn er traute allen ſeinen Unterthanen ſo viel Ehrlichkeit zu, daß ſie ihm den Vorſchuß nicht ableugnen würden. Fand er aber das Gegentheil, ſo litt er dergleichen Leute gar nicht in ſeinen Dörfern, ſondern ruhte nicht eher, bis er ſie gänzlich loß war. Alles das muſte den beyden Verſchwornen zu Unterſtüzung ihres boshaften Plans dienen.

Ich gieng glücklich in die Falle; denn ich zahlte dem Sauſand das Geld aus, ohne mir eine Quittung darüber geben zu laſſen.

Der Kerl aber dachte an nichts weniger, als an's Bauen, ſondern jagte das erhaltene Geld, durch die Gurgel. Inzwiſchen konnt' es nicht anders kommen, Herr Blume, welcher ſich oft unter ſeinen Bauern im Dorfe umzuſehen pflegte, muſte es bald bemerken, daß Sauſand nicht baute. Er fragt' ihn daher um die Urſache dieſer Nachläſſigkeit, da er ihm doch Geld dazu gegeben habe. Der Kerl entſchuldigt ſich aber damit, daß er nichts weniger, als Geld erhalten habe. Mein Patron ſagt nichts; ſondern kommt nach Hauſe, und fragt mich wie ganz von ungefehr: ob ich dem Sauſand die 30 Thaler ausgezahlt habe? ich bejahe es ihm, und er ſchweigt.

Indeſſen trägt er dem Juſtitiar auf, die Sache gerichtlich zu unterſuchen. Dieſer vernimmt den Kerl; und der Böſewicht bleibt nicht nur dabey, daß er kein Geld von mir bekommen habe, ſondern legt auch ſogar einen Eyd darüber ab. Herr Blume giebt ihm darauf andere 30 Thaler; und der Kerl fängt nun an zu bauen.

Von dem allen aber erfuhr ich auch nicht das geringſte, ſondern ich ſtellte mir vor, Sauſand baue von den erſten 30 Thalern die ich ihm gegeben hatte. Auch war Herr Blume würklich, anfänglich Willens, mir dieſen mir angedichteten Diebesſtreich, für diesmal noch zu verzeihen, weil er mir in der That nicht wenig gewogen war, und mich überdies noch niemals auf der untreuen Seite ertappt hatte.

Der Magiſter und Bückling hingegen ſahen ſich daher, um ihren Plan durchzuſezen, genöthiget, ein andres würkſameres Mittel zu ergreifen. Denn daß erſterer mit dabey im Spiel war, erhellet daraus offenbar, weil Sauſand einige Jahre darauf, als er Diebſtahls wegen in Unterſuchung gerathen, freywillig bekannt hat, er habe damals, da er den Eyd ablegen ſollen, doch noch ſo viel Gewiſſen gehabt, ſich darüber zu bedenken; der Magiſter aber habe ihn damit beruhiget, daß er ihm gerathen, er ſolle ſich nur bey Ablegung des Eydes etwas anders in die Gedanken nehmen, und die Worte des Eydes nur mit dem Munde nachſprechen, da ſchade es ihm nichts. —

Nun hatte Herr Blume noch die beſondre Gewohnheit an ſich, daß er oft ganze Beutel Geld, unverſchloſſen in ſeinem Zimmer liegen ließ, und heraus gieng, wenn ich, der Sekretair, der Haushofmeiſter, oder auch nur Bedienten darinnen waren. Die Sache war uns gar nichts ungewöhnliches; aber Herr Blume that es blos, um ſeine Leute zu prüfen, ob ſie ehrlich waren? Was beginnt aber Bückling? er nimmt einmal ſo einen Beutel, worinnen 100 Dukaten waren, hinweg, und pracktiziert ihn unter mein Bette, da ich eben bey Adelaiden, in ihrem Zimmer bin, und ihr Unterricht gebe, Herr Blume aber ſich ebenfalls mit bey uns befand. Denn auch ich hatte die ſchädliche Gewohnheit an mir, mein Zimmer offen ſtehen zu laſſen, wenn ich nur etwan im Hauſe zu jemanden gieng.

In der Nacht darauf vermißt mein Patron das Geld; er ruft den Haushofmeiſter, fragt ihn darum, und dieſer giebt den Rath, augenblicklich im Schloße Hausſuchung thun zu laſſen. Der Juſtitiar wird gerufen; und dieſer unternimmt ſo-

Gläch, mit Zuziehung des Gerichtsdieners die Hausſuchung. Alle Zimmer der Bedienten werden durchſuchet; man findet nichts. Endlich kommt's auch an das meinige.

Ich lag ruhig in meinem Schlafe, und hatte von dem allen nichts gehört. Deſto mehr erſchrack ich aber, als ich von dem Geräuſch der Kommenden erweckt, den Juſtitiar, mit ſeinem Appendix, den Haushofmeiſter, und einige Bedienten, mit Lichtern vor meinem Bette ſtehen ſah. Die Sache wurde mir ſogleich eröfnet. Ich ſtand auf, gab die Schlüſſel zu meinem Schrank, und Koffer her, und nun giengs an ein Suchen. Aber da war nichts zu finden. Schon begann die ganze Kommiſſion mein Zimmer wieder zu verlaſſen, als der Gerichtsdiener, der — wie ich in der Folge erſt erfahren habe — von dem Haushofmeiſter hierzu einen Wink bekommen hatte, unter meinem Bette zu ſuchen anfieng; und — ſiehe! da fand ſich das Corpus Delicti. — Wie heftig ich darüber erſchrack, können ſich meine Leſer leicht vorſtellen. Ich betheuerte meine Unſchuld, und daß ich von dem Diebſtahl nichts wiſſe. Aber nach den Geſezen waren die ſtärkſten Indicia wider mich vorhanden. Ich war Inquiſitionsfähig, und bekam dieſe Nacht noch Arreſt auf meinem Zimmer.

Gott! was war das für eine ſchreckliche Nacht für mich! Bey dem Bewußtſeyn, meiner Unſchuld, und meiner Ehrlichkeit, die ich mit dem Degen in der Fauſt gegen jedermann vertheidiget haben würde, mich doch des allerniedrigſten Verbrechens, der Dieberey, nicht nur beſchuldiget, ſondern auch ſo gar überführt zu ſehen — o! das zerriß meine ganze Seele. Der Schmerz darüber machte mich wüthend; — ich war einem Raſenden gleich, und — der Tod wäre mir willkommen geweſen, wenn er mich nur von der Schande hätte befreyen können. —

Inzwiſchen machte ich damit meine Sache nicht beſſer; wie denn Verzweiflung immer das allerelendeſte Mittel iſt, wodurch der arme gequälte Menſch ſich Linderung zu verſchaffen ſucht. Ich ſah es ein, daß mir meine Feinde eine Kabale geſpielt hatten; aber der Schein war doch wider mich.

Was konnt' ich dagegen thun? Ich wurde glücklich, das Opfer jener rachgierigen Seelen, die mein Verderben zu beſchleunigen ſuchten.

Indem ich noch ſo unter den ſchrecklichen Leiden arbeitete, worunter meine arme Seele erlag, trat Herr Blume in mein Zimmer. Ich flog auf ihn zu, faßte ſeine Hände, fiel vor ihm nieder, und beſchwor ihn, mir Recht zu verſchaffen, und meine Ehre zu retten. Liebreich hob mich der edle Mann auf, und ſagte:

»Ich weiß nicht, ob Sie ſchuldig, oder unſchuldig ſind? Das muß ich Ihrem Gewiſſen überlaſſen. Ich kann Ihnen alſo auch — wenn Sie darauf beſtehen, kein andres Recht verſchaffen, als daß ich Sie, der gerichtlichen Unterſuchung anheim gebe. Dieß würde aber Ihre Beſchimpfung mehr vergrößern, als vermindern. Denn es ſind die ſtärkſten Anzeigen wider Sie vorhanden. Meinem Rathe nach werden Sie alſo am beſten thun, wenn Sie nunmehr Ihr Glück, außer meinem Hauſe ſuchen. Ich will die Sache unterdrücken, und Ihnen

„hier noch 4 Louisd'or zur Reiſe geben.
„Mehr kann ich nicht bey dieſen Umſtänden für Sie thun. Sind Sie unſchuldig, ſo wird Sie die Vorſehung nicht „verlaſſen, und können Sie mich in der „Folge davon überzeugen, ſo ſteht Ihnen mein Haus wieder offen. Nur „izt eilen Sie einer Unterſuchung zu entgehen, die nicht anders, als zu Ihrer „Schande angefangen werden kann! Sie „werden wohl thun, wenn Sie ſich „noch heute auf den Weg machen.

Izt legte er mir das Geld auf den Tiſch, wiſchte ſich einige Thränen aus den Augen, und verließ mich mit den Worten:

„Wenn Sie mich nicht kränken wollen, „ſo ſagen Sie mir kein Wort weiter, „und erſparen mir das Unangenehme „des Abſchiedes!

Weg war er, und ich ſtand da, wie ein armer Sünder, dem man eben ſein Todesurtheil vorgeleſen hat. Von ſeinem Wohlthäter — ſeinem beſten Freund — als ein Menſch von der niedrigſten Gattung, — betrachtet zu werden, und doch zu wiſſen, daß man unſchuldig iſt, — o! das empört die ganze menſchliche Natur. —

Inzwiſchen — was half hier Klagen, und Jammern? — Ich ſtellte meine Sachen Gott anheim, und beſchloß, zu meinem Grafen zu reiſen. Ich war meines Arreſts los; was ſollt ich länger hier? — ich gab alſo meine Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, dem Nottingham, in Verwahrung, und verließ noch dieſen Tag, obgleich mit ſchwerem Herzen, das Haus des Herrn Blume.

Doch konnt' ich nicht unterlaſſen, von meiner geliebten Schülerin, der vortreflichen Adelaide, noch Abſchied zu nehmen. Das liebe Mädchen war über mein Schickſal von ganzer Seele gerührt, und ihre Augen ſtanden voller Thränen, da ich ihr mein Lebewohl ſagte, und, beym Abſchiede, meine Zähren auf ihre Hand ſtrömten. Ihre Kammerfrau, der Juſtitiar, ſeine Töchter, — kurz alle Redliche bejammerten mich: denn ſie fiengen alle an, einzuſehen, daß ich den Kabalen des verrätheriſchen Bücklings aufgeopfert wurde, ob ſich gleich niemand unterſtand, es laut zu ſagen.

Mein einziger mir treu gebliebener Freund Nottingham verſprach mir noch, meine Unſchuld an Tag zu bringen, es ſey auch ſo ſpät es wolle! Er war vollkommen überzeugt, daß der Magiſter die ganze Karte mit habe miſchen helfen. Der redliche Nottingham begleitete mich bis in die nächſte Stadt, wo ich mich auf die Nürnberger Poſt ſezte, um meine Tour ins Reich zu nehmen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Abentheuer von nicht gemeiner Art, mit Auftretung einer neuen Perſon.

In Nürnberg, wohin meine Reiſe ſehr glücklich von ſtatten gieng, hatte ich, über den Merkwürdigkeiten der Stadt, die ich zu beſehen nicht unterließ, die Bamberger Poſt verſäumt. Da ich nun ohnehin Urſache hatte, meine Geldbörſe zu ſchonen, und mein Reiſebündel eben ſo groß nicht war, als daß ich es nicht hätte tragen können, ſo trat ich meine Reiſe nach Bamberg,

berg zu Fuße an. Man ſagte mir zwar, daß ich unſichere Gegenden zu paßiren hätte. Da ich aber wenig oder nichts in der Welt zu verlieren hatte, und überdies mit einem tüchtigen Couteau, und zwey guten Sackpiſtolen verſehen war, ſo kehrte ich mich an keine Unſicherheit der Straßen, ſondern wanderte getroſt meines Weges fort.

Zwey Tage hatte ich auf dieſer Reiſe zurückgeleget, ohne daß mir nur das mindeſte Widrige begegnet wäre. Am dritten Tage aber hatte ich einen großen Wald zu durchſtreichen, ehe ich an das Wirthshaus kommen konnte, wo ich mein Nachtquartier zu nehmen gedachte. Es war ſchon ganz Nacht, wie ich mich noch immer in dem Wald befand, doch hatte ich die breite Landſtraße vor mir; ich konnte alſo nicht in Gefahr gerathen, irre zu gehen. Auch wanderte ich meines Thuns fort, ohne mich im mindeſten zu fürchten, oder etwa einen Räuberüberfall zu beſorgen, ob man mir ſchon geſagt hatte, daß es in dieſem Walde nicht ſicher ſey.

Als ich nun ſo in meiner Ruhe dahin ſchlenderte, ſezte mich auf einmal ein Schuß, der noch in einiger Entfernung von mir fiel, nicht wenig in Schrecken. Ich gieng aber doch immer beherzt drauf zu, und nahm in die eine Hand eine meiner geladenen Sackpiſtolen, in die andre aber mein bloßes Couteau. Nicht lange währte es, ſo hörte ich eine ſehr helle Pfeife, die wie eine Spizbubenpfeiſe klang, durch den Wald ſchmettern. Nun gieng ich etwas ſchärfer, und izt — hörte ich nicht funfzig Schritte vor mir ein Geräuſch von klirrenden Degen mit untermiſchten heftigen Schimpfen, und Schreyen.

Dies bewog mich, eiligſt drauf loszugehen, weil ich mir vorſtellte, daß Reiſende von Räubern überfallen würden, und ichs für meine Pflicht hielt, den Nothleidenden beyzuſpringen. Und würklich ſah' ich auch nunmehr einen Menſchen, welcher ſich mit dem Degen in der Fauſt, gegen zwey andre, die mit der heftigſten Wuth auf jenen eindrangen, nur kaum noch erwehren konnte. Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß ich einen ſchönen großen Hund bey mir führte, der ſeinen Mann feſte hielt, er mochte ſo ſtark ſeyn als er wollte. Dieſen hezte ich auf die zweye, die auf den dritten einhieben, loß. Er faßte den einen ſogleich an der Bruſt, warf ihn zu Boden, und hielt ihn unbeweglich. Während deßen ſchoß ich auf den andern mein Piſtol ab, verfehlte ihn aber. Ich hieb dann mit meinem Schwerdte ſo tapfer auf ihn ein, daß er bald für gut fand, die Flucht zu ergreifen, der dritte aber dadurch Luft bekam. Indeßen hielt mein Hund ſeinen Mann noch immer feſt, jedoch ohne ihm Schaden zu zufügen. Aber der Gerettete rufte mir zu, ich ſolle meinem Hund nur Befehl geben, daß er den Mann laufen ließe, es ſey nun keine Gefahr mehr zu befürchten. So bald ich nun das gethan hatte, ließ ihn der Hund loß, und er machte ebenfalls Reißaus.

Kaum war das geſchehen, ſo kamen zwey andre Kerls durch die Gebüſche hindurch geſprungen, und giengen auf mich loß. Mein Hund aber packte den einen gleich ſo feſt, daß er ihn augenblicklich zu Boden warf, inzwiſchen ich mich gegen den andern mit meinem Couteau zur Wehr ſtellte. Schon begann unſer Gefecht, und ich glaubte, mit Hülfe des, welchen ich eben gerettet hatte, mit dieſen Räubern eben ſo geſchwind, wie mit den erſtern fertig zu werden, als der Gerettete auf einmal ausrief:

„Halt Freunde! der iſt frey!

Er bat mich zugleich meinen Hund abzurufen. Ich thats, und zu meinem nicht geringen Erſtaunen ſteckten ſie ihre Schwerdter ein, nannten den, welchen ich vorher gerettet hatte, ihren Kamerad, und — kurz ich begriff nun wohl, daß ich niemanden anders, als einem Räuber ſelbſt das Leben erhalten hatte: denn die beyden erſten, welche ich in die Flucht gejagt hatte, waren in der That zwey Reiſende geweſen, welche der Räuber auf der Straße angefallen hatte.

„Du biſt ein braver Kerl!

ſagte dieſer zu mir,

„und dein Hund iſt noch braver; wenn
„ihr mir nicht zu Hülfe gekommen wäret,
„ſo brachten mich die heimtückiſchen
„Spitzbuben gewiß um das Bisgen Hundeleben. — Laſt uns dankbar ſeyn,
„Brüder!

ſprach er denn zu ſeinen Kameraden, welche mich ſogleich fragten, wo ich den

Abend noch hin wolle? — Als ich mich darüber erklärt hatte, verſezte der eine Räuber:

„Das laß dir vergehen, Bruder! denn
„du gehſt keine halbe Stunde, ſo kom-
„men dir wieder andre von unſren Leu-
„ten auf den Halß; und du kannſt vor
„den Kopf geſchoſſen werden, ehe du
„und dein Hund nur einen Feind ſehet —
„es iſt heute bey uns ein allgemeiner
„Schlacht-Abend. Bleib du dieſe Nacht
„bey uns! und laß dir eine Ehre erzeigen,
„zur Dankbarkeit, daß du uns unſern
„Kameraden ſo brav erhalten haſt.

Die Kerle ſahen aus, wie die lebendigen Teufel, und daher machte ich anfänglich einige Umſtände, mit ihnen zu gehen. Aber der andere Räuber faßte mich bey der Hand, und ſagte:

„Fürchte dich nicht Bruder! wir ſind
„ehrliche Leute. Wer ſich uns anver-
„traut, dem halten wir gewiß Wort.
„Komm du nur! du wirſt noch ein Paar
„ſolche Kreuzbrüder, wie du biſt, bey
„uns antreffen. Wir haben ſie von der
„Poſt aufgeleſen, und haben'n ihr ganz
„Hoppeichen gelaſſen. Du brauchſt dich

„gar nicht zu fürchten, daß wir dir et„wa den Bettel von deiner Baarſchaft, „und dein ſilbern Lumpen-Uhrchen ab„nehmen werden. Wir wollen dir wohl „noch Reiſegeld obendrein geben, wenn „du keins haſt. Morgen früh könnt ihr „euch alle dreye miteinander auf die Krü„ken machen, ſo bald der Waffenſtill„ſtand angehet!

Da ich hörte, daß ich Geſellſchaft finden würde, ſo machte ich mir weiter kein Bedenken, meinen ehrlichen Buſchkleppern zu folgen.

Eine gute halbe Stunde giengen wir queer Buſchein. Alsdenn kamen wir an einen Platz, wo wir vor dem dicken Gebüſch kaum hindurch konnten. Hier ſah' ich Feuer durchſchimmern, und hörte nun ein Gerede von Menſchen. Die drey Räuber, welche bey mir waren, gaben ein Zeichen mit einer Pfeiſe, worauf uns ein vierter aus dem Gebüſch entgegen kam, und als die drey geſagt hatten, daß ich ein Freund ſey, mit uns wieder umkehrte.

Izt gelangten wir hinzu; und ich fand noch vier dergleichen Habichte, um ein Feuer herum ſizen, an welchem zugleich ein ſehr delicater Rehrücken, und eine Hirſchkeule gebraten wurden. Auf einem nahe dabey liegenden Baumklotze ſaßen die beyden Paſſagiers, der eine mit ſeiner Tobackspfeife im Munde, ein junger, langer, anſehnlicher Mann, und der andere, — dem Anſehen nach ein junges niedliches Bürſchgen, von ungefehr 16 Jahren — beyde überaus ſchön gekleidet.

Ich bot den beyden Reiſenden einen guten Abend, und ſezte mich neben ſie auf den Baumkloz. Die Räuber aber zogen den Augenblick einen großen Wein-Pokal hervor, und es erhob ſich eine allgemeine Rundzeche, wobey meine und meines Hundes Geſundheit, mit vollen Zügen getrunken, und unſrer Tapferkeit, ein bachanaliſches Loblied geſungen ward. Inzwiſchen betrachtete ich meine beyden Kameraden, wovon der ältere ausſchweifend luſtig war, genauer, und fand in eben dieſem Menſchen, ſo viel bekannte Geſichtszüge, und Sprechtöne, daß ich faſt überzeugt wurde, ich habe ihn irgendwo genau gekannt, und doch konnt' ich mich anfänglich nicht vollkommen auf ihn beſinnen. Auch er hatte mich, wie er mir hernach ſagte, für einen ſeiner beſten Bekannten gehalten, jedoch ebenfalls ohne eine deutliche Wiedererinnerung meiner Perſon. Endlich nennte ihn der andre junge Menſch bey ſeinem Namen — Waldmann.

„Waldmann! —

ſchrie ich izt, in einer Eckſtaſe von Freude.

„mein alter ehrlicher Freund Waldmann, biſt du?

und ich fiel meinem ehemaligen Stubenburſchen auf der Schule zu Quedlinburg, — denn er war es würklich, — mit Entzücken in die Arme,

„kennſt du denn deinen Arndt nicht
„mehr?

fügte ich hinzu, indem ich ihn ſteif anſah.

„Um tauſend Gottes Willen!

verſezte er nun,

„biſt du Arndt? Willkommen Bruder!
„willkommen an meinem Herzen! „Wie
„hätte ich mir denn dieſe Freude traumen laßen können? — biſt ja ein bildſchöner Kerl geworden, wie ein Prinz!

»Aber — um aller Welt willen! wo führt
»dich Abentheurer denn der liebe Gott hie-
»her? — Doch davon ein andermal!
»Jzt laß uns vergnügt ſeyn hier bey die-
»ſen ehrlichen Leuten! —
»Du Brüderchen!

ſagte er denn zu ſeinem jungen Gefährten,

»du ſiehſt hier, meinen erſten beſten
»Freund in der Welt! Er ſey hinfort
»auch der Deinige! Gieb ihm einen brü-
»derlichen Kuß! —

Sogleich umarmte mich der junge Menſch, und verſicherte, daß der Freund ſeines **Waldmanns**, nothwendig auch der ſeinige ſeyn müße.

Die Räuber freuten ſich ebenfalls über dieſe unvermuthete Zuſammenkunft, und ließen den Pokal noch einmal herumgehen, um unſre Geſundheit zu trinken, wobey ſie denn wieder einige Sauflieder anſtimmten, und ihre Kehlen weidlich mit Nectar ſchmierten. Inzwiſchen wurden die Braten abgenommen, und dann hielten wir eine der vergnügteſten Abendmahlzeiten, die ich jemals genoßen habe. Auch wurde dem Wein-Pokal wieder tüchtig zugeſprochen.

So bald die Tafel aufgehoben war, giengen die Räuber, bis auf zweye, wieder auf ihre Jagden aus. Ich und Waldmann aber unterrichteten einander, bey einer Pfeife Toback von unſeren Reiſeplans, wobey es ſich denn zu unſerm Vergnügen traf, daß wir beyde nach Bamberg gedachten. Ich erzehlte ihm meine izige Lage, und die Abſicht meiner Reiſe. Er hingegen entdeckte mir, daß er ſo wohl, als ſein junger Freund, Komödianten wären, welche ein in Bamberg ſich aufhaltender Prinzipal zu ſich verſchrieben habe. Hier im Walde aber wäre die Poſt, worauf ſie ſich ganz allein befunden hätten, von den Räubern angefallen, und geplündert worden. Er und ſein Kamerad hätten den Räubern ihre Uhren und Börſen angeboten, welches ſie denn auch ſogleich von ihren Gewaltthätigkeiten befreyet habe. Indem ſich nun die Räuber des Poſtkaſtens bemächtiget, und alle Gelder heraus genommen, wären ſie von der Kutſche geſtiegen, um den Räubern, die alle Kiſten aufgebrochen, und durchgeſtänkert, Plaz zu machen. Indeſſen aber hätte der Poſtillion, welcher noch eine hübſche goldne Uhr bey ſich geführet: aus

Furcht, ſolche auch zu verlieren, ſo bald die Räuber den Wagen verlaſſen, und ehe ſie ſich wieder aufſetzen könnten, den Vortheil in Acht genommen, und ſey von dannen gejagt, ſo daß ſie beyde in den Händen der Räuber zurück geblieben, und wie ich nun ſehe, von ihnen ſo liebreich behandelt worden wären.

Nachdem Waldmann dieſe kurze Erzehlung geendiget, und mir, ſeine Abentheuer, bey einer gelegenern Zeit zu erzehlen verſprochen hatte, hörten wir noch einige ſonderbare Helden- und Mordgeſchichten mit an, womit uns, die beiden Räuber, bey einem Kruge Bier, zu regaliren beliebten, und dann legten wir uns auf ein Lager von Laub und Graß, worauf uns die Räuber eine ſchöne Frießdecke breiteten, zur Ruhe, welche wir auch in Kraft des zu uns genommenen ſtarken Getränkes in reichlicher Maaße genoßen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Für junge Leute zur Warnung geſchrieben.

So bald wir des andern Morgens unſre Reiſe antraten; — denn unſre Räuber ließen uns nicht nur in Friede ziehen, ſondern brachten uns auch ſelbſt auf den rechten Weg — ſo vertrieben wir uns die Zeit damit, daß ich Waldmann und ſeinem Freunde, meine bisherige Geſchichte erzehlte. Ich brachte beynahe den ganzen Tag damit zu, weil ich meinem Freunde gern alles recht genau detailliren wollte. So dann kamen wir Abends in einer kleinen Landſtadt an, wo wir im Wirthshauſe, über Nacht zu bleiben, uns entſchloſſen.

Als wir uns nun hier ein beſonderes Zimmer hatten geben laſſen, wo wir uns ungeſtört mit einander beſprechen konnten, ſo bat ich Waldmann, mir nunmehr auch ſeine Begebenheiten zu eröfnen, weil ich darauf überaus neugierig ſey.

„Mit Vergnügen will ich das thun, „mein lieber Arndt!

verſetzte er,

»aber vorher muß ich dich noch genauer mit meinem Reiſegeſellſchafter bekannt machen: denn es ſcheint, als ob wir hier alle drey in einem Zimmer ſchlafen ſollten; und da würdeſt du dich nur darüber wundern, warum ich das verbitten muß, wenn ich dich in deiner Unwiſſenheit ließe. —

Ich horchte hoch auf, und fing an, das zu enträthſeln, was mir bey dieſem jungen Menſchen in der That ſchon ziemlich ſtark aufgefallen war. Inzwiſchen fuhr Waldmann alſo fort, meine Neugierde zu befriedigen:

»Du muſt alſo wißen, daß dieſe hübſche niedliche Figur — ein recht artiges Frauenzimmer, und zwar kein andres, als — meine Frau iſt. Aus Liebe zu mir hat ſie einen ſehr guten Aufenthalt verlaſſen, um ebenfalls mein Metier zu ergreifen; und ich werde ſie nächſtens zu einer von Thaliens Prieſterinnen einweihen laßen, wozu ſie auch vortrefliche Anlagen hat. Zur Bequemlichkeit der Reiſe legte ſie Mannskleider an, und da wir denn in die Hände der Räuber fielen, ſo kam uns, zu ihrer Sicherheit,

„dieſe Verkleidung ſehr gut zu ſtatten. „Du aber wirſt mir verzeihen, daß ich „dir dies Geheimniß erſt jezt offenbare. „Die Wahrheit zu ſagen — ſo biſt du „ein viel zu ſchöner Kerl, als daß ich „dir ohne Prüfung ſogleich hätte trauen „ſollen. Denn die Weiber ſind eine angreifiſche Waare; und welches Weib „wird einem Kerl, wie du biſt, widerſtehen können? Da ich aber aus deiner „Lebensgeſchichte ſehe, daß ſich deine „ehrlichen Geſinnungen auch in dieſem „Stücke nicht geändert haben; ſo finde „ich weiter kein Bedenken, dich mit „unſern ganzen Verhältnißen bekannt „zu machen.

Ich bezeugte Waldmannen mein Vergnügen darüber, daß er ſich einen ſo würdigen Gegenſtand ſeiner Liebe ausgeſucht habe, und verſicherte ihn, er könne meinetwegen, über ſeine Frau völlig ruhig ſeyn, indem ich nicht den mindeſten Verſuch machen würde, meine Galanterien bey ihr in Ausübung zu bringen.

Nachdem ſich nun Waldmann über dieſen Punkt, der ihm würklich einigermaaßen am Herzen zu liegen ſchien — denn er liebte ſeine Frau ſo zärtlich, als von Rechtswegen jeder Mann thun ſollte — beruhiget hatte; ſo begann er nunmehr ſeine Geſchichte infolgenden Worten:

»Du weißt, mein lieber Arndt! daß ich »auf der Schule zu Quedlinburg ein »ganz ordentlicher, fleißiger Burſche »war. Ich blieb es auch, ſo lange ich »mich, nach deinem Abgange, noch daſelbſt befand, und ich hatte das meinige gründlich und ordentlich gelernt. »Von einem luſtigen, ſangviniſchen Temperamente war ich zwar ſchon damals; »auch fieng ich an, viel Neigung zum »ſchönen Geſchlecht zu bekommen. »Aber doch verfiel ich in keine Ausſchweifung, und blieb allemal in den Grenzen »der guten Sitten, und einer ſtillen eingezogenen Lebensart.

»Nun gieng ich auf die Univerſität, »und zwar nach Halle. Dem Willen »meines Vaters zu Folge ſollte ich Theologie ſtudieren. Auch ergriff ich würklich dieſes Fach, und im erſten halben »Jahre meiner academiſchen Laufbahn

»erfüllte ich alle Pflichten eines ordentli-
»chen, und fleißigen Muſenſohns. Nur
»der wenige Aufwand, den ich machen
»konnte — denn mein Vater ſaß eben
»nicht in den beſten Mitteln — erregte
»mir bisweilen einiges Mißvergnügen,
»wenn ich andere in prächtigen Kleidern,
»einher prunken, in groſze Aubergen
»gehen, ſpazieren reiten, und andere
»Depenſen machen ſah. Denn ich war von
»Natur etwas ehrgeizig, und beſaß die
»Eitelkeit, gern brilliren zu wollen.
»Doch — dieſen Verdruß hätt' ich durch
»mein fleißiges Studiren aus meiner
»Seele noch verſcheuchet, wär' ich nicht
»durch die Peſt ſo vieler jungen Leute —
»durch böſe Geſellſchaft gänzlich verdor-
»ben worden; und das gieng alſo zu:

»Im zweyten halben Jahre wurde ich
»mit einem gewiſſen Studenten bekannt,
»der Wollhagen hieß, und ein Erz-
»Lockerinſky war, welches ich jedoch
»beym Anfang unſrer Bekanntſchaft
»nicht wuſte. Dieſer mein neuer Freund
»nahm mich einsmals mit in ein öffent-
»liches Hauß, wo ſich eine Spielgeſell-

„ſchaft alle Tage verſammlete, um ein „kleines Hazardſpiel um Dreyer oder „Sechſer zu treiben. **Wollhagen** bat „mich, einige Points mit zu beſezen. „Zwar hatte ich in meinem Leben noch „kein Spiel gelernt, auch niemals „Neigung dazu empfunden; oft aber „war ich von vernünftigen Leuten davor, „als vor einer Peſt der guten Sitten gewarnet worden. Doch hielt ich das „gegenwärtige kleine Spiel, eben für etwas „unrechtes nicht, ſondern dachte, ich „könne mir ja wohl das Vergnügen „machen, mein Glück zu probiren. Dieſe Gedanken bewegten mich, denn ein „paar Sechſer mitzuſezen. Ich war „glücklich, und gewann, in einigen „Stunden, über drey Thaler. Das „Ding behagte mir ganz wohl; und da „eben die Spielgeſellſchaft aus einander „gieng, ſo überredte mich **Wollhagen**, „mit ihm in eine Burſchengeſellſchaft zu „gehen, wo, — nach ſeinem Ausdruck, „— fidel gelebt werden ſollte. Dieſe „Geſellſchaft war in einem andern öffentlichen Hauſe zuſammen, wo man „für ſein Geld ſpeißte, trank, und —

wie

»wie geſagt — fidel lebte. Ich freute mich nicht wenig, als ich hier, in die Bekanntſchaft mit Edelleuten, und andern, ſo genannten vornehmen Studenten, deren Hohe und Reichthum ich bisher mit einer gewißen Art von Ehrfurcht, jedoch auch nicht ohne Eiferſucht auf ihre Größe betrachtet hatte, gerieth; und mein Entzücken war nicht gering, als mich dieſe Leute würdigten, ſo gar Brüderſchaft mit mir zu machen. In meiner Einbildung ſtellte ich nun einen ſehr wichtigen Kerl vor, und ärgerte mich nur darüber, daß meine ſimple Kleidung, gegen die reich verbrämten Röcke meiner neuen Brüder ſo gar ſehr abſtach. Inzwiſchen bezahlte ich doch meinen Beytrag zu dieſer Zeche mit Vergnügen, welcher juſt die gewonnenen drey Thaler abſorbirte. Ganz begeiſtert von dieſer meiner neuen Bekanntſchaft dachte ich den Tag drauf, ſchon nicht mehr ſo warm an mein Studiren, wie ſonſt. Ja! ſo gar ſann ich nun darauf, wo ich Mittel ausfindig machen konnte, mir reiche, und — nach meiner Einbil-

»dung — anſtändige Kleider anzuſchaffen. »Es fiel mir ein, mein Glück im »Spiel noch weiter zu verfolgen, wo ich »denn bald eine Summe zu gewinnen »hofte, die zu einem anſtändigen Kleide nöthig war. So traf der ſehr »wahre Grundſaz auch bey mir zu, daß, »wenn der Jüngling nur einmal ſeinen »Fuß auf die Bahn der Liederlichkeit geſezt hat, er alsdenn ſicher aus einem »Laſter in das andere fällt und von einem zum andern fortſchreitet. Ich »werde daher jeden jungen Menſchen vor »dieſem Anfange warnen. Denn — aus »dieſer Hölle iſt keine Erlöſung zu hoffen.

»Inzwiſchen war doch, aufrichtig »zu reden, der Gedanke, mir durch das »Spiel Geld zu erwerben, noch nicht ſo »ſehr, zum feſten Entſchluß übergegangen, daß nicht manche Scrupel dagegen, in meiner Seele hätten aufſteigen »ſollen. Und vielleicht hätte die Rechtſchaffenheit, und die Tugend noch den »Sieg über meine nur eben erſt aufkeimende ſchändliche Leidenſchaft davon »getragen; wäre nicht Wollhagen,

„der zu meinem Verführer gleichſam beſtimmt zu ſeyn ſchien, deſſelben Tages „wieder zu mir gekommen. Es bedurfte weiter nichts, als ſeine Frage, ob „ich nicht Luſt habe, wieder ein Spielgen „zu machen, um meinen ermeldeten böſen, und niederträchtigen Vorſaz auf „einmal zu beſtimmen.

„Ich gieng alſo mit **Wollhagen** „wieder in das öffentliche Haus, wo wir „den Tag vorher geſpielt hatten; und da „erhob ſich denn das Gaunern wieder „mit großem Eifer. Ich ſpielte bis um „8 Uhr Abends, und trug vier Thaler „reinen Gewinſt davon. Du kannſt dir „leicht vorſtellen, daß ich den folgenden „Tag abermals nicht wegblieb. Kurz, „ich ſpielte nun alle Tage, und da mich „das Glück gleichſam zu verfolgen ſchien, „ſo hatte ich in dieſem kleinen Spiele, „innerhalb acht Tagen, eine Summe „von baaren dreißig Thalern zuſammen, „wovon ich mir denn ſo gleich ein blaues „Kleid mit Golde machen ließ.

»Wie ſehr ich mir in dieſer neuen Tracht gefiel, kannſt du aus meiner Eitelkeit leicht abſtrahiren. Ich gerieth nun durch Wollhagens Vermittelung, mit jenen vornehmen Studenten in nähere Verbindung, und ſtolzierte nicht wenig gegen meine alten wohlgeſitteten Freunde, wenn ich am Arme eines, oder des andern jener vornehmen Burſche, ihnen von ungefehr auf der Straße begegnete. Ich ſchafte mir einen Federhut an, gieng alle Tage in Stiefeln und Sporen, und trat mit in einen Studentenorden, wovon die Herren meiner neuen Bekanntſchaft, Mitglieder waren. Kurz ich dünkte mir, ein ſehr wichtiger Kerl zu ſeyn, und war ſo ſehr von meiner Größe geblendet, daß ich den Schlund des Verderbens, welchem ich mit ſchnellen Schritten zurückte, gar nicht gewähr ward.

»Da nun aber meine Ordensbrüder — wie ich ſie nunmehr nennen will — im Grunde erz-lockere, ausſchweifende Zeiſige waren, und keinen geringen Aufwand machten; ſo konnt' es nicht an-

„ders kommen, ich muſte an ihren Ausſchweifungen, und folglich auch an ihrem Aufwande Theil nehmen. Dazu reichten denn nun freylich die paar Thaler nicht zu, die mir mein Vater, der ſich ſolche kümmerlich an ſeinem Maule abſparte, zu meinem Studiren ausſezte. Ich legte mich alſo aufs Spiel, fieng an, ſolches ins Groſſe zu treiben, und mein außerordentliches Glück ließ mir oft die anſehnlichſten Summen gewinnen. Dieß befeuerte meine unſelige Leidenſchaft für dieſes teufliſche Laſter immer mehr, und machte mich immer dreiſter darinnen.

„An das Studiren wurde bald gar nicht mehr gedacht; und wie hätte ich auch dazu kommen können; denn ich kam vor Zerſtreuung, und Herumlockern gar nicht mehr zu mir ſelber. Anfänglich, da ich dieſe Lebensart begann, hatte ich doch noch ſo viel Gewiſſen, die Collegia darüber nicht hintanzuſetzen. In der Folge aber achtete ich auch darauf nicht mehr; ſondern ich that auf der Gottes Welt weiter

»nichts, als daß ich den ganzen Tag »von Haus zu Haus, wo ich Spielgeſellſchaften wuſte, umher gieng, und »ſpielte.

»Daß es dabey an andern liederlichen »Streichen, die ich in Geſellſchaft »Wollhagens und meiner übrigen Ordensbrüder verübte, nicht ermangelte; »dieß kannſt du dir leicht vorſtellen. Ich »gewöhnte mir das Saufen an, und »wurde, wie es ſich denn auch für einen Ordensbruder anders nicht ſchickte, ein Renommiſt. Unterſchiedliche »Schlägereyen, die aber zum Glück nicht »entdeckt wurden, machten meinen Arm »auf der ganzen Academie furchtbar; und »wenn ich mit meinem großen Federhute und klirrenden Sporen über die »Gaſſe gieng, und die ſogenannten Füchſe oder andere Studenten, die mehr »Verſtand, als ich hatten, mir aus »dem Wege giengen, ſo träumte ich mir »nichts geringers, als ein andrer Eugen oder Leopold von Deſſau zu »ſeyn. Doch — um auch einmal etwas gutes von mir zu ſagen — ich

„hatte die Ausſchweifungen mit liederli„chen Frauensperſonen nicht an mir. „Ja, ich war ein ſo abgeſagter Feind „von dergleichen Kanaillen, daß ich mich „ſo gar einmal mit einem, meiner beſten „Freunde ſchlagen muſte, weil ich mir „die Freyheit genommen hatte, ein „Mädchen, das er ſich auf ſeine Koſten hielt, „bey einer gewißen Gelegenheit recht „tüchtig auszuprügeln.

„Bisher hatte ich immer noch auf ei„ne ehrliche Manier geſpielt; aber meine „Geldbegierde, und mein Geiz, wuchs „mit meinem Glücke. Ich begnügte „mich daher bald auch nicht mehr an „dem, was mir das Glück zuwarf; ſon„dern ich fieng an, mich auf Spieler„kniffe, und Falſchſpielen zu befleißigen. „Zu meiner Schande muß ichs geſtehen, „daß ich in dieſer Teufelskunſt, bald „groſſe Fortſchritte machte, und ein rech„ter ausgelernter Gauner wurde. Ich zog „manchen ehrlichen Kerl aus, und plünder„te manche ſchöne Börſe. Einige Zeit gieng „das ſo unentdeckt und ungeahndet hin;

»Endlich kam ich aber doch über einen unrechten, wo ich auf einmal meine Rolle ausſpielte.

»Ich ſchächte einen gewiſſen reichen Curländer, der von Königsberg hingekommen war, und ſich kaum einige Wochen in Halle befand. Da wir fertig waren, und ich ſeine Börſe in meiner Gewalt hatte; ſagte er, wenn er meine Art zu ſpielen ſo gewuſt hätte, wie ihn izt die Erfahrung lehre, ſo würde er ſich wohl vor mir gehütet haben. Dieſen Vorwurf könnt' ich als Renomiſt unmöglich leiden; ich verſezte ihm alſo einen Hundsvott drauf, und — er — gab mir ein paar Maulſchellen dafür. Ich zog von Leder und — war zwar ſo glücklich, oder vielmehr ſo unglücklich, den armen Curländer tüchtig zu zerfetzen; wurde aber auch den Augenblick arretirt, und bald darauf — gänzlich von Halle relegirt.

»Nun gieng ich nach Leipzig, und machte den geſegneten Anfang meines

„Handwerks damit, daß ich den fremden Juden — es war eben Meſſe, — über 500 Thaler abzwackte, wovon ich mich denn ſo gleich in einen ſehr glänzenden Aufzug warf. Ich nahm mir einen Bedienten an, und ließ Geld aufgehen, was das Zeug hielt. War ich in Halle einer der berüchtigtſten Spieler geweſen, ſo wurde ich in Leipzig einer der niederträchtigſten. Hier gerieth ich vollends in Bekanntſchaft mit andern ſolchen Beutelſchneidern, die auf der Gottes Welt weiter kein Geſchäft trieben, als dergleichen Spitzbübereyen. In Geſellſchaft dieſer Kerle ſank ich nun vollends bis zum elendeſten niederträchtigſten Schurken herab, ſo, daß am Ende gar kein ehrlicher Mann mehr mit mir ſpielte. Dafür aber lauerte ich den Fremden, beſonders in der Meſſe, auf, und zog manchen braven Kerl durch meine Diebskniffe aus. Ich lebte dabey immer ſehr prächtig, und verthat meine Gewinſte wieder in Schmauſereyen, und Feſten, die ich meinen Spießgeſellen gab. Doch vermied ich auch hier den liederlichen

Umgang mit dem andern Geſchlecht; und zwar, die Wahrheit zu ſagen, eben nicht darum, weil ich ganz und gar keine Neigung dazu gehabt hätte; denn in der That fieng der alte Adam bisweilen an, mich heimzuſuchen; ſondern weil mir würklich das Spiel keine Zeit zu Befriedigung jener Leidenſchaft übrig ließ.

„Daß ich auch hier, an nichts weniger, als an das Studiren dachte, brauche ich wohl nicht erſt zu erwähnen. Vielmehr verſchwizte ich alles wieder, was ich etwan in Halle noch gelernt hatte. Auch traf bey mir endlich das Sprichwort zu: der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis der Henkel endlich einmal abbricht. Mein niederträchtiges Handwerk wurde beym Konzilio bekannt; Man trachtete mir nach, und fieng mich ein, da ich eben einem meiner Kommilitonen 1000 Thaler abgenommen hatte. Wir wurden beyde aufs Carcer geſezt; und bekamen jeder drey Monathe Gefängniß; ich aber noch obendrein das Conſilium abeundi.

„Nun ſtürmte alles Unglück, das ich „mir freylich ſelbſt ganz allein zugezogen „hatte, auf einmal auf mich ein. Wäh„rend meines Arreſts ſtarb mein Vater, „und hinterließ ſo wenig, daß mir mei„ne Mutter ſchrieb, ſie könne und werde „mir auch nicht das mindeſte mehr zu „meinem Studiren ſchicken; ich ſolle ab„gehen, und eine Condition annehmen. „Von Leipzig muſte ich fort. Während „meines Arreſts zehrte ich den Reſt mei„ner Baarſchaften vollends auf; und da „ich auch einige Schulden hatte, ſo wurden „mir alle meine Kleider und Sachen ge„nommen, ſo daß ich am Ende meines „Arreſts kaum noch für 2 Gr. werth, „in meinem Vermögen beſaß.

„Was nun anfangen? — Gelernt „hatte ich in meinem Fache, der Theolo„gie auch nicht das mindeſte. Ich konn„te alſo darauf unmöglich rechnen, da„mit mein Glück zu verfolgen. Meine „vorige Lebensart auf einer andern Aca„demie wieder anzufangen, oder mich „ſonſt als Spieler in der Welt umher zu „treiben — fiel mir zwar wohl ein.

„Aber während meiner langen Gefangenſchaft war mir das Spiel ziemlich gleichgültig geworden, und da ich die, mit einem ſolchen Gewerbe verbundenen Gefahren zum voraus ſah; ſo traute ich mir nicht weiter darauf fortzukommen.

„Endlich fiel mir es ein, Komödiant zu werden. Ich gieng daher von Leipzig hinweg, und unter die erſte, die beſte herum reiſende Truppe, die ich fand. Das Theaterweſen glückte mir, ich nahm wahr, daß ich Talente zu dieſer Kunſt hatte. Beſonders that ich mich in Charakterrollen, und im Fache der komiſchen Alten ſehr hervor. Dieß bewegte mich denn die herumziehenden Truppen zu verlaſſen; — denn ich war in Jahres-Friſt bey vier verſchiedenen Prinzipalen, die alle viere Banquerot machten, und mir am Ende meine Gage nicht bezahlen konnten. — Ich gieng nach Weimar, wo ſich damals, und auch noch itzt ein ſtehendes Theater befindet, und wurde, nach vorhergegangenem Debut, mit Vergnügen angenommen. Hier ſpielte ich einsmals den

„Orosman in der Zaire, und dieſer Rolle habe ich meine liebe Frau zu „danken.

„Sie iſt die Tochter eines ſehr angeſehenen Mannes aus Saalfeld; und „ſie hielt ſich damals in Weimar bey „einem Verwandten auf, weil ihr Vater „viele Kinder und wenig Vermögen hat. „Hier bekam ſie mich in der glänzenden „Rolle des Orosman zu ſehen, und „verliebte ſich in mich. Aber dennoch „hätte dieſe Liebe vielleicht diejenigen Folgen, die ſie nun würklich hat, nicht „hervorgebracht, wär' ich nicht bald „darauf, ganz von ungefähr, in eben „das Haus gezogen, das dem Verwandten meiner Geliebten gehörte. Da „ich nun hier Gelegenheit fand, ſie täglich zu ſehen, und kennen zu lernen; „ſo entſtand auch auf meiner Seite eine „Liebe, die uns bald ſo genau zuſammen „vereinigte, daß ſie mir die Ehe verſprach, und aus Liebe zu mir zum „Theater zu gehen, ſich entſchloß.

„Da aber nun, in den Augen mancher Leute, ein Schauſpieler eine der

„verächtlichſten Kreaturen unter der „Sonne iſt; ſo muſten wir unſre Verbindung äußerſt geheim halten. Noch „weniger war alſo daran zu denken, uns „in Weimar öffentlich mit einander zu „verheyrathen. Um nun von da hinwegzukommen, ſchrieb ich an Herrn „Saizritter, der hier in Bamberg „eine ſehr anſehnliche Truppe hält, und „bat um Engagement, welches ich auch „für mich, und meine Frau erhielt. Ich „gieng daher von Weimar ab; und „nahm meine Frau heimlich mit. Auf „einem Dorfe nicht weit von Nürnberg, „haben wir uns denn trauen laſſen; und „nun wollen wir ſehen, ob wir bey „Herrn Saizritter unſer Glück machen werden.

Mit dieſen Worten endigte Waldmann ſeine Erzehlung, und da es ſchon weit in die Nacht hinein war, ſo legten wir uns zur Ruhe, und ich unterließ nicht, nach meiner Gewohnheit bey mir ſelbſt Betrachtungen über die ſonderbaren Schickſale der Menſchen anzuſtellen, worunter die Fata meines Freundes mit Recht gehörten.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Eintritt des Helden in die Theatraliſche Region.

In dem Dorfe, wo wir, nach dem vorigen Kapitel, übernachteten, nahmen wir einen Bauerwagen, weil Madam Waldmann in der That ein viel zu zartes Weibgen war, als daß ſie uns beyden rüſtigen Kerlen zu Fuße hätte folgen können. Auf dieſer Reiſe lernte ich denn nun dieſes Frauenzimmer etwas genauer kennen. Sie war würklich ein rechtes gutes braves Weib; und — in der That ſterblich in ihren Mann verliebt — eine Sache, je weniger ſie unſre heutigen galanten Damen goutiren, oder auch nur für möglich halten werden — die aber doch, — was mir auch von Spöttern dagegen eingewendet werden dürfte. — immer eine der hochachtungswürdigſten Eigenſchaften einer Frau, obgleich leider eine der ſeltenſten Erſcheinungen bey einer Schauſpielerin iſt. Waldmann, ſo ein lockerer Burſche er auch ſonſt geweſen ſeyn mochte, verdiente aber dennoch dieſe Zärtlichkeit ſeines guten Weibes. Er war nicht nur überhaupt ein überaus ordentlicher Menſch geworden, ſondern er ließ ſich auch nie einfallen, dem Beiſpiel vieler ſeiner Herren Collegen zu folgen, welche ſo gern die Gemeinſchaft der Weiber, die einige verläumderiſche Leute der Secte des Herrn von **Zinzendorf** haben aufbürden, und andichten wollen, in ihre Zunft einführen möchten, und auch würklich oft einführen, wie denn unſre Leſer das in der Folge aus meiner Geſchichte noch genauer ſehen werden.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo war dennoch unſer **Waldmann** eben nicht von der Art ſolcher Ehemänner, die ihre eigenen Weiber für Göttinnen haltend, mit einer gewiſſen Art von Stolz, auf den übrigen Theil des weiblichen Geſchlechts herabzuſchauen pflegen, dergleichen, — obwohl in unſern erleuchteten Zeiten ſolch' ein Stolz für eine ſehr ſchlechte Lebensart dürfte angeſehen werden, — es aber doch in damaligen Zeiten noch hin und wieder gab. Denn würklich ließ er den Weibern ſeiner Collegen, und am meiſten der Demoiſelle Tochter ſeines Prinzipals, von welcher wir bald etwas mehreres hören werden, alle mögliche

Gerechtigkeit wiederfahren, die ſie vernünftiger Weiſe von einem Manne erwarten konnten, dem das Glück ſelbſt eine hübſche Frau beſcheret hatte. Und vielleicht würde wohl auch dieſe Gerechtigkeit ſich etwas weiter ausgedehnt haben, hätte Madam Waldmann, ihrem Gemahl nicht ſelbſt alle Hände voll zu thun gemacht. Aufrichtig zu reden — ſo hatte die Natur ſie, bey allen ihren übrigen Reizen, auch mit einer guten Portion Mannluſt — wenn nur meine lieben Leſerinnen anders dieſen würklich etwas harten Ausdruck, den ich jedoch zu zu mildern, izt weder Zeit noch Laune habe, — gütigſt erlauben wollen, — dergeſtalt verſehen, daß ſie in der That genug mit ſich ſelber zu thun haben mochte, um dem exemplariſchen Beyſpiel ihres Mannes, in Anſehung der ehelichen Treue, gebührend nachfolgen zu können. Madam Waldmann war klein von Perſon, aber etwas dick, und ſehr wohl gebauet; und manche Phyſiker haben behaupten wollen, daß die beſagte Mannluſt ein Loos ſey, welches von der Natur den kleinen Frauenzimmern, vorzüglich beſchieden ſeyn ſolle; — eine Meynung! der ſich öffentlich beyzutreten, ſchon aus Delikateſſe Bedenken trage, die ich aber doch — bisweilen wahr befunden habe. — Dem ſey inzwiſchen, wie ihm wolle! kurz Madam Waldmann war, ihrer kleinen Statur ungeachtet, doch ganz für die Liebe gebildet. Sie hatte ſchöne, redende, ſchwarze Augen, eine muntere Farbe, rothe Lippen, weiſſe Zähne, und — was ich beſonders an ihr zu rühmen, mich genöthiget ſehe, ſie war mit einer Menge des ſchönſten, langen, ſtarken Haares verſehen, ſo daß ſie in der That nicht gezwungen war, ihre Gage den Herren Schöpfern weiblicher Haargebäude, für falſches Haar zuzuwenden, und ſich dabey noch überdieß der Gefahr auszuſetzen, daß ſie ſich mit den haariſchen Reliquien irgend einer verblichenen ländlichen Schöne, — von welchen man ſagt, daß ſie die ſchönſten Haare haben — oder wohl gar einer verſchavotirten Sünderin hätte ſchmücken müſſen; weswegen ich denn auch, aufrichtig zu reden, manche brave Schöne, in unſerm izigen Zeitalter beklage, die, nolens volens, ſich der Tyrannin Mode unterwerfen muß, um bey dem Mangel eigenen Haares, ihre Zuflucht zu den betrügeriſchen Kniffen jener weiſen

Pudergötter, zu nehmen, und, ihre haariſchen Reize, von Leuten, die oft ſo tief unter ihrem Stande, ja wohl unter aller Kritick ſind, auf die allerdemüthigendſte Weiſe zu erborgen. —

Doch — wieder zurück zu meiner Geſchichte! Da mein Freund Waldmann in Bamberg — wo wir ganz glücklich anlangten, und wo ſich auch die Sachen meines Freundes auf der Poſt fanden, — nicht gleich eine Wohnung hatte, ſo logirten wir uns in dem Gaſthofe, zum Ziegenbocksreuter ein. Dieſen ehrwürdigen Namen führte die Auberge um deswillen, weil der Erbauer deſſelben ein Kleiderfabrikant geweſen war, welcher, um der Stadt etwas zu lachen, und, nach Art eines wizigen Kopfs, eine Satire auf ſich ſelbſt zu machen, ſeinem Gaſthofe dieſes ſeltſame Schild vorgeſteckt hatte. Ich muſte Waldmannen verſprechen, einige Tage im Bamberg bey ihm zu bleiben, ehe ich meine Reiſe weiter fortſezte, welches ich denn auch um ſo lieber that, da ich in der That, einiger Erholung von meinen bisherigen Strapazen bedurfte.

In dem Gaſthofe zum Ziegenbocksreuter, fand ich denn nun ſchon, den Tag nach unſrer Ankunft, Gelegenheit, den Herrn Saizritter, meines Waldmanns künftigen Prinzipal, über Tiſche kennen zu lernen: denn dieſer Mann pflegte oft in öffentlichen Aubergen zu ſpeiſen, um ſich Welt- und Menſchenkenntniß zu ſammlen, eine Wiſſenſchaft, die er für einen Schauſpieler für ganz unentbehrlich hielt. Nebenher mochte er denn auch wohl die Abſicht dabey haben, ſein Licht vor den Leuten leuchten zu laſſen, und ſeine theatraliſchen Talente auszupoſaunen, wovon er, wie man gleich ſehen wird, mir bey dieſer erſten Zuſammenkunft mit ihm, einige ſehr einleuchtende Proben gab.

Herr Saizriter war ein großer anſehnlicher Mann — jedoch mit einem viel dickeren Bauche verſehen, als man gewöhnlich, bey einer guten Theaterfigur gelten läßt. Die Natur hatte ihn mit ausnehmend ſtarken Baßorganen verſorgt, wovon er denn auch, auf und außer dem Theater, ſehr weißlich Gebrauch machte. Pathetiſch und Heldenmäßig war ſein Anſtand; das mußte man ihm laſſen. Und aufblaſen konnte er ſich, troz einem Premierminiſter, oder einem gebieteriſchen Feldmarſchall; das vermochte ihm der Neid ſelbſt nicht abzuſprechen. Und ein paar Beine hatte er unter dem Leibe, ſo wohlgemacht, und wadenvoll, daß ihm alle Damen, die ſich auf dergleichen körperliche Vorzüge verſtanden, die Gerechtigkeit wiederfahren lieſſen, er wäre der vollkommenſte Schauſpieler, den ſie jemals auf eine Bühne hätten treten ſehen. Und würklich konnte man es dieſen Damen auch aus andern Gründen nicht verdenken, den Herrn Saizritter für einen groſſen Schauſpieler zu halten, denn er pflegte die anſehnlichſten, und glänzendſten Rollen, immer ſeinem werthen Selbſt zuzutheilen, wodurch er denn in den Augen ſolcher geſchmackvollen Leute, welche die Talente eines Schauſpielers nach den Rollen, die er, mit Recht, oder mit Unrecht, gut, oder ſchlecht ſpielt, zu beurtheilen pflegen, dergleichen leider der gröſte Theil eines jeden Publikums iſt, faſt allemal vor ſeinen übrigen Schauſpielern gewann. Denn, ob ich ihm gleich zu ſeinem Ruhme nachſagen muß, daß, ſeine ſonſtigen Anfängereyen abgerechnet, er doch im Grunde ein redlicher Mann war, der keinen ſeiner Schauſpieler — nach Art vieler unſerer izigen Theaterprinzipale, ſchikanirte, und keinem deswegen eine geringe Rolle gab, um ihn dem Publikum verächtlich und mißfällig zu machen, und obgleich bloß das patriotiſche Verlangen, das Publikum durch ſeine eigenen, eingebildeten großen Talente zu amüſiren, der wahre Grund war, warum er ſich ſelbſt die brillanteſten Rollen zutheilte; ſo konnte es doch nicht fehlen, daß nicht mancher gute Schauſpieler darunter litt, der bey einem andern Prinzipal vielleicht ungleich mehr Fortſchritte in ſeiner Kunſt gemacht haben würde. — Herr Saizritter hatte übrigens das Steckenpferd, für einen guten — ja vortreflichen Dichter gelten zu wollen. Und obwohl — die Wahrheit zu ſagen — ſeine poetiſchen Excremente den Bombaſt und den Unſinn mancher izigen ſehr gerühmten Modedichter, noch bey weitem an Schwulſt und unverdautem Wortgeklingel übertraf; ſo unterließ er doch nicht, jede Gelegenheit zu nuzen, wo er ſeinen dichteriſchen Talenten nur irgend ein Opfer bringen konnte. Er verfertigte daher alle ſeine

Theaterreden ſelbſt, fabrizierte zu jeder ſeiner Vorſtellungen einen Prolog in Verſen, den er jedesmal auch in eigener hoher Perſon hielt; ja er gieng ſo weit in Ausübung ſeiner poetiſchen Laune, daß er ſich gar ſo ſehr erniedrigte, jede Vermählung, Kindtaufe, oder Entſeelung, die unter den Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft vorfiel, mit einem Gedichte, oder doch wenigſtens mit einem unverſtändlichen Epigram, ungefehr von der Art, wie unſre Leſer, in den izigen Muſenalmanachen, und ſogenannten Taſchenbüchern für Dichter und Dichterfreunde finden können, zu beehren. Daß er manches allegoriſche Vorſpiel in Verſen zur Welt brachte, und die Götterlehre, auf das grauſamſte darinnen zerfetzte, kann man ſich leicht vorſtellen; ob es gleich ſchwer ſeyn dürfte, ſich von dem poetiſchen Unſinn, der darinnen herrſchte, und womit ich meine Leſer, aus Furcht ihnen zu mißfallen, ſehr gern verſchonen will, nur eine geringe Vorſtellung zu machen.

Doch genug von dem Charakter dieſes Mannes! Wir werden ihn ohnedem ſchon noch weiter kennen lernen. In der Stellung eines ſehr bedeutenden Mannes, und ein grünes Kleid, ſehr reich mit Golde verbrämt, anhabend, trat er izt in die Gaſtſtube, und ſezte ſich zur Tafel. Meine Perſon fiel ihm ſogleich in die Augen; theils weil ich überhaupt ein Fremder war, theils auch, wie er mir in der Folge ſagte, wegen meiner anſehnlichen Figur. Er wandte ſich ſogleich an mich, und unterhielt ſich mit mir vom Theaterweſen, worinn er bald merkte, daß ich gut bewandert war. Anfänglich hielt er mich gar für einen Schauſpieler von Metier. Da ich ihm aber dieſen Irrthum benahm, ſo fieng er an, ſeine theatraliſchen Talente, deſto mehr, auszukramen, um mir von ſeiner wichtigen Perſon, eine recht hohe Meynung beyzubringen. Izt kamen wir auf Leipzig, und auf Herrn Koch zu ſprechen. Ich rühmte die Fähigkeiten dieſes groſſen Künſtlers — deſſen theures Andenken ich verehren werde, bis auch mich die Zeit, in die höhern Sphären verſezen wird, welche dieſen würdigen Mann izt enthalten — und Herr Saizritter unterließ nicht, ſich bey dieſer Gelegenheit folgendes Kompliment zu machen:

»Ja! das iſt wahr! Koch iſt ein Mann
»von großen Talenten. Ich hab' es oft

„geſagt, und die Erfahrung bewährt es:
„wenn ein **Koch** als Tyrann auftritt,
„ſo erbebt das Herz jedes Zuſchauers;
„ſpielt ihn aber ein **Saizritter**, ſo erſchüttert er das ganze Schauſpielhaus,
„wie ein Erdbeben.

Ich wunderte mich ſehr über den Mann, der eine ſo unverſchämte Rotomontade vor einer ganzen Tiſchgeſellſchaft herſagen konnte, ohne im mindeſten darüber zu errèthen. Denen Tiſchgäſten aber ſchien die Sache eben nichts ungewöhnliches zu ſeyn. Denn ich ſahe nicht, daß nur einer den Mund darüber verzogen hätte. Ich ſelbſt konnte mich kaum des Lachens enthalten. Doch — ſeine Groſſpralerey gieng noch weiter. Einer aus der Geſellſchaft fragte: was man heute für ein Stück geben würde?

„Iphigenia!

antwortete er,

„und zwar mit einem ganz neuen,
„vortreflichen Prolog von mir, den ich
„auch ſelbſt halten werde. Ich glaube
„blos damit die Herzen der Zuſchauer,
„bis zu Thränen zu rühren; und
„Iphigenia wird ſie vollends ganz
„zermalmen.

„Wer ſpielt denn die Iphigenia?
fragte ein andrer.

„Ach! wer ſonſt als meine Tochter?
antwortete Herr Saizritter,

„Und das vermuthlich ſehr gut,
verſezte ein Dritter;

„Kein Zweifel!
erwiederte der Prinzipal,

„Die Talente meiner Tochter ſind ja dem
„Publikum bekannt, und wer iſts, der
„ihr die Höhe ihrer Kunſt im Kothurn
„abſprechen kann? — Ja! mein Herr!
ſagte er zu mir,

„ich habe eine Tochter, die nicht nur
„mein eigener gröſter Stolz, ſondern
„auch der Stolz von ganz Deutſchland
„iſt. Als Zaire, als Roxelane, als
„Alzire, als Semiramis iſt ſie ſchon
„beynahe vergöttert worden. Und ſie iſt
„es auch werth: denn ſie hat eine ſchöne,
„groſſe Seele, und die Natur hat ſie mit
„Reizen und Talenten verſehen, als ſich
„noch keine Schauſpielerin in Deutſchland
„zu rühmen weiß. Wenn ich Ihnen
„etwas rathen ſoll, ſo gehen Sie
„heute in die Iphigenia; und Sie
„werden mir's morgen bekennen müſſen,

„daß ich Ihnen noch zu wenig von ihr
„geſagt habe, wie ſichs denn auch für
„mich, als ihren Vater, überhaupt
„nicht ſchickt, dem Urtheil des Publi-
„kums vorzugreifen.

Ich war ganz erſtaunt, — und ſchwieg; — Aber einer aus der Geſellſchaft murmelte durch die Zähne: Mamſell Saizritter habe auch ihre großen Fehler, worunter beſonders eine kreiſchende Stimme gehöre:

„Was? Herr!

ſchrie der darüber nicht wenig entrüſtend werdende Vater.

„eine kreiſchende Stimme? — Da müſſen
„Sie es ſchön verſtehen. Nehmen Sie
„mir's nicht übel! Aber wer meine Toch-
„ter läſtert, der hat es mit Saizrittern
„zu thun!

Der Mann aus der Geſellſchaft mochte es eben nicht für gut finden, ſich mit dem Theatergeiſt auf eine kritiſche Klopffechterey einzulaſſen, beſonders da er bemerken muſte, daß einige junge Herren aus der Geſellſchaft, die Parthie der Actriſe zu nehmen ſchienen, indem ſie auf jenen, feurige Blicke ſchießen ließen, und von fader Kritikaſterey zu ſchwazen anfiengen. Er zog alſo ſehr weiſlich ſein kritiſches Schwerdt ein, und ſchwieg. Der Theaterprinzipal aber fuhr, ohne daß ihn jemand, am allerwenigſten ich ſelbſt ſtöhren mochte, in ſeinen Marktſchreyereyen fort, womit ich jedoch meine lieben Leſer, die an den ermeldeten Proben genug haben werden, nunmehro verſchonen will.

Inzwiſchen kann man ſich leicht vorſtellen, daß ich dieſen Abend ins Schauſpiel gieng, um zu ſehen, ob Mamſell Saizritter das Lob ihres Vaters verdiene, oder nicht? Und in der That fand ich eine nicht mittelmäßige Schauſpielerin; obgleich die Höhe der Vollkommenheit, welche ſie nach dem Ausſpruch ihres Vaters ſchon erſtiegen haben ſollte, noch in ziemlich weiter Entfernung von ihr lag. Auch dünkte mich, daß der Herr aus der Geſellſchaft welcher ihr eine etwas kreiſchende Stimme Schuld gab, ſo gar unrecht eben nicht hatte. Doch ſpielte ſie im Ganzen genommen ihre Iphigenia recht gut; und war übrigens würklich eine ſchöne Theaterfigur, die ſich zu hohen tragiſchen Rollen ſchickte. Ich bemerkte überhaupt, daß dieſe Geſellſchaft, nach damaliger Art, wo man noch keine Brockmanns, keine Bocks, und keine Opize hatte, immer vor vielen andern, Vorzüge verdiente. Und die Achtung, die der Prinzipal durch gute Theateranordnung, und hübſche Dekorationen für das Publikum zeigte, war nicht zu verkennen. Aber einen abſcheulicheren Miſchmaſch von Bombaſt und Unſinn, als dieſer Mann in ſeinem ſo hoch gerühmten Prolog, dem Publikum vorſezte, kann man ſich in der That kaum denken.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas für Schauſpieler, Schauſpiel-Liebhaber, und Schauſpiel-Verächter.

Den Tag nach Vorſtellung der Iphigenia debutirte mein Freund Waldmann als bürgerlicher Edelmann, in dem bekannten Molieriſchen Luſtſpiel dieſes Namens, mit vielem Beyfall, und wurde nunmehro würklich bey der Geſellſchaft angeſtellt. Ich aber wollte den Tag drauf meine Reiſe zu dem Grafen weiter fortſezen; und nimmermehr hätt' ich mir vorgeſtellet, daß im Rathe der Vorſehung ein andres wäre beſchloßen geweſen.

Inzwiſchen, als **Waldmann** dieſen Abend nach ſeinem Debüt, ganz trunken von dem eingeerndteten Beyfall nach Hauſe kam, und wir alsdenn zuſammen auf ſeinem Zimmer ſpeiſten, beſeelte der Wein, den wir zu uns nahmen, unſre Lebensgeiſter ſo ſehr, daß ich in die Worte ausbrach:

„Ach! lieber **Waldmann**! wenn wir
„uns nur nicht abermals wieder trennen
„müßten!

„Nun! und warum müſſen wir denn
„das?

verſezte mein Freund,

„es hängt ja blos von dir ab; du
„kannſts ja machen wie du willſt!

J. „Das verſtehe ich nicht **Waldmann**!
„wie meynſt du das?

W. Wie ichs meyne? Ich dächte, du bliebſt
„hier, und würdeſt Schauſpieler, wie
„ich! Du haſt vortrefliche Talente dazu,
„und Herr Saizritter würde dich ge-
„wiß mit Vergnügen annehmen. Was

„willſt du auch erſt auf Gerathewohl, zu „deinem Grafen hin reiſen? — und muſt „immer befürchten, daß du auch bey ihm „verläumdet biſt, und daß er dich wieder „fortſchickt, wo du her gekommen biſt. „Nimm das Gewiſſe fürs Ungewiſſe, und „bleib bey uns!

J. „Unrecht haſt du eben nicht ganz; ich „muß würklich befürchten, daß der Graf „kalt gegen mich iſt.

W. „Nun! denn! ſo laß ihn ſeyn, wo „er will! Bey uns wirſt du es vortreflich „haben. Siehſt du! das Schauſpielerleben iſt dir eins der herrlichſten von „der Welt. Man thut ſeine Pflicht, die „einem ſelbſt viel Vergnügen verſchaft; „man wird geſchätzt, gelobt; und kein „Teufel hat einem dabey etwas zu befehlen. Frey und ungebunden zieht man „von einem Ort zum andern, und „allenthalben wartet Ruhm und Ehre „auf uns.

J. „Das klingt zwar ſo alles ganz herrlich, „lieber Bruder! aber — du willſt vielleicht die großen Unbequemlichkeiten, die „mit dem Schauſpielerſtande verbunden „ſind, mit Fleiß nicht ſehen.

W. „Nun! was wären denn das für „welche?

J. „Nimm nur erſtlich das Gewißen! „Lebt man denn ſeiner Beſtimmung, als „Menſch, gemäß, wenn man ſeine Tage damit zubringt, einen Luſtigmacher „vorzuſtellen, und ein Metier zu treiben, „das nicht die mindeſte Beziehung, auf „das Glück und den Nuzen unſrer Nebenmenſchen hat? —

W. „Hm! Du nimmſt die Sache von einer „ſehr ſonderbaren Seite. Ich will die „gewiße Wahrheit gar nicht erwähnen, „daß im Grunde jeder Menſch ſein Geſchäft, es beſtehe, worinn es wolle, „nicht um anderer willen, ſondern blos „zu ſeiner eigenen Selbſterhaltung treibt. „Denn das Radotiren von Gefälligmachung andrer Menſchen iſt, die „Wahrheit zu reden, ein bloßes Phantom, das der Menſch zum Schein von „ſich leuchten läßt, um ſeinen eigenen „Nuzen darunter zu verbergen. Aber „wohl gemerkt, daß ich hier nicht von „Wohlthätigkeit im allgemeinen, ſondern „blos von Geſchäftsausübung rede.

„Denn um nur ein Beyſpiel zu geben,
„ſo wird gewiß der Zweck eines Sach-
„walters, in Rückſicht auf ihn ſelbſt,
„nicht der ſeyn, ſeinem Klienten zu hel-
„fen, ſondern blos, ſich Mittel zu ſei-
„ner Erhaltung zu erwerben, obgleich,
„wie ich nicht leugnen will, dieſe Be-
„mühung den Vortheil ſeiner Klienten,
„oft hervorbringen mag. Und dies iſt
„eben, was der Stand der Schauſpieler
„ſo gut bewürket, als ein anderer. Du mußt
„mir zugeben, daß der Menſch nicht ohne
„Vergnügen leben kann. Iſt dieſes, ſo
„muß es auch andre Menſchen geben,
„die zu ſeinem Vergnügen arbeiten. Sind
„dieſe nothwendig, ſo machen ſie ſich
„auch um die Menſchheit verdient. Nun
„iſt eins der reinſten, und edelſten Ver-
„gnügungen, welche die Menſchheit nur
„jemals erfunden hat, das Schauſpiel.
„Daran wirſt du wohl nicht zweifeln.
„Ich will dir es aber auch hernach be-
„weiſen. Wer nun alſo ſich zum Thea-
„ter begiebt, der erwirbt ſich das gröſte
„Verdienſt um das Vergnügen ſeiner
„Nebenmenſchen: und — ich darf das
„ſagen — mehr Verdienſt, als der

„Muſikus, der Mahler, der Bildhauer,
„und alle die, welche die ſogenannten
„ſchönen Künſte treiben. Denn die Vergnügungen,
„welche alle dieſe Künſtler
„für den Menſchen hervorbringen, würken
„bloß auf ſeine Sinnen, und haben
„keine andre als dieſe Beſtimmung. Das
„Schauſpiel aber kitzelt nicht nur die
„Sinnen des Menſchen, ſondern es vergnügt
„auch ſein Herz, und hat ſo gar
„einen moraliſchen Einfluß auf daſſelbe,
„weil es ſich mit Anpreiſung der Tugend,
„und mit Warnung vor dem Laſter beſchäftiget;
„wie ein gewiſſer engliſcher
„Schriftſteller ſehr richtig ſagt, daß
„Schauſpiele, die ſich auf ſittliche Fabeln
„aus dem Privatleben gründen, von ſo
„vortreflichem Nuzen ſeyn könnten, daß
„ſie das Herz mit einer gewiſſen unwiderſtehlichen
„Kraft überzeugen, wodurch
„alle Fähigkeiten und Kräfte der Seele
„für die Rechte der Tugend angefeuert
„würden, und das Laſter in ſeiner Geburt
„erſtickt werde, — oder wie Schakeſpear
„in den Worten Hamlets ſagt:
„ich habe gehöret, daß ſtrafbare Ge-

„ſchöpfe bey einem Schauſpiele, durch „das Schlaue in Anlegung der Auftritte „bis ins innerſte der Seele ſo ſehr ſind ge„rühret worden, daß ſie ſogleich ihre Uebel„thaten bekannt haben. — Der Zweck „dieſes Vergnügens iſt alſo viel edler, „und reiner, als bey allen übrigen Ver„gnügungen; und wer dieſen Zweck aus„führen hilft, der macht ſich in der That „um die Menſchheit mehr verdient, als „jeder andre Künſtler, und der Vernünf„tige wird ihm nie ſeine Hochachtung „verſagen können, ſondern wird ihn „allezeit als einen Lehrer der Tugend „verehren.

J. „Ich muß dir völlig Recht geben. Be„ſonders intereſſirt mich die lezte Beſtim„mung des Schauſpielers, wo er nehm„lich auf den moraliſchen Zuſtand des „Menſchen würkt. Aber woher kommt „es, daß dieſe Abſicht ſo ſelten, oder „wohl gar nicht erreichet wird?

W. „Ich weiß, wo du hinaus willſt. „Die Schuld liegt theils an dem Zu„ſchauer, theils an dem Schauſpieler

„ſelbſt. An erſterem, weil er der Stimme „der Tugend, die ihm hier zuruft, „nicht Gehör giebt; und an lezterem, „weil er ſelbſt ein laſterhaftes Leben führt. „Aber verliert dadurch das Schauſpiel „etwas an ſeinem edlen Zweck? Wenn „das wäre, ſo müſte die Religion auch „an ihrem Zweck, den ich in der That „den alleredelſten nennen kann, um deswillen verlieren, weil viele Menſchen „nicht nach ihren Lehren handeln, und „weil es laſterhafte Prieſter giebt. Der „Unſinn einer ſolchen Meynung fällt von „ſelbſt in die Augen. Freylich müßen „wir leider darüber klagen, daß es ſo „viel laſterhafte Schauſpieler giebt; aber „kann man in dieſem Stande nicht auch, „als ein ehrlicher, tugendhafter Mann „leben, wie in andern Ständen? Wer „hindert uns daran?

J. „Alles wahr, lieber Waldmann! „Aber du ſagteſt: daß der Stand eines „Schauſpielers, ein ſehr glücklicher ſey.

W. „Wenigſtens nicht unglücklicher, als „jeder andere.

I. „Wie iſt es aber möglich, in einem Stande vergnügt zu leben, wo man vom Vorurtheil und Dummheit verläſtert, und von der Kabale ſeiner Collegen gedrückt, und geängſtiget wird?

W. „Ich muß geſtehen, hier haſt du viel vor dir. Aber was das erſtere betrift, ſo iſt es zum Glück nur das Vorurtheil, und die Dummheit, die uns verläſtern: der Vernünftige wird uns allemal ſchätzen, wenn wir für unſere Perſon, ihm keine Urſache, zur Verachtung geben. Wer hingegen in ſeinem Gewiſſen überzeugt iſt, daß er ein edles Geſchäfte treibt — und das kann, nach dem was ich dir ſchon geſagt habe, der Schauſpieler ſeyn, — der ſieht mit einer Art von hohem Selbſtgefühl ſeiner Würde, die ihm von Narren nicht entzogen werden kann, auf die Dümmlinge herab, und lächelt des Unſinns, und des Unverſtandes der Thoren. Die Kabale unſrer Collegen iſt freylich eine ſehr unangenehme Sache. Aber man muß ſie mit Geduld, mit Nachgeben, mit Weißheit bekämpfen; und es müſte ſonderbar zugehen, wenn man am En-

„de nicht den Sieg über ſie behalten ſollte. Ich kann in der That diejenigen Schauſpieler nicht ganz beklagen, die unaufhörlich über Kabale ſchreyen. Denn gröſtentheils ſind ſie ſelbſt Kabalenſchmiede, oder vergelten doch wenigſtens Kabale mit Kabale; und dadurch wird immer übel ärger. Wer übrigens in unſrer Welt den Kabalen ſeiner Nebenmenſchen entgehen wollte, der müſte in der That, dieſen Planeten, auf dem wir leben, ganz verlaſſen. Denn faſt in jedem Stande hat der Menſch mit Kabalen zu kämpfen, und wer die Welt nur halbwege ein wenig kennt, der wird mir dieſe Wahrheit zugeben. Du ſelbſt haſt bey aller deiner Redlichkeit der Kabale nicht entgehen können, ungeachtet Du noch kein Schauſpieler geweſen biſt; und haſt du nicht von dieſer hölliſchen Furie noch vor kurzem den allerempfindlichſten Stoß erlitten?

J. „Waldmann! Du ſprichſt ſehr vernünftig, und ſehr wahr; das muß ich ſagen. Aber was ſoll denn im Alter aus uns Schauſpielern werden? So lang wir jung ſind, gehts immer noch

„ganz gut. Hat man aber nicht die „traurigſten Beyſpiele, daß mancher „gute Schauſpieler im Alter beynahe „verhungert iſt?

W. „Der Einwurf will gar nichts ſagen; „und er fällt gröſtentheils auf diejenigen „Schauſpieler zurück, die in der Jugend „Verſchwender, und lockere Zeiſige ſind, „und daher das Schickſal, im Alter zu „darben, ſich ſelbſt zuziehen, und für „ihre Jugendſünden büßen müſſen. Freylich wär'es beſſer, man dächte auf Mittel, arme alte Schauſpieler zu verſorgen. „Aber da weder ein großer, noch ein „kleiner Herr, bis izt die Hände dazu geboten hat; ſo muß der Schauſpieler „ſelbſt drauf denken, ſich vor dieſem „Mangel im Alter zu ſichern. Nichts iſt „ihm leichter als dieſes, wenn er nur den „Willen dazu hat, und die Kunſt lernen „will, ſeinen Leidenſchaften Zaum und „Gebiß anzulegen. Iſt der Schauſpieler ſeiner Kunſt mächtig — und wer „es nicht dahin bringen kann, und keine „Talente dazu hat, der darf dies Metier „gar nicht ergreifen — ſo wird er faſt „immer geſucht, und es fehlt ihm nie

„an einer ſehr reichlichen Gage. Hier „darf er nur ein ordentliches, vernünf„tiges, und mäſſiges Leben führen, „und es wird ihm immer ſo viel übrig „bleiben, wovon er ſich ein ganz artiges „Vermögen, um ſich damit im Alter „vor Mangel zu ſchüzen, ſammlen kann. „Auch iſt die Zeit, wo er unfähig zu ſei„ner Kunſt wird, kurz genug; denn ein „Schauſpieler kann bis ins ſechzigſte „Jahr, und drüber mit Bequemlichkeit „ſein Metier treiben.

J. „Auch wieder wahr! ich muß geſtehen, „du machſt mir ziemlich Luſt dazu.

W. „Ich wünſch'es in der That, und ich „verſpreche dir viel Glück bey der Bühne. „Ueberdieß kannſt du ja, wenn dir's „nicht mehr beym Theater gefällt, nach „deinem Belieben davon wieder abgehen. „Wer zwingt dich denn, Zeitlebens Schau„ſpieler zu bleiben.

So fuhr Waldmann noch lange fort, mir das Schauſpielerleben, auf die angenehmſte Weiſe zu ſchildern. Ich fieng an zu wanken, und verſprach ihm, die Sache zu beſchlafen. — Daß ichs kurz mache! früh morgens war ich entſchloßen, — nichts meine Reiſe fortzuſetzen, ſondern auf das Theater zu gehen. Waldmann freute ſich ſehr über meinen Entſchluß, und erbot ſich, mich zu Herrn Saizritter zu begleiten, und mein Engagement bey ihm auswürken zu helfen.

Dreyßigſtes Kapitel.

Charakterzüge aus der Theater-Welt.

Nachdem ich mich nun mit Waldmann über meine künftige Einrichtung beſprochen hatte, worunter auch dieſes mitgehörte, daß wir zuſammen eine Wohnung beziehen, und eine Wirthſchaft mit einander führen wollten, ſo machten wir uns auf, zu dem Herrn Saizritter zu gehen. Wir trafen dieſen Theatergott noch in ſeinem Negligée, bey einer Bouteille an, welche er alle Morgen zum Frühſtük zu ſich zu nehmen pflegte. Er empfieng uns überaus höflich, und ließ gleich noch ein paar Flaſchen Wein bringen, uns damit zu regaliren.

„Ich bin mit Ihrem Debüt ſehr wohl „zufrieden, Herr Waldmann! ſagte er,

„wenn Sie ſo fortfahren, ſo werden Sie
„die Ehre nicht verringern, die ich mei-
„ner Geſellſchaft erworben habe.

Da er juſt, bey ſeinem Frühſtück, den **Cinna**, den Helden eines neu herausgekommenen Trauerſpiels, das er nächſtens aufführen wollte, ſtudirte; ſo hatten wir uns kaum niedergeſezt, als er anfieng, uns einige Stellen aus ſeiner Rolle vorzudeklamiren, wobey wir denn gewiß nicht wenig lange Weile gehabt hätten, wären uns nicht die Weingläſer zu Hülfe gekommen, welche er bey all' ſeinem Haranguiren fleißig zu füllen nicht unterließ. Wie er fertig war, und nun erwarten mochte, daß wir ihm den verdienten Beyfall zollen würden, der jedoch von unſerer Seite nicht recht fließen wollte, ſprach er mit großer Selbſtzufriedenheit, indem er ſeinen Bauch ſtrich, und ſich von der Seite im Spiegel beguckte:

„Ich denke dem Dichter völlig Gnüge
„zu leiſten, und alles aus dieſer Rolle
„zu machen, was irgend ein einſichtsvol-
„ler Acteur draus machen kann. Glau-
„ben Sie nicht, meine Herren? —

Ihm zu widerſprechen, oder die Fehler ſeiner Action, zum Beyſpiel, ſein oft übel angebrachtes Brüllen, und ſein Händeſägen, zu bekritteln; davor hüteten wir uns wohl. Denn theils war es gefährlich, durch Tadel ſeine Verachtung auf ſich zu laden, — denn er pflegte jeden, der an ſeiner Action etwas auszuſetzen finden wollte, als einen Dummkopf zu verachten; theils würden wir dadurch auch in einen weitläuftigen Diſpüt mit ihm gerathen ſeyn, und von der Abſicht unſers Beſuchs uns mehr entfernt, als ſich ihr genähert haben: denn er war ein überaus diſputirlicher Mann, und konnte es vor ſeine Sünde nicht leiden, wenn ihm jemand widerſprach. Wir opferten ihm alſo den erwarteten Weihrauch des Beyfalls nunmehr, in ſo reichlicher Maaße, daß man von dem Rauche deßelben hätte erſticken mögen; womit denn auch unſer Herr Prinzipal ſo wohl zufrieden war, daß er uns ausdrücklich verſicherte, er hielte uns für Leute, die rechte gute Theaterkenntniße haben müßten, weil wir die Verdienſte eines braven Schauſpielers zu ſchätzen wüßten.

Als nun Herr Saizritter izt einige Minuten ſtille ſchwieg, indem er ſich damit abgab, ſeine goldne mit Brillanten beſezte

Uhr heraus zu ziehen, und uns ſolche auf eine geſchickte Manier zu zeigen, welches denn ſeine ganze Aufmerkſamkeit erforderte, nahm **Waldmann** den Vortheil in Acht, und trug ihm unſer eigentliches Anbringen vor. Jezt gab er ſich nun erſt das rechte Anſehen eines Mäcens. Er gieng einigemal im Zimmer auf und ab, that, als ob er ſcharf nachdächte, ſtrich ſich mit der Hand bald den Bart, bald den Bauch, und ſprach endlich mit vieler Energie:

»Meine Geſellſchaft iſt zwar anſehnlich
»genug; und ich bin eben nicht genöthiget, zu Anfängern meine Zuflucht zu
»nehmen. Aber weil ich doch ſo vorzügliche Talente an Ihnen entdecke, und
»ich noch allemal ſo viel habe, einen
»Acteur mehr zu beſolden; ſo will ich
»Sie engagiren, in Hofnung, daß Sie
»meiner Ehre, und der Ehre meiner Geſellſchaft ſo vollkommen entſprechen
»werden, als jeder Schauſpieler thut,
»den ich das Glück habe, ihn immer zu
»mehrerer Vollkommenheit zu führen.

Hierauf gab er ſich das Recht, mich über verſchiedene Umſtände, das Schauſpielerweſen betreffend, zu examiniren, und ſchien mit meinen Antworten, die mir um ſo leichter wurden, je mehr ſeine Fragen Sachen angiengen, die ich vielleicht beſſer als er wuſte, überaus wohl zufrieden zu ſeyn.

„Ich werde Sie nach Verdienſt beſolden, ſezte er hinzu,

„denn der Directeur, der ſeine Leute
„ſchlecht beſoldet, kann unmöglich Ehre
„davon haben, wenn ſie, wie die Lum-
„penhunde, und Bettler einher gehen.
„Ich ſuche darinnen ſelbſt ein Verdienſt,
„wenn ich der Mann bin, der Verdien-
„ſte belohnen kann.

Und würklich accordirte er mir einen ſehr anſehnlichen Gehalt. Zugleich gab er mir auch zu erkennen, daß ich in acht Tagen debütiren ſolle, und völlige Freyheit habe, mir ſelbſt eine Rolle zu wählen, worinn ich mich dem Publikum auf der vortheilhafteſten Seite zu zeigen glaubte.

Als nun dieſe Sache abgemacht war, fragte Waldmann nach dem Befinden von Demoiſelle Sätzritter,

„Sie wird noch mit ihrer Toilette beſchäf-
„tiget ſeyn,

antworteten Seine theatraliſche Mäcenſchaft;

„Aber ſie ſoll Ihnen dennoch ihr Kompliment machen.

Wir erwiederten dieſe Gnade mit den erforderlichen Bücklingen, und Gegenkomplimenten, indem Herr **Saizritter** ſchellte und dem herbeyſpringenden Bedienten, mit den Worten:

„Meine Tochter!

den gehörigen Befehl gab.

Alsbald erſchien Demoiſelle **Saizritter**, — die ich künftig beliebter Kürze halben, bey ihrem Taufnamen **Grazioſa** nennen will. Das Koſtum ihres Anzugs war ſo beſchaffen, wie ſich unſre Schauſpielerinnen ungefähr zu tragen pflegen, wenn ſie in den Proben erſcheinen. Es war eine Art von Negligée, worin ich hernach andere Schauſpielerinnen ſehr eckelhaft befunden habe, das aber **Grazioſen** — vermuthlich, weil ſie die ſtrengſte Reinlichkeit dabey beobachtete, — ungemein gut ſtand. Ueberhaupt hatte ſie die Natur mit einem Wuchſe und mit Reizen verſehen, womit eine Schauſpielerin ſchon brilliren kann, da ſie wirklich mehr Gelegenheit, als jedes andre Frauenzimmer hat, andre Leute auf dieſe ihr verliehene Naturgaben aufmerkſam zu machen. Ungeachtet, Grazioſa auſſer dem Theater ein wenig blaß ausſahe — ein fataler Umſtand, welchem auch die geſündeſten, und reizvollſten Schauſpielerinnen nicht immer entgehen können —; ſo vergaß man doch dieſe Bläſſe ſehr gern, bey ihrem ſchönen, groſſen, blauen Auge, bey ihren regelmäſſigen Zügen, bey ihrem ſchönen, langen, blonden Haar, welches ihr in manchen Rollen vortrefliche Dienſte leiſtete; da hingegen ſchon damals manche brave Schauſpielerin genöthiget war, in ſolchen Fällen ihre Zuflucht zu ihrem Friſeur zu nehmen, und ſich mit erkünſteltem Haar zu behelfen. Etwas voller hätte ihr Buſen wohl ſeyn können; das war nicht zu leugnen. Aber man vergaß auch dieſen Mangel, bey der Weiſſe deſſelben, welche zu erheben, ſie keines Bleyweiſſes, und keiner Schminke bedurfte. Sie war überhaupt etwas hager, und zart von Wuchs, daher ihr auch die Aerzte heftige Rollen, die ſie dennoch ſehr gern ſpielte, verboten, weil ſie die Auszehrung, — eine Krankheit, woran faſt alle gute Schauſpieler ſterben, — bey ihr befürchteten.

Sonſt war Grazioſa ein Frauenzimmer von dem beſten Herzen, machte keine Kabalen, und beneidete keine von ihren Colleginnen um den Beyfall, den ſie in Rollen einerndtete, die ſie ſonſt geſpielt hatte. Doch genug von ihren Eigenſchaften.

Sie machte uns ein ſehr artiges Kompliment. Ihr Vater präſentirte ihr ſelbſt einen Stuhl, und machte mich ihr, als einen neuen Schauſpieler, bekannt, wobey er denn nicht unterließ, ſeinen Einſichten darüber viele Lobſprüche zu machen, daß er in mir, ein wahres theatraliſches Genie entdeckt habe. Grazioſa widmete mir ihren Glückwunſch, zu meinem neuen Engagement mit vieler Artigkeit; und dieß gab den Faden zu einer ſehr angenehmen Unterhaltung zwiſchen uns, worin wir aber zu unſerm größten Verdruß von Herrn Saizritter unterbrochen wurden, welcher ſeine Tochter nöthigte, uns einige Rollen aus der Miß Sara Sampſon vorzudeklamiren, einem Trauerſpiel, das eben damals erſt neu herausgekommen war, und welches Herr Saizritter eben einſtudieren ließ. Das gute Mädchen, die wirklich von ihrer Kunſt viel demüthiger dachte, als ihr Vater, ſchien ſich ſehr ungern dazu zu bequemen. Aber da half kein Widerſtreben; ſie mußte die Harangue beginnen. — Es war nicht zu leugnen, ſie deklamirte die Stelle recht gut. Aber doch fand ich einige Fehler, die ich ihr ſehr gern geſagt hätte, wenn ich nicht hätte befürchten müſſen, ihren Vater zu beleidigen, welcher unverſchämt genug war, zu behaupten, daß Leßing ſelbſt, und wenn er in Perſon da ſtünde, an Graziosens Deklamation dieſer Rolle, die unfehlbar ein Meiſterſtück in der Schauſpielkunſt ſey, keinen Fehler zu rügen finden würde.

Hierauf nahmen wir für dießmal unſern Abtritt wieder; wurden aber von Herrn Saizritter, auf den andern Tag, zu ihm zu Caffe geladen. Ich war nun alſo auf einmal in eine neue Sphäre getreten, in welcher mir meine Leſer eine ziemliche Zeit zu folgen, ſo gütig ſeyn werden.

Da wir nach Hauſe kamen, überlegte ich mit Waldmann, was ich wohl für eine Rolle zu meinem Debüt erwählen ſollte?

te? Weil ich bey dem Baron Mildenfelß größtentheils Liebhaber geſpielt hatte, ſo wurde ich endlich, nach vielen Berathſchlagungen mit Waldmann, darüber einig, den George Barnwell, im Kaufmann von London zu nehmen, eine Rolle, die ich ſchon einigemal bey dem Baron geſpielt hatte.

Den Tag drauf machte ich dem Herrn Prinzipal, als wir bey ihm zu Gaſte waren, meinen Entſchluß bekannt; und er war ſehr wohl damit zufrieden, weil beſonders das Stück ſchon oft von ihm war gegeben worden, und folglich nicht neu einſtudieret werden durfte.

Von dieſem Mittagsmahl, womit uns Herr Saizritter regalirte, und wobey Grazioſa die Wirthin ſo allerliebſt machte, daß ihre Gegenwart, und Veranſtaltung mir in der That, alle Gerichte doppelt ſchmackhaft, und mir den Wein, woran es gewöhnlich bey Herrn Saizrittern, der ſelbſt ſehr gern becherte, nicht ermangelte, noch einmal ſo delikat finden ließ, weiß ich meinen Leſern nichts merkwürdiges zu ſagen, als daß ich ihnen um der Folge der Geſchichte willen, zwey Mitglieder der Geſellſchaft bekannt mache, welche vom Herrn Saizritter mit eingeladen waren.

Es war Heer Wenzig mit ſeiner Gattin, ein Paar der vorzüglichſten Mitglieder dieſer Truppe. Dieſer Mann hatte ſich von der Niedrigkeit der Pritſche bis zu einer ſehr anſehnlichen Höhe in der Schauſpielkunſt empor geſchwungen. Er war der Sohn eines Zahnarztes, mit welchem er als Harlekin, lange Zeit umher gezogen war. Alsdenn gieng er auf verſchiedene Bühnen, und ſpielte ſeinen Harlekin fort, bis er endlich bey Schönemann die Jacke ablegte, und ſich in das Fach der komiſchen Bedienten warf. Hierauf ſchritt er zu komiſchen Alten über, die er nun hier bey Herrn Saizritter mit außerordentlichem Beyfall ſpielte. Er war ein Mann von ungefähr 40 Jahren, kurz und unterſetzt, aber wohl gebaut. Daß er ehedem Harlekin geweſen war, ſuchte er durch den Ernſt ſeines Betragens im gemeinen Leben, auf das ſorgfältigſte zu verbergen. Man hörte nie einen Scherz aus ſeinem

Munde; aber auf der Bühne durfte er ſich nur blicken laſſen, ſo geriethen ſchon alle Lacherſehnen der Zuſchauer in Bewegung. Er konnte es gar nicht leiden, wenn jemand eine Poſſe von ihm, außer dem Theater zu erwarten ſchien. Denn, pflegte er immer zu antworten, er ſey kein Narr: und obgleich die ganze Geſellſchaft ſeine Herkunft, und ſeinen ehemaligen Harlekinsſtand wuſte; ſo leugnete er das leztere doch ſchlechterdings ab, und man konnte ihn zum unverſöhnlichſten Feinde bekommen, wenn man ſeinem Vorgeben, daß er in ſeiner Jugend ſtudieret habe, nicht glauben wollte. Uebrigens war er ein rechter guter treuherziger Mann; nur verſchwenderiſch in ſeiner Lebensart. Er wollte beſtändig den großen Mann ſpielen. Daher er denn auch, ſeiner ſchönen Einkünfte ungeachtet, doch immer bis an die Hutſchnur in Schulden ſaß.

Seine Gattin war in der That eine der ſchönſten Theaterfiguren, die ich jemals geſehen habe. Auch muſte man es ihr laſſen, daß ſie ihre Kunſt vollkommen verſtand. Sie alternirte mit Demoiſell Saizritter in den zärtlichen Liebhaberinnen; und ich muß geſtehen, ſie übertraf jene nicht ſelten in dieſem Fache. Ihre Sprache war volltönend, rein, ſanft, anziehend, und ſchmelzend. Im Trauerſpiel floſſen ihr die Thränen aller Zuſchauer; wie ſie denn auch die Lieblingin jedes Publikums war, wo nur die Geſellſchaft ſpielte. Madam Wenzig war immer das Loſungswort der Vollkommenheit; und wer ſich unterſtand, ſie zu ſchmähen, der muſte riſquiren, von den jungen ſüßen Herren des Orts mit Füßen getreten zu werden. Dieſe Frau war ebenfalls die Tochter eines herumziehenden Gauklers, welcher aber ſehr frühzeitig geſtorben war, und ſie als eine arme Waiſe hinterlaſſen hatte. Madam Neuberin nahm ſie an Kindesſtatt an, und bildete ſie zu einer ſo vortreflichen Schauſpielerin. Bey Gelegenheit einer Gaſtrolle, die Herr Wenzig, auf der Neuberiſchen Bühne ſpielte, lernte er ſie kennen, und heyrathete ſie ſtehenden Fußes. Dieſe Frau affectirte übrigens ſehr viel Tugend, und Treue gegen ihren Mann; und ſtellte ſich überhaupt an, als ob ſie die edelſten Grundſätze der Religion ausübte. Sie gieng alle Sonntage in die Kirche, las oft in geiſtlichen Büchern, und führte beſtändig Tugend und Frömmigkeit im Munde. In wie weit aber dieſe ihre Treue und Tugend Stich hielt; dieß werden meine Leſer in der Folge meiner Geſchichte bemerken, wo ich von Madam Wenzig noch unterſchiedenes zu ſagen Gelegenheit finden werde.

Jtzt wollen wir von dieſen Leuten einſtweilen wieder Abſchied nehmen, und uns im folgenden Kapitel zur Fortſetzung meiner eigenen Geſchichte wenden.

Ein und Dreyſigſtes Kapitel.

Ein Debüt von nicht ungewöhnlichen Folgen.

Meine Leſer wiſſen aus dem vorigen Kapitel, daß ich zu meinem Debüt die Rolle des George Barnwell im Kaufmann von London wählte. Dieſe Rolle hatte bisher bey unſrer Geſellſchaft ein gewiſſer Brozner geſpielt, und viel Beyfall darin erworben. Er machte überhaupt alle erſte Liebhaber, und er hatte den Ruhm vor ſich, daß er dieſem Fach gewachſen ſey. Ein Wunder war es eben nicht, daß er in ſolchen Rollen glänzte; denn er hatte nun ſeit zwanzig Jahren nichts als Liebhaber geſpielt. Und ob er wohl ſchon vierzig Jahr alt war, und alle nur mögliche Hülfsmittel der Schminke, und Ausſtopfung ſeiner verdorrten Beine, brauchen mußte, um ſich ein jugendliches Anſehen zu geben, ſo war er doch von dieſen ſeinen Liebhaberrollen ſchlechterdings nicht abzubringen, und der Prinzipal konnte ihm keinen größern Tort anthun, als wenn er eine dergleichen Rolle einem andern auftrug.

Da ich nun einen ſo fürchterlichen Nebenbuhler vor mir hatte, ſo gab ich mir alle nur mögliche Mühe, die Rolle des Barnwell recht durchzuſtudieren. Ich kam die acht Tage über nicht aus meinem Zimmer, und beſchäftigte mich blos mit meinem Barnwell. Mein Freund Waldmann ſtand mir treulich bey: und er gab mir die Verſicherung, ich könne des Beyfalls unmöglich verfehlen, weil nicht nur meine Figur, mir ungemein gut zu ſtatten komme, ſondern auch die Kabale ſelbſt, an meiner Deklamation, und meinem Geberdenſpiel nichts auszuſetzen finden könne.

Der Tag kam heran; — die Stunde erſchien, wo ich in einer ſo wichtigen Rolle, öffentlich den Beweis meiner Talente geben ſollte. Nicht ohne Zittern gieng ich ins Schauſpielhaus. Jedermann betrachtete mich als einen verwegenen jungen Menſchen, der kühn genug war, in einer Rolle zu debütiren, worin ein Brozner geglänzt hatte. Viele fällten ſchon ihre Urtheile, ehe noch das Schauſpiel angieng, wovon die meiſten natürlicher Weiſe zu meinem Nachtheil ausfielen. Denn Brozner war ein verjährter Liebling des Publikums. Aller Erwartung war aufs äußerſte geſpannt; und das Schauſpielhaus wimmelte von einer ungeheuren Menge Menſchen.

Still und mit bangem Herzen zog ich mich an; — der Vorhang wurde aufgezogen; — die erſten drey Auftritte waren geſpielt; und — ich mußte heraus! — Wer nie eine Bühne betreten hat, kann ſich unmöglich von den Empfindungen einen Begriff machen, welche ſich unſres Herzens bemächtigen, wenn wir nun da vor einigen hundert, auf uns gerichteten Augen ſtehen, und das ſchwere Werk beginnen ſollen. Mir fehlte es von Natur an nichts weniger, als an Muth und an Dreiſtigkeit; ja ich beſaß ſogar Theaterroutine; ich hatte dieſe Rolle ſchon geſpielt; — aber es iſt wahrlich ein ganz andres Werk — die öffentliche Bühne, als ein Privattheater, wo wir wiſſen, daß nur ſchonende, nachſichtsvolle Freunde unſere Zuſchauer, und unſre Richter ſind. — Es iſt mir ſelbſt unmöglich, das Gefühl zu beſchreiben, das ſich meines ganzen Weſens bemächtigte, als ich nun mein Spiel beginnen ſollte. Daher zitterten mir alle meine Glieder; meine Knie wankten; mit Mühe konnt' ich mich auf den Füßen erhalten. — Aber auch eben daher mochte es kommen, daß ich den Anfang meiner Rolle, in welcher die ganze Blödigkeit eines Jünglings liegt, der noch ein Neuling in der Liebe iſt, überaus natürlich ſpielte, und — wie ich hernach erfuhr, — ungemein gefiel.

Doch — mein Muth gewann bald wieder ſeine gewohnliche Stärke, als ich Mademoiſell Saizritter, welche die Millwood ſpielte, anſichtig ward. Mit dieſem Mädchen war ich ſchon bekannt; und es kam mir daher vor, als ob ich ihr, in ihrem Zimmer meinen Beſuch abſtatten ſollte. Wenigſtens beförderte ſie dieſe für mich, ſo vortheilhafte Täuſchung, durch ihr überaus freundliches und zutrauliches Betragen. Ich fieng an mit vielem Muthe zu agiren: denn dieſe Millwood ſetzte mich in Feuer. Bey den Worten:

„Gern wollt' ich Ihrer Verachtung mit
»dem Stolze meines Geſchlechts begeg-
»nen. Aber wenn ich Sie anſehe, —
»wenn dieſe Augen den meinigen — o!
»laſſen Sie mich nicht ausreden! —
»laſſen Sie ſich mein Erröthen — dieſe
»hervorſtürzende Thränenfluth — das
»erklären, was die weibliche Sittſamkeit
»verbergen ſollte! —

bey dieſen Worten, die ſie meiſterhaft deklamirte, wurde ich ſehr ernſtlich gerührt. Ich ſpielte dieſen Auftritt vortreflich durch. Um ein groſſes leichter wurden mir die folgenden, in welchen ich, bey vermehrterem

Muthe, immer beſſer ſpielte. Alles gieng gut von ſtatten, bis zu dem fünften Auftritt des dritten Acts, wo ich meine ganzen Kräfte aufbieten wollte, um ein Applaudiſſement zu erringen, das ich ſchon verdient zu haben glaubte, und wovon ich mir einbildete, daß die Kabale nur es entzogen hätte.

Ich executirte dieſen Auftritt — wie ich mir gewiß mit Wahrheit ſchmeicheln kann, — überaus gut. Den Schluß deſſelben:

„Fort, Gewiſſen! Fort ihr Kämpfe!
„Fort, ihr Seelenahndungen! weg mit
„euch, ihr Regungen der Tugend! —
„Blut ſey das Ende eines Ungewitters,
„das mit Wolluſt begann! —

deklamirte ich ſehr ſchön; aber ſtatt des gehoften Applaudiſſements, mußte ich ein gewiſſes Ziſcheln und Murmeln auf dem Parterr vernehmen, welches mich ſchon nichts Gutes ahnden ließ.

Aber dennoch ließ ich mich dadurch nicht abſchrecken. Ich ſpielte den folgenden Auftritt mit noch viel mehrerm Feuer. Bey der Stelle:

„So lebe ich denn noch? — die bethränte Erde hält mich noch in ihrem Schooße? — ich athme noch? — und mein pestilenzialiſcher Athem darf noch vergiften den reinen Aether des Himmels? — u. ſ. w.

ſtrengte ich alle meine Kräfte an, um zu gefallen. Aber — wie ſchrecklich ward ich getäuſcht! — der Vorhang fiel, und — ein entſetzliches Pochen und Pfeifen war meine Belohnung.

Ich war außer aller Faſſung: denn ich hielt dieſes Auspochen für einen unauslöſchlichen Schimpf. Kaum vermocht' ich gegen Waldmann, der mir zuerſt hinter der Kuliſſe aufſtieß, die ganze Wuth meines Schmerzes, in Worten ausſtrömen zu laſſen, und mich auf das bitterſte darüber zu beklagen, daß ich die Thorheit begangen habe, zum Theater zu gehen.

„Ach! nur nicht ſo hitzig, Herr Collega! redte mich Herr Brozner an, der in dieſem Augenblick zu uns trat,

„was iſt's denn nun weiter? — einmal pochen! — wer wird denn dar-

„über gleich ſo aufgebracht ſeyn? — „Sie ſollten ſichs vielmehr lieb ſeyn laſſen. Es iſt blos zu Ihrem Beſten geſchehen; damit Sie nicht gleich im Anfange ſtolz werden. Sie haben Ihre „Sachen recht gut gemacht. Fahren „Sie nur ſo fort! — ich bin in mancher Liebhaberrolle ausgepocht worden, „da ich noch Anfänger war. Aber nun „— ja! da ſoll mir's der Teufel ſelbſt „nicht ſtreitig machen, daß ich Meiſter „in Liebhabern bin.

Dieſes Zureden beſänftigte mich wirklich um ein großes; und nimmermehr hätt' ich mir vorgeſtellet, daß Herr Brozner ſelbſt aus Neid, und Eiferſucht gegen mich, dieſe ganze Kabale geſchmiedet hätte. Inzwiſchen war es wirklich ſo; wie ich hernach erfuhr. Er hatte viel Anhänger unter dem Publikum; und dieſe hatten, auf ſein Anſtiften, mir dieſen Tort geſpielt.

Indem ich noch mit Broznern darüber ſprach, und dieſer ſich immer ſtellte, als ob er nichts weniger, als Antheil an meiner Beſchimpfung habe; kam der Principal, und ſagte geradeweg zu mir:

> „Es iſt Kabale, Herr Arndt! — laſſen Sie ſich nicht irre machen! Sie haben meinen Beyfall erworben; und wenn Sie den haben, ſo werden Sie Ihre Feinde bald beſiegen!

Dennoch aber wollte ſich meine Empfindlichkeit nicht ganz legen, bis endlich Graziosa durch ihr warmes, und freundſchaftliches Zureden ſo viel über mich gewann, daß ich meinen Schimpf mit derjenigen Ruhe erduldete, die jedem Schauſpieler ſo ſehr nöthig iſt, wenn er von der Kabale ſeiner Collegen gedrückt, und angefeindet wird. Denn — es ſey nun Schwachheit oder Stärke meines Herzens, — den Worten eines artigen Frauenzimmers hab' ich nie widerſtehen können. Ich ſpielte alſo meine Rolle fort, und — ich kann mit Wahrheit ſagen — mit verdoppelter Bemühung, den Forderungen des ſtrengſten theatraliſchen Kunſtrichters zu entſprechen. Aber dennoch verfolgte mich die Kabale bis auf den letzten Augenblick. Denn einigemal fiengen zwar einige Zuſchauer an, zu applaudiren; mein Lob wurde aber gar bald durch Stöcke wieder unterbrochen, die ſich aus allen Kräften bemühten, die Klatſcher zu übertäuben.

So ſehr ich nun über dieſen erſten Beweis der Theaterkabale erſtaunte; eben ſo ſehr muſte ich mich darüber wundern, als nach Endigung des Schauſpiels viele Zuſchauer auf das Theater kamen, und mir die ausſchweifendſten Lobſprüche über mein Probſtück beylegten. Ich gab ihnen zu verſtehen, daß ich unmöglich mit meinem Spiel zufrieden ſeyn könne, weil ich zu meiner nicht geringen Kränkung die traurige Erfahrung habe machen müſſen, daß mir das Publikum, ſein Mißfallen, ſogar durch Beſchimpfung zu erkennen gegeben habe. Aber, da hieß es durchgehends: ach! das iſt Kabale! das geht allen neuen Acteurs ſo! das muß man nicht achten! es iſt einmal ſo hergebracht! und ſo w. —

Ein artiges Herbringen! dachte ich, und ich gieng nach Hauſe, noch immer ſehr unzufrieden mit mir ſelber, daß ich mich hatte bereden laſſen, in einen Stand zu treten, wo man ſo offenbar der Schikane ſeiner Collegen, und der Beſchimpfung jedes muthwilligen Buben, der ſich das Anſehen eines Kunſtrichters giebt, ausgeſezet ſeyn, und — um nicht allen Kredit zu verlieren, manchem Narren, der oft ſelbſt nicht weiß, was er will, huldigen muß.

Zwey und Dreyßigſtes Kapitel.

Man muß den Mantel nach dem Winde hängen.

Den folgenden Tag ließ mich der Prinzipal zu ſich kommen, und machte mir folgenden Vortrag:

„Ich bin mit Ihrem geſtrigen Debût ſo
„wohl zu frieden

ſagte er,

„daß ich dem Anſehen meiner Geſell-
„ſchaft nichts zu vergeben glaube, wenn
„ich Ihnen künftig das Fach der erſten
„Liebhaber ganz anvertraue. Hier! ha-
„ben Sie vor allen Dingen die Rolle des
„St. Albin, in dem neuen vortreflichen
„Stück des Herrn Diderot, der
„Hausvater. Ich werde den Helden

„des Stücks ſelbſt ſpielen, und ich glaube, es ſoll eine meiner brillanteſten Rollen werden. Die Rolle der Sophie werde ich Madam Wenzig geben; ſie iſt eine Freundin von meiner Tochter, welche die Cecilie ſpielen ſoll, und die beyden guten Geſchöpfe machen einander keine Kabalen. Aber, was Sie anbetrift, ſo ſehen Sie leicht ein, daß Sie Broznern auf den Hals bekommen werden, wenn Sie das Fach einnehmen wollen, das er bisher gehabt hat. Er würde Ihnen tauſenderley Kabalen ſpielen; wie denn auch niemand anders, als er, der Anſtifter von dem geſtrigen Pochen geweſen iſt. Auch möcht' ich ſelbſt den Mann nicht gern wider mich aufbringen: denn nicht zu gedenken, daß ich ihm viele Verbindlichkeiten habe, weswegen ich mich nicht gern eines Undanks gegen ihn ſchuldig machen möchte, ſo muß ich noch überdies befürchten, daß er gar von mir abgehet, und dadurch würde ich nicht nur an meiner Ehre, ſondern auch an meinem Vortheile nicht wenig verlieren, denn ich bin willens, ihn in das Fach der zärt-

»lichen Alten zu wecken, wozu er ſich »ungemein gut ſchickt. Dennoch iſt der »Mann von ſeiner Eitelkeit, die erſten »Liebhaber zu ſpielen, ſeines Alters un»geachtet nicht abzubringen. Ich ſähe »es daher ſehr gern, Sie ſuchten ihn »ſelbſt zu gewinnen, und ihn ſo weit zu »bringen, daß er Ihnen die Liebhaber »freywillig, und in Güte abgiebt. Denn »mit Gewalt werden wir ihn ſchwerlich »dazu bringen.

»Ich will einen Verſuch machen, Herr »Saizritter!

antwortete ich: denn es fiel mir den Augenblick ein, daß ich dieſen Mann vielleicht gewinnen könne, wenn ich ihn bey ſeiner ſchwachen Seite faßte, und ſein Steckenpferd kaſcholirte, welches in der That kein andres war, als das Fach der erſten Liebhaber.

Ich bedankte mich daher bey meinem Prinzipal für ſein gutes Vertrauen zu mir, nahm die mir übertragene Rolle des St. Albins, und gieng gerade zum Herrn Broxner, um mein Werk zu beginnen.

Dieſer Mann war — um ihn meinen Leſern genauer bekannt zu machen, — würklich eine Art von Original in mancherley Betrachtung. Lang und gerade war er, wie ein Tannenbaum; aber ſo äußerſt dürre und mager, daß er ſchlechterdings gar nicht auf der Bühne erſcheinen konnte, wenn er ſeinen Armen, Schenkeln, und Waden, nicht mit Ausſtopfungen zu Hülfe kam. Er hatte große ſchwarze Augen, und eine etwas martialiſche Bildung, welche er aber, durch ſein überaus gutes Mienenſpiel, ſo glücklich zu modifiziren und zu verfeinern wußte, daß er all' die Zärtlichkeiten, die ſeine Rollen erforderten, darinnen auszudrücken vermochte. Im Grunde hatte er einen guten, edlen Charakter; aber er beſaß dabey einen ſo übertriebenen Stolz auf ſeine Kunſt, und auf ſeine Perſon, daß er ſich nicht nur für den allervollkommenſten Schauſpieler in Deutſchland hielt: — denn er ſahe das Fach der erſten Liebhaber für das allerſchwerſte und wichtigſte bey der ganzen Schauſpielkunſt an, — ſondern ſich auch einbildete, er ſey einer der ſchönſten Kerle, die jemals die Natur hervorgebracht habe. Er war der Sohn eines

Mädchens der Freude, und führte den Namen ſeiner Mutter um deswillen, weil ſie nicht im Stande geweſen war, ſeinen Vater anzugeben. In einem Wayſenhauſe war er bis in ſein vierzehntes Jahr erzogen worden. Sodann hatte ihn die Maitreſſe eines gewiſſen vornehmen Herrn als Bedienten zu ſich genommen. Bey dieſer hatte er ſich ſo gut zu inſinuiren gewuſt, daß ſie ihn zum Erben einſezte. Von dem ererbten Vermögen, das jedoch eben nicht beträchtlich war, legte er ſich einen kleinen Handel mit Galanteriewaaren an. Eine Komödiantin, bey einer guten Truppe, kam einsmals in ſeine Boutique, um ſich Schminke zu kaufen, und verliebte ſich bey der Gelegenheit in ihn: denn er war damals, in ſeinem zwanzigſten Jahre, würklich ein ſchöner Mann, wozu ihm denn theils die Natur, theils der Umgang mit ſeiner ehemaligen Patronin, ein gewiſſes inſinuantes Weſen verliehen hatte, welches dieſer Komödiantin überaus wohl gefiel. Kurz, ſie wurde näher mit ihm bekannt; und es währte nicht lange, ſo legte er ſeinen Kram nieder, heyrathete ſeine Komödiantin, und gieng ſelbſt auf das Theater. Seine nunmehrimehrige Frau, die in der That eine ſehr einſichtsvolle Actrize, und über 10 Jahr älter, als er war, bildete ihn zum Fach der Liebhaber ſo gut, daß er bald viel Aufſehens damit machte, und von den angeſehenſten Prinzipalen geſucht wurde.

Als ich nun izt in das Vorzimmer dieſes Mannes kam, hörte ich, daß er ſich in ſeinem Zimmer eben damit abgab, eine ſehr zärtliche Liebhaberrolle zu deklamiren. Anfänglich trug ich Bedenken, ihn in ſeiner Arbeit zu ſtören. Ich balancirte alſo lange, ob ich hinein gehen, oder wieder umkehren wollte? endlich faßte ich mir doch ein Herz, und pochte an. Aber niemand hörte. Mein Theatergeiſt war viel zu ſehr in ſeine Liebhaber-Ekſtaſe verſunken, als daß er mein leiſes Pochen hätte vernehmen ſollen. Er fuhr vielmehr in ſeiner Deklamation ununterbrochen fort. Als er nun gerade bey einer der allerzärtlichſten Stellen war, eröfnete ich die Thür, und trat hinein. Und ſiehe da! — mein Herr College lag in der beweglichſten Stellung eines, bis in den dritten Himmel entzückten Liebhabers, vor ſeiner theuren Ehehälfte, welche die Stelle ſeiner Geliebten vertrat, auf den Knien, und war juſt im Begriff, ihre ſüſſe Hand, mit einem recht graziöſen Air, an ſeinen Mund zu drücken.

Die beyden Verliebten ſtuzten anfänglich ein wenig über meine plözliche Erſcheinung; beſonders gerieth Madam über ihren Anzug in einige Verlegenheit, weil ſie ſich würklich ſo ſehr im Negligée befand, daß meinem Anblicke, einige verlebte Reize nicht entgehen konnten, mit deren Ruinen ſie ſonſt, wenn ſie die erforderlichen Stüzen und Hülfsmittel gebraucht hatte, doch noch immer ein wenig pralen wollte. Inzwiſchen wuſte ſie doch ihren, von der Liebeswuth des entzückten Liebhabers ſo ſehr in Unordnung gebrachten Anzug, unvermerkt bald wieder zu reguliren. Und da ich während der Zeit die gewöhnlichen Komplimente, und Bitten um Verzeihung angebracht hatte; ſo war ſie ſelbſt ſo artig, ſich meinen Beſuch zur Ehre anzurechnen, und Herr **Brozner** begann eine kurze Erzehlung von den Schickſalen ſeiner eben probirten Rolle, welche ſeinem Angeben nach alle Acteurs in Deutſchland verdorben hätten, bis er denn endlich ſo glücklich geweſen ſey, den wahren Sinn derſelben, gehörig einzuſehen.

Nachdem nun dieſe Erzehlung ihre Endſchaft glücklich erreichet, und Madam indeſſen eine Bouteille Malaga herbey gebracht hatte, welche der Erofnung unſerer Freundſchaft geopfert werden ſollte; ſo ſchritt ich nunmehr zur eigentlichen Abſicht meines Beſuchs, in folgender Anrede, an meinen Herrn Collegen:

„Ich komme eben von unſerm Herrn „Prinzipal; welcher mir die Ehre erwie„ſen hat, mir die Rolle des St. Albins „in Diderots Hausvater aufzutra„gen. —

Hier machte Herr Brozner ſeine Augen noch einmal ſo groß, als ſie vorher waren, und ſchoß einige ſehr feurige Blicke auf mich herab. Seine Gemahlin, die juſt im Begriff war, ihr Glas an den Mund zu führen, ſezte es plözlich wieder auf den Tiſch, ſchlug ihre beyden Arme über einander, und begann, mich von der Fußſohle bis zum Scheitel auszumeſſen. Ich ließ mich aber durch dieſe Manövers nicht abſchrecken, ſondern fuhr alſo in meiner Rede fort:

„Da ich nun meine Schwäche, und mei-
„ne wenige Erfahrung zu ſehr fühle, als
„daß ich, beſonders nach dem, was
„geſtern vorgefallen iſt, dieſe wichtige
„Rolle mit gutem Gewiſſen übernehmen
„könnte; ſo bin ich, mit Bewilligung,
„unſers Herrn Prinzipals, zu Ihnen
„gekommen, um Sie, mein Herr Colle-
„ge! zu bitten, daß Sie mir dieſe Rolle
„abnehmen, und ſolche ſo lange ſpielen
„möchten, bis ich mich in unſrer Kunſt
„mehr vervollkommet, und an Ihrem
„lehrreichen Beyſpiele geſehen habe, wie
„man dergleichen wichtige Rollen ſo be-
„handeln muß, daß man den Beyfall
„des Publikums, welchen Sie, mein Herr
„College! ſich in ganz Deutſchland erwor-
„ben haben, nicht verfehlt. Ich werde mir
„es daher zum Glück anrechnen, wenn Sie
„mir meine Bitte gewähren, und mir dadurch
„die Ehre erweiſen, von Ihrem Vorgange
„in dieſer Rolle profitiren zu können.

Waren beym Anfang meiner Rede die Augen des Herrn Brozners vor Verwunderung, weiter, als ſonſt geöfnet; ſo dachte ich, ſie würden ihm izt vor Erſtaunen, ganz aus dem Kopfe heraus rollen.

„In der That, mein Herr!

fieng er an, indem er die Miene des Erſtaunens, in die Züge eines ſanften, wohlgefälligen Lächelns zu modifiziren ſich bemühte.

„Ihr Antrag ſezt mich in Verwunderung. „Ich darf wohl nicht glauben, daß es „Ihnen, mit mir zu ſcherzen, beliebt: „denn — wo ich anders das Mienenſpiel ſtudirt habe, wie ein guter Schauſpieler hauptſächlich thun muß, — ſo „finde ich in Ihrer Miene, auch nicht „den entferneteſten Anſtrich von Spott, „oder Scherz; ſondern Ihr Geſicht beſtätiget Ihre Rede vollkommen. Und „da ich denn die Sache von keiner andern, „als von der ernſtlichen Seite nehmen „kann, ſo finde ich Ihr Betragen von „andern angehenden jungen Schauſpielern ſo verſchieden, daß Sie ſich in der „That dadurch meine ganze Freundſchaft „erwerben werden. Leider iſt es in unſern Zeiten dahin gekommen, daß junge Schauſpieler, die doch oft kaum „wißen, wie ſie eine Rolle auswendig

„lernen ſollen, ſich ſchon die erhabenſten Vorſtellungen von ihrem werthen Ich, in ihrem Schaafkopfsgehirnchen bilden, und ſich erdreiſten können, ihre windigſten Talente, mit den mühſam erworbenen Kenntnißen, manches alten bey der Bühne grau gewordenen Schauſpielers, in Vergleichung zu ſtellen. „Ja! ſie pflegen ſich wohl gar noch, mit dem lächerlichſten Stolze von der Welt, über alte Schauſpieler zu erheben, und ſich mit ihrem leeren Nichts, wer weiß, wie ſehr? zu brüſten. Solche junge Leute dünken ſich allein klug, und geſchickt genug, uns alten Schauſpielern unſre Force-Rollen wegzunehmen; und beym Lichte beſehen, ſo ſind ſie doch nichts, als bloße Dilettanten, welche die ſchwerſte aller Künſte, die Schauſpielkunſt, nie aus dem Grunde ſtudieret haben. Doch — dem ſey genug! — was Sie anbetrift, mein junger Herr College! — ſo ſollen Sie mich an edler Denkungsart, die wir Schauſpieler uns beſonders eigen machen ſollten, nicht übertreffen. Ich danke Ihnen

„daher, auf das verbindlichſte für Ihr „gütiges Anerbieten, und verſichert Sie, „daß es mir zum gröſten Vergnügen ge„reichen ſoll, wenn Sie bey dieſer Rolle, „ſich den Beyfall des Kenners, der al„lein das Ziel jedes Schauſpielers ſeyn „ſollte, erwerben werden.

Ich antwortete:

„Ihre Demuth, mein Herr! macht Ih„nen eben ſo viel Ehre, als Ihnen Ihre „groſſen Talente Ruhm erworben haben. „Ich konnte mir wohl vorſtellen, daß „Sie mein Erbieten nicht annehmen wür„den. Da Sie mich aber ſelbſt nicht „dafür anſehen, als ob ich Ihnen da„mit ein Kompliment hätte machen wol„len; ſo erlauben Sie mir, daß ich mei„ne Bitte auf das ernſtlichſte wiederhole.

B. „Und Sie erlauben mir, daß ich ſie Ih„nen auf das ernſtlichſte abſchlagen darf. „Es wird nicht geſchehen, mein Herr!

J. „Wollen Sie mich denn nicht von Ih„rer Erfahrung profitiren laſſen?

B. „Das wird mir zur Ehre ſeyn. Aber „es kann bey einer andern Gelegenheit „geſchehen.

Ich wendete mich an Madam, und bat ſie um ihren Vorſpruch. Aber ſie gab mir zur Antwort, ſie kenne die Pflichten gegen ihren Mann zu gut, als daß ſie ſich unterſtehen ſollte, ihn zu etwas zu überreden, welches er aus Edelmuth von ſich abgelehnet habe. Es war alſo hier weiter nichts zu thun, als daß ich mich wieder an meinen Collegen wandte, mit den Worten:

„Nun! wenn Sie denn das durchaus „nicht wollen; ſo erlauben Sie mir eine „andre Bitte!

B. „Wenn ich ſie gewähren kann! —

J. „Vollkommen! Ich bitte Sie um die Gewogenheit, mir wenigſtens Ihren vortreflichen Unterricht in dieſer Rolle zu „geben!

Hier hatt' ich nun den rechten Punct getroffen, wo Herr Brezner, bey gegenwärtigem Falle eigentlich zu faſſen war. Er wollte doch eben nicht geradezu das

Anſehen haben, als ob er mir meine R
beneide, und doch mußte ſeinem Steck
pferde dabey gehuldiget werden. Bey
geſchah, indem er mein Lehrer wurde.
antwortete alſo, daß er zu dieſem Unt
richte mit Vergnügen bereit ſey, wie
denn überhaupt, wenn ich mich ſeiner F
rung anvertrauen wolle, aus mir ein
braven Liebhaber zu bilden, ſich ſchmeich

Und würklich hatt' ich mir dieſen Mn
dadurch, daß ich ſeinen Schwachhei
nachgab, ſo ſehr zum Freunde gemac
daß er mir freywillig eine Liebhaber-Ro
nach der andern abgab. Inzwiſchen ernd
te ich durch meinen St. Albin den lauteſ
Beyfall des Publikums ein, wozu den
freylich, die Wahrheit zu ſagen, mein g
res Vernehmen mit Herrn Brozner nic
wenig beytrug: indem ich nicht nur d
Rolle nach ſeiner Manier ſpielte, und fol
lich dem Publikum, das an ihn gewoh
war, gefiel, ſondern mich auch ſeine Freu
de, die mir im George Barnwell
viel Tort gethan hatten, nicht wei
verfolgten.

So war ich denn alſo einer der Haupt-Kabalen, gegen die ich bey meinem Schauſpielleben zu kämpfen hatte, glücklich entgangen; Herr Saizritter ſchloß bald darauf ſeine Bühne in Bamberg, und begab ſich nach Prag, wo wir eine lange Zeit, unſre Vorſtellungen, mit vielem Beyfall gaben.

Hier aber ſehe ich mich genöthiget, von meinen lieben Leſern, wieder auf eine kurze Zeit, Abſchied zu nehmen, und ſie, mit der Fortſetzung meiner Geſchichte, auf den folgenden Band zu vertröſten. Wenn ſie ſich bey gegenwärtigem Theile derſelben nicht ennuyirt haben, ſo getraue ich mir, ihnen im voraus die Verſicherung zu geben, daß ihnen die Fortſezung meiner Begebenheiten, noch viel weniger Langeweile machen dürfte.

Was die Herren Kunſtrichter betrift, ſo erkläre ich mich hiermit nochmals, daß ich zwar ihren Richterſtuhl ganz und gar nicht in Zweifel ziehe, weil dieſe Herren doch einmal ihr Rechte, auf die Obſervanz gründen. Ich bitte aber doch, mich nicht eher zu verdammen, bis d Klagen wider mich regiſtriret, und ich m meiner rechtlichen Nothdurft dagegen g höret worden; wie ſolches, ausgemach die Pflicht eines jeden gewiſſenhafter und unpartheyiſchen Richters, ſey dürfte.

Ende des zweyten Bandes.

ie
it
ge-
t,
n,
en.

1907.12066

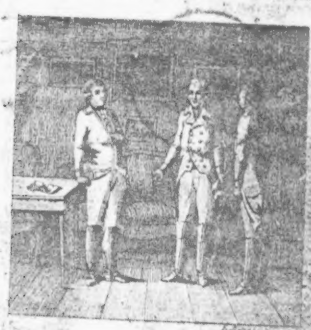
Lorenz Arndt,

von Blankenburg

keine Liebesgeſchichte.

Dritter Band.

von dem Verfaſſer der Emilie Sommer.



Leipzig,
bey Karl Friederich Schneidern, 1785.

([Neue Original-Romane der
Deutschen. [R. 14.])

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yw 703-3

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Meine Rechtfertigung gegen die Mißvergnügten.

Zweytes Kapitel.

Auch eine Gallerie Teutſcher Schauſpieler.

Drittes Kapitel.

Ohne Liebes Avantüren — kein Schauſpieler.

Vier-

Viertes Kapitel.

Wie manche Schauſpielerin mit der Tugend verfährt.

Fünftes Kapitel.

Proben der Rache eines beleidigten Frauenzimmers.

Sechſtes Kapitel.

Umſturz einer weiblichen Tugend und was weiter erfolgte.

Siebentes Kapitel.

Wieder einmal ein Romanenſtreich.

Achtes

Achtes Kapitel.

Courbetten eines ſehr gewöhnlichen Steckenpferds.

Neuntes Kapitel.

Wer hätte das gedacht!

Zehentes Kapitel.

Eine Streiferey in die Gefielde des Mars.

Eilftes Kapitel.

Allerhand mancherley.

Zwölftes Kapitel.

Wo die Andächtigen, die Schwärmer, und die Verliebten ihre Rechnung finden werden.

Dreyzehentes Kapitel.

Eine neue Art von Kuppelpelz.

Vierzehentes Kapitel.

Liebe und Natur in ihren Würkungen.

Funfzehentes Kapitel.

Auch eine rührende Nonnengeſchichte.

Sechzehentes Kapitel.

Die Natur behauptet ihre Rechte.

Siebzehentes Kapitel.

Worinn unter andern auch etwas genealogiſches vorkommt.

Acht-

Achtzehentes Kapitel.

Ein neuer Don Quixote.

Neunzehentes Kapitel.

Ein Sündenbekenntniß, worauf eine gute That folgt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Verräther ſchläft nicht.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Schildert ein ſehr verändertes Frauenzimmer, und nimmt ein unerwartetes Ende.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Gewalt geht vor Recht.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Wie die Werke, ſo der Lohn.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Welches ich dem ſchönen Geſchlecht zu einer beliebigen Moral empfehle.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Worinnen unter andern der Leſer auch einen Soldaten kennen lernen wird.

Sechs

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Handelt von einem Gemälde.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Hochmuth iſt der erſte Grad der Narrheit.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Steckenpferd, das noch nicht vorgekommen iſt.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl.

Dreyßigſtes Kapitel.

Bemerkungen über die Bizarrerien des weiblichen Geſchmacks in der Liebe.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Liebes-Abentheuer von ziemlich ſtürmiſcher Art, und wie es ablief.

Erſtes

Erſtes Kapitel.

Meine Rechtfertigung gegen die Mißvergnügten.

Laßt mich zu Anfange dieſer Fortſetzung meiner Lebensgeſchichte, ein Wort im Ernſt mit euch reden, lieben Brüder, und Schweſtern! denn es giebt einige unter euch, die mich kränken, indem ſie mir feindſelige Abſichten gegen die Menſchen andichten. Ich höre, daß man mich nicht verſtehet, oder — nicht verſtehen will — oder ganz verſtehen will, wie man es nimmt, aber — mir dadurch das himmelſchreyendſte Unrecht anthut: denn man glaubt vieles in meiner Geſchichte zu finden, was nicht darinnen ſtehet, und grübelt vieles aus, woran ich nicht im Traume gedacht habe. Mit jenen kleinen Privat-Rezenſenten, die aus dem erſten Kapitel des vorigen Bandes meine Meynung wiſſen, mag ich mich hier nicht noch einmal herumſtreiten: denn ich würde doch nur mit dem Winde kämpfen. Wer ſich fühlt, daß er ein Dilling, ein Loderich, ein Poliſchinell, oder ein Blauſtrumpf ſey, dem geb' ich den wohlmeynenden unmaaßgeblichen Rath, ſein Gefühl für ſich zu behalten, und es ja niemanden zu offenbaren, damit die Welt nicht veranlaſſet werde, Arges von ihm zu denken, und damit das Sprichwort bey ihm nicht eintreffe: der Horcher an der Wand, hört ſeine eigne Schand. — Wenn ich einen Roman ſchriebe, ſo würde ich ſagen, was Recht iſt, nehmlich, daß es dem Dichter frey ſtehe, ſeine Gemälde zu zeichnen, wie er wolle, daß er ſie ſogar von der würklichen Welt kopiren dürfe, ſo bald er ſeine Originale nur nicht bey ihrem Namen nennt; ich würde mit Beſtande Rechtens behaupten, daß er nicht nur im Allgemeinen die Laſter und Thorheiten ſeiner Zeitgenoſſen rügen, ſondern auch ſo gar das oder jenes Individuum abkopiren dürfe, ſo bald er nur die Sache der Religion, und des Staats unangetaſtet läßt; dieß alles würde ich mit Grunde behaupten können, wenn ich ein Romanſchreiber wäre: denn ein ſolcher Mann iſt nichts anders, als ein Sitten- und Tugendlehrer ſeiner Zeitgenoſſen; er wird von der Obrigkeit geduldet; von der Preßfreyheit geſchützt, und was wäre Moral, wenn es ihm nicht erlaubt wäre, laſterhafte Perſonen zu zeichnen, und die Welt vor deren Nachfolge zu warnen? Dürfte jeder Wicht auftreten, und ſagen: ich bin dieſer Dilling, dieſer Blauſtrumpf — wenigſtens hat mich der Dichter damit gemeynt, welcher Schriftſteller würde vor dergleichen Anfeindungen mehr ſicher ſeyn. Denn ich getraue mir zu behaupten, und es iſt ſo natürlich, wie das Brennen der Sonne, daß kein Schriftſteller einen Charakter zuſammenſetzen, und ausführen könne, wofern er nicht die einzelnen Züge dazu in der würklichen Welt aufſuchen will. Man handelt alſo ſehr übereilt, und ungerecht — ich will nicht ſagen boshaft, wenn man dieſen Romandichter, in die Klaſſe der Pasquillanten ſetzt, und ihm niederträchtige Abſichten beymißt, ſo bald er nicht lauter Tugendſpiegel in ſeinen Gemälden aufſtellt. Man ſäubere doch erſtlich die Welt von dieſen Laſterhaften, Heuchlern, Schurken, Narren, und Thoren, die man auf allen Gaſſen, und Straßen herumlaufen ſehen kann, ſo bald man nur ein wenig in dieſe Welt hinein blickt! Man ſchaffe uns doch alle erſt zu Engeln um, ehe man von dem Dichter verlangt, daß er uns nur Engel zeichnen ſolle! — O! ihr, die ihr ſo voreilig ſeyd, den oder jenen in den Gemälden des Romanendichters finden zu wollen, betrachtet doch ſelbſt euer Antlitz in dieſem Spiegel, und ziehet den Balken aus eurem Auge, ehe ihr den Splitter in eures Nächſten Auge ſehet! —

Allein — da ich kein Romandichter bin, ſondern meine eigene Lebensgeſchichte ſchreibe, ſo habe ich nicht einmal nöthig, mich mit jenen Gründen, die für den Romanſchriftſteller ſtreiten, abzugeben. Um ſo mehr aber muß ich mich wundern, daß man demungeachtet ſo nachtheilig von mir urtheilet, mir beyzumeſſen, als ob ich den oder jenen, aus der würklichen Welt kopirt, und ihn dadurch bey ſeinen Mitmenſchen lächerlich oder verächtlich gemacht habe. Ich bin ſchon ein ziemlich alter Mann, und meine Bekanntſchaften ſind gröſtentheils nicht mehr am Leben, und wenn auch hier oder da noch einer oder der andere auf dieſem Erdenrund herumwanderte, ſo kann er ſich dennoch nicht über mich beſchweren, daß ich ihn mit in meine Lebensgeſchichte gebracht habe: denn ich will den loben, der auftreten und ſagen kann, er finde den Namen eines Mannes, oder Weibes, den ſie würklich in dieſem Leben führten. Genug, meine Charaktere beleidigen niemanden, der nicht ſelbſt Thor genug iſt, ſich ſelbſt darinnen zu erkennen, und dieſes — der Welt laut zu ſagen! Sapienti ſat! — — —

Nun aber — mit wem ich eigentlich hier zu reden habe, das ſind die Herren des Soldatenſtandes — in der ganzen Welt: denn von dieſen rede ich blos in meiner Geſchichte, nicht von denen allein, die im Dienſt dieſes oder jenes Kaiſers, Königs, Kurfürſten, Fürſten, Prälaten, Grafen oder Herren ſtehen. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſich einige dieſer Herren beleidiget gefunden haben, weil ich verſchiedene Unarten gerügt habe, welche manchem Mitgliede dieſes Standes eigen ſeyn mögen. Für's erſte finde ich zu erinnern, daß man ſich gewaltig betrügen würde, wenn man mich für einen Feind, oder Verächter dieſes hochachtungswürdigen Standes anſehen wollte, oder wenn man ſich einbildete, als wüſte ich die Verdienſte ſeiner Mitglieder um den Staat, und um das Beſte der Nationen nicht zu ſchätzen. Gerade das Gegentheil, meine Herren! — ich bin ſelbſt Soldat geweſen, wie man aus dieſem Bande meiner Geſchichte ſehen wird, und — auf mein Ehrenwort! — ich bilde mir nicht wenig darauf ein, daß ich es geweſen bin. Ich habe alle Hochachtung für dieſen Stand; ich bin einer der wärmſten Freunde ſeiner Glieder; ich kenne manchen edlen, vortreflichen Soldaten und Offizier, wie man aus meiner Geſchichte ſehen wird, und ich freue mich dieſer Bekanntſchaften. Es iſt mir daher überaus kränkend, und thut mir wehe, daß man meine Ausfälle auf ausgeartete Mitglieder dieſes ehrenvollen Standes, für Verunglimpfungen des ganzen Militairs anzunehmen ſo geneigt iſt. Mehr Gerechtigkeit hätte ich allerdings von ihnen erwartet: denn man muß den

Schriftſteller erſt ganz kennen lernen, ehe man ihn beurtheilet, und hätte man erſt das Ende meiner Geſchichte abgewartet, ehe man unzeitige Sentenzen über mich fällte, ſo würde man erſt geſehen haben, wie ich eigentlich über den Soldatenſtand denke, und wie gut ich von ihm urtheile. Was bisher in meiner Geſchichte über die Herren des Militair iſt geſagt worden, betrift nur einzelne Glieder deſſelben. Und was ich von dieſen geſagt habe, würde zu beweiſen ſeyn, wenn es nöthig wäre. Denn — hören Sie mich einmal mit kaltem Blute an, meine Herren! und urtheilen Sie denn — ohne Partheilichkeit! — ich glaube, wir werden doch denn wieder gute Freunde werden. —

Wo wird den Rechtsgelehrten, beſonders den Sachwaltern, nicht der Vorwurf der Schikane, Sportelſucht, Ungerechtigkeit, und Beutelſchneiderey gemacht? — und wie oft hat man nicht Grund dazu? — Aber weiß denn nicht demungeachtet jedermann, daß es auch Sachwalter giebt, und verſteht ſich das nicht von ſelbſt, wenn man auch von den

Schikanen der Juriſten nur im allgemeinen ſpricht? — Gleiche Bewandniß hat es mit dem geiſtlichen Stande, welchem man den Vorwurf der Heucheley und des Geldgeizes, oft mit vielen Gründen macht. Den Aerzten gehet es nicht beſſer. Man rügt ihre Charlatanerien, und das mit Recht. Dem Stande der Kaufleute mißt man zu hochgetriebenes Intereſſe, und nicht ſelten Betrug bey; und man hat oft Urſache dazu. Aber wer zweifelt daran, daß man rechtſchaffene Geiſtliche, geſchickte Aerzte, und redliche Kaufleute nicht unter den Auswüchſen ihrer Stände verliert? — wer glaubt, daß man dieſe nicht zu ſchätzen wiſſe? — So gehts durch alle Stände hindurch. Der moraliſche Schriftſteller züchtiget die Fehler einzelner Glieder, und ſein Herz bleibt doch immer voll Hochachtung für den Stand ſelbſt, und für die würdigen Mitglieder deſſelben.

Und ſo auch mit dem Soldatenſtande! Jeder vernünftige Offizier und Soldat wird mir ohne Umſtände zugeben, daß dieſer Stand, faſt unter allen am meiſten gemißbraucht werden kann, und würklich gemißbrauchet wird! Und warum? — weil ſich in ſolchem eine Menge junge Leute, von geſundem Blute, lebhaften Temperamenten, und zum Theil, ohne gute Erziehung, und voll freyer, zügelloſer Grundſätze, vereinigen. Iſt das nicht wahr, meine Herren? Und denn — das gewöhnliche Vorurtheil, daß der Soldat ein freyes Leben genießen dürfe. — Aufrichtig meine Herren! — können Sie Ihren Stand davon freyſprechen? — Nun! geben Sie Achtung auf die Würkungen dieſer beyden Umſtände, in den Herzen der Menſchen! — denn Menſchenkenner giebts unter Ihnen, das weiß ich. Böſe Beyſpiele verderben gute Sitten, — das iſt eine ausgemachte Wahrheit; und — wer unter den Wölfen iſt, muß mit heulen; das iſt nicht weniger wahr. Viele edle Jünglinge werden von den zauberiſchen Reizen des freyen Soldatenlebens hingeriſſen, und von jungen lockern Burſchen verführt; — dem menſchlichen Herzen thut das wohl; und wer folget nicht gern ſeinem Herzen? Hieraus entſtehet ganz natürlich zügelloſes Weſen, Spiel, Trunk, Wolluſt, freye zudringliche Lebensart, um die

Triebe des Herzens zu befriedigen, und darin haben alle die Thorheiten und Laſter, die beym Soldatenſtande im Schwange gehen, und die ich gelegentlich gerügt habe, ihren zureichenden Grund. Dieß gilt vom Offizier wie vom Unteroffizier, und von dieſem wie vom Gemeinen. Und leugnen Sie es doch einmal, meine Herren, wenn Sie nicht wollen, daß Ihnen die ganze Welt ins Geſicht lachen ſoll, daß dieſe Laſter, und Thorheiten in Ihrem Stande ſehr häufig gefunden werden! — Es iſt ja die natürliche Folge der ganzen Einrichtung dieſes Standes; und die Erfahrung bewährt es.

Allein — unter den Dornen blüht auch die Roſe empor, und unter dem Unkraute wächſt der ſüſſe Weizen. Mancher edle Jüngling, mancher vortrefliche Mann trägt die Uniform, und iſt eine Zierde ſeines Standes. Wer wird das leugnen? Ich kann, und will es unter allen möglichen Menſchen am allerwenigſten: denn ich kenne herrliche Leute unter den Soldaten; welche zu nennen ich im Stande wäre, wenn es mir die Beſcheidenheit nicht verböte. Doch ich werde meine Geſinnungen künftig beweiſen.

Alſo — meine Herren! machen Sie Friede mit mir! Kehren Sie zurück von dem Verdachte, als hätte ich Sie beleidigen, Ihren Stand verunglimpfen wollen! — hier! haben Sie meine Hand zur Verſöhnung! — wir wollen in Eintracht mit einander leben. Die Auswüchſe ihres Standes ſollen mich nie hindern, die Vortreflichen darinn zu verehren. Was ich in allen meinen Werken von manchen Ihrer Brüder geſagt habe, war die Wahrheit, und Sie ſind viel zu edel dazu, als daß Wahrheit Sie beleidigen ſollte. Beſonders bitte ich, daß ſich das niemand annehmen möge, was von dem Militair eines Fürſten in der Geſchichte Dillings vorkommt: denn man könnte ſich irren, und man könnte mir zu viel thun. Irren iſt ja ſo leicht; und menſchliche Einbildung trügt. —

Doch genug für dießmal! Ich denke man wird mich nun beſſer verſtehen. Wo nicht, ſo bin ich auſſer Schuld, und muß mir — auch Unrecht gefallen laſſen.

Ich ſchlieſſe dieſes Kapitel, um nunmehr in meiner Lebensgeſchichte weiter fortzuſchreiten. Mancher Hund aus der Pfennigſchenke — mit Herrn Bürger zu reden — wird mich zwar, unter dem Raſſeln ſeiner Halsbandſchellen anklaffen; allein — ich werde dennoch in Ruhe meinen Fuß und Stab weiter fortſetzen, und dann werden die Kliffklaffer wohl von ſelbſt vom Bellen ablaſſen.

Zweytes Kapitel.

Auch eine Gallerie teutſcher Schauſpieler.

Ich habe meinen Leſern ſchon im vorigen Bande meiner Geſchichte einige Mitglieder der Schauſpielergeſellſchaft des Herrn Saizritter, worunter ich mich einige Zeit befunden habe, bekannt gemacht. Da aber eine dergleichen Geſellſchaft insgemein ein überaus buntes Gemiſch von Menſchen zu enthalten pflegt, ſo hoffe ich dem Leſer eben nicht beſchwerlich zu fallen, wenn ich hier die Gallerie meiner damaligen Collegen, und Colleginnen vollends ausmahle, weil es beſonders unter ihnen noch Leute von ſehr merkwürdigen Charaktern und Schickſalen gab.

Die erſten Charakterrollen ſpielte ein gewiſſer junger Mann von 30. Jahren, welcher ſich Henrici nannte, ob er gleich von ſeinem Vater einen ganz andern Namen ererbt hatte. Er war der Sohn eines vornehmen Geiſtlichen, hatte ſtudiret, und war bereits Kandidat der Theologie, als er ſich mit einem Dienſtmädchen zu genau bekannt machte, wovon die Folgen keine andern waren, als — die gewöhnlichen, nur daß ſie ihn hinderten, im geiſtlichen Stande ſeine Verſorgung zu finden. Er faßte alſo den Entſchluß, Soldat zu werden. Ehe er aber dazu vorſchritt, hatte er Gelegenheit, Herrn Koch in Leipzig, den Graf Eſſex ſpielen zu ſehen. Dieſe Rolle machte einen ſo gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er von Stund an ſeinen Entſchluß änderte, und ſich dem Theater widmete. Er war übrigens ein guter, braver Mann, und ein ſehr verdienſtvoller Schauſpieler.

Zum Fach der zweiten Liebhaber war ein gewißer Steinfeht angeſtellt, ein äußerſt ſchlechter Acteur, der ſich nicht die mindeſte Mühe nahm, ſeine Rollen gehörig zu ſtudiren. Dieſer Mann war eigentlich ſeines Gelichters ein Peruckenmachergeſell, welcher mit der Tochter ſeines Herrn in alle Welt gegangen, und, weil er auf ſeine Kunſt mit Weib und Kind, ſich nicht fortzukommen getraute, auf den ſonderbaren Einfall gerathen war, ein Schauſpieler zu werden.

Madam Steinfeht gab ſich alſo für ſeine Frau aus, war ihm aber im Grunde gar nicht angetraut. Und daher mochte es denn auch wohl kommen, daß ſie auf ihre eigene eheliche Treue ſo wenig hielt, als auf die ſeinige. Denn ſie ſelbſt machte die öffentliche Kokette, und, da ſie meiſtentheils Soubretten ſpielte, ſo wuſte ſie durch ihr buhleriſches Mienenſpiel auf der

Bühne, die Liebhaber ſo vortreflich an ſich zu locken, daß es ihr faſt niemals daran fehlte, und ſie manche ſchöne Börſe der Prager Studenten und Offiziers ausfegte.

Herr **Steinfeht** hingegen machte inzwiſchen den Cicisbeo bey einer gewiſſen Madam Nüſon, welche komiſche Mütter, und offendirte Damen ſpielte. Mit dieſem Weibe führte er einen ſehr ärgerlichen Lebenswandel. Sie war eine geborne von Adel, und ſchon an einen Cavalier verheyrathet geweſen. Der Herr Gemahl aber hatte ſie einesmals in einer ſehr ärgerlichen Attitüde mit ſeinem Kammerdiener angetroffen, und ſich deswegen von ihr ſcheiden laſſen. Die gnädige Frau heyrathete hernach den Kammerdiener, und beyde giengen unter die Schauſpieler. Aber auch von dieſem Manne hatte ſie ſich ſelbſt wieder getrennt, und ſie hielt es für behaglicher, von ihm entfernt, der freyen Lebensart ungeſtört nachzuhängen. Unrecht ſah ſie gar nicht aus; ganz zur Wolluſt gemacht, verſtand ſie die Kunſt vollkommen, mit ihren körperlichen Talenten zu wuchern.

Herr und Madam **Stimm** verdienen beſonders in Betrachtung gezogen zu werden; denn beyde waren ſehr rechtſchaffene Leute. Er ſpielte Chevaliers, Offiziers, und Deutſchfranzoſen; ſie aber zärtliche Mütter, auch Heldinnen im Trauerſpiele. Herr **Stimm** war ehedem ſelbſt Offizier geweſen, und hatte ſeine Frau, als Nonne aus einem Kloſter entführt. Dies Unternehmen machte ihn landflüchtig. So lange er noch Geld hatte, trieb er ſich mit ſeiner Geliebten, die er ſich hatte antrauen laſſen, in der Welt herum. Als aber der Beutel ausgeleert war, ergriffen ſie aus Noth das Theater, und traten bey Herrn **Salzritter** ſelbſt, zuerſt auf die Bühne. Madam **Stimm** war eine überaus ſchöne Frau, hatte einen edlen, wohlwollenden Charakter, und war — was in der That Bewunderung und Hochachtung bey einer Schauſpielerin verdiente — die einzige bey der Geſellſchaft, die ihrem Manne vollkommen treu blieb. Herr **Stimm** war nächſt **Waldmannen** mein vertrauteſter Freund bey der Geſellſchaft, und wir dreye haben manchen vergnügten Tag zuſammen gehabt.

Zu Bedientenrollen war nebſt Herrn Wenzig noch ein gewiſſer Wünſchelmann angeſtellt, einer der geſcheuteſten und pfiffigſten Kerle, die ich in meinem Leben geſehen habe. Er war auch verheyrathet; aber ſeine würdige Frau Gemahlin hatte ſich von ihm getrennt, und war mit einem gewiſſen Grafen als Maitreſſe nach Paris gegangen. Der Mann hatte überhaupt in ſeinem Leben ſehr ſonderbare Schickſale gehabt. Als der Sohn eines angeſehenen Juſtizbeamten in Sachſen ſtudiret er die Rechte, und wird Advokat. Er verliebt ſich aber in die Tochter eines herumziehenden Böhmiſchen Muſikanten. Da ihm nun ſein Vater nicht erlauben will, dieſes Mädchen zu heyrathen, ſo geht er mit ihr in alle Welt, giebt ihr ſeine Hand, und, da er die Violine ſehr gut ſpielt, ſo erwirbt er ſeinen Unterhalt einige Zeit damit, daß er mit ſeiner Geliebten, welche die Harfe ſpielt, mit Muſik im Lande umher ziehet. Inzwiſchen ſtirbt ihm ſeine Frau im Brandenburgiſchen an ihrer erſten Geburt; auch ſein Vater geht mit Tode ab, und enterbt ihn. Aus Verzweiflung geht er in Berihn unter die Soldaten, und avancirt bald zum Offizier; er hat aber das Unglück, daß er mit einem ſeiner Kameraden in Duell geräth, und ihn auf der Stelle erſticht. Durch die Flucht rettet er ſich aber nach Frankreich; dort wird er Kammerdiener bey einem deutſchen Baron, der ſich auf Reiſen befindet. Mit dieſem durchzieht er ganz Frankreich, Engelland, und Italien, und kommt wieder mit nach Deutſchland zurück. Hier begeht er aber die Unvorſichtigkeit, einem jungen Edelmann fortzuhelfen, der die Schweſter ſeines Barons entführt. Darüber kommt er ins Gefängniß und in Inquiſition. Er vertheidigt ſich aber ſo glücklich, daß er bald wieder auf freyen Fuß kommt. Alsdenn widmet er ſich dem Theater, und heyrathet eine junge Schauſpielerin von vielen Talenten. Da er aber ſchon ziemlich in die Jahre war, ſo mochten Madam Wünſchelmann die Umarmungen eines jungen Grafen beſſer behagen, als die ſeinigen. Deswegen fand ſie es denn für gut, das Schauſpielerleben, mit der Favoritin eines groſſen Herrn zu vertauſchen. Herr Wünſchelmann war übrigens ein überaus heiterer ſorgenfreyer Mann, ein vortreflicher Geſellſchafter, und ganz zum komiſchen Schauſpieler geboren.

Zu Vertrauten und Nebenrollen brauchte man einen gewiſſen Klizinger, einen jungen Menſchen, der noch nicht lange beym Theater war. Dieſer Menſch war ein Kaufmannsdiener und der Sohn vermögender Leute aus Nürnberg; verliebt ſich aber, als Herr Saizritter mit ſeiner Truppe in Nürnberg ſpielt, in eine junge Schauſpielerin, Mamſell la Riche, und geht um ihrentwillen zum Theater. Er ſchickte ſich nur ſchlecht zum Schauſpieler, hatte auch überhaupt wenig empfehlendes in ſeiner Bildung; und daher kam es, daß er noch immer ein unerhörter Liebhaber bey ſeiner Schönen blieb: denn ſie konnte ihn faſt gar nicht leiden, und belohnte die Liebe des guten Menſchen mit dem gröſten Undank.

Aber nicht etwan, daß Mamſell la Riche überhaupt unempfindlich für die Liebe, und für die Anbetungen der Mannsperſonen geweſen wäre! Ihre Wohnung, und — wie man ſagte, auch ihr Bette, war vielmehr die Zuflucht eines jeden, welchen die Liebesbedürfniße, und die Schwere ſeines Beutels drückten. Wer ihre Umarmungen gut bezahlen konnte, der fand in der That keine Urſache, über ihre Sprödigkeit zu klagen; aber das konnte nun freylich der gute Klizinger nicht. Von der Ehe hatte ſie ſehr ſonderbare Begriffe: denn ſie war der Meynung, daß es zum Heyrathen alsdenn noch immer Zeit ſey, wenn die Herannäherung des Alters uns zu andern Vergnügungen ungeſchickt mache. Uebrigens machte ſie würklich keine unrechte Figur. Als eine Franzöſin von Geburt, — denn ſie war die Tochter eines Franzöſiſchen Komödianten — hatte ſie zwar eine etwas blaſſe Geſichtsfarbe; aber ſie wuſte dieſem Mangel durch die Schminke vortreflich abzuhelfen, und da ſie überaus ſchöne ſchwarze, feurige Augen hatte, und die Kunſt verſtand, mit ihren Reizen zu brilliren, ſo durfte man ſich eben nicht darüber wundern, daß ihr ihre Eroberungen glückten.

Auſſer dieſer la Riche, war noch ein unverheyrathetes Frauenzimmer bey der Ge-

Geſellſchaft, Mamſell Sophie Edelſtein, die jüngere Schweſter der Madam Wenzig. Sie kam erſt zur Geſellſchaft, als ich angenommen war: denn als die Tochter eines armen Gauckĺers, der frühzeitig geſtorben war, hatte ſie ein gewiſſer Tanzmeiſter in Dreßden zu ſich genommen, der ſie auf ſeine Koſten erzogen, und zwar ſehr gut erzogen hatte. Nach deſſen Tode nahm ſie ihre Schweſter, Madam Wenzig zu ſich, und bildete ſie zum Theater. Dieſe Sophie war in der That ein überaus ſchönes, liebenswürdiges, und anfänglich — bis ſie Verführung und böſe Beyſpiele verderbten — auch ein tugendhaftes Mädchen. Sie beſaß ein gutes, edles Herz, hatte einen vortreflichen natürlichen Verſtand, und ungemein viel Anlage, eine gute Schauſpielerin zu werden. Es war oft zum Lachen, wie die jungen ſüſſen Herrn, um ſie herum gauckelten, wie ſie alle nur mögliche Kunſtgriffe hervor ſuchten, die ſchöne Blume abzubrechen, und ſie mit dem Gifte der Wolluſt zu beſudeln. Lange genug widerſtand ſie, aber — wie bald iſt nicht ein junges, gefühlvolles Mädchen hingeriſſen? es wäre ein Wunder geweſen, wäre über die Kräfte ihrer Natur gegangen, wenn ſie den unaufhörlichen Reizungen und Nachſtellungen ſchlauer Verführer, auf immer hätte entgehen ſollen. Auf dieſe Weiſe kann unmöglich eine Schauſpielerin der Tugend getreu bleiben: denn man läßt es ihr durchaus nicht zu. Die jungen Wüſtlinge, die ihr Vergnügen darinnen ſuchen, junge Mädchen zu verführen, und ſie zu Opfern ihrer Wollüſte zu machen, pflegen eine ſolche Perſon für eine gute Priſe anzuſehen, welche ſie ohne Scheu an ſich ziehen zu können glauben. So gieng es auch der guten Sophie, wie meine Leſer in der Folge meiner Geſchichte noch weiter ſehen werden.

Jedoch genug davon! Ich ſchließe nun meine Gallerie wieder zu, um meinen Leſern den Vorhang meines eigenen Lebens zu eröfnen, und ihnen die Rollen zu wiederholen, die ich in dem groſen Schauſpiel dieſer Welt mitgeſpielt habe. Sollten meine Schauſpielergemälde dieſem oder jenem etwas outrirt,und die Farben ein wenig zu ſtark aufgetragen vorkommen; ſo bitte ich ihn zu bedenken, daß die Originale dazu ungefähr in der Mitte dieſes Jahrhunderts lebten, ſeit welcher Zeit ſich auch — wie ich gar nicht leugnen will — die Sitten der Schauſpieler — im ganzen genommen — um ein merkliches gebeſſert haben können.

Drittes Kapitel.

Ohne Liebesavantüren — kein Schauſpieler.

Wer mit dem Detail des Komödianten-Lebens nicht ſo genau bekannt iſt, wer die Schauſpieler, als ſo ſcheinbare Günſtlinge des Vergnügens, blos auf der Oberfläche ihres Weſens betrachtet, wer ihre Kabalen, ihre Liebesintriguen, ihre Ausſchweifungen nicht aus dem Grunde kennt; was Wunder, wenn er oft auf dem Punkt ſtehet, dieſe glänzende Menſchen für Lieblinge des Glücks, und für ächte Prieſter der Tugend, die ſchimmernden Theaterprinzeſſinnen aber für Göttinnen der Erde, oder, — wohl gar für Muſter eines unſträflichen Lebens anzuſehen —

Meine Geſchichte hingegen — denk ich — ſoll manchen treuherzigen Biedermann, oder manchen Schwindelkopf, von dieſen ſchwärmeriſchen Träumereyen zurückführen, und ihnen von jenen Schooskindern der allgemeinen Bewunderung, menſchlicher denken lehren; ob ich gleich auch hier — wie allemal Ausnahmen von der Regel gemacht werden müſſen, — jenem Ideal der Vollkommenheit und Tugend — jener, vortreflichen, aber höchſt unglücklichen Schauſpielerin, die ich in ſpäteren Zeiten habe kennen lernen, und deren Seelengröße, unter den wütendſten Stürmen ihres Schickſals, ich oft angeſtaunt habe, — volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, und noch ihrer Aſche den Lorber des Ruhms, bey der Nachwelt weihe.

Ganz unbekannt alſo mit den Sitten, und der eigenthümlichen Denkart einer Klaſſe von Menſchen, welche ſo oft im gemeinen Leben, durch ihren Wandel, derjenigen Tugend Hohn ſprechen, welche ſie auf der Bühne vergöttern, führte mich mein Schickſal unter ſie, mit einem Herzen voll Ehrlichkeit, Biederſinn und Treue; —

war es ein Wunder, daß ich — obgleich nicht von ihrem Beyſpiele verführt — dennoch das Opfer ihrer Niederträchtigkeiten, und ihrer Kabalen wurde? —

Ohne ruhmredig von mir ſelbſt zu ſeyn, ſo kann ich doch meinen Leſern ſo viel ins Ohr ſagen, daß mich mein Fleiß in Ausbildung meiner Kunſt, ſehr bald bis zum oberſten Rufe der allgemeinen Liebe, und Hochachtung des Publikums erhob. Dieß muſte nun allerdings den Neid meiner Collegen reizen, und mir ihre Herzen entwenden. Ich war der anſehnlichſte, und wohlgebildetſte Mann bey der Geſellſchaft; konnte dieſer Umſtand wohl eine natürlichere Würkung hervor bringen, als daß er den Appetit der alten und jungen Schauſpielerinnen nach meinen Liebſchäften lüſtern machte? Und dieſe Dinge legten würklich den Grund zu einer Menge Verdrüßlichkeiten und Kabalen, die mir am Ende das Schauſpielerleben ganz und gar vereckelten.

Die unverheyratheten Aktriſen hielten mich für eine gute Parthie für ſie, weil ich eine anſehnliche Gage erhielt, und mein bequemes Auskommen hatte. Die verehelichten aber, die mehrentheils ausgemergelte, abgeſtumpfte Männer hatten, ſahen mich für eine fette Priſe ihres feinen Geſchmacks an, und wünſchten die Früchte meiner Jugend mit abbrechen zu helfen. Auf dieſe Art wurde denn von beyden Seiten Jagd auf mich gemacht.

Unter der erſteren Sorte glaubte nun Demoiſell Saizritter, allerdings den Vorrang zu haben; denn als Tochter des Prinzipals hielt ſie ſich nicht nur für die vortheilhafteſte Liebſchaft unter allen, ſondern ſie mißfiel ſich auch ſelbſt, in ihren eigenen Reizen ſo wenig, daß ſie ihrer magnetiſchen Kraft genug zutraute, mich an ihre Seite zu ziehen. Zur andern Klaſſe aber gehörte vorzüglich — niemand anders, als die tugendhafte Madam Wenzig ſelbſt, welche im Bewußtſeyn der Kraft ihrer Schönheit ebenfalls keinen geringen Werth auf ihre Buhlſchaft ſetzte, nach welcher beſonders mancher Edelmann, und mancher Graf, dem die äußerliche Figur nicht zu ſtatten kam, ſeines wohlgeſpickten Beutels ungeachtet, vergebens hatte ſeufzen müſſen.

Ich muß geſtehen, die Lockſpeiſen, womit man auf dieſe Art mein Herz in die Schlinge zu ziehen trachtete, waren immer verführeriſch genug. Auch hätte ich derjenige nicht ſeyn müßen, der ich doch würklich war, — nehmlich ein warmer, zärtlicher, verliebter, geſunder Jüngling, wenn mich die Liebe, die mir ſchon ſo manchen Streich geſpielt hatte, nicht hier abermals hätte in die Klappe nehmen ſollen, beſonders in einer Geſellſchaft von Menſchen, welche die Liebe ſo handwerksmäßig trieben, daß man in der That Mühe genug hatte, den Reizungen ſo verführeriſcher Beyſpiele gänzlich zu entgehen.

Und würklich entgieng ich ihnen auch nicht: aber weder die Vortheile, die mir eine nähere Verbindung mit Mamſell Saizritter verſprach, noch die appetitlichen Reize der Madam Wenzig, noch die Pfeile der Koketterie, welche die übrigen Schauſpielerinnen auf mich abzuſchießen für gut fanden, hatten Kraft genug über mich, mein Herz in ihre Feſſeln zu ſchmieden. Vergebens wurde ſo mancher Strahl verliebter Blicke nach mir gerichtet, vergebens ſo manches feine Roth auf verbleichte Wangen aufgetragen, vergebens ſo manche ſchöne Taille eingeſchnürt, ſo mancher nette Fuß eingezwängt, und ſo mancher volle Buſen aufgebläht, und mit Bleyweiß aufgeputzt, um meine Lüſternheit zu erregen und mein Blut in Wallung zu ſetzen. Ungerührt bey allen dergleichen Kunſtgriffen der Koketterie und Eroberungsſucht, blieb ich kalt gegen alle dieſe galanten Damen, wie Marmor, und glühte nur für die geringſte unter allen — für die, welche gar nicht auf Eroberungen dachte — für die ſanfte, beſcheidene, und tugendhafte Sophie.

Wie aber allenthalben in der Welt aus kleinen Urſachen, große Begebenheiten zu entſtehen pflegen, ſo war es auch hier. Vielleicht wär' ich nie auf den Einfall gekommen, Sophien zu lieben; alle die Folgen, die ihren Grund in dieſer Liebe hatten, wären vielleicht nicht gekommen; meine Schickſale hätten vielleicht eine ganz andre Wendung genommen; wäre nicht ein anfänglich nur gering ſcheinender Umſtand das erſte Glied einer Kette von Begebenheiten geworden, wovon immer eins die nothwendige Folge des andern wurde.

Meine Leſer erlauben, daß ich Ihnen die Geſchichte ausführlicher erzähle. Ich hatte Mamſell Edelſtein ſchon oft bey ihrer Schweſter der Madam Wenzig geſehen, hatte ſehr oft mit ihr geſprochen, hatte ſo gar ihre Schönheit, ihren Verſtand, und ihre Naivität bewundert; und noch hatte ſie eben keinen beſondern Eindruck auf mich gemacht. Mir kam es gar nicht in Sinn, ihr mein Herz zu ſchenken; noch viel weniger mochte ſie ſich jemals haben träumen laſſen, eine Eroberung an mir zu machen, weil ich einer der vornehmſten Schauſpieler war, und der ſtolze Gedanke an mich weit außer ihrer Sphäre lag.

Aber einsmals feyerte Herr Saizrifker ſeinen Geburtstag; ſeine ganze Geſellſchaft war bey ihm zu Gaſte: denn er pflegte dergleichen Gelegenheiten nie zu verſäumen, wo er ſeinen Leuten irgend einige Beweiſe ſeiner freundſchaftlichen Denkungsert gegen ſie, geben konnte. Nun kraf ſichs gerade, daß ich über der Tafel, zwiſchen Madam Steinfeht, und Mamſell Edelſtein zu ſitzen kam. Letztere ſprach immer ſehr wenig; hingegen unterhielt mich die erſtere faſt unaufhörlich mit ihren verliebten Plaudereyen, und mit allerhand koketten Neckereyen. Bald zog ſie mich mit meinem ernſthaften Weſen, bald meine andere Nachbarin mit ihrem ſtillen, und ſittſamen Betragen auf. Oft giengen dieſe Schraubereyen recht ins plumpe über; und ſo ergrif ſie einmal meine Hand, führte ſie Sophien an Mund, und ſagte:

» Halten Sie doch Ihrer geſchwäzi-
» gen Nachbarin den Mund zu! man
» kann ja kein Wort vor dieſer Plau-
» derin aufbringen.

Wie aber dieſe meine Hand Sophiens Mund berührte, ſo drückte ſie ſolche mit der ihrigen feſt an ihre Lippen und küßte ſie einigemal. Geſchwind zog ich meine Hand zurück, und blickte Sophie an. Eine ſanfte Röthe erhöhte das Kolorit ihrer Wangen: ihre Augen ſenkten ſich nieder, und einige Thränen zitterten darinnen.

nen. „Dieſer ungemein zärtliche Zug ihres Herzens rührte mich durch und durch, und von dieſer Minute an ſchlich ſich eine Leidenſchaft für dieſes gute Mädchen in das meinige ein, die mich ihr bald ganz eigen machte. Niemand als Madam **Steinfeht** ſelbſt hatte **Sophiens** Zärtlichkeit bemerkt; ſie ſah bald ſie, bald mich, mit großen Augen an, und war in Verlegenheit, ob ſie die Sache für Spaß, oder für Ernſt anſehen ſollte. Dennoch aber mochte ihr das letztere in der That wahrſcheinlicher vorkommen: denn ſie verfiel von der Minute an in eine ihr ganz ungewöhnliche Stille.

Mir hingegen kam **Sophiens** Handkuß gar nicht aus den Gedanken; und bald fand ich Gelegenheit, ihr dieſe Zärtlichkeit zu erwiedern. Es wurde getanzt; einmal tanzte Mamſell **Edelſtein** koſackiſch; ich ſaß gerade hinter ihr auf einem Sopha, und ſahe ihr mit vielem Vergnügen zu. Bey einem chargirten Seitenpas kam ſie mir aber einmal zu nahe, ſtolperte über meine Beine, fiel rücklings um, und — mir gerade in die Arme. Ich fieng ſie auf — von ungefehr kam ihr Geſicht an das meinige zu liegen — ich ergriff dieſe Gelegenheit, und — küßte ſie ſehr feurig. **Sophie** ſprang wieder auf, und ſetzte ihren Tanz fort. Aber ich — ach! ich hieng nun mit ganzer Seele an dem holden, zärtlichen Mädchen. Dieſe Küſſe beſeelten mich mit einem Feuer der Liebe, das in allen meinen Adern brannte. Meine Leidenſchaft ſtieg bis zur äußerſten Höhe. Allein ich verſchloß ſie in meiner Bruſt; und ſelbſt mein vertrauteſter Freund **Waldmann** erfuhr nichts davon.

So vergiengen einige Tage, ohne daß ich Gelegenheit finden konnte, **Sophien** mein Herz zu entdecken; aber es waren unruhige qualvolle Tage für mich: denn ich war ſo voll Leidenſchaft für dieſes Mädchen, als mir ſelbſt meine weiland geliebte **Maximiliane** kaum hatte einflößen können. Endlich, als eines Tages ihre Schweſter mit ihrem Manne, und mit einem gewiſſen Baron **Harraſch**, von welchem meine Leſer bald mehr erfahren werden, eine Tour aufs Land gemacht hatten, und ich **Sophien** allein zu Hauſe antraf, glückte es mir, meinem Herzen Luft zu machen.

Das gute Mädchen ſchien faſt erſchrocken zu ſeyn, als ich zu ihr hinein trat.

„Sie finden mich ganz allein, Herr
„Arndt!

ſagte ſie,

„ich bedaure, daß meine Schweſter
„nicht zu Hauſe iſt.

„Für mich iſt das der glücklichſte
„Zufall von der Welt, mein gutes
„ſüſſes Mädchen!

antwortete ich, indem ich ſie in meine Arme ſchloß, und ihr einige Küſſe auf ihre Wangen drückte?

„denn ich habe nothwendig mit Ih-
„nen allein zu ſprechen.

Es war vor Mittag; Sophie gieng noch im Negligee — denn Schauſpielerinnen pflegen das Negligee zu lieben, und oft bis nach Mittag in dieſer Attitüde zu gehen. — Aber dennoch war ihr Anzug ungleich weniger kokett, als die Morgenkleikleidungen der Schauſpielerinnen ſonſt zu ſeyn pflegen. Wenigſtens wäre mir, wenn ich auch blos die körperlichen Reize an Sophien geliebt hätte, doch dieſer Umſtand zur Erwärmung meiner Empfindungen für ſie itzt am wenigſten zu ſtatten gekommen. Dem ſey indeß, wie ihm wolle! ich begann die Ausführung meines Vorſatzes, indem ich Sophiens Hand an meinen Mund führte, unter den Worten:

»Und was ich mit Ihnen zu ſprechen
»habe, meine Sophie! betrift die
»Empfindungen meines Herzens,
»das ſo warm und zärtlich für Sie
»ſchlägt. Kurz! ich liebe Sie, und
»ich flehe um Ihre Gegenliebe. —

So viel Ausdruck des Erſtaunens, der unerwarteten, aber deſto größeren Freude, die zugleich mit einer gewiſſen jungfräulichen Sittſamkeit, und mit einem ſichtbaren Mißtrauen auf eigene Verdienſte, vermiſcht war, hab' ich ſelten wieder in einem weiblichen Geſicht geſehen, als ich itzt in Sophiens Antlitz bemerkte.

»Sie irren ſich Herr Arndt!

antwortete ſie mir,

„oder Sie ſpotten meiner! bringen Sie mich nicht um meine Ruhe! täuſchen Sie mein Herz nicht durch eine ſo verführeriſche Lockſpeiſe! ich würde Ihnen nicht widerſtehen können.

J. „Ich? Ihrer ſpotten? — Ihr Herz täuſchen? — wofür ſehen Sie mich an? nein! meine Sophie! ich gehöre nicht zu jenen leichtſinnigen Flattergeiſtern, die mit den Herzen guter Mädchen ſpielen, um ſie zu verderben. Meine Liebe gründet ſich auf Hochachtung, und auf Ihre Verdienſte —

S. „Meine Verdienſte? — was Sie mich nicht alles überreden wollen? — ich — ein armes, elterloſes, verachtetes Mädchen! — was wären meine Verdienſte? —

K. „Schönheit, Tugend, Rechtſchaffenheit! meine Sophie! große Verdienſte! die Sie in meinen Augen zur Göttin machen.

S. „Und das ſagt mir dieſer Arndt, auf deſſen Wink jede Schönheit zu ſeinen Füſſen liegen würde — dieſer Mann, den das Publikum anbetet — den die Tochter des Prinzipals liebt, — der angeſehenſte der ganzen Geſellſchaft — der nennt das niedrigſte, unbedeutendſte Mädchen darunter ſeine Göttin? — o! wenn das nicht verführende Schmeicheley iſt, ſo weiß ich nicht, was ich von Ihnen denken ſoll.

J. „O! Sophie! laſſen Sie mich eine Sache nicht wiederholen, die Ihnen dieſer warme Druck meiner Hand, dieſer glühende Kuß meiner Lippen, ſo laut verkündiget, — daß Sie aller der Vorzüge, die Sie mir ſo gütig beylegen, zum Troz, doch allein die meinige ſeyn ſollen — daß ich Sie, — wie mein Leben, — unausſprechlich liebe! und nun, — weg mit allen Bedenklichkeiten. Spricht Ihr Herz ja dazu, empfinden Sie nur halb ſo viel Zärtlichkeit für mich, als ich für Sie fühle, ſo machen Sie

„mich glücklich, wenn Sie mir ge-
„ſtehen, daß Sie nicht ganz gleich-
„gültig gegen mich ſind!

S. „Aber, mein Gott! was für Ver-
„drüßlichkeiten werden wir uns aus-
„ſetzen?

J. „An Ihrer Seite, im Genuß
„Ihrer Liebe werde ich ſie alle mit
„Standhaftigkeit erdulden, und —
„überwinden.

S. Aber, wie ſoll mir's gehen? wie wird
„mir meine Schweſter begegnen? —
„ich darf Ihnen ja doch nicht erſt
„ſagen, daß auch ſie eine Leiden-
„ſchaft für Sie hegt, die mir die
„fürchterlichſten Stürme drohet.

J. „Ich werde ſie ableiten, dieſe Stürme.
„Verlaſſen Sie ſich auf meine Vor-
„ſicht und denn — wenn man es
„hier zu bunt mit uns macht; wer
„feſſelt uns denn an dieſe Geſellſchaft?
„— laſſen Sie uns den Kabalen
„unſrer Collegen ausweichen! —

So ſuchte ich dem guten Mädchen alle ihre Bedenklichkeiten gegen unſre Liebe auszureden. Meine Vorzüge thaten das ihrige, dem Stolze ihres Geſchlechts zu ſchmeicheln; und — es war wohl ganz natürlich, daß ſie ſich endlich ergab. Daß ich aber mit allem Reſpect von mir zu reden, ein Narr war; dieß wird die Folge meiner Geſchichte lehren. Inzwiſchen wurden wir doch jetzt ein paar förmliche Liebesleutchen, und einige Zeit, ſo lange wir nehmlich unſer Verſtändniß geheim halten konnten, befanden wir uns ganz wohl dabey. Aber die Beſorgniße der guten Sophie giengen nur zu bald in Erfüllung, und meine Vorſicht ſuchte vergebens ein Ungewitter abzuwenden, das ſich mit der Entſtehung unſrer Liebe, über dem Horizonte unſrer Schickſale zuſammen zog. Daß ich keine kleine Thorheit begieng, indem ich den Neid des ganzen ſchönen Geſchlechts unſrer Geſellſchaft auf den Nacken der armen Sophie lud, dieß werden meine Leſer leicht begreifen; aber ſie werden auch meine Beſtrafung, im Fortgange meiner Geſchichte finden.

Viertes Kapitel.

Wie manche Schauſpielerin mit der Tugend verfährt.

Daß unter allen nur möglichen Klaſſen des ſchönen Geſchlechts, es einer Schauſpielerin am ſchwerſten gemacht wird, das Kleinod ihrer Tugend zu erhalten, iſt wohl eine Wahrheit, woran niemand zweifelt, wer nur ein wenig mit der Lage dieſer guten Damen bekannt iſt. Denn die Fallſtricke, die ihrer Keuſchheit, von Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, Klugen und Narren, Edelleuten und Bürgerlichen, geſetzten Männern und Stutzern, ehrlichen Kerlen und Windbeuteln, alten und jungen Haaſenfüſſen, kurz von jedem, der nur irgend einen Trieb zu Liebſchafts-Händeln in ſeinem Herzen, oder Blute fühlt, auf allen ihren Tritten und Schritten gelegt werden, ſind in der That zu mannigfaltig, und zu anlockend, als daß nicht eine eiſerne Enthaltſamkeit, und eine übermenſchliche Vorſicht dazu gehörte, ſich nicht darein zu verfangen, und ihnen behörig auszuweichen. Und wenn denn hierhiezu noch kommt, daß die Grundſätze dieſer Damen oft nicht die gebildetſten ſind, daß es ihnen nicht ſelten an einer guten Erziehung mangelt, und daß ſie oft ſelbſt das Gute vom Böſen, die Tugend vom Laſter nicht zu unterſcheiden wiſſen; was Wunder, wenn ſie ſo oft, und ſo ſehr ſtraucheln, und endlich ganz dahin ſinken, in den Strudel der Laſter, wodurch ſie ſich denn ſo ſehr verächtlich, und verabſcheuungswürdig bey der geſitteten Welt machen? — Solche unglückliche Geſchöpfe ſind in der That mehr zu bemitleiden, als zu haſſen, und mir ſind oft die Thränen in die Augen getreten, wenn ich eine laſterhafte Schauſpielerin ſahe, und die erſten Veranlaſſungen zu ihrer unehrbaren Lebensart wußte.

Aber — wenn eine Prieſterin der Thalia die Würde ihrer Beſtimmung kennet, wenn eine gute Erziehung ihr Herz gebildet hat, und ihre Vernunft zu unterſcheiden weiß, was anſtändig und ausgelaſſen iſt, wenn ſie ſich würklich tugendhaft ſtellet, und bey jeder Gelegenheit Sittlichkeit, und unſträflichen Lebenswandel rühmt, wenn ſie ſo gar den Ruf eines tadelloſen Wandels vor ſich hat; und — ſie ſinket dennoch bis zur niedrigſten Ausſchweifung herab, — ſie verführt ſogar andre, denen ſie Beyſpiel der Tugend ſeyn ſollte, zum Laſter, wer kann noch die mindeſte Hochachtung, für dieſe Perſon behalten? wer muß ſie nicht verachten, verabſcheuen? —

Eine ſolche Heuchlerin war Madam Wenzig, von welcher meine Leſer ſchon aus dem vorigen Band meiner Geſchichte wiſſen, daß ſie der vollkommenſte Tugendſpiegel zu ſeyn, vorgab, und würklich von jederman dafür gehalten wurde. In dieſem Kapitel aber werde ich einige Anecdoten von ihr erzehlen, die meinen Leſern zwar einen ſchlimmeren, aber doch einen wahrhafteren und getreueren Begriff von ihr machen ſollen. Ich wollte wünſchen, daß mich die Pflicht eines Geſchichtſchreibers der Menſchheit nicht verbände, dieſe Dame, für welche ſich der Leſer vielleicht anfänglich intereſſirt hat, in einem ſo nachtheiligen Lichte auftretten zu ſehen.

Madam Wenzig war, wie ſchon bemerkt worden, eine der blendendſten Theaterfiguren, die mir jemals vorgekommen ſind; und — ich glaube es wohl, daß es den wollüſtigen Leckermäulern ſchwer werden muſte, ihren Lüſternheiten nach den Reizen dieſes Liebeathmenden Weibes, Zaum und Gebiß anzulegen, beſonders, da ſie gröſtentheils Liebhaberinnen ſpielte, wobey ſie denn nicht unterließ, durch die ſchwärmeriſchſten Ausbrüche der Zärtlichkeit jedem, der ſie ſahe, die brauſendſten Gefühle der Liebe einzuflößen.

In einer ſolchen Rolle ſahe ſie einsmals ein junger Offizier von der kaiſerlichen Leibgarde aus Wien, ein überaus reicher Cavallier, der ſich damals in Prag aufhielt. Dieſer junge Kriegsmann gehörte unter den Orden jener privilegirten Liebesritter, die jede reizende Dulcinea für eine gute Priſe anſehen, und durch Hülfe ihrer reichgeſpickten Beutel, immer ſehr glücklich in ihren Liebesunternehmungen ſind. Es konnte nicht fehlen, unſre Wolluſtathmende Madam Wenzig muſte ſein ganzes Blut in Wallung ſetzen. Durch und durch von der Macht ihrer Reize durchſchüttert ſtrebte er nach ihren Umarmungen. Aber

Es wollte ihm anfänglich nicht recht glücken; er konnte nicht einmal zu einer Unterredung mit ihr kommen: denn Madam lebte zu Erhaltung ihres Rufs, überaus eingezogen, beſuchte keine öffentlichen Oerter, kam wenig in Geſellſchaften, und — auf dem Theater, oder im Auskleidezimmer ließ ſie ſich gar nicht ſprechen.

Der Offizier aber ſpricht von ungefehr zu einem ſeiner Kameraden, indem ſie ſich eben über die Reize der Madam Wenzig unterhalten, er wolle gleich funfzig Dukaten darum geben, wenn ihm dieſe ſchöne Frau nur eine Nacht, das Glück der Schäferſtunde vergönnte. Sein Bedienter hört dieſe Aeußerung, und da es ſich gerade trift, daß dieſer Menſch, mit der Schweſter des Kammermädchens der Madam Wenzig, eine Liebſchaft unterhält, ſo plaudert er gegen ſeine Geliebte davon. Dieſe ſagts ihrer Schweſter, und das dienſtfertige Kammermädchen, das ihren Gewinn dabey hoffet, entdeckt die Sache ihrer Gebieterin.

Was thut Madam Wenzig? ſie glaubt dieſe funfzig Dukaten mit leichter Mühe verdienen zu können: denn — ſie durfte ſich ja nur leidend dabey verhalten. Sie läßt alſo durch Hülfe ihres gutherzigen Kammermädchens, dem freygebigen Offizier zu wiſſen thun, er könne um den angebotenen Preiß ſeine Abſicht erreichen. Unſer Ritter greift mit beyden Händen zu; es wird an einem bequemen Orte, eine nächtliche Zuſammenkunft veranſtaltet; der Liebhaber muß ſeine funfzig Dukaten pränumeriren: und denn wird ihm Cytherens Tempel eröfnet, wo er denn auch der holdſeligen Göttin, auf das reichlichſte zu opfern nicht unterläßt. —

Nun glaubte zwar wohl unſer Held, durch dieſe Einweihung, feſten Fuß in den Zaubergefilden ſeiner Göttin zu bekommen. Aber darin betrog er ſich weidlich. Madam Wenzig verſtand die Rechte. Der Vertrag war nur auf eine Nacht geſchloſſen. Durch eine anderweite Opferung würde ihre Ehre gelitten haben. Der Vorhof des Tempels wurde ihm alſo, nach vollbrachter Handlung, vor der Naſe zugeſchloßen, und alle Reichthümer der Welt konnten

Madam Wenzig nicht wieder bewegen, ihn dem neuen Prieſter noch einmal zu eröffnen.

Die Sache blieb verſchwiegen, weil der Offizier bald darauf wieder von Prag abreiſte. Nur lange nachher erfuhr ich ſie durch einen Kanal — den ſich meine Leſer leicht vorſtellen können. Madam Wenzig gewann inzwiſchen aber doch ſo viel damit, daß ihr Mann — der von der ganzen Geſchichte wuſte — eine ſehr ängſtigende Wechſelſchuld, von dem verdienten Opfergelde, bezahlen konnte.

So war Herr Wenzig niederträchtig genug, die verſteckten Ausſchweifungen ſeiner Gattin, zu dulden. Nur muſten dieſe Begünſtigungen was einbringen, ſonſt war er der eiferſüchtigſte Ehemann von der Welt, und ſein Stolz erlaubte ihm nicht, andere, als vergoldete Hörner zu tragen, zu deren Anlegung er aber auch, mit gröſter Bereitwilligkeit die Hände bot.

Ungefähr auf dieſen Fuß lebte Madam Wenzig mit dem Baron Harraſch, einem Prager Studenten, der überaus reich war, und dem man es ſonſt zum Ruhm nachſagen muſte, daß er, — die Ausgaben abgerechnet, die ihm die Wenzigſche Familie koſtete, ſein Vermögen zu keinen unedlen Zwecken anwendete. Jung war der Baron noch, auch einnehmend in ſeinem Betragen; aber nichts weniger, als ſchön; ja, er war ſo gar ein wenig ausgewachſen, und hatte Bocksbeine. Aus Liebe konnte ihn alſo Madam Wenzig, ihres vertrauteren Umgangs unmöglich würdigen. Man brauchte daher den ehrwürdigen Namen der Freundſchaft, um eine Gemeinſchaft darunter zu verſtecken, die im Grunde nichts mehr, und nichts weniger, als — eine feine Beutelſchneiderey war.

Denn unter dem Titel eines Freundes vom Hauſe, kam der Baron täglich und ſtündlich nicht von Wenzigs weg. Wer ihn, und Herrn Wenzig zuſammen ſah, der hätte ſich nimmermehr eingebildet, daß die beyden Herrn, Rivals waren, ſo vertraut thaten ſie mit einander, ſo herzten, und küßten ſie ſich bey jeder Gelegenheit, und ſo ſchienen ſie, nur ein Herz, und eine Seele zu ſeyn. Der Baron genoß dagegen bey der Frau ſeines Freundes alle nur mögliche Freyheiten. Er war ihr ſteter Geſellſchafter, auch wenn Herr Wenzig ſich nicht zu Hauſe befand; er führte Madam ſpaziren, gieng mit ihr in Geſellſchaft, und brachte ſie nach Hauſe, wenn ihr Mann noch bey der Bouteille, oder am Spieltiſche ſitzen blieb, und in einigen Stunden erſt nach Hauſe kam. Er wartete ſeiner Freundin alle Tage bey der Toilette auf, trank mit ihr Kaffee, und half ihr ihre Rollen ſtudiren, wenn ſie früh morgens noch im Bette lag; dann pflegte er ſich mit auf das Bettgeſtelle zu ſetzen, und ſo probirte ſie ihre Liebhaberrollen mit ihm. Herr Wenzig kam zwar manchmal zu dieſen ſonderbaren Proben. Aber denn beſaß er viel zu viel Discretion für ſeinen Freund, und für ſeine Gattin, als daß er den Cenſor dabey hätte machen ſollen. Er retirirte ſich, und gieng in ein Weinhauß, um da zu frühſtücken. Brauchte Herr oder Madam Wenzig Geld, ſo kam der gute Baron ihren Wünſchen noch zuvor, gab her, was nöthig war, und machte keine ſaure Mine dazu. Der vielen Geſchenke nicht zu gedenken, die er bald Madam, bald ihrem Manne, bald ihren Kindern machte. Lag Madam in Wöchen, welches ſich zweymal zutrug, ſo lange dieſe Bekanntſchaft währte, ſo war der Baron die getreueſte Wartefrau von der Welt: denn er kam nicht von ihrem Bette hinweg, und ihr geringſter Wink war für ihn ein Befehl, den er aufs genaueſte befolgte, und hätte es auch tauſend Thaler koſten ſollen.

Einmal ſah' ich ſo eine Probe ſeiner Freundſchaft mit an. Ich befand mich eben bey Wenzigs zugegen, als der Baron, wie gewöhnlich, ebenfalls da war. Es kam ein Juwelierer hinein, der ſeine Waaren auskramen wollte. Herr Wenzig — der kein Geld haben mochte — hieß ihn gehen; der Baron aber contremandirte, und bat den Handelsmann ſeinen Kram auszulegen. Es geſchah; Madam Wenzig war geſchwind bey der Hand; ihr gefiel beſonders ein ſehr brillanter Ring, der zehen Dukaten koſtete. Sie handelte ihn, und ſteckte ihn am Finger. Nun ſollte es an ein Bezahlen gehen.. Ich hörte, daß

Herr Wenzig ſeine Frau heimlich fragte: wer bezahlen würde? Sie gab ihm einen Wink zu ſchweigen, und zu gleicher Zeit zog der Baron ſeine Börſe, und drückte dem Juwelierer das Geld in die Hand. Herr Wenzig nahm die Sache für bekannt an; Madam bedankte ſich nicht einmal bey dem Baron, und die Sache ſchien beyden ſo wenig wichtig zu ſeyn, daß weiter keine Sylbe davon geſprochen wurde. Dafür aber gieng Herr Wenzig mit mir ſogleich auf ein Kaffeehauß, und ließ den Baron mit ſeiner Gattin allein. —

Unter dieſem Verhältniße mochte denn nun wohl Madam Wenzig, in Anſehung ihrer ökonomiſchen Umſtände, bey dem Umgange mit dem Baron, ihre Rechnung recht gut finden. Aber die gute Dame hatte überdieß noch andre Bedürfniſſe, welchen der Baron, mit ſeinem ganzen Reichthum, und mit all' ſeiner Freygebigkeit, nicht abzuhelfen vermochte. Und das waren denn keine anderen, als die Bedürfniße reeller Zärtlichkeit, wozu, die Wahrheit zu ſagen, der gute Baron ſo wenig taugte, als Madam Wenzig zur keuſchen Suſanne; denn er machte, wie ſchon geſagt, nur eine ſehr ſchlechte Figur, und war dabey ein elender Schwächling, der auch mit dem beſten Willen von der Welt, nicht über die Kräfte ſeiner Natur ſchreiten konnte. Madam mochte daher wohl in dieſer Hinſicht, ihre Rechnung bey ihm gar nicht recht nach Wunſch finden; und daher beſchloß ſie denn ſehr weißlich, dem guten Cicisbeo einen tüchtigen Gehülfen zu ſetzen.

Hierzu wurde nun niemand anders, als meine Wenigkeit von Madam auserſehen: denn meine Figur, und mein Körperbau verſprachen ihr alle die glücklichen Talente, die ſie bey einem Liebhaber wünſchte, und nöthig zu haben glaubte. Anfänglich gab ſie mir ihre Abſichten nur von weiten zu erkennen, in Hofnung, daß ich ihr auf halbem Wege entgegen kommen würde. Da es ſich nun oft ſo traf, daß ich im Schauſpiel den Liebhaber, und ſie die Liebhaberin ſpielte, ſo verſäumte ſie dieſe bequeme Gelegenheit nie, mir durch die Sprache ihrer Augen, und durch die glühendſten Umarmungen, Beweiſe zu geben, daß ſie die Liebhaberin — nicht nur ſpiele, ſondern auch würklich ſey.

Was mich hingegen anbetrift, ſo will ich keinesweges die Eitelkeit haben, meinen Leſern die Naſe aufheften zu wollen, als ob die Reize der Madam Wenzig, ihres Zwecks, bey mir ganz und gar verfehlt hätten. Die Lockſpeiſe war in der That zu verführeriſch, als daß ich nicht manchmal den ſtärkſten Appetit darnach hätte bekommen ſollen. Ich erwiederte daher nicht ſelten die Liebkoſungen der guten Dame, mit Wucher, und dieſer Umſtand belebte denn ihre Hofnung nicht wenig, und befeuerte ſie, mir immer ſchärfer und ſchärfer auf den Leib zu gehen.

Inzwiſchen brauchte ich doch auch auf der wahren Seite nicht den gewünſchten Ernſt; und dieß zwar aus keiner andern Urſache, als weil ich mit Sophien ſchon im Liebeshandel ſtand. Ihr hatte ich einmal mein Herz geweihet; und mein Gewiſſen erlaubte mir nicht, eine ſo groſe Untreue an ihr zu begehen. Madam Wenzig aber, welche den eigentlichen Bewegungsgrund meiner Enthaltſamkeit noch nicht wuſte, und ſolche vielmehr noch der Ohnmacht ihrer Reize zuſchrieb, beſchloß nunmehr, einen Hauptſturm auf mich zu wagen, und zweifelte an nichts weniger, als an dem glücklichſten Erfolg ihrer Unternehmungen.

Ein neues Schauſpiel, das Herr **Saizritter** einſtudieren ließ, und worin ſich einige überaus verliebte Auftritte befanden, kam ihr zu Ausführung ihres Plans vortreflich zu ſtatten. Da es ſich auch hier gerade ſo traf, daß ich die Rolle des Liebhabers, ſie aber meine Geliebte ſpielte, ſo machte ſie ſich dieſen Umſtand zu Nutze, mich einige Tage vor Vorſtellung des Stücks zu erſuchen, ob ich nicht die Mühe auf mich nehmen wollte, in ihrem Zimmer meine Rolle einmal mit ihr zu probiren. Dieſer Antrag befremdete mich freylich ein wenig; denn ſie hatte mir dergleichen noch niemals gethan. Aber doch glaubte ich eben keine beſondere Urſache zu haben, es ihr abzuſchlagen.

Näher kam ich jedoch ihrer Abſicht auf die Spur, als ſie mich in einer Stunde zu ſich beſtellte, wo Herr Wenzig ordinär ſich auf dem Kaffeehauſe zu befinden pflegte. Ich fand mich zur geſetzten Zeit ein. Es war vor Mittag zwiſchen neun und zehen Uhr. Madam war ganz Mutterſeelen-allein. Sie hatte ſich in ein ſehr verführeriſches Negligee von weiſſen Cattun geworfen. Wo man ſie berührte, traf man auf lauter weiche, wollüſtige Gefilde; und ihren vollen ſtrotzenden Buſen umhüllte ein ſo klares durchſichtiges Tuch, daß dem Auge auch nicht die geringſte Bebung deſſelben entgehen konnte.

Ausgerüſtet mit dergleichen ſiegreichen Waffen der Liebe, begann ſie denn ihre Rolle mit mir zu probiren; und alles, was die feinſte Koketterie nur erfinden kann, die Begierden eines Mannes zu entflammen, damit ſetzte ſie mir, bey dieſer Gelegenheit ſo heftig zu, daß ich eine marmorne Säule, und mein Blut, gefrornes Eis hätte ſeyn müſſen, wenn ſie ihres Zwecks ganz hätte verfehlen ſollen. Ich ſah die Gefahr, worin ſich meine Tugend befand, vor Augen;

nen; ich wurde den Abgrund gewahr, worein mich das verführeriſche Weib ſtürzen wollte; aber der Pfad, worauf ſie mich dahin führte, war mit Roſen und Lilien beſtreuet; wie hätte mich dieß entzückende Gefilde nicht bezaubern ſollen? —

Unſre Rolle war noch nicht ganz zu Ende, als Madam für gut fand, die Vollendung ihres Triumphs zu beginnen; indem ſie ſich mir um den Hals warf, und in der wollüſtigſten Ekſtaſe ihrer Sinne ausrief:

„Laſſen Sie uns unſer Spiel unterbrechen, lieber Arndt! ich vermag es nicht mehr, den Ausbruch einer Leidenſchaft zu hemmen, deren Genugthuung ich nur in Ihren Armen erwarte!

Man muß geſtehen, die Kriſe war gefährlich genug; mein Fall war beynahe gewiß, ſchon ſtand ich auf dem Punkt, der Heftigkeit der Begierden, welche mir dieſes Weib eingeflößt hatte, nachzugeben; — als — nichts anders, denn die Stimme Sophiens — mich von meinem Fall errettete.

Sophie war außer dem Hauſe geweſen. Jtzt kam ſie zurück; und zum Glück hörten wir ſie noch auf dem Vorſaal mit der Köchin ſprechen, die von Madam Wenzig auf die Wache geſtellt war, und zu dem Ende, ihre Schweſter, mit allerhand Schäckereyen, die laut genug waren, daß Madam ſie in dem Zimmer vernehmen konnte, einige Minuten auf dem Saale zurück hielt;

„O! Himmel! meine Schweſter!

rief Madam, auf einmal von ihrer verliebten Eckſtaſe zurückkommend,

„geſchwinde retiriren Sie ſich in den Al-
„koven! Sophie darf Sie durchaus
„nicht ſehen.

Auch mir war nicht wenig daran gelegen, daß mich das gute Mädchen nicht gewahr wurde. Jch ſchlüpfte alſo, wie der Blitz hinein, und Madam, die mir meinen Hut, und Stock nachwarf, ſchloß die Thür hinter mir zu. Gleich darauf trat Sophie ins Zimmer; brachte einige kleine Galanteriewaaren, für Madam zur Probe mit. Aber dieſe, um Sophien auf eine gute

Manier wieder loß zu werden, verwarf die Waaren gänzlich, und ſchickte ſie glücklich wieder fort, um ihr andre Proben zu bringen, die ihr beſſer gefallen würden.

Ich wurde hierauf augenblicklich meiner Gefangenſchaft wieder entlaſſen. Da ich aber dieſe Zwiſchenzeit genutzt hatte, meine Vernunft wieder zu ſammeln, und die Kräfte meiner Keuſchheit, aus dem Winkel wieder hervor zu ſuchen, wohin ſie die Reizungen der Madam Wenzig verwieſen hatten, ſo ſchlug ich ihr die Fortſetzung unſrer Rolle in allen Gnaden ab, vertröſtete ſie auf eine bequemere Gelegenheit, und ſchlich mich davon, nicht wenig froh darüber, daß mich mein guter Genius abermals von einer Ausſchweifung gerettet hatte, welcher ich ſchon ſo nahe geweſen war.

Fünftes Kapitel.

Proben der Rache eines beleidigten Frauenzimmers.

Immerhin mochte Madam Wenzig in der Folge, die ganze Macht ihrer Reize aufbieten, mich zu einem neuen Rendevous mit ihr zu forciren, wie ſie würklich zu thun nicht unterließ; mich brachte ſie nimmermehr wieder dazu. Vergebens verſchwendete ſie alle mögliche Kunſtgriffe der Koketterie, mich in ihre Feſſeln zu ſchmieden. Ich vermied ſie mit äußerſter Sorgfalt, verband meine Augen vor ihren lockenden Reizen, verſtopfte meine Ohren vor ihrem Sirenengeſange, und — blieb blos meiner damals noch unſträflichen Sophie getreu.

Aber Madam Wenzig bewieß mir auch, was ein Frauenzimmer, deren Liebe von einem Mann vernachläßiget, oder wohl gar verachtet wird, vermag, ſo bald ſie es darauf anlegt, ihn mit ihrer Rache zu verfolgen, und das vielköpfige Thier der Kabale, auf ihn loszuhetzen. Ehe ſie noch meinen Liebeshandel mit ihrer Schweſter erfuhr, brauchte ſie blos die Bühne zum Werkzeuge, um mir allerhand Tort anzuthun. Sie fieng damit an, daß ſie in Rollen, wo wir Liebesleute zuſammen ſpielten, ſich überaus nachläßig nahm. Ich mochte mir Mühe geben, ſo viel ich wollte, ſie kam mir mit ihrer Aktion nicht im mindeſten zu ſtatten. Ja! ſie verdarb mir gar oft die meinige, und ſtörte mich durch unnatürliche, und gar nicht zur Sache gehörende Theaterſtreiche, wodurch ſie bey dem Zuſchauer Lachen erregte, wenn ich Theilnehmung, und Rührung hervor zu bringen ſuchte. Oft verſtümmelte ſie auch ihre Rolle, antwortete mir ganz verkehrt, beobachtete den Dialog nicht, und ſo muſte ich natürlich ſelbſt in Verwirrung gerathen, daß ich vielmal ſelbſt nicht wuſte, was ich ſagen ſollte. Spielte ſie mit einem andern Schauſpieler, ſo grif ſie ſich aus allen Kräften an, um die ganze Höhe ihrer Kunſt zu zeigen, und dem Publikum die Naſe zu drehen, als ob ich derjenige ſey, der ihr ihre Rollen mit mir, durch Nachläßigkeit verderbe.

Beklagte ſich der Prinzipal über dergleichen Streiche, ſo ſchob ſie alle Schuld auf mich, und da der gute Mann die geheimen Urſachen ihrer Kabalen nicht wuſte, ſo muſte ich immer darunter leiden, und manchen unverdienten Verweiß deswegen von ihm verdauen. Auch bey dem Publikum verlor ſie nichts dadurch: denn ſie wurde von dieſem blinden Chaos von Menſchen, beynahe vergöttert, weil ſie ſchön war, und ſie hatte ganz erſtaunend viel Anhänger, die ihre Kniffe theils würklich nicht gewahr wurden, theils nicht ſehen wollten. Und was ſie ſelbſt bey dieſem erzpartheyiſchen Publikum nicht vermochte, dieß muſte der Baron **Hartaſch**, ihr gehorſamer Diener, ausrichten. Dieſem Menſchen durfte Madam nur winken, und er ſtand, mit Leib und Seele, mit Gut und Blut zu ihrem Befehl. Da er ſehr reich war, und in großem Anſehen deswegen ſtand; ſo war beynah der ganze Troß von Studenten ſeine Anhänger, und wenn es auf Theaterkritik ankam, ſo konnte er das ganze Heer der Kunſtrichter nach ſeinem Belieben, an einem Schnürchen leiten. Wenn er klatſchte, ſo klatſchten aller Hände mit, und wenn er pochte, ſo waren wie bey einem Uhrwerk, oder wie bey einer Oelmühle alle Stöcke in Bewegung.

Es kam daher ſehr oft vor, daß ich ausgepocht wurde, wenn ich glaubte, es am beſten gemacht zu haben. Ich wurde faſt gar nicht mehr beklatſcht, und wenn ich ein Garrick, ein Schröder, oder ein Reinecke damaliger Zeit geweſen wäre. Spielte ich mit Madam Wenzig, ſo wurde ich beym Abgange ausgepocht, ſie aber beklatſchte man, ich mochte noch ſo gut, und ſie noch ſo ſchlecht geſpielt haben; und das war der Fall faſt allemal. Kurz, mein ganzes Anſehen beym Publikum fiel auf einmal, und ich konnte dieſem vielköpfigen Ungeheuer faſt keine Rolle mehr zu Dank ſpielen, da ich doch vorher allgemein gefallen hatte, und der Liebling der ganzen Stadt war, ſo gut als es itzt ein Opitz in Leipzig, oder ein Fleck in Berlin iſt.

Auch hatte man daran noch immer nicht genug. Ich muſte ſo gar den Verdruß leiden, daß ſcandalöſe Verſe, und pasquillenartige Gedichte auf mich im Parterre ausgeſtreuet wurden, und auf den Kaffeehäuſern, oder in den Weinkellern herumliefen, geleſen und belacht wurden. Einige dieſer ſaubern Gedichte muſte man mir ſo gar ſelbſt in die Hände zu ſpielen, und ich bekam anonymiſche Briefe, worin mir die bitterſten Sottiſen geſagt wurden. In den Gedichten war ich mehrentheils als ein ſchlechter Schauſpieler, und, als ein eingebildeter Geck geſchildert. Man rezenſirte meine Rollen darinnen auf die beiſſendſte Weiſe, und gab mir dabey die bitterſten Lehren zu verdauen. Ich durfte mich faſt in keiner öffentlichen Geſellſchaft, und auf keinem Kaffeehauſe mehr ſehen laſſen, ohne Gefahr, von Studenten oder Kaufmannsdienern inſultirt zu werden. In öffentlichen Theaterſchriften, die in Leipzig, und in Prag herauskamen, fand ich die nachtheiligſten Rezenſionen über mein Spiel, und ich war faſt allemal als ein ſchlechter, und nachläſſiger Schauſpieler geſchildert. Madam Wenzig aber wurde in dergleichen faden Schmiralien faſt bis in den Himmel erhoben, und von ihrem Spiel hieß es gröſtentheils: es ſey ſchön, groß, herrlich, vortreflich geweſen. Man kann leicht denken, woher dieſe ſaubern Rezenſionen kamen: denn es war dazumal ſchon ſo gut Mode, wie heut zu Tage, daß die Herausgeber der Theaternachrichten, von dem Geiſt der Partheilichkeit, und der Kabale hintergangen wurden. Der Blick aus dem ſchönen Auge, meiner beliebten Schauſpielerin galt ſchon damals mehr, als das heiſſeſte Beſtreben des verdienſtvollen Schauſpielers, nach Vervollkommung ſeiner Kunſt. Es gab ſchon damals kunſtrichterliche Klopffechter, die mit Feuer und Schwerd gegen den zu Felde zogen, der ſich unterfing, an einer Lieblingsaktriſe, mit einem ſchönen Wuchs, und mit einem vollen, zur Schau getragenen Buſen, nur das mindeſte tadelhaft zu finden, und wenn ſie auch aus der Schule eines Kasperle, oder eines Reibehands geweſen wäre.

Was aber bey dieſen mir von Madam Wenzig wiederfahrnen Verfolgungen noch das hämiſchſte war, ſo wuſte ſie ſich ſo ſehr gegen mich zu verſtellen, daß ſie, wie vor und nach die nehmliche Freundlichkeit, die nehmliche ſcheinbare Anhänglichkeit an mich beybehielt. Sie that ſo gar, als ob ſie Mitleiden mit meinem Schickſale hätte, zog heftig auf das Publikum loß, das mich ſo ſehr verkenne, und verſprach mir öfters, durch den Baron, den Urheber dieſer niederträchtigen Kabalen ausforſchen zu laſſen, damit ich Genugthuung fordern könne.

Inzwiſchen wurde mir die Sache doch gar zu toll. Ich konnt' es unmöglich länger aushalten, mich von einem Weibe, das die Stimme des Publikums in ihrer Gewalt hatte, ſo mißhandeln zu laſſen. Ich entdeckte daher die ganze Sache, und die ganze Veranlaſſung zu dieſen Kabalen, dem Prinzipal, und bat ihn, mich entweder zu ſchützen, oder mir meine Entlaſſung zu geben. Das letztere wollt' er durchaus nicht: denn wo hätte er ſogleich wieder einen Liebhaber von meinen Talenten herbekommen ſollen?

Er gab mir alſo für's erſte den Rath, diejenigen Rollen, die ich mit Madam Wenzig zu ſpielen hatte, theils Herrn Brozner wieder zu überlaſſen, theils an Herrn Steinfeht abzugeben, und nur diejenigen zu behalten, wo ich mit Mamſell Saizritter zuſammen kam. Herr Saizritter glaubte, das Publikum würde den Unterſchied zwiſchen mir, und jenen Schauſpielern, mit Mißvergnügen bemerken, und von ſelbſt wieder drauf dringen, daß ich wieder in meine Rollen eintreten ſollte. Ich ließ mir die Sache gefallen; aber das war nur Oel ins Feuer gegoſſen. Es erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was Herr Saizritter vermuthete: denn dafür hatte Madam Wenzig ſchon geſorgt.

Broznern empfing man, ſeines verrunzelten Geſichts, und ſeiner dürren Beine ungeachtet in den jüngſten Liebhaberrollen, doch mit ausgezeichnetem Beyfall; und Steinfeht wurde auf das ausſchweifendſte beklatſcht, ſo elend er auch ſpielte, und ſo ſehr er auch die ſchönſten Rollen verhunzte. Mich hingegen verfolgte man noch immer mit Pochen, und allerhand andern Merkmalen des Mißfallens ſo ſehr, daß die gute Grazioſa, die ſich alle Mühe gab, mich wieder in Kredit zu bringen, und vor der Kabale zu ſchützen, oft ſelbſt mit darunter leiden muſte. Nunmehro hieß es, und man ſprach ohne Scheu davon, Herr Saizritter habe es nun ſelbſt eingeſehen, daß ich ein ſchlechter Schauſpieler ſey; er habe mir daher die beſten Rollen nehmen müſſen, und nur aus überſpannter Liebe zu ſeiner Tochter, die an meiner Perſon einen Narren gefreſſen hätte, hab' er mir diejenigen gelaſſen, die ich mit dieſem für mich eingenommenen Mädchen zu ſpielen habe. Man ſprengte allenthalben aus, ich lebe mit Grazioſen in einem ärgerlichen Umgange, und das gute Mädchen, die ſich einbilde, ich würde ſie heurathen, werde von mir bey der Naſe herum geführt.

Madam Wenzig hatte noch einen andern Grund, mir einen noch genaueren Umgang mit Grazioſen andichten zu laſſen: denn ſie war durch Hülfe ihres Mädchens, das viel Geſchicklichkeit in der Spionerie beſaß, hinter mein Liebesverſtändniß mit ihrer Schweſter gekommen.

Dieſes ſahe ſie nun als die einzige Urſache an, warum ich ihre Liebe ausſchlug, wie ſie es denn auch würklich war; und dieß brachte ihre Wuth aufs äußerſte, und befeuerte ſie zu einer exemplariſchen Rache. Der Gedanke, daß ich ihr, eine Schweſter, die ihrer Meynung nach, ein einfältiges ſchlechtes Mädchen war, vorgezogen hatte, war ihr ganz unerträglich; und ſie beſchloß, dieſe Verbindung zu trennen, es möge auch koſten, was es wolle. Und, um nun zwiſchen mir und Sophien eine Uneinigkeit zu ſtiften, und den Saamen der Eiferſucht in ihr Herz zu ſtreuen, machte ſie mich zu Grazioſens Liebhaber, und, indem ſie ſich gegen ihre Schweſter ſtellte, als ob ſie nicht das mindeſte von ihrer Verbindung mit mir wüſte, ſo ließ ſie doch keine Gelegenheit vorbey, mich auf der Seite eines Ungetreuen, Niederträchtigen, und Undankbaren zu ſchildern.

Ganz erreichte ſie ihre Abſicht damit zwar wohl noch nicht: denn ich wüſte Sophien dieſen Verdacht immer auszureden; aber ſie bereitete ihr Herz dadurch doch zur Empfänglichkeit einer andern Sache vor, wodurch es ihrer Kabale endlich gelang, mich gänzlich von dieſem liebenswürdigen Mädchen zu trennen. Bey **Sophien** wollte der Saame der Eiferſucht keine rechten gedeihlichen Früchte bringen; ſie verſuchte alſo dieſes hölliſche Feuer, in meinem Herzen anzublaſen; und dieß glückte ihr völlig.

Unter den vielen Schmetterlingen, die um die Reize der Madam **Wenzig** — zum Theil vergebens — buhlten, befand ſich ein junger Prager Student, mit Namen **Wallrodt**, der eine vortreffliche Figur hatte, überaus reich war, und die Gabe beſaß, ſich dem Frauenzimmer, durch ein gewiſſes ſanftes, einſchmeichelndes Weſen, intereſſant zu machen. Dieſen Menſchen wählte ſie zum Werkzeug ihrer Rache an ihrer Schweſter. Herr **Wallrodt** hatte Madam **Wenzig** ſchon einigemal die feurigſten Liebesanträge gethan, und ſie durch die blendendſten Geſchenke unterſtützt. Aber, aus Liebe zur Tugend, und weil ſie doch nicht in den Ruf kommen wollte, als ob ſie eine Perſon ſey, die ihre Reize an jeden windigen Liebesritter verkaufe, hatte ſie ihn bisher, mit ſeinem unſtatthaften Suchen, immer mit Erſtattung der Unkoſten abgewieſen.

Itzt aber, als Herr **Wallrodt** ſeine Anträge einmal ſehr ernſtlich wiederholte, that ſie ihm den Vorſchlag, ob er nicht ihre Schweſter, ſtatt ihrer, zu Befriedigung ſeiner Liebesbedürfniße, annehmen wolle? ſie verſprach ihm, ſeine Bemühungen, bey ihrer Schweſter zu unterſtützen, und ſie ihm gewiß ganz eigen zu machen. **Wallrodt**, der ſich nach Art dergleichen luſtigen Herren, im Grunde nicht viel draus machte, wo er ſeinen Lüſten huldige, wenn die Perſon nur ſonſt die Huldigung verdiente, nahm dieſen Vorſchlag mit Dank und mit Vergnügen an: denn an **Sophiens** Schönheit war nichts auszuſetzen, ja, ſie hatte wohl gar, in Kraft ihrer Jungferſchaft, vor Madam **Wenzig**, noch unterſchiedene Vorzüge, welche das liſtige Weib, der Lüſternheit des Herrn **Wallrodts**, ſehr eifrig anzurühmen nicht unterließ. Der Plan wurde alſo angelegt, und — ausgeführt. Wie dieſes aber geſchah; dieß wollen wir in folgendem Kapitel abhandeln.

Sech-

Sechſtes Kapitel.

Umſturz einer weiblichen Tugend und was weiter erfolgte.

Wenn auch Sophie eine Schauſpielerin war, ſo glaube ich doch, daß dasjenige, was der Leſer hier von ihr erfahren wird, dem ganzen weiblichen Geſchlechte angehe: denn der Stand eines Frauenzimmers macht nur wenig Unterſchied aus, ſo bald es auf ihre Schwäche ankommt. Eine Tugend, die niemand angefochten, und geprüft hat, verdient dieſen ehrwürdigen Namen nicht. Nur alsdenn, wenn ein junges Frauenzimmer alle Verſuchungen bekämpft, und überwunden hat, kann ſie auf den Ruhm der wahren Tugend Anſpruch machen. Aber wie wenige unter der Menge ſind dieſes großen Vorzugs würdig? — fern ſey es zwar von mir, den Ruhm dieſes liebenswürdigen Geſchlechts dadurch zu beſchmitzen, daß ich die Zahl der würklich tugendhaften Frauenzimmer etwas herab ſetze. Nein! ihr guten trauten Leſerinnen! was ich hier niederſchreibe, ſage ich blos zu eurer Warnung, und um euch zu ſichern vor den Kunſtgriffen ſchlauer Verführer, die in Schaafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe ſind. Aber — ich rath' es euch: beherziget meine Lehren, und ſehet euch vor, daß man euch nicht überliſte, wenn ihr es am wenigſten denkt! — ein junges Mädchen — man verzeihe mir dieſen Ausdruck! — iſt ein ſchwaches Werkzeug. Umgang macht Liebe, und Gelegenheit macht Diebe, ſagt ein altes Sprichwort. Fügen ſich Zeit, Ort, und Gelegenheit, ein junges Frauenzimmer dahin zu reiſſen; wie ſchwach ſind dann ihre Füſſe! wie bald ſinkt ſie nieder zu einer Vergehung, aus welcher ſie dann weder Reue, noch Thränen retten können, — mit blutigem Herzen hab' ichs oft mit angeſehen, wie eine einzige Freyheit, die ein junges Mädchen, einer unverſchämten Mannsperſon erlaubte, oft der erſte Schritt zu ihrem Verderben, und der erſte Fußtritt auf der Bahn der Unkeuſchheit, und des Laſters wurde. —

Meine Sophie giebt uns den lebendigſten Beweiß von der Schwäche eines weiblichen Herzens. Das Mädchen liebte die Tugend würklich aus voller Seele, ob ſie gleich eine Schauſpielerin war. Aber ſie ſcheiterte an der Klippe der Verführung, weil ſie nicht vorſichtig genug war, und zu wenig auf ſich-Achtung gab. Schon hatte Madam Wenzig den Grund zu ihrem Falle, dadurch in ihrem Herzen gelegt, daß ſie ihr eine üble Meynung von mir beybrachte, und ihre Eiferſucht gegen mich erregte. Jtzt brachte ſie ihr nun den niederträchtigen Wallrodt unter die Augen. Die Figur des Mannes blendete ſie, ſeine Feinheit überliſtete ſie, und ſeine reichen Geſchenke wiegten ihre Tugend in einen ſüſſen Schlummer.

Anfänglich widerſtand ſie freylich lange; und Madan Wenzig war mehr als einmal auf dem Punkt, ihren Plan wieder aufzugeben. Aber, da ſie nichts dabey zu verlieren glaubte, wenn auch die Kabale nicht gelang, und die Hofnung des Gewinnſtes ſie noch immer reizte, ſo beſchloß ſie die Sache aufs äußerſte zu treiben. Sie machte daher dem Herrn Wallrodt oft Gelegenheit, mit Sophien allein zu ſeyn, welche dieſer Menſch auf alle mögliche Weiſe nutzte. Sophie hätte kein junges, unerfahrnes Frauenzimmer ſeyn müſſen, wenn ihr Widerſtand nicht bisweilen nur ſehr ſchwach hätte ſeyn ſollen. Bey dieſer Gelegenheit wurde denn Wallrodt mit Sophiens Reizen etwas genauer bekannt, und dieſer Umſtand befeuerte ſeine Entſchloſſenheit, über ihre Tugend ſchlechterdings zu ſiegen.

Dennoch wollt' es ihm immer noch nicht recht gelingen. Endlich, nachdem man Sophien auf einen Hauptſtreich hinlänglich vorbereitet hatte, war Madam Wenzig boshaft genug, den niederträchtigen, verführeriſchen Wallrodt, einmal des Nachts in Sophiens Zimmer zu praktiziren. Freylich hätte das unglückliche Mädchen leicht über dieſe ſo ſcharfe Klippe der Verführung hinwegſchiffen können, wenn ſie nur das Steuerruder ihrer Tugend feſte gehalten, und einige Nothſchüſſe gethan hätte; denn vielleicht wär' ihr noch jemand zu Hülfe gekommen, und ſollt'

ſollt' es Herr Wenzig ſelbſt geweſen ſeyn, der im benachbarten Zimmer ſchlief, und von der ganzen Kabale nichts wuſte. Aber Sophie — ich weiß nicht, ob aus Sicherheit, oder aus Laune? — unterließ für diesmal, jene Vorſicht zu brauchen; und daher war denn die Folge davon keine andre, als daß das Schiff ihrer Tugend, in dieſer unſeligen ſtürmiſchen Nacht ſcheiterte, und die Trümmer davon in die Tiefe verſanken. —

Die Bahn des Laſters war alſo gebrochen, und der Triumph ihrer boshaften Schweſter war erreicht. Aber dennoch mochte Sophie wohl eben nicht die Abſicht haben, auf dieſem Pfade beſtändig fortzuwandeln, oder völlig mit mir zu brechen: denn ſie betrug ſich gegen mich noch eben ſo, wie ſonſt. Auch erfuhr ich ſelbſt von der Sache nichts zuverläßiges. Es wurde zwar hin und wieder davon gemunkelt, daß Sophie ſich dem Herrn Wallrodt ergeben habe, ſein öfterer Zuſpruch bey Wenzigs fieng mir an verdächtig zu werden; ich hielt Sophien die Sache vor; aber ſie war Komödiantin genung, ſich wie die Unſchuld ſelbſt zu ſtellen; und wuſte den Verdacht einer Untreue an mir, immer auf gute Manier von ſich abzulehnen. Vielleicht wär' ich gutherziger Narr wohl auch ſo bald noch nicht hinter die reine Wahrheit gekommen, hätte mir, zu meinem Glück, die Niederträchtigkeit der Madam Wenzig nicht auch dazu verholfen.

Daß Sophiens Untreue vor mir geheim bleiben ſollte, widerſprach ihren Abſichten gänzlich. Ich muſte es alſo erfahren; und ſie ſorgte ſelbſt dafür, daß ich nicht länger daran zweifeln durfte. Sie wuſte nehmlich einsmals vor Mittags unter der Probe, auf gute Manier, ein Rendevous zwiſchen Sophien und Wallrodten, in ihrem Zimmer zu veranſtalten. Mich bat ſie in der Probe, ich möchte ſie nach Hauſe begleiten, weil ſie mir etwas wichtiges zu ſagen habe. Ich fand eben kein Bedenken, es ihr abzuſchlagen. Und da ihre Schweſter ſich nicht mit in der Probe befand, ſo fieng ich an, etwas zu ahnden, das mich ziemlich ſtark beunruhigte, und mich um ſo mehr beſtimmte, mit Madam nach Hauſe zu gehen.

Unterwegens erklärte ſich nun Madam Wenzig alſo gegen mich:

„Sie dauren mich, mein lieber Arndt! „daß man Ihr gutes Herz ſo ſehr mißbraucht, und Sie ſo unverantwortlich bey der Naſe herumführt.

J. „Wie ſo? Madam! Sie beunruhigen „mich.

W. „O! ruhig müſſen Sie ſeyn, aufbäumen müſſen Sie nicht, ſonſt erfahren Sie kein Wort weiter.

J. „Ich will mich mäßigen. — Nun?

W. „Sie lieben meine Schweſter!

J. „Sophien? —

W. „Ja! ja! Sophien! leugnen Sie „es nur nicht! ich weiß alles haar klein.

J. „Nun, gut! und wenn es denn ſo „wäre!

W. „Es thut mir leid, daß ich von meiner Schweſter ſagen muß: — ſie iſt „eine Niederträchtige! —

J. „Madam? —

W. „Mäßigung, mein Herr! ſie iſt Ihnen untreu — ſo untreu, als man es nur immer ſeyn kann.

J. „Sie reden ſehr beſtimmt, Madam! wie? wenn Sie es beweiſen ſollten?

W. „Nichts weiter, als das? — fühlen Sie ſich ſtark genug, ſich mit eignen Augen zu überzeugen?.

J. „Wenn ich dadurch hinter die Wahrheit kommen könnte!

W. Nun! ſo kommen Sie! aber ſtill müſſen Sie ſich halten — ganz leiſe gehen — und verſprechen müſſen Sie mir, daß Sie keine Gewaltthätigkeit begehen wollen.

Ich verſprach alles, um nur hinter die Wahrheit zu kommen; und da wir inzwiſchen ihr Haus erreicht hatten, ſo giengen wir ganz leiſe hinein, die Treppe hinauf, und in das Zimmer der Madam Wenzig. Sophiens Zimmer war zwar verſchloſſen; aber es befand ſich zwiſchen demſelben, und dem Zimmer ihrer Schweſter, welche gleich neben einander lagen, in der Wand ein kleines Fenſter, durch welches man aus einem Zimmer in das andere ſehen konnte.

Und nun — ſchob Madam Wenzig den Vorhang vor dieſem Fenſter ein wenig auf die Seite, und ſagte:

„kommen Sie her! — wie gefällt Ihnen das?

Ich blickte hinein; und — man ſtelle ſich mein Entſetzen vor! — ich ſahe meinen glücklichen Nebenbuhler auf einem Sopha ſitzen, und — meine Geliebte auf ſeinem Schooſſe, in ſeinen Armen — in einer Attitüde, die nicht die züchtigſte war, und einen ziemlich deutlichen Schluß auf dasjenige machen ließ, was vorgegangen ſeyn mochte. —

Dieſer Anblick! — er machte mich faſt raſend; aber — dem Himmel ſey Dank! meine Affekten — hatte ich immer in meiner Gewalt. So wuſte ich mich auch hier ſehr ſchnell zu faſſen. Ich wendete meine Augen von dem verabſcheuungswürdigen Gegenſtande meiner Schande ab, machte Madam, unter den Worten:

„Leben Sie wohl Madam! Sie haben
„Ihre Abſicht — nur halb erreicht.

meine Verbeugung, und zog von dannen.

Von Stund an hörte alle Verbindung zwiſchen mir, und Sophien auf. Ich habe ſeitdem kaum zwey Worte wieder mit ihr geſprochen. Wallrodt wuſte ihr meinen Verluſt zu erſetzen; und ſo war auch ſie darüber getröſtet. Von einem Freunde dieſes meines Rivals erfuhr ich bald darauf die ganzen Umſtände, wie es mit Sophiens Verführung zugegangen war; und es wurde mir nun nicht mehr ſc[illegible]r, die boshaften Abſichten ihrer Schweſter dabey völlig zu entdecken.

Da ich von den Schickſalen dieſer meiner geweſenen Geliebten, in dieſer Geſchichte, weiter zu ſprechen, keine Gelegenheit finden werde, ſo will ich meinen Leſern ſogleich hier ſagen, was es mit dieſem unglücklichen Schlachtopfer der Rache, und der Kabale noch für ein Ende nahm. Der Umgang mit dem Herrn Wallrodt brachte gar bald gewiſſe, ſehr natürliche

Folgen bey ihr hervor. Als die Sache nicht mehr zu verbergen war, ließ ſich Herr Klizinger, der es ſatt haben mochte, um die Mamſell la Riche länger vergebens zu ſeufzen, gegen eine gute Ausſteuer, aus der Börſe des Herrn Wallrodt, bewogen, Sophien zu heyrathen. Schon aber an das Gift der Koketterie einmal gewöhnt, ſetzte ſie in der Folge dieſe liebliche Lebensart weiter fort, alle gute Grundſätze erſtarben nun völlig in ihrem Herzen, und ſie ſank endlich bis zur niedrigſten Gattung liederlicher Weiber herab. Ich ſah' ſie nachher einmal in Wien wieder; aber wie fand ich ſie? leichtſinnig, wie ein zehnjährig Kind, buhleriſch, wie eine offenbare Ehebrecherin, und muthwillig, wie eine Freudenjungfer. Ihr Mann, der es im Grunde nicht beſſer, als ſie machte, trennte ſich von ihr, endlich wurde ſie von einer mißrathenen Ausſchweifung krank, und ſtarb faſt in der Blüthe ihrer Jahre an der Verzehrung. So war eine niederträchtige Schweſter die einzige Urſache von dem gänzlichen Verderben eines jungen Frauenzimmers, das, bey einer andern Richtung, vielleicht eine der gröſten Zierden ihres Geſchlechts geworden ſeyn würde.

Jedoch, wieder auf mich zu kommen, ſo hatten dieſe Händel zwiſchen mir, Madam Wenzig, und ihrer Schweſter, den ſchädlichſten Einfluß auf die ganze Schauſpielergeſellſchaft, und es thürmten ſich darinnen Kabalen auf Kabalen. Da meine Liebſchaft mit Sophien ein ſo tragiſches Ende genommen hatte, ſo hielt ich mich deſto mehr an Demoiſelle Saizritter, und ob ich wohl niemals den eigentlichen Liebhaber bey ihr machte, ſo nahm ſie meine Anhänglichkeit an ſie doch für ein gutes Merkmal meiner Neigung zu ihr an, und dieſer Umſtand flößte ihr gewiſſe Hoffnungen ein, deren Erfüllung ſie von der Folge der Zeit mit Geduld abzuwarten beſchloß.

Dadurch gewann ich des Mißfallens ungeachtet, womit mich das Publikum noch immer verfolgte, doch bey Herrn Saizritter ſo viel, daß er aus Liebe zu ſeiner Tochter, mich mit vorzüglicher Achtung zu trackiren, nicht aufhörte. Weil er wuſte, daß Madam Wenzig einzig und allein an dem Mißkredit Schuld war, worin ich bey dem Publikum ſtand, ſo verlor dieſe täglich immer mehr bey ihm, je mehr ich durch die Zuneigung ſeiner Tochter zu mir, in ſeiner Achtung gewann. Es konnte daher auch nicht anders kommen, als daß Madam Wenzig bey jeder Gelegenheit zurückgeſetzt wurde. Bey neuen Stücken bekam ſie faſt gar keine wichtige Rolle mehr; die Rollen der erſten Liebhaberinnen fielen größtentheils Grazioſen zu: denn theils zog Herr Saizritter ſeine Tochter blos aus natürlicher Vaterliebe der Madam Wenzig manchmal vor, theils fürchtete er ſich auch vor den Kabalen des Publikums, wenn er mich mit der letzteren ſpielen ließe; und dennoch würden ſeine Vorſtellungen unendlich darunter gelitten haben, wenn er die erſten Liebhaberrollen mir hätte entziehen wollen.

Hieraus entſtand denn nun der, unter Schauſpielern ſo gewöhnliche Rollenneid, der oft die ausgeſuchteſten Geſellſchaften trennt. Madam Wenzig nahm die Zurückſetzung, womit ihr der Prinzipal begegnete, ſehr übel auf. Sie unterließ nicht, ihn, ſeine Tochter, und mich, bey jeder Gelegenheit zu ſchikaniren. Das Pu-

Publikum hatte ſie größtentheils auf ihrer Seite; ich und Grazioſa, wir mochten alſo unſre Rollen ſo gut exekutiren als wir wollten; wir mißfielen dennoch, und wir hatten nicht ſelten den Verdruß, ausgepocht zu werden. Zwar gab es wohl unter dieſem widerſinnigen, ungerechten Publiko, noch hin und wieder vernünftige Leute, die ein Mißfallen an den Begegnungen hatten, die mir und Grazioſen wiederfuhren, und welche die Kabalen der Madam Wenzig recht gut einſahen; aber dieſe braven Leute wurden von der Menge verdrängt, überſchrieen, und übertäubt. Hauptſächlich riſſen die Studenten, und Kaufmannsdiener, die faſt alle an Madam Wenzig hingen, die Stimme des Publikums an ſich, und ſchalteten damit nach Belieben und Willkühr. Dennoch aber wollten ſich die Patrioten nicht ganz verdrängen laſſen. Es trug ſich alſo öfters zu, daß zu gleicher Zeit gepocht, und auch geklatſcht wurde; und es war manchmal eine ſolche Verwirrung unter den Zuſchauern, woraus die heftigſten Zänkereyen entſtanden, die ſich nicht ſelten mit Wixen, und Kopfnüſſen endigten.

Der Geiſt der Zwietracht und der Kabale riß dadurch natürlich auch unter den Mitgliedern der Geſellſchaft ein, es entſtanden Partheyen, die einander verfolgten, und ſich unter einander allen Tort, und Dampf anthaten. Die eine Parthey hielt es mit mir; und darunter gehörten vorzüglich Herr und Madam Waldmann, und Herr und Madam Stimm. Die übrigen hielten es mit Madam Wenzig, und dieſe Parthey war ungleich ſtärker, als die meinige. Selbſt auf die Vorſtellungen hatte dieſer wüthende Partheygeiſt den mächtigſten Einfluß. Die Mitglieder ſtörten einander während dem Agiren; es wurde alſo ſchlecht geſpielt; das Publikum murrte darüber; und die Kaſſe des Prinzipals muſte natürlicher Weiſe darunter leiden.

Dieſer gute Mann gab ſich zwar alle nur mögliche Mühe, die aufgebrachten Gemüther wieder mit einander zu verſöhnen, und jeden Schauſpieler nach Verdienſt zu behandeln. Aber der Wuth einer Menge auf einander erhizter Komödianten Einhalt zu thun; dazu gehört mehr, als menſchliche Kraft, und mehr, als menſchliche Geduld. Er konnte alſo durchaus nicht durchdringen, ſondern muſte die Sache nolens volens gehen laſſen, wie ſie gieng. Gern hätte er Madam Wenzig dimittirt: denn ſie konnt' er allenfalls entbehren. Aber zu geſchweigen, daß dieß nicht der Fall mit ihrem Manne war, ſo ſtand er auch in Gefahr, das ganze Publikum, welches Madam Wenzig anbetete, durch ihre Entlaſſung wider ſich aufzubringen, ſeinen ganzen Kredit zu verlieren, und ſich noch überdieß den unangenehmſten Begegnungen auszuſetzen. Ueberdieß hatte Madam Wenzig auch noch unter den angeſehenſten Kaufleuten einige Verehrer, welchen Herr Saizritter ſchuldig war; und alſo aus Reſpeckt gegen dieſe muſte er auch Madam Wenzig behalten, die Sache mochte auch ablaufen wie ſie wollte.

Und würklich lief ſie auch für den guten Prinzipal ſehr betrübt ab: denn aus der Disharmonie der Schauſpieler entſtand endlich eine allgemeine Spaltung der Geſellſchaft, wodurch Herr Saizritter einen unerſetzlichen Verluſt erlitt. Die beſten Mit-

glie

glieder, worunter beſonders Herr und Madam Stimm, und Herr und Madam Waldmann gehörten, nahmen ihre Dimiſſion, und giengen nach Leipzig zu Herrn Koch. Ich ſelbſt wäre gewiß auch nachgefolget, wofern mich nicht ein andrer ganz unvermutheter Vorfall, auf einmal ganz und gar von dem Schauſpielerleben errettet hätte; und davon will ich im folgenden Kapitel handeln.

Siebentes Kapitel.

Wieder einmal ein Romanenſtreich.

Wie alles in der Welt nur ſeine beſtimmte Zeit dauert, wie Glück, und Unglück, Freude und Traurigkeit, Liebe und Haß, unter ſich abwechſeln, und wie die menſchlichen Schickſale überhaupt in einem beſtändigen Kreislaufe umher getrieben werden, ſo daß das Rad derſelben, bald auf Sand und Kieſelſteinen, bald wieder auf jungen Raſen, und wohlriechenden Blumen dahin rollt; — ſo gieng es auch mir.

Nach und nach wurde Madam **Wenzig** ihrer Kabalen und Verfolgungen von ſelbſt wieder überdrüßig, beſonders da ſie ſahe, daß ich hartnäckig genug war, ihren Abſichten demungeachtet immer entgegen zu handeln. Mit ihrer Laulichkeit in dieſen Geſchäften erkaltete denn auch der Eifer des Publikums, mir zu ſchaden, immer mehr. Ich fieng an, wieder allgemein zu gefallen; aber nichts deſto weniger bekam ich immer mehr Abſcheu vor dem Schauſpielerleben: denn das Feuer der Kabale glimmte doch noch immer unter der Aſche, und es konnte, bey der geringſten Anregung, wieder in lohe Flammen auflodern.

Inzwiſchen gab Herr **Saizritter** einsmals ein neues Trauerſpiel, das damals noch auf keiner deutſchen Bühne geſehen worden war, und woran ſich noch keine Geſellſchaft gewagt hatte. Es war **Hamlet**, Prinz von **Dännemark**, aus dem Engliſchen des Herrn **Schakeſpear**. Ein junger Dichter machte den Verſuch, es zu überſetzen; es gelang ihm, und er gab das Manuſcript, unſerm Prinziſal zur Aufführung. Mir wurde der Hamlet übertragen; es war eine überaus wichtige Rolle. Aber weil damals noch keine ſo großen Hamlet-Spieler, wie Schröder, Brockmann und Reinecke in itzigen Zeiten, auf den deutſchen Bühnen aufgetreten waren, ſo gelang mir es immer ſchon, mit dieſer Rolle zu brilliren, ob ich gleich von derjenigen Höhe noch weit entfernt geweſen ſeyn mochte, zu welcher ſich einige unſerer itzigen Schauſpieler in derſelben, empor geſchwungen haben.

Die Vorſtellung fiel überaus gut aus; und ich wurde, wider all mein Erwarten, unaufhörlich applaudirt. Ganz zufrieden mit dieſem ausgezeichneten Beyfall, war ich, nach Endigung der Vorſtellung, eben im Begriff, in das Auskleidezimmer zu gehen, und meine Hamlets-Kleider abzulegen, als mir von dem Theatermeiſter ein Billet überreicht wurde, das er von einem fremden Bedienten für mich bekommen hatte. Das Billet war mit Bleyſtift geſchrieben, und mit Oblate verſiegelt; das Siegel war ein adeliches Wappen. Die Schrift enthielt nur folgende wenige Worte:

„Der Prinz Hamlet wird erſuchet,
„dieſen Abend um 11. Uhr, in das Palais
„des Grafen von B* zu kommen.
„Im Eingange wird ihn eine Perſon
„erwarten, die ihn dahin führen wird,
„wo man ihn zu ſprechen verlangt.

eine Freundin.

Von einer Freundin? — ha! ha! ich werde gefallen haben — wer weiß, welche ſchöne Frau nach mir dürſtet? — hier giebts gewiß ein Abentheuer. — Mit dieſen Gedanken, die meiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelten, ſteckte ich mein Billet ein, zog mich aus, und gieng nach Hauſe, um mich zu dieſem Rendevous recht geſchickt zu machen. Nichts gewiſſer glaubte ich, als daß mir ein Liebesabentheuer bevorſtehe, das mich ſchon zum voraus, durch und durch entzückte. Um eine ganze Spanne fühlte ich mich höher; ich beguckte mich im Spiegel, und war eitel genug, meine Larve zu unterſuchen, ob ich auch wohl würklich der Mann ſey, in welchen ſich eine vornehme Dame verlieben könne? Denn ich bildete mir feſt ein, das Billet komme von der Gemahlin des Gra-

fen

ſin von B*, oder doch wenigſtens von einer ihrer Kammerdamen. Alsdenn ließ ich mich aufs niedlichſte friſiren, zog mein beſtes Kleid Perlfarben mit Gold an, und war um 10. Uhr ſchon fix und fertig, das Rendevous zu beginnen. Ich ſah nach meiner Uhr, und ärgerte mich nicht wenig, daß ich noch eine ganze Stunde warten muſte. Dieſe Stunde wurde mir unausſtehlich lange. Voll Ungeduld, und Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, lief ich eine halbe Stunde lang, wie toll in meinem Zimmer auf und nieder. Endlich konnt' ichs zu Hauſe gar nicht mehr aushalten. Ich machte mich alſo auf die Socken, und in einem Nu war ich vor dem Palais des Grafen. Aber da war keine Seele zu finden, die meiner zu warten ſchien. Es ſchlug drey Viertheil; ich patroullirte alſo einſtweilen auf der Straſſe umher, jedoch ohne das Palais aus den Augen zu verlieren, und mit unaufhörlichen Blicken auf die Fenſter deſſelben, in Hofnung, meine Dulcinea würde irgend wo heraus ſehen, und mich deſto eher von meinem Poſten befreyen. Aber vergebens! ich ſahe nicht einmal ein Licht in den Fenſtern

ſtern, geſchweige denn eine ſchöne Prinzeßin.

Endlich ſchlug die Uhr 11. aus. Wie der Blitz ſtand ich im Thorwege des Palais. Ich hatte keine vier Minuten da gelauert, als ein junges Mädchen, das einer Zofe ähnlich ſahe, auf mich zutrat, und mich fragte:

„Sind Sie der Prinz Hamlet?

Ich antwortete: Ja! und denn verſetzte ſie:

„Nun, ſo folgen Sie mir nach! treten „Sie aber leiſe auf, und geben Sie keinen „Laut von ſich!

Das Mädchen führte mich über den Hof weg, eine dunkle Treppe hinan, über einige finſtre Gallerien hin, und vor eine Thür, wo ſie eine Blendlaterne hervorzog, mir ins Geſicht leuchtete, und mich ſehr ſcharf betrachtete. Bisher hatte ich mich nicht unterſtanden, nur ein Wort zu reden, ſo ſauer mir es auch wurde, und ſo ſehr mich's drängte, meine Führerin nach der Perſon zu fragen, die mich zu einem ſo geheimen nächtlichen Rendevous erforderte. Izt aber, wie ich bey der Blendlaterne gewahr wurde, daß dieſe meine Führerin ein überaus ſchönes Mädchen war, konnt' ich mich nicht enthalten, ſie zu fragen, warum ſie mich ſo genau betrachtete?

„weil ich ſehen wollte, ob Sie auch mir
„gefallen könnten.

antwortete ſie,

„aber ſtill! es möchte uns jemand hö-
„ren. Gehen Sie hinein; und warten
„Sie, bis jemand kommt.

Bey dieſen Worten, machte ſie ihre Laterne wieder zu, eröfnete die Thür, und ſchob mich hinein, in ein ſo dunkles, unerleuchtetes Zimmer, daß ich auch keinen Schritt vor mir hinſehen konnte. Da ſtand ich nun gute zehn Minuten lang, voller Furcht, und Erwarten, wie ſich mein Schickſal aufklären würde, ohne daß ich mich getraute, nur einen Fuß vorwärts zu ſetzen. Beynahe fieng mir an bange zu werden, ob mir nicht von irgend einem meiner Feinde ein gefährlicher Streich geſpielt werden möchte? Aber ich faßte mich bald wieder, und beſchloß, den Ausgang in Ruhe abzuwarten. Doch machte ich meinen Degen locker, um mich im Fall der Noth meiner Haut zu wehren.

Endlich eröfnete ſich eine Seitenthür. Ein Frauenzimmer, das ein groſſes Wachslicht in der Hand trug, trat herein. Das ganze Zimmer wurde dadurch erleuchtet; und weil der Schein des Lichts, auf die vergoldeten Tapeten des Zimmers ſich, und in den darin hängenden groſſen Spiegeln wieder zurückprallte, ſo blendete mich dieſe plötzliche Abwechslung des helleſten Sonnenſcheins mit der vorigen Dunkelheit, ſo ſehr, daß ich anfänglich kein Auge aufthun konnte.

Ich hatte alſo auch; die erſchienene Dame noch gar nicht eher betrachten können, als bis ſie ſchon vor mir auf einem Sopha ſaß, und mir einen Stuhl präſentirte, auf welchen ich mich denn auch ohne Umſtände, aus groſſer Müdigkeit niederließ. Itzt nahm ich aber den Vortheil in Acht, ſie genauer zu muſtern. Es war ein groſſes wohlgewachſenes Frauenzimmer voller Embonpoint, und voll jugendlichen Feuers. Ihr Gang war geſetzt, und edel; und ihr Anſtand hatte viel Majeſtät, und Würde! Sie trug ein langes weiſſeidenes

Kleid; über ihren Kopf aber war eine ſchwarze Florkappe gezogen, ſo, daß ich kaum den untern Theil ihres Geſichtes ſehen konnte. Doch fand ich ihren Mund, ihr Kinn, und ihren Hals — denn die übrigen Theile ihres Geſichtes waren gänzlich bedeckt — ungemein ſchön.

Als wir uns beyde niedergeſetzt hatten, begann meine Dame folgende Unterredung:

„Sie werden ſich vielleicht wundern, „mein Herr!“

ſagte ſie,

„daß Sie ſo ſpät, und auf eine ſo geheimnißvolle Art, zu mir inkommodirt worden ſind. Aber wenn ich Ihnen ſage, daß ich einen ſo eiferſüchtigen Gemahl habe, der mich auf ewig von ſich verſtoßen würde, ſo bald er erführe, daß ich einem jungen Mann den Zutritt zu mir erlaubte, ſo werden Sie mir dieſe Freyheit gewiß vergeben.

Ein guter Anfang! dachte ich, und antwortete, daß ich mir es zur Gnade anrechne, einer ſo ſchönen Dame, zu allen Zeiten und auf alle Weiſe zu Befehl zu ſeyn. Sodann fuhr ſie fort:

»Ich habe Sie heute als Hamlet zum
»erſten mal im Schauſpiel geſehen.
»Durch Ihre ſchöne Figur, und durch
»Ihr vortrefliches Spiel haben Sie mich
»ſo ſtark für ſich eingenommen, daß
»ich auf den Einfall gerathen bin, mich
»für Sie zu intereſſiren, und, wo mög-
»lich, Ihr Glück zu machen.

J. »In Ihren Händen, meine gnädige
»Frau! wird mein Glück allemal, das
»beneidenswürdigſte ſeyn.

Dam. »Wenigſtens hoff' ich nicht, Sie
»jemals unzufrieden von mir gehen zu
»laſſen. —

Ich bückte mich, und ſuchte, ihr die Hand zu küſſen. Sie zog ſolche aber zurück, und befahl mir, auf meinem Stuhle ſitzen zu bleiben; welche Art des Betragens mir eben nicht ſonderlich gefiel. Inzwiſchen hofte ich auf Beſſerung, und verſparte meine Galanterien.

»Sie heißen Arndt —

fragte ſie jetzt,

„wie ich auf der Affige geſehen habe?
„— was ſind Sie für ein Landsmann?

J. „Ein Thüringer, Ihr Gnaden!

D. „Vom Lande? oder — aus welcher
„Stadt?

J. „Aus Blankenburg.

D. „Ihr Vater war? —

J. „Ein Barbier, und Bader.

D. „Haben Sie ſtudiert?

J. „Nur auf der Schule zu Quedlin-
„burg.

D. Wie lange ſind Sie Schauſpieler?

J. „Ungefähr ſeit einem Jahre.

D. „Nicht länger? — und warum er-
„griffen Sie dieſes Metier?

J. „Aus Neigung, gnädige Frau! Ich
„war im Begrif, eine Reiſe ins Reich
„zu thun, um einen gewiſſen Grafen
„aufzuſuchen, der ehedem mein Gön-
„ner war —

D. „Und wie hieß dieſer Graf? — ver-
„geſſen Sie aber Ihre Rede nicht!

J. „Der Graf von ** . Er war ſonſt
„Miniſter am kaiſerlichen Hofe.

D. „So! — nun! fahren Sie fort!

J. „Als ich nach Bamberg kam, überredete
„mich ein alter Schulfreund von
„mir, der jetzt Schauſpieler war, ſein
„Metier ebenfalls zu ergreifen. Ich
„folgte ſeinem Rathe, und —

D. „Es hat Ihnen nicht gereuet?

J. „Wohl hat es mich gereuet.

D. „Alſo gefällts Ihnen wohl nicht in
„dieſem Stande?

J. „Ganz und gar nicht, gnädige Frau!

D. „Und Sie nähmen wohl lieber andre
„Dienſte?

J. „Mit größtem Vergnügen.

D. „Und das, was ich wünſche. —
„Noch möcht' ich mich nicht gern wieder
„von Ihnen trennen: denn ich finde,
„daß ich Sie hoch ſchätze, und liebe.
„Wiſſen Sie was? — ich will
„Ihnen einen Vorſchlag thun. Mein
„Gemahl, der Geheime Rath von W.
„aus Wien, mit welchem ich mich

„jetzt

„jezt hier in Prag zum Beſuch befindt, „braucht eben einen geſchickten Hausſekretair; hätten Sie wohl Luſt zu dieſer Stelle?

J. Ich würde der Gnade nicht würdig ſeyn, „die Sie mir erweiſen, wenn ich nicht „überzeugt wäre, daß eine ſolche Stelle „mein ganzes Glück in ſich faſſen „würde.

D. Nun! ſo hören Sie weiter! ich ſelbſt „kann Sie meinem Gemahl nicht empfehlen. Dieß hieße ſeine Eiferſucht „auf das heftigſte reizen. - Aber gehen „Sie morgen früh um 8 Uhr zu ſeinem „Stallmeiſter! — er wohnt mit hier „in dieſem Palais. Bringen Sie ihm „dieſes Briefgen von mir, und laſſen „Sie dieſen Mann für das Uebrige ſorgen. Ich werde ihn ſelbſt noch heute „von der Sache unterrichten.

Ich nahm das Briefgen, küßte meiner Dame die Hand, welches ſie nun geſtattete, dankte ihr auf das verbindlichſte für ihre gnädigen Geſinnungen, und bildete mir nichts gewiſſer ein, als daß ſie nunmehr, nachdem dieſer Punkt in Richtigkeit war, auch zur Sprache der Zärtlichkeit übergehen würde. Aber ich betrog mich gewaltig: denn eh' ich mich deſſen verſahe, ſtand ſie von ihrem Sitz auf, und ſagte:

„Jzt müſſen wir uns wieder trennen, liebſter Freund! ein andermal mehr! Hier, vor der Thür, wo Sie hereingekommen ſind, wird man Ihrer erwarten. Wenn Sie morgen zu meinem Gemahl kommen, ſo faſſen Sie ihn bey ſeinem Steckenpferde! — Sie werden es bald weg haben. Dann ſind unſere Abſichten erreichet. Mich werden Sie nicht wieder ſprechen, als in Gegenwart meines Gemahls; aber da hüten Sie ſich, ſich nur mit einem Blick merken zu laſſen, daß Sie mich jemals geſehen, oder nur jemals ein Wort mit mir geſprochen haben. Ich werde ſchon dafür ſorgen, daß wir uns wieder allein ſprechen.

Sodann machte ſie mir eine tiefe Verbeugung, nahm ihr Licht in die Hand, und begann von dannen zu gehen, als ich ihr noch einmal die Hand küßte, und meine Thür ſuchte. Ich fand vor derſelben das vorige ſchöne Mädchen glücklich wieder mit ihrer Blendlaterne, und ich folgte ihr den Weg wieder, den ſie mich heraufgeführt hatte. Verſchiedenemal verſucht' ich zwar mit ihr zu reden. Aber da ſie mir mit keiner Sylbe antwortete, ſo gieng ich unten im Hofthor wieder von ihr weg, ſo klug, als ich zu ihr gekommen war.

Die ganze folgende Nacht konnte ich kein Auge zuthun, vor Betrachtungen über das ſonderbare Abentheuer, das mir begegnet war, und vor ungeduldiger Erwartung des Morgens, von welchem ich nichts geringeres, als die erſte Stufe meines größten zeitlichen Glücks erwartete. Freylich konnt' ich mich in das Betragen dieſer Dame gegen mich gar nicht recht finden: denn ob ich gleich darüber gewiß zu ſeyn glaubte, daß ſie mich liebte, und nur aus Liebe zu mir, mich bey ihrem Gemahl anzubringen bemüht ſey; ſo gefiel mir doch übrigens ihr zurückhaltendes Weſen ganz und gar nicht. Und da ich Erfahrung in Liebſchafts - Sachen zu haben glaubte, ſo dünkte mir, bey aller ihrer anſcheinenden Bemühung mich glücklich zu machen, doch, als ob ich eine gewiſſe Art von Kälte bey ihr bemerkt habe, welche mir mit jenem anſcheinenden Intereſſe für mich gar nicht zu harmoniren ſchien. Kurz, das Abentheuer war nicht nach meinem Wunſche und nach meiner Erwartung ausgefallen. Doch ſuchte ich mich mit dem Gedanken zu tröſten, daß die Geheimeräthin mich vielleicht erſt habe auf die Probe ſtellen wollen, und zu klug ſey, als daß ſie mir ihre wahren Geſinnungen eher entdecken ſollte, bis ich die Probe ausgehalten hätte. Ueberdieß, und wenn auch die Abſichten dieſer Dame ganz uneigennüzig wären, und blos auf meine beſſere Verſorgung abzweckten: ſo flößte mir dieſer Gedanke nicht nur die größte Hochachtung für ihren Charakter ein, ſondern es gereichte mir auch zu keiner geringen Freude, daß ſich eine ſo unvermuthete Gelegenheit fand, mich von dem unruhigen Schauſpielerleben zu befreyen, welches ich von ganzem Herzen überdrüßig war. Unter dergleichen beruhigenden Vorſtellungen, und — was weiß ich all für wonnevollen Träumen der Zukunft, kam endlich der Morgen heran. Ich kleidete mich wieder ſehr ſauber, zog Schuhe und ſeidene Strümpfe an, und gieng, in dieſer Stutzerfigur, zum Stallmeiſter des Geheimenraths.

Achtes Kapitel.

Courbetten eines ſehr gewöhnlichen Steckenpferds.

Daß der Stallmeiſter von meiner Aufwartung ſchon unterrichtet war; dieß ließ er mir durch die freundſchaftliche und zuvorkommende Aufnahme merken, mit welcher er mich empfieng. Er war ein langer, gerader Mann von ungefehr vierzig Jahren, mit einer edlen einnehmenden Bildung, artig, und überaus höflich, aber geſetzt, und ernſtlich in ſeinem Betragen — einer derjenigen Menſchen, welchem man auf den erſten Blick, wenn man ſie ſiehet, ſeine ganze Freundſchaft ſchenken möchte.

Nachdem ich ihm mein Billet eingehändiget, und er es geleſen hatte; ſagte er: „Sie wollen ſich um die Sekretairſtelle
„bey meinem Herrn bewerben: und
„Sie werden keine Fehlbitte thun.“ Ich

„ſehe ſchon an Ihrem Aeußerlichen, daß
„Sie fein Mann ſind. Meine gnädige
„Frau erweiſet mir die Gnade, mich
„um meine Vorſprache bey ihrem Herrn
„Gemahl zu bitten. Ich kann mich
„ſeiner Gunſt einigermaaßen erfreuen;
„und ich werde alles mögliche thun, Sie,
„in Ihrer Bewerbung zu unterſtützen.

Ich muſte eine Bouteille Wein mit ihm trinken, während der Zeit er mich über meine Kenntniſſe befragte, und damit zufrieden zu ſeyn ſchien. Auch traten inzwiſchen über vier bis fünf Stallknechte herein, die dem Herrn Stallmeiſter ihre Rapports von dem Befinden der Pferde abſtatteten. Hieraus fieng ich denn nun ſchon an, das Steckenpferd des Geheimenraths, wovon mir ſeine Gemahlin geſagt hatte, zu enträthſeln, und ich traf es.

Als unſre Bouteille ausgeleert war, ſagte der Stallmeiſter:

„Ich werde Sie noch dieſen Morgen dem
„Herrn Geheimenrathe vorſtellen, ehe er
„auf die Manége geht. Aber zu-
„vor thun Sie ſo wohl, nach Hauſe

„zu gehen, und ein Reitkleid, nebſt gelbledernen Beinkleidern, Stiefeln und Sporen anzulegen. Daß Sie ſtatt des Haarbeutels einen ſteifen Zopf einmachen, und die Haare etwas leger fliegen laſſen, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich befolgte dieſen Rath, und dann giengen wir beyde zu Ihro Excellenz, bey welcher ich auf Verlangen des Stallmeiſters, ſogleich ohne Anmelden mit eintrat. Er eröfnete die Audienz ohne Umſtände mit dieſen Worten:

„Hier will ich Ew. Excellenz einen jungen Mann vorſtellen, der ſich um das Sekretariat bey Ihnen bewirbt. Er iſt ein Schauſpieler von der hieſigen deutſchen Geſellſchaft; aber — ſo viel ich einſehen kann — ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten.

„Ein Schauſpieler?

erwiederte der Geheimerath, ein langen, ſchön gebauter Mann, von ungefähr 36 Jahren. Er hatte eine überaus regelmäßige Bildung, aber eine hochrothe Farbe, viel Feuer im Auge, und eine Habichtsnaſe.

Ein paillefarbnes Reitkollet, mit rothen Aufſchlägen, ſaß ihm knapp auf ſeiner ſchlanken Leibesgeſtalt. Seine ledernen Beinkleider ſaßen wie angegoſſen, und in dem Glanz ſeiner Stiefeln konnte man ſich beſpiegeln.

» Ein Schauſpieler ſind Sie alſo mein Herr?

fragte er noch einmal, indem er mich von der Fußſohle bis zum Scheitel, mit ſcharfen Blicken ausmaaß. Ich bejahte es, und dann ſagte er:

» gut gebaut! der Leib ſchlank — die
» Lenden ſtark — die Beine gerade —
» der Fuß hochgefeſſelt!. — Schade daß
» Sie kein Bereuter geworden ſind! —

Ich machte gegen die Lobeserhebungen einige Bücklinge, worauf er mich fragte, wie ich heiße, und da ichs ihm ſagte, fuhr er fort:

» Ja! ja! ich kenne Sie. Spielten
» Sie nicht letzthin den raſchen Pferde-
» junker? — es war ein herrliches
» Stück. Sie machten Ihre Sachen
» vortreflich; ich ſagt' auch zu meiner

„Frau: der Teufel noch einmal! der „Kerl iſt auf der Bahne geweſen! das „nenn' ich Natur! — — Aber wa„rum wollen Sie Sekretair werden?

J. „Weil mir's nicht mehr unter den Schau„ſpielern gefällt.

G. „Gut geantwortet! aber können Sie „gut reiten?

J. „O, ja! Ihr Excellenz! (ich hatte würklich bey dem Herrn Blume das Reiten ſtark getrieben)

G. „Auch dreſſiren — zu reiten?

J. „Auch das!

G. „Brav! ſehr brav! — Ich will die „Sache überlegen! — hat die braune „Stutte wieder gefreſſen, Herr Stall„meiſter?

St. „Mit größtem Appetit, Ihr Excellenz!

G. „So iſt mir ein Stein vom Herzen. — „Wie befindet ſich Hanns?

St. „Er iſt wohl auf. Sein Glück macht „ihn ſo gar muthwillig.

G. „Es iſt ein gutes Thier. Aber der

„Staroſt? — hängt er noch den Kopf
„über's engliſiren?

St. „Nach gerade ſcheint er ſeinen Schmerz
„zu vergeſſen.

G. „Können Sie Sprachen? Herr Komödiant!

J. „Die lateiniſche, die franzöſiſche, und
„die welſche. —

G. „So werden Sie Ihr Glück machen.
„Aber, was macht der neue Gentlemann,
„Herr Stallmeiſter?

St. „Er iſt noch ſehr wild; und hat heute
„dem Stallknecht faſt die Haare ausgerauft.

G. „Ha! ha! ha! — Nun! er ſoll
„heute wieder auf die Manege. — Haben
„Sie Glück beym Frauenzimmer?
„Herr Komödiant!

J. Ich bin zufrieden, Ihr Excellenz.

G. „Brav! einen Kerl, den das Frauenzimmer
„nicht leiden kann, den mag ich
„auch nicht. — Aber a propos, Herr
„Stallmeiſter! — wie ſiehts aus mit
„dem Iſabellfarbnen Dänen, der

» beym Obriſten Steinmark ſtehet?
» will er ihn noch verkaufen?

St. » Geſtern hatt' er noch keine Luſt da-
» zu. Der Däne ſcheint ihm ſehr lieb
» zu ſeyn.

G. » Ich muß ihn haben: denn — ſagen
» Sie mir! iſt er nicht ein herrliches
» Thier? wie lang, und ſchön gebaut!
» was für ein Hals! was für ein Köpf-
» chen! was für Schenkel! — ein
» Thier, wie eine Jungfer — hol mich
» der Teufel! — Sie verſtehen doch
» Pferde-Curen? Herr Komödiant! —
» wenigſtens die Krankheiten? — nur
» ſo die ſichtbarſten — den Spat z. E.
» die Würmer, den Koller, die Drüſen,
» den Rotz — und was dergleichen mehr
» vorfällt?

J. » Das nur wenig, Ihr Excellenz.

G. » O! nicht brav! doch das wird ſich
» lernen laſſen.

J. » Wenigſtens hab' ich Luſt dazu.

G. » Der Herr Stallmeiſter ſoll Sie unter-
» richten. Wie Teufel wird es aber

„noch mit der Schindmähre; der Liſe „ablaufen?

St. „Das arme Thier! es iſt wenig Hofnung zur Beſſerung.

G. „Die Beſtie dauert mich doch. Ich „möchte weinen darüber — ſo ein „ſchmuckes, ſtattliches Thier! und ſo „unglücklich! — wie veränderlich doch „alles in der Welt iſt! —

St. „Die kleine koſackiſche Bella hat heute „Zeichen geäußert, daß ſie würklich „trächtig iſt.

G. „Würklich? Herr Stallmeiſter! — „hintergehen Sie mich nicht!

St „Nach allen Anzeichen iſt es nicht „anders.

G. „Und der kleine Bielinsky, aus Krakau hat ſie belegt?

St. Kein andrer.

„O! das iſt herrlich! das wird ein „niedliches Thierchen werden! da freu' „ich mich ſchon drauf. — Es kommt „heute mit in den Rapport, Herr „Stallmeiſter! und — daß es nicht

»vergeſſen wird — das Thierchen ſoll »der Woywode von Prag oder — nur »ſchlechtweg der Woywode heißen! Der »Blitz noch einmal! wie werden ſich die »Narren in Wien ärgern, wenn ich »ſo ein hübſches koſakiſches Thierchen »mitbringen werde? — Schreiben kön»nen Sie doch nothwendig, Herr Ko»mödiant?

J. »Ich denke, ziemlich gut, Ihr »Excellenz!

G. »Wir wollen ſehen! Machen Sie ein»mal eine Probe, und ſchreiben Sie den »Rapport des Herrn Stallmeiſters nie»der! Ich will indeß einige Briefe ſie»geln.

Ich ſetzte mich ſogleich, und protokollirte dieſen Rapport, wie mir ihn der Stallmeiſter vorſagte, ungefähr folgender Geſtalt:

Prag den **.

»Dato vor Mittag um 10. Uhr rap»portiret Herr Koſawitſoh, Stall»meiſter Sr. Excellenz, des Herrn Ge»heimenraths von W. von dem Befinden

»der Pferde, in Ihro Excellenz Stalle,
»folgendes: es habe ſich eben ſeit geſtern
»nichts merkwürdiges, oder veränderliches
»zugetragen, außer daß die
»kleine koſakiſche Bella, Anzeichen der
»Trächtigkeit geäußert, und die große
»kaſtanienbraune Viole, einen kleinen
»Anfall von den Drüſen bekommen,
»wogegen aber der Pferdearzt ſeiner
»Excellenz, ſchon dienliche Mittel angewendet.
»Der Meklenburgiſche Schimmel,
»Prinz Heraklius genannt, konnte
»geſtern Abends nicht recht ſtallen;
»das Uebel legte ſich aber ſogleich nach
»den gewöhnlichen Hülfsmitteln. Auch
»wollte König Saul, nach ſeiner üblen
»Gewohnheit heute früh nicht recht an
»den Hexel. Da aber der Hunger wehe
»thut, ſo bequemte er ſich doch noch
»dazu, als er einen tüchtigen Trunk
»gethan hatte. Die übrigen Pferde
»Sr. Excellenz ſind alle wohl auf; und
»wünſchet der Herr Stallmeiſter fernere
»Fortdauer des blühenden Zuſtandes
»in dem Stalle Sr. Excellenz, welche
»heute noch verordnet haben, daß das
»von der kleinen koſakiſchen Bella zu

»erwartende Fohlen, künftig der Woywode von Prag, oder nur ſchlechtweg der Woywode genennet werden ſolle.

Sobald ich dieſes Protokoll fertig hatte; beſah' es der Geheimerath, und mit Entzücken rief er aus:

»Ach! das iſt herrlich geſchrieben, und vortreflich ſtiliſirt! Sie ſind mein Sekretair, Herr Komödiant! Fünfhundert Gulden jährlicher Gehalt ſey Ihr Sold! Sie ſpeiſen alle Tage an meiner Tafel, haben bey mir freye Wohnung, und ein eigenes Reitpferd. Herr Stallmeiſter! die ſchöne Helena ſoll dem Herrn Sekretair. Einer Beſtallung brauchts nicht lange. Mein Wort iſt ſchon genug. Sie können Morgen anziehen! Ich werde dafür ſorgen, daß Ihr Zimmer, und Ihr Bedienter bereit ſey.

Das Protokoll legte er in ein Stück Akten, und gab dem Stallmeiſter Ordre, die Pferde auf die Manege bringen zu laſſen. Ich aber bedankte mich für die Gnade Ihro Excellenz, und gieng voller Freude, und voller Hofnung, einer noch glücklichern Zukunft, wieder von dannen.

Aus einem Schauſpieler wurd' ich denn alſo auf einmal wieder der Sekretair eines großen Staatsmanns: denn das war der Geheimerath würklich. Niemand aber war weniger mit dieſer meiner ſchnellen Metamorphoſe zufrieden, als Herr Saizritter, und die gute rechtſchaffene Grazioſa. Obgleich mein Kontrakt mit ihm mich an keine gewiſſe Zeit band, und ich meine Entlaſſung von ihm fordern konnte, wenn ich wollte, ſo gab er ſich doch wenigſtens durch Bitten, und Vorſtellungen, alle nur mögliche Mühe, mir meinen Vorſatz auszureden, und mich zu bewegen, Schauſpieler zu bleiben. Aber vergebens! meine Hofnung auf das große Glück, das ich in der Gnade der Geheimeräthin zu finden hofte, hatte mich zu ſehr hingeriſſen; und — dieß auch ganz bey Seite geſetzt! ſo war ich des Schauſpielerlebens ſo herzlich überdrüßig, daß ich dieſe Gelegenheit, davon los zu kommen, mit beyden Händen ergriffen hätte, wenn ſie auch nicht ſo vortheilhaft für mich geweſen wäre. Ich nahm alſo noch dieſen Tag, in der Rolle des Hamlet, welchen Herr Saizritter auf Begehren wiederholen muſte, von dem Publikum, in einer kurzen Rede Abſchied, und rückte den Tag drauf, ſogleich in meine Stelle, bey dem Geheimenrath ein.

Am meiſten rührte mich der Abſchied von Grazioſen. Dieſes edle, ſanfte Mädchen liebte mich würklich mit nicht geringer Leidenſchaft. Ich wuſte das wohl; aber nie empfand ich das Gefühl des Herzens für ſie, was man Liebe nennt. Mehr Mitleiden hatte ich mit ihren Empfindungen für mich, die ich nicht erwiedern konnte; und jetzt beym Abſchiede erweckte dieſes Mitleiden, eine gewiſſe Zärtlichkeit für ſie, in meinem Herzen, die mir meinen Schritt hätte bereuen laſſen können, wenn ich nicht einer viel glänzenderen Laufbahn entgegen zu eilen, mir geſchmeichelt hätte. Doch muſte ich ihr verſprechen, ſo lange ich mich noch in Prag befände, ſie fleißig zu beſuchen, und — wenn es mir jemals wieder einfallen ſollte, zum Theater zurück zu kehren, alsdenn wieder zu ihrer Geſellſchaft zu treten. Das erſtere that ich fleißig; das letztere aber geſchahe niemals wieder. Grazioſa aber wurde in der Folge an einen guten, und rechtſchaffenen Schauſpieler verheyrathet, welcher ſie völlig glücklich machte, und in deſſen Armen ſie ſich darüber tröſten konnte, daß ſie den flatterhaften Arndt jemals geliebt hatte.

Neuntes Kapitel.

Wer hätte das gedacht?

Meine lieben Leſer mögen nicht etwa auf die irrige Meynung gerathen als ob mein neuer Prinzipal einer jener paſſionirten Pferdeliebhaber geweſen wäre, die in der ganzen weiten Gotteswelt nichts gelernt haben, als auf Roſſen ſich herum zu ſchwingen, und den Pferdehandel zu treiben. Die Pferdeliebhaberey war bey ihm in der That nichts anders, als das, woran faſt jeder Menſch, außer ſeinen Berufsgeſchäften, ſein Herz hängt, nehmlich — ſein Steckenpferd. Die Hauptabſicht ſeines Daſeyns vergaß er bey all ſeiner Sorgfalt, die er auf Pflegung dieſes gutwilligen Thieres wendete, doch niemals, und in keinem Falle verlor er ſeine eigentliche Beſtimmung aus den Augen. Er beſaß ungemein viel Wiſſenſchaften, und war ein ſehr brauchbarer Staatsmann. Am Hofe zu Wien ſtand er in großem Anſehen, und da er überaus reich war, ſo hatte man ſchon längſt das Abſehen auf ihn, den Geſandſchaftspoſten am Spaniſchen Hofe, durch ihn zu beſetzen.

Vom Charakter war er ein edler, biederer Mann, treuherzig, freygebig, zuvorkommend; aber auch überaus klug, und verſchlagen. Sein Temperamentsfehler beſtand in einem äußerſt hitzigen, aufbrauſenden Charakter, wodurch er ſich manchmal ſchrecklich vergieng, und in Grauſamkeit ausartete. Nächſtdem war er auch, auf ſeine ſchöne Gemahlin, ſo übertrieben eiferſüchtig, daß ihn ein einziger Blick von ihr, der ihm zweydeutig vorkam, in die größte Rage brachte, und wehe dem alsdann, von welchem er das eingebildete Hahnenſchickſal erlitten zu haben glaubte! —

Im übrigen aber betrug er ſich gegen ſeine Gemahlin überaus gütig und liebreich, ſo daß ſie, wenn ſie ihm keine Gelegenheit zur Eiferſucht gab, auch keinen beſſeren Mann, als dieſen hätte haben können.

Meine Verrichtungen in ſeinen Dienſten waren die gemächlichſten, die man ſich nur denken kann. Alle Tage muſte ich früh um 8. Uhr in ſeinem Kabinet ſeyn, wo ich eine Stunde lang mit ſeiner Correſpondenz zu thun hatte. Um 9. Uhr kam der Stallmeiſter; dann muſte ich den Rapport protokolliren, und bis um 10. Uhr die Akten, und Regiſter, die er über ſeinen Stall hielt, in Ordnung bringen. Hierauf gieng er entweder in die Seſſion des geheimen Rathskollegiums, oder wenn keine Seſſion war, auf ſeine Manege. Im erſtern Fall hatte ich Freyheit, zu thun, was ich wollte; im letztern aber muſte ich mit auf die Manege. Nach der Tafel hielt er eine Stunde Mittagsruhe; dann pflegte er ſpatzieren zu reiten, und hier ſtand es völlig und ohne Zwang bey mir, ob ich ihn begleiten wollte. Um 4. Uhr kam er zurück, und dann widmete er die übrige Zeit, bis zur Tafel, und zum Schlafengehen, entweder ſeiner Gemahlin, oder gieng mit ihr in Geſellſchaft — denn allein pflegten weder er noch ſie Geſellſchaften zu beſuchen — oder er hatte ſelbſt Gäſte bey ſich. Den ganzen Nachmittag hatte ich alſo frey; und ich konnte ihn zubringen, wie mir gelüſtete. Im Grunde führte ich freylich ein wahres Schlaraffenleben; aber ich befand mich doch wohl dabey, und ſeit meinem Aufenthalte bey Herrn Blume hatte ich nicht ſo glücklich gelebt, als hier.

Jedoch — meinen Leſern wird die Zeit lang geworden ſeyn, zu wiſſen, was aus meinem Abentheuer mit der Geheimenräthin, für Früchte hervor wuchſen. Es wird Zeit, ſie hierüber zu befriedigen; und nun — höre man doch auf! —

Nichts geringers, als einen recht artigen Liebeshandel mit dieſer Dame, erwartete ich; und ob mir gleich die eiferſüchtige, und hitzige Gemüthsart meines Prinzipals einige Furcht einjagte, ſo dachte ich doch, meine Sache ſo klug zu machen, daß er die Hörner gar nicht gewahr werden ſollte, die ich ihm aufzuſetzen mir ſchmeichelte. Mit Ungeduld erwartete ich daher die Stunde, wo ſich mir die Geheimeräthin wieder zeigen, und mich zu einem neuen Rendevous berufen würde. Das Süſſe, und Bezaubernde dieſes Auftritts empfand ich ſchon zum voraus, und freute mich nicht wenig darauf. Mein Verlangen wurde bald erfüllt; aber — ob ich den Gipfel meines eingebildeten Glücks dabey erreichte? werden meine Leſer gleich erfahren.

Schon den erſten Tag, da ich mein Amt angetreten hatte, und es Mittags zur Tafel gieng, die Tiſchgeſellſchaft aber, worunter auch ich mich mit befand, ſchon verſammlet war, trat nunmehr auch der Geheimerath, ſeine Gemahlin an der Hand führend, herein. Kaum hatte ich nur einen flüchtigen Blick auf das holde Antlitz dieſer Dame geworfen, ſo dachte ich auch nicht anders, als ich würde vor Schrecken, und plötzlichem, mit einer durchdringenden Freude vermiſchten Erſtaunen, in Ohnmacht ſinken. Hören und Sehen vergieng mir; meine Knie wankten, und

Ich muſte meine äuſſerſten Kräfte dran ſtrengen, mir nur ſo viel Reſignation zu erzwingen, daß der Geheimerath meine auſſerordentlich heftige Gemüthsbewegung nicht wahrnahm, wiewohl ſie ihm, wie die Folge zeigen wird, doch nicht ganz entgieng. Auch meine Leſer werden erſtaunen, wenn ich ihnen ſage, daß die Geheimeräthin niemand anders war, als — Rößgen — eben dieſes Rößgen, das mir, in jener dunkeln Harzhöle, die erſten Empfindungen der Liebe eingeflößt hatte. — O! unermeßliches Glück! dachte ich, und meine Seele war ganz Gefühl, ganz Anbetung dieſes vortreflichen Weibes: denn ihre Geſtalt — in dieſer reichen prachtvollen Kleidung — glich einem Engel vom Himmel; — ſie war zum Entzücken — zum Raſendmachen ſchön.

So ſehr mich aber ihre plötzliche Erſcheinung, zum Verlieren alles Bewuſtſeyns meiner ſelbſt hinriß, ſo gut wuſte ſie ſich zu mäßigen. Ja! ſie nahm ſo gar eine ſehr hohe, adeliche Miene an, die mich erſchreckt haben würde, wenn ich ihre Klugheit, und ihre Mäßigung nicht ſchon aus Erfahrung gekannt hätte. Wie mich der Geheimerath erblickte, ſagte er zu ihr:

„Hier, mein Schatz! ſehen Sie meinen neuen Sekretair!

Ich machte Miene ihr das Kleid zu küſſen; ſie ließ es aber nicht zu, ſondern reichte mir ihre Hand dar. Ich drückte einen Kuß auf dieſe ſchöne, weiße, liebevolle Hand — die mir ſo manches Gute erzeigt, mir ſo manchmal meine jugendlichen Wangen geſtrichen hatte, — einen Kuß, mit welchem meine Seele auf die Hand dieſer Göttin floß: denn als dieſe verehrte, und liebte ich ſie. Der Geheimerath merkte meine Verwirrung bald: denn er ſagte, mit Lächeln:

„Sie ſind ja ganz beſtürzt, Herr Sekretair! „Haben Sie nie eine ſchöne Frau „geſehen? — ein Komödiant, dachte „ich, ſollte nicht ſo ſchüchtern ſeyn.

Ich ſtammlete einige abgeſchmackte Entſchuldigungen her, und mein Glück war es, daß der Geheimerath, meine Beſtürzung auf Rechnung meiner Blödigkeit ſchrieb, ſonſt möcht' er wohl andre Saiten aufgezogen haben: denn es beliebte ihm, über der Tafel, mich damit weidlich aufzuziehen, und darüber zu ſpötteln. Seine Gemahlin ſtimmte ebenfalls in ſeinen Ton ein, und ich hütete mich wohl, meinen Prinzipal aus einem Irrthume zu ziehen, der mir ſo gut aus meiner Verlegenheit half. Ich muſte ihm hierauf einen Theil meiner Lebensgeſchichte erzählen; und ich war klug genug, meine Erzählung ſo einzurichten, daß mich die Geheimeräthin verſtand, ihr Gemahl aber doch nicht auf den Verdacht fallen konnte, daß ich dieſe Dame jemals gekannt habe. So gieng die Zeit der Tafel ſehr vergnügt hin, und ich erholte mich dabey völlig wieder von meiner vorigen Gemüths Zerrüttung.

Kaum war die Tafel aufgehoben, und ich wieder in meinem Zimmer, ſo erſchien daßjenige Mädchen, die bey jenem nächtlichen Rendevous meine Führerin geweſen war, bey mir, und beorderte mich, ihr zur gnädigen Frau zu folgen. Damals wuſte ich noch nicht, daß Ihro Excellenz allemal nach der Tafel, eine Stunde Mittagsruhe zu halten pflegten, von welcher ihn auch die Untreue ſeiner Gemahlin nicht hätte abhalten können; ſo ſteif und feſt hielt er darauf. Mit bangem Herzen, und mit Zittern vor einer Ueberraſchung des Geheimenraths, folgte ich alſo dem Mädchen beynah' auf den Zehen gehend. Sie eröfnete eine Thür, ſchob mich hinein, ſchloß hinter mir zu, und ich ſtand vor dem Abgott meines Herzens.

„Nun! willkommen an meinem Herzen, „guter, redlicher Lorenz!

ſagte dieſe liebenswürdige Dame, indem ſie mit ausgebreiteten Armen auf mich zu kam:

„endlich hab' ich dich wieder! küße mich, „braver Junge!

Theils aus wahrer Ehrfurcht, theils aus einer Art von Staunen über ihre Herablaſſung trat ich zurück, mit der Ausrufung:

„O! Gott! wer hätte das gedacht? — „aber — gnädige Frau! Sie ſetzen „mich in Verlegenheit! mein Herz ſchlägt „nur voll Ehrfurcht für Sie.

„Keine Zurückhaltung lieber Lorenz!

verſetzte ſie, indem ſie mich mit beyden Armen umſchlang,

»jetzt will ich nichts ſeyn, als dein al-
»tes zärtliches Rößgen. Die Verän-
»derung meines Glücks ſoll keinen Ein-
»fluß auf mein Herz haben. Sieh!
»wie warm es noch für dich ſchlägt!«

Wenn in jenen idealiſchen Zeiten der grauen Fabelzeit, ein kleiner niedriger Schäfer, von der großen Göttin Juno, zu einer Umarmung gelaſſen wurde, welches Glück, wie man ſagt, dem Endymion wiederfahren iſt; ſo muß er ungefähr das empfunden haben, was mein ganzes Weſen durchbebte, als das reizendſte Weib unter der Sonne, im hohen Götterglanze dieſer Welt, an meinen Buſen ſank, und ich das Klopfen ihres Herzens, an dem meinigen fühlte, und ich es endlich wagte — meinen Mund auf den ihrigen zu drücken, und den Götterzauber ihres Antlizes mit meiner Wange zu berühren. Sinn, und Gefühl ſchwand mit meiner Sprache dahin, und ein Thränenſtrom ſtürzte mir aus den Augen. Im Ausbruche dieſer meiner heftigen Empfindungen hatt' ichs zum Bemerkt, daß aus dem einen Kuße, den ſie mir erlaubte, nun eine ganze Menge derſelben, und ein unauflößliches Hangen an ihrem Halſe wurde.

„O! dieſe Seligkeit des Wiederſehens,
„gnädige Frau!

rief ich aus dabey!

„ſie iſt nicht auszuſprechen — ſie über-
„trift die Freuden Eliſiums. —

Jetzt dachte ich weder an meinen Prinzipal, noch an ſeine Eiferſucht. Nur Rößgen war mein einziger Gedanke, und in ihren Armen hätt' ich dem Tod, und der Hölle Trotz geboten. Hundert ſolche Geheimeräthe würden zu thun gehabt haben, mich dahin zu bewegen, daß ich ſie aus meinen Armen ließ.

Aber — was alle Macht der Erde nicht vermocht hätte; dieß that ein einziges Wort aus dem Munde meiner Göttin: denn ſie war mir in dieſer Stunde mehr, als Menſch.

„Mäßige dich lieber Lorenz!

ſagte ſie,

»Ich ſehe, du biſt noch immer der ungeſtüme, heftige Jüngling, der du ſchon als Knabe warſt. Jetzt iſts Zeit, mich loß zu laſſen. Setze dich her zu mir, auf den Sopha! Ich will dir ſagen, was ich eigentlich mit dir vorhabe. Mein Gemahl ſchläft jetzt; wir können alſo ungeſtört ein Stündgen mit einander plaudern.

Nun war ich wieder ganz Ehrfurcht; und ob ich gleich Rößgen zu gut kannte, als daß ich hätte erwarten ſollen, ſie würde ſich auf einen dergleichen Liebeshandel mit mir einlaſſen, womit ich mir anfänglich ſchmeichelte, ehe ich wußte, daß die Geheimeräthin, Rößgen war; ſo zweifelte ich doch nicht an andern angenehmen Ereignißen, die mir ihre Freundſchaft würde bewürken können; und deswegen hörte ich ihrem Vortrag deſto aufmerkſamer zu.

»Durch die ſonderbare Art, wie ich dich vorgeſtern, in der Nacht, zu mir kommen ließ,

fuhr ſie fort,

»wollt' ich mir im Grunde blos ein

» Vergnügen machen; ob mir gleich auch die eiferſüchtige Gemüthsart meines Gemahls alle nur mögliche Behutſamkeit dabey anrieth. Wir befinden uns erſt ſeit einigen Tagen hier in Prag, wo mein Gemahl Geſchäfte hat. Eigentlich wohnen wir aber in Wien, wohin wir auch bald wieder zurückkehren werden. Ich ſah' dich zuerſt auf der Bühne, in der Rolle des luſtigen Pferde-Junkers, worin du meinem Gemahl ganz außerordentlich gefielſt. Da aber kannte ich dich noch nicht; ob mir gleich deine Sprache und deine Bildung ſchon nicht wenig auffiel. Als Prinz **Hamlet** aber warſt du mir nicht mehr zum verkennen, da ich beſonders auf der Aſſige, den Namen **Arndt** las. Augenblicklich fiel es mir ein, dich in unſer Haus zu bringen; und ſiehe, es iſt gelungen. Nun aber ſieh dich wohl vor, daß du die Gnade meines Gemahls nicht verſcherzeſt; denn durch ihn muſt du dein Glück machen, und er iſt, ſeine Fehler abgerechnet, der bravſte Mann von der Welt. Unſre Verbindung

„bleibet alſo blos, wie ehedem in den
„Gränzen der zärtlichen Freundſchaft:
„denn ich liebe meinen Gemahl; und ich
„werde ihm treu bleiben. Hüte dich
„daher ſorgfältig, daß du niemanden
„Gelegenheit giebſt, zu errathen, daß ich
„dich vorzüglich leiden kann. Niemand,
„als mein vertrautes Mädchen
„darf davon wiſſen, und ſie wird von mir
„zu einer Mittelsperſon gebraucht werden,
„wenn ich dich allein ſprechen will.
„Verhältſt du dich klug in unſerm Hauſe,
„ſo kanſt du ſicher darauf bauen, daß
„dir mein Gemahl zu einer guten Bedienung
„am Hofe verhilft; und das
„iſts eigentlich, was ich mit dir vorhabe.
„Alsdann biſt du geborgen;
„und ich werde mich hernach auch bemühen,
„dir zu einer guten Parthie zu
„verhelfen.

Ich verſprach alles nur mögliche, und ſahe mich in Gedanken, ſchon mit Stern, und Ordenszeichen geziert. Auch erzählte mir die Geheimeräthin hierauf noch ganz kurz, ihre Geſchichte. Sie war nehmlich von ihrem Vater an Kindesſtatt öffentlich angenommen, und in den Adelſtand erhoben worden. Auf einer Reiſe nach Wien hatte ſich der Geheimerath von W. in ſie verliebt, und ſie geheyrathet. Auch lebte mein alter Wohlthäter, der Graf, noch. Daß ich bey dem Herrn Blume geweſen war, wuſte die Geheimeräthin ſchon: denn Adelaide hatte ihr alles geſchrieben; und zu meinem großen Troſte erfuhr ich noch hier, daß Herr Blume von meiner Unſchuld ſchon völlig überzeugt ſey, und es von ganzem Herzen bereue, mich verſtoßen zu haben.

Die Stunde war vorüber; ich muſte mich alſo von meiner Gebieterin wieder beurlauben. Sie gab mir einen warmen Kuß mit auf den Weg, und empfahl mir nochmals Vorſicht und Stillſchweigen.

Zehntes Kapitel.

Eine Streiferey in die Gefilde des Mars.

Mit meinen ſo reizend geträumten Liebſchafts-Abentheuern war's alſo nichts.

Der ſtolze Gedanke, der geheime Favorit und Ciciſbeo einer Geheimenräthin zu werden, ſchwand mir nun unerfüllt dahin. Die Wahrheit zu ſagen, ſo tröſtete ich mich darüber gar bald: denn im Grunde blieb mir die Liebſchaft mit einer verehelichten Dame, doch immer anſtößig und ſündlich, ſo ſehr mich auch der Rauſch der Ehre verführt hatte, das Hofiren bey einer Geheimenräthin zu wünſchen. Ueberdieß eröfnete ſich mir auch, auf einer andern Seite, unter Rößgens Schutz, eine neue glänzende Ausſicht, die meiner Ehrliebe nicht wenig ſchmeichelte, und mich jene verliebten Gedanken gar bald wieder vergeſſen ließ. An Liebſchaften — dachte ich, — wenn du ſonſt Luſt dazu haben wirſt, kann dir's denn doch in einer Stadt wie Wien iſt, nicht fehlen; und dieſer Troſt war gut.

Jedoch blieb ich nichts deſto weniger immer der Günſtling und der vertraute Freund meiner Gebieterin. Alle Heimlichkeiten ihres Herzens, und ihrer Familie offenbarte ſie mir; und, ungeachtet der eiferſüchtigen Gemüthsart, ihres Gemahls, und ſeiner ſcharfen Aufſicht, waren wir dennoch ſehr oft allein beyſammen. Kurz, es herrſchte eine gewiſſe Uebereinſtimmung unſrer Herzen zwiſchen uns, die unſre Freundſchaft täglich mehr erwärmte, und uns doch nicht über die Gränzen dieſes Verhältnißes ſchreiten ließ. So unwahrſcheinlich dieſes manchem ſeyn wollenden Menſchenkenner klingen mag, ſo gut wird ſichs doch derjenige zu erklären wiſſen, der Ehrfurcht und wahre Liebe, von thieriſchen Begierden zu unterſcheiden weiß, und — der an die weibliche Tugend glaubt: denn da ich bald auf denjenigen Theil meiner Geſchichte kommen werde, wo ich meinen Leſern eine große Uebereilung in der Liebe werde bekennen müſſen, ſo würde es gewiß ſehr unſchicklich ſeyn, meiner eigenen Tugend hier eine Lobrede halten, und meine Enthaltſamkeit bey dem Umgange mit der Geheimenräthin auf meine eigene Rechnung ſchreiben zu wollen.

Auch bey dem Geheimenrath ſtand ich außerordentlich wohl angeſchrieben: denn ich ritt mit ihm auf der Manege, begleitete ihn auf ſeinen Spatzierritten, ſtudierte die

Roßkuren, gieng täglich in Stiefeln und Sporen, und ſchmeichelte ſeinem Steckenpferde, wo ich nur konnte und wuſte.

Einige Monate blieben wir noch in Prag. Nachdem nun aber der Geheimerath hier ſeine Geſchäfte geendiget hatte, kehrte er mit ſeiner ganzen Suite wieder nach Wien zurück. Der Stallmeiſter gieng mit dem Stalle, und den Reitpferden einige Tage voraus. Alsdenn fuhr mein Prinzipal mit ſeiner Gemahlin unter Begleitung ſeiner Bedienten; und ich machte mit dem Bagagewagen, wobey ſich zwey Fuhrknechte befanden, den Beſchluß; ich war zu Pferde, und hatte noch meinen eigenen Bedienten bey mir.

Ich erzähle dieſes meinen Leſern blos zur Vorbereitung auf ein ſehr tragikomiſches Abentheuer, das mir und meinen Leuten, unterweges begegnete. Wir waren kaum noch einige Meilen von Wien entfernt, als wir das letzte Nachtquartier in einem ziemlich anſehnlichen Gaſthofe, eines ſchönen groſſen Dorfs nahmen. Wie es nun von jeher meine Gewohnheit geweſen iſt, in öffentlichen Wirthshäuſern die Menſchen zu beobachten, weil ſie da größtentheils ihre Larven abnehmen, und ſich in ihrer wahren Geſtalt zeigen; ſo machte ich's auch hier. Ich gieng deswegen gleich in die allgemeine Gaſtſtube, um daſelbſt zu ſpeiſen, und, ſo lange es mir gefiele, mich aufzuhalten.

Die Stube war voller Menſchen. Reiſende, Bauern, Handwerksburſche, Fuhrleute, Soldaten — alles ſaß da unter einander, und genoß die Freyheit eines öffentlichen Wirthshauſes. Unter allen dieſen Menſchen aber zog hauptſächlich ein Kapuzinermönch meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ſaß an einem beſondern kleinen Tiſchgen, und hatte einen Jungen, von ungefähr 14. Jahren bey ſich. Daß er für ſein Kloſter, auf Allmoſenſammlen ausgieng, wurde man gleich gewahr, denn es ſtanden eine ganze Schaar Menſchen um ihn herum, unter welche er kleine Bilder, Amulets und andere dergleichen Spielereyen, womit die Bettelmönche, als mit Heiligthümern, den Aberglauben des Pöbels zu nähren pflegen, austheilte. Dafür erſchnappte er hingegen von dieſen Leuten die reichlichſten Gaben, und unterhielt ihre Einfalt mit allerhand Mährchen, und Erzählungen von großen Heiligen, wunderthätigen Bildern, und andern dergleichen Charlatanerien, welchen dieſe Leute den Anſtrich der Religion zu geben wiſſen, um ihre Geldſchneidereyen darunter zu verbergen. Mit großer Aufmerkſamkeit hörte man dem Mönche zu, und jedermann ſchien von dieſem heiligen Manne, ganz bezaubert zu ſeyn. Und würklich hatte der Kerl auch eine ſolche Schwada zu reden, daß ich nur die Geſchwindigkeit ſeiner Zunge bewunderte, wie er im Stande war, von nichts als leeren Fratzen, und Gaukeleyen ſo entſetzlich viel daher zu ſchwadroniren. Uebrigens war dieſer Mönch ein ſehr ſchöner, großer, blühender Mann, von ungefähr 24. Jahren. Sein Geſicht glühte von Geſundheit, und Jugendkräften, und ſeine Augen rollten feurig umher, und blieben mit einem gewiſſen Ausdruck von Wolluſt auf den jungen Bauerdirnen haften, die ſich zugegen befanden, und ihre Buſen halb entblößten, um die empfangenen Bilderchen, und Amulete, dahin in Verwahrung zu bringen.

Nachdem ſich nun der Sturm der Umlagerung des heiligen Mannes ein wenig gelegt hatte, und die Leute ziemlich auseinander gegangen waren, geſellte ſich ein Kerl, den ich unter der Menge ſchon beobachtet hatte, weil er mir etwas bekanntes in ſeiner Phyſionomie zu haben ſchien, zu dem Mönche, und ſprach eine lange Zeit heimlich mit ihm. Dieſer Kerl gieng manchmal hinaus, blieb eine Weile weg, und, wenn er wieder kam, ſprach er wieder ſehr angelegentlich und heimlich mit dem Mönche.

Vielleicht hätte ich darauf nicht ſo genau Achtung gegeben, wäre mir dieſer Kerl nicht gleich bekannt geweſen. Die Neugierde trieb mich an, ihn genauer zu betrachten; ich ſah' ihm alſo einmal ſehr ſcharf unter die Augen, ob er gleich ſein Geſicht vor mir, immer zu verbergen ſuchte, und ſeinen Hut, ſo tief er konnte, ins Geſicht gedruckt hatte. Aber, wie erſtaunte ich, als ich in dieſem Kerl niemanden anders entdeckte, als den Saufand, den Bö-

Böſewicht, der, wie ſich meine Leſer erinnern werden, mich um die Gunſt des Herrn Blume hatte bringen helfen! Er trug eine Art von Kutſcher-Liverey; ſah aber übrigens aus, als ob er dem Galgen, oder dem Zuchthauſe entlaufen wäre.

Mit Schrecken bebte ich bey dieſer Entdeckung zurück; und der heilige Mönch verlor in dieſem Augenblick alle meine Hochachtung, und wenn er der heilige Franziskus ſelbſt geweſen wäre; denn ein Mann, der ſich mit einem Kerl einlaſſen konnte, dem der Spitzbube, und der Teufelsbraten gleich aus den Augen blickte, wie Sauſand war, ein ſolcher Mann konnte, nach meinem Urtheil, unmöglich Rechtſchaffenheit beſitzen.

Ich zog den Wirth auf die Seite, und fragte ihn, wer dieſer Kerl wäre, der ſo angelegentlich mit dem Mönche ſpreche? und da erfuhr ich denn, daß er Kutſcher bey einer Herrſchaft ſey, die oben Nummer 4. und 5. logire. Der Wirth konnte mir aber nicht ſagen, wer dieſe Herrſchaft eigentlich ſey? es wäre ein Herr, — gab er vor — und ein junges Frauenzimmer, welche dem Anſchein nach aus Sachſen kämen — Eheleute müßten es aber wohl nicht ſeyn — ſetzte er hinzu: — denn das junge Frauenzimmer habe ein beſonderes Schlafzimmer verlangt. Daraus konnte ich denn freylich weiter nichts ſchließen, ob ich gleich nicht wenig neugierig auf den Mann war, der einen Kerl, mit einer ſolchen Spitzbuben-Phyſionomie, als Kutſcher in Dienſte hatte nehmen können.

Inzwiſchen gieng ich voller Betrachtungen über die ſeltſamen Zufälle der Welt, in mein Zimmer, welches Nummer 3. war, zu Bette; mein Bedienter aber mußte ſich, zu mir ins Zimmer auf die Stühle legen: denn es war mir ordentlich, als ob mir's ahndete, daß ich ſeiner Hülfe dieſe Nacht benöthiget ſeyn würde. Ich wünſchte dem Mönche, der ſich immer noch mit Sauſanden unterhielt, eine angenehme Ruh, und legte mich nieder. Das Licht ließ ich brennen; auch zog ich mich nicht ganz aus, wie ich ſolches überhaupt in Gaſthöfen niemals zu thun pflege.

Anfänglich konnte ich nicht einſchlafen vor einer Menge unbekannter verwirrter Ge-

Gedanken, die meine Seele beſchäftigten. Sauſand und der Mönch ſchwebten mir unter allerhand fürchterlichen Geſtalten immer vor Augen. Mein Kerl aber ſchlief ruhig, und ſchnarchte mir die Ohren vollends recht voll. Endlich überfiel mich doch auch ein leichter Schlummer, woraus mich aber, da ich kaum eine Viertelſtunde geſchlafen haben mochte, ein jämmerliches Schreyen, und um Hülfe-Rufen erweckte, das aus dem neben mir anliegenden Zimmer, und von einer Weibsperſon her zu kommen ſchien. Ich erſchrack heftig darüber, und da ſich zugleich das ängſtliche Schreyen verdoppelte, und mit einem ziemlich ſtarken Geräuſch verbunden war, ſo ſprang ich ſchnell aus dem Bette, weckte mit einigem ſtarken Zurufen, meinen Kerl auf, und lief, ohne zu wiſſen wohin, zur Thür hinaus: denn ich träumte mir nichts anders als Diebe, und dachte, es wäre jemand in Gefahr, auf eine gewaltſame Weiſe beraubt zu werden. Ueberhaupt war es auch nicht meine Sache, mich faul, oder verzagt finden zu laſſen, wenn es darauf ankam, jemanden zu Hülfe zu eilen.

Kaum hatte ich mit meinen Füſſen den ſtockpechfinſtern Vorſaal berührt, als ſich die benachbarte Thür aufthat, und ein menſchliches Weſen mir auf den Leib ſtürzte, das in dem Augenblick, unter dem Ausrufen:

„Rettung! Rettung! um Gottes willen!

in meinen Armen ohnmächtig wurde. Mein Kerl war ſogleich mit dem Lichte bey der Hand, und da wurde ich denn gewahr, daß dieß menſchliche Weſen nichts anders, als ein überaus ſchönes Mädchen, in puris naturalibus war. Ich dachte mir noch immer einen diebiſchen Ueberfall, und da ich in der Thür, woraus das Mädchen geſtürzt kam, einen Menſchen gewahr wurde, ſo rufte ich meinem Kerl zu, er ſolle ihm den Paß verrennen, um den Spizbuben auf friſcher That zu fangen. Der Burſche richtete meinen Befehl aus; und ich trug indeſſen das noch immer ohnmächtige, halb nackende Mädchen, in mein Zimmer, und legte ſie auf mein Bette.

Alsdenn eilte ich wieder heraus, und traf meinen Bedienten in einem rüſtigen

Handgemenge mit dem Kerl an, der in dem Zimmer des Mädchens geſteckt hatte. Dieſer Kerl wär ebenfalls in naturalibus, und hatte meinen Burſchen beynahe ſchon überwältiget. Unter heftigem Schreyen nach Hülfe aber, half ich mit anpacken, und ſo gelang es uns, nach einem rüſtigen Kampfe, den Schurken wieder in das Zimmer hinein zu werfen. Daß der Kerl im bloßen Hemde war, gab mir nun wohl ſchon zu erkennen, daß ſein Ueberfall, keinen Diebſtahl, ſondern vielmehr die Befriedigung verliebter Triebe zum Grunde gehabt hatte, aber wie erſtaunte ich, als wir die Thüre mit ihm aufſtießen, und beym Schein unſres Lichts, eine Mönchskutte im Zimmer liegen ſahen! Dieſer Ehrenſchänder war alſo niemand anders, als der heilige Kapuziner, der den ganzen Abend über, von Religion und Frömmigkeit geprediget hatte.

Inzwiſchen hatte dieſer Lärm, und unſer Schreyen ſchon eine ganze Menge Menſchen mit Lichtern herbey gerufen. Ein ganzer Schwarm von Knechten, und Mägden, zum Theil nur halb angekleidet, mit

Prügeln, Ofengabeln, und Beſen bewaffnet, ſtürzten auf einmal zum Saal herein. An deren Spitze präſentirte ſich der ſchelmiſche Saufand mit einem großen Knittel bewafnet.

„Was für einen Teufels-Schwerenoths-
„Lärm giebts aber hier?

ſchrie er, und gieng mit aufgehobenem Knittel auf mich loß.

„Hurenjäger! Ehrenſchänder giebts
„hier!

antwortete ich, und dachte nichts weniger, als daß der Prügelregen mich ſelbſt treffen würde. Aber dieſen Augenblick rufte der Mönch drinnen im Zimmer:

„Wer ein guter katholiſcher Chriſt iſt, der komme mir zu Hülfe!

„Es ſind Ketzer!

„Hört ihr's, ihr Leute!

ſtimmte Saufand ein,

„daß der gute heilige Mann, von die-
„ſen Ketzern angefochten wird? ſie ha-
„ben ihn ermorden wollen. Allo!
„ſchlagt zu!

Und in dem Augenblick war's, als ob der Teufel in dieſe Leute führe, auf mich und meinen Burſchen loszuprügeln. Ich mochte proteſtiren und ſchreyen, wie ich wollte; — ich war ein Kezer, und ich hatte einen Mönch verfolgt, das war bey dieſen unſinnigen Menſchen genug, mich zu Tode zu prügeln, und gewiß wär es auch hier mein letztes geweſen: — denn einige Prügel hatten mir ſchon ein Loch im Kopfe geſchlagen; — hätt' ich nicht zu meinem Glück den Rücken frey gehabt, womit ich mich nach der noch offenen Thür meines Zimmers zuwandte, und ſolche dergeſtalt vor mir zuſchlug, daß ich dem einen Kerl, der mich verfolgte, und mit hinein wollte, beynahe den Kopf entzwey ſchmiß.“

Mein Bedienter hatte ſich inzwiſchen die Treppe hinunter retiriret, um meine beyden Fuhrmansknechte zum Sukkurs zu rufen, war aber mehr hinunter geſtürzt, als gegangen, und hatte ſich einige Wunden im Kopf gefallen. Meine Kerle waren ſchon auf dem Tapete, und mit groſſen Stiefelknechten wohl bewafnet, eben im Begrif uns zu Hülfe zu kommen.

Ich hingegen verriegelte inwendig meine Thür, nicht wenig froh, daß ich noch mit einer bloßen Prügelſuppe durchgekommen war; und denn war es mein erſtes, nach meinem geretteten ohnmächtigen Mädchen zu ſehen. Der entſetzliche Lärm hatte ſie inzwiſchen wieder zu ſich ſelbſt gebracht, und ſie hatte dieſe Zeit genutzt, ihrer Schamhaftigkeit zu Hülfe zu kommen, und ſich mit dem Deckebette, vor den Blicken der Neugierigen zu ſchützen. Ich fragte ſie, wie ſie ſich befände?

„Ach! ſehr übel mein Herr!

antwortete ſie,

„ich bin vor Angſt und Schrecken faſt
„des Todes geweſen. Ich bedaure Sie
„nur, daß Sie meinetwegen ſo gemiß-
„handelt worden ſind.

Ich. „Das hat gar nichts zu ſagen. Es
„iſt mir nur lieb, daß ich Sie noch von
„dem geilen Unmenſchen befreyt habe.

Mädch. „Ach! Gott ſey tauſendmal ge-
„dankt! ich danke Ihnen auch, mein
„beſter Herr! Sie mögen auch ſeyn,

»wer Sie wollen, ſo haben Sie doch
»jetzt meine Ehre gerettet!

J. »Der Böſewicht hatte doch nicht etwan ſeine gottloſe Abſicht ſchon bey Ihnen erreicht?

M. »Ach! Gott bewahre! nein! aber wenn ich nicht zu meinem größten Glück aus dem Bette geſprungen wäre —

J. »Wie kam er denn aber hinein?

M. »Ja! wer kann denn das wiſſen? — ſo viel weiß ich, daß ich die Thür richtig abgeſchloſſen habe. — Ich lag ruhig in meinem Schlafe, als ich auf einmal etwas neben mir fühlte; — ich erſchrack, ſchrie, und fuhr in die Höhe — aber der Menſch hatte mich ſchon mit beyden Armen umfaßt, und gab mir himmelgute Worte, daß ich nicht ſchreyen ſollte, und küßte mich immer der Unverſchämte! Ich ſah aber doch meinen Vortheil ab, und ſprang auf der andern Seite heraus; er lief mir zwar nach, aber ich war ſchon haußen auf

„dem Saale, eh' er mich wieder zu pa-
„cken bekommen konnte —

J. „Wiſſen Sie denn nicht, wer der Ben-
„gel geweſen iſt!

M. „Ach! wie ſollt' ich denn das wiſſen?
„Ich bin hier fremde. Ich komme mit
„meinem Herrn Schwager aus Dreß-
„den, und wir wollen nach Wien zu
„meiner Schweſter reiſen —

Während dieſes unſres Geſprächs währte die Bataille hauſſen auf dem Vorſaale noch immer fort, denn meine Knechte waren dazu gekommen, und hatten meine Niederlage zu rächen geſucht. Es kam alſo zu einer ſehr hitzigen Schlacht, und der Sieg blieb unentſchieden, bis der Wirth, und der Schwager meiner Geretteten dazu kamen, und mit vieler Mühe wieder Friede ſtifteten. Eben wollt' ich das Mädchen fragen, wer dieſer ihr Schwager ſey? als man mit aller Force an meine Thür anſchlug, und mir aufzumachen befahl. Ich that es aber nicht eher, bis mich meine Leute verſicherten, daß ſich der Feind zurück gezogen habe, und das Schlachtfeld geräumt ſey.

Nun traten der fremde Herr im Schlafrocke, und mit einem großen Sarras bewafnet, der Wirth aber barfuß in Pantoffeln, mit einem Lichte in der Hand, zu mir herein.

»Ihr Genaden nehmen's doch ja nicht übel —

fieng der letztere an,

»daß meine Leute ſo unartig gegen Ihnen geweſen ſind! Es iſt rechtes Hottentotten Volk, wenn man nicht immer mit der Karbatſche hinter ihnen ſteht. Ich ſchäme mich ordentlich, daß es möglich ſeyn kann, in meinem Gaſthofe, welcher der beſte und der berühmteſte an der ganzen Kaiſerſtraße iſt, und haben von je her allemal die honetteſten Standesperſonen, Grafen, und Edelleute, und Hofgaſſaliers aus Wien hier logiret — eine ſolche Bosheit zu begehen, und iſt ſo was mein Lebstag hier nicht gepaſſiret, ungeachtet ich dieſen ſchönen Gaſthof ſchon an die zwanzig Jahr beſeſſen habe, und jederzeit Hohe, und Niedrige wohl mit

„mir zufrieden geweſen — denn was
„das anbetrift —

Dieſe Harangue dauerte noch eine ziemliche Weile fort. Ich hörte aber weiter nicht drauf, ſondern wendete meine ganze Aufmerkſamkeit auf den fremden Herrn, der ſich für den Schwager des, in meinem Bette liegenden Mädchens ausgab, und hin zu ihr getreten war, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Denn der Mann hatte, ungeachtet ſeine Nachtmütze faſt den größten Theil ſeines Geſichts bedeckte, doch ſo viel bekanntes für mich, daß ich ihn ganz genau zu kennen glaubte, beſonders da ich ihn reden hörte. Lange konnt' ich ihn nicht recht wegbekommen. Endlich erkannte ich ihn aber doch. Es war niemand anders, als — der Kommerzienrath Poliſchinell, deſſen ſich meine Leſer aus dem vorigen Bande dieſer Geſchichte, zu erinnern, belieben werden.

„Ey! Herr Kommerzienrath! kommen
„wir hier zuſammen?“

ſagte ich, indem ich ihn ſteif anſah,

„wie kommen Sie denn hierher?“

„Ach! parbleu!

verſetzte er,

„das iſt doch kurios! Laſſen Sie ſich doch umarmen, Herr Sekretair! — Herr Wirth!

fuhr er fort.

„Laſſen Sie gleich eine tüchtige Chokolate machen! der Herr bleibt nun bey mir. Wir ſind alte Bekannte, und wir müſſen nun noch ein paar Stündgen plaudern. Parbleu! wenn wir nach Wien kommen, ſo können wir auch noch ausſchlafen; — und du Chriſtinchen! — du kannſt hier immer liegen bleiben, und ausſchlafen. Ich will dich ſchon wecken, wenn die Reiſe fortgehen ſoll.

Hierauf faßte er mich bey der Hand, und führte mich mit in ſein Zimmer. Der Wirth, und die ganze übrige Verſammlung gieng aus einander. Mein Zimmer, worin Chriſtinchen in meinem Bette liegen blieb, verſchloß der Kommerzienrath, und ſo endigte ſich denn dieſe unruhvolle, kriegeriſche Nacht mit einer langen freundſchaftlichen Unterhaltung, die ich mit Herrn Poliſchinell in ſeinem Zimmer pflog. Der Mönch aber hatte ſich in den Schutz der Knechte des Wirths begeben, und ſo entgieng er denn der Ahndung ſeiner Frevelthat, welche meine Knechte noch wider ihn projectirten, noch immer glücklich genug.

Eilftes Kapitel.

Allerhand mancherley.

Unſre Chokolate blieb gar nicht lange aus; und nachdem wir unſre Pfeifen angebrannt hatten, und die erſten Erklärungen, wie wir hier ſo unvermuthet zuſammen kämen, vorüber waren, ſo fiengen wir an, einander unſre bisherigen Avantüren, und unſre jetzige Situation zu erzählen. Herr Poliſchinell breitete ſich darüber ſehr weitläuftig aus. Es würde dem Leſer aber nur Ueberdruß erwecken, wenn ich hier ſeiner Redſeligkeit ebenfalls folgen wollte. Da jedoch dieſer Herr Poliſchinell, nebſt ſeinem Chriſtinchen künftig noch weiter in meiner Geſchichte vorkommen wird, ſo muß ich doch hier ſeine Avantüren, ins Enge gezogen, dem Leſer noch mittheilen.

Seine liebe Frau Ehehälfte hatte in Dreßden und in Leipzig, ihr Kapital ein wenig zu ſtark genutzt, und zu viel Zinſen davon erhoben. Dem Beutel des Herrn Gemahls war die Sache zwar ganz behaglich; aber deſto mehr Schaden litt das Kapital ſelbſt dabey; denn es nutzte ſich nach und nach ſo ſehr ab, daß es faſt niemand, der gute, vollwichtige Münze brauchte, mehr borgen wollte. Madam Pollſchinell ſah ſich alſo genöthigt, daßelbe auch ſolchen Leuten Preiß zu geben, die zwar die Zinſen richtig abtrugen, aber das Kapital verunreinigten und unſcheinbar machten, und zwar ſo ſehr, daß Madam daßelbe endlich gar wieder in die Münze geben, und es ausläutern laſſen muſte. Der Münzer that zwar ſein möglichſtes, dem Gelde wieder eine gute Außenſeite zu geben; aber ſeine Bemühung hatte doch nicht den beſten Erfolg: denn das Geld behielt noch immer einen gewiſſen widrigen, und eckelhaften Anſtrich, daß es kein Menſch mehr borgen wollte. Da nun noch überdieß dieſe Umſchmelzung allenthalben bekannt wurde, ſo verlor Madam ihren guten Ruf, und ihr Kommerz litt einen gänzlichen Banquerout. — Der Herr Kommerzienrath hingegen lebte ſehr locker, und ließ in ſeinen Bacchanalien und Spielgeſellſchaften ſo viel Geld aufgehen, daß ſichs mit ſeinem Wohlſtande ziemlich zum Ende zu neigen anfieng: denn es traf auch bey ihm das Sprichwort ein: wo immer aufgeht, und nichts wieder einkommt, da wird es natürlicher Weiſe alle.

Nun hatte aber der Kommerzienrath einige Freunde in Wien, die dort ihr Glück gemacht hatten. Er entſchloß ſich alſo, ebenfalls nach Wien zu ziehen. Hier hielt er denn nun eine kleine Gaſtwirthſchaft, und einen Tanzboden, wo man für baare Bezahlung — alles haben konnte. Damit nun aber ſeine weiland ſchöne Frau auch nebenher etwas verdienen möchte, ſo gab ſie ſich mit der Nätherey ab. Dieſe Beſchäftigung trieb ſie denn ſehr ins Große, und erlangte bald viele Kunden:

denn diejenigen Herren, welche ihr Geld bey ihrem Manne verzehrten, und verſpielten, waren alle ſo gütig, ihre Hemden, und ihre Wäſche bey Madam nähen zu laſſen. Allein konnte ſie nun die vielen Kunden unmöglich beſtreiten. Sie hielt ſich alſo immer Jahr aus, Jahr ein, ein fünf bis ſechs junge Mädchen, die ihr dabey helfen muſten. Die Mädchen bekamen Beſoldung, wohnten bey ihr im Hauſe, und ſpeiſten mit an ihrem Tiſche. Damit aber doch nun dieſe guten Mädchen auf das viele Sitzen, wieder Bewegung haben möchten, ſo erlaubte ſie ihnen, Abends auf ihres Mannes Tanzboden zu gehen, wo es ihnen denn an Motion, bey- und nach dem Tanzen gar nicht mangelte. Was ſich denn dieſe Mädchen, auſſer den ordinairen Nähſtunden, noch nebenher verdienen konnten, das war ihre; und ſie muſten blos dem Herrn Kommerzienrath einen kleinen Theil davon abgeben, die Muſikanten zu bezahlen, und den Tanzboden ſcheuern laſſen zu können. Dieſes Kommerz, ſagte Herr Poliſchinell, gienge vortreflich, und es werde bey ihm, alle Tage herrlich und in Freuden gelebt. —

Nun hatte er eben jetzt eine Reiſe nach Dreßden gethan, um einige noch dort ſtehen gehabte Kapitalien einheben zu laſſen. Daſelbſt lernte er in einem Gaſthofe, wo er logirte, Jungfer Chriſtinchen kennen. Dieſes Mädchen hatte ſonderbare Schickſale gehabt, die der Leſer zu ſeiner Zeit auch erfahren ſoll; und weil ihr Liebhaber, mit welchem ſie nach Dreßden ge[illegible]t war, falſcher Wechſel halber dort w[illegible]gezogen worden, ſo war ſie von aller Welt verlaſſen, und wuſte ſich weder zu rathen, noch zu helfen.

Ihr Lärvchen, und ihre Geſtalt gefiel dem Herrn Kommerzienrath, und da er von ungefähr ſahe, daß ſie gut nähen konnte, ſo überredete er ſie, durch allerhand glänzende Verſprechungen, mit ihm nach Wien zu reiſen, und ſich bey ſeiner Frau, als Nätherin zu engagiren. Das Mädchen, aus Mangel, und aus Furcht vor ihren Eltern, zu welchen ſie ſich, zurück zu kehren nicht getraute, nahm dieſen Vorſchlag mit Vergnügen an; und ſo hatte ſie Herr Poliſchinell in ſeinen Klauen. Weil er aber noch ein junger Mann war, und es leicht Verdacht hätte bringen können, mit einem jungen Mädchen allein zu reiſen, ſo muſte ſich Chriſtinchen unter Weges, für ſeiner Frauen Schweſter ausgeben. ——

Nachdem nun Herr Pollſchinell dieſe ſeine Erzählung, die er freylich auf eine ganz andre und viel feinere Art vorbrachte, als ich ſie hier wiederholt habe, geendiget hatte, ſo war inzwiſchen auch der Morgen angebrochen, und es wurde von uns beyden Anſtalt zur Abreiſe gemacht. Chriſtinchen ſtand auf, und machte ſich zur Reiſe geſchickt. Mein Wagen war ſchon angeſpannt, und mein Pferd ſtand zum Aufſitzen bereit, als ſie ſich mir in einem ſchönen grünen Amazonen-Habit zeigte, der für ihre jetzige Beſtimmung ganz und gar nicht paßte. Und würklich war ſie auch ein rechtes niedliches ſchönes Mädchen, das ich ſehr gern aus den Klauen ihres Verführers gerettet hätte: denn ſoviel ſahe ich wohl ein, daß er ſie im Grunde zu nichts anders, als zur Schlachtbank der Wolluſt führte. Aber es war mir damals nicht möglich. Ich muſte ſie ziehen laſſen.

Beym Abſchiede, wo ſie mir noch einmal für meinen ihr geleiſteten Beyſtand dankte, traten uns beyden Thränen in die Augen. Ich konnte das Mädchen gar nicht wieder vergeſſen, und mit ſchwerem Herzen ſah ich ſie mit dem niederträchtigen Poliſchinell, auf ſeinem leichten Wiener-Wagen, vor mir hin, ihrem Verderben zueilen, ſo dauerte ſie mich, und ſo heftig rührte mich ihr Schickſal. Der Kommerzienrath bat mich, ihn in Wien zu beſuchen, und nennte mir ſeine Wohnung. Das beſchloß ich denn auch, ſogleich nach meiner Ankunft zu thun, um mit dem lieben Chriſtinchen genauer bekannt zu werden. Ich fragte den Herrn Poliſchinell auch noch, wo er zu dem niederträchtigen Kerl, dem Saufand, gekommen ſey? und da erfuhr ich denn, daß Saufand jetzt Lohnkutſcher in Wien wäre. Wie er dahin gekommen, und was mit ihm vorher in Rothenfels vorgegangen war, dieß werden meine Leſer, in der Folge meiner Geſchichte zu ſeiner Zeit ebenfalls erfahren.

3.

Inzwiſchen muß ich doch hier, weil es keine ſchicklichere Gelegenheit wieder dazu geben wird, meinen Leſern erzählen, wie es eigentlich mit dem Ueberfalle des Mönchs, wovon ich Chriſtinchen errettete, zugegangen iſt? Den eigentlichen Grund der Sache aber erfuhr ich erſt lange nachher von Sauſanden ſelbſt, zu einer Zeit, wo ihn ſein Gewiſſen drückte, mir ſeine ganzen Verbrechen zu beichten. Der wollüſtige Mönch war nehmlich dieſen Abend auch bey allen Fremden herum gelaufen, und hatte, mit Ausbietung ſeiner Bilderchen und Amulete, um Allmoſen gebettelt. Bey dieſer Gelegenheit bekommt er nun auch Chriſtinchen zu ſehen; und da er ein ſehr verliebter Burſche war, ſo dünkt ihm dieſes Mädchen ein ziemlich fetter Biſſen für ſeinen lüſternen Gaumen zu ſeyn, welchen zu erſchnappen, es ſich ſchon die Mühe verlohne. Er macht daher Jagd auf ſie, und erkundiget ſich vor allen Dingen bey dem Kutſcher nach ihrem Stande, und ihren Verhältnißen. Sauſand, der klug genug iſt, die lüſternen Abſichten des Herrn Mönchs zu merken, ſagt ihm alſo, wer der fremde Herr eigentlich ſey, nehmlich niemand anders, als ein Traiteur aus Wien, deſſen Frau junge Mädchen im Hauſe habe, und ſetzt hinzu: die junge Dame wäre unfehlbar eine neue Zöglingin für Madam, oder komme vielleicht ſchon aus einer guten Schule, um ihre erlernte Kunſt auf dem Tanzboden des Herrn Poliſchinell, nun in Ausübung zu bringen. Nunmehr bekommt aber auch der Mönch erſt rechte Luſt, ſein Glück zu verſuchen, weil er ſich, ſo bewandten Umſtänden nach, von Seiten des Mädchens nichts weniger, als Widerſtand vermuthet. Sauſand verſpricht ihm hierauf, gegen ein gutes Douceur, ſeine Vermittelung, und trägt die Sache dem Kommerzienrath vor, ohne deſſen Einwilligung gar nichts zu machen war; Poliſchinell hingegen denkt hier, einen guten Theil ſeiner Reiſekoſten zu verdienen; und nimmt den Vorſchlag mit beyden Händen an. Da nun alsdenn der Mönch die Zeche mit ſchwerer Münze zum Voraus bezahlen muß, ſo bekommt Sauſand Erlaubniß, denſelben, des Nachts, in Chriſtinchens Zimmer zu praktiziren: denn Poliſchinell machte ſich von der Tugend dieſes Mädchens auch eben keinen hohen Begrif, weil er ſie in einem Dreßdner Gaſthofe hatte kennen lernen men, und wuſte, daß ſie mit einem dem Anſchein nach ziemlich liederlichen jungen Menſchen dahin gekommen war. So eröfnet alſo **Sauſand**, als **Chriſtinchen** ruhig in ihrem Schlafe liegt, ihr Zimmer mit einem Dietrich, dergleichen er immer bey ſich zu führen pflegte, und läßt auf dieſe Weiſe den Mönch zu ihr hinein. Allein — wie wir oben geleſen haben — verunglückt die Entrepriſe; und der Mönch fand es für gut, ſich früh mit dem Tage, in aller Stille, aus dem Staube zu machen, um an einem andern Orte, das Geld wieder zuſammen zu betteln, das ihm dieſe Avantüre ohne Nutzen gekoſtet hatte.

Als ich nun in **Wien** bey meinem Prinzipal wieder eine ruhige, und glückſelige Stelle hatte, beſchloß ich, meines Lebens Wallfahrt, nun erſt recht zu genießen. Die erſte Zeit meines dortigen Aufenthalts, wandte ich alſo dazu an, alle Merkwürdigkeiten dieſer berühmten Kaiſerſtadt zu beſehen. Dadurch wurde ich denn in ſo viele Zerſtreuungen verwickelt, daß ich eine geraume Zeit über, den Kommerzienrath **Poliſchinell**, und ſein ſchönes **Chriſtinchen** gänzlich vergaß, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen hatte, für dieſes Mädchen etwas mehr zu thun, als ſie blos deswegen zu bemitleiden, daß ſie in ſo verführeriſche Hände verfallen war.

Unter der Regierung der großen Maria Thereſia, blühte zwar Wien ſchon damals im ſchönſten Wohlſtande, und jeder konnte ſeines Lebens Freyheiten, unter dem Schutze dieſer vortreflichen Monarchinn, genießen, wie er wollte. Aber es war damals doch noch kein weiſer Joſeph aufgeſtanden, welcher der Aufklärung der Nation den Weg gebahnt, und den Aberglauben des Pabſtthums untergraben hätte. Kein gelehrter und kluger Sonnenfels hatte das Licht der Vernunft aufgeſteckt, und der Dummheit der Pfaffen die Spitze geboten. Im Reiche der Wiſſenſchaften ſah es alſo hier noch ſehr wüſte, und finſter aus, Vorurtheil und Aberglauben lag noch auf den Schultern der Nation, und die Pfaffen beherrſchten noch gröſtentheils die Herzen der Menſchen. Die guten Leute ſeufzten noch unter dem Joche dieſes grauſamen Despotismus; allenthalben ſtreuten die Mönche den ſchädlichen

lichen Saamen des Aberglaubens aus, und ſchwelgten ihr hirnloſes Leben in Wolluſt und Laſtern dahin. In allen Familien ſchlichen dieſe müßigen Tagediebe umher, und ſtifteten Unheil, und Verwirrung unter dem Deckmantel der Religion und Tugend.

So fand ich freylich in Anſehung der Wißenſchaften, wovon ich ein ſo leidenſchaftlicher Liebhaber war, hier meine Rechnung noch gar nicht. Da überdieß mein Prinzipal ſo wohl, als ſeine Gemahlin katholiſch waren, auch alle übrige Hausgenoßen ſich zu der herrſchenden Religion bekannten, ſo hatte ich, als ein Proteſtant zu thun genug, mich mit guter Manier unter dieſen Leuten durch zu helfen. Ja ich ſahe mich nicht ſelten genöthiget, die Rolle eines Katholicken zu ſpielen, damit ich nur manchem Verdruß, und mancher Unbequemlichkeit entgehen möchte, welchen ich als Proteſtant ausgeſetzt geweſen wäre. Und eben dieſe bindenden Verhältniße, worin ich damals ſtand, gaben Gelegenheit zu dem merkwürdigſten Abentheuer, das mir in meinem ganzen Leben begegnet iſt. Ich nenne es um deswillen das merkwürdigſte, weil es mit einer Handlung verbunden war, die mir eben nicht zum Ruhm gereichet, und die ich meinen Leſern ſo gern verſchweigen möchte, wenn ich ihnen nicht mein Wort gegeben hätte, ihnen auch meine eigenen Schwachheiten nicht zu verhehlen.

Zwölftes Kapitel.

Wo die Andächtigen, die Schwärmer, und die Verliebten ihre Rechnung finden werden.

Wer jemals über die ſonderbare Ereigniße im menſchlichen Leben, recht nachgedacht hat, und den oft ſo gerade zu, ſich widerſprechenden Empfindungen des menſchlichen Herzens, nachzuſpüren, gewohnt iſt, der wird auch oft die nahen Grenzen bemerken, worin Tugend, und Laſter mit einander ſtehen. Faſt in derſelben Minute, wenn das menſchliche Herz, die äuſſerſte Höhe der Tugend zu erreichen, im Begriff ſtehet, kommt ihm nicht ſelten auf dieſer Höhe ein laſterhafter Trieb entgegen, welcher es wieder mit ſich herunter, in die Tiefe der unverantwortlichſten Vergehungen reiſſet. In ſolchen Fällen gleicht unſer Herz einem klaren, reinen Silberbache, der jetzt über blumigte Wieſen, und glänzende Kieſel dahin rollend, ſich plötzlich in eine ſchlammigte Pfütze ergießet, wo ſeine Klarheit von unedlen Theilen verunreiniget, angeſteckt und endlich von dieſer, gänzlich zum faulen Waſſer gemacht wird. Oft ſtirbt die Tugend, wenn ſie ihre höchſte Beſtimmung erreichet hat, wie jenes Inſekt, welchem das Werk der Fortpflanzung Tod iſt. —

Ihr Weiſen und Tugendhaften der Erde! ihr edlen Menſchen! ihr Heiligen ſogar! — triumphiret nur nicht im Taumel eurer gottſeligen Empfindungen, über den Schwachen, welchen ein unedler Trieb mit ſich dahin riß, und — überwand! — noch iſt es auch bey euch nicht alle Tage Abend! noch kann euch ſelbſt in der Stunde, wo ihr auf der höchſten Stufe der Tugend zu ſtehen glaubt, euer Schutzengel den Rücken zuwenden, der euch lange hielt; und eine unedle Leidenſchaft kann euch überraſchen, und — dahin ſtürzen. Mein Beyſpiel ſoll euch die Wahrheit meiner Behauptung lehren: denn ob ich mich gleich, für einen jener ſtarken Geiſter, deren Tugend ſie über ſo viele ihrer Mitmenſchen erhebt, weder ausgeben kann, noch mag; ſo kann ich doch immer ſo viel von mir behaupten, daß ich meine Pflichten auch in Rückſicht auf Moralität des Herzens immer gerade zu befolgen, bemüht geweſen bin, und mich mit Vorſatz nie einer niederträchtigen Handlung ſchuldig machte. Aber das — was ich nun meinen Leſern zu erzählen im Begriff bin, — könnte mich allein von einem ungeziemenden Stolze auf meine Tugend zurück bringen, wenn ich deſſen jemals fähig geweſen wäre. Denn auch ich fiel in derſelben Stunde, wo meine Empfindungen für Religion und Tugend ſehr hoch geſpannt waren.

Man verzeihe mir dieſe kleine Einleitung, und folge nun meiner Geſchichte! — Es war am erſten heiligen Oſterfeyertage, als es mir, ich weiß eben nicht warum, einfiel, in die Kirche eines großen Kloſters der Urſulinerinnen zu gehen, und den Gottesdienſt daſelbſt mit abzuwarten. So oft ich auch ſchon in katholiſchen Kirchen geweſen war, ſo hatte ich doch niemals noch das ſeltſame Gefühl empfunden, welches mich über und über berauſchte, als ich in dieſes Kloſter hinein trat. Vielleicht mochte die ungewöhnliche Pracht der Kirche, und das Feyerliche des Gottesdienſtes viel mit dazu beytragen, daß meine Seele von einer ganz ungemeinen Rührung ergriffen wurde. Ich kniete nieder und verrichtete mein Gebet nach den Gebräuchen der römiſchen Kirche; aber wohl zu merken, nicht die abergläubiſchen unſinnigen Formeln, die man dort hat, lallte ich dem höchſten Weſen vor, ſondern mein Herz erhob ſich im Gefühl der Anbetung der höchſten Vorſicht für die mannigfaltigen Wohlthaten empor, die mein ganzes Leben ausfüllten. Alle meine Schickſale fielen mir ein; ich ſahe, daß es Gott allenthalben weiſe und gut mit mir gemacht hatte, ſo mancherley Leiden und Verdrüßlichkeiten ich auch ausgeſetzt geweſen war. Dieß machte mein Herz überaus weich, und befeuerte mich, dem höchſten Weſen für alle dieſe unverdienten Wohlthaten aus voller Seele zu danken, als ich aber auch daran dachte, daß ich meine Eltern durch meine Entweichung betrübt hatte, und als ein Wüſtling in der Welt umher gezogen war, ſo wurde mir dieſe Erinnerung ſo peinigend, daß mir helle Thränen aus den Augen quollen. Ich bat denn das höchſte Weſen um Verzeihung meiner Vergehungen, und Uebereilungen und ich fühlte mein Herz etwas ruhiger, wenn ich daran dachte, daß mir die chriſtliche Religion ſo manchen Troſt gewährte,und mich über ſo vieles, was meine Seele nagen konnte, beruhigte.

So war ich unaufhörlich mit andächtigen Betrachtungen beſchäftiget, und ich unterhielt mich in Gedanken mit der Vorſehung, oder mit Gott; als eine der herrlichſten Kirchenmuſiken begann, die ich jemals gehört hatte. Nichts kann die Andacht mehr befördern, und die Gefühle des Herzens, zur Verehrung des höchſten Weſens, mehr erheben, als eine gute Kirchenmuſik. So gieng es auch mir. Ein Chor Nonnen erhob einen Geſang, der eine ganze Menge Wilde bezaubern, und die Todten hätte erwecken können, ſo rührend, Herzerhebend, und himmliſch war dieſe Muſik. Was das Feyerliche des Gottesdienſtes überhaupt noch nicht bewürkt hatte, dieß vollendete dieſe göttliche Muſik in meinem Herzen. Ich glaubte in Eliſiums Wonnegefilden zu ſchweben, und die Seligkeit des Himmels zu genießen. O! dachte ich, wenn dieß Vorgefühl künftiger Freuden der Ewigkeit iſt, wie unermeßlich, wie unausſprechlich groß, müſſen dieſe Freuden ſeyn! Thränen der Wonne ſtürzten mir wie Ströme aus den Augen, und ich befand mich auf dem Gipfel der höchſten, und ſchwärmeriſchſten Andacht. Noch aber hatte mir das Gefühl meiner Rührung nicht erlaubt, meine Augen in die Höhe zu richten, und das Chor der Nonnen, welche dieſe vortreffliche Muſik aufführten, zu betrachten. Noch hatte ich nur gehört und empfunden, nicht geſehen, von welchen Lippen dieſe göttlichen Töne erklangen.

Aber jetzt erhob eine einzige Sängerin ihre Stimme, und ſang ein Solo, das ein Triumphlied über die Auferſtehung des Heilandes war. Wenn man ſich von den Ge-

Geſängen der Engel Gottes, am Throne des Ewigen einen Begriff machen könnte, ſo würde ich ſagen, daß die Stimme dieſer Nonne eine ſolche Engelsſtimme war. Viel zu ſehr berauſcht von ihren hinreißenden Tönen, vergaß ich in dieſer Minute, meine andächtigen Betrachtungen, mein Gebet, und alles, was Gottesdienſt war, und meine Augen ſchoſſen nach der Sängerin empor. —

Aber Himmel! was ſah' ich? — es war die Geſtalt und die Schönheit eines Engels, eben ſo, wie ich die Stimme eines himmliſchen Geſchöpfs zu hören geglaubt hatte. — Das Chor war gerade vor mir; ich konnte alſo alle, auch die kleinſten Züge dieſes göttlichen Geſichts beobachten. Ein junges Mädchen von ungefähr 20. Jahren, in die Verkappung einer Nonne verhüllt, ließ kaum einige Theile ihres Geſichts bemerken. Aber dieſe wenigen Theile, verbunden mit dem vortreflichſten Wuchſe, ließen auf die blendendſte, und ausgezeichnetſte Schönheit ſchließen.

Und hier war der Zeitpunkt, wo die Gefühle meines Herzens plötzlich eine andere Richtung nahmen, indem ſie von der Andacht zur Liebe übergiengen, aber zu einer Liebe, die anfänglich ſchlechterdings nichts menſchliches an ſich hatte. Es war die Liebe eines Petrarchs, als er zum erſtenmale ſeine Laura im Tempel Gottes erblickte. — Kein Auge konnte ich mehr von dieſer reizenden Nonne abwenden; auch war ich thöricht genug, mir einzubilden, daß ſie mich bemerke, und die Sprache meiner Augen beantworte. Dieß entzückte mich ungemein, und mein Herz empfand eine Seligkeit, die über alle Beſchreibung geht. Weg war alle Andacht, und alles Gebet! ich konnte nichts denken, und nichts ſehen, als dieſes Engelsgeſchöpf. —

Jetzt gieng die Muſik zu Ende. Die ſchöne Nonne entfernte ſich, ſie miſchte ſich unter das Chor; und ich verlor ſie aus den Augen. Da überfiel mich eine ſo unbeſchreibliche Wehmuth, und Traurigkeit, daß mir von neuem Thränen in die Augen traten, und daß ich dachte, ich würde umſinken vor Jammer, und die ganze Kirche würde über mich zuſammen fallen. In dieſer peinigenden Gemüthsverfaſſung blieb ich auch, bis der Gottesdienſt zu Ende war, und ich nun das Kloſter wieder verlaſſen muſte. Mein Herz blieb aber darinnen zurück: denn ich konnte von Stund an weiter an nichts denken, als an meine reizende Nonne. Tauſend Projecte fuhren mir durch den Kopf, wie ich mich näher mit ihr bekannt machen wollte. Aber die Unmöglichkeit der Ausführung ſtürzte ſie alle wieder in ihr voriges Nichts zurück: denn das himmliſche Mädchen war ja, wie eine Gefangene, in ihre Mauren eingeſchloſſen; und ihr Gelübde — o! das kam mir in dieſen Stunden meiner Verblendung, entſetzlich — abſcheulich vor.

Inzwiſchen verſäumte ich doch, die folgenden Feyertage über, den Gottesdienſt in dieſem Kloſter niemals. Meine Nonne war allemal wieder zugegen, und ich hörte ſie jedesmal wieder ein Solo ſingen. Auch ſtellte ich mich nun in der Kirche, ihr ſo nahe als ich nur konnte, um ihr himmliſches Anlitz recht genau zu betrachten. Mit jedem Blick entdeckte ich mehrere Reize an ihr, und jede Bewegung ihrer Augen war ein neuer geſchärfter Pfeil der Liebe, der mir tief ins Herz drang. Auch wurde mich nun das himmliſche Mädchen, wie ſie mir in der Folge erzählte, ebenfalls gewahr, und meine Aufmerkſamkeit auf ſie war ihr ganz beſonders aufgefallen. Meine anſehnliche Perſon, die ich durch den ausgeſuchteſten Putz zu erheben, eitel genug war, war ihr bemerkenswerth vorgekommen, und ihres Gelübdes und Standes ungeachtet, hatten ſich ſchon damals gewiſſe Empfindungen ihres Herzens bemächtiget, die in der Folge zum völligen Ausbruch kamen.

Indeſſen, als ich mich zum viertenmal in dieſer Kirche befunden hatte, und nun im vollen Taumel meiner Liebe, wieder heraus gieng, geſellte ſich ein Jeſuite zu mir, und fragte mich, ob ich nicht der Sekretair des Geheimenraths von W. ſey? Ich beantwortete ſeine Frage mit Ja, und fragte ihn, ob er mir irgend etwas anzubefehlen habe? Nichts zu befehlen, verſetzte er, aber wenn ichs erlauben wolle, ſo ſolle ich ihm die Stunde beſtimmen, wenn er mich beſuchen könne? denn er habe etwas wichtiges mit mir zu ſprechen. So ſehr ich mich über dieſen Antrag eines mir ganz unbekannten Geiſtlichen wunderte, ſo ſagte ich ihm doch, daß mir ſein Beſuch zur Ehre gereichen würde, und beſtellte ihn noch dieſen Tag, um 5. Uhr zu mir. Dieſer Jeſuite war ein junger ſchöner Mann von ungefähr 30. Jahren; er hatte ungemein viel einnehmendes in ſeinem Betragen, und ſeine feine Lebensart ließ mich vermuthen, daß er von vornehmen Stande ſeyn müſte. Schon war ich in Aengſten, ob er nicht etwan der ſchönen Nonne halber zu mir kommen wolle, und ob mir nicht meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſie ſchon Ungelegenheit und Verdruß zugezogen habe? Ich zitterte alſo ſeiner Ankunft mit bangem Herzen entgegen, wie das Gewiſſen des Menſchen, bey dem Bewuſtſeyn einer Schuld, immer das ärgſte zu fürchten ſo geneigt iſt, und das Herz alsdenn vor jeder Mauß, und vor jedem Rauſchen eines Blattes erbebt. Inzwiſchen hatte ich mich zwar nicht in der Hauptſache, aber doch in den Nebenumſtänden geirret, wie man im folgenden Kapitel ſehen wird.

Dreyzehntes Kapitel.

Eine neue Art von Kuppelpelz.

Mein ehrwürdiger Herr fand ſich zur beſtimmten Zeit pünktlich bey mir ein. Eh' er aber noch ankam, ſagte ich Julietten, der Kammerjungfer der Geheimeräthin davon, und da ich ihr eine Beſchreibung von dem Herrn Mönche gemacht hatte, ſchlug ſie eine helle Lache auf, und ſagte:

„Ha! ha! das iſt niemand anders, als „der Pater Bonifaz, ein gebohrner „Baron von Piruzzi, aus einer der „beſten, aber verarmten Familien in „Wien. Meine Schweſter dient als „Kammerjungfer bey der Gemahlin „ſeines Bruders; und daher kenne ich „ihn. Ich merke ſchon, was ſein Anliegen ſeyn wird. Nehmen Sie ſich „ein Bischen in Acht! er iſt ein liſtiger „intrikater Mann!

Und würklich war es auch dieſer Geiſtliche, wie ich hernach gewiſſer erfuhr, und ich wurde auf ſeine Angelegenheit ungemein begierig.

Nachdem die erſten Bewillkommungskomplimente vorüber waren, und der Herr Pater, unter vielen Schmeicheleyen, und Bücklingen, wegen ſeiner Zudringlichkeit bey mir um Verzeihung gebeten hatte, begann er folgendermaaßen:

„Ich habe Sie, die Tage daher, mit vielem Vergnügen, in der Kirche der Urſulinerinnen beobachtet —

J. „O! ich bitte —

P. „Sie waren ganz aus der Maaßen andächtig —

J. „So habe ich meine Pflicht gethan.

P. „Freylich — und beſonders bemerkte ich bey der Muſik, daß Sie ſehr davon hingeriſſen waren.

J. „Man hätte keine Empfindungen haben müſſen, Herr Pater! — es war eine Engelmuſik.

P. »Ja wohl! mein Beſter! da haben Sie recht! — beſonders die Geſänge einer gewiſſen Baroneſſe, — die ſind unwiderſtehlich. Ich merkte, daß ihre Töne bey Ihnen viele Würkung thaten.

J. »Wenn Sie die ſchöne Nonne meynen, die einige Solos ſang.

P. »Wen ſonſt? — ſie iſt eine gebohrne Baroneſſe.

J. »Schade, daß ſie eine Nonne iſt!

P. »Das ſagen Sie nicht laut, mein Lieber! Wär' ich nicht Ihr Freund, eine ſolche Aeußerung könnte Ihnen Verantwortung bringen.

J. »Ich ſehe Sie für einen viel zu edlen Mann an, als daß —

P. »Gehorſamer Diener! Sie können ſich mir völlig anvertrauen. Ich bin tolerant; — aber nur zu Ihrer Warnung! man hat Sie ſtark beobachtet.

J. »Ich werde mich doch ſo betragen haben —

P. „Ohne Tadel. Aber ein ſcharfes Au„ge ſieht weiter.

J. „Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr „Pater!

P. „Aufrichtig, lieber Freund! Sie ver„ſtehen mich. Die ſchöne Nonne war „Ihnen nicht gleichgültig.

J. „Darf man einen Engel Gottes nicht „lieben?

P. „Wer verbietet Ihnen das? Nur vor„ſichtig müſſen Sie ſeyn, mein Süßer!

J. „Ich werde Ihren Rath befolgen.

P. „Nichts weiter? junger Mann! In „Ihrer Lage wünſcht man ſonſt mehr.

J. „Was ſollt' ich wünſchen?

P. „O! aufrichtig, Lieber! ich kenne die „Welt.

J. „Und wenn ich denn auch wünſchte, „was würde mir es helfen?

P. „Doch — doch — vielleicht! —

J. „Lieber Mann! ſpotten Sie meines „Herzens nicht!

P. „Sie verkennen mich, Beſter! wenn Sie mir Ihr Herz eröfneten — wenn Sie mir ohne Furcht geſtehen wollten, ob Sie dieſe ſchöne Prieſterin liebten?

J. „Ob ich ſie liebe? — o! einen ſolchen Engel zu lieben, nur zu lieben, wäre ſchreckliche Sünde. Ich bete ſie an — verehre ſie, als eine Heilige — beuge meine Knie vor ihr.

P. „Schon genug, mein Allerbeſter! auch Nonnen ſind Menſchen — unter uns! — ich glaube, daß Sie der Baroneſſe nicht gleichgültig wären.

J. „Herr! Sie wollen mich um meinen Verſtand bringen.

P. „Und doch — Sie würden ihn — glaube ich, nur dann verlieren, wenn Sie dieſes Mädchen niemals ſprechen ſollten; nur zwey Worte aus Ihrem Munde —

J. „Würden mich in Eliſium verſetzen.

P. „Das denk ich auch: denn ſie iſt ein holdſeliges, bezauberndes Geſchöpf. —

J. »O! hören Sie auf, Herr Pat[illegible] »machen, daß ich mich vergeſſe.«

P. »Wenn Sie mich nicht dauerten! — »ich könnt' Ihnen dienen, ſo fern ich »auf Verſchwiegenheit, auf Muth »und Entſchloſſenheit bey Ihnen rechnen dürfte.

J. Den Himmel würd' ich beſtürmen, und »der Tod ſelbſt würde mir das Geheimniß nicht entreißen, wenn. —

P. »Gut! Sie ſollen die Baroneſſe ſprechen. Aber Sie müſſen ſich eine gewiſſe Metamorphoſe ihrer Perſon gefallen laſſen, wozu ich Ihnen behülflich ſeyn werde.

J. »Ich bin zu allem bereit; nur — wo »möglich — ſorgen Sie für Sicherheit!

P. »Sie können mir trauen! Beym heiligen »Ignaz ſchwör' ichs Ihnen. Hören »Sie meinen Vorſchlag! Die ſchöne Nonne iſt meine Schweſter; —

J »Ihre Schweſter? —

P. »Ja! mein Lieber! — und dieß be-

„rechtiget mich, ſie allein auf ihrer „Zelle zu beſuchen, wenn ich will. Nun „hab' ich noch vier Brüder, wovon noch „einer Geiſtlicher in Rom iſt. Für dieſen meinen Bruder, den hier niemand „genau kennt, will ich Sie ausgeben; „Sie müſſen ſich in die Kleidung eines „Jeſuiten werfen, und unter dieſer Masque führe ich Sie zu meiner Schweſter. „Für das übrige werden Sie dann ſchon „ſelbſt ſorgen.

J. „Herr! das iſt ein kühnes Unternehmen.

P. „Und doch geſchieht dergleichen ſehr „oft. Ich ſtehe Ihnen für alle Gefahr.

J. „Aber — wie wird mich Ihre heilige „Schweſter aufnehmen?

P. „Auch dafür ſorgen Sie nicht! Die „Nonnen haben auch Fleiſch und Blut, „und — meine Schweſter zumal — iſt „mit äußerſtem Widerwillen in den geiſtlichen Stand getreten.

J. „Nun! — und wenn, Herr Pater! „wenn führen wir die Sache aus?

P. „So bald Sie wollen. Es kömmt

„nur noch auf eine Gefälligkeit an, die ich „mir erſt von Ihnen ausbitte. Je eher „Sie mir dieſe erweiſen, deſto geſchwin„der führen wir unſern Plan aus.

J. Wenn ich Ihnen womit dienen kann — „ohne jemanden zu ſchaden — mit „größtem Vergnügen. Erklären Sie „ſich!

P. „O! wer würde etwas nachtheiliges von „Ihnen fordern? — Ich verlange nur „wenig. Sie wiſſen, daß der Beicht„vater Ihres Herrn Prinzipals geſtor„ben iſt. Ich weiß, daß Sie viel gel„ten bey dieſem Herrn, beſonders bey „der Frau Geheimeräthin. Können „Sie mir zu dieſer Stelle verhelfen, ſo „ſind Sie der begünſtigſte Liebhaber „Ihrer reizenden Nonne.

J. „Sind Sie meiner Herrſchaft ſchon be„kannt?

P. „Daran fehlts eben; ſonſt wär' es „mir gar nicht leid, mich durch mich „ſelbſt zu empfehlen.

J. „Nun! ich will thun, was ich kann. „Soll ich Sie gleich geradezu vorſchlagen?

P. »Bey Leibe nicht! ſo geradezu dürfen
»wir nicht gehen. Ich will mich beym
»Geheimenrath melden laſſen; will ihm
»meinen Stand ſagen; und um die
»Stelle anhalten. Er wird ſich Bedenkzeit
»nehmen, und ſeine Gemahlin
»erſt fragen, weil ich auch ihr Beichtvater
»werde. Sie müſſen der Geheimenräthin
»davon ſagen, daß Sie mich
»als einen würdigen Mann hätten kennen
»lernen. Was Sie bey ihr ausrichten,
»das vermag ſie über ihren Gemahl;
»und ſo geht die Sache gewiß.

Die wahre Abſicht des Herrn Jeſuiten, warum ihm an dieſer Beichtvaterſtelle ſo viel gelegen war, wird der Leſer ſo gut merken, als ich mir ſie ſogleich entziffern konnte. Anfänglich kam mir es zwar ziemlich erniedrigend vor, mich hier gleichſam zu ſeinem Kuppler brauchen zu laſſen. Da ich aber die Geſinnungen meiner Geheimenräthin kannte, und es leicht zum voraus ſehen konnte, daß der verliebte Pater ſeine wahre Abſicht wohl ſchwerlich bey ihr erreichen möchte, wenn er auch ihr Beichtvater würde, ſo glaubte ich eben nichts unrechtes zu thun, wenn ich meine Hände dazu böte. Und wenn ſich ja noch einige Gewiſſensſcrupel dagegen regten, ſo vertrieb ſie doch der mächtige Gedanke, zum Beſitz der Liebe meiner ſchönen Nonne zu gelangen, vollends alle aus meiner Seele. Ich verſprach alſo meinem Mönche alles was er wollte, und der Plan wurde mit aller möglichen Intrigue von uns angelegt, und ausgeführt.

Ich übergehe das weitere Detail unſrer Operationen. Kurz der Vater Bonifaz wurde durch meine Vermittelung, und meine Fürſprache, glücklich Beichtvater bey meinem Prinzipal, und ſeiner Gemahlin. Doch weiß ich nicht, durch welchen Zufall Ihro Excellenz erfahren hatten, daß ich hauptſächlich der Beförderer des Kandidaten geweſen war. Anfänglich ſah er dieß zwar freylich für eine ſehr gleichgültige Sache an; in der Folge aber that mir dieſer Umſtand unendlichen Schaden, und wurde die Grundlage zu dem größten Unglück, das mir in meinem ganzen Leben begegnet iſt. Doch hiervon iſt es noch nicht Zeit zu reden. Der Herr Vater inſinuirte ſich vielmehr auf das allerbeſte bey meiner

Herr=

Herrſchaft, und da wir nunmehro dieſen unſren Zweck erreicht hatten, ſo ſchritten wir auch zur Ausführung unſrer Unternehmung bey Schweſter Joſephen — ſo hieß die ſchöne Nonne, — wovon das folgende Kapitel mit mehrerem handeln wird.

Vierzehntes Kapitel.

Liebe und Natur in ihren Würkungen.

Es giebt viele unſrer neueren Menſchenkenner, welche die Meynung vertheidigen, daß die platoniſche Liebe eigentlich ein Unding ſey, und daß, wenn ſie auch noch ſo lange ihre Spielereyen in den Herzen der Liebenden getrieben, ſie endlich doch noch ihren Nacken unter die Geſetze der Natur beugt, und in die phyſikaliſche Zärtlichkeit ausartet. Ob ich mir nun gleich nicht getraue, dieſer Meynung geradezu beyzutreten; — denn meine Leſer haben aus meiner Geſchichte geſehen, daß ich immer das Gegentheil behauptet, und durch mein eigenes Beyſpiel bewieſen habe; — ſo kann ich doch auch ſo viel nicht in Zweifel ziehen, daß jene Menſchenkenner allerdings die Würkungen der Natur, und den Lauf der Welt auf ihrer Seite haben. Ja! dieſe Würkungen ſind oft ſo mächtig, daß ſie den Weiſen, wie den Thoren nicht ſelten überraſchen, und ſelbſt bis ins innerſte Heiligthum der Tugend dringen.

Ein ſchöner Blick war ſtets den Weiſen überlegen,

ſagt unſer vortreflicher Dichter Uz.

Ein Blick entrunzelt ſein Geſicht;
Der Fromme ſündigt ihrentwegen,
Schielt übern Kubach weg und ſpricht:
Ach! wär kein Mädchen auf der Erden,
Wir würden alle ſelig werden!

So ſpielt uns die Liebe oft einen Streich, den die Tugend und die Moralität verdammen; und im Taumel ihrer Begeiſterung vergißt der Heilige ſeine Frömmigkeit, der Weiſe ſeine Weisheit, und die Nonne ihr Gelübde. —

Doch — ich will der Geſchichte nicht vorgreifen. Meine Leſer mögen ſich durch mein Beyſpiel warnen laſſen, daß ſie ihrem Herzen nicht zu viel trauen, und ihre Tugend keiner ſo großen Prüfung unterwerfen; ſie möchte ſo wenig, als die meinige Stich halten.

Nachdem wir, ich und der Pater Bonifaz unſre Rollen gehörig einſtudirt hatten, verkleidete ich mich eines Tages in den Jeſuitenhabit, den er mir dazu verſchafte, und ſo giengen wir zuſammen in das Kloſter, wo ſich die ſchöne Joſepha befand. Als Brüder dieſer Nonne, die noch dazu Geiſtliche waren, fanden wir keine Schwierigkeiten, ſie ohne Zeugen auf ihrer Zelle zu beſuchen. Das heilige Mädchen ſaß allein an ihrem Tiſche, und las in einer alten Legende, als wir hinein traten.

Hatte mich ihre ausnehmende Schönheit ſo ſehr bezaubert, als ich ſie nur von weiten, und noch dazu halb verſchleiert, in der Kirche ſah; ſo verſetzte ſie mich jetzt in Eliſium, wie ich ſie nun in der Nähe ohne Schleier, und ohne Nonnenkleidung erblickte. Ein wildes Feuer der Liebe durchflammte meine Adern, und Begierden ſtiegen in mir auf, die mich unſinnig gemacht haben würden, wenn ich mir nicht mit der Hofnung ihrer nahen Befriedigung hätte ſchmeicheln können. Eine regelmäßigere Schönheit, als dieſes Mädchen war, gab es gewiß nicht. Weiß, wie der Silberſtrahl des Mondes, am klaren Mitternachtshimmel, war ihr Antlitz; zart und rein, wie eine aufblühende Roſe im Gewande des Frühlings, ihre Haut; wie ein Sonnenſtrahl am flammenden Morgenhimmel ihr großes, blaues, lächelndes Auge; blond und weiß, wie die reinſte Mayländiſche Seide, ihr langes ſchönes Haar, das ihr jezt aufgelöſt, um ihren ſilberweiſſen Nacken wallte; ſchlank wie der Wuchs einer Nymphe, war ihre Geſtalt; voll und feſt wie Marmorhügel ihr Buſen; — kurz, ihr Körper war zur Liebe gebaut, und das Gelübde der Keuſchheit, das ſie als Nonne abgelegt hatte, kam mir wie eine ſtrafbare Meiſterung der Natur vor, wodurch ſie dieſelbe aus ihrer Beſtimmung zu verweiſen, vergebens geſucht hatte. Bey einem weltlichen Frauenzimmer würde dieſer Gedanke gar nicht

In meiner Seele entſtanden ſeyn; aber hier würkte er in mir ein gewiſſes Bedauern dieſes zur Liebe gebildeten Mädchens, daß ſie derjenigen Freuden entbehren ſollte, wozu ſie doch die Natur ſo ganz beſtimmt zu haben ſchien. Aus dieſem Bedauern folgte der Wunſch, ſie mit jenen Freuden, welcher ſie auf eine ſo grauſame Weiſe beraubt war, bekannt zu machen; und dieß war unfehlbar der Grund, warum ſich der Trieb der Sinnlichkeit hier ungleich mehr in meine Liebe miſchte, als bey allen meinen vorigen Liebeshändeln.

Das reizende Mädchen umarmte ihren verrätheriſchen Bruder, und ſahe mich zugleich ſchüchtern, und verwunderungsvoll von der Seite an. Ihr Blick verrieth die Sanftmuth ihres Herzens; aber ich glaubte zugleich auch ein gewiſſes Schmachten darinnen zu bemerken, das mir durch die Seele drang. Ja! mir kam es ſo gar vor, als ob ihr Thränen in die Augen träten, als ihr der Pater ſagte, daß ich ein unbekannter Freund von ihr ſey, dem er die Bitte nicht habe abſchlagen können, ihn mit ihr bekannt zu machen.

Anfangs hielt ſie mich würklich für einen Mönch: denn ſie erlaubte mir, ihre Hand zu küſſen, welches ſie ſonſt bey einem Layen nicht hätte zugeben dürfen. Der Bruder ließ ſie einige Zeit bey dieſer Meynung, und unterrichtete ſie blos davon, daß ich hier die Rolle ihres Italiäniſchen Bruders ſpiele; womit ſie nicht ſonderlich zufrieden zu ſeyn ſchien, ſich aber doch nicht unterſtand, ſich weiter nach mir, und meinem Namen zu erkundigen.

Der Pater ſchwatzte ihr hierauf allerhand gleichgültige und fade Dinge vor, worauf ſie jedoch wenig Achtung zu geben ſchien. Vielmehr bemerkte ich, daß ſie immer unruhiger wurde, je öfterer ſie mich anſah, und je mehr ich ſie mit meinen Augen verfolgte. Endlich ließ uns der Bruder allein, indem er die Priorin des Kloſters noch zu beſuchen vorgab, und mich bey ſeiner Schweſter wieder abzuholen verſprach. Ich begrif es nun wohl, daß er mir mit Fleiß Gelegenheit machte, mich ſeiner Schweſter völlig zu entdecken; und ich beſchloß, dieſe Gelegenheit zu nutzen. Aber welche ſchreckliche Bangigkeit mich nun über=

überfiel, als ich mich mit ihr allein befand, und ihr nun die Empfindungen meines Herzens bekennen ſollte; das iſt unmöglich zu beſchreiben. Jedes Wort, das ich vorbringen wollte, erſtarb mir auf der Zunge, und jeder Gedanke verlor ſich wieder, wenn er kaum in meiner Seele entſtanden war. Da ſaßen wir beyde einige Minuten, ſahen einander ſtaunend an, und keines mochte ſich zu reden getrauen. Endlich brach die liebenswürdige Schweſter dieſes unzeitige Schweigen ſelbſt, indem ſie ſagte:

„Sie ſind vermuthlich ein Verwandter
„von unſerm Hauſe Herr Pater! und
„haben mich nicht gekannt, ehe ich
„Profeß gethan habe.

„Nein, meine Heilige,

antwortete ich,

„ich muß Ihnen redlich die Wahrheit geſtehen,
„kann Sie nicht länger hintergehen,
„und ſollt' es mir das Leben koſten.
„Ich bin kein Verwandter von Ihnen,
„und auch kein Geiſtlicher. — Ach! —
„ich bin nichts anders,

fühle

fuhr ich fort, indem ich vor ihr auf die Knie ſank, und ihre beyden Hände faßte,

„als ein kühner, verwegener Sterblicher, der ſich unterſtehet, eine Braut des Himmels zu lieben, der ihr dieſe unausſprechliche Liebe bekennen muß, und ſollt' er ſein Geſtändniß mit ſeinem Leben bezahlen! — Ich bin ein Laye — ja ſo gar — ein Proteſtant!

„Großer Gott! —

rief ſie aus, indem ſie halb ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück ſank,

„ich bin des Todes! — wenn Sie Ihr Leben nicht aufs Spiel ſetzen, mich nicht ewig unglücklich machen wollen, mein Herr, ſo ſtehen Sie auf! Trift Sie jemand in dieſer Stellung bey mir an, ſo ſind wir beyde verlohren. Sie wiſſen nicht, welcher entſetzlichen Gefahr ſie ſich ausſetzen.

Ich befolgte ihren Willen augenblicklich, behielt aber doch ihre Hand in der meinigen, und ſagte:

„Können Sie mir verzeihen, meine

„Göttliche? — darf ich auf Ihre Gegenliebe hoffen?

„Meine Verzeihung ſollen Sie haben,

verſetzte ſie dann,

„denn auch der Himmel vergiebt Frevelthaten. Aber wie können Sie die Läſterung meines Standes begehen, eine ſtrafbare Gegenliebe von mir zu fordern, da Sie mein Gelübde kennen — da Sie wiſſen, daß ich der Welt, und allen ihren Freuden entſagt habe? —

„Ach! meine Heilige! —

antwortete ich,

„ich fordere nichts von Ihnen, was Ihren Stand ſchändet. Nein! einen unglücklichen Sterblichen zu lieben, iſt ſelbſt den Engeln des Himmels erlaubt. Das ſüße Wort Ihres ſchönen Mundes: ich liebe dich! — würde mich auf die höchſte Stufe meines Glücks erheben; und wenn Sie die Empfindungen Ihres Herzens fragen wollten, ohne Rückſicht auf Ihren Stand, würde denn dieß ſanfte, menſchen-

„freundliche Herz nicht Ja dazu ſagen? „und würde es ſelbſt in dieſer Empfindung ſich nicht glücklicher fühlen, als „in der eifrigſten Beobachtung ſolcher „Pflichten, die Ihnen ein unnatürlicher Stand, und ein grauſames „Gelübde auflegen? — Die Natur ſelbſt hat Sie zur Liebe gebildet. „Ach! wer weiß, hat nicht ein unmenſchliches Verhältniß Sie gezwungen, dieſen ſüßen Trieben der Natur „zu entſagen? und ſträubt ſich nicht „Ihr Herz noch immer dagegen? Was „iſt reiner, als das Gefühl eines Herzens, das nie eine unedle Empfindung „gehabt hat, und wenn es ſich auch „zur Liebe eines Mannes hinneigte? —

Dieſe Worte erweichten ihre ſchöne Seele. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen; ſie verhüllte ihr Geſicht in ihr Tuch, und ſprach mit großer Bewegung:

„O! hören Sie auf! Sie brechen mir „das Herz! — ich würde Sie lieben „können: denn Sie ſind ein bezaubernder Mann. Aber ich darf, ich kann „es nicht. Ich bin eine Unglückliche,

»die von der Welt verworfen, ihre Zuflucht zum Himmel genommen hat. »Schonen Sie mich! Sie ſehen, ich »bin ein ſchwaches, elendes Mädchen. — Jetzt ihr den Willen zu thun, würde bey mir in der That das Umkehren auf dem halben Wege geweſen ſeyn. - Die Natur fieng an, ihre Rechte zu brauchen, und bekämpfte die Gefühle einer grauſamen Pflicht in der Seele des Mädchens; ſchon ſchwebte ſie in dem Zuſtande des Wankens, wo es ſo leicht iſt, ein weibliches Herz vollends hin zu reiſſen. Das Eiſen war warm; ich nahm mir alſo vor, es in dieſer Wärme zu ſchmieden. Und ſo ſetzte ich denn dem unglücklichen Mädchen, mit Beſtürmung ihrer Empfindungen, ſo lange zu, bis ſie endlich Chamade ſchlug, und mir erlaubte, daß ich ſie unter der, und jener Verkleidung, bisweilen beſuchen dürfte. Auch erzählte ich ihr die Art, und Weiſe, wie ich ſie zuerſt geſehen, und mich in ſie verliebt hatte, welches ihr beſonders zu gefallen ſchien. Kurz mein Glück war größer, als ich mir es jemals hatte träumen laſſen. Der Pater Bonifaz bekam zwar von ſeiner Schweſter noch einen kleinen Verweiß, daß er ſich unterſtanden hatte, eine fremde Mannsperſon zu ihr zu bringen. Aber der heuchleriſche Jeſuite ſchüttelte ihn ab, und gab ſeiner Schweſter dafür einige gute Lehren, wie ſie das Geheimniß ihrer Liebe am beſten verwahren, und ihre Rolle recht verdeckt ſpielen könne. Beym Abſchiede raubte ich der himmliſchen Braut noch einige Küſſe, die ihren Gewiſſensſcrupeln vollends ganz den Abſchied geben mochten: denn ſie bat ſich meinen Beſuch ſo bald als möglich wieder aus.

Funfzehntes Kapitel.

Auch eine rührende Nonnen-Geſchichte.

Durch Hülfe des gefälligen Pater Bonifaz wurde ich nun in den Stand geſetzt, meine neue Geliebte ziemlich oft, in ihrem Kloſter, und auf ihrer Zelle zu beſuchen; und dazu bediente ich mich denn allerhand Verkleidungen, und Behelfe, die mir immer glücklich bis zum Heiligthum einer

Nonnenzelle hindurch halfen. Bald verkleidete ich mich, wie das erſtemal, in einen Jeſuiten, und fuhr fort, mich für den Bruder der Schweſter Joſepha auszugeben; bald warf ich mich in das Gewand einer andächtigen Schweſter; bald gab ich mich für eine Verwandtin meiner Geliebten aus; kurz ich ſpielte alle Rollen, die nur halbwege praktikabel waren, und es gelang mir immer, manche ſchöne Stunde allein mit ihr zuzubringen. In einer dieſer, mir ſo wonnevollen Stunden, kamen wir denn unter andern auch auf die Veranlaſſung zu ihrem Kloſtergelübde zu reden. Dieß bewog die Schweſter Joſepha mir ihre Geſchichte zu erzählen, die ich denn hier auch meinen lieben Leſern, mit ihren eigenen Worten wiederholen will. Ich befürchte nicht, daß ſie ſich dabey ennuyiren ſollen.

»Wenn Sie in meiner Geſchichte manche unverzeihliche Thorheit finden werden,«

begann die ſchöne Heilige,

»ſo bitte ich, dieß nicht auf Rechnung meines Charakters, ſondern bloß

„meiner Jugend, und meiner ſchlechten Erziehung zuzuſchreiben. Ich bin die jüngſte Tochter eines Baron von Piruzzi, der in Kaiſerlichen Civildienſten ſtand. Das Haus meines Vaters war ein Tempel des Vergnügens, der rauſchenden Freuden der Welt, und der Wolluſt. Dieß ruinirte unſre Familie; mein Vater grif in der Noth Kaiſerliche Gelder an, und ſtarb im Gefängniße. Unſer Vermögen war dahin. Meine Brüder ſtunden zum Theil gleichfalls in Kaiſerlichen Dienſten, theils hatten ſie ſich der Kirche gewidmet; zwey meiner Schweſtern heyratheten Offiziers, und die dritte wurde Favoritin eines gewiſſen Fürſten, der ſie ſehr prächtig unterhielt. Ich allein war noch unerzogen, da mein Vater ſtarb, und ich ſtand erſt in meinem zwölften Jahre. Meine Schweſter, die Favoritin des Fürſten, nahm mich zu ſich, und ſetzte ſich vor, mich zu einer Kreatur ihres Standes zu bilden, wozu ihr mein gutes Anſehen, die Hand zu bieten ſchien. In galanten Wiſſenſchaften erzogen,

„und entfernt von allen guten Grund-
„ſätzen, wurden die Neigungen zur glän-
„zenden Lebensart, die ich ſchon in dem
„Hauſe meines Vaters eingeſogen hat-
„te, in dem ihrigen zur Reife gebracht;
„und unfehlbar wär' ich jetzt das, wo-
„zu ſie mich beſtimmt hatte, wäre mei-
„nem Herzen nicht ein junger Mann zu
„Hülfe gekommen, der mir eine tugend-
„hafte Liebe für ihn einflößte, und mich
„dadurch von den Pfaden des Laſters,
„die ich eben zu betreten begann, wie-
„der entfernte. Es war in meinem
„vierzehnten Jahre, als dieſer junge
„Mann in unſerm Hauſe bekannt
„wurde. Herr von **Waldſchüz**, ſo
„hieß er, war ein vertrauter Freund
„des Fürſten, und mit ihm an ſeinem
„Hofe erzogen worden. Er ſtand in
„dem glückſeligen Alter von 28. Jahren,
„und war ein ſchöner blühender Mann,
„voller Artigkeit, guter Sitten, und guter
„Grundſätze. Anfänglich machte er blos
„meinen Hofmeiſter, und erwarb ſich, durch
„ſeine vortreflichen Lehren, und durch
„ſeine Redlichkeit bald mein völliges Zu-
„trauen. Nach und nach aber verwandel-

„te ſich unſre Freundſchaft in jene ſeligen Empfindungen, die einem jungen Herzen ſo ſüß, und ſo gefährlich ſind. Wir fiengen an, einander zu lieben, und da wir beyde eines Sinnes waren, ſo eröfneten wir einander unſre Herzen nur zu bald. Herr von Waidſchüz verſprach mir, mich meiner Armuth ungeachtet, zu ſeiner Gattin zu wählen, ſobald ich das ſechzehnte Jahr meines Alters erreicht haben würde.

„Bekannt durften wir jedoch unſre Liebe nicht werden laſſen; denn meine Schweſter hatte einen ganz andern Plan mit mir vor. Sie hatte das Herz des Fürſten in ihren Händen, mein Geliebter war arm, und lebte von der Gnade dieſes Herrn; ihr koſtete es alſo nur ein Wort, Waidſchüzen auf einmal von dem Fürſten zu entfernen, und ſo war unſre Verbindung getrennt, und unſre Liebe vernichtet. Inzwiſchen achte ich doch dieſe Zeit meiner Liebe für die glücklichſte meines Lebens: denn wer weiß

„nicht, wie ſüß die Liebe iſt, wenn ſie „im Verborgenen gepflogen wird, und „unter den Fittigen der Heimlichkeit „ruhet? —

„Allein ein feindſeliger Dämon ſtörte unſer Glück, und ſtürzte uns ins „Verderben. Ich war meinem ſechzehnten Jahre nahe; meine Schönheit glich einer aufbrechenden Roſe, „welche dem Wollüſtlinge, die ſüßeſten „Wohlgerüche darbot. Meine Schweſter hielt dieſe Zeit für die bequemſte, „mich in eine Rolle zu werfen, welche „ſie ſelbſt ſpielte, und wobey ſie ſich ſehr „glücklich befand. Sie hatte den vielleicht nur allzu wahren Grundſatz, „daß eine Favoritin über das Herz eines Mannes viel unumſchränkter herrſchen könne, als eine Gemahlin; darinnen fand ſie denn ihr Glück, und „da ſie mich würklich liebte, ſo glaubte „ſie mich nicht glücklicher machen zu „können, als wenn ſie mir eine ähnliche Stelle verſchafte.

„Ein junger Graf, der überaus „reich war, wurde von ihr, zu mei-

„nem Sclaven beſtimmt. Sie produzirte ihn bey mir unter dem Namen eines Freundes von ihrem Fürſten, und bat mich, ihm mit Achtung und mit Diſtinction zu begegnen. Der Graf war ſchön, einnehmend, gefällig, und äuſſerſt verliebt; aber heftig in ſeinen Leidenſchaften, und hitzig bis zur Raſerey, wenn er über etwas aufgebracht wurde. Von Kindheit auf in der großen Welt erzogen, war er an die freye Lebensart gewöhnt, und in Befriedigung ſeiner Sinnen ſuchte er ſeine ganze Glückſeligkeit.

„Es war alſo natürlich, daß er in die heftigſte Leidenſchaft für mich verfiel, ſobald er mich nur geſehen hatte. Er war zudringlich, unternehmend, und dabey zärtlich und gefällig; ich hingegen war jung, unerfahren, eitel, und verliebt: blieb es denn ein Wunder, daß mir die Aufwartungen des Grafen eben nicht mißfielen? Zwar konnt' er wohl meine Treue für meinen Geliebten nicht wankend machen, er brachte es aber doch dahin, daß mir das Bildniß meines **Waidſchütz** zuweilen aus

„meinem Herzen entſchlüpfte, wenn dieſer Stürmer mir ſeine Liebe vorklagte, meine Reize bis in den Himmel erhob, und in der wollüſtigſten Ekſtaſe meine Hände drückte, und küßte; ich fand den Grafen ſchön und reizend, und bildete mir ein, daß, wenn ich nur in der Hauptſache meinem Geliebten getreu bliebe, ich eben nichts unrechtes thäte, mich von jenem liebenswürdigen jungen Menſchen kareſſiren zu laſſen.

„Waidſchüz liebte mich von ganzer Seele; die Aufwartungen des Grafen bey mir, reizten alſo ſeine Eiferſucht; er bat mich daher, dieſen jungen Wüſtling zu vermeiden, und erklärte mir die niederträchtigen Abſichten meiner Schweſter. Ich verſprach, ihm zu folgen; aber der Graf drängte ſich mit Gewalt zu mir; meine Schweſter war ihm zu ſeinen Unternehmungen behülflich; wie hätte ich alſo dieſen zudringlichen Menſchen ganz vermeiden können? —

„Waidſchüz, als ein ſehr vernünftiger Mann, der ſeine Leidenſchaften in ſeiner Gewalt hatte, um ſie völlig nach ſeinem Willen lenken zu können, ergrif ein andres Mittel, mein Herz von dem Grafen abzuwenden, aber ein Mittel, das ſeines Zwecks verfehlte, und woran ſeine Weisheit ſcheiterte. Er ſuchte mich nehmlich, durch Eiferſucht zu reizen, — oder doch — wenigſtens meine Treue dadurch auf die Probe zu ſtellen. Zu dem Ende ſtellte er ſich, als ob er um die Gunſt andrer Mädchen buhlte; beſonders machte er einer jungen ſchönen Freundin von mir den Hof. Da Waidſchüz ein überaus intereſſanter Mann war, ſo nahm meine Freundin, ſeine Aufwartungen gar nicht übel auf, und das gute Mädchen wurde ſo ernſtlich in ihn verliebt, daß er kaum noch ſo viel Zeit gewinnen konnte, mit guter Manier zurück zu treten.

„Inzwiſchen erreichte zwar Waidſchüz darinnen ſeine Abſicht bey mir, daß er meine Eiferſucht erregte: denn,

„da ich ihn würklich von ganzer Seele
„liebte, ſo war es mir ganz unerträglich,
„wenn ich gewahr werden muſte,
„daß er mit einem andern Frauenzimmer
„nur ein wenig freundlich that.
„Ohne zu bedenken, daß ich ihn durch
„mein Betragen gegen den Grafen ſelbſt
„dazu gereizt hatte, war ich toll genug,
„ihn würklich für untreu, und
„wankelmüthig anzuſehen. Wenn aber
„Waidſchüz erwartete, daß ich ſelbſt
„kommen, ihm gleichſam meine Uebereilungen
„abbitten, und dadurch ſein
„Herz wieder zu gewinnen ſuchen ſollte;
„ſo hatte er von der Größe meiner Seele
„zu viel gefordert. Einer ſolchen
„edlen Handlung war ich ſchwaches,
„eingebildetes Mädchen gar nicht fähig.
„Das Unrecht, das er mir anthat,
„ſah' ich wohl ein; aber den Balken
„in meinen Augen wurde ich nicht gewahr:
„denn da ich mir würklich keiner
„wahren Untreue bewuſt war, ſo
„wuſte ich auch nicht, wodurch ich
„Waidſchüzens Wankelmuth verdient
„haben könnte.

„Die Folge davon war denn alſo natürlicher Weiſe keine andere, als daß ich darauf fiel, mich an meinem Geliebten zu rächen; und dazu dünkten mir die Aufwartungen des Grafen ſehr geſchickt zu ſeyn. Ich vergönnte alſo dieſem dreiſten jungen Menſchen, ſelbſt in meines Geliebten Beyſeyn, die zügelloſeſten Freyheiten. Ich ließ mich von ihm küſſen, und umarmen, wie er es für gut fand. Auf Waidſchüzens Herz that nun dieſes Betragen die gewaltſamſte Würkung, und belegte dieſen Mann, der ſonſt immer Herr ſeiner Affecten blieb, mit der entſetzlichſten Marter der Eiferſucht. Ich habe ihn oft für Wuth mit den Zähnen knirſchen, und halb ohnmächtig aus dem Zimmer gehen ſehen. Oft dauerte mich ſeine Lage; ich hätte mich ihm, mitten im Sturm ſeiner Seele, am Buſen werfen, und ihn, mit tauſend Küſſen und Thränen, um Verzeihung bitten mögen. Aber er hielt mich nun würklich für untreu, und es ſchien, als ob er mich mit Verachtung ſtrafen wollte, indem er

„mir ſelbſt auf allen Schritten auswich, „und meine Gegenwart vermied, wo er „nur konnte und wuſte.

„So plagten wir einander ſelbſt eine „gute Zeitlang fort, und waren uns die „eigenen Henker unſrer Liebe, und der „Ruhe unſrer Seelen. Nichts deſto weniger aber liebten wir uns beyde von ganzem Herzen, und waren einander vollkommen treu, ob es gleich ſchien, als „ob wir mit einander gebrochen, und „die gröſte Treuloſigkeit an einander „begangen hätten. So ſtürzet ſich der „Menſch oft muthwillig ſelbſt und unbedachtſamer Weiſe in das namenloſeſte Elend, und ſchaffet ſich Qualen „des Herzens, wo er nur Roſen brechen „könnte. Wenn wir Menſchen aufrichtiger gegen einander wären, und unſre Vorurtheile ablegen wollten, ſo „würde manches Unheil in der Welt „vermieden werden, und wir würden „aufhören, unſre eigene Henker, und „die Peiniger unſrer Herzen zu ſeyn.

„Noch befanden ſich in dieſer Lage die „Angelegenheiten meines Herzens als

„der Graf anfieng, die Rolle eines zärtlichen
„Schäfers überdrüßig zu werden.
„Die Freyheiten, die ich ihm bisher erlaubt
„hatte, ſpannten ſeine Begierden
„zu einer Höhe, wo er die Befriedigung
„derſelben gar nicht mehr entbehren
„zu können glaubte. Dennoch aber
„waren alle ſeine Bemühungen, mich
„ihm auf dieſe Weiſe, gefällig zu machen,
„vergebens. Meine Schweſter beförderte
„zwar ſeine Abſichten, mit größtem
„Fleiße; aber alles umſonſt. Ich liebte
„meinen Waidſchüz noch, und
„dieß half mir, alle Verſuchungen überwinden.
„Der Graf gerieth in Verzweiflung,
„und beſchloß, Gewalt zu
„brauchen. Aber aus einem noch übrig
„gebliebenen Gefühl von Ehre, und
„Rechtſchaffenheit, rieth ihm meine
„Schweſter doch noch davon ab, und
„gab ihm vielmehr den Rath, mich auf
„eines, ſeiner Landgüter zu bringen,
„um zu verſuchen, ob nicht die Einſamkeit,
„und die Entfernung von aller
„Zerſtreuung, meine Tugend überwinden,
„und mir einen Geſchmack an der
„ſinnlichen Liebe beybringen könne? —

„Geſagt! gethan! dem Grafen war „nichts willkommner, als dieſer Vorſchlag. Glücklich führte er ihn aus: „denn als er mich einsmals überredete, „mit ihm ſpazieren zu fahren, brachte „er mich auf eins ſeiner Güter, das eine „deutſche Meile von Wien entfernt „lag. Was wollt' ich dagegen thun? „ich war völlig in ſeiner Gewalt, „und muſte mir alles gefallen laſſen. „Auf dem Gute ſperrte man mich in „ein einſames Zimmer ein, und ein altes kuppleriſches Weib war meine Geſellſchafterin. Es gieng mir nichts „ab, und ich wurde aufs beſte und „feinſte von dem Grafen behandelt.

„Dennoch aber verdroß mich dieſes Verfahren aufs äuſſerſte; und das machte, „daß ich meinem Verführer anfänglich „allen nur möglichen Widerſtand that. „Vierzehn Tage giengen hin, ohne daß „er ſich nur einer einzigen Gefälligkeit „von mir rühmen konnte. Dem alten „Weibe, meiner Wächterin, begegnete „ich mit aller nur möglichen Grobheit; „ich redte faſt kein Wort mit ihr. Des

„Nachts legte ich mich in Kleidern nieder, verſchloß mein Zimmer ſorgfältig, und ließ keine Seele bey mir bleiben. Ich gerieth endlich in eine verzweifelte Gemüthslage, daß ich beſchloß, mir das Leben zu nehmen, als mich von ſelbſt das allertraurigſte Verhängniß traf, das nur jemals einen Unglücklichen treffen kann.

„Ich war eines Abends eben im Begriff, mich ſchlafen zu legen, und hatte mich zum erſtenmal völlig ausgezogen, weil ich den Grafen hatte wegreiten, aber nicht wieder zurückkommen ſehen, und mich alſo von ihm keines Ueberfalls befürchtete. Aber wie ich die Vorhänge vor meinem Bette wegzog, um mich hinein zu legen, umfaßte mich ein Menſch mit einer ſo raſenden Heftigkeit, daß ich mich weder rühren noch regen konnte. Ich fieng ſogleich heftig an zu ſchreyen, und that allen möglichen Widerſtand; aber alles vergebens! der gottloſe Menſch riß mich mit ſich nieder, und begann mich durch Schmeicheleyen zu beſänftigen: denn

„Gewalt zu brauchen — ſagte er — „würde das Vergnügen ganz verſcheuchen, das er ſich von dem Glück der „Schäferſtunde bey mir verſpreche. Es „war niemand anders als der Graf, „der ſich in meine alte Aufwärterin verkleidet, in mein Zimmer geſchlichen, „und ſich hinter die Bettvorhänge verſteckt hatte. —

„Sie ſehen leicht, daß ich hier faſt „nicht mehr ausweichen konnte. Zeit, „Ort, und Situation waren äußerſt „verführeriſch; der Graf war zärtlich, und „dabey äußerſt zudringlich; er bat, „flehte, liebkoßte, ſchmeichelte; wie hätte ich „ſchwaches Mädchen noch länger Widerſtand thun können! — er ſchläferte meine Tugend ein, umnebelte meine Sinnen; ich vergaß mich — und „die ganze Welt, indem ich an ſeinen „Buſen ſank, und ihm das vergönnte, „wornach er ſo ſehnlich ſeufzte! —

„Aber ach, Himmel! wie theuer „muſte ich dieſe Vergehung bezahlen! „Die Stunde der äußerſten Zärtlichkeit

„war beynahe die Stunde meines Todes. — Indem ich noch in des Grafen Armen mich ganz den Entzückungen, die mir ſo neu waren, überließ, entſtand ein heftiges Gepolter haußen vor der Thür des Zimmers. Im Augenblick war dieſe aufgeſprengt, und es trat herein — niemand anders, als der Herr von Waidſchüz, mit bloßem Degen in der Hand, und in der äußerſten Wuth. Vier bis fünf bewafnete Kerle, wovon zweye Fackeln trugen, folgten ihm. —

„Vor Schrecken glaubte ich des Todes zu ſeyn, über dieſen Anblick. Dem Grafen gieng es nicht beſſer. Eben ſo unvermuthet als ſchreckbar war ihm dieſer Ueberfall. So viel Zeit, einen Entſchluß zu faſſen, ließ uns der wüthende Waidſchüz gar nicht. Mit den Worten: Ha! du Verrätherin! hab' ich das um dich verdient? — trat er vor das Bette, und indem er hinzu ſetzte: ſterbt in eurer Schande! — dieß ſey der Lohn deiner Untreue! — ſtieß er mit bloßem Degen auf uns ein.

„Mich ſelbſt traf dieß mörderiſche Gewehr, indem es mir durch die linke Seite drang, und mir die tödtlichſte Wunde verſetzte. Der Graf ſuchte ſich durch die Flucht zu retten. Schon war er bis an die Thür hindurchgedrungen, als ihm Waidſchüz mit eben dem Degen, welchen er aus meiner Seite wieder heraus zog, ſo heftig von hinten zu durchſtieß, daß er auf der Stelle todt blieb. Der ganze Troß ſtürzte ſich alsdann wieder aus dem Zimmer; die Leute des Grafen waren zwar verſammlet, und es begann auf der Treppe ein blutiges Gefecht. Aber Waidſchüz entkam glücklich durch die Flucht, nur einer von ſeinen Leuten wurde gefangen, welcher aber eine Stunde darauf an einer Kopfwunde ſtarb, die ihm ein Bedienter des Grafen mit einer Holzaxt beygebracht hatte.

„Ich lag inzwiſchen da ohne Bewegung, auf dem Bette meiner Schande, in meinem Blute, und fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Meine alte

„Wärterin kam herzu gelaufen; der
„Kammerdiener des Grafen, der ein
„Wundarzt war, verband mir meine
„Wunde, aber er zweifelte an meiner
„Wiederherſtellung, und ließ zu dem
„Ende noch einen Wundarzt aus Wien
„holen. Den ermordeten Grafen
„brachte man bey Seite; den Tag darauf
„wurde er in der Stille begraben.
„Traurig war das Schickſal dieſes
„Menſchen: denn er wurde unter Begehung
„einer Schandthat zu einem Orte
„hingeraft, wo es ihm ſchwer werden
„wird, ſeinen Frevel zu entſchuldigen:
„denn er war der Mörder einer
„weiblichen Tugend, die ihm ſo lange
„Widerſtand gethan hatte.

„Doch hier muß ich Ihnen gleich ſagen,
„wie es mit Waidſchüzens
„Ueberfall“ eigentlich zugegangen war.
„Der Verräther des Grafen war ſein
„eigener Kammerdiener, eben derſelbe,
„der mir hernach zuerſt meine Wunde
„verband. Dieſem Menſchen hatte der
„Graf auch einmal ein Mädchen abſpenſtig
„gemacht, und ſie ſeinen wol-

»lüſtigen Begierden aufgeopfert; er hatte daher immer einen heftigen Groll auf ſeinen Herrn, den er jedoch ſorgfältig vor ihm verbarg, um ſich gelegentlich an ihm rächen zu können. Jetzt dünkte ihm die Zeit ſeiner Rache da zu ſeyn. Er gieng ſelbſt hin zu Waidſchüzen, und verrieth ihm alle Unternehmungen ſeines Herrn. Nun hatte der Graf den ſo übel abgelaufenen nächtlichen Ueberfall meiner Tugend, mit der alten Wärterin ſchon einige Tage vorher verabredet. Dieſe war des Kammerdieners Mutter; und ſie verrieth die Sache ihrem Sohne. Der Kammerdiener hinterbrachte es Waidſchüzen brühwarm. Dieſer beſchloß dieſen Zeitpunkt zur Rache an ſeiner untreuen Geliebten, und ſeinem Nebenbuhler zu nuzen. Er dingte ſich daher einige liederliche Kerle, die für Geld zu allem bereit ſind, wurde von dem treuloſen Kammerdiener durch alle Thore und Thüren des Schloſſes hindurch gelaſſen, und ſo wurde es ihm leicht, ſeine Rache, ſo wie Sie geſehen haben, auszuführen.

„Den Tag nach dieſem traurigen „Vorfall beſuchte mich auch meine gottloſe Schweſter; denn ſie war es allein, „die mich in dieſes Unglück geſtürzt hatte. Ich überhäufte ſie mit Vorwürfen, und klagte dem allwiſſenden Gott „die Untreue, die ſie dadurch an mir „begangen, daß ſie mich an den Grafen verkuppelt hatte. Aber das muß „ich ihr doch auch zum Ruhme nachſagen, daß ſie ihre boshafte Handlung mit Thränen bereute, mich auf „das wehmüthigſte um Verzeihung „bat, und alles zu thun verſprach, wodurch ſie mich wieder beruhigen und „den Frieden meiner Seele wieder herſtellen könne.

„So lange meine Krankheit dauerte, „kam ſie nicht von meinem Bette, und „pflegte mich mit äußerſter Sorgfalt. „Ihr, und den Bemühungen eines ſehr „geſchickten Wundarztes aus Wien, „hab' ich's auch zu danken, daß ich dem „Tod für dießmal noch entgieng. „Doch brachte ich ſehr lange auf dieſem „Krankenlager zu, und hatte Zeit ge-

»nug, meine Vergehungen zu bereuen, »und Gott um Vergebung meiner Sünden zu bitten. Dieß that ich auch »redlich, und die andächtigen Empfindungen, die ſich damals ſo ſtark meiner Seele bemächtigten, waren unfehlbar auch der erſte Grund meines »nachherigen Entſchlußes, mich dem »Kloſterleben zu widmen. Hierzu kam »noch ein Brief von meinem ehemaligen Geliebten, den ich vier Wochen »nach meinem Unglück zugeſchickt erhielt, »und der meine ganze Seele mit Schmerz, »Reue, Schaam, und Verzweiflung füllte.

„Ich will Ihnen dieſen Brief vorleſen; „denn ich hab ihn heilig aufgehoben, „und ich trage ihn beſtändig bey mir.

»Meine geliebte Joſepha!

„Ich ſchreibe Dir dieſen Brief an »einem öden, einſamen Orte, wohin »mich Mangel und Elend, Gram, »Reue, Verzweiflung, und die Angſt »meines Gewiſſens geführt haben; ich »glaube, einigen Troſt darinnen zu finden, wenn ich mein, von namenlo-

„ſen Qualen durchfoltertes Herz, vor
„Dir ausſchütten, und Dir vielleicht
„eine Thräne des Mitleids mit meiner
„grauſamen Lage, abzwingen kann:
„denn ich höre, daß Du noch lebſt,
„und daß mein mörderiſcher Stahl,
„nur den Mörder unſrer Ruhe, und
„unſrer Glückſeligkeit dahin geſtreckt
„hat. Gott gebe ſeiner Seele, im To-
„de, diejenige Ruhe, nach der mich ſo
„ſehnlich verlangt, und die ich wohl
„nie auf dieſer Welt wiederfinden wer-
„de! — Ach! Joſepha! — Du,
„einſt der Abgott meines Herzens! und
„noch — die ganze Wonne meiner
„Seele! — Ach! was iſt aus uns
„geworden? — Du — eine Treu-
„und Ehebrecherin! — vergieb mir
„dieſen Ausdruck! unſre Ehe war ja
„in unſerm Herzen und vor Gott ge-
„ſchloſſen; — ich — ein Mörder —
„ein Flüchtling — ein Verfolgter. —
„Grauſames Schickſal! was hatten
„wir dir gethan, daß du unſre Liebe
„zerſtörteſt, und uns ſo ſchrecklich fal-
„len ließeſt? — Gott! wo ſind ſie
„hin die Stunden der Liebe, der Freude,

„des Entzückens, wo wir einander in
„Armen ruhend, nur uns ſelbſt Welt,
„Himmel und Seligkeit waren? Ach!
„noch möchte ich ſie mit meinem Blute
„zurück erkaufen, wenn ich nur könnte!
„denn noch liebe ich Dich — Du arme,
„betrogene, verführte, — Du gefallener
„Engel! — noch ſchwebt unaufhörlich
„Dein göttliches Bild vor
„meiner Seele. — Unſtet, und flüchtig
„— von Bluträchern und meinem
„Gewiſſen verfolgt, werde ich in der
„Welt umher irren müſſen, bis ein
„wohlthätiger Tod meinem Qualvollen
„Leben ein Ende macht. Aber nie —
„nie werde ich Dein vergeſſen. Wenn
„mein letzter Athem dahin ſchleichet,
„und meine Seele hin vor den Weltrichter
„gerückt wird, werde ich den
„Namen meiner Joſepha noch ſtammlen,
„und mein letzter Seufzer wird noch
„zu Dir hinfliegen, und wären wir auch
„Millionen Meilen voneinander entfernt.
„Ach! meine Geliebte! ich wollte
„Dir ſo viel ſchreiben, — aber
„mein Schmerz übermannt mich. Ich
„kann nicht mehr. — Wüſte ich nur,

„ob Du mich, meiner grauſamen That „ungeachtet, noch liebteſt; ich wollte „dann gern, und in Friede ſterben: denn „Dein Haß iſt mir ſchrecklicher, als „Tod, und Hölle. Doch — Du „warſt ja ſonſt eine ſo gute Seele, die „nur aus Irrthum den Pfad des Laſters „betrat! Du wirſt mir den einzigen „Troſt meines Lebens noch gönnen, „daß Du mich noch liebſt! — Leb „wohl, Einzige, Engel Gottes! Leb „wohl! im Tode ſehen wir uns wieder. —

Dein

unglücklicher,

Waidſchüz.

„Seit dieſem Briefe hab' ich von dieſem „bejammernswürdigen Manne „nicht das mindeſte wieder gehört. „Vielleicht hat er ſein Grab in den „Wellen des Meeres gefunden: denn „man hat wiſſen wollen, er ſey in „holländiſche Dienſte mit nach Batavia „gegangen. Gott gebe ihm die Ruhe, „die ich Grauſame ihm raubte, und verzeihe „ihm ſeinen Todſchlag! —

„Meine Geſundheit kehrte zurück; aber nicht die Ruhe meiner Seele. Die Welt mit ihren Freuden, kam mir wie ein abſcheuliches Raubneſt aller menſchlichen Tugenden vor. Eine ſchreckliche Melancholie überfiel mich; ich wuſte keinen Troſt zu finden, als in der Einſamkeit, und beym Kloſterleben. O! möchte ich ihn hier auch gefunden haben! — Ich wurde Nonne, that Profeß, wollt' eine Heilige werden; aber gewiſſe Gefühle, die mir noch aus der Welt zurück geblieben ſind, überraſchen mich nicht ſelten mitten in den Uebungen meiner Andacht. Die Liebe war meine Leidenſchaft; und ich werde gewahr, daß ſie weder Schleyer, noch Gelübde, weder Gebet noch Faſten, aus meinem Herzen vertilgen können. —

So endigte die gute Joſepha ihre traurige Erzählung, bey welcher ihre ſchönen blauen Augen oft in Thränen ſchwammen, und mancher Seufzer ihre Bruſt empor ſchwellte. Es wurde Zeit, daß ich ſie wieder verließ, und ich gieng von ihr mit einem Herzen voll Liebe, und voll Mißvergnügen, daß dieſe meine Liebe unter den Feſſeln religiöſer Beugungen der Geſetze der Menſchheit, ohne Genugthuung, dahinſterben ſollte.

Sechzehntes Kapitel.

Die Natur behauptet ihre Rechte.

Man hat in jetzigen Tagen, nachdem der große Joſeph die Gefängniße der Kloſterjungfern eröfnet, und dieſen guten Schweſtern, an den Freuden der Liebe, und der Natur wieder Antheil zu nehmen erlaubt hat, manches darüber geſchrieben und geſtritten, ob es Geſez der Religion ſey, eine Menge junger vollblütiger Mädchen, in ein altes Gebäude zuſammen hinein zu ſperren, und ihnen allen Umgang mit Mannsperſonen vor der Naſe abzuſchneiden? Ich meines Orts bin der Meynung, daß der Schöpfer der Menſchen, dieſe Verſtümmelungen der ſchönen Natur und ihrer Triebe, niemals hat wollen können. Heut zu Tage, und in unſern erleuchteten Zeiten würde auch gewiß eben nicht viel draus gemacht werden, wenn eine heilige Schweſter ihr Keuſchheitsgelübde bräche, und ſichs in den Armen eines ſchönen nervenfeſten Mannes wohlbehagen ließe. Damals aber, als ich mich unterſtand, in dieſes Heiligthum der Veſta einzudringen, dachte man über dieſen Punkt noch gar nicht ſo tolerant. Ein dergleichen Beginnen war vielmehr der ſtrafbarſte Hochverrath der Religion. Der bethörten Schweſter wurde zwar größtentheils, in Rückſicht, daß ſie ſich beſſern, und durch Kaſteyung ihres Fleiſches, und allerhand lächerliche Büßungen, ihre Sünde, dem Himmel wieder abbitten konnte, der begangene Fehler verziehen; den Theilnehmer ihrer Vergehungen aber pflegte man bey weitem nicht ſo gnädig durch zu laſſen, und wenn er auch im Sack und in der Aſche Buße gethan hätte; er war vielmehr ein offenbarer Kandidat des Todes, wovon ihn auch ſelbſt der heilige Vater in Rom, oder der heilige Peter, und wäre er auch deswegen von den Todten erſtanden, nicht hätte retten können. —

Meine Liebſchaft mit Schweſter Joſephen war alſo die allergefährlichſte Handlung meines ganzen Lebens. Ich wuſte das zwar wohl; aber der Tod ſelbſt war mir nicht ſo furchtbar, als daß ich ihn verachtend, meiner Liebe zu dieſer ſchönen Heiligen nicht hätte eine Genugthuung verſchaffen ſollen, wornach meine ganze Seele ſeufzete. Auch wurde ich nach und nach ſo genau bekannt mit ihr, daß ſie mir auf mein flehentliches Bitten würklich erlaubte, einmal über Nacht bey ihr bleiben zu dürfen: denn das gute Mädchen hatte ehedem die Welt gekoſtet, und die Neugierde mochte ſie denn doch wohl auch reizen, zu verſuchen, ob die Welt noch eben dieſelbe ſey, die ſie ihr ehedem war? —

Ich hielt es für das ſicherſte, mich dießmal in ihren Bruder, den Pater Ignaz aus Rom zu verkleiden, und unter dieſer Masque mein Abentheuer zu beginnen.

Ins Kloſter, und bis in die Zelle der Schweſter Joſepha kam ich — wie allemal — glücklich. Einige Nonnen ſahen mich zwar wohl hinein gehen. Da mich aber der Thürſteher herein gelaſſen hatte, ſo warfen ſie weiter keinen Verdacht auf mich. Nach unſerm Plane ſollt' ich mich früh unter der Meſſe wieder hinaus ſchleichen: denn den Thürſteher hatten meine Dukaten ſchon lange ſchweigen gelernt. Auch befand ich mich bey meiner Geliebten ſo wohl, als man in dergleichen Umſtänden nur immer ſeyn kan. Kloſter und Gelübde wurden vergeſſen, die heilige Zelle der Keuſchheit verwandelte ſich in Cytherens Tempel, und die heilige Urſula auf dem Tiſche meiner zärtlichen Nonne, begeiſterte unſre Herzen ſo gut, als Venus von ihrem Altar hätte thun können. —

So — meine lieben Leſer! — muß ich euch denn diejenige Schwachheit, und die Vergehung bekennen, welche mir unter allen meinen Leichtfertigkeiten, am meiſten Leid thut, und die ich würklich oft mit Thränen bereut habe. Auch hab' ich mich ſelbſt oft über meine damalige Gemüthslage gewundert, wie ich dieſer Frevelthat nur immer habe fähig ſeyn können. Was ein reizendes, anlockendes Rößgen[*], eine ſchwärmeriſche liebevolle Maximiliane, eine kokette buhleriſche Eisthannin, eine wollüſtige verführeriſche Madam G. eine ſüſſe zauberiſche Sophie, und eine ſchöne ſchmachtende Madam Wenzig, was alle dieſe meine vorigen Geliebten, mit all' ihren Empfindſamkeits- und Buhlerkünſten nicht über mich vermocht hatten — den Umſturz meiner Tugend; — dieß beförderte eine Nonne, eine Heilige, die ich hätte ſchonen, verehren, anbeten ſollen. Und ich vernichtete ihre Tugend, half ihr ihr Gelübde brechen, und ſtürzte ſie in ein Laſter, das ſie auf ewig abgeſchworen hatte; — ja! — ich trachtete hier recht mit allem Fleiß, und aus allen Kräften nach einem Frevel, den ich Zeit meines ganzen Lebens verabſcheuet, und vermieden hatte! — o! ihr Menſchenkenner! erklärt euch dieſes Phänomenon am Horizonte menſchlicher Seelen! — ſagt mir, in welche Tiefe meine Vernunft verſunken geweſen ſeyn, und in welcher Lage die Gefühle meines Herzens, geſtanden haben müſſen? Sich ſelbſt kennt der Menſch am allerwenigſten — hat mir einmal ein großer Weltweiſer geſagt. — Das iſt hier offenbar mein Fall: denn ich weiß mir meine damalige Seelenſtimmung bis jetzt noch nicht, aus der allgemeinen Harmonie menſchlicher Empfindungen, heraus zu grübeln. —

Inzwiſchen — wie geſagt — meine Tugend ſcheiterte völlig an den Klippen der Reize meiner ſchönen Nonne. Aber die gerechte Strafe meiner Vergehungen folgte mir auf dem Fuße nach. Mein Nachtquartier war verrathen worden: denn die Nonnen, welche mich zu Schweſter Joſephen hatten hineingehen ſehen, hatten auf meine Zurückkunft gelauret, und da ſolche nicht erfolgt war, hatten ſie die Sache brühwarm der Aebtiſſin des Kloſters hinterbracht. Nun war Lärm in allen Ecken; alle Nonnen wurden aufgeboten, in Schweſter Joſephens Zimmer Viſitation zu halten, und den Vogel, der einen ſo kühnen Flug gethan hatte, zu fangen.

Indem ich alſo noch in guter Ruhe, und nichts weniger, als einen Ueberfall ahndend, meine Joſepha in Armen, den Kelch der ſinnlichen Liebe, an ihrem Buſen, ausſchwelgte, hörten wir auf einmal vor der Thür ein fürchterliches Getöſe entſtehen, und es vergiengen nicht zwey Minuten, ſo klopfte man an, und rief der Schweſter zu, daß ſie aufmachen ſolle. Nun war guter Rath theuer. Mich verſtecken, war das erſte, worauf wir fielen; aber wohin? — da war nirgends Gelegenheit dazu — ſelbſt unter dem Bette nicht: denn der Raum war viel zu eng dazu. Was war zu thun? — gefangen konnt' ich mich nicht nehmen laſſen: denn dann ſtürzte ich mich und meine Geliebte auf einmal ins Verderben. In dieſer großen Angſt fiel mir's ein zum Fenſter hinunter zu ſpringen. Freylich waren es drey Geſchoß bis hinunter; den Hals zu brechen, konnte man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit erwarten. Aber ich dachte, hier kommts einmal auf Tod und Leben an — vielleicht thuſt du einen glücklichen Sprung! wo nicht, ſo iſt doch Joſepha wenigſtens gerettet. Zeit war nicht mehr zu verlieren: denn das Anklopfen wurde immer heftiger.

Als ich nun den Flügel des Fenſters aufmachte, um meinen Sprung zu beginnen, ward ich gewahr, daß der Fenſterſtock von außen ziemlich breit und oben von einer Seite des Fenſters zur andern, ein ſtarker eiſerner Stab befeſtiget war. Dieſe Umſtände brachten mich augenblicklich auf den Gedanken, auf dieſen Fenſterſtock zu treten, und hier den Ausgang der Unterſuchung abzuwarten. Gedacht, gethan! Mit Lebensgefahr kletterte ich hinaus, und, in äußerſt unbequemer Stellung muſte ich draußen ſtehen: denn da ich vor dem bemerkten eiſernen Stabe nicht gerade im Fenſter ſtehen konte, ſo muſte ich mich mit ganzem Leibe rückwärts hinaus beugen, und mich an dem Stabe vor mir feſte halten. Wurde die Laſt meines Körpers, meinen Händen nur einen Augenblick zu ſchwer, ſo fiel ich rücklings hinunter. — Noch ſchauderts mich, wenn ich mich an dieſe Kühnheit erinnere. —

Inzwiſchen giengs doch immer an. Die Nonne machte das Fenſter inwendig zu, zog die Gardine herunter, und ſo hätten mich die Diener der heiligen Hermandad ſelbſt nicht an dem Orte geahndet, wo ich mich befand. Bald aber hätte mich meine Mönchskutte, und mein Gürtel verrathen, die ich vorher abgelegt, und in der Angſt liegen gelaſſen hatte. Zum Glück wurde Joſepha dieſe Verräther noch in Zeiten gewahr, und ſie war ſo entſchloſſen, ſolche ſogleich in der Eil einer kleinen Lade anzuvertrauen, die unter ihrem Tiſche ſtand.

Nunmehr wurde denn die heilige Commiſſion herein gelaſſen. Durch einen in der Fenſtergardine befindlichen Riß konnte ich die ganze Unterſuchung mit anſehen, welches mir immer noch ein ſehr angenehmes Amuſement bey meiner peinlichen Stellung war. Es war die Aebtiſſin, und über 6. bis 8. Nonnen. Man fragte die gute Joſepha der kreuz und der quer nach ihrem Beyſchläfer. Aber ſie beharrte ſtandhaft beym Leugnen, und behauptete, daß Pater Ignaz ihr Bruder, vor Abends noch wieder fort gegangen ſey. Man ſuchte alles aus, kehrte ſogar das Bette um, und eröfnete einen kleinen Wandſchrank, worin kaum ein Zwerg Platz haben konnte; aber vergebens! — dieß bewog denn auch die Aebtiſſin, mit ihren Nonnen wieder den Abmarſch zu nehmen.

Doch muſte die eine Nonne bey Schweſter Joſephen bleiben, um ihr, wie die Aebtiſſin ſagte, wider die Anfechtungen des Teufels, und ihres ſündlichen Fleiſches, durch Gebete beyzuſtehen. Mir aber war dieß wieder ein neuer Donnerſchlag durchs Herz, und ich glaubte nun ganz gewiß, daß ich meinen verzweifelten Sprung doch noch würde wagen müßen.

Allein, indem ich ſchon anfieng zu überlegen, wie ich dieſen Sprung am beſten einrichten wollte, um nur wenigſtens nicht den Hals zu brechen? ſah' ich, daß meine Joſepha, vor jene Schweſter auf die Knie niederfiel, und folgende Bitte an ſie begann:

»Ach, meine liebſte, beſte Hilaria!
»du weiſt, daß ich dich einmal aus einer
»ähnlichen Verlegenheit gerettet habe!
»Hilf mir jetzt, und verrathe mich nicht!
»denn mein Liebhaber iſt noch hier, und
»ohne deine Hülfe iſt er verloren.

»Je! wo denn? Schweſterchen!

ſagte jene,

»laß mich ihn doch auch ſehen! ich ver-

„rathe dich nicht. Darauf kanſt du
„dich verlaſſen. Wir haben ja alle
„noch Fleiſch und Blut; und du kanſt
„dir es noch für ein Glück ſchätzen, daß die
„Aebtiſſin gerade mich zu deiner Wächte-
„rin gewählt hat.

O! wie froh war ich nun wieder, ich ſchöpfte vom friſchen Athem; und Joſepha half mir nun wieder aus meinem gefährlichen Gefängniße. Bald wäre Hilaria in ein lautes Gelächter ausgebrochen, als ſie mich von meinem Fenſterſtocke herunter ſteigen ſah, ſo ſehr divertirte ſie dieſes Abentheuer.

„Ey! ſchön willkommen Herr Pater!

ſagte ſie lächelnd,

„Sieh doch, Schweſterchen! was für
„ein ſchmucker Burſche! bald möcht'
„ich dich um ihn beneiden.

Dieſe Schweſter Hilaria war ein rechtes hübſches rundes Mädchen, der man's wohl anſahe, daß ihr die Nonnenſchaft auch manchmal beſchwerlich fallen mochte. Hätte mir die Todesangſt nicht alle Liebſchaftstriebe verleidet gehabt, wer weiß, ob ich nicht gar in Verſuchung gerathen wäre, dieſem Mädchen auch ein wenig den Hof zu machen? So aber war ich nur auf meine baldige völlige Rettung bedacht.

Was war alſo zu thun? im Kloſter konnt' ich unmöglich bleiben: denn die beyden Nonnen verſicherten mich, daß nunmehr alle Ausgänge mit Wachen beſetzt wären, welchen ich gar nicht mehr entgehen könne. Folglich war doch kein andres Mittel vorhanden, als das hülfreiche Fenſter. Mir ſchauderte die Haut von neuen; ich ſchwebte in einer ſchrecklichen Angſt, und konnte keinen feſten Entſchluß faſſen.

Endlich brachte die dienſtfertige Hilaria in Vorſchlag, man ſollte das Bettuch in lange Streifen zerſchneiden, dieſe zuſammen binden, hieraus ein Seil formiren, und mich daran zum Fenſter hinab laſſen. Dieſer Vorſchlag wurde goutirt, und den Augenblick ſchritt man zum Werk. Das Bettuch war neu, und feſt; es konnte alſo was aushalten. Aber wir ſahen bald, daß es noch nicht zureichte. Joſepha muſte alſo noch einige Hemden hergeben, und ſie der Verſtümmelung unterwerfen.

Nun war das Seil fertig, und unſrer Ausrechnung nach lang genug, um damit bis hinunter auf die Gaſſe zu kommen. Nach gepflogenem Rathe, wie es anzufangen ſey, daß es durch die plötzliche Gewalt des Rucks von meinem Körper nicht riſſe? — denn ſolchenfalls wär' ich noch immer dem Halsbrechen nicht entgangen — wurde beliebt, das Seil mit dem einen Ende, an den beſchriebenen eiſernen Stab, und mit dem andern, um meinen Leib zu binden, und mich dann durch die Arme der beyden Nonnen, nur nach und nach hinunter hutſchen zu laſſen.

Ich zog alſo meine Mönchskutte wieder an, befeſtigte das Seil an meinem Gürtel, und mit dem andern Ende an den eiſernen Fenſterſtab, gab den beyden gefälligen Schweſtern noch einige zärtliche Abſchiedsküſſe, verſprach bald wieder zu kommen, und ließ mich denn, im Namen aller Heiligen, zum Fenſter hinaus. Die

Nonnen machten ihre Sachen ſo gut, daß ich glücklich, und wohlbehalten wieder auf deutſchen Grund und Boden kam. Ach! wie froh war ich, da ich unter meinen Füſſen das Steinpflaſter wieder fühlte, und mich nun wieder unter Gottes freyem Himmel befand! —

Indem ich nun eben damit beſchäftiget war, mein Seil abzubinden, welches die Nonnen, zu etwannigen anderweit nöthigen Behuf, wieder hinauf zogen, kam mir ein ganzer Troß Nachtſchwärmer auf den Hals, die aus irgend einem Tempel des Bachus kommen mochten: denn ſie waren alleſamt voll ſüſſes Weins — junge Offiziers, Studenten, Kaufmannsdiener, und wer weis ſonſt für Kerle! —

„Ah ha! ſchönen guten Abend! Herr
„Pater!

fieng einer an,

„Woher ſo ſpät?

„Tauſend Sapperment!

ſagte ein andrer,

„der hat wahrhaftig ein unglückliches

„Abentheuer gehabt! ſeht ihr nicht,
„daß er ſich ein Seil abbindet!

„Nun! Herr Pater!

verſetzte ein dritter,

„wie ſchmeckts Nonnenfleiſch? denn —
„wenn ich nicht irre — kommen ſie
„gerade von den heiligen Urſulinerinnen.

„Alle Hagel!

rufte noch einer,

„Das Ding iſt gewiß ſchief abgelaufen.
„Er iſt unfehlbar verjagt worden, ſo
„wahr ich ein ehrlicher Kerl bin —
„denn ſonſt hätt' ihn der Teufel müſſen
„plagen, daß er ſo bald Schicht gemacht hätte.

„Das iſt aber halter eine verdammte
„Kühnheit, ſo was zu unternehmen —

fiel wieder ein andrer ein:

„Laßt mich doch den Liebesritter beſehen!

verſetzte ein naſenweiſer Kerl, der mir ſcharf unter die Augen ſah,

„Nicht uneben! — hol' mich alle
„Teufel! der Burſche gefällt mir. Die

»Wetternonnen müſſen keinen üblen Ge-
»ſchmack haben, hol mich ſtraf mich!

»Ich bedaure von ganzem Herzen
»mein Herr Pater!

ſagte ein Offizier,

»aber kommen Sie mit uns! wir wollen
»Sie entſchädigen.

»Ja! ſtraf mich Gott!

rief noch einer,

»er muß mit uns! kommen Sie ehr-
»würdiger Herr! wo wir hingehen, da
»verjagt uns kein Menſch; und da
»können Sie das alle noch an werden,
»was Sie noch von den heiligen Schwe-
»ſtern mitbringen.

»Wahrhaftig!

ſagte nun wieder ein andrer,

»Wir müßen uns halter ſchon eine Luſt
»machen mit dieſem lüſternen Burſchen.

»Wir wollen ihn frey halten,

verſetzte noch einer,

»und wenn er auch alle Mädchen ka-
»reſſiren will.

„Ha! ha! ha! das wird er wohl thun,
erwiederte ein ziemlich junger Laffe,
„dafür iſt mir gar nicht bange. Die
„ehrwürdigen Herren ſind gar zu gut
„beſchlagen. Allo! marſch! —

Unter dergleichen fortgeſetzten Schraubereyen packten mich nun dieſe wilden Kerle, einer hier der andre dort, mit eben nicht allzu ſanften Händen an, und ſchleppten mich mit fort. Wider den Strom war hier nicht zu ſchwimmen. Ich ergab mich alſo geduldig in mein Schickſal, und ließ mit mir machen, was ſie wollten.

Nachdem ſie nun ungefähr eine halbe Gaſſe mit mir hingetobt, und gewitzelt hatten, ſchleppten ſie mich mit in ein Hauß hinein, worin die Fenſter voller Lichter waren, und wo uns Muſik und Tanz entgegen ſchallte. Der Marſch gieng ſogleich auf den Tanzboden, wo mich dieſe Schwärmer mit großem Gelächter und Jubelgeſchrey mitten unter die Menge hinſtellten, und damit ein allgemeines Aufſehen erregten.

Siebzehntes Kapitel.

Worin unter andern auch etwas genealogiſches vorkommt.

Nachdem die anweſende löbliche Geſellſchaft eine gute Weile ihren Muthwillen an mir ausgeübet hatte, ließen mir die jungen Leute, die mich hieher geführt hatten, eine Bouteille guten Wein geben, und jagten nunmehr ihrem Vergnügen auf andre Weiſe nach. Ich hingegen ſetzte mich mit meiner Flaſche an einen kleinen Tiſch, der in einer Ecke des Tanzſaals ſtand, und betrachtete das ſaubere Völkchen, das ſich hier divertirte, genauer. So viel merkte ich nun wohl, daß ich mich nirgends anders, als in einem Bordell befand. Da ich aber noch nie in meinem Leben, an einem dergleichen ehrbaren Orte geweſen war, ſo erweckte mir das Anſchauen ſolcher zügelloſer Abſcheulichkeiten, Schauder und Entſetzen. Denn hier hüpften eine Menge zudringlicher Freudenjungfern, mit entblößtem Buſen, luftigen Bekleidungen, frechen Blicken, und unzüchtigen Geſten nach dem Schall einiger Bierfiedlerſtückgen umher*, und unterhielten ihre Mittänzer mit Zoten, und allerhand niedrigen Koketterien; dort ſaß eine dergleichen Kreatur auf dem Schooße eines wollüſtigen Knaben, und ſuchte ihn zum Prieſter Cytherens einzuweihen; dort taumelte eine andre dergleichen Niederträchtige, am Arme eines alten Sünders zur Thür hinaus; dort ſaßen wieder andre, mitten unter Mannsperſonen an einer Tafel, und ſchwelgten aus Lyäens Becher; dort ließ ſich wieder eine andre von einer Menge Wüſtlingen, halb entblößen und ſtimmte mit in ihr bachanaliſches Lachen ein; hier tobten einige freche, und betrunkene Kerle wie raſend im Zimmer umher; dort ſaßen andre, die, wie ich, Abſcheu vor dieſem Spektakul haben mochten, in einem Winkel, und unterhielten ſich ganz ſtill mit einander; einer kam mit einer erhitzten Buhldirne herein, ein andrer gieng hinaus; — kurz es war etwas ſo abſcheuliches, daß ich Bedenken trage, meine Leſer weiter mit einem ſo häßlichen Gemälde, zu unterhalten.

Indem ich nun unter Anſehung dieſes Gräuels noch ſo da ſaß, und, da meine Bouteille ſich zu Ende neigte, eben fort zu gehen begann, trat der Wirth dieſes artigen Hauſes herein. — Aber — wie erſtaunte ich, als ich in ihm niemanden anders, als — den Kommerzienrath Poliſchinell erblickte. — Er warf ſich mit unter die Menge, erlaubte ſich allerley Muthwillen, und ermunterte ſeine Gäſte, luſtig zu ſeyn. Alſo ein Hurenwirth! — dachte ich, und in dem Augenblick fiel mir auch Chriſtinchen wieder ein, die ich bisher gänzlich vergeſſen hatte. Sollte ſie auch bis zu dieſer ſtinkenden Niederträchtigkeit herab geſunken ſeyn? — dachte ich, und ſuchte ſie mit den Augen in der ganzen Geſellſchaft; aber zu meinem nicht geringen Vergnügen, ſah' ich ſie nirgends. Da mich Poliſchinell, in meiner Mönchskleidung, nicht erkannte, und mich hier gar nicht vermuthen konnte, ſo beſchloß ich, ihn nach Chriſtinchen zu fragen. Indem ich aber aufſtand, meinen Vorſatz auszuführen, ward ich ſeine liebliche Gattin gewahr, die in einer eben ſo ſchändlichen Attitüde, wie ihre Mitſchweſtern, aber überaus blaß und hager aussehend, auf dem Schooße eines Offiziers saß, der ihr seinen Weinpokal vorhielt, und ihr ziemlich starke Züge daraus thun ließ. Nun änderte ich meinen Entschluß, und beschloß, diese Frau nach Christinchen zu fragen, weil sie mich natürlicher Weise noch weniger kennen konnte, als ihr Herr Gemahl.

Ich nahm also den Vortheil in Acht, als sie von dem Schooße des Offiziers wieder aufstand, sie auf die Seite zu rufen, und sie zu fragen: ob sie nicht auch ein gewißes Mädchen bey sich habe, das Christinchen heiße? — Mit großen Augen sah sie mich starr an, und fragte, woher ich dieses Mädchen kenne?

„sie ist mir von einem Freunde als sehr
„schön beschrieben worden,

antwortete ich

„und ich hätte wohl Lust, zu sehen, ob
„mein Freund Recht hat?

„O! was das anbetrift,

antwortete Madam,

„so muß man es ihr wohl lassen, daß

»ſie kein übles Lärvchen hat. Aber es »iſt auch eine eigenſinnige Blitzhagels»kröte, die ſich zu nichts bequemen will. »Sie iſt noch ſo rein, wie manche Non»ne. Nun! ſie betet gern Bußpſalmen. »Wenn Sie mit ihr beten wollen, mein »Herr Pater, ſo werden Sie ihr viel»leicht gefallen, außerdem dürften Sie »wohl Ihr Glück ſo wenig bey ihr ma»chen, als ein weltlicher Herr.

J. »Kann ich ſie nicht zu ſprechen be»kommen?

M. »Wenn Sie ſich auf ihr Zimmer be»mühen wollen: denn hieher bring' ich »ſie in meinem Leben nicht.

J. »Recht ſehr gern, Madam! wenn Sie »mir dieſe Erlaubniß geben wollen — »deſto beſſer! unter vier Augen — da »wiſſen Sie ſchon — laſſen ſich die »Mädchen manchmal behandeln.

M. »Nun! ſo kommen Sie! aber — »Sie wiſſen ſchon, was ſich gebührt, »wenn man zu einem Mädchen allein »gelaſſen wird.

Ich drückte ihr einige Gulden in die Hand, und folgte ihr noch eine Treppe höher, wo ſie mir ein Zimmer aufſchloß, mich unter den Worten:

„Dieſer geiſtliche Herr will mit dir
„ſprechen, Chriſtinchen!

hinein ſchob, und dann die Thür feſt wieder verſchloß.

Das ſchöne Chriſtinchen ſaß noch völlig angezogen, an einem kleinen Tiſche, mit einer kleinen Oellampe, und laß in einem geiſtlichen Buche. Da ſie über meinen Eintritt, erſchrocken, und angſtvoll zurückbebte, ſo redete ich ſie ſogleich mit dieſen Worten an:

„Fürchten Sie ſich nicht vor mir, liebes „Mädchen! ich komme in keiner böſen „Abſicht zu Ihnen. Und damit Sie ſo „gleich von meiner Redlichkeit überzeugt „ſeyn mögen, ſo wiſſen Sie hiermit, „daß ich niemand anders bin, als der „junge Menſch, der Sie vor einiger Zeit, „des Nachts in einem Gaſthofe vor den „Anfällen eines unzüchtigen Mönchs „beſchützte. Durch einen beſondern Zufall „komme ich heute ſelbſt als Mönch ge-

„kleidet, in dieſes Haus, und den Augenblick fiel mirs ein, daß ich vielleicht etwas für Sie thun könnte, um Sie aus der Gewalt des niederträchtigen Poliſchinells zu erlöſen, wenn ich Sie noch ſo rein, und ſo tugendhaft fände, als ich Sie damals kennen lernte.

Freude, Schmerz, und Erſtaunen, mahlte ſich itzt in den Geſichtszügen des unglücklichen Mädchens ab. Mit Rührung antwortete ſie mir:

„Wer Sie auch ſonſt ſeyn mögen, mein beſter Herr! ſo erkenne ich doch, Ihrer Verkleidung ungeachtet, den Menſchenfreund in Ihnen, der mich damals ſo großmüthig beſchützte, und Ihre redliche Miene iſt mir Bürge, daß Sie mich an dieſem Orte der Abſcheulichkeit nicht aufgeſucht haben, um mich zu hintergehen. Ach! mein Herr! in was für ein häßliches Haus bin ich gerathen? Ich ſoll mich dem niederträchtigſten aller Laſter in die Arme werfen, und weil ich dieß nicht thun will, ſo ſperrt man mich in dieſen

„Käficht ein, und behandelt mich als
„eine Gefangne. O! wenn Sie mich
„aus den Händen dieſes abſcheulichen
„Mannes, der mich ſo liebreich an ſich
„zu locken wuſte, erretten könnten;
„was für eine edle großmüthige Handlung
„würden Sie dann ausüben! wie
„würde ich Sie dafür ſegnen! und wie
„würden ſich meine Eltern, dieſe guten
2. „Eltern, die ich ſo ſehr betrübt habe,
„freuen, ihre arme, verlorne, ungerathene
„Tochter, doch noch unſchuldsvoll
„in ihre Arme zurückkehren zu ſehen! —

Das Mädchen drückte ſich ſehr edel, und rein aus, wie man ſieht. Ich glaubte doch alſo nicht zu irren, wenn ich vermuthete, daß ſie eben nicht von niedrigem Stande ſeyn, und eine gute Erziehung gehabt haben müſſe.

„Eine ſolche Tochter, mein liebes Chriſtinchen! —

verſetzte ich ihr denn,

„wie Sie zu ſeyn ſcheinen, muß ihren
2. „Eltern freylich ein koſtbarer Schatz
„gewe-

„geweſen ſeyn, und Sie zu verlieren,
„muß ihren Herzen gewiß ſehr wehe ge-
„than haben. Doch, noch iſt es Zeit,
„zurückzukehren; und was ich für Sie
„thun kann, mein gutes Mädchen, das
„werde ich mit gröſtem Vergnügen thun,
„und halte es für meine Pflicht. Aber
„darf ich mich denn vor allen Dingen
„erkundigen, wo Sie eigentlich her ſind?
„und wo Ihre lieben Eltern wohnen? 2.

„Ach! das will ich Ihnen recht
„gern ſagen,

antwortete ſie,

„wenn Sie mir nur helfen wollen. Ich
„bin ſehr weit von hier zu Hauſe, aus
„— Thüringen, und aus einer Gegend,
„die man dort den Harz nennet. —
J. Was Sie ſagen! — und der Ort, wo
2. „Ihre Eltern wohnen?
E. heißt Blankenburg
J. Blankenburg? — iſts denn möglich?
„Blankenburg? —.
E. Ja! es iſt ein ganz hübſches Städtgen —
„liegt ſo im Loche, daß man denkt,
„Hals und Beine zu brechen, wenn

„man die gräßlichen Berge hinab gehet:
„aber die Kirche — die liegt auf dem Berge,
„und hat einen herrlichen Proſpekt —.
„und wenn die Orgel geht, ſo hört man
„ſie — wie weit — in den Bergen,
„und Klüften wiederſchallen, daß man
„recht ſeine Freude daran hat.

J. Alles wahr, alles richtig, Chriſtin-
„chen! —.

C. Sind Sie jemals da geweſen?

J. O! allerdings! Chriſtinchen! ich bin
„ſo bekannt da, als in meiner Heymath.
„Aber ſagen Sie mir doch nur gleich,
„wer Ihre Eltern ſind? denn ich ken-
„ne faſt alle Leute in Blankenburg.

C. Mein Vater hat eine Baderey —

J. Ein Bader? — nun? — und er heißt?

C. Ehrenfried Arndt.

J. Groſſer Gott! wie wunderbar führeſt
„du deine Menſchen! — Sie ſind alſo
„die Tochter dieſes Mannes.

C. Ja! die älteſte: denn ich habe noch
„zwey Schweſtern, die jünger ſind, und
„zwey Brüder, die älter ſind als ich.
„Den gar älteſten Bruder aber weiß itzt

„gar niemand: denn er iſt ſchon als
„Schüler in alle Welt gegangen.

J. Allmächtiger Gott! Chriſtinchen! die-
„ſer Bruder bin ich — komm an mein
„Herz, meine liebſte traute Schweſter!

Bey dieſen Worten umarmte ich das hierüber nicht wenig erſchrockene, und erſtaunte Mädchen, mit einer Hitze, die ihr leicht zu erkennen gab, daß ich ihr die Wahrheit ſagte. Unſere beyder Freude war unausſprechlich groß, unſre Herzen fanden ſich, und unſre Sprache verſtummte für Entzücken über dieſe ſelige Wiedervereinigung. Ganz trunken von meiner Wonne, hörte ich beynahe nichts davon, daß ein ganzer Schwarm von Gäſten die Treppe herauf kam, bis ſich die Thür aufthat, und dieſer Schwarm, mit ausſchweifenden Lachen, und Toben zur Thür hereinſtürzte, als ich meine Schweſter noch immer in meinen Armen hielt, und ſie brüderlich liebkoſete.

„Nun Herr Pater! friſch drauf los!
ſagte der eine Schwärmer,

„wir wollten nur ſehen, was Sie gutes
„machten.

„O! der macht ſein Glück, wie alle „geiſtliche Herren?

verſetzte ein andrer, und ein dritter fügte hinzu:

„Ja! wo die Herren hinkommen, da wird nicht lange Federleſens gemacht.“

Eine Buhldirne, die dabey war, faßte meine Schweſter bey ganzem Leibe, küßte ſie, und ſagte:

„So recht, Schweſterchen! ſo gefällſt „du mir! bald werden wir dich auch „unter uns haben. Nicht wahr? das „Pfaffenfleiſch iſt ſüß? — Ja ja! mei„ne Jungferſchaft hat auch ein Pfaffe „weggefiſcht.

Auf dieſe Weiſe ſchraubte, und hudelte man uns, immerfort. Wider den Strom war nicht zu ſchwimmen. Ich muſte mir ſchon dieſen Muthwillen einige Minuten gefallen laſſen. Da aber izt auch die Wirthin herein trat, ſo fragte ich ſie: ob das hier Mode ſey, und Manier wäre, daß, wenn man ſein Zimmer und ſein Mädchen bezahlt habe, man dennoch überfallen, und in ſeinem Vergnügen geſtöret werden dürfe. —

Die Wirthin, welche das geſetzwidrige dieſes Frevels einſahe, kommandirte alſo zum Abmarſch, welchem Befehl denn auch der ganze Schwarm gehorchte. Im Abziehen aber wurde mancher Spott auf uns, und beſonders auf meinen Pfaffenhabit herausgewitzelt.

Ich bat die Wirthin, daß ſie uns Chocolate herauf geben laſſen, und dafür ſorgen möchte, daß wir nicht wieder geſtört würden. Sie verſprach alſo Beſſerung, und ſchien nur darüber vergnügt zu ſeyn, daß ich ihrer Einbildung nach, Mittel gefunden hatte, das ſchöne Chriſtinchen zu beſiegen. Die Chocolate blieb gar nicht lange auſſen, und da wir nunmehr wieder in Ruhe waren, ſo bat ich Chriſtinchen mir etwas von dem Befinden meiner Eltern, und Geſchwiſter, ſodann aber ihre Geſchichte, und wie ſie aus dem väterlichen Hauſe gekommen ſey? zu erzählen.

Dieſe Geſchichte giebt mir Stoff zu einem neuen Kapitel. Meinen Leſern ſage ich alſo hier nur noch ſo viel, daß nach dem Berichte meiner Schweſter, meine Eltern beyderſeits noch lebten, und ſich wohlbefanden, über meine Schickſale aber manche unruhige Stunden hatten, weil ich ihnen ſeit meinem Aufenthalte beym Herrn Blume nicht die mindeſte Nachricht von mir gegeben hatte. Wie meine Leſer nun gehöret haben, hatte ich noch einen Bruder, und auſſer dieſer, noch zwey Schweſtern. Mein Bruder, der Herrmann hieß und die edle Barbier und Baderkunſt gelernt hatte, hielt ſich noch bey dem Vater auf, und verſahe ſeine Kunden: Denn mein Vater hatte noch immer nicht aufgehört, ſein liebes Steckenpferd zu halten. Auch hatte ſich mein Bruder ſchon ein Weib genommen, und mit der einzigen Tochter des Mädchenſchulmeiſters, der nach ſeiner Art ziemlich reich war, eine ganz gute Parthie gethan. Meine übrigen beyden Schweſtern, wovon die ältere Dorchen, und die jüngere Ließgen hieß, waren hübſche wohl erzogene Kinder, und ſtanden ihrer guten Mutter in der Wirthſchaft treulich bey. Dorchen hatte auch ſchon einen Liebhaber, einen jungen Sachwalter in Blankenburg, der nur auf beſſere Praxin hofte, um ſich völlig mit ihr zu verbinden. So ſtand denn alles in meinem väterlichen Hauſe noch wohl und gut, worüber ich keine geringe Freude hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Ein neuer Don Quixote.

„Ich wünſchte, daß ſich jedes Mädchen ſo begann meine Schweſter ihre Geſchichte, „durch mein trauriges Beyſpiel warnen laſſen möchte, ſich mit keinem Studenten in ein Liebesverſtändnis einzulaſſen. Denn dieſe Herren wiſſen insgemein noch gar nicht einmal, ob, und wovon ſie künftig einmal eine Frau ernähren ſollen, und doch können ſie einem guten ehrlichen Mädchen zumuthen, ſich auf Gerathewohl, und auf nichts, und wieder nichts mit ihnen zu verbinden. Und wenn denn auch dieſe Herren ihre Studentenbräute am Ende noch heyrathen — wiewohl ſich aber dergleichen Verbindungen, eh' es zum Heyrathen kommt, oft auch ſehr traurig wieder zerſchlagen — was erfolgt

„denn gemeiniglich daraus? nichts, als eine ſchlechte, mißrathene Ehe. Denn die beyden Leutchen ſind immer groſtentheils in einem Alter. Der Mann rückt in die dreyßig, eh' er eine Verſorgung bekommt. Das Mädchen iſt denn ſchon eine alte Jungfer; und wie bald wird ſie ein altes Weib, wenn der Mann noch Jugendkräfte in ſich fühlt, und nach einem jüngeren Weibe ſeufzet; — hieraus entſteht denn nichts anders, als Ueberdruß, und Eckel, Laulichkeit, Unfrieden. Zank, und am Ende wohl gar Prügeley und Spaltung. Andrer Unbequemlichkeiten, die aus dergleichen Ehen folgen, hier nicht zu gedenken. Junge Leute, die dergleichen Verbindungen unter ſich ſchließen, ſind allenfalls mit dem Drange ihrer Leidenſchaften noch zu entſchuldigen; aber denen Eltern, die dergleichen Narrheiten ihren Kindern geſtatten, und ſie wohl gar befördern, iſt eine dergleichen Thorheit, wodurch ſie ihre Kinder offenbar ins Verderben ſtürzen, gar nicht zu vergeben. —

„Du philoſophireſt ja recht, liebe „Schweſter!

fiel ich ihr hier ein,

„aber das thue doch ein andermal! und „itzt — erzehle nur bloß!

„Sogleich! lieber Bruder!

fuhr ſie fort;

„aber dieſe Wahrheiten ſind zu tief in meine Seele eingeprägt, als daß ſie meinem Munde nicht überflieſſen ſollten, „wenn ich nur halbwege, auf dieſes Kapitel zu reden komme. Doch, nun „auch genug davon! — ich genoß in „dem Hauſe meiner Eltern die beſte Erziehung, die ſich nur immer ein Frauenzimmer von meinem Stande wünſchen „kann. Beſonders unterrichtete mich „meine Mutter, wie du leicht denken kanſt, „in allen chriſtlichen Tugenden, und dem „was einmal zu einer guten Hausfrau „erfordert wird, ſo gründlich, daß ich ihr „dieſe ſorgfältige Bemühungen um die „Bildung meines Herzens, Zeitlebens „nicht genug werde verdanken können: „Denn die Früchte davon, ob ſie mich

„gleich nicht von allen Fehltritten befreye„ten, haben doch allein die Standhaf„tigkeit, die ich in Beſiegung des Laſters „biſher bewieſen habe, in mir hervorge„bracht. Und ganz unfehlbar hätte „meine Mutter ihres Zwecks mit mir, „nemlich mich zur vernünftigen, und tu„gendhaften Gattin eines ehrbaren „Mannes zu bilden, nicht verfehlt, wo„fern nicht das Romanenleſen meiner „Seele eine ganz ſchiefe Richtung gege„ben, und mich aus einem vernünftigen „Mädchen zu einer Närrin gemacht „hätte.

„Ich hatte nemlich eine Freundin, die „Tochter des regierenden Burgermei„ſters, welche das Romanenleſen auſſer „der maaßen liebte; und dieſe verführte „denn auch mich dazu. Ich bekam an „dieſer Art von Lectüre, bald ſo viel „Geſchmack, daß ich ohne dieſelbe faſt „gar nicht mehr leben konnte. Und weil „denn die Romanen, die ich las, voll „überſpannter Ideale, und ungeheurer „Tugendhelden waren, ſo entſtand in „meinem Kopfe, bald eine ſolche Ver-

„wirrung, daß ich nichts, als romantiſche Liebeshändel, Entführungen, und andere dergleichen Begebenheiten träumte, wovon der ſchwärmeriſche Romanendichter, in ſeinen unſinnigen Schmieralien ſtrotzte: kurz, dieſe Lectüre war mein Verderben, und ich will alle junge Mädchen dafür warnen, wie vor einer Peſt ihrer Empfindniſſe, und wie vor einem Ungeheuer, das uns in die Gefilde der Narrheit, der Unvernunft, und des Unglücks mit ſich dahin reißet *). Nun gerieth ich als

---

*) **Es** iſt klar, daß das gute **Chriſtinchen** noch keinen **Grandiſon**, keinen **Thomas Jones**, keine **Amalia**, keinen **Cleveland**, keinen **Ferdiner**, keine **Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen**, keine **Wilhelmine Arend**, keine **Emilie Sommer** und keine andere moraliſch gute Producte unſrer neueren Romanendichter kannte, und geleſen hatte; ſonſt würde ſie hier nicht ſo generell geſprochen, und das Romanleſen ſo überhaupt verworfen, und als ſchädlich ausgeſchrien haben; ob wir gleich geſtehen müſſen, daß

„eine völlige Romanenſchweſter, und in „eine Närrin metamorphoſirt, einsmals auf der Hochzeit einer Freundin „von mir in Bekanntſchaft, mit einem „Studenten aus Jena, der ſeine theologiſchen Studien vollendet hatte, und ſich nun in Blankenburg, „bey dem Poſtmeiſter aufhielt, für deſſen „Verwandten man ihn ausgab. Dieſer „Menſch nennte ſich Ferdinand, Andreas, Joſeph, Maria, Nepomuck, Amandus, Conſtantin, „Holofernes Eckhardt Eckhardshauſen von Eckhardtsberga; „woraus du ſo gleich ſehen kannſt, daß „er nichts mehr und nichts weniger „als ein Narr war: denn ſein eigentlicher Name hieß Joſeph Eckhardt; „die übrigen aber hatte er ſich ſelbſt „beygeleget, um den Spaniern nachzuahmen, und ſein Steckenpferd zu näh-

---

auch heute zu Tage die Romanenlectüre für junge Leute gefährlich ſey, woferne ſie nicht unter der Anleitung eines Mannes, der gut und zweckmäßig wählen kann, geſchiehet.

Der Setzer.

»ren, welches nichts anders, als die »Don Quixoterie, und das ſpaniſche »Ritterweſen war. Die Lectüre »der Rittergeſchichten, und Feenmährchen »hatten ihm einen ſo ausſchweifenden »Geſchmack, an allem, was mit »dergleichen Ritterſchaften in Verbindung »ſtand, beygebracht, daß er würklich der lächerlichſte »Geck von der Welt war, wenn »er auf dieſem ſeinem Steckenpferde ritt, »und damit herum galloppirte. Ungeachtet »er Theologie ſtudiert hatte, auch »bisweilen predigte, ſo hielt ihn, die »mit dem theologiſchen Stande verbundene »Würde dennoch nicht ab, ſeinen »Narrheiten zu folgen, und in allen „Dingen den Spaniſchen Ritter zu „ſpielen. In ordentlicher ſpaniſcher „Tracht zu gehen, durfte er denn wohl, „ohne ausgelacht zu werden, freylich „nicht wagen. Nichts deſtoweniger aber „trug er doch für ordinair einen runden „ſchwarzen Hut, einen ganz kurzen „ſchwarzen Rock, der mehr einer Jacke, „als einem Kleide ähnlich ſah, dergleichen „kurze Weſte, ſehr weite ſchwarze „Beinkleider, und dazu, ganz kurze, bis

„an die Waden gehende Stiefeln mit großen klirrenden eiſernen Sporen, und einem ungeheuren Jenaiſchen Hieber an der Seite. Uebrigens aber lebte er ſehr ordentlich, und mäßig, war überaus beſcheiden, demüthig, und höflich gegen jedermann; und im Umgange, hatte er ſeiner Narrheiten ungeachtet, doch etwas ſo anziehendes, und inſinuantes, daß ihm Vornehme und Geringe gut waren, und jedermann ihn gern bey ſich hatte. Und eben dieſes ſein inſinuantes Weſen machte den erſten Eindruck auf mein Herz, daß ich ihn in der Folge, ſeiner Thorheiten ungeachtet, dennoch aus voller Seele liebte, und mich zu einem Schritte von ihm verleiten ließ, wozu mich vielleicht ſelbſt ein vernünftiger Menſch nicht gebracht haben würde. Dieß und mein Hang zum Romanenſchwung vereinigte mich denn mit dieſem ſeltſamen Menſchen, zu nicht geringer Verwunderung derer, welche die Stimmung meines Herzens nicht kannten, und nicht wußten, daß ich als eine Romanenſchweſter ſo gut eine Närrin war, als mein

»irrender Ritter, die erſte Geburt, »nach den privilegirten Gecken, die manche vornehme Herren zu ihrer Erluſtigung, an ihren Höfen halten.

»Auf der beſagten Hochzeit wurde ich »alſo mit dieſem Menſchen bekannt; »und er erwieß mir die Ehre, mich zu »ſeiner Prinzeſſin zu erkieſen. Inzwiſchen ließ er ſich doch den erſten Tag »nichts von Liebe gegen mich merken, »ſondern begnügte ſich blos, mich durch »ſein höfliches, demüthiges, und einſchmeichelndes Weſen, für ſich einzunehmen. Voll Hochachtung für dieſen ſo intereſſanten Narren, und ſeine »Tugenden, gieng ich nach Hauſe, und »legte mich ſchlafen.

»Kaum hatte ich aber ungefähr eine »halbe Stunde halb ſchlummernd, und »halb in Betrachtungen über ihn verſenkt, in meinem Bette gelegen, als »ſich eine überaus ſanfte reizende Nachtmuſik, unter meinen Fenſtern hören »ließ, und eine ungemein ſchöne angenehme Tenorſtimme, folgende Arie dazu abſang:

Du Quelle meiner Freuden,
  Geliebte! höre mich!
Dir klag' ich meine Leiden:
  Denn ach! ich liebe Dich.

Du Göttin meines Lebens!
  Denkſt Du auch jezt an mich,
Und ruff' ich nicht vergebens:
  Ich lieb', ich liebe Dich?

Wenn ich im Schlaf Dich ſtöre;
  So zürne nicht auf mich!
Die Glut, die ich verehre
  Iſt die: ich liebe Dich!

Mit Deiner Engelsmiene
  Bezwangſt Du heute mich:
Der Abgott, dem ich diene,
  Biſt Du: ich liebe Dich.

Die Silberſterne funkeln
  Ihr Licht herab auf mich:
Du wirſt mir ſie verdunkeln:
  Warum? ich liebe Dich!

Sieh nur mit Wonneblicken,
  Einmal herab auf mich!
Dann lächl' ich mit Entzücken
  Dir zu: ich liebe Dich!

Wie ſchön iſts hier! kein Grauſen
Der Nacht erſchrecket mich;
Doch tobt in mir das Brauſen
Der Lieb', ich liebe Dich!

Vergieb mir holder Engel!
Und ach! ach! liebe mich!
Bin ich gleich voller Mängel;
Genug: ich liebe Dich!

Für Dich ſey ſüßer Schlummer
Erquickung: nicht für mich!
Denn mir macht manchen Kummer,
Das Wort: ich liebe Dich!

„Ey! ey! wie zärtlich, Schweſterchen!

fiel ich hier ein,

„das iſt ja ein recht herzbrechendes, ein „rechtes Minneliedchen! dein irrender „Ritter muß ja ein rechter ſchmelzender „Seladon geweſen ſeyn.

„Das war er auch würklich,

fuhr meine Schweſter fort,

„und die herrliche ſchmelzende Melodie „dazu — bey Gelegenheit will ich dir's „einmal ſingen — und ſeine reine, deut-

„liche, ſonore Stimme, — es war etwas hinreißendes! mir drang dieſer „nächtliche Geſang durch die Seele, und „ich fieng an, den zärtlichen Ritter zu „lieben: denn die ganze Nacht hindurch „träumte mir von ihm.

„Inzwiſchen dachte ich mir nichts „zuverläßiger, als daß er den zweyten „Hochzeittag, Gelegenheit ſuchen würde, „mir ſeine Liebe deutlicher zu offenbaren. Die Wahrheit zu ſagen, ſo würde mir eine ſolche Erklärung von ihm „ſehr willkommen geweſen ſeyn. Ich „gab ihm daher auch manche Gelegenheit dazu an die Hand, worunter beſonders dieſe, die allergünſtigſte war, „daß ich mich für die mir gebrachte Nachtmuſik auf das freundlichſte bey ihm bedankte, und ihm mein Vergnügen darüber, in nicht unbedeutenden Ausdrücken zu erkennen gab. Aber zu meinem größten Erſtaunen nutzte er dieſe „vortrefliche Gelegenheit nicht beſſer, als „daß er mir die kalte Replick ſagte, er freue „ſich ungemein, daß er im Stande geweſen wäre, etwas zu meinem Vergnü-

„gen beyzutragen. Im übrigen that „er auch weiter nichts in der Sache, „als daß er in ſeinem anhänglichen, demüthigen, „und inſinuanten Betragen „gegen mich fortfuhr, ohne ſich nur eines „Worts von Liebe gegen mich merken „zu laſſen. Nicht einmal nach „Hauſe begleitete er mich, worüber ich „mich in der That nicht wenig verwunderte.

„Allein, er hatte ſich eine viel abentheuerlichere „Liebeserklärung vorbehalten. „Als ich kaum eine halbe Stunde nach „Hauſe war, und mich nun mit meiner „mittleren Schweſter, die bey mir ſchlief, „in mein Schlafzimmer begab, wo wir „eben im Begriff waren, uns ausziehen, „fieng meine Schweſter auf einmal „an zu rufen: Herr Jemine! was „iſt denn dort am Fenſter? zugleich fuhr „ſie ängſtlich in mich hinein, und fürchtete „ſich gewaltig. Ich ſah' mich um, „nach dem Fenſter zu, das ſie mir zeigte, „und es präſentirte ſich draußen „vor den Scheiben etwas ſchwarzes, „das einer menſchlichen Figur ähnlich

„ſahe. Mein Ritter fiel mir den Augenblick ein, ob ich mir gleich nicht vorſtellen konnte, wie er ein ganzes Stockwerk hoch daherauf an's Fenſter gekommen ſeyn mochte? Mit dieſen Gedanken verſchwand denn auch ſogleich alle Furcht bey mir; ich befahl meiner Schweſter, zu ſchweigen, und beſahe die Erſcheinung genauer. Kurz, es war würklich niemand anders, als der geſtrenge Herr **Eckhardt Eckhardtshauſen** von **Eckhardtsberga**; denn er winkte mir, hin zu ihm an's Fenſter zu kommen. Und als ich denn dieß that, bat er mich ſehr flehentlich, das Fenſter aufzumachen.

„Ich erfüllte ſeinen Willen, und ſiehe da! mein Ritter ſtand in völliger Rüſtung auf einer Leiter, die unten von der Gaſſe angelehnt war, und bat in den demüthigſten Ausdrücken, um Verzeihung, daß er uns ſo erſchreckt habe.

„Aber um Gottes willen! mein Herr! ſagte ich

„was wollen Sie aber hier?

„Nichts weiter, meine Prinzeßin! antwortete er,

„als nur einige demüthige Worte mit „Ihnen zu ſprechen. Erlauben Sie, „daß ich zu Ihnen hinein komme!

„Ey! ich dachte gar! — Was „denken Sie von mir? ich werde doch „keine Mannsperſon des Nachts in „mein Zimmer laſſen ſollen, und noch „dazu zum Fenſter hinein? —

„Seyn Sie ohne Sorgen! Ihre „Ehre iſt völlig in Sicherheit. Ein „Mann meines Charakters ehret die „Pflicht der Keuſchheit mehr, als ſein „Leben. Laſſen Sie mich nur hinein! „meine ſchöne Prinzeßin!

„Was wollt' ich machen? er gieng gar „nicht von dannen; und noch überdieß muſte ich befürchten, daß ihn jemand in dieſer verdächtigen Stellung „gewahr werden möchte. Darunter „hätte denn nun gewiß meine Ehre mehr „gelitten, als ich riſquirte, wenn ich

„ihn herein ließ, indem beſonders meine Schweſter noch bey mir war. Ich gab es alſo zu; und er ſtieg zum Fenſter herein, mit ziemlicher Unbequemlichkeit, weil das Fenſter etwas klein war. Ein Menſch aber, den er ſeinen Schildknappen nannte, nahm unter ihm die Leiter hinweg, und verſteckte ſie hinter unſre Thorfahrt.

„Kaum war nun dieſer ſeltſame Menſch in meinem Zimmer, ſo fiel er vor mir auf die Knie nieder, und that mir eine Liebeserklärung in den romanhafteſten Ausdrücken, und völlig im Koſtum der Don Quixoterie. Die demüthigſte Bitte um Gegenliebe wurde ſogleich angehängt, mit dem feierlichen Verſprechen, nach den Geſetzen der Ritterſchaft meine Keuſchheit in Ehren zu halten, und meine Liebe gegen männiglich, und gegen jeden Nebenbuhler mit Schwerd und Lanze zu vertheidigen.

„Meine Schweſter konnte ſich kaum des Lautauflachens über dieſen ſonderbaren Liebhaber enthalten. Mir aber

„war die Sache etwas ernſtlicher. Der Menſch gefiel mir, ungeachtet mir meine Vernunft hätte ſagen ſollen, daß er ein ausgemachter Narr ſey: denn meine Einbildungskraft war ſelbſt von Romanſtreichen, viel zu ſehr umnebelt, als daß der Ritter, ſeines Zwecks bey mir völlig hätte verfehlen ſollen. Ich gab ihm alſo eine ziemlich befriedigende Antwort, bat ihn aber, mich künftig mit dergleichen nächtlichen Beſuchen zu verſchonen. Und da ich ihn denn fragte, warum er mir ſein Herz nicht heute, bey ſo vielen ungleich bequemern Gelegenheiten eröfnet hätte? ſo gab er mir zur Antwort: dieſe Art, einem Frauenzimmer ſeine Liebe zu eröfnen, wär' ihm viel zu alltäglich und gemein, als daß er mir ſein Herz nicht auf eine viel edlere Weiſe hätte antragen müſſen. Es wurde hierauf ein Briefwechſel unter uns feſte geſetzet, den ſein Schildknappe, welcher niemand anders, als der Briefträger von der Poſt, ein eben ſo abentheuerlicher Menſch, wie mein Liebhaber ſelbſt, war, mit beſorgen ſollte.

„Nach einer guten Stunde führte er „ſich denn alſo wieder ab. Sein Schildknappe ſtand unten mit der Leiter bereit, und ſo hatte dieſes ſeltſame Abentheuer ein Ende, das uns aber nunmehro zu völligen Liebesleutchen, zuſammen machte. Meine Schweſter „ließ ſich um ſo eher bereden, reinen „Mund davon zu halten, weil ſie ſelbſt „ſchon damals mit ihrem jungen Advokaten in einem geheimen Liebesverſtändniſſe lebte, wovon niemand als „ich, „Wiſſenſchaft hatte.

„Die Sache blieb alſo vor unſern Eltern ein Geheimniß: denn ſonſt würden ſie mir es vermuthlich wohl nicht „geſtattet haben, mich mit einem ſo luſtigen jungen Menſchen in eine dergleichen Verbindung einzulaſſen, dahingegen meine Schweſter ihren Sachwalter mit völliger Genehmigung unſrer „Eltern liebte, weil dieſer junge Mann „in der That die redlichſten, und beſten „Abſichten mit ſeiner Liebe verband.

„So verhielt ſichs aber mit meinem „Liebhaber nicht: denn ob ich ihm gleich „ſo viel zum Ruhme nachſagen muß,

„daß er auch nicht den mindeſten Verſuch jemals gemacht hat, das Gelübd der Keuſchheit bey mir zu brechen, und ob er gleich in der That die Abſicht hatte, mich zu heyrathen, ſobald er einen Dienſt bekommen würde, ſo trieb er doch im Grunde weiter nichts als eine Art von Spielerey mit mir, wodurch er nur ſeinen eigenen Geckereyen huldigte, und mich am Ende damit gar unglücklich machte. Die Sache und ihr ſchiefes Ende hätte ſich zum voraus ſehen laſſen, wenn ich weiſe genug dazu geweſen wäre: denn erſtlich applizirte er ſich ſo wenig auf ſein theologiſches Fach, daß er nirgends als ein Mann ankommen konnte, welchem man ein geiſtliches Amt hätte anvertrauen können. Sein Steckenpferd machte ihn bey jedermann, unter der Rolle eines Narren bekannt; und wer hätte denn einem ſolchen Haſen, die geiſtliche Aufſicht einer Gemeine anvertrauen wollen? — Alle ſeine Bemühungen, ins Amt zu kommen, liefen alſo von Zeit zu Zeit fruchtlos ab. Arm war er dabey, wie eine Kirchenmauß, und erlebte

„blos von der Güte ſeines Vettern? des
„Poſtmeiſters; wie hätte er alſo nur irgend
„ein Mittel auffinden können, ſich
„in einen ſolchen Stand zu ſetzen, wo
„er mir ſeine Hand hätte geben können? —

„Nichts deſtoweniger war ich Thörin
„genug, mich immer von einer Zeit zur
„andern, von ihm am Narrenſeil herumführen
„zu laſſen, bis er mich endlich
„gar zu einem Vergehen, verleitet,
„das mich reuen wird, ſo lange mir
„meine Augen offen ſtehen. Er machte
„mir nehmlich weiß, daß er von der
„evangeliſchen Kirche in Warſchau
„zum Diakonus verſchrieben worden
„ſey, und zeigte mir ſogar einen Brief
„vor, worinnen ihm dieſe Stelle zugeſichert,
„und er gebeten wurde, ſeine
„Reiſe ohne Anſtand dahin anzutreten.
„Da er ſich ſchon längſt, in den Kopf
„geſetzt hatte, mich zu entführen, und
„dadurch einen Hauptritterſtreich zu beginnen,
„ſo wuſte er mich durch ſeine
„bezaubernden Schmeicheleyen, und
„Ueberredungen, dahin zu bewegen, daß

„ich mich, heimlich mit ihm fort zu gehen, und ihm nach Warſchau zu „folgen, entſchloß. Er gab nehmlich „vor, daß, wenn er ſeine Beförderung kund werden ließe, und mich „von meinen Eltern verlangte, ſo würden mich dieſe nicht ſo weit von ſich „weglaſſen wollen; und da wir uns „denn einmal mit einander verbunden „hätten, ſo könne er es auch nicht über „ſein Herz bringen, mich zurück zu laſſen, und eine ſo große Untreue an mir „zu begehen.

„Noch bin ich mir ſelbſt ein Räthſel, „wie ich mich von dieſer einfältigen Lüge habe ſo ſehr hinter's Licht führen „laſſen können. Aber man ſagt die Liebe ſey blind; und dieſer Fall mochte denn „wohl auch bey mir eintreten: denn dieſer Menſch hatte mich ſo ſehr für ſich „eingenommen, daß ich ihm alles glaubte. Im Grunde war er würklich Willens, mit mir nach Warſchau zu gehen, weil er in der That einige vornehme Verwandte daſelbſt hatte, durch „deren Beyſtand er Empfehlungen nach

„Curland zu bekommen hoffte; denn
„dort, glaubte er, würde ſein Glück
„beſſer blühen, als in Sachſen, beſonders
„da er mit einigen Curländiſchen
„Edelleuten ſtudirt hatte, auf deren Unterſtützung
„er ſtarke Rechnung machte.
„Da er aber zu Ausführung dieſes
„Plans nichts weniger, als Geld hatte,
„ſo begieng er die Bosheit, auf ſeinen
„Verwandten, den Poſtmeiſter, einen
„falſchen Wechſel zu ſchreiben, den er
„in Dreßden bey einem berühmten
„Kaufmann, und Freund des Poſtmeiſters
„zu erheben gedachte. Dieſer
„Kaufmann aber kannte die Hand ſeines
„Freundes beſſer, als mein Ritter, ſie
„nachzuahmen gewuſt hatte. Er merkte
„alſo Unrath bey der Sache, und
„indem er die Auszahlung einige Tage
„zu verſchieben wuſte, zeigte er die Umſtände
„bey der Obrigkeit an, und mein
„Geliebter wurde, ehe ich mich deſſen verſahe,
„arretiret, und ins Gefängniß geſetzt.
„Er war auch ſo redlich, die Betrügerey,
„ohne Umſtände einzugeſtehen. Da man
„ihm aber dennoch von Zuchthausſtrafe
„vorſchwatzte, ſo fand er für gut, aus

„dem Arreſte zu entſpringen, welches
„ihm auch völlig gelang.

„Faſt zu gleicher Zeit wurde mir von
„unbekannter Hand — vermuthlich
„durch den Gerichtsdiener ein Brief von
„ihm eingehändiget, worin er mir die
„reine Wahrheit berichtete, und mich
„auf das heiligſte beſchwor, ihm nach
„Breßlau nachzufolgen, wo er meiner
„erwarten wolle. Allein mir waren
„nunmehr die Augen aufgegangen; ich
„ſah' wohl ein, daß ich ein ſehr abgeſchmacktes
„Unternehmen gewagt hatte,
„und noch einfältiger würde ich gehandelt
„haben, wenn ich meinem Ritter
„noch weiter hätte nachfolgen wollen.
„Ich beſchloß alſo, mich gänzlich von
„ihm loszumachen; nur konnte ich darüber
„noch nicht mit mir einig werden,
„was ich nun beginnen wollte? denn
„ich hatte nicht nur alle mein Geld aufgezehrt,
„ſondern war auch noch in dem
„Gaſthofe, wo ich logirte, eine ziemliche
„Zeche ſchuldig, und womit ich ſie
„bezahlen ſollte, wuſte ich nicht. Nach
„Hauſe traute ich mich nicht wieder;

„wenigſtens wünſchte ich doch, daß „die erſte Hitze des Zorns bey meinen „Eltern erſt vorüber gegangen ſeyn „möchte, ehe ich ihnen wieder unter die „Augen zu treten, es wagte. Ich befand mich wegen des zu faſſenden Entſchluſſes in keiner geringen Verlegenheit. —

„Als ich nun noch bey mir darüber „zu rathe gieng, kam mir der Kommerzienrath Poliſchinell unter die Augen. Daß dieſer Mann viel einnehmendes in ſeinem Betragen, und eine „ſehr täuſchende Miene hat; dieß wird „dir bekannt ſeyn, da du ihn länger „kenneſt, als ich. Damit wuſte er denn „auch mich ſo ſehr für ſich einzunehmen, „daß ich ihm meine ganzen Schickſale, „und mein fatales Verhältniß erzählte. „Er that mir hierauf den Vorſchlag, mit „ihm hieher zu gehen, und bey ſein „Frau das Nähen ſo lange zu treiben, „bis ich an meine Eltern geſchrieben, „und mich mit ihnen ausgeſöhnt haben „würde. Dieſer Vorſchlag war mir „denn auch um ſo willkommner, da der

„gefällige Poliſchinell nicht nur meine „Schulden zu bezahlen verſprach, ſondern auch von meinem Wirth, der ihn „ſchon lange kennen wollte, vermuthlich um deswillen, das beſte Lob erhielt, weil er ihm ſonſt wohl manche „Zechbrüder zugeführet haben, und manchen ſchönen Thaler Geld bey ihm mochte haben ſitzen laſſen. Ueberdieß trug auch „mein Hang zum Romanhaften hier „nicht wenig dazu bey, dieſen Schritt „zu thun: denn eine Stadt, wie Wien „zu ſehen, und die große Welt kennen „zu lernen, ſtellte ich mir, als etwas „ſo reizendes vor, daß mein ganzes Herz „davon entzückt ward.

„Wir fuhren alſo glücklich mit einander von Dreßden ab. Nichts „merkwürdiges begegnete uns unter Weges, bis auf das Abentheuer, bey welchem du ſelbſt mein Erretter wurdeſt. Da „ich in das Haus des Herrn Poliſchinell kam, merkte ich denn nun wohl „bald, wie es da zugieng, und in was „für untreue Hände ich gefallen war? „Aber es war nicht ſogleich wider den

„Strom zu ſchwimmen. Zwar dazu, „daß ich meine Tugend aufopferte, haben mich alle Verſuchungen, und alle „Kabalen, mit welchen man mir zeither „auf ſo mannigfaltige Art zugeſetzt hat, „nicht bewegen können. Aber doch hält „man mich hier in dieſem Zimmer beſtändig eingeſchloſſen, ſo, daß ich, „wie eine Gefangene nicht über die Stubenthür treten darf, und tagtäglich „die grauſamſten Gewaltthätigkeiten, „von dieſen gottloſen Menſchen befürchten muß.

Mit dieſen Worten endigte meine Schweſter ihre Erzählung. Ich bat ſie, nur noch einige Tage auszuharren, indem ich unfehlbar ein Mittel ausfindig machen würde, ſie aus dieſem abſcheulichen Loche zu befreyen. Zugleich unterrichtete ich ſie auch, ſich zu ſtellen, als ob ich ihre Sprödigkeit beſiegt habe; und dann den Ausgang der Sache in Ruhe abzuwarten. Alsdenn gieng ich wieder meine Wege.

Beym Abſchiede druckte ich Madam Poliſchinell noch einen Dukaten in die

Hand, worüber ſie ſehr vergnügt zu ſeyn ſchien, und mich bat, ja recht bald wieder zu kommen.

Obgleich der Tag ſchon anfieng zu grauen, ſo kam ich doch, ohne von jemand bemerkt zu werden, noch glücklich genug in mein Zimmer, wo ich mich ſogleich zu Bette legte, um vor allen Dingen, von den mancherley Beſchwerden dieſer ſtürmiſchen Nacht wieder auszuruhen.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Sündenbekenntniß; worauf eine gute That folgt.

Wer ſich einmal einer unedlen Handlung ſchuldig gemacht hat, den verführt dieſe Handlung nicht nur ſelbſt zu mehreren Unternehmungen, deren er ſich zum Theil nicht einmal mehr entbrechen kann, wenn er es auch wollte, ſondern es entſtehen auch ſonſt allerhand traurige Folgen für ihn daraus, welche vielleicht unterblieben wären, wenn er ſich jener unedlen Handlung gar nicht theilhaftig gemacht hätte. Dieſe Bewandniß hat es auch mit mir. Meine Leſer haben geſehen, daß ich mir ſchon mehrere unedle Handlungen erlaubte, nachdem ich mich einmal von meinen Leidenſchaften hatte überraſchen laſſen, mich in eine, der Religion gewidmete Prieſterin zu verlieben: denn, ſo ſehr auch auf der andern Seite das Gelübde der Keuſchheit bey den Kloſterjungfern, für eine bloße Spiegelfechterey des Aberglaubens gehalten wird, ſo bleibet es in meinen Augen doch allemal ein Heiligthum einer Religion, und — nach meiner Meynung — iſt es allemal gottlos, ein dergleichen Heiligthum zu verunreinigen, und wenn auch dieſe Religion die allerfalſcheſte und abergläubigſte unter der Sonne wäre.

Mein Abentheuer mit der ſchönen Schweſter Joſepha, ſo ſehr es auch manchen meiner Leſer gefallen haben mag, bleibt alſo doch immer ein unauslöſchlicher Fleck der Schande in meinem Leben; und die unedle Handlung, meine würdige Prinzipalin den Anfällen eines wollüſtigen Geiſtlichen auszuſetzen, ein äußerſt niederträchtiges Beginnen, das auf keine Weiſe ganz zu entſchuldigen iſt. Die üblen Folgen, die hieraus allenthalben für mich entſtanden, waren alſo die gerechten Strafen meiner Vergehungen. Zwar werden mich wohl manche meiner Leſer demungeachtet bedauren, manche werden aber auch mit mir ſelbſt ſagen, daß ich allein meines eigenen Unglücks Schmidt geweſen ſey.

Jedoch wieder zu meiner Geſchichte! — Nachdem ich mich durch einen tüchtigen Schlaf von meinen nächtlichen Abentheuern ſo ziemlich wieder erholet hatte, gieng meine erſte Sorge dahin, das gute Chriſtinchen aus den verführeriſchen Händen des gottloſen Poliſchinells, und ſeiner niederträchtigen Gattin, zu erlöſen. Um meines Zwecks deſto weniger zu verfehlen, beſchloß ich, vor allen Dingen meine vortrefliche Geheimeräthin darüber zu Rathe zu ziehen, und ſie um ihre Unterſtützung hierbey zu erſuchen. Da mein Prinzipal dieſen Tag gerade aufs Land gereiſet war, ſo konnte ich deſto eher zur Geheimenräthin kommen, und alſo auch meinen Plan deſto ſchneller ausführen.

Als ich ihr nun mein Anliegen eröfnet, und zum Lobe meiner Schweſter alle meine Beredſamkeit verſchwendet hatte, ſagte die herrliche Frau:

„Ich bin von dir überzeugt, mein lieber Lorenz! daß du mich nicht mit Unwahrheit berichteſt: denn was wäreſt du auch für ein Ungeheuer, wenn du mich nur auf irgend eine Weiſe hintergehen könnteſt, da ich doch ſo viel an dir thue, und es ſo ehrlich, und aufrichtig mit dir meyne? —

Dieſe Worte giengen mir wie ein ſchneidendes Schwerdt durch die Seele: denn ich dachte an meine Verräthereyen mit dem Pater Bonifaz, und fühlte, wie ſehr ich dieſe gute Dame hintergangen hatte, indem ich ihr dieſen Niederträchtigen zum Beichtvater empfahl.

„Wenn du mir alſo von deiner Schweſter,

fuhr ſie fort,

„ein Bildniß entworfen haſt, das der Wahrheit entſpricht, wie ich würklich zum voraus ſetze, ſo kann ich dir

»nicht nur behülflich seyn, ſie auf ge»ſetzmäßige Art von ihrer abſcheulichen »Gefangenſchaft zu befreyen, ſondern »ich will ſie auch zu mir nehmen, und »ſie ſoll an mir eine redliche Freun»din, und eine andre Mutter finden. »Schon ſeit einiger Zeit bin ich Willens »geweſen, noch ein Mädchen zu mir zu »nehmen, weil meine **Juliette** meine »Geſchäfte in der That allein nicht wohl »beſtreiten kann; und dazu wird mir »**Chriſtinchen** recht ſehr willkommen »ſeyn. Auch ſoll ſie nicht einmal den »Titel einer Kammerjungfer bey mir »führen; ſondern ſie ſoll meine Freun»din ſeyn, nur das einzige muß ſie ſich »gefallen laſſen, daß ſie nicht mit an »unſrer Tafel ſpeiſen kann, weil ſie »nicht von Adel iſt, und alſo dadurch »die hieſige Etiquette beleidiget werden »dürfte.

Mit Freudenthränen im Auge dankte ich meiner Prinzipalin für dieſen großmüthigen Vorſchlag; und nun wurde auch ſogleich zur Ausführung unſres Werks vorgeſchritten. Die Geheimeräthin gab mir ein verſiegeltes Billet an den Präſidenten der Stadtgerichte, den ſie ſehr gut kannte, worin ſie ihn bat, dem Poliſchinell aufzuerlegen, daß er mir meine Schweſter verabfolgen laſſe.

Dieſer Präſident ſchien ein ſehr pünktlicher, legaler Mann zu ſeyn: denn er fragte mich, als ich ihm das Billet ſelbſt überreichte, der Kreuz und der Queer über die Umſtände meiner Schweſter aus. Als ich ihm aber die reine Wahrheit ſagte, ſchien er damit ſehr wohl zufrieden zu ſeyn. Er ließ alſo ſogleich eine Auflage an den Herrn Poliſchinell ausfertigen, und gab mir einen Gerichtsdiener mit, welcher ihm ſolche einhändigen, und mich im Fall der Noth, wider Gewaltthätigkeiten ſchützen ſollte.

Der Herr Kommerzienrath war eben damit beſchäftiget, eine Summe von funfzig Gulden einzuſtreichen, die er im Pharaoſpiel, einem unvorſichtigen jungen Menſchen, welcher die Bank hatte ſprengen wollen, abzugaunern gewuſt hatte, als ich mit dem Gerichtsdiener, in ſein Spielzimmer eintrat. Er befand ſich alſo bey recht guter Laune, ob er gleich über meine plötzliche

liche Erſcheinung, und die gerichtliche Verordnung, die man ihm in die Hände gab, nicht wenig erſchrack. Doch war er anfänglich dreiſt genug, ſich alſo aus der Sache ziehen zu wollen, daß er ſagte:

„Parbleu! ich wüſte gar nicht, daß „ſich ein Mädchen in meinem Hauſe befände, das ſich Chriſtina Arndt „nennte. Meynen ſie aber das Frauenzimmer, mein Herr Sekretair! das „ich mit aus Dreßden gebracht habe, „wie ich vermuthe, ſo habe ich die Ehre, „Sie zu verſichern, daß, wie mir nicht „anders wiſſend, ſolche ſchon längſt von „meiner Frau hinweggegangen iſt, ohne daß ich wüſte, wohin? denn ich „bekümmere mich um die Mädchens „nicht, die bey meiner Frau in Dienſten ſtehen: das iſt ihre Sache, und „ich habe wichtigere Geſchäfte, als daß „ich mich mit dergleichen Lapalien ſollte „abgeben thun können. Ich weiß alſo „gar nicht, was man von mir will? „und ich verbitte mir alle fernere dergleichen Anſinnungen. —

Als ich ihm aber zu verſtehen gab, er möchte die Sache nicht weiter treiben, und die Saiten nicht zu hoch ſpannen: denn ich wiſſe es gewiß, daß ſich dieſes junge Frauenzimmer noch in ſeiner Gewalt befände, indem ich ſelbſt unter der Verkleidung eines Mönchs, vorige Nacht bey ihr geweſen, ſo wurde er für Schrecken käſeweiß, und zog nunmehr gelindere Saiten auf.

„Nun! Parbleu! wahrhaftig!

ſagte er,

„ſo wahr ich ein honett Tomm bin, ſo
„gewiß weiß ich keine ſtumme Sylbe davon,
„daß das Mädchen noch hier iſt.
„Aber es könnte denn doch wohl ſeyn,
„denn — wie geſagt — was bekümmere
„ich mich um meiner Frau ihre
„Mädchens; wir wollen aber bald
„hinter die Sache kommen, — ich
„will nur meine Liebſte herbeyrufen.

Damit wollte er denn fort; ich hielt ihn aber zurück, unter den Worten:

„Bleiben Sie, Herr Kommerzienrath!
„das iſt unnöthig. Der Mann hat
„im Hauſe zu befehlen; nicht die Frau.

»Kommen Sie nur mit in das kleine »Stübgen, das drey Treppen hoch, hinten auf dem Gange ſteckt! Da werden »wir Chriſtinchen ſchon finden;

»Nun aber, parbleu!

verſetzte er,

»ſo muß ich doch erſt nachſehen, was »ſie bey meiner Frau etwan ſchuldig iſt, »ehe ich ſie verabfolgen laſſen kann!

»Damit iſts hernach Zeit,

antwortete ich,

»ich werde alles bezahlen.

Da er ſo viel hörte, wurde der Ehrenmann ſo geſchmeidig wie Butter. Kurz, wir ſuchten Chriſtinchen auf, fanden ſie in dem beſchriebenen Zimmer; ſie muſte ihre Sachen zuſammen packen, wozu ich ſchon einen Träger mitgebracht hatte, und nun forderte Madam Poliſchinell, nicht weniger, als hundert Gulden, die meine Schweſter bey ihr verzehrt haben ſollte. Die Forderung war ungeheuer; denn ſie hatte kaum zwanzig verzehrt, wenn man das abrechnete, was ſie durch nähen verdient, und Madam in ihren Beutel geſteckt hatte. Um aber mit dieſen honneten Leuten ſobald als möglich, aus der Sache zu kommen, bot ich ihnen funfzig Gulden, welche ſie denn auch ſehr weißlich annahmen, und nunmehr Chriſtinchen den Abzug erlaubten.

Meine Prinzipalin examinirte ſie ſcharf genug, und in der Folge beobachtete ſie ihren Karakter und ihre Handlungen auf das genaueſte. Chriſtinchen wuſte ſich aber ſo gut zu nehmen, daß ſie ihre neue Gebieterin gar bald an ſich feſſelte, und ſich in kurzem ihre völlige Gnade, und Zuneigung erwarb. Und ſo hatte ich denn nun auch das Glück meiner Schweſter gemacht, worüber ich gewiß ſo viel Vergnügen empfand, als jeder fühlen muß, den das Schickſal dazu beſtimmt, irgend einem ſeiner Nebenmenſchen auf eine reelle Art zu dienen.

An unſre Eltern ſchrieb ich ſelbſt, meldete ihnen unſre vortheilhafte Lage, und bat für Chriſtinchen, um Verzeihung. Es währte auch nicht lange, ſo bekam ich Antwort, und — zu unſerer größten Freude, — ſchrieb mein Vater, daß er und meine Mutter, Chriſtinchen allemal wieder anzunehmen bereit wären: denn ſie hielten ſie noch immer für ein gutes Kind, das nur durch Verführung auf Irrwege gerathen ſey. Und ſo war denn unſre Lage in jeder Betrachtung die angenehmſte, und vortheilhafteſte von der Welt.

Allein, wie alles Glück der Erde nur wandelbar iſt; wie oft unter ſeinem gefälligſten Lächeln, der Unſtern des Elends verborgen liegt, und nicht ſelten gleichſam daraus hervorwächſet; ſo war auch der Fall bey uns: denn Chriſtinchen wurde in der Folge die Veranlaſſung zu meinem Unglück, und ihr Glück beförderte mein Verderben; wie meine Leſer aus dem folgenden Kapitel zum Theil erſehen werden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Verräther ſchläft nicht

Oder die Sache mag noch ſo klar eingeſponnen ſeyn, ſie kommt doch endlich noch am Tag. Wer die Welt kennt, wird die Wahrheit dieſer Sätze nicht bezweifeln. Ich wenigſtens kann ein Liedchen davon ſingen: denn ich habe manche Erfahrung in meinem Leben davon gemacht. Ich dachte meine Intrigue noch ſo heimlich eingefädelt, und die Bedingungen, unter welchen ich meiner Prinzipalin den Pater Bonifaz ſo angelegentlich empfahl, noch ſo ſorgfältig verborgen zu haben; aber der Verräther ſchlief doch nicht. — Sonderbare Umſtände muſten ſich, mit den hämiſchen Herzen, böſer Menſchen vereinigen, die Sache dennoch vor die rechte Schmiede zu bringen. Allein, ich muß in der Ordnung zu erzählen fortfahren.

Nach der, mit der ſchönen Schweſter Joſepha, von mir ſo reizend angefangenen, und denn ſo übel abgelaufenen Nacht, vermied ich ihren Umgang völlig, und kam mit keinem Fuße wieder in ihr Kloſter, weil ich mir feſt vorgenommen hatte, durch Entheiligung eines Gelübdes, für welches ich würklich Ehrerbietung empfand, mein Gewiſſen nicht länger zu beſchweren. So aber dachte die gute verliebte Nonne nicht.

Die Süßigkeiten, welche ihr der vertraute Umgang mit Mannsperſonen gewährt hatte, waren zu reizend für ſie geweſen, als daß ſie mit kaltem Blute wieder darauf hätte reſigniren können. Sie beklagte ſich dahero gegen ihren Bruder in den bitterſten Ausdrücken über meine Untreue, und meinen Wankelmuth. Der Pater that mir zwar wieder dieſelben Vorſtellungen; aber fruchtlos. Ich liebte dieſe ſchöne Nonne wohl noch immer mit ungemeiner Leidenſchaft; aber ich hatte mir's einmal feſt vorgeſetzt, über die Triebe meiner Natur zu ſiegen, und es gelang mir; wie denn auch würklich der Menſch, wofern er nur rechten Ernſt in der Sache braucht, allerdings im Stande iſt, allen ſeinen Leidenſchaften, wenigſtens den völligen Ausbruch abzugewinnen. Schweſter Joſepha hingegen fuhr fort, ihren Bruder zu beſtürmen, daß er ihr mein Herz wieder zuwenden möchte. In einem Briefe, den ſie deswegen an den Pater ſchrieb, beklagte ſie ſich denn beſonders darüber, daß er ſelbſt ſie eigentlich in dieſe traurige Lage geſetzt habe, indem es blos durch ſeine Vermittelung geſchehen ſey, daß ſie mit einem jungen Menſchen bekannt worden, der ſie ſo ſehr für die Liebe eingenommen, und hingeriſſen habe. Er ſeiner Seits ſey dafür ſo glücklich geweſen — wie ſie wohl erfahren habe — durch mich der Beichtvater einer der ſchönſten Damen in ganz Wien zu werden. Hierbey könne er ſich denn gewiß nicht anders, als ſehr wohl befinden; und daher ſey es denn auch um ſo mehr ſeine Pflicht, ſie, als die ſie gleichſam der Preis ſeines Glücks ſey, auch nicht ſo unglücklich zu machen, als ſie es nothwendig durch den Verluſt meiner Liebe in der That werden müſſe.

Pater Bonifaz war unvorſichtig genug, dieſen fatalen Brief, in dem Zimmer der Geheimeräthin mit dem Schnupftuche aus der Taſche zu reiſſen, und zu verlieren. Zum Unglück fand ihn meine Prinzipalin nicht ſelbſt, ſondern Juliette ihre Kammerjungfer. Als ſie ihn geleſen hatte, entzifferte ſie zwar nunmehro alles dasjenige, was ſie bisher nur geahndet hatte; aber doch war ſie anfänglich noch ehrlich genug, zur Zeit weiter keinen üblen Gebrauch davon zu machen; ſondern ſie verbarg ihn ſehr ſorgfältig, und ſagte niemanden ein Wort von dieſer Entdeckung.

Nun war aber meine Schweſter ins Haus gekommen, und ihre Nebenbuhlerin in der Gunſt der Geheimeräthin geworden. Anfänglich gieng die Sache gut. Die beyden Mädchen liebten einander wie Schweſtern, und giengen ſehr vertraut und intim mit einander um. Aber der Neid, der ein beſonderes Eigenthum des weiblichen Geſchlechts zu ſeyn ſcheint — denn die Erfahrung lehrt es, daß Frauenzimmer, denen man ſonſt manche vortrefliche Eigenſchaften nicht abſprechen kann, ſich dennoch öfters ſo ſehr erniedrigen, aus Neid einander anzufeinden, und zu verfolgen — dieſer Neid alſo ſchlich ſich auch in die Herzen dieſer beyden, ſonſt ſo guten Mädchen ein, und brachte in Abſicht auf mich, die betrübteſten Würkungen hervor. Dem Herzen meiner Schweſter konnte dieſe hämiſche, und tückiſche Leidenſchaft jedoch weniger beykommen, als Julietten; denn ſie hatte eben keine ſonderliche Urſache, die letztere um etwas zu beneiden, weil meine Schweſter jene an allen körperlichen, und

geiſti-

geiſtigen Vorzügen, und Annehmlichkeiten weit übertraf; es hätte denn dieß den Neid meiner Schweſter erwecken müßen, daß Juliette einen Liebhaber — von welchem wir ſogleich mehr ſprechen werden — hatte, womit ſie hingegen nicht verſehen war. Allein — ſo ſehr dieſer Umſtand in der That die Leidenſchaft des Neides in den Herzen eines jungen Mädchens, zu beleben pflegt, wie gleichfalls die tägliche Erfahrung lehret; — ſo glaube ich doch noch nicht, daß dieß der Fall auch bey meiner Schweſter war, weil es ihr wohl ſelbſt nicht an Liebſchaften gemangelt haben würde, wenn ſie ſonſt Neigung dazu gehabt hätte.

Bey Julietten hingegen verhielt ſich die Sache ganz anders: denn meine Schweſter hatte ihr würklich in der Gunſt der Geheimeräthin gewiſſermaßen — jedoch ohne alle ihre Abſicht, und ohne die mindeſte Kabale, in der völligen Unſchuld ihres reinen Herzens, den Rang abgelaufen. Schon das kränkte ihren Ehrgeiz, daß meine Schweſter die Präcedenz über ſie hatte, und nicht, wie ſie, den Titel einer

Kammerjungfer führte. Da aber nun hierzu noch kam, daß die Geheimeräthin überhaupt meine Schwerſter, vor Julietten, ſehr diſtinguirte, ſie immer anſehnlich beſchenkte, und würklich viel vertrauter mit ihr umgieng, als mit jener; ſo war dieß genug, die letztere völlig ins Feuer zu ſetzen, und ihren ganzen Neid zu erregen. Beſonders hatte der Umſtand, daß es allgemein im Hauſe hieß, Chriſtinchen ſey viel ſchöner, als ſie, und daß es einige leichtfertige Burſche ſo gar gewagt hatten, ihr dieſe Wahrheit unter die Augen zu ſagen, dem Faſſe ordentlich den Boden ausgeſtoßen, und ihre ganze Seele mit Verdruß, und Jammer angefüllt.

Nun war die ſonſt gute Juliette, wie ſchon bemerkt worden, mit einem Liebhaber verſehen; und dieſer war niemand anders, als der Kammerdiener meines Prinzipals, ein junger, ſtolzer, eingebildeter Geck, der ein wenig rechnen, und ſchreiben gelernt hatte, und deswegen keinen geringen Werth, auf ſeine Perſonage ſetzte. Uebrigens ein verſchmitzter, heuchleriſcher Bube, der das Herz ſeines Herrn völlig in ſeiner Gewalt hatte, und — wenn er ihn bey ſeiner ſchwachen Seite faßte, es lenken konnte, wie er wollte. Herr Silvio, ſo hieß dieſer Menſch, hatte ſich eingebildet, der Herr Geheimerath würde ihn zum Sekretair machen: denn hierzu glaubte er vollkommen geſchickt zu ſeyn. Da ich ihm nun aber vorgezogen wurde, ſo fand er ſich dadurch nicht wenig beleidigt. Klug genug, ſeinen Verdruß darüber ſorgfältig zu verbergen, dachte er deſto ſchärfer auf Rache, lauerte mir auf den Dienſt, und beſchloß, mich, bey einer bequemen Gelegenheit wieder zu ſtürzen. Dazu kam noch, daß meine Schweſter die Liebesanträge verwarf, die er ihr bisweilen gethan hatte: denn er ſpielte im Grunde den ſüßen Herrn, und an Juliettens Liebſchaft war es ihm alſo noch nicht genug. Dieſe abſchlägliche Antworten, empörten ihn nun auch gegen meine Schweſter, und erregten ſeine Rachſucht auch gegen ſie.

Nun weiß aber die gute Juliette in der That niemanden, welchem ſie ihr gekränktes Herz freyer hätte ausſchütten können, als ihrem Liebhaber; nur von ihm verlangte ſie Troſt in ihren eingebildeten Leiden, und ſuchte Beruhigung in ſeinen Umarmungen. Da ihr Herz voll war, ſo weiß man wohl das Sprüchwort, daß wovon das Herz voll iſt, auch der Mund übergehet. Bey einem dergleichen Ueberlaufen der Empfindungen ihres Herzens, in den Armen ihres Seladons, läßt ſie ſich denn unter andern auch einmal verlauten: weder ich, noch meine Schweſter hätten es um die Herrſchaft verdient, daß wir ſo hervorgezogen, und geliebt würden: denn erſtlich wären wir ja doch immer weiter nichts, als verlaufene Leute, die zu Hauſe nicht hätten gut thun wollen — ich ſey nehmlich unter den Komödianten geweſen, und meine Schweſter ſey vollends gar aus einem Bordell gekommen — übrigens wäre ich doch ein boshafter Menſch, welcher den Pater Bonifaz nur darum ins Haus gebracht habe, weil dieſer ſich in die gnädige Frau verliebt hätte, und ſie zur Untreue an ihrem Gemahl zu verleiten ſuche, — welches denn eine deſto niederträchtigere Kuppeley von mir wäre, da mich der Pater Bonifaz dafür mit ſeiner Schweſter, einer Nonne, bekannt gemacht habe, mit welcher ich, nach einem gewiſſen Brief, den ſie von ungefähr gefunden habe, zu urtheilen, in einem ſehr ärgerlichen und ſündlichen Liebeshandel ſtehen müſſe — und was dergleichen Reden mehr waren! —

Das war nun würklich Waſſer auf Herrn Silvios Mühle; Juliettens Entdeckungen ſpannten ſeine Aufmerkſamkeit aufs äußerſte. Hier, dachte er, kannſt du endlich deinen Plan ausführen, und dich ſelbſt zum Sekretair emporſchwingen. Doch war er ſchlau genug, ſein boshaftes Unternehmen vor Julietten noch geheim zu halten, weil er wohl wuſte, daß ſie im Grunde ein gutes ehrliches Mädchen war, welche des Unrechts ungeachtet, das ſie zu leiden glaubte, dennoch in dergleichen Verrätherenen nicht mit einſtimmen würde. Den beſchriebenen Brief hingegen wuſte er ihr nichts deſtoweniger, in einer verliebten Eckſtaſe, wo ihre Vernunftskräfte unter den Fittigen der Buhlerey eingeſchlummert waren, glücklich genug abzuſchwatzen. Und ſo hatte denn der Böſewicht nunmehr das Schwerd gegen mich in Händen, und er beſchloß, mir die ganze Schärfe deſſelben fühlen zu laſſen.

Seine Bemühungen giengen alſo vor allen Dingen dahin, dem Geheimenrath einen Verdacht gegen den Pater Bonifaz, und ſeine Gemahlin beyzubringen, und dabey gab er denn nicht undeutlich zu verſtehen, daß niemand anders, als ich, gegen eine andre Liebſchaft, wozu mir der geiſtliche Herr verholfen, dieſe Bekanntſchaft zwiſchen der gnädigen Frau, und dem Pater geſtiftet, und befördert habe. Das war mehr, als zu genug, den eiferſüchtigen Geheimenrath völlig ins Feuer zu ſetzen, da er ſich beſonders nun auch darauf wieder beſann, daß ich den Pater Bonifaz ſehr angelegentlich zum Beichtvater empfohlen hatte. Doch verlangte er von dem boshaften Silvio Beweiſe ſeiner Behauptungen. Dieſer war ſogleich mit dem Briefe der Schweſter Joſepha bey der Hand. Kaum hatte der Geheimerath dieſen Brief geleſen, ſo gerieth er in die äuſſerſte Wuth, und ſchwur, ſeine Ehre an mir und an dem Pater auf das nachdrücklichſte zu rächen. Doch, um zu wiſſen, ob ſeine Gemahlin, die er mit ungemeiner Leidenſchaft liebte, bey der Sache ſchuldig, oder unſchuldig ſey, und zugleich zu erfahren, wie weit der Pater Bonifaz ſeine Niederträchtigkeit treiben würde, gewann er doch noch ſo viel Gewalt über ſeine Eiferſucht, daß er ſich vornahm, dieſe Umſtände erſt zu unterſuchen, ehe er einen völligen Entſchluß faßte.

Es gelang ihm, hierunter ſeine Abſicht völlig zu erreichen, und zwar zur Rechtfertigung der vortreflichen Dame, die keine goldnen Berge genommen haben würde, um eine Untreue an ihrem Gemahl zu begehen. Der Pater Bonifaz hatte ſich bisher alle erſinnliche Mühe gegeben, die Geheimeräthin zu überliſten, und ſeine niederträchtigen Abſichten bey ihr zu erreichen. Aber ſie hatte alle mögliche Verſuchungen mit ſtandhaftem Muthe ausgehalten. Der Pater hingegen, deſſen Begierden dadurch nur noch heftiger angeflammt wurden, wollte mit Gewalt ſiegen. Er ſetzte alſo ſeiner liebenswürdigen Beichttochter, bey einer Unterredung mit ihr, auf ihrem Zimmer, ſo ſehr zu, ſeine Wünſche zu erfüllen, daß dieſes edle Weib ſogar in Zorn gerieth — eine Sache, wovon ihr Gemahl noch kein Beyſpiel wuſte — und dem Pater befahl, ihr Zimmer zu verlaſſen, und ſolches nie wieder zu betreten, wenn er ſie nicht mit dergleichen Anträgen künftig ganz verſchonen wolle.

Dieſe Unterredung hörte der Geheimerath mit an, indem er ſich in dem Alkoven verſteckt hatte, welcher ſich neben dem Zimmer ſeiner Gemahlin befand. Nachdem er nun alſo in der ganzen Sache Licht zu haben glaubte, ſo nahm er auch ſeine Maaßregeln, in Abſicht meiner Beſtrafung, wie die Folge meiner Geſchichte lehren wird.

Ich meines Orts erfuhr von allen dieſen Umſtänden kein ſtummes Wort, bis der Schreckensſturm mich ganz unvermuthet überfiel. Hintennach aber, nachdem der Geheimerath ſeine Rache an mir vollendet hatte, erhielt ich erſt Licht über dieſe Kabalen, welchen ich vielleicht hätte entgegen arbeiten, und ausweichen können, wenn ich in Zeiten Nachricht davon bekommen hätte.

Ein

Ein und Zwanzigſtes Kapitel.

Schildert ein ſehr verändertes Frauenzimmer, und nimmt ein unerwartetes Ende.

Zum Anfang dieſes Kapitels, könnt' ich denn nun wohl wieder einen groſsen moraliſchen Kram auslegen und manche ſchöne Sentenz anbringen. Aber theils befürchte ich würklich den geneigten Leſer einzuſchlöfern, eh' es Zehne geſchlagen hat, theils möchte wohl auch das liebe Frauenzimmer bey dieſer Moral nicht zum beſten wegkommen; — wie bald könnten ſie mich deswegen haſſen! und den Haſs dieſes liebenswürdigen Geſchlechts möcht' ich doch wahrhaftig um alles in der Welt willen nicht gern auf mich laden. Könnt' ich mir auch durch meine Moral den Rang eines Rabeners, oder eines Gellerts erwerben; ſo will ich doch mit Vergnügen auf dieſe Ehre Verzicht leiſten, wenn ſie mir die Zuneigung und die Liebe des ſchönen Geſchlechts koſten ſollte. —

Alſo ſchreite ich denn ſogleich wieder zu meiner Geſchichte, worin ohnedem dieß und jenes vorkommen wird, woraus ſich das liebe Frauenzimmer — ſo ferne es anders will, und Belieben dazu hat, — manche gute Lehre wird abſtrahiren können.

Indem ich nun, wie ſchon im vorigen Kapitel bemerkt worden, ohne das geringſte von den, wider mich geſchmiedeten Kabalen zu ahnden, in meiner Ruhe, ſorgenlos dahin lebte, und mich von niemanden eines nachtheiligen Streichs verſahe, brachte mir ein Bedienter unſres Hauſes, eines Tages, gleich nach der Tafel, ein verſiegeltes Billet an mich, welches er von einem ganz unbekannten Laquayen eingehändiget erhalten haben wollte. Das Billet war folgendes Innhalts:

»Mein Herr!

»Wenn Sie ſich eines Glücks, wor-
»nach ſchon mancher andre vergebens ge-
»ſeufzet hat, für würdig achten; ſo
»kommen Sie heute zur gewöhnlichen Zeit
»auf die Redoute; ziehen Sie einen Ro-

„ſafarbnen Domino an; ſtecken eine
„himmelblaue Cocarde an ihren Hut,
„und nehmen eine wachsleinwandne
„Mohremaſque vor! hieran wird Sie
„ſchon zu finden wiſſen

eine Afrikanerin.

Daß mir hier ein neues Liebesabentheuer bevorſtand, und daß auf der Redoute das Rendevous gehalten werden ſollte; dieß dünkte mir klar genug am Tage zu liegen, als daß ich daran hätte zweifeln ſollen. Und mit dergleichen Rendevous that man mir eben keinen Poſſen; das wiſſen meine Leſer ſchon. Ich dachte alſo, hier mit beyden Händen zugreifen zu müßen. Allein — wer doch wohl die Dame ſeyn müſſe, die ſich hier eine Afrikanerin nennte; darüber zerbrach ich Thor mir lange den Kopf, und dachte bald auf dieſes, bald auf jenes Frauenzimmer von meiner Bekanntſchaft. Aber dennoch konnt' ich mir auch von keinem dieſer Frauenzimmer vorſtellen, daß ſie eben gerade dieſes Mittel gewählt haben ſollte, mir ihre Liebe zu eröfnen. Endlich vermuthete ich, „es müſſe ſte nothwendig ein Frauenzimmer vom vornehmen Stande ſeyn, und da fiel mir denn eine gewiſſe Hofdame ein, welche ſich manchmal bey meiner Prinzipalin befand, und die mich nicht nur verſchiedenemal ſehr aufmerkſam betrachtet, ſondern ſich auch ſogar ſo weit herabgelaſſen hatte, mit vieler Freundlichkeit mit mir zu ſprechen. Ich war Geck genug, mir einzubilden, daß ich an dieſer Dame eine Eroberung gemacht haben müſſe, und da ſie überaus ſchön war, ſo verſprach ich mir von dem vorſeyenden Rendevous kein geringes Vergnügen.

Ich ſäumte daher nicht eine Minute, mich Abends um zehn Uhr, in der vorgeſchriebenen Masque, auf der Redoute einzufinden. Schon wimmelte der Saal von Masquen allerley Gelichters. Mein erſtes war es alſo, daß ich herum gieng, und meine Afrikanerin ſuchte. Aber, da fand ich zwar Damens in ſchwarzen Larven die Menge, jedoch keine einzige, deren Masque im übrigen, einer Afrikanerin ähnlich geſehen hätte. Ich ſtellte mir alſo vor, meine Liebhaberin würde noch gar nicht zugegen ſeyn, beſonders da mich keine der ſchwarzen Masquen nur im mindeſten zu beobachten oder zu bemerken ſchien. Ich entſchloß mich daher, die rechte erſt abzuwarten, und inzwiſchen zum Zeitvertreib, eine Angloiſe mit durch zu tanzen. Ungemein ſchön konnt' ich tanzen; das kann ich wohl von mir ſelbſt ohne Eitelkeit geſtehen. Beſonders hatte ich im Tanzen eine überaus angenehme Stellung, und man konnte mir es faſt anſehen, daß ich auf dem Theater geweſen war. Die Masque, mit welcher ich dieſe Angloiſe tanzte, war eine ausnehmend ſchöne, wohlgewachſene Türkin, prächtig gekleidet, und eine Meiſterin im Tanzen. Dieſe Türkin gefiel mir nicht wenig; ich ſprach alſo unter dem Tanzen, ſo oft ich nur dazu kommen konnte, bisweilen einige abgebrochene Worte mit ihr; und da vernahm ich denn auch, daß ſie eine überaus ſchöne, ſanfte, wohlklingende Sprache hatte, und ſich ſehr rein und edel ausdrückte.

Beynahe hätte ich über dieſer reizenden Masque meine Afrikanerin vergeſſen. Ich nahm mir vor, ſie nach Endigung der Angloiſe genauer zu muſtern, und zu ſehen, ob hier nicht etwan ein neues Abentheuer anzuſpinnen ſey? Aber juſt, indem ich ſie anreden wollte, trat ein Pierot aus der Menge hervor, und fieng eine neue Angloiſe mit ihr zu tanzen an.

Nunmehr, dachte ich, iſt vor der Hand, weiter nichts zu thun, als daß du die Afrikanerin ſucheſt. Noch immer fand ich keine Masque in Afrikaniſcher Tracht, obgleich ſchwarze Geſichter in Menge. Ich vermuthete alſo, eine von dieſen ſchwarzen Geſichtern müſſe denn doch nothwendig meine Liebhaberin ſeyn. Daher trat ich vielen darunter gerade unter die Augen, aber keine einzige that nur ſo, als ob ſie mich anreden wollte. Als dieß nicht helfen wollte, gieng ich noch weiter, ich faßte die eine von dieſen Masquen, eine lange wohlgebaute Spanierin, bey der Hand, und fragte ſie ins Ohr: ob ſie meine Masque nicht kenne? — allein —

„Sie kommen falſch an, mein Herr!

antwortete ſie, indem ſie mir ihre Hand entzog, und mir den Rücken zukehrte. Da ſtand ich nun, wie ein Narr, und hatte mich betrogen; doch that ich dieſelbe Anfrage bey einer andern Masque, die einen bloßen Amazonenhabit trug. Aber es gieng mir mit dieſer nicht beſſer. Sie ſchlug eine helle Lache auf, und ſagte:

„Hier iſt nichts zu ſchmauſen mein Herr!

Nichts deſto weniger riß mir die Geduld noch nicht. Ich ſagte einer dritten, die ſehr kokett in einem Nymphenhabite gieng, ins Ohr: ob ſie nicht allein mit mir zu ſprechen habe? Dieſe Masque maß mich von der Fußſohle bis zum Scheitel, alsdann ſagte ſie:

„wenn Ihre Waden kein Blendwerk ſind,
„mein Herr! ſo hätt' ich wohl Luſt, ſie
„zu probiren.

und zu gleicher Zeit faßte ſie meine Hand, und führte mich mit ſich fort. Ha! ha! — dachte ich — das wird ſie endlich ſeyn, die du ſuchſt! und ich freute mich nicht wenig über dieſe Entdeckung. Inzwiſchen führte mich dieſe Masque in ein abgelegenes Zimmer. Hier ſchloß ſie mich in ihre Arme, drückte mich an ihren Buſen, und ſagte:

„Sie müſſen mit mir nach Hauſe fah-
„ren! — Ich will Sie zu meinem
„Adonis machen.

Ich verſprach's ihr. Aber ich weiß nicht, durch welchen fatalen Zufall ein Band an ihrer Larve geriſſen war! kurz ſie fiel von ſelbſt über das halbe Geſicht herab. Ich, voll Neugierde zu ſehen, welcher engliſchen Schönheit ich den Hof machen ſollte, ergriff dieſe Gelegenheit, ihr, unter dem Vorwande, als ob ich die Masqe wieder feſt binden wollte, ſolche ganz abzunehmen. Aber — hilf Himmel! — welche Entdeckung! — es war das abſcheulichſte, eckelhafteſte, mit Schminke überſchmierteſte Antliz einer alten abgenutzten Kokette! — ich bebte zurück — band ihr aber die Masqe wieder an, und ſagte dann etwas ſpöttiſch:

„ich finde, daß irren menſchlich iſt.
„Madam! ſuchen Sie ſich eine andre
„Parthie! —

Damit gieng ich zum Tempel hinaus, und — gerade in das Trinkzimmer, wo ich mir aus Aerger und Verdruß über dieſes mißrathene Abentheuer, eine Flaſche Wein geben ließ: denn ich glaubte nun nichts gewiſſer, als daß mir dieſe alte Kokette das Billet geſchrieben habe, um ſich in meinen Armen, einmal ihrer Jugendſünden zu erinnern. Ein Mann, der ſehr militairiſch ſprach, ſaß neben mir am Tiſche, und vertrieb mir die Zeit durch Erzählung einiger hitzigen Gefechte in **Sachſen**, welchen er gegen die Preußen beygewohnt haben wollte. Mir aber fiel die ſchöne Türkin wieder ein; ich entſchloß mich, ſie wieder aufzuſuchen, und noch eine Angloiſe mit ihr zu tanzen. Indem ich mich nun zugleich von ungefähr, unter den mancherley Menſchen im Zimmer umſah, wurde ich meine Türkin in einer Ecke des Zimmers gewahr, wo ſie in den Armen des eben erwehnten **Pierots** lag, der auf eine ziemlich freie Art mit ihr umgieng. Ha! dachte ich denn, wer weiß, ob nicht hier auch der Schein betrügt, wie in **Leßings** Schöne von hinten? und was das auch wieder für eine alte niederträchtige Kokette iſt! — und vor Verdruß nahm ich meine Larve wieder vor's Geſicht, und gieng auf den Tanzſaal, um durch Tanzen mir meinen Aerger zu ſtillen. Auch tanzte ich glücklich meine Angloiſe durch, ohne daß ich auf ein Abentheuer weiter dachte.

Als aber der Tanz zu Ende war, trat die ſchöne Türkin, die ich während der Angloiſe immer allein hatte im Zimmer herum gehen ſehen, auf einmal wieder zu mir, faßte meine Hand, und zeichnete mir ein großes A. hinein.

„Ja! ich heiße Arndt!

antwortete ich ihr, und betrachtete ſie ſehr genau, aber unter der Masque konnt' ich doch nicht ſehen, wen ich vor mir hatte.

„Wer ſind Sie? meine ſchöne Masque!

fuhr ich fort,

„und wie kennen Sie mich?

„Das ſollen Sie gleich erfahren,

verſetzte die Masque,

„wenn Sie nehmlich mit dem Vornamen Lorenz heißen, und aus Blankenburg gebürtig ſind.

Da ich ihr dieſes bejahet hatte, nahm ſie ihre eigne Hand, ſchrieb ein M. hinein, und führte mich unter den Worten:

»kommen Sie! liebes Männgen! Hier iſt »es zu lichte,

in ein Nebenzimmer. Doch konnte ich, ſo bekannt mir auch das M. hätte ſeyn ſollen, mich anfänglich doch nicht darauf beſinnen, mit wem ich eigentlich hier zu thun hatte?

Als wir uns aber in dem Nebenzimmer, mit einander niedergeſetzt hatten, und uns hier ohne Zeugen befanden, nahm die Türkin ihre Maſque ab, ſahe mir ſcharf in die Augen, und fragte:

»Kennen Sie nun Ihre ehemalige Geliebte? —

»O! Wunder! über Wunder!

rief ich aus: denn ich ſahe niemand anders als — Maximilianen von Mildenfelß, vor mir.

»Meine Maximiliane! — iſts möglich? — hier? — unter dieſer Geſtalt? — oder täuſcht mich meine »Phantaſie?

»Ich bin's lieber Lorenz!

verſetzte ſie, indem ſie meine Hand ſehr zärtlich drückte,

„auch deine Maximiliane bin ich noch
„— wenn du mich anders noch dafür
„nehmen willſt! —

„Mein? — mein wären Sie
„noch?

antwortete ich voll Erſtaunen,

„Wie iſt das möglich? — Sind Sie
„denn nicht mehr verheyrathet?

M. „Nun! — und wenn ichs denn auch
„noch wäre — könnte mich das wohl
„hindern, dich noch zu lieben? — du
„müſteſt denn dein Herz ſchon einer andern
„geſchenkt haben.

J. „Das wohl nicht, holder Engel! Ihr
„Verluſt war beynahe mein Tod. Aber
„was habe ich noch für Anſprüche an
„Sie, da Sie vermählt ſind? —

M. „Die Anſprüche der Liebe, närriſcher
„Junge! und was hat denn die mit
„dem Eheſtande zu ſchaffen? was geht
„dich denn mein Mann an, wenn ich
„dir verſpreche, daß ich dir gut bin?
„O! du Herzensjunge! — wie freue

„ich mich, dich nun ohne Zwang genießen zu können! — küſſe dich ſatt Lorenz! — ich möchte dich verſchlingen für Liebe. —

Bey dieſen Worten fiel mir das ſchwärmeriſche Weib wie unſinnig um den Hals, und erſtickte mich faſt mit Küſſen. Mir war dieß Betragen unerklärbar; doch fieng ich ſchon an, die Veränderung ihrer Denkungsart zu ahnden, indem ich mich an den Pierot erinnerte, in deſſen Armen ich ſie kurz vorher hatte liegen ſehen.

„Maximiliane! —

rief ich aus,

„du ehemals ſo tugendhaftes Mädchen! was ſcheint aus dir geworden zu ſeyn?

„Ha! ha! ha!

verſetzte ſie mit Lachen,

„über den artigen Tugendſpiegel, mit dem reizenden Geſichte — mit der erobernden Figur! — Du muſt wenig Liebeshändel in der großen Welt gehabt haben, Lorenz! Du redſt ja noch immer wie ein Kind. Aber — warte nur, niedlicher Junge! ich will

„dich ſchon bekehren! Hier an dieſem Buſen, der ſchon manchen zum Narren gemacht hat, ſollſt du die Liebe ganz anders kennen lernen!

Hier folgte eine neue Umarmung, die mich nun völlig überzeugte, daß aus meiner ehedem ſo reinen unbeſcholtenen Maximiliane eine der frechſten Buhlerinnen geworden war. So tief war ſelbſt ihre Schweſter Thereſe nicht gefallen. Ich konnte mich von meinem Erſtaunen über dieſe ihre unglückliche Metamorphoſe gar nicht wieder erholen.

„Aber, ums Himmels willen! Maximiliane!

ſagte ich,

„wie kommen Sie hieher nach Wien? und wo haben Sie Ihren Mann gelaſſen?

Denn ich bildete mir nun nichts feſter ein, als daß ſie von ihrem Manne entwichen ſey, und auf Abentheuer in der Welt umher ziehe.

„Ich muß dich nur beſſer von meiner Lage unterrichten, Lorenz!

verſetzte ſie denn!

»ſonſt erreiche ich heute meine Abſicht bei dir nimmermehr. Du muſt alſo vor allen Dingen wiſſen, daß ich ſchon den zweyten Mann habe. Mein erſter Mann der Hofrath, war zu ſchwach für eine junge Frau von meinem Blute. Er ſtarb ein Jahr nach unſerer Verbindung an der Schwindſucht. Alsdenn verliebte ſich ein Kaiſerlicher Major in mich, der in Erfurth in Garniſon lag. Es war ein guter alter Narr, der die ſchäzbare Gabe hat, daß er nicht eiferſüchtig iſt. Das trug denn viel dazu bey, daß ich ihn, ſeines Alters ungeachtet, heyrathete: denn ob ich gleich damals wirklich noch das war, was du tugendhaft nennſt, das heißt, ob ich gleich meines Lebens noch nicht recht zu genieſſen wuſte, ſo hatten mich doch ſchon einige junge Sekretärs, ein wenig klüger gemacht. Nun aber wurde ich gar eine Offiziersfrau, und da ſtimmten mich denn die Herren Lieutenants und Fähndriche gar bald anders um. Von dieſen liebenswürdigen Jünglingen lernte ich

„nun erſt, wozu ein ſchönes Frauenzimmer eigentlich beſtimmt iſt: denn wir „Soldatenweiber pflegen die löbliche Tugend gar zu gern am Nagel zu hängen. „Mein Gemahl iſt ſo gut, als nur irgend ein Mann in der Welt ſeyn kann: „denn er ignoriret meine Liebſchaften, „ſo gern wie ichs ignorire, wenn er ſich „des Nachts in die Zimmer meiner Kammerjungfer, und meiner Köchin ſchleicht. „Vollends im Felde — o! da iſt dir's „ein herrliches Leben! da giebts Liebesabentheuer auf Liebesabentheuer! — „kurz, ich bereue es nicht, daß ich eine „Soldatenfrau geworden bin. Jezt „ſind wir nun hier in Wien, wo mein „Mann Rekruten abzuholen hat, und „dieſe Nacht iſt er auf dem Lande, um „einen Transport davon auszuheben. „In einigen Tagen gehts wieder zur Armee nach Sachſen. Wenn du alſo „deine Maximiliane noch liebſt, ſo „müſſen wir dieſe Zeit nuzen, und einander genieſſen — ſo viel wir genieſſen „können.

Arme Maximiliane! dachte ich, wie tief biſt du gefallen! — welcher Ton! welche

Sprache! O! ihr Weiber! was ſeyd ihr für nichtswürdige Geſchöpfe, wenn ihr die Pfade der Tugend verlaßt? — Welcher Wechſel! dieſe Maximiliane — ſonſt das Ideal der Tugend, — wird eine niedrige freche Kokette! und jene Thereſe — die dem Laſter, der Wolluſt fröhnte — wird ein edles, tugendhaftes, rechtſchaffenes Weib! — O! wenn die Schönheit immer dergleichen Verwüſtungen unterworfen wäre; würde ſie nicht werth ſeyn, von den Menſchen verflucht zu werden? — —

In dieſe und ähnliche Betrachtungen verſenkt, ſaß ich einige Minuten, nachdem die Majorin aufgehöret hatte zu reden, ganz ſtill, und jammerte in meinem Herzen, über den Fall der weiblichen Tugenden. Aber das verführeriſche Weib ſchloß mich aufs neue in ihre Arme, und ſagte:

„Nun? warum ſo ſtill? — es hilft „nichts! du mußt mich nun einmal nehmen, wie ich bin! — komm! wir „wollen fort! du mußt mit mir nach „Hauſe fahren! dieſe Nacht muß mir

»beweiſen, ob du mich noch liebſt,
»oder nicht?

Ich machte zwar noch einige Umſtände mit ihr zu fahren, weil ich in der That mehr Abſcheu, als Liebe für meine veränderte Geliebte empfand. Aber — was vermag nicht der bezaubernde Talismann einer weiblichen Schönheit über uns? ich ließ mich endlich von ihr dazu bereden; ſie gab ihrem Bedienten Befehl, den Wagen, der ſchon bereit war, vorfahren zu laſſen; und denn ſetzten wir uns ein, und fuhren von dannen.

Da die Majorin in der Leopoldſtadt wohnte, ſo hatten wir ziemlich lange zu fahren, ehe wir an Ort und Stelle kamen, beſonders, weil wir wegen der vielen Wagen, wovon die Straßen wimmelten, immer ſachte wegfahren muſten. Unterwegens, fragte ich denn unter andern auch, bey den Vorbereitungen, die wir zu dem Feſte machten, das wir Cytheren feyern wollten, die Majorin, ob ſie mir das obengedachte Billet geſchickt habe? denn das vermuthete ich nun ganz gewiß. Aber ſie

wollt

wollte nichts davon wiſſen; — hatte mir's auch würklich nicht geſchickt, wie man in der Folge ſehen wird. Sondern ſie hatte mich in der That zum erſtenmal auf der Redoute geſehen, und mich erkannt, als ich mich in dem Trinkzimmer demasquirt hatte.

Nunmehr langten wir vor ihrer Wohnung an; der Kutſcher hielt ſtill; der Bediente öfnete den Schlag; ich ſtieg zuerſt heraus, um der Majorin beym Ausſteigen behülflich zu ſeyn; aber indem ich ausſtieg, empfand ich eine ſolche entſezliche Bangigkeit in meiner Seele, als ob ich auf dem Wege der Hölle geweſen, — ich zitterte ſo, daß ich kaum im Stande war, die Majorinn aus dem Wagen zu heben. Als ich nun aber dieſer Dame meinen Arm bot, um ſie ins Haus zu führen, faßten mich unvermuthet einige Kerle, deren Daſeyn ich anfänglich gar nicht bemerkt hatte, ſehr unſanft an, riſſen mich, zu unſerm nicht geringen Schrecken, von der Majorinn hinweg, und hielten mich, unter den Worten:

—»Der Herr kommt halter mit uns!

mit ſich fort zu ziehen. Ich ſuchte mich zwar loszumachen, und ſagte:

»Iſt man denn hier auf der Straſe nicht
»mehr ſicher? was wollt ihr denn
»mit mir?

»Mit uns! mit uns!

hieß es aber, und über ſechs Kerle, in weiſſen Kitteln pakten mich von neuem an. Ich hielt ſie für Soldaten; doch war einer in Masquenkleidern dabey, welchen ich für diejenige Masque erkannte, die mich auf der Redoute ſo kriegeriſch unterhalten hatte

»Man wird ſich irren!

verſezte ich,

»ich bin der Sekretär des Geheimenraths
»von W.

»Das wiſſen wir halter wohl!

antwortete einer davon,

»aber hier iſt nichts zu irren! Nur fort
»fort! ohne Umſtände!

Noch immer weigerte ich mich, einen Fuß fortzuſetzen, und ſtemmte mich mit aller Gewalt zurück; aber der eine von dieſen Kerlen hob einen groſſen Stock in die Höhe, und ſagte:

> „Soll ich halter nicht anklopfen von hinten, ſo geh der Herr halter, ohne weitern Prozeß von vornen!

Einige tüchtige Rippenſtöße von andern Gliedern dieſer ſaubern Geſellſchaft überzeugten mich, daß der Kerl wohl fähig war, von hinten anzuklopfen, wenn ich nicht von vornen gienge; und da ich völlig in der Gewalt dieſer Leute war — denn die Majorin hatte ſich über alle Berge davon gemacht, und kein Menſch, den ich zu Hülfe hätte rufen können, befand ſich zugegen — ſo bequemte ich mich endlich, dieſen Menſchenräubern — denn dafür hielt ich ſie damals wirklich — zu folgen, und mein Schickſal unter ihren Händen ruhig abzuwarten. Sie ſchleppten mich aus der Leopoldſtadt wieder zurück nach Wien, wobey mir das Gehen in meinen leichten Tanzſchuhen äuſſerſt ſauer wurde, und führten mich hier in ein Werbehaus.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Gewalt geht vor Recht.

Nachdem wir in dem Werbehauſe angelangt waren, brachten mich meine Soldaten — denn dafür erkannte ich ſie nun ganz — in eine große Stube, worinn ſich über zwanzig Rekruten, und über zwölf Mann Soldaten befanden. Der Lärm, welchen dieſe Leute machten, ſchallte mir ſchon auf der Gaſſe entgegen. Einige ſangen Saufliéder, einige tanzten wieder nach andern Geſängen; einige ſaßen beyſammen, und tranken in ſchlechtem Oeſterreichiſchem Wein, Brüderſchaft; andre ſpielten in der Karte, fluchten und läſterten dazu; andre balgten ſich; wieder andre lagen auf den Pritſchen und Bänken, und ſchliefen ihre Rauſche aus. Dabey war ein Geruch in dieſem Zimmer, daß man gleich hätte in Ohnmacht ſinken, und ein Tobacksrauchdampf, daß man davon gleich hätte erſticken mögen. Kurz, es herrſchte ein ganz abſcheulicher Miſchmaſch von Unflätherey, und Muthwillen unter dieſen Menſchen.

Hier ſtellte man mich nun hin, und präſentirte mich dieſem tobenden Volke, als einen neuen Kameraden. Vor Schmerz, Angſt, Aergerniß und Verzweiflung konnte ich kein Wort hervorbringen. Ich warf mich auf eine Bank nieder, und wollte überlegen, wie ich mich aus dieſer entſezlichen Lage vielleicht noch retten könnte? Denn nun wurde mir's nicht mehr ſchwer, einzuſehen, daß man mich zum Rekruten weggenommen hatte. Aber unmöglich konnt' ich hier einen vernünftigen Gedanken faſſen: denn die Kerle in der Stube fielen alle über mich her, und trieben allerhand Muthwillen mit mir und meiner Masquenkleidung. Es war, als ob ich unter eine Menge Weſpen gekommen wäre, die um mich herum brauſten, und mich nicht ſelten auf das empfindlichſte ſtachen.

Hierauf zog der Mann in der Masque, der mich hatte mit wegnehmen helfen, ſeine Masquenkleider herunter, legte eine Unteroffiziers Uniform an, ſteckte ſeinen Pallaſch an die Seite, ſezte ſeinen Soldatenhuth auf, und befahl mir, ihm zum

Offizier zu folgen. Mit vielem Vergnügen war ich dazu bereit: denn ich dachte, der Offizier würde mich ſogleich wieder losgeben, ſobald er nur erführe, wer ich wäre. Wir ſtiegen eine Treppe hinauf, und traten gerade in das Zimmer des Offiziers hinein. Zwey Soldaten mit Ober- und Untergewehr folgten hinter mir drein.

Hier ſaßen an einem kleinen Tiſchgen drey junge Offiziers, und ein Feldwebel bey einigen Flaſchen Wein, und ſpielten noch in der Karte:

„Mein Herr Oberlieutenant!

ſagte der Korporal, der mich brachte,

„Unſre Erfindung war gut. Hier
„bring' ich endlich den jungen Men-
„ſchen, dem ich auf Ihre Ordre ſo lan-
„ge nachgetrachtet habe. Wir kaperten
„ihn eben izt in der Leopoldſtadt
„weg, wo er von der Masquerade kam,
„und eine junge Dame nach Hauſe be-
„gleiten wollte. Er ſezte ſich ſtark zur
„Wehr, und wir hatten Mühe, ihn
„Raiſon zu lehren.

Die Offiziers ſahen mich alle mit großen Augen an, und brachen in ein lautes Gelächter aus, da ſie hörten, daß man mich einer jungen Dame aus den Armen geriſſen hatte.

„Du armer Teufel!

ſagte der eine, und verdoppelte ſein Lachen,

„deine Luſt iſt dir freylich garſtig verſal„zen worden.

Der Oberlieutenant aber, ein langer, wohlgebildeter junger Mann, in grüner Uniform, mit rothen Aufſchlägen, welcher hier den Kommandanten vorſtellte, ſtand von ſeinem Stuhl auf, und ſagte:

„er hat ſeine Sache gut gemacht, Kor„poral! — tritt näher, mein Freund! „wie ſiehſt du denn aus?

Ich trat ihm einige Schritte näher; der Oberlieutenant betrachtete mich genau, und denn ſezte er hinzu:

„der Burſche iſt ſchön gebaut — er „hat ſeine guten 76. Mein Kapitän „wird ihn gewiß nicht weglaſſen. Nun!

„er hat auch das nächſte Recht dazu!
„Nicht wahr, Herr Bruder? —

Bey dieſen lezten Worten ſah' er den Offizier an, der vorhin ſo ausſchweifend gelacht hatte:

„das dächt' ich! hol' mich der Teufel!

verſezte dieſer,

„es iſt auch wirklich ein ſehr ſchmucker
„Kerl! nur Schade, wenn ihm die
„preuſſiſchen Huſaren ſein artiges Lärv-
„chen zerfetzen ſollten! — War die Da-
„me hübſch, Kammerad? —

fragte er nun mich,

„Nun! laß nur ſeyn! im Felde giebts
„auch hübſche Mädels, beſonders in
„Sachſen — hol' mich alle Teufel!
„da wirſt du deine Pfeife ſchon
„ſchneiden!

Nun dachte ich, iſt es denn nun auch für dich Zeit zu reden. Ich wandte mich alſo an den Kommandanten, und ſagte:

„Mein Herr Oberlieutenant! wollen
„Sie mir nur einige Worte erlauben!
„— Sie wollen mich, wie ich höre,

»und ſehe, zum Soldaten machen: aber »haben Sie doch die Gnade, mir zu ſagen, was Sie für Recht dazu haben? »und ob es überhaupt der Wille unſrer »gnädigſten Monarchin iſt, mit Gewalt »Leute zu Kriegsdienſten zu zwingen, »welche bey Jhro Majeſtät hohen Miniſtern in Dienſten ſtehen? — Jch »bin der Sekretär des Geheimenraths »von W. und ich hoffe, daß man von »Seiten des Militärs, ſo viel Hochachtung für Jhro Excellenz haben »wird, um ſeine Leute nicht wie Landſtreicher, und Gaſſenbuben, die man »allein mit Gewalt zu Soldaten wegzunehmen pflegt, zu behandeln. Jch »bitte mir daher es recht ſehr aus, mein »Herr Oberlieutenant, mich wieder frey »zu laſſen, ehe der Morgen anbricht! »Denn ich glaube, es wird Jhnen ſelbſt »unangenehm ſeyn, wenn Sie, durch »meine Proſtitution, ſich die Unzufriedenheit Jhro Excellenz, meines Herrn »Prinzipals zuziehen ſollten.

Hier fiengen die Offiziers alle wieder an, in ein großes Gelächter, das mich nicht nig verdroß, auszubrechen. Der Oberlieutenant aber, nahm das Wort, und verſezte mir, mit lächelnder Mine:

„Du ſprichſt ſehr gut, Kammerad! aber du willſt mich hier etwas belehren, was zu meinem Dienſt gehört, und da muß ich dich denn wieder belehren, daß du ſehr wohl thun wirſt, dich in dein Schickſal zu fügen, und daß du uns nicht nöthigen mögeſt, härtere Zwangsmittel bey dir anzuwenden. Das übrige laß du nur alles mich verantworten! Selbſt die Monarchin würde mein Verfahren mit dir, nicht misbilligen können; denn ich habe ausdrückliche Ordre von meinem Chef, dich, den Sekretair des Geheimenraths von W. zu Kriegsdienſten, anzuwerben, und wegzunehmen. Und dieß ſey denn dein Beſcheid! — Korporal! ihr bringt ihn wieder hinunter! Das übrige wißt ihr!

Kaum hatte dieſer Offizier ausgeredet, ſo ſezte er ſich wieder zum Spiel nieder. Der Korporal machte ſeinen Bückling, befahl mir, ihm zu folgen, und zog wieder von dannen. Hier war nun alſo auch für mich weiter nichts zu thun; Gewalt gieng hier vor Recht; ich bequemte mich alſo, meinem Führer wieder in das ſaubere Neſt zu folgen, wo die Rekruten verſammlet waren.

Hier machten ſich nun ein Paar Soldaten über mich her, zogen mir meinen Domino aus, knüpften mir den Haarbeutel ab, und machten mir dafür, von altem ſchwarzen Zwirnbande, einen ſteifen Zopf ein. Alsdenn brachten ſie eine weiße Tuchjacke, mit dergleichen ſehr groben Beinkleidern, einen Leinwandkittel, ein Paar große Schuhe mit Rahmen, nebſt weißen Kamaſchen, und einen groben Soldatenhuth, mit einer ſchwarzen Papierkokarde, herbey. Dieſen ſchönen Staat zwangen ſie mich, anzulegen, knippen mich alsdenn in die Backen, und präſentirten mich der ganzen löblichen Geſellſchaft, als einen der ſchönſten Rekruten, die ſich jemals hier befunden hätten.

Der Korporal gab mir einen Pokal mit Wein gefüllt in die Hand, nahm ſelbſt einen, und rufte:

„Es lebe Maria Thereſia! unſre al-
„lergnädigſte Kaiſerinn hoch! —
„hoch!

ich muſte mit ihm anſtoßen und trinken; das Hoch brüllte der ganze Haufe nach. Hierauf rufte er noch einmal

„Es lebe unſer braver Feldmarſchall
„Graf von Daun!

und denn

„es leben alle brave Kammeraden!

Alle dieſe Geſundheiten muſte ich mittrinken. Endlich hieß es:

„es lebe unſer neuer Kammerad, Lorenz
„Arndt!

Hier wollt' ich durchaus nicht Beſcheid thun; aber da einer der Geſellſchaft ſeinen Stock empor hob, und ſagte:

„ich werder halter anklopfen von hinten,
„wenn du nicht willſt trinken Kamme-
„radſchaft von vornen.

ſo half auch hier weiter kein Widerſtreben, und ſo muſte ich mich denn ſchlechterdings zum Soldaten anwerben laſſen.

Als dieſe Ceremonie vorbey war, befahl man mir, mich an einen Tiſch zu ſetzen; der Korporal ſetzte ſich neben mich, und einige Soldaten ſaſſen um mich herum. Man nöthigte mich von neuen, zu trinken, und legte mir ein groſſes Stück Kuchen zum Eſſen vor. Aber — du lieber Gott! mir vergieng der Appetit wohl; meine Seele war in Jammer, und Traurigkeit verſunken. Seufzer entquollen meiner Bruſt, und Thränen ſtürzten mir aus den Augen. Einige der Soldaten, fiengen an, darüber zu lachen; der Korporal aber, ein Mann mit einer einnehmenden freundlichen Phyſionomie, ſchien Mitleiden, mit meinem Unglück zu empfinden. Er faſſte meine Hand und ſagte:

„ſey gutes Muths, Kammerad! gräme „dich halter nicht! Du wirſt bey uns „gewiß auch keine Noth haben! Du „dienſt unſrer groſſen Maria Thereſia! was willſt du mehr? und das

»Soldatenleben! — heh! das iſt dir ein kapitales Leben! Da gehts alle Tage herrlich, und in Freuden! es iſt bey uns ſo ſchlimm nicht, als du etwan denkſt! freylich gehts wider den Feind; aber, wenn alle Kugeln treffen ſollten, ſo möchte der Teufel Soldat ſeyn. Siehſt du Kammerad! morgen brechen wir nach Sachſen auf. Vermuthlich wirſt du unter unſer Dragonerregiment kommen; da kriegſt du einen rechten tüchtigen Mecklenburgiſchen Gaul unterm Leib: was willſt du mehr? und in Sachſen — da giebt dir's herrliche Mädels — zumal im Gebürge; und verliebt ſind ſie dir — wie hier unſre Stubenmädchen! da kannſt du denn halter drunter herum ſchamuziren nach Herzensluſt! ein ſchöner Junge biſt du! wie kann dir's alſo fehlſchlagen? Und die Sachſen, o! — das ſind dir brave Leute, die ſetzen einem zu freſſen und zu ſaufen vor; — du lieber Himmel! — wenn man nur halter genug freſſen, und ſaufen könnte! und Bier haben ſie dir da — wie Oel, und

»wie Wein! — nun! und laß uns nur
»vollends erſt Magdeburg, Berlin,
»und Potsdam einnehmen! tau-
»ſend Schwernoth! was wir da halter
»für Beute machen werden! — und
»wie wir dem Fritzen ſeine reichen Zim-
»mer ausplündern werden! Juchheh!
»das wird ein Freudenleben werden —
»was willſt du mehr, Kammerad? —
»nun! ſo ſey auch hübſch luſtig! iß!
»trink! — oder willſt du eine Pfeife
»Toback und einen Krug Bier? —
»Kammeraden! — gebt einmal Pfeife,
»und Toback her! —

So wenig mich auch dieſe Troſtgründe des ehrlichen Korporals beruhigen konnten, ſo freute mich's doch, daß ich in die Hände eines Mannes gefallen war, der wenigſtens Mitleid mit meinem verzweifelten Zuſtande hatte, und mir mein Unglück durch Härte nicht noch unerträglicher machte. Ich rauchte denn alſo mit dieſem guten Manne noch eine Pfeife Toback, und legte mich hernach vor großer Müdigkeit auf eine Pritſche, um ein wenig zu ſchlafen. Aber der Schlaf floh von meinem elenden

Lager, und meine Bekümmerniſſe ließen mir kein Auge zuthun. Nur Thränen und Jammer waren meine Geſellſchafter; doch war ich noch froh genug, daß ſich der Lärm in der Stube ein wenig gelegt hatte, und daß man mich nur wenigſtens, in Ruhe, über mein entſezliches Schickſal jammern ließ.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Wie die Werke, ſo der Lohn.

Welche ſchnelle Veränderung! welch' ein trauriger Wechſel meines Schickſals! — welch' eine Welt! geſtern noch ſüß ſchlummernd im Schooße des Ueberfluſſes und des Glücks, ſink' ich heute in die unterſte Tiefe des Elends, und des Unglücks herab. — Aus den Armen eines ſchönen, liebenswürdigen Weibes — in die Hände wilder Söhne des Mars; — aus dem Tempel der cypriſchen Göttin — ins Werbehaus! — vom weichen Lager der Liebe — auf die Soldatenpritſche! —

vom angeſehenen Stande eines Staatsbedienten — denn dazu hofte ich, mich in kurzem empor zu ſchwingen — zur verächtlichen Niedrigkeit eines gemeinen Soldaten herab! o! wie tief bin ich gefallen! — wie entſezlich iſt mein Schickſal! — aber — wen darf ich anklagen, als mich ſelbſt? — bin ich nicht ſelbſt der Schöpfer all meines Unglücks? — hab' ich nicht durch meine Kabalen, meine Uebereilungen, meine Leidenſchaften, den Grund zu dem Zorn meines würdigen Prinzipals gelegt? — und kann ich noch daran zweifeln, daß niemand anders als er ſelbſt mich dem Militair übergeben hat? — o! wie ſchrecklich iſt es, nicht einmal die Beruhigung bey den Stürmen des Schickſals zu empfinden, daß man ſein Unglück nicht verdient hat! — und wie habe ich nicht meine vortrefliche Freundin — meine Beſchützerin — meine Gönnerin beleidiget? — wie ihre Wohlthaten mit Undank belohnt? — und, was wird ſie nicht noch überdieß von ihrem Gemahl erdulden müſſen? — vielleicht ſtößt er ſie wohl gar von ſich! — und wie wird es denn meiner armen

Schweſter gehen? — entſezliche Umſtände! — o! ich möchte raſend werden. Gott! gieb mir Kraft, mein Schickſal mit Geduld zu ertragen, und mein, von Leidenſchaften verführtes Herz zu beſſern! — o! — o! —

Unter dieſen und ähnlichen Vorſtellungen ſeufzete ich noch auf meinem elenden harten Lager, als der Korporal zum Aufſtehen kommandirte. Zwar machte ich noch einen Verſuch, ihn zu bitten, ob er mir nicht erlauben wolle, einen Brief zu ſchreiben, und ihn wegzuſenden? Denn ich ſchmeichlte mir noch immer, die Geheimeräthin, welche von meinem Unglück vielleicht nichts wiſſe, würde mir etwa noch loshelfen können, ſobald ſie Nachricht davon erhielte, und durch meine Schweſter wollt' ich ihr dieſe Nachricht geben laſſen. Aber umſonſt war all mein Bitten und Flehen; mir wurde das Briefſchreiben rund abgeſchlagen. Der Korporal befahl mir vielmehr an, mich zum Marſch geſchickt zu machen, weil wir, in einigen Stunden, nach Sachſen aufbrechen müßten. Hier half alſo kein Widerſtreben und kein Beſinnen. Ich muſte mich zum Zweck legen. —

Es währte nicht lange, ſo kam ein Fourier, und ſchrieb die Namen, das Alter, Vaterland, und Maas der Rekruten auf. Hierauf gab man mir einen Schnappſack auf den Rücken, worin etwas Wäſche, und ein Paar Schuhe waren: und nun gieng die Reiſe fort.

Anfänglich wurden wir auf einem groſſen Platze der Stadt, wo noch mehrere Rekruten zuſammen kamen, dem General vorgeſtellt, und von ihm gemuſtert. Sodann gieng der Marſch zur Stadt hinaus. Ein Kommando Soldaten, welches unter den Befehlen des Oberlieutenants ſtand, von dem ich oben ſchon geſprochen habe, begleitete den Troß zu Pferde, und einige Bagagewagen folgten uns.

Als wir die Thürme der Stadt Wien aus den Augen verlohren, dachte ich nicht anders, als der Schmerz und Jammer, über mein trauriges Verhängniß, würde mir das Herz zerreiſſen. Die Erinnerung an die glücklichen Tage, welche ich hier verlebt hatte, und an die Lieben, die ich an dieſem Orte zurücklaſſen muſte, füllte meine ganze Seele mit Quaalen und preßte mir bittre Thränen aus. Oft ſah' ich zurück nach dieſer geliebten Stadt, und ſchickte manchen Seufzer nach ihr hin; aber ich war einmal beſtimmt, ein Ball des Schickſals, und ein von der Welt verworfener Sterblicher zu ſeyn. Mein Schmerz gieng beynahe in Verzweiflung über. Schon wünſchte ich mir, vor dem Feinde zu ſtehen, um im Gewühl der Schlacht, durch eine wohlthätige Kugel, meines gramvollen Lebens los zu werden. —

So kamen wir ins erſte Nachtquartier auf einem groſſen Dorfe an der Straße nach Böhmen. Ich wurde mit eilf Mann andern Rekruten, in ein Bauerhaus einquartiert, und zwey Mann Soldaten blieben zur Wache bey uns. Als wir nun das Abendbrod gegeſſen hatten, trat der redliche Korporal zu uns in die Stube, und, nachdem er mich bey Seite gerufen hatte, ſagte er:

„Nun

„Nun! Kammerad! was machſt du? biſt du bald getröſtet? hat dir's Eſſen und Trinken geſchmeckt? — hier! hab ich dir halter noch was zu geben! ich hab's zwar ſchon in der Stadt bekommen, aber ich ſollte dir es nicht eher geben, als im erſten Nachtquartier.

Es war ein Brief an mich, worin ſich ein Päckchen mit Gelde befand. Begierig erbrach ich ihn; und — welch' angenehme Ueberraſchung! — ich erblickte die Hand, und die Unterſchrift meiner beleidigten Prinzipalin. Eben ſo eifrig machte ich mich darüber her, ihn zu leſen. Er war folgenden Innhalts:

Mein lieber Freund!

„Ich wuſte dein Schickſal, noch ehe dir es wiederfuhr; aber ich konnte, ich durfte es nicht hindern, wollt' ich meinen Gemahl nicht bis zur unverſöhnlichſten Rache wider mich aufbringen, und wollt' ich mich nicht ganz auſſer Stand ſetzen, dir jemals wieder ein glücklicheres Loos zuzuwenden. Du kennſt meine Lage, Lorenz; und denn

„ — darf ich wohl noch an deiner „Verzeihung zweifeln, daß ich dich nicht „gerettet habe? — Aber — du kanntest auch meine Lage vorher: warum „thatſt du alſo das an mir, und ſpielteſt mir die Kabale mit dem Pater Bonifaz? — wie tief hätteſt du mich „ſtürzen können!? — freilich magſt du „wohl alles auf meinen Charakter, und „auf meine Tugend gerechnet haben! „— freylich hat — wie ich leicht denken kann — Leidenſchaft und Verführung dich, unbedachtſamen aufbrauſenden Jüngling, zu dieſer würklich „unedelmüthigen Handlung verleitet? „denn ſonſt entſprach ſie deinem guten „Herzen nicht, das weiß ich wohl. Darum mache ich dir auch keine Vorwürfe. „Meine Verzeihung ſchenke ich dir hiermit, und Gott denke ich, daß er das „Ungewitter noch von meinem Haupte „abgewendet hat. Du hingegen muſt „es dir blos ſelbſt zuſchreiben, daß du „einige Zeit für deine Uebereilungen „wirſt büſſen müſſen: denn wie die „Werke, ſo der Lohn!. Du muſt Soldat

»bleiben, bis ich Mittel finde, meinen »Gemahl wieder mit dir auszuſöhnen: »denn er hat deine ganzen Intriguen »mit dem Pater Bonifaz entdeckt, und »er hat dich ſelbſt an den General zum »Rekruten abgegeben. Durch Liſt und »durch eine falſche Einladung wurdeſt »du auf die Redoute gelockt, weil man »dir ſonſt nicht recht hatte beykommen »können. Der Pater Bonifaz iſt heute, »von meinem Gemahl, ſeines Beichtva- »ter-Amts entlaſſen, und ihm die Wie- »derbetretung unſres Hauſes verboten »worden. Deine Stelle hat der Kam- »merdiener Silvio erhalten; und er iſt »es vermuthlich, der, wer weiß wie? »deine Kaupeleyen entdeckt, und ſie mei- »nem Gemahl verrathen hat. Deine »Schweſter habe ich kaum noch retten »können, daß ſie nicht aus dem Hauſe »vertrieben wurde. Da ich aber mei- »nem Gemahl bewieß, daß ſie an dem »allem keinen Theil habe; ſo erlaubte er »mir doch noch, ſie zu behalten. Sie »iſt alſo bey mir völlig in Sicherheit, »und kannſt du dich darauf verlaſſen, »

„daß ich ſie nicht aus meinen Augen laſ„ſen werde. Führe du dich nur gut „auf! und ſuche die Liebe deiner Offi„ziers zu gewinnen! vielleicht kann ich „dir denn wieder los helfen, wenn du „unter der Armee dein Glück nicht ma„chen willſt. Ich werde dich gewiß „nicht vergeſſen. An den Kapitain, „unter deſſen Kompagnie du kommen „wirſt, und der ein ſehr rechtſchaffener „Mann iſt, habe ich deinetwegen auch ge„ſchrieben, u. dich ihm, aufs beſte empfoh„len. Hier ſende ich dir eine Kleinigkeit, „damit du dir auf dem Marſche einige „Bequemlichkeit ſchaffen kannſt; wenn „du durch gute Aufführung meine Liebe „zu verdienen ſuchſt; ſo werde ich ſchon „Mittel finden, dich auch im Felde mit „Zuſchuß zu unterſtützen. Deine Sa„chen, welche du hier zurück gelaſſen „haſt, werde ich dir, bis zu einer beſ„ſern Zukunft ſchon aufheben, und ſorg„fältig verwahren. Schreib aber nicht „an mich! du ſollſt ſchon ſo wieder „Nachricht von mir bekommen, Leb „wohl! Gott ſchütze dich, in den Ge-

„fahren des Kriegs! ich werde für dich „beten, als

Deine

treue Freundin

Roſa von W.

Großer Gott! ich danke dir für dieſen liebenden Lichtſtral in der mitternächtlichen Finſterniß, die mich umhüllt! — und du, vortrefliches Weib! dergleichen die Welt nicht mehr hat, nimm den ganzen Dank meines armen gebrochenen Herzens! ich werde mich beſſern, und mich deiner Liebe würdiger zu machen ſuchen, als bisher! —

Unter dieſen Gedanken drükte ich ihren herrlichen Brief, woraus die ganze menſchenfreundliche Seele dieſer Dame hervorblickte, einigemal an meinen Mund, und ſteckte ihn ſodann in meinen Buſen. In dem Päcktgen, das mir die Geheimeräthin geſandt hatte, befanden ſich zwanzig Dukaten. Ich nahm ihrer vier davon, und bot ſie dem ehrlichen Korporal zur Vergeltung ſeiner treuen Ueberlieferung an. Aber der edle Mann ſchlug ſie durchaus ab, und ſagte:

„Gefälligkeiten und Pflichten thue ich
„umſonſt. Behalte du dein Geld,
„Kammerad! du wirſt es brauchen. Und
„überdieß hat mich die Geheimeräthin
„ſchon hinlänglich, und ſehr generös
„für dieſe geringe Mühe belohnt, und
„ſie hat mir verbieten laſſen, von dir
„ſchlechterdings nichts zu nehmen.“

Der Edelmuth dieſes Mannes ſetzte mich in Erſtaunen, und Freude. Mit Thränen im Auge fiel ich ihm um den Hals, und küßte ihn, unter den Worten:

„Haben Sie Dank, edler
„Menſchenfreund! bleiben Sie mir gewogen; ich
„bin gewiß ein ehrlicher Mann! und
„wenn wir vor den Feind kommen,
„werde ich Ihre Freundſchaft mit meinem
„Blute vergelten.

Dem guten Korporal gefiel dieß ungemein wohl. Er verſicherte mich ſeiner Freundſchaft, und ſetzte hinzu:

„Du ſcheinſt nur unglücklich zu ſeyn,
„Kammerad! aber wenn du meine
„Schickſale wiſſen ſollteſt, ſo würdeſt
„du dich halter noch für ein Schooßkind

„des Glücks, gegen mich halten. Und
„doch bin ich ruhig, und vergnügt, und
„danke Gott, daß er meine Sünden
„nicht noch härter an mir geſtraft hat.
„Um dir aber doch zu zeigen, daß es
„immer noch unglückſeligere Menſchen
„in der Welt giebt, als wofür wir uns
„ſelbſt halten, ſo will ich dir morgen
„meine Begebenheiten erzehlen, wenn wir
„wieder ins Quartier kommen.

Mit dieſen Worten verließ mich der gute Mann. Noch erfuhr ich aber von ihm, daß die Geheimeräthin ihm dieſen Brief an mich, denſelben Morgen darauf, als ich war weggenommen worden, durch ein junges Frauenzimmer, die in Mannskleidern gegangen, und der Beſchreibung nach, niemand anders, als meine Schweſter ſelbſt geweſen war, ins Werbehaus geſchickt habe. Ich kaufte mir dieſen Abend noch, in dem Dorfe, bey einem Gaſtwirthe, einen guten Regenmantel, und ein paar tüchtige Stiefeln, und ziemlich beruhiget über mein Schickſal, das ſich ſchon wiederaufzuklären anfing, trat ich den Morgen darauf, mit meinen Kammeraden, den Marſch getroſt wieder an.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Welches ich dem ſchönen Geſchlecht zu einer beliebigen Moral empfehle.

Als wir in das folgende Nachtquartier kamen, welches eine ziemlich anſehnliche Stadt war, wurde ich nebſt meinen Kammeraden, bey einem Handwerksmann einlogirt, der in günſtigen Vermögensumſtänden zu ſtehen ſchien. Er war ein guter freundlicher Mann, der uns Rekruten alle nur mögliche Bequemlichkeit zu verſchaffen ſuchte. Eine hübſche Abendmahlzeit, worzu er den Korporal, der uns eben viſitirte, mit einlud, gab uns den Beweiß, daß wir ihm keine unangenehmen Gäſte waren. So freundlich aber dieſer Mann war, ſo mürriſch, und ſauertöpfiſch war ſeine Frau, die jedoch übrigens eine überaus ſchöne Perſon vorſtellte. Ich gab dem Korporal meine Verwunderung darüber zu erkennen, wie ein ſo ſchönes Weib ſich durch Murrſinn ſo verunſtalten könne, da ſie doch einen ſo hübſchen freundlichen Mann habe.

„Das iſt gerade derſelbe Fall, der auch „mich ins Unglück geſtürzt hat! —

antwortete der Korporal,

„aber das erinnert mich eben an mein „Verſprechen, dir meine Geſchichte zu „erzehlen. Der Herr Wirth und die „Frau Wirthin ſollen ſie auch mit anhören: Sie können vielleicht einige gute „Lehren daraus nehmen.

Wir giengen hierauf in ein Nebenzimmer, wo die andern Rekruten nichts davon hören konnten; und dann begann der Korporal in Beyſeyn das Wirths, und ſeiner Gattin, die ſich nur durch vieles Zureden bewegen ließ, der Geſellſchaft beyzuwohnen, bey einer Pfeife Toback, und einer Bouteille edlen Gerſtenſafts, folgende Erzehlung:

„Ein weiſer Sittenlehrer der Schrift „ſagt irgendwo: eine ſchöne Frau erfreu„et ihren Mann! — er ſezt aber auch „dazu: iſt ſie freundlich, und fromm da„bey, ſo findet man des Mannes glei„chen nicht. Und ein andrer giebt die „Lehre: Ein freundliches Weib erfreuet „ihren Mann, und, geht ſie vernünftig

„mit ihm um, ſo erfriſchet ſie ſein „Herz. — In der That iſt auch die „Freundlichkeit eine der gröſten Tugenden bey einer vernünftigen Hausfrau. „Die ausgeſuchteſte Schönheit ſtehet dieſer Freundlichkeit weit nach: denn „dieſe iſt die Würze von jener. Lieber „eine ſchöne Bildſäule, als eine ſchöne „Frau, die der Murrſinn verunſtaltet! „Ohne Leutſeligkeit iſt Schönheit kaum „an einer Braut, geſchweige denn an einer Frau erträglich. Der Ton der „Sanftmuth rührt unſer Herz, und eine „holdſelige Miene entzückt unſre ganze „Seele. Aus einem freundlichen Weiberauge lächelt eine gewiſſe Art von „Zauberkraft, welche den Trotz des Stolzen zu dämpfen, den Starrſinn des „Widerſpenſtigen zu mildern, und ſelbſt „die Güte eines ſanftmüthigen Herzens, „noch zu erhöhen geſchickt iſt. Zuvorkommende Freundlichkeit iſt der gekränkten „Seele des Mannes, ein heilender Balſam, und ein berauſchender Göttertrank „der ſein Herz wieder frölich macht. —

„Hingegen iſt auch ſchon der weiblichen „Natur nichts unangemeſſener, als wenn

„ſich die Weiber durch Unfreundlichkeit,
„und Murrſinn zu wahren Drachenköpfen,
„und abſcheulichen Fratzengeſichtern
„umgeſtalten. Murrſinn und Unfreundlichkeit
„verbittern dem Manne ſein ganzes
„Leben; Aergerniß und Eckel ſetzen
„ſein Blut in eine unnatürliche Wallung,
„und bricht die Unfreundlichkeit
„des Weibes vollends gar in Worte aus,
„ſo giebt dieſes in ihren eigenen Ohren
„gleichſam ein Echo, das alle ihre Untugenden
„wiederholt. Dieſe Gemüthsart
„ziehet über ihr ſchönes Antlitz einen
„gewiſſen Flor der Häßlichkeit, worinn
„ſie ſich gar oft beſpiegeln könnte, wenn
„ſie nicht mit Vorurtheil für ſich ſelbſt
„in den Spiegel guckte.

„Ich rede nicht von jener Art von alberner,
„einfältiger Gemüthsart, die oft
„in kindiſche Tändeley übergehet, ſondern
„von einer gewiſſen, vernünftigen,
„und zuvorkommenden Gefälligkeit, welche
„man allein, als die ſüſſe Wurzel alles
„Vergnügens, und aller Zufriedenheit
„im Eheſtande, annehmen kann.
„Weib! biſt du ſchön, ſo wird holdſeli-

„ges Weſen dich noch ſchöner machen. „Biſt du es aber nicht, ſo giebts kein „Mittel auf der Welt, dir dieſen Mangel „zu erſetzen, als Sanftmuth, Gefälligkeit, und freundliches Betragen. Ein „unfreundliches Weib bringt ſich ſelbſt „um ihren guten Namen, macht ſich „zum Mährchen des Pöbels, giebt ihren „Kindern ein böſes Beyſpiel, entfernt „das Herz ihres Mannes von ſich, und „treibt ihn damit aus dem Hauſe, in „Weinhäuſer und liederliche Geſellſchaften. Der Segen Gottes weicht von „einem ſolchen Hauſe, Unfrieden und „Zank reißen ein; Armuth und Mangel „folgen darauf, und — am Ende, zeitliches, und ewiges Verderben —

„Ich bitte wegen dieſer Vorrede um „Verzeihung. Sie dünkte mir hier, zur „Einleitung nothwendig zu ſeyn, weil „mein Unglück ſich auf eine unfreundliche, und ſtörriſche Frau gründet, und „ich vor dieſer Unart gern ein jedes „Frauenzimmer warnen möchte. Doch „nun zu meiner Geſchichte!

„Ich bin ein Edelmann aus Polniſch Preußen, wo ich ein anſehnliches Landguth beſaß. **Stanislaus von Polinsky** iſt mein Name. Ich war ein reicher Jüngling; und jedermann ſagte von mir, daß ich ein ſehr gutherziger vernünftiger Menſch ſey. Doch beſaß ich viel Feuer, ein lebhaftes Temperament, einen raſchen Geiſt, und ein aufgeräumtes, heiteres Gemüth. Melancholiſche und mürriſche Leute konnte ich nicht um mich leiden, und wer nicht mit meinem aufgeräumten Weſen ſympathiſirte, mit dem mocht' ich mir nichts zu ſchaffen machen. Mein Stand, mein Vermögen, meine gute Figur, und meine Artigkeit, verhalfen mir bald zu der Tochter eines meiner Gutsnachbarn, welche ich heyrathete. **Iſabella** hieß dieſes Frauenzimmer; ſie war überaus reich, ſchön, und wohl gewachſen; aber von eigenſinniger, unfreundlicher, und mürriſcher Gemüthsart, welches ich jedoch anfänglich in meinem Liebhaber- und Bräutigams-Stande nicht bemerkte, weil ſie ſich meiſterlich zu verſtellen, und die Masque der

„Freundlichkeit vorzunehmen wußte, um „mich für ſich einzunehmen, und mich „zum Manne zu bekommen.

„Jedermann hielt uns für ein ſehr „glückliches Paar, und alle Welt weiſſagte uns eine heitere, und vergnügte „Ehe. Auch wäre man wohl in dieſer „Erwartung nicht getäuſcht worden, „hätte nicht das unfreundliche, und ſauertöpfiſche Weſen meiner ſchönen Frau „den Frieden unſres Lebens geſtört. Bald „nach der Vermählung legte ſie die Larve, wodurch ſie mich bisher getäuſcht „hatte, gänzlich ab, und ließ ihrer ganzen mürriſchen Gemüthsart freyen Lauf. „Ich gab mir zwar alle mögliche Mühe, „und wendete die ſanfteſten und gelindeſten „Mittel an, ſie nach mir umzuſtimmen, „und ihr, das unfreundliche Weſen, das „mir ſo ſehr zuwider war, abzugewöhnen: denn es gründete ſich in der „That mehr auf Gewohnheit, als auf „Tücke und Bosheit des Herzens.

„Aber vergebens! ſie that auch nicht „das mindeſte, mir hierinnen gefällig zu

„ſeyn. Dieß würkte denn ihrer Schönheit ungeachtet, eine Art von Gleichgültigkeit gegen ſie, in meinem Herzen, „die um ſo geſchwinder in Kaltſinn übergieng, je weiter ſie mein Herz, durch „ihre Halsſtarrigkeit, von ſich entfernte. „Iſabellen konnte mein Kaltſinn nicht „entgehen; ſie merkte zwar die Folge, „aber den Grund davon ſuchte ſie nicht „zu heben. Anſtatt mich durch Leutſeligkeit wieder zu gewinnen, wurde ſie „nur noch mürriſcher gegen mich, weil „ſie, die Veränderung meines Herzens, „verdroß, und ärgerte. Es konnte nicht „anders kommen, meine Kälte mußte dadurch zu Eiß gefrieren. Je unempfindlicher ich aber gegen ſie wurde, deſtomehr verhärtete ſie ihr Herz gegen „mich, und deſto gröſſer wurde ihre „Sprödigkeit. Kurz, es kam endlich ſo „weit, daß wir uns beyde für befugt „hielten, einander von ganzer Seele zu „haſſen; und wir trieben unſern Haß „aufs weiteſte.

„Aus Verdruß darüber konnt' ich es „endlich in meinem Hauſe nicht mehr

„ausſehen. Um mich zu zerſtreuen, und „mein Herz wieder in die vorige heitere „Laune zu ſetzen, ſuchte ich, außer meinem Hauſe Geſellſchaft. Ich fand „ſolche gar bald in der Bekanntſchaft, „mit Fräulein **Iſidoren**, der Tochter „eines benachbarten Landedelmans, der „in ſchlechten Vermögensumſtänden lebte. „Das Fräulein war ſchon an die Dreyßig; und in Anſehung der Schönheit, „und des Verſtandes, war ſie mit meiner „Frau, welche ſie hierinnen weit übertraf, gar nicht zu vergleichen. Aber „ihr immer heiteres Geſicht, ihre muntere „Laune, ihr freundliches, zuvorkommendes, offenes Betragen, ihr gutes „ehrliches Herz — alles dieß ſympathiſirte mit meiner Denkart ſo genau, „und feſſelte mich ſo ſtark an ſie, daß „mir ihr Umgang täglich nothwendiger „wurde, und ſich bald darauf eine ſtrafbare Liebe, gegen ſie in mein Herz einſchlich. Kurz, ich fing mit dieſem „Mädchen eine Lebensart an, die mir, „als einem Ehemanne, eben ſo unanſtändig, als ſchimpflich war.

„Gute Freunde von mir ſuchten mich zwar oft davon wieder abzulenken, und redten mir zu, mich mit meiner Frau wieder zu verſöhnen. Auch beſchloß ich verſchiedenemal, dieſem wohlmeinenden Rathe zu folgen, weil ich würklich vor den Folgen meiner Lebensart erzitterte. Aber ich machte nicht ſo bald den Verſuch, mich meiner Frau wieder zu nähern, ſo ſchreckte mich ihr mürriſches Weſen wieder zurück, und ihr unfreundliches Betragen erweckte mir, vor ihrer Schönheit, einen Eckel, anſtatt daß mich Iſidorens holdſeliges Lächeln bezauberte, und mich den Mangel der Schönheit vergeſſen ließ. Es wurde alſo nichts, aus unſrer Verſöhnung.

„Inzwiſchen hatte ich einen weitläuftigen Verwandten, der überaus arm war, und dem ich in meinem Hauſe das Brod gab. Er ſtand ſchon im vierzigſten Jahre, und hieß von Siskowitſch. Dieſer Menſch, der ein falſches, tückiſches Herz beſaß, war ſchon ſeit einiger Zeit, ohne daß ich nur

„das mindeſte davon geahndet hätte, in „die Schönheit meiner Frau verliebt; „aber nie hatte er ſich mit einiger Hofnung von Gegenliebe, bey ihr ſchmeicheln können. Izt aber ergriff er die „Gelegenheit meiner Untreue, einen Verſuch auf ihre Tugend zu thun. Er „ſchlich ſich durch die Thür des Mitleidens, und der Theilnehmung an ihren Leiden, in ihr Herz ein. Iſabelle klagte ihm ihre Noth; hieraus entſtand zwiſchen dieſen Leuten eine Art „von Vertraulichkeit, die anfänglich blos „Freundſchaft hieß, bald aber in Liebe übergieng.

„Mir konnte die Sache nicht lange ein „Geheimniß bleiben. Zwar bekümmerte „mich die Untreue meiner Frau nicht „wenig; aber da ich in Iſidoren verliebt war, ſo ſchlug ich mir dieſen Umſtand bald aus dem Sinn, dachte ſogar nicht daran, den Siskowitſch „aus meinem Hauſe zu entfernen, ſondern hielt mich nun, um mich an meiner Frau zu rächen, deſto mehr zu „dem Fräulein. Da die Familie dieſes

„Mädchens ſehr arm war, ſo ſuchte ſie, „meine Liebe auch, auf ökonomiſche Weiſe zu nuzen. Ich war blind genug, „Iſidoren nicht nur ungeheure, und „koſtbare Geſchenke zu machen, ſondern „ihr Vater wuſte mir auch, zu Bezahlung ſeiner Schulden, die anſehnlichſten Summen, abzulocken. Seine Umſtände verbeſſerten ſich dadurch täglich; „die meinigen aber geriethen alle Tage „mehr in Verfall. Natürlicherweiſe muſte „ich zu Grunde gehen: Denn ich verſchwendete mein Vermögen außer dem „Hauſe, und meine Frau ließ aus Nachläſſigkeit zu Hauſe, alles drunter und „drüber gehen.

„Da ich dieſen Verfall gewahr wurde, gerieth ich in eine Art von Verzweiflung, die mich unausſprechlich marterte. Um nun dieſe Quaalen zu mildern, ergab ich mich dem Trunke, und „das gab mir denn nun vollends ganz „den Reſt: denn in der Berauſchung „meiner Sinnen begieng ich die ausſchweifendſten Thorheiten, und brachte „meine Vermögensumſtände ſo tief her-

„ab, daß ich auf dem Punkt ſtand, von meinen Gläubigern in den Schuldthurm geworfen zu werden.

„Jedoch noch nicht genug! — meine Noth ſollte noch größer werden. Das Fräulein wurde von mir ſchwanger, und ſie hielt dies für die gröſte Schande, die ihr, und ihrer Familie wiederfahren konnte. Um dieſem vermeintlichen Schimpf auszuweichen, verheimlichte ſie ihre Umſtände vor mir, und vor der ganzen Welt. Ja! ſie gieng ſo gar ſo weit in dieſer ihrer Raſerey, daß ſie das unſchuldige Kind, ſo bald ſie es geboren hatte, ums Leben brachte, und in einen Fluß warf. Ich merkte von dem allen nichts: denn unter dem Vorwande einer ſchweren Krankheit, hielt ſich Iſidore alle Tage im Bette auf; und auf das allerkünſtlichſte wuſte ſie ihre wahren Umſtände vor jedermann zu verbergen.

„Inzwiſchen wurde doch der Körper des Kindes, unweit dem Schloſſe, wo der Fluß vorbey gieng, gefunden.

„Man gerieth daher von Seiten der Obrigkeit augenblicklich auf den Verdacht, daß niemand anders, als Iſidore die Vollbringerin dieſer Schandthat ſey, beſonders da ihr ſtrafbarer Umgang mit mir, ſelbſt vor der Obrigkeit, kein Geheimmiß mehr war. Ehe ſich alſo das Fräulein verſahe, wurde ſie in Arreſt genommen. Ich befand mich eben in dem Hauſe ihres Vaters zugegen, als dieſes geſchah, und nun wurde auch mir warm vor der Stirn: denn es war wohl nicht zu bezweifeln, daß man mich für ihren Mitſchuldigen anſehen, und mich gleichfalls zur gefänglichen Haft bringen würde.“

„In aller Eil beſchloß ich daher, dieſem Streiche, durch die Flucht zuvorzukommen. Ich ritt alſo ohne Anſtand nach Hauſe, um dort noch etwas Geld und Juwelen mit zu nehmen, die ich noch in meinem Zimmer verſchloſſen hatte. Im Hofe ließ ich meinem Pferde etwas zu freſſen geben, und gieng gerade auf mein Zimmer, um meine Koſtbarkeiten einzuſtecken.

„Nachdem ich dieſes gethan, nahm ich „zwey geladne Piſtolen unter den Arm, „und gieng herab, um mich wieder zu „Pferde zu ſetzen. Als ich nun vor „dem Zimmer meiner Frau vorüber ging, „regte ſich doch noch, zu meinem gröſten „Unglück, meine alte Liebe zu ihr, in „meinem Herzen. Ich beſchloß hinein „zu gehen, ſie noch einmal zu ſehen, und „ihr zu ſagen, daß ich auf eine lange Zeit „verreiſen würde.

„O! Gott! hätte ich doch das nicht „gethan! — das Zimmer meiner untreuen Frau war unverſchloſſen: denn „ſie glaubte ſich in Sicherheit, weil ſie „mich theils nicht zu Hauſe vermuthete, „theils auch gar nicht gewohnt war, „daß ich ſie in ihrem Zimmer aufſuchte: „denn ich hatte mich ſeit einiger Zeit „gänzlich von ihr getrennt. Wie ich „nun das Zimmer eröfnete, und meine „Augen gerade auf ein Ruhebette fielen, „worauf ich im Anfang meiner Ehe, „manche vergnügte Stunde mit meiner „Frau zugebracht hatte, trat mir ein „Specktakul vor die Augen, das mich

„augenblicklich in die gröſte Wuth, und „Raſerey verſezte. Mein untreues Weib „war eben mit meinem Vetter Siskowitſch in der allerſtrafbarſten Handlung der Treuloſigkeit begriffen. - Vor „Entſetzen, und Wuth war ich meiner „Vernunft nicht mehr mächtig; und in „dieſer raſenden Gemüthsverfaſſung begieng ich die Grauſamkeit, das eine „meiner geladenen Piſtolen, auf dieſes „ſchändliche Paar abzufeuern. Die Kugel traf den Siskowitſch durchs Herz; „er fiel todt darnieder. Meine Frau „ſtürzte nach einem heftigen Schrey in „Ohnmacht hin; ich aber eilte, was „ich konnte, in den Hof, ſchwung mich „auf meinen koſackiſchen Renner, und „ſprengte auf Flügeln der Angſt, und „eines böſen Gewiſſens davon.

„Tag und Nacht trieb mich die Furcht „vor der Verfolgung in einem Striche „fort, ohne daß ich eigentlich recht wuſte, wo ich meinen Weg zunahm. „Aber eh' ich mich's verſahe, befand ich „mich auf königlich Preußiſchem Gebiete, und vor der ruſſiſchen Armee:

„denn dazumal war eben der itzige Krieg „ausgebrochen, und die Ruſſen hatten „einen Einfall in das Königreich Preuſſen gethan. Dieſer Umſtand kam mir „ſehr gut zu ſtatten; ich gieng ſogleich „in ruſſiſche Kriegsdienſte, und wurde „gemeiner Huſar. Einige Zeit darauf „ſtieß unſer Regiment, nebſt einem kleinen Hülfskorps, zur kayſerlichen Armee in Schleſien. Hier hatte ich das „Glück, bey einem hitzigen Scharmützel „mit den Preuſſen, meinem itzigen Kapitain, durch meine Bravour, das Leben „zu retten. Aus Dankbarkeit bat er „meinen damaligen Rittmeiſter, mich „ihm gegen einen andern Mann abzutreten. Der Rittmeiſter war es wohl „zufrieden, und auf dieſe Weiſe kam ich „denn in kayſerlich königliche Dienſte. „Mein würdiger Kapitain machte mich „zum Korporal; und noch itzt bin ich ſein „Liebling unter der ganzen Esquadron. „Wie ich nunmehr durch gute Freunde „erfahren habe, iſt das unglückliche „Fräulein Iſidore, an gewiſſen natürlichen Folgen ihrer Niederkunft, kurz „nach ihrer Arretirung, im Gefängniſſe

„geſtorben; meine Frau aber lebt noch „izt auf meinem Gute, welches mein „Schwiegervater von Schulden gereiniget hat, aber ſehr mißvergnügt, und „einſam. Meine Familie hat ſich ſchon „viel Mühe gegeben, Pardon für mich „auszuwürken, aber bis izt ſind ihre „Bemühungen fruchtlos ausgefallen. „Ich werde daher wohl noch einige Zeit „unter den Soldaten aushalten müſſen.

Und ſo endigte denn dieſer unglückliche Mann ſeine, ſo überaus intereſſante Erzehlung. Ich und der menſchenfreundliche Wirth hatten ihm mit groſſer Aufmerkſamkeit zugehört; die mürriſche Wirthin aber war darüber eingeſchlafen, vermuthlich, weil die guten Lehren, welche der ehrliche Korporal zuweilen mit einflieſſen ließ, kein Waſſer auf ihre Mühle waren. Damit es nun meinen lieben Leſern nicht etwan auch ſo gehen möge; ſo will ich die Nutzanwendung dieſer Geſchichte, welche ich ſonſt wohl noch auf dem Herzen hätte, für diesmal wieder unterdrücken, und dieſes Kapitel ſchlieſſen.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Worinn unter andern der Leſer auch einen Soldaten kennen lernen wird.

Außer einigen unerheblichen Abentheuern, und den Beſchwerlichkeiten, welche uns die rauhe Winterwitterung nicht ſelten verurſachte, gieng unſer Marſch ganz gut und glücklich von ſtatten. Der Sammelplatz der Rekruten, und wo ſie unter die Regimenter vertheilt wurden, war Dreßden. Dahin nahmen wir alſo auch unſre Tour, und kamen wohlbehalten in dieſer ſchönen volkreichen Reſidenzſtadt an. Anfänglich wurden wir in die Kaſernen gelegt, es währte aber nicht lange, ſo wurden wir unter die Armee vertheilt. Das Glück wollte mir wohl: denn durch Fürſprache des Korporals bey ſeinem Kapitain, wuſte es dieſer dahin zu vermitteln, daß ich unter eben das Dragonerregiment, wobey dieſer Kapitain ſtand, und unter ſeine eigene Esquadron kam. Nichts erwünſchteres konnte mir begegnen, als daß ich bey meinem lieben Korporal bleiben durfte, und dabey Gelegenheit finden konnte, mich, für ſeine gütige Behandlung, und für ſeine Freundſchaft gegen mich, auf alle Weiſe dankbar zu bezeigen. Das Regiment ſtand damals noch in Dreßden im Winterquartiere, unter dem Kommando des Herrn General Feld-Zeugmeiſters Grafen von Maquire. Ich konnte mich alſo von meinen Strapazen hier wieder erholen, eh' es zu Felde gieng.

Als ich geſchworen hatte, ließ mich mein nunmehriger Kapitain zu ſich kommen, um mich genauer kennen zu lernen.

Mein Korporal Polinsky,

ſagte er zu mir,

„hat mir viel gutes von dir erzählet, beſonders hat er mir geſagt, daß du in „ſchönen Wiſſenſchaften kein Fremdling „wäreſt. Auch ich bin ein großer Freund „von Wiſſenſchaften; du wirſt alſo an „mir einen Mann finden, der Verdienſte zu ſchäzen weiß. Wenn du dich „gut aufführeſt, und tapfer und redlich „biſt, wie es ſich für einen rechtſchaffenen Soldaten geziemt, ſo werde ich

„dir manches Gute zufließen laſſen und
„dich, ſo bald als möglich, zu beför-
„dern ſuchen. Aber ich höre, daß du
„auch ſehr ſeltſame Abentheuer gehabt
„haſt. Du würdeſt mir alſo einige ver-
„gnügte Stunden machen, wenn du
„mir ſolche erzehlteſt.

Ich dankte dieſem menſchenfreundlichen Mann für ſeine Güte, und ließ mich ſo gleich willig finden, ihm meine Begebenheiten zu erzehlen. Es kamen noch zwey Oberlieutenants, und ein andrer Kapitain dazu, welche mir allerſeits mit ungemeiner Aufmerkſamkeit zuhörten. Ich gab mir viel Mühe, mich immer ſehr rein, und edel auszudrücken, und ich wurde gewahr, daß die Offiziers einander ſehr oft, ihren Beyfall, und ihr Vergnügen über mich zulächelten. Da ich fertig war, legten ſie mir die ſchmeichelhafteſten Lobeserhebungen bey, verſprachen mir alle, meine Freunde zu ſeyn, und überaus vergnügt über die Herablaſſung dieſer menſchenfreundlichen Offiziere, ſchied ich von ihnen, und fieng nun an, mich ruhig drein zu ergeben, daß mich das Schickſal noch zu einem Soldaten gemacht hatte.

Weil aber dieſer mein Kapitain in meiner Geſchichte noch öfterer vorkommen wird; ſo halte ich es um ſo mehr für Pflicht, ihn, meinen Leſern genauer bekannt zu machen, je intereſſanter ein ſolches Gemälde für den Soldatenſtand, und für die unbilligen Feinde dieſes verehrungswürdigen Standes, ſeyn muß.

Mein Kapitain war ein Venetianer von Geburt, und ein Graf von Ladogna. Er hatte in ſeinen jungen Jahren auf verſchiedenen italieniſchen und teutſchen hohen Schulen ſtudiert. Der kaiſerliche General Campitelli war ſein Verwandter, und dieſer hatte ihn in kaiſerliche Kriegsdienſte gebracht. Er ſtand in dem ſchönen männlichen Alter von 36 Jahren, war groß und wohl gebaut, etwas hager, aber von blühender Geſundheit. Seine Bildung war überaus regelmäßig, und ſeine Geſichtszüge bewieſen ſeine ſchöne Seele, und ſein edles menſchenfreundliches Herz. Etwas bräunlich war ſeine Farbe, aber die Haut rein und unverdorben; — ſein Auge groß und ſchwarz, aber offen, ſanft und ungemein freundlich. Ein langes ſchwarzes Haar hatte er, das ihm bis unter die Lenden herab reichte. Sein Gang und ſeine Stellung drückten etwas majeſtätiſches aus; und wenn er zu Pferde ſaß, ſo hatte man nie einen ſchöneren Offizier, und einen geſchickteren Reuter geſehen. Die Sprache war zwar etwas ſtark, und baßartig; aber doch war der Ton derſelben ſo ſonoriſch, volltönend, und rein, daß man ihn nicht reden hören konnte, ohne von ihm hingeriſſen, und gefeſſelt zu werden. —

Meine Leſer werden ſchon mehrmals bemerkt haben, daß ich bey Schilderung eines Menſchen, beſonders auch ſeine Sprachtöne zu berühren pflege. Ich thu' es um deswillen, weil in der That, in dem Sprachton eines Menſchen etwas karakteriſtiſches liegt, das uns nicht ſelten gegründete Schlüſſe, auf ſeine Seeleneigenſchaften machen läßt. Wer phyſiognomiſches Gefühl genug hat, dieſen Umſtand zu bemerken — denn ich glaube, daß dieſes auch mit zur Phyſiognomik gehöret — der wird dieſe Beobachtung gewiß eben ſo wahr, als ich, finden.

Doch nun wieder zu meinem Soldaten! — Von ſolchen Tugenden, die er als Menſch überhaupt betrachtet, beſaß, will ich hier gar nicht reden: denn dieß würde mich zu weit von meinem Zweck entfernen. Blos von der Seite eines Soldaten will ich die vortreflichen Eigenſchaften dieſes Mannes betrachten. Brav und tapfer war er wie Cäſar; und gewiß auch eben ſo klug, und vorſichtig, wenn er, wie dieſer, ein kommandirender General geweſen wäre. Aber er prahlte nicht mit ſeinem Heldenmuthe, erzehlte niemanden ſeine Thaten, und rühmte ſich auch ſolcher Proben ſeiner Tapferkeit nicht, die er würklich bewieſen hatte, geſchweige denn, daß er ſich mit Windbeuteleyen hätte abgeben ſollen. Gegen ſeine Vorgeſezten bezeigte er ſich ehrfurchtsvoll, und gegen ſeine Untergebenen war er herablaſſend und gütig. Er begegnete jedem gemeinen Soldaten mit einer Art von Sanftmuth, und wuſte ſich dadurch ihr Vertrauen, ihre Liebe, und ihren Gehorſam zu erwerben, ohne daß er öfters nöthig hatte, zu Zwangsmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Alle Soldaten vom Regiment wünſchten zu ſeiner Esquadron zu gehören; und die unter ſeinem Kommando ſtanden, liebten ihn, wie ihren Vater, und waren alle Minuten bereit, das Leben für ihn zu laſſen. Als Geſellſchafter war er freundlich, höflich, und gaſtfrey; und mit ſeinen Kammeraden lebte er brüderlich, und in Eintracht. Jeder Offizier beym Regiment geſtand gerne zu, daß der Hauptman Ladogna der beſte Menſch von der Welt ſey. Vor Hize aufbrauſen, und poltern that er niemals; und nie hörte man einen Fluch aus ſeinem Munde. Er durfte nur ernſtlich ſprechen, ſo hatte dieß mehr Kraft, als wenn ein andrer alle Donner und Wetter her zuſammen fluchte. Eine unzufriedne Miene that bey ihm mehr Würkung, als Schelten, und Fuchteln von einem andern Offizier. In ſeinen Geſchäften und Dienſtverrichtungen war er überaus ordentlich und pünctlich; das geringſte Verſehen durfte ihm nicht Schuld gegeben werden. Seine Esquadron war die beſte, und wohlgeübteſte bey dem Regimente, und eine der ſchönſten bey der Armee. Da er ſehr reich, und nicht geitzig war, ſo ließ er ſich keinen Aufwand reuen, auch noch mehr für ſeine Esquadron zu thun, als ihm die Monarchin vergütete. Ganz beſonders großmüthig und edel erwieß er ſich in Feindes Land. Er erlaubte weder ſich noch ſeinen Untergebenen einige Erpreſſungen oder dergleichen Leute-Schindereyen, als man gewöhnlich in Feindes Land für rechtmäßig hält. Wir führen ja nicht Krieg mit den armen Unterthanen — pflegte er zu ſagen — der ſo unglücklich iſt; warum ſollten wir ihn denn ganz ruiniren, und uns ſeinen Fluch zuziehen? — Wurde er auf Executionen, Brandſchatzungen, Lieferungen und Fouragirungen kommandirt, ſo ſuchte er dieſe Abgaben, den unglüklichen Leuten zu erleichtern, und gab ſich Mühe, es dahin zu vermitteln, daß ſie dadurch nicht gänzlich ruinirt wurden. Ich hab' es daher ſehr oft mit angeſehen, daß der Bürger oder Bauer in Feindes Land, welcher anfänglich zitterte, wenn wir in ihre Wohnungen traten, bey unſerm Abſchiede weinte, und unſern menſchenfreundlichen Kapitän mit warmen Segenswünſchen begleitete. Sich auf Unkoſten unſchuldiger Leute bereichern, war ihm die niederträchtigſte und unanſtändigſte Handlung eines Soldaten. Er nahm niemals Geſchenke, und pflegte immer bey ſolchen Gelegenheiten zu ſagen, daß er ſich ſeine Pflichten nicht bezahlen laſſe. — Gieng es auf ein Gefechte mit dem Feinde los, ſo war er der erſte von ſeinen Leuten, der ſich dem Feinde zeigte. Dann ermunterte er ſeine Untergebenen, ihm zu folgen, mit einer ſolchen Gelaſſenheit, und Ruhe, daß man hätte denken ſollen, er ritt zu einem Hochzeitſchmauſe. Von Furcht wußte er nichts; und Entſetzen vor den Mordgewehren der Feinde kannte er gar nicht. Gegen die Verwundeten, und gefangenen Feinde bewieß er ſich ſchonend, und mitleidig. Er ſorgte ſelbſt dafür, daß ſie ordentlich verbunden oder verpflegt wurden, und wenn ſie nichts zu eſſen hatten, ſo ließ er ihnen wohl gar von ſeinem Tiſche geben. Auch darinnen unterſchied er ſich ſehr vor vielen ſeiner Kammeraden, daß er ein Chriſt war, und ſeine Religion hochſchäzte. Ein Soldat, der keine Religion hat, ſagte er, kann unmöglich wahren Muth, und würkliche Tapferkeit beſitzen: denn muß er nicht alle Minuten den Tod vor Augen ſehen? — und wer kann ſeinem Tode trotzen, wenn er jenen Richter fürchten muß, vor welchen ihn der Tod führt? — täglich verrichtete er alſo ſeine Gebete, jedoch ohne deswegen bigott oder Heuchler zu ſeyn. Beſonders pflegte er, wenn er vor den Feind gieng, ſich allemal, durch andächtige Betrachtungen darauf vorzubereiten, und ermunterte auch ſeine Kammeraden dazu. Jedoch — wenn würde ich fertig werden, die vortreflichen Eigenſchaften eines Mannes, alle zu detailliren, der ſeinem Stande ſo viel Ehre machte, und jedem, der mit Vorurtheilen für den Soldatenſtand eingenommen war, die größte Hochachtung für denſelben einflößte? O! gäb' es nur ſehr viel dergleichen preißwürdige Muſter unter den Soldaten! — wie viel würden ſie dadurch gewinnen? — Doch — ich habe deren noch mehrere kennen lernen, wie die Folge meiner Geſchichte beweiſen wird. Inzwiſchen mögen ſich meine lieben Leſer an dieſer kleinen Probe genügen laſſen, und die Zukunft erwarten, wo ich vielleicht noch einige Gemälde aufſtellen werde, die für den Soldatenſtand, eben ſo intereſſant, als lehrreich ſeyn müſſen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Handelt von einem Gemälde.

Nachdem ich nun völlig als gemeiner Dragoner unter der Esquadron des Herrn Kapitain Ladogna angeſtellet war; ſo bekam ich nun auch ein Pferd, und ein Quartier, welches in der Friedrichsſtadt bey einem reichen Lohgerber war, der ein vortrefliches Haus mit Stallung beſaß. Es lagen noch ihrer drey von meinen Kammeraden mit in dieſem Hauſe, und wir hatten ein jeder unſre beſondre Stube und Kammer. Nun hörte ich, daß in eben demſelben Hauſe unter andern auch ein berühmter Mahler wohnte, von welchem man mir erſtaunend viel Aufhebens machte, und mir ihn als einen der gröſten Meiſter ſeiner Kunſt, in ganz Dresden anprieß. Da ich von jeher ein ſehr leidenſchaftlicher Freund der Mahlerey war, ſo ſuchte ich mich, mit dieſem Künſtler bekannt zu machen. Dieſe Abſicht erreichte ich nun bald; denn Herr Marot, ſo hieß dieſer Mahler, war ein überaus menſchenfreundlicher, umgänglicher Mann, der jedermann mit Vergnügen aufnahm. Ich hatte das Glück, ihm ganz beſonders zu gefallen; und in der That rechne ich auch ihn, unter diejenigen meiner Freunde, in deren Umgange ich eben ſo viel Nutzen, als Vergnügen gefunden habe.

Herr **Marot** war eigentlich ein Hiſtorienmahler; und ſeine Kunſt in dieſem Fache der Mahlerey gieng ſo weit, daß man ihn faſt mit eben ſo vielem Rechte den Seelenmahler hätte nennen können, als heut zu Tage der berühmte **Chodowiecki**, ſich dieſen Beynamen erworben hat. Er war ein großer und feiner Beobachter der Natur, und der Menſchen. In dieſem reichhaltigen Buche ſtudierte er täglich; und daraus ſammlete er ſich ſeine Bemerkungen, die er hernach mit großer Fertigkeit, und mit dem wärmſten Gefühl in ſeine Gemälde übertrug. Hierzu kam noch, daß er ein überaus glückliches Genie, und ungemein viel Beobachtungsgabe beſaß. Daher rührte denn auch der unerſchöpfliche Reichthum ſeiner Erfindungen; und die nie verſiegende Quelle ſeiner Ideen. Ihn arbeiten zu ſehen, war ein unſchätzbares Vergnügen; und aus ſeinen treffenden Bemerkungen über die Menſchen, und aus ſeinen ſcharfen Augen, mit welchen er niemals müßig war, konnte man auf die Größe ſeines Geiſtes ſchließen. Alles, was ihm vorkam, betrachtete er von einer ganz andern Seite, als es gewöhnlich der Menſch thut; und oft fand er in einer Kleinigkeit, worüber andre ganz hinweg ſehen, etwas zweckmäßiges, nüzliches, oder ſchönes, für ſeine Kunſt. In ſeinen Gemälden herrſchte daher auch jene Vollkommenheit, in Darſtellung des Menſchen, im Ausdruck ſeiner Leidenſchaften, und in Gruppirung aller feinen Nüancen der Charakteriſtick, welche man in unendlich andern Gemälden vergebens ſucht. Und eben dieſe ſeine vortreflichen Denkmähler ſeiner Kunſt entdeckten auch nicht ſelten die Urſache, warum man den Herrn Marot oft auf öffentlicher Gaſſe, am Markte, oder an einer Ecke, oder an einem Fenſter, ganze halbe und ganze Stunden, unbeweglich ſtehen ſah, um an ein paar zankenden Weibern, an dem Handgemenge einiger Karrenſchieber, oder Aufläder, an dem Jauchzen eines Trunkenboldes, oder an einem vorüberziehenden Leichengefolge, die Geſichtszüge, Stellungen, und Geſten dieſer Menſchen zu bemerken. Beſonders wohnte er aus eben der Urſache, gern Geſellſchaften bey, wo geſpielt, getanzt, und ohne Zwang gelebt wurde: denn hier entlehnte er, von jungen und alten Leuten beyderley Geſchlechts, aus den mancherley Phyſionomien, die Züge der Freude, der Liebe, des Haſſes, Neides, Zorns, und aller anderer menſchlicher Leidenſchaften, die er hernach ſo geſchickt in ſeine Werke zu übertragen, und vermöge ſeiner lebhaften Einbildungskraft, auf das treffendſte darzuſtellen wuſte.

Als ich nun dieſen Künſtler einsmals beſuchte, zeigte er mir, ein ziemlich großes Gemälde, welches er eben vollendet hatte. Er nannte es die Fabel vom ſatiriſchen Romandichter, und gab mir, indem er mir es zeigte, die nöthige Erklärung dazu, obgleich in den Figuren, die lauter Thiere vorſtellten, ſchon an und für ſich ſelbſt ungemein viel Ausdruck und Charakteriſtik herrſchte.

Ich will es doch verſuchen, ob ich meinen Leſern eine Beſchreibung von dieſem merkwürdigen allegoriſchen Gemälde machen kann. Da ich aber ſelbſt kein Mahler bin, ſo bitte ich die Herren Kunſtverſtändigen darunter, mir die Fehler, welche bey meiner Beſchreibung etwa mit unterlaufen möchten, nicht allzuhoch anzurechnen.

Man erblikte denn alſo zuförderſt einen Fuchs, der an einem kleinen Tiſchgen ſaß, und ſchrieb. Der Ausdruk ſeiner Miene, war eine ſehr lebhafte Zuſammenſetzung von Schlauheit, Geiſt, und Beobachtungsgabe. Dieſer Fuchs, ſagte Herr **Marot**, wäre der Romanen- und Satirendichter, unter den Thieren. Man habe ſeine Schriften ſehr gerne geleſen, weil er immer viel Witz, Laune, und Thierkenntniß darinnen gezeigt habe. Jedoch ſey er in ſeinen Schilderungen, thieriſcher Charaktere, der Wahrheit immer vollkommen treu geblieben. Einmal aber möchte er wohl, in einem ſeiner Werke, der Wahrheit ein wenig zu nahe gekommen ſeyn, indem er die Lebensgeſchichte eines gewiſſen

Haaſen beſchrieben hätte, welcher wider den Nationalcharakter ſeiner Völkerſchaft, ein erzſchlaues, aber dabey ſehr boshaftes und ſchadenfrohes Thier geweſen wäre, ſo daß ſein Charakter viel eher, einem pfiffigen und räuberiſchen Hauskater, als einem frommen einfältigen Haaſen gleich geweſen ſey. Nach der Geſchichte dieſes Thiers — fuhr Herr Marot redend fort — hätte der ſchlaue Haaſe, nebſt einigen andern ſeines Geſchlechts, einsmals bey einem Löwen in Dienſten geſtanden; und dabey habe ſich der Romandichter Fuchs die Bemerkung erlaubt, daß dieſe ſeine Mitbedienten — Haaſen geblieben wären, und nimmermehr zu Tygern, oder Elephanten hätten werden können. Und — mich däucht, ſezte Herr Marot hinzu, der Fuchs hatte ſo unrecht eben nicht, bey ſeiner Behauptung.

Aber — wie man immer gewohnt iſt, den Schriftſteller — auch bey der unſchuldigſten Abſicht — zu verkennen, und ſich die Originale zu ſeinen Gemälden vorzuſpiegeln; ſo wiederfuhr dieſes Schickſal auch meinem Fuchſe, wie Sie hier ſehen werden.

Auf einer andern Seite im Hintergrunde des Gemäldes, erblikte man alſo eine ziemliche Anzahl Haaſen, die ihre langen Ohren ſpitzend, alle zuſammen nach einem Buche hinblikten, welches der eine Haaſe in ſeinen Pfoten hielt, und laut daraus vorzuleſen ſchien. Die Phyſionomien dieſer Thiere waren zum Theil ſehr einfältig und ſchaafsmäßig, zum Theil aber auch etwas tückiſch, und boshaft ausgedrückt. Derjenige Haaſe hingegen, welcher aus dem Buche vorlas, war ein ſchönes wohlgebildetes Thier, und hatte noch die einnehmendſte Phyſionomie unter allen. Er ſelbſt ſchien ſehr ruhig bey der Sache zu ſeyn. Die andern aber ſtampften theils mit den Füßen auf, theils fletſchten ſie mit den Zähnen, wie die Hunde, theils gaben ſie auf andre Weiſe ihren Verdruß, und ihren Zorn zu erkennen, blickten auch nicht ſelten, mit der Miene der Rache und Feindſchaft, nach dem Fuchſe zu, der, ſehr gelaſſen, und voller Ruhe fortſchreibend, nicht allzuweit von ihnen entfernt ſaß.

Dieſe Haaſen, ſagte hier Herr Marot, haben die Schilderung des Fuchſes, von welcher ich eben ſagte, auf ſich gezogen, und haben ſich eingebildet, daß er ſie damit gemeinet habe: aber — denken Sie ſich den lächerlichen Grund dieſer Einbildung! — weil ſie ſelbſt bey einem gewiſſen Löwen in Dienſten ſtehen, da ſie doch wiſſen ſollten, daß es in dem Thierreiche ſehr viele Löwen giebt, welche zu ihrer Bedienung allerhand kleine Thiere, die ſelbſt nicht regieren dürfen, und darunter auch Haaſen zu ſich zu nehmen pflegen. Der Löwe — der da oben ſitzt, und dem Unſinn ſeiner Bedienten zuzulachen ſcheint, iſt ein edles großmüthiges Thier, das die Füchſe wegen ihrer Laune und ihres Witzes recht wohl leiden kann; und es ſcheint nicht, daß er Miene macht, ſeine Untergebenen, in ihren ſchimäriſchen, und falſchen Vorſtellungen zu unterſtützen.

Außer dieſem ſahe man im Hintergrunde des Tableaus auch einen ziemlich großen Bären, auf ſeinen Hinterpfoten ſitzend, der ebenfalls mit den Vorderpfoten, ein aufgeſchlagenes Buch hielt, und mit grämiſcher, und zorniger Miene darinnen las. Einige kleine Bäre, und einige Haaſen, auch zwey Katzen ſtanden um dieſen Matador ſeiner Nation herum, und ſchienen an dem Verdruß deſſelben Theil zu nehmen. Ihre Phyſionomien drückten die Leidenſchaften der Rache, und des Aergerniſſes vollkommen aus. Am meiſten aber ſchien der groſe Bär in Wuth zu ſeyn: denn man ſahe ihn faſt, ordentlich mit den Zähnen knirſchen, und Rache ſchnauben, ſo hatte der Mahler die Vorſtellung des Zuſchauers zu täuſchen gewuſt.

Dieſer groſe Bär, ſagte Herr **Marot**, findet ſich in einem moraliſchen Gemälde des ſchriftſtelleriſchen Fuchſes ebenfalls getroffen; und begehet die Unvorſichtigkeit, dieſes der Welt, und ſeinen Freunden, welches die nebenſtehenden kleinen Bäre, Haaſen, und Kazen ſind, laut zu klagen. Izt berathſchlagen ſie ſich eben darüber, wie ſie ihre Rache, an dem Fuchſe am beſten ausüben wollen. Aber da der Fuchs auſſer dem Würkungskreiſe des groſen Bären ſizt, ſo ſtrapaziren ſie ihren Wiz vergebens, ein Mittel zur Genugthuung ausfindig

findig zu machen, und weil der Fuchs des großen Bären nur zu ſpotten ſcheint, ſo hat dieß ſeine Wuth um ein großes verdoppelt.

Immittelſt haben ſich aber doch die Haaſen, und dieſer große Bär, durch ihre abgeſchmackten Grillen und Einfälle, bey den übrigen Thieren ſehr lächerlich gemacht; wie Sie hier noch bemerken werden.

Und wirklüch befanden ſich vorn im Vordergrunde des Tableaus, eine ziemlich große Verſammlung von mancherley Thieren, als da waren Löwen, Tyger, Leoparden, Pferde, Eſel, Hunde, Katzen, Haaſen, Ziegen und Füchſe — kurz alles unter einander. Dieſe Thiere ſchienen allerhand Kurzweil zu treiben, und ſich über etwas ganz beſonders zu vergnügen. Einige hatten aufgeſchlagene Bücher in den Vorderpfoten, worein die andern mit hineinguckten, und zu lachen ſchienen. Andere richteten ihre Augen nach den Haaſen, und nach den Bären, welche ſich in den Schilderungen des Fuchſes gefunden zu haben den glaubten, und ſchienen ſeine Thoren, ganz ausſchweifend auszulachen. Wieder andere ſchienen darüber zu ſpötteln, und ihre Gloſſen dabey zu machen, indem ſie mit ſatyriſchen Mienen theils nach dem Fuchſe, theils nach den Haaſen, und Bären hinblickten. Kurz, dieſe ganze Gruppe karakteriſirte es auf das lebendigſte, wie ſehr ſich die oftbemeldeten Haaſen, und der große Bär, bey der Thierwelt lächerlich gemacht hatten, daß ſie ſo einfältig geweſen waren, ihre eigene ſchwache Seite, ſelbſt aufzudecken, und ſolchen Leuten, die ſie ſonſt nimmermehr in den Gemälden des Fuchſes erkannt hätten, noch recht auf die Sprünge zu helfen.

Ich fragte hierauf den Herrn Marot, ob ſich dieſer ſein Einfall auf irgend eine würkliche Begebenheit gründe, wodurch er zur Verfertigung dieſes Gemäldes veranlaſſet worden? Aber dieß verneinte er völlig, und ſagte, der gewöhnliche Lauf der Welt habe ihm dieſen Gedanken eingegeben: denn es ſey dieß faſt das allgemeine Schickſal ſatyriſcher Schriftſteller, daß ſich immer ſelbſt Originale zu ihren Gemälden entdeckten, welche ſich vielleicht getroffen fühlten, und, anſtatt in ihren eigenen Buſen zu greifen, gar zu gern geneigt wären, den mit dem Fiedelbogen auf den Kopf zu ſchlagen, der ihnen in allgemeinen Ausdrücken, die Wahrheit geige. — Herr Marot bewieß mir ſeine Behauptungen mit dem Beyſpiel des berühmten **Rabeners**, und anderer wiziger Köpfe damaliger Zeit, welche keine Schrift hätten heraus geben dürfen, ohne von dem oder jenem Wicht, der ſich in ihren Gemälden gefunden habe, angeſchrieen zu werden.' Wenn er ja etwas originelles mit in ſeinem Fabel-Gemälde habe — ſezte er hinzu — ſo wäre es eben aus der Geſchichte **Rabeners**, welchen er ſehr gut kenne, und von welchem er, eines freundſchaftlichen Briefwechſels gewürdiget werde. —

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Hochmuth iſt der erſte Grad der Narrheit.

Indem wir noch beyde neben einander am Fenſter ſtehend, uns von den gewöhnlichen Schickſalen der moraliſchen Schriftſteller unterhielten, riß Herr Marot plözlich den Fenſterflügel auf, und ſahe mit ungewöhnlich ſcharfen Blicken hinunter auf die Gaſſe. Ich konnte mir leicht vorſtellen, daß ein ganz beſonderer Gegenſtand, der mit ſeiner Kunſt in Verwandſchaft ſtehen mochte, ſeine Aufmerkſamkeit erreget hatte. Und wirklich irrte ich mich auch hierinnen nicht. Denn der Mahler ſagte in dieſem Augenblick zu mir:

»ſehen Sie einmal den Mann, der da, im ſcharlachenen Kleide, die Gaſſe herauf ſtolziret! — das iſt ein wahres Original! — welch' eine ſonderbare Miſchung von Hochmuth und von Beſcheidenheit — von Freundlichkeit und von Verachtung! — welch' eine merkwürdige Phyſionomie! — wie breit und platt das Geſicht! — die Augen — doch mehr niedergeſchlagen als emporgerichtet! — die Naſe, ein wenig gerümpft — das Maul, etwas aufgeworfen — der Hals — lang — es iſt wirklich ein bedauernswürdiger Menſch! —

Izt kam uns dieſer Sonderling näher: Es war ein Menſch, ſo in die Vierzig, von mittler Größe, und etwas hager, trug eine weiße Alongenperücke, den Hut unterm Arm, einen winzig kleinen ſilbernen Degen, und einen Scharlachrock, reich mit Gold verbrämt. Da Herr **Marot** mit ihm bekannt war, ſo mochte er ſich doch wohl für verbunden erachten, uns ſein Kompliment zu machen. Er zog alſo, indem er uns ganz nahe kam, erſt beyde Augen etwas blinzend, und ganz klein zuſammen, als ob er dadurch ſeine Scharfſichtigkeit recht zu erkennen geben wollte. Hierauf neigte er ſein Haupt nur ein wenig nach uns zu, mit einem ſo kleinen ſtolzen Lächeln, als ob er zur Verſicherung ſeiner hohen Gnade, ſchon mehr als zu viel für uns thäte. Mit abgemeſſenen Schritten gieng er ſodenn weiter, und ſchien das wenigſte, was um ihn herum vorgieng, ſeiner Aufmerkſamkeit werth zu achten.

Herr **Marot** hingegen, welchen ich über dieſen ſonderbaren Menſchen befragte, verſicherte mich, daß deſſen Gemüthsart, ſo eigen und einzig in ihrer Art ſey, daß er ſich bisher wirklich noch nicht getrauet habe, einen dergleichen Charakter zu kopiren, und ihm die natürlich eigene Bildung zu geben; daher er denn noch immer an dieſem Menſchen, darüber ſtudiere.

„Mit Worten aber kann ich Ihnen ſein
„Gemälde deſto leichter entwerfen,

ſetzte er hinzu,

„denn es iſt ein Menſch, welchen andre
„Menſchen zwar für die liebe Einfalt ſelbſt
„halten, der ſich aber ſelbſt, als den
„klügſten, und geſcheiteſten Kopf
„träumt, der jemals unterm Monde ge-
„dacht, und empfunden haben mag.
„Der Stolz hat ihn zum Narren ge-
„macht; aber er beſitzt einen ganz eige-
„nen Stolz: denn er prahlet niemals
„mit ſeinen Einſichten; vielmehr giebt
„er ſich die Miene einer großen Ueberle-
„gung, und weiſen Bedachtſamkeit in
„ſeinen Urtheilen, und Meinungen.
„Mehrentheils ſtellet er ſich, als ob er
„mit Fleiß ſein Mißfallen an allen nur
„möglichen Dingen in der Welt, aus

„Klugheit zurück halte; doch unterläßt „er niemals, durch weiſes Kopfſchütteln, „mitleidiges Achſelzucken, und ſtolzes „Verdrehen der Augen, ſeinen Verdruß „darüber zu erkennen zu geben, daß „ihm ſeine Beſcheidenheit nicht erlaubt, „andern Leuten aus dem Traume zu „helfen. In ſeinen Augen begehen an„dere Menſchen nur Schwachheiten und „Fehler; und Handlungen, die von den „Klügern eines allgemeinen Beyfalls ge„würdiget werden, verdienen bey ihm „kaum ein geheimes, und großmüthi„ges Mitleiden. Ganz beſonders un„zufrieden iſt er mit den Handlungen der „Großen, und mit den Staatsangele„genheiten. Bey ihm iſt der König in „Preußen, gar nicht der große Mo„narch, und Kriegsheld, wofür ihn die „ganze Welt mit Recht anſiehet. An „ſeinen Staatseinrichtungen hat er tau„ſenderley Fehler zu rügen. Den Herzog „Ferdinand, den General Laudon, „den Marſchall von Contades, und „andre Helden unſrer Zeit, hält er für „kleine Genies, die nur das Glück in „ihren Unternehmungen begünſtiget. Und

„ſo dünkt er ſich der einzige Menſch auf „der Welt zu ſeyn, der Verſtand, und „Beurtheilungskraft beſitzt. Alle übri„ge Menſchen ſind gegen ihn Schaafs„köpfe, und kaum werth, ihm ſeine „Schuhriemen aufzulöſen.

Als ich nun den Herren **Marot** weiter nach dem Namen, und Stande dieſes klugen Narren befragte, ſo erzehlte er weiter:

„er nennet ſich Herr von **Weishaupt** „und will mit Gewalt einen vornehmen „Handelsherrn vorſtellen, und über ſech„zehn Ahnen beſitzen, obgleich ſein Vater, „der ein Tabuletträger war, und den „das blinde Glük — welches über„haupt der Dummen Vormund iſt — „dabey ein großes Vermögen erwerben „ließ, von einem Dorfſchulmeiſter an der „Böhmiſchen Grenze, mit einer Prager „Muſikantin in Unehren erzeugt wor„den iſt. Er bildet ſich daher auch feſt „ein, daß noch irgendwo eine hohe Fa„milie derer von **Weishaupt** in der „Welt ſtecke, weil er ſich erinnert, von

„einem Buche gehöret zu haben, nach „welchem einige von dieſer Familie, ſo „gar in dem Fürſtenſtande gelebt haben, „und regierende Herren geweſen ſind. „Um deswillen gäb' er auch nicht wie „viel um ſeine Hofnung, ſeinen Stammbaum, und ſeine Abſtammung von „fürſtlichem Geblüt, einſt noch ausfindig zu machen. Sein Vermögen beſtehet blos in der Handlung, und Verlaſſenſchaft ſeines Vaters. Dieſe hat „er mit aller ſeiner Klugheit nicht um „einen Dreyer vermehren können, und „kaum iſt er im Stande geweſen, ſie vor „dem Verfall, und vor dem Ruin zu „ſchützen, ungeachtet er die feſte Meinung hegt, daß im Geldverdienen ſein „Vater gegen ihn nur ein ſchlechter Held „geweſen ſey.

„Um Ihnen die Geſchichte dieſes „Mannes, und ſeiner Albernheiten ganz „mitzutheilen,

fuhr Herr **Marot** fort,

„ſo müſſen Sie wiſſen, daß die Schuld „ſeiner Narrheit blos in der Erziehung

»liegt: denn von Kindesbeinen an »ſchwazte man ihm unaufhörlich vor, »daß etwas ganz außerordentliches in »ihm ſtecke; und daß ſeines gleichen, »wenig geboren würden. Seine Mutter hatte eine wahre Affenliebe für das »Kind, und ſein Vater war ein leichtgläubiger Tropf, der dem Orakel ſeiner Frau folgte. Noch lag der Knabe an der Bruſt der Mutter, als er »ſchon der Gegenſtand ihrer einfältigen »Bewunderung war; und da hieß es »denn, im Kreiſe der gegenwärtigen alten Weiber, Liebedienerinnen, und »Mägde, es liegt ſchon in den Augen »des Kindes eine große Klugheit verborgen. Kaum fieng der Bube an, »zu lallen, ſo waren ſeine kindiſchen »Reden lauter Weißheitsſprüche, welche »ſeine Mutter anſtaunte. Oft wurden die »Anweſenden gebeten, ſtill zu ſchweigen, wenn der Junge anfieng zu plappern, um ſeinen großen Verſtand recht »zu bewundern. Nicht ſelten fanden »ſich daher leichtfertige Vögel, welche, »um die alberne Mutter zu foppen, den »abgeſchmackten Einfällen des Kindes

„eine ſo kluge Deutung gaben, daß er „wohl in ſeinem Leben niemals ſo weiſe „geſprochen haben mag. Einen Lehrmeiſter für dieſen weiſen Knaben zu „halten, hielt ſeine Mutter für überflüßig. Man ſchickte ihn zwar in die „öffentliche Schule; aber nicht in der „Abſicht, um darinnen etwas zu lernen; „ſondern der Bube ſollte ſich blos zeigen, „und die Huldigungen ſeiner großen Gaben, von andern einärndten. Zu Hauſe wurde er zwar gefragt, wie ihm ſeine Lehrer gefielen? wie ſich aber der „Schüler verhielt, darum fragte den „Lehrer kein Menſch. Man glaubte, „die Natur habe ihn ſchon mit Wiſſenſchaften und Sitten zur Genüge verſehen; und es würde ſchon alles von „ſich ſelbſt, zum Wachsthum bey ihm „gedeihen. Allein, anſtatt der Wiſſenſchaften, und Klugheit, wuchs in dem „Gehirn des jungen Menſchen, ein „Wurm des Hochmuths, des Aberwizes, „und der Dummheit, der mit der Zeit „einen ſo feſten Siz darinnen gewann, „daß er gar nicht wieder auszurotten „war. Ein ſo kluger Menſch, glaubte

„ſeine einfältige Mutter, müſte ſchlechterdings bey der Handlung bleiben. Doch, dachte ſie, könnte es nicht ſchaden, wenn er ſich dabey auch den Namen eines Gelehrten erwürbe. Zu dem Ende ſchickte man den Laffen, in ſeinem dreyzehnten Jahre, mit aller ſeiner Unwiſſenheit, und ohne nur die mindeſte Kenntniß von gelehrten Sprachen zu haben, auf die hohe Schule nach Leipzig. Hier lief er in allen Collegien umher, um ſich von jedem Lehrer zur Probe leſen zu laſſen, und ſich denn ein Paar darunter auszuleſen, welche die Ehre haben ſollten, ihre Wiſſenſchaften, ein Jahr lang, einer Prüfung, und Beurtheilung zu unterwerfen. Daß er nicht die mindeſte lernte, können Sie ſich leicht vorſtellen; daß er aber auch nichts lernen mochte, war ſeinem Stolze zuzutrauen: denn, wenn ihm unbekannte Sachen — wie ſie ihm denn würklich alle unbekannt waren — auf eine faßliche Art vorgetragen wurden; ſo gefiel ihm dieſes zwar bisweilen, aber blos darum, weil er Klugdünkel genug war,

„ſich einzubilden, daß er dieſe Dinge „ſelbſt eben ſo leicht würde ſagen können, „als er ſie hörte. Kam aber etwas „vor, das er von ungefehr wo erſchnappet hatte, ſo gab er ſich die Miene des „Meiſters, ſpöttelte darüber, als über „Sachen, die er längſt an Schuhen abgelaufen habe, und ſtellte ſich, als ob „er ſich vor Ungeduld, ſo triviale, und „alltägliche Sachen hören zu müſſen, „gar nicht zu laſſen wiſſe. Seine Eltern, und andre einfältige Leute ſtaunten ſeine ſuperficiellen und dummdreiſten Urtheile an, und ſie rühmten dieß, „als ein Merkmal eines erhabenen Geiſtes, wenn er ſeinen abgeſchmackten „Hochmuth ſo weit trieb, von den meiſten Gattungen der Wiſſenſchaften, als „von ganz überflüßigen Schimären zu „räſonniren, ob er gleich ſelbſt geſtehen „muſte, und es gern geſtand, daß er „von allen dieſen, ihm ſo verachtenswürdigen Sachen, nichts gelernt habe. „Seine Kommilitonen hingegen hielten „ihn für das, was er würklich war, „nehmlich für ein Kind, und für einen „Einfaltspinſel. An Spöttereyen über

„ſeine Narrheiten ließen ſie es denn freylich wohl nicht fehlen; aber ſein dummer Stolz hinderte ihn, auch dieſe zu ſeinem Beſten anzuwenden; denn er ließ dergleichen Spöttereyen deſto lieber über ſich ergehen, je mehr er ſolche für Würkungen des Neides hielt, und je gewiſſer er ſich einbildete, daß ihn ſeine Kommilitonen, wegen ſeiner großen Talente beneideten.

„So von eingebildeter Weißheit ſtrozend gieng der unbärtige Knabe, in ſeinem funfzehnten Jahre auf Reiſen. Aber ſeine Abſicht war es nicht etwan, die Handlung ordentlich zu lernen, oder ſich durch Erfahrungen dazu geſchickter zu machen, und ſich nüzliche Kenntniſſe zu ſammlen. Nein! alles dieß glaubte er gar nicht nöthig zu haben. Er wollte ſich blos mit den Fehlern anderer Nationen bekannt machen, um hernach zu Hauſe mit ſeinen ſchiefen Urtheilen darüber prahlen zu können. In einem Jahre wurde dieſer Zweck erreichet. Alsdenn kam unſer Geck wieder nach Hauſe, und trat mit in

„die Handlung ſeines Vaters. Seine Eltern glaubten in ihm ein großes Licht aufgehen zu ſehen. Aber je älter er wurde, deſto mehr verrückte der Hochmuth das Bischen geſunde Vernunft, das er in ſeiner Jugend noch beſaß. Seine Eltern ſtarben in der Folge weg; und mit dieſen verlohr er auch ſeine Bewunderer: denn ſeitdem hat ſich kein Menſch gefunden, der ſeine hohe Weisheit hätte verehren wollen, als er ſelbſt.

„Aber das thut er denn auch redlich. Denn er iſt ſich ſelbſt völlig genug. Nüzliche Schriften finden Sie daher bey ihm gar nicht, auch überhaupt wenig Bücher, aus welchen andere vernünftige Menſchen Weisheit zu lernen pflegen: denn auf dergleichen Schmiralien, wie er ſie zu nennen pflegt — blickt er mit Stolz und mit der größten Verachtung herab. Seinen eigenen Kopf hält er für das Buch aller Weisheit, und für die Quinteſſenz alles menſchlichen Wizes. Dergleichen Kram, als man in den Buchläden findet, glaubt

„er alle Tage ſelber machen zu können. „Seine winzigſt kleinen Einfälle, Anordnungen, und Geſchäfte, pflegt er, auf „die lächerlichſte Weiſe von der Welt, „insgemein mit den wichtigſten Staatsgeſchäften, und Vorfällen der großen „Welt in Vergleichung zu ſtellen: denn „zu allem dieſen fühlt er ſich vollkommen geſchickt. So hat er einem Handlungsdiener, einem Markthelfer, und einigen Domeſtiquen, in ſeinem Hauſe zu befehlen; und es würde ihm ſehr leid thun, „wenn er ſich, in ſeinen Gedanken, nicht „eben ſo geſchickt dünkte, Land und Leute zu regieren. Seitdem er z. B. in „ſeinem Hofe eine Waſſerrinne zu Abführung des Regenwaſſers mit glücklichem Erfolg hat legen laſſen, ſo hat „er es gar nicht leiden können, wenn „man die Verbindung des Donſtroms „mit der Wolga in Rußland, für ein „großes Werk ausgegeben hat; und „ſeitdem er einen kleinen Prozeß mit ſeinem Nachbar über ein Stückgen Garten, ſo groß, daß kaum eine Ziege „drauf graſen kann, gewonnen hat, iſt „es ihm ganz unausſtehlich, wenn man

„es dem Könige in Preußen, als eine wichtige That anrechnet, daß er Schleſien erobert hat. So läßt er nichts in der Welt geſchehen, wozu er nicht entweder mitleidig die Achſel zuckt, oder wohl gar über den Unverſtand anderer Menſchen ſeufzet. Kann er ja dem, oder jenem ſeinen Beyfall nicht vorenthalten, ſo geſchiehet es blos durch ein ſanftes, aber ſtolzes, und ſuperkluges Zuwinken mit den Augen. Inzwiſchen hält ihn freilich jedermann für einen ausgemachten Narren, und, wer nicht mit ihm umgehen muß, der vermeidet ihn gänzlich, woraus er ſich aber auch, vermuthlich aus Stolz und eingebildeter Größe ſeiner ſelbſt, nichts zu machen ſcheint. —

Meine lieben Leſer werden verzeihen, daß ich mich bey dem Gemälde eines Thoren, der ihnen vermuthlich ein wenig ſeltſam vorkommt, etwas lange aufgehalten habe. Dieſe Art Menſchen iſt inzwiſchen nicht eben ſo rar in unſrer Welt, als mancher vielleicht glauben dürfte. Solche Klugdünkel, und ſtolze Weißheitsdümmlinge giebt es allenthalben unter dem Monde, obgleich nicht immer in dem hohen Grade, wie wir den klugen Herrn von Weishaupt haben kennen lernen. Wer Luſt hat, darinnen Erfahrung zu machen, und ſeine Freude daran findet, Narren kennen zu lernen, der braucht ſich gar nicht an die Tollhäuſer zu wenden. Jeder Ort in der Welt wird wenigſtens einige dergleichen aufzuweiſen haben — —

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Steckenpferd, das noch nicht vorgekommen iſt.

Als ich hierauf nach Endigung unſrer Unterhaltung über die mancherley Thorheiten der Menſchen, vom Herrn Marot, welcher im dritten Stockwerke wohnte, wieder herab, und unten im zweyten Geſchoß, vor dem Zimmer eines königlichen Hofſekretairs vorbey gieng, hörte ich hierinnen ein ganz außerordentlich heftiges Zanken und Schimpfen zweyer Perſonen, welche ſo gar im Handgemenge mit einander begriffen zu ſeyn ſchienen. Am meiſten unterſchied ſich die Stimme des Hofſekretairs, welchen ich ſchon einigemal geſehen, und geſprochen hatte, durch lautes Ertönen. Um, wo möglich, Friede unter den Streitenden zu ſtiften, beſann ich mich nicht lange, hinein in das Zimmer zu treten. Aber — welch' ein Anblick! — der Hofſekretair, in friſirten Haaren, rothen Sammt-Beinkleidern, weißſeidenen Strümpfen, und ſchwarzſeidenen Schuhen mit Steinſchnallen, übrigens aber, ohne Rock und Weſte im Hemde — lag im Handgemenge mit einem andern ungleich ſtärkeren Herrn, als er ſelbſt war, zu Boden, und einer hatte ſeine Hände, in des andern Haaren. Keiner unterließ, den andern mit Schimpfworten, reichlich zu regaliren, und jeden Haarrauf mit einer tüchtigen Injurie zu begleiten. Ohne aber lange zu unterſuchen, wer autor rixae bey dieſem Zweykampfe ſeyn mochte, und wem von dem andern zu viel geſchahe? ſprach ich ſogleich ein Machtwort des Friedens darein, und machte Miene, meine Worte mit der That zu begleiten. Nun mochte wohl der nervigte Arm eines öſterreichiſchen Dragoners, den beyden Kämpfern, wichtig genug vorkommen, um Reſpekt für ihn zu ſpeiſen. Sehr weißlich. lieſſen ſie es alſo nicht dahin kommen, meine Fauſt gegen ſie zu brauchen, ſondern mein Friedensgruß war ihnen genug, einander loszulaſſen, und in die Höhe zu ſpringen. Beyde ſchnaubten und braußten aber noch ſo ſehr vor Zorn, daß ſie einander kaum anſehen konnten.

„Mir ſo ein niederträchtiges Kleid zu
„machen, und mir heute meinen ganzen
„Ball damit zu vereiteln — das iſt zum
„raſend werden! —

Unter dieſen Worten zeigte mir der Hofſekretär ein neues Kleid von dunkelbraunem Tuch mit Gold verbrämt, welches ihm, wie er hinzuſezte, der Schneider — denn das war der andere Herr, mit dem er ſich geſchlagen hatte — gänzlich verdorben, und ihn dadurch um einen Ball gebracht habe, auf welchem er nothwendig in einem neuen Kleide erſcheinen müſte. Kurz, es kam heraus, daß dieſes Kleid die Urſache einer Zänkerey zwiſchen ihnen geweſen, die endlich in ſo gewaltſame Thätlichkeiten ausgebrochen war. Der Schneider hingegen ſuchte ſich noch immer zu rechtfertigen, indem er ſagte:

„Das Kleid iſt würklich nach allen Regeln meiner Kunſt gemacht, und es „paßt Ihro Wohlgebohrnen dem Herrn „Hofſekretär ſo excellent, auf den „Leib, daß ich gar nicht wüſte, wie es „beſſer ſitzen könnte. Da aber Ihro „Wohlgebohrnen von Natur auf „der rechten Seite, eine etwas hohe „Schulter haben, ſo machte dieſer Umſtand eine kleine Falte über den Rücken hinweg, welche Ihro Wohlgebohrnen ſo ſehr wider mich aufbrachten, „daß Sie mich geradezu einen Pfuſcher „nennten, welches ich denn nun wahrhaftig um meiner Ehre willen nicht leiden konnte, da ich doch würklich kein „Anfänger in meiner Kunſt bin, ſondern nicht nur in meiner Jugend, in „den gröſten galanteſten Städten, als „z. E. zu Paris, Strasburg, Brüſſel, Amſterdam, Haag, Hamburg, Berlin. Caſſel, Wien, und „Leipzig gearbeitet habe, und jederzeit „bey den angeſehenſten Prinzipalen, „und Hofſchneidern geſtanden bin, ſondern auch hier in Dresden vielen königlichen Miniſtern, Grafen und Edel-

„leuten, allemal nach Satisfaction ar„beite, und ſelbſt der Herr Hofſchneider „Bügeleiſen — der doch einer der „geſchickteſten Tailleurs in der ganzen „Welt iſt — mir es in unſrer Kunſt „nicht zuvor thun kann — —

Um dem Streit ein Ende zu machen, bat ich den Herrn Hofſekretär, das Kleid noch einmal anzuziehen, um auch mein Gutachten darüber zu fällen, indem ich ihm verſicherte, daß ich ſonſt Komödiant geweſen ſey, und in der Wahl geſchmackvoller Kleider, einige Routine erlangt habe.

Es geſchah; und das Kleid ſaß bis auf die bemerkte kleine Falte vollkommen ſchön. Aber dieſe Falte wollte der Hofſekretär durchaus nicht leiden. Ich gab ihm alſo den Rath, auf die andre Seite ſeines Rückens, ein geſchmeidiges ſeidenes Tuch unterzulegen, und als dieß geſchehen war, verſchwand die Falte im Kleide nicht nur, ſondern der Rücken des Herrn Hofſekretärs gewann auch ſo viel an ſeiner Proportion dadurch, daß dieſer Mann, über meinen Einfall, in die ausſchweifendſte Freude gerieth, und den Augenblick einige Bouteillen Burgunder bringen ließ, um, unter deren Begünſtigung, ſowohl mir ſeine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, als auch mit dem Herrn Tailleur ſich wieder auszuſöhnen.

Man kann leicht denken, daß die Verſöhnung glücklich zu Stande kam, wenn man weiß, daß der Schneider wegen ſeiner Kunſt, bey dem Herrn Hofſekretär, im Grunde, keinen kleinen Stein im Brete hatte, und wirklich der Mann war, der mit einem ſchönen Kleide, oder auch nur mit einer bloßen Beſchreibung davon, ſein Herz lenken konnte, wie, und wohin er wollte. Dieſer Fall trat denn auch izt ein: denn kaum hatte der Tailleur ihm ein Kleid angeprieſen, das er unlängſt für einen Kammerherrn gemacht haben wollte, ſo war aller Zwiſt vergeſſen: denn der Hofſekretair ſprang für Freuden in die Höhe, und rufte aus:

„Wie? von Couleur de boue de Pa-
„ris? das muß vortreflich ausſehen!

„— ſo ein Kleid müſſen Sie mir auch „machen — ich müßte es denn ſchon „haben. Warten Sie! ich will gleich „nachſehen.

Hierauf holte er einen ziemlichen Wölzer Acten herbey, worinn ſich ein vollſtändiges Regiſter aller Kleidungsſtücke, die er jemals gehabt hatte, und noch beſaß, nebſt der nöthigen Beſchreibung davon, in chronologiſcher Ordnung, befand. Lange blätterte er darinnen herum; aber er fand ein dergleichen Kleid noch nicht in ſeiner Garderobbe. Der Herr Tailleur bekam alſo den Auftrag, das Kleid von Couleur de boue de Paris, ſogleich zu verfertigen, und es ihm zum folgenden Ball zu bringen.

Das Steckenpferd des Herrn Hofſekretärs war nicht zu verkennen; und als ich, nachdem der Schneider Abſchied genommen hatte, Luſt bezeigte, ſeine Garderobbe zu beſehen, ſo wär er ſogleich bereit, mir ſolche zu zeigen. Er führte mich in ein anſehnliches Zimmer, deſſen Wände voller Kleiderſchränke waren.

„Sehen Sie! —

ſagte er, indem er ſolche eröfnete,

„Hier ſind meine Kleider alle nach dem Alter, wie lange ich ſolche beſitze, und nach der Nummer rangirt. So ſtehen ſie auch in meinem Protokolle, wo zugleich mit angemerkt iſt, wie vielmahl, und bey welcher Gelegenheit, ich ein jedes dieſer Kleider getragen habe. Bey den vorzüglichſten iſt ſolches auch noch überdieß auf Zettelgen angemerkt, die hier oben an den Nägeln befeſtiget ſind. Z. B. das hier, von Couleur des tetons de la reine d'Angleterre, hab' ich zum erſtenmahl an dem Geburtstage der Churprinzeſſin getragen, — das von Couleur des roſes d'une fille depucellée, — an dem Hochzeittage meiner Schweſter; — das von Couleur des puces des Dames du Monde, mit den goldnen Quaſten, an dem Kindtaufenſchmauſe bey der Frau Kammerräthin von J. — das hier mit Silber, und von Couleur de Pompadour am Namenstage des

„Königs von Frankreich — das hier
„mit goldenen Krepinen von Couleur
„du cheval favorit de l'imperatrice
„romaine — an dem Tage, als nach
„der Bataille bey Collin, große Fete bey
„Hofe war — —

und ſo gieng dieſer Mann faſt ſeinen ganzen Kleidervorrath, der in nicht mehr als funfzig bis ſechzig Stücken beſtand, mit mir durch. Ich erſtaunte faſt über die Größe einer menſchlichen Leidenſchaft für eine ſo nichtswürdige, nur kleinen Seelen eigene Sache, als die Kleiderpracht iſt. Jedoch auch von dergleichen Narren, als dieſer Hofſekretär war, iſt die Welt voller, als von allen andern Konſorten des Ordens der Narrheiten. Nicht daß ich die Nettigkeit, und die geſchmackvolle Wahl in der Bekleidung tadeln wollte! Nein! hieran kann man oft den Menſchen erkennen, den man vor ſich hat, und auf ſeinen Charakter, ſeine Lebensart, und ſeine Ordnung in andern ökonomiſchen Dingen ſchlieſſen. Nur muß man den Werth eines Menſchen nicht allein nach ſeiner Kleidung abmeſſen, und auf eine ſo geringfügige Sache, einen ſo wichtigen Preiß, als die Beurtheilung eines menſchlichen Charakters iſt, ſetzen wollen. Sonſt geräth man nicht ſelten in Gefahr, Trugſchlüſſe zu machen, und manchen braven Mann zu verkennen, der aus Armuth, und Mangel in einem ſchlechten Kleide einher gehen muß. Denn der Rock macht nicht den Mann, pflegt man zu ſagen, ſondern der Mann den Rock.

Allein, wer ſich deswegen, weil er ein gutes Kleid trägt, nicht für beſſer, als andre geringer bekleidete Leute hält — ſondern blos ſteckenpferdmäßig die Sache behandelt, wie der Hofſekretär, der übrigens ein ſehr vernünftiger Mann war, wirklich that, dem verzeihe ich auch dieſe Narrheit, und rathe jedermann an, auch dieſes gute Thier von Steckenpferd, welches in der Welt keine Seele beleidiget, nicht zu necken, oder zu turbiren. Denn wer alle Narrheiten, in dieſer Thorenvollen Welt rügen wollte, — wenn würde er damit fertig werden? Der Moraliſt findet an menſchenverderblichen Laſtern und ſchädlichen Bosheiten ſeiner Zeitgenoſſen ſchon Stoff genug, wenn er Luſt hat, ſeine Zunge, und ſeine Feder in Bewegung zu ſetzen. — Laſt alſo immer den guten Narren mit ſeinen Kleidern, das neue Kleid, worüber er ſich mit dem Schneider ſchlug, anziehen, und damit auf ſeinem Balle brilliren! Wir unſers Orts wollen dieſe Epiſode wieder verlaſſen, und zu wichtigeren Begebenheiten meiner Geſchichte fortſchreiten.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl.

So ſtand ich zum erſtenmahl, eines Abends von fünf bis ſieben Uhr, vor dem Quartier unſers Majors, welcher von Zabel hieß, Schildwache, als ein junger Unterlieutenant von unſrem Regimente, eine, im braunen Amazonenhabit reich mit Gold beſezt, gekleidete Dame, geführt brachte, die mir ſchon von weitem überaus ſchön, und wohlgewachſen vorkam. Aber wie erſtaunte ich, da ſie ſich mir näherten, und ich in ihr kein anderes Frauenzimmer, als Maximilianen erkannte! — ich präſentirte vor dem Offizier das Gewehr, indem ſie vor mir vorüber, und gerade in das Quartier des Majors hineingiengen.

„Wie gefällt Ihnen dieſer Rekrut, meine „gnädige Frau?

ſagte der Unterlieutenant, im Vorübergehen,

„iſt es nicht ein rechter ſchöner Burſche?
„Wie gehts Kammerad?

rufte er mir zu: Ich antwortete:

„ſehr wohl, Herr Lieutenant!

und Maximiliane warf ihre ſchönen ſeelenvollen Augen auf mich. — Ihre Freude, mich zu ſehen, war nicht zu verkennen; das Colorit ihrer ſchönen Wangen ſtieg: doch ſchien ihr Vergnügen mit Mitleid und Theilnehmung an meinem traurigen Schickſale verbunden zu ſeyn: denn ich ſahe, daß, indem ſie dem Unterlieutenant antwortete,

„der arme Menſch! es iſt Schade um „ihn — —

ihr Thränen in die Augen traten. Ich verfolgte ſie mit meinen Blicken, bis ins Haus, und ſo weit ich ſie ſehen konnte. Die Ordonnanz des Majors ſtand in der Thür; und dieſe fragte ich, ob ſie nicht wiſſe, wer dieſe Dame ſey? —

„Kennſt du denn unſre Majorin noch
„nicht?

antwortete der Menſch,

„es iſt dir eine gar liebe Dame, für die
„wir alle das Leben ließen: aber ſie iſt
„auch gar nicht ein bischen hochmüthig,
„und ſie redt mit dem gemeinen
„Mann ſo gut, wie mit dem Offizier.
„Ich freue mich allemal, wenn ich hier
„Ordonnanz bin, oder Schildwache
„ſtehe: denn da ſpricht ſie zu ganzen
„halben Stunden mit unſer einem, und
„manches gute Stück Braten, und
„manches Gläsgen Wein ſchickt ſie dem
„gemeinen Mann heraus, wenn er ſich
„halbwege bey ihr inſinuiren kann.
„Warte nur! ſie wird bald heraus
„kommen, und ſehen, was du für ein
„Zeiſig biſt?

Alſo meine ehemalige Geliebte — izt die Gemahlin meines Chefs! — ſie eine groſe geehrte Dame — und ich — ein elender gemeiner Soldat! — Himmel! wie veränderlich ſind doch die menſchlichen Schickſale! — in Wien wurde ich als ihr Liebhaber aus ihren Armen geriſſen — und bald darauf ſtehe ich hier vor dem Quartier ihres Gemahls Schildwache! — Dieſe Gedanken preßten mir Thränen aus. Auf mein Befragen erzählte mir die Ordonnanz weiter:

„ſie wäre erſt ſeit einigen Tagen mit dem Major von Wien zurückgekommen, wo er ſich der Rekruten halber befunden habe; — was aber den Offizier anbetreffe, welcher mit ihr gekommen ſey, ſo ſtehe dieſer Herr, welcher ein Baron von Priesdorf aus Mähren ſey, bey ihr in ganz beſonderen Gnaden, und pflege er faſt ihr täglicher Geſellſchafter zu ſeyn; der Baron ſey aber nicht mit in Wien geweſen. —

Ha! Ha! — dachte ich — das wird ihr erklärter Liebhaber ſeyn! — ihre Koketterien fielen mir wieder ein; und dieß machte, daß ich den Gedanken, ein Frauenzimmer, das ich ehedem ſo von ganzer Seele geliebt hatte, in den Armen eines andern zu wiſſen, ſehr ruhig ertragen konnte.

Ich fuhr fort, meinen Kammerad über die Majorin, und ihre Lebensart auszufragen. Er wuſte ziemlich viel von ihr, und er beichtete mir alles um ſo lieber, weil er die Galanterien dieſer Dame, nicht nur für etwas ſehr erlaubtes, ſondern ſogar, für etwas löbliches zu halten ſchien. Indem wir uns nun noch darüber beſprachen, wurde ich gewahr, daß die Majorin bisweilen allein, und bisweilen mit dem Baron zum Fenſter herausſah, und mich nicht nur ſehr aufmerkſam betrachtete, ſondern ſich auch mit dem Baron über mich zu unterhalten ſchien. Mit ſchwermuthsvollen Blicken wagte ichs bisweilen, ſie anzuſehen. Oft erwiederte ſie meine Blicke, und bald lächelte ſie mich an, bald ſchienen Thränen in ihren Augen zu glänzen. —

„Ach! Lorenz! iſt es ſo weit mit dir
„gekommen. —

dieß dünkten mich ihre Gedanken zu ſeyn, und meine ganze Seele gieng wieder in jenen traurigen Zuſtand der Unzufriedenheit über, wo man, in der Stunde des Elends, die ehedem ſo reichlich genoſſenen Freuden, mit ſo vieler Sehnſucht zurück wünſchet, und ſo herzlich über ihren Verluſt jammert. Ich ließ ihr, ſo viel ich konnte, die traurige Lage meines Herzens merken, und es rührte mich durch und durch, als ich gewahr ward, daß ſie ſo warmen Antheil daran zu nehmen ſchien.

Bald darauf kam der Major in Geſellſchaft des Barons aus dem Hauſe, und gieng weg. Die Ordonnanz, mit welcher ich bisher geſprochen hatte, folgte ihm. Die Majorin ſchien alſo allein zu Hauſe zu ſeyn: und nun — hofte ich — würde ſie ſich mir mehr zu nähern ſuchen. Meine Erwartung trog mich nicht! denn kaum war eine Viertelſtunde vergangen, während welcher ich in tiefe Betrachtungen verſenkt, auf meinem Poſten hin und wieder gieng, als jemand rufte: Schildwache! — ich ſah mich um. — Es war die Majorin ſelbſt, die in der Mitte des Hauſes, unweit der Thür ſtand, und mir mit der Hand winkte, hinein zu kommen. Bis in die Thür, und ſo, daß man mich doch noch von auſſen ſehen konnte, durfte ich treten, ohne daß ich von meinem Poſten wich. Ich gieng alſo hinein, und trat in die Thür, — das ſchöne Weib kam mir näher, und ihr Glanz bezauberte mich. Ihr Blick war zwiſchen Wehmuth, und Freude getheilt, und in ihren ſchönen Augen glänzten einige helle Thränentropfen.

„Armer Freund! —

rufte ſie, mit ungemeinem Ausdruck von Rührung, und Mitleid,

„kennſt du deine Maximiliane? gieb
„mir deine Hand!

Bey dieſen Worten reichte ſie mir ihre ſchöne, weiche, ſeidene Hand zu, die ich mit Inbrunſt ergriff, und ſie ſanft zu drücken wagte. Doch war ich vor Schmerz, und Rührung nicht im Stande, mehr als die Worte:

„Meine gnädige Frau! —

hervorzubringen, die ich mit Schluchzen und Thränen begleitete. — O! es war ein trauriger, aber auch ein wonnevoller Augenblick, als dieſe reizende Dame izt näher zu mir trat, und meine Hand unter den Worten:

„mein guter, ehrlicher Lorenz!

ſanft an ihre Bruſt drückte, und ſie denn mit Ausdruck und Rührung wieder fahren ließ. —

„Sehen Sie, gnädige Frau!

ſagte ich,

„ſo weit iſt es nun mit mir gekommen! —

„Gieb dich zufrieden, lieber Lorenz!

antwortete die Majorin,

„noch iſt dein Schickſal erträglich —
„ja es iſt gewiſſermaſſen beneidenswerth:
„denn — biſt du nicht bey mir, unter

„meinen Augen? und — ich will mei-
„ne ganze Schönheit verlieren, wo ich
„dir nicht die thätigſten Beweiſe von
„meiner Liebe geben werde. Hier!
„nimm einſtweilen dieſe Kleinigkeit! und
„thue dir eine Güte dafür! Mangel
„ſollſt du ſo wenig leiden, als ob du
„General wäreſt! —

Bey dieſen Worten drückte ſie mir einen Louisd'or in die Hand, und fuhr fort, ohne mir Zeit zur Dankſagung zu laſſen,

„Aber das wäre nur wenig, was eine
„Maximiliane für dich thäte. Nein!
„ — auch noch thätigere Proben mei-
„ner Liebe will ich dir geben; und das,
„was ich dir in Wien zugedacht hat-
„te, ſollſt du nun doppelt und dreyfach
„genieſſen, ob du gleich nur gemeiner
„Soldat biſt. Nur Geduld mußt du
„haben. Ich muß behutſam gehen;
„nicht um meines Mannes willen: —
„denn der gute Schlag von Mann weiß
„gar nicht, was Eiferſucht iſt, ſondern
„um andrer Urſachen willen, die ich dir
„ein andermal ſagen will. Gieb nur

„auf alles genau Achtung, was dir begegnet, und handle meinen Abſichten nur nicht entgegen, ſo wollen wir ſchon einmal an einem ſichern Orte allein beyſammen ſeyn, ehe du dich deſſen verſieheſt! und dann bring' ein Herz für mich mit — nur dasjenige Herz, das du mir in den erſten Zeiten unſrer Liebe ſo oft entfaltet haſt! —

Nach dieſen Worten verließ ſie mich, ohne weiter etwas von mir anzuhören, und eilte, mit geflügelten Schritten die Treppe wieder hinauf.

Ich hielt meinen Louisd'or in der Hand, beſahe ihn, in der Verwirrung meiner Gedanken auf allen Seiten, und — ſteckte ihn ein. Kaum wuſte ich, ob ich wachte oder träumte. Das Weib war zum Bezaubern ſchön, — ſie war ehedem mein Ideal! — die Göttin meines Herzens, — ich liebte ſie noch immer; — aber — was war ſie ſonſt, da ich ſie liebte? ein reines tugendſames Mädchen! — und, was iſt ſie izt? — eine Buhlerin — eine Untreue, die ihren Mann blos zum Deckmantel ihrer Schande braucht. — Die Hochachtung für ſie war lange zu Grabe gegangen! nur ſinnliche Begierden entflammten mich noch für ſie. Der begünſtigte Liebhaber der Gemahlin eines Stabsoffiziers, und — gemeiner Soldat! — närriſches Schickſal! —

Unter dieſen Gedanken trat ich wieder auf meinen Poſten, und wurde bald darauf abgelöſet.

Dreyßigſtes Kapitel.

Bemerkung über die Bizarrerien des weiblichen Geſchmacks in der Liebe.

Ich habe einmal ein ſehr ſchönes wohlgewachſenes Frauenzimmer von anſehnlichem Stande gekannt, welche den bizarren Einfall hatte, einen kleinen bucklichten, triefäugigten Menſchen zu lieben, deſſen Figur ziemlich viel Aehnlichkeit mit der Bildung hatte, die man insgemein dem Aeſop beyzulegen pflegt. Dieſes liebenswürdige Mädchen gefiel allgemein; es fehlte ihr daher auch nicht an Liebhabern, und Parthien, deren einige überaus annehmlich waren. Aber die wohlgebauteſte Mannsperſon vermochte es nicht, über den Buckel ihres Liebhabers hinweg zu ſpringen, und ihm den Vorrang abzulaufen. Kurz, ſie heyrathete endlich, trotz alles Widerſpruchs ihrer Verwandten, und Freunde, dieſen Aeſop, und — wurde zwar in der Folge unglücklich, aber ſie wuſte ſich doch damit zu tröſten, daß ſie ihren Willen gehabt hatte. — Ein anderes Frauenzimmer, von reizender Geſtalt, gutem Ruf, und guter Erziehung, liebte einen Menſchen, der tief unter ihrem Stande, mit einer ſchlechten Figur, auch einen erzliederlichen Wandel verband. Er war kurz, und ſtöpſelicht gewachſen, hatte einen Kahlkopf, und krumme Dachsbeine. Dabey war er berüchtiget in Uebertretungen des ſechſten Gebots: denn er gieng in verdächtige Häuſer, und hielt ſich an ehebrecheriſche Weiber, die ſeine Gunſtbezeugungen bezahlten. Das beſagte Frauenzimmer war ſo blind für Liebe zu dieſem Wollüſtling, daß ſie die angeſehenſten, und vortheilhafteſten Liebhaber ſeinetwegen vernachläßigte, und ſie dadurch völlig von ſich verſcheuchte. Zum Heyrathen kam es zwar zwiſchen dieſen beyden Leuten nicht; aber das unvorſichtige Mädchen hatte doch den Schaden davon, daß ſie ſich in einen üblen Ruf brachte, und kein Mann von Ehre, und Rechtſchaffenheit ſich um ihre Hand mehr bewarb. Wieder ein anderes Mädchen war die Krone des Orts, wo ſie lebte. Die Liebe edler tugendhafter Männer hätte ihr nicht entgehen können, wo ſie nicht dieſe verworfen, und dagegen einen übelberüchtigten Menſchen, von ſchlechtem Herzen, und von einer Figur, die einem Musquetier, oder einem Kutſcher ähnlich war, geliebt hätte. Sie muſte aber die Strafe ihrer bizarren Leidenſchaft empfinden: denn der Menſch ließ ſie ſitzen, und ſie wurde das Mährchen der Stadt, und der ganzen Gegend!

So ſollte mir es gar nicht ſchwer werden, noch zwanzig dergleichen Beyſpiele aufzuſtellen, wo man die bizarre und abgeſchmackte Liebe der Mädchen würde anſtaunen, und ihren verderbten Geſchmack würde bemitleiden müſſen. Worinnen der Grund dieſer thörigten Neigungen liegen, und woher er kommen mag, daß die meiſten ſchönen Frauenzimmer gröſtentheils die häßlichſten Liebhaber begünſtigen; dieß iſt ein Problem, das ich andern, und erfahrneren Menſchenkennern, als ich bin, zur Aufloſung aufgebe. Nur eine kleine Muthmaßung will ich wagen. Ob wir dem Grund der Sache dadurch etwas nahe kommen, dieß mag ſich ein jeder meiner Leſer ſelbſt entziffern, ſo gut er kann, oder will.

Ich ſtelle mir zweyerley Urſachen vor, welche dieſe ſonderbaren Würkungen hervor bringen können. Einmal, und bey manchen dergleichen ſeltſamen Liebhaberinnen, mag es wohl blos das ſeyn, was man Laune bey einem Frauenzimmer nennet. Ein ſchönes Mädchen hat gemeiniglich immer mehr Launen, als ein minderreizendes; und zwar aus dem Grunde, weil wir Thoren genug ſind, ihr um ihrer Reize willen, alle Fehler, und Bizarrerien zu überſehen, und dadurch ihr Eigenſinn genährt, und beſtärkt wird. Um alſo etwas beſonders zu haben, fällt ein ſchönes Frauenzimmer oft blos aus Eigenſinn, auf einen häßlichen Liebhaber, und jemehr man ſie davon abzuhalten ſucht, deſto erbitterter wird ſie darauf, ihrem Kopfe zu folgen, und ihrem Eigenſinn gemäß zu handeln, und wenn es auch noch ſo albern herauskäme. Je abgeſchmackter, je ſonderbarer, heißt es hier, und folglich auch deſto beſſer! —

Der andre Grund mag wohl in gewiſſen phyſiſchen Vollkommenheiten liegen, womit häßliche Leute nicht ſelten wohl begabt ſind. Man ſage mir dagegen was man wolle, ſo glaube ich dennoch aus Erfahrung beweiſen zu können, daß Sinnlichkeit das Herz eines ſchönen Frauenzimmers nicht ſelten an die Liebe feſſelt, und — wo ſie dieſe Befriedigung erwartet und findet, da hängt ſie ſich an, der befriedigende Gegenſtand mag übrigens beſchaffen ſeyn, wie er will. Jedoch — ich mag mich aus Delikateſſe, und Schonung des ſchönen Geſchlechts über dieſe Materie, die mir Stoff genug gäbe, ein ganzes Buch davon zu ſchreiben, nicht weiter ausbreiten. —

Ich gehe vielmehr wieder zu meiner Majorin über, um meine Leſer mit ihren Liebesabentheuern, und mit ihrem ſeltſamen Geſchmack an Liebhabern, genauer bekannt zu machen: denn auch ſie, fiel nicht ſelten auf einen Gegenſtand, der ihrer Schönheit, und ihrer feinen Empfindung gar nicht angemeſſen zu ſeyn ſchien. Ihr Gemahl, der Major, war ein großer, ſchöner, wohlgebauter Mann, und ob er wohl ſchon ſeine guten funfzig erreichet haben mochte, ſo fehlte es ihm doch an nichts weniger, als an Eigenſchaften, welche ſonſt den Damens zu gefallen, das Glück haben. Er war noch ſehr raſch, und munter, und beſaß viel Feuer; wenigſtens waren die Kammerjungfern und Köchinnen, ſeiner Gemahlin mit ihm immer ſehr wohl zufrieden, und diejenigen Bedienten, welchen er in der Folge dieſe Mädchen zu Weibern ankaufte, fanden keine Urſache über eine Nachkommenſchaft zu klagen, die ihrer Jugend Schande gemacht hätte. Man ſieht alſo, daß der Major noch immer der Mann war, der ſeiner ſchönen Gemahlin auf eine reelle Art vergeſſen machen konnte, daß er nicht mehr in den dreyßigen ſtand. Uebrigens muß ich es dieſem Manne zum Ruhm nachſagen, daß er nicht nur überhaupt einen ſehr edlen großmüthigen Charakter, und ein gefälliges mitleidiges Herz hatte, ſondern ſich auch beſonders gegen ſeine Gemahlin überaus liebreich, freundlich, und ſanftmüthig betrug, ſo daß er ſelbſt ihre Ausſchweifungen mit dem Mantel chriſtlicher Liebe zuzudecken pflegte, und ſie in der That mit warmen Herzen liebte.

Nichts deſto weniger aber liebte dieſe ſchöne Dame vor allen andern, beſonders zweye ihrer Galans, deren Figuren ihrem Geſchmacke, nichts weniger, denn Ehre machten. Der eine war der obengenannte Baron von Prießdorf, Unterlieutenant bey unſerm Regimente, und der andre — niemand anders, als Musje Blodini, der Kammerdiener ihres Herrn Gemahls. Den Baron rechtfertigte zwar ſeine Jugend zum Liebhaber: denn er hatte kaum zwanzig Jahre erreichet, aber ſeine Figur entſprach dem Geſchmack gar nicht, den man ſonſt einer ſo ſchönen Dame, wie die Majorin war, zugetraut hätte. Seine Statur war klein, ſtöpſelicht, und plump; er hatte krumme Beine, und die Waden auf den Schienbeinen. Sein Haar leuchtete des Abends ſo gut, wie eine Fackel: denn es war völlig feuerfarben. Das Geſicht war voller Finnen, und die Augen katzenartig gelb. Vermuthlich mochte wohl der Reiz ſeiner Figur in ſeiner Naſe ſtecken: denn dieſe war ſo unförmlich lang, und groß, daß — wenn es anders wahr iſt, was gewiſſe Leute behaupten wollen, daß nämlich große Naſen ganz ungemeinen Eindruck auf gewiſſe Frauenzimmer machen, — dieſe Naſe allein den Geſchmack der Dame zu rechtfertigen ſchon geſchickt genug war.

Den andern Liebhaber, Mußje Blodini, anlangend, ſo ſtand dieſer Mann ungefehr in ſeinem dreyßigſten Jahre. Er war ein Italiener von Geburt, hatte ſich anfänglich dem geiſtlichen Stande gewidmet, war aber aus Neigung zum herumſchweifenden Leben, wieder aus dem Kloſter entlaufen. Seine Statur war lang, und hager; er hatte eine ſchwarzgelbe Geſichtsfarbe, große ſchwarze Augen, und — welches beſonders bemerkt zu werden verdient — er war ebenfalls mit einer ungeheuren Habichtsnaſe verſehen. — —

Was aber das Komiſchſte bey der Sache war, ſo ſtanden dieſe beyden begünſtigten Liebhaber der Majorin, bey ihrem Gemahl, in ganz beſondern Gnaden. Der Baron war unter allen Offizieren derjenige, welchen der Major am beſten leiden konnte. Der Baron ſpeißte bey ihm tagtäglich, war ſein ſteter Geſellſchafter, und der gute Major konnte faſt keine Stunde leben, wo er nicht ſeinen geliebten Rival und Hörneraufſetzer um ſich hatte. Daß ihm auf dieſe Weiſe, das Commerz mit ſeiner ſchönen Gemahlin ſehr leicht werden muſte, läßt ſich vollkommen begreifen, ohne daß ich meine Leſer darauf aufmerkſam zu machen brauche.

Gleiche Bewandniß hatte es auch mit Muſje Blodini. Dieſer Menſch hatte das Herz ſeines Herrn völlig in Händen. Er ſtand ſo gut bey ihm, daß ich glaube, er würde es ihm verziehen haben, wenn er ihn auch ſelbſt in den Armen ſeiner Gemahlin angetroffen hätte.

Ob die beyden Liebhaber völlig davon unterrichtet waren, daß ſie die Gunſtbezeugungen der Majorin unter ſich theilen mußten; dieß läßet ſich mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit vermuthen. Es mochte daher wohl aus Klugheit geſchehen, daß ſie einander deswegen nicht verfolgten, ſondern vielmehr auf Hofmanier mit einander umgiengen, und es geduldig ertrugen, wenn einer, um des andern willen, bisweilen zurück treten muſte.

Nun aber kam ich als der dritte darzwiſchen, und ob es zwar wohl ſonſt nach dem Sprichworte heißt, daß aller guten Dinge dreye ſeyn müſſen, ſo mochten es die beyden Liebhaber doch nicht recht behaglich finden, mich als Mitglied ihres Ordens zu dulden. Ich gerieth alſo durch dieſen Handel, wieder in eine Menge neuer Verdrüßlichkeiten, welche der Leſer in der Folge meiner Geſchichte, ſo fern nämlich ſein Geduldsfaden zureichet, ſie auszuleſen, finden wird.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Liebesabentheuer von ziemlich ſtürmiſcher Art, und wie es ablief.

Es war eines Abends zwiſchen ſieben und acht Uhr, als ich aus dem Traiteurhauſe, wo ich zu ſpeiſen pflegte, wieder nach Hauſe gehen wollte. Gewöhnlich war ich mit dem Schlag ſieben Uhr wieder in meinem Quartier. Dießmal hatte ich, mich aber wohl eine halbe Stunde länger im Traiteurhauſe aufgehalten. Als ich nun meinem Quartier noch bis auf vier bis fünf Häuſer nahe kam, hörte ich vor mir in der Entfernung von ungefähr funfzig Schritten, einen ſtarken Wortwechſel zwiſchen zwey männlichen, und einer weiblichen Stimme.

„Du muſt hol' mich alle Teufel mit
„uns!

hörte ich eine Mannsperſon ſagen.

„ſo ein Mädchen haben wir den ganzen
„Abend geſucht!

„Allo! nur angepackt!

ſagte der andere

„ſie wird ſchon Beine kriegen! Komm
„Mädchen, komm! wir freſſen dich
„nicht!

„Ich bin ja keine ſolche Perſon, wie
„ihr ſucht! laßt doch ein honettes Mäd-
„chen mit Frieden! ich ſchreye um Hül-
„fe, wenn ihr mich nicht gehen laßt.

Nichts! nichts!

ſagte eine Mannsperſon wieder,

„magſt ſeyn, wer du willſt! kurz! du
„taugſt in unſern Kram! fort! oder
„du kriegſt Prügel!

Das Frauenzimmer fieng aber an, ſehr heftig zu ſchreyen, als ich dieſem Schauſpiel zum guten Glück für ſie, ſchon völlig nahe kam. Es waren zwey Musquetiers von einem Infanterieregimente, die betrunken zu ſeyn ſchienen, und ein hübſches niedliches Bürgermädchen, an den Armen mit Gewalt fortſchleppten. Alles Bitten, und Flehen dieſes Frauenzimmers hörten ſie mit tauben Ohren an.

Ich zog meinen Pallaſch, und ſchlug den einen dieſer Kerle, unter den Worten:

„Wollt ihr das Mädchen loslaſſen, ihr
„niederträchtigen Schurken!

dermaßen über die Schulter weg, daß er zur Erde niederhauchte. In dem Augenblick ſagte das Frauenzimmer auf franzöſiſch:

„Ah! voila Monſieur Lorenz! re-
„connaiſſez en moi votre amante!

Nunmehr kannte ich ihre Stimme wohl. Es war niemand anders, als die Majorin, in ein Bürgermädchen verkleidet; und dieß bewegte mich um ſo mehr, auch dem andern Musquetier einen tüchtigen Riß, mit meinem Pallaſch zu verſetzen. Dieß hatte nun zwar wohl die Würkung, daß dieſe beyden Kerle das Frauenzimmer loslaſſen muſten; allein ſie dachten mir auch meine Befreyung theuer genug bezahlen zu laſſen.

Denn ſie zogen beyde ihre Säbel, und hieben damit, auf das gewaltſamſte auf mich ein. Wollte ich nicht von dieſen unſinnigen, betrunkenen Kerlen, zu Schanden gehauen werden, ſo muſte ich mich nothwendig meiner Haut wehren. Ich brauchte daher meinen Pallaſch ſo gut gegen ſie, daß ich nicht nur alle ihre auf mich gerichtete Hiebe glücklich ausparierte, ſondern auch dem einen derſelben, einen Hieb über den Kopf anbrachte, wovon er augenblicklich darnieder ſtürzte. Der andre nahm hierauf die Flucht; da aber indeſſen eine große Menge Pöbel zuſammen gelaufen war, ſo fand ich für gut, mich in mein

Quartier zu retiriren, ſo gern ich auch dem von mir niedergehauenen Mußquetier, der in ſeinem Blute da lag, beygeſtanden hätte.

Die Majorin hatte ſich gleich im Anfange des Gefechts davon gemacht; zu meinem nicht geringen Erſtaunen, fand ich ſie aber im Hofthore meines Quartiers, wo ſie meiner zu warten ſchien. Ich war äußerſt alterirt, und voller Furcht und Schrecken über den, von mir niedergehauenen Musquetier, den ich zwar nicht für todt hielt, doch aber leicht glauben konnte, daß meine ihm beygebrachte Wunde gefährliche Folgen haben könne.

In dieſer Gemüthsverfaſſung, welche gerade am wenigſten zu dem, mir bevorſtehenden Liebesabentheuer geſchickt war, nahm ich zwar die Majorin, als ſie mir ſagte, daß ſie zu mir wolle, am Arm, und führte ſie mit mir die Treppe hinauf in mein Zimmer, weil mir es nun nicht mehr ſchwer wurde, zu entziffern, daß ihre Verkleidung gleich Anfangs nichts anders zur Abſicht hatte, als ſich unter dieſer Masque zu mir zu begeben. Aber kein Wort konnte ich zu ihr ſagen, bis wir das Zimmer erreichten, wo mir das verführeriſche Weib am Buſen ſank, und mit Thränen ausrufte:

„O! ich danke dir, aus der ganzen Fülle meines Herzens, mein liebſter, beſter Lorenz! daß du mich aus den Händen dieſer ungeſchliffenen Menſchen gerettet haſt! — wenn dir meine Liebe nur eine geringe Belohnung dafür ſeyn kann, ſo überlaß dich nun ganz ihren Entzückungen, und ſchwelge dich ſatt in meinen Umarmungen! —

„Das wollte ich auch gern, meine Maximiliane!

antwortete ich ihr, unter einer Million der wärmſten ſeelenvollſten Küſſe,

„aber unſre Liebe iſt mit Unglück begleitet. Das ſehen Sie heute zum drittenmal. Ich zittere vor den Folgen dieſer Begebenheit, und — aufrichtig zu reden — ich muß

„Sie tadeln, daß Sie in dieſer „Verkleidung, ſich einer ſolchen Ge„fahr ausſezten.

„Was thut man nicht aus Liebe, be„ſter Lorenz!

verſezte ſie,

„ich ſtrebte ſo lange darnach, dich ei„nige Stunden allein zu ſprechen; aber „bisher war mir's auf keine Weiſe „möglich: denn ich wurde zu ſehr um„lagert, und beobachtet. Heute iſt „nun mein Mann, in Geſellſchaft des „Barons, auf einem Schmauſe, beym „Oberſten. Ich war auch mit dazu „gebeten; ich ſchlug es aber aus, um „endlich einmal mit dir, ein paar „Stunden allein zuzubringen. Am „thunlichſten kam mir es vor, dich in „deinem Quartier unter dieſer Verklei„dung zu beſuchen, und weil ich dich „um izige Zeit zu Hauſe vermuthete, „ſo unternahm ich dieß Abentheuer. „Glücklich kam ich bis hieher' wo „mich die beyden betrunkenen Muß„quetiers, aus deren Händen du mich

erret-

„ertretteteſt, anſielen, und mich für ei„ne herumſtreifende Nymphe anſa„hen. — Siehſt du," mein lieber „Lorenz! das alles hab' ich um dei„netwillen gethan! wirſt du mir „es auch Dank wiſſen? und wirſt „du auch zärtlich gegen deine Maxi„miliane ſeyn? —

Unter dieſen lezten Worten fiel mir das wollüſtige Weib, in der ausſchweifendſten Ekſtaſe der Zärtlichkeit abermals um den Hals, umſchlang mich mit beyden Armen, drükte ihre ſchöne Wange an die meinige, und forderte Genugthuung ihrer Liebe. —

Aber — es ſollte ſo ſeyn. — der Himmel wollte mich vor einer Vergehung bewahren, deren ich mich noch niemals ſchuldig gemacht hätte, — er wollte mich nicht in die Sünde des Ehebruchs fallen laſſen. Darum empfand ich in dieſem Augenblick — wo mir der Tempel Cytherens ſo ganz offen ſtand, und ein ganzer Schwarm von Liebesgöttern, um mich herumgaukelnd, mich zum ſüſſeſten Genuß die Wolluſt aufforderten — nicht das für meine Göttin, mit deſſen Benennung ſie den Namen Zärtlichkeit entweihte — ſondern vielmehr eine Art von Schauder, und Abſcheu, vor dem mir ſo reizend zulächelnden Laſter, und vor der Perſon, die mir ſo willig den Kelch der Wolluſt Preiß gab — einen Abſcheu, der mir tief durch die Seele drang, und mein ganzes Weſen erzittern machte. — Anſtatt alſo die Wünſche dieſes zudringlichen Weibes zu befriedigen, wurde der Gedanke in mir lebendig, ob es nicht noch möglich ſey, dieſe verirrte und verführte Dame wieder auf den Weg der Tugend zurück zu führen, und ihr einen Abſcheu vor ihrer bisherigen ausſchweifenden Lebensart beyzubringen. — Das Unternehmen war ſchwer, und der Erfolg äuſſerſt ungewiß. Aber dennoch glaubte ich, es nicht unverſucht laſſen zu dürfen.

Ich verſchritt alſo getroſt zu dieſem guten Werke, ergriff die Hand der liebenswürdigen, obgleich izt laſterhaften Weibes, führte ſie an meinen Mund, und ſagte:

„Fordern Sie alles von mir, meine
„gnädige Frau! oder — meine
„Maximiliane! — wenn ich Sie
„ſo nennen darf! — ſelbſt mein
„Leben können Sie fordern! ich opfere
„es Ihnen auf: denn ich liebe Sie, wie
„meine Seele, und nichts auf der Welt
„kann mir die wonnevollen Stunden
„vergeſſen machen, die mir einſt, in unſ-
„rer Unſchuld, ſo rein an Ihrer Seite
„verfloſſen. Nur aber verlangen
„Sie keine Handlung von mir, die mein
„Gewiſſen beſchwert, verleiten Sie mich
„nicht, Ihnen zur Untreue an einem
„Gemahl behülflich zu ſeyn, dem Sie
„am Altar ewige Treue geſchworen ha-
„ben, und der es nicht um ſie verdient,
„daß Sie ihn zum Deckmantel Ihrer
„Ausſchweifungen machen! —

Hier wünſchte ich die Feder eines Fieldings, oder eines Hermes zu haben, um die Situation beſchreiben zu können, worein die bedauernswürdige Majorin, über dieſe meine Rede verfiel: denn mein Kiel iſt zu dieſer Beſchreibung zu ſchwach.

Das erſte, was die gewaltſame Regung ihrer Seele verrieth, war ein Strom von Thränen, der aus ihren Augen hervor ſtürzte. Aber noch waren es nicht Thränen der Reue, oder Vorboten ihrer Beſſerung: denn dazu war ſie noch lange nicht reif. Es waren vielmehr Thränen des Aergerniſſes, des Verdruſſes über fehlgeſchlagene Erwartung, der Kränkung über eingebildete Verſchmähung ihrer Reize, — Thränen, wie ich ſie oft in den Augen der niederträchtigſten Menſchen geſehen habe.

> „So? iſt das deine Sprache, du Undankbarer?

verſezte ſie,

> „belohneſt du ſo die Mühe, die ich deinetwegen übernommen, und die Gefahren, deren ich mich dir zu Liebe ausgeſezt habe? — Ha! du Elender! du kannſt die Liebe einer Dame verachten, um welche Fürſten geſeufzet haben? Geh! ich haſſe dich! ich mag dich mit keinem Auge mehr ſehen. Du biſt ein undankbarer, treuloſer Menſch! verſaure meinetwegen in deinen Thrä-

„wiſſen! ich verlaſſe dich, um nie wieder eine Sylbe mit dir zu reden. —

Nach dieſen Worten, die ſie voller Zorn und Wuth herausſtieß, eilte ſie nach der Thür, und wollte von dannen. Aber mich ſchmerzten dieſe unverdienten Vorwürfe: ich eilte ihr nach, faßte ihre Hand, fiel auf ein Knie vor ihr nieder, und ſagte:

„Nein! meine gnädige Frau! ich laſſe Sie nicht eher, bis Sie mir vergeben, — bis ich Ihnen geſagt habe, daß nur Mitleid und Liebe für Sie — nicht Stolz und Verachtung — die Bewegungsgründe ſind, warum ich nicht in Ihr Verlangen willigen kann! — Ach! meine ſonſt ſo geliebte Maximiliane! Ihr Haß wäre mir Tod! ich kann ihn nicht ertragen. Ich meine es gut mit Ihnen; möchte Sie gern von Ihren Irrthümern zurück bringen! Sehen Sie! ich bin ein junger, blühender Mann! folgte ich den Trieben meiner Natur, was könnte mir reizender ſeyn, als die Umarmungen einer Dame, die zur Liebe, und zur Wolluſt gemacht iſt! — aber nein! eben meine Liebe zu Ihnen ſeufzet nach

„Ihrem wahren Glück; und dieß Glück „beſtehet in der Tugend, deren Pfade „Sie ſo leichtſinnig verlaſſen haben. „Ich kann unmöglich an Ihren Verirrungen Theil nehmen. Noch ſind meine Tage frey von dem Laſter des Ehebruchs — ich muß vielleicht morgen „dem Tode entgegen gehen. Soll ich „kein reines Gewiſſen vor den Richterſtuhl des Allergerechteſten mitbringen! „— Ach! Maximiliane! geliebte, angebetete Frau! — könnte ich ſo glücklich ſeyn, Sie zu überzeugen, daß der „Weg, welchen Sie wandeln, Sie gerade zu Ihrem Verderben führt, ob er „gleich mit Roſen beſtreuet zu ſeyn „ſcheint! könnte ich das Werkzeug der „Aenderung Ihres Herzens ſeyn! — „könnte ich Sie wieder in die liebreichen „Arme der Tugend zurück führen? — „welche Wonne, welche Seelenwolluſt „würde ich dann fühlen! — Auf, meine Gnädige! verzeihen Sie dem armen Lorenz, der nichts auf der Welt „hat, als dieſes reine Herz! und rauben Sie ihm nicht noch dieß ſein einziges Gut! — folgen Sie mir! kehren

„Sie um! werfen Sie ſich wieder in
„die Arme der ugeTnd! —

Hier hielt ich innen, und drückte mit Zärtlichkeit und Wehmuth ihre beyden Häute an meinen Mund. Sie ſchien gerührt — erſchüttert zu ſeyn: denn ſie ſank mit einem neuen Ausbruch von Thränen an meinen Buſen, und ſagte mit groſſer Bewegung:

„Ach! Lorenz! was biſt du für ein
„Menſch? — ich wollte dich haſſen;
„aber — groſſer Gott! — wer kann
„den Engel haſſen, der einen auf den
„Weg der Tugend führen will? zu vergeben
„hab' ich dir nichts! Du biſt ein
„edler, vortreflicher Menſch! du haſt
„mein Herz gewaltig erſchüttert! —
„Wahr, ich bin ein untreues — böſes
„— laſterhaftes Weib; aber —
„mein Gott! — wie ſoll ich mich ändern?
„— ich ſtecke zu tief in den
„Gräueln der Sünde. Ach! Lorenz!
„ſag mir, wie fang ichs an? — denn
„ich könnte mich vielleicht beſſern. —
„Wie mache ichs, daß ich wieder tugendhaft
„werde? Ach! ich arme unglückliche
„Frau! —

Mit unausſprechlicher Wonne, wurd ich gewahr, daß dieſes ſchöne Weib noch etwas Gefühl für die Tugend empfand, und eben war ich im Begriff, das Eiſen noch zu ſchmieden, weil es warm war, als ſich vor meiner Thür ein ſtarkes Auftreten von einigen Männern hören ließ, welche die Treppe herauf kamen. Heftiges Erſchrecken durchdrang uns, wie ein Blizſtrahl; die Majorin ſprang in der Angſt in meine Kammer, und kroch in einen darinnen ſtehenden großen Kleiderſchrank. Ich eröfnete meine Stubenthür, und es trat herein, — niemand anders, als ein Korporal, mit zwey bewafneten Soldaten von der Wache. — Der Korporal kündigte mir Arreſt an — weil ich Händel auf der Straße angefangen, und einen Mußquetier zu Tode gehauen habe, — und befahl mir, ihm den Augenblick auf die Hauptwache zu folgen. —

Schrecklicher, als die mir bevorſtehende Gefangenſchaft, entſezlicher, als der mich vielleicht erwartende Tod ſelbſt, war mir die Nachricht, daß ich einem Menſchen das Leben genommen hatte. Vor Entſezen konnt' ich mich kaum auf den Füßen erhalten. Mit den Worten:

„Ich bin in Ihrer Gewalt!

ſank ich um: aber die beyden Muſquetiers fiengen mich in ihre Arme auf, und führeten mich halb ohnmächtig aus dem Zimmer — über die Straße — und auf die Hauptwache, wo ich ſogleich in Ketten und Banden geſchloſſen wurde. —

Wo meine Majorin geblieben war, erfuhr ich zwar anfänglich nicht; aber ſie hatte Mittel gefunden, ſich unbemerkt wieder aus dem Hauſe zu ſchleichen, und war glücklich und wohl in ihr Quartier gekommen.

Was mir hingegen weiter wiederfuhr; damit muß ich meine lieben Leſer, und Leſerinnen bis auf den folgenden Band meiner Lebensgeſchichte vertröſten: hier wollen wir inzwiſchen auf eine kurze Zeit wieder Abſchied von einander nehmen, wobey ich Ihnen allerſeits eine vergnügtere Stunde wünſche, als ich hatte, da ich auf der Hauptwache zu Dresden als ein Mörder, auf den Tod ſaß. Leben Sie wohl, geliebte Leſer, und Leſerinnen!

Ende des dritten Bandes.

1907.12066

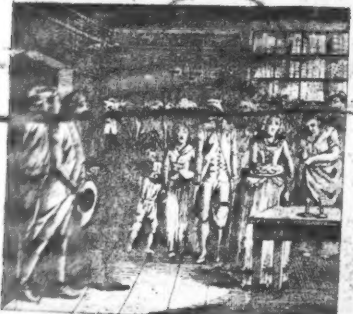
Lorenz Arndt,

von Blankenburg

keine Liebesgeſchichte.

Vierter und lezter Band.

von dem Verfaſſer der Emilie Sommer.



Leipzig,
bey Karl Friederich Schneidern, 1785.

Neue

Original-Romane

der Deutſchen.

Funfzehnter Theil.

Lorenz Arndt,

von

Blankenburg.

Vierter und lezter Band.

Leipzig,
bey Karl Friederich Schneidern,
1785.

Erſtes Kapitel.

Dialog mit einem Kunſtrichter.

Als ich mich lezthin in einer Geſellſchaft von Gelehrten befand, kam unter andern die Rede auch auf die erſten beyden Bände meiner Lebensgeſchichte. Einer meiſterte das, der andre jenes daran, wie denn die Herren Gelehrten immer alles gern zu meiſtern pflegen. Niemand wuſte, daß ſich der Held der Geſchichte ſelbſt zugegen befand: denn man kannte mich nicht. Endlich zog ich einen aus der Geſellſchaft, von welchem ich wuſte, daß er ein Kunſtrichter war, auf die Seite, entdeckte mich ihm, und bat ihn, um ſein Urtheil über mein Buch, weil ich doch gleich zugegen war, mich zu vertheidigen: denn wenn ſich die Schriftſteller allemal gegen die Kunſtrichter rechtfertigen könnten und dürften, ſo würden dieſe gewiß manchmal die Saiten anders aufziehen. — Hierauf fiel folgendes Geſpräch unter uns vor:

K. „Ich habe mancherley an Ihrer Geſchichte zu rügen, — beſonders an der Moralität des Helden ſelbſt.

J. „Nun? — zum Beyſpiel?

K. „Für's erſte iſt ja gar kein eigentlicher Plan in der Geſchichte, — ſondern das Wunderbare und Abentheuerliche der Begebenheiten giebt nur Gelegenheit eine Menge Perſonen zu karakteriſiren. —

J. „Ich bin hier einmal der Natur gefolgt; und dieſe zeigt uns keine künſtlich angelegten Plans, die nur der Wiz des Menſchen ausgegrübelt zu haben ſcheint.

K. „Gut! aber der Held? — an dem iſt deſto mehr zu tadeln. — Z. B. fällt mir eben ein: — er hat es doch immer nur Zufällen zu verdanken, daß er ſeine Keuſchheit behauptet.

J. „Zufälle thun auch oft das meiſte zur „Erhaltung der Keuſchheit in der würk„lichen Welt. Aber Sie werden doch „auch geleſen haben, daß er Grundſäze „der Tugend hatte, und ſie ausübte.“ —

K. „Mit unter wohl. Doch möchte es „auch wohl nur durch Verbindung an„derer Umſtände geſchehen, wenn Ihr „Buch bey den jungen Leſern ſo wenig „Schaden bringt, als Sie hoffen.

J. „Lieber Mann! den Reinen iſt alles „rein; den unreinen ſind Petrarchs Ge„dichte Gift. Ich habe der Wolluſt „doch nie das Wort geredet.

K. „Sie gefallen ſich aber doch ſehr in der „anſchaulichen Schilderung von Szenen „der Wolluſt!

J. „Herr! Sie urtheilen zu raſch. Das „bedarf Beweis.

K. „Dergleichen Szenen kommen zu häu„fig vor, als daß ich anders urtheilen „könnte. Das iſt Beweiſes genug.

J. „Dieſe Szenen ſind aber doch immer mehr zurückſchrekend, als anlockend; wer kann das leugnen? —

K. „Nun! nun! es iſt, wie es iſt! — und denn wiederholen Sie gar zu gern ſolche Bonmots, wie die von den Talenten, ſo in den Waden liegen!

J. „Kann ſeyn. Aber darinn ſehe ich doch eben noch nichts verführeriſches.

K. „Sie ſtellen ſogar Verehrerinnen der Religion wollüſtig vor! —

J. „Ha! ha! Sie meinen Thereſen von Mildenfelß. Ich merke, daß Sie den Karakter nicht recht gefaßt haben.

K. „Sie bedienen ſich aber doch ſolcher unanſtändiger Ausdrücke, wie von dem Wirth, der ſagt; da haben wir die Leipziger Damen zuſammen gearbeitet, was das Zeug hält ꝛc.

J. „Wie viel finden Sie denn ſolche Ausdrücke? — und was kann ich denn dafür, daß der Wirth ſo ſprach? —

„Der Ausdruck iſt zwar wohl niedrig, „aber doch eben nicht ſchlüpfrig.

K. „Nun! es mag derweile ſeyn. Aber „der Held hat doch eben nichts merk„würdiges in ſeinem Karakter.

J. „Das bedürfte noch bewieſen zu wer„den. Inzwiſchen iſt das auch bey ei„nem Buche eben ſo nöthig nicht, das „die Leſer blos durch andere Karaktere, „und ſeltſame Zufälle der Welt unterhal„ten ſoll.

K. „Aber auf dieſe Weiſe kann ja der Ro„man noch zu 20 Bänden anwachſen.

J. „Wenn ſich Leſer dazu finden — wa„rum nicht? — Doch — verlaſſen „Sie ſich drauf! mit dem vierten „Band wird geſchloſſen.

K. „Noch eins fällt mir von dem Helden „ein. Er hat immer ſo viele Liebſchaf„ten; und doch ſteht auf dem Titel: „keine Liebesgeſchichte.

J. „Eine Liebesgeſchichte iſt eine ſolche, die „den Faden zu einer Menge Begeben-

„heiten abgiebt, wie **Siegwarts** Liebe „zu **Marianen**. Aber mein Held hatte keine zuſammenhängende Liebesgeſchichte. Er war an kein Frauenzimmer unzertrennlich gefeſſelt.

K. „Das iſt wahr: denn er kann bey der „neuen Geliebten der alten ſehr leicht „vergeſſen.

J. „Gerade wie in der Welt. Belieben „Sie ſich unter den Menſchen umzuſehen: ob ſie es nicht meiſtens eben ſo „machen? wo haben wir denn die „**Abeillards** und **Siegwarts**?

K. „Das iſt nicht zu leugnen. Aber ſonſt „nimmt er doch gern mit, was ſich genießen läßt.

J. „Mein Held iſt ein Menſch; und welcher Menſch wird denn das Genießbare von ſich werfen? — wie machte „es denn **Tom Jones**? —

K. „So! — nun! denn kann ichs auch „mit ſeiner ſonſtigen Keuſchheit vereinbaren, wenn er ſagt, daß es ihm ſeine „ganzen Enthaltungskräfte koſte, wenn

„er der Bitte eines ſchönen Mundes widerſtehen ſolle.

J. „So habe ich manchen — ſonſt tugendhaften Mann reden hören.

K. „Ich höre ſchon; Sie wollen alles mit der Natur entſchuldigen. Aber manches iſt Natur, was in einem Roman unanſtändig iſt.

J. „Dergleichen werden Sie mir in meinem Buche wohl ſchwerlich beweiſen können; ohne daß ich Ihnen mit Marivaux, le Sage, Voltaire, Fielding, und andern, manches zu ſchaffen mache.

K. „Aber die vorkommenden Perſonen ſind doch immer ſolche, die mehr oder weniger lächerliches an ſich haben.

J. „Und iſt denn das ein Fehler in einem komiſchen Roman? beweiſen Sie mir doch das! — und wie viel giebts nicht z. B. dergleichen Perſonen im Gil Blas, — und im Tom Jones? —

K. „Einige ſind ganz abſcheuliche Böſewichter, wie z. B. Dilling, und andre.

J. „Was kann ich denn dafür, daß es dergleichen abſcheuliche Böſewichter auf der Welt giebt? — ich habe dieſe Karaktere nicht erdichtet; das können Sie mir auf mein Wort glauben.

K. „Ueberhaupt ſchildern Sie am liebſten recht niedrig komiſche Sitten und Szenen, die zuweilen ans Poſſenhafte grenzen.

J. „Ob ich das am liebſten thue; das iſt noch eine große Frage. Aber leugnen kann ich dieſe Szenen nicht. Und warum ſollt' ich ſie auch nicht ſchildern? ſie behagen dem Leſer von minderer Feinheit — der auch unterhalten ſeyn will — ungemein; und das Gefühl des edler Empfindenden, beleidigen ſie doch hoffentlich nicht ſo ſehr, daß ſie ihm Eckel erwecken ſollten.

K. „Das leztere will ich wünſchen. Ueberhaupt haben Ihre Gemälde wohl Wahrheit, aber keine Feinheit. —

J. „Belieben Sie nicht ſo allgemein zu „ſprechen! ich denke, es werden ſich „hie und da doch auch feine Gemälde „finden; und wo ſie es nicht ſind, ſo „kann ich eben ſo wenig prozeßſüchtige „Bauern fein darſtellen, als Hogarth „eine Schenke voll betrunkener Solda„ten in ein anmuthiges Gewand wür„de haben kleiden können.

K. „Ganz gut! aber einiges iſt doch zu „verbraucht, wie z. B. das drum, drum „des Doctor Eismanns.

J. „Mit unter mag wohl manches von „andern ſchon ſeyn dargeſtellet worden, „Aber Horaz und Rabener haben „auch ſchon Menſchen geſchildert; folgt „daraus, daß ihnen niemand folgen „dürfe? — Ueberdieß: ſagen Sie mir „doch, in welchem Roman des Doctor „Eismanns Karakter ſchon ſtehet? Sie „thun mir einen Gefallen damit!

K. „Ich wüſte freylich eben keinen zu nen„nen. Aber doch iſt manches in Ih„rem Roman zu niedrig.

J. „Das leugne ich nicht; aber iſt es
„denn deswegen fehlerhaft?

K. „Bedienten, Gaſtwirthe, und derglei-
„chen Leute nehmen in Ihrem Buche
„viel Plaz weg.

J. „So auch im gemeinen Leben; und ich
„wollte meine Leſer in die würkliche
„Welt führen.

K, „Da kann ich freylich nichts dagegen
„haben. — Ich höre wohl, Sie wol-
„len Fieldingen nachahmen; wie denn
„auch die Ueberſchriften Ihrer Kapitel
„Fieldingiſch lauten.

J. „Keines von beyden, mein Herr! als
„in ſo fern Fielding eher die Menſchen
„kopirte, als ich. Die Ueberſchriften
„lauten nicht Fieldingiſch; denn dort
„ſagen ſie mit klaren Worten den In-
„halt; ich aber habe ihn entweder in
„eine Sentenz, oder in eine entfernte
„Anſpielung gekleidet. Sonſt dünkt
„mich, wär' es auch eben kein Fehler:
„denn Richardſon ſchrieb Romane in
„Briefen, und Hermes auch lange
„nach ihm.

K. „Naturſzenen wollen Sie nach der Gewohnheit neuerer Romanſchreiber auch ſchildern! aber das gelingt Ihnen nur mittelmäßig.

I. „Das thut mir Leid. Ich werde es künftig beſſer machen. Müller und Wezel ſind freylich Vorgänger, die den Leſer verwöhnen können.

K. „Sonſt wiſſen Sie ziemlich anſchaulich und leicht zu erzählen; aber Originalität, Zierlichkeit und Korrektheit mangeln Ihnen.

I. „So! und andere halten mich doch gewiſſermaaßen für original — manche wollen auch Zierlichkeit gefunden haben! — doch — darüber läßt ſich nicht ſtreiten. Laſſen Sie nur dieß Urtheil nicht drucken! — es möchte den Schwachen ärgern. —

K. „Noch eins! wenn Sie nur die Höhle im erſten Bande weggelaſſen hätten. Sie iſt offenbar aus dem Cleveland entlehnet.

J. „Aus dem Cleveland? — haben „Sie denn den Cleveland geleſen? — „ich bitte Sie! leſen Sie doch die Geſchichte mit der Rumneyhöhle noch einmal! —

K. „Nun! es ſchreibet izt alles komiſche „Romanen, und findet ſeine Leſer. Sie „werden die Ihrigen denn auch finden.

J. „Das glaube ich gern; und daher will „ich mich auch ſogleich über den lezten „Band hermachen. Ich danke indeß „für Ihre Erinnerungen; ich werde „ſie nuzzen. Mit Ende des Buchs „komme ich wieder, und — hab' ich „mich gebeſſert — ſo werden Sie mir „doch das auch ſagen? —

Mit dieſen Worten endigte ſich unſer Geſpräch. Ich gieng nach Hauſe, — und nun erinnere ich mich, daß ich meine Leſer in einer großen Ungewißheit gelaſſen habe, wie es mit meinem Schlägerey-Abentheuer in Dreßden ablief. Ich war arretirt worden — doch leſen Sie das folgende Kapitel!

Zweytes Kapitel.

Eine unerwartete Kammeradſchaft.

Als man mich gefangen auf das Wachthaus brachte, und mich der Profoß in Empfang nehmen wollte, ſagte der Offizier von der Wache:

„dieſer Arreſtant ſoll nicht geſchloſſen „werden: denn wie ich eben höre, lebt „der Kerl noch, den er niedergehauen hat.

Ein lauter Seufzer zu Gott war mein Dankgebet für dieſe beruhigende Nachricht. Ich wurde alſo ungeſchloſſen auf die Wachſtube geſezt.

Indem ich nun hinein trat, ſahe ich einen Kerl, in einem groben Soldatenkittel, an der Wand angeſchloſſen, ausgeſtreckt auf der Erde liegen, welcher ſich ſehr verzweifelt geberdete, und allerhand Flüche in ſich hinein murmelte.

„Ha! wieder ein Kammerad!

rufte er aus, als er mich in Arreſt kommen ſah, und ſeine Stimme ſchien mir bekannt zu ſeyn. Weil aber nur eine kleine Lampe in der Stube brannte, und dieſer Kerl mit dem Geſichte nach der Wand zugekehrt lag, ſo konnte ich doch nicht ſo gleich ſehen, wen ich eigentlich vor mir hatte. Inzwiſchen ſagte der Unteroffizier, der mich arretirt hatte, zu jenem Gefangenen:

„Was willſt du da von Kammeradſchaft
„reden, du Schurke? — dieſer Arre-
„ſtant iſt nicht dein Kammerad: denn
„es iſt ein ehrlicher braver Kerl, der,
„wie ſein Gegner ſelbſt ausſagt, ſich
„wie ein Mann ſeiner Haut gewehrt hat.
„Und wenn er denn auch den beſoffenen
„Racker kalt gemacht hätte, ſo wär
„das, hol' mich alle Teufel! doch im-
„mer weiter kein Bubenſtück geweſen:
„denn ſolche Schurken, die ehrliche
„Mädchen des Nachts auf der Gaſſe
„anfallen, und ſich beſaufen, wie die
„Beſtien, machen unſrer Armee, und
„der Kaiſerin ſo keine Ehre. Aber —
„wer ein Spizbube iſt, wie du, wer
„ſeinen Offizier beſtiehlt, wie du, der
„verdient am lichten Galgen zu hän-
„gen, wo du auch wohl in ein paar

„Tagen baumeln wirſt. Wer ſoll alſo
„Kammerad mit einem Spitzbuben
„ſeyn? — und das ſage ich dir, wo
„du dich nur noch einmal unterſteheſt,
„dieſen braven Burſchen hier, Kammerad
„zu nennen, ſo will ich dich da herumwalken,
„und durchdreſchen, wie einen
„alten Nußſack: denn ein ehrlicher
„Soldat iſt kein Kammerad von einem
„Spitzbuben.

Auf dieſe majeſtätiſche Rede ſchwieg der Gefangene völlig, und traute ſich nicht einmal, ſich um- und mich anzuſehen. So ſehr mir aber auch der Eifer dieſes braven Unteroffiziers für meine Ehre gefiel, ſo war ich doch begierig, den Gefangenen näher kennen zu lernen. Ich fragte alſo, ob es mir erlaubt wäre, mit dieſem Unglücklichen einige Worte reden zu dürfen? —

„Wenn du dich überwinden kannſt, mit
„einem ſolchen Schurken zu reden,

antwortete der Unteroffizier,

„ſo will ich dir es weiter eben nicht wehren:
„aber das bedinge ich mir doch
„aus, daß du dich nicht familiair mit

„ihm machſt; denn der Spizbube ver-
„dient es gar nicht, daß ein ehrlicher
„Kerl Mitleiden mit ihm hat.

Und izt gab er mit ſeinem Stocke dem Gefangenen einen derben Hieb, über den Rücken hinweg, und rief:

„He! Sauſand! dreh' dich um! der
„Burſche da will mit dir reden. Ant-
„worte ihm! —

Wie ein Blizſtrahl drang mir der Name Sauſand durch die Seele: denn ich dachte augenblicklich, wer weiß, was dieſer Kerl, der gleichſam dazu beſtimmt iſt, dich in lauter Unglück zu ſtürzen, hier wieder für einen neuen Streich zu deinem Verderben ſpielt? — indem ich aber ſahe, daß dieſer Böſewicht ganz ohnmächtig da lag, und nun dem Galgen wohl ſchwerlich entlaufen würde, ſo erweckte mir dieſer Gedanke Muth, ihm dreiſt unter das Geſicht zu ſehen.

„So! biſt du Sauſand? —

ſagte ich, wie er ſich auf dem Boden nach mir umdrehte, und mir ſein Spizbubengeſicht herwieß.

„haſt du endlich deine ſchöne Laufbahn
„vollendet? — ich bedaure dich: Du
„wirſt nicht mit Ehren von der Bühne
„abtreten.

O! Herr Arndt!

rief er wehmüthig auf, und krümmte ſich wie ein Wurm zu meinen Füſſen. Der Unteroffizier machte ziemlich große Augen, über meine Bekanntſchaft mit dieſem Manne, und mit forſchender, verwunderungsvoller Miene fragte er mich:

„Was Kammerad? — kennſt du denn
„dieſen Böſewicht ſchon?

„Leider! freylich!

antwortete ich,

„Nur nicht auf der beſten Seite.

„Ach! großer, barmherziger Gott!

rief der Gefangene,

„Vergieb mir die ſchwere Sünde, die
„ich an dieſem Herrn begangen habe!
„— Ja! Herr Sergeant! — ich

„war von je her der abſcheulichſte Böſewicht. Einmal hab' ich dieſen jungen Herrn um Ehre und Glückſeligkeit gebracht. Ein andermal trachtete ich ihm gar nach dem Leben. Aber Gott verhütete dieſe Boßheit. Es gelang mir nicht.

„Ja wohl! ein abſcheulicher Böſewicht magſt du wohl ſeyn!

ſagte der entrüſtete Unteroffizier,

„aber was hatte dir Scheuſal denn dieſer gute Burſche gethan? denn er ſcheint mir ein ehrlicher Menſch zu ſeyn, der gewiß keinen Wurm mit Wiſſen und Willen beleidiget? —

„S. Nichts hatte er mir gethan. Bloß mein böſes Herz, und meine ſchändliche Gewinnſucht verleiteten mich, die gröſte Verrätherey an ihm zu begehen, und ſo gar einen Meineyd deswegen zu thun.

„Pfui! du niederträchtige Kanaille!

verſezte der Unteroffizier, indem er Sausanden mit dem Fuße ſtieß,

„und du haſt unſrer großen Kaiſerin „gedient? — vermaledeyt wärſt du! — „ich mag dich gar nicht mehr vor Augen ſehen. —

Alsdenn drehte er uns den Rücken zu, und gieng zur Thür hinaus. Die Soldaten von der Wache ſtanden um uns herum, und gaben auf allerhand Art ihr Mißfallen an dieſem Verbrecher zu erkennen. Einige ſagten, daß ſie es kaum erwarten könnten, bis er gehangen würde: denn die Ehre der Kaiſerin wäre durch ihn, als einen Dieb, auf das abſcheulichſte beſchimpft.

„Die Vorſehung hat deinen Bosheiten „nun Ziel und Maaß geſezt:

ſagte ich zu ihm,

„wohl wirſt du alſo thun, wenn du die „wenigen Stunden, die du etwan noch „zu leben haſt, dazu anwendeſt, dem „höchſten Weſen deine Sünden abzubitten, und dich auf den Eintritt in jene „Welt vorzubereiten. Was mich anbetrift, ſo ſoll mein Fluch dich nicht

„verfolgen, und ſo ſehr du mich auch
„beleidiget haſt, ſo vergebe ich dir doch
„alles von ganzem Herzen, und wün-
„ſche, daß dich Gott zu Gnaden an-
„nehmen möge.

„Ach! tauſend Dank!

rief der kriechende Menſch, indem er meine Beine umfaßte, und meine Füſſe küßte,

„Tauſend Dank für Ihre Verzeihung!
„aber — Gott kann mir nicht verge-
„ben. Er iſt ein gerechter Gott. Ich
„habe gar zu viel Böſes gethan. Sie
„wiſſen noch lange nicht alles. —

„Gottes Barmherzigkeit iſt unend-
„lich,

antwortete ich,

„Verzweifle nicht an ſeiner Gnade!
„Sieh! ich bin nur ein Menſch, und
„— ich habe dir vergeben; ſollte Gott
„weniger Großmuth beſizzen, als ſeine
„Geſchöpfe? — ſey alſo getroſt, und
„heitre dich auf! — haſt du zu eſſen,
„und zu trinken?

„O! nichts, mein Herr!

verſezte er wehmüthig,

„es hat niemand Barmherzigkeit mit
„mir.

„So ſollſt du ſehen, daß die Barm-
„herzigkeit auch in der Welt noch
„nicht ausgeſtorben iſt.

Ich zog ein Achtgroſchenſtück aus der Taſche, und bat den einen Soldaten, er möchte dafür eine Kanne Wein, für den armen Gefangenen zur Erquickung holen laſſen.

„Wein? — Wein will er der Beſtie
„vorſezen?

fragte der Soldat, ziemlich erſtaunt über mich

„Waſſer iſt noch zu gut für dieſen die-
„biſchen Racker. Miſtpfüze ſollte man
„ihm zu ſaufen geben. Der Wein ge-
„hört nur für ehrliche Leute.

„Pfui! ſchäm' er ſich, Kammerad!
antwortete ich,

„der

„der Verbrecher iſt ein Menſch, ſo gut,
„wie wir. Hat er denn auch Böſes in
„der Welt gethan, ſo verliert er doch
„das Recht auf unſer Mitleiden nicht.
„Ein Soldat muß nicht grauſam ſeyn.
„Und Gott befiehlt ja ſelbſt, wir ſollen
„auch unſern Feinden Gutes thun.

Der Soldat ſchüttelte mit dem Kopf. Meine Moral mochte nicht in ſein Syſtem paſſen. Aber ein andrer, der neben ihm ſtand, ſagte:

„Arndt hat recht. Man muß einen
„Menſchen nicht wie ein Vieh traktiren.
„Der Hauptmann Ladogna gab mir
„einmal, als ich noch unter ſeiner Ko-
„pagnie ſtand, ein paar Hiebe mit ſei-
„nem Rohr, die ich Zeitlebens nicht wie-
„der vergeſſe, und zwar bloß darum,
„weil ich einen Kerl, der als Spion er-
„tappt wurde, einen Racker, und eine
„Beſtie hieß; — und er ſagte dazu:
„der Menſch wäre Gottes Geſchöpf —
„man müſſe nicht mit ihm, wie mit ei-
„nem Viehe umgehen. —

Ich ſahe, daß dieſer Soldat von unſerm Regiment war, und da wir alsbald einander erkannten, ſo brachte ich ihn auch dahin, daß er dem unglücklichen **Saufand** einige Erfriſchungen herbey holte. Es giebt gewiſſe Augenblicke, wo man ſtolz drauf iſt, ein Menſch zu ſeyn, wenn man nemlich der Würde eines Menſchen gemäß gehandelt hat. Das war ein ſolcher Augenblick, als der elende, von jedermann gleichſam mit den Füſſen weggeſtoßene **Saufand**, mir mit Thränen der Reue für meine Menſchenfreundlichkeit dankte, und ſeinen lechzenden Körper durch das geiſtreiche Getränke ſtärkte, das er aus den Händen eines Menſchen empfieng, den er um Ehre und Glückſeligkeit gebracht hatte. —

Indem ich mich noch an der Zufriedenheit dieſes elenden Menſchen weidete und bey ſeinem Unglück weniger an mein eigenes Schickſal dachte, trat ein Offizier herein, und ſiehe da! — es war niemand anders, als mein Kapitain ſelbſt. Er zog mich auf die Seite, und erzehlte mir ernſtlich, daß der Mußquetier, den ich gehauen hätte, noch am Leben, und nach der Verſicherung des Wundarztes auſſer Gefahr ſey.

Alsdenn befragte er mich über die genaueren Umſtände des vorgefallenen Handels, und beſonders darüber, wer die junge Dame geweſen ſey, die ich aus den Händen der Soldaten gerettet habe? — ich fand kein Bedenken, dieſem redlichen Mann alles zu entdecken, weil ich mir dadurch ſeine Vorbitte zu erwerben dachte. Auch irrte ich mich hierinnen nicht; denn er ſagte mir, daß ihm die Majorin eben ein Billet zugeſchickt, und ihn um ſeine Vermittelung bey meiner Sache gebeten habe,

> „ich werde mein ganzes Anſehen anwenden,

fügte er hinzu,

> „um dir vielleicht morgen wieder loßzuhelfen; aber du mußt mir verſprechen, „alsdenn auch deinen Umgang mit der „Majorin aufzugeben: denn die Geheimeräthin von W. hat dich mir ſehr „angelegentlich empfohlen, und ich kann „dir daher eine ſo gefährliche Connoiſſance nicht geſtatten.

Ich verſprach es ihm um ſo lieber, da ich ohnedem mit dieſem wollüſtigen Weibe weiter nichts zu thun haben mochte; und dann verließ er mich, unter der nochmaligen Verſicherung, daß meine Sache gewiß gut ablaufen ſolle.

Drittes Kapitel.

Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis der Henkel endlich abbricht.

Was hatte ich weiter zu fürchten, da ſich ein Mann meiner annahm, deſſen Wort ſo viel Gewicht hatte, und der, ob er gleich nur Kapitain war, doch bey der ganzen Generalität in Anſehen ſtand? — denn wenn bey den höhern Offizieren von einem rechtſchaffenen Manne unter den Niedrigeren die Rede war, ſo führte jeder den Hauptman Ladogna zum Muſter auf, und ſelbſt ſeine Vorgeſezten hatten Hochachtung für ihn. Ich legte mich alſo ganz ruhig über mein Schickſal auf meine Pritſche nieder, und erwartete unter einem ſüſſen Schlafe den Morgen, wo ich wieder auf freyen Fuß zu kommen, mir ſchmeichelte.

Als ich früh aufſtand, fand ich auch **Sauſanden** ziemlich beruhiget. Er ſagte, weil nunmehr die Uhr ſeines Lebens bald abzelaufen ſeyn würde, ſo wolle er ſein Schickſal mit Geduld ertragen, und inzwiſchen für das beſte ſeiner Seele ſorgen. Ich ließ ihm ein gutes Frühſtück auftiſchen, und bat ihn, mir ſeine Geſchichte zu erzehlen, wozu er denn auch um ſo lieber bereit war, weil ein großer Theil derſelben auch mich mit angieng. Mein ehrlicher Korporal **Poſinsky** kam auch dazu, und da dieſer an den Schickſalen ſeiner Mitmenſchen ſehr gern Theil nahm, ſo hörte er **Sauſands** Erzehlung auch um ſo lieber mit an.

Ich übergehe hier die Bubenſtücke dieſes Mannes, wodurch er, auf Anſtiften Magiſter **Blauſtrumpfs** und des Haushofmeiſters **Bücklings**, mich um die Gunſt des Herrn **Blume** bringen half, und welche er mir izt recht ausführlich erzehlte: denn davon ſind meine Leſer ſchon im zweyten Bande meiner Geſchichte zur Genüge unterrichtet worden. Nach Endigung dieſes Theils ſeiner Erzehlung fuhr **Sauſand** alſo fort:

„Als Sie, mein lieber Herr **Arndt**,
„das Haus des rechtſchaffenen Herrn
„**Blume** verlaſſen hatten, nahm ſich
„Ihrer Ehre niemand mehr an, als der
„brave Sir **Nottingham**. Dieſer
„wahre Freund von Ihnen vertheidigte
„Sie gegen Jedermann, und ſchwur
„darauf, er müſte Ihre Unſchuld noch
„entdecken, und wenn es ihm ſein Leben
„koſten ſollte. Er hielt redlich Wort.
„Aber er fieng es auf eine ſehr pfiffige
„Art an, den klugen **Bückling** zu hintergehen,
„und ihm das Bekenntniß,
„daß er den Sack mit Gelde ſelbſt in
„Ihr Bette geſteckt hatte, abzulocken.
„Er that nämlich, als ob er ſich mit
„dem Juſtitiar **Kato**, entzweyet habe,
„und ſtellte ſich gegen **Bücklingen**,
„als ob er ihn, bey dem Herrn **Blume**
„zu ſtürzen ſuche, und nach der Gerichtsbeſtallung
„trachte. Zugleich bat
„er **Bücklingen**, ihm dazu zu helfen,
„und den Juſtitiar bey dem Herrn **Blume**
„verdächtig zu machen. Er verſprach
„ihm große Vortheile davon,
„und ſtellte ihm einen Wechſel über eine
„große Summe Geld aus, die er ihm
„bezah-

„bezahlen wolle, ſo bald er die Gerichtsbeſtallung habe. **Bückling**, ſo fein er ſonſt war, gieng doch hier glücklich in die Falle. Sie ſezten eine Zeit zuſammen feſt, wo ſie gemeinſchaftlich, in des Sir **Nottingham** Zimmer darüber berathſchlagen wollten. Dieſer aber unterrichtete nun den Herrn **Blume** von der ganzen Sache, und dieſer Herr muſte, neben **Nottinghams** Zimmer, in einem Alkofen, die Unterredung mit anhören. Hier lockte nun der Sekretair, nachdem er mit **Bücklingen** darüber einig war, wie der Juſtitiar am beſten zu ſtürzen ſey, von dieſem Schelmen, bey der Begeiſterung einer Flaſche guten Burgunder, auch das Bekenntniß heraus, wie er Sie geſtürzt, und wie er dadurch den Herrn **Blume** hintergangen habe. So bald es heraus war, trat Herr **Blume** aus dem Alkofen hervor, und darüber entſezte ſich **Bückling** ſo ſehr, daß er auch gegen dieſen, das Bubenſtück völlig geſtand, und um Pardon bat. Aber Sie wiſſen, wie Herr **Blume** hierinnen denkt. Mit

„Pardon ſchmeichelte ſich Bückling
„vergebens. Er wurde denſelben Tag
„noch, mit ſammt ſeiner Frau fortgejagt.
„Bey der Gelegenheit kamen noch mehrere
„ſeiner Schelmenſtückgen an Tag,
„und der gute Nottingham triumphirte
„nicht wenig über ſeinen Sieg. —

„Als ſich dieſes zutrug, fieng auch
„mir an, bange zu werden: denn ich
„traute nun der Klugheit des Sir Nottingham
„nicht über den Weg mehr.

„Ich entdeckte alſo dem Magiſter
„Blauſtrumpf meine Beſorgniſſe.
„Dieſer böſe Mann ſprach mir aber
„dadurch guten Muth ein, daß er mich
„verſicherte, der von mir abgelegte Eyd
„werfe eine undurchdringliche Decke über
„unſre Kabale. Ich wandelte alſo in
„meiner Sicherheit eine gute Zeitlang
„fort, ohne mir weiter über die Sache
„ängſtliche Gedanken zu machen. Es
„war gewiß, mein falſcher Eyd unterdrückte
„alles, nur nicht die Regungen
„meines ſchlafenden Gewiſſens, das, ſo
„ein böſer Mann ich übrigens auch

„war, doch endlich aufwachte, und mich unausſprechlich quälte. —

„Es traf ſich inzwiſchen, daß ich einem angeſehenen Bauer zu Rothenfels ein Pferd ſtahl. Mein Diebſtahl wurde entdeckt, und ich kam in Arreſt. Der Gerichtshalter machte mir die Inquiſition, und die Sache ſahe ſo ſchlimm für mich aus, daß mir ſchon damals der Galgen bevorſtand. Jedoch ich fand Mittel, den Gerichtsdiener, der ein Schurke war, auf meine Seite zu bekommen. Er war treulos genug, mir zu verſprechen, daß er mir die Flucht erleichtern wolle. Ehe ich aber dazu verſchritt, drängte mich mein Gewiſſen, dem Juſtitiar meine ganzen Bubenſtücke, die ich mit Hülfe Magiſter Blauſtrumpfs an Ihnen verübt hatte, zu entdecken. Er ſchien ſich eben nicht ſehr darüber zu verwundern, doch ſchrieb er alles, was ich darüber ausſagte, zum Acten nieder. Alsdenn unternahm ich meine Flucht, kam mit Hülfe des treuloſen Gerichtsdieners glücklich aus dem Gefängniſ-

„ſe, und flüchtete nach Böhmen, wo „ich mir einen andern Namen gab, und „mich bey einem Offizier als Reitknecht „vermiethete. Wie ich nachher gehört „habe, ſind mehrere Bubenſtückchen „von Magiſter Blauſtrumpfen an „Tag gekommen, beſonders im punkto „des ſechſten Gebots, und er iſt abge„ſetzt worden.

„Ich hingegen fand meine Rechnung „bey dem Offizier nicht nach meinem „Wunſch: denn er hatte nicht viel zu „brocken. Ich ſetzte mich alſo einmal „auf ſein beſtes Pferd, und ritt ins „Preußiſche, wo ich zu Breßlau das „Pferd an einen Roßkamm verkaufte, „und als Poſtillion Dienſte nahm. Hier „machte ich nun allerhand grobe ſpitzbü„biſche Streiche. Ich wurde mit aller„hand andern Kerlen meines Gelichters „bekannt. Mit dieſen redete ich's ein„mal ab, als ich keine Paſſagiers, und „nur noch einen andern Poſtillion zur „Bedeckung bey mir hatte, daß ſie die „Poſt anfallen und berauben ſollten. „Es geſchah; der andere Poſtillion

* * *

„wehrte ſich tapfer, aber da ich mehr „mit Schimpfen und Fluchen, als mit „der Fauſt Widerſtand that, ſo muſte „er der Gewalt bald unterliegen. Der „Poſtkaſten wurde erbrochen, und das „Geld herausgenommen. Ich bekam „hernach von den Räubern meinen Antheil davon, der ziemlich beträchtlich „war. Jedoch, das war mir noch „nicht genug. Einige Zeit darauf fuhr „ich einmal eine Extrapoſt weg; und „auf der Retour ließ ich meine Schaiſe „in einem Walde ſtehen, und nahm, „mit zwey Pferden die Flucht ins Oeſterreichiſche. Mit Hülfe anderer Kleider, und falſchen Päſſe wuſte ich mich „mit meinen Pferden bis Wien durch „zu lügen.

„Hier kaufte ich mir eine Chaiſe „und wurde ein Lohnkutſcher. Ich „war ziemlich verwegen, und fuhr auch „auſſer Wien hin, wohin man wollte, „und da traf es ſich denn unter andern „auch, daß ich den Kommerzienrath „Poliſchinell nach Dreßden fahren „muſte, wo ich Sie auf der Rückreiſe

„antraf, und — Ihrer Schweſter einen ſo niederträchtigen Streich ſpielte.

Nach dieſen Worten erzehlte mir Saufand die Geſchichte, wie es mit der Verkuppelung dieſes guten Mädchens, an den Mönch, zugegangen war, ausführlich. Da aber meine Leſer ſolche ſchon aus dem dritten Bande meiner Lebensgeſchichte wiſſen, ſo übergehe ich hier dieſen Umſtand mit Stillſchweigen. Inzwiſchen fuhr Saufand alsdenn alſo fort:

„Bey meiner Lohnkutſcherey trieb ich nun, wo ich nur halbwege konnte und wuſte, allerhand ſpizbübiſche Streiche, die ich auch immer ſo fein zu machen wuſte, daß ſie unentdeckt blieben. Endlich kam bey mir — wie man zu reden pflegt — ein Spizbube über den andern. Ich ſtand bey Ausführung meiner Diebskniffe, immer mit andern loſen Schelmen in Verbindung. Einsmals waren wir unſrer dreye Abends in meiner Wohnung beyſammen, und machten uns einen guten Abend, das heiſt, wir be-

„ſoffen uns im Wein, weil wir kurz „vorher einen reichen Fund gethan hatten. Die andern beyden Schelme „aber ſoffen mich nieder, und da ich „meinen Rauſch ausſchlief, ſo machten „ſie ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze, mir „meine Pferde aus dem Stalle zu ziehen, und auf und davon zu reiten. „Was ſollte ich nun machen? einer „meiner Bekannten ſagte mir noch überdieß: daß einige, meiner Diebeskniffe „entdeckt worden wären, und daß ich in „Gefahr ſtünde, arretirt zu werden. „Ich fand alſo für gut, mich bey Nacht „und Nebel auf die Socken zu machen, „und die Flucht zu ergreifen. Da es „juſt Krieg war, ſo wuſte ich vor der „Hand nichts beſſers vorzunehmen, als „daß ich unter ein kaiſerliches Freyregiment gieng, und Soldat wurde. „Anfänglich kam ich in Feindes Land „nach Schleſien, und da erlaubte ich „mir denn, unter dem Vorwande, daß „ich in einem feindlichen Lande war, die „gröſten Erpreſſungen, und die grauſamſten Raubereyen. Hierauf wurde „unſer Regiment mit nach Sachſen

„kommandirt. Allein, obgleich dieſes
„Land in Allianz mit uns ſtand, ſo
„trieb ich doch nichts deſtoweniger auch
„hier meine Marodirungen fort; ich
„ſtahl, raubte, und plünderte nebſt andern
„Kammeraden meines Gelichters,
„wo ich nur hinkam, und wo ich etwas
„zu rauben fand. Um Ihnen
„nur einen kleinen Begriff von unſern
„Bosheiten zu machen, erinnere ich
„mich eben eines ſchrecklichen Exceſſes,
„den ich an einem ſächſiſchen Geiſtlichen
„mit begehen half. Ich, und noch
„dreye von meinen Kammeraden ſchlichen
„uns einsmals auf dem Marſche,
„da wir durch ein ſächſiſches Dorf paſſirten,
„von der Colonne weg, und
„giengen in ein anſehnliches Haus, wo
„wir etwas zu finden dachten. Es
„war die Pfarrwohnung. Der Geiſtliche,
„der ein ehrwürdiger alter Mann
„war, kam uns entgegen, und fragte
„uns: was zu unſerm Befehl ſtünde?
„wir forderten zu eſſen und zu trinken.
„Die Frau Pfarrerin war geſchwind
„bey der Hand, uns reichlich aufzutragen.
„Die Leute waren überaus artig

„gegen uns, und bewirtheten uns herr-
„lich. Zur Dankbarkeit aber fragten
„wir den Geiſtlichen, nachdem wir uns
„ſatt gegeſſen, und noch überdieß unſre
„Schnappſäcke angefüllt hatten, wo er
„ſein Geld habe? — Der gute Alte
„leugnete, daß er dergleichen beſitze.
„Wir aber machten nicht lange Federle-
„ſens, ſondern banden ihm und ſeiner
„Frau, Hände und Füſſe, ſtopften ih-
„nen die Mäuler zu, daß ſie nicht
„ſchreyen konnten, warfen ſie ſo zur Er-
„de nieder, und eilten in die Oberſtube,
„wo wir den Schatz zu finden hoften.
„Hier ſtürzten uns des Pfarrers Toch-
„ter, und eine Magd mit Heulen und
„Schreyen entgegen, und flehten zu un-
„ſern Füſſen um Barmherzigkeit. Aber
„bey uns Barbaren hatte die Men-
„ſchenliebe ein Ende. Wir banden die-
„ſen beyden jungen Mädchen ebenfalls
„Hände und Füſſe. Zweye von uns
„gaben ſich damit ab, dieſelben zu
„ſchänden. Ich und der vierte aber
„brachen eine Schreibekommode auf,
„worinn wir ungefehr 20 Thlr. Geld
„fanden. Dieſe ſteckten wir zu uns,
„nahmen

„nahmen an Wäſche mit fort, was wir aufpacken konnten, und giengen davon, die Opfer unſrer Grauſamkeit aber lieſſen wir in ihren Banden liegen. Dergleichen abſcheuliche Thaten begieng ich mehrere. Allein das geraubte Gut half mir wenig oder nichts: denn theils wurde mir es von andern wieder genommen, theils verpraßte ichs in den niedrigſten Wollüſten, wo ich nur Gelegenheit dazu fand. Endlich mochte mir die Vorſehung das Ziel meiner Sünden geſteckt haben. Als ich einmal Mangel am Gelde hatte, ſchlich ich mich, indem unſer Regiment izt hier in Dreßden ſtehet, in das Quartier unſers Oberlieutenants, der ein ſehr reicher Herr iſt, und ſtahl ihm zehen Stück ungariſche Dukaten aus ſeinem Koffer, den ich zu erbrechen muſte. Mein Diebſtahl aber wurde verrathen, ſein Bedienter hatte mich zurück gehen ſehen; ich wurde arretirt, und da man noch neun Dukaten bey mir fand, ſo konnte ich mein Verbrechen auch weiter nicht leugnen. — So werde ich denn nun wohl das lez-

„tenmal geſtohlen haben: denn ich befürchte, daß man mir bald meinen „Laufpaß in jene Welt geben wird. „Möchten nur die Höllenſtrafen, die „ich zu erwarten habe, mich noch mit „Gott verſöhnen! Vielleicht iſt denn „auch noch aus der Hölle Erlöſung! —

Hiermit endigte dieſer unglückliche Böſewicht ſeine Erzehlung. Ueber ſeinen lezten heterodoxen Gedanken erſtaunte ich aber, weil doch der Menſch nie in Büchern geleſen hatte, und folglich auch nicht wiſſen konnte, daß einige unſrer neuern Gelehrten die Ewigkeit der Höllenſtrafen in Zweifel ziehen. Da ich ihn darüber befragte, ſo ſagte er, es hätte ihm einmal ein Geiſtlicher in Schleſien geſagt, daß aus der Hölle auch noch Erlöſung zu hoffen ſey, wenn man ſich nur auch erſt nach dem Tode zu Gott bekehre; und dieſe Verſicherung habe ihn in ſeinen Boßheiten beſtärkt, und ihm damit geſchmeichelt, daß es nach dem Tode allemal noch Zeit ſey, ſich zu bekehren. Ich ſuchte ihm dieſen abſcheulichen Grundſaz auszureden, und ermahnte ihn, keine Stunde zu verſäumen, die er nicht dazu anwendete, Gott um Barmherzigkeit und um Vergebung ſeiner Sünden anzuflehen. Indem ich aber noch darüber mit ihm ſprach, holte mich ein Unteroffizier mit zwey Mann Wache in das Verhör ab, und ich folgte meinen Begleitern mit Vergnügen, weil ich nun Gelegenheit zu meiner Rechtfertigung finden ſollte.

Viertes Kapitel.

Eine Offiziers-Handlung von eben nicht ungewöhnlichem Schlage.

Ich will meinen lieben Leſern mit einer weitläuftigen Beſchreibung meines Verhörs nicht beſchwerlich fallen, und den Raum zu intereſſanteren Szenen, die noch in meiner Geſchichte vorkommen werden, aufſparen. Meine Richter waren zu meinem Vortheil eingenommen; der Musquetier lebte nicht nur noch friſch weg, ſondern war auch auſſer aller Todesgefahr; meine Gegner hatten ſelbſt ausgeſagt, daß ich mich nur meiner Haut gewehret hätte; mein Handel wurde alſo als eine Nothwehr angeſehen, und in dieſer Betrachtung ſprachen mich die Geſetze von aller Strafe frey. War es alſo ein Wunder, daß ich dieſen Tag noch auf freyen Fuß kam, und mein Quartier wieder bezog? — Ein ſcharfer Verweiß, und eine ernſtliche Warnung, alle Gelegenheit zu dergleichen gefährlichen Händeln zu meiden, war alles, was ich am Ende davon trug.

Zwey Tage darauf wurde **Sauſand** gehangen. Es traf ſich, daß ich gerade mit kommandirt wurde, den Kreis bey der Exekution zu ſchließen; und da ſah' ich denn die lezte traurige Rolle, die dieſer ruchloſe auf dem Theater der Welt ſpielte, ſelbſt mit an. Grauſen und Entſetzen überfiel mich, als ich die Würde des Menſchen in dieſem Auswuchſe der Natur ſo tief ſinken ſah. Meine ſchimpfliche Geſchichte in **Rothenfelß** kam mir gar nicht aus den Gedanken. Dort triumphirte dieſer Böſewicht über dich — dachte ich; — du muſteſt von hämiſchen Menſchen verläumdet, mit Schande überladen, einen Ort verlaſſen, wo dein Glück in ſeiner erſten Blüthe ſtand; und die abſcheulichſte Bosheit trug den Sieg davon. — Aber nun biſt du gerochen! — das Werkzeug deines Unglücks findet am Galgen ſeine Belohnung. — Die Vorſehung iſt gerecht, — obgleich in jenem Leben erſt wahre Vergeltung unſrer Thaten zu hoffen iſt, ſo wird doch auch ſchon vieles in dieſer Welt vergolten. — Ehrlich währt am längſten, — endlich ſiegt die Rechtſchaffenheit doch noch über die Kabale, und über die Bosheit. — Doch — ich will dem Leſer nicht zumuthen, mir weiter nach zu philoſophiren. Die Sache möchte für ihn nicht ſo intereſſant, als für mich ſeyn. Ich kehrte mit vieler Rührung von der Execution in mein Quartier zurück, und nahm mir vor, künftig den geraden Weg der Rechtſchaffenheit, in jeden Vorfällen meines Lebens zu wandeln.

Aber die Verfolgungen, die wir von andern Menſchen zu erdulden haben, nehmen kein Ende. Bald darauf muſte ich dieſe traurige Erfahrung abermals an mir ſelbſt machen; und die Veranlaſſung dazu war nichts anders, als meine unſchuldige Verbindung mit der Majorin von Zabelitz. Ich habe meinen Leſern ſchon geſagt, daß der Lieutenant Priesdorf von unſerm Regiment bey dieſer Dame in beſondern Gnaden ſtand, und eines geheimen Umgangs von ihr gewürdiget wurde. Nun war es, bey Gelegenheit meiner Schlägerey mit den beyden Mußquetieren, an Tag gekommen, daß die Majorin auch mich ihres geheimen Zutritts werth hielt. Dieß ärgerte aber nun den Herrn Lieutenant ganz gewaltig, und machte ihn überaus eiferſüchtig auf mich. Hierzu kam noch, daß Maximiliane meine Ermahnungen zu Aenderung ihrer Lebensart beherzigte, und den Anfang ihres tugendhaften Wandels würklich damit machte, daß ſie dem Herrn von Priesdorf den Abſchied gab. Dieſer aber — der, wie viele ſeines Standes, an keine weibliche Tugend glaubte, ſondern ſeine Zurückſetzung für eine Folge meiner Bekanntſchaft mit der Majorin anſah, wurde dadurch ganz entſezlich gegen mich aufgebracht, und er beſchloß, mich bey erſter Gelegenheit, die Schwere ſeiner Rache fühlen zu laſſen.

Dieſer löbliche Vorſaz meines Herrn Offiziers war nun ganz im Geiſte vieler ſeiner Standesgenoſſen, welche den Dienſt ihrer Herren nicht ſelten zum Deckmantel brauchen, eine elende und niedrige Rache an einem ihrer Untergebenen, der ihnen etwa ins Gehege zu gehen ſich erkühnet, darunter zu verbergen. Denn manche dieſer Herren pflegen auch hierinnen ſehr ſtreng über die Geſetze der Subordination zu halten. Wenn es ihnen beliebt, ihre Liebesbedürfniſſe irgend einem Gegenſtande zu widmen, der vielleicht ſchon in Verbindung mit einem Gemeinen ſtehet, ſo verlangen ſie durchaus, daß dieſer Plaz machen ſoll. Thut er es nicht, ſo wird das geringſte Verſehen im Dienſte zu einem Vorwande gebraucht, den geringeren Rival, der unter ihrer Fuchtel ſtehet, von ſeinem Liebesküzel, durch eine tüchtige Prügelſuppe zu heilen. Denn niedrige Mädchen zu Huldigung ihrer Lüſte zu verführen, iſt dem Obern, in den Augen gewiſſer Leute, oft mehr Ehre, als Schande; aber einen Gemeinen, der nicht ſelten redliche Abſichten gegen das Mädchen hegt, zum Nebenbuhler zu haben; das würde die Ehre ſolcher Herren nicht wenig beſchimpfen.

Ein gleiches Schickſal wiederfuhr nun auch mir, ob ich gleich nicht eben meinem Offizier ein Mädchen wegnahm. Prießdorf ſuchte lange Gelegenheit an mir. Es wollte ihm aber anfänglich nicht recht gelingen: denn ich nahm mich vor allen Verſehen in meinem Dienſte in Acht. Endlich erreichte er aber ſeinen Zweck doch noch.

Es traf ſich, daß er kommandirt wurde, mit 20 Mann einen Transport Fourage, auf einem Dorfe bey Dreßden abzuholen, und herein zu escortiren. Ich war mit unter dem Kommando. Als wir uns nun bey ſeinem Quartier verſammlet hatten, und ſchon zu Pferde ſaßen, viſitirte er unſre Equipage noch mit äußerſter Genauigkeit. Zum Unglück hatte ich den Packriemen vergeſſen, den wir allemal in Vorrath bey uns führen muſten. Er fragte mich darnach, und als ich mein Verſehen entſchuldigen wollte, fieng er ſo gleich an:

„Du liederliche tauſendſakkermentiſche
„Kanaille! ich will dir lernen beſſer auf
„den

„den Dienſt Achtung geben. Alſo!
„herunter! ſitz ab! — Korporal!
„zwanzig Hiebe dem Schlingel hier auf
„der Stelle!

Da half kein Widerſtreben. Ich muſte abſitzen, und der Korporal fieng an, aufzuzählen. Dem Mann mochte es aber Leid thun, daß er mich um dieſer Kleinigkeit willen, ſo durchdreſchen ſollte. Er ſchonte mich alſo anfänglich, ſo gut er konnte. Aber kaum wurde der Lieutenant dieß gewahr, ſo tanzte auch ſeine Fuchtel ſchon auf dem Buckel des Korporals, unter den Worten:

„Will er nicht zuhauen, auf die Beſtie,
„daß ſie vor mir niederſinkt? — Aus
„dem Salze! oder ich will ihm den ab»
„ten Buckel einſalzen, daß er an mich
„gedenken ſoll.

Der gute Korporal durfte alſo nicht muckſen, ſondern muſte mir meine Prügel aus dem Salze geben: denn Subordination hebt die Menſchlichkeit auf. Auch fühlte ich nun die Schwere ſeines Stocks lebhaft genug. Sechzehn Stück waren ausgehalten. Aber izt kam mein Kapitain von ungefehr die Gaſſe daher, und beflügelte ſeine Schritte, als er die Exekution von weiten ſah. Halt! — rief er, als er ſo nahe kam, daß wir ihn hören konnten. Der Korporal hielt innen — der Lieutenant biß ſich vor Aerger in die Lippen, und ſchien über die Ankunft des Hauptmanns zu erſchrecken, — ich ſtand da, wie ein armer Sünder — wuſte nicht, ob ich mich wieder aufſetzen, oder die übrigen 4 Stück Prügel noch abwarten ſollte.

„Was hat der Burſche gethan?

fragte der Kapitain,

„Er hatte den Packriemen vergeſſen,
„Herr Hauptmann!

antwortete der Korporal, denn der Lieutenant ſchwieg vor Aerger ſtill, —

„Und dafür ließ ihm der Herr Lieute-
„nant zwanzig aufzählen, und zwar
„aus dem Salze. Sechzehn hat er ih-
„rer bekommen, und ich zwey derbe
„Fuchtelhiebe, weil der Herr Lieutenant
„das Salz nicht geſchont haben
„wollte.

„Um dieſer Kleinigkeit willen?

fragte der Kapitain den Lieutenant.

„Eine Kleinigkeit gehört ſo wohl zum
„Dienſt, als wichtige Dinge;

antwortete dieſer

„und eine Unachtſamkeit darinn ver-
„dient eben ſo wohl Beſtrafung, als ob
„der Soldat von ſeinem Poſten gienge.

“Beſtrafung! —

verſezte der Kapitain,

„wer leugnet das? — aber — wiſ-
„ſen Sie das nicht, Herr Lieutenant,
„daß jede Strafe mit dem Verbrechen
„im Verhältniſſe ſtehen muß? —
„ſchlimm genug, daß wir ſchon ſo oft
„Tyrannen ſeyn müſſen, und die Bar-
„barey des Soldatenſtandes uns die
„Gefühle der Menſchlichkeit raubt! ſol-
„len wir unſre Tyranneyen auch an
„unſern Kammeraden und Untergebenen
„ausüben? Der Burſche vergaß einen
„Packriemen; — gut! es war ein
„Verſehen — ein Verweiß, oder höch-
„ſtens zwey Stockhiebe waren Strafe

„genug dafür. — Aber zwanzig Prügel und dieſe noch dazu ſo heftig? — das iſt Tyranney und Unmenſchlichkeit. So handelt kein vernünftiger Offizier an dem Gemeinen, der ihn oft im Felde mit ſeinem Blute retten muß! — Aber, ich merk es bald — Sie haben vielleicht ein Pieckgen auf dieſen Mann, — unter uns will ichs Ihnen deutlicher ſagen, — und Sie ſuchten hier, Ihre Rache an ihm abzukühlen! — Pfui! Herr Lieutenant! — ſeine Privatleidenſchaften auf Koſten der Menſchenliebe befriedigen; — ſchickt ſich das für einen braven Soldaten? — ſein eigenes Intereſſe — oft ſo niederträchtiges Intereſſe — dem Dienſt des Vaterlandes und der Monarchin unterſchieben; — iſt dieß einem rechtſchaffenen Offizier anſtändig? und einem Mann von Ehre angemeſſen? — ſeine Macht zur Unterdrückung des Geringern anwenden; — kommt das mit den Pflichten des Menſchen überein? — das ſage ich Ihnen, Herr Lieutenant! ſchikaniren Sie mir

„dieſen Menſchen nicht länger! ſonſt werde ich die Sache dem Obriſten anzeigen, und Sie ſollen dann erſt lernen, wie ſich ein Offizier gegen ſeine Untergebenen verhalten muß. Dießmal will ichs noch ſo hingehen laſſen. —

Der Lieutenant verſtummte baß vor dem Kapitel, das ihm dieſer, beym ganzen Regimente in Anſehen ſtehende Offizier ſo nachdrücklich las. Unſre Expedition gieng von ſtatten, ohne daß der Lieutenant nur eine Sylbe mit mir ſprach. Inzwiſchen hatte er ſich durch dieſe Handlung, und durch andre Barbareyen, die er an den Gemeinen begieng, ſo in Mißkredit beym Regimente geſezt, daß er in einer der erſten Affairen vor dem Feinde, einsmals auf der Stelle erſchoſſen wurde; und man raunte ſich immer ins Ohr, daß der Schuß aus keiner Preußiſchen Musquete gekommen ſey. —

Bald darauf wurde der Feldzug eröfnet. Wir marſchirten aus Dreßden, und unſer Regiment ſtieß zu der Armee des Herrn Feldmarſchalls Grafen von Daun, die ein Lager in der Gegend von **Hayn** bezog. Jn dieſem Feldzuge that ich mich durch Muth und Tapferkeit hervor, ſo, daß ich bald zum Korporal, und nicht lange darauf zum Wachtmeiſter avanzirte. Die, für uns ſo unglückliche Schlacht bey **Torgau** fiel in dieſem Jahre vor. Unſre Armee muſte ſich wieder in die Gegend von **Dreßden** zurückziehen; und auf dieſer Retirade begegnete mir ein ſehr trauriges Abentheuer, das ich meinen Leſern im folgenden Kapitel erzehlen will.

Fünftes Kapitel.

Eine Lection für Offiziers-Weiber, die mit zu Felde gehen.

Nach verlohrner Schlacht wurde unſer Regiment mit kommandirt, die Bagage-Wagen, auf der Retirade zu decken, und den Feind, der uns verfolgte, abzuhalten, daß er ſie nicht erobern konnte. Ein Theil von uns machte zugleich die Arriergarde; und unter dieſer befand ich mich auch mit.

Anfänglich wurden wir auf dem Marſche von den uns nachſetzenden Preuſſen unaufhörlich beunruhiget; und unſere Retirade geſchah unter beſtändigem Scharmüzel mit den feindlichen Huſaren, die uns nicht von der Seite weichen wollten. Manchen Wagen kaperten uns dieſe Wagehälſe, auf der Flucht noch weg; und nicht ſelten nahmen ſie die Bedeckung gefangen. Es muſten daher immer kleine Kommandos von uns, auf der Seite patroulliren, um die Feinde, wenn ſie uns in die Flanken fallen wollten, zurück zu treiben.

Auf eine dergleichen Seitenpatroulle wurde denn auch ich einmal mit 30 Mann kommandirt. Ich war ſchon Wachtmeiſter, und ich führte dieſen kleinen Trupp, der aus Huſaren und Dragonern beſtand, an. Indem ich nun auf einem Seitenwege nach Dreßden zu, ganz langſam mit meinen Leuten dahin ritt, und mich bis auf ungefehr tauſend Schritt einem anſehnlichen Dorfe näherte, durch welches uns die Straße führte, ſah' ich ein Kommando Ziethenſche Huſaren, von ungefehr

20 Mann aus dem Dorfe herauskommen. Dieſes feindliche Kommando hatte einen Bagagewagen, und eine Kutſche mit vieren beſpannt, eingeſchloſſen, und brachte beyde mit daher geführt.

Da ich glauben muſte, daß der Wagen uns gehörte, in der Kutſche aber einen vornehmen feindlichen Offizier vermuthete, den ich bey dieſer Gelegenheit wegzukapern dachte, ſo ſprengte ich mit aufgezogenen Hähnen auf die Feinde loß und attaquirte ſie mit einem tüchtigen Kugelregen. Die Preußen machten Halt, und empfingen uns mit dem Säbel in der Fauſt. Da ſie ſich alſo ſchon verſchoſſen hatten, ſo ſtürzten viele von unſern Kugeln dahin, ehe wir ihnen noch auf den Leib kamen. Als wir uns ihnen nun noch um einige funfzig Schritte näherten, ließ ich noch eine Salve auf ſie geben. Aber ſie wichen noch nicht, und nun gieng das Mezeln mit den Säbeln loß. Es währte nicht lange, ſo hatten wir ſie gröſtentheils niedergehauen. Die übrigen nahmen theils die Flucht, theils ergaben ſie ſich zu Gefangenen.

Nun ritt ich an die ganz nahe dabey haltende Kutſche, um zu ſehen, welchen General wir in die Gefangenſchaft bekommen hatten. Das vorderſte Handpferd war ſtark bleſſirt, das Sattelpferd erſchoſſen, und der Kutſcher war beſchäftiget, einem jungen Menſchen zu helfen, der neben einem erſchoſſenen Frauenzimmer, in der Kutſche in ſeinem Blute lag, und tödlich bleſſirt war.

Aber dieſer junge Menſch — groſſer Gott! wie erſchrak ich, als ich ihn für eine Dame erkannte! — und dieſe verunglückte Dame war niemand anders, als —. meine geliebte Majorin — meine Maximiliane. — Denn der Kutſcher, der mich kannte, rufte mir ſogleich zu:

„O! Herr Wachtmeiſter! — — —
„Sie haben unſre liebe, gnädige Frau
„ums Leben gebracht!

Ich ſtürzte wie ein Pfeil vom Pferde, und eilte näher hin an ihren Wagen. Gott! es war ein empörender fürchterlicher Anblick — Die Kammerjungfer war würklich todt — über und über voll Blut lag der Leichnam im Wagen, auf die Seite gelehnt, — die Kugel hatte ſie gleich durchs Herz getroffen. — Auf dieſem Leichnam lag die Majorin — zwar noch mit offenen Augen — aber durch einen Karabinerſchuß in die linke Seite verwundet — dem Tode nahe. — Ihr holdes Antliz war mit Blut beſprüzt, und Todtenbläſſe ruhte darauf. Mit einer Hand hielt ſie ihre Wunde zu, aus welcher Blut ſtrömte, und die andre hieng nachläſſig, und ſchon halb ſteif herab.

„Ach! meine gnädige Frau! was für „ein Unglück! —

rief ich in verzweiflungsvollem Tone aus — denn dieſer entſezliche Anblick erſchütterte meine ganze Seele —

„Leben Sie noch, meine Allertheuerſte? —

Ich faßte ihre Hand, um zu ſehen, ob ihr Puls noch ſchlug; aber der Sturm meiner Gefühle war viel zu heftig zu dieſer Unterſuchung — ich ſah' und hörte kaum — halb ſinnloß ſank' ich auf meine Knie nieder — legte mein Geſicht auf die Hand der Sterbenden, und rief wehmuthsvoll:

„Ach! ich habe meine Maximiliane
„ermordet! wer tödtet auch mich hier
„zu ihren Füſſen?

Izt ſchien mich die unglückliche Dame erſt zu erkennen; ſie ſah mich mit matten, gebrochenen Augen an, und ſagte mit ſchwacher Stimme:

„Biſt du es, mein lieber Arndt? —
„Gott ſegne dich! du haſt deine Pflicht
„erfüllet, ob es gleich eine grauſame
„Pflicht war. Es iſt aus mit mir; —
„hilf mir zu Gott beten, um Vergebung
„meiner Sünden! —

Ich wollte ihr wieder antworten; aber der Schmerz meiner Seele hemmte mir die Sprache. — Schluchzend lag ich da, und wuſte nicht, was ich that. Ein Huſar, der etwas von der Chirurgie verſtand, zog ihr die Oberkleider aus; — denn ſie trug gewöhnlich Mannskleidung, — und unterſuchte ihre Wunde; er fand ſie tödlich; die Kugel war ſitzen geblieben. Doch verband er ſie mit einigen Tüchern, ob er wohl nicht im Stande war, den Blutfluß zu hemmen. Wir entſchloſſen uns, ſie, in das nahe gelegene Dorf zu ſchaffen. Aber das Fahren konnte ſie unmöglich aushalten. Ich und noch ein Soldat, wir trugen ſie alſo auf unſern Armen, bis in das erſte Bauerhaus, das wir erreichen konnten. Sie ſprach faſt gar nichts, und ſchien nur immer mit dem Tode zu kämpfen.

Als wir ſie hier in ein Bett gelegt, und ihr einige Erfriſchungen gereichet hatten, erholte ſie ſich doch wieder ein wenig. Schmerzensvoll und traurig ſaß ich an ihrer Seite, ihre ſchon ganz kalte Hand in die meinigen geſchloſſen, und ſuchte mit meinen Thränen meine Schuld zu verſöhnen.

»Jammere nicht, guter Lorenz! laß
»mich in Ruhe ſterben! — der Tod iſt
»ja doch einmal der Menſchen Loos.« —

Mit dieſen Worten drückte ſie mir ſanft die Hand, und ſah mich an, mit einem freundlichen Lächeln, das die Ruhe ihrer Seele verkündigte.

„Ich ſterbe gern;

fuhr ſie fort,

„denn dieſes unruhvolle, verführeriſche Leben hat mir die Unſchuld meiner Jugend geraubt. Ach! ich war ein gottloſes, ſündliches Weib. Aber Dank ſey es Gott, daß er dich, als meinen Engel, zu mir ſandte! du haſt mich bekehret, haſt mein Herz erſchüttert, in der Stunde, da ich elende deiner Tugend nachtrachtete, und dich verführen wollte! — Dieſe Handlung wird künftig eine Stufe deiner Seligkeit ſeyn. Denn ſeit dieſer Zeit habe ich mich keines Laſters wieder ſchuldig gemacht, und täglich habe ich Gott, auf meinen Knieen, um Vergebung meiner Sünden gebeten —

Ich war ein Mann, und ich hatte nicht ſo viel Kräfte, als dieſes ſchwache, mit dem Tode ringende Weib, ihr zu antworten, Thränen und Seufzer preßten meine Worte, in meine Bruſt zuſammen. Nur ſo viel konnte ich ſagen:

„Göttliches Weib! — daß ich an Ihrem Tode Schuld ſeyn ſoll — Ach!

„das allein foltert mich, wie Höllenquaal! Ich Unvorſichtiger! —

Aber die edle Sterbende antwortete:

„Darüber kränke dich nicht! du haſt ja „mit dem Feinde gekämpft! haſt ja nicht „gewußt, daß ich dir ſo nahe war! — „Der Krieg iſt eine Peſt der Menſchen; „ſolche Schickſale ſind oft unvermeidliche Folgen von ihm. Aber — ich „fühle, daß ich ſchwächer werde — „die Gedanken ſchwinden — das Reden wird mir ſauer — mein Ende „iſt nahe — nur noch einen kleinen „Auftrag an dich! — und denn — „gute Nacht! —

Hier lag ſie einige Minuten ſtill, als ob ſie ihre Kräfte noch einmal ſammlete. — Denn hob ſie ihre Hand auf, reichte ſie mir zu und ſagte mit äußerſt matter Stimme:

„Leb wohl! — denk an mich! — „daß ich liebte! — grüſſe meinen Gemahl! — ich ſegne ihn im Tode. — „Meinem lieben Bruder, und meinen „Schweſtern gieb Nachricht von meinem Tode, und — von meinem

„Glück, daß ich ſelig ſterbe! — Ihr
„lieben Leute! —

fuhr ſie zu einigen Soldaten fort, die traurig um ſie herum ſtanden,

„lebt wohl! Gott ſchütze euch! —
„denkt auch manchmal an mich! —
„Mein Gemahl! — mein Bruder! —
„Antoinette! — —

Dieſer Name ihrer Schweſter war ihr letztes Wort; ſie fieng an zu röcheln; — ein Blutſturz rückte ſie in einem Augenblick dahin; — ſie ſtarb in meinen Armen. —

„Friede ſey mit deiner Seele!

ſagte ich, und legte den Leichnam dieſer ſo plözlich der Wuth des Kriegs aufgeopferten Schöne auf das Bette nieder.

Ich drückte ihr die Augen und den Mund zu, küßte einigemal ihre kalte Wange, und ihre Hände, und ſank betrübt auf einen Stuhl neben dem Bette nieder. — In dieſer Minute war ich ſelbſt einem Todten gleich; — ich dachte nichts, ſahe und hörte nichts. Einer meiner Leute weckte mich aus dieſem Seelenſchlafe, mit den Worten:

„Mein Herr Wachtmeiſter! wir wollen
„eilen, daß wir hier wegkommen; die
„Feinde möchten uns überrumpeln.

„Ja! Kammeraden!

antwortete ich, haſtig aufſtehend,

„wir wollen fort! macht euch geſchickt!

„Sollen wir die beyden Leichen mitnehmen?

fragte ein anderer. Die beyden Wagen ſtanden ſchon angeſpannt vor dem Hauſe. Ich ließ alſo den Leichnam der Majorin heraustragen, um ihn in dem Wagen mit fortzunehmen. Die beyden Dragoner, die ich dazu beorderte, weinten, als ſie den Leichnam anfaßten.

„Ach! die arme Majorin!

ſagte der eine,

„ſie hat bald ſterben müſſen, und es
„war doch eine ſo gute Frau.

„Ja! das war ſie —

verſezte der andere

„eine wohlthätige Frau! die den armen
„Gefangenen und Bleſſirten Gutes
„that.

„Sie ſchickte ihnen oft Eſſen von ihrem Tiſche; und wer ſie um eine Gabe anſprach, dem gab ſie ſie gewiß.

„Wir hätten für ſie ſterben wollen. „— Großer Gott! und wir haben ſie „ſelber erſchießen müſſen. —

„Das ganze Regiment wird um ſie „weinen.

„Eine ſolche junge ſchöne Dame! — „wer ſollte nicht über ihren Tod weinen? —

„Sie war das ſchönſte Frauenzimmer bey der ganzen Armee.

„Alle Menſchen liebten ſie; aber ſie „liebte auch alle Menſchen, und that „ihnen Gutes.

„Gott gebe ihr eine ſelige Ruhe in „der Ewigkeit!

„Wir werden ſie im Himmel wiederſehen. —

„Ja! denn wir müſſen vielleicht heute auch noch ſterben. —

Unter dieſem Geſpräche trugen die beyden Dragoner den Leichnam aus der Stube hinaus in den Wagen. Traurig gieng ich hinter drein, und war nun wieder fähig, nach meiner Gewohnheit, über die ſonderbaren Ereigniſſe des menſchlichen Lebens, Selbſtbetrachtungen zu halten.

Gott! — dachte ich — wie ſonderbar gehts doch in der Welt zu? — Dieſe nun verblichene Schöne war in den erſten Tagen ihrer erſten Jugend, meine Geliebte — wir dachten ewig an einander zu hangen — das Schickſal trennte uns — im Gewühl der großen Welt ſank ihre Tugend ins Grab — Verführung tödtete ſie — ſelbſt mich forderte ſie nun zum Laſter auf: — aber es keimte noch ein guter Saame in ihrem Herzen, welchen das Gift der Sünde doch nicht ganz hätte vertilgen können; — ich brachte ihn empor dieſen Keim der Tugend — er wuchs, und er begann wieder herrliche Früchte zu tragen. — Aber — vielleicht hätte die Welt den Stamm dieſer ſchönen Tugend wieder umgehauen; — in der Ewigkeit wird er beſſer grünen, und kein Böſewicht wird ihn antaſten. — Ich war beſtimmt, der frommen verführten Seele dieſes Weibes, des, auch dieſen Dienſt zu leiſten. Die Vorſehung brauchte mich zum Werkzeuge, ſie in einen glücklicheren Zuſtand zu verſetzen; ſollt' ich darum wider Gott murren? — Nein! ich will ſchweigen und anbeten: denn was Gott thut, das iſt wohl gethan. — —

Izt waren unſre Wagen geſchickt, und ich ſezte mich eben zu Pferde, um den Marſch wieder anzutreten; als meine Vorpoſten, die ich vor das Dorf geſtellt hatte, mit verhängten Zügeln herein geſprengt kamen, und mir verkündigten, daß ein großes Kommando Preuſſen im Anzuge ſey. Schon hörte ich einige Schüſſe fallen; und im Augenblick ſah' ich einen ganzen Schwarm feindliche Huſaren, auf uns loßgejagt kommen.

Sechſtes Kapitel.

Eine lebhafte Sünden-Erinnerung.

Hier war nun keine Minute Zeit zu verlieren. Ich ſtellte meine Leute in Ordnung, und da wir ſchon längſt wieder geladen hatten, ſo empfiengen wir den Feind mit einer tüchtigen Salve. So ſchoſſen wir uns eine ziemliche Weile mit einander herum, ohne daß eine Parthey das Feld räumte. Die Preuſſen waren ſtärker, als wir. Wir hatten uns aber in eine Defilee am Eingange des Dorfs retirirt, wo ſie uns nichts anhaben konnten. Einige von uns fielen, von den feindlichen Kugeln getroffen, todt dahin, worunter auch — welches bemerkt zu werden verdient — der Dragoner mit war, der kurz vorher den Leichnam der Majorin mit heraustragen half, und dabey zu ſeinem Kammerad ſagte: wir müſſen vielleicht heute auch noch ſterben! — mir ſelbſt gieng einmal eine Kugel ſo knapp vor dem Kopfe vorbey, daß ſie mir meine ganze Haarlocke mit wegnahm.

Nun war das Schießen zu Ende; und die Preuſſen drangen mit dem Säbel in der Fauſt auf uns ein. Unfehlbar hätten wir der Menge unterliegen, und uns zu Gefangenen ergeben müſſen, wäre nicht in dieſem Augenblick, ein andres Kommando von unſern Leuten, das uns aufgeſucht, und welches das ſtarke Schießen dahin geruffen hatte, uns zu Hülfe gekommen. Nun waren wir dem Feinde, wo nicht überlegen, doch gewiß an Menge gewachſen. Wir bekamen alſo wieder neuen Muth, und waren auch ſo glücklich, die Preußen zurück zu treiben. Sie fiengen an, davon zu kleppern, einige wurden niedergehauen, und einige ergaben ſich zu Gefangenen. Nur der Offizier, der ſie kommandirte, hielt hartnäckig auf ſeinem Plaze, und wehrte ſich wie ein Löwe. Es traf ſich, daß ich gerade mit ihm ins Gefecht kam. Ich rufte ihm Pardon zu; aber er antwortete mir mit einem Säbelhiebe. Einer von uns hieb ihm, von der Seite den rechten Arm zu Schanden. Aber er faßte den Säbel in die linke Hand und hieb mit verdoppelter Wuth auf mich ein. Ich verbot es meinen Leuten mir zu helfen, weil ich ihn für unſinnig hielt. Noch einmal rief ich ihm Pardon zu; aber beynahe hätt' er mir, für meine Großmuth den Kopf geſpalten. Nun hieb ich nach ſeinem Pferde, und traf den Kopf deſſelben ſo gut, daß es darnieder ſtürzte, und der Offizier vor mir niederfiel.

„Nun werden Sie doch Pardon annehmen?

ſagte ich zu ihm, und er ließ den Säbel fallen, unter den Worten:

„Das arme Thier! — warum haben „Sie mir nicht den Kopf geſpalten? — „ſahen Sie nicht, daß ich meinen Tod „ſuchte? —

„Eben weil ich das ſahe, Herr Kamerad!

antwortete ich ihm,

„ſo ſchonte ich Sie. Sie haben „Bravour gezeigt; aber ihr Muth „ſchien nicht aus der rechten Quelle „zu kommen.

„Kann ich denn meinen Tod nicht finden?

ſagte er hierauf,

„will mich denn auch kein Feind von „dieſem Leben erlöſen?

Ich ſahe, daß ich einen beſondern Menſchen vor mir hatte. Nachdem ich ihn hatte aufheben, und auf ein andres Pferd ſetzen laſſen, betrachtete ich ihn genauer. Er war ein langer, anſehnlicher Mann, von ungefehr vierzig Jahren; Traurigkeit und Schwermuth blickte ihm aus den Augen. Mit einer wilden, verzweiflungsvollen Miene blickte er vor ſich nieder, und ſprach kein Wort mehr, ungeachtet ich zu verſchiedenenmalen mit ihm zu reden verſuchte.

Wir ließen ihm ſeinen bleſſirten Arm verbinden, und denn machten wir uns, mit unſern Gefangenen ohne Verzug auf den Marſch, um uns wieder an die Armee anzuſchließen. Da aber unſer Bagage-Wagen, ſo wie unſre Todtenkutſche ziemlich langſam gieng, ſo konnten wir dieſen Tag die Armee nicht völlig erreichen, ſondern muſten des Nachts, um nur ein wenig auszuruhen, und unſre Pferde zu füttern, auf einem Dorfe Quartier machen.

Ich blieb bey dem gefangenen preußiſchen Offizier, weil ich ihn für einen Mann von ſonderbaren Schickſalen hielt, und mich meine Neugierde reizte, etwas mehr von ihm zu erfahren. Anfänglich blieb er ziemlich verſchloſſen, und antwortete mir auf meine Fragen, ich mochte ausholen wie ich wollte, nur ſehr kurz. Sonder-

Das war es, daß ich mich noch nicht nach ſeinem Namen erkundiget hatte. Izt fragte ich ihn darnach. Aber welch' ein durchdringendes Erſtaunen ergriff mich, als er antwortete:

„Ich heiße Waidſchüz! —

Wie ein Donner drang mir dieſer Name durch die Ohren, und wie eine Stimme der Allmacht rührte er mein Gewiſſen; denn in dieſem Augenblicke ſtand mir, meine ganze Geſchichte mit der Baroneſſe Piruzzi in Wien, wie die Erinnerung an eine ſchwere Sünde, vor der Seele. Mein damaliger Fall, der Umſturz meiner Tugend, die ſchändliche Entheiligung einer Prieſterin der Religion, alles dieß fiel mir izt auf einmal wieder ſo lebhaft bey dem Namen Waidſchüz, ein, daß ich, in der Verwirrung und voll Erſtaunen einige Schritte zurück trat, und ausrufte

„Wie? Herr Kammerad! Waid-
„ſchüz heiſſen Sie? — Waidſchüz?

Der Offizier ſah mich mit großen Augen an, und antwortete:

»Ja! ſo heiſſe ich! Kennen Sie mich
»unglücklichen Mann ſchon? —«

»Es kann mehrere in der Welt geben,

verſetzte ich,

»die dieſen Namen führen; aber wo
»ich nicht irre, ſo ſind Sie wohl derſelbe
»Herr von Waidſchüz, von
»welchem mir in Wien eine gewiſſe
»Baroneſſe von Piruzzi erzehlte —

W. »Ha! bey Gott! der bin ich — ich
»bin dieſer Elende — der einen Menſchen
»umgebracht hat — der ſein Alles
»— ſeine Geliebte auf das ſchändlichſte
»verlor — Ja! Herr Kammerad!
»dieſer Auswurf der Natur
»bin ich.

I. »Ich weiß Ihre Geſchichte. Sie ſind
»mehr zu beklagen, als zu verdammen.

W. »Nein! ich war ein Wüthrig — ein
»barbariſcher Menſch. Meine raſende
»Eiferſucht war nicht zu entſchuldigen.
»Ach! wenn mich nur jemand von dieſem
»Leben erlößte! — was kann ein

„Mörder für ruhige Stunden auf der „Welt haben? —

J. „Verzweifeln Sie nicht! wir ſind alle „Sünder; und wäre Gottes Barmherzigkeit nicht, ſo wären wir alle verloren. Der Menſch hat oft traurige „Schickſale — mancherley Umſtände „nöthigen ihn zu einem Verbrechen, das „er ſonſt verflucht haben würde, die „Vorſehung, die ihn in dieſe Umſtände „ſezte, wird denn auch ſeine Schuld „mindern. Ich habe eben, bey einem „Scharmützel eine meiner beſten Freundinnen erſchieſſen helfen; aber ich wuſte es nicht, daß ſie es war — ich „bin Soldat — aber ich habe dieſen „Krieg nicht angeſtiftet — was kann „ich für die Folgen deſſelben? —

W. „Das iſt eine ganz andre Sache, Herr „Kammerad. Im Kriege bringt oft „ein Bruder den andern ums Leben. „Aber — das iſt mein Fall nicht. O! „es iſt etwas entſezliches, den Tod eines Menſchen auf ſeinem Gewiſſen zu „haben! — Ach! meine Joſepha! „wüſteſt du meine Quaalen! du würdeſt

„indeß ſelbſt kommen und mir aus Liebe „einen Dolch in die Bruſt ſtoßen!

J. „Sie iſt im Kloſter, und Sie würde „durch ihr Gebet Ihre Sünde verſöh„nen helfen — wenn nicht auch die „Klöſter oft Schauplätze der Wolluſt „wären! —

W. „Sie reden geheimnißvoll! — wie „haben Sie meine Joſepha kennen ler„nen? — als eine Sünderin, die ihr „Gelübd entweyhte? —

J. „Leider! Herr von Waidſchüz! doch „vielleicht büßet ſie izt ihr Verbrechen.

W. „Gott! ſo muß das Gift der Verfüh„rung auch bis an die heiligſten Stäten „dringen! — Ach! Herr Kammerad! „ich ſehe, Sie kennen meine Joſe„pha! — ſagen Sie mir! war es „nicht ein herrliches Weib? — ein En„gel Gottes war ſie, ehe ſie fiel. Aber „eine niederträchtige Schweſter legte den „Grund zu ihrem Verderben, und ſäete „den Saamen des Laſters in ihr Herz. „Ach! daß ich die Untreue noch lieben „muß! meine ganze Seele erhebt ſich,

„wenn ich nur an ſie denke, und doch
„war ſie eine falſche Seele! — O!
„wie glücklich hätten wir ſeyn kön-
„nen! —

Eine gewiſſe Ekſtaſe des Schmerzes, und der Traurigkeit brachte dieſen unglücklichen Mann ſo auſſer ſich, daß er unvermögend, weiter ein Wort zu ſprechen, auf ſein Lager niederſank, und ſtarr vor ſich hinſah. Auch mir wurde es ſehr bang, und weh ums Herz. Das Andenken, an die von mir entheiligte Joſepha, marterte mich unausſprechlich. Ach! es iſt etwas ſchweres — etwas peinigendes — ſich einer offenbaren Sünde bewuſt zu ſeyn. —

Ich gieng im Zimmer hin und wieder voll fürchterlicher Träume, und voll wehmüthiger Empfindungen, während, daß meine Kammeraden ruhig auf ihrem Strohe lagen, und ſchliefen! —

„O! ihr Glücklichen! —

dachte ich,

„die ihr liegen und ſchlafen könnt! hät-
„te ich doch etwas von eurer Ruhe!

Endlich nahm ich zum Trunk meine Zuflucht. Ich ließ mir einige Flaſchen Wein holen, der zum Glück in dieſem Dorfe zu haben war, weckte meinen Preußen aus ſeiner Betäubung, und bat ihn, dieſe Flaſchen mit mir auszuleeren. Auch er ſeufzete nach Aufheiterung, und ſo begannen wir denn unſre Grillen im Geiſte des Weins aufzulöſen.

Nachdem ich Waidſchützen nun meine Bekanntſchaft mit ſeiner Geliebten auf eine ganz andre Art erzehlt hatte, als ſie ſich würklich verhielt — denn ich ſcheute mich doch gewiſſermaaßen, ihm die Wahrheit, die mir ſo wenig Ehre machte, zu bekennen — ob ich mir gleich ſonſt eben nicht viel aus ihm zu machen brauchte; ſo eröfnete er mir denn auch, wie es ihm nach ſeiner Flucht aus Wien bis izt ergangen war:

„Meine Geſchichte iſt ganz kurz,

ſagte er,

„die Sorge für mein Leben, oder vielmehr die Furcht vor der Rache des „Blutrichters, jagte mich auf die Flucht.

„Neue

„Reue, Schaam, Liebe, und Verzweiflung,
„trieben mich ein Stück in die
„Welt hinein, ohne daß ich mich zur
„Zeit noch zu etwas beſtimmt hatte.
„Allenthalben begleitete mich das Bild
„meines ermordeten Nebenbuhlers, und
„unaufhörlich tönte in meinen Ohren
„ſein Geſchrey um Rache zu Gott. Ich
„war immer ein rechtſchaffener Mann
„geweſen, und ich war es gleichſam gewohnt,
„immer edel und tugendhaft zu
„handeln. Sie können ſich alſo leicht
„vorſtellen, wie mich mein Gewiſſen,
„das mir eine ſo groſſe Sünde vorwerfen
„konnte, marterte. Dabey war es
„mir doch noch ganz unmöglich, meine
„untreue Geliebte zu vergeſſen; die Liebe
„raubte mir alſo die wenige Ruhe
„vollends ganz noch, die mir das Gewiſſen
„etwan übrig gelaſſen hatte. So
„entſchloß ich mich endlich, preußiſche
„Kriegsdienſte zu nehmen, weil ich hier
„die beſte Gelegenheit zu finden hofte,
„von meinem Quaalvollen Leben loß zu
„kommen. In Wien aber wuſte man
„es nicht anders, als daß ich nach Holland,
„und mit zur See gegangen ſey,

„denn meine Freunde daſelbſt hatten das
„ausgeſprengt, um die Verwandten mei-
„nes ermordeten Gegners, die mich
„noch allenthalben aufſuchen ließen, von
„weiteren Nachforſchungen abzuſchre-
„cken. Als preußiſcher Soldat ſuchte
„ich nun bey jeder Gelegenheit den Tod,
„und dieß erwarb mir den Ruhm der
„Tapferkeit. Ich avanzirte von einer
„Stufe zur andern, ſo daß ich nun-
„mehr ſchon einer der erſten Oberlieute-
„nants beym Regimente bin. Aber
„alles Glück, und alle Ehre der Welt
„iſt nun in meinen Augen Tand, ſo
„lange mein Gewiſſen nicht zufrieden
„geſtellet werden kann. —

Unter dieſer Erzehlung, und andern Geſprächen neigten ſich unſre Flaſchen zum Ende. Mit ihnen war auch die Zeit ziemlich verflogen. Wir ſchlummerten alſo kaum noch eine halbe Stunde, ſo war unſer Offizier ſchon auf dem Tapete. Der Trompeter blieſ zum Marſch, wir ſezten uns zu Pferde, und denn gieng die Reiſe fort.

Siebentes Kapitel.

Hier wird eine Leichenrede gehalten.

Ehe meine Leſer mit mir, wieder bey der Armee ankommen, will ich ihnen doch erſt erzehlen, wie die unglückliche Majorin in die Hände der Feinde fiel, damit es in meiner Geſchichte nicht klingt, wie in manchen Schauſpielen und Romanen, wo die Perſonen nur darum aufzutreten ſcheinen, um von dem Dichter entweder ermordet, oder glücklich gemacht zu werden.

Dieſe Dame war immer gewohnt, ihrem Gemahl auch im Felde zu folgen, wo ſie beſtändig Mannskleidung trug, und im Lager gröſtentheils mit in ſeinem Zelte logirte. Nur ſelten blieb ſie bey der Bagage. Als die Schlacht bey Torgau vorfiel, wär' es unſtreitig beſſer und ſicherer für ſie geweſen, wenn ſie auf der Retirade beym Regimente geblieben wäre: denn alsdenn wäre ſie dem Feinde wohl nimmermehr in die Hände gefallen. Aber ſo blieb ſie mit ihres Gemahls Equipage, bey den Bagagewagen. Da nun dieſe von dem nachſetzenden Feinde oft allarmiret wurden, ſo hatte ſie erſt das Unglück, von ihrer Begleitung getrennt zu werden. Dann wurde ſie von dem preußiſchen Kommando, das uns hernach in die Hände fiel, überraſcht, und nebſt einem Bagagewagen, der bey ihr war, mit fortgenommen. So hatte ſie endlich das Unglück uns zu begegnen und von uns für einen feindlichen Offizier angeſehen zu werden. —

Hätten mir nicht alle meine Kammeraden das Zeugniß gegeben, daß ich an dem Tode dieſer unglücklichen Dame, keine vorſätzliche Schuld hatte, es wäre mir gewiß übel gegangen, als wir bey der Armee ankamen, und unſerm Major, ſeine Gemahlin todt überlieferten. Er hatte ſie würklich mit vieler Leidenſchaft geliebt, auch denn noch, da er doch völlig von ihrer Untreue überzeugt war. Nachher nun, als ſie ihre Lebensart änderte, war ſeine Liebe zu ihr auch noch höher geſtiegen. Ihr Tod gieng ihm daher unausſprechlich nahe, ſein Schmerz darüber riß ihn ſo ſehr hin, daß er in einigen Tagen kaum wieder fähig wurde, ſeinen Dienſt zu verrichten.

Auf einem Dorfe bey Dreßden wurde der Leichnam dieſer guten Dame in das Familien-Begräbniß eines vornehmen Edelmannes gelegt, von welchem ſich unſer Major die Erlaubniß dazu erbat. Sehr viele Offiziers begleiteten die Selige zu ihrer Ruhe, und es war rührend mit anzuſehen, wie manchem rauhen, und hartherzigen Krieger die Thränen in Augen ſtanden, als dieſe junge verblichene Schöne nun zur Speiſe der Würmer hingelegt wurde. —

Es iſt beym Soldatenſtande gewöhnlich, daß bey Beerdigung ſeiner Glieder, von einem Soldaten die Leichenrede gehalten wird. Ob nun gleich die Verſtorbene nur die Gemahlin eines Offiziers geweſen war, ſo glaubte ich doch, es würde eben nicht unſchicklich ſeyn, wenn auch bey ihrem Grabe eine kurze Rede gehalten würde. Ich ſelbſt fühlte Drang dazu, und da ich mir ſchmeicheln konnte in öffentlichen Reden Routine zu beſitzen, weil ich Schauſpieler geweſen war, ſo bat ich beym Oberſten um Erlaubniß, der unglücklichen Majorin die Leichenrede halten zu dürfen;

und ich erhielt dieſe Erlaubniß um ſo mehr, weil man es als eine Seltenheit betrachtete, daß ein Unteroffizier, wie ich war, ſich eines ſolchen Geſchäfts unterziehen wollte, und die Fähigkeiten dazu hatte.

Vielleicht iſt es meinen Leſern nicht unangenehm, dieſe kurze Rede hier zu leſen: denn ich beſitze ſie noch, und ich kann ihnen alſo damit aufwarten. In meiner völligen Soldaten-Rüſtung, mit dem Hute in einer, und den Stock in der andern Hand, trat ich vor eine Verſammlung von wenigſtens funfzig vornehmen Offizieren, und eine unendliche Menge von Unteroffizieren und Gemeinen, auf den ziemlich großen Kirchhof, mit meiner gewohnten Dreiſtigkeit hin, und deklamirte in folgenden Worten:

„Gnädige Herren! theuerſte Kammeraden!

„Ein weiſer Sittenlehrer des Alter-
„thums ſpricht irgend wo: im Tode
„fragt man nicht, wie lange einer ge-
„lebt hat. Nichts erſchöpfet die Wahr-
„heit der Sache mehr, als dieſer ſtarke

„Gedanke. Wir müſſen ihn aber nur ganz verſtehen. Wenn man von einem Todten ſpricht, meynt der alte Weiſe, ſo iſt es uns gleichgültig, er mag lange gelebt haben oder nicht; — wir fragen vielmehr darnach: wie hat er gelebt? — hat er edel, tugendhaft, rechtſchaffen gelebt? — blos das leztere intereſſirt uns eigentlich an dem Verſtorbenen. Die Gottheit hat uns Menſchen einen Wohlgefallen an der Tugend ins Herz geprägt. Wandeln wir auch oft ſelbſt auf Irrwegen, ſo ſehen wir doch mit Vergnügen zu, wenn andere den Pfad der Rechtſchaffenheit gehen. Die Sache der Tugend liegt unſerm Herzen nahe, daher kommt es denn, daß unſere Seele gerührt wird, wenn wir vor irgend einem Grabmal vorüber gehen, und auf einem Leichenſteine, das Lob des Verſtorbenen leſen. — Ob Sokrates und Cäſar, Titus und Trajan, Heinrich der vierte, und Joſeph der erſte, Neuton und Leibniz, Young und Lorenz Sterne, — ob alle dieſe Helden und Weiſen der alten und neueren

„Zeit, ein kurzes, oder ein langes Leben „geführt haben; darum bekümmert ſich „die Nachwelt wenig. Aber — wird „uns ihre Tapferkeit, ihre Weisheit, „ihre Gelehrſamkeit, ihre Tugend, ihre „Menſchenfreundlichkeit gerühmt, ſo „werden wir aufmerkſam darauf, und „unſre Herzen erheben ſich zu einem hohen Grade der Freude, indem wir die „Zierden des menſchlichen Geſchlechts „in ihnen bewundern. Der Tod iſt der „unpartheyiſchſte Richter über den Wandel der Verſtorbenen. Wir ſind nur „die Verkünder ſeiner Ausſprüche. Alsdenn pflegt der Menſch gemeiniglich „ſeine eigenen Fehler zu vergeſſen, und „die Mängel ſeines verblichenen Bruders aufzudecken. Eben ſo müſſen „ihm ſeine eigenen Tugenden Gelegenheit geben, ſie mit den Eigenſchaften „des Todten in Vergleichung zu ſtellen. „Daher die mancherley, und oft ſchieſen Urtheile über unſre hingeſchiedenen „Brüder und Schweſtern! Dieſen Fehler laßt uns aber vermeiden, meine „Herren und Kammeraden! Laßt uns „unpartheyiſch zu Werke gehen, indem

„wir über die Todten urtheilen? Laßt „uns der Wahrheit nachſpüren! denn „nur ſie muß uns das Licht aufſtecken, „die Tugenden unſrer verſtorbenen „Brüder zu erforſchen.

„Gnädige Herren! und liebe Kameraden! Auch wir begleiten heute einen Leichnam zur Ruhe, und ich ſehe, „eure Augen, ſo ſehr ſie auch des Anblicks der Leichen gewohnt ſind, „ſchwimmen dennoch in Thränen, weil „unſre traurige Begleitung einer Dame „gilt, welche die ſchreckbare Wuth des „Kriegs, wie ein Mitternachtsſturm, „die ſchlanke, im erſten Flor ſtehende „Lilie, dahin ſtürzte. Dieſe in ſeligeren Gefilden izt ruhende Seele, gehörte „der hochwohlgebohrnen Frau, Maximilianen von Zabeltiz, geb. von „Mildenfelß; ſie war die Gattin eines unſrer würdigſten Offiziere, des „hier mit gegenwärtigen Herrn Obriſt-Wachtmeiſters von Zabeltiz, und — „eine der weiblichen Heldenſeelen, deren „Muth ſie auch über Tod, und Grab „erhebt.

„Meine verehrungswürdigen Obern
„haben mir erlaubt, bey ihrem Grabe
„einige Worte, an Sie, meine Herren
„und Kammeraden reden zu dürfen.
„Ich habe vielleicht zu viel Vertrauen
„auf meine Kräfte geſetzt; aber die
„Hochachtung, welche auch ich für die
„Selige empfand, wird meinen Muth
„ſtärken, auch mich über die Empfindung
„des Jammers bey ihrem Tode
„zu erheben, und meiner Rede das Gepräge
„der Wahrheit aufzudrücken.

„Wenn wir fragen wollten, wie lange
„hat die Selige gelebt? ſo würden
„wir in Gefahr kommen, wider die
„Vorſehung zu murren, daß ſie der
„Welt ſo früh eine der erſten Zierden
„ihres Geſchlechts raubte. Wir würden
„uns vielleicht ſo gar ſo weit gegen
„ihre Weißheit vergehen, ſie einer
„Ungerechtigkeit zu beſchuldigen, weil ſie
„unſre geliebte Freundin, eines gewaltſamen
„Todes ſterben ließ. Denn nur
„kurz war der Faden ihres Lebens, als
„er abgeſchnitten ward. Noch grünte
„der Kranz der Jugend um ihre Stirn;

„noch ſtrahlte die Krone der Schönheit im Glanze der Morgenröthe, auf ihrem Haupte; noch blühten die Roſen des Frühlings auf ihren Wangen; noch ſtunden ihre Reize in ihrer erſten Pracht. — Und — wo ſind ſie nun hin dieſe ſtrahlenden Diamanten? — wo blendet ihr Glanz noch das Auge des Bewunderers? — ſchön war er zwar dieſer Diamant, — und ſchimmernd wie das Siebengeſtirn. Aber Feſtigkeit und Dauer mangelten ihm. So ſinkt die lachende Roſe dahin, die im Winter, bey künſtlicher Wärme erzogen, die freye Luft der Natur nicht verträgt. — Wenn wir denn in Betrachtung ziehen, wie ſchnell unſre Selige dahin gerückt ward: ſo werden wir das Ungeheuer, den Krieg verwünſchen. Auch iſt der Krieg in der That ein Ungeheuer, das die Menſchlichkeit vertilgt, und die Geſetze der Natur mit Füſſen tritt. Brüder und Freunde morden hier einander unter dem Schein des Rechts; die Großen der Erde beſudeln ſich mit unſchuldig vergoſſenem Blute; Fluch und Unglück

„breiten ſich über ihre Staaten aus, „und unſre Nachkommen läſtern nicht „ſelten noch unſer Andenken, obgleich „niedrige Schmeichler, den grauſamſten „Menſchen-Würgern, die glorreichen „Namen eines Großen, beylegen, und „die Abſcheulichkeit eines Eroberers mit „dem Glanze eines Helden übergolden. —

„Auch unſre Selige wurde das Opfer „dieſes Menſchengierigen Ungeheuers. „Ich ſelbſt habe ſie fallen ſehen — ich „habe ihre ſchönen Augen zugedrückt — „ich habe ihren Todeskampf geſehen „und mit empfunden. — Laßt uns „denn ihrem Hinſcheiden eine menſchliche „Thräne weihen, geliebte Kammeraden: „denn ſie war der Thränen der beſten „Menſchen werth! Aber laßt uns nicht „fragen: wie lange hat ſie gelebt? —

„Laßt uns vielmehr fragen, wie hat „unſere verblichene Schweſter gelebt? „— und bey Entſcheidung dieſer Frage bitte ich Sie, verehrungswürdige „Zuhörer! — laſſen Sie uns vor allen Dingen in Betrachtung ziehen, daß

„die Selige ein Menſch war, und daß „auch wir Menſchen ſind. Als Menſchen, die unendlichen Mängeln und „Gebrechen unterworfen, unterm Monde, nie diejenige Vollkommenheit erreichen werden, welche nur für das jenſeitige Leben beſtimmt iſt — als ſolche ſchwache, hinfällige Menſchen laßt „uns, im Bewuſtſeyn unſrer eigenen „Schuld, über unſre ſelige Mitſchweſter „urtheilen! — Sie hatte vielleicht ihre „Fehler, ihre Schwachheiten; verſchiedene Umſtände, und Verhältniſſe, welchen oft auch der Tugendhafteſte unterliegt, riſſen ſie vielleicht manchmal „hin, ſtatt des geraden Wegs der Unſchuld, auf einen Irrweg auszugleiten. Aber — war ſie nicht menſchlicher Natur? — wer kann ſie einer „Irrung halber, deren Grund vielleicht „tiefer lag, als wir zu erforſchen im „Stande ſind — wer kann ſie darum „läſtern? — ihre unendlich größeren „Tugenden dabey vergeſſen — welcher Unpartheyiſche würde das thun? „— hatten Titus und Heinrich der „vierte, Eliſabeth von Engelland,

„und — ich darf auch das hinzuſetzen — hat ſelbſt unſre große Maria Thereſia keine Fehler? — und „wer zweifelt dennoch daran, daß man „ſie mit Recht die Zierden des menſchlichen Geſchlechts nennen kann? —

„Laßt uns alſo, wenn wir fragen, „wie hat die Selige gelebt? hauptſächlich auf ihre großen Tugenden zurück „ſehen! — ich fordre Sie alle auf, „meine Herren, und Kammeraden! die „Sie unſre verblichene Freundin gekannt „haben! — müſſen Sie ihr nicht das „Zeugniß geben, daß ſie edel, löblich „und rechtſchaffen gelebt habe? — „Ihre Tugenden waren von großem „Umfange, und wenn man ſie gegen „ihre Fehler in die Waagſchale legen „wollte, ſo würden ſie dieſe weit aufwiegen. Ich rühme beſonders ihre „Menſchenfreundlichkeit und ihre Großmuth, Tugenden, die in ihrem edlen „Herzen ihren Siz hatten. Wie vielen „unter Ihnen, meine Kammeraden! „hat ſie nicht Proben von dieſer Menſchenfreundlichkeit gegeben? — wer

„erinnerte ſich nicht, wie oft ſie den Ar-
„men Gutes gethan, den Hungrigen
„geſpeiſet, den Durſtigen getränkt, den
„Nackenden bekleidet, und überhaupt —
„ſich aller Unglücklichen angenommen
„hat, ſo weit ihre Kräfte reichten, und
„ſo viel ſie wußte und konnte?

„Wenn wir oft von blutigen Gefech-
„ten ermüdet, unſre Kammeraden töd-
„lich verwundet, ins Lager zurückbrach-
„ten; wer hat es nicht geſehen, daß ſie
„ſelbſt die unglücklichen Schlachtopfer
„des Kriegs beſuchte, ihnen Troſt und
„Linderung ihrer Leiden ins Herz ſprach,
„ſie mit Erfriſchungen labte, und die
„lobenswürdigſte Sorge für ihre Be-
„quemlichkeit trug? — wer hat ſie
„nicht oft Allmoſen unter die Gefange-
„nen austheilen, und den Armen Spei-
„ſe von ihrer Tafel geben ſehen? —
„wer muſte nicht ihre Großmuth be-
„wundern, wenn ſie den Läſterzungen,
„die durch üble Nachrede ihre Tugenden
„brandmarkten, mit einer liebenswür-
„digen Gelaſſenheit vergab, und nicht
„wieder ſchalt, wenn ſie geſcholten
„ward?

„ward? — welcher unter ihnen, meine Kammeraden, kann ihr nicht das Zeugniß geben, daß ſie auch mit dem Geringſten, wie mit dem Vornehmſten, mit gleicher Grazie, und mit gleicher Freundlichkeit ſprach? — wie oft hat ſie uns nicht zur Tapferkeit, zur Menſchenliebe gegen unſre Feinde, zur Geduld und zur Sanftmuth ermahnet, und aufgemuntert? —

„Ich würde Sie zu lange aufhalten, meine Herren, und Kammeraden! wenn ich Ihnen alle die mannigfaltigen Tugenden, welche dieſe ſchöne Seele zierten, hier nach der Reihe herzehlen wollte. Es ſey genug, daß wir uns die Frage, wie hat ſie gelebt, ſo beantworten können, wie der Ruhm der Entſchlafenen dadurch um ein großes erhöhet wird! — Laßt uns nur noch einen Blick auf die Szene ihres Todes werfen! Denn auch hier wird es uns in die Augen fallen, daß ſie wohl und löblich gelebt habe. Eine mörderiſche Kugel riß ſie ſchnell dahin; wenig Zeit blieb ihr übrig, zur Vor-

„bereitung auf dieſen wichtigen Schritt. — Ich war Zeuge ihres Hinſcheidens, und — ich bezeuge es hier vor der ganzen Welt, ſie zitterte nicht vor dem Tode, ſie ergab ſich ruhig in ihr Schickſal, und ihre lezten Worte waren einer Chriſtin würdig. Sie bereute ihre Fehler, aber ſie fühlte auch, daß ſie ungleich gröſſere Tugenden gehabt hatte. Welcher Menſch kann nun ſeinem Tode ruhig entgegen ſehen, wenn ihm ſein Gewiſſen noch Vorwürfe von Frevelthaten macht? — und iſt die Gelaſſenheit im Sterben nicht der vollgültigſte Beweiß, daß man — im ganzen genommen — wohl und löblich gelebt habe? —

„So ruhe denn ſanft in deinem Grabe; du einſt ſo ſchöner Körper einer liebenswürdigen Seele! — einſt wird der Herr der Heerſchaaren dich wieder hervor rufen, zu einem neuen und glänzenderen Leben! dann wirſt du erſt deine Belohnung finden, und deine Fehler wird der Allbarmherzige, und Allerweiſeſte, der Herzen und

„Nieren prüft, mit ſeiner verzeihenden Gnade bedecken. Wäre in dieſem Leben Vergeltung, ſo würdeſt du glücklicher haben ſeyn müſſen! — aber an jenem großen Weltgerichte werden auch alle deine Tugenden offenbar werden, und die deine Menſchenfreundlichkeit beſchützte, werden dir das Zeugniß geben: du habeſt wohl und rechtſchaffen gelebt! —

„Für Sie, theureſter Gemahl unſrer verblichenen Schöne, habe ich den Troſt des Chriſten, und des Helden noch übrig, der überzeugt iſt, daß er nur auf eine kurze Zeit von ſeiner Geliebten getrennt wird. Und wer wollte dieſe kurze Trennung nicht ertragen? — Sie ſind Held und Chriſt! was brauche ich mehr, als Sie auf Ihre eigenen Vollkommenheiten aufmerkſam zu machen, wenn ich Sie über Ihren ſchmerzhaften Verluſt tröſten will? —

„Ihnen aber, gnädige Herren! und geliebte Kammeraden! danke ich hier-

„mit uns voller Seele, für die Ehre, die „Sie dem Leichnam unſrer verblichenen „Freundin dadurch erwieſen haben, daß „Sie ihn zu ſeiner Ruhe begleiteten! — „Auch wir, Geliebte! wandeln izt täglich auf den Gefilden des Todes, — „täglich iſt ſein Schwerd über uns gezückt, — wir haben vielleicht wenig „Friſt zu leben mehr übrig! Auf! laſſen Sie uns dieſe kurze Friſt ſo anwenden, daß auch wir den Tod eines „Helden und eines Chriſten ſterben können, — und daß — wenn man „denn fragt: wie hat er gelebt? — „jedermann uns das Zeugniß geben „könne, daß wir rechtſchaffen und löblich gelebt haben. —

So wenig Fleiß ich auf Ausarbeitung dieſer kurzen Rede hatte wenden können, und ſo wenig Antheil die Kunſt daran hatte, ſo fand ſie doch allgemeinen Beyfall, wozu denn nun freylich meine gute Deklamation, meine ſonore Stimme, und mein regelmäſiger Anſtand nicht wenig beygetragen haben mochte. Man überhäufte mich mit Lobſprüchen, und jedermann ſagte, wenn dieſer Unteroffizier ſo brav fechten, als reden kann, ſo wird einmal ein großer Mann aus ihm werden.

Achtes Kapitel.

Der Grund zu einem neuen Gemälde.

Ich habe einmal einen großen Juſtiz-Beamten gekannt, der die Verwaltung einer der anſehnlichſten Gerichtshöfe des Landes dadurch erhielt, daß er ſich bey der Fürſtin durch ein ziemlich artiges Gedicht inſinuirte, welches er auf ihren Geburtstag gemacht hatte. Ein anderer wurde Kammerpräſident an einem gewiſſen Hofe, weil er das Glück hatte, einsmals in Beyſeyn des Fürſten, der ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik war, eine Bravour-Arie von Händeln zu ſingen, die er ungemein ſchön exekutirte. Ein gewiſſer Herr bekam das Kommando über die Armee, weil er der niedlichſte Tänzer am Hofe war, und ſich dadurch die Gewogenheit der Favoritin des Königs erwarb. — So giebt oft eine gewiſſe Fertigkeit in einer andern Kunſt Gelegenheit, daß man einen Poſten erſteigt, deſſen Verwaltung mit der Kunſt, worinn man ſich gezeigt hat, auch nicht in der entfernteſten Verwandſchaft ſtehet; und — mir gieng es gewiſſermaaßen eben ſo bey meiner Leichenrede; — wenigſtens war ſie die Veranlaſſung zu meinem Glück.

Ich wuſte nichts davon, daß auch der würdige General L. mit unter meinen Zuhörern geweſen war. Deſto mehr verwunderte ich mich, als ich denſelben Tag noch in das Zelt dieſes großen Liebhabers der Künſte und Wiſſenſchaften gerufen wurde. Es befanden ſich noch einige andere vornehme Offiziers bey ihm, die alle ein ſcharfes Auge auf mich warfen, als ich hinein trat.

„Mein lieber Wachtmeiſter!

ſagte der General,

„ich habe euch heute mit vielem Vergnü„gen zugehört. Es iſt etwas ſeltſa„mes, einen Mann von euren Talen„ten, in der untern Klaſſe unſers Stan

„des zu ſehen. Euer würdiger Kapi„tain hat euch übrigens auch das beſte „Lob gegeben, und mir eure Bravour ge„rühmt. Das wenige aber, was er „mir von euren Schickſalen erzehlet „hat, macht mich begierig, eure ganze „Geſchichte zu wiſſen. Seyd ſo gut, „und erzehlet ſie mir ausführlich! ich „werde alsdenn auch zu eurem beſſeren „Glück etwas beytragen können.

Ich muſte mich bey dieſem vortreflichen Herrn auf einen Feldſtuhl niederſezen, und denn begann ich meine Geſchichte, worüber ich aber doch, ſo ſehr ich mich auch einſchränkte, drey volle Stunden zubrachte. Meinem General hingegen wurde dabey die Zeit ſo wenig lang, als ſeinen Offizieren: denn mein Ausdruck, und mein Vortrag erhielt ſie völlig bey Aufmerkſamkeit.

Als ich fertig war, bezeugten ſie mir alle ihre Freude darüber, und der General ſagte:

„Meine Herren Kammeraden! ich er„kläre Ihnen hiermit, daß dieſer Un„teroffizier, der dem Feldmarſchall ſchon

„von Wien aus empfohlen iſt, von ſeiner Excellenz zum Oberlieutenant erhoben worden. Er verdient dieſe Erhebung, und er wird ſich Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft würdig machen. Ich habe Ihnen, mein nunmehriger Herr Oberlieutenant, dieſes Avancement, auf Befehl des Herrn Feldmarſchalls bekannt machen ſollen; ich wünſche Ihnen Glück dazu, und ich bitte Sie, Ihro Excellenz ſo gleich die Aufwartung zu machen, und ſich für ſeine gnädigen Geſinnungen gegen Sie, zu bedanken.

Da ſtand ich — von dieſer plözlichen Nachricht betäubt — und wuſte keine Worte zu finden, dem General meine Dankbarkeit zu bezeugen. Das Glück ſezt die Menſchen ſo ſehr auſſer ſich, als das Unglück; — ich ſtammlete etwas her — Gott weiß, was es für ein Wirrwarr war? — Die Offiziers gratulirten mir, — der General wollte keine Dankſagung annehmen — kurz, ich gieng aus dem Zelte, ohne mich recht beſinnen zu können, wie mir geſchehen war. —

Nachdem ich mich aber bey meinem Kapitain, bey welchem ich Zuflucht ſuchte, von dieſer Betäubung wieder ein wenig erholt hatte; gieng ich zum Feldmarſchall Daun, der mich überaus gnädig behandelte, und mich verſicherte, daß er mich auf Empfehlung der Geheimeräthin von W. und des Herrn Generals L. der von meiner Rede ganz hingeriſſen geweſen ſey, zum Offizier erhoben habe. Was aber noch das erwünſchteſte bey der Sache war, ſo fand ich bey meinem Kapitain ſchon eine anſehnliche Summe Geldes zu meiner Equipage bereit liegen, die von niemand anders, als von meiner großen Gönnerin, der Geheimeräthin kam.

Ich war alſo nun Oberlieutenant; und zwar blieb ich zu meinem großen Vergnügen, bey der nämlichen Kompagnie, und unter dem Hauptmann Ladogna ſtehen, weil deſſen bisheriger Oberlieutenant in der Schlacht bey Torgau geblieben war.

Ich übergehe nunmehr die Fortſetzung unſres Feldzugs, wobey mir eben nichts merkwürdiges begegnete, um meine Leſer auf einige Zeit aus den Gefilden des Mars wieder heraus, und unter andere Menſchen, als Soldaten, zu führen.

Wir bezogen die Winterquartiere. Unſer Regiment kam nach W. einer ziemlich anſehnlichen Stadt in Sachſen zu ſtehen; und ich wurde in das Haus eines praktiſchen Rechtsgelehrten, der den Titel als Accis-Inſpektor führte, und Linckwerth mit Namen hieß, einquartieret.

Es war ſchon gegen Abend, als wir in W. einrückten. Als ich nun in das mir zum Quartier angewieſene Haus hineintrat, ſah' ich anfänglich keinen Menſchen. Das Bellen eines kleinen Mopſes aber, der mich ziemlich unfreundlich bewillkommte, rufte ein kurzes, dickes Frauenzimmer von mittlern Jahren, mit aufgeſtreiften blutigen Armen, und einer ſchmuzigen Küchenſchürze aus der Werkſtatt der Speiſen herbey, das, über meine Gegenwart ziemlich betroffen, ehe ich dazu kommen konnte, ihr mein Kompliment zu machen, folgen Harangue begann:

„Ach! Herr Je! — unterthäniger
„Diener! Ihr Genaden, Herr Oberſt„leut-

„leutnampt! nehmen Sie es doch ja
„nicht ungnädig, daß Sie mich gleich
„ſo in meinem Küchen-Achuſſement
„überrumpeln! ich war eben darüber,
„einen Karpfen zu reiſſen: denn die
„Herren von Militäris ſind doch immer
„hungrig, wenn ſie ins Quartier kom-
„men, und ich bin darinne eine Frau,
„die jedermann gerne ein gut Stückgen
„Eſſen vorſezt, ſo viel ich kann, und
„ich dachte nicht, daß Ihr Genaden
„ſchon ſo bald ankommen würden: denn
„ſonſt — Aber geruhen doch der
„Oberſtleutnampt in die Stube zu
„gehen!

Hiermit eröfnete mir meine Wirthin die Thür; ſchob mich vor ſich hinein, und parlirte folgendermaaßen hinter drein:

„Ja! ihr Genaden! mein Herr Oberſt-
„leutnampt; Sie werden ſichs wohl
„dieſen Abend bey einer ſchlechten Frau
„allein müſſen gnädigſt gefallen laſſen:
„denn zu allem Unglück iſt mein Schaz
„gerade nicht zu Hauſe, ſondern iſt
„heute drüben in Rothenfelß auf dem
„Edelhofe, wo eine Pacht-Uebergabe iſt,

„und wo mein Eheſchaz dem Pachter „dient, dem Herr Blume die Zeit nicht „ausgehalten, ſondern ihn, wider alles „Recht und Billigkeit aus dem Pachte „geworfen hat, ungeachtet mein Schaz „ſchon einigemal dagegen appelliret, „und unterthänigſt ſuppliziret hat. — „Aber ich denke, es ſoll Ihnen die Zeit „bey mir auch nicht lang werden: denn „ich bin ſo eine Frau, die, ſo ſchlecht „man ſie auch anſieht, in Dreßden „mit vornehmen Leuten converſirt hat. „Nun! legen Sie doch ab! Ihr Genaden! laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang „werden! ich werde gleich wieder bey „Ihnen ſeyn. Hier ſteht das Poſitivgen! wenn Ihr Genaden etwan muſikaliſch ſind, und ſich indeſſen die Zeit „vertreiben wollen. —

Damit wanderte die Schwäzerin einſtweilen ab, und ich, — ich beſann mich nun erſt recht darauf, daß ich würklich nicht weiter, als zwey Meilen von Rothenfelß entfernt war. Ha! dachte ich, ſo nahe dem Orte, wo du einſt als ein Entehrter davon fliehen muſteſt, und — wo du nun vielleicht bald im Glanze deiner Unſchuld wieder auftreten wirſt? — Ich werde ihn wieder ſehen, dieſen lieben Ort, wo es mir ſo wohl gieng, — werde ihn wieder finden, meinen andern Vater, den edelmüthigen Herrn Blume, und er wird mir ſeine Liebe wieder ſchenken; — die vortrefliche Adelaide, — den ehrlichen Nottingham, meinen Buſenfreund, — den rechtſchaffenen Kato, — die liebenswürdigen Töchter dieſes Mannes, — alle dieſe Lieben werde ich wieder ſehen, ſie umarmen, Thränen der Freude mit ihnen weinen! — ha! welche Wonne, welche Glückſeligkeit ſtehet mir bevor! —

Hingeriſſen von Vorgefühl dieſer Freuden, gieng ich im Zimmer auf und nieder, und ſahe, und hörte nichts, als Rothenfelß. Ich wuſte nicht, wie ich das Gefühl meines erwärmten Herzens ausſtrömen ſollte; und izt — fiel mir das Poſitivchen wieder ein. Ich eröfnete es, um die Freuden meiner Seele in die Harmonie der Silbertöne zu miſchen. Aber — wie abſcheulich ward ich getäuſcht! — zu geſchweigen, daß es ſchon ſo finſter im Zimmer war, daß ich kaum die Klaves ſehen konnte; ſo fand ich auch in dieſem Poſitivchen, ein ſo elendes, heulendes, quitſchendes Mißgetön, das mich, ſo vergnügt ich auch war, doch gewiß in einer Minute melancholiſch gemacht haben würde, wofern ichs nicht den Augenblick wieder zugemacht, und meine Ohren von dieſer unausſtehlichen Disharmonie wieder befreyet hätte.

Izt brachte mein Bedienter ein Licht herein; da ich mich denn in dem Zimmer, worinn ich mich befand, auch beſſer umſehen konnte. Man ſtelle ſich die Erſchütterung meines Zwerchfells vor, als ich nun alle vier Wände dieſes Zimmers, ſtatt der Tapeten, mit lauter Zeitungsblättern von verſchiedener Gattung ausſtafirt fand. Auf die ſeltſamſte Art von der Welt waren hier der wortreiche Hamburger, der wizig ſeyn wollende Erlanger, der trockne Leipziger, der unzuverläßige Bayreuther, und andere dergleichen politiſche Neuigkeitskrämer von verſchiedener Gattung, in der engſten Vertraulichkeit, unter einander gekleibt. Schlachten und Eroberungen, Wetterſchäden, Vermählungen und Beförderungen waren da in Menge zu leſen. — Auſſer dieſer Zeitungstapezerie fand ich noch die Bildniſſe des Königs in Preuſſen, des Prinzen Heinrichs, des Herzog Ferdinands, des General Ziethens, und anderer preußiſcher Heerführer mitten unter den Nachrichten von ihren Heldenthaten, aufgehangen. Unter dem König in Preußen hieng eine mit Glaß überzogene Tafel, worauf ein Schmähgedicht auf die Oeſterreicher, bey Gelegenheit der verlornen Schlacht bey Torgau, mit goldnen Buchſtaben ſtand; unter dieſer Schrift, auf der nemlichen Tafel, waren der General Ziethen, und der Feldmarſchall Daun mit der elendeſten Stümperey hingekritzelt. Der erſtere riß letzterem den Degen aus der Hand, und eine Schrift gieng aus ſeinem Munde, die lautete:

„Gieb her, Herr Daun! ich ſiege
„man!

worauf der leztere ziemlich naiv antwortete:

„S'is eben das! ich laufen kann!

Dieß alles kam mir nun ſo original und ſo komiſch vor, daß ich überlaut anfangen mußte zu lachen. Inzwiſchen trat meine Frau Wirthin, in großen Staat geworfen, wieder herein, da ich juſt mit dem Lichte in der Hand vor dem Gemälde des Königs in Preußen ſtund, und mich an den ausdrucksvollen Geſichtszügen dieſes großen Weiſen und Helden weidete.

„Ach Je! mein gnädiger Herr Oberſt-
„lieutenampt!

fieng die ſorgſame Dame ſo gleich an,

„nehmen Sie's doch ja nicht ungnädig,
„daß mein Schatz da gleich den König
„von Preußen hergehenkt hat! —
„Er hat denn immer ſo ſeinen Narren
„an Bildern gefreſſen. —

„Seyn Sie unbeſorgt

antwortete ich ihr,

„ich ehre den König in Preußen ge-
„wiß eben ſo ſehr, als Ihr Herr Lieb-
„ſter, und ich habe dieß Bildniß lange
„mit Vergnügen betrachtet. Aber die-
„ſe Tafel da, unter dem König, die
„will ich Ihnen doch rathen wegzuneh-

„men — nicht um meinetwillen, — „aber es möchte nicht jeder meiner Kam„meraden den Spaß ſo gut verſtehen, „als ich.

Sie wurde alſo herab genommen, und ſorgfältig verſchloſſen. Ich bewunderte noch den ungeheuren Zuſammenfluß von Zeitungen, und andern politiſchen Schriften, wovon alle Tiſche in der Stube voll lagen, ſchloß daher leicht auf das Steckenpferd meines Herrn Wirths; und denn wurde zur Abendmahlzeit verſchritten, die ich leider mit meiner redſeligen Frau Wirthin allein halten muſte.

Neuntes Kapitel.

Skizzen eines ziemlich gangbaren Karakters.

Um meine Leſer mit dem Karakter der Frau A. Z. Inſpektorin, bekannt zu machen, darf ich nur einige Bruchſtücke unſres Tiſchgeſprächs hieher ſezen; welche zugleich auch dazu dienen werden, über die gegenwärtige Lage des Bluiniſchen Hauſes einige Aufſchlüſſe zu geben.

— Nachdem die Suppe, unter vielen Entſchuldigungen meiner Wirthin, daß ich mit einer ſchlechten Mahlzeit vorlieb nehmen möchte, verzehret war, und es nun über das Kalbsbraten Ragout hergieng, das ſie mir auftiſchte, ſagte ich:

„dieſen Abend werden der Herr Accis-
„Inſpektor vermuthlich wohl mit bey
„dem Herrn Blume ſpeiſen?

Sie. „Ehrenthalber, Ihr Gnaden! denn
„ſonſt iſt der Rothenfelßer Herre eben
„nicht meinem Schaz ſein Freund.

Ich. „So! und doch iſt er ſonſt gewiß
„Jedermanns Freund.

S. „Sie kennen alſo wohl den Rothen-
„felßer Herrn ſchon.

J. „Ich habe einmal eine Nacht bey ihm
„im Quartier geſtanden. Er ſcheint ein
„braver Mann zu ſeyn.

S. „Je nun! ja! — darwider habe ich
„eben nichts. Alt genug iſt er da-
„zu, und auch reich. Die Leute ſpre-
„chen aber doch, er hätte ſein Geld nun
„ſo erworben — ich mags nicht nach-
„reden — denn meine Sache iſt es

„nicht, über die Leute herzugehen. Aber „ich lobe mir doch ehrlich erworbenes „Gut. Wenn ich ſo ſeyn könnte, wie „viele Leute, ſo könnte ich vielleicht auch „ein Gut haben. Aber was Recht „iſt, lobt Gott! mir iſt es nicht gege„ben, arme Leute zu drücken; ich theile „vielmehr von meinem Bischen Ar„muth, noch obendrein Allmoſen aus, „und es wird mir niemand nachſagen „können, daß ich etwan ſo geizig wäre, „wie viele Leute.

J. „Sollte das Herr Blume geworden „ſeyn? — und ſollte er arme Leute „drücken? — davon habe ich doch „nie etwas gehört. Vielmehr das Ge„gentheil. —

S. „Ey! das will ich nun auch eben nicht „ſagen, Ihr Genaden! ich meine nur, „daß von ſolchen reichen Leuten viel „Aufhebens gemacht wird, wenn ſie et„wan einmal einem Armen was geben, „da doch unſer einer nach ſeinem Bis„chen Armuth manchmal wohl mehr „thut, und es redt niemand davon.

„Aber wo der Rothenfelßer Herr das
„viele Geld hergekriegt hat, da er doch
„ſonſt ein ſehr armer Schlucker gewo-
„ſen ſeyn ſoll —

J. „Er wirds wohl rechtmäßig haben,
„Frau Accis-Inſpektorin! die Sache
„geht uns auch nichts an. Was macht
„denn die vortrefliche Adelaide?

S. „Die Mamſell Blumen meinen Ihr
„Genaden? — denn ob es gleich vie-
„le Narren giebt, die ſie gnädige Fröh-
„len tituliren, ſo werde ich mich doch
„nimmermehr überwinden können, eine
„Perſon meines gleichen, die noch nicht
„einmal einen Accis-Inſpektor hat, —
„Fröhlen zu heißen —

J. „Fräulein — oder Mamſell — das
„iſt mir gleichviel! — ſie iſt alſo noch
„nicht verheyrathet?

S. „Ach! damit hätt' es ja denn auch
„wohl noch lange Zeit, Ihr Genaden!
„denn wenn die Mamſell Blumen auch
„mit Haut und Haar 17 bis 18 Jahr
„alt iſt, ſo iſt ſie alt. Wiewohl ſie,
„wegen des Bischen lumpigten Geldes,

„Freyer in ſchwerer Menge hat. – Doch „— ich konnte auch nicht drüber klagen in meiner erſten Jugend. — Izt „wollen freylich die jungen Dinger, „wenn ſie kaum aus der Schule ſind, „auch ſchon den Mann am Halſe haben; — ich für meine Perſon, war „ſchon 24 Jahr alt, da ich meinen „Schatz nahm: denn der Verſtand „kommt ja nicht vor den Jahren, Ihr „Genaden!

J. „Es iſt ein hübſches Mädchen, — „die Mamſell Blumen. —

S. „Nach Guſto, Herr Oberſtleutnampt — mit der Larve läßt ſichs „noch halten: denn die garſtigen Pockengruben, und die ſpizige Naſe — „die könnten mir eben nicht gefallen, „und hat keinen Blutstropfen in ihrem „ganzen Geſichte. — Ich für meine „Perſon hatte mich anders gewaſchen, „da ich 18 Jahr alt war. —

J. „Aber einen ſchönen vollkommenen „Wuchs hat ſie doch? —

S. »Auch noch Guſto; Ihr Genaden! groß und ſtark genug iſt ſie — wer ein Liebhaber vom Fleiſch iſt! — ich bin zwar auch eben nicht dürre geweſen, als Mädchen. Aber daß man mich für eine Frau, die ein kleines Kind am Buſen hängen hat, hätte anſehen ſollen, wie doch die Mamſell Blumen accurat ausſieht, ſo iſt mir's doch mein Lebstage nicht gegangen.

J. »Die Natur theilt ihre Gaben nicht gleich aus, Madam! dafür hat ſie der Mamſell Blumen ein edles Herz, und viel Verſtand gegeben.

S. »Da haben Ihr Genaden Recht! denn klug genug iſt ſie — wenigſtens denkt ſie es. Aber, wenn ich gleich nicht ſo viel Romänen und Komödien geleſen hatte, als Mädchen, ſo gab ich doch manchen aufzurathen: denn ich für meine Perſon ſehe es einem gleich am Augen an, wes Geiſtes Kind er iſt.

J. »So! — der Herr Sekretair Nottingham iſt wohl auch noch da? —

S. „Hi! hi! hi! Ihr Genaden machen „mich zu lachen: denn das kleine Röckgen, und der Marletum, und die engliſchen Stiefeln, die der Sekretair trägt, „fallen mir auch gleich ein. — Ja! Ihr „Genaden! der iſt noch da. —

J. „Es ſcheint mir ein ehrlicher Menſch „zu ſeyn, der Nottingham.

S. „Ach ja! ehrlich und tumm! denn „ſonſt ließ er ſich von der hochmüthigen Mamſell Katon nicht ſo am Narrenſeil herum führen; — und ſie „nimmt ihn doch in alle Ewigkeit nicht: „denn die weiß ſich vor Hochmuthe gar „nicht zu laſſen, — die Närrin! — „War ihr Herr Magiſter Blauſtrumpf „zu ſchlecht, und der hatte doch damals „einen ſchönen Dienſt, und war ein „geehrter Mann. —

J. „Hat der denn die Mamſell Katon „haben wollen?

S. „Freylich, Ihr Genaden! Die Närrin! ſie hätte ihn immer nehmen können. Aber ich weiß auch ſchon, wer

„dran Schuld war — es waren nun
„damals ſolche Umſtände —

J. „Was macht denn Herr Magiſter
„Blauſtrumpf?

S. „Ach! dem iſt rechtes himmelſchreyendes
„Unrecht angethan worden, Ihr
„Gnaden! er wurde abgeſezt: denn es
„ſollten zwey Mägde auf ihn bekannt
„haben. Mein Schatz diente ihm zwar,
„und er war gewiß ſo unſchuldig, wie
„die Sonne am Himmel, — er hatte
„ein Atteſtat von der ganzen Gemeine,
„Mann vor Mann unterſchrieben. —
„Aber wie es denn ſo in der Welt gehet!
„mein Mann konnte nicht durchdringen.
„Der Herr war dem Magiſter
„nicht gut, und der Gerichts-Direktor
„auch nicht; und da wiſſen Sie
„denn wohl — Gewalt geht vor
„Recht — und die nachtheiligen Berichte
„ins Konſiſtorium — Nun! —
„Gott wird Richter ſeyn. —

J. „Wo iſt denn der Herr Magiſter nun
„hin?

S. „Das weiß man nicht. Er ſoll unter die Preußen gegangen ſeyn.

J. „Der arme Mann! doch — vielleicht iſts ſeiner Sünden Schuld. Ich habe einmal von einer gewiſſen Geſchichte gehört, mit einem jungen Menſchen, den Herr **Blume** bey ſich gehabt hat. —

S. „Ja! Ihr Genaden! da helfen Sie mir gleich auf die rechten Sprünge. Das war denn auch ſo eine Geſchichte, die dem **Rothenfelßer** Herrn gar keine Ehre machte. Da brachte er einmal ſo einen ganz fremden Menſchen mit her — ich habe ſeinen Namen vergeſſen — ſo einen Landläufer, der niemanden hatte gut thun wollen. — Aber alle Leute ſagten, es wäre ſalven ein Hurkind von dem Herrn, und es mag auch wohl wahr ſeyn: denn ſonſt hätte ihn doch der Herre nicht ſo geäſtimirt. Den Landläufer — bedenken Ihr Genaden nur! — machte er nun zum Hofmeiſter bey der Mamſell, und der hat ihr eben das Romänen, und Komödienleſen und — wer weiß

„denn, was ſonſt noch? gelernt. Und „der war eigentlich dem Herrn Magiſter ſein Unglück. Aber es bekam ihm „auch, wie dem Hunde das Graßfreſſen; und Herr Blume hatte ſchlechte „Ehre davon: denn der Landläufer hatte ihn beſtohlen, und er muſte ihn aus „dem Hauſe jagen. Es war denn auch „dieß noch das Beſte: denn wer weiß, „wie es noch mit der Mamſell geworden wäre, wenn ihn der Herr länger „gelitten hätte.

I. „So viel ich aber damals hörte, ſo „iſt ja nachher die Unſchuld dieſes jungen Menſchen am Tag gekommen.

S. „Das ſprechen ſie freylich wohl — „denn der Herre ſchämte ſich deswegen. „Aber es mag ſeyn, wie es will — „was wahr iſt, bleibt doch wahr!

I. „Nun! vielleicht wird ſeine Unſchuld „künftig noch klärer. Wer iſt denn izt „Pfarrer in Rothenfelß?

S. „Und das wiſſen Ihr Genaden „nicht? — den Sekretair ſein Bruder „iſt ja Pfarrer geworden. — Ach! das

„iſt alles mit Kräutern zugegangen:
„denn der Herr Paſtor hat nun auch
„die jüngſte Mamſell Katon genommen —

J. „So! und darum hat auch wohl der
„Herr Magiſter Blauſtrumpf fortgemuſt?

S. „Das iſt das Fleckgen, Ihr Genaden! ſehen Sie, ſo gehts in der
„Welt zu!

J. „Es war wohl auch ein hübſches Mädchen, die nunmehrige Frau Paſtorin?

S. „Ach! nein! Ihr Genaden! ſchön
„war ſie gar nicht. Ich hatte mich anders gewaſchen in ihrer Jugend.
„Aber — gleich und gleich geſellt ſich
„gern — der Herr Paſtor iſt auch ein
„kleines dürres Männchen, und hat keine Waden, und iſt auch ein Bischen
„ſchief. —

J. „Aber doch ſonſt ein guter, ehrlicher
„Mann?

S. „Das ſprechen ſie, Herr Oberſtleutnampt! — aber nur kein Predi-

„ter — da iſt er auch gar nichts gegen den Herrn Magiſter Blauſtrumpf: — er predigt viel zu hoch „für den gemeinen Mann, und keine „Stimme — die hat er auch nicht. „Nicht einmal recht vor dem Altar kann „er ſingen, — da war Blauſtrumpf „ein ganz andrer Mann darinne.

J. „Das thut nichts, Madam! ſingen „gehört ohnedem nicht zum Weſen des „Predigtamts, und wenn ich etwas „darüber zu ſagen hätte, ſo würde ich „es ganz abſchaffen. Wenn nur ſonſt „der Prediger Gottes Wort lehrt, und „einen guten Lebenswandel führt. —

S. „Je nun! das wohl, Ihr Genaden! — aber wenn einen auch der „Prediger nicht inficirt — und gar „keine Geſtis macht —

J. „Wir wollen davon abbrechen, Madam! — Ihr Herr Liebſter hat wohl „eine ſtarke Praxin?

S. „So! ſo! Ihr Genaden! — zu leben haben wir denn wohl, und, wenn „mein Schatz heucheln, und den Leuten

„recht nach dem Maule reden könnte,
„wie andre Advokaten, ſo könnten wir
„wohl auch Rittergüther erwerben —
„wie andre. —

J. „Wie meinen Sie das?

S. „Je! daß mein Schatz gar zu ehrlich
„iſt, und niemanden ſchont, und gerade
„durchgehet: denn dadurch macht er
„ſich immer ſo viele Feinde: denn da
„iſt wohl kein Amtmann, und kein Gerichtshalter,
„und kein Advokate in der
„ganzen Gegend, der ihm gut wäre.
„Das iſt denn auch die Urſache, daß
„ihm die Gerichtshalters gar nichts zuweiſen,
„und ihm die andern Advokaten,
„die den Leuten recht nach dem
„Maule reden, alles das Beſte wegnehmen.

J. „Hat Ihr Herr Liebſter ſelbſt keine Gerichtsbeſtallungen?

S. „Nicht mehr, als eine einzige. Ja!
„wenn mein Schatz Vermögen hätte,
„daß er den Gerichts-Herrn Geld borgen
„könnte, oder hätte keine Frau, daß
„er eine Kammerjungfer nehmen könnte,

„oder wäre ein Mamelucke, daß er die Unterthanen schinden könnte, so würde er auch wohl Gerichtsbestallungen bekommen, wie andre. Und auch die einzige, die er hat, würde er auch wohl nicht bekommen haben, wenn der Gerichtsherr nicht Geld gebraucht, und mein Mann ihm durch ein Teſtament geholfen hätte, das er einem reichen Onkel von dem Gerichtsherrn so machte, daß es dieſer Herr, welcher enterbt werden ſollte, wieder umwerfen konnte.

J. „Aber, iſt denn das erlaubt, den Leuten die Teſtamente falſch zu machen, daß die Abſicht des Sterbenden vereitelt wird?

S. „Je nun! es war ja dem Gelde, das der reiche Onkle hinterließ, einerley, ob es der oder jener kriegte.

J. „So! das iſt ein anders.

Jedoch — meine Leſer werden nun wohl ſchon genug und ſatt haben, in meiner Wirthin eine der erſten Verläumderinnen zu finden, wovon das ſchöne Geſchlecht, die Wahrheit zu ſagen, mehrere aufzuweiſen hat, als man gewöhnlich glaubt. Die Verläumdungsſucht wird oft unter dem Schein ſelbſt eigener Tugenden verborgen, die aber — wenn ſie auch würklich manchmal vorhanden ſind — doch gewiß ihren ganzen Werth verlieren, ſo bald ſie durch jenes, an ſie, ſich ankettende Laſter verdunkelt werden.

Unſre Mahlzeit gieng inzwiſchen zu Ende, und ich verfügte mich in mein Zimmer, um, bey einer Pfeife Toback, allein meinen Betrachtungen nachzuhängen, die hauptſächlich dahin giengen, wie ich bald Gelegenheit finden wollte, mich auf eine gute Art wieder bey dem Herrn Blume zu produziren.

Neuntes Kapitel.

Das Gemälde wird weiter ausgemahlt.

Den andern Morgen früh gegen neun Uhr, ſah' ich meinen neuen Herrn Wirth, in einem alten vierſizigen Wagen, mit zwey

Bauerpferden, einem Rappen, und einem Schimmel beſpannt, unter dem Ertönen vieler Glocken, und Flatterringen, womit die Pferde ausſtafirt waren, angefahren kommen. Er ſchien ſo ein Mann in die vierzig zu ſeyn, und hatte eine Phyſionomie, die jeden, auf den erſten Anblick, den Schikanenſchmidt in ihm nicht verkennen ließ. Sein Geſicht war eingefallen und hager, ſeine Farbe blaßgelb, und ſeine kleinen, tiefliegenden ſchwarzen Augen, waren von ſo langen zottigten Augenbraunen umwölbt, daß man ſie ſchier zu Huſarenbärten hätte brauchen können.

Da ich mich ſchon angezogen hatte, und eben im Begriff ſtand, zu meinen Kapitain zu gehen, ſo beobachtete ich die Höflichkeit, dem Herrn Accis-Inſpektor zugleich mein Kompliment zu machen. Mein Eintritt in ſeine Stube ſchien ihn zu befremden. Mit einem ſteifen, vielen derer Herren Rechtsgelehrten, ſo ganz eigenen Air, trat er mir entgegen, bog ſeinen Rücken in die Krümmung eines Schwanenhalſes ganz langſam nieder, und behielt dieſe Stellung, ſo lange die ziemlich wortreiche Harangue dauerte, die er an mich hielt, ununterbrochen bey. Alsdenn hob er ſein Haupt wieder empor, nöthigte mich auf das Kanapee, und nahm vor mir, auf dem Lehnſtuhle, vor einem Tiſch, der voller Zeitungsblätter lag, ſeinen Plaz ein.

„Was bringen Sie uns denn gutes „neues mit, mein Herr Oberlieute„nant?

Mit dieſer Frage eröfnete er die Unterhaltung, indem er ſich zugleich mit vielem Wohlbehagen auf ſein Steckenpferd ſchwung, und den Zügel in die Hand nahm. Um dieſen ſeinen Gaul auf einmal recht in Gallop zu ſezen, ſpornte ich ihn mit folgender Antwort an:

„Das, was jeder Politicus zum vor„aus ſehen konnte, nämlich, daß der „König in Preußen anfängt, gelinde „Saiten aufzuziehen, und daß unſre „Monarchin Schleſien nun bald wie„der bekommen wird.

„Hm! das iſt ſchwer zu arripiren.

verſezte der Inſpektor,

„doch — Sie ſind ein öſterreichi„ſcher Offizier — ſonſt —

J. „Nun? — ſonſt? — glauben Sie „das nicht? — Sie können frey re„den! — ich nehme Ihnen nichts „übel.

A. J. „Unterthäniger Diener! — wenn „Sie denn permittiren wollen, ſo bin „ich der Meinung, daß, nachdem Ihro „Majeſtät der König in Preußen die „Bataille bey Torgau gewonnen, und „dadurch, wenn ich mich der Allegorie „bedienen darf, quaſi ein günſtiges Ur„theil, in ihrem großen Prozeſſe mit „der Kaiſerin Königin, erhalten haben, „dieſelben, bey ſo bewandten Umſtän„den, wohl ſchwerlich Vergleichsvor„ſchläge thun, oder ſo nachtheilige „Friedensbedingungen eingehen dürften, „als man öſterreichiſcher Seits zu er„warten ſcheint.

J. „Die verlorne Bataille ſchadet uns „nichts. Wie will es der König in „Preußen gegen ſo viel Feinde aushal„ten?

A. J. „Es wird bald eine andere Wendung mit ihm nehmen, Herr Oberlieutenant! Vielleicht treten bald einige Litis Conſorten von öſterreichiſcher Seite ab. Am politiſchen Staatshimmel kommen izt oft Phänomena zum Vorſchein, die dem König in Preußen noch ein günſtiges Schickſal verkündigen. Ew. Gnaden können vielleicht nicht ſo tief in die Cabinetter eindringen, als unſer einer, der ſich immer damit occupiret. Es ſcheint izt, als ob Rußland lau gegen Oeſterreich werden wollte, und daß der Großfürſt völlig preußiſch iſt, das iſt eine decidirte Sache; Schweden iſt es niemals rechter Ernſt geweſen, gegen Preußen feindſelig zu agiren; es kann auch wegen ſeiner Lage, und ſeinen Verbindungen mit Preußen nicht recht zugeben, daß dieſes Haus geſtürzt wird. Was Frankreich anbetrift, ſo hat ſolches alte Verbindungen mit Schweden, und ſo bald dieſes abſpringt, wird jene Krone wenigſtens neutral bleiben. So wird es gewiß gar nicht lange mehr währen, daß der König in Preuſ-

„ſen, wieder oben auf iſt; und Schleſien wird ihm wohl niemand nehmen können.

J. „Sie ſtellen uns kein gutes Prognoſticon, Herr Accis-Inſpektor!

A. J. „Es thut mir leid; aber wenn man das Syſtem des Gleichgewichts von Europa überſieht, ſo können auch die andern Mächte den König in Preußen unmöglich ganz fallen laſſen. Beſonders hat Frankreich ein großes Intereſſe dabey: denn ſollte Preußen fallen, ſo ſteigt Oeſterreich, und das wäre denn Frankreichs Sturz. Wenigſtens bekäme dieſe Macht einen zu fürchterlichen Nachbar an jenem, und da es viele Provinzen vom römiſchen Reiche beſizt, ſo würde es in Gefahr ſtehen, alle dieſe Provinzen einmal wieder zu verlieren. Die Franzöſiſche Staatspolitik ſiehet das wohl ein und das Gleichgewicht von Europa iſt der Geſichtspunkt, welchen dieſe kluge Macht nie aus den Augen läßt. In Rußland ſind innerliche Gährungen, und ich befürchte oder hoffe vielmehr

„ſtimmen, daß die Parthey des Groß-„fürſten — —

Hier ſtörte ein ziemlich ſtarkes Pochen an der Thür, den politiſchen Rechtsgelehrten, mitten in ſeinem Eifer für die Preußiſche Parthey und brach ſeine gelehrten Raiſonnements über das Gleichgewicht von Europa auf einmal ab. In dieſem Augenblick trat auch ein junger anſehnlicher Menſch herein, über deſſen Ankunft der Accis-Inſpektor anfänglich heftig erſchrack, und bald blaß, bald roth wurde. Vor der Thür erblickte ich noch zwey bis drey Männer, die drauſſen ſtehen blieben, und vermuthlich das Schrecken meines Wirths hauptſächlich erreget haben mochten. Der junge Menſch, welcher, wie ich bald erfuhr, der Amts-Actuarius war, zog ſo gleich einige Schriften aus der Taſche, und überreichte ſie meinem Wirth, der ſie mit zitternden Händen ergriff, und durchlaß. Als er damit fertig war, hatte er ſich inzwiſchen auch ſchon gefaßt: denn er ſagte mit ziemlich geſezter Miene:

„es wird unmöglich angehen, mein „Herr Actuarius, daß Sie die Sache

„heute expediren können: denn ich muß „morgen Gerichtstag in Hayndorf „halten, rnd habe auch in det Kürze „unterſchiedene wichtige Termine: — „übrigens bin ich ſchon wieder ſupplicando höchſten Orts eingekommen; — „kurz — dahin, wo es die mir gehäſſige Regierung in S** hin haben will, „wird es hoffentlich wohl niemals kommen —

„Alles das, Herr Accis-Inſpektor!

verſetzte der Actuarius,

„hebt meine Inſtruction nicht auf; Sie „kennen die ſtrenge Legalität des Herrn „Amtmanns — er hat einmal Kommiſſion — ich darf ohne Sie nicht „zurück kommen — ich bitte alſo, entſchließen Sie ſich!

A. J. Nun! nun! mein geſtrenger junger „Herr! nur nicht ſo hitzig! Sie werden „mir doch nicht zumuthen, daß ich in „Begleitung Ihrer Schaarwache mit „kommen ſoll! — darauf darf ſich der „Herr Amtmann nicht ſpitzen, daß er „hier ſein Müthgen an mir kühlen will.

„Dahin wird es wohl niemals kommen, ſo lange Geſezze im Lande ſind. Ich werde ad Sereniſſimum appelliren. —

A. „Sie verzeihen! Ihre lezte Appellation iſt cum clauſula rejicirt. Ich werde mich alſo daran nicht kehren dürfen.

J. „Das weiß ich wohl. Aber wider die Kommiſſion, die dem Herrn Amtmann wider mich ertheilet worden iſt, habe ich noch nicht appellirt. Und dagegen ſey denn hiermit meine Appellation gerichtet. Belieben Sie das nieder zu ſchreiben. Hier ſind zwey Groſchen!

A. „Was führen Sie denn aber für Gravamina appellationis an?

J. „Keine, als daß der Herr Amtmann nicht mein Richter ſeyn kann, weil er ſelbſt einen Prozeß mit mir hat.

A. „Das Gravamen wird Ihnen wenig helfen.

J. „Das geht Sie nichts an. Reſpectiren Sie nur die Appellation.

Der Actuarius rief zwey Landſchöppen herein, eröfnete ihnen, daß der Herr Accis-Inſpektor appelliret habe, fertigte darüber eine Regiſtratur und zog hierauf wieder von dannen.

Mein Herr Wirth ſchien dergleichen Abentheuer ſchon gewohnt zu ſeyn. Er fieng an zu lachen, als der Actuarius wieder weg war, und ſagte:

„Sehen Sie, Herr Oberlieutenant! ſo „wird ein ehrlicher Advokat von den „Herren Amtleuten ſchikanirt. Aber — „ich müſte nicht wiſſen, quid juris, „wenn mich dieſer Amtmann in ſeine „Klauen kriegen ſollte. Ich will's ihm „ſchon lehren. —

Ich. „Was haben Sie denn verbrochen, daß „Sie arretirt werden ſollten?

A. J. „Nichts — gar nichts, als daß „ich die Wahrheit geſagt habe. Die „Sache iſt dieſe: ich hatte einen Prozeß „vor der Regierung zu S. — den gerechteſten von der Welt. Aber dort „machten mir die Herren Räthe Schikanen, und ich verlor meine ſchöne Sa

„che. In einer Appellation zeigte ich „nun dieſen ungewaſchenen Richtern die „Wahrheit, wie ſie es verdienten. Doch „mochte ich mich wohl ein Bischen zu „ſcharf ausgedrückt haben, und da char„teten ſie denn die Sache ſo lange, bis „mir drey Wochen Gefängnißſtrafe zu„erkannt wurden. Dieſe ſoll ich nun „verbüßen. Die Regierung in S. iſt „bey der D. Regierung eingekommen, „und dieſe hat dem hieſigen Amtmann „Kommiſſion ertheilet, die Strafe an „mir zu vollſtrecken. Aber da können „die Herren in S. lange drauf paſſen, „und der jüngſte Tag kann wohl eher „kommen, als dieß geſchiehet —

Der Mann hielt redlich Wort: denn er hat dieſe Strafe niemals verbüßet. Durch allerhand Schikanen und rechtliche Kniffe dehnte er die Sache ſo lange ins Weite, bis er endlich gar darüber ſtarb. Inzwiſchen war, wie ich in der Folge erfuhr, mein Herr Sachwalter dieſer Strafe allerdings werth geweſen: denn er hatte der Regierung in S. die allergröbſten und niederträchtigſten Injurien ins Geſicht geſagt.

Beſonders hatte er den vorſizenden Hofrath heftig angegriffen, ihm Unwiſſenheit und Partheylichkeit vorgeworfen, und war ſo gar ſo weit gegangen, ihm ſeine Studentenſtückgen öffentlich vorzurücken: Denn Herr **Linckwerth** hatte mit ihm ſtudiert, und der Hofrath war in der That, auf der Akademie ein ziemlich lockerer Purſche geweſen. Aber — wie geſagt — die Sache blieb ungeſtraft, wie überhaupt nicht ſelten unter dem Schuze der Geſeze, die gröſten Boßheiten ungeahndet begangen werden.

Zehntes Kapitel.

Vollendung des Gemäldes.

Es wäre zu wünſchen, daß unſre moraliſchen Schriftſteller, an ſtatt des ewigen Geklingels von Liebe, bisweilen auch Gegenſtände aus dem näher vor uns liegenden menſchlichen Leben abhandeln, und beſonders manchmal die Kränkungen der armen Menſchheit, unter dem Vorwande der Geſeze rügen möchten. Unſere Sachwalter — die redlichen und wahren Prieſter der Themis ausgeſchloſſen, — verdienten hauptſächlich eine dergleichen Züchtigung. Vielleicht würden ſich denn manche Jünglinge, die im Begriff ſtehen, die Bahn der Rechtsgelehrſamkeit zu betreten, an den abſcheulichen, und doch wahren Gemälden ſolcher Auswüchſe eines, für die menſchliche Geſellſchaft ſo wichtigen Standes, ärgern, und dieß würde ſie vielleicht davon abſchrecken, in ihre Fußtapfen zu treten. — Hin und wieder haben zwar unſre Sachwalter über ihre Mißbräuche der Geſeze, ſchon manchen Seitenhieb von unſern Schriftſtellern bekommen. Aber gröſtentheils blieb man blos auf der Oberfläche ſtehen, man rügte blos einzelne Handlungen, oder man ſezte — ungerechter Weiſe — alle in eine Klaſſe, ſchob wohl gar die Schuld — die doch blos in dem verderbten Herzen der Menſchen zu ſuchen iſt — auf die Geſeze, und ſchüttete dadurch — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, das Kind mit dem Bade aus. —

Das Gemälde von einem Sachwalter, der ſein Amt im höchſten Grade mißbrauchte, mit ſtarken Farben angeſtrichen, und mit wahren, aus dem gemeinen Leben genommenen Zügen gezeichnet, muß wenigſtens bey jungen Leuten Würkung thun, wenn auch die alten eingeroſteten Schickanenſchmiede dadurch nicht zu beſſern ſind.

Laſſt uns denn hier ein dergleichen Gemälde in unſrem Herrn Linckwerth aufſtellen! ich verbitte aber den Verdacht, als ob ich das Sachwalteramt bey der Welt noch verächtlicher machen wollte, als es leider durch die Schuld dergleichen Herren Linckwerthe ſchon lange geworden iſt *).

Der Herr Accis-Inſpektor Linkwerth war einer jener feilen Rechtsverdreher, die ſich für Geld zu allem brauchen laſſen, und dergleichen es, in jeder anſehnlichen Stadt wenigſtens einen giebt. Das war

ſeine

---

*) Zum Gegengemälde dieſes Linkwerths leſe man, den wahren Sachwalter, in dem zweyten Bändchen der Lebensſcenen aus der würklichen Welt, von unſerm Verfaſſer.

A. d. Setzers.

ſeine Frage gar nicht, wenn er Klienten annahm, ob ſie Recht, oder Unrecht hatten? und ob ſie wahrſcheinlicherweiſe den Rechtshandel gewinnen würden oder nicht? ſondern er bekümmerte ſich blos darum, ob ſie Geld, und Luſt zu prozeßiren hatten? Fand er hier ſeine Rechnung, ſo ſtrich er ihnen ihre Sache, und wenn es die ungerechteſte von der Welt geweſen wäre, auf das beſte heraus, verſprach ihnen goldne Berge davon, und konnte er es, ſeiner Schikanen ungeachtet nicht durchſetzen, daß der Gegner unterliegen muſte, ſo wuſte er auf eine ſehr feine Art, die Schuld allemal auf die angebliche Partheylichkeit der Gerichte, oder der Landescollegien zu ſchieben. Dadurch zog er denn ſeinen Kopf immer ſo ziemlich aus der Schlinge, und erhielt ſich in dem Rufe eines gelehrten und gründlichen Sachwalters.

Daher kam es denn aber auch, daß er mit den meiſten Amtleuten und Gerichtshaltern in der Gegend, unaufhörlich im Krieg verwickelt war: denn ſo bald dieſe auf ſeine geſetzwidrigen Anſuchungen nicht nach ſeinem Willen verfügen konnten, ſo gab er beißende Schriften wider dieſelben ein, ſchimpfte und ſchmähte, wie ein Rohrſperling auf ſie los, und, wenn er deswegen geſtraft werden ſollte, ſo ſchikanirte er die Gerichten von neuen mit Appellationen, und andern Mißbräuchen ſolcher Rechtswohlthaten, welche die geſezgebende Macht nur zum Schuz der Unſchuld, und zur Hemmung der Ungerechtigkeit beſtimmt hat.

Den größten Unfug pflegte er mit den Appellationen zu treiben, und er verſtand es vollkommen, eine ungerechte Sache dadurch wenigſtens bis ins unendliche zu verſchleifen. Man erzehlte mir von einem böſen Schuldner, der von ſeinem Gläubiger ausgeklagt wurde. Der Schuldner nimmt unſern **Linckwerth** zum Sachwalter an, und dieſer verſchleift den Prozeß durch Appellationen ſo lange, bis endlich Kläger und Beklagter darüber verarmten, und lezterer, welcher freylich in alle Unkoſten verurtheilet worden war, doch nicht ſo viel mehr im Vermögen beſaß, daß nur das Stempelpapier davon hätte bezahlt werden können. Man hat berechnet, daß **Linkwerth** in dieſer Sache, fünf und funfzig mal appellirt hat, und — welches zum Erſtaunen iſt, doch nicht ein einziges mal darüber beſtraft worden iſt.

Auf andere Weiſe ſchikanirte er ſeine Gegner, und die Gerichte mit Supplicationen in die Landescollegien. So bald er mit Appelliren durch alle Inſtanzen durch, und allenthalben zwey bis dreymal abgewieſen war; ſo fieng er an zu ſuppliziren, und führte Beſchwerden über die Gerichten. Dadurch veranlaßte er denn Berichtserſtattungen, und appellirte hierauf von neuen wider die Sentenzen, und Reſolutionen, die darauf eingiengen. Half endlich hier gar nichts mehr, ſo machte er die Gerichten durch allerhand falſche Vorſpiegelungen von Partheylichkeit verdächtig, und nicht ſelten glückte es ihm denn, daß er die Sache vor eine Kommiſſion brachte, wo er denn wieder ein weites Feld vor ſich liegen fand, ſeinen prozeſſualiſchen Unfug wieder von neuen auszubreiten.

Im Grunde war er in der Theorie der unwiſſendſte Juriſt, den ich jemals gekannt habe. Aber er verſtand den juriſtiſchen Schlendrian, beſaß einige Routine, und hatte einen, zu Schikanen aufgelegten Kopf. Dieß, und eine bewundernswürdige Schwade zu reden, gab ihm bey dem gemeinen Mann beſonders, das Anſehen einer ſehr gründlichen Gelehrſamkeit, obgleich alles ſein Wiſſen im Grunde nichts mehr, und nichts weniger als Rabuliſterey war. Bey ſeinen Terminen vor Gerichte hatte er die Art an ſich, ſeine Gegner, durch den Schwall ſeiner Worte, in Furcht zu ſetzen, und nicht ſelten gelang es ihm, junge Sachwalter, ob ſie gleich zehnmal mehr, als er verſtanden, dennoch damit zu überliſten, und ins Bockshorn zu jagen. Gegen den gemeinen Mann, war er oft bis zur Niederträchtigkeit herablaſſend. Er ſezte ſich mit ihm in die Schenken, ſpielte und ſoff mit ihm, und damit wuſte er denn mehr Prozeſſe an ſich zu ziehen, als ein ehrlicher Sachwalter, der in ſeiner Studierſtube wartet, bis jemand zu ihm kommt, und ihm einen Rechtshandel anvertrauet.

Insgemein konnte man ihn füglich den tutorem malorum nennen: denn wer eine hülfloſe, verzweifelte Sache hatte, und mit ſeiner Obrigkeit anbinden wollte, der kam zu Herrn Linkwerth. Allen loſen Schuldnern und allen rebelliſchen Unterthanen in der ganzen Gegend war er bedient. Daher ihn denn auch jeder andre ehrliche Sachwalter verabſcheute, und ihm kein honetter Mann über den Weg traute.

Ein ſeltſameres und buntſchabigteres Gemiſch von Latein, und dem unverſtändlichſten Deutſch, als ſeine Schriften enthielten, gab es gar nicht weiter, und eben durch dieſes kauderwelſche Latein erwarb er ſich beym Pöbel den Ruf der Gelehrſamkeit, indem ihn derſelbe blos deswegen anſtaunte, weil er nichts von ſeinem Aftergelehrten Unſinn verſtand. Um zu beweiſen, daß er ein wahrer juriſtiſcher Marktſchreyer war, darf ich nur noch bemerken, daß er oft in den Gaſthöfen der benachbarten Dörfer und Städte Zettel anſchlagen ließ, worinn er unter vielen Rotomandaten, Nachricht gab, wenn er dort zugegen ſeyn, und juriſtiſche Conſilia austheilen würde.

Weit gefehlt aber, daß er bey allen ſeinen Schikanen, ſeinen Klienten treu und ehrlich gedient hätte, ſo beſaß er dabey doch noch immer, das einem Sachwalter ſo unanſtändige Laſter, ſich von dem Gegentheil beſtechen zu laſſen. In der That — hätte jemand einmal das Unglück, bey einem Rechtshandel ihn zum Gegner zu bekommen, ſo war, ſeinen Schikanen auszuweichen, würklich für ihn kein andres Mittel übrig, als die Beſtechung des Herrn Linkwerths; und wenn er denn ſahe, daß er bey dem Prozeſſe nicht ſo viel verdienen konnte, als er durch das Anerbieten des Gegners gewann, ſo bewog er ſeinen Klienten zum Vergleich, oder wuſte die Sache ſonſt dergeſtalt einzuleiten, daß dem Gegner geholfen wurde, ohne daß es das Anſehen gewann, als hätte er mit ihm unter einer Decke gelegen.

Doch — meine Leſer werden wohl nun genug wiſſen, den Karakter unſres Sachwalters im Ganzen überſehen zu können. Ich füge nur noch eine kurze Anecdote hinzu, die ſeine abſcheuliche Unverſchämtheit noch beſſer ins Licht ſezet.

Noch muß ich aber vorher bemerken, daß, wenn er ſeinen Vortheil darunter erſahe, er oft von ſeiner Parthey abwich, und zur gegentheiligen übertrat. Nicht ſelten wurde er zwar deswegen beſtraft; aber auf die Strafe, die mehrentheils im Gelde beſtand, hatte er entweder ſchon gerechnet, oder, beſtand ſie nicht im Gelde, ſo appellirte, und ſupplizirte er ſo lange dagegen, bis er irgend einen Kanal fand, durch welchen er auf irgend eine gute Manier, davon entwiſchen konnte.

So diente er einsmals der Kommun eines kleinen Städtgens wider den wohlweiſen Rath deſſelben, in Sachen wegen untreuer Verwendung öffentlicher Kommungelder. Der Rath fürchtete ſich vor ſeinen Schikanen. Beſonders hatte er in ſeinen, gegen dieſen, gefertigten Schriften, ſich ganz abſcheulicher Anzüglichkeiten und Injurien bedient. Um nun dieſen fürchterlichen Gegner loß zu werden, und ſich ſelbſt auf eine gute Manier aus der Sache zu ziehen, reſolvirt der wohlweiſe Rath, ganz im Geiſt dergleichen kleinſtädtiſchen Juſtizcollegien, Herrn Linkwerth durch

Geſchenke auf ihre Seite zu bringen. Die Sache gieng durch; und unſer Sachwalter fand ſeine Rechnung ſo gut dabey, daß er würklich den Spieß umkehrte, die Sache der Kommun aufgab, und hingegen dem Rathe diente. Hier war es nun ſein erſtes, daß er diejenigen Injurien, die er ſelbſt im Namen der Kommun, dem Rathe in Schriften geſagt hatte, zu rügen anfieng, und es würklich dahin brachte, daß die Bürgerſchaft deswegen nachdrücklich geſtraft wurde. In der Hauptſache aber ſchikanirte er die Kommun ſo lange, bis ſie endlich des ewigen Prozeſſes müde, die ganze Sache liegen ließ. Da er denn auch die Schriften, welche er in dieſer Sache fertigte, nicht ſelbſt unterſchrieb, ſondern ſie durch einen andern Schikanant, dem er gleiche Gefälligkeiten erwieß, unterſchreiben ließ, ſo entgieng er der verdienten Strafe glücklich, und konnte ihm niemand deswegen etwas anhaben.

Dergleichen boshafte Streiche könnte ich mehrere erzehlen, wenn ich nicht befürchten müßte, denenjenigen Leſern, die Edelmuth und Tugend lieben, mit einem dergleichen ſchwarzen Gemälde ferner beſchwerlich zu fallen.

Da ich mich wohl hüten werde, von meinem Herrn Linkwerth in dieſer Geſchichte weiter zu ſprechen, ſo bemerke ich hier nur noch zum Schluß, daß auch bey ihm der Krug ſo lange zum Waſſer gieng, bis der Henkel abbrach: denn er machte einmal ein falſches Dokument, und gewann dadurch einem Ritterguts-Beſitzer, im Namen ſeiner Unterthanen, eine der wichtigſten Dienſtgerechtigkeiten ab. Der Edelmann aber, der zugleich eine anſehnliche Hofcharge bekleidete, entdeckte hintennach die Falſchheit des Dokuments. Herr Linkwerth wurde des Verbrechens überführt, und muſte ſich ſeiner Appellationen ungeachtet, dennoch bequemen, ins Gefängniß zu wandern, wo er denn bald darauf, zu groſſer Erbauung ſeiner Collegen, an einer Schikane ſtarb, die, ihm im Halſe ſtecken bleibend, die Kehle zuſchnürte, und wogegen er zu verſchiedenenmalen vergebens appelliret hatte.

Elftes Kapitel.

Wo ſich wieder ein paar alte Bekannte einfinden.

Dem Hauſe des Herrn Blume ſo nahe zu ſeyn, reizte mein Verlangen nach ſeiner Umarmung, aufs äußerſte. Der Trieb meines Herzens dazu, ließ mir keine Ruhe, — ich muſte dieſen edlen Menſchenfreund aufſuchen. Vierzehn Tage, nach Beziehung unſrer Winterquartiere, machte ich mich denn einmal des Nachmittags zu Pferde auf den Weg, um gegen Abend, ganz unvermuthet in Rothenfelß einzutreffen.

Es war denſelben Tag ein tiefer Schnee gefallen; ich konnte alſo nur ſehr langſam reiten. Schon war es völlig Nacht, als ich an den Gaſthof eines gewiſſen Dorfs, das ungefähr noch eine halbe Stunde von Rothenfelß entfernt war, ankam. Weil ich den Weg nicht recht mehr wuſte, ſo beſchloß ich, hier einzukehren, und mich erſt ein wenig zu wärmen, alsdenn aber einen Wegweiſer bis an den Ort meiner Beſtimmung, mit zu nehmen.

Als ich nun in die ziemlich dunkle, nur durch zwey kleine Oellampen erleuchtete Gaſtſtube hineintrat, ſah' ich, an Fremden, auſſer vier Soldaten, die am Tiſche ſaßen, und in der Karte ſpielten, niemanden, als eine hagere, ziemlich erfrorne Figur von Mann, in einen alten grauen Regenmantel gehüllt, ohne Licht auf der Ofenbank vor einem kleinen Tiſchgen ſitzen, worauf ein Glaß Brandwein ſtand. Anfänglich lag er mit dem Geſicht auf dem Tiſche, als ob er ſchliefe. Von dem Geräuſch aber, das ich und mein Kerl erregten, als wir hineinkamen, ſchien er zu erwachen: denn er richtete ſich auf, und murmelte einige Flüche über das entſetzlich rauhe Wetter, das ihn beynahe ums Leben gebracht habe, in ſich hinein.

Die Wirthin, ein hübſches, junges, rundes Weib, das mir ziemlich keck unter die Augen ſah, und der man es ſogleich anmerkte, daß ſie ihre Waare an Mann zu bringen wuſte, fragte den lamentirenden Fremden, ob er etwa eine warme Suppe verlange?

„Ja! eine tüchtige Bierſuppe!

antwortete er

„aber — wo iſt mein Mädchen?

„Ach! du liebes Väterchen!

verſezte die Wirthin,

„das arme Kind!, es war ſo erfroren,
„daß es mich recht jammerte; und da
„habe ich es ein Bischen in mein Bette
„legen laſſen, da in der Stubenkam-
„mer, wo es auch recht ſanfte
„ſchläft — das gute liebe Kindchen!

„Nun! wenn's das Ehebette iſt,

ſagte der Fremde

„und Hahnreyſedern darinnen ſind, ſo
„wird's ihr wohl gedeihen. Mache
„ſie nur die Suppe, und wecke ſie her-
„nach das Mädel auf!

Die Stimme des Fremden war mir bekannter, als ſein Geſicht, das ich in der Dunkelheit, worinn er ſaß, nicht recht wegbekommen konnte. Ich richtete meine ganze

Aufmerkſamkeit auf ihn. Ehe ich ihn aber ganz erkannte, fiel zwiſchen ihm und der Wirthin, welche die Suppe in der Stube kochte, folgendes Geſpräch vor, das mich wieder auf andere Betrachtungen leitete:

Wirthin. „Daß ich fragen mag! wo kommen
„Sie denn her? um Erlaubniß!

Fremd. „Aus dem Monde, über Leipzig.

W. „Ach! Sie ſind ein Spaßvogel! drum
„ſagten Sie aber wohl vorhin zu ihrem
„Töchtergen: ſie taugte nicht in
„dieſe Welt.

Fr. „Das iſt wahr! ſie nuzt gar nichts.

W. „Ey! ey! von Ihrem eigenen Kinde!
„— — Gott vergeb Sie die
„Sünde! — aber — daß ich fragen
„mag! um Erlaubniß! — wo
„wollen Sie denn eigentlich hin?

Fr. „In die Sonne! über Rothenfelß.

W. „Ach! machen Sie doch nicht ſolchen
„Spaß! — etwan nach Rothenfelß
„auf den Hof?

Fr. „Wenn hübſche junge Herren da ſind.

W. „Nun! die wüßte ich nun eben nicht, „wenn es nicht der Herr Sekretair etwan wäre; aber der hat ſchon ſeine „guten dreyßig auf dem Buckel.

Fr. „Das iſt nichts. Hat der gnädige „Herr keine Söhne, keine jungen Bedienten? keinen jungen Gerichtshalter?

W. „Ach nein! er hat gar keinen Sohn, „die Bedienten ſind alt, und der Juſtiziaris iſt ein ſteinalter Mann!

Fr. „Zum Teufel! ſo iſts wieder nichts „für uns.

W. „Aber eine rechte hübſche junge gnädge Frölen iſt da. —

Fr. „Was Frölen? Schade auf die Frölen!

W. „Nun! warum denn? — Sie reden „recht wunderlich! — freylich — „wenn Musje Arndt noch da wäre — „das war ein rechter ſtattlicher junger „Herr! aber — wer weiß in welchem „Graben der izt liegt? das liebe junge

„Blut — es gieng ihm auch trübſelig „hier.

Fr. „Was war das für ein Arndt?

W. „Je nun! das weiß ich weiter nicht. „Der gnädige Herr brachte ihn einmal „mit; — ich weiß viel, wo er her „war? —

Fr. „Nun! ſey er, wer er wolle! für uns „iſts nichts in Rothenfelß.

W. „Ich kann aber gar nicht aus Sie „klug werden —

Fr. „Das ſollte Sie auch eigentlich nicht. „Aber — ich habe keine Heimlichkeiten vor — und bin auch kein Spion, „— mein Mädchen ſoll Kammerjungfer bey dem Fräulein in Rothenfelß „werden, und ich will ſie eben hinbringen.

W. „Ach! der tauſend! ſo! ſo! hätt' „ichs doch bald merken ſollen — ich „bin doch ſonſt ſo dumm nicht; — „nun! da kriegt das liebe Kind eine „rechte kreuzbrave Herrſchaft.

Fr. »Alle gut! nur daß keine junge Herren
»da ſind! — das ärgert mich.

W. »I! nun! die Leute ſprechen, die
»gnädge Frölen würde bald heyrathen,
»und da kömmt ſie vielleicht an einen
»Ort, wo junge Herren ſind.

Fr. »Das ſoll mir lieb ſeyn. Wen nimmt
»denn das Fräulein?

W. »I! den Junker Hannß von Rittershayn,
»der ſo lange in der Fremde
»geweſen iſt, — wie die Leute ſprechen —

Fr. »Ich weiß den Teufel, wer der Junker
Hannß iſt.

W. »Die gnädge Frölen ſoll ihm aber gar
»nicht gut ſeyn; der gnädge Herr aber
»will parduz, daß ſie ihn nehmen ſoll,
»wie der Jäger bey uns erzehlte.

F. »So iſt der alte Herr ein Narr.

Izt trat ein Mann mit einer ſehr zuverſichtlichen Miene, in einem roth und weißſtreiſigten Kaftan, mit ſchwarzen Beinkleidern und Strümpfen, gelben Pantoffeln, und verſchnittenen Haaren herein.

Es war der Schulmeiſter des Orts. Da er — wie ich hernach erfuhr, den Liebhaber bey der Frau Wirthin machte; ſo brach ſie ſo gleich das Geſpräch mit dem Fremden ab, ließ die Suppe halb gekocht ſtehen, und gieng mit dem halbgeiſtlichen Amanten in die Küche.

Mir hingegen war der Fremde nun nicht mehr unkenntlich: denn ich fand niemanden anders in ihm, als den Schauſpieler **Wünſchelmann**, meinen ehemaligen Collegen, deſſen ſich meine Leſer vielleicht noch erinnern werden. Da mir aber ſeine originelle Denkungsart in Abſicht ſeiner Tochter nicht wenig auffiel, ſo gab ich mich ihm anfänglich gar nicht zu erkennen, ſondern fragte ihn nur, warum er es denn ſo ungern ſähe, daß keine jungen Herren an dem Orte wären, wo ſeine Tochter hinkommen ſolle?

„Sind Sie ein Offizier, mein Herr? antwortete er,

„und können darnach erſt lange fragen? — wiſſen Sie denn nicht, daß „heut zu Tage ein Frauenzimmer nie ein

„großes Glück macht, als durch Koketterie! — und wo ſollen die Mädchen denn kokett werden, wenn ſie nicht unter jungen Mannsperſonen ſind?

J. „Ihre Grundſäze bezweifle ich noch ſehr, mein Herr! Aber da Ihre Tochter ſchon ſo groß iſt, daß ſie Kammerjungfer werden kann, ſo dächte ich, ſollte ſie unter der Aufſicht eines ſo treuen Vaters, wie Sie ſind, ſchon längſt nach Ihrem Geſchmack gebildet worden ſeyn.

Fr. „Hab' ich ſie denn immer unter meiner Aufſicht gehabt? meine Frau machte ihr Glück bey einem jungen Grafen, als Charlotte kaum vier Jahr alt war. Sie gieng mit ihm auf Reiſen, und mir ließ ſie das Mädel allein auf dem Halſe. Eine alte Tante von mir, nahm das Kind zu ſich, und erzog es bis ins funfzehnte Jahr, vermuthlich nach dem Kubach; denn es iſt eine völlige Betſchweſter aus dem jungen Laffen von Mädel gewarden. Izt ſtarb die Alte; ich war damals Ko-

„mödiant; [illegible] unter Komödianten „machen gute Lärvgen manchmal viel „Glück; ich nahm alſo das Mädel zu „mir, und ſteckte ſie unter unſre Thea„terprinzeſſinnen. Hübſch iſt ſie; an „Anbetern mangelte es nicht; ich drück„te beyde Augen zu; aber es wurde, „und wurde nichts draus. Wenn ſie „liebäugeln, und mit Blicken buhlen „ſollte, ſo machte ſie ein Madonnen„Geſicht; und wenn ſie ſollte Viſiten „von jungen Herren annehmen, ſo „gieng ſie in die Kirche, oder ſtellte ſich „krank, und las im Schmolken, oder „im Arndt. Ja! ſie ſchuf faſt alle „unſre Theaternymphen zu Nonnen um. „Ich gieng von der Bühne ab, und leg„te in Leipzig einen Kram von Galan„terie-Waaren an. Aber auch hier „wollte nichts geſcheides, aus dem ab„geſchmackten Frömmlinge von Mäd„chen werden. Ich bin alſo entſchloſ„ſen, ſie als Zofe zu vermiethen: „denn — wo als Kammerkäzchen „nichts aus ihr wird, dachte ich, ſo „bleibt ſie ewig eine Betſchweſter. Ein „guter Freund empfahl ſie hieher nach

Rothen=

„Rothenfels; aber wie ich höre, mag dieß Gut wohl auch mehr einem Kloſter, als einem galanten Ritterſitze ähnlich ſeyn. Ich bin alſo ganz ärgerlich darüber, daß ich meinen Zweck abermals verfehlt habe.

J. „Wohl Ihrem Kinde, daß Sie, wahrſcheinlich dieſen Zweck verfehlen! ich erſtaune aber über Ihre Grundſäze: wie kann Ihnen ſo viel dran gelegen ſeyn, Ihre Tochter verunehret zu ſehen?

Fr. „Hm! eine ſeltſame Sprache bey einem Offizier! — verunehret! — was iſt denn die Ehre eines Frauenzimmers? — und was ſoll ich denn immer mit dem Mädel machen, wenn ſie nichts einbringt? da hab' ich ihr nun müſſen all' den Flitterſtaat kaufen, den andre von ihren Liebhabern erobern! — ich bin ein armer Teufel, dem das Glück von je her den Rücken zugekehrt hat — habe von den Komödianten müſſen abgehen, weil ich mein Gedächtniß verlor — muß mich

„kümmerlich nähren, und — habe da
„ein Mädchen, die tauſende erwerben
„könnte, wenn ſie wollte. — Andre
„erhalten ihre Väter, auf Koſten ihrer
„Liebhaber — ja wohl noch eine ganze
„Menge Geſchwiſter zugleich. — aber
„die? — o! es iſt zum raſend werden
„über die weibliche Tugend, mit
„welcher man keinen Hund aus dem
„Ofen locken kann.

Izt trat die Wirthin wieder herein, und bald darauf auch der roth und weiß ſtreifigte Schulmeiſter. Erſtere machte die Suppe vollends fertig, und lezterer unterhielt ſich mit dem Fremden über das Wetter. Ich ſaß ganz ſtill, und konnte mich nicht genug über die abſcheulichen Grundſäze meines ehemaligen Collegen wundern, die ich ſonſt nie an ihm bemerkt hatte.

Nun war die Suppe endlich fertig, und die Wirthin brachte denn auch das beklagenswürdige Mädchen herein, deren Tugend das Unglück hatte, ſelbſt ihrem Vater zu mißfallen. In der That —

es war ein liebes, herrliches, ſchönes Geſchöpf, von ungefehr 18 Jahren. Still und niedergeſchlagen ſezte ſie ſich am Tiſch, aß aber nur wenig. Gegen ihren unnatürlichen Vater that ſie ungemein zärtlich; aber er beantwortete ihre Liebkoſungen mit einer Kälte, die mich nicht wenig gegen ihn aufbrachte.

Eben war ich im Begriff, mich mit **Charlotten**, ſo hieß dieſes gute ſanfte Mädchen, in ein Geſpräch einzulaſſen, als ſich auf der Gaſſe, vor den Fenſtern des Gaſthofs, ein heftiges Lärmen, und Toben, von einem ganzen Schwarm wie halb betrunkener Menſchen hören ließ. Einige lachten, andre ſchimpften, andre ſchrien laut auf. Alles in der Stube wurde rege, und die Soldaten liefen hinaus, um zu ſehen, was dieſer tobende Schwarm von Menſchen vorhatte. Ich ſah zum Fenſter hinaus, und wurde eine ganze Menge Bauern gewahr, die um einen kleinen Schlitten, mit einem Pferde beſpannt, herumſchwärmten, und eine ſehr abentheuerlich ausſehende Perſon, welche ganz allein im Schlitten ſaß, zum Ausſteigen nöthigten. Dieſe Perſon ſchien ſich deſſen zu weigern. Aber die Bauern legten mit Gewalt Hand an, unter den hin und wiederfallenden Worten:

> „He! he! ein wilder Mann! — es iſt
> „der leibhaftige Böſe gar — ſieht er
> „nicht aus! — he! was für ein
> „Kerl! — raus! raus! — in die
> „Stube! — wir müſſen doch ſehen,
> „was dahinter ſteckt! — es iſt wohl
> „gar ein Spizbube! — Ach! mein
> „Six! — er hat den Drachen!

und was dergleichen unſinnige Reden mehr waren.

Izt ſtieg die Figur aus dem Schlitten heraus. Aber mich ſelbſt frappirte deren näherer Anblick. Es war ein großer langer Mann, in einer Wildſchur, mit einer ſchwarzen Masque vor dem Geſichte. Auf dem Kopfe hatte er einen ungeheuren Buſch von Tannenreiß, welches Ajuſtement zuſammen ihm ein überaus fürchterliches Anſehen gab. Mir ſelbſt war es unbegreiflich, was ich aus dieſer ſeltſamen Erſcheinung machen ſollte.

Doch izt wurde er von der Menge herein in die Stube geſchleppt. Der ganze Troß von Bauern folgte ihm, mit einem, die Ohren betäubenden Lachen und Schreyen nach. Kaum konnte die ungeheure Maſchine zur Thür herein. Hier aber riſſen ihr die Bauern die Wildſchur herunter, und — kaum konnte ich mich ſelbſt des Lautauflachens enthalten! — denn der Mann war über und über mit grünem Tannenreiß überzogen und bekleidet. An ſeinem ganzen Körper ſahe man nichts anders, und er glich einem lebendigen Tannenbuſche, in menſchlicher Geſtalt. Das Lachen und Schreyen der Menge verdoppelte ſich. Einige darunter waren würklich abergläubiſch genug, dieſe Figur für einen hölliſchen Geiſt anzuſehen; denn ſie ſchlugen in die Hände, zitterten, traten von ferne, und beteten: für den Teufel uns bewahr. —

Ich hingegen ſah' es nun wohl ein, daß dieſer Mann nichts anders, als eine Masque war, welche vermuthlich irgend wohin auf eine Luſtbarkeit wollte. Ich bat alſo die Bauern, ihn, als einen verkleideten Menſchen, mit Frieden wieder fahren zu laſſen. Aber izt nahm der Mann ſelbſt ſeine ſchwarze Larve herunter, und ſagte:

„Damit ihr doch wiſſen möget, daß ich
„der Teufel nicht bin, ſo ſeht mich genau an,
„und höret nun auf, euren
„Muthwillen mit mir zu treiben!

Himmel! welch' Erſtaunen! welche unerwartete Freude: — es war der ehrliche Sir Nottingham! — nur vor ſeiner ſtachlichten Kleidung fürchtete ich mich; ſonſt konnt' ich mich kaum enthalten, ihm am Buſen zu fliegen. Doch ſagte ich zu ſeinen Hohnneckern:

„Seyd ſo gut, und laßt dieſen Mann
„in Ruhe! ich kenne ihn; er iſt ein ehrlicher
„Menſch, und wenn ihr nicht
„nachlaſſet, ihn zu turbiren, ſo werde
„ich euch zeigen, wer ich bin:

Nun verſtummte der ganze Haufe auf einmal. Schüchtern und beſchämt blickten einige bald den grünen Mann, bald mich an; die meiſten ſchlichen ſich wieder davon.

Aber das Wiedererkennen zweyer Freunde, nach einer langen, ſchmerzhaften Trennung — welch' unausſprechliche Seligkeit gewährt es! — wir erkannten einander faſt zu gleicher Zeit, ich, und Nottingham — und gleiche Wonne durchſtrömte unſre Herzen. —

„Gott! iſts möglich? — ſind Sie es
„mein alter Freund? mein Arndt? o!
„wie glücklich macht mich dieß Aben-
„theuer, das mir vor wenig Minuten
„noch ſo fatal war!

Mit dieſen Worten flog er mir um den Hals, und küßte mich, ohne an ſeine ſtachlichte Masque zu denken, und ohne zu überlegen, daß er mich zugleich über und über mit Tannen-Nadeln beſäete.

Die ganze anweſende Geſellſchaft erfuhr alſo, bey dieſer Gelegenheit, die ſie in Erſtaunen ſetzende Wahrheit, daß ich niemand anders war, als derjenige Musje Arndt, von welchem die Wirthin vor kurzem noch gegen den Komödianten geſprochen hatte.

„Herr Jemine! ſind Ihr Genaden Mus-
„je **Arndt**!

rufte ſie in die Hände ſchlagend aus.

„Nun, der Himmel führt doch ſei-
„ne Heiligen wunderlich. Es war mir
„doch immer, als ob ich ſie kennen thä-
„te. Daß ich's doch auch nicht gleich
„merkte, ich bin doch ſonſt ſo dumm
„nicht. So iſt doch ein rechter Herr
„aus Sie geworden! Gott geb ſie's zu
„gute! ich ſagt's auch gleich — nicht
„wahr Herr Schulmeiſter? — ich
„ſagt's gleich. —

Der Schulmeiſter ſtand mit gebogenem Rücken, ſeine Mütze in Händen haltend, und ſchnitt karakteriſtiſche Komplimente gegen mich. Der Schauſpieler **Wünſchelmann** erkannte mich nun auch; aber er wuſte meine Denkungsart zu gut, als daß er hätte erwarten können, ſich durch ſeine Grundſäze in Abſicht **Charlottens**, ſehr bey mir empfohlen zu haben. Schüchtern, und verwunderungsvoll bezeigte ſich dieſes gute Mädchen: denn ſie hatte mich, wie ſie mir in der Folge erzehlte, bey der

Saizritteriſchen Schauſpieler-Geſellſchaft, als einen andern le Kain rühmen hören, und hier fand ſie mich, als einen ſchönen Offizier; — ſie empfand eine Art von Ehrfurcht gegen mich.

Allein — um das Ende dieſes Wirrwarrs zu finden — denn noch begriff ich nur halb, was Nottinghams ſeltſame Verkleidung zur Abſicht hatte — fragte ich ihn darum, und ich erhielt den benöthigten Aufſchluß, welchen meine Leſer im folgenden Kapitel finden werden.

Zwölftes Kapitel.

Eine Scene aus der vergnügenden Welt.

In Rothenfelß feyerte man dieſen Abend Adelaidens Geburtstag. Es war Ball en Masque. Nottingham wollte ſich dabey in ſeinem Karakter, nämlich als ein Sonderling zeigen. In dieſer Abſicht legte er, bey einem benachbarten Prediger, ſeinem Freunde, jene ſonderbare Tannen-Masque an, und ſezte ſich vor, auf ſeinem Schlitten allein nach **Rothenfels** zu fahren, und durch ſeine Erſcheinung die Geſellſchaft — ſehr angenehm, wie er hofte. — zu überraſchen. Im Dorfe aber bekommen ihn einige halb betrunkene Bauern zu ſehen; —. ſeine Geſtalt erſchrecket und beluſtiget ſie zugleich; ſie fangen an, Muthwillen mit ihm zu treiben; — es kommen mehrere dazu, und daher entſteht der in vorigem Kapitel beſchriebene Auftritt. —

Wie ich nun meinem wiedergefundenen Freunde, meine Abſicht, ebenfalls nach **Rothenfels** zu reiſen, eröfnete, drang er in mich, daß ich ebenfalls en Masque daſelbſt erſcheinen ſollte. Aber wo konnte ich hier in der Eil ſogleich Masquenkleider herbekommen? Nach vielen Berathſchlagungen darüber, erbot ſich endlich der Schulmeiſter, mir ſeinen völligen Sonntagsornat zu leihen. Da er ziemlich in meiner Größe und Stärke war, ſo paßte mir der Anzug vortreflich. Doch — wo that ich meinen ziemlich langen Zopf hin? — eine weiße Stutzperücke, die mir ein Gutsbeſitzer des Orts, der ſonſt Bürgermeiſter in einem kleinen Städtgen geweſen war, lieh, erſezte auch dieſen Mangel. Das Geſicht überſchmierte ich mir ſehr dicht mit rother Schminke, welche mir die Wirthin von einem alten Fräulein verſchafte, welches von erworbenen Jugendrenten auf dieſem Dorfe lebte, und die Grille hatte, auch ohne reellen Nuzen für ſie, noch für eine Schönheit gelten zu wollen. Und ſo ausſtafirt ſezte ich mich mit Nottingham auf den Schlitten, und fuhr nach Rothenfels; meinen Kerl, und meine Pferde aber, ließ ich im Wirthshauſe zurück, bey meinem alten Kollegen Wünſchelmann, der zum Einzuge ſeiner Tochter, den folgenden Tag abzuwarten, für gut fand.

Kaum ſaß ich nun mit meinem alten Freunde auf dem Schlitten, ſo fieng ich an, eine gewiſſe Beklemmung des Herzens zu empfinden, die ich mir um ſo weniger erklären konnte, je heiterer kurz zuvor meine Seele war, und je mehr ich mich freute, daß ich mein geliebtes Rothenfels nun bald wieder ſehen ſollte.

Die liebenswürdige Adelaide beſchäftigte zugleich meine Phantaſie, indem ich mich an die Reden der Wirthin von ihrer baldigen Verheyrathung erinnerte. Ich erſchrack vor mir ſelber darüber, und ich hätte Thränen deswegen vergießen mögen. Ungeachtet ich nie auf dieſes Frauenzimmer einigen Anſpruch gemacht hatte, ſo bemächtigte ſich doch meiner eine gewiſſe Art von Eiferſucht, die mich nicht wenig marterte. —

Ich konnte mich nicht enthalten, den **Nottingham** darum zu fragen, indem ich ihm die Reden der Wirthin erzehlte. Er ſchien in einiger Verlegenheit darüber zu ſeyn; nach manchen Umſchweifen aber ſagte er mir endlich, daß es würklich im Werke ſey, **Adelaiden** zu verheyrathen. Der für ſie beſtimmte Gemahl ſey ein benachbarter Ritterguts-Beſitzer, Herr **Hanns von Hannsheim**, ein ſehr qualifizirter junger Mann. Herr Blume ſey ganz für dieſe Parthie, und auch heute ſey der junge Herr in **Rothenfels** zugegen. Nur ſtoße ſich die Vollendung der Sache noch an **Adelaiden** ſelbſt, welche den Herrn von **Hannsheim**, ſeiner vortreflichen Eigenſchaften ungeachtet, dennoch nicht recht leiden könne. —

Der leztere Umſtand machte mir wieder einigen Muth. Doch ließ ich mir von meinen Empfindungen gegen Nottingham nichts merken, und ſo waren wir im Schloſſe Rothenfels, ehe wir es uns verſahen.

Izt ſtiegen wir die Treppe hinauf, legten auf dem Vorſal unſre Wildſchuren ab, und traten in das Ballzimmer, woher uns Muſik und Tanz entgegen ſchallte. Die Geſellſchaft war groß; alles war masquiert, bis auf Herrn Blume ſelbſt, der in einem ſimplen grünen Kleide, uns entgegen kam, und uns bewillkommte. Nottinghams Masque erregte allgemeines Aufſehen. Man bewunderte und belachte ſie zugleich. Ich aber mochte in meiner Schulmeiſtertracht, der Geſellſchaft kaum bemerkenswerth vorkommen: denn man bekümmerte ſich wenig um mich. Deſto mehr konnte ich mich damit beſchäftigen, die anweſenden Masquen zu unterſuchen: denn da waren Dominos, Spanier, Pantalons, Harlekins, holländiſche und altenburgiſche Bauern, Schäfer und Eſſenkehrer, Heiden und Türken. —

Eine Maſque in einem franzöſiſchen Kleide, von lauter franzöſiſchen Kartenblättern zuſammen geſezt, ſo daß man an ſeinem Körper nichts anders ſah, als dergleichen Blätter, fieng an, eine Angloiſe aufzuführen.

Die Mittänzerin dieſer Maſque war ein großes anſehnliches Frauenzimmer, in grün ſeidenem Jagdhabit. Auf ihrem ſchönen, langen, blonden Haar, das nachläßig in volle Locken geſchlagen, um ihre Schultern wallte, ſaß ein ſchwarzer Mannshut mit goldener Treſſe, und einer grün- und weißen Kokarde. Die blendende Weiße ihres vollen Buſens, erhob noch eine Bekleidung von weiſſem Flor, welcher dem Auge völlige Freyheit ließ, dieſen Theil ihrer Schönheit zu bewundern. — Dieſes reizende Frauenzimmer riß jedermann durch ihren regelmäſigen vortreflichen Tanz hin. Man glaubte die Muſe Erato zu ſehen; und ihre Figur war ſelbſt einer Diana würdig. — Auch ſchien der kartenfärbigte Franzöſe ihren ganzen Werth zu fühlen: denn er ließ ſich im Tanzen ſeine Anhänglichkeit an ſie, auf alle mögliche Weiſe merken.

Adelaide war nicht zu verkennen, in dieſer reizenden Diana; und würklich war ſie es auch, wie mir Nottingham ſo gleich eröfnete. Ihr Mittänzer hingegen war ihr beſtimmter Bräutigam, der Herr von Hannsheim. Aber dieſe Scene machte mich äußerſt unruhig. Um mich zu zerſtreuen, trat ich ganz zulezt in der Angloiſe mit an, und tanzte mit einer ſchönen großen Spanierin. Man wird ſchon vermuthen, daß dieſe Spanierin niemand anders war, als Donna Olympia. Ich kannte ſie augenblicklich; deſto weniger aber mochte ſie ſich wohl träumen laſſen, daß ihr Schulmeiſter der ehemalige Musje Arndt war.

Mein Blick und meine ganze Seele hieng nur immer an der ſchönen Diana. So oft ſie vor mir vorüber tanzte, pochte mir das Herz, und wenn ich ihr im Tanz die Hand geben muſte, drückte ich ihr dieſelbe ſo ſtark, daß ſie ſich einigemal nach mir wieder umſah, und mich verwunderungsvoll betrachtete. Jzt kam die Reihe des Durchtanzens an mich; die Touren der Angloiſe waren ziemlich ſchwer und verwickelt. Aber ich nahm meine ganze Fertigkeit zuſammen, und ſchon reizte ich die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft auf mich.

Als dieſe Angloiſe zu Ende war, bat ich mir aus, ebenfalls eine aufführen zu dürfen. Ich wählte Adelaiden zu meiner Moitie. Aller Augen waren nun auf den armen Schulmeiſter gerichtet. Selbſt Adelaidens Blicke verließen mich keine Minute. Ich gab die Touren an, verſtellte aber meine Sprache, und da ich fertig war, klatſchten die übrigen Tänzer in die Hände, und ruften: bravo! bravo! Herr Schulmeiſter! — Ich künſtelte unter dieſen Touren ein großes A. das mit über einander geſchlagenen Armen, und mit balancepas gemacht wurde, heraus. Jedermann deutete dieſe Tour natürlich auf Adelaidens Namen, und frohlockte darüber. Deſto mehr aber forſchte man auch darnach, zu wiſſen, wer ich wohl ſeyn möchte? wiewohl vergebens: denn Nottingham hielt reinen Mund. Als ich meine Angloiſe mit auſſerordentlicher Geſchicklichkeit ausführte, ſtieg die Neugierde der Geſellſchaft aufs höchſte; und hier war es, wo Herr Blume mich auf die Seite zog, und mich ſelbſt um meinen Stand befragte.

So ſehr mich nun mein Herz drängte, dieſem rechtſchaffenen Manne mich zu entdecken, und an ſeinem Buſen die warmen Empfindungen meiner Seele, in wonnevollen Thränen auszuweinen, ſo hielt ichs doch für bequemer, erſt mit Adelaiden in unbekannter Perſon zu ſprechen. Ich antwortete alſo dem Herrn Blume:

„Rechnen Sie darauf, daß ich ein ſehr
„warmer Freund von Ihrem Hauſe bin,
„und erlauben Sie mir nur noch eine
„kurze Zeit, unbekannt zu bleiben! ich
„werde mich Ihnen von ſelbſt entdecken.

Der edle Alte drückte mir die Hand, und ſagte:

„ich ahnde wohl etwas aus Ihrer Bil-
„dung — denn ganz können Sie ſol-
„che nicht verleugnen, doch — ich
„kann mich auch gedulden. Genießen
„Sie die Masquenfreyheit, ſo lange Sie
„wollen! —

Izt machte man eine Pauſe im Tanzen. Der Herr von **Hannsheim** ergrif eine Violine, und es begann ein Konzert, worinn er das Directorium führte. Voll weicher Empfindungen meiner Seele ſuchte ich einen einſamen Plaz im Zimmer, um mich hier ungeſtört meinen Schwärmereyen und Träumen überlaſſen zu können. Meine Freude, mich in **Rothenfels** zu befinden, hatte ſich in eine bange Traurigkeit verwandelt; — die Muſik machte meine Seele noch trauriger, und die rauſchende Symphonie, mit welcher das Konzert begann, ſtürmte gleichſam in meine Leidenſchaften hinein, und warf ſie wüthend durch einander.

Ich fand meinen Plaz, und ſezte mich nieder. Die Symphonie dauerte fort; die ganze Geſellſchaft ſchien ſich daran zu ergözen. Meine Augen aber ſuchten **Adelaiden**. Bald ſah' ich ſie am Arme eines andern Frauenzimmers, das, wie ich hernach erfuhr, ihre Hofmeiſterin war, im Zimmer hin und wieder gehen. So oft ſie vor mir vorüber gieng, ſah ſie mich ſcharf an, und blieb ſo gar einigemal in dieſer Betrachtung meiner Perſon ſtehen. Endlich ſagte das andere Frauenzimmer:

„Laß uns doch ſehen, was dieſer Maſ-
„que fehle, Adelaide! — ſie ſizt mir
„ſo tiefſinnig da;

und die beyden Damen ſezten ſich neben mich. Adelaide ſprach wenig; die andre Dame hingegen neckte und ſchraubte mich mit meiner Melancholie unaufhörlich. Ich beantwortete ihren Scherz, ſo gut ich in meiner ſchwermüthigen Lage konnte; und izt gieng die Symphonie zu Ende.

Hannsheim fieng an, ein Solo auf der Violine zu ſpielen. Es begann mit einem ſchmelzenden ſanften Adagio.

„Ach! nun laßt uns gehen!

ſagte das andre Frauenzimmer,

„das wird unſer empfindſames Schul-
„meiſterlein zu Thränen bewegen, und
„wir möchten ihn ſtören —

Sie ſtanden beyde auf, und wollten mich verlaſſen. Ich aber ergriff Adelaidens

Hand, drückte ihr einen warmen feurigen Kuß darauf, und bat ſie, mir noch länger ihre Geſellſchaft zu gönnen. Sie ſezte ſich wieder nieder; ihre Hand blieb in der meinigen liegen; das andre Frauenzimmer aber hüpfte davon.

Hannsheim war Meiſter auf ſeinem Inſtrumente. Er ſpielte vortreflich; ſein Stück ſchien ein Geſang der Liebe zu ſeyn, die von Hofnung und Furcht umher getrieben wird. Ich glaubte den großen Vannhall zu hören, der aus Liebe melancholiſch geworden ſeyn, und während des Paroxismus ſeiner Krankheit, ſeine ſchönſten Meiſterſtücke komponirt haben ſoll. —

Mit einem hinreißend ſüſſen klagenden Adagio erhob der Violiniſt gleichſam ſeinen Geſang; nach und nach ſchwungen ſich die Töne höher empor, und drückten die Gefühle der Hofnung, und des nahe erwarteten Genuſſes aus. Izt ſtürzten ſie aber auf einmal wieder herab, als ob ein Ungewitter jene ſüſſe Hofnung darnieder ſchmetterte. Der Geſang fieng von neuen an zu klagen, und — ungleich wehmüthiger, und jammernder als vorher. Er verlor ſich in ſeinen Klagen, und hörte in der Tiefe auf, als ob alles hin — alles verſchwunden ſey. Eine traurige Stille bekräftigte dieſen Verluſt. — Aber izt ließen ſich von neuen einige ſüße lockende Töne, wie Philomelens Lieder im aufgehenden Lenze, hören; nach und nach verwandelten ſich dieſe Töne in erhabnere Freudengeſänge; wollüſtig, und ſanft berauſchend ſchlängelten ſie ſich in einander; ſchwammen gleichſam im Genuße der Liebe dahin, und ſtürzten endlich, im völligen Ausbruch des Genuſſes, wie unaufhaltſame Fluthen hervor. Alle Saiten erklangen Freude und Liebe, und die erhabenſten Töne rauſchten ein Konzert durch einander, das Jedermanns Herz erhob, und aller Hände unaufhaltſam zum Klatſchen bewegte.

Wie weh, und wie wohl mir ums Herz war, bey dieſer meiſterhaften Muſik, kann man ſich leicht denken, wenn man weiß, daß ich an Adelaidens Seite, ihre Hand in die meinige geſchloſſen, dieſem

Geſange der Liebe mit voller Seele zuhörte. In ſtummen Empfindungen drückten wir einander die Hände, ſahen uns wechſelſeitig an, und ſeufzeten: denn Adelaide merkte nun wohl, daß ſie einen ſehr warmen Freund vor ſich hatte, ob ſie mich gleich noch nicht völlig kannte, und unſre Gefühle ſchlängelten ſich ſympathetiſch an einander, wie der Epheu an die jungen Bäume.

„O! wie ſelig fühl' ich mich hier!

ſagte ich mit einem warmen Händedruck zu ihr, als die ſämtlichen Inſtrumente wieder in eine Symphonie ausbrachen,

„Wie wohl iſt mir an Ihrer Seite! ich
„finde, daß unſre Herzen einander er-
„kennen.

A. „Auch wohl unſre Perſonen; wenigſtens kennen Sie mich — das ſeh' ich.

J. „Sollt' ich an jeder Bewegung Ihres ſchönen Körpers, an jedem Worte, das aus Ihrer ſchönen Seele fließt — die liebenswürdige Adelaide nicht erkennen?

„Gott! Sie kennen mich alſo! hier!
„ſehen Sie mich genauer! aber nun —
„entdecken Sie ſich auch, mir ganz;
„denn Ihre großen Augenbraunen,
„Ihre hochrothen Backen, Ihr gefärb-
„ter Bart verſtellen Ihre Phyſionomie
„bey weitem nicht ſo ſehr, als daß Sie
„mir ganz unbekannt hätten bleiben
„können.

Mit dieſen Worten nahm ſie ihre Larve ab, zeigte mir ihr holdes ſeelvolles Antlitz, und lächelte mich freundlich an. Ich drückte meinen Mund auf ihre ſchöne, weiße, weiche Hand, ließ einige Thränen darauf fallen, die meinen Augen entſtrömten, und antwortete:

„Ach! Adelaide! darf' ichs Ihnen
„wohl erſt ſagen? finden Sie nicht
„ſchon ſelbſt in mir den einſt verworfe-
„nen, verkannten, unglücklichen Arndt?

A. „O! freylich kannte ich ihn; aber, wer
„traut ſich an eine ſolche Masque?
„Nun! ſeyn Sie willkommen bey uns!
„mein Vater liebt Sie noch immer. Wie
„wird er ſich über Ihre Gegenwart
„freuen!

J. „Der rechtſchaffene Greiß! möchte ich
„doch ſeine Liebe wieder verdienen —
„möchte ich mich bey ihm rechtfertigen
„können!

A. „Sie ſind ſchon lange gerechtfertiget!
„Ihre Unſchuld iſt klar. Nur ſagen
„Sie mir vor allen Dingen, wer, und
„wo Sie izt ſind? und dann gleich zu
„meinem Vater!

J. „Ich bin Oberlieutenant in kaiſerlichen
„Dienſten, ſtehe beym L.ſchen
„Dragoner-Regiment, und in W. im
„Quartier.

A. „O! vortreflich! Sie werden Kammeraden
„hier finden — Der Herr Graf
„Ladogna —

J. „Wie? — der Graf Ladogna? das
„iſt mein Kapitain! —

A. „Deſto herrlicher! aber kommen Sie
„nur mit zu meinem Vater!

Hier faßte Sie meine Hand, und ſchleppte mich mit ſich fort. —

Herr Blume war eben mit einer Masque im ſchwarzen Domino im Geſpräch

ſpräch begriffen, als ihn Adelaide bey der Hand nahm, unter den Worten:

„Rathen Sie einmal, lieber Vater!
„wer dieſer drolligte Schulmeiſter iſt?

„Doch niemand anders, als der
„Herr Oberlieutenant Arndt!

antwortete er,

„mein alter redlicher Freund, den ich
„hart beleidigte, und an deſſen Buſen
„ich hiermit um Verzeihung bitte.

Nun folgte eine Umarmung, die ſich unmöglich beſchreiben läßt — eine Umarmung, über welche ſich Gott und Menſchen freuen muſten.

„Hier iſt nichts zu vergeben, redlicher
„Vater!

ſagte ich,

„Nehmen Sie mich wieder zu Ihrem
„Freunde auf; ſo iſt alles das alte ver-
„geſſen.“

Die Freude wurde allgemein; die ſchwarze Domino-Masque war mein Kapitain, welcher mich wohl erkannt, und mich dem

Herrn Blume ſchon verrathen hatte. Der ehrliche Nottingham, Donna Olympia, Miß Pamela, als izige Frau Paſtorin, ihr Vater, als ein alter Türke verkleidet, und noch mehrere alte Freunde von mir, verſammleten ſich um mich herum, und freuten ſich meines Daſeyns. Wie hätte ich mich nicht auch des meinigen freuen ſollen, da ich mich in dieſem Hauſe ſo wohl aufgenommen, und von jedermann noch geliebt ſahe! —

Izt war das Konzert zu Ende. Man demasquirte ſich, und ſezte ſich zur Tafel. Ich fand auſſer meinem Kapitain, noch zwey andere meiner Kammeraden in der Geſellſchaft, die ſchon Bekanntſchaft in Rothenfels gemacht hatten. Auch lernte ich nunmehr den Herrn von Hannsheim genauer kennen, als er ſich demasquirt hatte. Er war ein hübſcher anſehnlicher junger Mann, der viel Welt, und groſſe Lebensart beſaß, deſſen Phyſionomie mir aber doch nicht recht gefallen wollte. Künftig werden meine Leſer mehr von ihm hören.

Izt ſage ich nur noch, daß unſre Masquerade bis früh um 5 Uhr dauerte, und mir noch viel Vergnügen gewährte. Der Graf Ladogna und die andern beyden Offiziers ritten früh morgens nach W. zurück. Ich aber hatte auf einige Tage Urlaub genommen, und blieb alſo noch in Rothenfels. Auch der Herr von Hannsheim fuhr nach Hauſe, welches mir eben nicht unangenehm war.

Dreyzehntes Kapitel.

Worinn manches aufgeſchloſſen wird.

Ich war kaum aufgeſtanden, und hatte meine Morgenpfeife angebrannt, als jemand an meine Thür pochte; und herein trat niemand anders, als Herr Wünſchelmann, der eben mit ſeiner Tochter angekommen war.

„Guten Morgen, mein lieber Arndt! rief er mir zu,

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit!
„es iſt noch keine Seele im ganzen Hofe

„auf, als das Fräulein, bey welcher ich auch meine Charlotte ſchon abgeſezt habe. Aber, was mich vor allen Dingen zu Ihnen hertreibt! ich bitte Sie um unſrer alten Freundſchaft willen! laſſen Sie ſich nichts von den Geſinnungen merken, die ich geſtern in Abſicht meiner Tochter gegen Sie blicken ließ! Das ſcheint mir hier, aller Beſchreibung nach, ein vortrefliches Haus zu ſeyn, wo ich ſie vor aller Verführung geſichert halte; und was würde man von meiner Kinderzucht denken, wenn man meine geſtrige Sprache erführe? —

Ich. „Unerklärbarer Mann! — was iſt das wieder für eine Sprache gegen die geſtrige? — wollen Sie mich foppen? —

W. „Kein Mißtrauen, beſter Freund! Erinnern Sie ſich doch, daß ich Komödiant geweſen bin! und denn — müſſen Sie wiſſen — was ich geſtern ſagte, war lauter Verſtellung, lauter Masque, eben ſo, wie ihr Schulmeiſter-Kleid. Ich war nicht

„recht bey Laune; das üble Wetter, „und die Strapazen der Reiſe machten „mich noch mißmuthiger. Ich ſuchte „mich alſo — wie denn das ſo immer „meine Art iſt — durch etwas aufzuheitern; und dazu fand ich denn nichts „bequemer, als die Neugierde der Wirthinn. Sie kamen auch dazu; ich „kannte Sie nicht mehr; und da ergözte ich mich denn nicht wenig, an „den großen Augen, welche Sie über „meine Grundſäze machten. Aber ich „verſichere Sie, kein Wort davon ſprach „ich im Ernſte.

J. „Würklich! nun! das iſt doch ein „wahrer Komödianten-Streich — wenn „Sie mich anders nicht abermals hintergehen.

W. „Aufs Wort, beſter Freund! izt rede „ich im Ernſte. Ich ſelbſt bin nur „darum von dem Theater abgegangen, „weil ich die liederliche Lebensart, welche dort herrſcht, nicht mehr mit anſehen mochte, und die Kabalen, die „man einander ſpielt, nicht mehr aushalten konnte. Meine Charlotte war

„ein gutes, unſchuldiges Mädchen; un-
„ter den Komödianten würde man ſie
„gar bald zur Bettel gemacht haben;
„denn welches Frauenzimmer kann da
„ihre Tugend erhalten? beſſer, dachte
„ich, ſie dient als ein ehrliches Mäd-
„chen unter den Leuten, als daß ſie auf
„dem Theater von Narren vergöttert,
„und auſſer demſelben von Schurken ge-
„mißbrauchet wird. Deswegen nahm
„ich ſie denn auch weg, ehe das Gift
„der Koketterie an ihr haften konnte.
„Sehen Sie! das iſt die nackte Wahr-
„heit! und nun bitte ich Sie, empfeh-
„len Sie mich dieſem Hauſe, und ſchaf-
„fen Sie meiner Tochter eine gute Herr-
„ſchaft!

Ein Spaßvogel vom Hauſe aus, war Herr Wünſchelmann, — das wuſte ich wohl. Und überdieß — dachte ich — ſcheint Charlotte würklich ein gutes unverdorbenes Mädchen zu ſeyn, welches allerdings den Schuz der Redlichkeit verdiente. Ich verſprach ihm alſo alles, was er verlangte; und er ſchied ſehr vergnügt wieder von mir, um dem Herrn Blume ſeine Aufwartung zu machen.

Er hatte das Glück, dieſem Herrn eben ſo wohl zu gefallen, als **Charlotte** beym erſten Anblicke den Weg zu **Adelaidens** Herzen fand. Herr **Blume** nöthigte dieſen ausgedienten Avantürier, einige Wochen bey ihm zu bleiben; — er war ein guter Geſellſchafter, beſaß viel Welt- und Menſchenkenntniß, konnte bisweilen allerhand luſtige Schnurren machen, und verſtand es überhaupt vortreflich, ſeine Flagge nach dem Winde wehen zu laſſen. Wie hätte er den Beyfall des ganzen **Blumiſchen** Hauſes, worinn man vergnügt zu leben bemüht war, verfehlen ſollen? Was **Charlotten** betrift, ſo genoß ſie mehr die Rechte einer Freundin und Geſellſchafterin bey **Adelaiden**, als ſie die Dienſte einer Kammerjungfer that. Was in der Folge aus ihr geworden iſt, werden meine Leſer am Ende dieſer Geſchichte erfahren.

Ich wende mich nun wieder zu meinen eigenen Begebenheiten. Als ich den zweyten Tag nach meiner Erſcheinung in **Rothenfels**, dem Herrn **Blume** meine Geſchichte von der Zeit an, als ich ſein Haus verlaſſen muſte, erzehlt hatte, überraſchte mich dieſer andre Vater von mir, mit folgender Erklärung:

„Der Menſch denkt, aber Gott lenkt! „dieß Sprichwort trift auch bey Ihren „Schickſalen ein. Ich dachte Sie zu „etwas ganz anderm zu machen, als „Sie nun durch die ſonderbaren Wege „der Vorſehung geworden ſind. Böſe „Menſchen muſten dazu dienen, mir meinen Plan mit Ihnen zu verrücken, „und die Verläumdung war hier gleichſam das Mittel, deſſen ſich die Vorſehung bediente, Sie in eine ganz andre „Sphäre zu werfen. So iſt oft das „Böſe in der großen Oekonomie Gottes, die nahe oder entfernte Veranlaſſung zu irgend einem Guten, das die „Vorſehung für die Menſchen beſtimmt „hat. Doch — nach der Uebereilung, deren ich mich damals gegen „Sie ſchuldig machte, bin ich auch verbunden, Ihnen meine damaligen Abſichten mit Ihnen, zu ihrer Beruhigung näher zu eröfnen, ob ſie mir „gleich nicht gelungen ſind. Ich lernte Sie gleich anfänglich, unter dem

„Karakter eines liebenswürdigen, edlen „Jünglings kennen. Alles, was ich „an Ihnen ſahe, gefiel mir, und machte mir Hofnung, daß aus Ihnen dereinſt ein ſehr rechtſchaffener Mann werden könne. Ich hatte mich gleichſam „in Sie verliebt, und ich wünſchte, einen Sohn von ſo treflichen Eigenſchaften zu haben, als ich an Ihnen „bemerkte. Dieſer Wunſch faßte in „meiner Seele immer mehr Wurzel, je „länger ich Sie allemal, auf dem geraden Wege der Tugend und Rechtſchaffenheit wandeln ſah, und je mehr „Sie mit meiner Denkart, und mit meinem Karakter ſympathiſirten. Ich „ſah, daß mir das Glück ein beträchtliches Vermögen zugeworfen hatte, deſſen einzige Erbin einmal meine Tochter iſt. Die Erfahrung lehrte mich, „daß reiche Frauenzimmer gemeiniglich „am unglücklichſten verheyrathet werden: denn der Reichthum reizet oft die „ruchloſeſten Menſchen, die Masque „der Rechtſchaffenheit vorzunehmen, „und ſich unter dieſer in das Herz eines „reichen Mädchens einzuſchleichen. Und

„wer will den Böſewicht entlarven, „wenn er ſeine Kunſt meiſterlich gelernt hat? Ein ſo trauriges Schickſal, — „wie leicht konnte es nicht auch meine „Adelaide treffen? und — wie hätte ich dieß, von meinem einzigen geliebten Kinde, ohne Schaudern denken „können? — Schon längſt hatte ich alſo beſchloſſen, für meine Tochter, ſelbſt „einen Gatten auszuſuchen, und zwar „einen ſolchen, der ſich dieſer Wahl am „wenigſten verſähe, den ich dadurch „glücklich machte, und von welchem ich „überzeugt ſeyn konnte, daß er aus „Dankbarkeit für die Beförderung ſeines Glücks, meine Adelaide, mit „warmen redlichen Herzen lieben, und „verehren würde. Schon hatte ich „mich nach einem ſolchen Manne, der „zugleich die übrigen Eigenſchaften beſaß, welche ich zum Glück meiner Tochter nöthig fand, überall, obwohl vergebens, umgeſehen. Endlich glaubte „ich in Ihnen dieſes Ideal, das mir „meine Phantaſie zu meinem künftigen „Schwiegerſohn geſchaffen hatte, gefunden zu haben. Ich legte alſo meinen

„Plan darauf an, Ihren Karakter vollends auszubilden, und denn zu ſeiner „Zeit, Sie durch die Hand meiner Tochter glücklich zu machen. Nur kam es „noch darauf an, ob Sie und Adelaide die zu einer glücklichen Ehe, erforderliche Liebe für einander empfinden „würden? Um Ihr, und Adelaidens „Herz dießfalls auf die Probe zu ſtellen, „verſtattete ich Ihnen den genauen Umgang mit meiner Tochter, welchen Sie, „wie ich Ihnen zum Ruhm nachſagen „kann, niemals gemißbrauchet haben. „Ich machte Sie zu ihrem Lehrer, um „Ihnen Gelegenheit zu geben, das vortrefliche Herz dieſes Mädchens ganz zu „entfalten, und ihre Seeleneigenſchaften „kennen zu lernen. Ich hielt dieſes für „deſto nöthiger, da die Natur meiner „geliebten Tochter, einige derjenigen „körperlichen Reize verſagt hat, mit „welchen viele andere junge Frauenzimmer zu glänzen, das Glück haben, „und welche oft ſo viel Macht über die „Herzen der Männer ausüben. Mit „Vergnügen wurde ich gewahr, daß „meine Hofnung nicht fruchtloß ausfiel.

„Adelaide ſchien, Ihnen zu gefallen; „und auch Sie hatten einigen Eindruck „auf das Herz meiner Tochter gemacht. „Schon glaubte ich, dem Ziel meiner „Wünſche näher zu kommen, als jene „fatale Periode eintrat, wo ich mich „dennoch, in Ihrem Karakter getäuſcht „zu haben glaubte, und, wo ich von „dem Gift der Verläumdung angeſteckt, „eine Handlung an Ihnen begieng, die „mir noch izt die Tage meines Alters „verbittert.

„Seit dieſer Zeit, wo ich meinen ganzen Plan mit Ihnen wieder fahren ließ, „kam zwar ihre damalige Unſchuld am „Tag, und Ihr Karakter wurde gerechtfertiget. Aber theils erfuhr ich nur „wenig von Ihren Schickſalen, theils „vermuthete ich Sie in ſolchen Verhältniſſen, die Ihre nähere Verbindung „mit meinem Hauſe, und meine Ausſöhnung mit Ihnen, obgleich nicht „ganz unmöglich, doch aber ziemlich „ſchwer, und unthunlich hätten machen „dürfen. Ich ſah mich alſo nach einem andern jungen Mann um, den

„ich zu ſeinen Abſichten mit meiner
„Tochter geſchickter fände. Mein Nachbar,
„der junge Herr von Hannsheim
„kam von ſeinen Reiſen zurück, auf
„welchen er einen jungen Grafen begleitet
„hatte. Der öffentliche Ruf ſagte
„ſchon viel vortrefliches von dieſem jungen
„Manne. Er beſuchte mich; ich
„ſuchte ſeine nähere Bekanntſchaft, und
„ich fand ihn in jeder Abſicht vortreflich;
„und gewiß iſt er auch einer der
„rechtſchaffenſten jungen Leute, die ich
„kenne, oder der niederträchtigſte Heuchler,
„welchen die Erde jemals genährt
„hat. Doch, das leztere dünkt mir unmöglich
„zu ſeyn: denn ich habe gar
„zu viel Proben von ſeiner Rechtſchaffenheit.
„Um Ihnen nur ein einziges
„Beyſpiel anzuführen, ſo ſtarb ſein Vater,
„ehe er noch von ſeinen Reiſen zurückkam,
„in den elendeſten Umſtänden.
„Dieſer Mann war von je her ein Verſchwender
„und ein Wollüſtling geweſen.
„Als er in die andere Welt gieng,
„war der Ziegel auf dem Dache nicht
„mehr ſein. Vier jüngere unerzogene
„Kinder ſchmachteten in Mangel und
„Elend.

„Elend. Die Gläubiger drohten das Gut anſchlagen zu laſſen. Aber izt kam der junge Hannsheim zurück. Er hatte ſich auf ſeinen Reiſen durch die Freygebigkeit des jungen Grafen, den er begleitete, eine ziemlich anſehnliche Summe Geldes zurück gelegt. Dieſe wandte er ſo gleich an, die dringendſten väterlichen Schulden zu bezahlen. Er riß ſeine Geſchwiſter aus dem ſchmuzigen Mangel, worinn ſie ſchmachteten, und nahm das verſchuldete Gut an, nur um ein Mittel in Händen zu haben, ſeine armen Geſchwiſter ſtandesmäßig zu erziehen. Da er ſehr gründliche Wiſſenſchaften beſizt, ſo bot man ihm eine anſehnliche Landescharge an. Allein er ſchlug ſie aus, weil ihm die Antretung derſelben vielen Aufwand machte, und weil ihn ihre Verwaltung, an der eigenen Aufſicht über die Erziehung ſeiner Geſchwiſter hinderte. Nach Abzug der Zinnſen, die er von den väterlichen Schulden geben muß, und der Koſten, die er auf die Erziehung ſeiner Geſchwiſter wendet, bleiben ihm zu ſeinen ei-

»genen Bedürfniſſen, jäh[illegible] kaum
»300 Thlr. übrig, und da[illegible] hält er
»Haus, und begnügt ſich vollkommen
»daran, wenn er nur ſeine arme Fami-
»lie dabey unterſtüzen kann. — Soll-
»te dieſer edle junge Menſch nicht wahr-
»haftig großer Handlungen fähig ſeyn,
»wenn er von anſehnlicheren Glücks-
»umſtänden darinnen unterſtüzt wird?
» — Kurz, ich habe ihn nun völlig zum
»Gemahl meiner Tochter beſtimmt, und
»ich habe ihm bereits mein Wort darauf
»gegeben. Aber, zu meinem nicht gerin-
»gen Leidweſen, muß ich wahrnehmen,
»daß Adelaide nicht diejenige Neigung
»für ihn empfindet, die ſeine heftige Lie-
»be zu ihr verdient, und die ſeine Edel-
»muth, mit Rechte zu fordern ſcheint.
»Doch glaube ich, ſeine große Seele
»wird endlich über Adelaidens Kälte
»gegen ihn noch den Sieg davon tra-
»gen; welches ich denn auch um ſo
»mehr wünſche, je weniger ich Willens
»bin, meine Tochter zu einer Verbin-
»dung zu zwingen, von welcher das
»ganze Schickſal ihres künftigen Lebens
»abhängt. — Ihnen aber, mein lie-

„ber Arendt! kann ich nur bloß zu ihrem Troſte ſagen, daß ich Ihr Freund bleiben, und in meinem lezten Willen zeigen werde, daß ich auch Ihr wahrer Freund geweſen bin. Beruhigen Sie ſich übrigens über Ihr Schickſal, und geben Sie die Hofnung nicht auf, irgend wo in der Welt noch eine ſchöne Seele zu finden, welche Ihnen Adelaidens Verluſt erſezen kann! —

Eine zärtliche Umarmung begleitete den Schluß dieſer Rede des alten Mannes; — ſie durchbohrte mein Herz, und preßte mir Thränen aus den Augen. — Ach! Adelaidens Verluſt! — dachte ich. — wer wird mir ihn erſezen? — und ich verließ den ehrlichen Blume, um irgendwo im Verborgenen meinen Jammer auszuweinen, und die Bewegungen meines aufwallenden Herzens zu ſtillen.

Vierzehntes Kapitel.

Welches ich, den unglücklich Liebenden zu überſchlagen rathe.

Mein Urlaub war zu Ende, eh ich mich deſſen verſahe. Ich muſte alſo mein geliebes Rothenfels wieder verlaſſen, um in meinen Quartierſtand, und zu meinem rabuliſtiſchen Herrn Wirth zurück zu kehren. Mein Freund, der ehrliche Rottingham, begleitete mich auf meiner Rückreiſe, um in W. einige Tage bey mir zu bleiben.

Als ich von Adelaiden in ihrem Zimmer Abſchied nehmen wollte, hörte ich ſie dieſe kurze Arie zu ihrem Flügel ſingen, die ſie noch von mir gelernt hatte:

Ihr fühlenden Seelen! ach! jammert um mich! —
— Ich leide den Schmerz, dem keiner noch glich; —
Mir raubte das Schickſal, voll grauſamer Wuth
Die Seele des Lebens, mein einziges Gut.
Das ſüßeſte Mädchen! es war mir ſo hold.
Nun iſt es dahin, ihr Thränen! ach rollt!
Stürzt immer herunter! ſie liebt mich nicht mehr. —
Todt iſt nun mein Leben, mein Herz iſt mir leer.

„Ach! täuſchende Liebe! wie ſchlugſt du mich hart!
„Ich ſinke in Staub — mein Auge erſtarrt!
„Laß immer mich ſterben! denn beſſer iſts nun,
„Von Chloen verlaſſen, im Grabe zu ruhn.

Dieſer Geſang — izt in der Stunde des Abſchiedes. — o! das war zuviel für mich. Ich wünſchte, das harmonienreiche, ſanfte, hinſchmelzende, rührende deſſelben meinen Leſern hier ſo ganz darſtellen zu können, als es von Adelaidens bebenden Lippen floß, damit ſie im Stande wären, von den Empfindungen meines Herzens zu urtheilen. — Ach! vielleicht liebte mich Adelaide; — aber der Wille ihres Vaters band ſie an einen andern, und ſie traute ſich aus Ehrfurcht nicht, ſeinem Willen entgegen zu handeln. — Unter dieſen und ähnlichen Gedanken eröfnete ich, nach Vollendung ihres Geſangs, die Thür, und trat in das Zimmer meiner verlornen Geliebten. —

Es war noch in der Morgenſtunde. Adelaide trug noch ihre Morgenkleidung; um ihren ſilberweiſſen Nacken floß aufgelößt ihr ſchönes ſtarkes blondes Haar; Strahlen der heitern Morgenröthe glänzten in ihren ſeelenvollen Augen; ein Schwarm von Liebesgöttern gauckelte um ihren vollen Buſen, und ſchwelgte wollüſtig auf den Frühlingsblumen dieſer Lilienhöhen. Alle ihre Reize ſchienen einen Bund unter ſich gemacht zu haben, mir meinen Abſchied von ihrer Beſitzerin noch recht zu erſchweren.

Charlotte befand ſich bey ihr im Zimmer; aber ein kleines Geſchäft, das ihr ihre Gebieterin auftrug, entfernte ſie bald, und unſre Unterhaltung verlor die Feſſeln des Zwanges.

Es ſchien, als ob Adelaide mir noch etwas wichtiges zu ſagen habe: denn ſie antwortete auf meine Erklärung, daß ich gekommen ſey, um Abſchied von ihr zu nehmen, mir, mit einem warmen Händedruck:

„Alſo iſt es würklich Ihr Ernſt, heute
„zu reiſen? — aber wenn kommen
„Sie wieder?

Ich. „Vielleicht bald — vielleicht auch
„gar nicht, meine Liebenswürdige. . .

A. „Gar nicht? — warum denn das?

I. „Wie lange kann denn der Soldat über
„ſeine Zeit, und über ſein Leben gebieten?

A. „Ach nein! Sie müſſen bald wiederkommen: ich hatte Ihnen noch vieles
„zu ſagen, — und bisher hab' ich Sie
„ja faſt noch gar nicht allein ſprechen
„können. —

I. „Wenn es von mir abhienge, liebes
„Mädchen! ich wiche nie wieder von
„Ihrer Seite. Aber — das grauſame Schickſal hat nun einmal unſre
„ewige Trennung beſchloſſen. —

A. „So ſcheint es freylich, beſter Arndt!
„aber — eben das wollt' ich Ihnen
„mit ſagen: dieſe Trennung kränkt
„mich. Hat Ihnen mein Vater erzehlt,
„was mir bevorſtehet?

J. »Wenn Sie die Verbindung mit dem Herrn von Hannsheim meynen, wodurch er Sie völlig glücklich zu machen gedenkt. —

A. »Ja! die meyne ich. Aber was halten Sie von dieſer Verbindung? — glauben Sie, daß ſie mich ſo glücklich machen wird, als mein Vater denkt?

J. »Eine zu wichtige Frage, meine Freundin! ich getraue mir nicht, ſie zu beantworten.

A. »Nun! ſo will ich Ihnen die Antwort ins Ohr ſagen: dieſe Verbindung wird mich elend machen. —

J. »O! da ſey Gott vor, Adelaide! Ihr Vater iſt ein weiſer Mann; ſollte er ſich in dem Karakter Ihres Geliebten geirret haben?

A. »Ich glaube das, lieber Arndt! menſchliche Weißheit kann oft irren. Mein Vater iſt überdieſes etwas leichtgläubig — wie alle alte Leute.

J. »Das wär' doch entſetzlich. Ich zittre vor dem Gedanken, daß Sie einem Un-

„würdigern aufgeopfert werden ſollten: —

A. „Laſſen Sie ſich eine Anecdote erzehlen!

J. „Ich bin begierig.

A. „Als mir der Herr von Hannsheim „ſeine erſte Liebeserklärung that — es „war hier in dieſem Zimmer, zog er einmal ſein Tuch aus der Taſche, um einige Thränen zu trocknen, die meinen „Augen entfloſſen, indem ich mich an „eine gewiſſe Zeit erinnerte, wo ich auf „den Liebesantrag eines andern vergebens wartete. — Mit dieſem Tuche „riß er zugleich einen Brief mit heraus, „der aber hinter ihm auf dem Sopha „liegen blieb. Der Brief war halb aufgeſchlagen; ich betrachtete ihn, er „ſchien franzöſiſch geſchrieben zu ſeyn; „doch konnte ich nichts weiter, als die „Unterſchrift leſen; aber dieſe hieß: votre trés malheureſe, mais toujours „fidéle Emilie Raincourt. Was denken Sie ſich von dieſer Unterſchrift? — „ich hob den Brief auf, und gab ihn „unaufgeſchlagen, dem Herrn von „Hannsheim in die Hände; — aber

„da hätten Sie ſehen ſollen, wie er ſich
„verfärbte — wie er ſtockte — wie
„ſeine Hände zitterten, — wie Schaamvoll
„ſeine Augen mich anblickten! —
„ich ſchien alles dieß nicht zu bemerken;
„und dieß machte ihm Muth, mir, dreiſt
„genug, eine Fabel zu erzehlen, nach
„welcher die Verfaſſerin dieſes Briefs
„eine unglückliche alte Dame war, deren
„Freundſchaft er ſich durch eine gewiſſe
„edle Handlung an ihr, erworben zu
„haben wollte. —

J. „Ein ſonderbares Abentheuer!

A. „Nicht wahr? — und wie? —
„wenn dieſe Emilie Raincourt eine
„verlaſſene Geliebte wäre? —

J. „Denn zittre ich vor Adelaidens
„Schickſal.

A. „Ach lieber Arndt! ich kann ihn nicht
„lieben, dieſen Hannsheim — der
„Gedanke, ſein Weib zu werden, empört
„mein ganzes Herz. —

J. „Und warum zwingen Sie ſich denn
„dazu? —

A. „Ach! mein Vater — Mein Vater — dieſe Heyrath iſt ſein Lieblingsgedanke. — Bedauren Sie mich! es wird mir gehen, wie allen reichen Mädchen; — ich werde hintergangen. —

J. „Noch wollen wir das Beſte hoffen, liebe Adelaide! der Schein betrügt oft, — vielleicht iſt Ihr Geliebter doch redlich. Ich würd' ihn für ein Ungeheuer halten, wenn er fähig wäre, eine ſo ſchöne Seele zu hintergehen — wenn er dieſe Liebevolle Hand, zu Bedeckung eines Verbrechens mißbrauchte. Wär' ich an ſeiner Stelle. — Ach! Adelaide! wenn ich Sie ſo anſehe —

Ich ſaß auf dem Sopha, — Adelaide ſtand neben mir, — ich hielt ihre linke Hand in die meinige eingeſchloſſen, — ſchmachtend und zärtlich mochte ihr mein Auge die ganzen Empfindungen meines Herzens eröfnen, —

A. „Nun? und wenn Sie mich denn ſo anſehen? — was denn? —

„Darf ichs Ihnen ſagen?
antwortete ich,

A. „Wenn Sie glauben, daß ichs anhören
„kann.

J. „Ich werde die Schranken der Ehrfurcht
„nicht überſchreiten.

A. (mit lächelnder Miene, und mit unbeſchreiblich
gütigem Ausdruck) „Und
„wenn Sie mich denn ſo anſehen? —

J. „So glaube ich, daß der, welcher Sie
„liebte, — und keine Hofnung zur Gegenliebe
„hätte, — ich glaube, daß
„ihn dieſe Liebe um ſeinen Verſtand
„bringen würde —

A. „Lieber Arndt! ich dächte, Sie ſchwärmten
„ſehr. Sollten Männer ſo heftig
„lieben können?

J. „Manche gewiß, Adelaide! ich wenigſtens
„glaube — doch — mit wem
„rede ich? — wer bin ich ſelbſt? —
„Leben Sie wohl! — Gott mache Sie
„glücklich! —

Hier drückte ich einen Kuß auf ihre Hand, wodurch meine ganze Seele in die ihrige überfloß. Denn ſtand ich auf, und ſagte noch einmal:

„Leben Sie wohl! — ich fühle, daß
„ich mich vergeſſen könnte — —

Ich wollte mich von ihr loßreiſſen. Aber ſie hielt meine Hand feſt, und ſagte:

„Soll ich Sie nicht wiederſehen? —
„niemals wieder ſehen? — Wie hart
„wäre das! —

Ich weiß nicht, welche unwiderſtehliche Macht mich an Ihren Buſen riß. — Meine Lippen ſchwebten zitternd einige Minuten auf den ihrigen, — Himmel und Hölle kämpften in meiner Seele, — ein ſtarkes hinreißendes Gefühl raubte mir faſt meine Beſonnenheit — endlich riß ich mich aus ihren Armen —

„Adelaide!

rief ich aus,

„warum iſt uns die Liebe nicht hold? —

und noch einmal kehrte ich zurück, ſchloß das liebe Mädchen feſt an meine Bruſt, miſchte auf ihrer Wange, meine Thränen in die ihrigen, und wiederholte die Worte:

„Ach! Adelaide! warum iſt uns die
„Liebe nicht hold? —

Denn flog ich pfeilſchnell aus ihrem Zimmer. — —

„Gott ſey Ihr Begleiter!

rief ſie mir nach; und ich ſchoß die Treppe hinab, ſchwung mich auf meinen Rappen, und ſprengte zum Hofe hinaus, ohne mich auch nur einmal umzuſehen. Kein Mörder kann den Ort, wo er Menſchenblut vergoß, ſo eifrig fliehen, als ich das Schloß Rothenfels, wo meine ganze Seele zurück blieb. —

Fünfzehntes Kapitel.

Worinn dem Leſer wieder ein Steckenpferd vorgeritten wird.

Eine gute Viertelſtunde mochte ich denn nun wohl im Taumel meiner Phantaſie ſo fortgeſprengt ſeyn, ohne mich auch nur im mindeſten nach Sir Nottingham und meinen Bedienten, die ganz gemachſam hinter drein ritten, um zu ſehen. Jzt aber beſann ich mich — hielt ſtill, und wartete auf meine Begleiter, indem ich Rothenfels hinter mir erblickend, den lezten warmen

men Seufzer noch dahin zurückſandte. Nottingham that mir den Vorſchlag, bey ſeinem Freunde, demjenigen Prediger, einzukehren, bey welchem er vor einigen Tagen ſeine Masque angeleget hatte, wie ſich deſſen meine Leſer noch zu erinnern wiſſen werden. Ungeachtet es noch lange nicht Mittagsſtunde war, ſo ließ ich mir doch dieſen Vorſchlag gefallen, weil mich Nottingham verſicherte, ich würde an dieſem Geiſtlichen einen ſehr originellen Charakter kennen lernen.

Herr Magiſter Stuzbart — ſo hieß der Prediger — war ſchon ein Mann von ziemlichen Jahren, klein und hager von Perſon, aber luſtigen und aufgeräumten Humors. Kaum waren wir abgeſtiegen, ſo zog er den Nottingham mit ſeinem Abentheuer auf, das er in ſeiner Tannenmasque von den Bauern hatte erdulden müſſen. Mir aber ſchüttelte er die Hand ſehr treuherzig, und that, als ob wir ſchon lange mit einander bekannt geweſen wären. Denn ſchwazte er mir, bis wir in die Stube traten, von einem ſehr ſchönen Pferde vor, welches ihm einmal ein öſterreichiſcher Offizier geſchenkt, das ihn aber jedesmal, wenn er es habe reiten wollen, abgeworfen habe, und ſchloß damit, daß er endlich dieſes Pferd zum Beſten der Armen, für 100 Thlr. ausgeſpielt habe.

In der Stube trafen wir auſſer der Frau Magiſterin, die ſo gleich Butterbrod und Schnaps herbey trug, folgende Perſonagen an, als: einen alten lahmen Soldaten, der ein hölzernes Bein hatte, und des rechten Arms beraubt war — ein altes Weib von 80 Jahren in Lumpen gehüllt, mit dem Gepräge der Armuth und des Hungers auf der Stirn, — ein blindes Mädchen von 18 Jahren, ſehr armſelig gekleidet, und von einem kleinen zerlumpten Jungen am Stabe geführt, — ein anderes Weibsbild von mittlerem Alter, reinlich gekleidet, aber blaß und hager, wie eine Leiche, und mit der Epilepſie beladen — einen jungen Mann, deſſen Beine von der Gicht zuſammen gezogen waren, und der an zwey Krücken gieng, — einen alten 70 jährigen Greiß, der ſtumm war, und nur eine halbe Zunge hatte, — ein

Todtengerippe von Weib, das ſchon zehn Jahr mit einer allen Aerzten unbekannten Krankheit gekämpft hatte, und doch nicht ſterben konnte, — und einen jungen Menſchen, der an beyden Händen, ſtatt der Finger, Krebsſcheren hatte. —

Dieſe Geſellſchaft von elenden Menſchen rührte und ſezte mich zugleich in Erſtaunen. Ich ſtarrte bald ſie, bald den Magiſter an, und ſagte zu lezterem:

„Gott im Himmel! was machen dieſe
„Schreckbilder des menſchlichen Elends
„hier bey Ihnen?

„Es iſt heute gerade der Tag,

antwortete er,

„wo ich ihnen das wöchentliche Allmoſen
„austheile, das ich von wohlthätigen
„Menſchen für ſie einſammle, und
„wozu auch Herr Blume ein anſehnliches
„giebt. Aber — ich will ſie
„gleich abfertigen.

Izt zog er nun einen ziemlich wichtigen Geldſack hervor, und theilte jedem dieſer Elenden das Seinige mit. Mich ergriff eine unausſprechliche Rührung bey dieſer

Handlung. Wehmuthsvoll ſchwoll mir das Herz auf. Welch' ein ehrwürdiges Geſchäft für einen Geiſtlichen — dachte ich, und ich reichte einem jeden dieſer Armen ebenfalls eine kleine Gabe. Unter den rührendſten Dankſagungen und Segenswünſchen giengen ſie endlich alle auf einmal wieder fort.

„Das ſind nur ſo einige der allerunglücklichſten Armen hier in der Gegend,

begann der Magiſter,

„welchen ich ihr Elend nur einigermaaßen zu erleichtern ſuche. Sie ſehen es gleich, [illegible] ſind eigentlich lauter Bettler, deren heute wohl ſchon an die dreyßig bey mir geweſen ſind. Es iſt wahr, das Elend dieſer Leute fällt ſehr in die Augen, und reizet jedermann zum Mitleid; aber glauben Sie mir, Herr Oberlieutenant, es giebt hier und da auch mancherley Arme, die der Unterſtützung oft noch bedürftiger ſind, als dieſe, die ſich aber des Bettelns theils ſchämen, theils in einem Stande leben, wo ſie nicht einmal um Al-

„moſen bitten dürfen. Da ſammle ich zu B. hier gleich eine Kollecte für einen armen Offizier, im Dienſt eines kleinen Fürſten, der eine Frau und ſechs Kinder hat — kurz, der in jeder Betrachtung unterſtüzet werden muß, wenn er nicht mit ſeiner ganzen Familie zu Grunde gehen ſoll.

Hierauf zeigte er mir ein ziemlich weitläuftiges Patent, worinn das Elend dieſes Mannes auf das lebhafteſte geſchildert und jeder Menſchenfreund aufgefordert wurde, etwas zu ſeiner Unterſtützung beyzutragen. Es verſteht ſich, daß ich mich von Magiſter Stegharten nicht lange bitten ließ, auch mein Scherflein in dieſe Kollekte einzulegen, und da ich zugleich meinen Namen unterzeichnen muſte, ſo fand ich, daß ſich ſchon in die funfzig Menſchenfreunde, unter das Patent geſchrieben hatten. Alsdenn ſchloß mir dieſer ehrwürdige Geiſtliche eine Art von Aktenſchrank auf, über welchem mit großen Buchſtaben dieſe Worte: **Archiv der Wohlthätigkeit** angeſchrieben ſtanden. Hier fand ich denn nun eine ziemliche Menge von Rechnungen, Protokollen,

kollen, Verzeichniſſen und andern Aktenſtücken über die wohlthätigen Handlungen dieſes Mannes, und über die Austheilung der ihm, für die Armen ſpendirten Gelder. Jeder, der etwas von ihm empfieng, muſte ihn ordentlich darüber quittiren. Er ſagte, daß er dieſe Belege brauchte, um einmal bey Gott und der Nachwelt von dem ihm anvertrauten Gute Rechenſchaft ablegen zu können.

Doch — ich muß meinen Leſern von dieſem ſonderbaren Manne noch ein kleines Gemälde entwerfen, wie ich mir es aus meiner kurzen Bekanntſchaft mit ihm, und aus dem, was mir Nottingham nachher von ihm erzehlte, abſtrahiret habe. Wenn ich jemals ein ehrwürdiges Steckenpferd auf dieſem Erdenrund von einem Menſchen habe reiten ſehen, ſo war es das edle Thier, welches Magiſter Stutzbart nicht wenig herum tummelte. Der Name dieſes Sauls hieß die Wohlthätigkeit. Sein braver Reuter fand ſein einziges Vergnügen in der Beſchäftigung, den Armen zu unterſtützen, und dem Hülfsbedürftigen wohl zu thun. Da er ſelbſt einen ziemlichen einträglichen Dienſt, und keine Kinder hatte, ſo ſahe er die Armen für ſeine Kinder an, und theilte ihnen dasjenige mit, was er von ſeinen eigenen, nur nothdürftigen Bedürfniſſen übrig behielt. Die erſten, welche auf ſeine Wohlthätigkeit Anſpruch zu machen hatten, waren ſeine Pfarrkinder. Daher ſuchte er denn ſeine Accidenzien nicht durch unprieſterliche Ränke zu erhöben. Die Leichen der Armen begrub er umſonſt, und niemals nahm er ihnen den lezten Pfennig ab, welchen dergleichen Leute ſo oft auf das Begräbniß ihrer Todten wenden müſſen. Seine Sache war es nicht, ſich Geſchenke von ſeinen Pfarrkindern zu erſchleichen, oder zu erpreſſen. Bekam er ja dergleichen milde Gaben, ſo theilte er ſie ſicher wieder unter die Armen aus. Das Beichtgeld behielt er niemals für ſich, ſondern er legte es, ſo, wie er aus der Kirche kam, unverzüglich in ſeine Armencaſſe. So gar Freybeichten hielt er bisweilen, wo er von niemanden Beichtgeld nahm, und welche er allemal den Sonntag vorher von der Kanzel abkündigte. Sonſt aber war überhaupt ſein Haus der Zufluchtsort jedes Hülfsbedürftigen in der ganzen Gegend; und alle Arme, wes Schnittes und Geſichters ſie ſeyn mochten, hatten auf ſeine Wohlthaten Anſpruch zu machen. Um nun der Erwartung zu entſprechen, die man ſich von ſeiner Unterſtützung machte, trieb er mit unglaublicher Bemühung und unermüdetem Fleiße dasjenige, was er zu Ausführung ſeiner Abſichten brauchte, von andern vollends zuſammen.

Freylich kam ſein Betragen dabey nicht ſelten Steckenpferdmäßig, das heißt — manchem Klugdünkel lächerlich, heraus; und ſeine Allmoſenſammlungen fielen oft würklich, auf den erſten Anblick, ins Geſuchte und Prahlende: denn, wo er gieng, und ſtand, in jeder Geſellſchaft, wohin er kam, hatte er ſeine Taſchen beſtändig voller Patente zu Kollekten für nothdürftige Perſonen, oder voller Briefe, entweder von Leuten, die ſich deswegen an ihm gewandt hatten, oder von ſolchen, die ihn Geld zum Austheilen unter die Armen, geſchickt hatten. In Geſellſchaften durfte ſich kaum jemand vor ihm ſehen laſſen, ohne Gefahr, daß er ihm irgend eine Kollekte prä-

ſentir.

ſentirte, oder ſich ſonſt einen Almoſen-Beytrag von ihm erbat. Seine Zudringlichkeit bey dergleichen Dingen fiel alſo oft ins Lächerliche, bey dem aber, der nicht gerne gab, ſo gar ins Unangenehme. Daher es denn auch viele gab, die ſeine Geſellſchaft flohen, und ſich ſorgfältig hüteten, ihm irgendwo in Wurf zu kommen. Nicht ſelten verfolgte man ihn auch mit Verläumdungen, und erlaubte ſich allerhand niedrige Spöttereyen über dieſe ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Mit anderer Leute Gelde Wohlthaten ausüben — ſagte man — wäre gar keine Kunſt, und zum Betteln brauche man nur ſo unverſchämt, als er zu ſeyn. Beſonders gab es verſchiedene unter ſeinen Herren Amtsbrüdern, welche freylich den ſeinigen, ganz entgegen laufende Geſinnungen hatten, und daher, um nicht neben ihm ſo gar verächtliche Rollen zu ſpielen, ſich lieber alle Mühe gaben, die ſeinige, durch Spöttereyen, bey der Welt verächtlich zu machen. —

Aber alles dieß irrte ihn nicht auf ſeiner Laufbahn. Mit einer bewundernswürdigen Geduld hörte er dergleichen Verunglimpfungen mit an, ohne ſich darüber zu ärgern; und oft konnte er, bey Einſammlung einer Kollekte, wohl von zwanzig bis dreyßig Menſchen abſchlägliche Antwort bekommen, ohne in ſeiner Bemühung nur im mindeſten zu ermüden, oder ſich den Verdruß, den er darüber empfand, nur durch Mienen merken zu laſſen.

Dabey beſaß er denn auch eine ungemein hinreiſſende Ueberredungsgabe, ſo daß ein ziemlich verhärteter Menſch dazu gehörte, den er nicht zu Entrichtung eines Allmoſen-Beytrags zu bewegen wuſte. Kurz, dieſer Mann war ſo original in ſeiner Art, daß ich, einem, ihm nur ein wenig ähnlichen Menſchen, nirgends wieder gefunden habe. Manche von Neid und Scheelſucht angetrieben, ſuchten zwar ſeine Neigung zur Wohlthätigkeit mit dem Namen der Ruhmſucht zu brandmarken, und ſetzten ihn unter die Klaſſe jener Heuchler, die aus Eitelkeit, ihren Nebenmenſchen, eine falſche Seite ihres Karakters zeigen. Hierzu kam noch, daß er in ſeinen Predigten, mehr Moral, als Dogmatik lehrte, und über viele Religions-Artikel, ziemlich erleuchtet dachte: denn er hatte ſeine beſonderen Gedanken von der Dreyeinigkeit, der Lehre vom heiligen Geiſte, der Seligkeit der Heyden, und der Ewigkeit der Höllenſtrafen. Dieſe, nach den Begriffen einiger ſeiner Amtsbrüder, ſehr ſchändlichen Irrthümer, waren genug, ihn, als einen Indifferentiſten und Irrlehrer zu verläſtern. Dieſe Herren, welche viel auf den Glauben hielten, brachten die Worte der Schrift, was nicht aus dem Glauben kommt, das iſt Sünde, auch bey ihm in Anwendung, und zitterten ſchon vor dem Umſturz des Chriſtenthums, und vor dem Verfall der reinen evangeliſchen Lehre, wenn mehrere dergleichen Geiſtliche auftreten ſollten, die dem Heydenthume das Wort reden, und das Chriſtenthum nur in ein moraliſch gutes Leben, und in die Ausübung guter Werke ſezen würden. —

Aber dieſer üblen Nachreden ungeachtet glaube ich doch, der Welt dreiſt ſagen zu können, daß Magiſter Stutzbart ein redlicher Mann, und nichts weniger, als ein ruhmbegieriger Heuchler war. Sein Trieb zur Wohlthätigkeit hatte feſten Grund in ſeinem edlen Herzen, und aus wahrer Menſchenliebe ritt er ſein ſtattliches Steckenpferd, von welchem zu wünſchen wäre, daß es mehrere unſrer Brüder und unſrer Geiſtlichen zu ihrem Lieblings-Thier erwählen möchten.

Ich verließ dieſen vortreflichen Mann ſehr ungern wieder, nachdem ich einige Stunden überaus vergnügt bey ihm zugebracht hatte. Noch ganz hingeriſſen von ſeiner Größe kam ich in meinen Quartierſtand zurück. Voll Begeiſterung darüber erzählte ich dieſe meine neue Bekanntſchaft, meinem würdigen Hauptmann, dem Herrn Graf Ladogna, der viel zu warm für Tugend und Edelmuth empfand, als daß er nicht ebenfalls ſo bald als möglich, mit dem Herrn Magiſter Stuzbart hätte Bekanntſchaft machen, und ſeine Kollekten bereichern ſollen.

Sechszehntes Kapitel.

Enthält einige ſehr wahre Schilderungen aus dem Reiche der Natur.

Ich führe meine Leſer nunmehr ohne weitere Epiſoden, zur Eröfnung des Feldzugs, mit welchem die Entſcheidung meines ganzen künftigen Schickſals verbunden war.

Im verherrlichten Gewande des Lenzes ſtieg die Natur, aus dem Grabe des Winters hervor, als wir unſern Ausmarſch aus dem Winterquartier antraten, um zur Hauptarmee zu ſtoßen, welche unter dem Feldmarſchall Daun, in der Gegend von Pirna und Königſtein ein Lager bezog.

Unſer Marſch gieng über Dreßden, und zwar kamen wir in dieſe königliche Reſidenz, auf der Seite von Wilsdruf herein. Es war zwiſchen 5 und 6 Uhr des Nachmittags, als wir die Anhöhe erreichten, welche auf dieſer Seite das Thal von Dreßden einſchließt, und von der man daſſelbe gänzlich überſehen kann. Und nun, welch' eine entzückende Ausſicht ſtellte ſich auf jener Anhöhe meinen Augen dar! noch nie hatt' ich Dreßden von dieſer Seite geſehen, deſto mehr überraſchte mich alſo der Reiz der Neuheit, als ich ·nn ſo auf einmal dieſe ganze herrliche Gegend, wie hingezaubert, vor meinen Augen

gen gleichſam entſtehen ſah. Und würklich kein Dichter kann ſich ein Feenland reizender träumen, als Natur und Kunſt ſich hier vereiniget zu haben ſcheinen, das Auge des Menſchen mit unnennbaren Schönheiten zu blenden, und ſein Herz zur Entzückung hinzureißen. Mitten in dieſem paradieſiſchen Thale ragte nun jene glänzende Königsſtadt, wie auf ein Roſengefilde hingepflanzt, vor allen andern ſie umfaſſenden Gegenſtänden hervor. Noch breitete die untergehende Abendſonne ihre goldnen Strahlen über das ganze Thal hinweg, und ſchmückte mit unwiderſtehlichem Glanze dieſes reizende Eden aus; und wie denn dieſe ihre Strahlen, die majeſtätiſchen Thürme der Stadt, die erhabnen Palläſte derſelben, und die Glaßſcheiben der Fenſter beſonnten; welch' ein herrlicher Anblick war das! — ſo viel Glanz hervorbringende Gegenſtände man erblickte, ſo viel größere und kleinere Sonnen glaubte man zu ſehen. — Und dann die Pracht der ganzen umherliegenden Gegend, welche dieſe bezaubernde Stadt, gleichſam mit Blicken des Segens und der Freude zu umlächeln ſchien; — man ſtelle ſich einmal vor! — hier eine dem Auge unerreichbare Reihe von Gebürgen, welche das Thal gegen Mitternacht umfaßte, und worauf kleine Waldungen und wohlangelegte Weinberge die reizendſte Abwechſelung gegen einander machten; — wo die Strahlen der Sonne anprallten, und denn ihren Glanz gleichſam wieder zurück warfen, dadurch aber den unendlich vielen weiß angeſtrichenen Weinbergshäuſern ein unausſprechlich ſchönes Anſehen gaben; — und dann unter dieſen Gebürgen, rings um die Stadt, eine unüberſehliche Menge von ländlichen Gegenſtänden; — hier fruchtbare mit Getreyde verſehene Länderreyen, von grünenden Wieſen, kleinen Waldungen und Gebüſchen durchmiſcht; — dort anmuthige Dörfer, mitten in jene grünenden Auen hingebaut, und mit vortreflichen Gärten umgeben; — dort wieder glänzende Edelhöfe und Schlöſſer, die ſich majeſtätiſch über die Häuſer der Landleute empor hoben; — alle dieſe, und tauſend andere kleinere Gegenſtände gewährten dem Auge des Naturliebhabers die reizendſten Proſpekte, und füllten ſein Herz mit der ſeligſten Wonne. Ganz unausſprechſprechlich ſchön aber war der Anblick der majeſtätiſchen Elbe, welche dieſes reizende Thal durchſtrömet; ſanft und ſtill fließen ihre Wellen dahin, wie ein ungeheurer Spiegel, der ſeinen Glanz von den Strahlen der Sonne erhält, und ſie gleichſam ſeiner Geberin wieder zurück wirft. Verſchiedene kleinere Bäche durchſchlängelten das ganze Thal, und ſchienen voll Ehrfurcht um ihre Gebieterin, die Elbe, herum zu fließen; und endlich die Menge der Menſchen, welche man nah und fern, als Bewohner dieſer fruchtbaren Landſchaft ſich darinnen herum treiben ſah, — die zahlreichen Viehheerden — die wiehernden Pferde — die Schiffe auf der Elbe — alles dieß erhöhte die Schönheit derſelben um ein großes, und gab mir den deutlichſten Beweiß von ihrer Fruchtbarkeit, und von ihrer Bevölkerung.

Gott! — dachte ich, als ich dieſes alles nun ſo mit einem Blick überſah — wie iſt doch deine Welt ſo ſchön! möchten nur die Menſchen immer ſo lebhaft fühlen, wie gut du es mit ihnen meynſt, als ich dieſen großen Gedanken izt in ſeiner ganzen Herrlichkeit denke und empfinde! — denn Freude und Erſtaunen durchbebten mein Herz, und meine Augen konnten ſich nicht ſatt ſehen an all' dieſen bezaubernden Gegenſtänden der Natur und der Denkmähler des menſchlichen Fleißes. Ich fragte einige neben mir herreitende Kammeraden: ob ſie dieſe Landſchaft nicht vortreflich und entzückend fänden? — Ja! ſagten ſie zwar; aber ſie ſchienen doch wenig oder nichts dabey zu fühlen; und ich ärgerte mich über ſie, als vernünftige Geſchöpfe, welche die erhabenen Werke ihres Vaters und Schöpfers mit ſo ſichtbarer Gleichgültigkeit betrachten konnten. —

Mit Untergang der Sonne erreichten wir dann die Thore der Reſidenz, und zogen in unſre Quartiere ein. Den Morgen drauf brachen wir aber ſchon wieder auf, und erreichten mit dem Abende das Lager bey Pirna, wo wir denn von dem kommandirenden General übernommen wurden.

Ich ſage nichts weiter von der abermaligen vortreflichen Landſchaft, welche wir auf unſerm Marſche von Dreßden bis Pirna, durchzogen, als daß ſie eine der ſchönſten und fruchtbarſten in Sachſen iſt; ſondern ich verſpare den Raum, um meinen Leſern noch eine ſehr merkwürdige und reizende Gegend zu zeichnen, die mich eine teutſche Meile von Pirna, nach Böhmen zu, überraſchte.

Es traf ſich, daß ich eines Tages kommandirt wurde, einen Transport Fourage, die auf einem benachbarten Rittergute lag, das Weſenſtein hieß, von dort abzuholen und ins Lager zu escortiren. Als wir nun dieſem Orte, bis ungefehr eine halbe Stunde, nahe kamen, ſagte mir, der mich begleitende Proviant-Offizier, der in dieſer Gegend bekannt war, ich ſolle nun vom Pferde ſteigen, er wolle mich zu Fuß auf einer Seite hineinführen, wo man nicht füglich reiten könne, von welcher ich aber eine Ausſicht genießen ſollte, die mich in Erſtaunen ſezen würde. Ich befolgte ſeinen Rath, und trennte mich alſo von meinem Trupp, um mich von dem Proviant-Offizier vollends hinein führen zu laſſen. Izt erſtiegen wir eine ziemliche Anhöhe, die ſich unvermerkt ganz ſchräge hinauf zog, und ſich mit einem kleinen Gebüſche oben auf dem Gipfel derſelben zu endigen ſchien. Als wir dieſen Gipfel völlig erreicht hatten, und ich nun meine Blicke vorwärts in die Tiefe fallen laſſen konnte, — Himmel! — was erblickte ich da! — wie angenehm wurde ich überraſcht! — plözlich, und ohne daß ich dieſe Erſcheinung hier nur im mindeſten geahndet hätte, lag ein kleines, ringsumher mit ungeheuren, an einander hangenden Gebürgen, umſchloſſenes Thal vor meinen Augen, deſſen maleriſche Schönheit meine ganze Seele entzückte. —

Dieſes reizende Thal, das gleichſam von der übrigen Welt ganz abgeſondert zu ſeyn ſchien, hielt ungefehr eine Viertelmeile in die Länge, und eine Viertelſtunde in die Breite. Man erblickte von der Höhe des Berges, wo wir ſtanden, darinn weder Eingang noch Ausgang; aber oben und unten drängten ſich, die es umgebenden Gebürge ganz nahe an einander, und ſchlängelten ſich ſo, in unmerklichen Krümmungen auf die Seite, daß dadurch die Hohlung in der Mitten, einen Schlangenganz nahm, und folglich den gegenüberſtehenden hinderte, mit den Augen die Oeffnung der Hohlung zu ſehen.

Reizend war der Anblick jener Gebürge: denn ſie zogen ſich, wie ein Amphitheater rings um das Thal her, und waren von erſtaunender Höhe; überdieß waren ſie mit lauter Waldungen und Gebüſchen bewachſen, deren mannichfaltiges Grün, das Auge höchſt angenehm beſchäftigte. Auf der Höhe hielten ſie, rings umher eine ziemliche Gleichheit, als ob die Kunſt ſie ausdrücklich ſo gebauet habe, um gleichſam einen Keſſel von Felſen zu bilden, welchen keine Mißgeſtalt ſeiner Harmonie berauben ſollte.

Und dann — in der Tiefe — mitten in dieſem ſchönen grünen Keſſel, — lag nun das Schloß Weſenſtein, auf einem ziemlich hohen Felſen, welchen die Natur gleichſam aus dieſer Tiefe hatte hervorwachſen laſſen, damit Menſchenhände die Wohnung irgend eines Freundes der Natur drauf bauen ſollten: denn nur ein ſolcher muß derjenige geweſen ſeyn, der den glücklichen Einfall hatte, in dieſe romantiſche fiſche Einöde ein Schloß zu bauen, und dieſe in ein Paradies umzuſchaffen. Das Schloß war ziemlich groß, und mit einem hohen Thurme verſehen. Auf der Höhe aber, wo ich zuerſt ſtand, ſchien es nur ein kleines Gebäude zu ſeyn, und die Spitze des Thurms erreichte lange noch nicht die Hälfte der Höhe von den Bergen, welche daſſelbe umſchloſſen. Woraus man ſich leicht einen Begrif von der unermeßlichen Tiefe machen kann, welche dieſes kleine Thal bildete.

Unausſprechlich ſchön aber ſah es aus, wenn man die Reinlichkeit und die Weiſſe des Schloſſes gegen das blendende Grün, der daſſelbe umſchließenden Gebürge, hielt. Ein höchſt angenehmer, überraſchender Kontraſt! — mein Begleiter erzehlte mir, ein gewiſſes Frauenzimmer habe einmal das Schloß Weſenſtein, mit einem Stück Rindfleiſch verglichen, das gekocht in einer Schüſſel läge, und ſtark mit Peterſilie umſtreuet wäre. Eine zwar etwas kleine, aber ziemlich paſſende Vergleichung, die völlig im Geiſt einer wizigen Schönen gedichtet iſt! —

Auf der hintern Seite des Schloſſes war ein kleiner, aber vortreflicher Garten angebracht, und mit reizenden Alleen geziert; auf der vordern Seite aber lag ein kleines niedliches Dörfchen, welches ein hellrother Bach, der ſeine Farbe von metallurgiſchen Gebürgen hat, wo er herkommt, durchſchlängelt, und woran eine kleine Mühle liegt. Die Häuſer dieſes Dörfchens ſchienen lauter Luſthäuſer vorzuſtellen: denn ſie waren gröſtentheils in Gärten, oder auf grünende Wieſen hingebaut. Dieß, und die kleinen, mit Getreyde bewachſenen Felder, welche den übrigen Raum des Thals einnahmen, gewährten dem Auge einen eben ſo reizenden Anblick, als der Kontraſt des ziegelrothen Fluſſes, mit dem munteren Grün der Wieſen und Gebüſche, die er auf ſeinem Laufe, durchſchnitt.

Lange brachte ich zu, ehe ich mich ſatt ſehen konnte an dieſen entzückenden Gegenſtänden der Natur und des menſchlichen Fleißes. Denn ſtiegen wir die Gebürge herab; und als ich nun aus der Tiefe wieder in die Höhe ſahe, ſo glaubte ich, die

Gipfel der uns umgebenden Gebürge hingen mit den Wolken zuſammen. Aber — noch war mir in dieſer Gegend, eine Ausſicht aufgehoben, die alles hinter ſich ließ, was ich bisher, in dieſer Art vortrefliches geſehen hatte.

Ehe wir von Weſenſtein wieder abmarſchirten, bat mich der Proviant-Offizier, mit ihm erſt noch eine andre Seite dieſer Gebürge zu beſteigen, auf deren Höhe er mir etwas ſehr merkwürdiges zeigen wolle. Er fand mich bald dazu bereit; und wir traten, unweit des Schloſſes, am Fuße der Gebürge in eine engliſche Promenade, die uns mit vieler Bequemlichkeit wieder auf die äuſſerſte Höhe der Berge führte. Als wir dieſe erreicht hatten, ſahen wir uns am Eingange eines engliſchen Gartens, der zwar klein war, aber doch das Verdienſt hatte, daß er uns wieder eine neue, unumſchränkte Ausſicht in eine Strecke Landes eröfnete, in deren Weite ſich das ſchärfſte Auge verlor. Der Plaz, welchen dieſer kleine Park einnahm, war ſonſt ein wüſter, ſteinigter Felſen, wo aber izt mit den Ruinen ſeiner alten Unfruchtbarkeit, die niedlichſten Blumenſtücke, und die reizendſten Alleen abwechſelten. Mitten in dem Park ſtand ein ziemlich großer Pavillon, faſt auf der äußerſten Spitze aller in der ganzen dortigen Gegend befindlichen Gebürge. Ueberaus geſchmackvoll angelegt, gab er die redendſten Beweiſe von der Aufmerkſamkeit ſeines Beſitzers auf die Schönheiten der Natur ſowohl, als der Kunſt.

Wir erſtiegen den Thurm dieſes Pavillons, worinn ſich, auf der äußerſten Höhe deſſelben, ein kleines, aber doch ziemlich geräumiges Zimmer, mit vier Fenſtern nach allen vier Himmelsgegenden zu, befand. Prächtiger und hinreißender hatt' ich nichts noch geſehen, als die Ausſicht von dieſem Thurme, auf die umher liegenden Landſchaften. Hier wünſchte ich, ein Thomſon, oder ein Kleiſt zu ſeyn, um die Schönheit dieſer Gegenſtände mit Dichterfarben zeichnen zu können: denn meine Schilderung wird doch gewiß kaum den tauſendſten Theil von dem ausdrücken, was der gefühlvolle Naturfreund beym Anblicke dieſer Herrlichkeiten ſelbſt empfinden muß. —

Wie ich hineintrat, und das erſte Fenſter gegen Abend eröfnete, ſo fiel mir ſogleich das paradieſiſche Thal von Dreßden in die Augen. Dort lag dieſe glänzende Königsſtadt wieder in weiter Entfernung. Eine unüberſehliche Menge von Dörfern, Schlöſſern, Weinbergen, Waldungen, Feldern, Wieſen und Bächen zog ſich gleichſam in dieſem Thale herauf, nach Mitternacht zu, und gewährte dem Auge die reizendſte Abwechſelung dieſer Mannigfaltigkeiten. Mitten durch dieſes Thal ſtrömte die majeſtätiſche Elbe dahin, und an ihren Ufern prangte das königliche Luſtſchloß Pillniz, in unnennbarer Pracht hervor.

Gegen Mitternacht präſentirte ſich Pirna in einer reizenden Lage, mit Gebürgen und Weinbergen, Feldern und Wieſen umgeben. Ueber der Stadt ragte in einiger Entfernung der Sonnenſtein hervor, eine ungeheure nackte Felſenmaſſe, die ſich, wie ein alter Thurm, aus der Erde gleichſam empor hebt. Nun folgte gegen Morgen zu, wieder eine eben ſo blühende Landſchaft, als diejenige war, welche ſich hinunter nach Dreßden zu ziehet. Majeſtätiſch und Ehrfurchtsvoll zeigte ſich hier die Veſtung Königſtein auf dem ungeheuren Felſen, worauf ſie die Kunſt der Menſchen verlegt hat. Neben ihr ſtand ihr eben ſo ehrwürdiger Begleiter, der Lilienſtein, gleichfalls eine ungeheure nackte Felſenmaſſe, die ihren Namen vermuthlich daher hat, weil ſie, von weiten betrachtet, faſt in gerader Linie aus der Erde empor ſteigt, und mit andern Gebürgen nicht umgeben iſt.

So denn fieng ſich weiter gegen Morgen, die Grenze von Böhmen an, welche ſich bis gegen Mittag hin erſtreckte, wo ſie ſich endlich am blauen Firmamente des Himmels dem Auge entzog. Unausſprechlich ſchön war die Ausſicht in dieſe Landſchaft: denn man konnte faſt das ganze Erzgebürge, und einen großen Theil von Böhmen überſehen. Mich dünkte, ich ſähe die ganze Weltkugel in ihrer Runde, zu meinen Füſſen liegen; und dieſer Gedanke füllte meine ganze Seele mit Wonne.

O! wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu
ſeyn;
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

Ungefehr ſo hat ein neuerer Dichter, der vermuthlich gerade in meiner damaligen Lage war, geſungen; und eben das war auch mein Gedanke, als ich dieſe herrlichen Ausſichten, bey welchen ich ganze Tage hätte zubringen mögen, wieder verlaſſen muſte, um zu meinem Kommando, und dann mit dieſem wieder in das Lager zurück zu kehren.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Eheſtands-Scene von nicht ſeltener Gattung.

Bald darauf wurde unſer Regiment nebſt noch einigen andern dem Korps des Herrn Generals Campitelli, zum Sukkurs geſendet, weil dieſer in einer andern Gegend von Sachſen von dem preußiſchen General Hülſen ſehr ins Enge getrieben wor-

den

den war. Auf dem Marſche dahin nahmen wir unſer leztes Nachtquartier in einem ziemlich anſehnlichen Dorfe, welches **Frohleben** hieß, und nur noch einige Stunden von dem damaligen Campitelliſchen Lager entfernt lag.

Mir wurde mein Quartier in dem Wirthshauſe angewieſen. Als ich nun dahin kam, und in die Gaſtſtube trat, fand ich eine ziemlich häßliche Figur von Frau darinnen, welche ſich, auf mein Befragen, als Wirthin angab. Jung war ſie zwar noch, aber ihr Antliz, glaube ich, konnte jedem die Sünden des ſechſten Gebots verleiden, der nicht ganz ein Sardanapal, oder ein Heliogabalus war. Sie bewillkommte mich überaus kalt, machte mir eine ſehr ſaure grämiſche Miene, und fieng an zur Thür hinaus zu ſchreyen:

„Wirth! Wirth! — wo hat dich denn „der Teufel? — ſchier dich doch her„bey! die Soldaten ſind da.

Nun kam ein ſehr wohl ausſehender, freundlicher, junger Mann die Treppe herab geſprungen, bewillkommte mich ſehr artig,

tig, brachte geſchwind eine Bouteille Wein herbey getragen, und bat ſeine Frau, mir etwas Butterbrod, und guten Käſe dazu zu bringen.

„Draußen ſtehts im Gewölbe,

verſezte ſie aber äußerſt trozig,

„Du kannſt's ja ſelbſt herein holen!

Und wirklich war dieſer Mann gutwillig genug, ihrem Befehl zu folgen, und die Speiſen ſelbſt herbey zu holen. Aber, als dieß geſchehen war, und ich mich niederſezte, um meinen ziemlich ſtarken Hunger zu ſtillen, befahl der Wirth ſeiner mürriſchen Ehehälfte anderweit, auch für meine Bedienten etwas aufzutragen.

„Das kannſt du auch ſelber!

gab ſie zur Antwort,

„ich habe nicht Zeit dazu.

„Und ich noch weniger,

verſezte er,

„denn ich muß nun Futter für Ihr Gnaden ihre Pferde herausgeben.

„Ja! da haſt du immer keine Zeit,“ erwiederte das Weib ziemlich aufgebracht, „aber wenn du deinen Huren nachrennen, und der franzöſiſchen Landſtreicherin aufwarten ſollſt, da haſt du Zeit genug dazu.

Wirth. „Frau! ſchäme dich doch vor dem gnädigen Herrn da! was redſt du denn?

Fr. „Es ſoll wohl irgend nicht wahr ſeyn? He? — du kommſt ja doch gleich von der meſchanten Bettel herunter.

W. „Mache mich nicht böſe, Frau! du weiſt, daß ich hernach kein Menſch mehr bin.

Fr. „Ach Herr Je! ſeht doch! ich ſoll auch wohl nicht einmal drum reden, wenn du in allen Hurenlöchern herum kriechſt. Allen Leuten will ich deine Aufführung erzehlen. Pfui über den Mann hin!

W. „Nun! da ſehen Sie einmal, Ihr Genaden! was ich für eine Frau habe. Iſt Ihnen wohl in Ihrem Leben dergleichen vorgekommen?

Fr. „Ja! du kannſt dich auch noch weißbrennen! du biſt eben der rechte Zeiſig! erſt war ich dir gut genug, wie ich immer noch Geld hatte, und immer noch hergeben konnte. Aber nun, da du alles das meinige durch die Gurgel gejagt haſt, weiſt du es gar nicht mehr, daß ich dich zum Manne gemacht habe: denn allen Menſchern und allen Weibern läufſt du nach, und alle Brandtewein-Häuſer kriechſt du aus mit deinen Saufbrüdern — und mir liegt die Wirthſchaft derweile allein auf dem Halſe, und keinen Groſchen Geld hab' ich in der Taſche, weil du alles mit einander, wie es einkommt, wieder durchbringſt, und deinen Menſchern anhängſt. — —

M. „Beſtie! hör' auf zu raiſonniren! ſonſt wird's bey meiner armen Seele nicht gut.

Fr. „Ey! ich werde mir viel aus dir machen. Schlag nur her! alle Haare rauf' ich dir aus dem Kopfe. Und ich will nun auch von dir geſchieden ſeyn. Noch heute will ich zum Herrn

„Magiſter gehen, und ins Konſiſtorigen,
„— ich bleibe nicht eine Stunde
„länger bey dir.

W. „Ich ſage dir's noch einmal, Frau!
„hör' auf! ſonſt decke ich dir alle deine
„Tückgen auf.

Fr. „Immerhin! — was willſt du denn
„von mir wiſſen? — nichts! nichts
„kannſt du mir darthun.

W. „Vielleicht wohl mehr, als du mir —
„denke nur an Barthels Chriſtophels
„Hinterſtübchen!

Fr. Ha! ha! ha! ha! — Nun? —
„und was willſt du denn damit?

W. „Tauſend Schwerenoth! über das
„Weib! — du willſt es wohl noch negiren,
„daß ich dich dort mit Musje
„Krummbein, den Gerichts-Direcktohr
„ſeinen Schreiber geattrapirt habe? —
„he! —

Fr. „Das iſt nicht wahr.

W. „Nicht wahr? — aber das iſt doch
„wohl wahr, daß du mit dem Musje
„beſtändig zuſammen ſteckſt — und

„Kaffee mit ihm ſchlaberſt — und gute Bisgen mit ihm friſſeſt — und ihn darnacher mit in deine Kammer nimmſt, wenn ich nicht zu Hauſe bin, und auf den Dörfern nach Haber herum laufen muß? — liegt er nicht beſtändig da im Hauſe der Muſje Krummbein? — was machte er denn ſonſt immer da, wenn er nicht dein Galan wäre? —

Fr. „Haſt du ihn denn nicht ſelber ins Haus gezekkert? — der Schleuder weiß, was ihr mit einander habt! — du kannſt ja gar nicht leben, wenn der Schreiber nicht da iſt, und ihr mit einander in allen Bier- und Brandtewein-Häuſern herumkriecht! mir zu gefallen kömmt er nicht her — das ſind pure Lügen!

M. „Nun! ſo will ich ihn auch mit der Hezpeitſche hinausjagen, ſo bald er ſich wieder blicken läßt, und Arm- und Bein will ich ihm entzwey ſchlagen, wenn er mir wieder über die Thürſchwelle tritt.

Fr. „Meinethalben! — was geht mich „der Kerl an?

W. „Und was ſchiert er mich? es iſt ein „Mamelucke. Bey allen liederlichen „Weibern im Dorfe iſt er ſchon rum; „und meine Frau will er auch zu Schanden machen? —

Fr. „Accurat wie du: denn du und dein „guter Freund, der Schreiber, ihr ſeyd „ein Hurenpreſcher, wie der andere.

W. „Nun hör' ums Himmels willen auf, „Frau! das ſey dir gerathen; ſonſt „ſtehe dir die Hezpeitſche wahrhaftig zu „Dienſten, und zwar, da in Gegenwart, Ihr Genaden: Denn von dir „will ich mich nicht immer proſtituiren „laſſen, wenn fremde Leute da ſind.

Fr. „Und ich auch nicht von dir: denn „das franzöſiſche Menſch, das ſchaff „mir nur noch heute aus dem Hauſe, „ſonſt geh' ich den Augenblick zum Gerichtshalter.

W. „Ich kann ſie ja doch nicht auf die „Gaſſe hinauswerfen, da ſie todtſter-

„bens krank iſt, und uns alles prompt „bezahlet.

Fr. Ich leide keine Kanallge in meinem „Hauſe.

W. „Rede nicht ſo dumm, Frau! wenn „das junge kranke Frauenzimmer eine „Kanallge wäre, ſo würde die Frau „Amtmannin in Wiedeburg gewiß „nicht ſo viel auf ſie halten, daß ſie ſo „gar hergekommen iſt, und ſie beſucht „hat; und ſie hat ihr doch Geld gegeben, und mir aufs Leben eingebunden, „daß ich ihr nichts abgehen laſſen ſoll. „Ja ſo gar hätte ſie das arme Frauenzimmer gewiß mit zu ſich nach Wiedeburg genommen, wenn ſie nicht „gar ſo ſehr krank wäre, und wenn „Herr Heilemann es nicht verboten „hätte, zu reiſen.

Fr. „Nun! kurz um! ich leide ſie nicht. „Meine Betten ſind mir zu lieb dazu, „als daß ich ſie einer Landſtreicherin unterlegen ſollte. Und — das iſt ein „ſchlechter Mann, der ſeine Frau verachtet, und ein fremdes Menſche ins

»Haus nimmt, wie du — du Ehebre-
»cher! —

Das abſcheuliche Weib hatte aber kaum dieß ſchöne Wort ausgeſprochen, als der Geduldsfaden des Mannes endlich riß: denn er gab ihr mit einer Hezpeitſche einige tüchtige Hiebe, und warf ſie, unter entſezlichen Schmähungen von ihrer Seite, zur Thür hinaus. Mir hingegen machte dieſe ganze Szene ſo viel Vergnügen, daß ich überlaut anfangen muſte zu lachen; worüber ſich aber die zänkiſche Wirthin ſo ſehr geärget hatte, daß ſie ſich augenblicklich zu Bette legte, ſich krank ſtellte, und nicht wieder zum Vorſchein kam, ſo lange ich mich in dieſem Hauſe befand.

»Das iſt doch ein wahres Hauskreuz,
»wer ſo eine Frau hat!

ſagte der Wirth, indem er von ſeiner Expedition verſchnaubend, ſich neben mich an den Tiſch ſezte.

»Nehmen Sie mir ja nichts vor übel,
»Ihr Gnaden! Sie ſehen, wie hart
»mich der liebe Gott mit dieſem Weibe
»geſtraft hat. Da helfen weder gute,
»noch

»noch böſe Worte. Immer hat ſie den »Teufel im Leibe; und ich bin doch gewiß ein guter Mann, und thue alles »nur mögliche, daß nur Friede im »Hauſe ſeyn ſoll; aber ſo einen dummen Kopf, als dieſe Frau hat, dergleichen muß auf Gottes Erdboden »nicht weiter zu finden ſeyn. —

»Das ſeh' ich wohl, lieber Mann! antwortete ich,

»ſeine Ehe mag wohl nicht die friedlichſte und glücklichſte ſeyn. Aber — »hat er nicht auch einige Schuld dabey? — und giebt er ſeiner Frau »auch keine Veranlaſſung zur Eiferſucht? — überleg' er das wohl! »Wer iſt denn zum Beyſpiel, eigentlich »die Fremde, über welche der ganze Zank »herzukommen ſchien? und was hat es »denn im Grunde für eine Bewandniß »mit dieſem Frauenzimmer?

Denn mich reizte die Neugierde nicht wenig, von der genannten Franzöſin, unter deren Schickſal ich etwas auſſerordentliches vermuthete, mehr zu erfahren.

Worauf mir denn der Wirth folgende Erzehlung machte:

„Wer ſie iſt? wo ſie herkommt? wo
„ſie hin will? und was ihre Geſchäfte
„ſind? das erfähret kein Menſch von
„ihr; und ich kann auch deswegen
„nichts von ihr heraus kriegen, ob ich
„ſie gleich der kreuz und der quer durch-
„gefragt habe. Die Frau Amtman-
„nin in Wiedeburg aber mag es wohl
„wiſſen: denn ſie ſagte mir ausdrück-
„lich, ich ſolle dieſe unglückliche Perſon
„ja recht wohl in Acht nehmen: denn
„ſie wäre vornehmer Leuten Kind,
„wenn ſie gleich izt ſo ſchlecht gienge.
„So war' es denn auch würklich: denn
„ich ſahe ſie ſo für eine herum reiſende
„Tyrolerin an, als ſie einmal Abends
„zu Fuße kam, und eine Nachtherberge
„bey mir verlangte. Das arme
„Frauenzimmer! ſie dauerte mich; ſo
„müde war ſie, und ſo hatte ſie ſich
„abgeäſchert in der Hitze. Wie es denn ſo
„meine Art iſt, ſo fragte ich gleich nach
„dem Paſſe, und da zeigte ſie mir denn
„einen gedruckten Brief vor. Ja!

„aber da ich ihn leſen wollte, da ſtunden
„die Ochſen am Berge; denn es
„war franzöſiſch, und ich konnt' es
„nicht leſen: denn ich habe mein Tage
„nicht franzöſiſch gelernet. Alſo ſpornſtreichs
„lief ich damit zum Herrn Gerichtsdirektohr,
„Ja aber, der konnte
„auch kein franzöſiſch; ich muſte alſo
„mit dem Herrn Gerichtsdirektohr zum
„Herrn Magiſter wandern. Ja aber,
„da war es wieder nichts; er ſagte,
„predigen könne er wohl, aber
„kein Franzöſiſch. So giengs auch
„beym Herrn Schulmeiſter — kurz
„mein Gerichtsdirektohr wuſte ſeinem
„Leibe keinen Rath. — Endlich beſann
„er ſich doch noch auf einen Studenten,
„der hier Nachbar Hannß Adam ſein
„Sohn iſt, und juram in Leipzig ſtudieret,
„izt aber zu Hauſe iſt. Dieſen
„ließ er gleich Abends zu Gaſte bitten,
„und der muſte den Brief leſen: denn er
„konnte franzöſiſch. Und der ſagte
„denn gleich, daß der Paß richtig ſey:
„denn es ſtünde dem König in Frankreich
„ſein Name darunter, und das
„Frauenzimmer wäre aus Frankreich

„gebürtig. Alſo behielt ich ſie denn. Den folgenden Morgen aber wurde ſie todt ſterbens krank; und ſo hat ſie denn auch ſo ein 14 Tage da gelegen, daß ſie ſich weder rühren noch regen kann. Sie wollte auch das heilige Abendmahl nehmen. Aber der Herr Magiſter gab es ihr nicht, weil ſie ſagte, daß ſie katholiſch wäre. Sehr unglücklich und arm muß ſie aber wohl ſeyn: denn ſie weint und jammert in einem weg; und — wenn die Frau Amtmannin in **Wiedeburg** ſich nicht ihrer erbarmet, und ihr Geld gegeben hätte — ſagte ſie — ſo hätte ſie ſchon unter freyem Himmel ſterben müſſen. Da ſehen alſo Ihr Genaden wohl, daß ich das arme Frauenzimmer nicht hinaus auf die Gaſſe werfen kann, und daß meine Frau ein unvernünftiges Weib iſt, daß ſie denkt, ich nehme was unrechtes mit dieſem kranken Weibsbilde vor. Nun! der liebe Gott wird mich doch noch von dieſer Frau erlöſen, und mir das große Hauskreuz wieder abnehmen. —

„Hab' er Geduld, lieber Freund!

verſezte ich ſodenn,

„Gott legt uns nicht mehr auf, als
„wir ertragen können. — Das frem-
„de Frauenzimmer aber hätte ich doch
„große Luſt zu ſprechen, und wenn es
„auch nur darum wäre, ihr eine kleine
„Gabe mitzutheilen.

W. „Da werden Sie ein Gotteslohn ver-
„dienen, Ihr Gnaden! ich wills auch
„dem Frauenzimmer gleich ſagen; und
„wenn's angehet, ſo ſollen Sie noch
„dieſen Abend mit ihr reden.

Unter dieſer Verabredung führte mich der Wirth in das, zu meinem Quartier beſtimmte Zimmer, und denn begab er ſich zu der fremden Dame, um mir Zutritt zu ihr, zu verſchaffen.

Bey mir hingegen regte ſich ein unbeſchreibliches Verlangen, ſie zu ſprechen, welches ich jedoch keiner andern Urſache, als meiner natürlichen Sympathie mit unglücklichen Perſonen, und meinem Triebe, den Armen wohl zu thun, zuſchreiben konnte.

Unter allerhand Betrachtungen darüber, brachte ich meine Sachen in Ordnung, und warf mich in mein Feldnegligee, um alsdenn zu erwarten, was mir der Wirth für Nachricht bringen würde.

Achtzehntes Kapitel.

Eine Probe von mediziniſcher Pfuſcherey.

Ich ſteckte mir eine Pfeife Toback an, und überließ mich dem Ausbruch allerhand durch einander ſich kreuzender Gedanken. Kaum hatte ich nun ungefehr eine Stunde in dieſer Lage zugebracht, als der Wirth mit offenem Halſe, und ganz außer Athem zu mir ins Zimmer herein ſtürzte, und mir ängſtlich zurief:

„Ach! daß Gott erbarm, Ihr Genaden! ſie wird den Augenblick ſterben. „Wenn Sie ſie noch lebendig ſehen wollen, ſo kommen Sie die Minute. Herr „Heilemann hat ihr ſchon das Leben „abgeſagt —

und ſo ſtürzte er, ohne mich anzuhören, wieder zur Thür hinaus, und rennte über den Saal hinweg, in ein, dem meinigen gegen über liegendes Zimmer.

Daß von dem fremden Frauenzimmer die Rede war, daran blieb mir denn nun wohl kein Zweifel übrig. Aber mich, als ein Unbekannter, als ein Soldat, zu dieſer Sterbenden hinein zu drängen, das ſchien mir doch die Delikateſſe zu beleidigen, ob mich gleich meine Neugierde nicht wenig dazu aufforderte. Den Augenblick aber fiel mir der Herr Heilemann ein, deſſen der Wirth ſchon zweymal gedacht hatte. In ihm ahndete ich einen jener mediziniſchen Pfuſcher, die ſo viele, welche das Unglück haben, in ihre Hände zu fallen, dem Reiche der Schatten vor der Zeit überliefern. Um die arme Kranke vielleicht auch aus den Klauen eines dergleichen Charlatans zu retten, ſezte ich Delikateſſe und Verhältniſſe hintan, und eröfnete das Zimmer, in welches ich den Wirth hatte gehen ſehen.

Ich trat hinein, und ſiehe da! ich erblickte auf einem kleinen armſeligen Bette, ein beynahe mit dem Tode kämpfendes Frauenzimmer — blaß und eingefallen, — faſt ohne Bewegung liegend. Zu ihrer Seite ſtand ein altes dürres Weib, das den Kopf der Kranken mit ihrem Arm unterſtüzte. Zu ihren Füſſen präſentirte ſich der Wirth in trauriger Stellung, und weinte bitterlich: ganz unempfindlich aber, und mit trockenen Augen, drehte ſich um das Krankenlager, ein langer dürrer Mann herum, mit einer ſpizigen Naſe, einem geflochtenen Haarzopf, und mit einem abgeſchabten grünen Rocke, leberfarbner Weſte, gelbledernen Beinkleidern, und ſchwarzen wollenen Strümpfen angethan. Und dieſer leztere war denn auch niemand anders, als der beſagte Herr Heilemann, ein Dorfbader, der hier bey dieſer unglücklichen Fremden die Stelle eines Arztes vertrat.

Izt trat ich näher, und wurde gewahr, daß die Kranke noch ein ſehr junges Frauenzimmer war, und daß ihre Augen noch ziemlich friſch und munter umher blickten. Mir ſchien ihre Krankheit eine Art von Fieber zu ſeyn, das mit Nervenſchwäche, und groſſer Ermattung verbunden war. Ehe ich aber ein Wort zu ihr ſagte, ſchickte ich meinen Bedienten nach unſerm Regimentsfeldſcherer, um zu verſuchen, ob der Unglücklichen nicht noch zu helfen ſey?

Da ich den langen dürren Mann ſogleich für den Afterarzt anſah, ſo fragte ich ihn, was dieſer Kranken fehle? und worinn ihre Krankheit beſtehe? —

„Wie mir es vorkommt, hin und wie-
„der, Ihr Genaden!

antwortete der Mann,

„ſo laborirt ſie an einer Art von Sy-
„nochis, oder Ephemera, welches
„das ſtarke Schlagen des Pulſes ſo hin
„und wieder, und vorzüglich abnehmen
„läßt hierinnen: denn da die Sympto-
„mata mit allerhand Rhevmaticis,
„und eruptive verbunden ſind hin und
„wieder, ſo iſt dieß ein offenbares Zei-
„chen vorzüglich, daß ephemerides
„und rhevmatiſche Zufälle dabey vor-
„walten thun.

J. „Ich verſtehe davon kein Wort, Herr Heilemann! erklären Sie mir doch: was iſt denn Synochis und Ephemera? —

H. „Das iſt ſo eine Art von Fieber hin und wieder, welches bey dem Patienten eine große Schwäche veranlaſſet, und mit einer Rarefaction des Blutes verbunden iſt; daher denn auch Eryſipelotodes maligna mit unterlaufen vorzüglich.

J. „Das kann ich noch immer nicht verſtehen. Wo hat denn dieſe Krankheit eigentlich ihren Siz? und wo befindet ſich denn die materia peccans?

H. „Die materia peccans iſt eben die ephemera, und ſie hat ihren Siz in dem Blute hin und wieder, ſo, daß wenn die leidenden partus angegriffen werden, alsdenn die Rarefaction entſtehet vorzüglich. Worauf denn hin und wieder die vaſa verſtopfet, und die Ausdünſtung, der Harn, und der Stuhlgang verhindert wird hierinne: denn wenn allzuviel Blut ſich in den Kanälen anhäuft, hin und wieder, ſo

»entſtehet ein ſubſultus tendinum, kalte Schweiße, Mangel an Appetit hin und wieder, Schlafloſigkeit, Drücken auf der Bruſt, colliquative Hize, Stockungen der Säfte und des Bluts, und am Ende der Tod. —

J. »Ganz recht! der muß ſchlechterdings folgen, wenn ein Patient das Unglück hat, unter die Hände ſolcher Aerzte zu fallen wie Sie ſind: denn ihre Demonſtration der Krankheit dieſes unglücklichen Frauenzimmers enthält ſolchen abſcheulichen Unſinn, als ich Zeit meines ganzen Lebens nicht gehört habe.

H. »Ey! ey! Ihr Genaden! halten Sie mir zu Gnaden hin und wieder! das hat mir noch niemand geſagt. Ich verſtehe meine Sache ſo gut wie einer hin und wieder; aber wer kann denn wider Gottes Willen? vor den Tod kein Kraut gewachſen iſt — heißt es nach dem Proverbia. — Ich habe Ihnen ja doch den ſedem morbus, und, daß es eine Ephemera iſt hin und wieder, deutlich genug beſchrieben;

„und ich denke auch noch mit Gottes „Hülfe, wenn ſich nur erſt die Eryſipelotodes gelegt haben, und die „Rhevmatica, ſo ſoll es mit der Patientin noch immer keine Noth haben „hin und wieder —

J. „Nun! und was haben Sie denn für „Geneſungsmittel angewendet.

H. „Für's erſte habe ich ihr mein Tränkgen gegeben, alle Stunden ein paar „Tröpfgen vorzüglich. —

J. Was iſt denn das für ein Tränkgen?

H. „Das iſt ein univerſal Mittel, das „ich ſelbſt componire hin und wieder, „vorzüglich aus decoctis communis „pro clyſtera, olei olivaris, mellis „ſolutivi, und andern Ingredientizis, „wie mein Recept lautet hin und „wieder.

J. „Ich glaube aber, daß dergleichen univerſal Mittel, gröſtentheils Charlatanerien ſind, Herr Heilemann! Was „haben Sie denn ſonſt noch gebraucht?

H. „Da habe ich wieder einen guten Spiritus aus Salis cathartici amoni,

„der die herrlichſte Cur ausmacht hin „und wieder.

J. „Componiren Sie denn dieſen Spiritum auch ſelber?

H. „Behüte Gott! der iſt aus dem hälliſchen Wayſenhauſe, woher ich jährlich „einen ganzen Kaſten voll Medizin bekomme, vorzüglich hierinnen. —

J. „So! und weiter brauchen Sie nichts?

H. „Ach ja! auch ein ſehr heilſames „Pulver.

J. „Was iſt denn das für ein Pulver? „woraus iſt es denn componirt?

H. „Aus der Rhabarbarae, mit nitri „purificati et tartari vitriolati vermiſcht, ſo hin und wieder.

J. „Es iſt wahr, bey dieſen Mitteln wird „die arme Patientin dem frühen Tod „wohl nicht entgehen.

H. „Das wollen wir nicht hoffen, Ihr „Genaden! mit Gottes Hülfe, und ſo „lange die Symptomata ſo bleiben, „vorzüglich; und der ſubſultus tendinum nur einmal nachläſſet, denk' ich,

„ſoll es keine Noth haben: denn ich
„bin doch ſonſt immer glücklich in mei-
„nen Curen, und habe vielen Leuten,
„wo doch gefährlichere Criſis da waren,
„hin und wieder geholfen.

J. „Vom Leben zum Tode. Das glaube
„ich; und ſo wird es denn wohl auch
„hier werden.

Izt trat der Regiments-Feldſcherer herein, über welchen ſich unſer langſeitiger Bader anfänglich nicht wenig entſezte. Er unterſuchte die Krankheit des Frauenzimmers, und fand, daß ſie ein ziemlich gefährliches Nervenfieber hatte. Die Arzeneymittel des Baders verwarf er gänzlich, dafür aber gab er ihr einige aus ſeiner Feld-Offizin, und wieß den Bader an, wie er künftig mit ihr verfahren, und was für Mittel er zu ihrer Geneſung anwenden ſollte.

Inzwiſchen hatte ſich die Kranke wieder ein wenig erholet, ſo, daß ſie wieder zu reden vermochte: denn vorher hatte ſie nur in einer ſtarken Ohnmacht gelegen; und eben dieſe hatte die Furcht vor ihrem Tode in den Herzen des Baders und der

Wirthsleute hervorgebracht. Ich bat ſie um Vergebung, daß ich mich als ein Unbekannter, ſo gerade zu, in ihr Zimmer gedrängt habe; ſie antwortete mir aber unter Vergießung vieler Thränen:

„Ach! wenn Sie wüſten, mein lieber „Herr! was für eine unglückliche gekränkte Perſon Sie vor ſich haben, „Sie würden erzittern vor meinen „Schickſalen! Sie ſcheinen ein ſo guter „menſchenfreundlicher Herr zu ſeyn! „Gott ſegne Sie dafür! — ich danke „Ihnen für Ihre gütige Theilnehmung „an meinen Leiden! Ach! wär ich nur „im Stande, Ihre Vorſorge für mich „mit etwas mehr, als den Empfindungen meines dankbaren Herzens zu vergelten! Großer Gott! wie ſchlimm iſt „mir doch! — wie ſchwach bin ich! —

J. „Das Reden wird Ihnen wohl ſauer, „meine Liebe! Schonen Sie ſich! ich „will Sie nicht länger in Ihrer Ruhe „ſtören. Schlafen Sie wohl! morgen „früh erlauben Sie mir nur noch, Abſchied von Ihnen zu nehmen! —

„Wenn ich noch lebe, beſter Herr!

antwortete ſie, mit einem neuen Thränenguſſe,

„ſo werd' ich Sie gern bey mir ſehen.
„Sollte aber dieſe Nacht meine lezte
„ſeyn, ſo leben Sie wohl! Gott tröſte
„Sie auch in Ihrer Todesſtunde für
„die Barmherzigkeit, die Sie mir heute
„erwieſen haben! —

Sie reichte mir ihre Hand dar. Es war eine ſchöne, weiße, weiche Hand; aber ſie glühte von Fieberhitze. Ich drückte ſie ihr zärtlich, und verließ dieſes unglückliche Frauenzimmer, mit äußerſt gerührtem Herzen, in Hofnung, den Morgen drauf von ihrem Stande und Schickſalen etwas mehr zu erfahren.

„Aber um Gottes Willen!

ſagte ich zum Wirth, der mir wieder in mein Zimmer leuchtete,

„wie hat er dieſes unglückliche kranke
„Frauenzimmer, das mir von nicht gemeinem
„Stande zu ſeyn ſcheinet, der
„Pfuſcherey eines ſo unwiſſenden Charlatans,
„als dieſer Bader iſt, anver-

„trauen können? giebt es denn gar keinen „ordentlichen Arzt hier in dieser Gegend.

„Ach! du lieber Gott!

erwiederte er,

„es iſt nicht mehr als ein einziger Doktor „hier in der Nähe, und der iſt zum „gröſten Unglück gerade izt ſelber krank. „Muſten wir denn da nicht immer noch „froh ſeyn, daß ſich nur Herr Heilemann, „unſer Bader, über ſie erbarmte? „es iſt doch ſonſt ein ganz geſchickter „Mann; der Bader: denn er kurirt „hier alle Leute, wenn ſie krank ſind.

J. „Deſto ſchlimmer, daß die Obrigkeit „nicht beſſer für das Wohl der Menſchen „ſorgt, und einem ſolchen abſcheulichen „Idioten geſtattet, mit dem Leben „der Unterthanen ſo willkührlich zu „ſchalten, und zu walten. Ich zittre „bey dem Gedanken an ſolche Aerzte.

W. „Ja! das iſt denn wohl wahr, Ihr „Genaden. Aber wenn ein Doktor hier „zu Lande ordentlich was kriegte, ſo

„würde ſich auch wohl einer finden, der ſich unſrer annehmen thäte.

J. „Das iſt eben der Fehler. Seelenärzte werden den Menſchen wohl geſetzt; aber an die leiblichen denkt niemand, ob ſie gleich oft nothwendiger ſind, als jene. — Wie kommt es aber doch, daß jene Frau Amtmannin, die, wie er ſagt, ſich dieſer Fremden ſo treulich annimmt, nicht auch für einen Arzt geſorgt hat?

W. „Ach! ja wohl hat ſie auch das gethan; und ſie verſprach es gewiß, gleich den andern Tag einen Doktor herzuſchicken: denn es iſt gar eine liebe barmherzige Dame. Aber es iſt denn doch keiner gekommen. Ich denke immer, der Doktor wird nicht durch die Preußen durchgekonnt haben, weil Ihre Leute hier in der Gegend ſtehen, und die Preußen gar niemand durchlaſſen, der hieher will.

J. „Wo liegt denn das Wiedeburg, wo die Amtmannin wohnt?

W. „Etwa vier Stunden von hier; und „gleich vor dem Städtgen ſteht der General Hülſen im Lager, und es vergehet kein Tag, wo nicht Scharmützel „vorfallen, zwiſchen den Preußen und „Ihren Leuten. —

Hiermit brach er ab, und gieng von dannen. Ich wünſchte dem Wirth eine angenehme Ruh, und legte mich ſchlafen, weil ich würklich der Ruhe ſehr benöthiget war, und mich, nach dem dieſen Tag gethanen Marſche herzlich darnach ſehnte.

Neunzehntes Kapitel.

Enthält einen ſehr kriegeriſchen Auftritt.

Noch lag ich ſorgloß und ruhig im erſten Mitternachts-Schlummer mit dem ſeligen Bewußtſeyn, daß ich einer Perſon, die gleichſam von Gott und Menſchen verlaſſen zu ſeyn ſchien, vielleicht das Leben gerettet hatte, als mich plözlich ein ſtarkes Getöſe und Rufen von Menſchen erweckte, und zugleich das Geraſſel Lermſchlaſchlagender Trommeln mir in die Ohren ſchallte. Ich ſprang auf; und den Augenblick trat auch ein Dragoner in mein Zimmer, welcher mir die erſte Nachricht brachte, daß das Regiment eben die ſchärfſte Ordre zum Aufbruch erhalten habe. In einer Viertheilſtunde ſaß ich ſchon zu Pferde, und hielt vor der Compagnie, worauf auch der Marſch zur Armee ohne Verzug angetreten wurde.

Der General Hülſen hatte dieſe Nacht die Unſrigen in ihrem Lager überfallen wollen. Aber dieſe hatten ſchon Nachricht davon gehabt, und ſie empfiengen daher den Feind in völliger Schlachtordnung. Es kam zur Aktion; und unſere Leute vermutheten, geſchlagen zu werden, weil ſie ungleich ſchwächer, als die Feinde waren. Da nun der General Campitelli uns, als den ihm zugeſendeten Sukkurs in der Nähe wuſte, ſo ließ er uns ſo gleich Ordre zum Aufbruch geben, um ihm gegen die preußiſche Uebermacht zu Hülfe zu eilen.

Anfänglich marſchirten wir einen ſcharfen Trapp fort, um das Schlachtfeld vor

Anbruch des Tages noch zu erreichen. Schon hörten wir den Donner der Kanonen in den Lüften daher ſchallen; und das Raſſeln des Mußquetenfeuers gieng unaufhörlich fort. Schon dürſtete meine Seele Kampf und Tod, und dieß rauhe Gefühl raubte mir alle andre Empfindungen. Die Welt mit ihren Freuden und Trübſalen ſchwand vor mir dahin wie ein Nebel; alles Gefühl der Sanftmuth erſtumpfte in meiner Bruſt, und ſo verließ mich denn auch das Mitleid, das mich kurz vorher, für die arme, kranke Franzöſin noch ſo ſtark eingenommen hatte, faſt ganz. Mit dieſem verlor ich auch meine Neugierde auf ihre Geſchichte, und bald wuſte ich nicht mehr, ob auſſer den Gegenſtänden des Kriegs, noch etwas intereſſantes für mich in der Welt war.

In dieſer kriegeriſchen Gemüthsſtimmung befand ich mich nun, als wir mit Anbruch des Morgens den Kampfplaz erreichten. Schon war ein Theil unſrer Armee, vom Feinde geſchlagen worden, und der linke Flügel befand ſich ſchon völlig auf der Flucht. Unſer Regiment nebſt noch zwey Küraſſier-Regimentern mußte alſo dem Feinde in die rechte Flanke fallen, um ihm dadurch, zum Vortheil unſres linken Flügels eine Diverſion zu machen.

Wir rückten demnach auf dieſer Seite an, und unſer Regiment wurde kommandirt, in die feindliche Infanterie einzuhauen. Schon ritten wir mit geſchloſſenen Gliedern, im Pulverdampf, wie in einen ſtarken Nebel gehüllt, jedoch anfänglich nur ganz gemachſam, ſo lange bis wir den Feind nahe ins Geſichte bekamen, auf ihn los. Aber die Empfindungen, welche ſich unter dergleichen Umſtänden der menſchlichen Seele bemächtigen, können ſich nur diejenigen vorſtellen, welche jemals in einer der meinigen damals ähnlichen Lage geweſen ſind. Gleichſam im Angeſichte des Todes hat man auch mit nichts, als mit dem Tode zu ſchaffen. Alles ſanfte Gefühl der Menſchheit erſtirbt dann in unſrer Seele, und macht einer gewiſſen Art von Blut- und Morddurſt Raum, die uns gleichſam wider unſern Willen mit ſich fortreißt, und uns ſelbſt gegen unſer Leben gleichgültig macht. Mancher glühet gleichſam, von Mordbegierde; mancher aber tracktiret dieſe fürchterliche Sache, mit einer, oft zum Bewundern, hinreißenden Kaltblütigkeit.

Und ſo mochte ſich denn auch die Gemüthsſtimmung eines alten Dragoners, der neben mir im Gliede ritt, verhalten: denn indem wir ſo ganz langſam im Pulverdampfe dahin ritten, ſagte er ganz gelaſſen zu mir:

„Wollen wir keine Pfeife Toback anbrennen, Herr Oberlieutenant, bis wir „an's Einhauen kommen? der verfluchte Pulverdampf verſezt einem halter „ſonſt faſt den Athem.

Und da ich denn von der Parthie war, zog er ganz gemachſam ſeine Pfeife hervor, ſtopfte ſich ein, ſchlug Feuer an, gab auch mir davon, und ſo dampfte er, mit der ſorgloſeſten Ruhe von der Welt, ſeinen Tobacksrauch heraus, bis wir die Linie der preußiſchen Infanterie, die ſich, unſerer erwartend, in Schlachtordnung geſtellt hatte, vor uns erblickten, und wir nun mit dem Säbel in der Fauſt, unſre

Pferde in Gallop ſezen muſten. Hier nun ſteckte er ganz ruhig ſeine Pfeife wieder ein, und machte ſich zum Morden völlig geſchickt. Ich that ein gleiches, und ſo gieng denn das Mezzeln loß.

Die Feinde empfiengen uns mit aufgepflanzten Bajonets. Je näher wir kamen, deſto mehr wurde man das Hin- und Herwanken ihrer Mußqueten gewahr; ſo zitterten ihre Arme, und ſo mochte die Furcht vor unſern blinkenden Schwerdtern, Entſezen durch ihre Glieder treiben. Aber Gott! — was für eine abſcheuliche, die Menſchheit erſchütternde Scene war es, als wir nun mit unſern Pferden, die Wuth und Rache ſchnaubten, und wiehernd ihre Mähnen empor warfen, in die feſtgeſchloſſenen Glieder der Feinde hinein ſezten! — Hier ſtachen die Bajonets in die Rümpfe der Pferde, welche darnieder ſanken; dort hoben ſie die Reuter aus den Sätteln; hier flogen von Säbelhieben, die Mußqueten klirrend aus einander; dort purzelten Hüte, halbe Köpfe und Arme, im Staub dahin; hier ſtürzten viele todt darnieder; dort wurden andere bleſſirt, von den Füſſen der

Pferde zertreten, und gaben elendiglich ihren Geiſt auf; — hier ſchrie einer um Erbarmen, dort einer um Rache; — hier fluchte einer, dort betete ein anderer, — kurz der Tod ſchien ein Götterfeſt zu feyern, und opferte ſeiner Wuth Menſchen auf Menſchen. Da war kein Anſehen der Perſon und des Standes! Vornehme und Geringe, Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Fromme und Gottloſe, Junge und Alte; — alles muſte ſeiner verheerenden Wuth unterliegen, und ſeinen gräulichen Triumpf über das Menſchengeſchlecht feyern helfen. — Ich war faſt gänzlich von Sinnen, und bey Gott! ich weiß es nicht, wie ich mich durch dieſes entſezliche Mordfeſt mit durchgearbeitet hatte. Alles menſchliche Gefühl ſchwand mir gänzlich dahin; ich ſah' und hörte endlich gar nicht mehr. —

Aber — der Gott des Siegs ſtand auf unſerer Seite. Wir waren ſo glücklich, die feindlichen Glieder zu trennen, und ihre Infanterie gänzlich zum Weichen zu bringen. Gleiches Schickſal hatten auch die Feinde von unſern übrigen Regimentern erlitten. — Kurz, der rechte Flügel wurde völlig von uns geſchlagen; und dieß hatte die Würkung, daß der Feind das Schlachtfeld räumte, und die Flucht ergriff. Wir eroberten das feindliche Lager, in ſo weit ſie es in der Eil nicht hatten abbrechen können, und verfolgten den Feind bis jenſeits Wiedeburg, wo er wieder Stand hielt, und uns von neuen die Spitze bot. Wir fanden aber für gut, dieſſeits Wiedeburg Halte zu machen, und wir ſchlugen ohnweit des Schlachtfeldes unſer Lager auf, völlig zufrieden, einen ſo glorreichen Sieg über die ſo furchtbaren Preußen erfochten zu haben.

Ich für meinen Theil war für dießmal glücklich genug, bey dieſem hitzigen Gefecht nicht nur mit dem Leben, ſondern auch ſo gar ohne Bleſſur davon zu kommen. Nur ein Bajonet traf mich einmal an die rechte Seite, und ſtach mir die Feldbinde entzwey. Aber, nur ein wenig näher, würde mich freylich dieſer Stich völlig durchboret haben. Und auf dieſe Weiſe ſah' ich denn, nicht weit von mir, zu meiner unbeſchreiblichen Betrübniß, meinen braven Freund Polinsky dahin ſtürzen. Ein Bajonetſtoß raubte ihm, in einer Minute, ſein Leben. — Wer Menſchenblut vergießt, des Blut ſoll wieder durch Menſchen vergoſſen werden! — Dieſe Worte der Schrift ließen ſich denn bey dieſem unglücklichen Manne beſſer in Anwendung bringen, als bey weltlichen Obrigkeiten, welche jenen göttlichen Ausſpruch nur brauchen, um ihr ſich angemaaßtes Recht über das Leben und den Tod ihrer Unterthanen daraus herzuleiten. —

Als wir wieder über das von Menſchenblut noch rauchende Schlachtfeld ritten: — großer Gott! — nur ein Barbar hätte dieſen erbarmenswürdigen Anblick mit unbethränten Augen ſehen können. — Welch' ein abſcheuliches Schauſpiel, von der verheerenden Wuth des Kriegs aufgeführt! — hier lagen zur Erde halb zerſtümmelte Todte, deren ſtarres, entſeeltes Auge noch von Wuth und Verzweiflung glühte; — dem einen war der Schädel geſpalten, einem andern der Rumpf zerhauen; — hier war einer mit dem Bajonet durch und durch geſtoßen, und dort waren wieder einem andern, von den Pferden, alle Gebeine zertrümmert worden. — Ueber halb und ganz todten durchſtochenen Pferden hiengen Leichname mit Staub bedeckt, und über und über von Blut beſtrömt. — Viele lagen entſeelt auf einander, unten ein Preuße und oben ein Oeſterreicher, oder umgekehrt, — ein todtes, oder ein verwundetes Pferd, bedeckte manchmal zwey bis drey neben einander liegende Menſchen. — Dorten krümten ſich tödtlich Verwundete, im lezten Schweiße der Todesangſt, auf dem Boden, wie die Würmer herum; — viele fluchten dem Kriege, und den, ihn führenden Monarchen. — Einer jammerte um ſeine Gattin, oder um ſeine Braut; — ein anderer um ſeine Eltern, oder um ſeine Kinder; — manche lagen ohne Arme da, — manche, mit zerfezten Geſichtern, und ohne Naſen; — viele hatten tiefe Wunden im Unterleibe; — manche flehten um ihren Tod; andere ſchrien um Rettung und um Erbarmen. Junge blühende Offiziers fanden ihr Grab auf dieſem entſezlichen Felde; Greiſe und Jünglinge waren hier gemeinſchaftliche Kinder des Todes; — man flehte um

Allmoſen, und rufte die Rache des Ewigen gegen den auf, der ſie verweigerte; — Freunde knieten vor ihren ſterbenden Brüdern, und nahmen Abſchied von ihnen; — manche Thräne wurde hier vergoſſen, und mit dem Blute der Erſchlagenen vermiſcht. Kurz, die Menſchlichkeit erbebte, und das Herz zerſchmolz dem Gefühlloſeſten, bey dieſer abſcheulichen Scene. — Auch ich fand einige meiner Freunde, theils unter den Todten, theils unter den Verwundeten. Ich ſtieg vom Pferde, nahm Abſchied von den lezteren, und verließ dieſes von Blut und Leichen rauchende Feld, mit unbeſchreiblicher Rührung, und mit einem Herzen voll Jammer und Wehmuth über die entſezlichen Schickſale, welchen die arme Menſchheit ſo mannichfaltig unterworfen iſt. Und ſo gieng es auch meinen braven Kapitain, dem Grafen Ladogna. Beſonders konnt' er ſich über den Fall des ehrlichen Polinsky gar nicht zufrieden geben; und wir weihten zuſammen der Aſche dieſes, dem Kriege geopferten Redlichen, noch tauſend bittre Thränen der Liebe und der Freundſchaft.

Nunmehr war die Schlacht zu Ende; die Todten wurden eingeſcharrt, und wir ſchlugen unſer Lager wieder auf, und begannen von den Strapazen dieſes blutigen Morgens ein wenig wieder zu verſchnauben; mich aber traf bald darauf jenes traurigſte Schickſal meines Lebens, welches ich nun meinen Leſern, im folgenden Kapitel erzehlen werde.

Zwanzigſtes Kapitel.

Heute an mir, morgen an Dir.

Es war einige Tage nach der, im vorigen Kapitel beſchriebenen Aktion, als ich mit ungefehr dreyßig Pferden, kommandirt wurde, das feindliche Lager zu recognoſciren, und ſeine Vorpoſten zu allarmiren. Früh um vier Uhr brach ich auf. Als ich dem zwiſchen uns und dem Feinde gelegenen Städtgen Wiedeburg nahe kam, ſah' ich auf der Anhöhe, hinter der Stadt ſchon einige feindliche Huſaren umher ſchwärmen. Ich vermuthete alſo ſchon, daß ſich in dem Orte ſelbſt, Feinde aufhalten möchten. So wenig ich nun in meinen Gedanken irrte, ſo wagte ichs dennoch, hineinzureiten, um vielleicht einige Gefangne wegzukapern.

Nahe an den erſten Häuſern der Stadt hielt eine Feldpoſt, die auf unſre Annäherung ſogleich Reißaus machte. Sogleich darauf hörte ich Lärm in der Stadt ſelbſt, und ſahe viele feindliche Huſaren zerſtreut, nach dem Markte zuſprengen. Ich ließ Feuer auf einige geben, und avanzirte ſo, ohne weiter beunruhiget zu werden, bis auf den Markt, wo ich mich aber auf einmal von einer großen Menge feindlicher Huſaren und Dragoner umringt ſah. Anfänglich ſchoſſen wir tüchtig auf einander loß, und es ſchien, als ob ſich der Feind retiriren wollte. Aber in dem Augenblick ſprengte ſein Befehlshaber mit dem Säbel in der Fauſt hervor, und kommandirte zum Einhauen auf uns. Nun gieng das Gemezele erſt loß. Meine Leute hielten ſich brav; aber ſie muſten endlich der Menge unterliegen: denn wir ſahen uns auf allen Seiten von Feinden umringt. Sie trennten uns völlig von einander, und jeder von uns war faſt genöthiget, ſich allein mit zwey bis drey Feinden herum zu hauen.

So gieng es denn auch mir. Zwey feindliche Huſaren hieben wie die Furien auf mich ein. Ich glaubte aber doch, es mit zweyen wohl noch aufnehmen zu können. Folglich weigerte ich mich, mich zum Gefangenen zu ergeben. Auch wehrt ich mich anfänglich mit ziemlichen Glück, und parirte ihre Hiebe aus. Endlich aber mochte ich doch eine Blöſſe gegeben haben: denn der eine Huſar brachte mir einen entſezlichen Hieb über das Geſicht bey. Er ſpaltete mir den rechten Backen, zerhieb mir die Kinnlade, und brachte mir, im Herabziehen mit dem Säbel, eine ſo tiefe Wunde in die Achſel bey, daß mein Arm baumelte, und mir der Degen aus der Hand fiel. Als dieß geſchah, und ich ſchon um Pardon rufte, hieb mich noch ein handfeſter Rieſe von Dragoner, von hinten zu, dermaaßen über den Kopf hinweg, daß ich im Augenblick ſinnloß und zwiſchen Leben und Tod ſchwebend, vom Pferde herab ſank. Dieſer Säbelhieb hatte mich zwar nicht verwundet, weil der eiſerne Bügel auf meinem Huthe, die Schärfe des Säbels nicht eindringen ließ. Inzwiſchen bekam ich aber doch eine ſo heftige Contuſion davon, daß mein Leben lange zweifelhaft blieb: denn wie ich vom Pferde herab ſtürzte, haſchen die Feinde mein Pferd auf, treiben meine Leute vollends aus der Stadt hinaus, und laſſen mich als einen Todten hülfloß mitten auf dem Markte liegen.

Da ich von meiner Sinnloſigkeit, nach Verlauf einer guten halben Stunde wieder erwachte, befand ich mich im Gaſthofe des Orts, in einem kleinen Zimmer, auf einem Bette, noch unter den Händen eines Wundarztes, der mich eben verbunden hatte, und mir mit trauriger Miene zu erkennen gab, ich möchte mich zum Tode bereiten: denn es ſtehe ſehr gefährlich mit mir. Ich fühlte, bey der kleinſten Bewegung einen ganz unausſprechlichen Schmerz im Kopfe, und die Wunde im Backen erlaubte mir anfänglich ſchlechterdings nicht, ein Wort zu reden.

Eine junge reinliche Frau, welche die Wirthin war, bot mir einige Erfriſchungen an; aber ich konnte nichts zu mir nehmen. Der Wirth ſtand einige Schritte vom Bette, faltete ſeine Hände, und ſagte:

„Ach! der gottloſe Krieg! — Schade um den ſchönen jungen Herrn!

„Er wird bald ausgelitten haben,

ſprach der Wundarzt, und wand vor Angſt ſeine Hände. Ich fühlte, daß ich meinen Verſtand noch hatte; aber mit unglaublicher Mühe bracht' ich die Frage hervor:

„Wo ſind meine Leute?

Hier trat der Wirth zu mir ans Bette, und erzehlte mir: die Preußen hätten meine Dragoner, bis weit unter die Stadt hinaus zurückgejagt; er aber hätte mich, auf Bitten des Amtmanns, weil ſich niemand meiner erbarmt hätte, für todt herein in ſein Haus tragen, und mich durch den Stadt-Wundarzt verbinden laſſen. Hernach wären die Preußen zwar wieder zurück gekommen; wären aber mit verhängten Zügeln durch die Stadt hindurch geſprengt,

ſprengt, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern; und izt ſäh' und hörte man keinen Soldaten mehr hier. —

Ich reichte dem menſchenfreundlichen Manne meine Hand dar, und ſagte, mit ziemlicher Anſtrengung:

„ich danke ihm, lieber Freund!

Er drückte mir ſolche mit Thränen im Auge, und fragte:

„ſoll ich denn etwan den Herrn Magiſter rufen laſſen, Ihr Genaden? — „denn, wenn Sie auch catholiſch ſind, „ſo ſind doch die Catholiſchen auch „Chriſten.

Ich konnte nichts als mit dem Kopfe nicken, und die Worte ſagen:

„Nicht catholiſch!

Sichtbare Freude glühte dem Manne aus den Augen, als er dieß hörte. Er befahl ſeiner Frau an, den Herrn Magiſter rufen zu laſſen: denn es wäre gut — ſezte er hinzu, — daß man ſich durch Gottes Wort zum Tode bereite. —

„Aber vielleicht ſterben Sie noch nicht,
„Ihr Genaden!

wand" er ſich wieder zu mir,

„Gott kann Sie auch wieder geſund
„machen. Wir wollen das Beſte hof-
„fen. — Wenn Sie nur bereit ſind, ſo
„mag es hernach der liebe Gott ſchicken,
„wie er will. —

Er ſuchte ſein Schnupftuch hervor, trat auf die Seite, und trocknete ſich ſeine Thränen. Ich bat um einige Tropfen friſches Waſſers. Er muſte mir ſie beynahe einfüllen.

„Ja! Ihr Genaden!

fuhr er fort,

„der Herr Amtmann war der erſte, der
„heraus kam, und Sie durch mich auf-
„heben, und hieher bringen ließ. Es
„iſt ein rechter braver mitleidiger Mann,
„unſer Herr Amtmann, und auch die
„Frau Amtmannin — dergleichen
„giebts gar nicht mehr, als dieſe Da-
„me iſt. Sie haben das Scharmützel
„oben aus den Fenſtern mit angeſehen;
„und der Herr Amtmann ſagte mir, ich

„ſollte Ihnen ja nichts abgehen laſſen:
„denn er ſtünde für alles, und er woll-
„te Sie auch beſuchen, ſo bald er wü-
„ſte, daß es Ihnen gelegen wäre. Die
„Frau Amtmannin hat auch ſchon
„zweymal ihr Mädchen herüber geſchickt,
„und hat ſich erkundigen laſſen, wie ſich
„Ihr Genaden befänden? und ich habe
„ihr ſagen laſſen, daß Ihr Genaden
„ſich wieder ein wenig erholet hätten. —

Der Wundarzt machte mir wieder einige Umſchläge auf den Kopf, nach welchen mir es nun um ein merkliches beſſer wurde. Ich konnte wieder etwas langſam, und leiſe reden; aber doch war ich nicht im Stande, mich mit dem Kopfe aufzurichten.

„Auf der Achſel,

ſagte der Wundarzt,

„iſt der ſchlimmſte Fleck: denn Sie wer-
„den leicht einen halbſteifen Arm da-
„von tragen, und zum Dienſt untüch-
„tig werden, wenn auch die Contuſion
„am Kopfe zu heben iſt, daß Sie noch
„mit dem Leben davon kommen.

Jzt erſchien auch der Geiſtliche, ein lieber, menſchenfreundlicher Mann, ſchon etwas in die Jahre, aber munter und aufheiternd genug für Leute in ſo trauriger Lage, als worinn ich mich damals befand.

Ich will meine Leſer mit Erzehlung deſſen verſchonen, womit dieſer würdige Geiſtliche, mir meinen vermuthlichen Abſchied aus dieſer Welt zu erleichtern, und mir den Eintritt in die Ewigkeit zu verſüſſen ſuchte. Kurz — ich fand mich durch ſeinen Zuſpruch ungemein geſtärkt, und beruhiget, ſo, daß ich, wie er mich verlaſſen hatte, in einen ſanften Schlummer verfiel, welcher dem Wundarzte viel Hofnung zu meiner Beſſerung machte.

Inzwiſchen war der Abend heran gekommen, als ich erwachte, und nun der Ankunft meines Bedienten entgegen ſah; denn der Wirth hatte gleich einen reitenden Boten, mit der Nachricht, daß ich noch lebe, in unſer Lager zurück geſchickt. Jzt aber führte dieſer Mann ein hübſches junges Mädchen herein, das mir ein Kompliment von dem Herrn Amtmann brachte, und Befehl zu haben vorgab, ſich ſelbſt nach meinem Befinden, bey mir zu erkundigen, und mich zu fragen, wenn es mir gelegen ſey, daß ihre Herrſchaft mir ihren Beſuch abſtatte? Das Mädchen ſchien überaus dreiſt und geſprächig zu ſeyn. Ich ließ ſie neben mein Bette niederſezen, und bezeigte ihr meine warme Erkenntlichkeit gegen die unverdiente zärtliche Vorſorge ihrer Herrſchaft, für mein Befinden.

„Nun wahrhaftig!

ſagte ſie,

„es iſt mir auch recht ſehr lieb, daß ich
„Ihr Genaden viel beſſer antreffe, als
„heute früh, da ich hier ſeyn thate; und
„wahrhaftig, ich werde damit meiner
„Herrſchaft eine rechte große Freude machen,
„wenn ich es ihr erzehlen thun
„werde; voraus der Frau Amtmannin,
„welches gar eine ſcharmante Frau
„iſt — und ſo mitleidig iſt ſie, und
„gutthätig, daß ſie wahrhaftig rechtes
„Mitleiden mit Ihr Genaden hatte, und
„ihr das Weinen näher, als das Lachen
„war, da die beyden Huſaren ſo
„barbariſch auf Ihr Genaden losſäbeln

„thaten. Wenn Ihr Genaden mein „einfältiges Reden hören wollen, ſo „laſſen Sie ſichs nur erzehlen thun: „denn da Ihr Genaden und Ihre Leute „mit den Preußen unter unſern Fenſtern „zuſammen kamen; ſo guckten wir zum „Fenſter hinaus, ich und meine Frau; „und da ſagte ſie mir: ſieh doch einmal, Hannchen, was das vor ein „ſchöner junger Herr Offizier iſt, der „Oeſterreichiſche, in der grünen Montur „mit den goldnen Achſelbändern, der „daher geritten kommt, auf dem großen „ſchwarzen Pferde! — wenn er nur „nicht von den Preußen todt geſchoſſen „wird! — Ach ja! meine Frau Amtmannin! ſagte ich — wahrhaftig „um den wäre Jammer Schade. Es „iſt Sünd' und Schande, daß man im „Kriege ſolche junge ſchöne Leute ſo mir „nichts, dir nichts, ums Leben bringt, „ſagte ich; und ich hatte kaum ausgeredet, ſo kamen die zwey Huſaren auf „Ihr Genaden loß. — Ach! daß „Gott erbarm! ſagte ich, Frau Amtmannin! izt wird es über den ſchönen öſterreichiſchen Offizier hergehen

»thun; und die gute leutſelige Frau
»wurde ganz blaß vor Schrecken. Ach!
»ich weiß nicht, ſagte ſie, warum ich
»dieſem Herrn gleich auf einmal ſo gut
»bin — er hat ſo was edles in ſeiner
»Miene, ſagte ſie, und ſie fieng an zu
»weinen, und faltete die Hände — ich
»glaube, ſie betete gar zum lieben Gott,
»daß er Ihnen kein Leid zufügen laſſen
»ſollte. — Aber das that doch alles
»nichts helfen: denn wie ich ſagte zu
»meiner Frau: der liebe Gott wird ihn
»wohl beſchützen, wenn er ein frommer
»Herr iſt, ſagte ich, — da ſchlug ſie
»die Hände zuſammen, und ſchrie:
»Ach! Herr Gott! — er fällt vom
»Pferde! — und die gute Dame fiel
»faſt in Ohnmacht darüber, und ſank
»zurück auf einen Stuhl, und es brachen
»ihr die puren hellen Thränen aus
»den Augen, da ſie ſagte, er iſt todt! —
»Ach! der arme Herr! — ich weiß
»gar nicht, warum er mich ſo dauert? —
»und da ich denn auch den Mumang
»hinſahe, ſo ſtürzten Sie gleich rücklings
»vom Pferde, und Ihr Kopf war
»voller Blut, und dort lagen Sie, und

»war kein Leben mehr in Ihnen; — »und da ärgerten wir uns nur über die »Barbaren, die Preuſſiſchen Huſaren, »daß ſie ihr Pferd nahmen, und ſich »nicht über Sie erbarmten, und Sie in »Ihrem Blute liegen ließen, und davon »ritten: denn ſie jagten Ihre Leute zum »Thore hinaus; und der eine Huſar — »welches mich ordentlich jammern thate — der ſtieg ab, und nahm Ihnen »die Uhr, und den Geldbeutel aus der »Taſche, und ſezte ſich wieder auf, und »that davon reiten, mir nichts, dir »nichts. — Meine Frau weinte recht »ſehr, und konnte ſich gar nicht zufrieden geben thun über Sie; — hernach »kam aber der Herr Amtmann hinein, »und ſagte: ſiehſt du denn, mein Schaz! »wie ſie den öſterreichiſchen Offizier da »haben liegen laſſen in ſeinem Blute? »und es ſtunden ihm auch Thränen in »Augen, dem guten Herrn: — denn es »iſt eben ſo ein herrlicher Mann, wie »Sie, der Herr Amtmann! und er ließ »gleich Herr Beinbrechern, den Stadt »Schirurgis holen, daß er Sie anſehen und verbinden ſollte, und lief

„hinunter auf den Markt, und faßte „Sie ſelbſt mit an, und half Sie mit „hereintragen in den Gaſthof mit dem „Wirthe. Da er aber wieder kam, ſagte er, ich finde etwas bekanntes an dieſem Offizier — wenn er ſich wieder „erholet, ſo muß ich ihn gleich beſuchen, und da ſoll ich Sie denn nun „fragen thun, wie Ihr Gnaden heiſſen? wenn Sie die Gnade haben wollen, mir dieſes ſagen zu thun! —

Die lange Harangue dieſes zwar ſchwazhaften, aber doch guten Mädchens ließ mir Zeit genug, meine Gedanken völlig zu ſammlen. Ich ſagte ihr, ſie ſolle Ihrer Herrſchaft mein verbindliches Kompliment machen, und ich wäre der Oberlieutenant Arndt von L.ſchen Dragoner-Regimente. Der Beſuch des Herrn Amtmanns würde mir allemal zum Vergnügen gereichen; doch bäte ich mir ſolchen erſt morgen früh aus, weil ich mich izt zum Reden noch allzu ſchwach fühlte, und mich dieſe Nacht erſt ein wenig zu erholen hoffe. Hierauf verließ mich das Mädchen, unter vielen Komplimenten, und Segens-Anwünwünſchungen; und ich fiel bald darauf wieder in einen ſanften Schlaf, aus welchem ich ungefehr um 12 Uhr des Nachts, ziemlich geſtärkt, und munter, wieder erwachte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Eine feyerliche Wiederkennungs-Scene.

Bey meinem Erwachen fand ich unſern Regiments-Feldſcherer, nebſt einigen Mann zu ſeiner Bedeckung, wie auch meinen Bedienten im Zimmer, worüber ich keine geringe Freude empfand. Der erſtere unterſuchte anfänglich meine Wunden, und fand ſie zwar nicht tödtlich, war aber doch der Meinung des Stadt-Chirurgi, daß ich von dem Hiebe in die Achſel leicht eine Lähmung des Arms davon tragen könne. Uebrigens billigte er alles, was dieſer Wundarzt bisher mit mir vorgenommen hatte, und unterrichtete ihn, wie er künftig mit mir verfahren ſolle. Denn erzehlte er mir, daß die Preußen ſich noch weiter zurück gezogen hätten, und daß unſere

ſere ganze Armee morgen oder übermorgen durch Wiedeburg gehen würde; um den Feind zu verfolgen. Meine Kammeraden würden mich bey dieſer Gelegenheit beſuchen, und es würde alsdenn von mir abhangen, ob ich mich hier kuriren, oder in ein Lazareth ſchaffen laſſen wolle?

Noch ehe der Morgen anbrach, gieng der Regiments-Feldſcherer mit ſeiner Bedeckung wieder zurück. Ich aber war vergnügt darüber, daß ich nun vor den Feinden in Sicherheit war, und nicht befürchten muſte, auch als ein Bleſſirter, von ihnen gefangen mit weggeführet zu werden.

Bald darauf brachte mir die Wirthin, nebſt einem ſchönen guten Morgen, von der Frau Amtmannin, eine Kanne delikates Warmbier, welches mir dieſe menſchenfreundliche Dame ſchickte, und mir von dem Wundarzte zu trinken erlaubt worden war.

„Das müſſen doch aber ganz beſonders „gutthätige Leute ſeyn, dieſe Amt„manns!

ſagte ich zur Ueberbringerin, und da mochte ich denn nun wohl die rechte Saite ihres Herzens berühren, denn ſie trat, wie in Begeiſterung ſchwebend hin vor mich, und ſtrömte folgende Lobeserhebung hervor:

„Das ſollt' ich meynen, Ihr Genaden! „daß es gar gutthätige Leute ſind: denn „er iſt ein rechter Menſchenfreund, und „drücket keinen Unterthanen, und redet „mit Jedermann freundlich und höflich, „und iſt gemeine, wie unſer einer. Von „den Armen nimmt er faſt gar nichts, „und ſchicket niemanden den Exequirer „ins Hauß, wie der vorige Herr Amtmann that.„ — Ihres gleichen giebts „nun vollends gar nicht mehr in der „Welt: denn ſie iſt ſchön, wie eine „Fröhlen, und auch ſo gemein, wie „unſer eines. Wenn ſie ſo Sonntags „in die Kirche gehet, oder gehet ſpazieren mit ihrem Manne, ſo möchte man „ihr gleich um den Hals fallen, ſo ſchöne ſieht ſie aus: denn ſie gehet im „Sommer immer in einem weißen Kleide, wie ein Engel; und da grüſſet ſie „jedermann freundlich, und mit allen

»Kindern redt ſie, und hat gar nicht ein »Biſchen Hochmuth, wie ſonſt vornehme Leute, oder wie die vorige Frau »Amtmannin, die mit jemanden gemeines gar nicht reden that. Und was »ſie den Armen für Allmoſen giebt, das »iſt gewiß was vieles. Aber da iſt »auch Gottes Segen dabey: denn die »Unterthanen bringen ihr immer ſo viel »wieder, daß ſie keine Butter und keinen Schinken und kein Sauerkraut »niemals kaufen darf. Kurzum — »und ſingen kann ſie, und auf dem »Klaviere ſpielen, daß die Leute, wenn »ſie in die Amtsſtube gehen, ſtehen bleiben und zuhören, und alle Menſchen »ſprechen, ſie könne es viel beſſer, als »der Herr Kantor, und der Herr Organiſte. Ach! Ihr Genaden! wenn »Sie nur das einmal hören ſollten, oder »Sie ſollten ſie ſehen tanzen — wenn »die Horazioris hier zuſammen gehen, »und einen Ball machen! da iſt die Frau »Amtmannin allemal die erſte, und allemal die ſchönſte und die freundlichſte! »da hab' ich manchmal ſo zugeſehen, »daß es ihr gar nichts drum iſt, wenn

„die andern es nicht ſo treffen können, „wie ſie. — Kurzum ihres gleichen findet man in der ganzen Welt nicht „mehr! man möchte ihr allemal zu Fußfällen thun, wenn man ſie ſieht, ſo „gut iſt man ihr, und man kann gar „nicht wieder von ihr wegkommen, wenn „man einmal bey ihr iſt. —

Ich weiß nicht, ob meine Leſer aus dieſem wirklich ſehr treuen Gemälde eines der vortreflichſten Frauenzimmer, das Original deſſelben ſo åhnden werden, als es ſchon vor meiner Seele zu ſchweben begann, da ich die, von der Wirthin gerühmten Eigenſchaften deſſelben, Zug vor Zug, entfaltete. Schon war ich im Begriff, nach dem Namen des Amtmanns zu fragen, eine Sache, von welcher ich nicht begreifen konnte, daß ſie mir nicht eher eingefallen war. Aber dieſe gute Frau war hinaus gegangen. Niemand befand ſich bey mir im Zimmer, als mein Bedienter. Mit dem Gedanken, die Wiederkunft der Wirthin zu erwarten, legte ich mich alſo auf die Seite, ſo, daß ich alles ſehen konnte, was durch die Thür aus und eingieng.

Und jetzt — nach Verfluß einer kleinen halben Stunde — that ſich die Thür auf, und es traten herein — ein Herr, und eine Dame — bey deren Anblick ich vor Schrecken und Freude faſt in Ohnmacht ſank. — Es war der Amtmann mit ſeiner Gattinn; und in ihnen erkannte ich auf den erſten Blick — werden es meine Leſer errathen? — ich erkannte — meinen alten redlichen Freund **Arnold**, und ſie — die göttliche **Amalia**, von welcher man ſo lange nichts in meiner Geſchichte gehöret hat.

»Großer Gott! —

ſchrie ich auf,

»mein **Arnold**! meine **Amalia**! mei-
»ne Buſenfreunde! — ſind Sie es? —
»Ach! des Wonnegenuſſes, euch wieder
»zu ſehen!

Mit dieſen Worten ſchwand meine Sprache dahin; — Freude rührt heftiger, als Schmerz; — ich verlor faſt meine Sinnen; nur meine Hände ſtreckte ich unwillkührlich nach meinen Freunden aus, wovon Arnold die eine, und Amalia die andere ergriff. —

„Willkommen an meinem Herzen, armer
„unglücklicher Freund!

ſagte der edle Arnold, indem er meine Hand an ſeinen Buſen drückte, und mir meine Stirn küßte.

„Gott ſey gedankt, daß Sie noch le-
„ben!

fügte die vortrefliche Amalia hinzu, meine Hand zu ihrem Munde führend.

„Ach! Ihr Tod hätte mir meine Ruhe
„gekoſtet! — kennen Sie mich denn
„noch, lieber Arndt? ſehen Sie in mir
„noch jene gekränkte Amalia, die das
„Glück ihrer Liebe, Ihnen zu danken
„hat? finden Sie denn in mir Ihre al-
„te, dankbare Freundin noch? —

„Göttliches Weib! —

antwortete ich,

„wie ſollt' ich Sie denn verkennen? —
„ich kannte Sie an den Zügen der Men-
„ſchenliebe, die Sie mir erwieſen, ehe
„ich wuſte, wer Sie waren! glücklicher

„Tag meines Lebens, euch wieder zu ſe-
„hen, ihr Edlen! — Ja! Amalia! —
„Sie ſind noch jene große erhabne See-
„le, die ich anbetete — jene namenloſe
„Schönheit, die ich bewunderte! — O!
„des Wonnegedanken, Sie vor meinem
„Tode noch einmal zu ſehen! —

Und würklich — Amalia war in der langen Zeit, während welcher ich ſie nicht geſehen hatte, beynahe noch reizender geworden, als vormals. Ihre Geſtalt war göttliche Majeſtät — ihr Angeſicht ein Silberſtern — ihre Wange ein Roſengefild — ihr Auge der Ausdruck des Ideals weiblicher Größe, und aller menſchlichen Tugenden. —

„So viel wuſte ich wohl,

ſagte Arnold,

„daß Sie Soldat waren. Aber wer
„hätte ſich das jemals träumen laſſen,
„daß Sie das traurigſte Schickſal des
„Kriegs hier unter meinen Fenſtern hät-
„ten leiden ſollen, und daß mich die
„Vorſehung dazu erwählt hatte, Ih-
„nen die erſte Hülfe der Rettung zu lei-

„ſten! — Gott ſey Dank, der mir „meine Bemühung einigermaaßen hat „gelingen laſſen! nun ſollen Sie nicht „wieder aus meinem Hauſe kommen, „bis Sie völlig wieder hergeſtellet ſind.

„Ach! mein lieber Arndt!

fügte Amalia hinzu,

„Sie müſſen ſich hinüber zu uns ſchaffen laſſen! Die Pflicht, Ihnen die „Dienſte zu vergelten, die Sie mir erwieſen haben, laſſe ich mir von niemanden nehmen. Ich will Sie pflegen, wie eine Mutter, und Ihnen zeigen, daß ich nicht nur mit Worten, „ſondern mit der That Ihre Freundin „bin.

„Ihr ſeyd vom Engelgeſchlechte!

antwortete ich beyden,

„denn eures gleichen hat die Welt wenig aufzuweiſen. Aber — ich werde „euch beſchwerlich fallen; meine Krankheit kann ſich in die Länge verziehen.

„Je länger wir Sie bey uns haben, „lieber Arndt!

ſagte Arnold,

„deſto lieber wird es uns ſeyn; und „ich möchte um deswillen faſt wünſchen, „daß ſich Ihre Krankheit noch verlängern möchte, wenn dieſer Wunſch nicht „gar zu eigennützig wäre.

Beyde ſezten ſich dann mir zur Seite an das Bette, und erzehlten mir eins und das andere von ihrer Familie, und von dem Mildenfelßiſchen Hauſe. Amaliens Vater, der alte Amtmann Wonne war ſchon vor einigen Jahren verſtorben. Bey ſeinen Lebzeiten noch hatte ſeine unwürdige Gattin einige tauſend Thaler von einem alten Anverwandten geerbt. Da ſie der Kizel des alten Adels noch immer zu plagen nicht aufgehört hatte, ſo heyrathet ſie, nach dem Tode ihres Mannes, einen lüderlichen jungen Edelmann, der ihr Vermögen durchbrachte, und ſie alsdenn ſo lange marterte und quälte, bis ſie ihre hochadeliche Seele ausbließ.

Der Baron Mildenfelß hingegen lebte eben ſo glücklich mit ſeiner Gattin, als ſeine Schweſtern Thereſe und Antoinette mit ihren Männern.

Mein Freund Arnold war noch zu Lebzeiten ſeines Schwiegervaters Amtmann in Wiedeburg geworden, wo er an der Seite ſeiner vortreflichen Gattin zeither eine ununterbrochene Glückſeligkeit genoſſen hatte.

Das traurige Schickſal der verewigten Maximiliane wuſten ſie zwar auch ſchon. Aber doch war ihnen die eigentliche Art ihres Todes noch nicht ſo genau bekannt, als ich ſie ihnen izt zu ihrer nicht geringen Verwunderung erzehlte.

Nachdem wir uns nun, ſo weit es bey meinen kränklichen Umſtänden möglich war, ſatt miteinander geplaudert hatten, verließ mich dieſes liebenswürdige Ehepaar wieder, unter der Verabredung, daß ich dieſen Tag noch zu ihnen ins Amthaus gebracht werden ſolle, wozu denn auch Amalia ſogleich die nöthigen Vorbereitungen zu machen verſicherte.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas für fühlbare, theilnehmende Herzen.

Mancherley Betrachtungen, angenehme, und unangenehme ſtiegen in meiner Seele auf, als mich mein Freund Arnold, und ſeine vortrefliche Amalia wieder verlaſſen hatten. Natürlich führten mich die unvergleichlichen Eigenſchaften dieſes edlen Weibes auch auf die Glückſeligkeit ſolcher Ehen, als der Himmel dieſen beyden Leuten gleichſam beſtimmt zu haben ſchien. O! dachte ich dann, was für ein elyſiſches Leben gewähret uns doch der Eheſtand, wenn eine Frau, wie Amalia, an der Seite eines Mannes, wie Arnold, dahin gehet! — ſollte dieß Leben nicht ſchon Vorgefühl himmliſcher Seligkeiten ſeyn? — Ach! glücklicher Arnold! — glückliche Amalia! — wie beneidenswerth iſt eure Lage! — nur warme, von gewinnſüchtigen Abſichten entfernte Liebe, ſtiftete eure Verbindung; was Wunder, daß ſie das Ideal menſchlicher Glückſeligkeit an euch realiſirte? — Aber, wie unglücklich bin auch ich dagegen! — ſo wendete ſchnell ſich die Gedankenreihe meiner Seele; — wie beklagenswerth! — ein Ball des eigenſinnigen Schickſals — von ſeinen Launen in der Welt umhergeworfen — hab' ich auch nicht die entfernteſte Hofnung, jemals zu dem Beſiz eines ſo paradieſiſchen Lebens zu gelangen. Ach! — und fehlt es mir denn etwa an den Eigenſchaften, ein liebenswürdiges Weib glücklich zu machen? — war ich nicht von jeher dem ſchönen Geſchlecht angenehm? — aber — meine Thorheiten haben mich um dieſen Himmel gebracht. Da liege ich nun krank und elend! — ich werde vielleicht ein Krüpel — untüchtig zum Kriegsdienſt; — und was will ich dann anfangen in der Welt? worauf will ich die Glückſeligkeit der Ehe gründen, wenn ich ſie ja noch zu hoffen hätte? — Ach! ich werde als ein Bettler in der Welt umher laufen müſſen — meine Freunde werden mich als einen Müſſiggänger verachten: denn wozu wird man mich in der Welt wohl noch brauchen können? —

Unter dergleichen ſchwermüthigen Betrachtungen brachte ich den groſſen Theil des Tages zu. Gegen Abend beſuchten mich Arnold und Amalia abermals; und dem Umgange dieſer liebenswürdigen Menſchen hatte ich es zu danken, daß ſich meine Seele wieder ein wenig aufheiterte.

Da ich noch zu ſchwach war, um auſſer dem Bette auſdauern, und mich ſo in das Amthaus ſchaffen laſſen zu können, ſo mußte ich mich noch einige Tage im Wirthshauſe aufhalten. Inzwiſchen gieng unſre ganze Armee durch Wiedeburg, um den General Hülſen zu verfolgen, der ſich einige Meilen weit zurück gezogen hatte. Meine Freunde und Kammeraden; mein liebenswürdiger Kapitain, der Graf Ladogna, ſelbſt der General, welcher des Mittags bey Arnolden ſpeiſte, und ſich in Amalien beynahe verliebt hatte, und viele andere Staabsoffiziers beſuchten mich. Auch erhielt ich Erlaubniß, mich hier in Wiedeburg völlig kuriren zu laſſen, und ſo lange hier zu bleiben, als bis dieſe Gegend nicht wieder von den Preußen eingenommen würde.

Nach einigen Tagen legte ſich denn nun auch der Schmerz meiner Kontuſion am Kopfe in ſo weit wieder, daß ich auſſer dem Bette aufdauern, und mich ins Amthaus ſchaffen laſſen konnte. Die Lebensgefahr war nun bey mir vorüber, ungeachtet ich noch oft mit heftigen Anfällen vom Wundfieber kämpfen muſte. Ich hatte einen geſchickten Wundarzt an dem Herrn Beinbrecher; und durch die Pflege, die ich von Amaliens mütterlicher Vorſorge genoß, fieng ich an, mich ziemlich gut wieder zu erholen, und meine Lage etwas erträglicher zu finden, als ſie in der That war.

So ſaß ich denn einsmals mit Amalien, die mir manche Stunde zu meinem Zeitvertreibe widmete, in ihrem Zimmer, und erzehlte ihr einige von meinen Abentheuern, die ich auf meinen Wanderungen in der Welt gehabt hatte, als Hannchen ihr Mädchen herein trat, und ihr etwas ins Ohr flüſterte; Amalie ſtand auf und ſagte zu mir:

„Sie erlauben, lieber Arndt! daß ich „hier eine ſehr unglückliche Perſon ſpre-

„che, die das Mitleiden jeder Menſchen-
„ſeele verdient!

Denn öfnete ſie die Thür, und rief einem draußen ſtehenden Frauenzimmer zu:

„Kommen Sie doch herein, Madam!
„warum gehen Sie denn nicht gerade
„zu, bey ihrer Freundin?

Jezt trat die Fremde herein; — zu meiner nicht geringen Ueberraſchung, erkannte ich ſie ſogleich für die junge Franzöſin, die ich, wie meine Leſer ſchon wiſſen, auf dem Marſche, krank in dem Wirthshauſe zu Frohleben verließ. Gewiſſermaaßen erſchreckte mich ihre Erſcheinung: denn mein Gewiſſen warf mir eine unverzeihliche Nachläßigkeit vor, daß ich bey meinem eigenen Unglück, dieſe bedaurenswürdige Perſon ſo ganz vergeſſen, und Amalien ihre unbehagliche Lage im Wirthshauſe nicht hinterbracht hatte. Ihr Anblick drang mir wie ein ſchneidendes Schwerd, durch die Seele. Vor Schaam darüber ſchlug ich die Augen ganz nieder, und wünſchte mir, in dieſem Augenblicke, weit von ihr entfernt zu ſeyn. —

Wenn ich meinen Leſern ein treues Gemälde menſchlichen Elendes zeichnen wollte; ſo dürfte ich ihnen nur dieſes unglückliche Frauenzimmer in ihrer damaligen Lage vorführen. Blaß und abgezehrt, wie aus dem Sarge empor gerichtet, ſchwankte ſie nur daher, und zitterte an allen Gliedmaßen. Kummer, Mangel und Verzweiflung verkündigte jeder Zug, ihres ſonſt regelmäßigen jugendlichen Geſichts. In Thränen ſchwammen ihre ſonſt ſchönen, großen, ſchwarzen Augen. Ihr Blick ſchien die Summe ihres Elends zu umfaſſen. Ihre Kleidung war äußerſt elend, ſchmuzig, und zum Theil zerriſſen. Man konnte ſie nicht anſehen, ohne daß einem das Herz brach; und eigenes Unglück vergaß man gern, wenn man das ihrige, über ihre ganze Perſon verbreitet ſah. —

„O! Emilie!

rufte die Amtmannin aus:

„in was für einer Geſtalt erſcheinen Sie
„mir?

Das unglückliche Frauenzimmer blieb von fern ſtehen, und konnte vor Weinen anfänglich keine Sylbe hervorbringen. Amalia aber trat auf ſie zu, faßte liebreich ihre Hand, und ſagte:

> „ſetzen Sie ſich nieder, liebe Freundin!
> „trocknen Sie Ihre Zähren und erzeh-
> „len Sie mir die neuen Leiden, die Sie
> „vielleicht betroffen haben! Sie wiſſen
> „ja, daß ich meine Ohren den Klagen
> „der Unglücklichen nicht verſchließe! —

Emilie blickte mich ſchüchtern an; aber ſie kannte mich nicht: denn die Hälfte meines Geſichts war noch mit einem groſſen Pflaſter bedeckt, und zu dem hatte ſie mich nur Abends geſehen, krank, und in der Fieber-Hitze; — war es wohl wahrſcheinlich, daß ſie mich hier bey ihrer Beſchützerin vermuthen ſollte? — Die Amtmannin aber, als ſie ihre Verlegenheit über mich merkte, ſprach zu ihr:

> „Dieſer Herr iſt ein genauer Freund von
> „uns! Sie können ſich mir, in ſeiner
> „Gegenwart, völlig ohne Scheu ent-
> „decken!

Noch befand ich zur Zeit es nicht für gut, mich Emilien zu erkennen zu geben, weil ich befürchtete, ihrer Delikateſſe dadurch zu nahe zu treten.

„Ach! meine edle großmüthige Beſchü„zerin!

verſezte die Unglückliche, ſich an Amalien wendend,

„meine Leiden haben ſich noch um ein „großes vermehrt, ſeitdem ich Sie nicht „geſehen habe. Aber ich werde ſie tra„gen — mit Ergebung in den Willen „Gottes, der ſie über mich ergehen ließ. „Nur eine kleine Bitte habe ich noch an „ihre Großmuth, eine Bitte, deren „Kühnheit nur meine Armuth, und die „unausſprechliche Güte, die Sie mir „ſchon erwieſen haben, rechtfertigen „kann. —

Der Strom ihrer Thränen verdoppelte ſich; — ſie ſchluchzete; — die Worte erſtarben ihr auf der Zunge. —

„Fahren Sie fort, meine Beſte!

ſagte Amalia

„ich bitte Sie, verſchweigen Sie mir „nichts: womit kann ich Ihnen die„nen? —

Emilie holte einige tiefe Seufzer — ſuchte ſich zu faſſen, und fuhr alſo fort:

„ſeitdem Sie mich in Frohleben wieder verließen, verſchlimmerte ſich meine Krankheit von Tage zu Tage. Ihr Arzt kam nicht. Vermuthlich ließen ihn die Preußen nicht durch. —

„So war es, meine Liebe!

fiel hier Amalia ein,

„an meiner Bemühung hat es nicht gefehlt. Er war ſchon ein paar mal auf dem Wege.

„Das war von ihrer Güte zu erwarten;

fuhr jene fort,

„inzwiſchen hatte ich doch das Unglück, in die Hände eines ungeſchickten Dorfarztes zu fallen, der mich ohne Zweifel dem Tode bald überliefert haben würde; hätte ſich nicht ein menſchenfreundlicher Offizier von einem öſterreichiſchen Dragoner-Regimente, das auf dem Marſche eine Nacht in Frohleben blieb, über mich erbarmet, und

„mir durch ſeinen Regimentsarzt kräftigere Arzeneymittel geben laſſen. — „Gott belohne ihm dieſe edle Handlung! „— ſein Regiment gieng zur Armee; „wer weiß, hat er nicht in der lezten „Schlacht, für ſeine Großmuth, den „Tod gefunden? — aber er wird und „muß dann ſelig geſtorben ſeyn! denn „ſeine Edelmuth muß ihn dem Thron „Gottes nahe bringen. —

Wie weh' mir's um's Herz ward bey dieſer Erzehlung, kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man ſich in meine Lage verſezt. Ich konnte mich nicht der Thränen enthalten, und ich hatte zu thun genug, den Ausbruch meiner Empfindungen zu hemmen, und an mich zu halten, daß ich mich Emilien nicht zu erkennen gab. Inzwiſchen verfolgte ſie ihre Erzehlung mit dieſen Worten:

„Dieſer unerwarteten Hülfe und meiner „eiſenfeſten Natur hab' ich's zu danken, „daß mir die Vorſehung mein Leben noch „friſtete, und ich mich wieder ein wenig „erholte, obgleich nur zur Verdoppelung meiner Leiden, und zur Vermeh-

„rung meines Unglücks: denn, als ich „mich eben geſchickt machte, meinen „treuloſen Geliebten aufzuſuchen, hörte „ich aus dem Munde eines Reiſenden „von Stande, daß er Bräutigam mit „der einzigen Tochter eines ſehr reichen „Ritterguts-Beſitzers, ſeines Nachbarn ſey. Der Fremde, welcher bey „dieſem Herrn Sekretair zu ſeyn, vorgab, rühmte mir die Achtung, welche „ſich mein Geliebter, durch ſeine Tugenden, und durch ſeine Vorſorge für ſeine armen Geſchwiſter, bey jedermann „erworben habe. Bloß um dieſer ſeiner Verdienſte willen — ſagte der „Fremde — gebe ihm Herr **Blume**, „ſo heißt der Vater ſeiner Braut, ſeine „einzige Tochter, und er hoffe ſie dadurch glücklich zu machen. — Dieſe „Nachricht beſtürzte mich zwar anfänglich nicht wenig; aber denn machte ſie „einen Vorſaz in meinem Herzen rege, „den ich auch nun auszuführen, angefangen habe. — Dein Geliebter iſt „dir zwar untreu, — dachte ich — „aber er iſt doch, in andern Handlungen, edel und großmüthig. Sollſt

„du ihn durch deine Anſprüche auf ſei„ne Hand, ſeiner Glückſeligkeit berau„ben? — wirſt du ihn nicht um Reich„thum und Ehre bringen, und ihn vor „der ganzen Welt beſchimpfen — ſei„nen ganzen Ruhm zernichten — und „mit ihm auch ſeine ganze Familie ins „Elend ſtürzen, ſo bald du dich ihm als „eine Bettlerin aufdringeſt, und ſeine „niederträchtige Handlung an dir der „Welt offenbareſt? — Nein! dazu „denkt **Emilie** noch zu groß, ob ſie „gleich izt in Lumpen einher gehet! — „ich will ihm verzeihen — ſo reifte „mein Vorſaz; — ich will wieder um„kehren in mein Vaterland — will „mein Kind der Vorſorge unſres großen „Königes anvertrauen, und mich in „dem Zufluchtsorte der Elenden, dem „Kloſter, Gott, und der Religion al„lein weihen — Sehen Sie, Frau „Amtmannin! — nun auch mich im „Begriff, dieſen Plan auszuführen! — „Ich bitte Sie um nichts weiter, als „um einige Kleidungs-Stücke — „denn mein Brod will ich auf der Rei„ſe von guten Menſchen erbitten —

„und um die Güte, meine Geſchichte,
„vor der Welt geheim zu halten.

Welche Entdeckungen! — wie überraſchend — wie unerwartet kamen ſie mir! — Kaum konnte ich mich zurück halten, daß ich mich dieſem unglücklichen Frauenzimmer nicht zu erkennen gab, und ihr meine Bekanntſchaft mit ihrem treuloſen Geliebten, welchen ſie noch mit ſo beyſpielloſer Großmuth behandelte, nicht augenblicklich entdeckte. Arme Adelaide! — dachte ich — du wußteſt es wohl, daß du einem Niederträchtigen aufgeopfert werden ſollſt! — und wer weiß — iſt dieſes grauſame Opfer nicht ſchon vollbracht? — ich zitterte vor Adelaiden und vor Emilien; doch ſchwieg ich izt noch ſtill, weil die Amtmannin das Wort nahm, und zu Emilien ſagte:

„Edles, großmüthiges Weib! Ihre vor-
„treflichen Eigenſchaften hab' ich zwar
„immer bewundert; aber Ihr iziges
„Unternehmen reiſſet mich zum Erſtau-
„nen hin. Ihre Bitte wär' Ihnen den
„Augenblick gewährt, wenn ich es nicht

„für meine Pflicht hielte, noch eifriger „für die Verbeſſerung Ihrer Glücksum„ſtände zu ſorgen. Nein! Sie wollen „dem treuloſen Hannsheim zu viel „aufopfern; er muß ſich doch wenig„ſtens ſeines Kindes erbarmen. Laſſen „Sie uns die Sache erſt noch reiflicher „überlegen! Sie bleiben inzwiſchen bey „mir, und rechnen auf die Unterſtü„tzung, die ich Ihnen als Freundin „ſchuldig bin. Hier! dieſer Herr iſt in „dem Hauſe des Herrn Blume, deſſen „Tochter Ihre Nebenbuhlerin iſt, ſehr „wohl bekannt; vielleicht kann er uns „Mittel angeben, Ihrer Sache eine gün„ſtige Wendung zu geben, ohne daß „wir Ihrer Edelmuth dabey zu nahe „treten.

„Ja! unglückliche Frau!

fiel ich hier ein,

„dieſe Mittel ſollen mir nicht ſchwer wer„den: denn ich kenne nicht nur den „Herrn Blume, ſondern auch Ihren „untreuen Geliebten ſehr gut. Iſt die „Verbindung noch nicht geſchloſſen, ſo „ſoll Ihnen Recht wiederfahren, ohne

„daß die Ehre des Herrn von Hannsheim
„dabey in Gefahr kommt. Mit
„deſto größerem Vergnügen will ich dieſe
„Vermittelung übernehmen; da ich
„eben derſelbe Offizier bin, der das
„Glück hatte, Ihnen in Frohleben jenen
„kleinen Dienſt zu erweiſen, den Sie
„vorhin ſo ſehr zu rühmen die Güte
„hatten.“ —

Wie ſehr Emilie über dieſe meine Worte erſtaunte, läßt ſich leichter denken, als ſchreiben.

„Gott, im Himmel!

ſchrie ſie auf,

„iſts möglich? — ſind Sie dieſer edle
„Menſchenfreund, der mir das Leben
„erhielt? Ach! laſſen Sie meine Dankbarkeit
„in meinen Thränen ausfließen!
„— wie unwürdig bin ich doch
„der Güte ſo liebenswürdiger Menſchen!
„—

Hier faßte ſie im Taumel ihrer Ekſtaſe meine Hände, führte ſie ſchnell zu ihrem Munde, und ließ einige Thränen darauf fallen.

„Wie ich aber ſehe,

ſezte ſie hinzu,

„ſind Sie bald nach Ihrer edlen Hand-
„lung an mir ſchwer verwundet wor-
„den. Gott ſey Dank! daß er Ihr
„theures Leben erhielt! — An meinem
„Gebete ſoll es nicht liegen, wenn Sie
„nicht bald — bald — wieder ge-
„neſen.

„Auch an meiner Bemühung ſoll es
„nicht fehlen,

verſezte ich,

„wenn Sie nicht bald wieder glücklich
„werden. Haben Sie Geduld, und
„überlaſſen Sie ſich der Leitung meiner
„Freundin, dieſer vortreflichen Dame
„hier, welche zum Wohlthun, und zum
„Glück der Menſchheit von der Vorſe-
„hung beſtimmt zu ſeyn ſcheinet!

Die unglückliche Emilie ließ ſich endlich unſre Vorſchläge gefallen, und verſprach, ſo lange bey uns zu bleiben, bis ihr Schickſal eine günſtigere Wendung genommen habe. Die edelmüthige Amtmannin verſahe ſie mit anſtändiger Kleidung, und gab ſich alle mögliche Mühe, den Gram, der an ihrem Herzen nagte, zu verſcheuchen. Auch mißlang ihr dieſe Bemühung nicht ganz. Emilie wurde täglich heiterer, und mit der Beruhigung ihrer Seele fand ſich auch der Glanz ihrer Reize wieder ein: denn ſie war eine lange, ſchlanke Brünette, und hatte das ein und zwanzigſte Jahr ihres Alters noch nicht erreichet.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Ein lehrreiches Beyſpiel der Verführung.

Ich brauche den Leſer wohl nicht erſt daran zu erinnern, daß das unglückliche Frauenzimmer, von welchem ich im vorigen Kapitel geſprochen habe, niemand anders war, als jene Emilie Raincourt, von der Adelaide einen Brief beym Herrn von Hannsheim fand, als dieſer Herr die Treuloſigkeit begieng, ihr ſein Herz und ſeine Hand anzutragen.

Auf ihre Geſchichte war ich alſo deſto neugieriger, je weniger ich es mit dem ſo ſehr geprieſenen Karakter des Herrn von Hannsheim vereinbaren konnte, daß er ſie bloß aus Untreue, und ohne andere Veranlaſſung verlaſſen haben ſollte. Da ſie mich nun, nach dem, was ich für ſie zu thun vermochte, unter ihre Freunde rechnen durfte, ſo fand ſie kein Bedenken, mir ihre Begebenheiten zu erzehlen, und ſie that es mit folgenden Worten:

„Mein Vater **Jean Raincourt** war „ein angeſehener Kaufmann zu Toulouſe, und ich bin das jüngſte von „zehen Kindern, die er mit meiner ſehr „rechtſchaffenen Mutter erzeugte. Olinde le Blanche, meines Vaters „Schweſter, war an einen franzöſiſchen „Kaufmann verheyrathet, der ſein Vaterland verlaſſen, und ſich zur franzöſiſchen Kolonie nach Leipzig begeben „hatte. Dieſe meine Tante nahm mich „in meiner Kindheit zu ſich, und bis „ins 14te Jahr meines Alters ward „ich von ihr erzogen; daher ich denn „auch in Leipzig die teutſche Sprache

„zu lernen Gelegenheit fand. Um dieſe „Zeit aber ſtarb meine Tante; und weil „Herr le Blanche ſich wieder verhey„rathete, ſo hörte ſeine Verbindung mit „meinem Vater gewiſſermaaßen auf, und „die Folge davon war keine andere, als „daß ich wieder zurück nach Toulouſe „geſchickt wurde.

„Drey Jahr lang lebte ich hier bey „meinen Eltern ganz vergnügt, aber izt „wiederfuhr meinem Vater das Unglück, „daß ſeine Handlung durch den Ban„querout eines ſeiner Freunde in Mar„ſeille, über den Haufen geworfen „wurde. Er machte ebenfalls Banque„rout, und verfiel in die bitterſte Ar„muth. Sein baldiger Tod war die „traurige Folge dieſes unglücklichen „Vorfalls. Meine Mutter rettete noch „einige Trümmer von ihrem eigenen „Vermögen, und zog damit nach Pa„ris, wo ſie einen kleinen Handel mit „Galanterie-Waare anfieng.

„Meine übrigen Geſchwiſter waren „zwar alle verſorgt; aber die Brüder

„beſan-

„befanden ſich mehrentheils auſſer Landes, und die Schweſtern waren eben nicht ſo reich verheyrathet, daß ſie meiner Mutter viel Unterſtützung hätten leiſten können. Ich aber blieb bey ihr, und da ich die Geſchicklichkeit beſaß, Galanterie-Waaren zu fertigen, ſo war ich im Stande, ihr viele Dienſte zu leiſten.

„Bey unſerm Geſchäfte, und in einer ſo galanten Stadt, wie **Paris** iſt, — wie konnt' es mir da an Liebhabern mangeln? ich beſaß einige körperliche Reize, wie hätte ich unbemerkt bleiben können? — Dennoch ſchmiegte ſich mein Herz an keinen der ſüßen galanten Herren an, die um meine Gunſt buhlten. Ich hatte gute Grundſätze, und liebte die Tugend. Was alſo darauf abzuzwecken ſchien, meiner jungfräulichen Würde zu ſchaden, das vermied ich ſorgfältig; und ich hütete mich, auf Liebeshändel mich einzulaſſen, bey welchen nichts ernſtliches zum Grunde lag.

„So ruhig unter meinen Geſchäften hinlebend, ſah' ich einsmals einen jungen Herrn, bey unſerm Laden vorüber gehen, deſſen Figur augenblicklich einen unbeſchreiblich ſtarken Eindruck auf mich machte. Im Vorbeygehen blieb auch er einige Minuten ſtehen, und ſeine Blicke faßten mich durch und durch. Ich trat zurück; er hingegen kam auf mich zu, trat herein in unſern Laden, und fragte nach genähten Manſchetten. Ich zeigte ihm dergleichen vor; er ſahe ſie an, ſchien in der Wahl nicht einig werden zu können, und nuzte dieſe Zwiſchenzeit, unterſchiedenes mit mir zu ſprechen, was zwar an und für ſich ſelbſt ziemlich gleichgültig war, bey mir aber einen Eindruck zurück ließ, den ich noch nie für eine Mannsperſon empfunden hatte.

„Noch denſelben Tag kam er wieder, und kaufte noch unterſchiedene andere Galanterie-Waaren, bey deren Ausſuchung er ſich wohl an die zwey Stunden aufhielt. Da ich nun aus ſeiner Sprache, und aus ſeinem ganzen Betragen ſehr leicht ſchließen konnte, daß er kein Franzoſe von Geburt war; ſo nannte ich ihm einige Waaren mit teutſchen Namen, und gab ihm dadurch zu erkennen, daß ich die teutſche Sprache verſtehe. Er erſtaunte, ſah mich mit großen Augen an, und ſagte auf teutſch zu mir:

»Wie artig überraſchen Sie mich, ſchönes Mädchen! — Sie ſind meine Landsmännin, oder — wenigſtens iſt Ihnen mein Vaterland nicht fremd. —

„Das leztere;

antwortete ich,

»ich bin in Teutſchland erzogen.

»Mit unbeſchreiblichem Vergnügen ſchien er dieß von mir zu vernehmen, und eben ſo angenehm war mir es nun auch zu hören, daß er ein Teutſcher war. Er ſagte mir, daß er von Hannsheim heiße, und ſich izt mit einem jungen Grafen, ſeinem Freunde hier in Paris auf Reiſen befinde.

„Dieſe halbe Landsmannſchaft trug nicht wenig dazu bey, uns genauer miteinander bekannt zu machen, und eine Liebe in unſern Herzen zu ſtiften, die wenigſtens bey mir noch auf feſtem, unerſchütterlichen Grunde ſtehet.

„Nach der Zeit beſuchte er uns faſt alle Tage, ich machte ihn mit meiner Mutter bekannt. Bald wurde er unſer vertrauteſter Freund, und mein erklärter Liebhaber. Noch aber war unſre Vertraulichkeit in den Schranken der Enthaltſamkeit und Tugend geblieben. Hannsheim konnte mich niemals ſprechen, als in Beyſeyn meiner Mutter, und dieß hinderte uns, die Neigung, die wir für einander empfanden, zu einer unerlaubten Vertraulichkeit ausbrechen zu laſſen.

„Doch, was ſeyn ſoll, muß ſich ſchon fügen. Es traf ſich, daß meine Mutter einsmals nach Toulouſe reiſen muſte, um eine kleine Erbſchaft zu erheben, die ihr dort von einem Verwandten zugefallen war. Ich befand

»fand mich alſo allein. Mein Liebhaber kam, wie gewöhnlich, einige Tage hinter einander zu mir, und noch blieb unſre Tugend unberührt. Eines Abends aber, — es war der Anfang einer ſchwülen Sommernacht, deren Wärme das Blut erhizte, und die Sinne benebelte; — hier ſaßen wir in einer kleinen Hinterſtube, deren Fenſter in Garten giengen, beyſammen auf einem Sopha und ſagten uns tauſend Zärtlichkeiten vor. Der ſanfte Mond ſchien durch unſre Fenſter — ſeine Blicke lächelten uns Gluth der Liebe in die Seele — ich ſtieg vom Sopha auf, trat an das Fenſter, um die Wallung meines Bluts in der freyen Abendluft ein wenig abzukühlen. Mein Geliebter blieb auf dem Sopha ſizen — bald aber rufte er mich wieder — ich gieng zu ihm — er nahm mich in ſeine Arme — ich ſank auf ſeinen Schooß, glühend vor Liebe, und im Gefühl einer unnennbaren Zärtlichkeit. Izt lag ſein Geſicht auf meinem Buſen — bald begegneten ſich unſre Lippen — wie an ein-

„ander geſchwinder ſagten ſich Küſſe auf Küſſe darauf. —

„Wollen wir nicht die Brautnacht feyern, Emilie?

„ſagte Hannsheim,

„und er drückte mich feſter an ſeine Bruſt,

„Bin ich denn deine Braut?

„antwortete ich,

„Ja! ſo wahr Gott über mir lebt! — ich heyrathe dich!

„verſetzte er, und dieſe Worte waren die Loſung zu meinem Falle. Schwelgereyen der ſinnlichen Liebe verſcheuchten dieſe Nacht hindurch Tugend und Vernunft aus unſern Seelen, und legten den Grund zu einer Vertraulichkeit, zu deren Rechtfertigung nur der Segen des Prieſters fehlte. Hannsheim wiederholte zwar ſein Verſprechen, mich zu heyrathen, bey jeder erneuerten Uebertretung der Keuſchheit, und unter dieſer Maſque hintergieng er mich und meine Mutter, vor wel-

„cher unſer Umgang nun freylich nicht „länger verborgen bleiben konnte. Aber „die Ausführung deſſelben wuſte er immer von einer Zeit zur andern, unter „dem Vorwande zu verſchieben, daß er „nur die Endſchaft ſeines Aufenthaltes „in Paris erwarte, um mich alsdenn „mit in ſein Vaterland zu nehmen, und „ſich dort mit mir trauen zu laſſen.

„Inzwiſchen vergieng uns die Zeit „höchſt angenehm. Ich ſpürte bald „die Folgen unſers vertrauten Umgangs; und Hannsheim freute ſich „darüber, als über den vergnügteſten „Vorfall, der ihm nur je hätte begegnen können. Ich ſelbſt, ſo wenig ich „nur die mindeſte Untreue bey meinem „Geliebten ahndete, ſah doch meine „Schwangerſchaft, als ein deſto feſteres Band an, unſre Verbindung zu „erhalten, und in dieſer Rückſicht waren auch mir meine Umſtände um ſo „viel willkommener. Ach! und wer „hätte damals nur ahnden ſollen, daß „es ſo weit mit mir kommen würde, als „es nun leider gekommen iſt! —

„Die Zeit meiner Entbindung kam
„heran. Ein junger Sohn, welchem
„wir in der Taufe den Namen Louis
„geben ließen, wurde der lebendige Zeuge
„unſrer Vergehungen gegen die Geſetze
„der Keuſchheit, aber auch das
„Mittel, oder vielmehr die unſchuldige
„Urſache unſrer Trennung, und meines
„ganzen izigen Unglücks. Denn da ich
„noch in Wochen mit ihm lag, kam in
„Abweſenheit meiner Mutter, und durch
„Nachläßigkeit unſrer Magd, auf welche
„ich damals nicht ſo genau Achtung
„geben konnte, in unſerm Kamin Feuer
„aus. Das Haus gerieth in Brand.
„Ich und mein Kind wurden zwar
„durch Hülfe der Nachbarn gerettet.
„Aber unſer Waarenlager, und unſre
„ganzen Habſeligkeiten wurden ein Raub
„der Flammen. Meiner Mutter zog
„der Schreck über dieſen traurigen Vorfall,
„der uns auf einmal an den Bettelſtab
„brachte, eine ſchwere Krankheit
„zu, woran ſie einige Tage darauf
„ſtarb.

„Freylich war in dieſer großen Noth
„mein Geliebter die einzige Stütze,

„worauf ich mich verließ. Denn ich „war nun von allen Nothwendigkeiten „des Lebens rein entblößet. Auch nahm „er ſich würklich meiner treulich an; er „miethete mir eine andere Wohnung, „ſorgte für meine Bequemlichkeit, und „für meine Geſundheit; und ſo fieng ich „denn an, in ſeinen Armen, das entſetzliche Unglück, das mir begegnet war, „etwas weniger ſchmerzhaft zu finden.

„Doch; das allerſchrecklichſte war „mir noch aufbehalten, nämlich die Untreue und die Entfernung meines Geliebten. Herr von Hannsheim hatte einen ſehr vertrauten Freund, der „Charlon hieß, und Offizier unter der „königlichen Leibgarde war. Die „Freundſchaft, welche mein Geliebter dieſem Menſchen erwieß, gieng ſo weit, „daß er ihn ſo gar oft mit zu mir „brachte, und auch mir den vertrauteſten Umgang mit ihm geſtattete. Charlon aber begieng die Treuloſigkeit an „ſeinem Freunde, eine unerlaubte Neigung zu mir zu faſſen; und da er mich „bloß für ſeines Hannsheims Mai-

„tereſſe hielt, ſo glaubte er dadurch eben
„keinen Hochverrath an ſeinem Freunde
„zu begehen. Hierzu kam noch, daß
„Charlton, ob er gleich ſonſt einen ed-
„len geſezten Karakter hatte, doch die
„Wolluſt in einem ſo hohen Grade lieb-
„te, daß er vor den gröſten Freveltha-
„ten ſich nicht ſcheute, ſo bald es nur
„auf Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit
„ankam.

„Nichts deſtoweniger aber hielt er
„doch lange genug an ſich, mir ſeine
„wahren Geſinnungen gegen mich zu
„entdecken, und vielleicht wären dieſe
„ſeine wollüſtigen Empfindungen für
„mich wohl nie zum Ausbruch gekom-
„men, hätte nicht ein, auf meiner Sei-
„te ſehr unſchuldiger Vorfall Gelegen-
„heit dazu gegeben. Er überraſchte
„mich nämlich einsmals früh morgens,
„um, wie er ſagte, ſeinen Freund, zu
„einer Spazierfahrt auf das Land bey
„mir abzurufen. Die Sache hatte zwar
„ſeinen Grund, und Hannsheim hat-
„te ihn würklich her zu mir beſtellt, weil
„ich ebenfalls an dieſer Spazierfahrt

„Theil nehmen ſollte. **Charlon** aber „kam — vermuthlich mit Fleiß — „eine gute Stunde früher, als ihn „**Hannsheim** beſtellt hatte. Ich „hatte meine Magd weggeſchickt, und „befand mich allein, als **Charlon** zu „mir herein trat. Er fand mich eben „in der Beſchäftigung, meinem Kinde „zu ſchenken, das wie ein kleiner Amor „an meiner Bruſt lag. Nun hatte die „Natur die hierzu gehörigen Theile meines Körpers, mit ſo vielen Reizen „ausgeſchmückt, daß **Charlons** ganzes Blut in Flammen gerieth, als er „die lüſterne Gruppe erblickte, bey welcher ich es nicht ganz verhindern konnte, daß er einen Theil meines Buſens „zu ſehen bekam, den ich ſonſt ſehr ſorgfältig zu verhüllen pflegte.

„So lange das Kind trank, ließ er „mich völlig in der Ruhe; aber ich „hätte doch das Aufwachen ſeiner Triebe ahnden ſollen: denn er trat einigemal mit flammenden, von Wolluſt „trunkenen Augen vor mich hin, und „ſagte mir einige Schmeicheleyen über

„die Reize meines Körpers, um deren „Genuß, wie er ſagte, er ſeinen Freund „von ganzer Seele beneide. Noch ließ „ich mir dabey nichts gefährliches träu„men, ſondern ich gab ihm vielmehr „ſeine Schmeicheleyen, mit ſcherzhaften „Repliken zurücke. Er ſpielte indeß „mit meinen Händen, drückte ſie an ſei„nen Mund, und tändelte ſo einige Mi„nuten damit fort, ohne daß ich etwas „anders, als Tändeleyen von ihm be„fürchtete. Alles dieß ſuchte ich nicht „zu hindern — weil ich ihm völlig „traute. Dabey aber mochten doch „ſeine Begierden aufs äußerſte geſpannt „werden: denn indem ich ſo, nichts un„gleiches ahndend, vor ihm ſtand, und „mit ihm ſprach, faßte er mich plözlich, „mit einer raſenden Hize, an, riß mich „in ſeine Arme auf den Sopha nieder, „drückte mir einige wüthende Küſſe auf „den Mund und auf den Buſen, und „machte ſich fertig, eine That an mir „zu begehen, die ich am allerwenigſten „von ihm erwartet hatte.

„Ein heftiger Schrey entfuhr mir, „— ich ſuchte mich von ihm loß zu

„machen; aber vergebens: denn ſeiner „Stärke konnt' ich nicht widerſtehen. „Doch ließ ich es nicht zum äuſſerſten „kommen, ſondern widerſtand ihm mit „aller Macht, wodurch ich denn auch „ſein Unternehmen glücklich vereitelte.

„Inzwiſchen konnte ichs doch nicht „hindern, daß er mich in ſeinen Armen „feſt hielt, und wenigſtens dadurch ſeinen Begierden eine gewiſſe Genugthuung verſchafte. Und ſo — mit „ſeinem Munde auf dem meinigen liegend überraſchte uns der Herr von „Hannsheim, der plözlich und unvermuthet hereintrat. —

„Wie vom Donner gerührt, ſtand er „einige Minuten ſtill da vor uns, und „ſprach kein Wort, während der Zeit „aber ließ mich Charlon aus ſeinen „Armen, und griff nach ſeinem Degen, „weil er ſich von ſeinem beleidigten „Freunde nichts gutes befürchtete. Ich „hingegen ſtürzte mich ſogleich mit einem ſchrecklichen Ausbruch von Thränen zu Hannsheims Füßen, und

„bat ihn, mich zu ſchonen und meine „Rechtfertigung anzuhören. Allein er „drehte mir, mit einer verachtungsvollen Kälte, die mich mehr, als die heftigſte Wuth entſezte, den Rücken zu, „und ſagte:

„Hier brauchts keiner Rechtfertigung. „Vollendete Untreue verdiente zwar „Strafe; aber ich will meine Hände „nicht mit deinem Blute beſudeln, „weil ich dich liebte, wie noch kein „Mann ein Weib geliebt hat.

„Herr Bruder!

„Mit dieſen Worten wandte er ſich zu „Chatlon,

„Du haſt mir zwar die Ehre erwieſen, mir Hörner aufzuſezen. Aber „ich vergebe dir's. Du biſt nicht „dazu gemacht, ein ſchönes Weib, „ungerührt zu ſehen; und dieſe „Emilie iſt eine Zauberin, die auch „mich zum Narren machen konnte. „Wie hätteſt du ihr widerſtehen können? — Komm! dieſer Ort haucht mir Gift in die Seele. Wir

„wollen

„wollen unſern Gang gehen, und
„einander klagen, wie uns beyde ein
„Weib ſo hämiſch hinter das Licht
„führte! —

„Fürchterlicher und entſetzlicher, als dieſe Szene, iſt mir in meinem Leben nichts geweſen. Mich als die Schuldige, als eine Verführerin ſo gar, behandeln zu ſehen, dieß brachte meinen Schmerz aufs äußerſte. Ich ſtürzte noch einmal zu Hannsheims Füſſen, umfaßte wüthend ſeine Knie, und ſprach mit ſchrecklicher Bewegung:

„O! mein Geliebter! nur einige Minuten höre mich! Um Gotteswillen laß mich aus dem Verdachte der Untreue! ich bin rein, und unbeſcholten. Aber dieſer Böſewicht, den du mit Unrecht deinen Freund nenneſt, der ſtrebte darnach, ſeine raſenden Lüſte, an mir auszuüben. Dank ſey es dem Allmächtigen! — ich habe gekämpft und geſiegt — es iſt ihm nicht gelungen. Frag' ihn ſelbſt! — Charlon! — geſtehen Sie die Warheit! — Gott

„ſchleudre Sie mit ſeinem Donner in
„die Hölle, wofern Sie nicht hier
„meine Unſchuld bekennen! —

„Es iſt wahr,

„verſetzte Charlon,

„Emilie iſt unſchuldig! du kannſt
„ihr trauen Hannsheim! ich habe
„ſie zwar zur Untreue zwingen wollen;
„aber ſie hat mich beſiegt.

„Hier fieng aber der kaltblütige Menſch
„an, überlaut zu lachen, und mit vieler
„Bitterkeit ſagte er:

„Seyd nur ruhig! ich thue euch ja
„nichts! — aber ihr werdet mich
„doch nicht etwa für ein Kind anſehen,
„das ſich mit einer Spiegelfechterey
„abſpeiſen, und ſich von einem
„Popanz hintergehen läßt? — Du
„biſt ein ſchönes Weib, Emilie!
„und — wenn ein Weib, wie du,
„ihre Zuflucht zur überirrdiſchen Rache
„nimmt, wer kann ihr widerſprechen?
„—

„Er würdigte mich nicht einmal ſo viel,
„mich von ſeinen Füſſen aufzuheben.

„Schwimmend in Thränen lag ich noch auf der Erde, und forderte Gott und alle Heiligen zur Entdeckung meiner Unſchuld auf. Charlon vereinigte ſich mit mir, ſchwar den fürchterlichſten Eyd, daß er meine Keuſchheit nicht gebrochen habe, und bot Hannsheimen ſeine bloße Bruſt dar, um ihm für ſeine Untreue an ſeinem Freunde, den Tod zu geben. Aber dieſer unerträglich kaltblütige Mann, ſagte weiter nichts, als die Worte:

„Verſchont mich endlich mit euren Theaterſtreichen! und du Charlon! — wenn du mein Freund biſt, ſo komm!

„Hierauf nahm er den kleinen Louis auf ſeinen Arm, küßte ihn, und ſprach:

„Leb wohl! Gutes Kind! für dich werd' ich ſorgen.

„Alsdenn machte er Miene, mich zu verlaſſen. Noch einmal ſtürzte ich wüthend an ſeinen Buſen, und ſchrie laut um Erbarmen und um Gerechtigkeit.

„tigkeit. Aber taub für mein Flehen „und Jammern, riß er ſich aus meinen „Armen los, und verließ mich. Charlon folgte ihm nach, und ſeitdem habe ich Hannsheim mit keinem Auge „wieder geſehen.

„Vergebens würde ich mich bemühen, Ihnen eine Beſchreibung von dem „Zuſtande zu machen, worinn ich mich „nach dieſem entſezlichen Auftritte befand. Mehr einem Todten, als einer „Lebenden ähnlich ſchwankte ich einige „Tage in einer öden Abweſenheit meiner „Sinnen dahin, und unterlag faſt ganz „meinen Leiden. Doch — die Noth, „und die Sorge für die Erhaltung meines armen unglücklichen Kindes fieng „an, mich wieder zu ermuntern, und „mich in Thätigkeit zu ſezen.

„Da ſich mein Verführer mit keinem „Auge wieder bey mir ſehen ließ, ſo ſezte ich mich hin, ſchrieb ihm den ganzen Vorfall mit Charlon ausführlich, und bat flehentlich um Vergebung und um die Wiedererneuerung

„unſerer Verbindung. Ich ſtellte ihm „vor, daß ich Gerechtigkeit von ihm fordern könne, weil er mir, unter Verſprechung der Ehe, meine Tugend und „meine Ehre geraubt habe. Aber ich „wollte nur um die Wiederſchenkung ſeines Herzens, als um eine Gnade bitten, und nur Erbarmen mit ſeinem „unglücklichen Kinde, von ihm fordern. — Einige Tage verliefen, ehe „ich Antwort bekam. Endlich trat eine „ganz fremde Frau zu mir herein, und „überreichte mir folgenden Brief von „dem Herrn von Hannsheim.

„Madam!

„Mein Verſprechen, Ihnen meine „Hand zu ſchenken, geſchahe bloß „unter der Vorausſetzung, daß Sie „die Treue nicht brechen würden, die „Sie mir zugeſagt haben. Ihre „Rechtfertigung trägt zu ſehr das „Gepräge der Erdichtung, als daß „ſie das Andenken an die ärgerliche „Szene, die ich mit eigenen Augen „geſehen habe, aus meiner Seele „ſollte verſcheuchen können. Sie

„mögen ſich es alſo ſelbſt zuſchreiben, wenn unſre Verbindung auf „immer aufhöret. Den kleinen Louis „bitte ich, der Ueberbringerin dieſes „zu übergeben. Ich habe ihn dieſer „Dame zur Erziehung anvertraut, „und ich werde für alle Unkoſten „deswegen ſtehen, leben Sie wohl! „ich werde keine Briefe mehr von „Ihnen annehmen.

Hannsheim.

„Dieſes kalte, impertinente Billet verdroß mich ſo ſehr, daß ich der Ueberbringerin deſſelben ſogleich die Thür „wieß, und ihr auftrug, dem Herrn „von Hannsheim in meinem Namen „zu ſagen, daß ich das Kind niemals „aus meinen Händen geben würde. „Und damit war denn nun auch unſre „Verbindung vollends ganz abgebrochen. Der treuloſe Hannsheim „reißte in ſein Vaterland zurück, und „ich ſahe mich genöthiget, in meinen „traurigen Umſtänden, für die Galanterie-Händler in Paris allerhand „Waaren zu fertigen, wodurch ich denn

„mich und mein Kind einige Zeit kümmerlich ernährte.

„Bald aber nach des Herrn von „Hannsheim Abreiſe, hatte ſein „Freund Charlon das Unglück, in einem Duell ſo gefährlich verwundet zu „werden, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Den Tag vor ſeinem „Tode, ließ er mich zu ſich kommen, „und händigte mir einen offenen Brief „an Hannsheim ein, welchen er in „meinem Beyſeyn, einem Freunde in „die Feder ſagte, und ihn hernach ſelbſt „unterſchrieb. Dieſer Brief enthält „folgende Worte:

„Mein lieber Hannsheim!

„Du haſt mir niemals glauben wollen, wenn ich dir ſagte, daß deine „Emilie, ihre Treue gegen dich, in „meinen Armen nicht gebrochen hat, „und daß ich ſie mit Gewalt zur „Treuloſigkeit habe nöthigen wollen. „Izt ſtehe ich nun an den Pforten „des Todes. Wahrheit ſoll meinen „Ausgang aus der Welt bezeichnen,

„und mit dem Worte eines Sterben„den ſchwöre ich dir dann noch ein„mal zu, daß Emilie unſchuldig „iſt, und daß ſie das Unrecht nicht „verdienet, das du ihr angethan „haſt. Mit dieſem Bekenntniſſe „kannſt du mich einmal bey Gott „zur Rechenſchaft fordern, und die „ewige Wahrheit ſoll meine Verge„hung in der Ewigkeit ahnden, wo„fern ich dir hier nur ein unwahres „Wort geſagt habe. Leb wohl!

Charles de Charlon.

„Einige Stunden darauf verſiegelte er „dieſe Worte mit ſeinem Tode. Ich „ſchrieb hierauf an den Herrn von „Hannsheim, berufte mich wegen „meiner Unſchuld nochmals auf Char„lons Zeugniß, ſchickte ihm eine Ab„ſchrift von jenem Briefe zu, bat ihn, „nicht um ſeine Hand, ſondern bloß „um das Wort ſeiner Verzeihung, und „verſicherte ihm, daß ich ihm das Ori„ginal des Briefs, das ich itzt zu mei„ner Rechtfertigung in Händen behiel-

„te,

„le, ſelbſt einhändigen würde, ſo bald „er mir erlaubte, ſelbſt zu ihm zu kommen. Allein auf dieſen Brief erhielt „ich keine Antwort. So ſchrieb ich „noch einmal an ihn. Aber ebenfalls „vergebens. Endlich, da ich ſchlechterdings nicht leben konnte, ohne mit „einem Manne wieder ausgeſöhnt zu „ſeyn, den ich noch immer mit grenzenloſer Leidenſchaft liebte, ſo machte ich „mich ſelbſt auf den Weg, ihn in ſeinem „Vaterlande aufzuſuchen. Mein Kind „aber ließ ich einſtweilen bey einer meiner Schweſtern zurück.

„Glücklich gieng meine Reiſe von „ſtatten. Ich erreichte Teutſchland, „und kam bis nach Thüringen, wo mir „aber in der Gegend von Erfurth ein „neues Unglück wiederfuhr, das mich „vollends ganz zur Bettlerin machte. „Ich fuhr mit der ordinairen Poſt, und „hatte meine wenigen Habſeligkeiten in „einem Koffre bey mir. Als ich nun „auf der Straße von Erfurth, in „welcher Gegend damals die franzöſiſche Armee, unter dem Prinz von

„Soubiſe ſtand, nach Naumburg
„zufuhr, begegneten mir, in einem kleinen
„Schölze, zwey preußiſche Reuter
„von einem Freykorps, welche mich ſogleich
„anhielten, und mich nach meinem
„Herkommen fragten.

„Ich ſagte ihnen die Wahrheit. Aber
„der Umſtand, daß ich eine Franzöſin
„war, und einen franzöſiſchen Paß bey
„mir hatte, war dieſen Barbaren genug,
„mich feindlich zu behandeln. Sie
„plünderten mir meinen Koffre rein aus,
„riſſen mich vom Poſtwagen herab,
„jagten den Poſtillion mit Prügeln von
„dannen; mich aber zogen ſie halbnackend
„aus, raubten mir meine Börſe,
„banden mir die Hände, und warfen
„mich zur Erde nieder, um die ehrloſeſte,
„und gewaltſamſte Handlung unter
„allen, an mir zu begehen.

„Aus dieſer abſcheulichen Lage, konnte
„nur eine höhere Vorſicht mich retten.
„Und dieſe war es dann auch,
„die mir ſchnell einen Befreyer, wie einen
„Engel vom Himmel zuſandte.

„Indem jene Unmenſchen ſich eben zu „ihrer heilloſen That rüſteten, rufte „mein Schreyen einen preußiſchen Hu„ſaren-Offizier herbey, der ſich im Hol„ze verritten hatte, und nun zu meiner „Rettung, nebſt einem gemeinen Hu„ſaren, in vollem Gallop herbey ge„ſprengt kam. Die beyden Reuter, die „mich in ihrer Gewalt hatten, hörten „ihn kaum auf ſie loßwettern, als ſie „mich augenblicklich liegen ließen, ſich „auf ihre Pferde ſchwungen, und mit „meinen Sachen, die ſie ſchon aufge„packt hatten, davon jagten.

„Nunmehr ſtieg der Huſaren-Offi„zier vom Pferde, lößte mich von mei„nen Banden, und hob mich von der „Erde auf: denn, ganz kraftloß und „erſchüttert, war ich völlig einer Ohn„macht nahe, und hatte nicht ſo viel „Kräfte mehr, allein aufzuſtehen.

„Was dieſe Böſewichter thaten, mein
„ſchönes Frauenzimmer!
„ſagte der Offizier,
„das rechnen Sie uns nicht zu!
„Eine ſolche Handlung iſt ſonſt dem
„wahren

„wahren Preußen verabſcheuungs„werth. Fürchten Sie mich auch „nicht! Ich bin Soldat um die Un„ſchuld zu beſchüzen. Dieſe Bar„baren ſollen der Strafe gewiß nicht „entgehen.

„Ich kleidete mich wieder an, und dann „muſte ich dem Offizier ins Hauptquar„tier folgen, wo mich der General ſelbſt „examinirte, und mich überaus artig „und menſchenfreundlich behandelte. „Man ſuchte zwar die beyden Reuter „auszuforſchen, die mich ſo grauſam „überfallen hatten, um mir Genug„thuung, und meine Sachen wieder zu „ſchaffen. Aber vergebens. In der „Angſt hatte ich ihre Geſichter nicht ge„nau genug betrachtet, um ſie izt wie„der zu erkennen; meine Sachen hatten „ſie vermuthlich ſchon auf die Seite ge„bracht; folglich war die Entdeckung „derſelben unmöglich.

„Entſezlich war mein Schickſal nun„mehr, nachdem ich vollends alles ver„loren hatte: denn auſſer den wenigen

„Kleidern

„Kleidern, die ich auf dem Leibe trug, „beſaß ich auch nicht das allermindeſte „mehr, und an Gelde konnte ich auch „den Pfennig nicht aufweiſen. Dennoch eilte ich, ſo viel ich konnte, aus „dem Preußiſchen Lager, wieder weg, „weil ich beſonders wahrnahm, daß einige Offiziers Luſt bezeigten, mein Unglück zu benutzen, und dadurch meine Gunſtbezeugungen zu erſchleichen. „Man bot mir zwar Unterſtützung an, „aber ich ſchlug ſie aus, und nur von „dem General nahm ich etwas Geld an, „das er mir, unter dem Titel einer Entſchädigung für meinen Verluſt, gab. „Er unterſchrieb mir meinen Paß; und „ich machte mich nun zu Fuß auf den „Weg, meine Reiſe zu vollenden.

„Da ich das Gehen nicht gewohnt „war, ſo ermüdeten mich die Strapazen der Reiſe bald ſo ſehr, daß meine „Wanderung nur ſehr langſam von ſtatten gieng. Ich ſahe mich daher genöthiget, oft einzukehren, und dadurch „verringerte ſich denn meine Baarſchaft „ſo bald, daß, als ich hieher in dieſe

„Gegend kam, ich auch keinen Pfennig mehr in der Taſche hatte. Es war Abend, als ich Wiedeburg erreichte; ich muſte hier ein Nachtquartier nehmen; Hunger und Durſt plagten mich entſezlich; wo ſollte ich aber, in einem ganz fremden Orte, dieß alles ohne Geld bekommen? — in dieſer großen Verlegenheit; wozu konnte ich nun ſonſt meine Zuflucht nehmen, als zur Hülfe mildthätiger Menſchen? — Aber der Gedanke, bis zur Bettlerin herab geſezt zu ſeyn — o! der war mir abſcheulich, und er empörte meine ganze Seele. — Thränen brachen mir aus den Augen, und das Herz wollte mir zerſpringen für Jammer; und doch ſah' ich kein andres Mittel zu meiner Erhaltung vor mir, als zu betteln! Wie entſezlich war meine Lage! —

„Noch kämpfend mit dem Gefühl der Ehre, welches mir die Nothwendigkeit, um Allmoſen zu bitten, immer abſcheulicher machte, war ich dem Eingange in dieſes Städtgen ſchon

„ziemlich nahe, als mir ein Frauenzimmer
„in weiſſer Kleidung begegnete.
„Ihr Anſtand war königlich, und ihre
„holdſelige Miene hatte etwas hinreiſſendes
„auf den erſten Anblick. Sie
„dünkte mir ein Engel vom Himmel zu
„ſeyn. Ein kleiner Knabe gieng ihr
„zur Seite. Langſam und feierlich trat
„ſie daher, wie eine Göttin. Der Knabe
„aber hüpfte mir lächelnd entgegen,
„zog ſein kleines rundes Hüthgen ab,
„machte mir einen tiefen Bückling,
„ſprang wieder zurück, und ſagte zu ſeiner
„Begleiterin:

„Mamachen! da kommt auch eine
„Mama wie Sie ſind; aber ſie ſieht
„doch nicht ſo freundlich wie Sie.

„Augenblicklich ſchwebte mir mein kleiner
„Louis vor meiner Seele; und dieſe
„Erinnerung entlockte meinen Augen,
„einen Strom von Thränen, der meine
„Wangen herabſtürzte. Mein Herz war
„in einer großen unausſprechlichen Bewegung.
„Ich faßte den Knaben, der
„noch einmal auf mich zugeſprungen
„kam, bey der Hand, und mein innerer

„Schmerz preßte mir dieſe Worte
„heraus:

„Du haſt recht, lieber Kleiner! aber
„ich bin eine ſehr unglückliche Mutter. —

„Es ſchien, als ob dieſe Worte, begleitet
„von dem Thränenſtrome meiner
„Augen, die Looſung geweſen wären,
„das Frauenzimmer in der weiſſen Kleidung,
„beſonders aufmerkſam auf
„mich zu machen. Denn ſie blieb im
„Vorbeygehen, neben mir ſtehen, und
„ſagte:

„Darf die Mutter dieſes Knaben
„die Bekanntſchaft fortſezen, die er
„eben mit Ihnen angefangen hat?
„Ich leſe etwas in Ihren Augen,
„das mich wohl nicht wird reuen
„laſſen, Sie, als eine Fremde, hier
„auf der Straße anzureden. Sollte
„ich wohl irren, wenn ich in Ihnen
„die Frau irgend eines verunglückten
„Offiziers vor mir ſähe?
„wenigſtens vermuthe ich doch bey
„izigen Kriegszeiten nichts ungewöhnliches.

„Dieſe bin' ich zwar nicht,

„antwortete ich,

„aber doch ſonſt eine ſo unglückliche „Mutter, daß mein Elend beynahe nicht „größer ſeyn kann.

„Ein neuer Thränenſtrom begleitete „dieſe meine Worte, und er mochte „würklich viel dazu beytragen, daß das „Frauenzimmer mir die höchſt unerwartete Offerte that:

„„Kommen Sie mit in meine Wohnung! ich bin die Frau des hieſigen Amtmanns; erzehlen Sie mir „etwas von Ihren Schickſalen! finde ich Sie ſo aufrichtig, als mich „Ihr Geſicht vermuthen läßt, ſo ſollen Sie in mir eine wahre Freundin der Leidenden antreffen. —

„Kurz, dieſe großmüthige Dame nahm „mich in ihr Haus auf; ich muſte einige Wochen bey ihr bleiben; ſie verſorgte mich mit friſcher Kleidung, und „denn machte ich mich wieder auf den „Weg, meinen untreuen Geliebten vollends aufzuſuchen. Den erſten Tag

„aber, als ich abreiſste, fiel eine ſo entſezliche Wärme ein, daß ich mich ganz „ungemein im Gehen erhizte. Da ich „ſo bald kein Wirthshaus erreichen „konnte, ſo überraſchte mich auch ein „Gewitter. Ich wurde nun durchaus „naß. Es fieng mich ſo denn an zu „frieren. Kurz, dieſer Zufall und die „Schwäche meiner Nerven, beydes zuſammen, zog mir diejenige heftige „Krankheit zu, in welcher Sie mich zu „**Frohleben** gefunden haben. Mit „vieler Mühe erreichte ich noch dieſen „Ort; und konnte unter Dach und „Fach kommen; ſonſt fand ich unter „freien Himmel mein Sterbelager. — „Das übrige wiſſen Sie ſchon! denn „nur Ihrer gütigen Vorſorge habe ich „meine Wiedergeneſung und mein Leben „zu danken. Der Bader **Heilemann** „hätte mich glücklich zu Tode kurirt, „wenn ihm Ihr Regiments-Feldſcherer „nicht eine andre Methode vorgeſchrieben hätte, nach welcher er denn auch „pünktlich verfuhr, und mich ſo nach „und nach wieder auf die Beine brachte.

Kaum hatte Emilie dieſe ihre Erzehlung geendiget, als ein fremder Herr in den Hof geritten kam, welcher ſein Pferd anband, und gerade herein ins Haus zu gehen begann. Emilie trat zuerſt an das Fenſter, und kaum ſahe ſie den Fremden, ſo rief ſie mir zu:

„Ach! Herr Oberlieutenant! da kommt „eben der Herr, der lezthin durch „Frohleben reißte, und mir die Nach„richt mittheilte, daß der Herr von „Hannsheim verheyrathet ſey.

Ich blickte nun auch hinaus, und ſieh' da! es war würklich niemand anders, als der ehrliche Sir Nottingham, der mein Unglück bey der Armee erfahren hatte, und mir hier, auf ſeiner Rückreiſe nach Rothenfelß, ſeinen Beſuch abſtatten wollte.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Noch ein Beytrag zur Geſchichte der juriſtiſchen Kabale.

Ich übergehe die Freudensbezeigungen — die Umarmungen, und alle die zärtlichen Szenen der Freundſchaft, welche izt zwiſchen mir, und Sir Nottingham vorfielen, um meine Leſer mit der Abſicht ſeiner Reiſe und mit einer ſehr lehrreichen Geſchichte aus der ſkandaloſen Chronik der Juriſterey zu unterhalten.

„Ja! mein lieber Arndt!

fieng der gute Nottingham an, als wir uns in dem Zimmer des Amtmanns, an eine Bouteille Wein geſezt hatten,

„du haſt ein trauriges Schickſal erlit-
„ten, das iſt wahr; aber mir gehts auf
„einer andern Seite nicht beſſer: denn
„mich haben die Herren Rechtsgelehrten
„izt um meine ganze zeitliche Glückſelig-
„keit gebracht. O! ich bin ſo in Ra-
„ge, daß ich alles haſſe, was nur von
„weiten nach Juriſterey ſchmekt.

„Um Verzeihung, Herr Sekretair!

fiel der Amtmann ein,

„werfen Sie doch die Juriſten nicht alle
„in eine Klaſſe! — was iſt Ihnen
„denn begegnet, daß Sie wider unſern
„ganzen Stand ſo aufgebracht ſind?

„Wenn ich Ihnen meinen Fall erzehlen „darf, Herr Amtmann!

antwortete Nottingham,

„ſo werden Sie meinen Eifer gewiß ent„ſchuldigen, ungeachtet ich noch immer „für rechtſchaffene Juriſten die gröſte „Hochachtung habe.

hierauf begann der gute Nottingham ſeine Geſchichte folgendergeſtalt:

„Draußen im Thüringiſchen hatte ich „eine alte Tante, die ſeit langen Jah„ren ihren klaren Verſtand verlohren „hatte, und das nicht mehr war, was „der Rechtsgelehrte ſanae mentis nen„net. Sie ſtammte eigentlich vom „Bauernſtande her, und beſaß ein ſo „genanntes Freygütgen von ungefehr „6000 Thalern. Ich war ihr näch„ſter Verwandter, und folglich ihr ein„ziger Erbe. Lange hatte ich mich „ſchon auf dieſe Erbſchaft getröſtet. „Ich war Willens nach ihrem Tode, „das Gütgen zu verkaufen, und ein „Amt in Sachſen zu pachten. Alsdenn „wollte ich meine Olympia heyrathen,

„und ſo dünkte ich mir ſchon im vor-
„aus ein ſehr glückſeliger Menſch zu
„werden. Aber Raubſucht, Kabale und
„Niederträchtigkeit haben mir meinen
„ganzen Plan zerſtört.

„Vor einem Monate bekam ich
„Nachricht, daß meine Tante geſtorben
„ſey. Ich machte mich ſo gleich auf
„die Reiſe, um meine Erbſchaft in Em-
„pfang zu nehmen. Aber wie ſehr ward
„ich in meiner Hofnung getäuſcht! ich
„traf den Pfarrer des Orts im Beſiz
„meines ererbten Gütgens an, und er-
„fuhr mit Schrecken, daß meine ver-
„ſtorbene Tante ein Teſtament hinterlaſ-
„ſen habe, worinn dieſer Pfarrer zu ih-
„rem Univerſal-Erben eingeſezt worden
„ſey. Da mir dieſer Umſtand ganz un-
„glaublich vorkam, ſo lief ich ſogleich
„zum Gerichtshalter, um mich nach
„der Sache genauer bey ihm zu erkun-
„digen. Es war nur allzugewiß; der
„Gerichtshalter zeigte mir das Teſta-
„ment, und da ich ihm darauf erwie-
„derte, daß ja meine Tante nicht ſanae
„mentis geweſen ſey, und daher auch

„kein gültiges Teſtament habe errichten „können, ſo erwiederte mir dieſer Mann: „die Verſtorbene ſey ſchon einige Zeit vor „ihrem Tode durch ein mediziniſches „Gutachten für völlig geſund und richtig vom Verſtand erkläret worden, „und es ſey daher ihr lezter Wille völlig zu Recht beſtändig. —

„Was war zu thun? — der Mann „ſtand mir weiter nicht zur Rede: ich „fragte mehrere Leute nach der Sache, „und erfuhr zu meinem Entſezen, daß „ſich meine Tante eigentlich aus Melancholie des Nachts erdroſſelt haben ſolle, und alſo würklich bis zu dieſer „gräulichen That nicht bey geſunden „Sinnen geweſen ſey. Mit dem Teſtamente und mit meiner Enterbung aber „war es alſo zugegangen:

„Der Pfarrer, dem das Gütgen „meiner Tante ſchon lange, zu einem „Wittwen-Size ſeiner Gattin in die „Naſe geſtochen hat, macht ſich durch „allerhand erkünſtelte Freundſchafts-„Dienſte, an das melancholiſche Weib,

„und bringt ſie dadurch völlig auf ſeine Seite. Nun hat dieſer Pfarrer in einer benachbarten Stadt einen ſehr vertrauten Freund an dem Advokat Dimprecht. Dieſen hatte er ſich dadurch verbindlich gemacht, daß er ihm, durch Kabale, eine ſchöne Gerichtsbeſtallung bey einem Edelmanne verſchaffet hatte, welcher ſeine Kammerjungfer dabey gern verſorgen wollte, und wozu Herr Dimprecht von dem Pfarrer vorgeſchlagen wurde. Dimprecht bekam alſo, auf Verſprache des Pfarrers, die Gerichtsbeſtallung mit dem weiblichen Anhange, und ein andrer Advokat, der ſich um den Edelmann ſehr lange ſchon verdient gemacht, und nur das Unglück hatte, ſchon verheyrathet zu ſeyn, wurde übergangen.

„An dieſen Herrn Dimprecht wendet ſich denn nun der Pfarrer mit ſeinem Plänchen, und bittet um ſeinen Beyſtand, in Betreff der Erlangung des Gütgens. Dimprecht ein viel zu dankbarer Mann, als daß er dem

„Urheber ſeines Glücks dieſe Bitte hätte abſchlagen ſollen, läßt ſich zuförderſt für meine Tante zum Vormunde „beſtellen. Der Pfarrer muß zum „Schein bey den Gerichten einkommen, „und den melancholiſchen Zuſtand der „Tante anzeigen, um Anſtalten zu ihrer Verſorgung zu treffen. Die Gerichte müſſen alſo nothwendig erſt „darüber Bericht abſtatten, ob die Frau, „bewandten Umſtänden nach zu verſorgen ſey? Inzwiſchen aber bringt Herr „Dimprecht ein ſchriftliches Gutachten, von einer bekannten medizíniſchen „Fakultät bey, worinnen meine Tante „von der Melancholie frey geſprochen, „und geſagt wurde, daß ſie bey völlig „geſundem Verſtande ſey.

„Die Fakultät war unſchuldig bey „dieſer Kabale: Denn obgleich in dem „Gutachten ausdrücklich bemerkt war, „daß man bey der Akademie die vorgegebene Melancholiſche, ſelbſt in Perſon „unterſuchet habe; ſo ſagt man ſich „doch ins Ohr, daß meine Tante eigentlich gar nicht zur Akademie gekom-

»men ſey, ſondern Herr Dimprecht »unter ihrem Namen, eine andere Weibsperſon, die bey geſunden Sinnen geweſen, und ſich gegen ein reiches Douceur dazu brauchen laſſen, hingeſendet, und dadurch das beſagte Gutachten erſchlichen habe. —

»Inzwiſchen konnte es aber doch gar »nicht anders kommen, als daß auf »erſtatteten Bericht meine Tante in dem »Beſiz ihres Vermögens gelaſſen, und »den Gerichten unterſagt wird, etwas »zu ihrer Verſorgung vorzunehmen. »Herr Dimprecht hingegen, und ſein »Kliente, der Pfarrer, haben nun gewonnen Spiel. Daß meine Tante »ſanae mentis war, das konnte nun »den Rechten nach gar nicht mehr bezweifelt werden. Sie konnte alſo auch »mit Beyfall der Geſeze teſtiren. Der »Pfarrer weiß ſie bald dazu zu überreden; Herr Dimprecht ſendet einen »vertrauten Notarius zu ihr mit ſolchen Zeugen, auf die er ſich verlaſſen »konnte, und ſo wird denn das Teſtament zum Vortheil des Pfarrers ge-

„ſchmiedet. Hintennach erdroſſelt ſich zwar meine Tante des Nachts; aber da der Pfarrer ſeine Leute hatte, die beſtändig auf ſie Achtung geben muſten, ſo wird dieſer Umſtand vertuſchet und vorgegeben, daß ſie an einem Schlagfluſſe plözlich geſtorben ſey. Auch iſt ſie würklich auf den ordentlichen Kirchhof begraben worden, und der Herr Pfarrer hat ihr, zur Dankbarkeit, eine ganz vortrefliche Leichenpredigt gehalten.

„Aus dieſen Umſtänden ſehen Sie denn nun wohl, daß ich um das Gütgen geprellt bin, und daß ich würklich Urſache habe, auf die Herren Rechtsgelehrten ungehalten zu ſeyn; denn der Advokat **Dimprecht**, der Gerichtshalter, und der Notarius ſtecken alle unter einer Decke.

„Nein! Herr Sekretair!

wandte hier der Amtmann ein

„wenn die Umſtände ſo ſind, wie Sie ſolche erzehlen, ſo muß das Teſtament über den Haufen fallen, und Sie müſ-

„ſen das Gütgen ſchlechterdings wiederbekommen. . . .

„Recht gut! mein Herr Amtmann!

ſagte Nottingham,

„wenn nur das mediziniſche Gutachten nicht da wäre! Das bricht meiner Sache den Hals! denn die Frau iſt todt; und wie will ich es denn nun noch erweiſen können, daß ſie nicht ſelbſt, ſondern eine andre für ſie, bey der Fakultät geweſen iſt? Kurz, es gehört unendlich viel dazu, dieſe Sache auszufechten; und wo ſoll ich auch das Geld zum Prozeß herbekommen? —

Es wurde hierauf noch viel von dieſer Kabale geſprochen, wobey Arnold durchaus zum Prozeß rieth. Nottingham fieng auch würklich einige Zeit drauf einen Rechtshandel über dieſe Sache an. Da man ihn aber, mit tauſenderley neuen Kabalen beſtritt, und er eine andre Verſorgung bekam, bey welcher er ſeine Olympia heyrathen konnte, ſo ward er des Prozeſſes überdrüßig und verglich ſich am Ende noch mit dem Pfarrer darüber, ſo, daß er ihn gegen ein kleines Aequivalent in dem Beſiz des Gütgens ließ.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Der Leſer wird in ſeiner Erwartung getäuſcht.

In der That war es niemand anders, als dieſer mein Freund Nottingham geweſen, von welchem Emilie die Nachricht erhalten hatte, daß die Verbindung des Herrn von Hannsheim mit Adelaiden ſchon ſo gut, als geſchloſſen ſey. Da er nun auch mir izt dieſe unangenehme Nachricht wiederholte, ſo machte ich ihn mit Emiliens Geſchichte bekannt, und dachte mit ihm auf Mittel, dieſer unglücklichen Perſon noch zu helfen, und die bedauernswürdige Adelaide zugleich von einer Verbindung zu retten, die auf alle Fälle nicht zu ihrem Glück ausſchlagen konnte.

„Ich befürchte nur, daß alles zu ſpät „iſt,

erwiederte mir aber Sir Nottingham,

„doch will ich ſogleich an meinen Herrn
„Prinzipal ſchreiben, und ihn von der
„Beſchleunigung der Hochzeit warnen,
„bis ich ſelbſt mit ihm ſprechen kann.

Dieß geſchahe auch, und den Tag drauf gieng der Brief an den Herrn Blume ab. Noch verſprach ich mir, zum Vortheil der armen Emilie, noch eine gute Würkung davon, obgleich Nottingham ſehr ſtark daran zweifelte, daß ſein Brief noch vor vollzogener Verbindung in Rothenfelß ankommen würde.

Seine Ahndung traf vollkommen ein: denn kaum zwey Tage drauf, bekam ich von meinem Kapitain folgenden ſehr traurigen Brief von Adelaiden, zugeſchickt, der gerade acht Tage eher bey der Armee eingelaufen war, als Nottinghams Schreiben an den Herrn Blume von uns abgieng.

„Hochgeſchätzter Freund!

„Ich ergreife dieſe bequeme Gelegenheit,
„Ihnen mit Ueberbringern, der zu Ihrer
„Armee gehet, einige Zeilen zu ſchreiben,

„und Ihnen mein Beyleid über Ihre ſo gefährliche Verwundung zu bezeigen, die wir nur neuerlich durch einen öſterreichiſchen Offizier erfahren haben. Armer unglücklicher Arndt! wie lange werden Sie noch mit den grauſamen Streichen Ihres unverſöhnlichen Schickſals kämpfen müſſen! — Laſſen Sie uns doch ja bald wiſſen, ob Sie zu Ihrer völligen Geneſung Hoffnung haben? und ob Sie dem traurigen Schickſale der Verſtümmelung noch zu entgehen denken? — O! wie jammervoll würde es für uns alle ſeyn, wenn Sie Ihre Geſundheit auf immer verlieren, und dadurch außer Stand geſetzt werden ſollten, auf der Bahn der Ehre, die Sie ſo rühmlich betreten haben, das Ziel eines ruhigen Glücks zu erreichen! — mein Vater iſt unendlich betrübt darüber. Er läßt Sie vielmal grüßen, und Ihnen die wärmſten Wünſche ſeines Herzens für Ihre baldige Geneſung, durch mich zuſichern. Ich habe auch geſtern an die Geheimeräthin geſchrieben. Unfehlbar wird ſie das Unglück ihres

„Lieblings zwar ſchon wiſſen. Aber
„ich konnte doch nicht umhin, Ihrer
„in meinem Briefe mit zu gedenken.
„Vielleicht fallen ihre Thränen, wenn
„ſie an dieſe Stelle kommt, auf die
„nämlichen Flecke, wohin die meinigen
„tropften, und vertrockneten, als ich
„meine Worte niederſchrieb. Ach! ich
„ſehe ſie weinen, die gute Dame;
„und höre ſie ſeufzen über die Härte ih-
„res Gemals, der Sie in dieſes unru-
„hige, gefahrvolle Leben ſtürzte. Ein
„beſſeres Schickſal war Ihnen von je
„her zugedacht. Aber niederträchtige
„Menſchen brachten Sie darum. Doch
„— wer kann und darf murren wider die
„Schickungen des Himmels? — wer
„darf die Vorſehung fragen, warum ſie
„dieß oder jenes zuließ, das uns zwar
„hart anfänglich dünkte, am Ende aber
„doch allemal zu unſerm wahren Beſten
„ausſchlug? — Ein trefflicher Troſt-
„grund — lieber Arndt! der Sie be-
„ruhigen wird, und der auch mich mit
„meinem Schickſale verſöhnen muß.
„Denn ach! — ich muß es Ihnen
„endlich auch ſagen — ich bin nun

„ohne Rettung des Herrn von Hannsheims Braut, und werde übermorgen deſſen Frau. Wenn Sie dieſes leſen, bin ich Gattin eines Mannes, „den ich niemals liebte, und vor deſſen „Umarmungen ich noch zittere. Ach! „welch' ein grauſames Geſchick, mit „Thränen im Auge, und mit einem „Herzen voll Jammer und Wehmuth, „vor den Traualtar treten zu müſſen, „und die Küſſe des Gatten mit Widerwillen und Abſcheu zu empfangen! — „Sie werden mich bedauern, lieber „Arndt! und werden mich beweinen. „Auch bin ich gewiß Ihrer Thränen „werth: denn ich habe den Himmel der „Liebe verloren, und ſehe meine künftigen Tage nur unter dem Bilde einer „grauſenvollen, öden Mitternacht daher ſchweben. Aber — werden Sie „denken — warum hab' ich denn in „dieſe Heyrath gewilliget? — — „Ach! es hat heftige Stürme gegeben, „lieber Arndt! ehe ich mich dazu entſchloß. Sie kennen ja den Karakter „meines Vaters. So gut er iſt, ſo „wenig läßt er ſich doch widerſprechen,

„ſo bald er von einer Sache gewiß überzeugt
„zu ſeyn glaubt. Mein Bräutigam
„hatte ſein ganzes Herz an ſich
„gefeſſelt; zwar zwang er mich nicht eigentlich
„zu meiner Einwilligung in die
„Verbindung mit ihm. Aber ich ſahe
„doch, daß dieſe Verbindung der wärmſte
„Wunſch ſeines Herzens war. Und
„dieß bewegte mich endlich zum Jawort
„— zu dieſem ſchrecklichen Wort,
„vor deſſen Erfüllung ich an allen Gliedern
„erzittere. An dem Karakter und
„an der Aufführung meines Geliebten
„iſt zwar nichts auszuſezen. Seine
„Figur nimmt für ihn ein. Er iſt gefällig,
„artig, und beſizt große Lebensart.
„Aber — ach Arndt! — er
„füllet doch das Ideal meines Herzens
„noch lange nicht aus; er iſt doch nicht
„der Mann meiner Liebe — er gleicht,
„bey allen ſeinen glänzenden Eigenſchaften
„doch ſo wenig einem andern Bilde,
„das in meiner Phantaſie lebt —
„und er iſt ſo wenig Mann für mich,
„daß ich — ich zittre es zu ſagen,
„aber es iſt wahr — daß ich ihn beynahe
„haſſe. Und dieſem Manne ſoll

„ich aufgeopfert werden? — O! lie-
„ber Arndt! — wenn mich noch je-
„mand retten könnte! — aber —
„was ſchreibe ich auch? — es iſt un-
„möglich — übermorgen bin ich
„Hannsheims Gattin. — Leben
„Sie wohl! — ich werde Ihnen nie
„wieder ſchreiben; aber doch werde ich
„meinen unglücklichen Freund niemals
„vergeſſen. Und Sie? — ſollten Sie
„jemals vergeſſen

Ihre

traurige Freundin
Adelaide?

Nun! ſo hat ſich denn alles Unglück wider Sie verſchworen, Emilie! — — mit dieſen Worten gab ich ihr Adelaidens Brief, und gieng an ein Fenſter, um meine Thränen über das Schickſal dieſer beyden Frauenzimmer, die ein Mann zugleich elend gemacht hatte, auszuweinen. Emilie gab mir den Brief mit vieler Ruhe, und unter den Worten zurück:

„Es ſey dann! — Gott wende alles
„zum Beſten! ich reiſe wieder nach
„Frankreich.

Die Ruhe dieſes edlen Frauenzimmers, und ihre Ergebung in den Willen der Vorſehung rührte mich mehr, als wenn ſie in die heftigſten Klagen ausgebrochen wäre, und den Urheber ihres Unglücks vor Gott und ſeinem Gerichte angeklagt hätte. Ich faßte denn ihre Hand und ſagte.

„Nein, liebe Emilie! zu gut, iſt nicht
„gut! vergeben können Sie zwar dem
„Treuloſen; aber die Rechte der Menſchheit
„müſſen Sie doch gegen ihn behaupten!
„Er muß Ihnen und Ihrem
„Kinde doch wenigſtens ein anſtändiges
„Auskommen ſchaffen. Haben Sie nur
„Geduld! ſo bald meine Wunden völlig
„wieder geheilt ſind, will ich Urlaub
„nehmen, und Ihren Verführer ſelbſt
„aufſuchen. Er ſoll und muß Ihnen
„Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, oder
„ich müſte keinen Degen mehr zu führen
„im Stande ſeyn. Die Sache der
„Menſchheit zu vertheidigen, ſoll mir ſo
„gut Pflicht ſeyn, als für den Ruhm
„meiner Kaiſerin zu fechten.

Nottingham vereinigte ſich mit mir; und da er in einigen Tagen abzureiſen gedachte, ſo verſprach er mir, gleich nach ſeiner Ankunft zu Hauſe, den Schwiegervater des Herrn von Hannsheim, auf meine Expedition bey ſeinem Schwiegerſohn ein wenig vorzubereiten.

»Wie wunderbar ſind aber doch die
»Schickſale der Menſchen!

ſagte ich zu dieſem meinem Freunde, als wir uns — nach unſerer Gewohnheit — in meinem Zimmer allein bey einander befanden,

»und wie ſcheint doch die Vorſehung,
»die Augen, auch der Edelſten unter
»ihnen, gleichſam zu verblenden, damit
»ſie ſich und die Ihrigen ſelbſt ins
»Unglück ſtürzen können! Ich urtheile
»vielleicht zu frey, zu läſterhaft gegen
»die Weißheit des Weltenbeherrſchers.
»Aber liegt dann die Sache nicht klar
»vor unſern Augen? — Dieſer ſonſt
»ſo kluge, rechtſchaffene Blume —
»hat er ſich nicht hier offenbar übereilt?
»— hat er ſein eigenes geliebtes
»Kind nicht ins Elend geſtürzt, indem

„er es glücklich zu machen dachte? —
„iſt er nicht gleichſam mit Blindheit
„geſchlagen geweſen? — hätte er ſich
„nicht erſt um ſeinen Liebling genauer
„bekümmern ſollen? — und — wenn
„er auch würklich der rechtſchaffenſte
„Mann von der Welt war — ver-
„diente denn die vortrefliche Adelaide
„das entſezliche Schickſal, einem Man-
„ne aufgeopfert zu werden, den ſie nicht
„liebte? — Arme Adelaide! ich wer-
„de um dich weinen, ſo lange mir mei-
„ne Augen offen ſtehen — werde dein
„Geſchick bejammern, ſo lange noch
„Gefühl der Menſchheit in meinem Bu-
„ſen ſchlägt. —

„An dem allen iſt im Grunde nie-
„mand anders Schuld,

antwortete Nottingham,

„als der niederträchtige Schurke, der
„Blauſtrumpf: denn ſonſt wären
„Sie eigentlich der Mann, welchem
„Herr Blume ſeine Tochter, und mit
„ihr, ſeinen ganzen Reichthum gab.
„Adelaide liebte Sie, das weiß ich ge-
„wiß; und noch immer hängt ihr Herz

„an Ihnen; das zeigt ihr zärtlicher, „obgleich zerſtreuter Brief, der ganz „aus der Fülle ihrer Seele gefloſſen iſt.

„Adelaide liebte mich? — O! „Nottingham! dieſer Gedanke könnte „mich raſend machen; hätte ich nicht „ſchon längſt gelernet, meine Leidenſchaften zu beſiegen, und das zu vergeſſen, was mir das Liebſte auf der „Welt war. —

Nach dieſen Worten trat Arnold in unſer Zimmer, und that mir die Wohlthat, meine Gedanken von einem Gegenſtande zu entfernen, der die empfindlichſte Saite meines Herzens berühret hatte. Amalia, und Emilie kamen endlich auch dazu; und — nur ein Blick von jener vortreflichen Frau war hinreichend, alle Melancholie aus meinem Herzen zu verſcheuchen, und Zufriedenheit und Wonne in meine Seele zu gießen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Worinn man einen uralten Bekannten, mit einem Böſewicht nicht in der behaglichſten Lage antrift.

Es war gerade den Abend vorher, ehe Nottingham von uns wieder abzureiſen gedachte, als wir in dem, dem Amthauſe gegen überliegenden Gaſthofe, auf einmal einen ſehr heftigen Lärm vernahmen, von Menſchen, die in einer Schlägerey mit einander begriffen zu ſeyn ſchienen. Und in demſelben Augenblick trat auch der Wirth, bey uns, ins Zimmer, und begann ganz auſſer Athem, folgende Anrede, an Arnolden:

»Ich wollte recht ſehr gebeten haben, »Hochedler Herr Amtmann! ſchicken »Sie doch gleich den Amtsfrohn hinüber in meinen Gaſthof, daß er den »Leuten mores lernt, die ich ſelbſt nicht »habe zur Raiſon bringen können! Da »iſt ein Reiſender drüben, ein alter eigenſinniger Kopf, und eine Art von

»preußiſcher Soldate, er ſcheint etwan
»ein Deſerteur zu ſeyn, ein impertinenter
»Kerl, — dieſe beyden Leute kamen
»über das Predigen zuſammen. Als
»der alte Mann hineinkam in den Gaſthof
»— denn ſein Paß war richtig,
»und es ſtund darinnen, daß er nach
»Wien reiſen wollte, er war auch von
»vielen preußiſchen und öſterreichiſchen
»Generalen unterſchrieben — ſo fieng
»er gleich an, mit den Biergäſten, die
»da waren, vom Predigen zu reden,
»und da die Leute deßwegen ihre Freude
»über ihn hatten — denn es gieng
»ihm vom Maule, wie ſchimmelicht
»Brod, ſo fieng er gar an, eine Predigt
»herzuſagen, der Soldate aber,
»der freylich keinen Paß hatte — aber
»wer darf denn bey izigen Kriegszeiten
»einen Soldaten nach dem Paſſe fragen?
»— der hielt ſich darüber auf,
»daß der alte Mann in einem Wirthshauſe
»predigte, und ſagte, es wäre
»dummes Zeug, was er vorbrächte,
»und der alte Mann wäre ein Narr,
»und was dergleichen Injurigen mehr
»waren. Das verdroß nun den alten

„Mann ſehr, und er ſagte zum Soldaten,
„daß er ſalven einen Dreck davon
„verſtehen müſſe, weil er ſo einfältig
„rede, der Soldat aber blieb dabey,
„daß er dumm predige, und daß er das
„Predigen wohl beſſer verſtünde, als
„er, und hieß den alten Mann noch einmal
„einen Narren. Aber da nahm
„dieſer einen Krug, der auf dem Tiſche
„ſtand, und warf ihn nach dem Soldaten,
„und da ich denn nun wohl ſähe,
„daß die Schlägerey loßgehen würde,
„und der Soldat ein großer ſtarker
„Kerl iſt, und der Alte ein dürres hageres
„gebacken Birn-Männchen, ſo
„lief ich gleich fort, daß ich Sie bitten
„wollte, Hochedler Herr Amtmann!
„den Amtsfrohn hinüber zu ſchicken,
„daß er dem alten Manne zu Hülfe
„kommt: denn ſonſt wird er von dem
„Soldaten gewiß todt geſchlagen.

Dieſes Abentheuer und der alte Mann mit ſeinem Predigen, ſchien uns ſo viel komiſches zu enthalten, daß wir Mannsperſonen uns alle dreye ſo gleich aufmachten, und unter Vortritt des Amtsdieners, der

Friede bieten ſollte, hinüber in den Gaſthof giengen, um den neuen Sokrates zu ſehen, der in Wirthshäuſern das Volk lehren wollte.

Als wir hinein in die Gaſtſtube traten, hatte der Soldat den alten Mann, der einen dunkelblauen Rock, mit hellblauer Weſte, und grünen Beinkleidern trug, zur Erde geworfen, jedoch ohne ihm weiter ein Leid zuzufügen. Ein Handwerksburſche hielt ſeine kleine, runde, wollene Stutzperücke in die Höhe, und bot ſie ſpottweiſe zum Verkauf aus; ein andrer hielt einen geſchriebenen Heft in der Hand, woraus er, unter vielem Gelächter der ganzen Geſellſchaft, eine Predigt ablaß. Jedermann hatte ſeinen Spott über den eißgrauen alten Mann, der auf der Erde da lag, und von dem Soldaten gehalten wurde, daß er nicht aufſtehen konnte.

Aber kaum betraten wir die Stube, ſo flog dieſer muthwillige Haufe auseinander; der Soldat ließ den alten Mann fahren, und ſchmiegte ſich unter die Fuchtel des Amtsdieners, der ihn ſogleich in

Arreſt nahm. Perucke und Predigt flog dem alten Mann zu Füſſen, der ſich nun allmählig auch wieder aufhaſpelte, und vor allen Dingen ſeinen Heft in die Taſche ſteckte; denn ergriff er erſt ſeine Perücke, ſtürzte ſolche auf, und trat vor uns hin, mit den Worten:

> „Iſt das erlaubt, meine Herren! daß
> „man als ein Fremder ſich hier miß-
> „handeln laſſen muß, und daß man ſo
> „wenig Reſpekt hat gegen einen alten
> „eißgrauen Mann, wie ich bin? —

Gerechter Himmel! — kaum hatte dieſer Mann den Mund aufgethan, ſo erkannte ich ihn an der Sprache: denn ſeine Geſichtsbildung war mir ganz unkenntlich geworden; — es war mein Vater! — Schreck, Erſtaunen und Freude ergriffen meine ganze Seele mit heftiger Wuth. Schon breitete ich meine Arme aus, ihn an meinen Buſen zu ſchlieſſen. — Doch faßte ich mich auch in dem Augenblick wieder, und unterdrückte das heftige Gefühl der Natur, um eine bequemere Stunde abzuwarten, wo ich mich ihm zu erkennen geben konnte.

Ich ſagte **Arnolden**, der ihn nach ſeinem Paſſe fragte, ins Ohr, daß es mein Vater ſey, und daß er mir erlauben möchte, ihn zu examiniren. **Arnold** erſtaunte ebenfalls nicht wenig; aber doch gab er mir ſo gleich den Paß in die Hände, den ihm mein Vater überreicht hatte, und bat mich zum Schein, daß ich dieſen Fremden ſelbſt examiniren möchte. So nach nahm ich das Wort, und ſagte:

»Sie ſind alſo der Bader **Arndt** aus **Blankenburg**, wie ich aus Ihrem Paſſe ſehe, und gedenken nach **Wien** zu reiſen. Was haben Sie denn da für Geſchäfte?

»Eben keine Geſchäfte, Ihr Gnaden? —

antwortete mein Vater,

»denn Sie ſind doch wohl ein öſterreichiſcher Offizier, wie ich an Ihrer Montur ſehe — ich wollte nur meine älteſte Tochter beſuchen, welche dort bey einer geheimen Räthin in Dienſten iſt.

Ich. „So! und dieſe weite Reiſe wollen
„Sie zu Fuß machen?

Er. „Ach ja! Ihr Genaden! ich bin noch
„ziemlich friſch auf den Beinen, und
„ich habe mein Lebtage gut laufen können.

J. „Sie müſſen Ihre Tochter ſehr lieb
„haben.

E. „Wer liebt denn ſeine Kinder nicht,
„Ihr Genaden! ich thäte ja wohl alles
„für die meinigen, ungeachtet ſie mir
„mein Tage viel Herzeleid gemacht haben.

J. „Das iſt nicht hübſch von Ihren Kindern.

E. „Freylich! freylich! — Ihr Genaden! denn dieſe meine Tochter in
„Wien, zum Beyſpiel, die lief mir mit
„einem Studenten davon, und nur
„durch Gottes beſondere Schickung,
„traf ſie mein älteſter Sohn in Wien
„an, und ſchafte ihr bey der Geheimeräthin, die eine ſehr herrliche Frau
„ſeyn muß, eine Verſorgung.

J. „Alſo haben Sie denn auch noch ei„nen Sohn in Wien?

E. „Damals, Ihr Genaden! war er in „Wien, bey eben der Geheimeräthin „ihrem Gemahl. Aber er ſoll da dum„me Streiche gemacht haben; und da „haben ſie ihn unter die Soldaten ge„ſteckt. Er hat mir zwar vor einiger „Zeit geſchrieben, daß er Offizier gewor„den ſey; aber — wie ich neuerlich ge„hört habe, ſoll er in einer Bataille ge„blieben ſeyn. Gott möge ſeiner Seele „gnädig ſeyn! —

J. „So! und was war denn Ihr Sohn „anfänglich? und wie kam er denn nach „Wien?" —

E. „Ach! Ihr Genaden! er war beſtän„dig ein Thunicht gut. In ſeinem funf„zehnten Jahre lief er mir von der „Schule davon: denn er ſollte ſtudi„ren, und izt könnte er ſchon lange „Kaplän bey uns ſeyn, wenn er nicht „ſolche dumme Streiche gemacht hätte: „denn er hatte ſchon eine rechte gute „Gabe zu predigen. Hernach iſt er al„lenthalben in der Welt umher gezogen,

„und iſt ſogar einmal, zu meinem gró-
„ſten Herzeleid, unter die Komödianten
„gegangen. Ich habe ihn mit keinem
„Auge wieder zu ſehen gekriegt, den lie-
„derlichen Ranken! —

J. „Nun! ſeyn Sie nur nicht ſo böſe auf
„ihn, Herr Arndt! vielleicht iſt doch
„noch ein rechtſchaffener Mann aus ihm
„geworden!

E. „Das gebe doch der liebe Gott! ich
„hatte den Jungen immer am liebſten,
„unter allen meinen Kindern: denn es
„war ein ſchöner ſtattlicher Junge, und
„konnte predigen, daß man nur ſeine
„Freude daran ſahe.

J. „Wer weiß, ob Sie ihn nicht bald wie-
„der ſehen! — denn ich muß Ihnen
„nur ſagen, er lebt noch, und iſt ſo
„gar mein Kammerad. Wir ſtehen
„unter einem Regimente, und ſind Her-
„zens gute Freunde. —

E. „Ach! du lieber Gott! hätteſt du mir
„dieſe Freude noch in meinen alten Ta-
„gen aufgehoben! — erzählen Sie mir
„doch was von dem guten Jungen.

„Ihr Gnaden! wie ſieht er denn aus? — iſt er denn auch ſo ein ſchöner anſehnlicher Herr, wie Sie?

J. „Nur Geduld! er wird Ihnen alles ſelber erzählen. Er iſt ſo ziemlich in meiner Größe. Aber leider iſt es dem armen Teufel eben ſo gegangen, wie mir. Die Preußen haben ihm das Geſicht gerade ſo zerfezt, wie mir.

E. „Nun! das iſt doch ein Zeichen, daß er ſich brav gehalten hat; das mag immer ſeyn. Wo ſteht denn ſein Regiment? ich will morgen des Tages hin, und will ihn beſuchen.

J. „Das brauchen Sie nicht, Herr Bader! denn das Regiment wird morgen hier durchgehen, und da wird er mich unfehlbar beſuchen. Dann können Sie ihn noch mehr überraſchen. Der Herr Amtmann iſt hier mein guter Freund, der wird Ihnen heute ein Nachtquartier geben. Kommen Sie alſo mit uns! Sie ſollen uns noch was vorpredigen.

E. „Unterthäniger Diener! Sie erweiſen mir allzuviel Gnade. Aber wenn Sie

„Gefallen daran finden, ſo kann ich „Ihnen eine ganz neue Predigt, im „Saurinſchen Geſchmack halten, „worinn ich die Geiſter-Erſcheinungen „vertheidige.

J. „Recht gut, mein Herr Bader! aber „leiden es denn Ihre Geſchäfte zu Hauſe, daß Sie ſo weite Reiſen thun können?

E. „O ja! Ihr Gnaden! meine Kunden „habe ich meinem jüngſten Sohne abgetreten, und was die Hauswirthſchaft „anbetrift, ſo iſt meine Frau eine ſo „gute Wirthin, daß ich mich um nichts „bekümmern darf, und dennoch alles „ſeinen guten Gang fortgehet.

J. „Das iſt vortreflich, Herr Bader! — „nun — wir werden mehr mit einander ſprechen. Kommen Sie nur „mit uns!

Indem nun mein Vater ſein Hoppeichen zuſammen packte, und jedermann darüber erſtaunte, daß dieſem Manne, den man kurz vorher noch als einen Narren traktirt hatte, die Ehre wiederfuhr, von dem

Amtmanne in ſein Haus genommen zu werden, brachte der Amtsdiener auch den andern Kämpfer, nämlich den Soldaten, zum Examen herbey. Als wir ihn genauer betrachteten — ich und Nottingham — ſo ſahen wir einander an, und wuſten nicht, ob wir mit dieſem Menſchen bezaubert waren, oder was wir ſonſt aus ihm machen ſollten? — wir kannten ihn beyde, wuſten aber beyde nicht ſo gleich, wo wir ihn eigentlich hinthun ſollten? — man ſtelle ſich aber unſer Erſtaunen vor, als wir ihn endlich völlig erkannten! Um es zu beurtheilen, will ich nur eine Skizze von unſerm Geſpräche mit ihm hier einrücken.

Amtmann. „Wer iſt er eigentlich?

Soldat. „Ein preußiſcher Deſerteur vom „Deſſauiſchen Regimente.

A. „Wo will er hin?

S. „Zu meinen Verwandten, ins Erzge„bürge.

A. „Will er keine Dienſte wieder nehmen?

S. „Nein! ich will Condition ſuchen: „denn ich habe ſtudiert.

A. „So! wie heiſſet er denn?

S. „Leberecht Anton Blauſtrumpf.

Ich denke aus den Wolken zu fallen; Nottingham ſchlug die Hände zuſammen, und rief:

„Blauſtrumpf? — der ehemalige
„Pfarrer in Rothenfelß?

S. „Eben dieſer. Ach! ich kenne Sie
„wohl, Herr Sekretair! es iſt mir angenehm,
„Ihnen hier mein Kompliment
„zu machen.

N. „Mir eben nicht. Wenigſtens hat er
„ſchlechte Ehre davon.

S. „Gehorſamer Diener! danken Sie
„Gott, daß ich Sie nicht irgendwo als
„feindlicher Soldat angetroffen habe.
„Ich hätte Sie auf ewig untüchtig machen
„wollen, bey der Donna Olympia
„zu ſchlafen.

N. „Nun! niederträchtig genug wär' er
„dazu.

S. „Wurſt wieder Wurſt! ſagt das
„Sprichwort, Herr Sekretair!

A. „Ich muß ihn im Arreſt behalten,
„Blauſtrumpf, und ihn zur öſterrei-
„chiſchen Armee ſchicken. Ich habe
„Befehl dazu. Herr Oberlieutenant!—
„das wär' ein Kerl unter Ihre Dra-
„goner.

Aus Furcht, von ihm erkannt, und dadurch meinem Vater, dem ich mich noch nicht entdecken wollte, verrathen zu werden, hatte ich mich biſher entfernt gehalten. Nun aber muſte ich doch hervor treten. Die große Schmarre über mein Geſicht, und mein herein gedrückter Hut machten mich ihm, aber doch unkenntlich. Ich nahm eine rauhe verſtellte Sprache an, und ſagte:

„Nein! Herr Amtmann! einen ſo nie-
„derträchtigen Kerl können wir bey un-
„ſerm Regiment nicht brauchen. Denn
„es iſt ein Schurke, ein Verläumder,
„und ein Ehebrecher, den man vom
„Dienſte gejagt hat. Was kann gu-
„tes an ſolch' einem Hundsvott ſeyn?
„Aber ſchicken Sie ihn nur hin zur Ar-
„mee! ich werde einen Brief an den Ge-
„neral

„neral beylegen, und ihn darinnen zu
„Gnaden empfehlen. Sie mögen ihn
„unter die Freyparthie ſtecken. Die
„Gräben auszufüllen, und todtgeſchoſſen
„zu werden, dazu iſt ein ſolcher
„Taugenichts allenfalls noch gut.

Himmel! was für große Augen machte **Blauſtrumpf** zu dieſer meiner Rede! er bückte ſich bis zur Erde, und bat flehentlich, ihn nicht zu unſerer Armee zu ſchicken, ſondern ihn nach Hauſe gehen zu laſſen. Da nun mein Vater inzwiſchen mit **Nottingham**, welchem ich deswegen einen Wink gab, fortgegangen war, ſo antwortete ich dem Vernichter meiner ganzen Glückſeligkeit alſo:

„Du ſcheinſt dich darüber zu wundern,
„Kammerad! daß ich ſo genaue Wiſſenſchaft
„von deiner Geſchichte habe.
„Aber, ſieh mich nur einmal recht an!
„ob du mich nicht mehr kenneſt? —
„So wiſſe denn! ich bin **Arndt**! —
„eben jener **Arndt**, welchen du, mit
„deinen teufliſchen Kabalen und Verläumdungen
„aus dem Hauſe des Herrn

„Blume entfernteſt. Wie du ſiehſt,
„hat die Vorſehung mich ſchon einigermaaßen
„an deinen Bubenſtücken gerochen.
„Denn ich bin Offizier im Dienſt
„der Kaiſerin Königin Majeſtät; du
„aber biſt als gemeiner Soldat, nun
„auch deinem König untreu und meineydig
„geworden, und das Schickſal
„hat dich izt völlig in meine Gewalt
„gegeben. Ich würde mir nichts als
„Gerechtigkeit verſchaffen, wenn ich
„mich izt auf das nachdrücklichſte an
„dir rächte. Kein Hahn würde darüber
„krähen, wenn ich dir hier fünfzig
„Prügel aus dem Salze aufzählen
„ließe; und nur einige Zeilen an meinen
„Kapitain, der das Herz unſers
„Generals in Händen hat, würde es
„mich koſten, um dich auf immer in die
„Karre ſchmieden zu laſſen: denn ich
„habe dich, als einen meineydigen Schurken,
„aber nicht mehr als Diener des
„Königs in Preußen in meine Gewalt
„bekommen. Aber nein! — Gott
„ſoll mich davor bewahren, mich an
„dir zu rächen! Du warſt ſonſt ein Diener
„der Religion; und du machteſt

„durch deine Niederträchtigkeiten, deinem Amte Schande; ich will dir, als Soldat zeigen, wie ein Chriſt gegen ſeine Feinde handeln ſoll. Dieſe Nacht ſollſt du zwar Arreſt haben, weil ich deinem boshaften Karakter auf keinen Fall traue. Aber morgen kannſt du in Friede deines Weges ziehen. Ich werde es verantworten, daß der Herr Amtmann hier, dich nicht zu unſrer Armee ſchickt; und ich wünſche dir, daß dich die Rache des Himmels nicht härter treffen möge, als die meinige. Beſſere dein Herz, und hüte dich künftig, unſchuldige Leute unglücklich zu machen! Es möchte dir nicht immer ſo gut gelingen. —

Wie betäubt ſtand der ehrloſe Menſch da. Seine Blicke fielen zur Erde. Er traute ſich nicht, mich anzuſehen, noch weniger mir zu antworten. Einige ſtumme Bücklinge vertraten bey ihm die Stelle der Dankſagungen. Ich nahm zwey ganze Thaler aus meiner Börſe, gab ihm ſolche unter den Worten:

„Du wirſt nichts zu zehren haben, Kam„merad! damit du alſo die Leute nicht „mit Betteln inkommodiren mögeſt, ſo „nimm hier dieſe Kleinigkeit zum Reiſe„gelde an!.

und verließ ihn zum allgemeinen Erſtaunen aller Anweſenden, welchen meine Großmuth ſo ungewöhnlich, und des Soldaten Niederträchtigkeit ſo ahndungswürdig vorkam, daß nur der Amtsdiener, durch ſeinen Stock, die Thätigkeit dieſer Menſchen, die im Begriff waren, Blauſtrumpfen ſchlecht zu behandeln, im Zaum halten konnte. Den Morgen drauf kam dieſer Böſewicht noch zu mir, bedankte ſich auf das kriechendſte für meine Gelindigkeit und Großmuth, und zog von dannen. Wie ich hernach gehört habe, ſoll er ſich nach dem Kriege, als ein elender Kinderlehrer, im Erzgebürge, auf den Dörfern umher getrieben haben. Und nun auch auf immer genug von ihm!

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Das Schickſal des Helden nimmt eine neue Wendung.

Mit meinem Vater machte ich dieſen Abend noch eine ſo vertraute Freundſchaft, und ſezte mich ſo ſehr bey ihm in Gunſt, daß er mir einigemal zuſchwor, wenn ſein Sohn nur halb der Mann ſey, wie ich, ſo würde er ſich für Freude nicht zu laſſen wiſſen, und er wolle ihm von Herzen gern alles vergeben, wodurch er ihm ſo viel Herzeleid gemacht habe. Wir ſchliefen des Nachts in einem Zimmer, und er ließ ſich nichts weniger träumen, als daß ich dieſer ſein Sohn, ſelbſt war. Deſto größer aber war ſein Erſtaunen, und deſto unbegrenzter ſeine Freude, als ich mich ihm den Morgen drauf, in Gegenwart **Nottinghams**, **Arnolds**, und der beyden Frauenzimmer, vollends entdeckte. Anfänglich wollte er es immer noch nicht recht glauben, indem er gar nicht begreifen konnte, wie es möglich geweſen ſey, daß er mich nicht gleich auf den erſten Anblick erkannt habe. Endlich aber fügte er ſich doch darein, und ſein Entzücken war deſto gröſſer, einen ſo vornehmen Mann, wie ich ihm zu ſeyn dünkte, zum Sohn zu haben. Mein Freund Arnold nöthigte ihn, einige Tage bey uns zu bleiben, ehe er ſeine Reiſe nach Wien fortſezte. Er war dieß ſehr gerne zufrieden, beſonders da er wahrnahm, daß wir an ſeinen Predigten, wovon er uns alle Tage, mit einer regalirte, Behagen zu finden ſchienen.

Nottingham aber reiſte dieſen Tag wieder nach Rothenfels zurück, nachdem er mir vorher nochmals verſprochen hatte, ſich der Sache der unglücklichen Emilie, bey dem Herrn Blume alles Ernſtes anzunehmen.

Auch waren meine Wunden nunmehr in ſo weit wieder geheilet, daß die Contuſion am Kopfe keine üble Folge nach ſich gelaſſen hatte, und der Hieb im Backen nur noch an der großen Schmarre, die ich davon behielt, zu ſpüren war. Am Arme hingegen empfand ich doch noch immer eine gewiſſe Lähmung, die mir es ziemſich ſchwer machte, ihn gehörig zu brauchen, und den Degen mit dem erforderlichen Nachdruck zu führen. Indeſſen dachte ich aber doch, nächſtens wieder zu meinem Regimente zurück zu kehren, und meine Dienſte wieder zu thun, ſo bald ich vorher Emiliens Angelegenheiten, die mir würklich ſehr am Herzen lagen, in Richtigkeit gebracht haben würde.

Aber es war im Rathe der Vorſehung ein andres mit mir beſchloſſen. Vier Tage nach der Ankunft meines Vaters erhielt ich durch eine ausdrückliche Ordonnanz ganz unvermuthet zwey Briefe vom Regimente zugeſchikt. Der eine war von meinem Kapitain; auf dem andern aber erblickte ich ſogleich mit ganz ausnehmendem Vergnügen, die Hand und das Siegel der Frau Geheimeräthin von W. Natürlicher Weiſe trieb mich mein Verlangen nach dem, was mir dieſe vortrefliche Dame geſchrieben habe, ſogleich an, den leztern zuerſt zu eröfnen. Man ſtelle ſich mein Entzücken vor, als ich ihn folgenden Inhalts fand! —

»Mein lieber Arndt!

»Daß ich über Dein trauriges Kriegs-»Geſchick von ganzer Seele erſchrocken »bin, daß ich für dein Leben gezittert, »mich aber auch unendlich gefreuet ha-»be, nachdem ich erfuhr, daß du end-»lich auſſer aller Gefahr ſeyſt; alles »dieß wirſt du mir wohl glauben, ohne »daß ich dir es zuzuſchwören brauche. »Aber — freue dich nun auch wieder! »Wahrſcheinlicher Weiſe hat das Schick-»ſal endlich aufgehöret, dich zu verfol-»gen; vielleicht biſt du dem Hafen dei-»ner dauerhaften Verſorgung näher, »als du izt denkſt! Es iſt mir endlich »gelungen, dir deinen Abſchied bey Ho-»fe auszuwürken, und du wirſt ihn »ſchon mit dieſem Briefe bekommen. »Die Monarchin hat dich zugleich zum »Kapitain erhoben, und dir auf den »Fall, daß du deine völlige Geſundheit »nicht wieder erlangeſt, eine Penſion »von 500 Gulden ausgeſezt. Aber »mein ſehnlichſter Wunſch iſt der, daß »du dieſe Penſion gar nicht brauchen »mögeſt: denn es iſt ohne dieſelbe ſchon

„für dein Fortkommen geſorgt. Mein „Gemahl iſt völlig mit dir ausgeſöhnt, „und hat dir alles Vergangene vergeben." Er läßt dir hiermit ſeine Gewogenheit von neuem verſichern und dir „das Anerbieten thun, daß du ohne „weitere Umſtände wieder zu ihm kommen, und ſo lange bey ihm bleiben „ſollſt, bis er dir eine anſehnliche und „friedliche Stelle, im Dienſt des Hofs „ausgemacht hat. Da er bey der Monarchin ungemein gut ſtehet, ſo kann „dir die verſprochene Verſorgung nicht „entgehen, und mein Gemahl wird ſich „gewiß bemühen, das bey dir wieder „gut zu machen, was er durch ſeine „Eiferſucht und ſeine Hitze bey dir verdarb: denn er hielt immer viel auf „dich, und er hat mir mehr, als einmal „geſtanden, daß er dich noch immer lieb „habe, und daß ihn ſeine raſche Handlung an dir, unendlich reue. Mache „dich alſo auf, ſo bald es deine Geſundheitsumſtände erlauben! und komme gerade zu uns! wir erwarten dich „mit offenen Armen. Beykommenden „Wechſel kannſt du dir in Prag, bey

„dem erſten, dem beſten Banquier auszahlen laſſen, wenn es dir etwan an „Reiſegelde mangeln ſollte. Deine „Schweſter, das gute Chriſtinchen „hab' ich noch bey mir. Sie befindet „ſich ſehr wohl, und iſt meine ſtete Geſellſchafterin. Ich habe ihr alle Dienſte abgenommen, und ſie vertritt bloß „die Stelle einer Freundin bey mir. „Du wirſt ſie kaum mehr kennen, ſo „ſehr hat ſie ſich zu ihrem Vortheil verändert. In ihrem Anſehen, und ihrer Lebensart kann ſie izt mit jeder „Hofdame wetteifern. Nun! ſo leb „denn indeſſen recht wohl, lieber „Freund! und erfreue uns bald mit deiner Ankunft! mein Gemahl läßt dich „herzlich grüßen, ich aber bin

Deine

treue Freundin

Roſa von W.

Wieder einmal ein Sonnenſtrahl des Glücks! — dachte ich, indem ich den Brief dieſer edlen Dame entzückt an meinen Mund drückte, — aber auch ein ſolcher

cher Strahl, der nicht von trüben Wolken umnebelt iſt, ſondern das völlige Aufgehen der Sonne meines dauerhaften Glücks verkündiget. Endlich ſcheinet denn doch das Schickſal aufhören zu wollen, mich zu verfolgen, und ſeiner an mir bewieſenen Tüke müde zu ſeyn! — nunmehr las ich auch den Brief meines Kapitains, und fand die Beſtätigung deſſen, was mir die Geheimeräthin ſchon geſchrieben hatte. In meinem dabey liegenden Abſchiede, hieß es ausdrücklich, daß mir aus beſondern Gnaden das Prädikat eines Kapitains ertheilet würde, und dafern ich im Dienſt der Monarchin an meiner Geſundheit Schaden gelitten haben dürfte, ſo ſolle mir eine Penſion von 500 Gulden verwilliget werden.

Sonach hatte denn mein Soldatenſtand auch ein Ende, und ich zählte nun alle Tage und Stunden, um bald wieder nach Wien zu kommen, und bey meiner alten Freundin der Geheimeräthin zu ſeyn. Als ich Arnolden und Amalien die neue Wendung meines Schickſals eröfnete, brach leztere in Freudenthränen aus, und erſterer beklagte nur, daß er nicht ſelbſt der Mann ſey, der mich auf eine ſo thätige Art unterſtüzen könne, wie der Geheimerath; auſſerdem er mich gewiß nicht von ſich weglaſſen würde.

Niemand aber freute ſich inniger darüber, als mein Vater, der nun in meiner Geſellſchaft nach Wien reiſen konnte, und nicht mehr nöthig hatte, zu Fuße zu gehen. Ich entſchloß mich alſo, Sachſen wieder zu verlaſſen, und an demjenigen Orte mein Glück wieder aufzuſuchen, wo ich ſchon die vergnügteſten Tage meines Lebens gehabt hatte. Gern hätte ich vorher meine Mutter und meine Geſchwiſter noch beſucht, da ich einmal ſo nahe bey ihnen war. Aber es war unmöglich, durch die preußiſche Armee hindurch zu kommen, die alle Zugänge auf den Harz verſperrt hatte. Alſo muſte ich denn dieſen Beſuch für dießmal bis nach geendigtem Kriege verſparen, und mich indeſſen an der guten Nachricht begnügen, die mir mein Vater von dem Befinden meiner Verwandten gab.

Zuerſt reiſte ich denn alſo zu unſrer Armee, und nahm Abſchied von meinen dortigen Gönnern und Freunden. Rührend war mir die Trennung von meinem rechtſchaffenen Kapitain, dem Herrn Grafen Ladogna. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich dieſen edlen Freund verlaſſen muſte. Er hatte aber auch das Patent als Major bekommen, und er ſtieg noch in dieſem Kriege bis zum General-Feld-Wachtmeiſter. Izt aber hat er die Kriegsdienſte ganz verlaſſen, und lebt in Italien auf ſeinen Gütern, zum Glück der Menſchheit, und an der Seite einer vortreflichen Gemahlin, welche ihm die Vorſehung zur Belohnung ſeiner Tugenden zuführte.

Doch — wieder auf mich zu kommen! Als ich von der Armee wieder nach Wiedeburg zurückkam, hinderte mich nun nichts mehr, meine Reiſe nach Wien anzutreten, als die Angelegenheit der unglücklichen Emilie. Ich hatte ihr einmal verſprochen, mich ihrer Sache anzunehmen, und dieſes Geſchäft muſte ich denn doch auch vollenden, ehe ich Sachſen wieder verließ. Ich entſchloß mich alſo, meine Tour gleich über Rittersheim zu nehmen, und den Herrn von Hannsheim dort ſelbſt aufzuſuchen. Zugleich konnte ich dort auch noch von Adelaiden Abſchied nehmen, und vielleicht den Herrn Blume, und meinen Freund Nottingham noch einmal ſprechen. Alle dieſe Urſachen beſtimmten mich denn zu dieſem Entſchluß, und Emilien nahm ich ſelbſt mit, um im Nothfall durch ihre Gegenwart das Gewiſſen ihres treuloſen Liebhabers deſto nachdrücklicher rühren zu können.

Als ich nun endlich von meinem treuen Freunde Arnold, und ſeiner vortreflichen Amalia Abſchied nahm; Gott! wie war mir da zu Muthe? ich glaubte vor Wehmuth in die Erde zu ſinken. —

„O! Ihr Lieben!

ſagte ich, unter Vergießung vieler Thränen

„Izt kann ich euch das nicht vergelten,
„was Ihr an mir gethan habt! aber
„vielleicht kommt noch einmal eine Zeit,
„wo ich euch die dankbaren Empfin-

„bungen meines Herzens auf eine thä-
„tigere Art zu erkennen geben kann.
„Nehmt indeſſen mit dieſem warmen
„Händedruck, mit dieſem brüderlichen
„Kuſſe vorlieb! und bleibt meine Freun-
„de!" — Gott belohne euch alles, was
„Ihr mir Gutes erwieſen habt! ich
„werde Euch nie vergeſſen. Lebt wohl!
„— lebt wohl!

Ich ſank ihnen in die Arme; wir küßten einander, wie Brüder und Schweſtern, und weinten die wollüſtigſten Thränen der Liebe und Freundſchaft. Dann riß ich mich aus den Armen dieſer vortreflichen Menſchen loß, folgte meinem Vater und Emilien, die ſchon im Wagen ſaßen, nach, und rufte nochmals:

„Leben Sie wohl, mein Arnold! be-
„halten Sie mich lieb, meine Ama-
„lia! —

warf ihnen noch einige wehmuthsvolle Blicke zu, und fuhr von dannen.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Enthält eine Gewiſſensrührung.

Als wir nach einigen Tagereiſen zu Rittersheim, wo der Herr von Hannsheim wohnte, ankamen, ließ ich meinen Vater und Emilien im Gaſthofe zurück, und gieng ohne eine Minute Zeit zu verlieren, auf den Hof, um mein Geſchäfte bey dem beſagten Herrn zu verrichten. Adelaide — war mein erſter Gedanke, indem ich zum Hofthor hinein trat. Ach! dachte ich, dieſes unglückliche Frauenzimmer, um deren Beſiz dich niederträchtige Menſchen brachten, ſollſt du nun alſo in den Armen eines andern ſehen, der ſie ſo ganz und gar nicht verdienet? — ich zitterte — und die Haare ſtanden mir zu Berge, bey dieſem Gedanken. Meine Knie wankten, und eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich meiner. — Immer rufte ich mir zu: Sey ein Mann! — izt kommt es auf eine männliche That an, — und doch wurde mir es ungemein ſchwer, meine Empfindungen zu bekämpfen.

Inzwiſchen kam ich in dieſer Gemüthsverfaſſung, bis an das Wohngebäude. Es war vor Mittag um neun Uhr. Eine Menge großer und kleiner Hunde kamen auf mich loßgebollen, und ſuchten ihre Wachſamkeit an mir zu beweiſen. Aber keine menſchliche Figur wurde ich gewahr. Alles ſchien wie ausgeſtorben zu ſeyn. Ich trippelte eine Weile im Vorhauſe herum; es erſchien kein Menſch, und die Hunde ließen mich nicht aus den Augen. Izt wollte ich eine Thür eröfnen, die vermuthlich ins Wohnzimmer führte. Aber ein großer Pudel trat in einem Moment davor, wieß mir die Zähne, und fuhr auf mich hinein, ſo bald ich nur Miene machte, die Klinke anzufaſſen. Sodann verſuchte ich in die Küche zu gehen, um hier etwan einen Bedienten anzutreffen. Vergebens! denn ein großer Hünerhund ſtellte ſich in die Thür, und fieng ein gräßliches Gemurre an; ein kleiner Dachs aber ſprang von hinten an mich hinan, faßte mich beym Rocke, und ſuchte mich zurück zu ziehen, während daß ein kleiner Prager Spiz die Kühnheit hatte, mich in die Knitkehlen zu beißen. O! ihr edlen treuen

Thiere! dachte ich, — ihr verdient die gröſte Lobrede! denn ihr übertreffet manchen Menſchen an Redlichkeit und Treue! — und ich verſuchte an eine andere Thür zu kommen, die ſich am Ende des Hauſes in einem Winkel befand. Hier glückte mir's beſſer: denn obgleich der kleine Spiz ſich mit aller Macht dagegen ſezte, ſo hinderte ihn doch ſeine kleine Statur, dießfalls bey mir etwas auszurichten, indem er über meine ſteifen Stiefeln nicht hinauf reichen und mir alſo nichts anhaben konnte. Ich fand keinen Schlüſſel an der Thür. Ganz von ungefähr hatte ich den Einfall durch das Schlüſſelloch zu blicken, und ſiehe da! ich ſahe einen jungen Menſchen ohne Rock, in Ermeln, der eine Art von Köchin oder Hausmagd in Armen hielt, und ſich ziemlich ſtark in eine Art von Liebkoſungen, die unter dergleichen Leuten zum guten Ton gehören, vertieft zu haben ſchien. So ungern ich ſonſt Liebende zu ſtören pflege, ſo zwang mich doch hier die Noth dazu, etwas ſtark an die Thür anzupochen. Wie der Bliz ließ der neue Endymion ſeine Juno fahren, warf geſchwind eine Art von abgenuzter

Liverey über, öfnete die Thür, und trat hervor. Voller Beſtürzung über den Anblick meiner Perſon, ſtand er da, wie über einem Schelmenſtück ertappt, machte einige Bücklinge, und vermochte kein Wort hervor zu bringen.

„Iſt der Herr von Hannsheim zu „Hauſe?

fragte ich.

B. „Ach nein! Ihr Genaden! der gnädge Herr ſind ein Bisgen ſpazieren geritten.

J. „So! alſo wird er doch bald wieder „kommen?

B. „Je nun! wenn ſie nicht etwan nüber „nach Rothenfelß reiten.

J. „So! aber die gnädge Frau — die „iſt doch wohl vermuthlich zu Hauſe? — „ſey er einmal ſo gut, und frag' er ſie, „ob ich aufwarten könnte?

B. „Die gnädge Frau?

J. „Ja! ja! der gnädgen Frau will ich „aufwarten. Was iſt da lange zu beſinnen?

B. „Ich weiß nicht, Ihr Genaden; ſind denn Ihr Genaden ſchon einmal hier geweſen?

J. „Was hat er darnach zu fragen? mach er nur, und melde er mich — der Hauptmann Arndt in kaiſerlichen Dienſten — bey der gnädgen Frau! ſie kennt mich ſchon.

B. „Die gnädge Frau?

J. „Tauſend Sapperment! verſteht er denn kein Deutſch? — freylich — die gnädge Frau! —

B. „So müſten Ihr Genaden ſich allenfalls drüben im Familien-Begräbniſſe bey ihr melden laſſen: aber doch haben der gnädge Herr den Schlüſſel dazu.

J. „Muſje! iſt er ein Narr? oder will er mich dazu machen? was ſoll dieſer Unſinn?

B. „Halten Sie mir zu Gnaden! ich kann ja nicht anders. Sie beſtehen ja darauf?

J. „Die gnädige Frau zu ſprechen, freylich!

B. „Je nun! die iſt ja todt, Ihr Gnaden!

J. „Todt? — todt? großer Gott! iſts möglich? — Ach! arme Adelaide! „biſt du aufgeopfert? — ſag' er mir „doch, guter Freund! — wie lange „iſts denn her, daß das edle Weib dieſe Welt verlaſſen hat?

B. „Je! das weiß ich nun ſo genau eben „nicht. Es mag wohl ſchon ziemlich „einige Jahre her ſeyn. Ich bin damals noch zu Hauſe geweſen?

J. „Lieber Gott! von wem ſpricht er „denn? — ſie muß ja doch wenigſtens „vor einem Monathe noch gelebt haben.

B. „Ach! ich dachte! ſie iſt ja ſchon geſtorben, ehe der gnädge Herr aus der „Fremde nach Hauſe gekommen iſt.

J. „Ha! ha! nun verſtehe ich ihn; Gott „ſey Dank! er meynt wohl gar die Mutter des Herrn von Hannsheim.

B. „Je! wen denn ſonſt? freylich! meynen Sie denn die nicht?

J. »Bewahre Gott! ich meyne ſeine Gemahlin — und bey dieſer ſoll er mich melden.

B. »Wie? — hat denn der gnädge Herr eine Gemahlin?

J. »Wie ich wenigſtens nicht anders weiß.

B. »Ach! nicht doch! hieher wenigſtens hat er ſein Lebtage keine Frau gebracht.

J. »Iſt er denn nicht verheyrathet mit dem Fräulein aus Rothenfelß?

B. »Ach! ich dachte! — die Hochzeit iſt ja nicht vor ſich gegangen, und nun iſt ja wieder alles ſtille davon.

J. »So! ſo! das iſt was anders. Das habe ich nicht gewußt. Und warum iſt denn nichts daraus geworden?

B. »Je! der gnädge Herr wurde ja krank den Tag vor der Hochzeit; und ſeitdem hat er ja lange am Tode gelegen. Alle Minuten dachten wir, er würde es ausmachen. Auch iſt er noch immer nicht recht geſund wieder. Der Doctor hat ihm das Reiten angerathen, und das bekommt ihm auch

„ganz wohl; und ſo mürriſch und unleidlich iſt er, daß gar kein Auskommen mehr mit ihm iſt. Ich hätte lange gern meinen Abſchied gefordert, wenn mein Vater nicht der Gärtner wäre, der hernach auch ſeinen Abſchied gewiß bekäme.

J. „So! — hört man denn alſo nicht, daß die Hochzeit nun noch werden ſoll?

B. „Wohl nicht: denn der Rothenfelßer Heinrich ſagte noch geſtern drüben in der Schenke: die gnädge Fröhlen wolle nun unſern Herrn nicht haben.

J. „So! nun! ſo führ' er mich in ein Zimmer, bis der Herr kommt! ich will auf ihn warten.

B. „Ganz wohl, Ihr Genaden!

Mir war ein großer Stein vom Herzen, da ich hörte, daß die Verbindung Adelaidens noch nicht geſchehen war. Gute Emilie! dachte ich — die Vorſehung ſelbſt hat ſich deiner angenommen, — vielleicht hat dein Elend am längſten gedauert! —

Mein Muth, ihre Sache durchzuſetzen, wuchs ungemein bey dieſen Umſtänden, und Adelaidens Weigerung, den Herrn von Hannsheim anzunehmen, ſchien mir die Wirkung von Nottinghams Bemühungen um Emiliens Glück zu ſeyn. —

Unter dergleichen Betrachtungen trat ich ins Zimmer; ich hatte aber kaum meinen Hut abgeleget, ſo ſahe ich Hannsheimen ſchon ganz langſam in den Hof herein geritten kommen. Er ſahe überaus blaß und hager aus. Schwermuth war auf ſeiner Stirn gemahlt, und ſeine Augen blickten nur düſter und trübe darunter hervor. Ich gieng hinaus. Faſt erſchrack er über meine Gegenwart, beſonders da ich ihm ſogleich eröfnete, daß ich der Hauptmann Arndt ſey, der das Vergnügen gehabt habe, ihn vergangenen Winter in Rothenfels kennen zu lernen.

Nach den gewöhnlichen Komplimenten ſchritt ich ſogleich zur Abſicht meines Beſuchs, und daraus entſtand denn folgende Unterhaltung zwiſchen uns:

Ich. „Ich glaubte nicht anders, als ſie ſchon in den Armen der liebenswürdigen Adelaide zu finden.

H. „Die Tücke meines Schickſals, Herr Hauptmann! ſchob mir einen Querriegel vor. Ich fiel den Tag vor der Hochzeit in ein heftiges Faulfieber, das mich dem Tode ziemlich nahe brachte, und ſich hernach in ein ſchleichendes verwandelte, wovon ich noch bis izt nicht ganz wieder hergeſtellet bin.

J. „Ich bedaure Sie ſehr, Herr von Hannsheim! Aber vielleicht hat Ihnen die Vorſehung durch dieſe Krankheit im Grunde mehr eine Wohlthat als einen Tort erwieſen. —

H. „So! das iſt ſonderbar gedacht! vielleicht meine chriſtliche Geduld zu probiren! — Sie ſprechen bald wie mein Pfarrer! —

J. „Und doch meyne ich es vielleicht etwas anders.

H. „Es iſt wahr, die Geduld kann man üben, wenn ſich anſtatt der Braut der Tod in die Brautkammer einzuſchleichen ſucht.

J. „Vielleicht wäre die Verbindung mit Mademoiſell Blume nicht zu Ihrem Beſten geweſen, und davon hat Sie die Vorſehung unfehlbar retten wollen.

H. „In wie fern ſollte ſie nicht zu meinem Beſten geweſen ſeyn? wenn ich fragen darf?

J. „Da müſſen Sie nicht mich fragen, Herr von Hannsheim! ſondern die Vorſehung ſelbſt. Aber — wenn ich nur ſo meine Meynung davon ſagen darf, ſo würden ſie durch dieſe Verbindung, ſich vielleicht an einer andern Perſon vergangen haben, die ſehr gegründete Anſprüche auf Ihre Hand hat.

H. (ſehr erſchrocken) „Wie? — was wollen Sie damit ſagen? — was für eine andere Perſon? —

J. Kennen Sie kein Frauenzimmer in Paris, das ſich Emilie Raincourt nennet?

H. „Hm! wie fallen Sie darauf? — ich habe ſie in Paris gekannt.

J. „Und geliebt? —

H. „Das kann wohl ſeyn. Sie war
„ſchön, und verſtand die Künſte der
„Pariſerinnen. —

J. „Haben Sie nicht einen Sohn mit ihr
„gezeugt?

H. „Mein Gott! woher wiſſen Sie das?
„Ja! das Kind iſt mein; ich leugne
„es nicht.

J. „Hieran erkenne ich den rechtſchaffenen
„Mann. Aber Sie haben dieſer Emilie
„auch die Ehe verſprochen, haben
„ſie durch dieſes Verſprechen um ihre
„Keuſchheit gebracht — können Sie
„das leugnen?

H. „Ich gebe es zu. Aber — mein
„Gott! woher haben Sie dieſe Nachrichten?
„und was ſoll das hier?

J. „Ich weiß die ganze Geſchichte dieſer
„bedauernswürdigen Perſon, Herr von
„Hannsheim! durch Sie iſt dieſes
„liebenswürdige Frauenzimmer unglücklich;
„und Sie? — Sie wollten die
„Niederträchtigkeit an ihr begehen, ſie
„ſitzen zu laſſen, und eine andere zu
„heyrathen? — iſt es nun nicht gut,

„daß Sie die Vorſehung bis izt davor
„bewahrt hat? —

H. „Herr Hauptmann! was haben Sie
„für ein Recht dazu, mit mir in einem
„ſolchen Tone zu reden? und ſich dieſes
„Frauenzimmers bey mir anzunehmen?

J. „Das Recht der Menſchlichkeit und der
„Unſchuld, welcher ſich jeder ehrliche
„Mann anzunehmen verbunden iſt.

H. „Recht gut! aber denn bitte ich Sie,
„mir zu ſagen, ob Sie dieſe Emilie
„**Raincourt** kennen? und ob Sie
„Auftrag von ihr haben, ihre Sache
„bey mir zu führen?

J. „Ja! Beydes! Herr von Hannsheim!

H. „Wo iſt ſie?

J. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieß
„izt noch verſchweige, bis ich erſtlich
„weiß, was Sie für dieſelbe zu thun geſonnen ſind?

H. „Was ſoll ich weiter für ſie thun?
„wir ſind geſchiedene Leute. Wenn
„Emilie aufrichtig gegen Sie geweſen

„iſt, ſo wird ſie Ihnen auch die Urſache unſrer Trennung geſagt haben. —

J. „Das hat ſie; aber — lieber Hannsheim! — es iſt kein Zweifel, Sie haben ſich bey dieſer Sache übereilt.

H. „So! heißt das auch Uebereilung, wenn ich meine Geliebte, in flagranti delicto mit einem andern ertappe, und ſie dann verlaſſe? —

J. „Haben Sie denn die Vollbringung der Untreue wirklich geſehen?

H. „Sie war nicht zu verkennen. Alle Umſtände vereinigten ſich — kurz, ich mag weiter nichts von ihr hören — wer mich einmal hintergehet, dem traue ich nie wieder.

J. „Kennen Sie dieſe Hand, Herr von Hannsheim?

Ich zog den Brief hervor, in welchem Charlon auf ſeinem Todtbette Emiliens Unſchuld bekannte, und welchen mir Emilie zu dem Ende gegeben hatte. Hannsheim ſahe ihn an; er ſchien gerührt zu werden; aber dennoch gab er mir den

Brief mit ziemlich kalter Miene unter den Worten zurück:

„wahr! es iſt Charlons Hand. Aber
„ſie kann nachgemacht ſeyn.

J. „Unbegreiflicher Mann. Sie werden
„gerührt; das ſehe ich — und doch
„iſt Ihr Herz ſo verſtockt, zu ſo elenden
„Spizfindigkeiten Ihre Zuflucht zu
„nehmen? Sie ſind von der Untreue
„Ihrer Geliebten nicht völlig überzeugt,
„und doch verwerfen Sie aus
„Eigenſinn alle, auch die untrüglichſten
„Zeugniſſe ihrer Unſchuld! Herr von
„Hannsheim! ich hätte mir einen beſſern
„Begriff von Ihrem Herzen gemacht;
„aber Sie zeigen ſich hier auf
„einer ſehr unedlen Seite!

H. „Herr Hauptmann! Sie mißbrauchen
„meine Geduld! wiſſen Sie, daß Sie
„in meinem Hauſe ſind?

J. „Wo ich aber doch immer die Pflichten
„der Menſchheit vor Augen haben —
„und wo ich die Rechte dieſes, von Ihnen,
ſo hart beleidigten Frauenzimmers,
mit meinem Blute vertheidigen
„werde.

„werde. Wenn die Stimme der Recht„ſchaffenheit und der Tugend, Herr „von Hannsheim! wenn ſelbſt die „Stimme Ihres Bluts nicht ſtark ge„nug iſt, Sie zu Ihrer Pflicht zurück „zu rufen, ſo ſoll es mein Degen thun, „den ich izt für die Sache der Menſch„heit führe. O! lieber Hannsheim! „möchten Sie doch ernſtlich bedenken, „wie unedel, wie ſchlecht Sie an jenem „bejammernswürdigen Frauenzimmer „gehandelt haben! Sie haben ihr Tu„gend und Ehre geraubt. — Glück „und Ruhe aus ihrem Herzen geriſ„ſen — um Ihren unkeuſchen Lüſten „zu huldigen; — haben ihr betrüge„riſche Verſprechungen gethan — um „ſie ins Elend zu ſtürzen. — Sie un„terdrücken das Vatergefühl, um zeit„licher Vortheile willen, — können „Sie das bey Gott, und Ihrem Ge„wiſſen verantworten? — und ſcheuen „Sie den Weltrichter nicht, der Ihren „Frevel einſt ahnden wird? — Sie „tragen einen ſiechen Körper mit ſich „umher! wie? wenn ſich Ihnen bald „die Pforten der Ewigkeit öfneten, und

„bey Ihrem Eingange ſchrie die Stimme der Unſchuld und Tugend wider „Sie um Rache? — was würden „Ihnen die elenden Ausflüchte helfen, „womit Sie izt Ihr Gewiſſen nur einzuſchläfern ſuchen? — O! — und „hätten Sie Emilien geſehen, wie ich „ſie ſahe! wie ſie unter Krankheit, Mangel und Elend darnieder lag! wie mitleidige Menſchen ſie vom Tode retteten, und — wie ſie dennoch voll „Liebe zu dem Manne, der ſie in dieſes „namenloſe Elend geſtürzt hatte, für „ſein Glück betete, und ihre Sache dem „Weltrichter übergab; — fremde Leute nahmen ſie auf, ſonſt wäre ſie verhungert, und Sie? — Sie — der „Sie dieſes alles über die Unglückliche „verhängten, wollen Ihr Herz verſchließen vor der Stimme Ihres eigenen Bluts! — doch — ich bin es „müde, Herr von Hannsheim! weiter ein Wort darüber zu ſprechen. Ich „erwarte Ihren Entſchluß: was wollen „Sie thun? — wollen Sie Emilien „heyrathen oder nicht? —

Ich hatte ihn ziemlich in die Enge getrieben. Er zog ſein Tuch hervor, und wiſchte ſich Thränen ab. Mit einer Art von Rührung trat er auf mich zu, faßte meine Hand, und ſagte, in einem gebrochenen Tone:

„Herr Hauptmann! — Sie ſind ein
„auſſerordentlicher Mann! — ſo hat
„noch niemand mit mir geſprochen.
„Wo iſt Emilie? — ich will ſie ſe-
„hen. Iſt ſie in Deutſchland? —
„ich bitte Sie, führen Sie mich zu
„ihr! — ich will ſie ſprechen.

J. „Wollen Sie, daß Sie in einigen Mi-
„nuten bey Ihnen ſeyn ſoll?

H. „Wie? — ſie iſt hier? — Gott! —
„meine Emilie hier? — wo? wo ha-
„ben Sie das unglückliche Mädchen,
„Herr Hauptmann?

J. „Es iſt billig, daß ich ſie Ihnen ſelbſt
„in die Arme führe; durch Hülfe einer
„Göttin der Erde, die meine Freundin
„iſt, wurde Emilie gerettet, und ich
„werde das Glück haben, ſie Ihnen,
„ſo ſchön, wie einen Engel zu überliefern.

H. „Großmüthiger! — beſſer der Men-
„ſchen! — machen Sie geſchwind! ich
„fühle, daß ich ſie noch liebe. —

Er fiel mir um den Hals, und weinte vor Rührung und Freude. Ich aber verließ ihn, und gieng in den Gaſthof, um Emilien zu holen.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Worinn ſich ein großer Mann auf einer großen Seite zeigt.

Voller Freude, daß mir mein Unternehmen ſo wohl zu gelingen ſchien, mit einem Herzen voll edler Beruhigung trat ich in die Gaſtſtube, wo ich nur Emilien und meinen Vater vermuthete. Aber man ſtelle ſich meine Ueberraſchung vor! — ein andres Frauenzimmer flog mir bey meinem Eintritte in die Arme, unter den Worten:

„Willkommen, liebſter Arndt! Gott
„ſegne die edle Handlung, die ſie heute
„vollbringen wollen! —

und dieſes Frauenzimmer war niemand anders, als **Adelaide**.

„Mein Gott! iſt dieß Zauberey? oder
„ſind Sie es würklich, vortrefliches
„Mädchen? — wo kommen Sie hie-
„her?

Indem ich dieſe Fragen that, und **Adelaidens** Umarmung erwiederte, fiel mir auch ſogleich Herr **Blume**, und Sir **Nottingham** in die Augen. Ich ſtürzte dieſen ehrlichen Freunden in die Arme, und freute mich ihrer Gegenwart, ob ich gleich nicht begreifen konnte, wo ſie ſo geſchwind hieher kamen.

„Nun! Herr Kapitain!

ſagte Herr **Blume**,

„Nun iſt es um Ihr Geſicht gethan.
„Sie haben ja eine gräßliche Narbe.
„Wie wollen Sie nun noch einem Mäd-
„chen gefallen? —

„O! dieſe Narbe ſteht ihm vortref-
„lich,

verſetzte **Adelaide**,

„man ſieht doch, daß er dem Feinde „eben ſo gefährlich geweſen ſeyn „mag, als dem Frauenzimmer.

„Nur daß er von dem lezteren „keine ſolchen Hiebe bekommen hat,

antwortete Herr Blume wieder. Unter dergleichen Scherzreden fieng ich denn an, mich nach und nach von meinem Erſtaunen wieder zu erholen, und meine Neugierde ließ mir keine Ruhe zu fragen;

„wodurch habe ich aber das ſeltſame „Glück erlanget, Sie allerſeits heute „hier zu ſehen?

„Es geht alles ganz natürlich zu;

antwortete Herr Blume,

„wir nahmen uns heute alle zuſammen „vor, den Herrn von Hannsheim, „der nun von einer ſchweren Krankheit „wieder hergeſtellet iſt, zu beſuchen, und „wir hatten die Abſicht, bey dieſer Gelegenheit eben das bey ihm auszuführen, was Sie eben ſelbſt für dieſes gute Frauenzimmer bey ihm unternommen haben. Denn unſer ehrlicher „Nottingham hat uns von allem

»Licht gegeben. Daß die Verbindung »dieſes jungen Mannes mit meiner »Tochter nun gänzlich aufhöret, verſteht ſich von ſelbſt; und ich nahm ſie »blos deswegen mit, damit ſie ihm dieſes ſelbſt ſagen ſollte, um ihn zu bewegen, daß er ſeiner alten Geliebten »Gerechtigkeit wiederfahren ließe: denn »Adelaide ſchien mir viel Gewalt über »ſein Herz zu haben. Als wir nun hier »vor dem Gaſthofe vorbey fuhren, »ſtand die gute Emilie in der Thür. »Nottingham erkannte ſie ſogleich; »Adelaide bezeigte Verlangen, ſie zu »ſprechen. Alſo hielten wir denn hier »an, und ſtiegen aus. Wir erfuhren »ſogleich, daß Sie auch mit hier wären, »und daß Sie uns bey dem Herrn von »Hannsheim das Prävenire geſpielt »hatten. Alſo beſchloſſen wir denn, »hier Ihre Zurückkunft abzuwarten, »und wir entdeckten uns Emilien, »welche ſich nicht wenig darüber freute, »zu hören, daß die Verbindung meiner »Tochter mit dem Herrn von Hannsheim noch nicht geſchloſſen war. — »Und nun — was haben Sie bey die-

„ſem Manne ausgerichtet? denn dar-
„nach müſſen wir nun unſre Entſchlieſ-
„ſung nehmen.

Voll banger Erwartung, und zitternd ſtand die arme Emilie von fern, und trocknete ſich ihre Thränen ab. Kaum wagte ſie es, mich anzublicken, indem ſie immer vor meiner Antwort zurück zu beben ſchien. Adelaide aber faßte ſie bey der Hand, und ſagte:

„Laſſen Sie den Muth nicht ſinken, lie-
„be Emilie, izt wollen wir gemein-
„ſchaftlich unſre Kräfte aufbieten, Sie
„mit Ihrem Geliebten wieder auszu-
„ſöhnen.

„Nur Ihrer Gegenwart bedarf es
„noch, liebſte Freundin!

fügte ich hinzu,

„und ich glaube, Ihnen einen ſehr er-
„wünſchten Ausgang der Sache vorher
„ſagen zu können. Ich habe den Herrn
„von Hannsheim ſchon ziemlich mür-
„be gemacht. Er verlangt, Sie zu ſe-
„hen, und zu ſprechen. Kommen Sie
„alſo ſogleich mit mir! Ihre Schön-
„heit

„heit wird das Werk vollenden. Davor
„iſt mir gar nicht bange.

Sie ſank mir weinend am Buſen, und ſtammlete einige Dankſagungen hervor, die aus der Fülle ihres zärtlichen Herzens kamen. Ich aber bat den Herrn **Blume**, und **Adelaiden**, meine Zurückkunft abzuwarten, nahm **Emilien** am Arm, und führte ſie ihrem Geliebten zu.

Herr von **Hannsheim** kam uns bis vor die Hausthür entgegen. Da ihn **Emilie** gewahr wurde, gerieth ſie ſo ſehr in Beſtürzung, daß ich glaubte, ſie würde an meiner Seite in Ohnmacht hinſinken. Ich ſprach ihr aber Muth und Standhaftigkeit ein. **Hannsheimen** gieng es nicht beſſer. Er bückte ſich gegen ſie, konnte kein Wort hervorbringen; ſeine Augen ſtanden voll Thränen; Unruhe und Angſt war auf ſeinem ganzen Geſichte zu leſen. Doch nahm er **Emiliens** Hand, und führte ſie ins Wohnzimmer.

Kaum waren wir hier allein, ſo ſtürzten ſie einander, unter den Worten:

„meine Emilie! — mein Hannsheim!

in die Arme.

„Kannſt du deinem unglücklichen Mädchen vergeben?

ſagte Emilie, und ſie verbarg ihr Geſicht an ſeinem Buſen.

„Ach Gott!

verſezte Hannsheim,

„wer wollte deinen Reizen widerſtehen? — biſt du nicht ſchön, wie eine Huldgöttin? warſt du nicht immer „die Zauberin, die mein Herz feſſelte? — „Ach! wenn du unſchuldig biſt, ſo ſag „mir es noch einmal! und danke es dieſem edelmüthigen Manne hier, daß er „dich mir wieder zuführte! denn ohne „ihn würde ich ſchwerlich wieder ein „Wort mit dir geſprochen haben.

„Ach! ja! mein Hannsheim!

antwortete ſie,

„ſo wahr der Allmächtige über mir „lebt! ich bin dir nie untreu geweſen — „ich bin unſchuldig — ich habe nie

„aufgehöret, dich zu lieben! noch izt „biſt du allein der Abgott meines Herzens. Du weißt alles! Charlons „Brief ſagt dir alles, wenn du mich „nur nicht mit Fleiß verkennen willſt.

„Nein Emilie!

erwiederte er,

„ich will dich nicht verkennen! ich glaube dir nun alles. Vergieb mir nur „die Leiden, in welche ich dich geſtürzt „habe! ich war verblendet. Dieſer „große Mann hier hat aber meinen harten Sinn heute gebrochen. Die Unſchuld ſpricht zu laut in deiner Miene, „als daß ich ſie nicht in allen deinen „Zügen erkennen ſollte. Wohlan! — „ſey mein Weib! und begleite mich bis „an die Pforten der Ewigkeit! — aber „nun ſag mir auch: wo iſt unſer „Louis? Haſt du ihn mitgebracht?

„Nein! Lieber!

verſezte ſie,

„er iſt bey meiner Schweſter; aber geſund und ſchön. Wir wollen ihn „bald holen laſſen, ſo bald wir Mann

„und Weib ſind. Ach! Hannsheim!
„wie glücklich machſt du mich noch,
„nach ſo vielen Trübſalen! ich erliege
„unter dieſer Wonne — ich kann ſie
„nicht tragen —

Und würklich ſank ſie ganz kraftlos auf einen Sopha nieder. Hannsheim ſetzte ſich neben ſie, und ſuchte ihr Muth einzuſprechen. Ich aber ergrif ihrer beyder Hände, legte ſie in einander, und ſagte:

„Gott ſey Zeuge dieſer Verbindung!
„und kröne ſie ewig mit ſeinem Se-
„gen!

„Wir danken Ihnen, Herr Haupt-
„mann!

antwortete Hannsheim,

„Sie ſind der Beförderer unſrer Glück-
„ſeligkeit!

„Und der Erretter meines Lebens!

fiel Emilie ein,

„ohne Sie, und ohne die himmliſche
„Amalia wär' ich ſchon lange ein
„Raub des Todes —

„Vergeſſen Sie das, liebſte Freundin!

ſagte ich,

„und laſſen Sie ſich nichts in Ihrer „Glückſeligkeit ſtören! wohl mir, daß „mich die Vorſehung zum Werkzeuge „Ihrer Rettung wählte! Unſre Amalia wird ſich auch nicht wenig über „den glücklichen Ausgang Ihres Schickſals freuen. Aber mein lieber Hannsheim!

ſezte ich hinzu,

„es ſind noch einige Freunde hier im „Wirthshauſe, die an Ihrem Glück „Theil zu nehmen wünſchen; darf ich „ſie herkommen laſſen?

H. „Und wer wären die!

J. „Ihre zeitherige Braut, mit ihrem Vater, und dem ehrlichen Nottingham.

Er ſtuzte anfänglich, bat mich aber doch hernach, ſie herbey zu holen,

„Ich bin überdieß Adelaiden Genugthuung ſchuldig,

ſezte er hinzu,

„daß ich ſie ſo ſchändlich hintergangen

„habe. Dieſe Gelegenheit, ihr dieſen
„Fehler abzubitten, kommt mir ſehr er-
„wünſcht. Eilen Sie alſo, Herr
„Hauptmann! ich kann ihre Gegen-
„wart kaum erwarten.

Hierauf ließ ich die beyden Liebenden allein, und fand den Herrn Blume und Adelaiden ſchon im Begriff, mir zu folgen, weil ſie den glücklichen Ausgang der Sache ſchon zum Voraus geſehen hatten.

Ich übergehe die Scenen, welche hierauf bey dem Herrn von Hannsheim erfolgten, um dieſes Kapitel mit einer edlen Handlung des Herrn Blume zu beſchließen, womit er die Ausſöhnung der beyden Liebenden bekrönte. Als die gegenſeitigen Erklärungen und Verabredungen zu Ende waren, ſagte Herr Blume:

„Mein lieber Hannsheim! wie viel
„haben Sie Schulden auf Ihrem Gu-
„the?

H. „Zwölftauſend Thaler.

B. „Für Sie iſt das ſchon viel, da Sie
„mit Ihrer Gattin kein Vermögen be-
„kom-

„kommen, und überdieß die Erziehung „Ihrer Geſchwiſter zu beſtreiten haben. „Für mich aber werden zwölftauſend „Thaler eben kein beträchtlicher Verluſt „ſeyn. Wiſſen Sie was! weiſen Sie „Ihre Schuldner an mich! ich will ſie „bezahlen, daß Sie Ihr Guth frey bekommen, und Ihre jüngſte Fräulein „Schweſter ſoll meine Adelaide an „Kindes ſtatt annehmen.

H. „Vortreflicher Mann! womit habe ich „dieſe Güte bey Ihnen verdient?

B. „Kein Wort, lieber Hannsheim! „keine Dankſagung! Sie wiſſen, ich „kann ſo etwas nicht leiden! ich verliere ja nichts dabey. Meine Tochter „erbt noch einmal genug von mir, und „ſie wird nicht darüber murren. Es „gefällt mir, daß Sie Ihre gute Emilie wieder angenommen haben; und „ſie muß doch auch eine Mitgift bekommen. — Und nun — kommt „Kinder! alle zuſammen! wir wollen „wieder nach Rothenfels, und dort „dieſen glücklichen Tag recht vergnügt „zubringen.

Kein Menſch unterſtand ſich, weiter ein Wort darein zu reden. Adelaide billigte die Handlung ihres Vaters, und nahm das kleine Fräulein, welches Jeanette hieß, ſogleich mit nach Rothenfels, wo wir denn auch alle zuſammen, gegen Mittag glücklich und vergnügt anlangten.

Dreyßigſtes Kapitel.

Welches ſich nun wohl jeder Leſer wird haben voraus ſagen können.

Unter Scherz und Freude, Wein und Küſſen floß uns der übrige Theil dieſes frohen Tages dahin, ohne daß ich Muſe hatte, an mein eigenes künftiges Schickſal zu denken. Berauſcht von dieſen mannichfaltigen Vergnügungen der Sinne gieng ich zur Ruhe, und der zärtliche Morpheus wiegte mich in einen ſüſſen Schlummer ein, indeß meine Seele nur in Rothenfels lebte, und der Gedanke der Trennung von dieſem mir ſo lieben Orte, weit von mir entfernt war. Sanft und ruhig ſchlief ich, bis der grauende Morgen anbrach,

brach, und der Fürſt des Tages die Strahlen ſeiner Majeſtät ſchon von weiten hervor brechen ließ.

Izt wachte ich auf. Wollüſtige Träume gaukelten noch um mich her, und die ſüſſen Erinnerungen des geſtrigen Tages ſchwebten wie in dunkler Ferne um meine Seele. **Adelaidens** Bild lächelte mich noch an, und ich fühlte noch die Süſſigkeit ihrer Küſſe, die ich ihr des Tages vorher, im Taumel des Weins und der Freude geraubt hatte. Sanfte zärtliche Gefühle durchſtrömten mein Herz, und führten meine Sinne zu einer Art von liebevollem Verlangen nach Befriedigung dieſer Gefühle.

Allein — kaum überließ ich mich dieſen zärtlichen Regungen, als mich der Gedanke, daß ich nun dieſen Ort ſo bald wieder verlaſſen, und nach **Wien** reiſen ſollte, unausſprechlich zu foltern anfieng. Es überfiel mich eine Art von Bangigkeit, die alle Ruhe aus meiner Seele verſcheuchte. Anſtatt daß ich mich vorher ſo ſehr auf meine Ankunft in **Wien** gefreut hatte, bebte ich izt davor zurück, und ärgerte mich von neuen über mein Schickſal. Im Bette hatte ich nun keine Ruhe mehr. Ich ſtieg auf, kleidete mich an, und trat an das Fenſter, um zu verſuchen, ob nicht die freye Luft der gewaltſamen Wallung meines Blutes Grenzen ſezen würde?

Es war ein klarer heiterer Herbſtmorgen. Majeſtätiſch und prachtvoll ſtieg die königliche Sonne von Oſten herauf. Alles in der Natur ſchien ſich ihrer Ankunft und ihres Glanzes zu freuen. Meine Fenſter giengen in den Schloßgarten. Die Blumen des Herbſtes, die der glänzende Morgenthau erfriſchte, ſchienen mit verdoppelter Pracht empor zu blühen, und das ſchon dem Hinſterben nahe Grün der Blätter und Zweige ſchien den Reſt ſeines Lebens noch aufzubieten, um der ihm noch erwärmenden Sonne Ehre zu machen. Tauſend reizende Gegenſtände der Natur ſchienen Wolluſt und Freude zu athmen. Nur in meiner Seele herrſchte Dunkel und Graußen, und ich konnte mich nicht dieſes ſchönen Tages freuen.

Ich brannte mir eine Pfeiſe Toback an, und legte mich ins Fenſter, um wenigſtens meinen Körper zu ſonnen, wenn auch meine Seele an dieſer allgemeinen Aufheiterung der Natur keinen Theil nahm. Izt erwachte mein Vater, der mit mir im Zimmer ſchlief.

„Biſt du ſchon ſo rüſtig aus den Federn, Lorenz?

rief er mir zu.

L. „O, ja! ich konnte nicht mehr ſchlafen.

V. „Deſto beſſer! Morgenſtund hat Gold „im Mund.

L. „Es fängt ſich heute ein herrlicher Tag „an.

V. „Wollen wir etwa heute fort?

L. „Daran iſt nicht zu denken, lieber Vater! So bald läßt uns Herr Blume „nicht weg. Hier iſt der Tempel der „Gaſtfreundſchaft; der wird uns ſo „bald noch nicht geſchloſſen.

V. „Meinethalben wohl. Man kriegt hier „ein gut Stück Eſſen, und ein reines

„Glaß Wein; das muß man dem Herrn
„Blume laſſen. Aber wenn's alle Ta-
„ge ſo fortgehen ſollte, wie geſtern, das
„wäre mir doch ein Bisgen zu locker.
„Ich glaube gar, ich habe ſelbſt geſtern
„ein Räuſchgen gehabt.

J. „Kann ſeyn, Herr Vater! denn ſonſt
„hätten Sie wohl keine ganze Predigt
„zum Lobe des Weins gehalten.

V. „Hab' ich das? Ey! ey! das iſt kein
„gutes Beyſpiel!

J. „Je nun! Herr Vater! ein Räuſchgen
„in Ehren, kann niemand wehren.

V. „So! nun! heute will ich ſchon eine
„vernünftigere Predigt halten. Muß
„doch auch aufſtehen. —

Jzt blickte ich von ungefähr hinunter in den Garten, und ſiehe da! ein Frauenzimmer gieng darinnen ſpazieren, und ſonnte ſich an den wohlthätigen Strahlen der Mutter aller Freuden der Natur. Und — es war Adelaide. — Ein weißes Morgengewand umfaßte ihre ſchöne Geſtalt; mit ihrem langen aufgelößten Haar ſpielte der ſanfte Morgenwind, und ihre Wangen weteiferten an Höhe der Färbe mit dem Glanze der Blumen, unter welchen ſie wandelte. . . Von dieſen Blumen pflückte ſie einige ab, und ſteckte ſie an ihren vollen reizenden Buſen.

Mir wallte das Herz empor — es zog mich mit unwiderſtehlicher Gewalt nach dem Engel, der die ganze Natur durch ſeine Gegenwart zu verſchönern ſchien. Ich legte meine Pfeife nieder, und ſchlich mich zu ihr hinunter. Unvermerkt kam ich ihr nahe, und faßte ihre Hand unter den Worten:

„Guten Morgen, liebe Adelaide!

„Loser Mann!

verſezte ſie, ein wenig zuſammen fahrend.

„Wie haben Sie mich erſchreckt! haben
„Sie denn ſchon ausgeſchlafen?

J. „O! wer wollte denn noch ruhen,
„wenn Adelaide ſchon die Pracht des
„Morgens ziert. Ich muß eine Ahndung von dem Glück, Sie dieſen Morgen hier zu ſprechen, gehabt haben:
„denn ich hatte ſchlechterdings keine
„Ruhe mehr.

A. „So! das iſt doch ſonderbar! und
„mir gieng es eben ſo.

J. „So muſte es kommen: denn ſonſt „konnte ich Adelaiden in dieſer reizen„den Morgengeſtalt nicht bewundern.

A. „Und ich konnte die Huldigungen ei„nes mir ſo theuren Mannes nicht an„nehmen. — Aber — lieber Arndt! „wie lange wollen wir denn mit dieſen „Komplimenten fortfahren?

J. „Ich wünſchte, daß ſie die Worte, wel„che tief aus meiner Seele kommen, „nicht für Komplimente hielten.

Unter dergleichen und andern gleichgültigen Geſprächen, vom Wetter, vom geſtrigen Tage, von dem Hannsheimiſchen Brautpaar, und was dergleichen mehr war, giengen wir Arm am Arm über eine halbe Stunde lang im Garten umher, bis wir von ungefähr an eine dunkle ſchattigte Laube kamen.

„O! wie ſchön iſt es hier in dieſem rei„zenden Grün!

ſagte ich, und Adelaide folgte mir, ohne Umſtände, uns darinnen nieder zu ſetzen. Ich ſchlang meinen rechten Arm um ihren ſchlanken Leib, und hielt mit der linken Hand, ihre weichen vollen Arme, die ich oft an meinen Mund drückte. Bisweilen ſtahl ich ihr einige Küſſe auf ihre Wangen. Mein Herz ſchlug mir heftig, und mein Blut gerieth in Wallung. Ich fühlte, daß ich das reizende Mädchen nur allzu zärtlich liebte, und doch war ich zu furchtſam dazu, ihr die Empfindungen meines Herzens zu eröfnen. Ich nahm den Blumenſtrauß von ihrem Buſen, theilte ihn, gab ihr die Hälfte davon zurück, und ſteckte die andere Hälfte an den meinigen. Sie ſah mich an und lächelte, und ich küßte ihr die Hand für dieſen belohnenden aufmunternden Blick. Dergleichen ſtumme Erklärungen meiner Wünſche begann ich mehrere, ohne ein deutliches Bekenntniß zu wagen, und ſchon ſtanden wir auf dem Punkt, die Laube wieder zu verlaſſen, und herein in das Schloß zu gehen, weil **Adelaide** die Nähe der Caffee-Stunde befürchtete. Von ungefähr aber kamen wir noch einmal auf **Hannsheim** zu ſprechen.

»Ich glaube doch,

ſagte **Adelaide**,

»daß **Emilie** in ſeinem Beſitze ſehr
»glücklich ſeyn wird; und dieſes Glück
»hat ſie doch nächſt Gott, Ihnen allein
»zu danken.

J. „Wohl mir, daß mir's gelungen iſt! Ich habe aber doch dadurch einen Raub an Ihnen begangen, liebe Adelaide! ich habe Sie um Ihren Bräutigam gebracht.

A. „Liebe läßt ſich nicht zwingen, Herr Hauptmann! Sie wiſſen ja, daß ich dieſen Mann niemals geliebt habe. Und wenn ich ihn denn auch geliebt hätte, ſo waren ja doch Emiliens Rechte älter, als die meinigen.

J. „Nun! ich wünſche Ihnen bald einen erwünſchteren Erſaz Ihres Verluſts. Ein Mann, der das Glück hat, Ihnen zu gefallen, muß in der That, in Ihrem vortreflichen Herzen, ſeine gröſte irrdiſche Seligkeit finden.

A. „Wenigſtens würde ich mich bemühen, ihm ſeine Tage, ſo angenehm, als möglich zu machen.

J. „O! Adelaide! laſſen Sie uns davon abbrechen! Es möchte mich ſonſt ein Wunſch übereilen, der nicht anders, als thöricht ſeyn könnte.

A. „Was könnten Sie wohl thörichtes wünſchen?

J. „Ich würde wahnſinnig werden, wenn mein Wunſch nicht erfüllet würde: denn — O! Adelaide! — ich habe dieſen Wunſch ſchon — ich bin vielleicht ſchon wahnſinnig, daß ich die höchſte Stufe meiner Glückſeligkeit wünſchen kann. —

A. „Ich leſe dieſen Wunſch in Ihren Augen, lieber Arndt! aber ich halte Sie doch für einen Mann, der eben nichts thörichtes wünſchen kann.

J. „Wäre das keine Thorheit, liebenswürdige Adelaide! wenn ich das wünſchte, was mir Ihr Herr Vater einſt freywillig geben wollte? — den Beſiz Ihres Herzens? — dieſe liebevolle zärtliche Hand, die einen Gott glücklich machen würde? — o! mir ſchwindelt vor dieſem Gedanken. Ich bin nichts, als ein armer Offizier, ohne Vermögen, — ohne hohen Rang —

A. „Aber doch nicht ohne Tugend — ohne Redlichkeit — und welche Verdienſte ſind die edelſten?

J. „Ach Adelaide! dürfte ich Ihnen bekennen, daß ich Sie liebe? — darf

„ich die Kühnheit begehen, nach dem „Beſitz Ihrer Hand zu ſtreben?

A. „Ihr Antrag kommt mir nicht unerwartet, lieber **Arndt**! denn Ihre Augen haben es mir lange geſagt, daß „Sie mich lieben. Und wenn Sie auch „nicht reich ſind, ſo iſt doch Ihr Stand „noch weit über den meinigen erhaben. „Kühnheit faßt alſo Ihr Wunſch gar „nicht in ſich, noch weniger Thorheit. „Aber laſſen Sie uns mit der alten Offenherzigkeit davon ſprechen! Reichthum brauche ich gar nicht: denn ich „werde die Erbin von zwey Tonnen „Goldes. Aber einen guten, ehrlichen, „rechtſchaffenen Mann brauche ich, „und — einen Mann, den ich liebe. „Das erſte ſind Sie ohne Zweifel, und „darum hatte Ihnen mein Vater ſchon „längſt meine Hand zugedacht. Neuerlich haben Sie uns noch redendere „Beweiſe von Ihrer Rechtſchaffenheit „gegeben. Uebrigens muß ich Ihnen, „mit meiner gewohnten Freymüthigkeit, „hier das Geſtändniß thun, daß Sie in „der That der Mann ſind, den ich unter allen möglichen Männern, am

„meiſten ſchätze. Kurz, ich liebe Sie, „und ich glaube, an Ihrer Hand glücklich zu leben. Aber ehe ich mich zu etwas verbündlichem entſchließe, müſſen „Sie mir erſt einige Bedenken und Zweifel auflöſen. Ich weiß, daß Sie ſchon „unterſchiedene Liebſchaften gehabt haben: das hätte auch im Grunde nichts „zu bedeuten: denn wenn ich auf einem „Mann beſtehen wollte, der mir ſeine „erſte Liebe widmen könnte, ſo müßte ich „einen unbärtigen Jüngling von ſechzehen Jahren wählen; und auch bey „dieſem würde ich es doch nur wagen „müſſen. Allein — haben Sie Ihr „Herz und Ihre Hand nicht ſchon einer „andern verſprochen? wie ſieht es in „Wien aus? haben Sie dort keine „verbündliche Liebſchaft? — ich fürchte faſt, daß es mir mit Ihnen ſo gehen könnte, wie mit Hannsheim. „Beantworten Sie mir dieſe Fragen „aufrichtig und redlich! alsdenn ſollen „Sie meinen Entſchluß hören! denn „was ich über dieſen Punkt beſchließe, „das billigt mein Vater gewiß.

Ich muß geſtehen, mir wurde ziemlich warm vor der Stirn bey dieſem mir ſo ganz unerwarteten Examen. Alle meine Liebſchaften waren völlig zu Ende, das wuſte ich wohl. Nur mein Handel mit Schweſter **Joſephen** in **Wien** fiel mir ſchwer aufs Herz, nicht darum, daß er mich hier hätte in meinem Glück ſtören können, ſondern um des willen, weil er viel ähnliches mit **Hannsheims** Geſchichte hatte. Da ich überdieß, durch meine Schweſter, ſchon lange Nachricht hatte, daß mein Umgang mit dieſer ſchönen Nonne weiter nicht von Folgen geweſen war, und ſie ſich in ihrem Kloſter, wieder ganz ihrem Gelübde gewidmet hatte; ſo blieb mir auch von dieſer Seite nichts zu befürchten übrig. Dennoch aber antwortete ich **Adelaiden** mit folgender Erklärung:

„Ihre Aufrichtigkeit, liebes Mädchen, „fordert auch die meinige auf, und Ihre Liebe eröfnet mir einen Himmel voll „Seligkeit. Was aber Ihre Bedenken „betrift, ſo kann ich Ihnen hiermit zuſchwören, daß mein Herz, und meine

„Hand noch frey ſind; denn auſſerdem „würde ich nicht die Kühnheit begangen „haben, ſie Ihnen anzubieten. Meine „Hand habe ich nie einem Frauenzimmer „verſprochen; und meine übrigen „Liebeshändel ſind alle auf ewig zu Ende. „Ich hatte zwar in Wien einen „ziemlich vertrauten Umgang mit „einer ſehr reizenden Nonne. Aber es „war nur von kurzer Dauer, und dieſes „Mädchen bindet ihr Gelübde auf „ewig an das Kloſter. Kurz — nichts „in der Welt kann mich hindern, Ihnen „mein ganzes Herz ungetheilt zu widmen, „und meine Hand iſt völlig frey.

A. „Schwören Sie mir das, bey Gott „dem Zeugen Ihrer Rede!

J. „Ich ſchwöre es hiermit — ſo wahr „mir Gott, und mein Erlöſer helfe!

A. „Amen! kommen Sie an mein Herz! „ich bin ewig die Ihrige. —

Himmel! in welch' ein Meer von Seligkeiten verſank ich! Buſen an Buſen —

Lippe auf Lippe bebend — Freudenthränen in Freudenthränen vermiſcht — ſchwamm ich in einem Ocean von Freuden. —

„O! Adelaide! — meine einzige!
„— Wonne meines Lebens! — mein
„Alles! — Weib! wie glücklich machſt
„du mich! — Gott ſey mein Zeuge,
„daß ich dich ewig lieben und verehren
„werde; und dein Rächer ſey er, wo
„ich dieſen Schwur jemals breche!

In dieſe Worte brach ich voll Heftigkeit aus, und drückte das liebe offene Mädchen bebend an meine Bruſt. Sprache und Beſonnenheit hatten mich faſt verlaſſen; ich ſah — hörte — dachte — und empfand nichts, als den Engel, den ich in meinen Armen hielt. —

Aber mein Gott! — wie heftig erſchrack ich auch, als in dieſem Augenblick eine Stimme mir zurufte:

„Ihr habt auch meinen Segen! denn „ihr ſeyd meinen Wünſchen zuvorgekommen!

Es war Herr **Blume** ſelbſt, der uns ſchon lange behorcht hatte, und izt ganz unverſehens zu uns in die Laube trat. Ich war in Verlegenheit, und ſtammelte etwas hervor, wovon ich bis izt noch nicht weiß, was es eigentlich war. **Adelaide** aber war geſezter: denn ſie ſagte:

„ich wuſte es wohl, beſter Vater! daß „ich Ihrem Willen nicht entgegen handeln würde, wenn ich dieſem rechtſchaffenen Manne, und bewährten „Freunde meine Hand verſpräche. Ihre völlige Einwilligung wird unſer „Glück vollenden.

„Kommt, Kinder!

antwortete er,

„es iſt alles richtig. Ihr könnt nun „zuſammen nach **Wien** reiſen. Aber „wir wollen erſt Hochzeit halten.

Sonach giengen wir denn zuſammen ins Schloß zurück, woſelbſt auch unſre Verbindung ſogleich bekannt gemacht wurde. **Hannsheim** und **Emilie**, der ehrliche **Nottingham**, und Donna **Olympia** — alle nahmen Theil an unſrer Wonne, und wünſchten uns allen Seegen des Himmels. Niemand aber war mehr darüber erfreut, als mein Vater. Er konnte ſich den ganzen Tag über von ſeiner Beſtürzung darüber kaum wieder erholen. Endlich aber ſagte er doch, daß er nun auf eine ſehr ausgearbeitete Predigt zu meinem Hochzeittage denken werde. Herr **Blume** krönte dieſen Tag auch noch mit einem dritten guten Werke, indem er den Sir **Nottingham**, dem alten Juſtitiar **Kato** zum Adjunctus ſezte, und ihm, nebſt einer beträchtlichen Beſoldung, auch die Hand der Donna **Olympia** gab. Alle unſre Wünſche waren alſo erhöret, und ein einziger Menſchenfreund befeſtigte unſer aller Glück. —

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Wo endlich der Vorhang fällt.

Meine ganze Lebensgeſchichte war im Grunde nichts mehr, und nichts weniger als ein großes Schauſpiel, wo das Intereſſe des Leſers aufhört, ſo bald das Schickſal der Hauptperſon entſchieden iſt. Ob die Nebenperſonen — unter die Haube — oder unter die Erde gebracht — feyerlich von der Bühne abtreten, oder nicht; daraus macht man ſich wenig oder nichts. Schon genug, wenn der oder jener ſein Theil von dem Dichter bekommen hat; das übrige müſſen Muthmaaßungen und Vorſtellungen der Seele erſezen.

Auch meines Schickſals Entſcheidung weiß nun der Leſer: denn ich heyrathete Adelaiden, und bekam in der Folge das ganze Blumiſche Vermögen mit ihr. Mein Schwiegervater machte ſich das Vergnügen, mir, Hannsheimen und Nottingham, an einem Tage den Hochzeitſchmauß zu geben; und wir wurden auch an einem Tage verbunden. Und was wollte ich denn nun meinen Leſern wohl noch von mir erzählen? — Sollte ich ihnen ein Gemälde von der Glückſeligkeit entwerfen, die ich in den Armen meiner Gattin fand, und nun bis izt, das iſt, bis ins fünf und funfzigſte Jahr meines Alters ununterbrochen genoſſen habe? — Diejenigen, welche in izigen ehebrüchigen Zeiten, das ſeltene Glück genieſſen, eine liebenswürdige, gute, treue Gattin gefunden zu haben, dieſe werden ſich das meinige ſchon von ſelbſt vorſtellen können, und ich würde ihnen alſo damit eben nichts neues erzählen. Diejenigen hingegen, welchen das Schickſal jene höchſte Glückſeligkeit dieſes Erden- und Pilgerlebens zu verſagen, für gut befunden hat, würde ich nur traurig damit machen, und ihre Lage würde ihnen nur deſto peinlicher vorkommen. Jünglingen und Mädchen endlich würde die Schilderung meines ehelichen Wohllebens ſogar gefährlich werden: denn ſie würden ſich Ideale in ihren Phantaſien ſchaffen, und indem ſie vergebens nach ihrer Würklichkeit ſtrebten, ſo würde ich es zu verantworten haben, wenn ſie dadurch elend würden. Alſo thue ich wohl am beſten, ich überlaſſe es jedem meiner Leſer ſelbſt, ſich das Gemälde meiner ehelichen Glückſeligkeit zu entwerfen, wie er ſelbſt für gut findet — oder auch gar darüber wegzuſehen, wenn es ihm ſo beſſer gefällt. —

Sollte ich etwa meinen Leſern noch erzählen, wie viel ich Kinder hätte? — denn der liebe Himmel hat mich damit reichlich geſegnet — was ich mit dieſen Kindern angefangen, und wie ich ſie erzogen habe? — wen würde aber ſo etwas eben ſonderlich intereſſiren? — und zu dem haben wir über die Erziehung der Kinder ſchon ſo viel vortrefliche Schriften, daß ich wirklich des Auslachens werth ſeyn würde, wenn ich mir einfallen ließe, meine Kinder-Erziehung hier als ein Muſter anzupreiſen. Kurz, meine Kinder ſind gut gerathen, und ich erlebe viel Freude an ihnen. —

Sollt' ich mich darauf einlaſſen, zu erzählen, daß mein Schwiegervater, der rechtſchaffene Blume, erſt zehen Jahr nach meiner Verheyrathung in einem hohen Alter ſtarb? — wie unnüz würde das ſeyn! denn das weiß doch wohl jeder, daß er ein ſterblicher Menſch war? —

Von meiner eigenen Familie können meine Leſer, an meinem Geburtsorte Nachricht haben, wenn ihnen darnach verlangt; und von meinen Wiener Freunden darf ich ihnen nur ſo viel ſagen, daß die vortrefliche Geheimeräthin noch lebt, und mich noch immer ihrer Freundſchaft würdiget; und ſie werden daran genug haben. Auch Arnold, und Amalia leben noch, überaus glücklich, in einem Kreiße ſehr wohlgerathener Kinder.

Meine intimſten Freunde ſind ſeit meiner Verheyrathung mein Guts-Nachbar, Herr von Hannsheim und mein Juſtitiar, Herr Nottingham geweſen,

weſen, und ſie ſind es noch, ſo wie auch unſre drey Frauen ein nachahmungswürdiges Kleeblatt in der Freundſchaft bilden.

Ich habe denn alſo mit meinen Leſern weiter nichts zu reden, als daß ich hiermit auf das zärtlichſte von ihnen Abſchied nehme, und ihnen wohl zu leben wünſche.

Wenn übrigens nach der Vorſtellung eines Schauſpiels der Vorhang fällt, ſo pflegt man entweder dem Dichter und Schauſpieler Beyfall zu zu klatſchen, oder man geht mit Naſenrümpfen, und Unzufriedenheit aus dem Schauſpielhauſe. Beydes kann auch wohl mein Schickſal ſeyn. Nur bitte ich, mich mit Pochen zu verſchonen! denn das halte ich für unanſtändig und pöbelhaft. —

Ein neues Stück kann ich meinem geehrteſten Publikum auch nicht ankündigen: denn ich müßte denn doch nothwendig auch Wort halten. Aber mein Alter und meine häußlichen Geſchäfte möchten mich an der Erfüllung meines Worts hindern. Folglich muß ich das hochgeſchätzte Publikum nur noch bitten, es dießfalls auf das Ungefähr ankommen zu laſſen.

Leben Sie wohl!

Ende der Geſchichte.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.
Dialog mit einem Kunſtrichter.

Zweytes Kapitel.
Eine unerwartete Kammeradſchaft.

Drittes Kapitel.
Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis der Henkel endlich abbricht.

Viertes Kapitel.
Eine Offiziers-Handlung von eben nicht ungewöhnlichem Schlage.

Fünftes Kapitel.

Eine Lection für Offiziers-Weiber, die mit zu Felde gehen.

Sechſtes Kapitel.

Eine lebhafte Sünden-Erinnerung.

Siebentes Kapitel.

Hier wird eine Leichenrede gehalten.

Achtes Kapitel.

Der Grund zu einem neuen Gemälde.

Neuntes Kapitel. A.

Skizzen eines ziemlich gangbaren Karakters.

Neuntes Kapitel. B.

Das Gemälde wird weiter ausgemahlt.

Zehntes Kapitel.

Vollendung des Gemäldes.

Eilftes Kapitel.

Wo ſich wieder einige alte Bekannte einfinden.

Zwölftes Kapitel.

Eine Scene aus der vergnügenden Welt.

Dreyzehntes Kapitel.

Worinn manches aufgeſchloſſen wird.

Vierzehntes Kapitel.

Welches ich, den unglücklich Liebenden zu überſchlagen rathe.

Funfzehntes Kapitel.

Worinn dem Leſer wieder ein Steckenpferd vorgeritten wird.

Sechzehntes Kapitel.

Enthält einige ſehr wahre Schilderungen aus dem Reiche der Natur.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Eheſtands-Scene von nicht ſeltener Gattung.

Achtzehntes Kapitel.

ine Probe von mediziniſcher Pfuſcherey.

Neunzehntes Kapitel.

nthält einen ſehr kriegeriſchen Auftritt.

Zwanzigſtes Kapitel.

eute an mir, morgen an dir.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

ine feyerliche Wiedererkennungs-Scene.

Zwey

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.
Etwas für fühlbare theilnehmende Herzen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.
Ein lehrreiches Beyſpiel der Verführung.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.
Noch ein Beytrag zur Geſchichte der juriſtiſchen Kabale.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.
Der Leſer wird in ſeiner Erwartung getäuſcht.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.
Worinn man einen uralten Bekannten mit einem Böſewichte nicht in der behaglichſten Lage antrift.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.
Das Schickſal des Helden nimmt eine neue Wendung.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Enthält eine Gewiſſens-Rührung.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Worinn ſich ein großer Mann auf einer großen Seite zeigt.

Dreyßigſtes Kapitel.

Welches ſich nun wohl jeder Leſer wird haben voraus ſagen können.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Wo endlich der Vorhang fällt.

704

LS u. A.

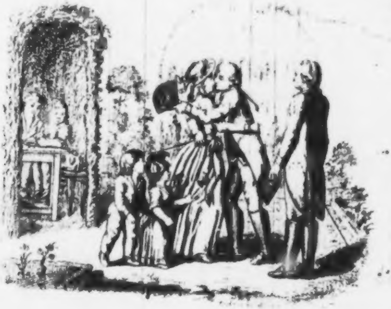
Friedr. Theoph. Thilo]

[illegible] 45

Joſeph von Sonnenthal.

Eine Geſchichte
des menſchlichen Herzens

vom
Verfaſſer der Emilie Sommer.



Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer,
1784.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

An
Eloiſens Schatten.

Geliebter Schatten!

Heiliger Schauer durchdringt mich, und ſtaunende Ehrfurcht entglüht meine ganze Seele, — indem ich beſchauend das Gemälde der himmliſchen Reize, womit die wohlthätige Gottheit deinen Körper beſeliget hatte, im geiſtigen Genuſſe des Entzückens, mit dir zum Gefilde der Engel empor ſchwebe. Oft voll von dieſer Begeiſterung wünſch' ich als Abeillard, in jenem Geſielde, elyſiſche Freuden mit dir zu theilen, und im Gott ähnlichen Fluge, Welt und Sonnen mit dir zu durchwandeln. —

Vergieb mir dann ſeliger Schatten der herrlichſten Erden Tochter, daß mein Geiſt zu deiner ſchwindelnden Höhe emporblickt, — und daß ich deinen ehrwürdigen Namen anrufe, um dich zum Schuzgeiſte eines ſterblichen Werkes zu wählen! — Vergieb mir dieſe Entheiligung deines Seraphiſchen Weſens, — wenn anders das Engelgeſchlecht, in deſſen Schooſe du wohneſt — nicht zu erhaben über irrdiſche Begriffe von Beleidigung iſt!

Was wäre meine Belohnung, wenn ich irgend einen ſterblichen Menſchen bäte, mein Buch zu beſchützen, und einem die Schmeicheley machte, ſeinen Namen vordrucken zu laſſen? — ein von Gold und Ehrentiteln umnebelter Mäcen würde mir vielleicht ſeine hohe Hand zum Kuſſe reichen, und mir durch ſeinen Schatzmeiſter einige Thaler auszahlen laſſen. Viel würde er denken für mich gethan zu haben; mein Buch aber würde er nicht leſen, — es vielleicht gar ſeiner Maitreſſe ſchenken. Höchſtens würd' er mir verſprechen, für mein Fortkommen zu ſorgen, und — nie wieder dran denken. — Die Dame von Stande würde mir vielleicht einen gnädigen Blick zuwerfen, — mein Buch auf ihre Toilette, neben ihre Karten hinlegen, und — allenfalls Abends, ſtatt eines Schlafpulvers, ſich von ihrer Zofe daraus, vorleſen laſſen. — Das von Cammerjunkern, und Fähndrichen umlagerte Fräulein würde mir vielleicht einen gnädigen Kopfnicker machen —

meine Geſichtsbildung, meine Taille, meine Beine, und meine Kleidung rezenſiren, und — mein Buch in ihren Glaßſchrank aufſtellen, um es einmal, nach durchlebten Jugendfreuden zu leſen. — Das empfindſame Mädchen würde mir vielleicht einen Kuß auf ihren ſeidenen Handſchuh vergönnen, und mein Buch ihrem Seladon vorleſen. Vielleicht würde ſie mich gar loben, und ſagen: der Mann hat viel Empfindung! — aber ein geiſtvoller Kuß von ihrem Paris, würde mich, und mein Buch, bey ihr, auf ewig, ins Grab der Vergeſſenheit ſtürzen. — Die ſpröde Schöne würde ſich einbilden, ich wollte mich ihr damit zum Liebhaber aufbetteln, und um ihre Huld ſchnurren. Eben deswegen würde ſie denken: der Mann iſt ein Narr! — höchſtens würde ſie mir mit weggewandten Augen, und einer ſtolzen erhabnen Miene, eine Neige machen, und ſagen: Sie erweiſen mir viel Ehre, mein Herr! ich bedaure, daß Sie ſich inkommodirt haben. Hintennach würde ſie vielleicht mit kaltem Herzen in meinem Buche — blättern und ſagen: — es iſt ganz hübſch, — aber der Mann iſt ein Schwärmer, und ſeine **Eleonore** — iſt eine Närrin. — Der Freund würde ſich vielleicht freuen, wenn ich ihn zum Schutzpatron meines Buchs machte; aber er würde vielleicht ſeine kunſtrichterliche Gelehrſamkeit darüber, am Mann zu bringen ſuchen, und mich, der allgemeinen teutſchen Bibliothek, oder andern ſeyn wollenden Richtern aller gelehrten Produkte, zum Opfer geben. —

So würde man mit mir umſpringen, und ich würde es bereuen müſſen, jemals ein Buch geſchrieben zu haben. Denn wo iſt dem Schriftſteller noch wahre menſchliche Belohnung zum Theil worden? —

Du aber, heiliger Schatten! wirſt mir Belohnung gewähren! — du wirſt mir deinen ſeligen Einfluß in meine Seele ſenden; und mich begeiſtern in jenen glücklichen Stunden, die ich dem freundlichen Umgang der Muſen weihe! wenn des Schickſals Sturm um mich her brauſet — wenn Freunde mich verrathen, und undankbare Schönen meine Ruhe untergraben wollen; dann wirſt du meinen Muth ſtärken, daß ich mich erhebe über menſchliche Leidenſchaft, und jede über mir zuſammenſchlagende Welle des Schickſals zertheile! denn wer kannte menſchliche Leiden beſſer als du? wer ertrug ſie ſtandhafter? und wer ſiegte mit mehrerem

Ruhm über ſie, als du? — den edlen Jüngling, wirſt du in ſeiner Edelmuth ſtärken, wenn er dieſes Buch lieſet, — den von Leidenſchaften verführten Tugendhaften, wirſt du warnen, und ihn von ſeinen Irrwegen zurückführen! — das von Tugend und zarter Empfindung durchglühte Mädchen wirſt du in den ſeligen Entſchlüſſen befeſtigen, ſo groß, wie **Friederike** zu handeln, und an **Eleonorens** Beyſpiel zu lernen, was unbekämpfte Leidenſchaft für Verwüſtungen anrichten kann. So, wohlthätiger Schatten! wird dein himmliſcher Einfluß, jedem, der dies Buch lieſet, Tugend und Edelmuth, reine Liebe, und warme Empfindung, ſtandhaften Muth, und Entſchloſſenheit, Wohlwollen, und Menſchenliebe, ins Herz hauchen! — Und das ſey meine Belohnung!

Noch ein Blick zu deinem Bildniß, zu deiner, ſchon in der ſterblichen Hülle, verklärten Miene! — zu deinem Himmel anſchauenden, ſeelenvollen Auge! — zu deinen empor gehobenen Händen! — und ich falle voll Ehrfurcht, und ſeliger Empfindung vor dir nieder, heiliger Schatten **Eloiſens**!

Joſeph von Sonnenthal.

Friedrich von Sonnenthal, ein Mann, dem die Natur ein edles Herz, und einen erhabenen Geiſt verliehen hatte, war der ältere Sohn eines reichen Kaufmanns in Danzig. Sein Vater beſtimmte ihn zwar anfänglich zur Handlung. Aber der junge Sonnenthal fand mehr Behagen an dem Soldatenſtande, der ſeinem feurigen Temperamente angemeſſener, als jene Beſchäftigung war. Auch fanden ſeine Neigungen bey ſeinem ſehr vernünftigen Vater Gehör: denn dieſer hatte den Grundſaz, man müſſe bey der künftigen Beſtimmung eines Jünglings mehr dem Rufe der Natur, als der Stimme des Vorurtheils folgen. Und ſo gieng denn, belebt vom Vorgefühl der Wonne, die er künftig in Ausübung edler und tapferer Handlungen finden würde, unſer Friedrich in ſeinem ſiebzehnten Jahre in Königliche Preußiſche Kriegsdienſte.

Kurz darauf entſtand der merkwürdige ſiebenjährige Krieg zwiſchen der Kaiſerin Königin, und dem Könige in Preußen. Im zweyten Jahre des Kriegs wurde das Regiment, worunter unſer Sonnenthal als Lieutenant ſtand, in einen gewiſſen bekannten Theil von Deutſchland kommandirt. Hier that ſich der kriegeriſche Jüngling ſo hervor, daß er in kurzem bis zum Rittmeiſter ſtieg.

Da er ſich unter einem Huſarenregimente befand, ſo hatte er oft die feindlichen Vorpoſten zu allarmiren. Einsmals traf er beym Recognoſciren auf eine Parthey feindlicher Huſaren, welche, ungeachtet ſie Alliirte von dem Lande waren, worinn ſie ſich befanden, doch im Begriff ſtanden, das Schloß einer gewiſſen Frau von Zaaren zu plündern. Sonnenthal ſtürzte ſich mit ſeinem Kommando hinein, griff die feindliche Parthey, die von den Pferden abgeſeſſen war, und in dem Schloſſe umher ſtreifte, mit dem Säbel in der Fauſt an, und eilte in das Schlafzimmer der Dame des Hauſes, wohin ihn ein ängſtliches Schreyen rufte; als eben der feindliche Befehlshaber beſchäftiget war, ein junges ſchönes Frauenzimmer ſeinen unkeuſchen Lüſten aufzuopfern.

Unſer Rittmeiſter verſezte ihm, eh' er ſich wehren konnte, einen Säbelhieb und ſtürzte ihn zu Boden. Im Augenblick wurde das ganze Kaiſerliche Kommando von den Preußen zu Kriegsgefangenen gemacht.

Ohnmächtig lag das Fräulein von Zaaren — denn ſie war es, die der edle Sonnenthal aus den Klauen des Barbaren riß — auf dem Bette, das dieſer zum Schauplatz ſeiner Schandthat erwählt hatte. Ihre Mutter fiel dem Rittmeiſter zu Füſſen, und umfaßte ſeine Knie. Ihre ganze Seele zerfloß in Gefühl der Dankbarkeit für ſeine Errettung; aber Wehmuth und Thränen verdrängten ihre Sprache. Dem Rittmeiſter ſelbſten giengen die Augen über. Es war ein rührender Auftritt.

„Stehen Sie auf, gnädige Frau!“
ſagte der menſchenfreundliche Held;

„Helfen Sie Ihrer Fräulein Tochter! ich
„habe nichts, als meine Pflicht gethan.“

Izt ſtand ſie auf. Aber alle Kraft hatte die gute Dame verlaſſen. Sie ſank einem Huſaren in die Arme, der ſie halb ohnmächtig auf einen Sopha führte. Sonnenthal eilte zu dem Fräulein, ergriff ihre ſchönen Hände, küßte ſie, und ließ einige Thränen darauf fallen. Die

Bedienten kamen herzu, und brachten Mutter und Tochter wieder zu ſich.

„Wo bin ich?“

fragte das Fräulein, da ſie die Augen wieder aufſchlug.

„Gott! iſt meine Ehre dahin?“

„Nein! gnädiges Fräulein!“

antwortete der Rittmeiſter.

„Der Gott der Unſchuld hat Sie gerettet! —

„Durch Feinde gerettet, —

verſezte das Fräulein —

„von unmenſchlichen Freunden! — o! mein
„Herr! womit kann ich Ihnen danken? —
„Sie haben mich vom Tode errettet! —
„Ich habe keinen Dank verdient“

ſagte der großmüthige Rittmeiſter —

„nur denken Sie nicht daran, daß ich Ihr
„Feind bin!“

„Edelmüthiger Mann!“

erwiederte das Fräulein —

„wer ſind Sie, daß ich ewig Ihren Namen,
„wie Ihre herrliche That, in meiner Bruſt
„verwahre! —

„Rittmeiſter Sonnenthal —

war ſeine Antwort —

„der ſich's immer zum Glück anrechnen
„wird, etwas für das reizendſte Frauen-

„zimmer, das er je geſehen hat, gethan „zu haben.“

Nach und nach fiengen nun unſre Damen an, ſich von ihrem Schrecken wieder zu erholen. Das erſte war, daß ſie ihren Erretter baten, mit ſeinem Kommando Mittags bey ihnen zu ſpeiſen. Sonnenthal nahm die Einladung an, und ließ ſeine Gefangnen indeſſen in Verwahrung bringen.

Bey der Tafel wurde unſer Rittmeiſter mit den beyden Damen genauer bekannt. Frau von Zaaren war eine Wittwe, und Fräulein Mariane ihre einzige Tochter. Ihr Mann, der Obriſtlieutenant in den Dienſten ihres Fürſten geweſen war, hatte ſeiner Tochter das Guth, worauf ſie wohnten, ganz verſchuldet hinterlaſſen. Die gute Familie ſtand auf dem Punkt dieſes Guth vollends zu verlieren, und wurde von der bitterſten Armuth bedrohet.

Dieſe ihre traurigen Familienumſtände erzählte Fräulein Mariane dem Rittmeiſter mit ſo viel Ausdruck der reinen unverdorbenen Natur, mit ſo vieler Offenherzigkeit, daß er innigſt davon gerührt wurde; und hier entzündeten die vortreflichen Eigenſchaften des Fräuleins eine Leidenſchaft in ſeiner Bruſt, die er noch nie gefühlt hatte.

Immer hatten nur Ehrgeiz, und Ruhmſucht den tapfern Rittmeiſter beſeelt; nie hatte er empfunden, was Liebe war. Aber izt — beym Anblicke ſeiner ſchönen Geretteten, fingen die ſanften Regungen der Liebe an, ſich ſeines Herzens zu bemächtigen; und — es konnte beynah' nicht anders kommen: denn Marianens Reize waren unwiderſtehlich.

In ihrer Bildung hatte die Natur eines jener Meiſterſtücke hervorgebracht, die ſonſt nur in der Phantaſie eines Dichters wohnen. Ihre Geſtalt war majeſtätiſch, und ihre Taille dem Ideal einer Göttin würdig. Harmonie und Ebenmaaß war die Grundlage zur Bildung aller ihrer Glieder. Auf ihrem Antlitze blühten Roſen mit Lilien, im aufgehenden Lenze, um die Wette. Aus zwey groſſen ſchwarzen Augen, über welchen zwey ſchwarze Triumpfsbogen ſich in der richtigſten Zeichnung darſtellten, ſtrahlte ein Feuer, das Seele und Leben durchdrang. Oft aber verlor ſich dieſes Feuer in den lebhafteſten Ausdruck einer ſchönen Seele, und eines ſanften edlen Herzens. Ihr Haar, ſchwarz wie Rabenfittig, umwallte den ſchwanenweißen Hals, und einen Buſen, wo die ganze Fülle der Schönheit thronte.

Die Bildung ihrer Seele war ſo, wie ſie Bürger in einem bekannten Gedicht, mit den Worten ausdrückt:

Wer blieſ ſo lichthell, klar, und rein,
Die Engelſeel' dem Mädel ein?
Das hat der liebe Gott gethan,
Der Seraphim erſchaffen kann;
Der blieſ ſo lichthell, klar und rein,
Die Engelſeel' dem Mädel ein.

Wenn ich noch hinzuſetze, daß Religion und Tugend die Grundlage aller ihrer Empfindungen und Handlungen waren, wenn ich noch ſage, daß Welt, und böſe Beyſpiele ihr Herz noch nicht verdorben, und ihre Sinnen noch nicht benebelt hatten — daß ſie noch ganz war, wie ſie aus Gottes Händen kam; ſo glaube ich, meine Leſer haben ein vollkommnes Gemälde von Marianen.

Sonnenthal nahm mit gerührtem Herzen von den beyden Damen Abſchied. Da er wieder auf ſeinem Pferde ſaß, fieng er erſt an, den Zuſtand ſeines Herzens genauer zu erwägen. Erſt ſchämte er ſich vor ſich ſelbſt, ſeiner Leidenſchaft. Dann trat aber Mariane mit all' ihren Reizen wieder vor ſeine Seele, und ſein Herz ſprach für die Liebe. Er kämpfte, rang mit ſich ſelbſt. Endlich behielt der Ehrgeiz die Oberhand.

hand. Er beſchloß, Marianen im Gewühl des Feldzugs zu vergeſſen.

Indeſſen hatte der Rittmeiſter auf das Fräulein einen nicht geringeren Eindruck gemacht. Auch war er das ganz, was man eine ſchöne Mannsperſon nennen kann. Er war von mittler Gröſſe; aber ſchlank und vortreflich gewachſen. Seine Geſichtsbildung war edel, und ſeine Miene zum Bezaubern freundlich. Er hatte blaue Augen, eine zarte weiſſe Haut, und ein ſchönes langes blondes Haar. Die Güte ſeines Herzens, ſeine groſſe Seele ſprach in jedem ſeiner Geſichtszüge, und jedes Wort, das er redete, athmete Großmuth und Tugend. Fräulein Mariane unterhielt ſich oft von ihm mit ihrer Mutter; und, da dieſe ihre Neigung zu dem edlen Preuſſen gewahr wurde, geſtand ihr Mariane, daß unter allen Männern, die ſie je geſehen habe, Sonnenthal der einzige ſey, den ſie lieben könne. Frau von Zaaren ſuchte aber immer der Neigung ihrer Tochter, durch die Vorſtellung ihrer Armuth, und durch den Mangel aller Hofnung zu einer künftigen Verbindung mit ihrem Geliebten, entgegen zu arbeiten.

In kurzer Zeit darauf gieng der Feldzug zu Ende. Es traf ſich wie von ungefehr, daß

Sonnenthal mit ſeiner Compagnie, das Dorf Rothenbach, wo ſich ſeine Geliebte mit ihrer Mutter befand, zum Winterquartierſtande bekam. Der Rittmeiſter mußte ſein Quartier auf dem Schloſſe nehmen, weil im Dorfe für ihn kein andres vorhanden war.

Anfänglich überfiel ihn eine Art von Schrekken, als ihn dieſer Quartierſtand traf. Denn er kämpfte noch immer mit ſeiner Leidenſchaft für Fräulein Marianen. Noch hatte er den Sieg über ſolche nicht ganz erringen können: denn Marianens Bild verfolgte ihn allenthalben, und ſelbſt im Gefecht mit den Feinden ſchwand es nicht von ſeinen Augen. Sein Herz ſchlug wider ſeinen Willen für ſie.

Izt ſah' er aber ſein Schickſal, für eine Fügung des Himmels an, der ihn, ſeines Widerſtrebens ungeachtet, in Marianens Arme führen wollte. Er beſchloß, ſich ſeinen Gefühlen nicht länger zu widerſetzen. Die Bedenklichkeiten der Frau von Zaaren wider ſeine Verbindung mit dem Fräulein waren bald gehoben. Denn des Rittmeiſters Vater war indeß verſtorben und dadurch wurde dieſer in den Beſitz zweyer Tonnen Goldes geſezt, womit er das Zaarenſche Guth von allen Schulden reinigen konnte. Auch bekam er vom Könige die Erlaubniß zu ſeiner Heyrath. Nur noch eine Schwierigkeit war zu überwinden, die etwas mehr Mühe koſtete.

Die Zaarenſche Familie war von uraltem ſtiftsfähigen Adel. Sie konnte ihre Ahnen bis auf den Kaiſer Friedrich den Rothbart zurückführen, von welchem Kaiſer der erſte von Zaaren ein natürlicher Sohn geweſen war. Man beſaß in der Familie eine Urkunde, nach welcher dieſer erſte von Zaaren, in den verſchiedenen Kreuzzügen, die er mit ſeinem Vater gethan hatte, hundert Saracenen, worunter einige Kalifen geweſen waren, die Schädel abgehauen hatte. Dieſe Urkunde wurde in einer goldenen Kapſel verwahrt, welche wieder in einem eiſernen Kaſten mit ſieben Schlöſſern ſtand. Ein feſtes Gewölbe mit zwey eiſernen Thüren, auf dem Schloſſe zu Rothenbach, welches das Stammguth der Familie war, enthielt jenes Heiligthum in ſeinen [illegible] und der Senior der Familie, [illegible] einen fürchterlichen Eyd dazu [illegible] wurde, beſaß die Schlüſſeln zu dem Kaſten, und zu dem Gewölbe.

Nun ließ ſich Mariane einfallen einen Bürgerlichen zu heyrathen — welch ein Verbrechen! —

Das hochadeliche Blut, mit bürgerlichem zu beſudeln — welch' ein ungeheurer unerhörter Vorſatz! — es entſtand ein allgemeiner Aufruhr in der Familie, als Marianens Bitte um Erlaubniß zu dieſer Verbindung ankam. Es wurden Familienverſammlungen gehalten, und Abgeordnete an Marianen geſendet, welche ſie mit dem Familienbann, und mit der höchſten Ungnade des ganzen Hauſes bedrohten, wofern ſie der Familie dieſen unausſprechlichen Schimpf anthäte. Alle Gegenvorſtellungen, daß Mariane ihr Glück mache, daß das Stammguth gerettet werde — waren umſonſt. Lieber alles, als die Ehre verlohren — hieß es; — Roland von Zaaren — dieß war der Name ihres Stammvaters — würde aus ſeinem Grabe hervorgehen, und bis am jüngſten Tag keine Ruhe haben; — darum hat er nicht ſo viel Saracenenköpfe geſpalten, daß ſein Blut ſo entſetzlich gemißhandelt werden ſoll.

Was war zu thun? — Mariane konnte und durfte aus gewiſſen Urſachen ihre Familie nicht ganz wider ſich aufbringen. Sonnenthal mußte ſich alſo wenigſtens in den Preußiſchen Adelſtand erheben laſſen. Sein König fand deſto weniger Bedenken, ihm ſeine Bitte um dieſe Erhebung zu gewähren, je mehr ſeine Verdienſte ihm des Adels würdig machten. Alsdann erhielt zwar Mariane von ihren Verwandten die Erlaubniß zu ihrer Heyrath, aber doch unter keiner andern Bedingung, als daß ihre Nachkommen bis ins vierte Glied von aller Theilnehmung an den Familienangelegenheiten ausgeſchloſſen bleiben ſollten.

So ſehr groß iſt oft die Thorheit des Landes, wo die Zaarenſche Familie wohnte, daß ſie ihrer Ahnenreihe oft die weſentlichſten Vortheile, und die ſanfteſten Empfindungen der Freundſchaft und Liebe aufzuopfern bereit ſind. Es giebt Familien, wo die Töchter lieber in äußerſter Armuth ſchmachten, als daß ſie ihren Adel der Verbindung mit angeſehenen Männern bürgerlichen Standes, aufopfern ſollten. Oft ſieht ſich zwar mancher von Adel genöthiget, ſeine Perſon bürgerlichen Standes zu heyrathen; aber größtentheils ohne Liebe, ohne Neigung zu ihr, thut er es blos, ſeinen, oft durch die niedrigſten Ausſchweifungen, verfallenen Vermögensumſtänden wieder aufzuhelfen. Und das zwar gute, aber vom Glanz des Adels geblendete Mädchen wird oft ein bejammernswürdiges Opfer des Stolzes ihrer neuen Verwandten, und ein elender Gegenſtand ihrer Verachtung.

Indeſſen fand der Herr von Sonnenthal einen zu reichen Schatz von vortreflichen Eigenſchaften in ſeiner Mariane, als daß der Anfang ihrer Ehe nicht alle Beſchreibung einer irdiſchen Seligkeit hätte überſteigen ſollen. Allein ihre Glückſeligkeit hatte die Dauer der Menſchheit; ſie verſchwand bald. Die Pflicht rufte nach einigen Wochen den tapfern Rittmeiſter wieder ins Feld. Hier wurde ihm durch einen Schuß der rechte Arm gelähmt. Dieſe Lähmung hemmte ihn mitten auf der Laufbahn der Ehre und des Ruhms. Er wurde zum fernern Dienſt untüchtig, und erhielt ſeine gänzliche Entlaſſung.

Nun kam er zu ſeinem zärtlichen Weibe zurück. Lange hieng ſie ſprachlos, in Thränen der Wehmuth und der Freude ſchwimmend, an ſeinem Halſe. Wehmuth empfand ſie über das Unglück ihres würdigen Gemahls, und Freude gebar ihr der entzückende Gedanke, daß ſie nunmehr das unausſprechliche Glück an ſeiner Seite zu leben, ununterbrochen genießen ſollte.

Im Schooße dieſes Glücks, worinn ſie eine kurze Zeit ruhten, ſchien Sonnenthal die Gebrechlichkeit ſeines Arms zu vergeſſen, beſonders

ders da die Schwangerſchaft ſeiner Gemahlin ihn bald den ſüſſen Vaternamen erwarten ließ. Aber welche neue Quelle des Jammers entſprang ihm aus dieſer Begebenheit! — Mariane ſtarb kurz nach ihrer Entbindung. — Unſern empfindſamen Leſern zu gefallen, wollen wir die Geſchichte ihres Todes etwas ausführlicher beſchreiben.

Mariane ahndete ſchon vor ihrer Entbindung immer Tod und Grab. Sie ſuchte die Einſamkeit; unterhielt ſich da mit Betrachtungen über den Eintritt in die Ewigkeit, und ſang oft Todtenlieder zu ihrem Flügel. Traf ſie ihr Gemahl bey dieſer traurigen Beſchäftigung an, wie er denn ſehr ſelten von ihrer Seite wich, und ſuchte er durch Ausbrüche ſeiner Zärtlichkeit, die Bilder des Todes, die um ihre Seele ſchwebten, zu verdunkeln; ſo ſank ſie oft im Gefühl ihrer Wehmuth an ſeinen Buſen, und ein Strom von Thränen floß bey ihren Küſſen auf ſeine Wangen. Oft zwang ſie ſich, um das Herz ihres zärtlichen Gemahls nicht ganz zu verwunden, zur Heiterkeit! aber ihr Lächeln war wie ein Sonnenſtrahl, im Regen — es war immer mit Thränen begleitet.

Endlich erſchien die gefürchtete Stunde ihrer Entbindung. Glücklich gieng ſie vorüber, und ein ſchöner geſunder Knabe trat in die Welt. Die Freude des Vaters war unausſprechlich. Kaum war der Knabe gebohren, ſo nahm er ihn auf ſeine Arme, drückte ihn im heftigen Gefühl ſeiner Wonne, an ſein Geſicht, benezte ihn mit Freudenthränen, und ſagte:

„ſey mir willkommen, Kind meiner Liebe!
„nie müſſe ich vergeſſen, daß dich mir Gott
„gab, um einen würdigen Bürger der
„Welt, und des Himmels aus dir zu bil-
„den! —

dann ſank er in die Arme ſeiner von der Geburt noch ermatteten Gemahlin, ſchloß ſie an ſein klopfendes Herz, mit den Worten:

„Weib meiner Seele! Du, die mir Gott
„zur Vollendung meiner zeitlichen Glückſelig-
„keit gab! habe Dank für die Schmerzen,
„unter welchen du mir dieſen Sohn gebarſt!
„Gott ſegne dich dafür, und ſchenke dir wie,
„der neue Kräfte, und neues Leben!“

Mariane ſchloß ihr Geſicht an ſeine Wange; aber keine Empfindung der Freude erhob ihre Seele. Nur Ströme von Zähren ſtürzten aus ihren Augen.

„Der Wille unſers ewigen Vaters ge-
„ſchehe! —

ſagte ſie —

„ſoll mein Leben der Preiß des Lebens mei„nes Sohnes ſeyn! wohl! ich bin bereit! „Gott will ich auch dafür in der Ewigkeit „danken. Ach! beſter Mann! ich fühle „Tod in meinen Gebeinen, und Auflöſung „in meiner Seele — faſſe dich in der groſ„ſen Stunde, wo mich Gott rufen wird! „und liebe dein vollendetes Weib, in dem „Sohne, den ſie dir gebar!“

Sonnenthal fühlte die ganze Schwere dieſer Ahndung; doch ſuchte er, um ſeine Gemahlin zu ſchonen, den Kummer, der ſeine Seele betrübte, und die ſchreckliche Furcht, die ihn marterte, vor **Marianen** zu verbergen. Er ſprach ihr Troſt ein und ſchmeichelte ihr immer mit der Hofnung ihres Lebens.

Indeſſen vergiengen drey Tage, ohne daß **Mariane** widrige Zufälle bekam. **Sonnenthal** ließ den dritten Tag ſeinen Sohn taufen, und ihm den Namen **Joſeph** geben. Schon dämmerte die belebende Hofnung, daß **Mariane** bald alle Gefahr überſtanden haben würde, in ſeiner Seele auf, ob gleich ſie immer mit Todesgedanken umgieng. Aber plötzlich brach der Sturm herein, der ſchon lange in Gewitterwolken verhüllt, von fern her gebrauſet hatte. Die andere Nacht nach der Taufe, bekam Mariane ſo gefährliche Zufälle, die offenbar Tod und Vernichtung verkündigten.

Kein Menſch kann den Jammer ausſprechen, der unſern Sonnenthal, ſeine Schwiegermutter, und das ganze Haus ergriff, als ſich die Stunde näherte, in welcher Mariane ihre ſchöne Seele aushauchte. Alle Mittel zu ihrer Geneſung waren vergebens. Alles Flehen, alle Thränen konnten den unerbittlichen Tod nicht verſöhnen. Im Schreckensſturm brach er herein, und vernichtete die ſchönſte Blume in ihrem Lenze.

Aber — mit welcher Heiterkeit, mit welcher Ergebung in den Willen Gottes ſah Mariane ihrem Ende entgegen! bis auf den lezten Augenblick behielt ſie ihren Verſtand und ihre Sprache. Eine Stunde vor ihrem Tode — ihr Gemahl lag vor ihrem Bette auf den Knien und drückte ſinnlos ihre Hände an ſein, in Thränen ſchwimmendes Geſicht — ihre Mutter ſaß in ſtummer Betäubung wie halb todt neben ihrem Lager — izt verlangte Mariane noch einmal ihren Sohn; zum leztenmal drückte ſie ihn an ihren Buſen, küßte ihn millionenmal, und ſagte:

„Gott ſegne dich, liebes Kind! ich muß „dich verlaſſen; aber Gott ſey dir mehr, als „Mutter! wachſe, und blühe! und ſey die „Freude deines Vaters! —

Dann wande ſie ſich zu ihrem Gemahl, der ſprachlos ſie umfaſſend, mit ſeinem Antliz an ihre Bruſt geheftet war.

„Lebe wohl! beſter Mann! Geliebter meiner Seele! —

ſagte ſie, indem ſie ihren ſchon ſterbenden Mund auf den ſeinigen drückte —

„auch dich, ſegne Gott! behalt mich auch „im Grabe lieb! ich will dich in der Ewigkeit lieben. Dank dir für alle deine Liebe, „für alles was du an mir thatſt! im Himmel ſehen wir uns wieder vor Gottes „Thron; —

ihre Mutter umarmte ſie noch mit dem heftigſten Gefühl kindlicher Zärtlichkeit —

„Gottes Seegen begleite Sie, theuerſte Mutter! —

ſagte die Holdſelige —

„er vergelt Ihnen alles das, was Sie an „mir gethan haben! ſeyn Sie die Mutter „meines Kindes, und rechnen Sie auf Gottes Belohnung ihrer Sorgfalt! leben Sie „wohl, wohl, — – ewig wohl! —

Izt bat ſie alles irdiſche von ihr zu entfernen, weil ſie ſich mit Gott unterhalten, und ſterben wollte. Die halbe Stunde, welche ſie noch lebte, brachte ſie unaufhörlich mit Gebet zu. Ihre lezten Worte waren:

Jeſu! nimm meinen Geiſt auf! —

Nur einige leichte Seufzer entfuhren ihr mit ihrem Athem, und — ihre Seele ſtieg unter Engelgeleite zu Gott auf. —

„Der Herr ſegne deinen Ausgang, und deinen Eingang! —

ſagte ihr Gemahl, indem er ihren lezten Athem mit ſeinem Munde auffieng, und ihr die Augen zudrückte. Dann warf er ſich im heftigſten Gefühl ſeines Schmerzes vor ihrem Bette nieder, und lag über eine halbe Stunde wie ſinnlos, mit dem Haupte zu den Füſſen der Seligen. Die Frau von Zaaren ſchwankte in ihr Zimmer; hier riß ſie ihre Wehmuth darnieder; ſie ſank aller Empfindung beraubt auf einen Sopha.

Ich weiß nicht, ob viele meiner Leſer, Leichen von ſchönen, jungen, blühenden Frauenzimmern geſehen haben, die durch keine ausmergelnde Krankheit entſtellt, mitten in ihrer vollſten Blüthe dahin geriſſen werden, wie hier der Fall war. Die darinne Erfahrung haben, werden mir um ſo mehr glauben, wenn ich verſichere, daß man nichts rührend ſchöneres ſehen konnte, als **Marianens** Leichnam kurz nach ihrem Hinſcheiden. Der Ausdruck der Ruhe, der Unſchuld, und der Seligkeit, unter welchen ihre Seele hinüber ſchlummerte, war ganz auf ihrem Antliz zu ſehen, das noch keine Todtenfarbe hatte, ſondern vielmehr einen weiſſen und reinen Glanz, wie Silber von ſich gab.

Doch ich entferne mich von dieſem allzurührenden Gegenſtande. Ich übergehe das Begräbniß unſerer Seligen, übergehe die Klagen, und Thränen der Leidtragenden, um der Geſchichte unſers Helden des jungen **Joſephs** näher zu kommen.

Sein Vater beſchloß, auf die Erziehung deſſelben, ſeine ganze Sorgfalt zu wenden. Da ihm das Andenken an ſeine **Mariane** zu heilig war, als daß er zu einer zweyten Heyrath ſich hätte entſchlieſſen können, ſo liebte er in dieſem ſeinen Sohne noch ſeine ſeilige Gattin, und er war der Gegenſtand ſeiner ganzen irdiſchen Glückſeligkeit.

Schon in ſeinem vierten Jahre nahm er ihn aus den Händen der Frauenzimmer, und übergab ihn der Führung eines geübten geſchickten

Hofmeiſters. Der Adel des Landes, der leider nur zu oft ſeine Domeſtiquen beſſer als ſeine Hofmeiſter beſoldet, erſtaunte, daß Sonnenthal dem Hofmeiſter ſeines Sohnes einen Gehalt von Dreyhundert Thalern gab. Man legte ihm dieß als Stolz, und als Verſchwendung aus. Aber der edle Vater blieb bey ſeinem Grundſatze, daß nichts wichtiger ſey, als die Erziehung der Jugend, und daß nichts mehr Belohnung verdiene, als die Bemühungen eines treuen Hofmeiſters um ſeinen Zögling. Zur Erziehung der Jugend, pflegte er zu ſagen, wird ein Mann von groſſen Talenten, von bewährter Gelehrſamkeit, von ausgebreiteter Welt- und Menſchenkenntniß, und von ausnehmender Redlichkeit erfordert. Wird ſich ſolch' ein Mann, für einen Kutſchergehalt, zur Erziehung der Jugend brauchen laſſen? und wenn er es aus Armuth thun müſte; iſt es billig, iſt es gerecht, den Mann von Verdienſten den Domeſtiquen gleich zu ſetzen? — und ſind nicht dergleichen Hofmeiſter, die um einen Lumpengehalt dienen, Miethlinge, oder Ignoranten, welche die Jugend mehr verderben, als zu weiſen und geſitteten Weltbürgern bilden? —

Eine ſeltſame Denkungsart von einem Soldaten! werden viele ſagen, die Sonnenthals

Grundſätze nach den Vorurtheilen des Soldatenſtandes in dem Lande meſſen, worinn er ſich befand. Auch war dieſe Denkungsart dort gewiß eine ſehr ſonderbare Erſcheinung. Denn wer weiß nicht, wie wenig dort der Soldatenſtand auf die Gelehrten hält? und was für entbehrliche geringfügige Leute dieſe, in jener Augen ſind? —

Der Mann, welchen Herr von Sonnenthal zum Hofmeiſter ſeines Sohnes wählte, war kein eigentlicher Gottesgelehrter. „Solche „Leute, — nur wenig beſſere ausgenommen — pflegte der ſorgſame Vater zu ſagen,

„lernen ihren Zöglingen größtentheils nichts „weiter, als Theologie, griechiſche, und „lateiniſche Sprache. Kommen die jungen „Leute hernach in die groſſe Welt, ſo werden ſie entweder Pinſel, oder ausſchweifende „Jünglinge ohne Vernunft, und ohne Sitten. —

Herr Liebrecht — ſo hieß der Hofmeiſter, — hatte eigentlich die Rechte ſtudirt. Sein Hauptfach aber war das Studium der Philoſophie, der Mathematik, und der ſchönen Wiſſenſchaften. Er verſtand, neben den gelehrten, auch die vornehmſten lebendigen Sprachen in Europa. Da er ſchon mit einem Liefländiſchen von Adel, die berühmteſten Reiche Europens durchreiſet war, ſo hatte er ſich dadurch eine nicht gemeine Welt- und Menſchenkenntniß erworben. Dabey beſaß er ein redliches Herz, und eine rühmliche Liebe zur Religion, und Tugend. Eben war er in Begriff, eine auſſerordentliche Profeſſur der Philoſophie auf der Univerſität Leipzig anzunehmen, als ihn unſer Sonnenthal zum Hofmeiſter ſeines Sohnes wählte. Die Erziehung war immer ſein Lieblingsgeſchäft geweſen. Darum ließ er auch die Profeſſur fahren, und nahm den Antrag des Herrn von Sonnenthal an, der ihn eine Verſorgung auf Lebenszeit verſicherte.

Man kann leicht denken, daß der junge Joſeph, dem ſchon die Natur ein auſſerordentliches Genie verliehen hatte, unter der Führung eines Mannes, wie Liebrecht war, bald alle Erwartung ſeines Vaters übertraf. Meine Leſer erlauben, daß ich bey der Beſchreibung der Erziehung unſers Helden etwas ins Detail gehe. Liebrechts Methode, die Jugend zu behandeln, hatte zwar nichts beſonderes! ſie war ſo beſchaffen, wie ſie vielleicht jeder vernünftige Hofmeiſter weiß, und in Ausübung bringt. Aber ſie bleibt doch immer bemerkenswerth, und ein nützlicher Beytrag zur Geſchichte der Erziehung.

Die meiſten Hofmeiſter pflegen bey der Bildung des Verſtandes ihrer Zöglinge, die Herzen dererſelben ganz aus den Augen zu verlieren. Sie lernen ihnen die Religion und die Moral, unter dem Gewande ſcientiviſcher Wiſſenſchaften kennen; füllen die Köpfe der Jugend oft mit dogmatiſchen Subtilitäten, ohne Geiſt und Kraft; und laſſen ihre Herzen leer, anſtatt ſie durch die Lehren der Religion zu erwärmen, und ſie durch die ſeligen Folgen der Ausübung dieſer Lehren dafür empfindlich zu machen.

Liebrecht verwarf alle mechaniſche Kenntniſſe der Religion. Was nutzen dem Kinde, pflegte er zu ſagen, eine Menge von Lehren, die ſein Verſtand noch nicht faſſen, und ſein Herz noch nicht ſchätzen kann? So bald aber ſein Zögling die Kraft, deutlich zu denken, und zu empfinden bekam, und das geſchah ſehr bald, reducirte er die Lehren der Moral und Religion auf die einfachſten Begriffe herab; und ſo erhob, und erweiterte er ſie Stufenweiſe, je nachdem er die Verſtandskräfte ſeines Zöglings ſich entwickeln,

wickeln, und die Empfindungen ſeines Herzens ſich erheben ſah.

Erklärte er in der Folge, ſeinem Zöglinge, eine Pflicht der Religion und Moral, ſo that er dieß nie, ohne ihn zugleich auf die glücklichen Folgen aufmerkſam zu machen, welche die Ausübung dieſer Pflicht; bey den Menſchen, in Abſicht ſeiner Verhältniſſe oder auch blos in Abſicht der Ruhe ſeines Gewiſſens hervorbringen muſte. Oft ſezte er eine oder mehrere Geſchichten hinzu, wo die Menſchen die Pflicht der Religion, von welcher die Rede war, ausgeübt hätten. Er nahm dieſe Geſchichten theils aus der Bibel, theils aus der Weltgeſchichte, theils aus dem gemeinen Leben. Dadurch bewies er ſeinem Zöglinge die ſeligen Folgen der Tugend, und machte ihm die Glückſeligkeit anſchauend, die für den Menſchen daraus entſtand. Er munterte ihn zur Nachfolge auf, und erwärmte ſein Herz, durch die Vorſtellung der Schönheit einer edlen Handlung, und des Wohlgefallens, welchen das höchſte Weſen darüber haben würde. Durch die Belohnung der Tugend, welche Gott denen nie verſagt, die nach ihrer Vorſchrift leben, lehrte er ihn den Nutzen einſehen, welcher unmittelbar aus der Beobachtung menſchlicher Pflichten entſpringt.

Nur ein einziges Beyſpiel von dieſer Methode: als Liebrecht ſeinem Zöglinge die Stelle der heiligen Schrift erklärte:

„Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen, ſo werdet ihr feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammlen;

erzehlte er ihm folgende Geſchichte dabey:

„Locke der Weltweiſe hatte einen gewiſſen jungen Menſchen zu ſich genommen, der bey ihm die Rechte eines Freundes genoß. Allein er hatte ſich einem undankbaren verbunden: denn der junge Menſch machte ſich auf einmal unſichtbar, und nahm ihm eine groſſe Summe Geldes mit. Bald darauf ließ ſich ein Menſch in einem ſehr armſeligen Aufzuge bey ihm melden. Er ließ ihn vor ſich kommen; aber Schrecken durchdrang ihn, als er jenen treuloſen Freund in ihm erkannte, der izt kam, ſeinen Wohlthäter aufs neue um Hülfe und um Vergebung zu bitten. Locke ſah ihn eine Weile mit Erſtaunen an, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich nahm er einen Banczettel von 50 Pfund Sterling, gab

„ſolchen dem Untreuen, und ſagte: Ihr Verfahren gegen mich verzeihe ich Ihnen aufrichtig; aber Ihnen meine Hochachtung, und meine Freundſchaft wieder zu ſchenken, hieſſe die Natur verleugnen, und Ihnen Gelegenheit geben, mich von neuen zu betrügen. Nehmen Sie indeſſen die Kleinigkeit an, retten Sie ſich damit aus ihrer Noth; aber lernen Sie künftig behutſamer mit ihren Freunden umgehen!“

Ich übergehe die Bemerkungen, die **Liebrecht** aus dieſer Geſchichte zog, und die er ſeinem Zöglinge ans Herz legte. Jeder ſcharfſinnige Leſer wird ſie ſich ſelbſt abſtrahiren können.

Durchaus ſo praktiſch war der Religionsunterricht dieſes erfahrnen Hofmeiſters beſchaffen. Die Naturgeſchichte nuzte er, um unſern jungen **Sonnenthal** auf die Werke der Allmacht aufmerkſam zu machen. Dadurch entwickelte er in der Seele des Jünglings die erhabenſten Begriffe von dem göttlichen Weſen, und den bewundernswürdigen Eigenſchaften deſſelben. Er führte ihn auf die Spuren der göttlichen Vorſehung, und zeigte ſie ihm dann in der weiſen Erhaltung des Weltalls, in ihrem glänzendſten Lichte.

Auch blieb er nicht blos bey allgemeinen Vorſtellungen der göttlichen Weisheit ſtehen. Nein! er gieng ins kleinſte Detail, und erwies, daß Gott in der Schöpfung des niedrigſten Wurms ſo groß ſey, als in der Bildung des Seraphs. Nur eine Betrachtung, die er ſeinem Zöglinge mittheilte, will ich hier zum Beyſpiel ſeiner vortrefflichen Lehrart anführen:

„wie muß man erſtaunen —

ſagte er einsmals zu ihm, als er in einer ſchattigten Allee mit ihm ſpazieren gieng —

„wenn man findet, daß eine und eben dieſelbe
„Idee in Gott ſich Millionenmal verändert,
„und doch noch die nemliche Idee
„bleibt, und daß Gott dieſe Idee, die er
„bey den Theilen hatte, auch im ganzen
„fortführt! — Ich will mich deutlicher erklären.
„Der Unendliche dachte ſich ein Blatt.
„Dieſe Idee, in Millionen Arten von Blättern
„vervielfältiget, bleibt immer dieſelbe;
„und ſogar der Baum behält die Figur, die
„man ſchon im Blatte geſehen hat. Es giebt
„Blätter, die kleine Birken, Weidenbäume,
„Birnbäume, Linden, Eichen, ſo
„natürlich vorſtellen, als wenn man ſie mit
„Fleiß ſo gemalet hätte, und dieſe Bäume

„ſelbſt ſind nichts anders, als jene Blätter
„im Groſſen — O! mein junger Freund! —
ſezte er hinzu —

„werden Sie ein genauer Beobachter der
„Natur; es wird Sie nicht gereuen. Es
„iſt offenbar — Gott hat die Abſicht gehabt,
„daß der Menſch die Wunder der Natur
„beobachten und erforſchen ſoll, als er
„die Welt ſo ſchuf, wie ſie iſt. Warum
„machte er ſie ſonſt ſo ſchön? Konnte er
„nicht z. B. die Blätter alle gleich machen?
„die Schmetterlinge alle gleich zeichnen? —

Dieſe Betrachtung führte ihn auf die Nutzbarkeit des Holzes, und was daſſelbe für ein ſchäzbares Geſchenk der Vorſicht ſey.

„Iſt das Holz nicht —
fuhr er fort —

„eine der größten, und unentbehrlichſten
„Wohlthaten des Himmels? nicht blos
„Wärme, und Licht giebt es uns; wir hätten
„ohne daſſelbe weder Häuſer, noch
„Hausgeräthe, weder Gold, Silber, Kupfer,
„Eiſen, noch Brod, noch Wein, weder
„Obſt noch eßbares Fleiſch, weder Glas noch
„Porcellain, weder Kleider noch Schuhe,
„und, um alles auf einmal zu ſagen, gar

„nichts von dem, was zu unſrer Nahrung
„und Nothdurft gehöret. Wie ſichtbar äuſſert ſich hierbey die Weisheit Gottes! Er
„ſchuf Holz, und zu wie vielen Zwecken?
„ſollte ihrer nicht der kurzſichtige Menſch über
„tauſend angeben können? zu wie vielen Inſtrumenten wird es nicht blos gebraucht?
„welcher Handwerksmann, welcher Künſtler kann es zu ſeiner Handthierung entbehren? wie viel würde nicht die Muſik darunter leiden, wenn wir kein Holz hätten?
„wie viel die Mechanik? die Optik? alle
„Arten von Wiſſenſchaften? — wo wäre
„Schiffahrt und Handlung ohne Holz? —

Man kann leicht denken, welchen Nutzen ein ſo praktiſcher Religionsunterricht, für die moraliſche Bildung des Herzens unſers Jünglings haben muſte. Da Liebrecht ihm überdieß nicht nur die beſten Erbauungsbücher zu leſen gab, ſondern ſie ihm auch ſelbſt vorlas und erklärte; ſo konnte es nicht fehlen, ſein Zögling muſte Religion und Tugend, aus voller Seele liebgewinnen — er muſte alle Arten moraliſch guter Eigenſchaften, im höchſten Grade beſitzen — er mußte ein Ideal eines vollkommen weiſen, tugendhaften, und religiöſen Menſchen werden; beſonders da er von Natur ein gutes, warmes, zärtliches, allen Eindrücken der Edelmuth offenes Herz beſaß. Auch war unſer Jüngling ſchon in ſeinem zehnten Jahre, die Bewunderung aller, die ihn auf ſeiner moraliſchen Seite kennen lernten.

Liebrecht vergaß bey der Bildung des Herzens unſres Jünglings, nicht die Cultur ſeiner Sitten; eine Sache, welche die meiſten Hofmeiſter vernachläſſigen. Man muß geſtehen, er war in dieſer Bemühung ſo glücklich, daß Joſeph ſchon in ſeinem achten Jahre nicht nur ganz dem Ideal eines wohlgeſitteten Knaben entſprach, ſondern auch an Ernſt und Würde viele von reiferem Alter weit hinter ſich ließ. Er konnte ſich ganze Tage mit alten ernſthaften Leuten unterhalten; und wo er in eine Geſellſchaft kam, zog er bald, durch ſeinen ſchönen Anſtand, durch ſein geſittetes Betragen, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Witz, und durch die Ausbrüche ſeiner ſchönen Seele, und ſeines guten Herzens, aller Augen und Herzen an ſich.

Liebrecht wurde oft von einſichtsvollen Leuten gefragt, wie es möglich ſey, daß ein Menſch, der doch von Natur zu allen Arten von Laſtern aufgelegt ſeyn müſſe, ſo ganz ein Ideal der Tugend werden könne? das ſo ungeheure Verderben der menſchlichen Natur, welches die Frage veranlaſſet zu haben ſchien, übergieng Liebrecht in ſeiner Antwort größtentheils ganz. Seine Grundſätze über dieſen Punkt wichen von der gewöhnlichen Meinung ſo ſehr ab, daß er ſie ganz für ſich behielt, ohne ſich den liebloſen und partheyiſchen Vorurtheilen der Gegner auszuſetzen. Indeſſen unterließ er nie dieſe Fragen zu beantworten, und zwar drückte er ſich darüber ſo aus:

„voraus geſezt, daß der Menſch, wie ihn
„der Schöpfer in die Welt ſezet, gleiche Anlagen
„zum Guten, und zum Böſen hat;
„daß die Triebe, und Leidenſchaften, die
„in ſeiner Seele ſchlummern, zur Ausübung
„der erhabenſten Tugenden eben ſo geſchickt
„ſind, als zu Begehung der gröbſten Laſter;
„ſo iſt nichts zuverläſſiger, als daß von der
„Richtung, die ein junges Gemüth bekommt,
„allein das Reſultat abhängt, ob Tugend
„oder Laſter die Summe ſeiner Handlungen
„werden ſoll? machet das Kind frühzeitig, ſo
„bald es nur denken lernt, mit Religion und
„Tugend bekannt, leitet alle ſeine Triebe
„zum Guten, lenkt ſeine Leidenſchaften zu
„rühmlichen Endzwecken, bewahret es vor

„allen Eindrücken des Laſters, entfernet hauptſächlich mit äuſſerſter Sorgfalt alle böſe Beyſpiele von ihm, ſehet dahin, daß ihm das Laſter unter keiner andern, als der häßlichſten Geſtalt bekannt werde, laſſet es nie den gefährlichen Reizungen des Böſen ausgeſezt ſeyn, laſſet es nie einen Begriff davon bekommen, was — auch nur falſches, und ſchnell überhingehendes — Vergnügen iſt, das aus den Trieben des Laſters entſpringt, verlieret keine Gelegenheit, ihm die Schönheit der Tugend in ihren mannichfaltigen Geſtalten recht anſchaulich zu machen, und ſeine ganze Seele für ſelbe in Bewegung zu ſetzen — und es kann nicht fehlen, ihr müßt den edelſten, tugendhafteſten Jüngling aus dieſem Kinde, bilden. Man glaubt nicht, was böſe Beyſpiele, und der Umgang mit laſterhaften, oder auch nur rohen, und ungeſitteten Menſchen, für tiefe Eindrücke auf das Herz eines Kindes machen, Eindrücke, welche die gutartigſten Menſchen oft in ihrem ganzen Leben nicht wieder ausrotten können. Die Jugend iſt biegſam, wie erweichtes Wachs. Wie du es formſt, ſo bleibt es immer; und nie hat ſich ein Laſter in das

„Herz eines Kindes, oder eines Jünglings eingeſchlichen, daß es nicht Zeit ſeines Lebens einen Einfluß auf alle ſeine Handlungen gehabt hätte. Darinn beſtehet der ganze Vortheil, den ich bey der Erziehung meines Joſephs nie aus dem Geſichtspunkte verloren habe. Aber Fleis, Aufmerkſamkeit, Welt- und Menſchenkenntniß wird dazu erfordert. Sonſt bleibt alle Erziehung mangelhaft; und nie wird die Folge davon den Erwartungen der Eltern entſprechen. —

Es würde uns zu weit von unſerm Zweck entfernen, wenn wir den Grundſätzen des weiſen Liebrechts noch weiter im Detail folgen wollten. Genug unſer Held hatte, zu der Zeit, da er aus ſeines Vaters Hauſe gieng, noch keinen Begriff davon, was es heiſſe, ſich auf Unkoſten der Tugend zu vergnügen, und je mit Vorſatz eine unedle Handlung zu begehen.

Es iſt Zeit, daß wir unſern Leſern noch einige Nachricht von dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte des Herrn Liebrechts geben. Baſedow, und ſein ganzes Gefolge von Reformatoren der Schulen, und der Erziehung, kannte dazumal noch niemand; nur der groſſe Sulzer hatte in Curland das groſſe Werk der Erziehung begonnen. Aber lange ſchon hatte Liebrecht die Barbarey, und Pedanterey des gemeinen Unterrichts eingeſehen. Er verabſcheute dieſe Methode als ſchädlich, und ihrem Zweck gerade entgegen ſtehend. Nach den Begriffen der Natur, und nach ſeinen Kenntniſſen der Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes, machte er ſich ſelbſt ein Syſtem, wie er ſeinen Unterricht den Endzwecken deſſelben gerade zu anpaſſen wollte, er gieng hierin ſeinen eigenen Weg, ohne ſich durch Widerſprüche anderer irre machen zu laſſen, und ruhmvoll durchlief er die Laufbahn mit ſeinem Zöglinge, die er mit ihm betreten hatte. Der junge Sonnenthal muſte geſtehen, daß ihm die Erlernung ſo vieler Wiſſenſchaften, als ihm Liebrecht beybrachte, wenig oder gar keine Mühe gekoſtet habe.

Liebrechts Methode, ſeinem Zöglinge die gelehrten Sprachen zu lernen, war damals noch eine ſehr ungewöhnliche Erſcheinung. Die Lehrer glaubten genug gethan zu haben, wenn ihre Schüler den grammatikaliſchen Sinn der Sprache begriffen hatten. Wie ſpät und langweilig es auf dieſe Art mit Erlernung der Sprachen zugieng, wird jeder einſehen, welcher weis, wie ſehr alle Trockenheit des Vortrags die Schüler ermüdet, und ihnen vor der Wiſſenſchaft die ſie treiben ſollen, einen Ekel beybringt.

Hier ſchlug Liebrecht mit ſeinem Zöglinge einen ganz andern Weg ein. So bald dieſer nur die erſten Grundregeln der Grammatik begriffen hatte, und dies geſchah ſehr bald, ſo nahm Liebrecht ſo gleich das Leſen der Autoren mit ihm vor. Hier lernte der Schüler die Sprache aus den Urquellen unmittelbar; er war keiner grammatikaliſchen Regeln benöthiget, weil er den Genium der Sprache, auf welchen ſich die Grammatik gründet, ſchon kannte. Er konnte ſich die Regeln ſelbſt abſtrahiren, und hatte nicht nöthig, ſich den Kopf mit grammatikaliſchen Subtilitäten zu füllen, und die beſte Zeit ſeiner Jugend damit zu verderben.

Freylich koſtet dieſe Methode mehr Nachdenken, mehr Einſicht, als die gewöhnliche, wo der Lehrer auf dem Ruhebette ſchlummern kann, indeß der Schüler, über dem Auswendiglernen der Regeln ſeine Seelenkräfte an unnützen Pedantereyen verſchwitzen muß. Auch iſt dies unſtreitig die wahre Urſache, warum unſre Schulmonarchen ſo heftig wider dieſe Methode zu Felde ziehen, und ſie zu nichts geringern, als zur Grundlage aller Barbarey in der Litteratur machen.

Liebrecht würde ſeinen Zögling mit Erlernung der todten Sprachen ganz verſchont haben, wenn man die Meiſterſtücke der Alten, in treuen, und richtigen Ueberſetzungen hätte haben können. Damals hatte noch kein Bodmer, kein Stollberg, kein Bürger den Homer übergetragen; Virgil, Horaz, und Livius waren noch nicht im deutſchen Gewande erſchienen. Und wenn auch die Erziehung unſres Helden in die itzige Periode gefallen wäre, ſo hätte er dennoch die gelehrten Sprachen noch nicht entbehren können, weil nicht alle Meiſterſtücke der Alten unter die Hände des Bodmer und ſeines gleichen gekommen ſind. Die Periode, wo wir die Erlernung der todten Sprachen entbehren können, hat bey weitem die Mitternacht noch nicht zurückgeleget, und vielleicht wird ihr Morgen erſt nach Jahrhunderten aufdämmern.

Die Erlernung der Sprachen veredelte, und machte Liebrecht ſeinem Zöglinge auch dadurch angenehm, daß er ihm die Schönheiten der Alten, die er mit ihm las, zugleich entwikkelte. Ein Hauptvortheil bey Liebrechts Unterrichte, den unſre alten Lehrer ganz vernachläſſigen; der aber doch allein die Luſt des Schülers, die Sprache zu erlernen, erhalten muß.

Bey den Reden des **Cicero** zeigte **Liebrecht** dem jungen **Joſeph** die Schönheiten des Ausdrucks, und der Wendungen, den erhabenen Schwung des Geiſtes, den richtigen Gang der Ideen, die Bündigkeit der Schlüſſe, kurz alles, was den **Cicero** zum groſſen Redner, und Sachwalter machte. Bey der Erklärung des **Livius** führte er ihn auf das intereſſante der Geſchichte, gab ihm die nöthigen Aufſchlüſſe ſie zu verſtehen, detaillirte die Thathandlungen bis zu ihren kleinſten Triebfedern, ſchilderte ihre Moralität, und zeigte ihm endlich den lebendigen darſtellenden Ausdruck, der den **Livius** zu einem der größten Geſchichtſchreiber macht. Indem er den **Horaz**, oder andere Dichter des Alterthums mit ihm traktirte, unterließ er nicht, ſeinen Zögling auf das dichteriſche Verdienſt und die poetiſchen Schönheiten des Autors aufmerkſam zu machen. Dadurch erweckte er zugleich in ihm das Gefühl dichteriſcher Talente, die noch in ſeiner Seele ſchlummerten. Er lernte ihm den **Horaz** als Weltweiſen, und den **Homer** als Beobachter der Natur kennen. Auch ſchaltete **Liebrecht** die Lehre der Mythologie mit ein, ohne welche man die Werke der Alten unmöglich richtig verſtehen kann. Dadurch lernte unſer **Joſeph** die Alten liebgewinnen, und um ihre Schönheiten einzuſehen und nachzuahmen, lernte er mit Vergnügen ihre Sprachen. Und ſo richtete Liebrecht ſeinen Unterricht bey allen alten Autoren ein, die er mit ſeinem Zöglinge las. Sonnenthal machte auch bey dieſer Methode ſolche Rieſenſchritte in dieſer Wiſſenſchaft, daß er in ſeinem funfzehnten Jahre den Homer ohne Anſtoß in der Urſprache las.

Das Studium der lebendigen Sprachen behandelte Liebrecht beynahe auf eben den Fuß, nur daß er die Uebung im Reden damit verband. Die Werke des Schakesſpear, Moliere, und Goldoni lies er ſeinen Zögling laut leſen, unterrichtete ihn dabey in der Sprache des Dichters, von der dramatiſchen Dichtkunſt, und lernte dadurch den wißbegierigen Jüngling mit leichter Mühe die Pronunciation, in jeder der drey Sprachen erwähnter Dichter.

In den eigentlichen Wiſſenſchaften, die den Verſtand, und den Geiſt bilden und aufklären, verfuhr Liebrecht auf eine etwas andere Weiſe. Hier hatte er die Maxime: ohne Regeln wird keine Wiſſenſchaft erlernt, und ohne Grundſätze giebt es keinen wahren Philoſophen. In der Weltweisheit und in der Mathematik nahm er daher zwar gute Syſteme zum Grunde; aber er ließ es nicht dabey bewenden, wenn sein Schüler das System verſtand. Nein er baute alsdenn auf den Grund, den er gelegt hatte. Zu dem Ende las er mit ihm die Werke eines Locke, eines Malebranche, eines Leibnizens; und anderer groſſer Weltweiſen, machte ihn mit ihren verſchiedenen Syſtemen bekannt, und vereinigte ſie dann auf die allgemeinen Grundſätze, worinn ſie alle harmoniren, und die von keinem beſtritten werden. Denn unſer Liebrecht hielt es mit keiner Sekte: er prüfte alles, was er las, und behielt das wahre für ſich, es mochte Cruſius oder Voltaire es geſagt haben.

Die allgemeine Geſchichte ſo wie die beſondere der Staaten von Europa traktirte Liebrecht mit ſeinem Schüler pragmatiſch. Nicht zufrieden, daß z. B. der junge Sonnenthal, die Thaten Karls des zwölften, nur hererzählen konnte; nur wußte, daß Jacob der andere von Großbritanniens Throne geſtoſſen worden ſey; nur angeben konnte, wie vielen Schaden Ludwig der vierzehnte, dem Römiſchen Reiche zugefügt hatte. Nein! ſein Zögling muſte auch mit dem kühnen, unbeſonnenen, ſtürmiſchen Karakter des Schwediſchen Königs, der allein die Triebfeder ſeiner Handlungen war, mit ſeinem Ehrgeize, daß er der Mann ſeyn wollte, der Könige abſetzen konnte, um ihre Reiche nach Gefallen wieder zu verſchenken, kurz mit allen den Umſtänden und Verhälteniſſen bekannt werden welche die Grundlage aller der damaligen Unruhen in Norden waren. Er mußte ferner den Geiſt der Schwärmerey und des Religionshaſſes, kennen lernen, der einen groſſen Theil Großbritanniens zur Empörung wider ihren König verleitete, und der allein die kläglichen Folgen für Jacob den zweyten und ſeine Familie hervorbrachte. Das falſche, ehrgeizige, in allen Laſtern erſeſſene Herz Ludwigs des vierzehnten, mußte er ſehen, um zu begreifen, wie dieſer allgemeine Länderverwüſter, die heiligſten Bündniſſe brechen, und die innigſten Freunde verrathen konnte, um den Namen eines Eroberers davon zu tragen, und ſein raſendes Projekt, eine Univerſalmonarchie zu ſtiften, durch die Macht der Waffen, und durch Verrätherey durchzuſetzen. Ungefehr auf dieſe Art gieng Liebrecht die ganze Geſchichte mit ſeinem Zögling durch, und führte ihn, bey jeder Handlung auf die Urquellen derſelben zurück.

Unſer Jüngling hatte ungemein viel Trieb zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und zur Dichtkunſt; und auch hierinn fand er an ſeinem Hofmeiſter ſeinen Mann. **Liebrecht** lehrte ihn die Grundſätze der ſchönen Wiſſenſchaften nach dem **Batteux** und ſtellte ihm vor allem die alten zu Muſtern darinn vor. Schon damals hatten die Deutſchen ſich in dieſer Art der Litteratur hervorgethan. **Leſſing**, **Wieland**, **Gellert**, **Kronegk**, **Rabener**, und andere hatten ſchon Meiſterſtücke geliefert. Nach dieſen mußte nächſt den Alten, unſer Jüngling ſeinen Geſchmack bilden, und ſich mit der Sprache der Dichtkunſt bekannt machen. Bald fieng er an, ſelbſt Verſuche zu wagen; und ſchon die erſten trugen den Stempel des Genies. Beſonders hatte er viel Anlage zur Lyriſchen Poeſie; und darum fand er auch an den Werken des **Horaz**, und des **Anacreon** unter den alten, und an den Liedern des **Petrarchs**, **Uzens**, und **Gleims** unter den neueren, am meiſten Behagen. **Liebrecht** hielt zwar mit allen Kennern der menſchlichen Seele dafür, daß nur die Natur, und das angeborne Genie den groſſen Dichter hervorbringe; aber er hatte doch auch den ſehr richtigen Grundſatz, daß auch hier die Natur gebildet werden müſſe, und daß man dem Genie des Dichters durch theoretiſche Grundſätze zu Hülfe kommen müſſe, wenn die Ausbrüche deſſelben nicht einer rohen Materie gleichen ſollen, die zwar an und für ſich die ſchönſten Beſtandtheile hat, die aber erſt unter der Hand des Künſtlers zu einem gefallenden Werke ſich erheben muß. Nicht die Natur allein iſt ſchön; — pflegte er zu ſagen — ſie hat Schlacken und Unreinigkeiten, die von ihr getrennt werden müſſen, wenn ſie gefallen ſoll. Der Dichter, der ſich von allen Regeln losreißt, und allein dem reiſſenden Strom ſeines Genies folgt, fällt endlich in Ueberſpannung, und wird eben darum unnatürlich, weil er auf die Ordnung der Natur nicht mehr achtet, und im Taumel ſeiner Ekſtaſe vergißt, daß auch die Natur gewiſſen ewigen und unwandelbaren Geſetzen unterworfen iſt.

Wir leugnen nicht, nach dieſer Theorie möchten wir Liebrechts Urtheil über einige unſrer neuen dramatiſchen Werke hören. Unſtreitig ſind Göthens, Götz von Berlichingen, Lenzens Menoza, Klingers neue Arria und Pyrrhus Leben und Tod, Produkte über die Grenzen der Natur geſtiegener Genies, die ſichs zum Ruhm anzurechnen ſcheinen, wenn ſie auch die Fehler der engliſchen Dichter nachahmen können.

Doch — es iſt Zeit von der Erziehung unſers Helden abzubrechen. Nur dies ſetzen wir noch hinzu, daß ihm ſein Vater in der Muſik, im Tanzen, und Zeichnen beſondere Lehrer hielt, das Fechten und Reiten ihm aber ſelbſt lernte.

In ſeinem ſechzehnten Jahre gieng der junge **Sonnenthal** nach **Leipzig** auf die Akademie. Sein treuer Hofmeiſter hätte ihn gern begleitet: denn er hieng mit unbeſchreiblicher Liebe an ihm. Aber ſein Vater dachte nicht eigennützig genug, um zuzugeben, daß **Liebrecht** um ſeines Sohnes willen länger die Glückſeligkeit einer ruhigen Verſorgung entbehren ſollte. Der Rittmeiſter empfahl ihn ſeinem Freunde, dem Conſiſtorial-Präſidenten in **Dreßden**, durch welchen er das Rektorat einer groſſen Landſchule in **Sachſen** erhielt. Sein bisheriger Prinzipal machte ihm noch ein Geſchenk von tauſend Dukaten; und dann verließ **Liebrecht** mit unbeſchreiblicher Rührung das Haus, worinn er zehn Jahr lang, bey dem angenehmſten Geſchäfte der Erziehung, die Rechte eines Freundes genoſſen hatte. Lange hieng der junge **Sonnenthal** an ſeinem Halſe und weinte; immer war **Liebrechts** Andenken mit unauslöſchlichen Zügen in ſeine Seele gegraben.

Ungeachtet unſer Held nur erſt ſechzehn Jahr alt war, da er die Akademie bezog, ſo hatte er doch ſchon ſo viel Männlichkeit, und geſeztes Weſen, daß er keines Führers weiter bedurfte. Sein Vater hielt es alſo für überflüßig, ihm auf der Akademie einen Hofmeiſter zu geben. Er empfahl ihm blos der Fürſorge einiger Lehrer, worunter der berühmte Profeſſor Clodius war. Sonnenthal wurde in kurzen der Liebling dieſes groſſen, und edlen Mannes. Da er die Rechte ſtudirete, ſo fand er an dem Doctor Sammet einen groſſen Gelehrten, der ſeinen Wünſchen entſprach. Damals hatte Herr Profeſſor Clodius im Reiche der Wiſſenſchaften ſich ſchon einen anſehnlichen Rang erworben. Da er ein Mann von gutem Herzen, und von ausgebreiteten Kenntniſſen in der ſchönen Litteratur iſt, ſo wurde unſer Sonnenthal bald einer von ſeinen eifrigſten Anhängern, und Freunden. Der berühmte Weltweiſe, Profeſſor Plattner war ſein Lehrer in der Philoſophie; und der vortrefliche Dichter Weiſſe würdigte ihn ſeiner innigſten Freundſchaft.

Unſer Jüngling erregte in der That allgemeine Bewunderung, da er auf der Akademie erſchien. Einen jungen Menſchen von ſo ausnehmender Schönheit, der zugleich ſo viel Verſtand, ſo viel Wiſſenſchaften, ſo viel Edelmuth und Tugend beſaß — der ſo reich war, und ſeinen Reichthum zu ſo edlen Endzwecken verwendete — hatte man in der That aus dem Gebiete ſeines Vaterlandes bey Menſchengedenken nicht hervor treten ſehen.

Einen ſchöneren Menſchen, als unſer Sonnenthal war, wird ſich kaum die reichſte Phantaſie eines Dichters bilden können. In ſeinem ſechzehnten Jahre hatte er ſchon eine ſehr anſehnliche Länge. Er war ſchlank, und regelmäſſig gewachſen, hatte einen geſetzten, etwas gravitätiſchen Gang; der ihm natürlich war. Auf ſeinem Geſichte blühte Jugendfarbe in unverdorbener Schönheit. Sein groſſes blaues Auge drückte ſeine erhabne Seele, und ſein edles menſchenfreundliches Herz aus. Er hatte dunkelbraunes Haar, eine etwas gewölbte hohe Stirn, und eine Habichtsnaſe; ſeine Geſichtszüge waren fein, ausdrucksvoll, und anziehend, kurz er verdiente ganz den Namen des ſchönen Sonnenthals, den ihm die Leipziger Damen beylegten.

Wir übergehen das Detail ſeiner Studien, weil ſolches für die wenigſten unſrer Leſer intereſſant ſeyn kann. Es iſt genug, wenn wir ſie verſichern, daß unſer Held ſeine Akademiſche

Laufbahn mit Ruhm vollendete, und ſich durch ſeine Gelehrſamkeit, von ſeinen Mitſtudenten bald eben ſo ſehr, als durch ſeine gute Aufführung, und durch ſeine feinen Sitten auszeichnete.

Nur von ſeiner Bekanntſchaft, und von ſeinen Freunden müſſen wir eins, und das andere berühren; weil dieſe eine ſtarke Beziehung auf ſeine künftige Geſchichte haben. Seine Landsleute, die damals in Leipzig ſtudierten, wollten ihm am wenigſten behagen. Die meiſten beneideten ihn, wegen ſeiner Vorzüge, die er in jeder Abſicht vor ihnen beſaß; und daher ſuchten ſie ihn auf alle Weiſe zu ſchaden, und ſeine Verdienſte zu verdunkeln. Die Edelleute, welche ſich darunter befanden, waren größtentheils ſehr ſtolz auf ihren alten Adel und daher verachteten ſie unſern Sonnenthal als einen neuen Edelmann. Da ſie nun überdieß ſehr ſchlechte Sitten hatten, und eine ausſchweifende Lebensart führten, ſo wurde es unſerm Helden nicht ſchwer, den Umgang mit ihnen ganz zu vermeiden.

Unter den übrigen Landsmannſchaften ſympathiſirte er am meiſten mit den Liefländern, und Curländern. Beſonders gefielen ihm die erſteren, wegen ihrer feſten Karaktere, und wegen ihrer warmen freundſchaftlichen Herzen. Er fand, daß ſie nicht mit jedermann Freundſchaft machten, der ſich ihnen unter der Larve der Höflichkeit und Freundlichkeit darſtellte. Sie prüften den erſt lange, den ſie unter ihre Freunde aufzunehmen gedachten. Wem ſie aber einmal ihre Freundſchaft ſchenkten, für den ließen ſie mit kaltem Blute ihr Leben, wenn es von ihnen gefordert werden ſollte. Unſer Sonnenthal hielt die Probe aus; ſie fanden ihn ihrer Freundſchaft würdig, und nahmen ihn in ihre Landesmannſchaft auf.

Unter dieſen biederen und ſtandhaften Leuten wurde ein gewiſſer Baron von Löwenkampf, der vertrauteſte Freund unſres Sonnenthals. Dieſer junge Cavalier war aus einer der reichſten und angeſehenſten Familien in Liefland. Er ſahe ſehr ſchön aus, ohne darauf ſtolz zu ſeyn, und beſaß viel gute Lebensart, ohne ins gezierte, und geckende zu fallen. Sonnenthal liebte ihn beſonders wegen ſeines guten Herzens, und wegen ſeines warmen theilnehmenden Gefühls für alles, was aufs erhabne, edle, und vortrefliche abzweckte.

Unſer Sonnenthal und dieſer Löwenkampf hatten beynah einerley Temperamente, und

Karaktere. Blos darinn unterſchieden ſie ſich, daß die Ereigniſſe des menſchlichen Lebens, ſie mochten nun in traurigen, oder fröhlichen Begebenheiten beſtehen, auf **Sonnenthals** Herz einen zwar nicht ſo heftigen, und tiefen, aber doch bleibendern Eindruck machten, als auf **Löwenkampfs** Gemüth; dahingegen dieſer jeden Affekt, jeden Eindruck auf ſein Herz viel ſtärker und wärmer empfand, und dabey die glückliche Fähigkeit beſaß, alles bald wieder zu vergeſſen, wenigſtens die allzuheftige Aufwallung ſeines Gemüths bald wieder dämpfen zu können.

Nächſt dieſem **Löwenkampf** hatte unſer Held noch einen ſehr vertrauten Freund, an einem gewiſſen **Bergner**, einem Kaufmanns Sohn aus **Hamburg**. **Bergner** hatte ſchon die Kaufmannſchaft erlernet; aber ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, und der richtige Grundſatz, daß auch die Handlung einen aufgeklärten Kopf erfordere — dies machte ihm das Studieren nothwendig. Er war übrigens ein wohlgeſitteter, edeldenkender Jüngling; ob er gleich die Feſtigkeit des Karakters nicht beſaß, die **Sonnenthaln** und **Löwenkampfen** ſo ganz eigen war. Er ließ ſich oft von ſeinen Leidenſchaften zu ſehr hinreiſſen, und dies verleitete ihn oft zu Handlungen, die er, wenn der Taumel der Leidenſchaft vorüber war, verabſcheute. Seine Hauptleidenſchaft war die Liebe zum andern Geſchlecht; und in der Ekſtaſe dieſer Liebe, war er fähig, die heiligſten Verbindungen der Freundſchaft, die ihm doch ſonſt unverletzlich waren, zu vergeſſen. Als ein Sanguineus im höchſten Grad war er größtentheils aufgeräumt, munter und ſcherzhaft. Er wuſte jedermann für ſich einzunehmen. Dadurch wurde er nicht nur der Liebling des ſchönen Geſchlechts in **Leipzig**, ſondern er riß auch die Herzen **Sonnenthals** und **Löwenkampfs** ſo ſehr an ſich, daß dieſe faſt keinen Tag ohne ſeine Geſellſchaft leben konnten. **Bergner** hatte oft die Gewohnheit, ſeinen Scherz zu übertreiben. Wenn z. B. jene beyden über dieſe oder jene philoſophiſche Materie ſprachen, oder ſich über die Schönheiten des **Miltons**, oder eines andern ernſthaften Dichters unterhielten, ſo fiel ihnen **Bergner** oft mit einem ſpashaften Einfall in die Rede, oder trällerte ein Studentenliedchen. Dieß verdroß nun ſeine Freunde oft gewaltig. Gaben ſie ihm aber ihren Unwillen darüber zu erkennen, ſo bat **Bergner** mit einer bezaubernden Freundlichkeit um Vergebung, machte einen neuen Spaß dazu, und im Augenblick war alles vergeben und vergeſſen. **Bergner** hatte noch einen Temperamentsfehler, der ihn in der Folge beynahe zur raſendſten Ausſchweifung, die ein junger Menſch nur begehen kann, verleitet hätte. Hatte die Hitze ſeiner Leidenſchaften irgend einmal den Sieg über ſeine Vernunft davon getragen, und war eine unedle Handlung die Folge dieſes Siegs geweſen, ſo empfand er, nachdem er das unmoraliſche ſeiner Handlung eingeſehen hatte, eine ſo heftige Reue darüber, daß er beynahe in Verzweiflung gerieth. In ſolchen Fällen hatten **Sonnenthal** und **Löwenkampf** genug mit ihm zu thun, daß ſie ihn wieder zum richtigen Gebrauch der Vernunft brachten. Kurz, **Bergner** war einer von den guten, aber ſchwankenden Karakteren, die immer einen warnenden Freund, einen treuen Führer bedürfen, wenn ſie nicht auf Abwege und Ausſchweifungen gerathen ſollen. Und ein ſolcher Freund für ihn war unſer **Sonnenthal**, der ſein flüchtiges Temperament ſo gut zu lenken wußte, daß **Bergner**, ſo lang er bey jenem war, nur ſelten einer ſeiner Leidenſchaften den Zügel ſchieſſen ließ.

Doch, wir kehren wieder zu unſerm Helden zurück. Da er ein weiches, gefühlvolles, allen Eindrücken des ſchönen, und guten, offenes Herz beſaß, und ein warmes, feuriges

Blut in ſeinen Adern floß; ſo hatte er freylich auch viel Hang zum ſchönen Geſchlecht. Oft fühlte er den Trieb der Liebe in ſeiner Seele entglimmen. Aber ſeine gebildete Vernunft, ſein groſſer Geiſt, und ſein feſter beſtimmter Karakter, bewahrten ihn vor den Ausbrüchen einer Leidenſchaft, die in ſeinem Alter keine andere, als die ſchädlichſten Folgen für ihn hervorbringen konnte. Er ſahe zum voraus, daß die Liebe, ſo bald er ihren Reizungen Gehör gäbe, ſeinen Geiſt zu allen ernſtlichen Beſchäftigungen untüchtig machen, und ihm ſein Studieren verekeln würde. Die Zeit, wo er ſich zum künftigen nützlichen Weltbürger bilden ſollte, durch Liebesintriguen zu verderben, ſchien ihm die allerunverantwortlichſte Handlung zu ſeyn. Er glaubte, die Beſtimmung des Jünglings gehe dahin, ſich das Glück der Liebe ſo lange zu verſagen, bis die Zeit der Prüfung vorüber ſey, und der menſchliche Geiſt die Kräfte erlangt habe, mit Vernunft ſich einen Gegenſtand der Liebe zu erwählen.

Ein vortreflicher Grundſatz! von welchem wir wünſchten, daß ihn unſre jungen Leſer beherzigen, und mit unauslöſchlichen Zügen in ihre Seelen graben möchten. So ſeltſam leider in unſern Tagen, dergleichen Grundſätze in

Abſicht auf die Liebe, unter der ſtudierenden Jugend auf Akademien zu finden ſind, ſo ſehr würken die gegentheiligen gerade zu auf das Verderben ſolcher Jünglinge, die ſich auf der Akademie mehr mit Wertheriſchen Liebeshändeln, als mit dem Studieren beſchäftigen. Es iſt daher vielen ſonſt ſehr ſchätzbaren, und nützlichen Schriften der ſehr gegründete Vorwurf gemacht worden, daß ihre Verfaſſer, die Helden ihrer Geſchichten zu frühzeitig in Liebesangelegenheiten verwickeln, und leztere dem Leſer nicht auf ihrer wahren ſchädlichen Seite, ſondern vielmehr in dem reizendſten Gewande der Tugend und Unſchuld vorſtellen. Wir wiſſen wohl, es iſt Natur, daß der Jüngling, ſo bald er den heftigen Trieb der Liebe in ſeinem Weſen fühlt, den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft ſucht, und ihn mit Begierde auffaſſet; die tägliche Erfahrung lehrt uns leider nur allzu deutlich, daß wenig Jünglinge von der Akademie zurückkommen, die nicht ihre Mädchen gehabt, oder noch haben; aber — iſt das nicht verdorbene, vernunftleere, unausgebildete Natur? und iſt es dem Schriftſteller, der Moral und Tugend lehren und ausbreiten will, zu verzeihen, wenn er Beyſpiele der rohen Natur im ſchimmerndſten Gewande aufſtellet, und dadurch zur Nachahmung dieſer

Beyſpiele reizet? — wir müſſen um des Raums willen von einer Sache abbrechen, die uns Stoff zu einem ganzen Buche geben würde, wenn wir uns darüber ausbreiten könnten.

Unſerm **Sonnenthal** wurde es übrigens nicht ſchwer, ſein Herz vor allen ſchädlichen Eindrücken der Liebe zu verwahren. Denn er hatte ſich in ſeiner Seele ein Ideal gebildet, welches die Perſon, die er hätte lieben ſollen, ſchlechterdings hätte erreichen müſſen. Vermöge ſeines feſten, und beſtändigen Karakters war nichts in der Welt fähig, ſeinen Vorſatz, ſeinem Ideal getreu zu bleiben, wankend zu machen. Man kann leicht denken, daß **Sonnenthal** als ein Kenner des ſchönen, und erhabnen in der Natur, dieß ſein Ideal ziemlich hoch geſtimmt hatte. Wo er nun in Geſellſchaft des andern Geſchlechts kam, fand er oft nicht einen Zug von dem Gemälde, das in ſeiner Phantaſie lebte. Allenthalben ſah' er Karrikaturen, oder durch Modethorheit und Koketterie verdorbne Geſchöpfe, die unmöglich Reize genug hatten, ein ſo reines, und vom Gefühl des ſchönen durchdrungenes Herz, wie **Sonnenthals**, an ſich zu feſſeln. Indeſſen konnt' es nicht fehlen, er mußte die Herzen vieler ſogenannten Schönen an ſich ziehen: denn ſeine überaus ſchöne Geſtalt, ſeine Artigkeit, ſeine feine Lebensart, ſein heller Verſtand, ſein gefälliger Witz — alles dieß mußte ihm Bewunderinnen erwecken. Er vermied die Geſellſchaften der Damen nicht; oft erwies er ihnen die ſüſſeſten Galanterien; aber ſein Herz blieb kalt, und wenn er von ihnen gieng, hatte er alle ihre Reize wieder vergeſſen.

Drey Jahre hatte unſer Held nunmehr auf der Akademie zu **Leipzig** zugebracht, und ſeinen Geiſt durch die nützlichſten Kenntniſſe gebildet. Izt gieng er noch ein Jahr nach **Göttingen**. Seine beyden Freunde **Löwenkampf** und **Bergner** begleiteten ihn; und auch hier blieb ihr Freundſchaftsband unzertrennlich. **Göttingen** war der Ort, wo **Sonnenthal** ſeine Kenntniſſe zur Vollkommenheit bringen konnte. Seine Talente wurden bald bekannt. Jedermann widmete ihm Hochachtung und Bewunderung. Alle Profeſſoren liebten ihn, und ſchenkten ihm ihre Freundſchaft. Beſonders war er in dem Hauſe des Herrn Hofrath G. auſſerordentlich wohl gelitten. Die Tochter dieſes groſſen Gelehrten, welche **Deutſchland** izt, als eine ſeiner guten national Dichterinnen verehret, hatte ſich dazumal ſchon zur Würde einer Lieblingen der deutſchen Muſen erhaben. Gleiche Liebe zur Dichtkunſt war die Stifterin ihrer erſten Bekanntſchaft mit unſerm Sonnenthal. Feine Empfindung des erhabnen und ſchönen, vereinigte ſich mit dem wärmſten Gefühl für Tugend und Religion, um beyder Herzen zur Hochachtung gegen einander zu erheben. Und — bald gieng die gegenſeitige Hochachtung zur innigſten zärtlichſten Freundſchaft über.

Nur den feſten Grundſätzen unſres Sonnenthals, welche auch Mamſell G. mit ihm gemein hatte, war es zuzuſchreiben, daß ihre Freundſchaft nicht noch einen Grad — bis zur Liebe fortſchritt. Die vortreflichen Eigenſchaften dieſes Frauenzimmers, ihr durchdringender Verſtand, ihr edles, warmes, allen Eindrükken der Zärtlichkeit offenes Herz, ihre liebenswürdige Grazie, ihr unterhaltender geiſtreicher Umgang; — alles dies erreichte beynah das Ideal, das in Sonnenthals Seele lebte. Aber ſeinem einmal gefaßten Vorſatze getreu, ſo lange er auf der Akademie war, nie einem Mädchen mehr, als ſeine Freundſchaft, zu ſchenken, blieb er auch hier in den Grenzen dieſes Verhältniſſes. Indeſſen war ſein Umgang und ſeine Freundſchaft mit der liebenswürdigen G. für ihn, von unendlichem Nutzen. Er vervollkommnete ſich noch mehr in der Dichtkunſt, und bildete ſein Herz und ſeinen Geiſt noch feiner in dem nachahmungswürdigen Muſter, das er täglich mehr zu bewundern Gelegenheit fand. Und — noch iſt Sonnenthal der wärmſte Verehrer dieſes edlen Frauenzimmers.

Welch' einen reichen Stoff zu Ausführung des Grundſatzes: daß auch zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts, eine warme zärtliche Freundſchaft Statt finden könne, ohne in Leidenſchaft überzugehen, welche man eigentlich Liebe nennt — gäbe dieſer Zeitpunkt in Sonnenthals Geſchichte! — Wir können uns jedoch auf dieſe Ausſchweifung wegen Mangel des Raums itzt nicht einlaſſen. Auch übergehen wir das Detail der Geſchichte ſeiner akademiſchen Laufbahn in Göttingen. Unſere Leſer werden ſichs leicht vorſtellen können, daß ein Geiſt, wie Sonnenthal, dieſe koſtbare Zeit nicht wird haben vorbeyſtreichen laſſen, ohne ſie in vollkommenſten Grade zu nutzen.

Er vollendete endlich mit Ruhm ſeine akademiſche Laufbahn, um nach dem Willen ſeines Vaters auf Reiſen zu gehen. Gern hätte er in der Geſellſchaft ſeines geliebten Löwenkampfs auch dieſen Theil ſeines Lebens durchwandelt.

Aber der edle Jüngling mußte dem Ruf ſeines Vaters folgen, der die lezten Tage ſeines Lebens noch in der Geſellſchaft ſeines geliebten Sohnes hinzubringen wünſchte. Die Trennung unſrer beyden Freunde erfolgte dann, und — unter Vergieſſung mancher ſchmerzhaften Thräne der Wehmuth. Doch mußte **Sonnenthal** dem edlen **Löwenkampf** verſprechen, daß er auch **Liefland**, mit unter die Länder, die er bereiſen wollte, einſchlieſſen möchte. **Sonnenthal** leiſtete ihm auch dies Verſprechen um ſo williger, da ſein Vater ausdrücklich verlangte, daß er ſich auch in den Staaten der groſſen **Catharina** und des weiſen **Guſtavs** umſehen ſollte.

Bergner wurde ebenfalls nach Hauſe berufen, um in **Hamburg**, oder in einer andern groſſen Handelsſtadt eine Handlung zu etabliren. Aber das Verlangen fremde Länder zu ſehen, reizte ihn zu ſehr, als daß er nicht alle Mittel hätte anwenden ſollen, dieſen Ruf von ſich abzulehnen; beſonders da das Reiſen hauptſächlich mit in ſeinen Plan gehörte, einſt ein gelehrter, erfahrner Kaufmann zu werden.

Es gelang ihm auch, die Einwilligung ſeines Vaters dazu zu erlangen. Die beyden Freunde verlieſſen alſo den Muſenſitz zu Göttingen, und traten ihre Reiſe an.

Ihre Tour gieng durch einen Theil des deutſchen Reichs und durch die öſterreichiſchen Niederlande, gerade nach **Frankreich.** In **Paris** lernten ſie den berühmten **Marmontel**, und andere der itzigen Gelehrten und ſchönen Geiſter **Frankreichs** kennen.

Von hier giengen ſie nach **England**; von da nach **Italien**, und aus **Italien** wieder nach **Frankreich.** Endlich giengen ſie nach **Holland**, um alsdenn gegen Norden nach **Dännemark** und **Schweden** zu reiſen.

Ohne uns bey dem Detail dieſer Reiſen zu verweilen, weil wir eine Geſchichte des menſchlichen Herzens, und keine Reiſebeſchreibung liefern wollen, — berichten wir blos, daß unſre Reiſenden allenthalben die eigentliche Abſicht ihrer Reiſen, nemlich die Vermehrung ihrer Kenntniſſe, und die Vervollkommnung ihrer Einſichten in die Verfaſſungen der Staaten, und die Sitten ihrer Einwohner, vor Augen hatten, und ihren Zweck vollkommen erreichten.

Es konnte übrigens nicht fehlen, unſre Reiſenden mußten auch das ſchöne Geſchlecht derer Länder, die ſie beſuchten, kennen lernen. Beyde waren die Lieblinge der Damen unter jedem Himmelsſtriche. **Sonnenthal** ſeiner Seits unter=

unterließ nicht, ſein Ideal allenthalben zu ſuchen, wo er hinkam. Aber er war in ſeinen Unterſuchungen nicht allzu glücklich. Größtentheils wurde er getäuſcht. Einzelne Züge davon kamen ihm zwar oft vor. Dieſe Züge verführten ihn auch nicht ſelten, zu glauben, daß er ſeinem Ideal nahe ſey. Stand er aber auf dem Punkt, es zu erhaſchen; wie bald wurde er durch Eigenſchaften wieder getäuſcht, die er plötzlich an der Perſon, welche er für sein Ideal zu halten anfieng, entdeckte, die aber ſeiner Erwartung geradezu widerſprachen! Je mehr er die Vereinigung des phyſikaliſchen und moraliſchen Schönen, in einer Perſon ſuchte; deſto weniger fand er ſie. Endlich ward er des vielen Suchens nach Vollkommenheit müde. Er ſahe ein, daß ſein Ideal in der That nichts anders ſey, als — ein Ideal — ein Ding, das nur ſeine romantiſche Phantaſie hatte bilden können. Doch konnte es auch nicht fehlen, es mußte ihn verdrieſſen, in der Welt die Perſon nicht finden zu können, die er allein für werth hielt, ſein Herz zu beſitzen; und die Folge davon konnte natürlicher Weiſe keine andere ſeyn, als daß ſein Herz gegen das ganze weibliche Geſchlecht erkältete. Ja! wir müſſen ſo gar geſtehen, daß dieſe ſeine Kälte gegen das Frauenzimmer nahe an die gänzliche

liche Verachtung deſſelben grenzte. Freylich können wir unſerm Helden von einem gewiſſen Stolze nicht ganz frey ſprechen, den jedermann bey dieſem Theil ſeiner Geſchichte, an ihm gewahr werden wird. In der That legte er ſeiner Perſon und ſeinem Herzen einen zu groſſen Werth bey, wenn er glaubte, daß das ganze weibliche Geſchlecht zu tief unter ſeiner Würde ſtehe. Aber Sonnenthal war ſo gut Menſch, wie andere ſeines Geſchlechts, und wir ſind nichts weniger Willens, als ihn über die Menſchheit zu erheben, und ihn unſern Leſern als einen Engel vorzuſtellen. Der Erfolg ſeiner Geſchichte wird uns lehren, daß auch die vortreflichſte Erziehung nicht hinreichend ſey, den Menſchen von allen Schwachheiten, und Uebereilungen zu reinigen.

Indeſſen war unſer Sonnenthal durch die immerwährende Bemühung das weibliche Geſchlecht kennen zu lernen, in die genaueſte Bekanntſchaft mit demſelben gerathen. Anſtatt daß ſolch' ein Umgang andere zur leidenſchaftlichſten Anhänglichkeit an das Frauenzimmer verleitet, ſo gebar er bey Sonnenthaln vielmehr eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen daſſelbe, die ihn vor allen Liebeshändeln bewahrte. Sein Gefühl für die Liebe erſtumpfte, oder lag vielmehr

mehr in einem feſten Schlafe, aus welchem nur eine auſſerordentliche Erſcheinung es erwecken konnte. Uns dünkt, dies liege ſehr genau in Sonnenthals Karakter, und war die natürlichſte Folge ſeiner Erziehung, und der Bildung ſeiner Seele.

Bergner hingegen nahm das weibliche Geſchlecht mit Vergnügen, wie es war, nehmlich für ein zwar unvollkommnes, doch aber zur Freude der Männer geſchaffenes Geſchlecht. In jeder Stadt, wo ſie ſich auch nur einige Wochen aufhielten, verliebte er ſich in ein Mädchen; und da er in der That alle Eigenſchaften zu gefallen, im vollkommenſten Grade beſaß, ſo brachte er ſeinen Roman immer ſehr bald zu ſtande. Mit voller Begeiſtrung hieng er an dem Gegenſtande ſeiner Liebe. Aber kaum hatte er den Ort ſeines Aufenthalts auf der Tour der Reiſe verlaſſen müſſen, ſo hatte er auch ſchon Liebe, Geliebte und alles wieder vergeſſen, und nun ſuchte er in der folgenden Stadt etwas neues für ſein Herz aus, welches ihm auch nie fehlſchlug. Dadurch gewöhnte er ſich ſo ſehr an die Liebe, daß er ohne einen Gegenſtand, an welchen er ſein Herz anſchlieſſen konnte, gar nicht mehr zu leben vermochte. Dennoch hinderten ihn ſeine öfteren Liebeshändel nie an der Hauptabſicht

abſicht ſeiner Reiſe. Er war immer glücklich in ſeinen Eroberungen; folglich zerſtreuten ſie ihn niemals. Vielweniger machten ſie ihn unruhig, und zu ernſthaften Beſchäftigungen ungeſchikt. Er brauchte ſeine Liebeshändel als Erholungen von ernſtlichen Beſchäftigungen; und nie arteten ſie in niedrige Ausſchweifungen aus. Konnte er nur immer ein Mädchen haben, um mit ihr zu ſcherzen, zu tändeln, ſie zu küſſen, und ihr von Liebe vorzuſchwatzen, ſo war ihm dies ſchon genug. Auf alles übrige leiſtete er Verzicht, weil er würklich zu tugendhaft zum Gegentheil war, und ſehr edel und zärtlich dachte.

Hier müſſen wir unſre Reiſenden in Holland verlaſſen, um den Leſer mit einigen neuen Perſonen, die in dieſer Geſchichte auftreten werden, bekannt zu machen. Im Anfang haben wir gemeldet, daß der Vater unſres Helden, der ältere Sohn eines reichen Kaufmanns in Danzig war. Sein jüngerer Bruder Wilhelm Sonnenthal hatte die Kaufmannſchaft erlernet, und nahm nach des Vaters Tode die Handlung an. Er verheurathete ſich ſehr vortheilhaft mit einer reichen Kaufmannstochter aus Danzig, mit welcher er eine einzige Tochter zeugte. Dieſer Wilhelm Sonnenthal liebte ſeinen Bruder, den Rittmeiſter auſſerordentlich, und dieſe Liebe pflanzte ſich auch auf deſſen Sohn, den jungen Joſeph fort. Lange hatte er gewünſcht, dieſen liebenswürdigen Jüngling einige Zeit bey ſich zu haben. Denn er hatte überdies die vortheilhafteſten Begriffe von ihm. Der Rittmeiſter hatte ihm nicht nur in ſeinen Briefen die lebhafteſte Beſchreibung von ſeinem wohlgerathenen Sohne gemacht; ſondern der junge Joſeph ſchrieb auch oft ſelbſt an ſeinen Onkle; und dadurch hatte er ſein ganzes Herz an ſich gezogen. Dazu kam noch, daß die Danziger Landsleute, die in Leipzig und in Göttingen mit unſerm Helden ſtudierten, bey ihrer Zurückkunft den jungen von Sonnenthal ſo ſehr erhoben, und ſeine Wiſſenſchaften, ſeine Edelmuth, ſeine Schönheit ſo ſehr anpreiſen, daß bald ganz Danzig von ſeinem Lobe erſcholl. In dem Hauſe ſeines Onkels wurde er beynähe vergöttert, ehe man ihn kannte; und mit unausſprechlicher Sehnſucht ſahe man dem Zeitpunkte entgegen, wo man ihn mit der wärmſten Zärtlichkeit zu umarmen, und ſich an ſeiner herrlichen Perſon zu ergötzen hofte.

Beſonders harrte Friederike, des Onkels einzige Tochter, mit dem äuſſerſten Verlangen auf ſeine Ankunft. Dieſes Mädchen hieng mit ganzer Seele an dieſem ihren Vetter, ehe ſie ihn noch geſehen hatte. Unſer Joſeph hatte bisweilen an ſie geſchrieben. Seine Briefe waren immer voll edler Empfindungen, voll warmen Gefühls für Tugend und Religion, voll erhabner Gedanken, voll Menſchenliebe und Zärtlichkeit. Es konnte daher nicht fehlen, Friederike, die ſelbſt das edelſte Herz beſaß, muſte aufs innigſte davon hingeriſſen und bezaubert werden. Sie liebte ihn auf das zärtlichſte, und ihre Hochachtung für ſeine Verdienſte war ohne Grenzen. So oft ſie ihm auf ſeine Briefe antwortete, bat ſie ihn in der reizendſten Unſchuld ihres Herzens, ſie bald zu beſuchen, und ihrer freundſchaftlichen Umarmung entgegen zu eilen. Oft las ſie die Briefe ihres Vetters durch, bildete ſich ihn ganz in ihrer Phantaſie ab, und brachte ganze Stunden damit zu, ſich in der Entfernung mit ihm zu unterhalten, und ſich ſeine vortreflichen Eigenſchaften recht lebhaft vorzuſtellen.

Izt, da ſich unſer Held in Holland befand, liefen ſehr dringende Einladungsbriefe von ſeinem Onkle, und von Friederiken ein. Zugleich ſchrieb ihm auch ſein Vater ſo ernſtlich, den Onkle zu beſuchen, daß er ſich endlich entſchloß, die Reiſe nach Norden anzutreten; anſtatt aber erſt nach Dännemark zu reiſen, wie er anfänglich willens war, gieng er ſogleich nach Danzig. Sein geliebter Bergner leiſtete ihm auch hier Geſellſchaft; und ſo kamen ſie glücklich in Danzig bey dem Onkle an.

Die Freude, in welche das ganze Haus bey ſeiner Ankunft verſetzet ward, war unbeſchreiblich groß. Liebe und Bewunderung ſtrömte unſer Sonnenthal in das Herz ſeines Onkels, ſeiner Tante, und in die Herzen aller, die ihn ſahen. Friederike befand ſich eben bey ſeiner Ankunft auf dem Landguthe ihres Vaters, wo ſie ſich im Sommer größtentheils aufzuhalten pflegte. Unſer Jüngling ritt alſo den Tag darauf mit Bergnern hin auf das Guth, das nur eine deutſche Meile von Danzig entfernt war. Um ſeine Muhme zu überraſchen, bat er ihren Vater, ihr ſeine Ankunft nicht melden zu laſſen.

Wir können die Scene dieſer Ueberraſchung nicht beſſer ſchildern, als wenn wir den Brief hier einrücken, den unſer Held bald darauf an ſeinen Freund Löwenkampf ſchrieb. Hier iſt er:

Mein geliebter Löwenkampf!

Nunmehr habe ich meine ſüdliche Reiſe geendet; und immer rükt die Zeit näher heran, die mich endlich in deine offenen Arme, an dein zärtliches Herz führen wird. O! im voraus ſeyd mir willkommen, ihr wonnevollen Stunden, der Freundſchaft geheiliget, die ich an deiner Seite, mein theurer Freund! zuzubringen hoffe! Schon denke ich mit Entzücken daran, und träume mir lauter Seligkeit in meine Phantaſie. Doch noch einige Zeit mußt du dich gedulden, Lieber! ich befinde mich mit unſerm Bergner izt hier in dem Hauſe meines Onkels, der uns gewiß ſo bald nicht von ſich laſſen wird.

Vor einigen Tagen bin ich aus Holland hier eingetroffen. Du weißt, daß ich meinem Onkel dieſen Beſuch ſchon lange ſchuldig war. Izt muß ich nun meine Schuld mit doppelten und dreyfachen Zinnß bezahlen, und — wie gern bezahle ich ſie! — O! Löwenkampf! welch ein vortreflicher Mann iſt dieſer mein Onkel! meine Tante — welch eine liebenswürdige Frau! und — — Friederike ihre Tochter — welch' ein göttliches Mädchen! —

ein Mädchen dergleichen mir in keinem Reiche der Welt noch vorgekommen iſt.

Als ich hier ankam, befand ſie ſich gerade auf dem Landguthe ihres Vaters. Ich beſchloß, ſie zu überraſchen, und reiſte, ohne daß ſie vorher Nachricht davon erhielt, mit Bergnern hinaus zu ihr. O! Bruder! ich wollte ſie überraſchen; aber die Ueberraſchung traf mich. Denn ſo groß die Vorſtellungen waren, die ich mir, nach ihren Briefen, lange vom dieſem Mädchen gemacht hatte; ſo wenig entſprachen ſie dem, was ich wirklich an ihr fand. Und — bey Gott! das romantiſche Bild meiner Phantaſie, das ich mir immer zu meinem Ideal ſchuf, blieb weit hinter ihr zurück.

Da wir vom Pferde ſtiegen, führte uns ein alter Bedienter ins Wohnzimmer. Ich fragte nach Demoiſell Sonnenthal. Sie befände ſich im Garten, antwortete der Mann, er wolle ſie augenblicklich rufen.

„Nein! —

ſagte ich —

„zeig' er uns lieber den Garten, wir wollen ſie ſchon aufſuchen.

Dann führte er mich an ein Fenſter, das eine herrliche Ausſicht in den Garten hatte, und zeigte mir eine Laube, worinn — o entzückende Scene! — ich das reizende Mädchen erblikte. Löwenkampf! ich muß dir geſtehen: in meinem Leben hab' ich nie ſo ein Gefühl empfunden, als mich wie ein Wetterſtrahl durchdrang, da ich auf einmal **Friederikens** herrliche Geſtalt erblikte. Eine geheime Stimme ſagte mir in dem Augenblick: hier! ſiehe das Ideal, daß du ſo lange ſuchteſt! — o! möchte ſie es ſeyn — antwortete ich — mit der ich die Wohlfahrt meines Lebens durchlaufen dürfte! — doch ich muß dir **Friederikens** Bild deutlicher ausmalen.

Im weiſſen Kleide der Unſchuld ſtand ſie mitten in der grünen Laube, und theilte unter eine Menge von Kindern, die um ſie herum hüpften, Milch und ländliche Speiſen aus. Ein weiſſer Sonnenhuth mit grünen Bändern, und einem Strauſſe von natürlichen Blumen gezieret, ſaß auf einer ſchwelgeriſchen Menge von blonden ungepuderten Haaren, die in nachläſſigen Locken um ihren Nacken flogen. Die eine Locke lag, in ſorgloſer Ruhe, recht als ob ſie dahin gehörte, auf der linken Seite ihres Buſens. Ihr Kleid ſchien eine Art von römiſcher Tracht vorzuſtellen. Es war lang, und unter der Bruſt mit einer grünſeidenen Scherpe umgürtet. Ihre ſchöne majeſtätiſche Taille, der ganze Bau ihres Körpers, fiel dadurch ungemein ins Auge; und — nie hab' ich etwas entzückenderes, reizenderes geſehen. Eine Art von grünſeidenen Pantoffeln mit Silber geſtickt, und ohne hohe Abſätze zierten die niedlichſten ſchönſten Füſſe. Ihre Geſichtsbildung, aus welcher lauter Anmuth, und Grazie lachte — ihr groſſes blaues Auge, das unter einem Triumpfbogen von dunkeln Augenbraunen, in himmliſcher Liebe hervorlächelte — die ſanfte ſchöne Miſchung von Roſen, und Jaſmin, auf ihren vollen blühenden Wangen — den kleinen regelmäſſigen Mund, — die rothen Lippen — eine Reihe von Zähnen, weiß wie Alabaſter — den vollen ſchwanenweiſſen Buſen — die weiſſe zarte weiche Hand, und einen Arm, ſo rund und ſchön, wie ihn nur der höchſte Bildner der Natur hinzaubern konnte — O! Löwenkampf! wer kann dieſe Schönheiten detailliren? — gieb mir Ausdruck, und Sprache dazu — dann will ichs. Denn meine ganze Seele iſt davon erfüllt.

Und — dieſe Freundlichkeit, dieſe Sanftmuth, dieſe Grazie, womit ſie die um ſie herumhüpfenden Kinder, bald fütterte, bald küßte — o! es iſt unbeſchreiblich — ſchlechterdings unbeſchreiblich — mußte nur geſehen, empfunden werden. Einige dieſer Kinder küßten ihr die Hände, andere zupften an ihrem Kleide, wieder andere ſtiegen auf die Stühle, die um ſie herumſtanden, umklammerten ihre Arme, und liebkoßten ſie; — o! es war eine herrliche Gruppe, — werth von einem Chodowiecki copirt zu werden!

Trunken von Entzücken ſtand ich lange am Fenſter und ſah dieſem bezaubernden Schauſpiel zu. Bergner war nicht weniger davon gerührt. Der Bediente erzählte mir, dieſe Kinder gehörten den Bauern im Dorf zu; und ſo pflege ſie Friederike alle Morgen um ſich zu verſammlen, weil ſie ſich ſehr gern mit ihnen unterhielte. Der treffendſte Zug eines ſanften, empfindſamen Herzens! dachte ich, und eilte mit Bergnern hinunter in den Garten. Im Herabgehen redeten wir es ab, ſie rathen zu laſſen, welcher von uns ihr Vetter ſey? ich hatte eine beſondere Abſicht dabey, die ich auch, wie du gleich hören wirſt, erreichte.

Izt traten wir in den Garten, — ſogleich wurde uns Friederike gewahr, und kam uns aus der Laube entgegen. O! Bruder! —

den herrlichen majeſtätiſchen Gang — und zugleich ſo leicht, als ob ſie in der Luft daher ſchwebte — den hätteſt du ſehen ſollen. Und was war der Anblick ihrer reizenden Perſon von fern, gegen das, was ich nun in der Nähe bemerkte? — Mondeshelle gegen Sonnenglanz.

Wir machten ihr unſer Compliment ſehr ehrerbietig, jedoch ſo, daß ſie daraus keinen Unterſchied, in Abſicht einer nähern Bekanntſchaft mit ihr bemerken konnte. Aber das ward ich augenblicklich gewahr, daß ihr Blick länger auf mir, als auf Bergnern verweilte. Sie fragte mit ungemeiner Holdſeligkeit, mit wem ſie die Ehre hätte zu ſprechen? — Bergner antwortete ihr, einer von uns hätte das Glück, ſich ihren Vetter zu nennen, und ſie ſolle die Sympathie ihres Gefühls ſprechen laſſen, ob ſie ihn vielleicht erkenne? — du weißt Bruder! daß ich keinen Zug aus der Sonnenthaliſchen Familie habe, ſondern ganz meiner ſeligen Mutter ähnlich ſehe. Friederike konnte mich alſo an den Geſichtszügen nicht erkennen.

Eine ſanfte Röthe verſchönerte ihre Wangen, — ein milderes Lächeln ſtrahlte von ihrem bezaubernden Antliz, — ihr Auge funkelte für Freude. Etwas betroffen betrachtete ſie uns wechſelsweiſe, indem ſie ſagte:

„Sie legen mir ein ſchweres Räthſel vor,
„meine Herren!

Immer ſchien ſie im Begriff zu ſeyn, einem von uns in die Arme zu ſinken, und immer hielt ſie ſich wieder zurück. So ſchwebte ſie einige Minuten in der Ungewißheit, welchen von uns ſie wählen ſollte. Endlich reichte ſie ihre Hand — mir, unter den Worten:

„Sind Sie es? —

Und den Augenblick ſezte ſie, wie in einer Art von Entzückung hinzu:

„Ja! bey Gott! Sie ſind's. Sie ſind
„mein beſter Vetter! O! —

Ein warmer Kuß auf ihre ſchöne Hand mit den Worten:

„Meine Friederike!

ſagte ihr, daß ichs ſey, den ſie errathen hatte. Kaum waren dieſe Worte über meinen Mund, ſo warf ſie ſich in meine Arme, und küßte mich.

„Mein liebſter, mein beſter Vetter!“

war alles, was ſie ſagte. Ganz vom Gefühl der Freude durchdrungen, hemmte ihr dieß Gefühl die Sprache. Sie trat zurück, und einige helle Thränen rollten ihre Wangen herab.

O! mein Löwenkampf! darf ich dir ſagen, was ich bey dieſer entzückenden Scene empfand? — das, was ich noch niemals empfunden hatte; — Liebe — hohe, unausſprechlich ſelige Liebe. Schnell, wie ein Bliz, durchdrang mich in dem Augenblick, da das himmliſche Mädchen an meinem Halſe hieng, der Gedanke: ha! ſiehe endlich dein Ideal! ſie ſey auf ewig die deine! Gedanke und Entſchluß war eins; und bey allem, was heilig iſt, Löwenkampf! — Friederike ſoll die Meinige werden, und wenn alle Mächte der Erde ſich dagegen verſchworen hätten. Vielleicht hat dieſes liebenswürdige Mädchen in eben dem Augenblick, eben dieſen Entſchluß gefaßt; und dann zweifele ich nicht mehr an dem Grundſatze, den einige Kenner des menſchlichen Herzens behauptet haben, daß zwey Herzen, die die Fürſehung für einander beſtimmt hat, auf den erſten Blick einander erkennen, und den Trieb für einander fühlen, der die Grundlage ihrer ewigen Vereinigung werden ſoll.

Bezaubert von ſo viel Schönheit, Anſtand, und Grazie, ſtand Bergner da, ohne Entſchluß, was er bey dieſer zärtlichen Scene für eine Rolle ſpielen ſollte: Ich half ihm jedoch aus ſeiner Verlegenheit, indem ich ihn Friederiken, als meinen Reiſegefährten und vertrauteſten Freund vorſtellte. Der gute Bergner nahm ſich ſo dabey, daß ich befürchte, ſein Herz war in dem Augenblick ſo gut verloren, als das meinige. Wie leid ſollte mir es um ihn thun, wenn ich erführe, daß er mein Nebenbuhler bey Friederiken würde! — doch, ich habe ihm die ganze Lage meines Herzens entdeckt; er weiß, wie mit ganzer Seele Friederike an mir hängt; dies muß ſeine Hofnung niederſchlagen; und für das übrige iſt mir ſein flatterhaftes Temperament Bürge.

Indeſſen giengen wir Hand in Hand und Arm an Arm, zurück in das Haus, wo uns Friederike einige Stunden lang auf das angenehmſte unterhielt.

Dann fuhren wir zuſammen nach Danzig herein, und hier genieſſen wir noch im Umgange, mit meinen hieſigen Freunden, die Reize der Freundſchaft in vollem Maaße.

Meine Liebe zu Friederiken iſt viel zu heftig, als daß es nicht bald zu einer Erklärung unter uns kommen ſollte. O! Löwenkampf! — wenn alles würklich ſo gut gienge, als mir meine Phantaſie ſo oft verträumt. —

Doch ich muß ſchlieſſen. Leb wohl, lieber Bruder! erwarte bald wieder Nachricht von den Angelegenheiten

Deines

getreuen

J. v. Sonnenthal.

Unſer Held ſtellte ſich damals, als er dieſen Brief ſchrieb, die Situation Bergners nicht halb ſo wahr vor, als ſie würklich war. Zwar wußte er wohl, daß Friederikens Reize einen nicht geringen Eindruck auf ſein Herz gemacht hatten. Allein, da er es gewohnt war, Bergnern in jedes hübſche Mädchen verliebt, aber ſeine Liebe bald auch wieder verſchwunden zu ſehen, ſo ſchmeichelte er ſich mit der Flatterhaftigkeit ſeines Temperaments, und ſahe in Bergners Liebe zu Friederiken weder für ſich, noch für ihn, einige Gefahr voraus.

Wie ſehr irrte ſich aber der gute Sonnenthal! Bergner hatte Friederiken nicht ſo bald geſehen, ſo brannte auch ſchon ein Feuer in ſeiner Bruſt, welches zu löſchen er keine Möglichkeit vor ſich ſah. Hätte er ihr ſeine Liebe entdecken, einen kleinen Liebeshandel mit ihr errichten, und ſeinen Roman, nach der ihm eignen Manier ſpielen können; vielleicht wäre denn das Feuer ſeiner Liebe, eben ſo bald wieder verlöſcht, als ſeine vorigen Liebeshändel, durch Erreichung ſeines Endzwecks, wieder in ihr voriges Nichts zurück fielen.

Aber hier muſte er den Ausbruch ſeiner Leidenſchaft zurückhalten. Denn **Sonnenthal** hatte ihm ſein ganzes Herz, und ſeine Abſichten auf **Friederiken** entdeckt. Er hielt es alſo für Treuloſigkeit gegen ſeinen Freund, nur dem Gedanken an **Friederiken** in ſeinem Herzen Raum zu geben. Dennoch beſaß er nicht ſo viel Stärke, die Leidenſchaft für ſie ganz zu unterdrücken. Dazu kam noch, daß **Friederike** immer ſehr offen, freundlich, liebreich, und zärtlich gegen ihn that; — daß er ihre Reize täglich vor Augen ſah, täglich mehreren Stoff zur Bewunderung und Liebe, in ihr fand. Der arme **Bergner**! wo ſollte er Kraft hernehmen, den Fortgang einer Leidenſchaft zu hemmen, die ſich wider ſeinen Willen, immer tiefer in ihm einwurzelte? —

Indeſſen konnt' es nicht fehlen, dieſe Lage ſeines Herzens mußte ihn gegen ſeinen Freund zurückhaltend machen. Oft ſtand er auf dem

Punkt, ſich Sonnenthalen zu entdecken, um vielleicht gemeinſchaftlich ein Mittel zu erfinden, wie die Ruhe ſeines Herzens wieder herzuſtellen wäre. Aber immer hielt ihn die Furcht, ſeinen Freund, durch dies Geſtändniß, zu beleidigen, davon ab. Und ſo blieb Sonnenthal über dieſen wichtigen Theil ſeiner Geſchichte, in iner Unwiſſenheit, die ihm in der Folge ſehr ſchädlich wurde.

Indeſſen wuchs ſeine Liebe zu Friederiken durch den täglichen Umgang, bis zur völligen Reiſe. Es kam endlich zu einer Erklärung, ie wir unſern Leſern, im folgenden Briefe Sonnenthals, an Löwenkampfen mitthei- en wollen.

Liebſter Bruder!

Sie iſt mein, die Liebenswürdigſte unter allen, Friederike! ewig, ewig mein iſt ſie. Der eſtrige Tag verband unſre Herzen mit unauflös- chen Banden. Unter den Augen Gottes ſchwü- en wir uns ewige Liebe und Treue.

Freue dich mit mir, Löwenkampf! endlich abe ich ſie gefunden, die meine Seele ſo lange ergebens ſuchte. Doch — wie kannſt du auch das Maaß der Glückſeligkeit ſchätzen, das mir zu Theil wird? — du kenneſt ſie nicht, den Engel, meine Friederike, — die alle Vorſtellung von Schönheit, Tugend, und Seelenadel übertrift.

Laß dir erzählen, wie ich den Gipfel meiner Glückſeligkeit erſtieg! ich muß dir mein volles Herz ausſchütten; du mußt an meinen Empfindungen Theil nehmen: ſonſt halt' ich den Genuß dieſes ſo unausſprechlichen Glücks nicht aus.

Mein Oheim, und meine Tante waren verreiſet. Bergner begleitete ſie.

„Sie müſſen bey Friederiken bleiben, ſagte der Oheim; und wie gern willigte ich darein! — es war, vorgeſtern, nach Mittag, da ſie abreiſten. Ich trank mit Friederiken Kaffee, gieng dann mit ihr ins Schauſpiel. Abends aßen wir zuſammen, ſprachen von gleichgültigen Dingen, und wir legten uns zur Ruhe, ohne daß eine nähere Erklärung unſerer Liebe folgte.

Geſtern früh ließ ich Friederiken bitten, mir zu erlauben, daß ich den Kaffee mit ihr trinken dürfe. Es wurde angenommen. Ich fand ſie in der reizendſten Morgenkleidung, aber mit Anſtand, mit Sittſamkeit gekleidet.

Menſchenkenner haben ſchon oft bemerkt, daß die Muſik die Nahrung der Liebe und das Mittel ſey, wodurch manches Geſtändniß dieſer himmliſchen Empfindung, dem, unter ihr ſchmachtenden Herzen entwiſcht iſt. Auch uns that izt die Muſik dieſen gefälligen Dienſt.

Friederike ſezte ſich an ihren Flügel, ſpielte und ſang die überaus zärtliche Arie aus dem Alchimiſten:

Glück der Menſchheit mächt'ge Liebe ꝛc.

mit all' der ſchwärmeriſchen Empfindung, wovon ihre ganze Seele entglühte. Ich ſaß neben ihr, meinen rechten Arm um ihren ſchlanken Leib geſchlungen, und meine Augen auf ihr holdes Antliz geheftet, im berauſchenden Genuß der unausſprechlichen Seligkeit, die mein ganzes Weſen erfüllte. Bey den Worten:

Mächt'ge Liebe! höre mich!

blickte mich das reizende Mädchen von der Seite an mit einem Ausdruck, der mir durch Mark und Bein drang. In dem Augenblick fühlte ich den unwiderſtehlichſten Trieb, ihr mein ganzes Herz zu öfnen, wie eine Flammengluth meine Adern durchglühen. Ich drückte ihr einige Küſſe auf ihren ſilberweiſen Nacken; und kaum konnt' ich das Ende der Arie erwarten, um zu ihren Füſſen zu ſinken, und ihr die heftige Empfindung meiner Liebe zu bekennen.

Izt war ihr vortreflicher Geſang zu Ende. Ich ergriff ihre beyden Hände, drückte ſie mit dem ganzen Gefühl meiner Leidenſchaft an meinen Mund, und — ſank im Taumel meines Entzückens ſprachlos an ihren Buſen. Dann blikte ich auf, und ſah — einige helle Thränen in ihren ſchönen Augen glänzen. Auch ſie war äuſſerſt bewegt, ihre Wange glühte, und ihr Buſen pochte. — Noch hatte keins von uns die Kraft zu reden; nur unſre Augen waren unſre Dollmetſcher. — Endlich unterbrach ich dieſe ſtumme empfindſame Scene mit Wiederholung der Worte:

Mächt'ge Liebe! höre mich!

indem ich zugleich Friederikens Hand an meine Bruſt drückte.

„Auch mich! auch mich! —

rief izt das holde Mädchen, indem ſie ſich faſt an mich ſchloß, und mit ihrem Antliz auf meine Achſel ſank.

„Wir lieben uns, theure Seele!

ſagte ich dann,

„laß uns unſre Herzen einander öfnen!
„liebſt du mich, zärtliches Mädchen? —

„Ob ich dich liebe?“
verſezte ſie,
„Ach! wenn ich dich nicht liebte, wie unglücklich wär' ich! — ich kenne keine gröſſere Seligkeit, als dich zu lieben.

„Dubiſt mein, holder Engel!“
ſagte ich dann,
„ewig — ewig mein! Hier unter den Augen Gottes weih' ich dir mein Herz. Er durchſpäht unſre geheimſten Gedanken; und er allein ſey der Zeuge unſrer Liebe! —

„O! laß mich dir danken, mein Joſeph!
erwiederte Friederike,
„du haſt mich lieben gelehrt! die Erſtlinge meiner zärtlichen Empfindungen waren dein! ſie ſollen es ewig bleiben.

Und ſo ſchloſſen wir denn unſern Bund. Engel Gottes lächelten uns Beyfall zu und unſer Glück war der Gegenſtand ihrer Wonne.

Du kannſt dir leicht vorſtellen, mein beſter Löwenkampf! welch' eine glückliche Periode meines Lebens ſich von dieſer Zeit an eröfnet hat! ein ſolches Mädchen mein zu nennen, das vollkommen das Ideal meiner ſchwärmeriſchen Phantaſie erreicht — wie ſollte mich dieſer Gedanke nicht beſeligen! — ich ſchwimme, wie in einem

nem Meer von Entzücken und jeder Tag an der Seite meiner Friederike zugebracht, iſt mir das glänzendſte Feſt.

Aber haſt du jemals von einer Liebe gehört, die nicht auch ihr unangenehmes mit ſich geführt hätte? menſchliche Glückſeligkeit bleibt immer unvollkommen. Auch unſrer Liebe trift dies Loos menſchlicher Schickſale. Wir lieben noch ingeheim. Friederikens Eltern wiſſen noch nichts von unſrer genauern Verbindung, und ſie dürfen es noch nicht wiſſen, bis ein gewiſſes Vorurtheil meines Onkels gehoben iſt, das uns noch viel Schwierigkeiten machen dürfte.

Mein Onkle hält nemlich alle Heurathen zwiſchen Verwandten für ſündlich, und unerlaubt. Ja er hat oft ſo ſehr, in meiner Gegenwart, wider dergleichen Verbindungen losgezogen, daß ich mir, von unſrer Liebe eben keinen glücklichen Erfolg verſprechen darf, wenn er ſie izt ſchon erführe. Wir ſind daher Willens, uns mit der Zeit meiner Tante zu entdekken, die hierinn toleranter denkt, und durch dieſen Kanal hoffe ich denn meiner Glückſeligkeit die Krone aufzuſetzen.

Eben dieſe Umſtände verbieten mir auch, mich meinem Vater, und Bergnern zu entdecken. Denn der erſtere hält zu viel auf ſei nen Bruder, als daß er ſeinen Geſinnungen nur im mindeſten Zwang anthun ſollte; und Bergner kömmt mir izt ſo vor, als ob Friederikens Reize, ſeiner flüchtigen Denkungsart einen Streich zu ſpielen im Begriff wären, der für ihn und uns die gefährlichſten Folgen haben könnte. Alſo iſt es am beſten, wir ſchweigen zur Zeit noch ganz davon; und arbeiten ingeheim, der Denkungsart meines Onkles eine andere, für uns vortheilhaftere Richtung zu geben.

So viel für izt, beſter Bruder! leb wohl! bald wird die Zeit kommen, wo ich dir mündlich ſagen werde, daß ich ewig bin

Dein

getreuer

Sonnenthal.

Einige Monathe vergiengen, ohne daß unſer zärtliches Paar ein geſchicktes Mittel, das Vorurtheil des Onkles zu beſiegen, hätte ausfindig machen können. Gewiſſermaaſen lieſſen ſie es auch an der gehörigen Bemühung fehlen, ihrer Sache eine glücklichere Wendung zu geben. Sie ſchlummerten vielmehr unter den behaglichen Fittigen ihrer Liebe dahin, wiegten ſich in ſüſſe Träume der Zukunft ein, und ſchmeichelten ſich mit Hofnungen, die ihnen ihre Empfindungen als unfehlbar vormalten.

In dieſer Unthätigkeit, wo ihre Liebe, von dem Rechte der, unter Anverwandten erlaubten Vertraulichkeit beſchirmet wurde, rückte ihnen unvermerkt die Zeit heran, wo unſer Sonnenthal ſeinen Freund Löwenkampf zu beſuchen verſprochen hatte.

Er beſchloß die Reiſe in ſeiner jetzigen Lage zu unternehmen, und ſeine Liebe, den Eltern ſeiner Friederike, erſt nach ſeiner Zurückkunft zu entdecken. Da er ſich gewiß ſchmeichelte, daß ſein Freund Bergner ihn auch nach Liefland begleiten würde; ſo beſtimmte er mit ihm den Tag ſeiner Abreiſe. Anfänglich war auch Bergner willens, ſeinem Freund nach Liefland zu folgen. Alle Anſtalten wurden dazu gemacht; und Bergner hatte ſo gar ſeine Sachen ſchon eingepackt.

Aber einige Tage vor der Abreiſe erhielt dieſer einen Brief von ſeinem Vater, worinn ſelbiger ihm ausdrücklich unterſagte, die Reiſe nach Liefland zu unternehmen. Bergner bekam vielmehr Befehl, ſo bald als möglich nach Hamburg zurück zu kommen.

Was war zu thun? Sonnenthal gieng die Trennung von ſeinem Freunde überaus nahe; aber er mußte ſich mit der Hofnung tröſten, in ſeinem Löwenkampf bald wieder Entſchädigung zu finden.

In dieſer Hofnung reiſte alſo unſer Sonnenthal allein ab, jedoch nicht ohne Beſorgniſſe, wegen ſeiner Liebe, und nicht ohne bängliche Ahndungen der Zukunft. So gewiß er ſich auf Friederikens Treue verlaſſen konnte, und ſo wenig er ſeinen Freund für fähig hielt, ihm ſein koſtbarſtes auf der Welt — ſeine Geliebte zu rauben, ſo ſtiegen doch bisweilen unwillkührliche Gedanken des Gegentheils in ſeiner Seele auf, die ihn ungemein beunruhigten.

In einer ſolchen Stunde — es war der Tag vor der Trennung — ſaß Sonnenthal an der Seite ſeines Mädchens, in einer ſchattigten Sommerlaube. Er hatte ihren Arm in den ſeinigen verſchlungen, und ſie ſprachen in ſüſſer Vertraulichkeit der Liebe von den Freuden des Wiederſehens, und von der ewigen Verbindung, die alsdenn ihre Zärtlichkeit krönen würde.

„Aber du Göttin meines Lebens!“
ſagte Sonnenthal, indem er Friederikens Hand an ſeinen Mund drückte,

„wißt

„wirſt du mir auch treu bleiben?"

Ein bedeutender unruhvoller Blick begleitete dieſe ſonderbare Frage. In der Lage, worinn er ſich mit Friederiken befand, konnte dieſe Frage bey dem lieben unſchuldsvollen Mädchen, keine andere Wirkung, als ein gewiſſes Staunen hervor bringen, das ihre ganze Seele bewegte.

„Welche Frage? —
antwortete ſie ihrem Geliebten
„o! wenn du wüßteſt, wie mich dieſe Frage
„kränkte! — armer Jüngling! kennſt du
„mich noch ſo wenig? — hab' ich den Ver-
„dacht um dich verdient?

Ein milder Thränenguß entquoll izt ihren auf Sonnenthal gehefteten Augen; ſie ſank wehmuthsvoll an ſeinen Buſen, und ſezte in einem an's Herz greifenden Tone hinzu:

„So ſchwöre ich dir denn nochmals ewige
„Treue! Gott ſey mein und dein Rächer,
„wenn ich meinen Schwur breche!"

und dann bemächtigte ſich eine ſo ſchmerzvolle Empfindung ihrer ganzen Seele, daß ſie ſprachlos in Sonnenthals Armen lag, und dem edlen Jünglinge Zeit ließ, ſich von dem Schreck wieder zu erholen, der ihn, über die ihm entfahrne mißtrauiſche Frage, befiel.

O vergieb! liebes ſorgſames Mädchen!“
ſagte er dann,
„es war ſo übel nicht gemeint, wie könnt'
„ich an deiner Treue zweifeln? — nur eine
„unwillkührliche bange Beſorgnis — doch!
„weg damit! dieſer Kuß verſöhne meine Ue-
„bereilung!

Und eine wechſelſeitige Umarmung, ſo rein und zärtlich, wie Engel ſich küſſen können, ſtiftete Ruhe, und Frieden in ihren empfindungsvollen Herzen.

Den Tag darauf reiſte Sonnenthal zur See, nach Liefland ab. Sein Onkle, ſeine Friederike, und Bergner begleiteten ihn bis an den Hafen, und ſahen das Schiff, das den Freund, und Geliebten ſo weit von ihnen entfernte, unter Segel gehen. Beym Abſchiede waren ſie alle ſehr gerührt; beſonders aber konnte Friederike ihren Schmerz kaum ſo ſehr mäßigen, daß ihr Vater nicht den wärmeren Antheil an ihrem Vetter, als die Liebe der Verwandtſchaft, argwohnte; und in der That hatte dieſer Abſchied den ſcharfſichtigen Vater aufmerkſamer auf Friederikens Geſinnungen gegen den jungen Verwandten, als ſonſt gemacht.

Inzwiſchen hatte unſer junge Sonnenthal ſo unrecht eben nicht, wenn er auf Bergners

Zurückbleiben im Hauſe ſeines Onkles eiferſüchtig ward. Denn dieſer begieng in der That ſchon dadurch eine Untreue an ſeinem Freunde, die mit dem Karakter der Rechtſchaffenheit und Edelmuth nicht harmonirte.

Bergner war würklich, wie wir ſchon oben bemerkt haben, in die reizende **Friederike** ſterblich verliebt. Noch aber hatte er dieſe ſeine Leidenſchaft äuſſerſt geheim gehalten, theils, weil er die Zärtlichkeit kannte, womit dieſes Mädchen an ihrem Vetter hieng, theils weil er würklich noch zu gewiſſenhaft war, als daß er ſeinem Freunde, der ihm ſeine Liebe entdeckt hatte, eine ſolche Untreue hätte beweiſen ſollen. Indeſſen, weil er von der genauern Verbindung, die ſein Freund mit **Friederiken** geſchloſſen hatte, noch nicht unterrichtet war, ſo gab ihm eben dieſer Umſtand Anlaß zu denken, die Entfernung, und die Zeit würde **Sonnenthals** Liebe wieder erkälten. Hauptſächlich aber beſtärkte ihn in dieſer Muthmaaſung der Umſtand, daß **Löwenkampf** eine Schweſter hatte, von deren Schönheit, und vortreflichen Eigenſchaften dieſer immer voller Lobeserhebungen geweſen war. Er hofte daher, **Sonnenthal** würde von dieſem Mädchen eben ſo ſehr, als von **Friederiken**

bezaubert werden; und der tägliche Umgang mit jener würde ihn Friederiken vergeſſen laſſen.

Auf dieſen Gedanken baute er einen Plan, der ihm damals nichts weniger, als unredlich vorkam. Und allerdings verdiente Bergner immer Entſchuldigung, weil Sonnenthal ihm aus ſeiner näheren Verbindung mit Friederiken ein Geheimniß gemacht hatte. Denn wäre dieſer offener gegen ſeinen Freund geweſen, ſo würde er keine Hofnung in ſeinem Buſen genährt haben, die ein ſo nachtheiliges Licht auf ſeinen Karakter warf.

Bergner ſchmeichelte ſich daher noch immer mit dem erwünſchteſten Erfolg für ſeine Liebe. In dieſer Abſicht hintertrieb er auch ſelbſt ſeine Mitreiſe nach Liefland. Denn theils war ſeine Liebe zu heftig, als daß er Kraft genug hätte haben ſollen, ſich von dem Gegenſtande derſelben zu trennen, theils rieth ihm auch eben die Abſicht ſeines Plans, ſich von Friederiken nicht zu entfernen, um durch den täglichen Umgang ſich ihrer Gunſt deſto mehr zu verſichern. Und in der That beſaß er die Gewogenheit dieſes biedern offenen Frauenzimmers ſchon in einem ſehr hohen Grade. Sie hielt ihn für den vertrauteſten Freund ihres Geliebten, und da er übrigens die Liebenswürdigkeit, und die Beſcheidenheit ſelbſt war; ſo glaubte ſie nichts zu wagen, wenn ſie ſich ſo offen, und theilnehmend gegen ihn betrüge, als ſie dem Freunde ihres Geliebten ſchuldig zu ſeyn dachte.

Zu Folge ſeines Plans, ſchrieb alſo **Bergner**, als die Reiſe nach **Liefland** beſtimmt wurde, an ſeinen Vater, und bat ſelbigen, ihm dieſe Reiſe zu verbieten, weil er auſſerdem keine Urſache hätte, ſie ſeinem Freunde abzuſchlagen, ſeine Geſundheit aber izt nicht ſo beſchaffen ſey, eine Seereiſe auszuhalten. Der Vater, der ohnedem gern längſt ſeinen Sohn wieder bey ſich gehabt hätte; ergriff dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, ihn auf eine gute Manier gänzlich zurück zu rufen. Und ſo wuſte **Bergner** ſeine Abſicht zu erreichen, ohne daß **Sonnenthal** das mindeſte davon ahndete.

Mitlerweile, und indem **Bergner** ſeine Angelegenheiten ſo gut zu ordnen wuſte, war das Schickſal nicht weniger geſchäftig, ſeinen Abſichten zu ſtatten zu kommen. Ein mächtiger Beſchützer intereſſirte ſich für ſeine Liebe, und zwar, ohne daß **Bergner** nur das mindeſte davon wuſte; und dieſer Beſchützer war **Friederikens** Vater. Dieſer kluge Mann hatte ſchon längſt ausgeſpäht, daß **Bergner** ſeine Tochter liebte; und da er ihr Betragen gegen ihn nicht aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtete, ſo hielt er ihre offene, freundſchaftliche Gefälligkeit für ihn — nicht eben ganz für Gegenliebe — doch aber immer für eine Art von Empfindung, die ſich wenigſtens der Liebe nähere, und, durch einige Begünſtigung leicht bis zu ihr erhoben werden könne. Da er ſich nichts weniger einbildete, als daß ſein Neffe Abſichten auf ſeine Tochter hätte, ſo war's ihm eben nicht entgegen, daß **Bergner** ihren Werth zu fühlen ſchien. Ja! hätte er auch **Sonnenthals** Verbindung mit **Friederiken** nur geahndet, ſo würde ihm doch ſein unüberwindlicher Abſcheu gegen die Ehen zwiſchen Verwandten, gewiß noch mehr gereizet haben, dieſe Verbindung zu zernichten.

Bergner hatte überdieß das Glück, den alten **Sonnenthal** ganz für ſich einzunehmen. Seine Geſchicklichkeit in Handlungswiſſenſchaften, ſein, ganz zum Kaufmann paſſendes Genie, die Luſt, die er zur Handlung bezeigte, ſeine groſſe Sprachkenntniß, eine Sache, die **Sonnenthal** für eine ſehr weſentliche Eigenſchaft eines guten Kaufmanns mit Recht anſah, alles dies machte ihm dieſen jungen Mann überaus ſchätzbar. Er war ſein Liebling, und auſſer der Zeit ſeiner Geſchäfte muſte Bergner beſtändig um ihn ſeyn. Auch Friederikens Mutter hatte dieſer Favorit des ſchönen Geſchlechts durch ſein inſinuantes, ſanftes, menſchenfreundliches, und edles Betragen, ſo ſehr für ſich eingenommen, daß auch ſie anfänglich ſeine Neigung für Friederiken mit Vergnügen bemerkte.

Der alte Sonnenthal beſaß ein ſehr ſchönes Vermögen, das, nach ſeinem Tode, insgeſammt ſeiner Tochter anheim fiel. Schon hatten ſich einige dem Schein nach, ſehr anſehnliche Parthieen für Friederiken gefunden. Aber immer waren ſie ſo beſchaffen, daß nur Sonnenthals Reichthum die Abſicht ihrer Bewerbungen zu ſeyn ſchien. Dieſer machte ſich dahero das ſehr weiſe, und ſehr nachahmungswürdige Geſetz, ſelbſt einen Mann für ſeine Tochter auszuſuchen, und zwar einen ſolchen Mann, deſſen Denkungsart, und Eigenſchaften geſchickt wären, nicht nur Friederiken glücklich zu machen, ſondern auch ihrem Vermögen und ihrer Handlung gehörig vorzuſtehen. Es war ihm übrigens einerley, ob dieſer Mann reich oder arm, von hoher oder niedriger Familie war, wenn er nur ſeinen Abſichten entſprach, und die erforderlichen Eigenſchaften beſaß. In der That ein Geſetz, das ſich alle reiche Väter, bey den Verbindungen ihrer Töchter zum Muſter erwählen ſollten, da die tägliche Erfahrung lehret, daß ſelten ein reiches Frauenzimmer glücklich verheurathet wird, und die Schuld davon faſt immer daran liegt, daß man die Abſicht des Freywerbers nicht genugſam ergründet, und ſich von Nebenabſichten in Labyrinthe des Elendes führen läßt.

Bey dieſen Umſtänden glaubte nun **Sonnenthal**, keine glücklichere Parthie für ſeine Tochter finden zu können, als **Bergnern**. Unter allen jungen Leuten, die er kannte, ſchien ihm dieſer ganz, und allein zu dieſer ſeiner Abſicht geſchickt zu ſeyn. Er legte daher ingeheim den Plan an, dieſe beyden Leute mit einander zu verbinden, und **Bergnern** zum Geſellſchafter in ſeiner Handlung aufzunehmen. Die Ausführung dieſes Plans verſchob er nur ſo lange, bis er glauben würde, daß die beyden jungen Leute einander ſelbſt gefunden hätten. Oft weidete er ſich an dieſem Gedanken, der gar bald ſein Lieblingsgedanke wurde; und mit Ungeduld

geduld harrte er dem Zeitpunkte entgegen, wo er ſeinen Plan auszuführen hoſte.

Bergner ſeiner Seits war ſchlau genug, dem alten Sonnenthal auf die Spur zu kommen; und dies befeuerte ſeinen Muth nicht wenig, ſein Glück und ſeine Liebe auf alle mögliche Weiſe zu verfolgen. Bald gewann er Friederikens Vertrauen ſo ſehr, daß ſie, in ſeiner Geſellſchaft, ihres Joſephs Entfernung zwar wohl fühlte, aber doch nicht ſo ſchmerzhaſt empfand, als es ohne Bergners Gegenwart geſchehen ſeyn würde. Oft beunruhigte zwar Berguern der Gedanke, daß er durch ſeine Bewerbung um Friederiken, die gröſte Untreue an ſeinem Freunde begieng. Aber, wie der Menſch ſeine Fehltritte immer bey ſich ſelbſt zu entſchuldigen ſehr geneigt iſt, ſo ſchmeichelte ſich auch Bergner mit der gewiſſen Hofnung, daß Sonnenthal den Reizungen des Fräuleins von Löwenkampf nicht würde widerſtehen können; und bey dieſen Umſtänden hielt er denn ſeine Bemühungen um Friederiken für ſehr verzeihlich. Ja! er glaubte ihr noch dazu einen nicht unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn er ihr Sonnenthals Verluſt gewiſſermaaſen erſezte.

Jedoch hier wollen wir unſre **Friederike** einſtweillen den Bewerbungen **Bergners**, und den Projekten ihres Vaters überlaſſen, und wieder zu unſerm jungen Reiſenden zurückkehren. Empfindungen ſeines Herzens während der Reiſe durchkreuzten ſich ſo oft, daß er ſich ſelbſt immer ein Räthſel blieb. Banges Gefühl der Entfernung von ſeiner **Friederike** wechſelte mit der wonniglichen Erinnerung an die Seligkeiten, von deren Genuß er eben herkam, unaufhörlich ab. Alle zärtliche, glühende Auftritte der Liebe, die er mit ihr gehabt hatte, malte ihm ſeine Phantaſie noch einmal vor. Trunken vom Entzükken über dieſe Seelenwolluſt ſaß er oft Stunden lang auf dem Verdeck des Schiffes und weidete ſich an dieſen ſeligen Erinnerungen. Oft aber, wenn er ſich recht tief in ſeine Empfindungen hineingezaubert hatte, drängte ſich der Gedanke der Eiferſucht, wie ein gewaltiger Sturm in ſeine Seele. Wüthend durchbraußte er ſein Herz, dem der Gedanke der Möglichkeit von **Friederikens** Untreue ſchon eine Hölle wurde. Schnell flog denn ſeine Seele oft mitten in der Berauſchung der Liebe zu ſeinem ſo innigſt geliebten **Löwenkampf** hin. Schon im voraus fühlte er die Wonne des Wiederſehens, und freute ſich auf die ſeligen Tage der Freundſchaft, die er an der Seite dieſes liebenswürdigen jungen Mannes zu durchleben hofte. Dieſe Gedanken führten ihn dann unvermerkt auf die Schweſter ſeines Freundes, von welcher dieſer oft mit Entzücken gegen ihn geſprochen hatte. Er freute ſich auf die Vergleichungen, die er zwiſchen ihr und ſeiner Friederike anſtellen wollte, und wo er zum voraus ſahe, daß leztere allemal gewinnen würde. Das Fräulein wird meine Freundin ſeyn — dachte er — wie es Mamſell G. in Göttingen war, ich werde mich oft mit ihr von meiner Geliebten unterhalten; wir werden uns beyde dieſes Engels freuen, und ich werde zwiſchen dieſen beyden verſchwiſterten Seelen eine unauflösliche Freundſchaft ſtiften. Dies wird mein Glück erhöhen und meine Seligkeit wird dadurch vervielfältiget werden.

In dieſer Lage des Herzens endigte unſer Sonnenthal ſeine Reiſe, auf welcher ihm übrigens nichts widriges begegnete. Glücklich und wohl trat er zu Reval wieder an's Land; und hier war es, wo ihn ſein geliebter Löwenkampf ſchon erwartete. Der Leſer kann ſich leicht von der Freude dieſer beyden Jünglinge einen Begriff machen, womit ſie einander in ihren Armen hielten, und ſich tauſend Glück zu ihrer Zuſammenkunſt wünſchten. Ich übergehe daher die zärtlichen Scenen, welche dies erwünſchte Wiederſehen veranlaßte. Sie verweilten nur ſo lange in **Reval**, als es zu **Sonnenthals** Erholung von ſeiner Reiſe nöthig war. Dann reiſten ſie zuſammen auf das Löwenkampfiſche Landguth Löſſter, das nur zehen Meilen von **Reval** entfernt iſt.

Unſer Held wurde von der Familie ſeines Freundes auf eine Art empfangen, die ihm einen ſehr groſſen Begriff von der Rechtſchaffenheit dieſer Leute machte. Freylich hatte der junge **Löwenkampf** durch die reizenden Gemälde, die er ſeiner Familie von ſeinem Freunde gezeichnet hatte, nicht wenig zu dieſer allgemeinen Freude beygetragen, die ſeine Ankunft über das ganze Haus verbreitete. Aber doch zeigte ſich ihm gleich, bey ſeiner erſten Erſcheinung, das Bild der Redlichkeit, des Biederſinns, und der allgemeinen Menſchenliebe, das, dieſe Liefländiſche Familie, von dem gröſten Theil des deutſchen und auswärtigen Adels, den er bisher hatte kennen lernen, ſo ſehr auszeichnete.

Wir können die nähere Beſchreibung dieſer edlen Familie nicht beſſer geben, als durch Einrükrückung des erſten Briefs, welchen Sonnenthal bald nach ſeiner Ankunft zu Loiſier an ſeine Friederike ſchrieb. Es iſt dieſer:

Liebſtes, beſtes Mädchen!

Meinen Brief aus Reval haſt du vermuthlich ſchon, indem ich dieſes ſchreibe, erhalten. Auch hier bin ich nun, Gott ſey Dank! glücklich, und wohl angekommen. Ich lebte in einem Hauſe, wo ich glauben würde, daß Redlichkeit, und Biederſinn hingeflohen wären, wenn Falſchheit und höfiſche Niederträchtigkeit, ſie von der Erde hätte verbannen wollen. Mit der gröſten Achtung, und Liebe wurde ich von dieſer vortreflichen Familie aufgenommen. Alles wetteifert mir meinen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Ich reſibire hier wie ein Gott, dem alles zu Gebot ſtehet, und dem jedermann mit zuvorkommender Güte anhängt und verehret. Womit ich dieſe überaus groſſe Liebe bey dieſen Leuten verdiene, weiß ich nicht; nur ſo viel kann ich entziffern daß Leute, die von allgemeiner Menſchenliebe entbrannt ſind, nur des geringſten Anſtoſſes bedürfen, um in lichterloher Flamme für denjenigen aufzulodern, für welchen ſie durch irgend etwas einmal eingenommen ſind. Und das iſt einigermaaſen mein Fall, liebſte Friederike! Mein Freund hatte ſeiner Familie ein zu ſchmeichelhaftes Gemälde von mir entworfen; und wenn man einmal ein günſtiges Vorurtheil von jemanden hat; ſo weiſt du doch wohl am beſten, daß man alles liebenswerth an ihm findet.

Doch ich muß dir die Löwenkampfiſche Familie näher detailliren. Ich fange von dem Hausvater an. Ein alter ehrwürdiger Greis von 70 Jahren, mit der Munterkeit und dem blühenden Anſehen eines jungen Mannes begabt. Er iſt Generalmajor bey der Ruſſiſchen Armee, thut aber keine Dienſte mehr. Heldenmuth und Gröſſe der Seele blicken ihm aus den Augen. Sanftmuth und ächte Güte des Herzens ſind in ihm auf das glücklichſte, mit dem Feuer, und dem raſchen Betragen eines Kriegers vereiniget. Er liebt den Soldatenſtand; und ſchäzt die Gelehrten hoch. Der leztere hat bey ihm die Rechte des Adels. Er iſt ein offener ehrlicher Biedermann; und Niederträchtigkeiten verabſcheuet er von ganzer Seele.

Seine Gemalin, eine gebohrne von Reikking iſt noch eine junge Dame von 38 Jahren. Sie heurathete ihren Gemal in ihrem 17ten

Jahre, da er ſchon General war. Ein Weib von ungemeiner Schönheit, lang, und etwas völlig, ganz für die Liebe gebildet. Ihr Karakter iſt einer der edelſten, die ich kenne. Sie liebt die Lektüre, und die Wiſſenſchaften mit ungemeiner Leidenſchaft. Beſonders iſt Gellert ihr Lieblingsſchriftſteller. Seine Büſte ſteht auf ihrer Toilette, und alle Morgen, nach ihrem Gebet, unterhält ſie ſich aus ſeinen Schriften. Dabey iſt ſie eine vortrefliche Hausfrau, ungemein freundlich, und herablaſſend. Ihre Domeſtiken beten ſie an; und ſie hat lauter ehrliche brave Bediente.

Ihren älteren Sohn, meinen Freund, kennſt du ſchon, aus meinen öfteren Schilderungen ſeiner Vortreflichkeit.

Aber nun — bitte ich, liebſtes Mädchen! nicht eiferſüchtig zu werden, wenn ich dir das Gemälde von Fräulein Eleonora, der älteren Schweſter meines Freundes entwerfe. Ich würde genug ſagen, wenn ich ſpräche, ſie iſt dein Ebenbild. Und würklich verdient ſie dieſe Benennung. Aber du muſt ſie genauer kennen lernen. Denn ich hoffe, zwiſchen euch eine Freundſchaft zu ſtiften, die mir unendliches Vergnügen verſpricht. Eleonora iſt mehr von mittler Gröſſe, als lang. Ihr Wuchs iſt überaus ſchön. Ihr Geſicht iſt rund, voll, blühend; ihre Stirn erhaben; aus ihren groſſen blauen Augen lächelt Sanftmuth und Güte des Herzens, mit milderem Feuer, und etwas Ausdruck der Schwärmerey vermiſcht. Ihre Haut iſt ſo rein, weiß, und zart als — die deinige. Ihr ſchönes dunkelbraunes Haar iſt zum Erſtaunen voll, und lang. Ihr Buſen, ihre Hände, ihr Mund — kurz — ich würde ſagen — es iſt alles ſchön an ihr, wenn ihre Naſe, ein Verhältniß mit den übrigen Theilen des Geſichts, nicht etwas zu klein wäre. Weiſt du nun genug, liebes Mädchen? — o! wo ſoll ich Raum genug finden, ihre Seeleneigenſchaften zu ſchildern? — thue einen Blick in dein Herz, du herrliche Seele! und denke dir Eleonorens Herz! dann haſt du ihr Seelengemälde. Nur das erlaube mir noch hinzuzuſetzen, daß ihr Temperament mir weniger geſetzt, als das deinige vorkommt, daß ſie mehr zur Schwärmerey, und zur überſpannten Empfindung geneigt iſt. Ihr Verſtand iſt hell, und durch Wiſſenſchaften, und Lektüre geläutert.

Der jüngere Sohn Alexander, 14 Jahr alt, und das jüngere Fräulein Natalie, 12 Jahr alt, ſind Kinder von herrlichen Anlagen, der Hofmeiſter dieſer beyden liebenswürdigen Kinder der Herr **Theobald**, ein gebohrner Sachſe, verdient hier bemerkt zu werden. Ein wohlgebildeter, galanter Mann von 28 Jahren, voller Kenntniſſe und Geſchmack, und von einer brillanten Lebensart. Er wird hier ſo gehalten, als ob er zur Familie gehörte. So viel Achtung, als ſeiner Herrſchaft, beweiſet man auch ihm. Denn der General ſchäzt ihn ungemein hoch. O! was iſt das für ein frappanter Unterſchied, zwiſchen den Hofmeiſtern in vielen adelichen Häuſern in Sachſen gegen die hieſigen? Dort ſind ſie größtentheils Domeſtiken; hier haben ſie mit Cavalieren gleiche Rechte. So weiß man hier Gelehrſamkeit und Verdienſte zu ſchätzen.

Aber nun genug von meinen Liefländern. Einzelne Züge und Handlungen von ihnen ſchreib' — ich dir nach und nach in meinen künftigen Briefen. Denn dieſe, obgleich todte Unterhaltung iſt doch nun einmal das einzige, wodurch ich mich mit dir, lieber Engel! beſchäftigen kann. Jeden Buchſtaben, den ich an dich ſchreibe, ſchätze ich glücklicher, als mich ſelbſt, weil er von dir geſehen, und von deinen zarten Fingerſpitzen berührt wird.

Ach! meine Friederike! noch nicht lange bin ich von dir getrennt; und ſchon iſt mir die Entfernung von dir ſo peinlich, daß ich keine vollkommene Ruhe in meiner Seele mehr empfinde. Alles ſucht mir hier Vergnügen zu machen. Aber was ſind mir alle Vergnügungen der Erde — was wäre mir ſelbſt Elyſium ohne dich? — überhingehende berauſchende Gefühle, wobey dem Herzen immer noch etwas fehlt, wornach es ſich mit unausſprechlichem Verlangen ſehnt.

Und — du wirſt doch auch oft an mich denken, meine Einzige? wirſt mir alle Empfindungen — ſelbſt die kleinſten Regungen deines edlen vortreflichen Herzens ſchreiben? — ich hoffe es: denn ich werde deine Briefe mit Entzükken mehr genieſſen als leſen.

Ich muß ſchlieſſen, liebe Seele! leb wohl! bleib mir treu! und liebe

Deinen

treuen

Sonnenthal.

Es war natürlich, daß dieſer Brief auf Friederikens Herz einen gewiſſen Eindruck machen muſte, den der edle zutrauliche Sonnenthal gar nicht geahndet hatte. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß Liebe nicht ohne Eiferſucht iſt. Je wärmer jene; deſto entzündbarer iſt dieſe. Wenn man den Beſitz eines Gegenſtandes für ſein höchſtes irdiſches Guth hält; ſo führt der Gedanke, es zu verlieren, etwas ſchreckhaftes bey ſich. Dieſes ſchreckhafte nährt immer eine gewiſſe bange Furcht vor dem Verluſt in der Seele; und dieſe Furcht wird oft durch den geringſten Anlaß ſo ſehr in Bewegung geſezt, daß ſich die quaalvolle Empfindung, die man Eiferſucht nennt, ſehr bald erzeugt. Man ſieht hieraus, daß auch die edelſten Seelen von dieſer Leidenſchaft nicht frey ſind; und es darf daher kein nachtheiliges Licht auf Friederikens Herz werfen, wenn auch das ihrige einigermaaſen davon ergriffen wurde.

Sonnenthals Schilderung von Fräulein Eleonoren war in der That zu warm, als daß ſie Friederiken nicht hätte aufmerkſam machen ſollen. Zwar war der Gedanke, daß ihr Geliebter ihr untreu werden könnte, ſo weit von ihr entfernt, daß ſie ſich anfänglich ſelbſt für ſtrafbar gehalten haben würde, denſelben nur eine Minute, mit Willen, in ihrer Bruſt zu nähren. Aber dennoch fürchtete ſie in Fräulein Eleonoren eine mächtige Nebenbuhlerin, von welcher ſie glaubte, daß ſie Sonnenthals Verdienſte eben ſo, wie ſie, würde zu ſchäzen wiſſen; ſie befürchtete, daß ſie ſeinen Vorzügen nicht würde widerſtehen können, und daß ihr Sonnenthal wenigſtens in eine ſehr ſtarke Verſuchung geführet werden würde, deren Ausgang ihr immer etwas ungewiß vorkam.

Daher faßte ſie den Entſchluß, ihre Verbindung mit Sonnenthalen, dem Fräulein ſelbſt zu entdecken, ſo bald ſie die Freundſchaft und den Briefwechſel mit ihr errichtet hätte, wozu ihr Sonnenthal Hofnung machte.

Friederikens Beſorgniſſe waren indeſſen auch nichts weniger, als ohne Grund. Denn Sonnenthal hätte der ſchöne einnehmende Mann nicht ſeyn müſſen, der er doch würklich war, oder das Fräulein würde kein Gefühl des ſchönen und vortreflichen gehabt haben, wenn nicht Eleonore etwas mehr, als Freundſchaft für ihn hätte empfinden ſollen. Und würklich liebte ſie den jungen Mann gleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft.

Meine Leſer erlauben mir hier, den Empfindungen ihres Herzens etwas genauer nachzugehen. **Eleonore** war in der Einſamkeit, im Schooß ihrer Familie erwachſen, wo ſie wenig vorzügliche Mannsperſonen kennen gelernt hatte. Die Liebe kannte ſie nur aus **Richardſons** Romanen, und aus dem **Cleveland**: ſie wußte ſelbſt noch nicht recht, was ſie eigentlich aus dieſer Leidenſchaft machen ſollte, denn ſie hatte ſie ſelbſt noch nie empfunden. Sie hatte nie geliebt. Denn da ſie ihre Imagination an Ideale gewöhnt hatte, und immer **Grandiſons** träumte, ſo war ihr noch keine Mannsperſon vorgekommen, die ihrem Ideal nahe verwandt geweſen wäre. Von der Leitung einer vortreflichen Mutter gebildet, athmete ſie nur Edelmuth und Tugend. Die Frau von **Löwenkampf** verſtand die Erziehung der Töchter; und ſie hätte in der That, durch **Eleonorens** Erziehung, ganz **Liefland** einen exemplariſchen Beweis von der Vortreflichkeit ihrer Methode gegeben. Das Fräulein verſtand ſich alſo vollkommen darauf, das vortrefliche zu finden, und zu ſchätzen; und ihre guten Grundſätze hatten ſie verwahrt, ihr Herz an Liebeshändeln, mit rohen Landjunkern, ungeſitteten Officieren, und verächtlichen Gecken zu erkälten. Da ſie ein warmes Blut hatte, ganz Geſundheit, und Jugendblüthe war, und ein etwas choleriſches

Temperament ſie ſchnell, und zu Thaten entſchloſſen machte; ſo bedurfte es in der That nur eines ſo vorzüglichen Mannes, wie Sonnenthal war, um die Gefühle der Liebe, die noch unentwickelt, aber kraftvoll, und unerſtumpft in ihrer Seele ſchlummerten, zu beleben. Es war das Reiben elektriſcher Dünſte, woraus ſchnell dahin reiſſende Blitze entſtehen, die Palläſte zerſchmettern, und Thürme herab ſtürzen. —

In dieſer Gemüthsverfaſſung trat ihr denn unſer Sonnenthal geſchmückt mit allen Reizen männlicher Schönheit, und geziert mit dem Zauber aller Seelenvollkommenheiten, unter die Augen. Er kam ihr, wie ein andrer Grandiſon vor; und nie hatte ſie ſeines gleichen geſehen; auch glaubte ſie nicht, daß die Welt noch mehrere ſolche Sonnenthale in ihrem Schooſſe nähre. Was Wunder, wenn dieſer Mann, in dem Herzen des edlen Mädchens wider ſeinen Willen, ein Feuer anbließ, das ihre ganze Seele in Flammen ſezte? —

Anfänglich war ſie überaus zurückhaltend gegen ihn; ſie fand ihn in der That zu weit über ſich erhaben, als daß ihr der Gedanke, er würde ſie lieben können, nicht äuſſerſt kühn hätte vorkommen ſollen. Ihr Betragen war alſo die Aeuſſerung der Hochachtung, und das Gefühl der Demuth, womit man die Ueberlegenheit andrer verehret. Sie gab ſich indeſſen auch nicht die mindeſte Mühe, die auflodernde Regung ihrer Liebe zu bekämpfen; vielmehr nährte ſie ihre Flammen dadurch noch, daß ſie ſich an Sonnenthals Perſon, und Vorzügen von Herzen weidete.

Bald aber, und da Sonnenthal anfieng, durch ſein offenes zutrauliches Betragen ihr Muth einzuflöſſen, verwandelte ſich ihre Zurückhaltung in jene Art von Theilnehmung, welche die erſten Ausbrüche der Liebe, mit ſo unverkennbaren Zügen karakteriſiret. Jene zuvorkommende Güte gegen den geliebten Gegenſtand — das heiſſe Streben, ihm gefällig zu ſeyn; — das begierige Auffangen ſeiner Blicke; — das ſorgfältige Beobachten der geringſten Umſtände, die ihn betreffen; — die eifrige Bemühung, allen ſeinen Wünſchen zu entſprechen; — alle dieſe, und andre, oft nur Liebenden merkbare Symptomen der Zärtlichkeit, lieſſen unſern Sonnenthal ſehr bald die unglückliche Leidenſchaft des edlen Fräuleins bemerken. Er bebte vor dieſer Entdeckung, mit einer Art von Schrecken zurück, weil er die traurigen Folgen davon leicht voraus ſehen konnte. Bange Ahndungen der Zukunft beunruhigten ihn ungemein, und Eleonorens feuriger Karakter vermehrte ſeine Beſorgniſſe nicht wenig.

Indeſſen unterließ er doch nicht auf Mittel zu denken, die Leidenſchaft des Fräuleins gleich in ihrer Geburt zu erſticken. Die gewöhnliche Art, die Liebenden von der Hofnung der Erfüllung ihrer Wünſche abzuſchrecken, nemlich der Kaltſinn, und das Vermeiden ihres Umgangs, ſchien bey Eleonoren von ſehr ſchwacher Würkung zu ſeyn. Sie ſuchte Sonnenthalen auf, wenn er ihr auswich; ſie verwies ihm ſeinen Kaltſinn, und nennte ihn Mangel an Freundſchaft, — gefühlloſe Verachtung, und Stolz auf eigne Verdienſte. Sonnenthal ſah' alſo wohl, daß er damit nicht fortkam, wollte er anders Eleonoren nicht ganz wider ſich aufbringen. Und dieſes vortrefliche Mädchen zu beleidigen, und zu kränken, war eine Sache, die ſein ganzes Herz empörte.

Alſo muſte er denn ein andres Mittel ergreifen, das ihm weniger gefährlich, aber deſto würkſamer vorkam. Dies war denn nun kein anderes, als dem Fräulein ſeine ältere Verbindung

dung mit Friederiken beyzubringen. Gerade zu damit zu gehen, ſchien ihm aber ebenfalls gefährlich. Daher hielt er für's beſte, das Fräulein zur Freundin ſeiner Friederike zu machen, und einen Briefwechſel zwiſchen dieſen beyden Frauenzimmern zu ſtiften. Hierbey glaubte er Gelegenheit zu finden, Eleonoren ſeine Verbindung mit Friederiken, auf eine gute Manier beyzubringen. Und davon verſprach er ſich die beſte Wirkung. In wie fern er ſeine Abſicht erreichte, wird die Folge lehren. Inzwiſchen wollen wir das Geſpräch herſetzen, das Sonnenthal mit Eleonoren, von ſeinem Mädchen hielt; um daraus des Fräuleins Empfindungen zu beurtheilen.

„Ich hab' Ihnen ſchon einigemal von mei„ner vortreflichen Verwandtin erzählt —“
ſagte Sonnenthal,

„und ich wünſchte, daß mein Fräulein ſie
„von Perſon kennen möchte.

E. „Auch mein Wunſch iſt das immer. Denn
„Sie ſprechen mit ſo vieler Wärme von ihr,
„daß ſie würklich eine auſſerordentliche, lie„benswürdige Perſon ſeyn muß.“

S. „Das iſt ſie in der That; obgleich mein
„Lob es ſchwerlich beweiſen würde.“

E. „Ich würde auf Ihr Lob ſtolz ſeyn, Herr
„von Sonnenthal; und Sie wollten ihm
„eine ſo ſchwache Kraft beylegen? —

S. „Dieſer Ton würde uns auf Schmeicheleyen
„führen, gnädiges Fräulein: laſſen
„Sie uns davon abbrechen! ich habe längſt
„ſchon eine Bitte an Sie thun wollen —

E. „Und die iſt? — O! lieber Sonnenthal!
„— kann ich Ihnen eine Gefälligkeit
„erweiſen? — bitten Sie! nein, befehlen
„Sie! —

S. „Sie wiſſen, daß ich nur zu bitten habe!
„Und denn alſo: wollen Sie erlauben, daß
„meine Friederike Ihre Freundin ſeyn
„darf? —

E. „Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn
„ſie mich dafür annehmen will. Das Bündniß
„mit einer ſo ſchönen Seele wird mir
„ſehr willkommen ſeyn. Sie nennen ſie Ihre
„Friederike — und was Ihnen gehört —
„was Sie angehet — laſſen Sie mich's
„immer ſagen! das wiegt bey mir alles andre
„weg.“

S. „Sie ſind zu gütig, mein Fräulein —
„wenn ich den Ausdruck: meine Friederike

„gebraucht habe; ſo iſt dies der Ausdruck
„eines hohen Grades der Freundſchaft, der
„von unſrer Verwandtſchaft gerechtfertiget
„wird —

E. „Sie kommen mit der Vorklage, beſter
„Freund! hab' ich Ihnen denn darüber
„Rechenſchaft abgefordert? — kurz ſie ſey
„auch meine Friederike! noch heute will ich
„an ſie ſchreiben.“

S. „Das nicht, gnädiges Fräulein! meine
„Verwandtin hat zuerſt dieſe Pflicht auf
„ſich.“

E. „Gleichviel, wer zuerſt ſchreibt! Sie werden
„mir einen Gefallen erweiſen, wenn
„Sie mir meinen Willen thun.“

S. „Ihr Wille iſt mir Befehl —

E. „Er mag es ſeyn: denn meine Abſicht iſt
„gut. Ich will ihr mein Herz anbieten;
„weil ſie das Herz meines Freundes hat.
„Vielleicht gehe ich denn auch nicht ganz leer
„aus: nicht wahr, lieber Sonnenthal? —

Einige ſchöne Thränen zitterten in ihren ſchönen Augen bey den lezten Worten. Sie drehte ſich um, ſie vor Sonnenthalen zu verbergen, und ſchwieg. Er ſah' es aber doch, ſein Herz wurde augenblicklich von einer heftigen Rührung ergriffen. Er faßte ihre Hand, drückte einen warmen Kuß darauf, mit den Worten:

„Sie beſtürzen mich, liebenswürdiges Fräu-
„lein! — möchte ich Ihre edle Freund-
„ſchaft verdienen? —

und dann verließ er ſie, mit ſichtbarer Bewegung ſeines Herzens.

Es konnte nicht fehlen, Fräulein Eleonore muſte eine genauere Freundſchaft zwiſchen Sonnenthal und ſeiner Muhme, als bloſſe Verwandtſchaft ahnden. Der Gedanke davon drang ihr wie ein feuriges Schwerd durch die Seele. Hin ſank ſie auf ihren Sopha voller ſtürmender Gefühle; Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Lange konnte ſie ſich nicht faſſen. Endlich, nach den erſten Anwallungen ihrer Empfindungen, ſezte ſie ſich hin, und ſchrieb folgenden merkwürdigen Brief an Friederiken:

Meine Friederike!

„So nannte Sie mir heute Ihr Vetter der
„Herr von Sonnenthal, ein junger Mann,

„auf deſſen Achtung und Freundſchaft Sie ſtolz ſeyn müſſen. Ich ſpreche ihm dieſe Benennung nach, weil ich mir vorſtelle, daß ſeine Freundin auch die meinige ſeyn muß. Warum ich das eben glaube? — weil mir es mein Herz ſagt, und weil ich es wünſche. Und was glaubt man nicht alles gern, wenn man es wünſchet? — Ueberdies bat er mich ja, ich ſollte Ihre Freundin ſeyn. Das hätt' er ſicher nicht gethan, wenn er mich Ihrer Freundſchaft nicht werth hielte. Denn er iſt ein vorſichtiger, bedenklicher Mann. Des vielen vortreflichen, das er mir von Ihnen geſagt hat, will ich gar nicht gedenken. Es würde mich ſtolz machen, weil er immer den Glanz Ihrer Vollkommenheiten auch auf mich zurückfallen ließ. O! es wird einem ſo wohl, und ſo weh dabey, wenn er etwas gutes von einem ſagt, daß ich mir es gar nicht wiederholen mag. Alſo denn — noch einmal, meine Friederike! — hier haben Sie mein Herz, und meine Hand, und dieſen Kuß, den ich Ihnen in Gedanken zuwerfe, zum Denkmal unſrer ewigen Freundſchaft! — ich merke, daß wir bey dieſer Freundſchaft beyde, unſre Großmuth auf die Probe ſtellen können. Laſſen Sie uns denn wetteifern, ob Sie mich,

„oder ob ich Sie übertreffe, in den
„Pflichten

Ihrer

zärtlichſten Freundin,

Eleonore von Löwenkampf.

Das Fräulein gab dieſen Brief unſerm Sonnenthal zur Beſtellung. Er ſchickte ihn Friederiken, und ſchrieb ihr dabey das ganze Geſpräch, das er mit dem Fräulein gehalten hatte. Da er das Herz ſeiner Geliebten kannte, ſo hatte er nicht nöthig, ſie erſt um ihre Freundſchaft für Eleonoren zu bitten. Nur ſeinen Plan, wie er das Fräulein von ihrer Leidenſchaft zu heilen hofte, entdekte er Friederiken. Doch empfahl er ihr Behutſamkeit dabey, weil Eleonorens feuriges Temperament eine ſo ſchnelle Vernichtung ihrer Hofnungen nicht würde ertragen können, und ſehr leicht traurige Folgen zu erwarten wären.

Eleonorens Brief entdekte Friederiken vollends das ganze Herz des Fräuleins. Daß ſie Sonnenthalen mit nicht geringer Leidenſchaft liebte, war aus jedem Buchſtaben klar. Freylich machte ihr dieſe Entdeckung nicht wenig

Bekümmerniſſe; doch, beſaß ſie Standhaftigkeit genug, dem ihr drohenden Ungewitter der Liebe, mit Klugheit entgegen zu arbeiten. Sie war mit Sonnenthalen darüber einig, daß ſie vor allen Dingen Eleonorens Freundſchaft gewinnen müſſe. Dieſem Bewegungsgrunde zu Folge, und — hätte ſie auch ihr gutes edles Herz nicht ſchon von ſelbſt dazu bewogen, ſchrieb ſie folgende Antwort an das Fräulein:

Meine Eleonore!

„Ihr warmer, vortreflicher Brief faßt mehr Gütigkeiten gegen mich, in ſich, als ich verdiene. Sie beſchämen mich, theuerſtes Fräulein! indem Sie mir Ihr edles Herz, und Ihre Freundſchaft, mit ſo viel zuvorkommendem Wohlwollen darbieten; aber Sie entzücken mich auch damit: denn das Lieben verſchwiſterter Seelen, iſt eine göttliche Seligkeit, die ein bezauberndes Licht auf die Freuden dieſer Erde wirft. Ja! meine herrliche, edle Eleonore! ich will Ihre Freundin ſeyn, nicht weil Sie mich dazu auffordern, ſondern weil mich mein Herz dazu ruft. Möchte ich Sie izt in dieſer glücklichen Stunde — wo ich

„Ihnen ewige Liebe ſchwöre — an mein Herz
„drücken, und in Ihren Armen die ganze Fülle
„der Zärtlichkeit ſchmecken können! Doch —
„Briefe ſollen einſtweilen die Dollmetſcher unſrer
„Herzen ſeyn. Vielleicht fügt es die gütige Vorſehung
„noch, daß wir uns perſönlich umarmen
„können. Was Sie mir von meinem Vetter
„ſchreiben, freut mich ſehr. Er iſt allerdings
„ein ſehr liebenswürdiger Mann. Nur damit
„bin ich nicht zufrieden, daß er Ihnen meine
„Perſon vielleicht zu vortheilhaft geſchildert hat.
„Ich mag wohl einige gute Eigenſchaften beſitzen:
„aber — ich habe auch ungleich mehrere
„Fehler. Schreiben Sie mir bald wieder,
„mein beſtes Fräulein! und lieben Sie

Ihre

ganz eigene
Friederike Sonnenthal.

So blieben die Sachen zwiſchen unſern Verliebten über einen Monath lang unverändert, bis ſich ein Umſtand ereignete, der ihnen plötzlich eine andre Wendung gab. Die beyden Schönen wechſelten oft Briefe mit einander, und wurden in der That Freundinnen. Jedoch hatte es Friederike noch nicht über ihr edles Herz bringen können, dem Fräulein ihre Verbindung mit Sonnenthalen zu entdecken. Sie wuſste, daß ſie der armen Eleonore damit einen tödtlichen Dolch in's Herz ſtieß; und — das an einer ſo geliebten Freundin zu thun — überſtieg ihre Kräfte.

Inzwiſchen machte ſich Sonnenthal unter dem liefländiſchen Adel bekannt; wobey er viel vortrefliche Beobachtungen ſammlete. Weil ſie zugleich ſeinem Beobachtungsgeiſte, und ſeinem Herzen Ehre machen; ſo ſcheinen ſie uns, einen Platz, in dieſer Geſchichte zu verdienen. Sie waren gröſtentheils in Sonnenthals Briefen an ſeinen würdigen Vater enthalten; und ſo wollen wir denn unſern Leſern von dieſen Briefen ſo viel mittheilen, als zu unſrer Abſicht nöthig iſt. In einem der erſten Briefe ſchrieb Sonnenthal ſo:

„Sie verlangen von mir, beſter Vater, „eine Schilderung des Liefländiſchen Nationalkarakters, der Denkungsart, und „der Sitten des hieſigen Adels, und der „hieſigen Verfaſſungen. Ich darf Ihnen dies „nicht abſchlagen, weil Sie es als Vater „von mir fordern. Aber um Geduld mit

„meinem geringen Beobachtungsgeiſte muß
„ich Sie bitten. Ich werde Ihnen nur ſehr
„unvollſtändige Nachrichten liefern können,
„weil eine längere Erfahrung dazu gehört,
„den wahren Nationalismus eines Volks zu
„beurtheilen, als ich mir zur Zeit habe erwerben
„können.

„Hier auf dem Lande, wo ich mich izt befinde,
„kann man füglich nur zwey Claſſen
„von Menſchen annehmen, den Adel, und
„das gemeine Volk. Denn es giebt hier
„keine andern Stände, die kleine Anzahl
„von Gelehrten ausgenommen, die in Geiſtlichen,
„und Hofmeiſtern in Adelichen Häuſern
„beſtehen. Aber dieſe werden größtentheils
„dem Adel gleich gehalten, haben dieſelben
„Vorzüge, und können alſo füglich mit
„zum Adel gerechnet werden. In groſſen
„Städten, welchen Namen aber nur Riga
„und Reval verdienen, iſt es hierinn, wie
„an andern Orten der Welt — es giebt
„Staatsbedienten, Kaufleute, Handwerker,
„Soldaten, wie in Deutſchland. Soldaten
„ſtehen zwar auch auf dem Lande; aber
„die Officiers rechnet man zum Adel; Unterofficiers
„und Gemeine aber — zum Pöbel.

„Ueberhaupt muß ich hier gleich bemerken, „daß der Soldatenſtand hier zu Lande nicht „ſonderlich, und lange nicht ſo geehrt iſt, als „etwan in Preuſſen, oder in Sachſen. Der „Stand der Gelehrten wird ihm weit vorgezogen. Die Officiers machen hier gar „keine ſo groſſe Figur, dürfen ſich nicht ſo „brüſten, und nicht ſo brutal thun, wie „viele in Deutſchland. Stabsofficiers ausgenommen; und doch ſind auch dieſe viel „zu beſcheiden dazu, als daß ſie ihrem Stande „einen ſo groſſen Vorzug vor den übrigen „Ständen beylegen ſollten, wie ſie in Deutſchland thun.

„Der Officier, der auf dem Lande in Quartier liegt, muß ſich den Zutritt auf die Adelichen Höfe, durch feines und artiges Betragen zu erwerben wiſſen. Er muß ſichs „zur Ehre anrechnen, wenn ihn der Adel ſeines Umgangs genießen läßt. Auſſerdem, „wenn ſich der Officier ungeſittet, oder zu „frey aufführt; vermeidet man ſeinen Umgang, er wird nicht wieder gebeten; und „er mag dann immer nur unter ſeinen Bauern bleiben, worunter er wohnt. In Geſellſchaften darf der Officier vor andern

„Ständen nicht brilliren wollen; er darf niemanden mit Geringſchätzung, am wenigſten aber den Gelehrten mit Verachtung begegnen; er darf nicht hervor gezogen ſeyn wollen; oder etwan den Ton angeben; alles dies, wird hier gar nicht ſo wie an vielen Orten in Deutſchland geſtattet. Ein Officier, der ſich hier Zweydeutigkeiten gegen die Damen erlauben, oder gar ſeinen unfläthigen Witz ſpielen laſſen wollte, würde als ein pöbelhafter Menſch aus allen Geſellſchaften verbannt werden. Mit adelichen Fräuleins, oder andern Damen von Stande, Liebeshändel anzuſpinnen, darf er ſich gar nicht in Sinn kommen laſſen. Kann er ſeiner verliebten Bedürfniß nicht widerſtehen, ſo iſt es ihm unverwehrt, ſeine Leidenſchaft einer Bauerdirne, oder einem Dienſtmädchen zum Genuß zu geben. Bringt die Liebſchaft Würkungen hervor; ſo kann er die Geliebte mit 5 bis 6 Rubel abſpeiſen, und ſich nach Belieben wieder eine andre wählen. Auch muß ich es den hieſigen Officieren zum Ruhme nachſagen, daß ſie mehrentheils ſehr geſezte, wohlgeſittete, und artige Leute ſind — keine ſo zudringliche, brutale, ſtolze, und

„geckenhafte Herren, wie ich in andern Ländern,
„beſonders in meinem Vaterlande,
„habe kennen lernen, wo es zwar auch rechtſchaffene
„und wohlgeſittete Officiers giebt,
„beſonders unter der Infanterie, wo aber
„doch der gröſte Theil immer Ruhm darinnen
„ſucht den Bramarbas, und den Liebesritter
„zu ſpielen.

„Doch genug hiervon; ich kehre wieder
„zu den zwey Ständen zurück, aus welchen
„die Nation hier auf dem Lande beſtehet.
„Den Adelſtand laſſe ich izt ruhen, weil er
„künftig der Hauptgegenſtand meiner Bemerkungen
„ſeyn wird. Das gemeine Volk
„hingegen iſt noch ſo unwiſſend, und roh, als
„nur eines in der Welt ſeyn kann. Man
„iſt beynahe nicht fähig, nur ein vernünftiges
„Wort mit dieſen Leuten zu reden. Sie
„haben beynahe gar keine Begriffe. Ihre
„Religionskenntniſſe ſind die elendeſten, die
„ich kenne. Auch leben ſie in ihrer Unwiſſenheit
„hin, ohne daß ſie nur Gelegenheit
„hätten, darauf zu denken, wie ſie ihre
„Kenntniſſe erweitern wollten. Dennoch
„aber trägt dieſes Volk allenthalben den
„Stempel der Treue, der Ehrlichkeit und

„der Tapferkeit, den ihnen die Natur aufgedrückt hat. Da hier der Sklavenſtand „eingeführt iſt; ſo lebt der Pöbel in groſſer „Armuth. Er hat keine Ländereyen — „nichts, gar nichts. Alles gehört dem „Gutsherrn. Der Unterthan iſt ſein Arbeiter, und hat nur ſo viel, daß er ſein Leben hinbringen kann. Aber dennoch lebt „dieſer arme Sklave ruhiger, und vergnügter bey ſeiner Unwiſſenheit, und Dürftigkeit, als die klugen, und reichen Bauern „in der Pfalz und in Sachſen, die ich dort „auf meinen Reiſen habe kennen lernen. Und „ich bin in der That bey Erblickung dieſes in „ſeiner Armuth glücklichen Pöbels, in die „Verſuchung gerathen, der Meinung unterſchiedener Gelehrten beyzutreten, welche „den Sklavenſtand des Pöbels, dem Stande „der Freyheit vorziehen.

„Aber — hier muß ich abbrechen, beſter „Vater! nächſtens ſchreibe ich Ihnen etwas „über den Nationalkarakter der Liefländer, „ſo gut, als meine eingeſchränkte Menſchenkenntniß, es vermag.

In dem nächſt folgenden Briefe, den Sonnenthal an ſeinen Vater ſchrieb, drückte er ſich über dieſen Gegenſtand folgendermaaſen aus:

„Wenn ich von dem Nationalkarakter eines „Volks rede, beſter Vater! ſo verſtehen Sie „ſchon, ohne mein Erinnern, daß ich unter „der Nation bloß den gröſten Theil deſſelben meyne. Ausnahmen laſſen ſich von jeder „Regel machen. Es giebt unter den Liefländern ſo gut Schurken, als Italien „manche edle vortrefliche Menſchenſeelen erzeugt. Ich habe in Engeland Gecken, „in Frankreich kühne, brave, tapfere „Leute, und in Holland ſchöne Geiſter, und „Gelehrte kennen lernen. Aber zur Sache!

„Den Karakter des Liefländers ſchmücken „die Tugenden der Redlichkeit, der Standhaftigkeit, der Treue, und des Patriotismus. Von einem ſpitzbübiſchen Streiche, „von Hinterliſt, Falſchheit, und heimlichen „Ränken hören Sie ſelten. Hat der Liefländer Grund, auf jemanden einen Unwillen zu werfen, ſo ſagt er ihm gerade heraus, daß, und warum er ſein Freund „nicht ſeyn könne. Ganz ohne Rachſucht „bey Beleidigungen iſt er zwar nicht; aber „er verübt ſeine Rache nicht durch heimliche

„Kabalen, ſondern öffentlich. Mit Willen „beleidiget er niemanden; aber er läßt ſelten eine vorſätzliche Beleidigung ohne Beſtrafung hingehen.

„Seine Feſtigkeit in ſeinen Entſchlüſſungen „bringt keine Kraft der Erde zum Wanken; „und ſeine Herzhaftigkeit iſt der Muth eines „Löwen, mit welchem er den hartnäckigſten „Widerſetzungen Trotz bietet. Er iſt daher „ein vortreflicher Soldat, deſſen feſter Körper alle Strapazen des Kriegs eben ſo ohne „Murren duldet, wie ſein heroiſcher Geiſt, „gleich Homers Helden, Kampf und Tod, „wie einen Hochzeittanz betrachtet.

„Daher die unerſchütterliche Treue dieſer „Nation für ihre Monarchin und ihr Patriotiſmus. Die Regimenter wiſſen von „keiner Deſertion der Nationalen; und die „Flucht im Champ de Bataille wäre für „ſie ein Schimpf, den ſie für den gröſten „in der Welt halten. Der Liefländer — „ſo aber noch mehr der Ruſſe — iſt ſo ſehr „von ſeiner Monarchin eingenommen, daß „er das geringſte Wort, das ihrer Ehre „nachtheilig iſt, mit Blut und Tod zu rächen, „keinen Augenblick anſtehet. Man muß

„ſich daher bey ſeinen Urtheilen über den Hof, und über die Regierung ungemein in Acht nehmen, daß man ſich mit keiner Sylbe vergehet; ſonſt risquirt man die blutigſten Händel.

„In der Freundſchaft beobachtet der Liefländer eine Treue, die alle andre Nationen, die ich zur Zeit kenne, übertrift. Nicht leicht wirft er ſich jemanden bey der erſten Bekanntſchaft in die Arme; anfänglich iſt er zurückhaltend, und lange forſcht er den Karakter ſeines Mannes aus, eh' er ihm ſein Herz, und ſeine Freundſchaft ſchenket. Aber — hat der andre die Probe ausgehalten; hat er die Eigenſchaften, die der Liefländer von einem Freunde fordert; ſo giebts auch keinen wärmeren, anhänglicheren, feſteren Freund, als dieſen Liefländer. Nichts in der Welt, ſelbſt ſein Leben, iſt ihm nicht zu lieb, als daß er es ſeinem Freunde nicht aufopfern ſollte.

„Daſſelbe gilt auch von ſeiner Denkungsart in Abſicht auf die Liebe. Nicht in jedes glatte Geſicht, in jedes Zieräffchen von rothwangigten Mädel verliebt er ſich. Reellere Eigenſchaften, als bloſe Schönheit.

„Koketterie, oder das was man bon ton
„nennt, reizen ihn zu einer Leidenſchaft,
„der er ſich dann auch mit ganzer Seele ergiebt,
„ſo bald er den Gegenſtand derſelben
„ſeiner Liebe werth achtet.

„Sie finden leicht, beſter Vater, daß ich
„hier nur von wahren, eigentlichen karakteriſchen
„Liefländern rede, die noch nicht
„durch franzöſiſche Sitten verdorben, und
„von dem Modegiſte deutſcher, franzöſirender
„Geckerey noch nicht angeſteckt ſind.
„Freylich giebts Liefländer — und ich habe
„deren in Leipzig und in Göttingen nicht
„wenige gekannt, die eben nicht die würdigſten
„Gegenſtände, zu ihren Liebſchaften
„wählten. Sie waren in Leipzig gröſtentheils
„diejenigen, nach welchen die daſigen
„vornehmen Buhlſchweſtern zuerſt ihre Neze
„und — mehrentheils mit vielem Glücke
„auswarfen. Ich habe einige gekannt, die
„der niedrigſten Wolluſt ungemein ergeben
„waren. Es gab Süßlinge, zärtliche,
„ſchmachtende Schäfer, und franzöſirende
„Windbeutel unter ihnen. Aber dies alles
„wären ſie nicht geworden; wären ſie nicht
„nach Frankreich oder nach Deutſchland

„gekommen. Sie ſind gelehrige Leute; ſollten ſie in dieſen Schulen der Koketterie, „ihren Lehrmeiſtern, und Lehrmeiſterinnen „nicht Ehre machen? —

„Noch ein merkwürdiger Zug des Nationalkarakters dieſer braven biedern Menſchen, iſt ihre äuſſerſte Verabſcheuung aller „Niederträchtigkeiten, und ihr Haß alles „tummen abgeſchmakten Bauernſtolzes. Ich „habe ſchon oft Leute hier kennen lernen, „die mit Heftigkeit aufbraußten, wenn ſie „nur von einer niederträchtigen Handlung „hörten, und mit Unwillen ſich darein ergaben, „wenn ihnen alle Gelegenheit benommen „war, dem Niederträchtigen ihren Zorn „empfinden zu laſſen. An der Rechtſchaffenheit eines Liefländers zweifeln, iſt ihnen „Hochverrath; und ſie einer niederträchtigen „Handlung fähig halten, wäre das Mittel, „ſich einen Liefländer zum Todtfeinde zu „machen. Sie beſitzen zwar auch nicht wenig „Ehrgeiz. Aber weit entfernt von jenem abgeſchmackten lächerlichen Stolze, der ſich oft „blos auf Ahnenreihe, und läppiſche Poſſen „gründet, iſt dieſer Ehrgeiz das Gefühl reeller Verdienſte um den Staat, oder um die

„Wiſſenſchaften, in dem, oder jenem Fache. „Und doch iſt der Liefländer im Beſiz dieſer Verdienſte, ſehr weit davon entfernt, „denjenigen gering zu ſchätzen, der dieſe „Verdienſte nicht hat.

„Doch genug hiervon! ein andermal gehe „ich ins Detail und liefere ihnen einzelne „Züge, aus der Denkungsart, und den Sitten einer Nation, für die ich die gröſte „Hochachtung habe, und welche es verdient, „von jedem Biedermann, unter welchem „Himmelsſtriche er gebohren ſey, geſchäzt zu „werden.

Hier wollen wir unſers Sonnenthals liefländiſche Nachrichten ein wenig unterbrechen, um zu ſehen, was ſein Onkle in Danzig, und ſein Freund Bergner mit einander für Seide ſpinnen. Es thürmte ſich hier ein Ungewitter über unſers Sonnenthals Haupte auf, wovon er wenig, oder nichts ahndete, weil er nicht die mindeſte Urſache zu haben glaubte, an der Treue ſeines Freundes, oder ſeiner Geliebten zu zweifeln. Indeſſen zwekte doch das Ungewitter auf nichts geringers ab, als ihm gänzlich um ſeine Friederike zu bringen.

Der alte Sonnenthal hatte ſichs nun feſt in den Kopf geſezt, ſeine Tochter mit Bergnern zu verbinden, und ihn zum Geſellſchafter in ſeiner Handlung aufzunehmen. Auch dieſer wurde immer mehr und mehr von ſeiner Liebe zu der reizenden Friederike hingeriſſen. So ſehr er anfänglich den Gedanken verabſcheuet hatte, ſeinen Freund um ſein Mädchen zu bringen, ſo verlor doch dieſer Gedanke, in ſeiner Seele immer mehr von ſeiner Häßlichkeit, je mehr ihm die Liebe zu ſeinem werthen Ich, den Beſitz Friederikens als das unſchäzbarſte, und unentbehrlichſte Gut ſeines Lebens vormalte. Das menſchliche Herz, das gut war, wird nur nach und nach durch Leidenſchaften verderbt, deren mächtiger Einfluß das edle deſſelben untergräbt, und endlich — ganz hinſtürzt. Kein Niederträchtiger wird auf einmal die Schande der Menſchheit; nur öftere Veranlaſſungen nähren ſeine böſen Neigungen, bis ſie endlich ganz die Oberhand über ihn gewinnen, beſonders wenn der Menſch die Feſtigkeit des Karakters nicht hat, die ſeinen Leidenſchaften das Uebergewicht hält.

So gieng es unſerm Bergner — einem ſonſt vortreflichen Menſchen, einem treuen Freunde, der Edelmuth und Tugend über alles ſchäzte. Nach und nach gewöhnte er ſich nur an die Vorſtellung, ein ſo reizendes Weib, wie Friederiken, auf Koſten ſeines innigſten Freundes zu beſitzen. Zu ſeinem und Sonnenthals Unglück kam noch hinzu, daß ihn ſein flatterhaftes Temperament gewiſſermaaſen verließ. Und auch dies bewürkten Friederikens unausſprechliche Reize, Er wurde ihren hervorragenden Glanz vor allen übrigen Schönen Danzigs gewahr, und er fand nirgends ihres gleichen. Freylich that er hier im Grunde weiter nichts, als daß er ihr die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Aber doch war eben dieſe Gerechtigkeit die Klippe, woran ſeine Tugend und ſeine Freundſchaft ſcheiterte.

Inzwiſchen gieng doch ſeine Verhärtung noch nicht ſo weit, daß nicht das Bewuſtſeyn der Untreue, die er an ſeinem Freunde zu begehen, im Begriff war, mit manchen Quaalen ſeine Seele gefoltert haben ſollte; die ihn anfänglich auch in der That unfähig machten, Sonnenthalen ſo gerade zu zu hintergehen. Die Stimmung ſeiner Seele, in ſeiner damaligen Situation wird man am beſten aus dem Geſpräch beurtheilen können, worinn ihm Friederikens Vater ſeinen Plan eröfnete, und wovon wir hier das nöthige einrücken wollen.

Der alte Sonnenthal machte ſich eines Tages einen Bewerb, Bergnern in ſeinem Zimmer allein zu ſprechen. Nach einigen Geſprächen über die Handlung, worinn Sonnenthal nicht unterließ, den unglücklichen Bergner zu Etablirung einer eignen Handlung aufzumuntern, fiel er, wie von ungefehr in dieſe Worte:

„Aber noch eins, mein lieber Bergner! „ich finde Sie ſeit einiger Zeit etwas verändert. Nicht mehr ſo munter — ſo luſtig, „wie ſonſt; — gefällts Ihnen nicht mehr „bey uns? oder was liegt Ihnen ſonſt am „Herzen?

B. „O! am Herzen läge mir viel; und wären „Sie nicht gerade der Mann, dem ichs „am wenigſten entdecken kann —

S. „Wie? Herr! da kennen Sie mich ſchlecht. „Soll ich's Ihnen erſt noch lange ſagen, daß „ich Sie ungemein hochſchätze, und daß Sie „alles von mir fordern können, was Sie „wollen?“

B. „Mehr Güte, als ich verdiene, beſter „Mann! aber —

S. „Nun! heraus mit der Sprache! — „Sind Sie verliebt? — nur geſagt, in

„wen? ich bin Ihr Freywerber! nun! nicht „wahr? — verliebt? —

B. „Was ſoll ichs Ihnen leugnen? —

S. „Recht ſo! lieben iſt kein Schelmſtückchen. „Aber nun? wer iſt Ihre Göttin?

B. „O! Herr Sonnenthal! Ihre Bereitwilligkeit mir zu dienen, würde vielleicht „wanken, wenn Sie den Abgott meines „Herzens erführen.

S. „Herr! das kann ich übel nehmen! Woher das Mißtrauen? — ein Mann wie „Sie, kann auf jedes Mädchen ſeines Standes Anſpruch machen. Friſch! — Wollen Sie mich böſe machen? — Redet „Sie? — wer iſts? —

B. „Ihre vortrefliche Tochter! Aber — „um Gottes willen, Herr Sonnenthal, halten Sie mich für keinen Undankbaren, der „die viele Güte, die ich in Ihrem Hauſe „genoſſen habe —

S. „Ach! Narrenspoſſen! — ich hab das „lange gemerkt. Und ich muß Ihnen ſagen, „ich hab's gewünſcht. Meine Tochter iſt „hübſch; wer kann ſich darüber wundern, „wenn ſich ein junger braver Mann in ſie „verliebt?

B. „Alſo verzeihen Sie mir dieſe Verwägenheit?"

S. „Was Verwägenheit! hier iſt nichts zu „verzeihen. Kein Wort mehr davon! hören Sie meine Abſichten! und dann bitt' „ich um Ihre Erklärung."

B. „Ich fühle mein Glück zu ſehr —

S. „Hören Sie! Sie ſollen meine Tochter „haben, in acht — vierzehn Tagen — „wenn Sie wollen. Ich nehme Sie zum „Geſellſchafter in meiner Handlung auf. „Nach meinem Tode bekommen Sie den ganzen Praß. Ihr Vater kann nichts dagegen haben: denn Sie machen Ihr Glück „vollkommen. Und — kurz, Sie ſind „mein Mann! Ich mag keinen andern „Schwiegerſohn haben. Sind Sie das zufrieden? —

B. „Es überſteigt alle meine Hofnung, alle „meine kühnſte Erwartung. Aber —

S. „Aber? — was kann da für ein aber „ſeyn?"

B. „Haben Sie ſchon die Einwilligung der liebenswürdigen Friederike?

S. „Was kann ſie dagegen haben? — ich „wills; Sie ſind ein liebenswürdiger Mann;

„und ich glaube, ihr ſeyd lange einig. Nur
„nicht geleugnet! ich müſte nicht verſtehen,
„quid juris?“

B. „Und doch irren Sie ſich. Friederike
„liebt einen viel würdigeren Mann, als ich
„bin.“

S. „Was? ſie hätte ſich ſchon verplämpert —
„ohne mein Wiſſen? ohne meinen Willen? —
„nein! das kann nicht ſeyn! das iſt unmöglich:
„das hat ſie nicht gethan!“

B. „Das kann und will ich auch nicht behaupten.
„Aber wenn nun ihr Herz —

S. „Wer ſollt' es haben, wenn Sie es nicht
„ſind?“

B. „Und doch weiß ich einen Glücklicheren.“

S. „Deutlicher! deutlicher!“

B. „Das wollt' ich gern, Herr Sonnenthal!
„aber hier kommen Pflichten bey
„mir in Colliſion, die mir ſehr heilig ſind.“

S. Das verſteh' ich noch weniger; nur heraus
„mit der Sprache!“

B. „Wie! wenn ein Freund, dem ich ewige
„Treue geſchworen habe, Friederikens
„Herz beſäße?“

S. „Ein Freund? — hm! hm! wer wär' denn das? — ich habe wohl eine Muthmaſſung; aber nein! der junge Mann denkt zu edel, als daß er mir meine Tochter verführt haben ſollte."

V. „O! das häßliche Wort wollen wir nicht brauchen. Die Befolgung eines hohen Grades der Liebe iſt noch nicht Verführung."

S. „Alſo hätte ich doch Recht?"

V. „Vielleicht! — auf wen rathen Sie?"

S. „Auf meinen Vetter, Sonnenthal!"

V. „Getroffen!"

S. „Aber — lieber Vergner! — was machen wir denn? — — dieſer junge Mann iſt mein Liebling; und Sie ſinds auch. Ich habe einen Abſcheu vor den Ehen zwiſchen Verwandten; ich habe mir's einmal im Kopf geſezt, Ihnen meine Tochter zu geben; und doch möcht' ich weder ihr, noch meinem Vetter wehe thun. Wie ziehn wir uns aus dieſer Verlegenheit?"

V. Ich weiß keinen Rath, denn mein Herz erliegt im Kampfe zwiſchen Liebe und Freundſchaft."

S. „Natürlich! ich bedaure Sie! aber ich
„will Ihnen helfen, ſo wahr ich Sonnenthal
„heiſſe. Es iſt wahr, es wäre niederträchtig,
„ihren Freund zu hintergehen.
„Sie können das nicht. Aber aus jener
„Verbindung kann nichts werden. Ich will
„Ihnen helfen."

B. „Aber wie? lieber Herr Sonnenthal! —
„ich bitte Sie, verrathen Sie mich nicht.
„Ich fühle ſo ſchon, daß ich meinen Freund
„auf das unverantwortlichſte beleidiget habe."

S. „Nur ruhig! laſſen Sie mich machen!
„wir müſſen behutſam gehn. Es bleibt bey
„unſerer Verabredung; aber izt nur unter
„uns. Für das übrige laſſen Sie mich ſorgen."

Daß eine ſo feyerliche Verbindung zwiſchen Friedericken und dem jungen Sonnenthal war geſchloſſen worden, ließ ſich der alte Vater ſo wenig träumen, als es Bergner ahndete. Beyde hielten die ganze Sache bloß für einen überhingehenden Liebeshandel, welchen zu zerreiſſen, eben nicht viel Schwierigkeiten koſten würde. Indeſſen dachte der Kaufmann zu zärtlich gegen die jungen Leute, als daß er nicht mit der äuſſerſten Schonung hätte zu Werke gehen ſollen. Bergner hingegen ſchmeichelte ſich noch immer mit der angenehmen Hofnung, daß das Fräulein von Löwenkampf Friederiken das Herz ihres Liebhabers entziehen würde. Er theilte dieſe Hofnung dem alten Sonnenthal mit. Dieſer fand ſie nicht weniger gegründet. Und dies bewog ſie beyde, dieſen Zeitpunkt erſt abzuwarten, ehe ſie ihre Mienen gegen das junge Liebespaar ſpringen laſſen wollten.

Inzwiſchen ereignete ſich mit unſerm Sonnenthal und Fräulein Eleonoren ein Umſtand, welcher der Sache plözlich eine andere Wendung gab. Das Fräulein hatte ſich ſo ſehr daran gewöhnt, den vortreflichen jungen Mann im Verborgnen zu lieben, daß ſie anfieng, ſich mit der Hofnung zu ſchmeicheln, er würde endlich auch noch zärtlichere Geſinnungen für ſie empfinden, beſonders da Friederike in ihren öfteren Briefen noch keine Sylbe von ihrer Liebe hatte merken laſſen. Welcher Umſtand denn die unglückliche Eleonore überredete, daß ihr Verdacht auf ihre Freundin wohl nichts weiter als eine Chimäre ſeyn möchte. Und dieſer Gedanke flößte ihr den kühnen Vorſatz ein, ihrem Sonnenthal bey der nächſten ſchicklichen Gelegenheit, ihre Liebe ſelbſt zu entdecken. Ein beſonderer Umſtand begünſtigte die Ausführung dieſes Vorſatzes. Die Geſchichte davon wollen wir unſern Leſern in folgendem Briefe von **Sonnenthaln**, an **Bergnern** mittheilen.

Mein lieber Bergner!

Mit ungemein beklemmtem Herzen muß ich dir heute ſchreiben. Eine Begebenheit, die meine ganze Standhaftigkeit erſchütterte, macht mich noch überaus niedergeſchlagen. Ach! lieber Freund! daß ich dazu beſtimmt bin, eines der ſchönſten und beſten Mädchen, ſo unausſprechlich um mich leiden zu ſehen. Dieſe arme, durch die Liebe unglückliche, iſt Fräulein **Eleonore**. —

Ich hab dir ſchon einigemal geſchrieben, daß ſie in meinem Herzen die fürchterlichſte Nebenbuhlerinn meiner edlen **Friederike** werden könnte: — ich hab' alles gethan, dem Fräulein alle Hofnung auf mich zu benehmen. Aber vergebens! ihre Liebe beſtürmt mein Herz, das zwar ſtark genug gegen die Anfälle eigener Leidenſchaft gewafnet, aber zu weich iſt, um das Mitleiden mit den Quaalen einer ſo ſchönen Seele, wie **Eleonore**, unterdrücken zu können! —

Geſtern muſte ich einen Hauptſturm aushalten, und noch zittert mein ganzes Herz, wenn ich daran denke. Auch du wirſt mit mir weinen, wenn du die Ausbrüche der ſo unglücklichen Leidenſchaft des herrlichen Fräuleins vernehmen wirſt. Auch du kannſt vielleicht in den Fall kommen, die Quaalen einer verſagten Liebe zu empfinden; und denn denke noch einmal an **Eleonoren** und an deinen **Sonnenthal**, und weihe ihnen dein zärtliches Mitleiden. Doch näher zur Sache!

Der General fuhr geſtern mit ſeiner Gemalin, und den beyden jüngern Kindern, auch dem Hofmeiſter, auf ein paar Tage nach Reval. Mein Freund **Löwenkampf**, Fräulein **Eleonore** und ich waren allein zu Hauſe. Nach Tiſche that ich dem Fräulein den Vorſchlag, einen Spaziergang mit mir aufs Feld zu machen. Es war ein herrlicher ſonnenheitrer Tag. **Eleonore**, die eine Liebhaberin der Jagd iſt, bat mich eine Flinte mit zu nehmen, um einige Birkhähne zu ſchieſſen, deren es hier in groſſer Menge giebt.

Ich weiß nicht, ob es Ahndung, oder Laune von mir war, daß ich es ihr anfänglich abſchlug, eine Flinte mit zu nehmen. Da ſie aber darauf beſtand, und ich ihr nie gern etwas ganz abſchlage, nahm ich doch eine von des Generals Flinten, die geladen war, jedoch nicht ohne Widerwillen und Verdruß mit; und ſo giengs fort.

Bald kamen wir an den Wald. Wir giengen hinein. Einige Birkhähne ſtiegen uns auf. Ich that aber, als ob ich ſie nicht bemerkte, weil ich nicht ſchieſſen mochte, ob mich gleich das Fräulein immer daran erinnerte. Endlich ſezte ſich einer recht ſchußgerecht auf einen Baum, uns gegen über. Hier ließ nun das Fräulein gar nicht nach, ich muſte ſchieſſen; zwar zauderte ich lange, um dem Vogel Zeit zum Davonfliegen zu laſſen. Aber es war ein rechter Unglücksvogel für uns. Er blieb ſitzen.

Eleonore ſtand hinter mir; ich legte an, und drückte los. Aber losdrücken und mein gänzliches Bewuſtſeyn verlieren, war die Sache eines Augenblicks. Der Kerl hatte die Flinte zu ſcharf geladen; der Schuß war eingeroſtet. Beym Loßdrücken ſprang die Flinte in tauſend Stücken, und der Kolben ſchlug mich ſo heftig vor den Kopf, daß ich todt zur Erde fiel. Der entſetzliche Knall, das Umherfliegen der Flintenſtücke, mein augenblicklicher gewaltſamer Hinſturz, hatte auch dem Fräulein eine Ohnmacht zugezogen. Doch war ſie eher davon wieder erwacht, als ich. Ich hatte wenigſtens eine halbe Stunde ohne Beſinnung gelegen.

Da ich wieder erwachte und meine Augen aufſchlug, war der erſte Gegenſtand, den ich erblickte, das Fräulein, die in Thränen ſchwimmend an meiner Seite ſaß, und ihren Arm um mich geſchlungen hatte. Zwar war, bey meinem Erwachen mein Kopf noch ſo ſchwach, daß ich Mühe hatte, nur einige Ideen zu ſammlen. Aber doch vernahm ich, daß Eleonore in die Worte ausbrach:

„O! Gott ſey Dank! Sie leben noch!

Das Reden wurde mir ſchwer; ich konnte nicht antworten. Wie halb todt mochte ich noch dort gelegen haben. Denn das Fräulein faßte meine Hand, und ſagte?

„Kennen Sie mich, lieber Sonnenthal?
„ach! ich unglückliche! was hab' ich gethan?

Izt drückte ſie meine Hand an ihre ſchöne Wange, und fuhr fort:

„Sie ſprechen nicht? — groſſer Gott!
„gieb mir Kräfte! — ach! wenn er ſtürbe —
„und er hätte mir nicht verziehen —

Ein Thränenſturz hemmte ihre Worte. Ihre Wange ſank an die meinige: ſie küſte mich, und mit Schluchzen brachte ſie die Worte hervor:

„Ach können Sie nicht mit mir reden?"

Ich ſammlete alle meine Kräfte, um mich empor zu richten. Das liebe Mädchen half mir; aber mein Kopf war zu ſchwach. Ich ſank ohnmächtig wieder in ihre Arme. Sie ſagte mir hernach, daß ich wieder einige Minuten ſo gelegen hätte. Aber dieſe Ohnmacht ſtärkte mich. Da ich endlich ganz zu mir kam, lag mein Kopf auf Eleonorens Schooſſe. Ich fühlte ihn etwas leichter; doch empfand ich einen empfindlichen Schmerz an der rechten Seite deſſelben. Die zärtliche Bemühung des Fräuleins um mich, rührte mich ungemein. Ich richtete mich auf, führte ihre Hand an meinen Mund und vermochte die Worte hervor zu bringen:

„Seyn Sie ruhig, beſtes Fräulein! ich bin „auſſer Gefahr. Ihre zärtliche Hand — „Dank ſey Ihnen dafür! — hat mich gerettet. —

E. „Ach! — aber auch beynahe getödtet! — „Gott! im Himmel! Ihr Tod wäre der „meinige geweſen. Ich hatt' es verſchuldet. —

„det. — Lieber, beſter Sonnenthal! —
„nur noch ein Wort! — daß Sie mir
„verzeihen! — ſonſt vergehe ich vor
„Schmerz.“

J. „Was ſoll ich Ihnen verzeihen, holder
„Engel?“

E. „Ach! du großmüthigſter der Menſchen! —
„hab' ich Sie nicht überredet, das erſchreckliche
„Gewehr mit zu nehmen? und Sie wollten
„doch nicht, und waren weiſer, als ich
„Thörin? — und Sie hätten mir nichts
„zu verzeihen — Ach! mit meinem Blute
„wollte ich gern dieſen Frevel auslöſchen,
„wenn ich nur weiß, daß Sie nicht zürnen,
„— daß Sie mich deswegen nicht
„haſſen.“

J. Göttliche Seele! Sie ſind zu ſorgſam.
„Sie quälen ſich um ein nichts. Stand es
„nicht noch immer in meinem Willen, das
„unglückliche Gewehr loszudrücken? Aber
„wenn das Ihre Ruhe befördern kann, —
„hier haben Sie meine Verzeihung! —

Bey dieſen Worten zog mich ein unwiderſtehlicher Zug, an ihren Mund. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zweymal mit einer Empfindung zu küſſen, die nur unter dieſen Umſtänden

Verzeihung verdiente. Eine ſanfte Röthe erhöhte das Kolerit ihrer Wangen; ihre ſchönen Augen ſchwammen in Thränen; ſie faßte meine Hand, und ich war zu ſchwach dazu, um es zu verhindern, daß ſie ſolche einigemal mit einer Inbrunſt küßte, die das Gefühl, das ihre ſchöne Seele beſtürmte, nur allzu deutlich verrieth.

Alsdenn machten wir uns auf den Weg nach Hauſe zu gehen. Alle Kräfte hatten mich beynahe verlaſſen; ich wankte nur. Aber das herrliche Fräulein wandte alle Behutſamkeit, und alle ihre Stärke an, mich glücklich nach Hauſe zu führen.

Ich muſte mich ſogleich niederlegen. Eine heftige Krankheit ſtand mir bevor. Aber ein Aderlaß, und ein ſanfter Schlaf drauf bekam mir ſo wohl, daß ich gegen Abend ſchon, auſſer einigen heftigen Schmerzen am Kopfe, und einer groſſen Mattigkeit, wenig, oder nichts mehr von dieſer Erſchütterung empfand.

Mein vortreflicher Löwenkampf war ganz auſſer ſich über dieſen Zufall Er und Fräulein Eleonore verlieſſen mich keinen Augenblick, bis Abends nach Tiſche, wo Löwenkampf einige nöthige Briefe zu ſchreiben hatte, und mich inzwiſchen mit dem Fräulein allein ließ.

Dies war denn der unglückliche Zeitpunkt, der zwiſchen mir und Eleonoren eine Erklärung beförderte, die für uns beyde die gefährlichſten Folgen haben kann. Wir ſprachen von dem unglücklichen Schuſſe, der beynahe meinem Leben ein Ende gemacht hätte, und kamen natürlicherweiſe auf die ſchreckensvolle Nachricht davon für meinen Vater, und meine Freunde. Dieſe Unterhaltung erweichte die Empfindungen unſerer Herzen. Ich dachte mir die Leiden meines Vaters, und meiner **Friederike**, bey meinem unglücklichen Tode, mein Herz öfnete ſich den Gefühlen des Mitleids, und der Liebe. Eleonore mochte die ganze Schwere des Gedankens empfinden: mich, die einzige Hofnung meines Vaters, ſein koſtbarſtes auf der Welt, das zugleich auch ihr koſtbarſtes war, durch ihre eigene Schuld entſeelt zu ſehen; — und dieſe, ihre ganze Seele erſchütternde Empfindung trieb ſie an, mir zu ſagen, indem ſie mit Feuer meine Hand faßte, und drückte:

„Ach! lieber beſter Sonnenthal! wenn
„ich Sie verloren hätte; — die ganze Welt
„hätte mir Ihren Verluſt nicht erſezt. O!
„ich kann dieſen Gedanken nicht denken, ohne
„daß mir die Haut ſchauert —

Mitleid und Dankbarkeit forderte mich auf, ihr zu antworten, indem ich ihre Hand an meinen Mund führte:

„Ich danke Ihnen für Ihre zärtliche Theilnehmung;
„aber Sie hätten doch weniger
„verloren; als mein vortreflicher Vater, der
„mir die Sorgen ſeines ganzen Lebens gewidmet
„hat.“

„Weniger? —

verſezte ſie, indem ſie den Ort ihrer eignen Hand küßte, den mein Mund berührt hatte,

„Mehr — viel mehr! müſſen Sie ſagen —
„ja! alles — alles hätt' ich verloren: denn
„was iſt die Liebe auch des zärtlichſten Vaters
„gegen —

Hier hielt ſie innen; ihr ſchönes Auge blickte mich an mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck der Unruhe, der Zärtlichkeit, der Liebe, die ihre ganze Seele durchglühte; einige tiefe Seufzer hoben ihre ſchöne Bruſt; — mit inniger Betrübniß ſah' ich dies alles, und bebte einer nähern Erklärung entgegen. Auch erfolgte ſie in dem Augenblick; denn, unter den Worten:

„Ach! ich kann's nicht länger unterdrücken;
„was iſt die Liebe Ihres Vaters gegen die
„meinige? —

ſank ſie mir in die Arme; ihre Wange lag an der meinigen, und mit den Worten:

„O! Sonnenthal! ich liebe Sie unaus-
„ſprechlich,“

raubte ihr die heftige Aufwallung ihres Herzens die Sprache. Was ich bey dieſer Scene empfand, lieber Bergner! das kann ich dir unmöglich beſchreiben. O! daß du nie in den Fall kommen mögeſt, daß ſich das liebenswürdigſte Mädchen dir in die Arme wirft, — und du kannſt, und darfſt ſie nicht lieben — du muſt ihr den tödtlichen Dolch ins Herz drücken, und muſt ihr ſagen: mein Herz iſt nicht mehr mein! — o! es iſt etwas entſezliches, — alle Begriffe menſchlicher Quaalen überſteigendes. —

Doch — mehr als Barbar hätte ich ſeyn müſſen, wenn ich in dieſer kritiſchen Stunde, der von der äuſſerſten Leidenſchaft hingeriſſenen Eleonore, alle Hofnung rund abſchneiden, und dadurch nichts geringers, als ihre Verzweiflung hätte befördern wollen. Ich antwortete ihr alſo.

„Sie beſtürzen mich zwar nicht wenig, theu-
„erſtes Fräulein, durch ein Bekenntniß,
„das mich beſchämet. Aber Sie zu lieben,
„würde doch die höchſte Glückſeligkeit meines

„Lebens ſeyn, woſern ich mich Ihrer Liebe
„würdig genug hielte. —

„Genug geſagt!“

antwortete die vortrefliche Seele,

„ich will auch einer andern glücklicheren Ihr
„Herz nicht rauben. Aber lieben will ich
„Sie doch, und — nur Ihnen dies zu
„ſagen — war meine Abſicht. Nun bin
„ich ſchon halb beruhiget, und ich werde es
„ganz ſeyn, wenn ich nur die Worte aus
„Ihrem Munde höre: ich haſſe dich nicht,
„Eleonore! ich liebe dich, nach meiner Geliebten, über alles in der Welt.“

Das war mehr, als ich erwartet hatte; das verdiente meinen zärtlichſten Dank.

„Ja! vortrefliches Mädchen!“

ſagte ich dann, indem ich ſie umarmte, und ihre Stirn küßte,

„das will ich! ich bin nicht gefühllos; ich
„weiß mein Glück zu ſchätzen; ich liebe Sie
„mit derjenigen Zärtlichkeit, die mir erlaubt
„iſt, und womit verſchwiſterte Seelen ſich
„lieben.“

„Tauſend Dank!

verſezte ſie,

„und nun noch dieſen Kuß zum ewigen Sie-
„gel unſrer Liebe!“

indem ſie meinen Mund mit ihren Lippen berührte,

„und noch eine Bitte: daß Sie Friederiken
„nichts davon ſagen: denn ſie möchte eiferſüchtig auf mich, und mir gram werden.
„Auch meinen Eltern müſſen Sie es verſchweigen, und beſonders meinem Bruder,
„denn der will mich an einen ſchwediſchen
„Obriſten verheyrathen. Aber mein Herz
„iſt izt nicht zum Heyrathen beſtimmt. Wollen Sie mir das verſprechen, lieber Sonnenthal?“

„O! recht gern, mein Fräulein!“

antwortete ich,

„nur bitte ich Sie auch, Ihr edles Herz zu
„beruhigen, und wo möglich, und wenn
„der Obriſte ein würdiger Mann iſt, der
„ihre Hand verdient — den Wünſchen
„Ihres Herrn Bruders nicht ganz entgegen
„zu ſeyn.“

„Nein! nein! —

ſagte ſie,

„izt nicht! — heyrathen wäre mein Tod,
„auſſer —

Hier hörten wir ihren Bruder kommen, der juſt zur gelegenen Zeit erſchien, um eine neue Erklärung zu hindern, die den Lippen der armen Eleonore entflieſſen wollte.

Sie verließ uns mit einem bedeutenden, ſchmachtenden Blick. Ihre Miene drückte ihren Schmerz aus; und ihr warmer Händedruck ſagte mir nur allzudeutlich, daß ihre Ergebung in Ihr Schickſal mehr erzwungen, als freywillig willig war.

Heute früh beſuchte ſie mich wieder in Geſellſchaft ihres Bruders. Ihr Auge war ungemein trübe; und ſchien von vielem Weinen gelitten zu haben. Das arme Mädchen! was mag ſie für eine Nacht gehabt haben?—

Auch für mich war ſie eine der unruhigſten, und quaalvollſten meines Lebens. Immer verfolgte mich Eleonorens Bild in ſchreckenden Träumen. Mitleid und Liebe kämpften in meiner Seele einen fürchterlichen Kampf. Ich konnte ſehr wenig ſchlafen.

Dennoch bin ich heute ſo munter, daß ich dir dieſen Brief habe ſchreiben können. Auſſer einer kleinen Geſchwulſt am Kopfe, wäre mein Körper wieder hergeſtellt. Ach! wenn es nur auch meine Seele wär! —

Die Innlage giebſt du, wie gewöhnlich, an Friederiken ab. Noch überdies meinen wärmſten Gruß an ſie, und an das ganze Haus meines Onkles! von mir aber die Verſicherung, daß ich ewig bin

Dein

treuer Freund

von Sonnenthal.

Nichts konnte **Bergnern** in ſeiner Lage, und bey ſeinem Operazionsplane willkommner ſeyn, als dieſer Brief. Er ſchmeichelte ſeinen Hofnungen mit der glänzendſten Erfüllung. Seine erhizte Imagination verführte ihn, die Züge des Mitleids, die Sonnenthal für Eleonoren äuſſerte, für offenbare Beweiſe ſeiner Liebe zu dieſem reizenden Fräulein anzunehmen. Nichts gewiſſer glaubte er nunmehr, als daß ſein Freund in den Armen des Fräuleins, ſeine Friederike gar bald vergeſſen würde. Er wenigſtens würde es in dieſer Lage gerade ſo gemacht haben. Und wie gern pflegt nicht der Menſch andre nach ſich zu beurtheilen! —

In ſeiner Seele hatte nun der Vorſatz, ſich Friederiken ſelbſt zuzueignen, den größten

Theil ſeiner Strafbarkeit verlohren. Und wenn auch Sonnenthal, Friederiken treu bliebe — dachte er — ſo würde er doch durch Eleonoren ſo reichlich entſchädiget, daß ihm Friederikens Verluſt wenig oder nichts koſten würde.

Voll von dieſen, ihn ſo ſehr beruhigenden Vorſtellungen, eilte er zum alten Sonnenthal und zeigte ihm den Brief ſeines Vetters. Dieſer fand, weil er die Sache mit kälterem Blute, als Bergner betrachtete, Sonnenthals Untreue an Friederiken bey weitem noch nicht ſo gewiß, als ſich Bergner ſchmeichelte. Er ſahe vielmehr ungleich wichtigere Folgen von Eleonorens Erklärung ihrer Liebe voraus — Folgen, vor welchen er zitterte. Indeſſen war er doch darüber mit ſeinem Liebling einig, daß der Brief, wie Bergner in Vorſchlag brachte, Friederiken gezeigt werden müſte.

Lezterer nahm dies Geſchäfte über ſich, und wuſte Friederiken mit guter Manier auf den Brief neugierig zu machen. Sie bat ihn ſelbſt um die Mittheilung deſſelben; und Bergner unterlies nicht, bey jeder Stelle eines verliebten Auftritts ſeine Anmerkungen dabey zu machen, die alle darauf abzweckten; ihr Sonnenthals Treue ſo verdächtig, als möglich, zu machen.

Anſtatt aber, daß Friederike hätte wie ein gewöhnliches Mädchen handeln, von Eiferſucht aufbrauſen, den geringſten Ausbruch der Zärtlichkeit für Beweiſe der Liebe, und Zeugniſſe der Untreue halten ſollen, begnügte ſie ſich blos, nach Durchleſung des Briefs mit einer bewundernswürdigen Ruhe zu ſagen:

„das arme Mädchen! ich bedaure ſie von
„Grund der Seele.

Bergner darüber erſtaunt, daß ſeine — nicht ſelten ins hämiſche gefallene Bemerkungen über Sonnenthals Betragen gegen das Fräulein, bey Friederiken, die gewünſchte Würkung ganz verfehlten, ſagte mit einer Art von Hitze:

„Aber unſer Freund! — wie wird ſich der
„aus der Sache ziehen?“

„Er wird ſeine Pflichten kennen; und wird
„thun, was ihm Gott und ſeine Gewiſſen
„befehlen —

antwortete Friederike, die anfieng, Bergners Abſichten zu ergründen, und den ſchwarzen Anſtrich ſeiner Seele zu bemerken. Sie dankte ihm für die Mittheilung des Briefs, verließ ihn aber in einer Gemüthsverfaſſung, die nicht die ruhigſte war.

Die Liebe hatte Bergners Herz gegen ſeinen Freund verhärtet, und Friederikens Kälte verſtockte ihn noch mehr. Er war einmal ſo weit vorgerückt, und er ſchämte ſich gewiſſermaaſen, wieder zurück zu treten. Wir haben ſchon bemerkt, daß ſeine Seele nur nach und nach der Niederträchtigkeit fähig wurde, die er ſich hier zu Schulden kommen ließ. Bisher hatte er ſich immer noch geſcheuet, an ſeinem Freunde öffentlich zum Verräther zu werden. Aber izt — ſank die ehemalige Größe ſeiner Seele, die nach und nach immer tiefer gefallen war, vollends ganz in den Abgrund hinein, woraus für ſie keine Errettung zu hoffen war; — er unterſchlug Sonnenthals Brief an Friederiken. Dadurch, und durch den Vorſaß mit allen dergleichen Briefen künftig daſſelbe zu thun, hofte er eine Mishelligkeit zwiſchen den beyden Verliebten zu ſtiften, woraus er ſich eine glücklichere Wendung ſeines Schickſals weiſſagte. Denn Sonnenthal war bisher gewohnt geweſen, ſeine Briefe, der Sicherheit wegen, erſt durch Bergnern an Friederiken gelangen zu laſſen; und ſie hatte eben dieſes mit ihren Briefen gethan.

Jedoch wir würden unſrer liebenswürdigen Friederike zu ſehr ſchmeicheln, wenn wir die Ruhe, die ſie gegen Bergnern zeigte, ganz allein auf ihren geſezten Karakter, und ihr würklich groſſes Vertrauen auf Sonnenthals Treue rechnen wollten. Allerdings war ſie deswegen nicht ohne eine gewiſſe bange Furcht, welche der ihr unerklärbare Umſtand, daß Sonnenthal nicht auch zugleich an ſie geſchrieben hatte, ſehr ſtark vermehrte. Denn ihr Geliebter hatte dies noch nie unterlaſſen. Aber ihre Ruhe hatte größtentheils ihren Grund in der gehoften Würkung eines Briefs, den ſie vor kurzem an Eleonoren geſchrieben hatte. Sie konnte dem Drange, ihr ihre genauere Verbindung mit Sonnenthalen zu entdecken, nicht länger widerſtehen. Und da ſie die edle Denkungsart des vortreflichen Fräuleins zu kennen glaubte, ſo zweifelte ſie gar nicht an dem gewünſchten Erfolg deſſelben, daß nemlich Eleonore an ihren Geliebten weiter keine Anſprüche machen würde.

Dieſer Brief enthielt die treffendſten Züge von Friederikens gutem edlen Herzen und wir können uns daher nicht enthalten, ſolchen unſern Leſern mitzutheilen. Hier iſt er:

Liebſte Eleonore!

Lange hab' ich ſchon eine Sache auf dem Herzen gehabt, die ich Ihnen hätte entdecken ſollen. Denn einer Freundin ziemte es nicht, vor ihrer Seelenſchweſter Geheimniſſe zu haben.

Aber es hat mir wehe gethan, hat mich zum voraus tief in der Seele geſchmerzt, Ihnen nur die geringſte Kränkung zu machen. Und das iſt — wie ich gewiß weiß — nicht zu vermeiden. Alſo — über dieſen Punkt — Verzeihung, meine Liebſte! — und nun — was hab' ich Ihnen zu eröfnen? — es betrift meinen Vetter Sonnenthal. Ich weiß, daß Sie ihn lieben; — laſſen Sie uns frey davon ſprechen! — ſchon Ihr erſter Brief an mich gab mir den lebendigſten Beweiß davon. Sie ſagten, daß wir Gelegenheit finden würden, unſre Großmuth gegen einander auf die Probe zu ſtellen. Izt, Beſte! kommen wir in dieſen Fall. Ich fordre die Ihrige auf, weil ich theils die meinige zu ſchwach fühle, die Probe auszuhalten, theils auch heiligere Pflichten, als die Freundſchaft, meine Großmuth völlig einſchränken. Wiſſen Sie es denn! auch ich liebe Sonnenthalen; ich habe ihn geliebt, eh' ich ihn kannte; eh' ich und Sie ihn ſahen! unſre Herzen waren von der Vorſehung für einander beſtimmt, ehe wir es beyde wuſten; ich habe ihm, und er hat mir ewige Treue geſchworen; wir ſind in unſern Herzen und — vor Gott — Verlobte; — unſre Verbindung iſt nicht zu zerreiſſen, auſſer durch den Tod, oder durch die ſchändlichſte Untreue eines von uns beyden; und ob Sonnenthal dazu fähig iſt? dies geb' ich Ihnen ſelbſt zu beurtheilen. — Hier erholen Sie ſich, liebſte Eleonore! — Sie ſehen, ich habe harte Worte mit Ihnen geſprochen, Worte, die Ihre ganze Seele erſchüttern, ihr ganzes Weſen durchbeben werden. Aber — konnte ich anders? — einmal muſte es denn doch heraus, und ein längerer Verzug dieſer Entdeckung würde für uns beyde deſto gefährlichere Folgen gehabt haben. Darum — ach Eleonore! groſſe, edle Seele! — darum zürnen Sie nicht auf mich! gern wollt' ich Ihnen weichen; ſo wahr Gott über mir ſchwebt! gern! denn ich weiß: Sie ſind in aller Betrachtung der Hand meines Vetters würdiger als ich. Aber — ich habe unter den Augen Gottes geſchworen; — ich kann nie — nie zurück treten, wofern mich Sonnenthal nicht ſelbſt los giebt; und das — ich weiß es — thut er in Ewigkeit nicht. Meine Augen ſchwimmen in Thränen, und mein Herz liegt in Wehmuth verſunken, wenn ich mir Ihre Lage denke, vortrefliche Eleonore! — Ach! haben Sie Mitleid mit meinen Beängſtigungen, und ſäuſeln Sie mir Ruhe in meine Seele, durch das Wort der Vergebung! laſſen Sie mich nicht lange darauf warten! denn ich ringe mit den Quaalen einer unausſprechlichen Unruhe. - Ich bebe Ihrer Antwort entgegen, und wünſche ſie doch mit unausſprechlicher Sehnſucht. Ach! meine Geliebteſte! zürnen Sie nicht auf Ihre Friederike! — Sie wollten ja Großmuth ausüben! doch, es wäre Beleidigung für Sie, wenn ich Sie erſt dazu aufmuntern wollte. Nein! ein Herz, wie das Ihrige, wird nie haſſen können

Ihre

getreue

Friederike Sonnenthal.

Man kann leicht denken, was dieſer Brief für eine Erſchütterung in dem Herzen der armen Eleonore anrichten muſte, da er beſonders gerade einige Tage nach dem Vorfalle ankam, bey welchem das Fräulein Sonnenthalen ihre ganze Liebe entdekt hatte. Zwar beſaß ſie ſo viel Stärke der Seele, ihn ohne Anwandlung einer Ohnmacht durchzuleſen. Aber dann fiel ſie einige Stundenl ang, in eine düſtre fürchterliche Unempfindlichkeit, welche ihre Seele tiefer, als der ſtärkſte Ausbruch des Schmerzes verwundete;

und dieſe unglückliche Stimmung ihrer Seele erzeugte von Stund an eine Melancholie in dem Herzen des armen Mädchens, die in der Folge die bejammernswürdigſten Würkungen hervorbrachte.

Aber izt — ſo bald ſie die Kräfte ihrer Vernunft wieder geſammlet zu haben glaubte, nahm ſie Friederikens Brief, und ſchickte ihn mit folgendem Billet, an Sonnenthaln:

„Liebſter Freund!

„Leſen Sie hier den Brief Ihrer Erwählten! — Sie ſind frey! — aber Sie dennoch zu lieben, ſoll weder eine Macht der Erde, noch des Himmels verbieten,

der

unglücklichen

Eleonore!

Bald darauf ſandte ihr Sonnenthal Friederikens Brief wieder zurück mit der Antwort:

Vortrefliches Fräulein!

„Sie müſten mich ganz verkennen, wenn Sie „nicht überzeugt ſeyn ſollten, daß ich auf Ihre „Gewogenheit ſtolz bin. Friederikens Brief „unterrichtet Sie von meinen Pflichten; aber „dennoch darf ich Ihnen die Verſicherung geben, daß ich Sie unendlich hochſchätze — daß „ich Sie liebe! —

Ihr

treuer Freund
Sonnenthal.

Balſam goſſen die lezten Worte dieſes Briefs, in Eleonorens Wunde. Zwar abgeſchnitten war ihr alle Hofnung, jemals an Sonnenthals Hand, ſich ihres Lebens zu freuen. Aber dennoch die Liebe dieſes herrlichen Mannes zu beſizen, dies gab ihr noch einigen Troſt, und machte ſie fähig, Friederiken folgendermaaſen zu antworten:

Theuerſtes, beſtes Mädchen!

Unerwartet kam mir Ihre Entdeckung nicht; aber unvorbereitet traf mich der Schlag, den Sie meinem Herzen verſezten. Ach! ich Thörin! ich armſeliges Geſchöpf! warum wiegte ich mich in einen Himmel wonniglicher Träume ſo tief hinein, daß mich nur ein Blizſtrahl daraus erwecken konnte? — doch, es iſt vorüber. Gott wird meinem Herzen gnädig ſeyn, daß es nicht wider ihn murre — daß es dulde die Leiden ſeiner Prüfung, und wenn es auch unter der Duldung erläge! — O! ich danke Ihnen, theuerſte Seele! daß Sie mir die Augen öfneten, eh' ich an Ihnen zur Verrätherin wurde, eh' ich hinabſank in den Strudel, aus welchem für mich keine Rettung geweſen wäre! — Ja wohl! Recht haben Sie, meine Friederike! — mich zur Großmuth ermuntern zu wollen, hieße mich beleidigen. Wenn ich keine Tugend hätte, ſo ſollte mir doch dieſe niemand abſprechen. Ganzer Schauer durchdringt mich, wenn ich mir den ſchrecklichen Gedanken denke, daß ich fähig ſeyn könnte, eine ſo heilige Verbindung, wie die Ihrige iſt, zu zerreiſſen. Nein! ehe mag dieſes Herz brechen — ehe mögen Grab und Tod meine Gebeine zertrümmern! — Hier, meine Geliebteſte! haben Sie meine Hand, und mein Herz, das Sie längſt beſeſſen haben, zum Unterpfande! — ich hege auch nicht den Funken von Verdruß gegen Sie; und was hätte ich Ihnen zu vergeben, wo ſich keine Beleidigung denken läßt? — aber eines bitte ich von Ihnen, bey unſrer Freundſchaft, bey Gott dem Allerheiligſten bitte ich Sie darum: erlauben Sie mir Ihren Sonnenthal auch zu lieben — ſo rein, ſo unſchädlich zu lieben, wie Engel Gottes ſich lieben! denn dieſen Troſt mir rauben, hieſſe, mit ſchnellem Fluge, ins Grab ſtürzen

Ihre

ewig treue

Eleonore.

So gut ſich das Fräulein, nach dieſem Briefe, zu urtheilen, in ihr Schickſal zu ergeben ſchien, ſo war doch ihre Ergebung mehr die Folge des Zwangs, den ihr Freundſchaft, und Großmuth auflegten, als freye ungebundene Wahl des Herzens. Und in der That konnte auch Friederikens Aufklärung dieſer, dem Herzen des Fräuleins ſo nahe angehenden Sache, zu keiner unſchicklicheren Zeit kommen als izt; wiewohl die redliche Friederike dabey ganz ohne Schuld war. Die Empfindungen der Liebe des ſo warm fühlenden Fräuleins waren durch den zärtlichen Auftritt, den uns Sonnenthal eben beſchrieb, auf das äuſſerſte geſpannt worden, und zu einer Höhe geſtiegen, die ihre gewaltſame Unterbrechung äuſſerſt gefährlich machte. Und würklich war hier dieſer Fall. Voll der glänzendſten Hofnung, Sonnenthals Herz noch zu beſiegen, träumte ſich Eleonore ſchon elyſiſche Freuden der Liebe; ihre überaus glühende Imagination — die Würkung ihres etwas choleriſchen Temperaments, führte ſie in eine Gallerie von Gemälden der Liebe, die ſie ſich, aus der Möglichkeit ſehr bald zur Würklichkeit ſchuf. Unendlich wohl, und glücklich fühlte ſie ſich in dieſen Zaubergefilden ihrer Einbildungskraft; dieſe Situation war ihr irdiſche Seligkeit; und nun — plözlich und überraſchend der gewaltſamſte Hinſturz aller ihrer Hofnungen, und Träume, in Friederikens Briefe! Man denke ſich den ſtarken bleibenden Eindruck, den dieſe Erſchütterung auf die Seelenkräfte der armen Eleonore machen muſte! der Sturm war zu heftig, als daß er nicht die unerſezlichſten Verwüſtungen hätte anrichten ſollen.

Die natürlichſte Folge davon konnte denn alſo keine andere ſeyn, als eine gewiſſe Erſchlaffung ihrer Seelenkräfte, — eine Art von Gemüthskrankheit, von welcher ſie nie wieder genaß. An ihrem Herzen nagte unaufhörlich ein giftiger Wurm, der, wie an einer ſchönen Blume, die nahrhafteſten Wurzeln derſelben abfraß. Eleonore wurde von dieſer Zeit an, äuſſerſt verſchloſſen und zurükhaltend gegen Sonnenthalen. Mit Fleiß vermied ſie den öfteren Umgang mit ihm, um alle Mittel anzuwenden, die Wunde ihres Herzens zu lindern. Aber vergebens! — kurz, ſie reiſte einer ſehr traurigen Periode ihres Lebens entgegen. —

Doch — ehe wir den Faden unſrer Geſchichte weiter verfolgen, erlauben uns unſre Leſer, ihnen hier wieder einige der Sonnenthaliſchen Schilderungen von den Sitten und den Karakteren der Liefländer aufzuſtellen. In einem der Briefe an ſeinen Vater ſchrieb unſer Sonnenthal folgendes:

„Man macht ſich gemeiniglich, liebſter Vater! in Deutſchland einen ſehr ſchiefen Begriff von der Aufklärung, den Litteraturkenntniſſen, und dem Geſchmack, des Liefländiſchen Adels, und des vornehmeren

„Theils der Nation. Man ſchließt ſehr
„übereilt, und falſch von der Rauhigkeit des
„Klimas, auf einen Mangel guter feiner
„Sitten, und eines durch Litteratur geläuterten
„Geſchmacks. Man hält gröſtentheils
„den Liefländiſchen Adel für eine rohe Art
„Menſchen, die den Kamſchadalen ähnlich,
„ihr Vergnügen nur an der Jagd, und am
„Freſſen und Sauffen finden; für Leute,
„die weder Litteraturkenntniſſe haben, noch
„dieſelben lieben, für Menſchen, ohne allen
„Geſchmack. Aber wie ſehr irret man ſich! —
„ich getraue mir ſo gar zu behaupten, daß
„im Ganzen genommen, der hieſige Adel
„den Deutſchen, an Geſchmack und Litteraturkenntniſſen
„weit übertritt; — wenigſtens
„der Landadel, von welchem hier
„hauptſächlich die Rede iſt. Wenn man in
„Deutſchland in eine Geſellſchaft von Landedelleuten,
„Officieren, und andern Gliedern
„des niedern Adels kommt: — was
„betrift meiſtentheils, — denn Ausnahme
„mache ich allemal, — ihre Unterhaltung? —
„bey den Mannsperſonen, Jagd, Hunde,
„Pferde, Liebſchaften von der niedrigſten
„Gattung, Zoten, Pöbelwiz, oder wenns
„hoch kommt: — Zeitungs-Nachrichten,

„Anekdoten vom Hofe, Beförderungen, Prozeſſe mit den Unterthanen und andere Sachen, die keinen Mann von Kopf intereſſiren können. Bey den Damen hingegen unterhält man ſich von Moden, Puz, Heyrathen, Familienanekdoten, Stadt- Dorfklätſchereyen, Officieren, Cammerjunkern, und höchſtens manchmal von Muſik, Tanz und Schauſpiel, wenn irgend einmal eine herumirrende Truppe im Dorfe geſpielt, und die abgeſchmackteſten Frazen gegeben hat. Und dieſe Leute verachten den Liefländiſchen Adel, als rohe Leute, und halten ſich für geſchmackvoll und von brillanter Lebensart? — Man möchte ſich darüber ärgern; wenn die Sache nicht ins Lächerliche fiel."

„Hier finden Sie das alles ganz anders. Mannsperſonen, und Damen lieben die Wiſſenſchaften; ſie ſind bekannt mit den neueren und beſten Schriftſtellern, und Dichtern. Es giebt hier Damen, die den Klopſtock, und den Lavater, aus ihren Werken beſſer kennen, als mancher in Deutſchland, der auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch macht. Die Toiletten

„der Frauenzimmer ſind mit Gellerts, „Gleims, Wielands, und Göthens „Schriften geſchmückt. Die meiſten Landedelleute haben ihre Bibliotheken der beſten „Schriftſteller, ihre Gemälde-Gallerien, „ihre Naturalien- und Kunſtkabinette. Der „Adel ſucht hier eine Ehre darinnen, durch „Wiſſenſchaften, und Lektüre ſeinen Geſchmack zu verfeinern, und als ein Liebhaber und Freund der Gelehrten bekannt zu „ſeyn. Gelehrte werden hier dem Adel „gleich geſchäzt! ſie nehmen an den beſten „Geſellſchaften Theil; man begegnet ihnen „mit der größten Hochachtung; man erkennt „ihre Verdienſte; und der Adel wünſcht ſich „Glück, wenn er mit Gelehrten umgehen „darf. Welcher Abſtand mit der Verächtlichkeit, womit oft der deutſche Adel, dem „Gelehrten begegnet! dort iſt er in ihren „Augen ein kleines Lichtchen, das kaum bemerkt zu werden verdient; eine Kreatur, „die zum Pöbel gehört. — Ein Hofmeiſter in einem adelichen, oder vornehmen „Bürgerlichen Hauſe iſt hier ein ſehr geehrter, hochgeachteter Mann. Anſtatt daß „er in den meiſten adelichen Häuſern in „Deutſchland die Rolle des erſten Domeſtiken

„ſpielt, und mit der Kammerjungfer in gleichem Range ſtehet; ſo gehört er hier zur Familie; er genießt in allen Geſellſchaften mit dem Edelmanne gleiche Vorzüge; er darf ſich wie ein Cavallier kleiden, und die Dame vom Hauſe trägt oft kein Bedenken, ſich, bey Promenaden von ihm, am Arm führen zu laſſen. Freylich ſind denn auch die hieſigen Hofmeiſters ganz andre Kerls, als die meiſten deutſchen; ſie ſind Leute, von groſſer Lebensart, von Weltkenntniß, von Geſchmack, von Talenten. Wer dieſe Eigenſchaften nicht beſizt, kommt hier als Hofmeiſter gar nicht fort; er mag immer mit dem erſten Schiffe wieder nach Deutſchland zurückſegeln. Dafür aber werden ſie auch hier vortreflich beſoldet, anſtatt daß in Deutſchland mancher Hofmeiſter mit einem Kutſchergehalt vorlieb nehmen muß. In unſerm Hauſe iſt der Hofmeiſter ſo geehrt, daß der General, mit ihm, wie mit ſeinem Freunde umgehet. Sie gehen oft frühmorgens im Negligee zu einander, rauchen zuſammen ihre Pfeife, und verlaſſen einander ohne Chaine wieder.

„Doch wieder zurück zu den Litteraturkenntniſſen des hieſigen Adels! und zu der Fein-

„heit ihrer Lebensart! wie ſehr ergözt man
„ſich an den geſunden, und oft geiſtreichen
„Geſprächen, womit ſich hier die Geſellſchaf-
„ten unterhalten! man ſpricht von der Litte-
„ratur, von Staatsſachen, von der Land-
„wirthſchaft, vom Ackerbau, vom Handel —
„alles mit einer Art von Beurtheilungskräf-
„ten, die wohl zu erkennen geben, daß in
„allen dieſen Dingen die Liefländer keine
„Fremdlinge ſind. Ihr Geſchmack in der
„Litteratur, ſo wie in Sachen, die zum ge-
„meinen Leben gehören, iſt würklich ſo ge-
„läutert, daß es mir vorgekommen iſt, als
„ob die Feinheit deſſelben aus Deutſchland
„verbannt, ihre Zuflucht nach Liefland ge-
„nommen habe. Ihre Prediger ſind meh-
„rentheils ungemein polizirte Leute, die mit
„der Würde des geiſtlichen Standes, den
„angenehmen Umgang mit der Welt, und
„die groſſe Lebensart ſehr geſchickt zu verbin-
„den wiſſen. Auch dieſe tragen zur Auf-
„klärung der Nation nicht wenig bey. Ihr
„Lebenswandel iſt exemplariſch; ihre geiſt-
„lichen Reden ſind modern, und voll von
„geſunder Moral, die das Herz rührt, und
„beſſert. Von dogmatiſchen Krame, und
„andern theologiſchen Subtilitäten, und

„Floſkeln hört man hier kein Wort. Alles zweckt auf die wahre Abſicht des Predigers, nemlich die Lebens- und Herzens Beſſerung ab. Der geiſtliche Stand iſt aber auch hier beym Adel ungemein geehrt. Man zieht ihn in die angeſehenſten Geſellſchaften, und ſchätzt die Würde, welche dieſem Stande immer eigen ſeyn, und geſchätzt werden ſollte.“

„Da ich hier einmal von Geiſtlichen rede, ſo führt mich dies auf die Verfaſſung des hieſigen Gottesdienſtes. Ein Geiſtlicher hat hier immer einen ſehr weitläuftigen Kirchſprengel; und weil er denn verſchiedene, und wenigſtens vier bis fünf Kirchen zu verſehen hat; ſo kommt er kaum alle vier Wochen einmal an einen Ort. Inzwiſchen, wenn auch der Geiſtliche nicht kommt, wird doch alle Sonntage vor Mittag, auf dem Edelhofe, Gottesdienſt gehalten, welchen jedermann beywohnen kann. Der Hofmeiſter des Hauſes hat denn dabey die Pflicht auf ſich, entweder ſelbſt zu predigen, oder eine gute Predigt vorzuleſen. Unſer Hofmeiſter, der ein Juriſt iſt, thut das leztere; und Mosheims,

„heims, Kramers, Spaldings, Zollikofers, Tiedens, und andrer neuer Gottesgelehrten, geiſtliche Reden werden von ihm dazu gebraucht. Er deklamirt vortreflich, mit Anſtand, mit Rührung, mit Ausdruck."

„Doch abermals wieder zurück! — die hieſigen Damen wiſſen keinen angenehmeren Zeitvertreib, als bey ihren weiblichen Arbeiten, ſich aus guten Schriftſtellern vorleſen zu laſſen. Sie wiſſen ſich mit vielen Geſchmack über die ſchönſten Stellen dererſelben auszubreiten, und ihre Urtheile ſind gröſtentheils reif, und naiv. Eine Dame würde ſichs hier zur Schande anrechnen, wenn ſie in der Litteratur ſo fremd ſeyn ſollte, als es manche gnädge Frau von Stiftsmäſſigem Adel, in Deutſchland iſt.

„So gar die alten Kriegshelden, die unter den Waffen, und in blutigen Feldern grau geworden, von dem mühſamen Tagewerk ihres Lebens auf ihren Gütern ausruhen, ergeben ſich in ihrem Alter noch der holden Geſellſchaft der Muſen; anſtatt daß unſre deutſchen alten Kriegsmänner, mit ihren Unterthanen, auf Onkel Tobys Manier

„den Krieg im kleinen ſpielen, oder auf der Jagd, mit den wilden Thieren, ihre jugendlichen Heldenthaten erneuern. Ich kenne hier dergleichen alte Scipionen, die ihre meiſte Zeit mit Leſung angenehmer, und nüzlicher Schriften, oder im vertraulichen Umgange mit Gelehrten, und andern geſchmackvollen Leuten zubringen. Unſer General Löwenkampf lieſet ſeinen Homer, nach Stollbergs Ueberſezung, ſeinen Tacitus, aber auch ſeinen Plato, ſeinen Uz, ſeinen Gesner, Wieland, Gleim, Bürger, mit gleichem Vergnügen."

„Aber genug von dieſer Materie. In meinem folgenden Briefe breite ich mich auch etwas über die Sitten, und ſonſtige Denkart des hieſigen Adels aus. Aber — wenn ich ihn zuweilen über den deutſchen Adel erheben muß; ſo denken Sie immer an das Sprüchwort: a potiori ſit denominatio. Denn ich würde eine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich nicht ſagen wollte, auch unter dem deutſchen Adel giebt es viele vortrefliche Menſchen. Dieſe verehre ich aber auch um ſo inniger, je mehr ich die Narren,

„und die Dummköpfe, sie mögen in Deutsch-
„land, oder in Liefland wohnen, ver-
„lache."

Und unsere Geschichte künftig mit dergleichen Episoden, wie diese, nicht wieder zu unterbrechen, wollen wir unsern Lesern, das übrige von Sonnenthals Bemerkungen über den Liefländischen Adel, hier noch mittheilen.

„Wenn ich Ihnen, in meinem vorigen
„Briefe,

schrieb er an seinen Vater,

„die Litteraturkenntnisse der Liefländischen
„Damen; und ihre Liebe zur Lektüre rühmte,
„so bitte ich, diese würdigen Frauenzimmer
„nicht in die Classe der sogenannten gelehrten
„Damen zu setzen, die in dieser Betrachtung
„die unnützesten Geschöpfe von der Welt sind,
„indem sie über ihrer Wissenschaftsgeckerey
„den Gesichtspunkt verlieren, aus welchem
„jedes Weib ihre eigenthümlichen Pflichten
„betrachten muß. Weit entfernt von der-
„gleichen Mißbräuchen, sind die hiesigen
„Damen weder sogenannte gelehrte Frauen-
„zimmer, noch Romanenschwestern. Sie
„brauchen die Lektüre gerade dazu, wozu sie
„eigentlich beym andern Geschlecht bestimmt

„iſt — zur Bildung ihres Verſtandes, und
„ihrer Herzen, zu Vermehrung ihrer Welt-
„und Menſchenkenntniß, zu nützlicher Aus-
„füllung ſolcher Stunden, die bey vielen
„Damen in Deutſchland, dem Spiel, der
„Koketterie, und den Klätſchereyen gewidmet
„werden. Auf den Rang einer Gelehrten
„macht keine Liefländiſche Dame Anſpruch.
„Nie vergeſſen ſie bey der Lektüre ihre Pflich-
„ten. Sie ſind vortrefliche Hausmütter,
„und Landwirthinnen; — ihren Männern
„redliche und treue Gattinnen, — ihren
„Kindern ſorgſame, zärtliche und treue Müt-
„ter. Und auf das genaueſte beobachten
„ſie die Pflichten, die ihnen als Gattin und
„Mutter obliegen. —"

„Mich dünkt, Sie fragen mich, beſter
„Vater! wie es mit dem Adelſtolze hier zu
„Lande ausſieht, da ich Ihnen doch ſchon ſo
„viel ruhmwürdiges von dem hieſigen Adel
„geſagt habe? — ſollte er dieſer allgemei-
„nen Schwachheit des Adels nicht auch un-
„terworfen ſeyn? — Allerdings, lieber
„Vater! iſt in dem Stücke, der hieſige
„Adel, ſo gut Adel, als er es in der übri-
„gen Welt ſeyn mag. Man ſchäze dieſen
„Stand

„Stand hier ſehr hoch; und man iſt gewiſſermaaſen auch ſtolz auf die Vorzüge, die er gewährt. Aber Sie würden doch ſehr irren, wenn Sie glauben wollten, daß der Adel andre Stände dabey verachtete, und einen ſo lächerlichen Bauernſtolz affectirte, wie z. B. im Oeſterreichiſchen, im Hanöveriſchen, und in Sachſen, wo ſich manche Landedelfrau — denn alle gehören ſie nicht hieher — und ich kenne eine ſehr verehrungswürdige Dame, ohnweit Leipzig, der ſolche Lappereyen nie im Traume eingefallen ſind — von ihren Bauern wie eine Kayſerin verehren läßt. Hier wird nicht gefragt, wenn ein Fremder in eine Adeliche Geſellſchaft kommt, wie in Deutſchland: iſt er von Stiftsmäſigen Adel? — wie viel hat er Ahnen? — Nein! ſondern man fragt, wie in Engeland: was iſt das für ein Menſch? — Hier wird gar nichts draus gemacht, wenn ein Adelicher eine Bürgerliche heyrathet. Die Kinder aus ſolchen Ehen verlieren ihre Fähigkeit zu Landesſtellen dadurch gar nicht; ſie können Pagen, und Kammerherrn bey der Monarchin werden, wie andere. Von encanailliren und Mesalliancen wird hier,

„in dieſer Rückſicht gar nicht geſprochen. Aber wenn ſich ein Edelmann niederträchtig aufführt, und ſich mit ſchlechten Menſchern behilft; das nennen ſie encanailliren; — ſo wie man es in Deutſchland Galanterie nennet. Kurz der hieſige Adel achtet ſeinen Stand gerade nicht höher, als er iſt; er ſucht ihm, als Menſch, Ehre zu machen: und das iſt der rechte Adelſtolz) den ich von ganzem Herzen billige.“

„Unter die Hauptbeſchäftigungen des hieſigen Landadels gehöret die Landwirthſchaft, der Ackerbau, und der Handel mit Landesproducten. Gröſtentheils hat man hier, unter ihm vortrefliche, einſichtsvolle Landwirthe; und in ihren Handlungsgeſchäften ſind ſie ſo geübt, als der klügſte Kaufmann in Hamburg, oder in Holland. Bey vielen geht freylich der Hang zur Landwirthſchaft, bis zur Steckenpferdereuterey, und in manchen Geſellſchaften iſt dieſe Beſchäftigung ſehr oft der Hauptſtoff ihrer Unterhaltungen. Aber — wenn man einmal ein Steckenpferd haben will; ſo iſt mir ein ſo nuzbarer Gaul, wie dieſer, doch

„immer ungleich lieber, als die Steckenpferde mancher deutſchen Edelleute — „ihre Ahnen, ihre Pferde, Hunde, Maitreſſen, und Kammerjungfern der gnädigen „Frauen Gemalinnen. Es giebt hier, wie „zu Zeiten des alten Roms, ſchlachtberühmte „Helden, die wie die Marc-Aurele, Ciceronen, und Scipionen, in Friedenszeiten das Land bauen, das ihnen Nahrung „und Reichthum giebt.“

„Die Jagd iſt zwar auch hier eine ſehr „gangbare Beſchäftigung; aber mehr aus „Bedürfniß, als aus Vergnügen: da das „Land hier von wilden Thieren wimmelt, ſo „iſt die Jagd eine ſehr nöthige Sache, und „das Vergnügen, ſo man ſich damit macht, „iſt mit Nutzen verbunden. Und in dieſer „Betrachtung liebt der Liefländer auch die „Jagd. Aber ſolche paßionirte Schützen, „die Tag und Nacht auf nichts dichten und „trachten, als Thiere zu morden, und ihren „Jagdhunden oft mehr Zärtlichkeiten erweiſen, „als ihren Weibern; dergleichen giebts hier „wenig, oder gar nicht.

„Auch das Spiel iſt hier ſo gut Mode, als „anderwärts. Aber man traktirt es bloß,

„als eine Erholung von ernſthaften Geſchäften, und nicht als Handwerk. Auch wird hier nicht mit ſolch einer Wuth geſpielt, wie in Deutſchland. Man wählet Spiele, die zugleich Nahrung für den Verſtand ſind, und ihn ſchärfen, z. B. l'Ombre, Whiſt, Schach und andere. Faro und andere Hazardſpiele, die nur für Gauner und leere Köpfe gehören, kommen hier faſt gar nicht dran.

„Aber in einem Stücke ſcheint doch der Lieſländiſche Adel etwas auszuſchweifen, nemlich in ſeinem Hange zu Schmauſereyen; aber ich ſage mit Fleiß, es ſcheint es nur. Wer ihre reich beſezten Tafeln, ihre delicaten Speiſen, ihre köſtlichen Weine, ihre Gaſtgeſellſchaften ſiehet, der würde ſie für die lüſternſten Leckermäuler, und für die gröſten Schmausbrüder halten. Aber es iſt nicht ſo, wenigſtens gehen die Koſten der Tafel nicht über ihre Finanzen. Es iſt wahr, man kann ihnen den Vorwurf prächtiger Schmauſereyen mit Grunde machen. Allein wer damit auch den Gedanken der Unmäſſigkeit verbände, würde ſich ſehr irren. Hier ſehen Sie, auch bey den

„gröſten Gaſtereyen, keine ſolchen Bachanalien, keine ſolchen vom Wein berauſchte „Wüſtlinge, keine ſolchen üppigen Bachantinnen, wie ſo oft in Deutſchland. Alles wird mit Mäßigkeit genoſſen; und ſich „in Wein bis zum Verluſt des Verſtandes „zu berauſchen, wird hier für die gröſte „Schande gehalten. Es beleidiget hier die „gute Lebensart; und eine Dame, die Bachantin genug wäre, ſich zu berauſchen, „iſt hier etwas abſcheuliches. Ich hab' „auch dergleichen nie geſehen.“

„Der Liefländiſche Edelmann treibt ſeine „Schmauſereyen nicht weiter, als ſeine Kräfte „reichen; aber freylich reichen dieſe weiter, „als die Kräfte manches deutſchen Grafen, „oder Fürſten. Daher giebt es auch hier „keine, durch Schmauſereyen zu Grunde gegangene Edelleute, die von Wechſelgläubigern verfolgt, in fremde Länder flüchten „müſſen, um dem Schuldthurm zu entgehen, „und deren Güter alsdenn, unter dem „Schutze des Concursprozeſſes, von Richtern und Advokaten verpraſſet werden.“

„Ein Banquerout iſt hier ſeit Menſchengedenken, bey einem Edelmann nicht vorgefallen.“

„Advokaten giebt es hier auf dem Lande gar nicht, und in den Hauptſtädten ſehr wenige. Aber auch dieſe Wenigen haben nur ſparſame, jedoch wichtige Prozeſſe zu führen. Niemand kann hier prozeſſiren, als der Edelmann: denn der Bauer hat nichts. Worüber ſollte er alſo prozeſſiren? — ſehr ſelten entſchließt ſich auch der Edelmann dazu; hat er aber einmal den Prozeß angefangen, ſo wird er durchgeſezt, ſo weit als es nur möglich iſt. Alſo — werden Sie denken — iſt das Advokatenhandwerk hier ein ſehr brodloſes Geſchäft? — gerade das Gegentheil! das einträglichſte von der Welt; Denn ein Sachwalter wird hier ganz anders bezahlt, als in Deutſchland. Wofür er dort einen Ducaten bekommt, das trägt ihm hier zwanzig ein."

„Dieſe Bemerkung führt mich auf die oft fürſtliche Freygebigkeit des hieſigen Adels. Ein gewiſſer Cavallier machte lezthin einem Schriftſteller, der ihm ſein Werk zueignete, ein Geſchenk von hundert Louisd'or. Mancher Fürſt in Deutſchland wird kaum ſo viel geben."

„Ein Steckenpferd hat der hieſige Adel,
„worauf er manchen ſchönen Gallop macht;
„aber ein Steckenpferd, das ſeiner Menagerie
„Ehre macht; und das iſt — das Erziehungsweſen.
„Alles was nur mit Erziehung
„der Jugend von weitem in Verwandtſchaft
„ſtehet, was nur im mindeſten
„darauf abzweckt; das wird von ihnen begierig
„ergriffen; alle pädagogiſche Schriften
„ſind bey ihnen ſehr beliebt; und ich wundre
„mich, daß Herr Baſedow ſeinen Wanderſtab
„nicht hieher geſezt hat. Er würde hier
„vielleicht ſein Conto beſſer, als in Deutſchland
„gefunden haben.“

„Doch nun genug, beſter Vater! nehmen
„Sie meine Bemerkungen wider die Vorwürfe
„der Unvollkommenheit in Schuz:
„denn denen bin ich gewiß ausgeſezt. Ich
„konnt' Ihnen nichts als Skizzen liefern,
„wie ich Ihnen gleich anfänglich ſagte. Aber
„Wahrheiten enthalten meine Skizzen. Das
„getraue ich mir vor der ganzen Welt zu behaupten.“

Hiermit ſchloß Sonnenthal ſeine Nachrichten über Liefland. Da wir bloß ſeine Biographen ſind, ſo nehmen wir unſres Orts weiter keinen

Theil daran. Wir haben nicht das Glück, den Liefländiſchen Adel zu kennen; wir ſind alſo nicht im Stande, ſeine Behauptungen weder zu bezeugen, noch zu verwerfen. Was den deutſchen Adel anlangt, welchem der freymüthige Sonnenthal ſo manchen empfindlichen Hieb verſezt, ſo können wir zwar keineswegs in Abrede ſtellen, daß wir ihn ſo gut kennen, als Herr von Sonnenthal. Wir finden aber doch, um der Schwachen willen, nicht für gut, uns zu einer Parthey zu ſchlagen. Sondern wenn wir Sonnenthalen ſeine Behauptungen ſelbſt zu vertheidigen überlaſſen, ſo glauben wir nicht, daß nach Recht und Billigkeit ein mehreres von uns gefordert werden könne.

Vielmehr wollen wir Liefland von der Hand auf eine kurze Zeit verlaſſen, und nach Danzig zurückkehren, um zu ſehen, wie die Bemühungen Bergners um Friederikens Hand von ſtatten gehen. Wir nähern uns einer Periode, deren Andenken uns Thränen über den Fall eines ſonſt redlichen Jünglings, und über ſeine Untreue auspreßt. Es thut uns Leid, unſern Leſern das Gemälde eines Herzens aufſtellen zu müſſen, deſſen herrliche Eigenſchaften Leidenſchaft und Leichtſinn in die häßlichſten Züge gebrandmarkter Menſchheit verwandelte.

Oben haben wir ſchon bemerkt, daß **Bergner** ſchon ſo weit ſank, einen Brief von ſeinem Freunde, an **Friederiken** zu unterſchlagen. Er unterſtand ſich aber doch nicht, ihn zu erbrechen. Bald darauf gab ihm **Friederike**, ohne Mißtrauen auf ſeine Redlichkeit, einen Brief an **Sonnenthalen** zur Beſtellung. Was ſollt' er nun thun? — einen Rieſenſchritt der Verrätherey hatt' er ſchon gethan. Sollt' er wieder zurück treten — **Friederikens** Brief an ſeinen Freund abgehen laſſen —? ſo war ſeine ganze Karte verrathen; — ſo war **Friederike** für ihn auf ewig verloren. Und dieſen Verluſt zeigte ihm ſeine Liebe unter dem Bilde des unerträglichſten Schickſals.

So iſt der erſte Schritt eines Verbrechens der unausbleibliche Grund einer ganzen Reihe von Schandthaten. **Bergner** — in ſeiner damaligen Lage, ſahe wohl ein, daß er genöthiget war, nicht nur **Friederikens** Brief, ſondern auch alle folgende zu unterſchlagen. Er faßte alſo dieſen Vorſatz. Aber wie die Tugend noch ihre Rechte in ihm vertheidigte, eh' er dieſen Vorſatz zur Würklichkeit brachte; das verdient unſre ganze Aufmerkſamkeit.

Als er ſeinen Brief an Sohnenthal, worinn er Friederiken nur mit einem Worte zu erwehnen ſich wohl hütete, geendet hatte, und es nun darauf ankam, Friederikens Schreiben entweder einzuſchlieſſen, oder zurück zu behalten, da fieng der kleine Funke von Tugend, der noch in ſeiner Seele glimmte, an, wieder zu entglühen. Dort ſtand das unglückliche Opfer ſeiner Leidenſchaft in ſchrecklicher Unentſchloſſenheit, was er beginnen ſollte? — bald trat ihm ſeine Verrätherey im ſchwärzeſten Gewande der niederträchtigen Bosheit vor Augen; im gräßlichen Schauder bebte ſeine ganze Seele davor zurück; ein heftiges Zittern überfiel ihn; ſeine Knie wankten; und ſeine Augen ergoſſen Ströme von Thränen; ſchon war er im Begriff, ſich ſeinem Freunde zu Füſſen zu werfen, und ihm ſeine ganze Verrätherey zu entdecken. — Aber bald trat wieder Friederike mit ihren himmliſchen Reizen vor ſeine Seele; ihr zu entſagen, ſie in den Armen eines andern zu ſehen, war ihm ein Gedanke, ſchrecklicher, fürchterlicher, als der Tod; er glaubte den Verſtand zu verlieren, wenn er ſeine Geliebte verlöre; dieſe ſtürmende Leidenſchaft faßte alle Kräfte ſeiner Seele, und ſtürzte ſein Herz und ſeine Sinnen in eine unausſprechliche Verwirrung; hin und her wankend

kend von der Liebe, zur Tugend, und von der Pflicht, zur Leidenſchaft, begann er in Raſereyen zu fallen. Es war ein entſezlicher, alle Kräfte der Menſchheit überſteigender Kampf! — über zwey Stunden dauerte er, während der Zeit der unglückliche Bergner wie ein Schiff im Sturm, von tobenden Meereswogen bald zum Horizont der Tugend erhoben, bald in die Tiefe des Laſters hinabgeſchleudert wurde.

Endlich — da alle ſeine Kräfte erſchöpft waren — unterlag die liebenswürdige Tugend dem grauſamen Siege ſeiner Leidenſchaft. Ein Engel Gottes durchſtrich ſeinen Namen im Buche der Edelmuth; ließ einige Thränen drauf fallen, und ſchlug das Buch zu; — Bergner verſiegelte ſeinen Brief, warf den von Friederiken in ſein Pult, ſandte jenen auf die Poſt; nahm ſich vor, nunmehr das äuſſerſte auf Friederikens Beſitz zu wagen, und — gieng auf ein Kaffeehaus, um den Reſt ſeiner Gemüthsbewegungen, im Gewühl von Freude trunkener Menſchen, vollends zu verſcheuchen. —

Inzwiſchen giengen auf dieſe Weiſe zwey bis drey Briefe von Sonnenthalen ſowohl als von Friederiken in ſeinen Händen verlohren, und beyde Liebende wuſten nicht, woran ſie mit einander waren. Sonnenthal, in deſſen Seele ſich allmählig eine geheime Ahndung von Bergners Untreue zu regen anfieng, fragte ihn in einem ſeiner folgenden Briefe, um die Urſache von Friederikens Schweigen. Zwar wuſte ſich nun wohl Bergner einſtweilen aus der Sache zu ziehen, indem er Sonnenthalen antwortete, ihm ſelbſt wäre Friederikens Benehmen gegen ihren Geliebten, deſſen Briefe er ihr richtig eingehändiget habe, ein undurchdringliches Geheimniß; ſie habe ihm auch nicht eine Zeile gegeben; und — man könne freylich eine Muthmaſſung wagen — ſezte er hinzu — die aber wohl für ſeinen Freund nicht die willkommenſte ſeyn dürfte; — indeſſen — ihm komme es wenigſtens ſo vor, daß der alte Sonnenthal ſtark damit umgehe, Friederiken an einen jungen Kaufmann zu verheyrathen — der von ihm, und — wie er aus verſchiedenen Umſtänden ſchlieſſen müſſe — auch von Friederiken begünſtiget werde.

Sonnenthal war zu klug dazu, dieſe Naſe für blanke Wahrheit anzunehmen, und Friederike hatte zu hohe Gedanken von ihres Sonnenthals Treue, als daß ſie aus Bergners Erzehlungen von ſeiner Zärtlichkeit für Eleonoren, kerk, die er ſehr geſchickt anzubringen nicht unterließ, wenn von ſeinem langen Schweigen die Rede war, hätte Gift ſaugen ſollen. Beyde beſchloſſen alſo, gerade mit der Poſt an einander zu ſchreiben, und ſich die Sache ſelbſt zu enträthſeln. Sie thaten es auch würklich beynahe zu gleicher Zeit.

Bergner, der dieſe Wendung ſehr leicht voraus ſehen konnte, unterließ nicht auch hierwider in Zeiten Gegenmittel ausfindig zu machen. Es glückte ihm, daß ihm, durch den Bedienten des Hauſes, und durch den Briefträger, die als Schurken ſich von ihm beſtechen lieſſen, auch dieſe Briefe in die Hände geſpielt wurden. Bisher hatte er noch keinen der unterſchlagenen Briefe erbrochen; aber izt erbrach er den, von Sonnenthalen und — mit Schrecken erſah' er daraus, daß dieſer, um alle Nebenbuhler zu verſcheuchen, in ein paar Monaten, nach Danzig zurück zu kommen verſprach.

Was ſollt' er nun thun? — das Meſſer ſtand ihm gleichſam an der Kehle. Kam Sonnenthal zurück; ſo war ſein Plan in die Luft zerſtoben. Und doch fürchtete er noch eine baldigere Entdeckung ſeiner Verrätherey. Denn wie bald konnte Friederike einen Brief auf die Poſt bringen, oder Sonnenthal ihr einen in die Hände ſpielen, ohne daß er das geringſte davon erfuhr! Dieſer Gedanke beflügelte ſeine Entſchlieſſung, je eher, je lieber einen Hauptſturm zu wagen; da ihm beſonders der Ausgang der Sache zwiſchen Sonnenthal und dem Fräulein von Löwenkampf, worauf er jedoch noch viel Hoffnungen zu ſeinem Vortheil baute, noch ziemlich entfernt zu liegen ſchien. Seine Verrätherey konnte inzwiſchen hundertmal entdeckt werden; und dann war für ihn alles verloren.

Nun ſezte er ſein ganzes Vertrauen auf den alten Sonnenthal, und auf deſſen Liebe zu ihm. Dieſen beſtürmte er alſo, der Sache ſchleunigſt ein Ende zu machen, indem er ſonſt nach Hamburg zurückkehren würde, um zu ſehen, ob dort ſein Glück beſſer blühe? hierüber gerieth nun der ehrliche Vater in keine geringe Verlegenheit. Denn ſeiner geliebten Tochter Gewalt anzuthun; dazu war er nun gerade der Mann nicht. Dennoch konnte er an ſeines Lieblings Bergners Verluſt nicht ohne Schaudern denken. Seinen Lieblingsplan, dieſen ihm ſo ſchäzbaren jungen Mann, zu ſeinem

Schwiegerſohn zu haben, kannt' er nicht dahin ſtürzen ſehen, ohne daß ſich ſein ganzes Herz dagegen empörte; und der Gedanke, Friederiken an einen Verwandten zu verheyrathen, füllte ſeine ganze Seele mit Entſetzen.

Ihm war nun guter Rath theuer. „Da er jedoch von der genaueren Verbindung ſeiner Tochter mit dem jungen Sonnenthal noch nichts wuſte; und ſich ſo etwas gar nicht träumen ließ; ſo beſchloß er, ihr Bergners Hand anzutragen, und ihr ſeine Abſichten zu entdecken. Er hofte ſie durch Gründe, und väterliche Ermahnungen, wobey er ſeinen ganzen Ernſt zu brauchen Willens war, von ihrer Liebe zu Sonnenthalen abzuleiten. Er wollte Gehorſam von ihr fordern; und — wenns nöthig seyn ſollte, Gewalt brauchen. Doch konnte er den Gedanken der Gewalt ſich ohne Empörung ſeines ganzen vortreflichen Herzens denken.

Bald darauf, da er wuſte, daß Friederike allein war, begab er ſich auf ihr Zimmer, ſezte ſich ihr gegen über und wollte nun ſein Werk beginnen. Lange gieng er mit ſich zu Rathe, wie er ſeinen Antrag am klügſten einfädeln wollte. Sein Entſchluß wankte hin und her. Endlich hielt er's für's beſte, geradezu zu gehen. Er fieng alſo, nachdem er einigemal ausgehuſtet, und ſich geräuſpert hatte, an:

„Aber Mädchen! damit wir nicht eins ins „andre reden! ich wollte dich doch fragen: „willſt du nicht bald heyrathen?“

Friederike lächelte, fuhr in ihrer Arbeit fort, und ſagte:

„das hängt nicht von mir ab, lieber Vater!“

S. „Von wem ſonſt! du heyratheſt. Andre „Leute nicht für dich.“

F. „Sehr gütig, und gewiſſermaaſen auch „wahr, beſter Vater! aber Ihr Wille würde „doch hierunter erſt der meinige ſeyn müſ„ſen.“

S. „Auch nur gewiſſermaaſen. Aber haſt „du Luſt zu heyrathen? — doch, was „frag' ich? welches Mädchen hätte denn dazu „nicht Luſt?“

F. „Ich halte es für Pflicht, ſo lang man „Eigenſchaften hat, einen Mann glücklich „zu machen.“

S. „Brav! ſehr brav! Mädchen, du ent„zückſt mich. Ich kann die jüngferlichen „Zierereyen nicht leiden, wenn von einer

„Sache die Rede iſt, wornach doch alle Mädchen mit Leib und Seele zappeln.“

F. „Um Vergebung, mein Vater! So weit iſts nun wohl mit mir noch nicht gekommen.“

S. „Nun! nun! das an ſeinen Ort geſtellt! aber heyrathen — das willſt du doch?“ —

F. „Muß ich denn nicht erſt warten, bis mich jemand haben will, beſter Vater?“

S. „Narrenspoſſen! dir kann's wohl an Freyern fehlen — bey deinem Anſehen — bey deinem Reichthum? — ha! ha! ha! über funfzig haben ſich ſchon bey mir gemeldet. Ein reiches und ſchönes Mädchen iſt ja heut zu Tage ein Ding, worüber ſich Kerle hunderterley Gelichters faſt die Beine weglaufen. Das Haus wird einem ja wie ein Taubenhaus, und wie ein Gaſthof. Nun! das bey Seite! Du haſt die Wahl Rikgen! aber ich möchte doch gern, daß du ſo recht nach meinem Sinn heyratheteſt.“

F. „Das will ich auch, mein Vater! es iſt meine Pflicht; und — das wiſſen Sie wohl, meine Pflichten beobachte ich gern.“

S. „Wieder brav! sehr brav! — ich sehe „ſchon, mit dir iſt was zu machen; — „wenn das ſo fortgeht! — nun! ja! ich „wollte dir eben einen hübſchen Mann vorſchlagen — ein rechtes, liebes, ſchmuckes „Kerlchen, das mir gefällt, und das dir — „vermuthlich auch lange gefallen hat. Soll „ich? ſoll' ich dir ihn vorſchlagen?“

F. „Sie haben zu befehlen, mein Vater!“

S. „Nun! denn! alſo willſt du ihn heyrathen?“

F. „Das wär' in der That eine zu ſchnelle „Entſchlieſſung. Sie ſind ſo gütig auch meinen Willen dabey zu hören; und da muß „ich Sie wohl bitten, mir erſt den Mann „kennen zu lernen.“

S. „Närrchen! du kennſt ihn lange! — wie „ſich das Mädchen verſtellen kann! — als „ob ſie ihn nicht ſchon lange geliebt hätte! — „ich müſte nicht Augen zu ſehen haben? „Nicht wahr? du liebſt ihn?“ —

F. „Wenn Sie mich nur erſt wollten wiſſen „laſſen, von wem Sie zu reden belieben!“

S. „Ha! von wem anders, als von Bergnern.“

F. „Von Bergnern? — mein Vater!"

S. „Nun? hab' ichs nicht getroffen?"

F. „O! hätten Sie's, beſter Vater! wie „gern wollt' ich gehorchen!"

S. „Ja! dann wär's Kunſt. Wenn man „ſeinen Willen hat; o! da läßt ſichs gut „gehorchen. Was doch die **Friederike** für „ein williges gehorſames Mädchen iſt!" —

F. „Mein Vater!"

S. „Alſo hätt' ich wohl deinen Geſchmack nicht „getroffen? wir hätten denn wohl nicht einen Geſchmack? he?" —

F. „Darf ich reden, mein Vater?"

S. „Wer hat dir das verboten? heraus mit „der Sprache!"

F. „Mein Herz" —

S. „Nun? dein Herz? — hat ſichs etwan „ſchon verplämpert?"

F. „Es iſt nicht mehr mein."

S. „Schön gegeben! — nur die Sache taugt „nichts. Doch — du biſt ein Mädel! „wärſt du ein Mann; ich wollt' anders mit „dir ſchwatzen. Aber, wer iſt denn nun der „Ehemann, der ſeine Sache ſo fein einfädeln

„kann, ein Mädchenherz zu erobern, ohne „daß der Vater was davon riecht?"

F. „O! beſter Vater! zürnen Sie nicht! „Aber Sie werden zürnen, wenn ich's Ihnen ſage."

S. „Was da? wer zürnt denn? — nur „raus damit! es wird doch ein Kerl ſeyn, „der dir keine Schande macht."

F. „Ein vortreflicher Menſch! Ihr Liebling! — „kurz! es iſt unſer Vetter Sonnenthal."

S. „Ha! ha! kommts nun endlich. Biſt „noch nicht pfiffig genug Mädel. Ich hab' „deine Striche lange weg. Hab die ganze „Hiſtorie lange gemerkt. Aber nun was „ſoll's denn nun werden? — den willſt du „wohl haben? nicht wahr?" —

F. „Wenn Sie wollten, beſter Vater! ſo „würden Sie der Schöpfer unſrer höchſten „irrdiſchen Glückſeligkeit ſeyn."

S. „Der Schöpfer irrdiſcher Seligkeit! Aus „welchem Romänchen iſt denn das? — „Nein! ich will nicht! daraus kann nichts „werden! Bergner iſt mein Mann, und „der ſoll auch der deinige ſeyn."

F. „Liebſter! beſter Vater!" —

S. „Kein Wort! ich mag mich von dir nicht weich machen laſſen. Ich fordre Gehorſam. Weißt du, daß ich dein Vater bin? — Bergner iſt der Mann?“

F. „Aber Herr Bergner hat mir doch von ſeiner Liebe noch kein Wort geſagt.“

S. „Das hat er recht gemacht. Der Vater muß es erſt wiſſen, wenn's keine Winkelliebſchaft ſeyn ſoll. Nun ſoll er dir's ſagen, da ichs weiß, da ichs erlaube.“.

F. „Was haben Sie aber gegen unſern vortreflichen Vetter?“

S. „Nichts ſonſt, als daß ich nicht will, und das eben darum, weil er unſer Vetter iſt.“

F. Sollte denn aber —

S. „Nichts! nichts! — kein Wort! ich laſſe mir nichts vorſchreiben. Mache dich geſchikt in acht Tagen Bergnern zu nehmen, und damit Holla!“

Der gleichmüthige Vater ſtand auf um Friederiken wieder zu verlaſſen. Sie aber — da ſie einmal die Bahn gebrochen ſah, hielt es für das beſte ihrem Vater, das ganze Verhältniß, worinn ſie mit dem jungen Sonnenthal ſtand; vollends zu entdecken: Sie rufte ihn alſo wieder zurück mit den Worten:

„Noch eins, beſter Vater! gönnen Sie mir
„noch auf ein paar Worte Gehör!“

S. „Nun? was iſts noch?“

F. „Wie? wenn meine Verbindung mit dem
„jungen Sonnenthal nicht mehr zu zerreiſ-
„ſen wäre!“

S. „Sie iſt ſchon zerriſſen. Izt zerreiſſe ich
„ſie.“

F. „Sie können das nicht, mein Vater! nur
„Gott kann es.“

Sonnenthal, da er von dieſer Sache noch nichts wuſte, wurde zu ſehr davon überraſcht, als daß ihn ſein bisheriges Phlegma nicht hätte verlaſſen ſollen. Der kleine choleriſche Funke, der noch in ſeinem Blute ſchlummerte, fieng alſo auf einmal an, aufzulodern.

„Bliz, und Hagel! was ſoll das ſeyn?“

fiel er dann mit Hitze ein,

„Was habt ihr vergehabt mit einander?
„ihr Wetter-Beſtien! was habt ihr ge-
„macht?“

Friederike antwortete mit der ihr eignen Standhaftigkeit, und Gelaſſenheit:

„Nichts weiter, als daß wir einander unter
„den Augen Gottes ewige, unverbrüchliche
„Liebe geſchworen; daß wir uns auf das ge-
„naueſte mit einander verbunden, und zum
„Beweiß unſerer Verbindung die Ringe ge-
„wechſelt haben."

S. „Was? was? — ſchon getrauet?"

F. „Das nicht, beſter Vater! aber unſre Ver-
„bindung iſt durch eben ſo heilige Schwüre
„befeſtiget, und durch gegenſeitige Beweiſe
„einer ewigen Liebe verſiegelt."

S. „Alle Wetter! was habt ihr gemacht?
„alſo iſt die Hochzeit ſchon vorüber? — o!
„du ungerathenes Mädchen! was machſt
„du mir für Noth?" —

F. „Ich höre, daß Sie mich mißverſtehen,
„mein Vater! unſre Ehre iſt in Sicherheit;
„und unſre Verbindung hat unſre Reinigkeit
„nicht befleckt."

S. „Ach! ha! nun! nimm's nicht übel! bey
„jungen Leuten läßt ſich alles erwarten. Nun!
„das iſt gut, daß es nur nicht ſo weit ge-
„kommen iſt. Deine Uebereilung ſoll dir
„vergeben ſeyn, aber mit der Bedingung,
„daß du Bergnern nimmſt."

F. „Aber Sie hören ja, daß ich das nun nicht
„mehr kann.“

S. „Du muſt es können.“

F. „Aber meine Verbindung mit Sonnenthalen“ —

S. „Iſt eine Winkelverlobung, die nichts gilt.
„Vater und Mutter müſſen auch dabey
„ſeyn.“

F. „O! beſter Vater! ſo geben Sie uns noch
„Ihre Einwilligung, und Ihren Segen!“

S. „Es geht nicht. Ich habe einen Abſcheu
„vor den Ehen der Verwandten. Sie ſind
„ſündlich. Und in meiner Familie ſoll keine
„ſündliche Handlung begangen werden.
„Kurz! daraus kann nie etwas werden. Du
„nimmſt Bergnern. Das iſt das Lied vom
„Ende. Der Vetter wird ſich ſchon bey der
„Löwenkampfen erholen.“

F. „Aber — mein beſter Vater!“ —

S. „Weg mit deinen Schmeicheleyen! du
„machſt mich weich! und ich will; ich muß
„hart bleiben. Adjeu! — nun will ich
„Bergnern ſchicken.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich dieſer zärtliche Vater von Friederiken aus Furcht, von ihren

Bitten und Thränen überwunden zu werden. Mit naſſen Augen und bewegten Herzen kehrte er auf ſein Zimmer zurück, um zu überlegen, was nun zu thun ſey? ſeine überaus zärtliche Liebe zu ſeiner Tochter ſtellte ihm jeden Zwang, als die grauſamſte Tyranney vor. Er ſchätzte ſeinen jungen Vetter ſehr hoch; und deſſen vortrefliche Eigenſchaften lieſſen ihn hoffen, daß er Friederiken ſehr glücklich machen würde. Die Verbindung dieſer jungen Leute, kam ihm, ſeines Vorurtheils gegen die Ehen der Verwandten, ungeachtet, doch immer als eine Sache vor, die mit aller nur möglichen Schonung behandelt werden müſſe. Sie zu zerreiſſen, hieß ihm, zugleich ſein Herz zerreiſſen. Dennoch — ſein Vorurtheil zu verleugnen, und die Ehe zweyer Verwandten in ſeiner Familie zu geſtatten; ſeinen Lieblingsplan mit Bergnern aufzugeben; überzeugt zu ſeyn, daß ſeine ſchöne Handlung mit ſeinem Tode ein Ende nähme; — alles dieſes waren ſehr bittere Arzneyen für ihn, die ſeiner ganzen Natur widerſtanden. Man erwäge die Macht des Vorurtheils über den Menſchen, die Gewalt ſeiner Lieblingsplane über ſeine Entſchlieſſungen; und dann denke man ſich die Verlegenheit unſers guten zärtlichen Vaters! —

Und würklich wuſte er ſich weder zu rathen, noch zu helfen. In dieſer Stimmung ſeiner Seele gieng er zu ſeiner Gattin, erzählte ihr die ganze Sache, und fragte ſie um Rath. Aber zum Unglück war dieſe mehr auf Sonnenthals, als auf Bergners Seite; und das hieß, bey ihm, Oel ins Feuer gieſſen. Unberuhigt, und ohne feſten Entſchluß verließ er ſie wieder, und gieng zu ſeinem geliebten Bergner; um ihm ſein ganzes Herz auszuſchütten.

Dieſer noch immer nicht ganz treuloſe Freund erſchrack nicht wenig über des Alten Erzehlung von der Verbindung ſeiner Tochter mit Sonnenthal. Dieſe Wendung hatte er gar nicht vermuthet. Er kannte den alten Sonnenthal; er ſah wohl ein, daß er es hier mit einem Manne zu thun hatte, der zu weich war, um zu gewaltſamen Mitteln zu ſchreiten. Dieſer Mann, der ſich nicht zu helfen wuſte, fragte ihn um Rath. Was ſollt' er thun? — noch ſtellte er ſich, als der wärmſte Freund des jungen Sonnenthals, und da kannte er des Alten Denkungsart zu gut, als daß er ihm, ſeine ganze Blöſſe hätte zeigen, und geradezu auf die jungen Verbündeten hätte losfeuern können.

Doch — ein kluger Kopf weiß ſich zu helfen. Bergner griff ſeinen Mann auf der ſchwachen Seite an. Er ſtellte ſich zwar, als ob es auch ihm ſehr nahe gienge, gerade derjenige zu ſeyn, der die Verbindung der jungen Leute zerſtören ſolle. Allein er wuſte ſehr geſchickt die ganze Sache auf den alten Sonnenthal allein zurück zu ſchieben, berufte ſich darauf, daß es ihm ſelbſt gefällig geweſen, ihm ſeine Tochter anzutragen, daß es nun gleichſam Pflicht ſey, ihm ſein Wort zu halten. Er mahlte dem ehrlichen Alten den Verfall ſeiner Handlung durch Friederikens Verheyrathung an Sonnenthalen, mit den widrigſten Farben vor; beſtärkte ſein Vorurtheil, mit Gründen der Religion; überließ endlich ſich, und ſein Schickſal, den Händen eines Mannes, der ihm verſprochen hatte, ſein anderer Vater zu ſeyn; wollte ihm zwar keine Vorſchriften machen; gab aber doch übrigens den Rath, die Sache mit Ernſt durchzuſetzen, indem er ſich zugleich erbot, Friederiken ſelbſt ſeinen Antrag zu thun. Er hoffe! es würde beſſer gehen, als man denke, indem er beynahe nicht mehr dran zweifele, daß ſein Freund den Reizen des Fräuleins von Löwenkampf endlich noch unterliegen würde.

Mehr brauchte es nicht, um einen Mann von ſo lenkbarem Herzen, wie der alte Sonnenthal war, vollends ganz in ſein Intereſſe zu ziehen. Wie konnte er den Wünſchen ſeines Lieblings, die ſeine eigenen waren, entgegen arbeiten? — Nein! er verſprach Bergnern, ſeinen Rath zu befolgen; und es wurde verabredet, daß dieſer bey der erſten ſchicklichen Gelegenheit, Friederiken ſelbſt um ihre Hand bitten, und daß alsdenn — ſie möge wollen, oder nicht? — der Tag der Trauung angeſezt werden ſolle. Doch behielt ſich Sonnenthal bey der ganzen Sache noch vor, alle Uebereilungen ſo viel möglich zu vermeiden.

Bergnern war immittelſt nichts weniger, als wohl dabey. Theils war er würklich nicht Böſewicht genug dazu, um mit kaltem Blute in die geheiligten Rechte ſeines Freundes, ſo freche Eingriffe zu thun. Theils hatte er auch ſehr wenig Hofnung, Friederiken, deren ſtandhaften Karakter er kannte, wankend zu machen. Und doch war das offenbar die Abſicht, welche der alte Sonnenthal dadurch zu erreichen hofte, daß er ihn ſelbſt zu Friederiken ſchickte. Es war der Grund, worauf der Alte ſein ganzes Verfahren bauen zu wollen ſchien. Und Bergner hätte blind ſeyn müſſen, um nicht zu ſehen, daß dieſer Grund auf ſehr ſeichtem Boden ruhte. Inzwiſchen glaubte er es ſich doch ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, das äuſſerſte zu wagen, da er einmal ſo weit darein verwickelt war.

Friederiken ihrer Seits wurde es nun gar nicht mehr ſchwer, Bergners ganze niederträchtige Verrätherey zu entziffern. Sie fiel ſogleich auf den ſehr gegründeten Verdacht, daß er ihre, und ihres Geliebten Briefe unterſchlagen habe. Bisher hatte ſie ihn würklich als Freund, als Vertrauten ihres Geliebten, hochgeſchäzt. Ja! ſie hatte ihn ſogar in dieſem Verhältniſſe geliebt. Aber nun wurde ihr Abſcheu vor ihn deſto gröſſer, je ſchwärzer ihr ſein Herz vorkam. Alle ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften ſchienen ihr eine Satire auf die ganze Menſchheit zu ſeyn. Sie beſchloß daher, ihm bey ſeinem zu erwartenden Liebesantrage, ſeine ganze Larve abzuziehen, und ihm ſein Gewiſſen recht heiß zu machen. Da ſie zugleich ihren Vater kannte, und ihre Mutter auf ihrer Seite hatte; ſo fürchtete ſie nichts weniger als Gewalt. Daher nahm ſie ſich vor, das äuſſerſte abzuwarten, und Sonnenthal treu zu bleiben, es möchte auch ablaufen, wie es wolle. Seine

Untreue in Abſicht auf Eleonoren, vermuthete ſie ebenfalls nicht. Denn ſie kannte ſeine Standhaftigkeit; ſie verließ ſich auf Eleonorens Wort, ihr ihren Geliebten nicht zu rauben. Aber ach! die gute Friederike! ſie konnte nicht ſehen, was im Rathe der Vorſehung beſchloſſen war; ſie ahndete die traurigen Vorfälle nicht, die ihrem Sonnenthal, und der unglücklichen Eleonore bevorſtanden! —

Mit dieſen Geſinnungen gewafnet erwartete ſie Bergnern. Ihr Vater ſorgte ſelbſt dafür, daß er Gelegenheit fand, mit ihr allein zu ſprechen. Er eröfnete ſeine Unterredung mit Friederiken, mit einigen gleichgültigen Fragen über ihr Befinden; und ſtellte ſich, als ob er in ihrer Miene den Ausdruck eines gewiſſen Kummers läſe, der ihn beunruhige. Friederike, die nicht Willens war, ihm auszubeugen, antwortete:

„Und wenn ich denn auch Kummer hätte, „wie könnte Sie das beunruhigen?“ —

B. „Mich? — deſſen Ruhe von der Ihrigen „abhängt? — o! ich bitte Sie! möchten „Sie mein Herz nicht verkennen! — Ihre „Miene weiſſagt mir ein etwas, das ich nicht „zu nennen weiß, das mich aber erſchreckt.

„Hab' ich Ihnen etwas gethan? — es
„müſte mir unwiſſend geſchehen ſeyn. Zürnen
„Sie nicht mit mir, ſchönſtes, liebenswürdigſtes
„Mädchen!“ —

Mit dieſen Worten ergriff er vor ihr ſtehend eine ihrer Hände, drückte ſie an ſeine Bruſt, und küßte ihre Stirn. Friederike ſah' ihn halb lächelnd, halb weinend an, und ſagte:

„Armer Bergner! wenn ich Sie ſo ſehe,
„ſo dauern Sie mich. Ach! Sie waren
„ein ſehr liebenswürdiger Menſch. Izt kann
„ich Sie nicht ohne Thränen anſehen“ —

B. „O! warum das, himmliſche Seele? —
„trocknen Sie dieſe ſchönen Thränen der
„Freundſchaft, um mit heitern Herzen das
„zu vernehmen, was ich Ihnen zu ſagen
„habe.“

F. „Ach! ich bin heiter! — meine Wehmuth
„betraf zwar den Verluſt eines Freundes.
„Ein groſſer Verluſt! aber ich will
„izt nicht dran denken. Was haben Sie
„mir zu ſagen? — doch etwas gutes?“

B. „Daß ich Sie liebe, meine theuerſte, angebetete
„Friederike!“

Mit dieſen Worten ſank er zu ihren Füſſen, ergriff ihre Hände, und fuhr fort:

„ſprechen Sie das Urtheil über mich aus! was
„kann ich von Ihnen hoffen?“

F. „Bergner! Bergner! muſt' ich das an
„Ihnen erleben! noch einmal! ich bedaure
„Sie! — aber — ehe wir weiter reden,
„ſtehen Sie auf“ —

Bergner that dieſes, und Friederike fuhr fort:

„Mein Vater hat ſchon mit mir von Ihrer
„Liebe geſprochen; er wünſcht eine eheliche
„Verbindung zwiſchen uns. So gern ich
„mich ſonſt in allem nach ſeinen Wünſchen
„füge, ſo habe ich ihm doch ſagen müſſen,
„daß mein Herz nicht mehr mein ſey, und
„das iſts, was ich auch Ihnen auf Ihren
„Antrag antworten muß.“

B. „Das war's alſo, was mir Ihre Miene
„ſchon ſagte! — und meine Liebe — der
„Wille Ihres Vaters — nichts findet Ein-
„gang zu Ihrem Herzen? —

F. „Aeltere Verbindungen erlauben mir nicht,
„Ihnen einige Hofnungen zu machen.“

B. „Aeltere Verbindungen?

F. „Fragen Sie doch noch mit wem? es
„ſcheint, daß Sie kein gut Gedächtniß haben.

„Ich glaube gar, Sie haben die ganze
„Sache vergeſſen — denn ſonſt“ —

B. „Liebes Mädchen! was reden Sie da?
„ich erſtaune“ —

F. „Mir würde das Erſtaunen beſſer kleiden,
„als Ihnen, — mir, die ich weiß, daß
„Sie ſich für den treueſten Freund meines
„Vetters ausgeben, — daß Sie ſeine Liebe
„zu mir wiſſen, daß er Ihnen die meinige
„unter dem Siegel der Freundſchaft offenbart
„hat; — und die ich itzt ſehen muß,
„daß Sie treulos genug ſeyn können, mir,
„der Braut Ihres Freundes, Ihre Liebe anzutragen!
„— das iſt zum Erſtaunen,
„Bergner! — ja! zum Entſetzen iſt es.“

Bergner gerieth in keine geringe Beſtürzung. Da er aber dieſe Scene ſchon zum voraus geſehen hatte, ſo wußte er ſich anfänglich bald zu faſſen, indem er antwortete:

„Die Wärme Ihrer Liebe, Mademoiſell!
„macht Sie ungerecht gegen mich, gegen
„Ihren Herrn Vater, gegen ſich ſelbſt.
„Wenn Sie meine Rechtfertigung anhören
„wollen, ſo werden Sie die Wahrheit meines
„Satzes nicht mehr bezweifeln.“

F. „Es ſoll mir ſehr angenehm ſeyn, wenn „Sie ſich rechtfertigen können.“

B. „Ihre Neigung zu Ihrem Vetter, und „ſeine Liebe zu Ihnen wuſte ich wohl. Aber „konnt' ich ſie für etwas anders, als für eine „flüchtige überhingehende Leidenſchaft halten, „da ich die Verhältniſſe kenne, in welchen „mein Freund mit dem Fräulein von Lö„wenkampf ſtehet, und da ich meinem „Freunde nicht zutrauen kann, daß er eine „alte Geliebte bloß um einer neuen verlaſſen „würde? Ihr Herr Vater thät mir die Ehre „an, mir zu erlauben, daß ich um Ihre „Hand werben dürfe. Er wünſcht unſre „Verbindung; und warum ſollt' ich denn „anſtehen, Ihnen mein Herz anzutragen, „da ich meinen Freund in Eleonorens Be„ſitz glücklicher weiß, als ich bin?“ —

F. „Bergner! Bergner! das hätt' ich Ih„nen nicht zugetraut. Mir ohne roth zu „werden, ein ſo elendes Mährchen aufheften „zu wollen! — Schämen Sie ſich Berg„ner! es iſt wenigſtens wider die gute Le„bensart.“

B. „Sie wollen mir nicht glauben; Sie haſ„ſen mich! es mag! ich will mein Schickſal

„von Ihnen annehmen. Aber beſſer würden Sie doch thun, wenn Sie mir einen „Dolch ins Herz ſtieſſen; dann wären wir „beyde von unſrer Quaal erlöſet.“

F. „Bleiben Sie doch gelaſſen, Bergner! „was hilft das Aufbrauſſen — beſonders „wenn man ſo gerechte Sache hat, wie „Sie?“

B. „Auch hätt' ich Ihnen nie zugetraut, daß „Sie auch ſpotten können.“

F. „Ich bitte Sie, Bergner! ſchonen Sie „Ihre eigene Ehre. Noch möcht' ich Sie „nicht gern zu ſehr demüthigen.“

S. „Als ob Ihre Grauſamkeit nicht ſchon Demüthigung genug für mich wäre! — als „ob das nicht das entſezlichſte für mich wäre, „daß das Mädchen, die ich wie eine Göttin „verehre, mich mit der äuſſerſten Verachtung, und wie einen Niederträchtigen behandelt!“ —

F. „Bergner! laſſen Sie mich nicht weiter „reden!“

B. „Treten Sie auf! ich kann alles hören.“

F. „Nun, denn! ſo rechtfertigen Sie ſich, „wenn ich Sie frage, wer hat meine, und

„Sonnenthals Briefe unterſchlagen? wer
„hat den Plan gehabt, unſre Herzen dadurch
„zu trennen? wer hat meinem Vater
„das Mährchen von Eleonoren vorgeſpiegelt?
„wer hat ihn dazu verleitet, Gewalt
„gegen mich zu brauchen? — wer iſt der
„Boshafte, der dergleichen Kabalen unter
„dem geheiligten Namen eines Freundes
„ſchmiedete? — der dreiſt genug ſeyn kann,
„mir unter der Larve der Heucheley vor Augen
„zu treten, und einem Mädchen ſeine
„Hand anzutragen, die er hintergangen, ſo
„unbarmherzig betrogen hat? — prüfen
„Sie ſich Bergner! ob Sie das nicht ſind?
„und zittern Sie vor der Rache des ewigen
„Rächers der Unſchuld und Tugend! —
„ich könnte Sie verabſcheuen; aber Sie waren
„mein Freund — waren der Vertraute
„meines Geliebten; um deswillen beklage
„ich Sie bloß; ich vergebe Ihnen alles.
„Aber bitten Sie nur Gott, und meinen
„Sonnenthal, daß Ihnen dieſe auch vergeben!“

Mit einer Würde, mit einem gewiſſen Anſtande, der Gröſſe der Seele, und Adel des Herzens bezeichnete, wandte Friederike, nach

obigem

obigen Worten ihre Augen von Bergnern ab, erhob ſich von ihrem Stuhle, und begann Bergnern zu verlaſſen. Dieſer hingegen äuſſerſt gedemüthiget, ſtand anfänglich da, wie vom Bliz getroffen. Bis ins Innerſte der Seele von Friederikens Vorwürfen gerührt, und im Gefühl der Wahrheit derſelben, verlieſſen ihn alle Kräfte der Heucheley, und der Beſonnenheit. Dazu kam noch, daß er ſich Friederikens Entdeckung ſeiner Verrätherey viel gründlicher vorſtellte, als ſie würklich war. Hätt' er gewuſt, daß ſie das meiſte auf Muthmaaſungen baute, er hätte vielleicht noch einen Verſuch gemacht, mit dem Leugnen durchzukommen. Aber hier glaubte er, nicht mehr ausweichen zu können. Nun war ihm aber Friederikens Verachtung unerträglich. Mit dem heftigſten Ausbruch der Leidenſchaft, und der Verzweiflung hielt er alſo Friederiken auf, da ſie ſchon die Thür in der Hand hatte.

„Unbarmherziges, grauſames Mädchen!“ rufte er, indem er ihre Hände faßte, und gerade vor ihr auf die Knie nieder fiel,

„wollen Sie mich ganz zu Grunde richten? „O! wenn Sie nur noch menſchliches Gefühl in ihrem, ſonſt ſo weichen Herzen haben, ſo hören Sie meine Reue, meine

„Verzweiflung! Bey Gott dem Rächer Ihrer Unſchuld, und meiner Boſheit beſchwöre ich Sie! ſtoſſen Sie mich nicht ganz hinab in den Abgrund, der mir Ihre Verachtung zur Hölle macht!“ —

Friederike hob den verzweifelnden Bergner von ihren Füſſen auf. Schöne menſchenfreundliche Thränen rollten aus ihren Augen; und Sie ſagte:

„Ihr Zuſtand jammert mich, Bergner! aber Sie haben ihn ſich ſelbſt zugezogen. Sie hätten mehr Herr Ihrer Leidenſchaften ſeyn ſollen.“

B. „O! wer kann Sie Engel ſehen, und Sie nicht lieben? — wahr! ich ſollte mehr auf meiner Huth ſeyn. Aber Ihre Schönheit, Ihre Vortreflichkeit, all' Ihre himmliſchen Reitze, dieſe haben mich bezaubert, mich in die Feſſeln Ihrer ewigen Sklaverey geſchmiedet, ja! ſie haben mich zum Niederträchtigſten — zum Verräther gemacht. Groſſer Gott! — daß du mich ſo tief fallen lieſſeſt! — Ach warum haſt du den Engel auf die Welt geſezt, der mich raſend macht? — O! Friederike! ein einziger Blick Ihrer Augen kann mich zu Staub

„verbrennen. Aber — nur eins! nur „eins bitte ich von Ihnen: entziehen Sie „mir Ihre Freundſchaft nicht! Wollen Sie „das, holder Engel?“ —

F. „Ich hab' Ihnen lange zugehört, aber „noch kein Wort von Reue über Ihre Handlungen vernommen. Und Sie können mich „um die Fortdauer meiner Freundſchaft bitten?“ — —

B. „Wann Reue Sie verſöhnen kann; ach! „ſo will ich Ihnen bekennen, daß es mich „unausſprechlich reuet, Sie und meinen „Freund beleidiget zu haben. Aber — „daß ich Sie liebe — das wird mich dennoch ewig nicht reuen. Lieber will ich hier „zu Ihren Füſſen ſterben, als meine Liebe „verdammen. Und wenn mich der Blizſtrahl der Allmacht träfe; ſo ſollt' er dieſe „Liebe nicht aus meinem Herzen herausbrennen“ —

F. „Sammlen Sie Ihre Vernunftskräfte, „Bergner! Sie ſind auſſer ſich. Ich bitte „Sie, verlaſſen Sie mich izt!“

B. „In dieſer Lage? — unter dem unerträglichen Joche Ihres Zorns, Ihres Haſſes? — „Nein! ehe das Wort der Verzeihung nicht

„über Ihre ſchönen Lippen herüber iſt, ehe „verlaſſe ich Sie nicht, und ſollten Sie mich „mit Füſſen von ſich ſtoſſen."

F. „Habe ich Ihnen denn nicht ſchon geſagt, „daß ich Ihnen verzeihe? was wollen Sie „mehr?"

B. „Auch Ihre Freundſchaft, ohne die ich „nicht leben kann."

F. „Sie fordern viel, **Bergner**! das Wort „Freundſchaft drückt viel aus. Einem Freunde „muß man ſich anvertrauen können; — „aber doch! Sie wollen ja nur meine Freundſchaft! — auch das ſey Ihnen gewährt! „Sie können ſich mir anvertrauen; ich werde „Sie nie verrathen."

B. „Sie ſind gröſſer, als ſonſt Menſchen ſeyn „können. Möchten Sie nur für mich nicht „unerreichbar ſeyn!"

F. „Das bin ich in der That. Und ich bitte „Sie! machen Sie ſich auf nichts Rechnung! — ich muß geſtehen, Ihre Dreiſtigkeit, auf meine Hand Anſpruch zu machen, izt noch, da Sie ſelbſt die Beleidigungen, die Sie mir angethan haben, „eingeſtehen müſſen, giebt mir noch immer „nicht den beſten Begriff von Ihrem Herzen."

B. „Alſo keine — auch nicht die entfernteſte „Hofnung?"

F. „Gar keine!"

B. „Auch dann nicht, wenn mein Freund an „das Fräulein von Löwenkampf verheyrathet iſt?"

F. „Ich bitte Sie! halten Sie mit ſolchen „Läſterungen ein!"

B. „Nun! gut! Sie werden Erfahrungen machen, die Sie bereuen laſſen werden, eine „Liebe, wie die meinige mit Verachtung zu „belohnen."

F. „Alle Mächte der Erde ſollen mich nicht an „Ihre Hand zwingen."

B. „Und mich ſollen Sie nicht zwingen, meine „Hofnung aufzugeben."

Hier verließ Bergner die, über ſeine Verhärtung noch immer erſtaunte Friederike, in einer Art von grauſamer Verzweiflung. Wüthend ſtürzte er ſich in das Zimmer ihres Vaters, klagte ihm in den wehmuthsvollſten Ausdrücken, wie ſchnöde ihn Friederike abgewieſen habe! und erweichte mit ſeinen Thränen, mit dem Ausbruch ſeines Schmerzes, das Herz des ehrlichen Sonnenthals ſo ſehr zu ſeinem Vortheil, daß er ihm ſchwur, die Sache mit äuſſerſter Gewalt durchzuſetzen. Wobey er aber doch die Bedingung machte, Friederiken noch einige Bedenkzeit zu gönnen, und Bergnern anrieth zu verſuchen, ob er ſie nicht noch mit Güte gewinnen könne? eine Sache, wobey Bergner ſich wohl hütete, dem Alten zu widerſprechen, weil er ſeinen Abſcheu vor aller Gewalt mehr als zu gut kannte.

Inzwiſchen blieben die Sachen in dieſer Lage, bis zu einem Vorfalle, der dem Plane des alten Sonnenthals vortreflich zu ſtatten kam. Ehe wir uns aber dieſem Zeitpunkte nähern, müſſen wir erſt ſehen, wie es um unſern Helden in Liefland und um Fräulein Eleonoren ausſieht.

Und hier ſind wir genöthiget, vor allen Dingen unſere lieben Leſerinnen um Verzeihung zu bitten, wenn wir ſie von den Schwachheiten, einer ihrer verehrungswürdigſten Mitſchweſtern unterhalten müſſen. Wir hoffen aber doch deswegen um ſo mehr Nachſicht von dieſem ſchönen Theile des Menſchengeſchlechts, zu erhalten, je mehr die Gerechtigkeit auf unſrer Seite ſeyn dürfte, wenn wir mit Beyfall der Wahrheit, und der Erfahrung behaupten, daß manche

Schöne von Eleonorens phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften, in einer ähnlichen Lage, denſelben Schwachheiten unterworfen ſeyn würde, von welchen wir das gute Fräulein ſo gern retten möchten, dafern wir es uns nur nicht zum Geſetz gemacht hätten, getreue Geſchichtſchreiber zu ſeyn.

Doch zur Sache! Viele Menſchenkenner zweifeln, daß die Liebe ſo viel Kraft habe, die phyſiſchen Beſtandtheile des Menſchen, bis zum Ausbruch einer tödlichen Krankheit zu ruiniren, oder ihre Sklaven — wie weyland den jungen Werther geliebten Andenkens — bis zur Verzweiflung zu bringen. Wahr iſt's auch, gewöhnliche Menſchen finden Linderung ihrer Liebespein, in der Zeit, in der Arbeit, in der Zerſtreuung, in einer neuen beglückteren Liebe. Wir ſelbſt haben in einem unſrer Werke, den Verſuch gemacht, durch Beyſpiele den uns ſehr einleuchtenden Satz anſchaulich zu machen, daß auch die glühendſte Liebe zu einem unerreichbaren Gegenſtande, durch den Beſitz eines andern getilget werden könne. Ohne uns aber hier auf die Zweifels- und Entſcheidungsgründe, die für, oder wider die Sache geltend gemacht werden könnten, weitläuftig einzulaſſen, begnügen wir uns bloß, den Satz, daß die Liebe bisweilen auch eine unheilbare Krankheit ſey, hier mit Fräulein Eleonorens Beyſpiel zu erläutern.

Es ſey uns erlaubt, den Eingriffen dieſer Krankheit in die Seelen- und körperlichen Kräfte, dieſes bedauernswürdigen Mädchens, Schritt vor Schritt nachzugehen. Oben haben wir ſchon bemerkt, daß die unvermuthete Nachricht von der Gewißheit ihres Verluſts, die Tiefe ihres Herzens ſehr gefährlich verwundete. Der Zwang, den ſie ſich anthun mußte, Sonnenthalen zu verleugnen, und zu vermeiden, grub die Wunde immer tiefer, je mehr ihr etwas heftiges Temperament von einem Feuer aufloderte, das alle Kräfte des Verſtandes verzehrte. Wäre Sonnenthal ein gewöhnlicher Menſch geweſen, ſo wäre ſein Verluſt, durch einen andern Liebhaber ſehr leicht erſezt worden, und dies hätte vielleicht die Ruhe des armen Fräuleins wieder hergeſtellet; und ihre Krankheit geheilet. Aber jeder junge Mann verlor in Vergleichung mit dem ſchönen vortreflichen Sonnenthal, zu viel in Eleonorens Augen, als daß er ihre Aufmerkſamkeit auf ihn hätte reizen können. Der ſchwediſche Obriſt ein Herr von Güldenſtiern, trat zwar auf die

Bühne, um ſeine Rolle zu beginnen. Aber er war ein guter, ehrlicher, treuherziger Schwede, unter den Waffen erwachſen; folglich ohne feine Erziehung, ohne den Reiz der Bezauberung, womit Sonnenthal aller Herzen an ſich feſſelte. Gegen dieſen kam alſo der gute Güldenſtiern bey Eleonoren in gar keine Betrachtung. Auch bezeigte der Obriſt ſelbſt nicht viel Luſt, um die Hand eines Mädchens zu werben, die den Saamen des Todes ſchon bey ſich zu tragen ſchien.

Hier war alſo immer mehr Stoff zur Vermehrung, als zur Verminderung einer Krankheit, die anfieng, mit verdoppelter Heftigkeit, in Eleonorens ganzem Weſen zu wüten. Und doch wäre vielleicht noch Rettung für ſie übrig geweſen, hätte ſich Sonnenthal auf immer von ihr entfernt. Aber ſo lieſſen ihn Eleonorens Eltern, die den Zuſtand ihrer Tochter noch nicht ahndeten, anfänglich auch noch nicht von ſich; und Sonnenthal ſelbſt, welchem Eleonore die Lage ihres Herzens izt ſehr geheim hielt, muthmaßte keine üblen Folgen von ſeiner längeren Gegenwart. Auch das Fräulein, die das Gift ſeines perſönlichen Umgangs mit Vergnügen einſaugte, ſah, wie natürlich, ſeine längere Gegenwart überaus gern. Endlich, da ihre Eltern hinter den wahren Grund ihrer Krankheit kamen, war Sonnenthals Entfernung von der äuſſerſten Gefahr, und ſeine Gegenwart wurde noch, als das einzige Mittel angeſehen, die arme Eleonore zu retten.

Unter dieſen Umſtänden hoffen wir nicht, unſer vortrefliches Fräulein bey unſern Leſern in einen üblen Kredit zu bringen, wenn wir ihnen ihre Schwachheiten erzehlen. Ja, wir getrauen uns ſogar zu behaupten, daß Eleonorens Schickſal eine unvermeidliche Folge der Umſtände, worinne ſie ſich befand, und ihres Temperaments war, und in dieſer Rückſicht verdient ſie das Mitleid jedes gefühlvollen Herzens, und die Thränen jedes wahrhaftig empfindſamen Leſers. Du aber — von Gefühl, und Liebe durchdrungenes Mädchen! — die du noch ſteheſt, aber bald — ſchnell — ſchrecklich fallen kannſt! laß dich Eleonorens Beyſpiel warnen: fliehe in Zeiten — ehe deine Rettung unmöglich wird — eine Liebe, die Verhältniß, und Schickſal dir verſagen! —

Wir können unſern Leſern kein getreueres Gemälde von Eleonorens Schickſal, und von den Unruhen, in welche das ganze [illegible]

kampfſ

kampfiſche Haus dadurch verſetzet wurde, liefern, als durch Mittheilung einiger Briefe, in welchen Sonnenthal dieſe ganzen Umſtände, ſeiner Friederike, im Detail meldete. Vorher aber müſſen wir, um des Zuſammenhangs der Geſchäfte willen, unſere Leſer, von der Veranlaſſung dieſer Briefe unterrichten.

Sonnenthal, der gar keine Briefe mehr von Friederiken empfieng, ungeachtet er einigemal gerade mit der Poſt, unmittelbar an ſie geſchrieben hatte, gerieth allerdings, auch auf die gegründete Muthmaſſung, daß hier eine Verrätherey im Spiel ſeyn müſſe, die er jedoch gerade zu auf Bergnern zu ſchieben, zur Zeit ſich noch nicht unterſtand. Inzwiſchen war auch ihm Friederikens Treue Bürge genug für ihren Verluſt. Da er nun wuſte, daß in einigen Wochen, ein Hofmeiſter aus Liefland ab, und juſt nach Danzig gehen würde; ſo beſchloß er keinen einzelnen Brief an Friederiken mehr zu erlaſſen, ſondern alle Tage etwas an ſie aufzuſetzen, und ihr alsdenn die ganze Sammlung durch den Hofmeiſter zu überſenden, von deſſen Pünktlichkeit in der Beſtellung er überzeugt war. So kamen dieſe Briefe richtig in Friederikens Hände, und zwar gerade zu einer Zeit, wo ihr eine neue Ueberzeugung von Sonnenthals Treue, auch neue Kräfte zu kämpfen, und zu dulden gab, obgleich ihr Muth, und ihre Beharrlichkeit durch nichts noch erſchüttert worden war.

Und nun — hier ſind die Briefe!

Loiſier den ***
früh.

Meine theureſte Friederike.

Was ſoll ich von dir denken? — oder vielmehr — was ſoll ich überhaupt denken? — Denn mein Herz ſpricht für dich; und der argwöhniſche Gedanke, daß du mich vergeſſen haben könnteſt, kommt mir ſelbſt ſo ſchwarz vor, daß ich ihn weit von mir verbannen würde, wenn er ſich auch wider meinen Willen, in meine Seele einſchliche. Von einer Friederike, nur von fern Treuloſigkeit, oder auch nur bloß Kaltſinn ahnden, hieſſe den Adel der Menſchheit ſchänden, und Läſterungen der Tugend ausbrüten.

Aber — meine Geliebte! — warum bekomme ich ſo ganz keine Briefe mehr von dir? — ich habe dir doch ſo oft geſchrieben.

Keine Zeile Antwort! einige kaltgegebene Grüſſe von dir in Bergners Briefen; — das iſt alles. Die Poſten gehen doch richtig; alſo — doch ich unterdrücke zur Zeit noch eine Muthmaaſung, deren bloſſe Möglichkeit ſchon meine ganze Seele durchſchaudert. Möge die Urſache ſeyn, welche ſie wolle! — mich kann nichts auf der Welt, in meiner Liebe zu dir wankend machen. Du biſt und bleibſt mein, und wenn mich die heiligſte Göttin der Freundſchaft verriethe, und die Edelmuth ſelbſt an mir zum Schurken würde!

Und doch — liebe Seele! ſehne ich mich ſo ſehr darnach, wenigſtens die todten Buchſtaben deiner treuen Hand, die ſo oft an meinem Buſen ruhte, zu ſehen, mich an ihnen zu ergötzen, die Empfindungen deiner ſchönen, himmliſchen Seele daraus zu leſen, und — o! wornach ſehnt' ich mich nicht, wenn ich ſonſt einen Brief von dir erhielt? — freylich — eine ſchwache Entſchädigung für den Mangel deines ſeelenvollen Umgangs, des wonnevollen Hangens an deinem Halſe, des ſanften Ausruhens an deinem Buſen, — des berauſchenden Genuſſes der reinſten ſüſſeſten Küſſe von deinem Munde! — ein elender Erſaz — ein Stückgen von dir beſchriebenes Papier! — und doch iſt mir auch dieſer kleine Troſt verſagt. O! welcher feindſelige Dämon beneidet mich darum? — Ich ſitze hier — weiß nicht, ob du lebſt? — ob du todt biſt? — ich dulde — ich leide mit einer andern ſchönen Seele; und — niemand beklagt mich! — einſam und öde fliegen meine Tage dahin, mitten unter den beſten Menſchen! — O! Friederike! Friederike! —

Indeß — was hilft dem Menſchen ſein Klagen? — Der Weiſe bekämpft ſich; der Standhafte duldet! — beydes zu ſeyn, lehrte mich Philoſophie und Religion. Soll ich ein unwürdiger Schüler dieſer erhabnen Lehrerinnen ſeyn? O! ihr erhabnen Vorbilder, die zu erreichen, immer mein Beſtreben war! — habt Geduld mit mir! — auch ich bin Menſch. —

Dir will ich täglich etwas ſchreiben, Friederike! dir will ich meine Schickſale melden! Die Leiden der vortreflichen Eleonore — die Wolken des Jammers, die das ganze Haus umhüllen, will ich dir ſchildern. Und du wirſt weinen mit den Weinenden! den unglücklichen dein Mitleid, und deine Theilnehmung nicht verſagen! —

Das weiſt du ſchon, meine theuerſte! aus meinen vorigen Briefen, die du doch erhalten haben mußt, daß Eleonore deine Nebenbulerin war. Deswegen machte ich euch zu Freundinnen. Ich hoſte dadurch allem Unglück vorzubeugen. Halb iſt es mir gelungen. Aber Eleonore konnte ſich doch nicht enthalten, mir, in einer gewiſſen Stunde der Verſuchung, die geheimſten Empfindungen ihres Herzens zu entdecken. Mein Widerſtand ſchlug ſie ſchon ſehr darnieder, und gerade einige Tage nach dieſem Verfall kam dein Brief, worinn du ihr unſre Verbindung entdecteſt. —

Hätt' ich gewuſt, was in dieſem Briefe ſtand; — denn du hatteſt es mir verſchwiegen: — ich hätte eine ſchicklichere Zeit abgewartet, ihr ſolchen einzuhändigen. Aber ſo that ich's gleich; und welche Zerrüttung richtete dieſer niederſchmetternde Brief in dem Herzen des guten Fräuleins an! —

Von Stund an unterlag ſie den Anfällen einer düſtern Schwermuth, die mit der Zeit immer weiter um ſich griff. Nichts konnte ſie aufheitern. Ja! ſie ſchien dieſe Schwermuth ſo gar zu lieben, denn ſie ergriff alles mit Begierde, was ihrer traurigen Phantaſie Nahrung gab. Sie widmete ſich der Einſamkeit, kam ſelten aus ihrem Zimmer, und flohe alle aufheiternde Geſellſchaften. Melancholiſche ſchwärmeriſche Bücher waren ihre Lieblingslectüre. Immer lagen Youngs Nachtgedanken, **Weiſſens** Trauerſpiele, **Klopſtocks** Meſſias, und andere dergleichen Schriften auf ihrer Toilette, wodurch denn natürlich ihre Imagination immer mehr erhizt, und ihre Schwermuth immer mehr erhöhet wurde. Auf ihrem Flügel ſpielte ſie die rührendſten Geſänge aus der Alceſte, aus **Rollens** Werken, aus **Benda's** Romeo und Julie, ſo oft, daß natürlicher Weiſe die Würkung davon keine andere, als die gefährlichſte, für ſie ſeyn konnte.

Meine Geſellſchaft vermied ſie anfänglich ſo viel ſie konnte, vermuthlich in der beſten Abſicht. Da ſie mich aber doch täglich ſahe; ſo konnte dies übrige Vermeiden meines Umgangs nur ſchlechten Nutzen für ſie haben. Ich ward vielmehr gewahr, daß ſie viel heiterer wurde, wenn ſie einige Stunden in meiner Geſellſchaft zugebracht hatte. Wozu auch die Grauſamkeit? — dachte ich denn — die edle Seele durch gänzliche Beraubung ihres geliebteſten Gegenſtandes, ſo zu foltern? — ich ſchmeichelte mir ſogar, daß ein öfterer Umgang mit mir ihre Ruhe nach und nach wiederherſtellen würde, weil es natürlich iſt, daß Entfernung von dem geliebten Gegenſtande, die Phantaſie mehr erhizt, als Gegenwart.

Ich drang mich alſo gleichſam zu ihr, und ich hatte das Vergnügen, die erwünſchteſte Wirkung davon zu ſpüren. Es glükte mir, — was ihre Eltern und Geſchwiſter von ihr nicht erlangen konnten — ſie aus ihrem Zimmer zu bringen, und mit uns ſpazieren zu gehen. Hier heiterte ſich ihre trübe Seele bisweilen auf. Doch konnte ſie die geringſte Veranlaſſung wieder in die Tiefe ihrer Schwermuth ſtürzen.

Einmal — vor ungefehr ſechs Tagen bereute ich es aber doch, ſie mit zu einem Spaziergange bewogen zu haben. Denn ein äuſſerſt gefährliches Unternehmen, war die Folge davon. Ich habe Zeit, dir die Geſchichte zu erzehlen, und ſie wird dich rühren.

Ihre Eltern und ihr älterer Bruder waren weggefahren. Nach Tiſche brachte der Hofmeiſter im Vorſchlag, insgeſamt einen Spaziergang durch das Dorf zu machen. **Eleonore** ſchlug es anfänglich aus, unter dem Vorwande,

daß

daß ihr nicht wohl ſey. Aber mein Zureden half, daß ſie mitgieng.

Auf dem Rückwege giengen wir vor der Kirche vorbey. An der Seite, wo das Familienbegräbniß iſt, ſtanden wir von ungefehr ſtill, und betrachteten die alte Gothiſche Bauart dieſes Gebäudes.

„Bin ich doch noch nie in unſerm Begräb„niſſe geweſen?

ſagte Eleonore. —

„wenn wir doch die Schlüſſel gleich bey uns „hätten! ich möchte mich doch darinnen „umſehen.

Ich antwortete ihr nichts, weil ich gleich merkte, wo ihre Phantaſie hinaus wollte. Aber der Junker war ſo unvorſichtig zu ſagen:

„Ich will die Schlüſſel holen! ich bin auch „neugierig.“

Ich winkte dem Hofmeiſter. Er verſtand mich und rufte den ſchon fortſpringenden Junker mit den Worten zurück:

„Nichts! die Zeit verſtreicht nur! wir müſ„ſen nach Hauſe in die Lection.“

Das unterblieb alſo; aber Fräulein Natalie ſagte in der Unſchuld ihres Herzens:

„Was willſt du auch darinnen Lorchen?
„du kommſt doch nicht in das Begräbniß,
„wenn du einmal ſtirbſt — brauchſt dir
„alſo auch hier kein Plätzchen auszuſuchen,
„wie die alten Männer auf dem Kirchhofe.

„Und das wollt' ich eben,“

verſetzte Eleonore,

„Denn ich komme gewiß in das Begräbniß.
„Es wird nicht lange währen, ſo werdet ihr
„mich hinein tragen laſſen. Lieber Sonnenthal!
„kommen Sie mit hinein, damit
„Sie doch auch ſehen, wo die arme Eleonore
„einmal von ihren Leiden ausruhen
„wird!“

„Weg mit ſolchen Gedanken, beſtes Fräulein!“

antwortete ich.

„Laſſen Sie uns von etwas andern reden!“

Der Hofmeiſter brachte ſogleich etwas auf die Bahn; wir giengen darüber fort. Aber Eleonore ſprach kein Wort dazu. Wir langten zu Hauſe an. Ich brachte ſie auf ihr Zimmer, und gieng auf das meinige, ohne weitere Folgen von dieſem Zufall zu befürchten.

Ungefehr eine halbe Stunde darauf befehle ich meinem Bedienten, mir ein gewiſſes Buch von dem Fräulein zu holen. Er antwortete mir, das Fräulein ſey nicht auf ihrem Zimmer, er habe ſie vor einer Viertelſtunde zum Thor hinausgehen ſehen. Ich erſchrack, daß mir's durch Mark und Bein gieng, weil ich ſogleich vermuthete, daß ſie ins Begräbniß gegangen ſeyn würde. Fort! und nach! war die Sache einer Minute.

Und würklich fand ich die Thür des Begräbniſſes offen. Denn das Fräulein hatte aus ihres Vaters Zimmer die Schlüſſel dazu weggenommen, und hatte ſich hinbegeben. Wie ſie aber bey ihrem ſchon ſehr ſchwachen Körper, die eiſerne Thür hatte eröfnen können, kann ich bis izt noch nicht begreifen.

Ich ſtürzte hinein; — aber Gott! — welch' ein ſchauderhafter Anblick! — Zeitlebens wird dieſe tragiſche Scene um meine Seele ſchweben. Ein dunkles ſchwarzes Gewölbe, nur von dem Schein des Lichts, durch die eröfnete Thür, ein wenig erleuchtet, — eine durchdringende kalte Feuchtigkeit, — ein überaus ſtarker, ekelhafter Leichengeruch, — eine Menge neben, und auf einander hingeſtellter Särge, —

Grauſen und Todtenſtille durch dieß ganze, öde, düſtre Grabgewölbe; — und — Eleonore, kniend vor einem der, am niedrigſten ſtehenden Särge ein Tuch vor den Augen, die in Thränen ſchwammen, — und mit dem Antlitze auf der Decke des Sarges liegend; — es war etwas entſetzliches! —

Sie rührte ſich nicht. Nur der ſchwache Laut ihrer Seufzer hallte durch das öde Gewölbe, und gab ein trauriges Echo von ſich. Aus Furcht, ſie durch meinen Ueberfall zu erſchrecken, machte ich wenig Geräuſch; ſie konnte mich nicht ſehen; einige Minuten ſtand ich, in der ſchrecklichſten Bewegung hinter ihr, unentſchloſſen, auf was Art ich ſie von dem Sarge wegbringen wollte? Langer Verzug dünkte mir aber gefährlich. Ich rufte alſo:

„mein Fräulein! was machen Sie hier?“

Ein durchdringender Schrey, den ſie ausſtieß, und der fürchterlich wiederhallte, gab zu erkennen, daß ſie dennoch ſehr heftig erſchrack. Sie ſank um; ich faßte ſie auf, und ſie fiel ohnmächtig in meine Arme.

Meine Beſtürzung kannſt du dir leicht denken, beſte Friederike! unter Todten und

Gräbern! — und eine halbe Leiche in Armen! — ein ſo herrliches Geſchöpf, das ewig zu leben verdiente! — o! es war eine ſchreckliche Lage! — doch — ich eilte, ſie aus dieſer Wohnung des Todes heraus an die freye Luft zu tragen. Auf einem liegenden Leichenſtein ſezte ich ſie nieder, und es gelang mir, ſie von ihrer Ohnmacht wieder zu ermuntern.

„Wo bin ich?“

fragte ſie izt, indem ſie mich ſchüchtern und mit matten Blicken anſah,

„Ach Gott! waren Sie's? — ich dachte
„es wäre der Geiſt meiner Großmutter, die
„mich zu ſich rufte: denn ſie hatte mich ſehr
„lieb, dieſe Großmutter. Aber — ſagen
„Sie mir! warum laſſen Sie mich nicht da,
„wo ich hin gehöre, und wo ich doch nun
„einmal bald ganz hinkommen werde?“

„Weg mit ſolchen Gedanken, liebes Fräu-
„lein!“

antwortete ich,

„wohl mir, daß ich noch zur rechten Zeit
„kam, Sie zu retten. Die Ausdünſtung
„im Gewölbe hätte Ihr Tod ſeyn können.
„Verzeihen Sie mir nur, daß ich Sie er-
„ſchreckt habe!“

E. „Das hat nichts zu bedeuten; aber daß Sie
„mir da nachkommen, das iſt doch nicht
„Recht."

S. „Ihre Ruhe, Ihre Geſundheit lag mir ſo
„ſehr am Herzen" —

E. „Ach! es war mir recht wohl. Ich ſuchte
„mir einen Platz aus, wo mein Sarg hinkommen
„ſoll; und dann fiel ich vor dem
„Sarge meiner Großmutter auf meine Knie,
„und betete zu Gott, daß er mich auch ſo
„ruhig und ſelig ſterben laſſen möge, wie
„dieſe Selige. Und Sie kamen — und
„ſtörten mich — Nein! das hätten Sie
„nicht thun ſollen."

S. „Laſſen Sie's nur gut ſeyn, mein Fräulein!
„und verbannen Sie ſolche Gedanken,
„die Ihnen ſchädlich ſind! — kommen Sie!
„wir wollen zurückgehen. Es iſt Ihnen
„doch beſſer?" —

E. „Recht ſehr wohl; aber es iſt hübſch hier
„auf dieſem Leichenſtein, und die liebe Sonne
„meint' es ſo gut. Wir wollen noch ein wenig
„warten."

J. „Ich befürchte nur, daß es Ihnen ſchädlich
„ſeyn möchte."

E. „Und doch! ja! — wir wollen gehen!
„ich komme ja ſo bald wieder hieher. Ich
„folge Ihnen — ach! und wenn Sie mich
„in die Hölle führen wollten — ich gienge
„mit. Sie könnten die Hölle zum Him-
„mel machen.“

Wir ſtanden auf. Ich verſchloß das Begräbniß wieder, und nahm die Schlüſſel zu mir. Unterwegs redete ſie nur wenig, antwortete nur kurz auf meine Fragen, und, da wir im Schloſſe ankamen, überfiel ſie eine ſolche Schwäche, daß ſie ſich zu Bette legen muſte. O! Friederike! laß mich abbrechen! und ausweinen? —

gegen Abend.

Du wirſt dich nicht irren, liebe Friederike! wenn du vermutheſt, daß dieſer traurige Vorfall für Eleonorens Geſundheit die gefährlichſten Folgen hatte. Was die heftige Erſchütterung ihres Gemüths noch nicht ganz hatte ausrichten können; dies hatte die giftige Feuchtigkeit, und die faule Ausdünſtung in dem Gewölbe vollendet. Dieſe befruchtete den Saamen der Krankheit, der ſchon in ihrem Körper lag. Ihre guten Eltern erſchracken heftig, da ſie, bey ihrer Nachhauſekunft Eleonoren im Bette fanden.

Noch aber verſchwieg ich ihnen den Vorfall, durch welchen ihre Krankheit ausgebrochen war, um ihnen einen Kummer zu erſparen, der doch im Grunde der armen Eleonore nichts half. Man ſchickte ſogleich einen reitenden Bothen nach Reval, einen Arzt zu holen.

Den Tag darauf kam der Arzt an, den jedermann im Hauſe als den Gott anſah, der das vortrefliche Fräulein retten könne. Ich war zugegen, als man ihn in das Zimmer der Kranken führte. Sie war wieder aufgeſtanden, ſpielte auf dem Flügel, und ſtellte ſich, als ob ihr wohl ſey, obgleich ihre blaſſe Farbe, und ihre Mattigkeit das Gegentheil verriethen.

Der Arzt unterſuchte ihre Umſtände, ſchüttelte den Kopf, gab ſich eine wichtige Miene, und — ſagte nichts. Man zog ihn bey Seite, und fragte ihn auf ſein Gewiſſen.

„Das Fräulein habe eine Seelenkrankheit,“

antwortete er,

„für die er kein Mittel wiſſe. Sie ſey der „Auszehrung nahe: Doch könne Sie noch „gerettet werden, wenn man im Stande ſey, „den Grund ihres Kummers zu heben.“

Eine Schreckensnachricht, welche die ganze Familie erſchütterte! — das Wort Verführung war ein ſchmetternder Donner in unſern Ohren, der uns, wie ſinnlos zu Boden ſchlug. Inzwiſchen ſuchte ich mit dem Arzt allein zu ſprechen, erzehlte ihm den Vorfall mit dem Begräbniß, und gab ihm, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von den Urſachen Ihrer Gemüthskrankheit ſo viel Licht, als ich durfte; Er zukte die Achſeln, verſicherte, daß das Uebel, unter dieſen Umſtänden, unheilbar ſey, gab aber doch der Kranken einige Mittel, die vortrefliche Würkung thaten.

Einige Tage giengen hin, ohne daß ſich die Umſtände des Fräuleins verſchlimmerten. Ja ſie kam ſo gar wieder zu Tiſche, und wir alle ſchöpften die beſte Hofnung. Während der Zeit kam ein gewiſſer ſchwediſcher Obriſt, Namens von Güldenſtiern an, der auch noch hier iſt. Er iſt ein Freund meines Löwenkampfs, und von der Familie zu Eleonorens Gemahl beſtimmt. Ein treflicher Mann, von edlen, biedern Schwedenherzen — aber zu nichts weniger gebildet, als, unter der Rolle eines Liebhabers, ein liebekrankes Mädchen wieder geſund zu machen. Auch war der Eindruck nur ſehr ſchwach, den er auf Eleonorens Herz machte, ob ſie ſchon die Urſache ſeiner Erſcheinung, und die Abſichten ihrer Verwandten mit ihm, wuſte. Denn vorgeſtern, den Tag nach ſeiner Ankunft, fragte ſie mich, wie mir der Obriſt gefiele?

„Recht ſehr wohl!“

antwortete ich,

„er ſcheint ein ſehr edles Herz zu haben.“

E. „Mir gefällt er auch.“

J. „Vortreflich Fräulein! ſo wird er Ihnen
„der Arzt ſeyn, der alle andre unnöthig
„machet.“

E. „Weit gefehlt! als Liebhaber — als Ehe-
„mann — denn das iſt einerley — nein!
„da gefällt er mir gar nicht.“

J. „Warum? — ſeine Figur iſt ſchön —
„ſein Stand, ſein Herz, ſeine Einſichten,
„alles empfiehlt ihn.“

E. „Alles wahr? aber ich müſte vergeſſen kön-
„nen, was ich verloren habe. Und das
„werd' ich nie, als mit dem lezten Hauch
„meines Lebens — und vielleicht auch
„dann nicht. Was ſollt' ich auch dem
„Obriſten? er braucht eine geſunde Frau,

„die das Glück ſeines Lebens macht, und das
„Quentgen Leben, das mir noch übrig iſt, —
„wie lange kann das dauern? — ich könnte
„vielleicht am Hochzeittage ſterben, und da
„wär' ihm ja alle Freude verdorben.“

Hier brach ich ab: denn ich ſuche alle Geſpräche mit ihr zu vermeiden, die auf ihre kränklichen Umſtände Beziehung haben.

Bisher hatt' ich mich ſorgfältig in Acht genommen, der Familie, den Grund von Eleonorens Krankheit, den ich freylich am beſten wiſſen konnte, zu entdecken; ſelbſt meinem Freunde Löwenkampf hatt' ich es verſchwiegen, weil ich noch immer hofte, die gute Natur des Fräuleins würde über ihre Leidenſchaft den Sieg davon tragen. Beſonders rechnete ich viel auf die Ankunft des Obriſten; und wäre dieſer ſo glücklich geweſen, dem Fräulein Liebe einzuflöſſen, ſo war meine Entdeckung, eher ſchädlich, als nützlich.

Aber izt hatten die Aeuſſerungen des Arztes die Familie auf dieſen Umſtand ſehr aufmerkſam gemacht. Man ſuchte das Fräulein auszuforſchen. Aber vergebens; ſie leugnete hartnäckig allen Gemüthskummer ab, und wie ich nun weiß — aus Furcht mich in Verlegenheit zu ſetzen. Da jedoch der Augenſchein das Gegentheil lehrte, ſo wurden Muthmaaſungen gewagt; und mein Freund Löwenkampf war der erſte, der auf die rechte Spur kam. Weil er aber meine Verbindung mit dir wuſte, ſo konnte er den betrübten Eltern wenig Hofnung machen, durch mich, ihre Tochter zu retten. Davon konnt' er aber doch ſeinen Vater nicht abbringen, einen Verſuch zu machen, ob nicht vielleicht das Mitleid, meine Liebe zu dir beſiegen würde? Er trug dies Geſchäfte ſeinem Sohne auf; aber der edle Jüngling fühlte ſich nicht ſtark genug dazu, mich als ſeinen Freund zu einer Handlung zu bewegen, die ihm nicht rechtſchaffen genug vorkam, ob ſie gleich das Leben ſeiner geliebten Schweſter zur Abſicht hatte.

Indeß kam der Obriſt Güldenſtiern an. Er ſah' Eleonoren, und errieth den Grund ihrer Krankheit. Der edle Soldat ſagte ſich ſogleich von allen Anſprüchen an ſie los, und rieth auf das dringendſte, mir die Rettung des Fräuleins ſchleunigſt zu Herzen zu legen, weil der mindeſte Verzug ihr Leben in die äuſſerſte Gefahr ſetze. Sein Rath wurde mit beyden Händen angenommen; und wem konnte man den Auftrag, mit mir deswegen zu ſprechen, nun beſſer thun, als dieſem geraden, edel denkenden Manne, von deſſen warmen Enthuſiasmus für das Leben des Fräuleins, und ſeiner feuervollen Beredſamkeit, man ſich den glücklichſten Erfolg verſprach. Mit Vergnügen war er hierzu bereit, und geſtern hatt' ich von dieſem verehrungswürdigen Manne, einen Angriff auszuhalten, der meine Standhaftigkeit auf keine kleine Probe ſtellte.

Er kam gerade zu mir auf mein Zimmer, entſchuldigte ganz kurz ſeine Zudringlichkeit, und ſagte denn:

„Herr von Sonnenthal! Sie ſind ein
„Deutſcher! nicht wahr!"

J. „Ja! Herr Obriſt!"

O. „Und ein Sachſe?" —

J. „Auch das! ein Oberſachſe."

O. Wundern Sie ſich nicht über dieſe Fragen!
„es iſt meine Art ſo: wenn ich ein Geſchäft
„mit jemand abzumachen habe; ſo frage ich
„allemal erſt, was iſt er für ein Landsmann?
„darnach richte ich mich denn ein!"

J. „So wünſche ich, daß Sie ein gutes Vorurtheil
„von meiner Landsmannſchaft zu dem
„Geſchäft mitbringen mögen, das Sie an

„mich haben, es beſtehe auch, worinn es „wolle!“

O. „Ha! da hört man ſchon den Sachſen! „der Deutſche iſt gröſstentheils mein Mann: „denn er iſt bieder und offen; aber unter „allen Deutſchen gefällt mir der Oberſachſe „am wenigſten. Er iſt mir zu fein, — „zu ſehr zugeſpizt. Doch — dem ſey, wie „ihm wolle! — izt verſprechen Sie mir „Aufrichtigkeit, Wahrheit und Geduld!“

J. „Alles das, Herr Obriſt!“

O. „Nun denn! ſo ſagen Sie mir vor allen „Dingen! wiſſen Sie, was dem Fräulein „fehlt?“

J. „Ja! Herr Obriſt! das weiß ich.“

O. „Brav geantwortet, wie ein ächter Deut„ſcher! und was iſt ihre Krankheit?“

J. „Liebe!“

O. „Das ganz allein?“

J. „Wenigſtens iſt das der Grund davon.“

O. „Nun! wenn Sie das wiſſen, ſo müſſen „Sie auch ſagen können: in wen iſt ſie „verliebt?“

J. „Hier verſchonen Sie mich mit der Ant„wort! Sie möchte die Delicateſſe des Fräu„leins beleidigen.“

O. „Nicht ausgebeugt! Leben iſt mehr, als „Delicateſſe; und hier kommts auf das „erſte an.“

J. „Wüßten Sie die Bekanntſchaften des „Fräuleins, ſo würden Sie es vielleicht er„rathen können.“

O. „Gut! das kann ich auch wohl: Sie ſind „der Mann!“

J. „Leider, Herr Obriſt!“

O. „Leider! —— Donner und Wetter! Herr! „das heiß ich nicht gut geſprochen.“ —

J. „Gelaſſen, Herr Obriſt! Soll ich das „Fräulein nicht beklagen?“

O. „Sehr zur Unzeit! Herr! Weiber klagen; „aber Männer legen Hand an's Werk. Sie „ſind alſo der Mann, der helfen kann. „Was zaudern Sie, und laſſen das arme „Fräulein darüber in's Gras beiſſen? — „Man wird gegen Sie kein Bedenken ha„ben. Sie ſind von Adel — ſind reich, „gelehrt —- ſind alles, was man will — „was man wollen kann.“

J. „Die Sache würde mir zur Ehre gereichen, Herr Obriſt! Aber“ —

O. „Was — aber? — haben Sie was an dem Fräulein auszuſetzen? — iſt ſie nicht das herrlichſte Geſchöpf, das jemals die Erde geſchmükt hat? — iſt ſie nicht auch reich, und — von Familie? — Herr von Sonnenthal! durch dieſes Mädchen können Sie Staatsminiſter bey der Monarchin werden.“

J. „Alles vortreflich — alles wahr, lieber Obriſt! aber eine Sache, die mein Gewiſſen betrift —

O. „So! — aber — dem jungen Mädchen erſt von Liebe vorzuſchwatzen — ihr Blut anzufeuern — ihren Kopf zu umnebeln — und ſie hernach aufzugeben — das iſt nicht wider das Gewiſſen? — Ha! das ſind Züge eines Sachſen! — aber ihr feinen geſchmeidigen Sachſen! bleibt in eurem Lande, wenn ihr Mädchen verführen wollt!“

J. „Sie drücken ſich hart aus, Herr Obriſt! alles das hab' ich nicht gethan.“

D. „Vergeben Sie! ich werde leicht warm; „wenn's auf eine gute Sache ankommt, „das hätten Sie alſo nicht gethan?" —

J. „Gott ſoll mich davor bewahren!"

D. „Nun! das wär' brav! eines ächten Deutſchen würdig. Aber wie? — das Fräulein hätte ſich Ihnen angeboten?"

J. „Wir wollen den Ausdruck mäſſigen. Ihr „Herz mag von der Natur nur allzu zärtlich „gebildet worden ſeyn."

D. „Fein genug geſagt! aber hier kommts auf „Sache an. Hat ſie Ihnen ihre Liebe geſtanden?"

J. „Ja! Herr Obriſt!"

D. „Nun! ſie iſt ein Weib; — und Sie „haben ihr keine Hofnung gemacht?"

J. „Das iſt der Grund ihrer Krankheit."

D. „So! nun denn frage ich Sie: wie kömmt „das mit Ihrem Gewiſſen überein, ein „edles vortrefliches Mädchen, gegen deren „Perſon, und Stand man nichts einzuwenden hat, alſo mit Verachtung für ihre Liebe „zu ſtrafen, daß man ſie einer wilden Verzweiflung zum Raube, und dem Tode zum

„Opfer überläßt? — daß man das alles
„mit kaltem Blute anſehen kann?“ —

J. „Wer thut das, Herr Obriſt? meine ganze
„Seele erliegt unter ihren Leiden, und ſie
„retten zu können, würde mir eine Stufe
„künftiger Seligkeit ſeyn.“

O. „Edel gedacht! — aber — Sonnen-
„thal! woran liegts? — lieben Sie das
„Mädchen nicht? — nicht im geringſten? —

J. „Man kann Gott nicht brünſtiger lieben,
„als ich das Fräulein liebe.“

O. „Nun! ſo bitte ich Sie bey dieſem Gott,
„den Sie zu fürchten ſcheinen! retten Sie
„ein Herz, das Sie ewig glücklich machen
„würde! — retten Sie eine ehrwürdige
„Familie, von dem Verluſt des geliebteſten
„Kindes! — geben Sie den zärtlichſten
„Eltern die Ruhe wieder, die Sie ihnen
„entriſſen haben! denn — Sie mögen nun
„ſchuldig, oder unſchuldig an der Sache
„ſeyn; — ſo ſind Sie doch immer der
„Mann, ohne welchen Eleonore dem
„Schooße ihrer Eltern nicht entriſſen würde.
„Freundſchaft, und Menſchenliebe — zwey
„heilige Pflichten — fordern mich auf.
„Ihr Herz, das die Feſtigkeit eines Man-

„nes zu haben ſcheint, zu erweichen. Folgen
„Sie dieſen Pflichten, ſo wie ich! —
„zittern Sie vor den Thränen, die vielleicht
„bald — wenn Sie nicht Retter ſeyn wollen
„— am Grabe der beſten Tochter flieſſen
„werden! zittern Sie vor dem Fluche
„eines gebeugten Vaters, einer zu Grunde
„gerichteten Mutter, dem Sie nie — niemals
„entgehen können!“ — —

Ein Thränenſtrom ſtürzte aus den Augen des vortreflichen Mannes. Mir gieng dies alles durchs Leben. Ich zitterte; — er ergriff treuherzig, und gerührt meine Hand, und ſezte hinzu:

„Nun! lieber Sonnenthal! was wollen
„Sie thun?

J. „Ach Gott! Herr Obriſt! wie gern! —
„o! ich möchte verzweifeln, daß ichs nicht
„kann. Ich bin ſchon verbunden“ —

O. „Verheyrathet? — wie?“ —

J. „Das nicht, lieber Obriſt! aber ſo gut, als
„vermählt mit einem Mädchen, die ich liebte,
„ehe ich in dieſes Haus kam.“

O. „O! da erbarme ſich Gott unſrer aller!“ —

Hier trat er an's Fenſter; trocknete ſich von neuem ſeine Thränen; Schmerz und Verzweiflung war auf ſeiner Stirn gezeichnet; einige Minuten arbeitete er mit den Ausbrüchen ſeines heftigen Gefühls. Dann wandte er ſich wieder zu mir, und ſagte in einem haſtigen Tone:

„Und ihre Verbindung iſt unauflöslich?“

J. „Ja! Herr Obriſt!“

O. „Genug! nun kein Wort mehr! Treue iſt
„das Gepräge eines Deutſchen. Der Schwede
„ſoll Sie nicht zur Untreue verleiten. Gott
„geb' Ihnen Kräfte, Eleonorens Tod zu
„ertragen! und mich bewahre er vor einem
„ähnlichen Schickſal!“ —

Mit dieſen Worten verließ' er mich ſchnell; und von der Stund an ſah' ich auf den Geſichtern der ganzen Familie nichts als nagenden Schmerz und bittre Verzweiflung verbreitet.

Heute früh kam der Arzt wieder. Er fand das Fräulein im Bette; ſie konnte vor Schwachheit nicht aufſtehen. Er ſagte mir, daß ihre Zufälle immer gefährlicher würden, und daß beſonders ihr kühnes Unternehmen ins Begräbniß zu gehen, eine große Zerrüttung ihrer Natur angerichtet habe.

Wie mir bey der Sache zu Muthe iſt, liebſte Friederike! kannſt du dir leicht vorſtellen. Ich muß alle Kräfte meiner Vernunft aufbieten, und meine ganze Standhaftigkeit anſtrengen, um nicht unter den Laſten dieſes traurigen Schickſals zu erliegen. —

He! ich werde zum Fräulein gerufen. Ein neuer Sturz! Gott helfe mir ihn überſtehen?

den *** früh.

Beſte Friederike!

Ein trauriger Abend war der geſtrige, und eine quaalvolle Nacht die izt verfloſſene für mich! — Das Fräulein war aufgeſtiegen, und befand ſich etwas beſſer, als früh. Ihre Mutter, und ihre Schweſter waren bey ihr im Zimmer. Natalie las ihnen aus dem Tod Abels laut vor.

„Verzeihen Sie uns, lieber Sonnenthal!“ ſagte die Mutter, da ich eintrat,

„daß wir Sie in ein Krankenzimmer bemü„hen! Lorchen verlangte mit Ihnen zu ſpre„chen, mit ihr machen Sie es aus.“

Ich bezeigte mein Vergnügen über ihre Gütigkeit, und fragte das Fräulein nach ihrem Befinden.

„Beſſer, als ich ſelbſt erwarte, lieber Son-
„nenthal!“

antwortete ſie,

„hab' ich Sie doch ſo lange nicht geſehen!
„ſind Sie verreiſet geweſen?“ —

Bey dieſen Worten faßte ſie meine Hand, und fuhr fort:

„Wo ſind Sie denn ſo lange geweſen?“

J. „Auf meinem Zimmer, mein Fräulein!“

E. „So lange?“

J. „Ich habe Sie heute früh geſprochen! es
„wird Ihnen entfallen ſeyn.“

E. „Doch! ja! da ſehn Sie, wie's einer Kran-
„ken geht. Man vergißt alles. Sezen Sie
„ſich doch zu uns!“

Ich nahm neben ihr Platz, und wurde gewahr, daß ſie mich ſtarr von der Seite anſah. Einige Minuten ſchwieg ſie: dann ſagte ſie:

„Nein! ſetzen Sie ſich weg! es ſchickt ſich
„nicht.“

„Warum denn nicht, liebe Tochter?“ verſezte die Mutter.

„Herr von Sonnenthal iſt ja unſer
„Freund.“

E. „Ja! — aber auch der Freund — doch
„ſtill! ich hätte bald irre geredet.“

„Ich fühle mich glücklich an Ihrer Seite,
„mein Fräulein!“

ſagte ich, indem ich ihre Hand zu meinem
Munde führte,

„erlauben Sie mir!“

E. „Glücklich? — Ach ja! das ſind Sie!
„aber ich Arme?“ —

Einige Thränen folgten dieſen Worten. Sie
ſah' mich wehmüthig an.

„Auch Sie werden glücklich ſeyn, beſtes
„Fräulein!“

ſagte ich.

E. „Dächten Sie? — Ja! im Grabe! in
„jener Welt!“ —

J. „Auch hier! dieſe Welt hat auch Freuden
„für die Menſchen.„

E. „Wie Sie ſchwatzen können! ich glaub' es
„bald. Wenn ich Ihnen lange ſo zuhörte,
— gewiß, Sie würden mich überreden,
daß die Welt ein Elyſium wäre, und
„ſie iſt doch nichts, als ein Jammerthal.

„Wiſſen Sie was? — erzehlen Sie mir „doch was von Friederiken!“

J. „Auch ſie wünſcht Ihnen Freuden, und „Glück.“

E. „Die Gute Seele! — aber ich bin ihr „doch gram“ —

Hier wurde die Generalin ſo gerührt, daß ſie, um ihre Thränen zu verbergen, von uns weggieng, und zum Fenſter hinaus ſah. Natalie ſagte:

„Ey! Pfui doch, Lorchen! Du muſt ihr „nicht gram ſeyn. Sie iſt gewiß ein gutes „Mädchen: denn ſonſt könnte ſie nicht ſolche „hübſche Briefe ſchreiben.“

E. „Ach! ich weiß nicht, was ich rede?„

N. „Du muſt dich hübſch beſinnen, wenn du „was reden willſt!“

E. „Freylich! — Ja! Herr von Sonnenthal! ich wollt' Ihnen doch was erzehlen. „Sie wiſſen, ich hab' Ihre Friederike in „meinem Leben nicht geſehen. Aber vergangene Nacht erſchien ſie mir im Traum. „Ach! es war eine herrliche Geſtalt — „noch ſchöner, als Sie ſind, Sonnenthal! — Sie küßte mich hieher auf meine

„Stirn, und ſagte: Friede ſey mit dir! — „ich kannte ſie gleich, und küßte ihre Wange — Ach! es war eine ſchöne, weiche, „zarte Wange. — Da ſagte ſie: gieb mir „deine Hand, Schweſter! — ich gab ſie „ihr hin! und ſie nahm meine Hand," und „legte ſie in die Ihrige, lieber Sonnenthal! denn ſie ſtanden gleich hinter ihr. „Sie nahmen auch meine Hand; aber ein „Rabe ſezte ſich auf meinen Kopf — es „war drauſſen in unſerm Garten — und da „wachte ich auf. Sehen Sie! Sonnenthal! — nun ſollen Sie mir den Traum „auslegen."

J. „Ich möchte mich irren, beſtes Fräulein! „muthen Sie mir das nicht zu!"

M. „Ach! laß doch Lorchen! Träume ſind „Gäumie."

E. „Wie du's verſtehſt! — Mama! haben „Sie's gehört?"

G. „Nein! liebes Lorchen!"

E. „Ach! ich kann's nicht noch einmal erzehlen! warum gehen Sie auch weg? kommen Sie wieder her! ich fürchte mich vor „Sonnenthalen allein. Er hat mich nicht „lieb; und da kann ich ihm nicht trauen."

„Mädchen! beſinne dich!“

ſagte die Generalin, indem ſie ſich wieder zu uns ſezte,

„Du beleidigeſt unſern Freund!“

E. „Was? — was hab' ich geſagt? —
„ſagten Sie nicht, Mama! ich hätte Sonnenthalen beleidiget? — Nein! das
„wolle Gott nicht! — hab' ich das lieber
„Sonnenthal? — Ach! ich will's Ihnen
„abbitten —

Mit dieſen Worten warf ſie ſich um meinen Hals, und fuhr fort:

„Vergieb mir kranken Mädchen! du biſt ja
„mein Erwählter! wie könnte ich dich beleidigen?“ —

Meine Reſignation war hin; ich wollte eben dem Fräulein antworten, als ſie ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück ſank mit dem Ausrufe:

„Ach Gott! ich glaube gar, ich bin eine
„Buhlerin!“

Einige Minuten lag ſie ohne Beſinnung. Schrecken und Klagen waren die Folgen bey uns. Da wir ſie wieder ins Leben gerufen hatten, waren ihre erſten Worte:

„lieber Gott! wie wohl war mir? wenn ich
„doch ſo geſtorben wäre!“ —

Mutter und Schweſter waren in Todesangſt; ich beruhigte ſie aber ſo ziemlich wieder, und Eleonore ſchien ſich durch dieſe Ohnmacht ſehr erholet zu haben.

Izt ſtand ſie auf, ſezte ſich an ihren Flügel, und ſagte:

„Singen Sie mir einmal die Arie: Glück
„der Menſchheit! mächt'ge Liebe! ich will
„ſpielen.“

Sie ſpielte die Arie, die ich ihr nachſang mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit: dann ſtand ſie auf, und ſagte:

„nun ſpielen Sie mir auch eine! ich will ſingen:
„Eleonore fuhr ums Morgenroth —

J. „Ich habe keine Compoſition dazu.“

E. „Wahr! — was will ich denn? — ich
„kann mich auch auf nichts beſinnen —

Ich fiel in die Graunſche Arie, aus dem Tod Jeſu:

Ein Gebet um neue Stärke, ꝛc.

„Ja! ja! herrlich! Stärke brauch ich,“ ſagte ſie, und ſang mit eben der Fertigkeit, als ſie vorher geſpielt hatte.

Da wir durch waren, ſpielte ich ihr noch einige neue Stücke von Andre vor, die ſie noch nicht kannte, und durch dieſes Mittel zerſtreute ich die Irrgeiſter ihrer Phantaſie ſo gut, daß ſie, ziemlich ſich gleich blieb, bis ich meinen Beſuch endigte. Sie nahm ſehr ruhig von mir Abſchied, und bat mich, ſie alle Tage zu beſuchen, wenn ſie nicht zur Geſellſchaft kommen könne.

So abwechſelnd, liebe Friederike! iſt der Zuſtand des armen Fräuleins; und ſo verfällt ſie oft in Irreden, die von der Zerrüttung ihrer Seelenkräfte zeugen. Gott! wie ſoll das noch ablaufen? — was wird es für ein Ende nehmen mit ihr? — ich zittre vor dem Ausgange. Ach! Friederike! — wohl dir, daß du dergleichen Leiden nicht haſt, die eine ſolche Lage, wie die meinige verurſachet! preiſe dein Glück, und habe Mitleiden mit mir, wenn ich nicht allemal recht thue!

Vergangene Nacht hab' ich faſt kein Auge zugethan. Immer ſchwebte das Bild der leidenden Eleonore vor meinen Augen, und quälte mich. Ich ſuchte es durch die Vorſtellung des deinigen zu verdrängen. Aber vergebens! das Gemälde der leidenden Unſchuld war anziehender, als das, der glücklichen Tugend. So ſtark würkt bey dem Menſchen der Eindruck des gegenwärtigen, zum Nachtheil des entfernten! und das — meine Friederike! war denn eine der Schwachheiten, die mir dein edles Herz vergeben wird.

Heute iſt das Fräulein ſehr leidlich: Sie hat eine ziemlich ruhige Nacht gehabt. O! möchte doch ihre ſonſt gute Natur ſiegen! — ich habe immer noch Hofnung dazu.

den *** Abends.

In ſechs Tagen hab' ich dir nicht ſchreiben können, meine Geliebte. Theils hatten wir Beſuch, und ich muſte bey der Geſellſchaft bleiben; theils thaten wir, um das Fräulein aufzuheitern, kleine Luſtfahrten, und da durſte ich nicht dran denken, zu Hauſe zu bleiben. Der Obriſt iſt noch hier, und wir haben die vertrauteſte Freundſchaft mit einander errichtet. Er ſpricht, meine ſtandhafte Treue für dich, liebes Mädchen, müſſe ihn entzücken, ob er gleich um Eleonorens willen wünſche, daß ich weniger beſtändig ſeyn möchte. Es ſcheint, als ob er das Fräulein ſehr liebte, und vielleicht — iſt dieſer vortrefliche Mann noch beſtimmt, der Sache noch ein glückliches Ende zu machen.

Eleo=

Eleonore war die Tage her ſehr leidlich. Sie konnte unſre Luſtfahrten mit machen, und nur ſelten wandelten ihr Zufälle von ausbrechender Melancholie an, denen ſie am meiſten unterworfen zu ſeyn ſcheinet.

Vorige Nacht aber hat ſichs wieder ſehr mit ihr verſchlimmert, und heute früh konnte ſie kaum aus dem Bette aufdauern. Man ſchikte ſogleich nach dem Arzt, und izt erwartet man ihn alle Minuten. Der gute Arzt! Er mag ein braver geſchickter Mann ſeyn; aber er iſt nicht der Arzt des Fräuleins. —

Mein Freund Löwenkampf iſt ganz untröſtlich: denn er liebt ſeine edle Schweſter ungemein. Da ſaß er heute einige Stunden auf meinem Zimmer — jammervoll, mit auf den Boden gehefteten Blicken; und ſeine Thränen tröpfelten ſeine Wangen herab.

Ich ſah's ihm an, daß ſein Herz wünſchte, ich möchte ſeine Schweſter retten können. Aber — das unüberſteigliche Hinderniß ſeiner Wünſche kennend — getraute er ſich nicht, mir nur ein Wort davon zu ſagen. Ich ſuchte ihn zu ermuntern, und bat ihn, nicht alle Hofnung ſinken zu laſſen. Aber ſeinem überaus weichen empfindſamen Herzen waren meine Troſtgründe, nur Vermehrungen ſeines Schmerzes. Bald darauf fragte er mich:

„Sag' mir doch, Sonnenthal! iſt denn
„Bergner noch immer bey deinem Onkle?“

Mir drang dieſe Frage — ich weiß nicht warum? — wie ein Schwerd durch meine Seele. Der Name Bergner erſchreckte mich ungemein. Ich antwortete:

„Daß ich es nicht anders wiſſe.“

„Und du biſt ſo ruhig dabey?“

ſagte er dann.

J. „Warum? — ich wüſte nicht, was mich
„ſeinetwegen beunruhigen ſollte?“

Er ſchwieg; ich auch. Aber ich fiel über ſeinen Einfall, in ein tiefes Nachdenken. Bald darauf ſagte Löwenkampf wieder:

„Wie? wenn nun Bergner deinen Ver-
„luſt Friederiken erſetzen könnte?“

J. „Du haſt ſonderbare Einfälle, Bruder!“

L. „Wir wären dann alle glücklich.“

Ich merkte wohl, wo er hinaus wollte, und ſagte daher:

„wir werden es ohne Bergnern ſeyn.“

Er ſtand von ſeinem Stuhl auf, rufte aus:

„Ach! meine arme unglückliche Schweſter!

und verließ mich. Sein Schmerz gieng mir durch's Leben; ich folgte ihm nach, um ihm noch etwas zu ſeiner Beruhigung zu ſagen, und fand ihn auf ſeinem Zimmer, wo er ſich auf einen Sopha geworfen hatte, und in Thränen ſchwamm.

„Laß mich allein Bruder!“

ſagte er, da ich hinein trat,

„daß ich meinen Schmerz ausweinen kann!
„ich bitte dich bey unſrer Freundſchaft: laß
„mich allein!

Ich muſte mich alſo entfernen. Abends bey Tiſche wurde wenig geſprochen. Der General aß nichts. Oft ſah' er nach der Uhr; ob es nicht bald Zeit ſey, daß der Doctor kommen werde? — ich ſprach unterſchiedenes mit dem Hofmeiſter; aber Schmerz und Traurigkeit ruhte auf allen Geſichtern, und verſcheuchte alle Unterhaltung. Der Obriſt fieng endlich an, einige ſchöne Handlungen von ſeinem König zu erzehlen. Aber niemand hörte drauf. Er muſte wieder abbrechen. —

den *** früh

Dieſe Nacht um ein Uhr iſt der Arzt angekommen. Der Obriſt kam zu mir, da ich noch zu Bette lag, und brachte mir folgende traurige Nachricht: der Arzt habe verſichert, daß er den Zuſtand des Fräuleins weit ſchlimmer finde, als da er ſie verlaſſen habe: ſie ſey ſchlechterdings nicht zu retten, wenn nicht der Kummer ihres Herzens gehoben würde, man müſte mich durchaus zu bewegen ſuchen, ihr meine Hand zu geben, auſſerdem würde eine Verzehrung überhand nehmen, die ſie mit ſchnellen Schritten ins Grab ſtürze. — Man habe ſich daher entſchloſſen, noch einen Verſuch auf meine Beſtändigkeit zu thun; und dies Geſchäft habe der General ſelbſt übernommen. Ich ſolle mich alſo auf ſeinen Beſuch bereit machen, und — wofern nur irgend eine Möglichkeit da ſey, ſeine Bitte zu erfüllen, — ſo ſolle ich die Ruhe einer Familie wieder herſtellen, die durch den Verluſt des Fräuleins auf ewig dahin ſey. —

Der Obriſt verließ mich bald wieder, und ich hatte Zeit, meine Kräfte zu ſammlen, womit ich den Angriff des gebeugten Vaters auszuhalten gedachte. Aber — mein Gott! — ich hätte mehr, oder — daß ich Recht ſage! —

weniger als Menſch ſeyn müſſen; wenn ich das ſchreckliche Gefühl der Leiden, die mir dieſer Vater vorklagte, hätte unterdrücken, — wenn ich ganz hätte ſiegen ſollen! — Ach! Friederike! — du wirſt meine Niederlage bejammern; aber deine edle Seele wird mir meine Rechtfertigung erleichtern.

„Iſt der Obriſt bey Ihnen geweſen?"

fragte der General, da er ſich in meinem Zimmer niedergeſezet, und ſich ſeine Pfeife angezündet hatte.

J. „Vor einer Stunde, Herr General!"

G. „Hat er Ihnen geſagt, wie ſchlecht es mit „meiner armen Tochter ausſieht?"

J. „Er hat mich dadurch in unausſprechliche „Traurigkeit verſezet."

G. „Sie wird uns ſterben, Sonnenthal!"

J. „Gott kann ſie auch erhalten, Herr General! noch gebe ich meine Hofnung nicht „auf."

G. „Aber vor menſchlichen Augen? —

J. „Auch da findet noch keine Verzweiflung „ſtatt."

G. „Sie reden das wider Ihre eigene Ueberzeugung! — Doch hätten Sie das gute

„Mädchen vergangne Nacht geſehen! —
„O! Sonnenthal; wenn Sie da hätten
„hart bleiben können!“ —

J. „Ich bin niemals hart, Herr General!“

G. „Ich bin's. Habe manche gute Menſchenſeele,
„ohne Rührung, ihre Hülle verlaſſen
„ſehen. Immer dachte ich: das iſt
„einmal das Looß der Menſchheit! wer heute
„ſtirbt, iſt morgen loß; wir müſſen doch
„alle einmal dran. So gar eine Geliebte
„iſt mir einmal in meinen Armen geſtorben.
„Gott nehme deine Seele in Frieden auf!
„ſagte ich; wiſchte mir ein paar Thränen ab,
„und weinte keine wieder. Meine Beſtimmung
„lehrte mich, dem Tode, mit kaltem
„Blute entgegen zu ſehen; und da war
„mir's nichts um eines Menſchen Leben.
„Aber — dort war ich noch nicht Vater; —
„ich ſah' noch kein geliebtes, zu Grunde gerichtetes
„Kind an den Pforten des Grabes.
„Ach Sonnenthal! das iſt ganz etwas anders.“

J. „Ich glaub' Ihnen das; und — ob ich
„gleich nicht Vater bin; ſo fühle ich doch die
„ganze Gröſſe des Verluſts, womit ſie bedrohet
„werden.

G. „O! Sonnenthal! wenn Sie das würklich fühlten!“ —

J. „Zweifeln Sie nicht daran, Herr General!“

G. „Gut! wenn Sie das fühlten — ſage ich — es mit ganzer Seele fühlten! ſo würden Sie auch die Rettung der Kranken wünſchen.“

J. „Die wünſche ich von ganzer Seele.“

G. „Und etwas thun zu dieſer Rettung.“

J. „Alles, was ich kann, Herr General!“

G. „O! Sonnenthal! Sie könnten viel, wenn Sie nur wollten.“

J. „Ihr Vorwurf kränkt mich. Ich bin unſchuldig an dem Leiden des Fräuleins.“

G. „Das weiß ich. Wir alle ſind davon überzeugt; und Gott ſoll mich davor bewahren, daß ich Ihnen einen unverdienten Vorwurf machen ſollte. Auch iſts gar nicht ſo gemeint. Sie kennen mich, daß ich nicht heuchele. Aber Sie ſind doch immer der Mann, ohne welchen wir unſre Tochter nicht verlören.“

J. „Schrecklich genug für mich, daß ich unverſchuldet dieſer Mann bin! Aber —

„Herr General! — ich errathe Ihre Vorſchläge; — ſie würden mir zur Ehre gereichen, und — ich zweifle nicht — auch mein Glück befördern. — Nur ältere Verbindungen; — unfehlbar hat Ihnen der Herr Obriſt“ —

G. „Alles geſagt. Ich weiß alles. Ich bin überzeugt, daß Sie als ein ehrlicher Mann anders nicht handeln können. Aber — wie wenig Beruhigung gewährt dieſe Ueberzeugung meinem väterlichen Herzen! — Ach! Sonnenthal! ich bitte Sie um alles was heilig iſt! ſtellen Sie ſich an meinen Platz, und ſagen Sie mir, was würden Sie wünſchen? was würden Sie thun?“ —

J. „Ihre Frage entſezt mich,“ Herr General! — ich muß es bekennen, als Vater würde ich das thun, was Sie wollen. Nur beantworten Sie mir auch die Frage: was thäten Sie an meiner Stelle?“

G. „Ich würde doch wenigſtens einen Verſuch wagen, der Sache eine andre Wendung zu geben. Aber Sie — verzeihen Sie mir dieſen Ausdruck! — Sie verwerfen auch ſogar dieſen Verſuch. Wenn das nicht ein wenig hart iſt, Sonnenthal!“ —

J. „Herr General! die gerechte Liebe zu Ihrem
„vortreflichen Kinde lehrt Ihnen eine
„Sprache, die ich bey Ihnen nicht gewohnt
„bin — die Sprache“ —

G. „Des väterlichen Schmerzens — der
„väterlichen Verzweiflung! — eine ſchreckliche,
„Mark und Bein erſchütternde Sprache.
„Herr von Sonnenthal! — möchte
„Sie Gott einmal davor bewahren, daß
„Sie dieſe Sprache nie führen dürften! —
„möchten Sie niemals fühlen, was es heiſt,
„das Kind ſeiner Liebe, die ſchönſte Blume
„der Natur — im Lenze der Jugend, abbrechen,
„und vermodern zu ſehen! —
„möchten Sie nie dieſe Qualen empfinden,
„die mein väterliches Herz zerfleiſchen, wenn
„ich mich dem jammervollen Lager meiner
„unglücklichen Tochter nähere, — und ihr
„mattes Auge, ihre gebleichte Wange nach
„Rettung zu ſchmachten ſcheint, und —
„keine Erbarmung, keine Hülfe da iſt! —
„O! Sonnenthal! — dann würden Sie
„auch meine Sprache führen, wenn Sie
„meine Leiden hätten — Heute ſagt mir
„der Arzt, es iſt unmöglich, ſie iſt ſchlechterdings
„nicht zu retten, wenn ihrem Kum-

„mer nicht abgeholfen wird, — Ihr Temperament, ihr weiches Herz — alles trägt dazu bey, — Sie müſſen das äuſſerſte thun, den jungen Mann auf andere Gedanken zu bringen, — das Uebel iſt einmal da, — und was er alles noch weiter ſagte, daß ich thun müſſe! — Ach! Sonnenthal! wiſſen Sie denn gar kein Mittel, meine Tochter zu retten, ohne daß Ihre Pflichten darunter leiden?“ —

J. „Wenn ich der bin — allein der bin, der retten kann; ſo weiß ich kein anders Mittel, als meiner Friederike zu entſagen. Und — wenn ich auch meine unbegränzte Liebe zu dieſem vortreflichen Frauenzimmer nicht in Anſchlag bringen wollte; was würde ſie zu dieſer Treuloſigkeit denken?“

S. „Verzeihen wird ſie Ihnen, daß Sie der Menſchenliebe, der Freundſchaft ein ſo großes Opfer brachten, — bewundern wird ſie die Größe Ihrer Seele, wenn Sie einem ſchönen blühenden Mädchen entſagen konnten, um ein krankes, zu Grunde gerichtetes Frauenzimmer vom Tode zu retten; — billigen und rühmen wird ſie die-

„ſen Entſchluß, wenn ſie anders die hohe
„Tugend beſizt, die Sie ſo oft an ihr gerühmt
„haben. Denn alsdenn nur verdient
„der Menſch groß genennet zu werden, wenn
„er ſeine beſten Vortheile, ſeine liebſten
„Wünſche dem Glück und der Ruhe ſeiner Nebenmenſchen
„aufopfern kann. Beſter Sonnenthal!
„verkennen Sie Ihre Geliebte
„nicht! geben Sie ihr Gelegenheit zu einer
„weiblichen Heldenthat! — thun Sie ſelbſt
„eine! erfüllen Sie unſre Wünſche! ich und
„meine ganze Familie werden Sie dafür,
„wie einen Gott verehren, der uns unſre
„Tochter, unſre Schweſter gerettet hat! —
„bedenken Sie das Verdienſt, das Sie ſich
„damit um die ganze Menſchheit erwerben!
„— o! wenn ſolche Gründe Ihr
„Herz nicht erweichen können; was ſollt'
„ich von einem Manne denken, den wir
„zeither nur zu bewundern, Urſache gehabt
„haben?“ —

J. „Vortreflicher Mann! Ihre Gründe ſind
„ſehr wichtig. Ich ſeh' es ein. Aber mein
„Herz iſt in einer ſchrecklichen Lage. Geben
„Sie mir Bedenkzeit bis morgen, daß ich
„mich ſammlen, und die ganze Sache meiner

„ner Friederike vorlegen kann. Denn thue
„ich Ihnen vielleicht einen Vorſchlag,, der
„der einzige iſt, welchen ich wählen kann.
„Ich werde vielleicht Friederiken ſchreiben,
„ob ſie mich von meinen Verbindlichkeiten
„loßſprechen will? — iſt dann ihre Großmuth
„dazu bereit; ſo ſollen Sie ſehen, daß
„ich auf Koſten meines ganzen Herzens,, —
„doch mit Vergnügen, Ihre Wünſche erfüllen
„will. Unwerth der Ehre Ihrer
„Freundſchaft würde ich mich ſchämen, wenn
„ich den Vorwurf verdienen ſollte, daß ich
„gar nichts zur Rettung des Fräuleins hätte
„beytragen wollen.“

Hier ſtand der ehrwürdige Mann von ſeinem Stuhle auf, ſchloß mich in ſeine Arme, küßte, und benezte mit ſeinen ſchönen männlichen Thränen, die ihm die Freude auspreßte, meine Wange, und ſagte:

„Nun! tauſend Dank meines Herzens ſey
„Ihnen für dieſen Entſchluß! ich ſehe, ich
„habe mit einem Helden gekämpft. Aber
„ich rühme mich nicht des Sieges. Sie
„ſchenkten mir ihn aus Großmuth. Ewiger
„Lohn ſey Ihnen dafür von Gott, dem
„einzigen Belohner der Tugend! — die

„Bedenkzeit ſey Ihnen vergönnt! aber izt „kommen Sie mit mir zu unſrer Kranken! „wir wollen ſie tröſten.“

J. „Ja! Herr General! aber ich rathe nicht, „ſie mit meinem Entſchluß zu überraſchen. „Solche plötzliche Uebergänge zur Freude „haben oft ſehr nachtheilige Folgen.“

G. „Recht! kommen Sie nur!“

J. „Laſſen Sie mich allein handeln! ich verſpreche Ihnen Genugthuung, mit Vorſicht.“

Hierauf giengen wir ins Krankenzimmer. Die Generalin, Fräulein Natalie, der Obriſt, und der Arzt ſaſſen um Eleonoren herum. Das Fräulein ſaß angekleidet auf einem Sopha, und hörte dem Obriſten zu, der ihr Anecdoten von ſeinem vortreflichen Könige erzehlte, welche ſie überaus gern hört.

Ich leugn' es nicht. Ihr melancholiſcher Anblick drang mir durch die Seele, und beſtärkte mich in dem Entſchluſſe, den ich zu faſſen beginnen wollte. Sie ſah überaus blaß, aber doch ſchön, wie die leidende Unſchuld, und die gekränkte Liebe; — eine blühende Lilie, die von ihrem Stamm geſchnitten, und des Safts ihrer Wurzel beraubt, anfängt zu verwelken, und ihre herrliche Blüthe ſinken läßt! —

Man bat mich, bey ihr auf dem Sopha Plaz zu nehmen. Der General nahm eine heitre Miene an, und winkte dem Obriſten mit den Augen, als ob er ſagen wollte, es wäre ein wichtiger Schritt gethan. Der Obriſt ſagte:

„Nun da kann ich aufhören! Sonnenthal „wird vielleicht unſrer Patientin etwas zu „ſagen haben.“

Ich verſicherte das Fräulein, daß ich ſie beſſer befände, als mir meine Furcht vor einem ſchlimmen Befinden vorgeſtellt habe. Zugleich ſagte ich ihr, daß ich mich darüber freue, und ihre baldige Geneſung gewiß hoffe.

„Ich wünſche es,“

antwortete ſie,

„um meiner guten Eltern Willen, um aller „derer Willen, die mich lieben. Ich will „gern alles dulden, was mir Gott zuſchikt — „wenn nur ſie beruhiget werden. Im „Grabe iſts freylich beſſer.“ —

„Weg mit den Todesgedanken! liebes „Lorchen!“

ſagte der General,

„Du muſt mir noch Freude machen auf „meine alten Tage. Ich muß noch ein

„ganz Duzend hübſcher Enkelchen von dir „ſehen. Nicht wahr, Herr von Sonnen„thal? das iſt billig.“

J. „Ich zweiſle nicht daran; Das Fräulein „hat eine gute Natur, ſie wird ſiegen.“

E. „Wenn ich nicht im Kampfe erliege!“

G. „Nein! Lorchen! es wird noch alles gut „werden. Nicht wahr, Herr von Son„nenthal?“

J. „Gott prüfet Ihre Geduld, Fräulein! „um ſie am Ende deſto reichlicher zu be„lohnen.“

E. „Dächten Sie, Sonnenthal?“

J. „Ja! gnädiges Fräulein! man müßte die „Vorſehung verkennen, um das nicht zu „glauben.“

E. „Und ich hab' immer gedacht. Gott hat „mich von ſeinem Angeſicht verworfen, und „mich ſo tief fallen laſſen, weil ich ein ſo „eitles, ſtolzes Geſchöpf war.“

„O Nicht doch, liebe Tochter!“

ſagte die Generalin hier,

„das warſt du ja nicht — vielmehr immer „ein gutes Mädchen. Ich bitte dich: mach

„dir keine ſolchen ſchwermüthigen Gedanken! du betrübſt uns alle damit!“

„Ach! ich weiß oft nicht, was ich rede,“ erwiederte Eleonore, indem einige Thränen aus ihren Augen quollen,

„haben Sie Geduld mit mir ſchwachen Mädchen! — auch Sie verzeihen mir, Herr von Sonnenthal, wenn ich Ihnen manchmal ſo einfältig widerſpreche! ich kann nicht mehr ſo ſcharf denken, wie ſonſt.“

J. „Wenn Sie auch Verzeihung nöthig hätten, mein Fräulein; ſo wiſſen Sie ſelbſt, daß Sie gerade die Perſon ſind, die bey mir am meiſten darauf Anſpruch machen kann!“ —

Sie ſah zur Erde nieder, und ſchwieg. Düſtres Nachdenken ruhte auf ihrer Stirn. Sie ſchien ihre Verſtandeskräfte zu ſammlen, um das entziffern zu können, was ich geſagt hatte. Während deſſen trat Fräulein Natalie an meine Seite, legte ihren Arm auf meine Achſel, und betrachtete wehmuthsvoll ihre leidende Schweſter. Worauf dieſe ſich nach Natalien umſah, und ſagte:

„Thuſt du doch ſo vertraut mit Sonnenthalen, als ob du ſeine Braut wärſt!“

„O! er mag mich indeſſen auf immer dafür annehmen,

erwiederte das naive Fräulein,

„bis du wieder geſund biſt! hernach will ich dir ihn ſchon wieder geben."

Wir alle lächelten darüber, als über einen unſchuldigen Spaß. Aber Eleonore verſezte:

„Nein! liebe Natalie — du mußt mir ihn gleich wieder geben, ſonſt" —

Hier ſtokte ſie, und gerieth in Verwirrung, als ob ihr einfiele, daß ſie etwas unanſtändiges geſagt habe: ſchüchtern ſah ſie mich an, und fuhr fort:

„Da ſehen Sie, Sonnenthal! was ich wieder unverſtändig redete!

„Keineswegeſ, gnädiges Fräulein!"

ſagte ich,

„es ſcheint vielmehr, als ob Ihnen eine geheime Ahndung etwas ſagte, was unſern Augen noch nicht enthüllt iſt.

Hier ſah ſie mich mit einem feſten bedeutenden Blick an, wandte darauf ihre Augen nach ihrem Vater, als ob ſie ihn um eine weitere Erklärung fragen wollte. Ich winkte ihm aber zu ſchweigen, und hielt es nunmehr für Zeit, dieſe Scene abzubrechen.

Wir ſprachen noch eine halbe Stunde von gleichgültigen Dingen. Dann entfernte ich mich wieder. Beym Abſchiede fragte ich Fräulein Eleonoren, ob ſie etwas an dich zu beſtellen habe, weil ich noch heute an dich ſchreiben wolle?

„Mein leztes Lebewohl!“

ſagte ſie mit einem feſten, aber zärtlichen Blick.

„wenn ich kann, will ich ihr noch ſelbſt
„ſchreiben, eh' ich ſterbe.“

„Das werde ich nicht ausrichten, beſtes
„Fräulein!“

antwortete ich

„Lieber Nachricht von Ihrer Beſſerung, —
„die will ich ihr geben.“

Es war Zeit, daß ich aufbrach: denn mein Herz hätte zerſpringen mögen, für Betrübniß über den Zuſtand der armen Eleonore. Und nun, liebes Mädchen! — nun will ich mich ſammlen, um einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen. Grauſames Verhängnis! dir, oder Eleonoren muß ich das Herz brechen! —

den *** Abends.

Ach! Friederike! das war ein merkwürdiger Tag meines Lebens, der heutige! — aber auch ein ſchrecklicher Tag! — O! was hab' ich gethan? — und was wirſt du denken, Allertheuerſte! wann du leſen wirſt, was ich heute gethan habe? — Dieſer Abend iſt ſo trübe, ſo düſter, ſo öde, wie meine Seele, recht als ob die ganze Natur mit ihr trauerte. Aber wie oft die niedergeſchlagene Seele ihr Trauren durch Stürme der Leidenſchaft unterbricht, die alsdenn die ganze Maſchine des Menſchen erſchüttern; — ſo tobt es auch in der Natur; Stürme brauſen, Winde heulen, und ein heftiger Regen rauſcht vom waſſerſchwangern Horizont herab, deſſen ſchwere Wolken ſich erſt in düſtrer Dämmerung langſam zuſammen zogen.

So, liebſte Friederike! iſt die Natur oft das Gemälde des menſchlichen Herzens, und menſchlicher Schickſale. Ach! ſie iſt es izt auch von dem meinigen. Lange hab' ich am Fenſter geſtanden, von ſchrecklichen Bewegungen meiner Seele durchfoltert, und habe mit Entzükken zugeſehen dem gräßlichen Schauſpiele der Natur; gefühlt hab' ich die Sympathie zwiſchen mir und dieſem Sturme, und kaum konnt' ich mich wieder davon losreiſſen. Mit unausſprechlichem Geize zog ich in mich hinein, was meine öde, düſtre Phantaſie nähren konnte.

Dann ſezte ich mich nieder — um dir zu ſchreiben, meine ewig Geliebteſte! — was ich gethan habe — dir zu klagen die Quaalen meines Herzens, welche, als Folgen meiner That, mich bey allem, was der gewöhnliche Menſch Glück nennen würde — zum unglücklichſten unter dem Monde machen. Ach! mich liebte ein himmliſches Mädchen, — und — was that ich, Friederike! du, mir dieſes himmliſche Mädchen? — entſagte ich dir? — Gott! was mich dieſer Gedanke darnieder ſchmettert! — wie der Blizſtrahl die ſtolze, emporragende Eiche — hab' ich dir entſagt? — kannſt du's glauben, geliebteſtes Mädchen? — ja! ich hab's gethan! — doch nein! ich hab's nicht gethan, — nicht ganz. Noch hab' ich Untreue nicht an dir, du Engel! verübt.

Ach! Friederike! — ich weiß nicht, wo meine Vernunft iſt? — ich weiß nicht, was — und wie ich dir's ſagen ſoll? — daß du mich nicht verabſcheueſt als ein Ungeheuer, — meinen Namen aus deiner Bruſt vertilgeſt, und —

mein Andenken verfluchest! — Doch — was ſchreib' ich? — ich unſinniger! — kann ich mich ſo vergeſſen, dich einer ſo niedrigen Rache fähig zu halten? — dich — du Heilige! — Ach! vergieb mir dieſe Läſterungen! vergieb ſie einem Manne, der dein ganzes Mitleiden verdient! — Nein! meine ewig theureſte! haſſen, verabſcheuen wirſt du mich nicht; aber bejammern wirſt du einen Elenden, der ein Opfer ſeiner Zärtlichkeit wurde! — O! ſo weine denn mit mir heilige Thränen der Menſchenliebe, und des Mitleids über mein Schickſal — über das deinige, und — über das traurige Verhängniß der gebeugten Eleonore! — denke, daß nichts uns Menſchen, — uns ſchwache Geſchöpfe betrift, als was von dem kömmt, der allein unſre Schickſale, in ſeiner großen Waage der Vorſehung abwiegt! —

O! des göttlichen, himmliſchen Gedanken, — des wonnevollen Glaubens, daß es eine Vorſehung giebt, die alles zu unſerm Beſten ordnet, was uns begegnet, und wär' es auch das ſchrecklichſte für menſchliches Gefühl, und das unbegreiflichſte für menſchlichen Sinn! — Dieſen Glauben, Friederike! o, ich möchte ihn izt um alle Reiche der Welt nicht hingeben,

ben, — dieſen wohlthätigen Glauben faſſe mit mir in deinen Buſen auf! Und er wird mich ſtärken in dem, was ich dir noch zu ſagen habe, — dich aber wird er ſtärken in der Geduld und in der Standhaftigkeit, die du bey meinen Nachrichten nöthig haben wirſt.

So wiſſe denn alles! — ich habe heute verſprochen, daß ich Eleonoren heyrathen will, wenn du mich freywillig von meinen Verbindlichkeiten losſprichſt, — wenn du mir den Schwur der Treue zurück giebſt, und — wenn mein Vater darein williget. Fürwahr! ein ſchreckliches Verſprechen für mich, und für dich! — aber es war nicht weniger ſchrecklich für uns beyde, eines der edelſten, und beſten Mädchen, mit grauſamer Gefühlloſigkeit dahin ſterben, — und eine der verehrungswürdigſten Familien, in Gram und Verzweiflung ſinken zu laſſen. Dort ſprach die Liebe: halt' aus! — ſey ſtandhaft! — und hier jammerte die Stimme des Mitleids rette vom Tode! — jene Stimme drang tief ins Herz, — dieſe zertrümmerte die ganze Seele. Dieſe Sammlung von Briefen ſey meine Rechtfertigung; und Eleonorens Krankheit mein Fürſprecher! — Ach! Friederike!

ich war in einer grauſamen Lage! — Verleugnung meiner ganzen Menſchheit wäre der Grund meiner längern Beſtändigkeit geweſen. Bin ich gefallen; — bin ich unter deiner Würde geſunken, Mädchen! ſo weihe mir eine Thräne, und ſprich: er war ein guter, aber ein ſchwacher Menſch! —

Der General mochte kaum den Morgen haben erwarten können, eh' er meinen Entſchluß erfuhr. Ich hörte, daß er die Nacht hindurch kein Auge zugethan habe: daß er oft aufgeſtanden ſey, und oft laut um **Eleonorens** Rettung zu Gott gebetet habe. Mit Anbruch des Tages war er auf meinem Zimmer. Ungeduld und Verlangen blizte ihm aus den Augen. Kaum war er fähig, mir die gewöhnlichen Morgengrüſſe zu machen. Er merkte, daß ich ungemein beſtürzt und gerührt war. Dies ſchien auch ihn zu rühren. Denn zitternd ſank er an meinen Buſen, und bat um das Leben ſeiner Tochter, — gleichſam, als ob ich ein Gott wäre, der Leben und Tod in ſeiner Rechten hielt. —

Aber ich war noch nicht entſchloſſen — noch kämpfte mein Herz mit meiner Vernunft; und der Sieg der lezteren war noch nicht entſchieden. Ich mußte ihn daher noch um einen Aufſchub von zwey Stunden bitten. Voll banger Beſorgniſſe über das Reſultat meiner Berathſchlagungen, verließ er mich.

Dieſe zwey Stunden waren für mich die ſchrecklichſten Jahrhunderte, worunter ein armer Miſſethäter in banger Erwartung ſeines Todesurtheils ſchwebt.

Mit der Minute ihres Verfluſſes war der General wieder da, und mit ihm ſein älterer Sohn, und der Obriſt. Alle dreye ſtürmten nun mit den rührendſten Bitten, und mit den hinreiſſendſten Thränen auf mich ein. Noch war ich nicht entſchloſſen; aber mein Muth fieng an zu wanken, — ich konnte nicht länger widerſtehen, — ich unterlag, und — that das ſchreckliche Verſprechen.

Nichts aber gleicht dem Ausbruch der Freude und des Entzückens, womit ſie alle dreye über mich herfielen, da ich die Worte ausſprach die ſie ſo ſehnlich von mir verlangten.

„Sie geben uns allen das Leben wieder!“ ſagte der General, und erſtikte mich faſt mit Küſſen. Im Triumpfe wollten ſie mich in das Zimmer des Fräuleins führen. Ich verbat es aber. Die Freude benahm den guten Leuten alles Nachdenken, denn ſonſt hätten ſie leicht einſehen können, daß eine ſo plözliche Entdeckung die ſchwache Eleonore in Lebensgefahr ſtürzen würde. Ich machte es daher zur ausdrücklichen Bedingung, daß ihr keine gewiſſe Hoſnung gemacht werden ſollte, bis die Sache völlig zur Richtigkeit gebracht ſey, weil ihre Erwartung doch noch immer getäuſcht werden könne. Und wär' denn der Zuſtand der armen Eleonore nicht deſto gefährlicher, wenn ſie ſich mit vergeblichen Hoſnungen geſchmeichelt hätte? —

Man ließ ſich denn auch meinen Willen gefallen. Doch konnte ich es nicht verhindern, daß nicht die Sache unter der ganzen Familie ausgebreitet wurde. Jedermann kam dann dem Fräulein mit heitern Geſicht unter die Augen; und der Obriſt ſagte mir vor einer Stunde, dieſes Betragen habe einen nicht geringen Eindruck auf Eleonorens Ruhe gemacht. Sie wär' auf einmal ſo heiter geworden, daß ſie ſich ſogar an ihren Flügel geſezet, und die wonnereiche Arie

„Wie durch meine kleinſte Nerve ꝛc.“

geſpielt habe. Aus Schwachheit habe ſie ſolche aber nicht ſingen können, und Fräulein Natalie habe ſie ihr ſingen müſſen. Die Würkung dieſes Enthuſiasmus ſey aber nicht die beſte geweſen,

ſen, weil ſie gleich darauf wieder irre geredet habe, und in eine groſſe Schwachheit verfallen ſey.

So, meine Friederike! iſt es denn erfolget, was wir nie gehoffet, aber vielleicht beyde gefürchtet haben, — der Anfang einer Trennung, die uns unauflöslich ſchien. In deiner Macht ſteht nun alles. Ich fordere nichts von dir. Weder das eine, noch das andere. Denn wie könnt' ich dir zumuthen, du ſollteſt mir entſagen, oder — wie könnte ich von dir fordern, du ſollteſt der unglücklichen Eleonore ihre Rettung verſagen? — in einer nicht geringen Verlegenheit wirſt du freylich ſeyn; das kann ich mir vorſtellen, weil ich deine Großmuth kenne, aber auch weiß, wie ſtandhaft und treu du mich liebſt. Ach! du armes Mädchen! was wird dich dein Entſchluß koſten, er falle auch aus wie er wolle? — Auch kann ich dir keinen Rath geben. Auf alle Fälle würde ich wider meine eigene Empfindung rathen. Soll ich dir die wahre Beſchaffenheit meines Herzens ſagen, ſo iſt dies mein Bekenntniß: ich liebe dich mehr, als Eleonoren; meine Empfindungen für das Fräulein ſind bloß Hochachtung und Mitleid. Aber ich bin bereit, aus Mitleid, aus Noth, meine Liebe aufzuopfern. —

Prüfe dich denn ſelbſt, meine Friederike! erforſche dein Herz! ziehe aber auch deine Vernunſt zu Rathe! entſcheide dann nach deinem Gutdünken! — leider iſt mir nur alles recht. Dein Entſchluß iſt allezeit der meinige, er falle aus, wie er wolle! nur ſchone meiner dabey! kränke mich nicht mit Vorwürfen! du ſiehſt meine Unſchuld. Ach! Friederike! wenn du in mein Herz ſehen könnteſt, was für Quaalen es zermalmen, izt — da ich ſo mit dir reden muß! — noch einmal bitte ich dich: habe Mitleid, und ſchone meiner!

Ach! ich bin dir nicht untreu. — Ewig wirſt du der Gegenſtand meiner Zärtlichkeit bleiben, — auch an Eleonorens Hand werd' ich nie aufhören, dich zu lieben; und ſie ſoll und wird mir das erlauben: denn ſie iſt eine gute Seele, und ſie liebt dich mit unbeſchreiblicher Wärme. Ja! nie wird dein Andenken in meinem Herzen erkalten. Warſt du nicht das erſte Mädchen, das ich liebte? — fand ich nicht in dir das Ideal aller menſchlichen Vollkommenheiten, — das Ideal, das ich lange vergebens in vielen Reichen der Welt geſucht hatte? — das Mädchen, das ich liebte, eh' ich dich ſahe, — das mich liebte, eh' es mich ſahe? —

Wie ſollt' ich denn dich je vergeſſen können? — Ach! Friederike! — unſre Gedanken ſind nicht Gottes Gedanken, und unſre Wege ſind nicht ſeine Wege. Wer hätte nur vor kurzem noch dieſe Wendung unſres Schickſals vermuthen ſollen?

Doch — ich muß ſchlieſſen. Der Hofmeiſter, der dieſe Briefe mitnimmt, reiſet morgen mit dem frühſten ab. Ich habe dafür geſorgt, daß ſie gewiß in deine Hände kommen. Schicke einen Courier zu Lande mit deiner Antwort ab: denn Eleonorens Lage erfordert alle nur mögliche Eile.

Leb wohl, beſtes Mädchen! noch reiche ich dir — obgleich mit Thränen — den Kuß der Liebe, als

Dein

unglücklicher

Sonnenthal.

Der alte General ſeufzete indeſſen zu ſehr nach der Glückſeligkeit ſeiner Tochter, als daß er nicht alle nur mögliche Mittel zu Erreichung des vorgeſezten Endzwecks hätte anwenden ſollen. Seine Empfindungen erregten daher allerhand

Beſorgniſſe in ihm; wovon denn eine der wichtigſten war, daß er Sonnenthalen, und ſeinem Verſprechen noch nicht recht traute. Es ſchien ihm auf Schrauben geſtellt, und er befürchtete — aber, wie wir geſehen haben, ohne Grund — Sonnenthal möchte Friederiken die Sachen ſo vorlegen, daß ſie in die Trennung von ihm nicht willigen würde. Dies kam ihm um ſo wahrſcheinlicher vor, jemehr Sonnenthal ſich darwider geſezt hatte, dem Fräulein etwas von der Sache wiſſen zu laſſen. Denn darauf beſtand dieſer ſo ernſtlich, und zwar aus Gründen, die wir nicht anders als billigen können, daß er das Gegentheil allerdings für einen Bruch der ganzen Verabredung angeſehen haben würde.

Um nun ſeiner Sache ſo viel möglich gewiß zu ſeyn, beſchloß der allzuſorgſame General ſelbſt an Friederiken ſowohl, als an ihren Vater zu ſchreiben, und beyde um ihre Einwilligung zu Sonnenthals Heyrath mit ſeiner Tochter zu bitten. Dies that er denn; und zwar ohne Sonnenthals Wiſſen: denn er ſtellte ſich vor, dieſer würde ſich zu Folge ſeiner Abſichten dagegen ſetzen, und ihn davon abhalten. Da Sonnenthal übrigens, theils mit gutem Vorbedacht, theils aus Zerſtreuung, den Umſtand nicht erwehnt hatte, daß ſeine Verbindung mit Friederiken ohne Vorwiſſen ihres Vaters geſchehen war; was konnte der General anders vermuthen, als daß der alte Sonnenthal mit im Spiel ſey, beſonders da ſein Neffe von dieſer ſeiner Verbindung nicht anders ſprach, als von einer ſehr heiligen, und geſezmäſigen Sache, die ſich der General, ohne Mitwürkung der Eltern gar nicht denken konnte? Der junge Löwenkampf war zwar genauer von dem wahren Verhältniß der Sache unterrichtet; aber theils hatte er in der Verwirrung, worein ihn die Krankheit ſeiner Schweſter ſezte, gar nicht daran gedacht, dieſes Umſtandes, auf irgend eine Weiſe, gegen ſeinen Vater zu erwehnen; theils war auch der General, aus Mißtrauen gegen jedermann, ſo heimlich mit ſeinem Vorſatze, daß der junge Herr keine Sylbe eher davon erfuhr, bis es geſchehen war. Ohne Jemandes Wiſſen ſezte ſich alſo denſelben Tag, als Sonnenthal das oftgedachte Verſprechen gethan hatte, der General hin, und ſchrieb erſt folgenden Brief an Friederikens Vater:

Hochedelgebohrner

Hochgeehrteſter Herr,

Die Veranlaſſung, die mich nöthiget, unbekannter Weiſe an Sie zu ſchreiben, iſt eine der traurigſten von der Welt. Ich bin Vater einer — mit Beſchämung muß ich es ſagen — aus Liebe todtkranken Tochter. Ihr Neffe, der würdige junge von Sonnenthal der als Freund meines Sohnes ſich einige Zeit in meinem Hauſe aufgehalten hat, iſt der Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit. Das unglückliche Mädchen iſt zu ſchwach, eine Leidenſchaft zu beſiegen, die ſich nicht anders als mit ihrem Tode zu endigen ſcheint. Es iſt ausgemacht, daß ihr dieſe Liebe das Leben koſtet, wofern ihre Wünſche nicht durch eine Verbindung mit dem vortreflichen jungen Manne, erfüllet werden. Als Vater — als zärtlicher Vater eines geliebten, vortreflichen Kindes, — wie ſollt' ich nicht die Rettung dieſer Tochter von ganzer Seele wünſchen, deren Leben einen Theil meiner irdiſchen Glückſeligkeit ausmacht? — und gegen welchen Vater brauche ich mich wegen eines Schrittes zu rechtfertigen, wobey es auf Leben oder Tod eines unglücklichen Kindes ankommt? — Der edle junge Mann iſt bereit, dem Leben meiner Tochter ſeine eigene Liebe zum Opfer zu geben, wenn ihn ſeine Geliebte — und vermuthlich auch ihr Vater, von ſeiner Verbindung losſpricht. Dieſe ſeine Geliebte iſt Ihre — wie ich höre — vortrefliche Tochter; und dieſer Vater ſind Sie, ein Mann, von welchem mir der junge Sonnenthal nur lauter gutes, und edles geſagt hat. Verzeihen Sie mir denn, wenn mich mein väterliches Herz nöthiget, eine eben ſo ſeltſame, als dringende Bitte an Sie zu thun! — und dieſe beſtehet darinnen, daß Sie den jungen von Sonnenthal von ſeiner Verbindung mit ihrer Demoiſelle Tochter wieder entledigen? — Das iſt das einzige Mittel, mein Kind zu erhalten. Darf ich Sie nun noch daran erinnern, daß Sie ſelbſt Vater ſind, und daß auch Sie die Quaalen meines beklemmten Herzens empfinden müſſen, wenn Sie ſich an meine Stelle ſetzen? — O! Liebſter, beſter Herr! laſſen Sie mich nicht vergebens bitten! — ich verlange viel; es iſt wahr. Aber vielleicht hat Ihre verehrungswürdige Tochter ein geſezteres Temperament, als die meinige! vielleicht hat ſie mehr Kraft den Verluſt eines geliebten Gegenſtandes zu ertragen! — ſchicken Sie mir Ihre Antwort durch einen Courrier: denn meine

Tochter muß bald gerettet werden. Die Gewährung Ihrer Bitte wird meiner Dankbarkeit keine Grenzen ſetzen; ſie wird mich Zeit Lebens auffordern, Ihnen mit That und Wahrheit zu zeigen, daß ich bin

Ihr

wahrer Freund und
Diener

Peter von Löwenkampf.

An Friederiken hingegen drückte ſich unſer General in folgendem Briefe etwas wärmer aus:

Verehrungswürdigſte Demoiſell!

Erlauben Sie einem äuſſerſt niedergeſchlagnen, gekränkten Vater einige Zeilen für die Erhaltung einer Tochter, die von Ihnen, und Ihrem Geliebten Rettung vom Tode erwartet! ihre unglückliche Geſchichte wird Ihnen Herr von Sonnenthal geſchrieben haben. O! möchten Sie ſich die Umſtände dieſes armen Mädchens nur halb ſo wahr — und die Leiden meiner ganzen Familie nur halb ſo groß, als ſie in der That ſind, vorſtellen können! gewiß Ihr mitleidiges Herz würde ſich ihrer und unſrer erbarmen; — Sie würden großmüthig handeln; — Sie würden Ihren Sonnenthal dem Leben meiner Tochter — Ihrer Freundin aufopfern! und das iſt es, was ich unglücklicher Vater von Ihnen erbitte. Ich fühle die Ungerechtigkeit, die ich an Ihnen begehe; ich ſeh' es ein, daß ich eigennützig — unedel handle. Aber — Gott! was iſt dem väterlichen Herzen zu ſchwer, wenn es auf die Erhaltung eines geliebten Kindes ankommt? — Ach! meine vortrefliche Demoiſell! ich leide unausſprechlich unter der Laſt dieſer jammervollen Begebenheit! Ach! ich bin Vater! ſollt' ich nicht alles, auch das entfernteſte aufſuchen, mein armes Kind zu retten? — und ſie ſinkt mir aus Gram ins Grab, wann Sie ihr nicht den Mann abtreten, zu welchem ſie eine unglückliche Leidenſchaft gefaßt hat. Sie werden mich einer Verzärtelung meiner Tochter beſchuldigen! Gott weiß es, daß ich ihr immer ſtreng war — daß ich ihr ſo gar Schwachheiten nicht überſah; aber hier — muß ich ſie entſchuldigen. Ich bin Zeuge geweſen ihrer Kämpfe gegen die mörderiſche Leidenſchaft ihrer Seele; ich hab' ihr Herz bluten ſehen; — ich hab' ihre Verzweiflung bemerkt. Sie wollte ſiegen. Aber ſie konnte nicht. Was kann das unglückliche Mädchen dafür, daß ihr die Verſehung ein zu leidenſchaftliches, reizbares Herz gab, — daß ihr die Stärke der Seele mangelt, die erfordert wird, eine ſo heftige Leidenſchaft, wie die Liebe, zu beſiegen? — Sie, meine Vortrefliche! beſitzen dieſe Stärke! das weiß ich. Auf! ſo machen Sie denn Gebrauch davon, zur Ehre Ihres Geſchlechts, und zum Glück Ihrer Brüder und Schweſtern! — Sie werden den Verluſt eines Geliebten mit hohem Muthe ertragen können; und die Vorſehung wird Ihnen den herrlichſten Lohn dieſer glorreichen Handlung gewähren. Sie werden den Mann noch finden, der Ihnen das vergelten wird, was Sie an meiner gebeugten Eleonore gethan haben. Ach, Vortreflichſte Ihres Geſchlechts! helfen Sie! retten Sie bald, ehe mein unglückliches Kind dahin ſchmachtet! — melden Sie mir Ihren Entſchluß durch einen Courier! — ich zittere Ihrer Antwort entgegen; und bange Erwartung durchbebt die alten Knochen

Ihres

gebeugten Verehrers

Peter von Löwenkampf.

Dieſe Briefe wurden denn von unſerm ſorgſamen Vater ſelbſt, dem nach **Danzig** reiſenden Hofmeiſter auf das dringendſte zur richtigen Beſtellung empfohlen, mit dem Zuſatze, daß er ja nicht unterlaſſen ſolle, den Zuſtand des Fräuleins, in dem **Sonnenthaliſchen** Hauſe, noch mündlich mit ſolchen Zügen zu ſchildern, die den erforderlichen ſtarken Eindruck auf die Herzen dieſer Leute machen könnten.

Wir aber wollen inzwiſchen den Hofmeiſter reiſen laſſen, und uns in unſerm Luftſchiffe etwas eher nach **Danzig** zurück verfügen, um zu ſehen, was indeſſen, weil ſich in **Liefland** eine, für unſern Helden, ſo wichtige Metamorphoſe ereignete, in dem **Sonnenthaliſchen** Hauſe vorgieng. Zulezt verlieſſen wir **Friederikens** ſanftmüthigen Vater, wie **Bergners** mißlungene Unternehmung auf das Herz ſeiner Tochter, einen groſſen Theil ſeiner Sanftmuth in Störrigkeit verwandelte; — wie er Gewalt gegen ſie zu brauchen — zwar beſchloß, aber doch ſeinen raſchen Vorſatz, ſehr weislich dahin limitirte, daß **Bergner** doch noch einmal den Weg der Güte verſuchen möchte, ehe man mit Feuer und Schwerd drein ſchlüge.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo war dieſer modificirte Entſchluß des guten Kaufmanns ganz und gar nicht nach Bergners Geſchmack. Dieſer Schneckengang war ſeinem flüchtigen, und raſchen Temperamente nichts weniger, als angemeſſen. Er brannte vielmehr für Verlangen, unter dem Schutze der Ehe, das ganze volle Maaß von Friederikens Reizen zu plündern.

Einige Menſchenkenner haben die Bemerkung gemacht, daß eine abſchlägliche Antwort von Seiten des geliebten Gegenſtandes; wenn ſie beſonders mit einer gewiſſen Verachtung gegeben wird, bey dem Liebhaber, eine gänzliche Ertödtung ſeiner Leidenſchaft bewürken könne. Auch mag dieſe Meinung wohl ihren guten Grund haben — jedoch unter gewiſſer Ausnahme. Ein junger Mann, der ſeinen Werth kennet, der überzeugt iſt, daß er Verachtung und ſpröde Zurückſetzung nicht verdient, der — mit einem Worte — die einem jungen Manne von Verdienſten, eben ſo nöthige als anſtändige Eigenſchaft beſitzt, welche man Stolz auf ſich ſelbſt nennet — ſolchen Stolz, der jedoch mit einem dummen abgeſchmakten Hochmuthe auf nichts, nicht verwechſelt werden darf, — dieſer Mann kann vielleicht in den beſagten Fall kommen. Die Verachtung eines Mädchens, die ſeinen Werth nicht zu ſchätzen weiß, beleidiget ſeinen Ehrgeiz; tief in der Seele fühlt er die Kränkung ſeiner männlichen Würde. Die Unachtſamkeit auf ſeine Verdienſte erbittert ihn. Eine Art von beiſſendem Unwillen gegen das Mädchen, das ihn ſo ſehr verkennen konnte, bemächtiget ſich ſeines Herzens. Dieſer Unwille verringert den Werth des geliebten Gegenſtandes, der von der Höhe einer Göttin bis zum gewöhnlichen Menſchen herab ſinkt. Verſchwand nun einmal aus ſeiner Seele, die begeiſterte Idee der göttlichen Natur ſeiner Geliebten; ſo iſt es ſchon halb um die Liebe geſchehen. Arbeitet nun vollends der Stolz an Hinwegräumung brennbarer Materialien aus ſeinem Herzen; ſo ſchleicht ſich nach und nach der Winterfroſt ein; und das vorher ſo innigſt geliebte Mädchen mag denn ein Engel von Schönheit ſeyn, — ſie wird ſich nie eines beſchämenden Triumpfs über ein ſo edles Herz rühmen können.

Bey unſerm Bergner war nun aber dies der Fall gar nicht. Es mangelte ihm dieſer Stolz, der den Mann ſo weit über das Weib erhebt. Vielmehr war die Maſſe ſeines Temperaments eine gewiſſe Miſchung von Weichlichkeit, und weiblicher Schwachheit, vermöge welcher — die Wahrheit zu geſtehen — das Ziel ſeiner Glückſeligkeit bloß in Befriedigung ſeiner Leidenſchaften beſtand, und dieſe Maſſe ſeines Temperaments war denn von einer zugleich ſo reizbaren Materie, daß ſie nicht berührt werden durfte, wenn ſie nicht in eine Gährung gerathen ſollte, die hernach ſehr ſchwer wieder zu dämpſen war.

Anſtatt alſo, daß Friederikens Abweiſung einen Mann von der erſten Gattung gerade zu, von ferneren Anſchlägen auf ihre Hand, entfernt haben würde; ſo war ſolche vielmehr für unſern Bergner, ein deſto heftigerer Reiz, ſeine Wünſche mit verdoppelter Macht durchzuſetzen. Friederike kam ihm, im Ausbruche ihres Zorn, ungleich liebenswürdiger vor, als ſonſt. Wozu ſich noch geſellte, daß das gute Mädchen die unverſchuldete Unvorſichtigkeit begieng, während der beſchriebenen Debatten ſo wenig auf ſich Achtung zu geben, daß ihr eine etwas nähere Entdeckung gewiſſer Reize entfuhr, die Bergners Empfindungen in ein nur deſto heftigeres Feuer ſezten. Da er übrigens die Regungen der Treue gegen ſeinen Freund Sonnenthal, durch allerhand Sophiſtereyen, aus ſeinem Herzen heraus raiſonnirt hatte, wie konnte nur der Funke derjenigen Ehrliebe in ſeiner Bruſt noch glimmen, die bey einem andern als ihm, die Grundlage einer unerträglichen Schaam vor ſich ſelbſt geweſen ſeyn würde? — und wie konnte er nur noch den geringſten Stolz auf ſich ſelbſt beſitzen, da ihm die eigene Ueberzeugung ſeiner Niederträchtigkeiten gegen ſeinen Freund, alles ſeinen Gefühls von Ehre, und Tugend unfähig machte? —

In dieſer Stimmung ſeines Herzens ſeufzete er alſo nach nichts, als nach Friederikens Beſitz; und nichts war ihm ungelegener, als die kaltblütige bedächtliche Procedur ihres Vaters, beſonders da er immer vor Sonnenthals baldiger Zurükkunft bebte, von welcher er wuſte, daß ſie alle ſeine mühſam angeleaten Plane auf einmal in ein verächtliches Nichts hinabſtürzen würde.

Dennoch durfte er nichts weniger thun, als es mit dem alten Sonnenthal, der in der That ſeine ganze Stütze war, verderben. Er mochte wollen oder nicht, — kurz er muſte ſich entſchließen, noch einige Strecken auf dem Wege der Güte mit fort zu wandeln. Damit er aber doch auch einigen Nutzen davon haben möchte; ſo beſchloß er, die Masque der Veränderung ſeiner Geſinnungen gegen Friederiken vorzunehmen, und ſie auf dieſe Weiſe wieder mit ſich zu verſöhnen. Zu dem Ende ſtellte er ſich gegen ſie, als ob er nun eifrig die Parthie ſeines Freundes nehme, ſie in ihrem Entſchluſſe, ihm treu zu bleiben, beſtärke, und ſich für ſein Theil, in Rückſicht der alten Verbindungen, und ſeiner aufrichtigen Reue über ſeine Vergehungen, nur Friederikens Freundſchaft vorbehalte. Unter der Hand wuſte er aber doch ſeine Beſorgniſſe, wegen des Fräuleins von Löwenkampf ſehr öfters, und ſo geſchikt mit anzubringen, daß Friederikens Unruhe über dieſen Umſtand täglich höher ſtieg. Auch unterließ er nicht, bey jeder Gegenheit durch ſeine brilliante Artigkeit, ſein Licht vor Friederiken leuchten zu laſſen, — eine Sache, die ihm allerdings Nutzen ſchaffen muſte, da Friederike bey allen vortreflichen Eigenſchaften, doch immer nur ein Weib blieb. — Bergner rükte alſo in der Verderbniß ſeines Karakters, und ſeines Herzens hier einen ſehr großen Grad vor; — er wurde, — was er von jeher verabſcheuet hatte, — auch ein Heuchler.

Und würklich zeigte ſich Bergner ſchon in dieſer Probezeit ſeiner Verſtellungskunſt, als ein Meiſter darinnen, denn er würde vielleicht ein noch weiſeres Frauenzimmer, als **Friederike** war, damit hintergangen haben. Unſrer Heldin fehlte es, wie wir ſchon geſehen haben, in der That an nichts weniger, als an Klugheit und Verſtand, welches wir bloß darum erinnern, damit der liebe Leſer nicht etwan auf den Verdacht gerathen möge, ſie hätte aus Einfalt die Schlinge nicht geſehen, die ihr der ſchlaue **Bergner** legte. Die Maſſe ihres Gemüths hatte vielmehr, unter andern vortreflichen Eigenſchaften, auch einen Zuſatz von ſo auſſerordentlicher Gutherzigkeit, daß ſie die gröbſten Beleidigungen ſehr bald wieder vergeben, und vergeſſen konnte. Wenn ſie daher auch eben nicht ſo blindlings alles glaubte, was ihr **Bergner** von der Veränderung ſeiner Geſinnungen vorſchwazte, ſo erlaubte ihr doch auch dieſe ihre große Gutherzigkeit eben nicht, alles gerade zu zu verwerfen. Auf der Seite eines Heuchlers hatte ſie **Bergnern** noch nicht gefunden, und da er ihr überdieß ganz treuherzig geſtand, daß er ihre und **Sonnenthals** Briefe unterſchlagen und zerriſſen habe — welches leztere jedoch nicht andem war; — ſo ſezte ſie in ſeine übrige Aufrichtigkeit eben kein ſo großes Mistrauen. Aufrichtig zu reden, ſo hatte ſie gegen dieſen Bergner von jeher eine gewiſſe Art von Neigung empfunden, die ihm izt ſehr gut, bey ihrer Verſöhnung zu ſtatten kam. Bergner war, wie wir oft bemerkt haben, ein ſehr liebenswürdiger einſchmeichelnder Menſch; und Friederike blieb doch immer, bey allen ihren ausgezeichneten Eigenſchaften, — ein Frauenzimmer. Und welches Frauenzimmer hat jemals den Aufwartungen eines durchaus liebenswürdigen Mannes ganz widerſtehen können? —

Unſre Leſer werden folglich nichts unnatürliches darinn finden, wenn wir ihnen ſagen, daß Friederike und Bergner in kurzen wieder die beſten Freunde wurden. Der alte Sonnenthal hatte darüber keine geringe Freude. Schon frohlokte er nicht wenig über den glücklichen Erfolg des Raths, den er Bergnern gegeben hatte, und ſchmeichelte ſich, im kurzen die Freude zu erleben, daß ihn Friederike ſelbſt um die Beſchleunigung ihrer Verbindung mit Bergnern bitten würde.

Dieſer hingegen, wohl wiſſend, daß er im Grunde, nichts als eine Komödie ſpiele, war ſo ruhig bey der Sache nicht. Ungeachtet ſeines guten Vernehmens mit Friederiken, waren ſeine Hofnungen doch immer nicht die günſtigſten. Ihm konnte die wahre Denkungsart des edlen, in allen Verſuchungen ſtandhaften Mädchens, und ihre unerſchütterliche Treue gegen Sonnenthaln nicht verborgen bleiben. Daraus weiſſagte er ſich dann noch immer am Ende, nur einen ſchlechten Erfolg ſeiner Bemühungen.

Um nun ſeines Zweckes, über den Mitteln dazu, nicht zu vergeſſen, legte er dem ehrlichen Kaufmann einen Plan vor, der eben ſo übel nicht ausgeſonnen war, doch aber den Fehler hatte, daß Bergner eine weniger ſtandhafte Perſon, als Friederiken, vor ſich haben mußte, um ihn ausführen zu können. Indem er dem gutherzigen Manne die Naſe drehte, er hätte ſich nun ſo ſehr in Friederikens Gunſt feſte geſetzet, daß ſie in der That eine Verbindung mit ihm ſo ſehnlich wünſchte, als er, ſo gab er zugleich zur Urſache ihrer noch fortdauernden Weigerung an, daß ſie ſich nur vor Sonnenthaln ſcheue, ihm gleichſam untreu zu werden, und — um ſie in deſſen Augen zu rechtfertigen — ſcheine ſie es ſelbſt zu wünſchen, daß man ſie mit Gewalt zu der neuen Verbindung nöthigen möge. Man würde alſo würklich ihren Wünſchen entſprechen, wenn man im geheim den Tag zur Hochzeit anſetze, an ſolchem, in aller Stille den Prieſter kommen laſſe, und — nolens volens mit Bitten und Zwang, zur Verbindung verſchreite.

Dieſer Plan war vollkommen nach dem Geſchmack des alten Sonnenthals. Er billigte ihn, als ganz vortreflich ausgeſonnen. Und würklich verſchritt er nun im ganzen Ernſt zu deſſen Ausführung. Wegen dringender Handlungsgeſchäfte ſah' er ſich aber doch genöthiget, den Tag der Hochzeit noch einige Wochen hinaus zu ſetzen.

Kaum war dies alles in Richtigkeit gebracht, als der liefländiſche Hofmeiſter ankam, und die ihm anvertrauten Briefe übergab. Wären dieſe aber auch nicht ſo rührend abgefaßt geweſen, als ſie es in der That waren; ſo würden doch des Hofmeiſters mündliche Schilderungen von den mitleidewürdigen Umſtänden des Fräuleins von Löwenkampf ſchon allein hinreichend geweſen ſeyn, die Steine ſo gar zu erweichen. Dieſer Mann war von der zahlreichen Secte der Empfindler und Kraftmänner, die ſeit kurzem faſt ganz Deutſchland überſchwemmt hatte. Als ein treuer Nachfolger des bekannten Stifters dieſer Secte, glaubte er ſeinem Meiſter Ehre zu machen, wenn er ſeine ganzen Herzensgefühle über Eleonorens Krankheit ausſtrömte, um Friederikens und ihres Vaters Herz zum Mitleiden zu bewegen.

Der gute Mann hätte inzwiſchen dieſen empfindſamen Kunſtgriff recht wohl erſparen, und ſeine Lunge, die er dabey nicht wenig ſtrapazirte, ſchonen können. Denn was erſtlich den alten Sonnenthal anbetrift, ſo hatte er kaum des Generals Brief geleſen, als er ſich augenblicklich in ſeine Cabinet verfügte, und, ohne Friederiken nur ein Wort davon zu ſagen, ſogleich folgende Antwort ſchrieb:

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr Generalmajor!

Es gereicht mir und meiner Familie zu großer Ehre, das Ew. Hochwohlgebohrnen ſo gnädige Geſinnungen gegen meinen Neffen hegen, denſelben Hochdero Fräulein Tochter zur Ehe zu geben. Mein Neffe müßte dieſe Gnade gar nicht zu ſchätzen wiſſen, wenn er nicht von ſeiner thörigten Liebe zu meiner Tochter ablaſſen wollte. Da ſeine angebliche Verbindung mit ihr, weder mit meinem Vorwiſſen, noch mit meiner Einwilligung erfolgt iſt; ſo gratificire Ew. Hochwohlgebl. ſehr gern dadurch, daß ich dieſelbe — wie ſie ohnedem nach den Geſetzen iſt — hiermit für null, und nichtig erkläre. Ich bedaure übrigens, daß dieſelben durch die Unpäßlichkeit Hochdero Fräulein Tochter, in ſo traurige Gemüthsunruhen verſezt worden ſind, und wünſche nichts mehr, als baldige Geneſung deroſelben; worzu denn nunmehro mein Neffe das ſeinige ſchon beytragen wird.

Unter Verſicherung aller unterthänigſten Dienſte habe ich die Gnade, mit Reſpect zu beharren

Ew. Hochwohlgebl.

dienſtunterthänigſter
Diener
Wilhelm Sonnenthal.

Mit größter Eilfertigkeit ſiegelte er ſeinen Brief zu, und ſchickte ohne Anſtand auf die Poſt, einen Courier nach Liefland zu beſtellen, der den Augenblick abgehen ſolle. Nachdem er dieſes Geſchäft beſorgt hatte, und ehe noch der Bothe von der Poſt wieder kam, lief er zu ſei ner Tochter, um ihre Antwort abzuholen, und ſie der ſeinigen beyzufügen.

Weit gefehlt aber, daß Friederike ſchon an's Antworten hätte denken können, fand ſie unſer eilfertiger Vater vielmehr, in Thränen ſchwimmend, noch über dem Leſen ihrer Briefe. Man kann ſich leicht vorſtellen, in welche ſchreckliche Gemüthsverfaſſung das edle Mädchen dieſe Nachrichten ſezten! Den gänzlichen Verluſt ihres geliebten Sonnenthals, den ſie ſich auch nur zu ahnden, bisher geſcheuet hatte, ſah' ſie nunmehr auſſer allen Zweifel. Ihr liebevolles Herz ſträubte ſich entſezlich dagegen, und der Gedanke, ihren Liebling in den Armen einer andern zu wiſſen, empörte ihre ganze Seele, mit unausſprechlichen Quaalen. — Auf der andern Seite beſtürmten ſie die rührendſten Bitten des unglücklichen Vaters ihrer Freundin Eleonore. Seine Leiden, ſeine Thränen erweichten ihr ganzes Herz. Sie empfand Mitleid mit ihm, und Theilnehmung an dem Schickſale des vortreflichen Fräuleins. Ihre Großmuth war hier auf die härteſte Probe geſtellt. Der Gedanke, Urſach an dem Tode ihrer Freundin zu ſeyn, war ihr eben ſo unerträglich, als ihr die Vorſtellung ſchmeichelte, daß hier Gelegenheit vorhanden ſey, ihrer Großmuth und Tugend die Krone aufzuſetzen. Inzwiſchen konnte es gar nicht fehlen, ihr Herz muſte unter dem grauſamen Kampfe zwiſchen Liebe und Edelmuth, welche beyde Leidenſchaften ihr mit gleicher Heftigkeit zuſezten, eine Weile erliegen, bis es ſich auf die eine Seite dieſer fürchterlichen Kämpfer ſchlagen konnte. Sie hätte ihre menſchliche Natur nicht haben müſſen, wenn ſie einem ſo ſchrecklichen Angriffe ſogleich hätte widerſtehen können.

In dieſer Gemüthsverfaſſung ſtürzte ihr Vater herein zu ihr, mit den Worten:

„Nun! Mädchen! haſt du deine Antwort „fertig? — gieb her! gieb!"

F. „Fertig? — Ach Gott! lieber Vater! „wo denken Sie hin?"

S. „Nach Liefland! nach Liefland! nun! „mach! halte mich nicht auf! der Courier iſt „ſchon beſtellt."

F. „Um Gottes willen! beſter Vater! — „übereilen Sie mich doch nicht ſo! ich habe „ja kaum die Briefe geleſen."

S. „Was! übereilen! da hat's lange zu zaudern! das Fräulein kann indeſſen ſterben."

F. „Es wird doch auf einige Stunden nicht ankommen."

S. „Ankommen! ich will nicht hoffen, daß du noch Umſtände machen wirſt, den Vater loszugeben."

F. „Ich muß mich doch erſt entſchlieſſen. Eine ſo wichtige Sache verdient doch wohl Ueberlegung."

S. „Wichtige Sache! Poſſen! hier brauchts gar keine Ueberlegung. Du ſagſt ja, und damit gut. Aber auch das brauchts nicht einmal. Denn ich habe ihm ſchon geſchrieben, daß ſie einander nehmen können, wenn ſie wollen."

F. „Und wenn ich will.

S. „Mädchen! Mädchen! mach mir's nicht zu bunt! — nun! mach, Mädchen! ſetz dich her, und ſchreib! ich will drauf warten."

F. „O! beſter Vater! laſſen Sie mir nur eine Stunde Zeit!"

S. „Es geht nicht. Der Courier iſt ſchon da!"

Und würklich hielt der Poſtillion ſchon geſtiefelt, und geſpornt vor der Thür. **Friederike** war in entſezlicher Verlegenheit. Sie legte ſich aufs Bitten, und erhielt endlich doch ſo viel von ihrem Vater, daß er ihr zwey Stunden zu ihrer Antwort Zeit gab. Der Courier mußte abſteigen; und Sonnenthal ließ ihn inzwiſchen mit einigen Flaſchen Wein regaliren, damit er hernach deſto ſchärfer reiten könne.

Dieſe Uebereilung konnte denn aber nicht anders als die Verlegenheit der armen geängſteten Friederike um ein groſſes vermehren. Eine gute Stunde vergieng, ohne daß es ihr möglich war, einen oder den andern feſten Entſchluß zu faſſen. Wie ein Rohr vom Winde bald dahin, bald dorthin getrieben, wankte ſie von Leidenſchaft und Pflicht mehr oder weniger angefeuert, bald auf dieſe, bald auf jene Seite. Bald gieng ſie ſeufzend und händeringend im Zimmer auf und ab; bald warf ſie ſich vom Kampfe gegen ihre Gefühle ermattet, und entkräftet, ohne Empfindung auf ihren Stuhl nieder; bald vergoß ſie Ströme von Thränen; — es war eine ſchreckliche, fürchterliche Stunde für das arme Mädchen.

Endlich behielt die Gröſſe ihrer Seele die Oberhand. Sie beſchloß, ihren Sonnenthal, der Ruhe und dem Leben ihrer Freundin, aufzuopfern. Kaum war dieſer Entſchluß in ihrer

Seele zur Reiſe gediehen; ſo empfand ſie auf einmal eine ganz unbeſchreibliche ſüſſe Ruhe in ihrem Herzen; das Bewußtſeyn, und der Vorſatz, eine edle, der Menſchheit würdige Handlung auszuüben, verlieh ihr Muth und Stärke, zuerſt an Eleonoren folgenden Brief zu ſchreiben;

Meine theuerſte, unglückliche Freundin!

Ich bin auſſer mir über das bejammernswürdige Schickſal, das ſie betroffen hat. Meine ganze Seele erzittert, wenn ich Sie mir denke, — durch meinen Sonnenthal, durch mich — durch unſre Liebe, — durch die Ihrige elend gemacht. — O! ich möchte blutige Thränen weinen. — Aber hier ſind Thränen ohne Frucht — Geholfen muß Ihnen — gerettet müſſen Sie werden. Auf mein Herz! rette deine Freundin! — das ſey mein Looſungswort, und mein Entſchluß! — Sonnenthal ſey der Ihrige! — Hier gebe ich Ihnen alle meine Anſprüche an ihn, in Ihre Hände! — anfänglich brach mein Herz über den Gedanken ſeines Verluſts. Aber nun bin ich beruhiget. Gott, die Vorſehung hat es ſo gewollt. Und was wäre Großmuth, Tugend, — wenn ſie uns nichts koſtete? — So ſey's denn! zu Ihrem Beſten ſpreche ich hiermit meinen Geliebten los, von allen ſeinen Verbindlichkeiten mit dem liebenswürdigſten — dem beſten aller Männer! — er mache Sie bald geſund, und glücklich in den Armen meines, und — nun auch Ihres Sonnenthals! — Dieſer Vorfall ſoll unſre Freundſchaft nicht ſchwächen. Mein Herz bleibt das Ihrige; und in jenem Leben werde ich mich noch darüber freuen, einer vortreflichen Familie ihre edle Tochter wieder gegeben, zu haben. Noch einmal! Gott ſchütze Sie! Leben Sie wohl!

Ihre

getreue

Friederike.

An Sonnenthalen ſchrieb ſie gleichfalls dieſe wenigen Zeilen:

Liebſter Joſeph!

Deine Briefe, deine Situation, deine Geſchichte mit Eleonoren; — alles hat mir beynahe das Leben gekoſtet. Aber ich habe überwunden, — habe die Liebe beſiegt, — die Liebe zu dir, ohne welche ich nicht leben zu können glaubte. Ach! Gott! — ſteh mir bey, die ſchrecklichen Worte dir zu ſagen! — du biſt frey! du biſt Eleonorens! — Es iſt geſchehen, Joſeph! — ich habe dir entſagt. — Auf! rette das Mädchen, das mir dieſes groſſe Opfer koſtet! — Hier haſt du deine Schwüre zurück, — ohne Zorn und Zweifel! — denn du biſt ein edler Mann, der mir treu blieb. Fürchte dich nicht, daß du mich betrübt hätteſt! Nein! ich kenne dich; du haſt nicht anders handeln können. Sey glücklich, Joſeph! in Eleonorens Armen glücklich! — vergiß, daß wir glaubten, für einander beſtimmt zu ſeyn; aber vergiß nicht, daß wir einander liebten! Bleib mein Freund! — erlaube mir; daß ich deine Freundin bleiben — daß ich dich lieben darf! — bald werd' ich dir mehr — wichtige, entſetzliche Dinge ſchreiben. Jzt muß ich ſchlieſſen. Der Courier iſt ſchon da. Mein Vater drängt mich. Ich danke dir für all deine Liebe! — ſey glücklich, Geliebter meiner Seele! Gott ſegne dich — deine Verbindung mit Eleonoren! — die wolle er ſegnen — hier, und ewig! — ich bin in einer ſchrecklichen Verwirrung, — aber doch voll Muth, voll Stärke, Gutes zu thun.

Vergiß mich nicht, Lieber! — ach! ich muß ſchlieſſen. Leb wohl!

Deine

ewig treue

Friederike.

Noch hatte das arme beſtürzte Mädchen dieſe Briefe nicht beſiegelt, als ihr eilfertiger Vater ſchon wieder da war, und die Briefe verlangte. Ohne zu fragen, was Friederike geſchrieben habe, riß er ihr die Briefe aus den Händen, ſiegelte ſie ſelbſt zu, eilte davon, und gab ſie nebſt dem ſeinigen dem Courier, der ſich augenblicklich zu Pferde ſetzen, und von dannen reiten muſte. Friederike konnte in die ganze Sache nicht gewilliget haben; er dachte nicht daran. So wenig kam ihm nur der Gedanke im Sinn, Friederike könne bey ihrer Verbindung mit Sonnenthalen beharren. Er fragte auch gar nicht darnach, bis er es von ſeiner Gattin erfuhr, der es Friederike geſagt hatte.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo hatte an der groſſen Eilfertigkeit, womit unſer ehrlicher Sonnenthal das Liefländiſche Geſchäft betrieb, das Verlangen die unglückliche Eleonore zu retten, — ſo gern er ſonſt zu anderer Leute Dienſten bereit war, — doch immer den geringſten Antheil. Es war vielmehr ein gewiſſer anderer Grund, den wir in der That eben nicht all zu edel nennen können, vorhanden, welcher ihn zu dieſer raſchen Verfügung antrieb. Und das war denn kein andrer, als, durch dieſe gänzliche Trennung der beyden Liebenden, ſeinem Lieblinge Bergnern Luft zu machen. Und dann verleitete ihn theils die Begierde, ſeine Wünſche ſo bald, als möglich erfüllt zu ſehen, theils die Furcht, Friederike möchte nach reiflicher Ueberlegung der Sache Sonnenthalen nicht losgeben, zu der ſchnellen Entſchlieſſung, womit er die arme Friederike gewiß nicht wenig übereilte.

Würklich hätte die Weisheit des Himmels ſelbſt keinen Umſtand erdenken können, der den Abſichten Sonnenthals und Bergners beſſer zu ſtatten gekommen wäre, als eben der gegenwärtige. Beyde freuten ſich ungemein darüber; und — daß die Vorſehung doch noch einen Strich durch ihre Rechnung machen könne, das lieſſen ſie ſich nicht einmal im Traume einfallen: denn, nun dachten ſie, hätte Friederike nicht den mindeſten Grund mehr vor ſich, die Verbindung mit Bergnern von ſich abzulehnen.

Nachdem der alte Sonnenthal den Courier glücklich abgefertiget hatte, gieng er mit ſeinem geliebten Bergner darüber zu Rathe, was nun zu thun ſey? die Meynungen beyder Berathſchlagenden waren verſchieden. Sonnenthal, welcher der Sache ganz gewiß zu ſeyn glaubte, und Bergners Verſicherung, daß Friederike die Verbindung mit ihm nun ſelbſt wünſche, für blanke Wahrheit annahm, hielt dafür, man könne nunmehr die Larve abnehmen, und ganz laut von dem ſchon angeſezten Tage der Hochzeit gegen Friederiken ſprechen. Bergner aber war ganz andrer Meynung, und rieth, daß des Liefländiſchen Vorfalls ungeachtet, die Sache doch noch unverändert ſo fort getrieben werden müſſe, wie ſie angefangen ſey, beſonders da der beſtimmte Tag nicht weit mehr entfernt war. Zur Urſache dieſes Raths gab er gegen Sonnenthalen an, es wäre billig, daß man Friederiken Zeit lieſſe, ſich von ihrer itzigen Beſtürzung erſt zu erholen, ehe man ihr die vorhabende Heyrath eröfne, und überdieß würde ſie es gerade darum nicht thun, weil es ſo heraus kommen würde, als ob ſie ihren erſten Liebhaber ſo gar ſchnell vergeſſen hätte, In der That aber traute Bergner Friederiken gar nicht. Und da er ſelbſt befürchtete, Eleonore würde entweder ſchon geſtorben ſeyn, ehe der Courier ankäme, oder ſie würde doch die Vollziehung der Ehe mit Sonnenthalen nicht erleben; ſo traute er Friederiken ſchon ſo viel Einſicht zu, dieſelbe Bemerkung ſo gut, als er machen zu können. Und daher, glaubte er, würde ſie doch noch nicht alle Hoſnung auf Sonnenthalen aufgeben.

Endlich fiel das Reſultat dieſer Berathſchlagungen dahin aus, daß es beym Alten unverändert bleiben ſollte. Inzwiſchen war aber doch dieſer Plan, für unſre Friederike gerade der gefährlichſte. Denn da ſie von all' dieſen Anſchlägen kein Wort erfuhr; da ſich Bergner täglich mehr bey ihr in Gunſt zu ſetzen wuſte; da ſie alle Hoſnung auf Sonnenthalen verloren, und ihn ſelbſt aufgegeben hatte, — wie leicht könnte ſie überraſcht, und an Bergners Hand gefeſſelt werden, ehe man ihr nur Zeit ließ, ſich einen Augenblick darüber zu beſinnen? —

Wir müſſen geſtehen, daß Bergner bey der ganzen Sache überaus klug, und vorſichtig zu Werke gieng; und ſicher wär' die gutherzige Friederike ohne Rettung in ſeine Schlingen gefallen. Denn nur noch zwey Tage war die Ausführung des ganzen Plans entfernt, und bisher war alles glücklich gegangen. Aber eine höhere Vorſicht ſchützte die hintergangene Friederike, daß ſie dem verrätheriſchen Bergner nicht in die Hände fiel; ein ganz beſonderer wunderbarer Vorfall gab der Sache plötzlich eine andere Wendung, und verſchob die Ausführung des ſo künſtlich angelegten Plans, bis zu Friederikens völliger Rettung.

Wir können dieſen äuſſerſt wunderbaren, obgleich nicht eben ungewöhnlichen Vorfall nicht beſſer erzehlen, als aus einem von Friederikens Briefen an Sonnenthal. Sie hatte nämlich einige Tage nach Abgang des Couriers angefangen, täglich in Briefen ſich mit ihrem verlornen Geliebten zu unterhalten. Beſonders hatte ſie ihm die ganze Geſchichte von Bergners Treuloſigkeit, und ihrer nachherigen Verſöhnung mit ihm, nebſt ſeiner vorgegebnen Reue, und alles erzehlt, was bisher mit ihr vorgegangen war. Da aber unſre Leſer dies alles ſchon wiſſen; ſo überſchlagen wir einen großen Theil dieſer Briefe, und theilen ihnen hier nur ſo viel mit, als zu Erzehlung des

beſonbeſagten wunderbaren Vorfalls gehöret. Und da ſchrieb denn Friederike folgendermaaſen.

den *** früh.

O, liebſter, beſter Sonnenthal! was iſt mir geſtern für ein wunderbarer Zufall begegnet? und was mag dieſe ſchreckbare Erſcheinung zu bedeuten haben? — noch bin ich voller Angſt — voller banger Erwartung. — Aber ach! meine ganze Seele ſträubt ſich gegen das, was ich mir aus dieſem wunderbaren Vorfall weiſſage.

Ich will ſehen, ob ich dir ihn ſo lebendig erzehlen, ſo anſchaulich machen kann, daß du dir einige der Empfindungen, die ich dabey gehabt haben muſte, vorſtellen kannſt. Alſo zur Sache!

Meine Mutter, und ich, hatten uns vorgenommen, heute das Abendmahl des Herrn zu genieſſen. Ich weiß nicht, warum ich anfänglich dieſe heilige Handlung noch acht Tage aufgeſchoben haben wollte? — ich kann aber auch die Urſache nicht ganz errathen, warum mein Vater ſchlechterdings darauf beſtand, daß es gerade heute geſchehen ſollte? —

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle! kurz meine Mutter, und ich giengen geſtern in die

Kirche, um die Beichte abzulegen. Wir traten in unſre Capelle, woraus man, wie dir bekannt iſt, den obern Theil der Kirche, beſonders aber den Altar überſehen kann. Meine Mutter gieng eher, als ich wieder heraus, denn es traf ſich, daß ſie eher zum Beichten kommen konnte, als ich. Ja! es fügte ſich, daß ich auch nach ihrem Weggehen, noch nicht zum Beichten gelangen konnte. Ich befand mich alſo allein in der Capelle, und beſchäftigte mich inzwiſchen mit Leſung einiger, zu meinem Vorhaben ſich ſchickenden Andachten aus **Hermes** Erbauungsbuche.

Es ſchlug eben eilf Uhr, als ich aufſtund, an das Fenſter trat, und Achtung geben wollte, ob mir nicht der Küſter bald winken würde, zum Beichten zu kommen. Indem ich nun ſo von ungefehr meine Augen nach dem Altar zuwarf, nahm ich ein Frauenzimmer wahr, das zu den Füſſen des Altars auf den Knien lag, und mit aufgehobenen Händen ſehr brünſtig zu beten ſchien.

Der Anblick dieſes Frauenzimmers an einem ſo ungewöhnlichen Orte, und in einer ſo ungewöhnlichen Stellung, fiel mir ungemein auf. Eine unbekannte gewaltſame Regung drang mir durchs Herz, und ein gewiſſer unnennbarer Zug, den man allenfalls Sympathie nennen könnte, reizte mich, ſie mit aller nur möglichen Aufmerkſamkeit zu betrachten.

Ich könnt' ihr gerade ins Geſicht ſehen. Sie war überaus ſchön, aber eine Todtenbläſſe hatte ihr Antliz überzogen; ihre Hände hatten die weißgelbe Farbe einer Verſtorbenen. Rührend und äuſſerſt anziehend für mich, blieb mir indeſſen doch ihre ganze Perſon. Ob ſie gleich kniete, ſo nahm ich doch wahr, daß ſie einen ausnehmend ſchönen Wuchs hatte. Ihre Kleidung war ganz ungewöhnlich, — ganz von weiſſer Seide, bald wie ein Todtenkleid gemacht. Es hieng ihr ſehr lang über die Füſſe herunter. Ihr Haar wallte aufgelößt um ihren Nacken, und hatte eine etwas dunkle Farbe. Auf dem Haupte trug ſie nichts, als eine Roſe mit grünen Zweigen.

Mein Erſtaunen über dieſe Erſcheinung ſtieg aufs äuſſerſte. Ein fremdes, mir ganz unbekanntes Frauenzimmer, in ſo ungewöhnlicher Kleidung hier zu ſehen, war mir etwas ganz unbegreifliches. Und was mich noch mehr verwunderte, war dieſes, daß viele Leute vor ihr vorüber giengen, und niemand ſie zu bemerken ſchien. Anfänglich glaubte ich aber doch, es könne irgend eine unglückliche Fremde, vielleicht von catholiſcher Religion, und ſchwärmeriſchen Frömmigkeit ſeyn, die herein gekommen wäre, im Stillen hier ihre Andacht zu verrichten.

So betrachtete ich ſie einige Minuten, ehe ſie ihre Augen in die Höhe richtete, und je mehr ich ſie anſah, deſto heftiger fühlte ich mein Herz nach ihr ſchlagen. Es war eine ganz ungewöhnliche Regung, die ſich meiner bemächtigte. Izt aber hob ſie ihre Augen in die Höhe, und richtete ſolche gerade auf mich. Unſre Blicke begegneten einander. Ihre Augen hatten den Ausdruck einer ungemeinen Zärtlichkeit, mit Wehmuth und Jammer vermiſcht. Aber ſo zärtlich ihre Blicke waren, ſo brachten ſie doch bey mir eine ſchreckliche Würkung hervor. Eine ſchaudervolle bange Regung durchdrang mich ſo heftig, und zugleich ſo ſchnell, daß ich am ganzen Leibe anfieng zu zittern, und mich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Ich war einer Ohnmacht nahe, und aus Furcht vor dem Blicke des Frauenzimmers ſchlug ich meine Augen nieder. Doch aber, und ungeachtet meiner Furcht, trieb mich eine unwiderſtehliche Regung an, dieſe wunderbare Erſcheinung —

denn ich fieng nun würklich an, ſie für ein Geſpenſt zu halten, — noch einmal zu betrachten. Indem ich dies that, lächelte ſie mich ſehr freundlich an. Schon begann ich wieder Muth zu faſſen; aber mein Entſchluß war von kurzer Dauer. Denn in dem Augenblick drangen die Worte:

„Um Gottes willen! was haben Sie „gethan?“

von deiner Stimme, Sonnenthal! in der äuſſerſten Heſtigkeit ausgeſprochen — und ich will tauſend Eyde drauf ablegen, daß es deine mir ſo wohl bekannte Stimme war — kurz dieſe Worte drangen mir, wie ein Donnerknall durch die Ohren, und ſchmetterten mich nieder. In einem Augenblick war die Erſcheinung, mit meinem Bewuſtſeyn weg; — ich ſank in Ohnmacht.

Lange hatt' ich jedoch in dieſem Zuſtande nicht zugebracht. Denn da ich erwachte, befand ich mich unter den Händen einiger Leute, die mich hatten umſinken ſehen; ein ziemlich heftiger Schrey, deſſen ich mir aber nicht mehr bewuſt bin, hatte ihre Schritte verdoppelt, zu meiner Hülfe in die Kapelle zu eilen. Meine erſte Frage an ſie, da ich erwachte, war, ob ſie die Erſcheinung am Altar auch geſehen hätten? — aber niemand wollte ſie geſehen haben; ſo gar der Küſter nicht, den ich doch einigemal vor ihr hatte vorbey gehen ſehen. Man hielt mich für eine Kranke, bey der ein hitziges Fieber im Anzuge ſey, und ſchrieb die Erſcheinung meiner erhizten Phantaſie zu. Der Prediger kam auch dazu. Er war derſelben Meinung. Und da ich noch überdies, durch das Umfallen eine ſtarke Contuſion am Kopfe bekommen hatte; ſo rieth er mir meine Beichte einzuſtellen, und meine Krankheit abzuwarten.

Ich ließ mich in einer Chaiſe nach Hauſe tragen, und befand mich ungemein ſchwach. Kaum hatte ich den Fuß ins Haus geſezt, ſo kam mir mein Mädchen auſſer Athem entgegen, und erzehlte mir im Fluge, noch folgende merkwürdige Ahndung, die ihr begegnet war.

Bald darauf, nachdem meine Mutter nach Hauſe gekommen ſey, hätte ſie, das Mädchen, ſich auf dem Vorſaal vor meinem Zimmer befunden, und Wäſche geplattet; meine Mutter aber wäre in ihrem Zimmer geweſen, das, wie du weiſt, gleich an das meinige ſtößt. Als die Uhr, vor ungefehr einer Viertelſtunde 11 geſchlagen gehabt, hätte ſich plötzlich ein entſetzlicher Knall in meinem Zimmer hören laſſen, und es wär' ihr vorgekommen, als ob mein Porcellain- und Silberſchrank umgefallen ſey. Denn ſie habe ſehr genau das Klingern der Scherben, und das Praſſeln herabfallender Gefäſſe vernommen. Entſetzlich darüber erſchrekken, wäre ſie ſogleich in das Zimmer geſprungen, aber zu ihrem gröſten Erſtaunen, hätte ſie den Schrank in der vorigen Stellung, und ſonſt alles im Zimmer, in der beſten Ordnung gefunden. Meine Mutter, welche denſelben Knall gehöret habe, wäre gleichfalls herzu gekommen, und ſie das Mädchen hätte gleich zu ihr geſagt, es wäre ein Anzeichen, und es würde wohl jemand aus der Familie ſterben. Auch Bergner hätte es in ſeinem Zimmer gehöret; ſonſt aber niemand.

Meine Mutter traf ich mit Bergnern in meinem Zimmer an, wo ſie ſich über dieſen Vorfall noch beredeten. Ueber mein Anſehen, und meine Schwachheit erſchraken ſie nicht wenig, und ihr Erſtaunen ſtieg aufs höchſte, da ich ihnen meine Erſcheinung erzehlte, die mit dem Anzeichen in meinem Zimmer beynahe in einer Minute erfolgt war. Bergner wurde leichenblaß; er muſte ſich wegbegeben. Mein

Vater war gar nicht zu Hauſe. Meine Mutter ſagte, ſie getraue ſich nicht, die ſchreckliche Muthmaaſſung zu geſtehen, die ihr bey dieſer wunderbaren Geſchichte, einfalle.

Ich war in der That ſo ſchwach, daß ich mich ſogleich zu Bette legen mußte. Das Schrecken hatte alle meine Nerven angegriffen. Ich ward ſo furchtſam, daß ich mich vor jedem Schatten ſcheute, und den ganzen Tag — noch mehr aber in der Nacht, ſo bald ich nur die Augen zuthun wollte, ſchwebte mir das Frauenzimmer am Altar vor meiner Seele.

Heute bin ich etwas beſſer, aber doch noch immer ſo ſchwach, daß ich das Bette hüten muß. Es iſt ſchon Abend. Ich habe dieſen Brief nur nach und nach im Bette ſchreiben können. Den ganzen Tag hab' ich damit zugebracht. Ich fühle eine Gährung in meinem Blute, und eine Lähmung in allen meinen Gliedern, die mir meine Geneſung ſo bald noch nicht verſpricht.

Mein Vater erſchrak ungemein, da er von uns dieſe ſonderbaren Ahndungen erfuhr. Er ſagte, die Vorſehung müſſe mit mir etwas vorhaben, wogegen er ſich vergebens ſträube. Was mag er doch damit meinen, Sonnenthal?

Bergner geht herum, wie vor den Kopf geſchlagen. Eben ſagt man mir, daß er ſogar nach dem Arzt geſchikt habe, weil ihm eine Krankheit zu drohen ſcheine. Vor einer Stunde beſuchte er mich. Er ſprach, wider ſeine Gewohnheit nur wenig, und ſeine Augen ſtanden voll Thränen.

Und nun — mein lieber Joſeph! was mag dieſe wunderbare Erſcheinung bedeuten? — und daß ich deine Stimme hörte — das muß wahrhaſtig etwas wichtiges anzeigen. Denn würklich deine Stimme war es; das weiß ich ſo gewiß, als ich lebe. Aber es war ein ſo rührender ſtarker Ausdruck in dieſer Stimme, wie ich von dir noch nie gehöret habe. Ach! unfehlbar muß bey euch — und mit Eleonoren etwas vorgegangen ſeyn, es ſey auch, was es wolle! — wenn ſie nur nicht gar geſtorben iſt! — Alle wollen hier dieſe Auslegung machen. Aber ich habe noch immer beſſern Troſt. Es kann auch deine Verbindung mit dieſem liebenswürdigen Mädchen bedeutet haben. Sie war ja meine Nebenbulerin; und vielleicht hat mir ihr Genius durch dieſe Erſcheinung zu erkennen geben wollen, daß ich mir auf dich, auch nicht die entfernteſte Hofnung mehr machen ſoll. Denn das laſſe ich mir nicht ausreden; daß das

Frauenzimmer, das mir erſchien, Eleonorens Genius war. —

Ich kann nicht mehr ſchreiben, Beſter! alle Kräfte ſinken hin. Ich kann kaum die Feder mehr halten. Aber Gott lob! ich ſehne mich nach Schlaf! vielleicht bin ich morgen beſſer, und kann dieſen Brief vollenden. Gott gebe dir izt, in dieſer Stunde, auch den Anfang einer ruhigen Nacht! —

Hier wollen wir Friederikens Brief wieder abbrechen, und ſelbſt in unſrer Erzehlung fortfahren. Aufrichtig zu reden, ſo war weder dem alten Sonnenthal noch Bergnern wohl zu Muthe bey dieſer ſonderbaren Sache, ſo geneigt ſie auch beyde ihre Wünſche machten, zu glauben, daß Friederikens erhizte Phantaſie ſie getäuſcht habe. Und hätte Bergner nicht ſelbſt den Knall in Friederikens Zimmer gehört; er hätte ſich überredet, daß ſie alle im Traume geweſen wären. Solchergeſtalt konnten denn beyde, mit allem ihrem Witz, keine andere Bedeutung dieſes wunderbaren Phänomens ergründen, als Eleonorens Tod, — ein Umſtand, der alle ihre Hofnungen zugleich mit ihr ins Grab ſtürzte.

Und dennoch würden ſie, ſo viel möglich, das ihrige noch gethan haben, den Folgen dieſes

Umſtandes, durch Friederikens beſchleunigte Verbindung mit Bergnern, zuvorzukommen, wäre nur irgend eine Möglichkeit vorhanden geweſen, ſolche in der Kürze zu bewürken. Aber ſo war Friederike theils innerlich, theils an der Contuſion, die ſie am Kopfe bekommen hatte, in der That ſo krank, daß es wahre Grauſamkeit geweſen ſeyn würde, ſie unter dieſen Umſtänden zu einer Verbindung zu nöthigen, wozu wenigſtens ein geſunder Körper gehörte. Dazu fühlte ſich aber nun der gutherzige Vater ſo wenig fähig, daß es hier das erſtemal war, wo er ſich Bergners Rathſchlägen, der Urſachen hatte, demungeachtet auf die ſchleunigſte Vollziehung der Verbindung zu beſtehen, im Ernſt widerſetzte. Bergner konnte denn alſo auch nicht durchdringen, ſondern mußte ſich gefallen laſſen, den Aufſchub der Verbindung ſo lange zuzugeſtehen, bis Friederike völlig wieder geſund ſey.

Inzwiſchen begann dieſer, von ſeinen Leidenſchaften, verführte junge Mann, allmählig in eine Art von Schwermuth zu fallen, und ſeine Seele fieng an, ſich der, ihm eigenen Gemüthsbewegung zu nähern, deren wir ſchon im Anfange dieſer Geſchichte gedacht haben. Dieſe beſtand denn in einer ſo ausſchweifenden Reue über Vergehungen, die er ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, daß ſie eine Art von wahrer Verzweiflung in ihm hervorbrachte. Der Anfang davon war das niedergeſchlagne Weſen, deſſen Friederike in obigem Briefe gedenkt.

Die Empfindung der Reue über die Treuloſigkeit, die er an ſeinem Freunde begangen hatte, fieng an, ſich aus der Verſtellung in Würklichkeit zu verwandeln. Sein Gewiſſen begann zu erwachen, und da er in der That zu jenen verhärteten Böſewichtern, die keines guten Gedankens mehr fähig ſind noch nicht gehörte, ſo machte ihm dieſe Aufwachung ſeines Gewiſſens ſchon manche trübe Stunde. Dennoch aber war er zu jenem traurigen Seelenſchickſale, das ihn in der Folge traf, izt noch nicht reif. Es glükte ihm, den Schlaf ſeines Gewiſſens noch einige Zeit zu unterhalten, und die Geiſter der Schwermuth, die ihm mit einem ſo heftigen Anfall drohten, wieder zu verſcheuchen. Seine Leidenſchaft für Friederiken, die täglich mehr Gewalt über ihn bekam, je mehr Schwierigkeiten zu überwinden vorhanden waren, erſtikte die Regung bald wieder in ſeinem Herzen, die das Bewußtſeyn ſeiner niederträchtigen Handlung ein wenig empört hatte.

Kurz es blieb alles noch in der vorigen Lage; und mit Ungeduld harrte Bergner ſo wohl, als der alte Sonnenthal dem Zeitpunkte entgegen, wo Friederike ihre völlige Geſundheit wieder erlangt haben würde, um alsdenn ihr angefangenes Werk zu vollenden, und die Früchte ihres ſo mühſam angelegten Plans zu genieſſen.

Jedoch es wird Zeit, unſern lieben Leſern von dem Erfolg Nachricht zu geben, welchen die Sonnenthaliſchen Briefe in dem Löwenkampſiſchen Hauſe nach ſich zogen. Und da nähern wir uns denn einer Periode, die wir, um unſern Leſern einen guten Theil Unwillen und Rührung zu erſparen, ſehr gern überhüpften, wenn die Pflicht eines Geſchichtſchreibers uns nicht das Gegentheil auflegte. Wir müſſen uns alſo vor allen Dingen Geduld und Nachſicht von dem lieben Leſer erbitten, und in Hofnung, keine Fehlbitte zu thun, wollen wir denn zu dieſem ſchweren Werke vorſchreiten.

Der Courier welcher, wie wir oben gehört haben, mit den ſo troſtreichen Briefen für die Löwenkampſiſche Familie nach Liefland abgeſchickt wurde, kam nicht weiter als bis Riga.

Hier überfiel ihn eine Krankheit, die ihn nöthigte Halte zu machen. Die Briefe wurden alſo durch eine Staffette von Riga aus, vollends an den Ort ihrer Beſtimmung geſchickt; und der Courier kehrte nach Verfluß von einigen Tagen ganz gemächlich wieder nach Danzig zurück. Daher kam es denn, daß man hier von der Würkung der überſendeten Briefe, nicht das mindeſte eher erfuhr, als bis zu demjenigen Zeitpunkte, wo eine höchſt unvermuthete Erſcheinung, alles wieder in das vorige Gleiß brachte.

Unſer Sonnenthal hatte ſeine geliebte Friederike nicht ſo bald, aus Großmuth und Mitleiden aufgegeben, als ſich diejenige Gemüthsbewegung ſeiner Seele bemächtigte, welche man eine bange Zurückerinnerung an die empfundenen und nun auf ewig verſcheuchten Freuden der Liebe nennen könnte. Dies machte ihm ſeine geraubte Geliebte um ſo werther, und ſeinen Verluſt um ſo ſchmerzhafter, je weniger er — die Wahrheit zu ſagen — in Fräulein Eleonoren, bey all' ihren vortreflichen Eigenſchaften, volle Entſchädigung fand. Im Grunde hatte er nie diejenige Leidenſchaft für das Fräulein empfunden, welche den Namen Liebe verdient. Und izt war würklich mehr das Gefühl des Mitleidens als jene Seelen hinreiſſende Leidenſchaft, das Band, welches ihn an Eleonoren feſſelte. Daher kam ihm denn Friederike nie aus dem Sinn; ihr Bild ſchwebte unaufhörlich um ſeine Seele, und nur den Gefühlen ſeines Herzens gewiſſermaaſen Luft zu machen, fieng er wieder eine Reihe Briefe an ſie an, und faſt täglich ſezte er etwas an ſie auf. Da nun dieſe Briefe alles enthalten, was in dem Löwenkampfiſchen Hauſe vorgieng, ſeitdem Sonnenthal ſich entſchloſſen hatte, um des Fräuleins willen, ſeiner Friederike zu entſagen, ſo wollen wir das, was zu unſrer Geſchichte gehört, daraus ausziehen, und es unſern Leſern in dieſem Auszuge mittheilen, wie folget:

den ***.

Du gute Seele! — ich kann dich gar nicht aus meinen Gedanken bringen; aber ich gebe mir auch keine Mühe drum. Ich will dich nicht vergeſſen, ob ich gleich ſoll. — es iſt mir immer, als ob es nicht an dem wäre, daß ich dir entſagt habe. Ich kann es mir ſelbſt nicht glauben, daß du nicht die meinige werden ſollſt. Eine ſanfte wohlthätige Ahndung durchbebt mich denn, daß du für mich noch nicht verlohren biſt. — Doch — es iſt ja faſt unmöglich. — Denn ach! — ich bin nun Eleonorens — —

den ***

Das Fräulein beſſert ſich täglich. Nur ihr Nervenſyſtem ſcheint äuſſerſt ſchwach zu ſeyn: denn das geringſte erſchüttert ſie. Fröhliche und traurige Zufälle greifen ſie unbeſchreiblich an. Man muß nur ſuchen, ſie in einer gleichen Gemüthsſtimmung zu erhalten.

Noch weiß ſie zwar nichts, von der bevorſtehenden Erfüllung ihrer Wünſche. Aber einige entfernte Winke, die ich ihr zu geben für gut finde, um ſie nach und nach darauf vorzubereiten, haben ſie aufmerkſam gemacht.

Die erhöhte Zuneigung, die ich mit Fleiß gegen ſie blicken laſſe, ſcheint ihr Leben einzuflößen. Sie unterhält ſüſſe — obgleich noch entfernte Hofnungen; und dies beruhigt ſie.

Wenn ich ſo neben ihr ſitze, ihre Hand in der meinigen halte, und ſie liebkoſe; — wie warm ſind denn die Seufzer, die ihr oft entfahren! — Oft lächeln ihre Augen Freude — und oft ſchwimmen ſie in glänzenden Thränen. O! Friederike! — es iſt eine liebe, gute Seele — dieſe Eleonore! — nur du biſt mit ihr zu vergleichen. Sonſt kein Weſen auf der Welt! — Ach! wenn ich ſie glücklich machen könnte; wie wollt' ich mich noch in der

Ewigkeit darüber freuen! — Ach! daß ich die Liebe eines ſolchen Engels ſo ganz erwiedern könnte, wie ich ſollte! — Aber — da müſt' ich dich nicht geliebt haben, meine Friederike! — —

den ***

Ich bin izt wie ein wankendes Rohr. Wie kann es auch anders ſeyn — in meiner Lage? — Vergangene Nacht träumte ich von dir. Ich ſaß — ich weiß nicht mehr, wo? — an deiner Seite. Wir laſen zuſammen in einem Buche. Von ungefehr näherten ſich unſre Wangen. Ich legte meinen Backen an den deinigen. Ach! es war eine unbeſchreiblich ſüſſe Empfindung. Ich getraute mir aber nicht, dir einen Kuß zu geben. Darüber wacht' ich auf. — Doch, womit unterhalte ich dich, — ich Schwärmer? — Ach! ich gehe Tag und Nacht mit dir um. —

den ***

Ich muß ſie alle Morgen beſuchen. Anders thut ſie es gar nicht. Heute wurde ich abgehalten. Gegen Mittag gieng ich zu ihr. Sie war ganz allein im Zimmer. Ich fand ſie am Fenſter ſtehend, in tiefen Betrachtungen. Sie fragte mich, warum ich ſie ſo ſpät beſuche?

und ſtrich mit ihren ſeidenen Händen meine Wange. Ich küßte ihre Stirn, und bat um Vergebung. Dieſer zärtliche Zug rührte ſie ungemein. Sie fiel mir um den Hals, und küßte mich einigemal — Es war die erſte Umarmung, ſeit jener, zu welcher ſie ein Anfall von Melancholie verleitete. Mir traten Thränen in die Augen. Sie wurde ſchwach; ich muſte ſie an den Sopha führen. Dann bat ſie mich um Vergebung, und ſagte, ich ſolle meine Braut auch bitten, daß ſie ihr dieſe Uebereilung vergebe. Die arme Eleonore! — doch vielleicht werden ihre Leiden bald belohnt. O! die Liebe! Friederike! — was macht ſie aus uns Menſchen? — die Welt wird die gute Eleonore verdammen; aber die Welt kannte das Maaß der Empfindungen nicht, welche die Natur in ihr Weſen verwebt hat. Frolokt nur nicht, ihr kälteren Seelen! glücklicher ſeyd ihr, als die zärtliche Eleonore. Aber meſſet ſie nicht nach euch ab! Sie hatte nicht eure Organen. Bedauert ſie, und danket der Vorſehung, daß ſie eure Herzen vor allzugroſſer Zärtlichkeit bewahrte! — Doch, ich glaube, ich deklamire. Und was ſoll dir dieſe Moral? — dir, die du Standhaftigkeit mit Zärtlichkeit ſo glücklich vereinigeſt! aber dafür biſt du auch ein Muſter! —

Deine Höhe wird kein andres Mädchen erreichen.

den ***

Das Fräulein hat oft Anfälle von überwiegender Schwermuth, die mir nicht wenig Sorge machen. Heute kam ich zu ihr, in der Hoffnung ſie ſehr vergnügt zu finden, weil mich der Obriſt, der von ihr kam, verſicherte, daß ſie ſo gar mit ihm geſcherzt habe. Aber nein! — — ſie ſaß da mit auf den Arm geſteifſtem Kopfe, und weinte. Ich ſuchte ſie zu erheitern; die Generalin und Natalie ſtanden mir bey. Umſonſt! wir brachten kaum einige Worte aus ihr. Endlich — — und wie ganz von Ungefehr bath ſie mich das Duett aus Klopſtocks Oden, von der Neefiſchen Tonſetzung

Ach! wenn doch kein Grabmal wäre,
Das Liebende trennte!

zu ſpielen und mit ihr zu ſingen.

„Wie fallen Sie auf das zu rührende, ob-
„gleich ſehr ſchöne Stück?“

ſagte ich.

„Es iſt izt mein Lieblingsgeſang,“

antwortete ſie,

„Im Grabe iſts zwar ſchön, und ſtill.
„Aber — da hat Klopſtock recht, —
„nur Liebende ſollte es nicht trennen. Ach!
„es iſt ein ſchwerer Gedanke, zu ſcheiden
„von dem, was man liebt —

Sie gieng nicht ab; ich muſte den Geſang beginnen. Mit ungemeiner Rührung, die nicht ſelten von Thränen begleitet wurde, ſang ſie mir nach. Bey den Worten:

Selmar! ich ſterbe mit dir,

unterbrach ſie ihr Affekt ganz. Sie konnte nicht mehr fort ſingen. Da ich fertig wär, ſagte die Generalin:

„Sie müſſen dem guten Mädchen nicht folgen,
„wenn ſie wieder ſo traurige Geſänge
„verlangt; — es ſchadet ihrer Geſundheit."

„Was thuts denn auch, liebe Mama?" erwiederte Eleonore,

„ich ſterbe ja ſo bald; und da iſts ja recht
„gut, wenn ich mich bey Zeiten mit dem
„Grabe bekannt mache."

Alle Bemühungen, ihr dieſe Gedanken auszureden, waren vergebens. Sie hörte nicht auf vom Tode und Grabe zu reden.

den ***

Die Zeit iſt da, wo der Courier mit deiner Antwort eintr[illegible] ſollte. Heut oder Morgen erwarte ich ihn gewiß. O! meine Friederike! was wirſt du mir antworten? — ich zittre und bebe, wenn ich dran denke. Ach! unfehlbar wirſt du unſre Liebe, der unglücklichen Eleonore aufopfern. Denn das kann und muß ich von deiner Großmuth erwarten. Ich weiß ja, daß du eine groſſe Seele beſitzeſt, die ihre Leidenſchaften beherrſchen kann, und wenn es auch die zärtlichſten ſind. — So ſollen wir denn getrennet werden? — all' die ſchönen Träume, die ich mir von unſrer künftigen Glückſeligkeit bildete, — die ſollen verſchwinden, — ganz in ein Nichts hinabſinken? — ſchrecklich! traurig! — Aber nein! wir werden auch glücklich ſeyn. Du in der Ueberzeugung, eine glorreiche That vollbracht zu haben, — ich — vielleicht in Eleonorens Armen. Laß uns dann ruhig, und mit Ergebung in den Willen des Ewigen, die Wege fortwandeln, welche uns die allweiſe Vorſehung führt! —

den ***

Groſſer Gott! was war das heute wieder für eine rührende Scene bey unſrer Eleonore! —

Das Mädchen wird von Tag zu Tag munterer, und doch — lauter Todes Gedanken. — lauter Grab, — iſt das, womit ſie ſich unterhält. Sie wuſte, daß heute der Paſtor kam, um hier Gottesdienſt zu halten. Früh nach ihrem Morgengebet ſagt ſie ihrer Mutter, daß ſie heute das Abendmahl des Herrn genieſſen wolle. Da ihr nun ihre Schwäche nicht erlaubt, es in der Kirche auszudauern, ſo verlangt ſie es auf ihrem Zimmer. Die Generalin darüber gerührt, fragt ſie: wie ihr das einfalle, da es doch kaum ein Viertheiljahr ſey, daß ſie insgeſammt zu Gottes Tiſch geweſen wären?

„Ich habe Verlangen darnach,"

antwortet Eleonore,

„denn ich fühle, daß ich bald ſterben werde. „Ach! liebe Mutter! es iſt etwas ſchweres „zu ſterben. Aber ich denke, wenn man „ſich nur erſt mit Gott recht ausgeſöhnt hat; „dann wirds leicht werden. Ein ſanfter „Schlaf — bis zur Auferſtehung der Gerechten! Ach! ich habe viel Sünden auf „meinem Gewiſſen, liebe Mutter, die muß „ich Gott erſt abbitten, eh' er mich ruft. „Dann würd' es zu ſpät ſeyn.

Sie drang ernſtlich drauf; und die heilige Handlung wurde vollzogen. Das ganze Haus iſt darüber in Beſtürzung gerathen. Man ſieht dies alles für Ahndungen von einem nahen Tode an. Ich ſelbſt, der ich doch, wie du weißt, gar nicht an Ahndungen glaube, bin darüber bekümmert. Nach Vollendung der heiligen Handlung gieng ich auch zu ihr. Der Paſtor unterhielt ſie noch mit geiſtlichen Betrachtungen; er ſprach ihr aber Muth ein, und ſuchte ſie von allem, was ihre Schwermuth unterhalten konnte, zu entfernen. Aber Vater und Mutter, Bruder und Schweſter ſaſſen, oder ſtanden von fern, und trockneten ihre Thränen. Es war ein rührender hinſchmelzender Auftritt. Eleonore allein war ſtandhaft, — ſo geſezt, als ich ſie noch nicht geſehen hatte. Ein ſanfter Ausdruck der Ruhe war auf ihrem Antlitz verbreitet. Ihr ſchönes Auge lächelte ſtille Freude und Zufriedenheit. Unausſprechlich ſchön — wie die himmliſche Laura, da ſie im Tempel Gottes, vor den Augen Petrarchs, voll Andacht zum Füſſen des Ewigen lag, — war mir Eleonore in dieſer Stunde. Ach! Friederike! ich kann dir's geſtehen. Ein Gefühl von Liebe, ſo warm, wie ichs noch nie für ſie empfunden hatte, durchdrang mich auf einmal ſo heftig, daß ich für Verlangen zitterte, den holden Engel in meine Arme zu ſchlieſſen, und mich mit ihrer göttlichen Seele zu vermählen. Ich wünſchte mir — mit ihr zu ſterben, und dachte an **Klopſtocks** Worte:

„Selma! ich ſterbe mit dir;
„Ich bete mit dir zum Himmel
„Dieſe Wohlthat herab“ —

Da der Paſtor fort war, muſte ich noch über eine halbe Stunde bey dem heiligen Mädchen bleiben. Sie war unausſprechlich heiter. Ach! Friederike! ſie kam mir vor, wie eine Gottheit, der ich nur huldigen ſollte —

den ***

Der Courier iſt noch nicht da! — wo mag er bleiben? — ich habe die Stunde ausgerechnet, wenn er eintreffen kann; und es ſind ſchon drey Tage drüber verfloſſen. Wenn etwas im Hof geritten kommt, ſo denke ich, er iſts, und noch iſt all' meine Erwartung getäuſcht. Der Hofmeiſter wird doch die Briefe übergeben haben! ich denke gewiß: denn er war ein guter Mann. Das Schiff iſt auch ſehr glücklich gefahren. Die Nachricht hab' ich ſchon. Ich bin in groſſer Angſt. —

den ***

So ein unausſprechlich banges Gefühl hab' ich noch nie empfunden, meine Friederike! als dieſen Morgen. — Alles empört ſich in mir; ich werde herum getrieben, von dieſer Empfindung, wie ein Mörder von ſeinem Gewiſſen. Auf keiner Stelle hab' ich Ruhe. Mit Tages Anbruch bin ich ſchon eine Stunde im Felde herum geritten, um mich zu zerſtreuen. Vergebens! es wird immer ſchlimmer. — Man ſagt mir, daß Eleonore ſich dieſen Morgen von ihrem Mädchen einige Sterbelieder habe vorſingen laſſen. Das vermehrt meine Unruhe. Wenn nur dem armen Mädchen nichts groſſes bevorſtehet! — und der Courier — der iſt noch nicht da! — Ach! Eleonore! Eleonore! — du biſts, um die ich zittre. Fort! — ich muß zu ihr. —

gegen Abend.

Ha! — wie ſoll ich dir's ſchreiben? — ich, der ich kaum ſelbſt noch lebe! — ſie iſt todt! — todt iſt ſie — hingeſunken, gebrochen — die junge Roſe — Ach Gott! Eleonore iſt todt! — ich denke kaum — ich empfinde kaum noch; — alles iſt gefühllos, alles Härte an mir. Ach! Friederike! ich kann izt weiter nichts ſagen, — ſie iſt todt, — heute um 11. Uhr. —

Um 11. Uhr, Nachts.

Alles iſt ſtill — alles öde — alles wüſte um mich her. Die Schatten der Nacht ſind herabgeſunken; im öden Grabe ſchlummert die Natur. Hier ſitz' ich allein — ausruhend von den Drangſalen des heutigen Tages, — ausweinend den Jammer, der auf meine Seele herab ſtürzte. Niemand iſt um mich, als der Geiſt der heilgen, der ſeligen, die heute zu Gott gieng. — Im Engelsgewande umſchwebt er mich, und lächelt mir wieder Ruhe in meine Seele. Denn mein Schmerz ſtieg bis zur Verzweiflung. — O! ſo nahe dich denn mir, heiliger Schatten! ſey Zeuge meiner Thränen — meiner Klagen, die ich deinem Andenken, du göttliche! weihe! — hinüber zu Gott ſchlummerteſt du in meinen Armen! — den Tod eines Märtirers ſtarbſt du, für mich, und für deine Freundin! — Ach! vergieb mir, du göttliche Seele, daß ich dich nicht genug liebte — daß ich Urſache deines Todes ward! — doch — du wirſt ja nicht auf mich zürnen, du, die du ganz Liebe, ganz Verzeihung warſt! Ach, freylich wuſt' ich deinen Werth nicht zu ſchätzen, —

ich wußte nicht, daß Eleonore mich ſo unausſprechlich liebte, und — ſie ſagte mir's doch. — O! ich undankbarer! wenn ich daran denke, möcht' ich von Sinnen kommen! — ich muß abbrechen. — Der Schmerz übermannt mich wieder. —

Um 1. Uhr

Hier hab ich gelegen, über eine Stunde lang — ohne Sinn — ohne Bewegung, nur meinen Thränen offen, die, wie Bäche aus meinen Augen quollen, um Eleonoren — das leidende Mädchen, die ein Opfer ihrer Gefühle ward. — Ach! Friederike! wenn du es hätteſt ſehen ſollen, wie ſie hinſank die herrliche Lilie in meine Arme, und abgebrochen ward — die ſchönſte Blume der Natur, — du wärſt mit ihr hinüber geſchlummert; denn nur eines Mannes Kraft gehörte dazu, ſie ſterben zu ſehen. O! du, nur der Eleonore ſtarb — weine, klage mit mir! bau' ihr ein Grabmal in deinem Herzen, — beſuche es täglich, ſtreue Blumen darauf, und widme ihr deine Thränen! ſie war es werth, die göttliche Seele, daß du um ſie trauerſt; denn ſie war die Liebe, die Güte, die Edelmuth, die Tugend ſelbſt, und ſie liebte dich! — Ach! wenn ſie dich nicht geliebt hätte, ſie lebte vielleicht noch —

Um 3 Uhr.

Ich habe eine halbe Stunde geſchlummert. **Eleonorens** Geiſt erſchien mir im Traume, und bat mich meinen Schmerz zu mäſſigen, weil ihm wohl und glücklich ſey. Er dankte mir für meine Liebe — meine Thränen — dieſer himmliſche Geiſt, und verhieß mir dafür Ruhe und Glückſeligkeit. Schon fühl' ich ſeinen mächtigen Einfluß, — ich kann meine Gedanken wieder ſammlen. Vielleicht bin ich fähig, dir die Umſtände von dem Tode dieſer Gerechten zu erzehlen. Ich wills verſuchen:

Dein Brief, deine Entſchlieſſung mir zu entſagen, war die Urſache ihres plözlichen Todes. Sie ſtarb für Freude. O! **Friederike!** für Freude zu ſterben — welch' ein herrlicher Tod muß das ſeyn! — möchte uns doch Gott auch einmal ſo ſterben laſſen! —

Es war ungefehr um 10 Uhr, als ich geſtern früh zu ihr gieng. Sie war ſehr munter, und ſpazierte in den Armen ihrer Schweſter, im Zimmer hin und wieder. Ihr Vater ſaß da, und rauchte ruhig ſeine Pfeife, ihre Mutter gieng ab und zu. Ich freute mich über die Munterkeit des Fräuleins, und gab es ihr zu erkennen. Sie ſagte, es ſey ihr wohl; denn ſie werde nun bald bey Gott ſeyn. — Dieſer Sterbegedanken äuſſerte ſie mehrere, und ich war nicht ſo glücklich, ihr ſolche auszureden. Bald darauf bat ſie mich, ihr etwas aus dem Meſſias vorzuleſen. Sie ſezte ſich neben mich auf den Sopha, und las mir im Buche nach. Es war gerade die Stelle von dem Tode des Heylandes. Der General, ſeine Gemahlin, und Fräulein Natalie hörten zu. Eleonore weinte oft, und ich fühlte ihre Thränen auf meine Hand tröpfeln, womit ich das Buch hielt.

Indem ich noch las, trat die Kammerjungfer herein, und übergab dem General ein verſiegeltes Paket mit Briefen, das ein Poſtillion aus Riga eben gebracht habe. Wie ein ſchneidendes Schwerd gieng mir das durch die Seele. Ich hörte auf zu leſen. Der General war ſo unvorſichtig, das Paket ſogleich zu erbrechen. Eleonore ſtand auf, trat zu ihrem Vater am Tiſch hin, und wurde bey Eröfnung des Pakets deinen Brief an ſie gewahr. Schnell, und eh' ſie jemand daran verhindern konnte, nahm ſie den Brief weg, und eben ſo ſchnell erbrach ſie ihn auch. Aber das ſah' ich gleich, daß ſie ſehr heftig anfieng zu zittern, und, vor Erbeben kaum ſtehen konnte, als ſie den Brief erbrach. Da ſie ſogleich nach der Unterſchrift ſahe, rufte ſie aus:

„Ach! von meiner Friederike!“

Ich gab genau auf ſie Achtung, weil ich ſchon für das Fräulein zitterte, und ließ meinen Brief, den mir der General hinlegte, auf den Tiſche liegen. Aller Erwartung war auf des Generals Brief geſpannt, und man gab nicht ſo genau auf Eleonoren Acht. Während daß nun der General den Brief von deinem Vater las, fieng auch Eleonore an, den ihrigen zu leſen, und gerade da der General zu reden anfangen wollte, ſah' ich das Fräulein rücklings umſinken, mit den Worten:

„Nein! das iſt zu viel!“

Ich faßte ſie ſogleich auf, und ſie lag in meinen Armen, in einer Ohnmacht, aus der ſie nur an jenem Tage wieder erwachen wird. Der Brief fiel ihr aus den Händen; mein Schreck überſteigt alle Beſchreibung.

„Ach Gott! was haben Sie gethan?“ war alles, was ich ſagen konnte.

„Herr Jeſus! meine Tochter!“

rief die Generalin, und ſie ſank ebenfalls ohnmächtig hin. Fräulein Natalie ſtürzte mit einem heftigen Schrey auf ihre Schweſter hin. Der General ſtand, wie eine lebloſe Statue, vom Schrecken, wie entſeelt da. Die Kammerjungfer rannte auf meinem Zuruf nach Erhaltungsmitteln. Ich war meiner noch am meiſten mächtig. Denn ich trug das ohnmächtige Fräulein auf den Sopha, behielt ſie in meinen Armen, und ſuchte ſie zu ermuntern. Noch gieng ihr Puls ſchwach, und das Schlagen ihres Herzens, fühlte ich an ihren wallenden Buſen auf meinem Arme. Aber keine Minute vergieng, ſo ſtand der Puls ſtille, — der Buſen legte ſich, — ihr Auge brach, — ein Todtenſchweiß entquoll auf ihrer Stirn, — ſie ſchlummerte in meinen Armen ein, ohne ein Glied zu zucken. Wie mir dabey zu Muthe war, Friederike! kannſt du dir leicht vorſtellen; — ich war ſelbſt mehr einem Todten, als einem Lebenden ähnlich. Lange hielt' ich den Leichnam noch in meinen Armen, und konnte mich nicht überwinden, ihn loszulaſſen. Die Generalin war inzwiſchen wieder erwacht, — der General beſann ſich wieder, — die Kammerjungfer kam mit Rettungsmitteln. Ein erſchreckliches Wehklagen, und Jammern erhob ſich; man wandte alles an, das Fräulein wieder zum Leben zu bringen. Aber umſonſt! da war kein Leben mehr. Todtenkälte erſtarrte ſchon ihre Glieder, und Todtenfarbe hatte ſchon ihr Antliz überzogen. Noch beſchäftigte man ſich mit lauter fruchtloſen Verſuchen, einen ſchon kalten Leichnam wieder vom Tode zu erwecken, als das Geſchrey, den Obriſten, die beyden jungen Löwenkampfe, und den Hofmeiſter herbeyrufte. In gräßlichen Ausbruch des Schreckens ſtürzten ſie herein, und fielen über die arme Leiche her. Natalie legte ſich ganz auf ſie, und küßte unaufhörlich das kalte Todtengeſicht. Der Obriſt riß ſie endlich noch weg, und brachte ſie in ein andres Zimmer. Nun erhob ſich ein allgemeines Wehklagen, und Jammern, daß das ganze Haus davon ertönte; und dies endigte ſich in eine gewiſſe Sinnloſigkeit, die alle überfiel, und womit ſie unter einem dumpfen bangen Aechzen, dahin ſanken. Während deſſen legte ich den Leichnam des ſeligen Mädchens, aus meinen Armen, auf den Sopha, drückte ihm einige Küſſe auf den kalten Mund, und ſtand auf, die Anweſenden zu tröſten, und ſie von ihrer Sinnloſigkeit wieder zu ermuntern. Aber da half kein Troſt, — der Schmerz machte ſie alle, Todten und Verzweifelten ähnlich.

lich. Die Generalin erholte ſich endlich am erſten, und mit Hülfe des Obriſten, und des Hofmeiſters brachte ſie das entſeelte Fräulein in ein einſames Zimmer. Mir war's unmöglich, bey dieſer Beſchäftigung zugegen zu ſeyn. Ich nahm die beyden jungen Löwenkampfe mit auf mein Zimmer, wo wir alle dreye, über zwey Stunden in einer Betäubung lagen, die uns zu Worten und Handlungen untüchtig machte. Der General verſchloß ſich den ganzen Tag in ſein Zimmer, und ließ keine Seele vor ſich. Das Wehklagen und Jammern der Bedienten, — die Ströme von den Thränen, die aus ihren Augen floſſen, — die Lobeserhebungen, die man der Seligen in der Stille nachſchickte, — alles das gab ſo rührende Auftritte, daß, wo man nur hinſah und hörte, ſich neuer Stoff zur Vermehrung des Schmerzes fand.

Bey dem unausſprechlichen Schrecken über den ſo jähligen Tod des Fräuleins hatte niemand mehr, an die angekommenen Briefe gedacht. Eleonore hatte würklich den ihrigen noch nicht ganz durchgeleſen, als die überraſchende Empfindung der Freude über deine Einwilligung in unſre Trennung, die Kräfte ihrer Natur überweg, und ſie dahin ſtürzte. Ich ſelbſt hatte kaum einige Zeilen daraus geleſen. Da ich den Leichnam des Fräuleins aus meinen Armen auf den Sopha niederlegte, nahm ich die Briefe wahr, die neben einander auf dem Fußboden, vor mir lagen, und von den Füſſen zertreten waren. Ich ſtekte ſie beyde zu mir, und da ich mich auf meinem Zimmer ein wenig geſammlet hatte, las ich ſie durch. Ach! Friederike! wäre man nicht ſo unvorſichtig zu Werke gegangen; — das Fräulein wär durch deine Großmuth gerettet worden, und wir wären alle glücklich. Aber — Gott hat es nicht gewollt.

den *** um 9 Uhr früh.

Eben hat mich der General verlaſſen. Er kam zu mir, mir ſeinen Schmerz zu klagen, und mir für das Opfer zu danken, das ich dem ſeligen Fräulein hätte bringen wollen. Der edle Greis! — ſein Zuſtand iſt überaus bejammernswerth. Denn Eleonorens Tod war doch immer, nach menſchlichem Urtheil, die Folge ſeiner Unvorſichtigkeit, daß er in ihrem Beyſeyn die Briefe öfnete. Er kann ſich darüber gar nicht zufrieden geben. Wir haben lange über dieſen ſonderbaren Zufall geſprochen, der von der Vorſehung ſo gewürket zu ſeyn ſchien.

Etwas beruhigt gieng er von mir; aber ſeinen Schmerz zu heilen, ſind Jahre kaum hinreichend. —

Das wüthende Wehklagen, das geſtern das ganze Haus erfüllte, hat ſich in eine Todtenſtille verwandelt. Jeder ſizt in einem Winkel, und weint; und wo von ungefehr einer zum andern kommt, klagen ſie einander ihren Schmerz, und bejammern den Verluſt des vortreflichen Fräuleins. Es iſt ein ſchreckliches Ungewitter, das dieſes Haus betroffen hat. —

um 11 Uhr.

Ich habe mir den Leichnam der Seligen zeigen laſſen. O! es war ein rührender Anblick; aber Ruhe, und Freude ſchien noch in alle ſeine Geſichtszüge verwebt. Man könnte ſagen, es ſey eine ſchöne Leiche. — Ich konnte mich nicht enthalten, ſie zu küſſen; aber ein kalter Schauer durchlief mich doch, da ichs that. Ich ſcheue mich nicht vor Todte: denn wie könnt' ich mich vor dem ſcheuen, was ich einſt auch werden muß? Die Menſchheit regt ſich aber doch, wenn man die ſchreckliche Zerſtörung wahrnimmt, welcher wir im Tode unterworfen ſind. Ach Mädchen! wenn keine Auferſtehung wäre, — wenn ich das nicht gewiß wüßte, —

ich gerieth in Verzweiflung, über die arme zerrüttete Menſchheit. — Ich nahm eine Blume, ſtekte ſie dem Leichnam ins Haar, und entfernte mich, weil ich fühlte, daß ich nicht dazu gemacht war, eine Perſon länger im Tode zu ſehen, die ich liebte — und — die um mich ſtarb. —

um 3 Uhr nach Mittag.

Eben bin ich in dem Begräbniß geweſen, wo ſie morgen hingelegt werden ſoll — in demſelben Begräbniſſe, aus welchem ich die ſelige Eleonore ſchon einmal heraus trug; Ach! wenn ich doch das izt auch könnte! — izt muß ich ſie ſehen hineintragen. — Der General bat mich, mit ihm hinzugehen, um einen Plaz für die Selige auszuſuchen. Wir wählten den Plaz, neben dem Sarge ihrer Großmutter, den ſie ſich ſchon ſelbſt ausgeſehen hatte. Hier konnte ſich der edle Greiß des Wunſches nicht enthalten, auch bald zu ſeinen Vätern verſammlet zu werden. Eine ſchöne, helle Thräne zitterte aus ſeinem männlichen Auge, und er ſagte, daß er neben ſeine Tochter beygeſezt ſeyn wolle. Da wir heraus kamen, wurde er ſehr ſchwach. Ich muſte ihn nach Hauſe führen.

Abends.

Ich habe darauf gedacht, ein Gedicht auf den Tod meiner ſeligen Freundin zu machen. Es iſt aber ſchwer in der Stimmung der Seele, worinn ich mich befinde. Ich will mein Herz reden laſſen. Die Kunſt mag bleiben, wo ſie will! dieſe Nacht ſoll dies meine Beſchäftigung ſeyn. Denn der Schlaf — der nur Glückliche beſucht, — fliehet mich. —

den *** um 9 Uhr vor
Mittag.

Nun liegt die ſterbliche Hülle der nun glücklichen Eleonore im Grabe — an dem Orte, von welchem ſie nur die Stimme Gottes, an jenem Tage, hervor rufen wird. Heute früh um vier Uhr iſt ſie in der Stille beygeſetzet worden. Niemand, als ihr Vater, ich, und der Prediger konnten ſie zu ihrer Ruhe begleiten. Die andern fühlten ſich alle zu ſchwach dazu. Ach! Friederike! das war wieder ein Jammern, ein ödes, dumpfes Wehgeſchrey, da wir ſie aus dem Schloſſe herausführten, — das Seel' und Leben durchdrang. Auch mein Muth wankte. Ich ſaß im Wagen neben dem General, und wir weinten mit einander, wie um die Wette. Die ganze Welt lag auf mir; —

und der unglückliche Vater war faſt ſeiner Sinnen beraubt. Da wir den Sarg, der die gebrochene Roſe enthielt, an ſeine Stelle geſezt hatten, ſprach der Paſtor den Segen darüber.

„Schlummre ſanft, du gute fromme Seele!
„Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht.“

ſo ſagte ich, und kniete mit dem General vor dem Sarge nieder. Wir ſprachen dem Paſtor ein kurzes Gebet nach. Dann umarmten wir uns, und verlieſſen den Ort, dem wir einen Schatz anvertraut hatten, welcher uns nur auf eine kurze Zeit, zur Bewunderung ſeiner Vollkommenheiten geliehen war.

Ich muß dir doch auch das Gedicht mittheilen, das ich der Seligen geſungen habe; und ich brauche dich nicht erſt zu bitten, es als Ausfluß des Herzens, ohne Rückſicht auf poetiſches Verdienſt, anzuſehen. Hier iſt es:

„Gedanke, denn was biſt du mehr du Leben? —
„Kaum fühl' ich dich, kaum will ich mich erheben,
„So ſchlummert ſchon mein Geiſt hinüber in die Nacht
„Des Grabes — — —

Wieland.

Reiß immerhin, mein Herz mich zu dem Grabe,
Das meiner Freundin moderndes Gebein um-
ſchließt! —
Brich immerhin! was ich verlohren habe,
Kommt nie zurück. Der Wehmuth Zähre fließt
Umſonſt vom trüben mattgeweinten Auge
Die bleiche Wange mir herab! —
Vergebens folgt dem lezten Lebens Hauche
Der nun Verklärten, meine Phantaſie ins
Grab. —
Sie iſt nicht mehr! — zu ſchwach ihn zu er-
tragen,
Den herben, tief verwundend, bangen Schmerz, —
Und blutend windet unter bittern Klagen
Sich hin zu ihr, mein armes Herz. —
O! du Geliebte, wäre meine Seele
Dir doch beym lezten Kuſſe nachgeeilt! —
Statt, daß ich izt um deinen Tod mich quäle,
Wär' meine Wunde nun geheilt! — —
Ich träumte nicht mehr jene goldnen Zeiten,
Als ſchon, an meinen Lippen, deine Seele hieng,
Als in der Liebe Rauſche, dir zur Seiten
Ich einſt von dir den erſten Kuß empfieng.
Ich träumte nicht, von deinem Arm umſchlungen
Wie ſchön mein Herz ſich an das deine ſchloß,
Und wie von ſüſſen Seufzern nun verdrungen
Die Sprache ſchwieg — die Freuden-Thräne
floß. —
Betrügeriſch kehrſt du in frühen Jammer
O Tod! mir meinen ſüſſen Traum.
Es irrt mein Blick um jenen düſtre Kammer
Und ſchwebet um den ſchauervollen Raum,
Wohin

Wohin ſie izt des Todes Engel führten. —
Schreckbares Bild! — Das Morgenroth
Der Wangen, Roſen, die ſie jüngſt noch zierten,
Hat nun in Nacht gehüllt, gebrochen nun der Tod. —
Furchtbar Geſicht! grauſame Würmer nagen
Nun an dem kalten hingeſtorbnen Herzen, —
An dieſem treuen Herzen, das vor ſo wenig Tagen
Noch für mich ſchlug — das unter ſanften Scherzen
Sich hob, und reine Unſchuld nur belebte. — —
Dich ſo, Geliebte nun zu ſehn —
Erſtarrt — verweſ't — wie bebte
Mein Herz zurück! da ich dich ſah zum Tode gehn.
Für mich! — o ſchrecklicher Gedanke!
Wo rett' ich mich vor dir? ich wanke —
Und zitternd wandle ich den Pfad,
Wohin dies traurige Verhängniß mich geleitet hat.
Wie beb' ich izt! wie zittern meine Glieder!
Wie ſtokt in meinen Adern mir das Blut? —
Und wie? — doch welch' ein Lichtſtral reißt mich wieder
Aus der Betäubung? — Süſſes Gut!
Du meine Phantaſie! Du führeſt
Mich zu der Seelgen Wonneleben hin.
Hier faſſ' ſie ganz, mein Blick! verliereſt
Du dieſes Bild, ſiehſt nicht ſie glühn
Von Himmelsluſt, ſo ſinkt vom Strome

Der bängſten Leiden hingeriſſen, tief mein
Herz. — —
Flieh dann Verzweiflung! denn die Fromme,
Sie, meine Freundin, iſt erlöſt vom Schmerz
Der ihre Seele trübte,
Weil ſie, wie Menſchen nicht,
Wie Engel Gottes liebte, —
Weil ſie der Freundſchaft Pflicht,
Sich ſelbſt zum Opfer gab. —
Befreyt hat ſie nun Tod und Grab
Von jeder Quaal, die ſie im Staube
Der Welt vielleicht noch traf. —
O, heitres Bild! — umkränzt mit friſchen Laube,
Verklärt ihr Angeſicht! — o ſchaff
Mir Ewger, den Gedanken, ſie zu faſſen,
Wie ſie ſo ſchön izt vor dem Mittler ſteht!
Sie ganz zu ſehn, wie ich ſie ſah erblaſſen!
Und izt? — welch' ein Gedank' erhebt
Izt meine Bruſt! mich dünkt, ich höre
Des Himmels Stimme — wie ſo ſanft, ſo ſüß,
So ſchaurig ſäuſelt ſie daher! ſo blies
Kein junger Frühlingsweſt: „Verehre
Sprach ſie — „was ich dir ſehen lies!
„Genüge dich! und bete an! in dieſer Sphäre
„Wirſt du ihr gleich, einſt ganz ſie ſehn!“ —
O, mächt'ger Troſt! — laß immer hören,
Allgütiger! mich dieſen Troſt! und ſtehn
Stets ruhevoll zu deinen Füſſen!
So fühl ich mich geſtärkt. Wenn ich dich hab,
So ſink' ich nicht — nur eine Thräne laß noch flieſſen
Auf meiner Freundin Grab!

Auch du, meine Liebe! weihe dem ſel'gen Mädchen noch eine warme Thräne der Freundſchaft; und dann — bete die Vorſehung im Staube an, die uns dieſe Leiden zuſandte, uns zu prüfen, und zu beſſern! traure nicht zu viel! denn allzuheftiges Trauren iſt Sünde vor Gott, und Empörung wider ſeinen Willen!

Ach! es herrſcht eine Stille hier im Hauſe, wie in Eleonorens Grabe. Alle Freuden, die ſonſt hier thronten, ſind dahin. — Unendlich weiſer, gütiger Gott! tröſte mit deinem himmliſchen Einfluß, die Herzen dieſer Jammernden! daß ſie ertragen den Verluſt des liebenswürdigſten Mädchens! mach' ihnen die Wahrheit einleuchtend, daß ſie zu gut für dieſe Welt war, daß du frühzeitig ihre Tugend belohnen wollteſt! —

den ***

Endlich will ich dieſen langen, dieſen traurigen Brief ſchlieſſen, meine Friederike! ich zittre, dir ſolchen zu ſenden, und doch muſt du es wiſſen, — ja! — du muſt es bald wiſſen, ſo bald es nur ſeyn kann. Ich werde daher dieſen Brief mit einem Schiffer, der morgen von Reval abſegelt, gerade zu dir ſenden. Damit gehts ſchneller, als mit der Poſt. Zugleich hab'

hab' ich auch an meinen Vater geſchrieben, und ihm Eleonorens Tod gemeldet. Ich fürchte, daß dieſer frühzeitige Tod des beſten Mädchens, eine ſehr ſchmerzhafte Erinnerung an den Tod meiner Mutter, welcher auch in der Blüte ihrer Jahre erfolgte, in ihm hervorbringen wird. Deſto mehr wird er aber auch meinen Verluſt mit mir fühlen.

So Gott will, werde ich dich nun bald wiederſehen. Ach, Friederike! dich wiederſehen, — was ſchließt dieſer Gedanke nicht alles in ſich! — nach ſolchen Kämpfen, nach ſolchen Leiden, — wiederſehen, — wieder umarmen — welche Wonne! — o! ſie iſt zu groß, als daß ich nicht ordentlich vor ihr zurückbeben ſollte.

Möge dich dieſer Brief glücklich und geſund antreffen! und mögeſt du ihn mit Standhaftigkeit leſen! — Leb wohl!

Dein

ewig treuer

Sonnenthal.

Durch dieſen Brief hätten denn nun auch wir uns des ſchweren Werks entladen, eine Geſchichte zu beſchreiben, die uns immer im innerſten unſrer Seele gerührt hat. Und würklich muß es jedem gefühlvollen Herzen, das es mit der Menſchheit, und ſeinen Brüdern gut meinet, ſehr nahe gehen ein ſo trauriges Opfer der Leidenſchaft zu ſehen, wie unſre vortrefliche Eleonore war. Wer die Liebe kennt, der wird, der holden Seligen, mit uns eine Thräne des Mittleids weihen, wer aber dieſe traurige Leidenſchaft nicht kennt, den bitten wir, ſich wenigſtens liebloſer Urtheile über Dinge, die über ſeine Begriffe gehen, zu enthalten.

Doch wir verlaſſen endlich einen Gegenſtand, der zu traurig iſt, als daß wir Kraft genug haben ſollten, uns länger davon zu unterhalten. Wir eilen vielmehr die Geſchichte unſers Helden zu vollenden, welchen zu bewundern, wir noch vielen Stoff finden werden.

Die löwenkampfiſche Familie, welche der Tod ihrer ſo geliebten Tochter und Schweſter in eine ſo groſſe Betrübniß geſezt hatte, bat unſern Helden, noch einige Wochen bey ihnen zu bleiben. Denn theils hatten ſie ſich alle ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß ihnen der Gedanke der Trennung von ihm äuſſerſt peinlich war. Theils fanden ſie auch eine gewiſſe Art von Beruhigung darinnen, einen Mann um ſich zu haben, den die Selige ſo ſehr geliebt hatte. Es war ihnen eine Art von Erſatz, für den Verluſt der vortreflichen Eleonore. Und um deswillen bequemte ſich auch anfänglich unſer Sonnenthal recht gern nach ihren Wünſchen, da er es beſonders für ſeine Pflicht hielt, die Ruhe einer Familie wieder herzuſtellen, die er, obgleich unverſchuldet, ſo ſehr geſtört hatte.

Allein bald nach Abgang ſeiner Briefe von dem Tode Eleonorens, langte das Paquet mit Friederikens Schreiben, wovon wir eben einen Auszug gegeben haben, bey ihm an. Wie er nun gleich im Anfange dieſer Briefe die ganze detaillirte Geſchichte von ſeines Freundes Bergners Untreu fand; ſo ſezte ihn dieſe Entdeckung zwar in eine nicht geringe Bangigkeit, wegen Friederikens Schickſal, welcher er nun ſeine ganze Seele wieder geſchenkt hatte. Auch vermehrten die Veranſtaltungen ihres Vaters ſeine Furcht, Friederike möchte endlich nachgeben, nicht wenig. Aber dennoch dachte er zu groß, zu edel dazu, mit der gewöhnlichen Hitze der Eiferſucht, auf ſeinen Freund loszudonnern.

Von je her hatte er ſeinen Bergner ungemein geliebt. Es ſchmerzte ihn daher nicht wenig, dieſen ſeinen ſo lieben Freund ſo tief fallen zu ſehen. Da er den Theil von Friederikens Briefen, welcher dieſe Angelegenheit betraf, durchgeleſen hatte, ſtürzte ihm ein Strom von Thränen aus den Augen. Er legte den Brief nieder, und gieng wohl eine Viertheilſtunde im Zimmer auf und nieder, ſeinen ſo tief geſunkenen Freund beklagend, und die Würde der gefallenen Freundſchaft betraurend. Sein Löwenkampf kam dazu. Dieſem erzehlte er denn mit ungemeiner Bewegung die ganze Geſchichte, und beyde unterhielten ſich denn noch lange darüber. Endlich ſagte Sonnenthal:

„Wenn ich ihn doch von ſeinem gänzlichen „Untergange retten könnte, lieber Bruder! „denn wenn er Friederiken noch überliſtet, „und mir ſie raubt, ſo iſt dies, für ſeine „ſonſt ſo edle Gemüthsart, ein ewiges „Grabmahl.“

„Das kannſt du Bruder!“

antwortete Löwenkampf,

„wenn du ſo bald, als möglich, hinreiſeſt, „ehe die Verbindung vollzogen wird. Weißt „du was?“

ſuhr er fort,

„Der Tod meiner Schweſter hat mich ſo „ſehr angegriffen, daß ich mich hier, wo „ich ſie habe ſterben ſehen, nicht wieder erholen kann. Ich brauche Zerſtreuung. „Mache dich auf! ich will dich begleiten. „Wir wollen zu Lande reiſen, und da bekommſt du zugleich auch Curland zu ſehen. „In Mietau wollen wir unſre Univerſitäts-Freunde beſuchen. Kurz, die Reiſe „ſoll etwas beytragen, unſre Wunden, die „uns Eleonorens Tod ſchlug, zu heilen.“

„Brav!“

verſezte Sonnenthal,

„Das wollen wir. Schlag ein, daß du „mit willſt!“

Löwenkampf gab ihm die Hand drauf, und dann redeten ſie es mit einander ab, in einigen Tagen ihre Reiſe anzutreten.

Izt nahm nun Sonnenthal, die Briefe ſeiner Friederike wieder zur Hand, und zwar las er ſolche Löwenkampf laut vor. Bald ſtieſſen ſie auf die Stelle, wo Friederike die rührende Erſcheinung beſchreibt, die ihr in der Kirche begegnet war. Beyde junge Leute hatten die Philoſophie ſehr gründlich ſtudiert, und nach dieſer konnten ſie eine dergleichen Viſion nicht entziffern. Dennoch traf die Zeit auf das genaueſte ein. **Eleonore** hatte an demſelben Tage, in derſelben Stunde, den Geiſt aufgegeben, als **Friederike** die Erſcheinung in der Kirche gehabt hatte. Sie war geſund, und ihrer völlig bewuſt geweſen, als ſie die Erſcheinung geſehen hatte; ſie beſchrieb ſolche mit einer Deutlichkeit, mit einer Beſtimmtheit der Ideen, die ſchlechterdings keine erkrankte Imagination, bey **Friederiken** vermuthen lieſſen. Wozu noch das Anzeichen in **Friederikens** Zimmer kam, welches in derſelben Stunde erfolgt war, drey Perſonen gehöret hatten, die alle drey geſund, und ohne eine verirrte Einbildungskraft geweſen waren.

Nachdem nun die beyden Freunde lange darüber philoſophirt hatten; ſo wurden ſie endlich doch darüber einig, daß man — obgleich auf Koſten der Philoſophie — ſchlechterdings annehmen müßte, die Erſcheinung habe **Friederiken** den Tod des Fräuleins verkündiget. Nur über die Kraft, welche dergleichen Erſcheinungen bewürke, konnten ſie ſich nicht vergleichen. Endlich ſagte **Löwenkampf**, der überhaupt in der Geiſterlehre viel toleranter, als **Sonnenthal** war,

„ich ſtelle mir die Sache ungefehr ſo vor: „wenn ich der heiligen Schrift nach gehe, „und die Lehren einiger heidniſchen Weltwei„ſen, beſonders des **Sokrates** dazu nehme, „ſo führt mich dies auf den Gedanken, daß „jeder Menſch unter der Leitung eines Gei„ſtes ſtehe, welchen die Schrift einen Engel, „**Sokrates** aber ſeinen Genius nennet. „Man kann annehmen, daß die Kräfte die„ſes Geiſtes unendlich weiter gehen, als es „unſre Vernunft begreift, daß er verſchie„dene Geſtalten annehmen, ſich nach Be„lieben, mit der äuſſerſten Schnelligkeit von „einem Ort zum andern begeben, und ſelbſt „gewiſſe Geräuſche, durch den Druck der „Luft hervorbringen könne. Wenn ich nun „behaupte, daß dieſer Schuzgeiſt ſich für „den Menſchen, der unter ſeiner Leitung „ſtehet, ſtark intereſſiret; ſo iſt es ganz be„greiflich, daß er auch mit den Freunden die„ſes Menſchen ſehr ſympathiſiret, und in „dieſer Rückſicht auch dieſen gefällig iſt. Nun „hatte auch **Eleonore** einen dergleichen „Schuzgeiſt. Vermöge ſeiner Eigenſchaften „wuſte er die Verhältniſſe, worinn meine „Schweſter mit **Friederiken** ſtand, und ſei„ner Natur nach konnte er ſehr leicht Eleo-

„norens Geſtalt annehmen, und diejenigen „Würkungen hervorbringen die uns Frie„derike beſchreibt, und zur Abſicht ſeiner „Erſcheinung kann man füglich annehmen, „daß er Friederiken auf den Schlag, der „ihr durch Eleonorens Tod bevorſtand, „habe vorbereiten wollen.“

Sonnenthal hatte zwar noch viel wider dieſe Hypotheſe, die wir auch ſelbſt — die Wahrheit zugeſtehen — wohl ſchwerlich würden vertheidigen können, einzuwenden. Allein er konnte doch auch dieſelbe nicht ganz verwerfen, da die unzubezweifelndſte Thathandlung vorhanden war. Inzwiſchen brachen ſie von der Sache ab, und giengen hin, dem General ihren Reiſeplan vorzulegen. Etwas ungern willigte er freylich in die Entfernung ſeines Sohnes; doch gab er endlich ſeinem Bitten nach. Und ſo reiſten denn unſre beyden Freunde einige Tage darauf, von Loiſier, zu Lande ab, um durch das Rigaiſche und Curland nach Polniſch Preuſſen und nach Danzig zu kommen.

Sonnenthals Abſchied aus dem Löwenkampſiſchen Hauſe war für ihn, und für die liebenswürdige Familie, die er verließ, überaus rührend. Er erinnerte die guten Leute, auf das empfindlichſte, an Eleonorens Verluſt; und dieſe Saite durfte auch nicht auf die entfernteſte Weiſe berührt werden, wenn ſie nicht die jammervollſten Töne geben ſollte. Ueberdies hatte jedermann unſern Helden, wie einen Sohn, und Bruder geliebt — man ehrte ihn als den geweſenen Liebling eines Mädchens, an welchem die ganze Familie, auch im Tode noch, mit ganzer Seele hieng; was Wunder, wenn der Gedanke, auch dieſen ihren Liebling dahin reiſen zu ſehen, ohne Hofnung des Wiederſchauens in dieſem Leben, für dieſe brave Familie, äuſſerſt ſchreckhaft, und unerträglich wurde? — Lange hielt ihn der alte biedere General in ſeinen Armen, ſegnete ihn, und bat mit thränenvollen Augen um Verzeihung, wegen der vielen Leiden, die er in ſeinem Hauſe gehabt hatte.

„Bleiben Sie mein, und meiner Familie
„Freund!“

ſagte er.

„Lieben Sie unſre nun glückliche Eleonore
„auch im Grabe noch! und wenn Sie einſt
„am Buſen Ihrer Erwählten himmliſche
„Wonne fühlen, ſo denken Sie mit Wärme
„daran, daß meine Tochter Ihnen ſolche
„mit ihrem Tode erkauft hat!“ —

Unſern Helden rührten dieſe lezten Erinnerungen ſo ſehr, daß er alle ſeine Kräfte dran ſtrengen muſte, dieſen erſchütternden Abſchied zu vollenden. Er küßte der Generalin die Hände, ohne nur ein Wort hervor bringen zu können. Die vortrefliche Dame umarmte ihn, nannte ihn ebenfalls ihren Sohn, und wiſchte ihm die Thränen ab, die ſtromweiſe ſeine Wangen herabfloſſen. Fräulein Natalie, und Junker Alexander wollten ihn gar nicht wieder aus ihren Armen laſſen. Noch, da er ſchon im Wagen ſaß, ergriff das liebenswürdige Fräulein eine ſeiner Hände und küßte ſie. Es war, als ob ſie alle ihren Gott verlören, ohne deſſen Schutz ſie gar nicht zu leben vermöchten. Noch lange, da er fort war, ſaß dieſe ehrwürdige Familie in ihrem freundſchaftlichen Zirkel, und unterhielt ſich von ihrem Sonnenthal, und ihrer Eleonore; alle Scenen, die zwiſchen dieſen ihren Lieblingen vorgefallen waren, wiederholten ſie ſich, und ſie wurden gar nicht müde, in Lobeserhebungen dieſes vortreflichen jungen Mannes. Der Obriſt Güldenſtiern, der noch immer da war, und der Hofmeiſter begleiteten zu Pferde, die beyden Reiſenden noch einige Meilen weit. Auch ſie rührte der endliche Abſchied von unſerm Helden ungemein. Der Obriſt liebte ihn, als einen braven offenen Deutſchen, und der Hofmeiſter hatte an ihm einen Freund, und Landsmann gehabt, deſſen Verluſt er nie wieder erſetzen zu können, hoffen durfte.

Als nun unſre beyden Freunde, bey einander im Wagen ſaſſen, fuhren ſie einige Stunden fort, ohne ein Wort mit einander zu reden. Denn beyder Seelen ſchwebten noch ganz um die verlaſſenen Gegenſtände. Im Taumel ihrer Phantaſien drükten ſie einander manchmal ſtillſchweigend die Hände, ſahen einander an, und weinten —

„Ach! Eleonore! arme Eleonore!“ rufte Sonnenthal einigemal in ſeiner Begeiſterung aus.

„Meine Schweſter! meine Eleonore!“ antwortete Löwenkampf, und ſank weinend an Sonnenthals Buſen. Eine unausſprechliche Wehmuth bemächtigte ſich beyder Herzen! und lange fuhren ſie ſo fort, ehe ſie ſich völlig wieder beruhigten. Endlich thaten die mit Reiſen verknüpften Veränderungen, und die neuen Gegenſtände, die ihnen vorkamen, das ihrige, die Melancholie ihrer Seelen zu zerſtreuen. Sie wurden endlich wieder heiter, und ſetzten ihre Reiſe glücklich und vergnügt fort.

Ehe wir aber unſre guten Reiſenden in den Hafen ihrer Beſtimmung einlaufen ſehen, wollen wir doch ein wenig voraus rücken, um unſre lieben Leſer von dem zu unterrichten, was vor ihrer Ankunft, in dem **Sonnenthaliſchen** Hauſe zu **Danzig** vorgefallen iſt. Denn dieſe Nachrichten werden ihnen eben ſo nöthig als wichtig ſeyn.

Nach dem tragiſchen Vorfalle, der ſich mit **Friederiken**, in der Kirche zutrug, und der Unpäßlichkeit, welche ihr das Schrecken über ihre Erſcheinung zugezogen hatte, herrſchte in **Bergners** Sache eine ziemliche Unthätigkeit. Theils traute in der That ſich niemand an die gebeugte, kranke **Friederike**; und ſelbſt **Bergner**, deſſen Härte des Herzens doch ſchon manchen Gewiſſensſcrupel überwunden hatte, ſcheute ſich, dem edlen Mädchen, die er würklich eben ſo ſehr fürchtete als liebte, nur auf irgend eine Art Gewalt anzuthun. Ihr Vater, der auſſer ſich vor Furcht war, er möchte wohl gar ſeine ſo ſehr geliebte Tochter noch drüber verlieren, lies alles gern anſtehen, bis zu einer gelegenern Zeit, um nur ſich die Kränkung zu erſparen, die ihm **Friederikens** Verluſt verurſacht haben würde. Er zitterte und bebte, und ſeine Bewegungen wurden convulſiviſch, wenn ihm nur der Gedanke der Möglichkeit einfiel, daß ſeine Friederike ſterben könne. Er hörte, und ſah gar nicht mehr; und Bergner war nicht einmal im Stande, nur einen Verſuch zu Vollendung ſeines Plans bey ihm zu machen: Denn der alte Sonnenthal kam nicht aus ſeiner Tochter Zimmer, ſo lange ſie unpaß war. So gar ſeine Handlungsgeſchäfte, die ihm doch ſonſt ſo ſehr am Herzen lagen, wurden gänzlich hintan geſezt. — Theils fürchteten auch ſo wohl Bergner, als der alte Sonnenthal von der Erſcheinung, die Friederike geſehen hatte, allerdings Eleonorens Tod. Und da ſie ſich vorſtellen konnten, daß ſich dieſer betrübte Umſtand ſehr bald aufklären würde, ſo ward ihnen auch die Vermuthung ſehr natürlich, daß alles vergebens ſeyn würde, Friederiken zu der vorhabenden Verbindung mit Bergnern zu nöthigen, indem ſie ſolchergeſtalt noch immer Hoffnung auf den jungen Sonnenthal haben mußte. Sie faßten alſo den Entſchluß, Friederikens Geneſung, ſo wohl als die Aufklärung des Schickſals des Fräuleins von Löwenkampf erſt abzuwarten, ehe ſie zu Ausführung ihres Plans verſchreiten wollten. Freylich war dieſe Zwiſchenzeit für den, von ſeiner Leidenſchaft hin und her getriebenen Bergner, eine grauſame ängſtliche Periode; da ihm beſonders das Ende davon mit nichts geringern, als mit ſeines Freundes Zurückkunſt, und dem daher zu beſorgenden gänzlichen Verluſt Friederikens drohete. Jedoch er war zur Zeit noch Böſewicht genug, auch dieſen Zeitpunkt nicht ungenüzt vorbeyſtreichen zu laſſen. Da er von Eleonorens Tode den gänzlichen Umſturz ſeines ſo mühſam durchgeführten Plans vermuthen muſte; ſo wuſte er ſehr geſchikt die Verfügung zu treffen, daß die Nachrichten davon, deren Ankunft er mit der Poſt erwartete, in ſeine Hände fallen muſten. Dieſe beſchloß er denn zu unterſchlagen; und indeſſen arbeitete er an einem Briefe von Sonnenthal, worinn er deſſen Hand nachmahlte, und die Nachricht von ſeiner Vermählung mit Eleonoren gab. Er ſezte den Vermählungstag gerade auf den Tag, an welchem Friederike die Erſcheinung gehabt hatte, und beſchloß, dieſen Brief, zur gelegenen Zeit, Friederiken in die Hände zu ſpielen, und dadurch hofte er, durch eine ſchnelle Verbindung mit ihr, der Ankunft des jungen Sonnenthals noch vorzukommen.

Dieſer Streich war ſo ſchwarz, daß wir würklich in Verlegenheit ſind, wo wir nur das mindeſte hernehmen wollen, den unglücklichen Bergner, den wir doch nicht gern ganz und gar fallen laſſen wollten, nur einigermaaſen zu vertheidigen. Nichts als die Verzweiflung konnte ihm einen Anſchlag eingeben, der eben ſo niederträchtig, als unklug ausgeſonnen war. Aber es liegt in der Natur der Verzweifelten, daß ſie, indem ſie ſich helfen wollen, gerade die unſchicklichſten Mittel dazu erwählen, und ſich eben dadurch noch tiefer in das Labyrinth ihres wahren oder eingebildeten Elends hineinſtürzen. Wenn alſo dies zu Bergners Entſchuldigung dient, ſo wollen wir es gern dafür gelten laſſen, ohne uns für oder wider die Sache zu intereſſiren.

Friederike wurde indeſſen völlig wieder geſund; und die Hofnung des alten Sonnenthals, ſeinen Lieblingsplan doch noch durchzuſetzen, lebte von neuem in ſeiner Seele auf; denn mit Friederikens Geneſung war alle ſeine Unthätigkeit verſchwunden, und hatte ſich in den raſcheſten Unternehmungsgeiſt verwandelt. Da nun inzwiſchen die Zeit heran gekommen war, wo die Briefe von Eleonorens Tode ſchlechterdings eingetroffen ſeyn muſten, ſo fiengen der alte Sonnenthal ſo wohl als Bergner an, ſich mit der Hofnung zu ſchmeicheln, es würde

Friederikens Erſcheinung wenigſtens auf dieſer Seite nichts zu bedeuten haben. Damit aber doch unſre Leſer nicht etwan vermuthen, **Bergner** habe die **Sonnenthaliſchen** Briefe an **Friederiken**, die von **Eleonorens** Tode handelten, in ſeine untreuen Hände bekommen, ſo müſſen wir ſie hier unterrichten, wie es mit dieſen Briefen zugieng, daß ſie nicht eher nach **Danzig** kamen, als da der junge **Sonnenthal** ſchon ſelbſt angelangt war.

Der Schiffer, welchem ſie unſer Held mitgegeben hatte, war kaum einige Tage von **Reval** abgeſegelt, als ihm ein ſo ſchrecklicher Sturm überfiel, daß er nicht nur eine lange Zeit in der See herum getrieben wurde, ſondern auch mit einem äuſſerſt beſchädigten Schiffe, in dem Hafen zu **Travemünde** einlief. Mit dieſem Schiffe durfte er's nun nicht wagen ſeine Fahrt nach **Danzig** ſogleich fortzuſetzen. Ueber der Ausbeſſerung deſſelben verlief alſo ſo viel Zeit, daß ihm **Sonnenthal** und **Löwenkampf** mit ihrer Reiſe zu Lande, einige Tage zuvorkamen, ob ſie ſich gleich auch in **Mietau** etwas aufgehalten hatten.

Bergner hingegen, wiewohl er ſahe, daß keine Briefe von **Eleonorens** Tode ankamen, blieb im geheim doch noch immer der Meinung; daß Eleonore nicht mehr am Leben ſey; und mit Grunde befürchtete er die Rückkunft ſeines Freundes ſelbſt, nun alle Tage. Hier ſtand ihm nun gleichſam das Meſſer an der Kehle. Er beſchloß daher noch einen Hauptſtreich zu wagen, ob es ihm vielleicht glücken möchte, Friederiken, noch vor der Ankunft ihres Geliebten im Hui wegzuſchnappen? Da er den alten Sonnenthal über die Geneſung ſeiner Tochter, bey der beſten Laune von der Welt ſahe; ſo hofte er denſelben ſehr leicht in ſein Intereſſe zu ziehen. Er ſpielte ihm daher ſeinen nachgemahlten Brief von dem jungen Sonnenthal, worinn er ſeine Vermählung mit Eleonoren meldete, auf das geſchickteſte in die Hände. Die Göttin der Weisheit würde hier keinen Betrug entdeckt haben, ſo künſtlich hatt' er ſeine Sache eingefädelt. Der Brief kam von der Poſt; das Poſtzeichen, Sonnenthals Hand, und Petſchaft, alles war ſo vollkommen nachgemacht, daß man gar nicht drauf fiel, einen falſchen Brief zu ahnden.

Der gute Kaufmann war über dieſe Nachricht ganz auſſer ſich für Freude; denn nun glaubte er, könne ihm ſein Project, Friederiken an Bergnern zu verheyrathen, gar nicht mehr fehlſchlagen. Im Taumel ſeines Entzückens war er ſchon auf dem Sprunge, zu ſeiner Tochter zu laufen, ihr dieſe fröliche Nachricht zu hinterbringen, und ihr zu verkündigen, daß morgenden Tages die Hochzeit ſeyn ſolle. Aber der feine Bergner, der Friederiken beſſer kannte, als ihr Vater, hielt ihn zurück, unter dem Vorwande, daß Friederike doch zum Schein noch Umſtände machen möchte, in die Verbindung zu willigen, weil ſie doch ſchlechterdings dafür angeſehen ſeyn wolle, daß ſie ihrem Geliebten, auch bis zum Eigenſinn treu bliebe. Vielmehr gab er ihm einen Rath, durch deſſen Ausführung, wie er ſagte, dieſe mühſame Sache, auf einmal abgethan werden könne. Sonnenthal war viel zu ſehr von Ausführung ſeines Lieblings-Projects eingenommen, als daß er nicht alles hätte billigen ſollen, was ihm Bergner in Vorſchlag brachte.

Die Sache wurde alſo folgendermaaſen verabredet, und angeſtellt. An einem gewiſſen Tage, wozu der dritte, nach dieſer Unterredung beſtimmt wurde, ſollte der Geiſtliche ganz im geheim kommen, und dann wolle man Friederiken überraſchen, ſich mit Bergnern trauen zu laſſen. Alle Zeit zum Beſinnen ſolle ihr abgeſchnitten, und, um ſie ohne Weitläuftigkeiten zum Entſchluß zu bringen, wolle man ihr alsdenn Sonnenthals Brief von ſeiner Verbindung mit Eleonoren vorzeigen. Inzwiſchen ſolle Bergner es auf ſich nehmen, ſie auf die Nachricht von der erfolgten Verbindung ihres Vetters vorzubereiten, und ihr ſolche auf eine geſchikte Art errathen zu laſſen.

So ſuchte man die arme Friederike zu überliſten; und obgleich der Plan, in Rückſicht auf ihre Denkungsart nicht eben von dem beſten Erfolg zu ſeyn ſchien, ſo war er doch das einzige Mittel, das Bergner, bey den vorwaltenden Umſtänden, noch vor ſich hatte. Auch gieng alles glücklich ſeinen Gang; der Special Befehl zur Trauung auf dem Zimmer wurde durch Sonnenthals ſtarken Einfluß bey dem Magiſtrat ausgewürkt. Der Prediger war beſtellt; ſogar Friederikens Mutter hatte Bergner ſo ſehr in ſein Intereſſe zu ziehen gewuſt, daß ſie alle Anſtalten zur Hochzeit im geheim machte, und völlig auf ſeine Seite ſich lenkte. Bergner ſelbſt glaubte nunmehr auf dem Gipfel ſeiner Wünſche zu ſeyn. Die gewiſſe Erwartung, das ſchönſte Mädchen in ganz

Danzig, in einigen Tagen, als Weib in ſeinen Armen zu haben, ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize eben ſo ſehr, als ſeinem Triebe zur Wolluſt. Dieſer Gedanke erſtikte ſo ſehr alles Gefühl der Ehre, und Rechtſchaffenheit in ſeinem Herzen, daß es ihm gar nicht mehr einfiel, auf welche niederträchtige Handlungen, das Gebäude ſeines eingebildeten Glücks gegründet war. Berauſcht von der nahen Erfüllung ſeiner Wünſche überließ er ſich ganz einer zügelloſen Freude, die ihm in der Folge deſto theurer zu ſtehen kam. Dieſes Gefühl der Freude verbreitete indeſſen ein ſo heiteres Weſen über ſeine ganze Perſon, daß es Friederiken ſelbſt auffallend wurde. Schon fieng ſie an, dem Grunde ſeiner Heiterkeit auf die Spur zu kommen, und unfehlbar würde ſie ſelbſt Mittel ausſindig gemacht haben, der, ihr bevorſtehenden Ueberliſtung auszuweichen, hätte nicht der Zufall, welchem man im menſchlichen Leben, ſo oft diejenigen Würkungen zuzuſchreiben pfleget, die im Grunde vielleicht das Werk einer höhern Fürſehung ſind — auf einmal einen Strich durch die Rechnung des ſchon frolockenden Bergners, und ihres Vaters, gemacht.

Den Tag vor der angeſezten Verbindung, gleich nach dem Mittageſſen, befand ſich der alte Sonnenthal, ſeine Gattin, Friederike, und Bergner noch in dem Speiſezimmer beyſammen Jedermann — ſelbſt Friederike, war ungemein vergnügt. Bergner ſchäkerte, und tändelte mit ihr, und überließ ſich ganz dem Vorgefühl des ſo bald geträumten Genuſſes ihrer Reize. — Plötzlich that ſich die Thür auf, und zwey junge Herren in Reiſeröcken, und ſchwarzen Weſten und Beinkleidern traten herein; — es waren unſre beyden Liefländer, die nunmehr in Danzig angekommen, und, um die Sonnenthaliſche Familie zu überraſchen, erſt im Gaſthofe abgeſtiegen waren. Das Erſtaunen der ganzen Verſammlung über dieſe plötzliche, unvermuthete Erſcheinung läßt ſich beſſer empfinden, als beſchreiben, da beſonders die Trauerkleider der Ankommenden, den Gedanken, daß Eleonore todt ſeyn müſſe, augenblicklich in aller Seelen lebendig machten. Friederiken entfuhr der Ausruf:

„Gott im Himmel! mein Joſeph!“

und halb ohnmächtig ſtürzte ſie ſich in ſeine Arme, — Der alte Sonnenthal ſtand wie verſteinert da. Schrecken und Erſtaunen hatten alle Organen ſeiner Sprache erſtumpft. Er bükte ſich gegen Löwenkampfen; aber er mußte ſich zugleich an einem Stuhl anhalten, ſonſt wär' er vor Schwachheit umgeſunken. Unſer Held riß ſich ſogleich aus **Friederikens** Armen, und umfaßte ſeinen Onkle, der für Freuden weinte, und ſeinen jungen Vetter mit den zärtlichſten Küſſen bewillkommte, da indeſſen **Löwenkampf** ſeiner Gattin das Compliment machte, und ſie von ſeiner Perſon unterrichtete.

„Ja! das iſt Herr von **Löwenkampf**!“

rufte **Friederike**, die ſich in dem Augenblick erinnerte, daß dieſer junge Mann mit dem, ihr, in der Kirche erſchienenen Frauenzimmer viel Aehnlichkeit habe: denn würklich ſahe **Löwenkampf** ſeiner verſtorbenen Schweſter ungemein ähnlich. Schon fieng das Erſtaunen an, der Freude des Wiederſehens Plaz zu machen, als man gewahr ward, daß **Bergner** auf dem Sopha in einer Ohnmacht lag. Neues Schrecken! — denn er gab kaum ein Zeichen des Lebens von ſich. Der Zufall, den Mann, den Freund, den er ſo ſchrecklich beleidiget hatte, ſo ganz unvermuthet ſelbſt auftreten, und durch deſſen Erſcheinung, das ganze Gebäude ſeines ſo nahe, und ſo gewiß geträumten Glücks, darnieder ſtürzen zu ſehen, verbunden mit Schaam vor ſich ſelbſt, und mit Furcht vor der Rache dieſes ſeines ſo gröblich beleidigten Freundes; — dieſer hatte die Kräfte ſeiner ohnedem etwas ſchwachen Natur überwältiget; — er war vor Schrecken in Ohnmacht gefallen.

Inzwiſchen gab man ſich alle Mühe, ihn wieder zu ermuntern; Sonnenthal umarmte ihn, nennte ihn ſeinen Freund, und Löwenkampf freute ſich ſeines Wiederſehens. Selbſt Friederike ſprach ihm Muth ein. Und würklich erwekte ihn auch die Zauberſtimme dieſes holdſeligen Mädchens aus dieſer Todes ähnlichen Ohnmacht. Aber mit Blicken voller Wuth, und Verzweiflung ſtand er auf, riß ſich aus Sonnenthals Armen, und eilte zur Thür hinaus auf ſein Zimmer. Sonnenthal wollte ihm folgen, aber er ſtieß ihn zurück, mit den Worten.

„Wenn du je mein Freund warſt, ſo verlaß
„mich Elenden! deine Gegenwart iſt mir die
„Hölle."

Der edle Sonnenthal blieb alſo zitternd vor dem Gemüthszuſtande ſeines unglücklichen Freundes zurück, und überließ ihn der Sorgfalt ſeines Bedienten.

Bergner lag indeſſen über eine Stunde lang, wie ſinnlos, auf dem Sopha, in ſeinem

Zimmer, gab keinen Laut von ſich, und antwortete ſeinem Bedienten mit keinem Worte. Endlich befahl er ihm, gar aus dem Zimmer zu gehen. Der Bediente muſte gehorchen: denn Bergner drohte ihm, mit dem Degen zu durchboren, wenn er nicht gienge. Da er fort war, zog Bergner ſeine Stiefeln, und ſeinen Oberrock an, lud ſich ein paar Piſtolen, ſtekte ſie zu ſich, gieng in den Pferdeſtall, ſattelte ſich ſelbſt ſein Pferd, ſezte ſich auf und ritt zum Thor hinaus. Sein Bedienter hingegen, der ſeinen Herrn nichts gutes zutraute, und daher auf alles was er vornahm, genau Achtung gegeben hatte, gieng indeſſen in einen andern Stall, wo des alten Sonnenthals Reitpferde ſtanden, machte eiligſt eines zurechte, und war eben, da ſein Herr zum Thor hinausritt, im Begriff, ſich aufzuſetzen, und ihm nachzureiten; als unſer junge Sonnenthal, der von einem andern Bedienten das alles erfahren hatte, herbey kam. Sogleich riß er dem Purſchen das Pferd aus der Hand, ſchwung ſich hinauf, und jagte Bergnern nach — zum Thor hinaus.

Zum Glück ſah' er Bergnern noch in einiger Entfernung reiten, ſonſt war's um den unglücklichen, bedauernswürdigen jungen Mann geſchehen. Einige Zeit ritt er Bergnern nach, ohne daß es dieſer gewahr wurde. Endlich mochte ihn Bergner doch geſehen haben, weil Sonnenthal ihn ziemlich eingeholt hatte. Bergner fieng alſo an ſehr ſchnell zu reiten; doch kam ihm Sonnenthal immer bey, und verlor ihn nie aus den Augen. So hatten ſie die Stadt ſchon über eine Viertheilſtunde zurückgeleget; und hier beugte Bergner auf eine Wieſe aus, wo ihn Sonnenthal, deſſen Pferd flüchtiger war, vollends ganz einholte. Izt machte Bergner Halte, drehte ſein Pferd um, zog eine ſeiner Piſtolen, und ſagte zu Sonnenthalen, der nun gerade vor ihm hielt:

„Ich war willens, meinem elenden Leben,
„hier durch dieſe Kugel ein Ende zu machen.
„Aber weil du dir doch einmal vorgeſezt zu
„haben ſcheinſt, mein Henker zu ſeyn, ſo
„nimm dies Gewehr, und ſchieſſe dich mit
„mir, wie ein Mann von Ehre! denn du
„biſt der beleidigte Theil."

„Ja! Bruder!"

antwortete Sonnenthal, indem er das Piſtol aus Bergners Hand nahm.

„Ungeſtraft ſollſt du mich nicht beleidiget
„haben. Aber zu Pferde ſchieſſe ich mich
„nicht. Wir müſſen abſteigen.

Bergner war das zufrieden. Sie ſtiegen ab, und banden ihre Pferde, an ein paar Weiden an, die in der Nähe ſtanden. Beyde hielten nun ihre Piſtolen in den Händen, machten aus, daß Sonnenthal, als der beleidigte Theil zuerſt ſchieſſen ſolle, und ſtellten ſich in die gehörige Lage. Aber izt, da Sonnenthal losdrücken ſollte, ſagte er:

„Du ſiehſt nicht recht, Bruder! ſo mag ein
„anderer das Herz treffen. Wart! ich will
„dich richten.“

Und dann gieng er auf Bergnern zu, und, indem er ſich ſtellte, als ob er ihn in die gehörige Schlägerlage ſetzen wolle, faßte er ſchnell mit der einen Hand Bergners Piſtol, wand es ihm, da er ſtärker als Bergner war, eben ſo ſchnell aus der Hand, und ſchoß den Augenblick beyde Piſtolen zugleich in die Luft. Worauf er die Mordgewehre zur Erde warf, und den, von dieſer edlen Handlung, bis zur lebloſen Bildſäule erſtaunten Bergner, in ſeine Arme ſchloß, mit den Worten:

„ſo — lerne deinen Freund kennen! —
„komm! laß uns zurück eilen, ehe wir entdekt
„werden!"

„Biſt du ein Menſch, oder ein Gott?" —
verſezte Bergner,

„denn ſo können Menſchen nicht handeln. —
„Ach, Bruder!"

fuhr er fort, indem er ſich aus Sonnenthals Armen wand,

„laß mich los! du umarmſt ein Ungeheuer,
„einen Verworfenen, einen Verräther! O!
„wenn du alles wüßteſt!" —

„Ich weiß alles, Bruder!"
antwortete Sonnenthal,

„aber ich habe dir auch alles vergeben."

„Nein! ich kann deine Größe nicht ertragen,"
erwiederte Bergner,

„ich will keine Verzeihung; ich habe keine
„verdient. Tödten ſollſt du mich. Das iſt
„Gerechtigkeit. Auf! erlöſe mich Elenden,
„von einer Quaal, die mich mehr martert,
„als der Tod! — Tugend und Ehre verloren,
„— alles verloren! — mein Leben

„würde eine unerträgliche Kette von Schande, „Scham und Verzweiflung seyn. Ich habe „die Freundschaft gebrandmarkt, und die „Tugend geschändet, — ich habe Ehre, „Geliebte, Freunde, — alles verloren. „Was soll mir denn noch der elende Reſt „von Leben, den ich, wie der Galeeren „Sklave, ſeine Ketten, mit mir umher „ſchleppen müſte? — Soll ich nicht von dei„ner Hand ſterben; nun! ſo ſterb ich von „der meinigen!“

Mit dieſen lezten Worten zog er ſeinen Degen. Aber indem er ihn auf ſeine Bruſt ſetzen wollte, wand ihm Sonnenthal ſolchen ebenfalls aus der Hand, unter den Worten:

„Raſender! ſoll ich dich ins Tollhaus lie„fern? — haſt du alles menſchliche Gefühl „verlohren?“ —

Er zerbrach das Mordgewehr, wie eine Tobakspfeiſe, warf die Stücke von ſich, faßte Berguern bey beyden Händen; hielt ihn ſo feſt, daß er ſich nicht rühren konnte, und redte ihn mit dem ganzen Feuer ſeiner Stimme an:

„Elender! der du Gott und der Welt troz„zeſt — haſt du noch nicht Böſes genug

„gethan? willſt du dich ſelbſt zum Opfer deines Frevels machen? — glaubſt du keinen „Gott — keine Ew[illegible]? — willſt du „mich nicht hören, ſo [illegible] wenigſtens die „Stimme des Allerheiligſten, deſſen Gerichte „du verſpotteſt haſt! Izt ruft ſie dir durch „mich noch Gnade zu, — aber auch ewige „Quaalen, wenn du die Gnade verachteſt! — Selbſt willſt du Unſinniger in „dein Verderben rennen; aber ich will dies „nicht geſtatten, ſo lang ich noch Mark in „meinen Knochen, und Laut in meiner „Stimme habe. Du irreſt dich, wenn du „mich einer niederträchtigen Rache fähig „glaubſt! — Haſt du ſchon vergeſſen, daß „du mir ewige Freundſchaft und Treue „ſchwurſt; ſo will ich doch meinen Schwur „nicht vergeſſen. Du haſt die Wahl! entweder nimm meine Verzeihung an, und „komm mit friedlichem Herzen mit mir nach „Hauſe, oder ich ſchleppe dich, wenn du „nicht gehen willſt, wie einen Raſenden, „vor die Obrigkeit und laſſe dich ins Tollhaus „bringen. Entſchlieſſe dich kurz! — meine „Augenblicke ſind mir zu koſtbar, als daß „ich ſie mit einem unſinnigen Menſchen verderben ſollte.“

Dieſe harten Worte, bey welchen Sonnenthals Augen vom gerechten Zorn entglühten, ſchmolzen auf einmal das Herz des armen, ſonſt ſo ſanftmüthigen Bergners. Ein Strom von Thränen ſtürzte ihm aus den Augen; er ſank vor Sonnenthalen auf die Knie nieder, drükte deſſen Hände an ſeine Bruſt, und ſagte:

„Ach! du Großmüthigſter der Menſchen! —
„wer kann dir widerſtehen? du haſt mich
„gerettet! — mich! mich! — mich Scheuſal
„der Menſchheit! — o! laß mich ausweinen!
„— und wenn ich Zeitlebens in
„Thränen ſchwömme — ich könnte meine
„Verbrechen nicht abbüſſen, meine Schulden
„nicht vertilgen „.—

„Steh auf! Bruder!"

verſezte Sonnenthal, indem er den Unglücklichen aufhob,

„was ſoll das? du häufeſt neue Beleidigungen!
„solche Demüthigungen ſind mir und
„dir Schande. Sprich nur, ob du mir
„folgen willſt?"

„Dir folgen?" —

antwortete Bergner, mit erſtikter, matter Stimme,

„bis im Tod will ich dir folgen! o! Sonnenthal!
„— du ſonſt mein Alles! wie
„tief bin ich geſunken! — Gott! —
„Kannſt du mich bedauern. Bruder? —
„mich elenden Menſchen?“ —

Von ganzem Herzen, bedaure ich dich,

ſagte Sonnenthal,

„Aber — laß uns alles vergeſſen! komm
„an mein Herz!“ —

Er ſchloß ihn lebhaft in ſeine Arme, und ſo wollt' er ihn mit ſich fortführen;

„Noch eins!“ —

fiel Bergner ein,

„du haſt mir vergeben; aber edler, vortreflicher
„Bruder! — wird mir auch Friederike
„— wird mir auch Löwenkampf
„vergeben?“

„Dafür bin ich Bürge,

ſagte Sonnenthal,

„ſie ſollen dir alle vergeben. Ein allgemeiner
„Friede ſoll unſre alte Freundſchaft wie-

„der erneuern. Ich weiß, daß du ſonſt „kein böſer Menſch biſt. Die Liebe ver„führte dich; die Freundſchaft ſoll dich wie„der bekehren!“

Hier umarmten, und küßten ſich die beyden Freunde, ſchwuren einander von neuen ewige Freundſchaft, und Treue, ſezten ſich dann auf ihre Pferde, und ritten, — Sonnenthal ſehr vergnügt, — aber Bergner ſehr traurig, — nach Hauſe.

Während dieſes Vorgangs ſchwebte das Sonnenthaliſche Haus in unbeſchreiblicher Angſt. Die Bedienten, die nach ihrer Art nicht unterlieſſen, das, was ſie geſehen hatten, dreymahl gefährlicher, vorzuſtellen, als es würklich war, überhäuften alles mit Furcht und Schrecken. Nichts geringers als Zweykampf, Mord und Todſchlag träumte man allenthalben. Daran aber, was Bergner würklich wider ſein eigenes Leben vorhatte, dachte niemand. Selbſt ſein Bedienter, der doch anfänglich ſo etwas geahndet hatte, faßte eine andre Meinung, da er Sonnenthalen ſo ſchnell ſeinem Herrn nach reiten ſahe.

Friederike zitterte um das Leben unſers Helden; ihr Vater fürchtete, daß wenigſtens einer von beyden das Opfer ihrer Rachſucht werden müſſe. Nur Löwenkampf, der Sonnenthals Grundſätze über das Duelliren kannte, war anderer Meinung. Er kam der wahren Lage der Sache am erſten auf die Spur, weil er auch Bergnern kannte, und ſchon Proben davon hatte, wie dieſer es in dergleichen Verhältniſſen zu machen pflege. Doch hielt er eben um Bergners willen, mit ſeiner Aufklärung noch an ſich, und begnügte ſich, der Familie nur überhaupt Troſt einzuſprechen.

Inzwiſchen mußten ſich alle Bedienten, die im Hauſe waren, benebſt dem Kutſcher zu Pferde ſetzen, und den beyden jungen Leuten nachreiten. Da aber keiner wuſte, wo jene ihren Weg zugenommen hatten, ſo ritten ſie einer da, der andere dort zum Thore hinaus, nur aber keiner dahin, wo ſich unſre jungen Männer würklich befanden. Noch jagten ſie auf allen Straſſen um ganz Danzig, umher, fragten in allen Wirthshäuſern, und alle, die ihnen begegneten, nach ihnen, aus; als Sonnenthal und Bergner ſchon lange, wohl behalten

halten, wieder im Sonnenthaliſchen Hauſe angelangt waren.

Friederike, die beſtändig am Fenſter gelauret hatte, ſah ſie zuerſt, im Hofe geritten kommen. Ihr Herz beruhigte ſich ſogleich, da ſie wahrnahm, daß ſie beyde neben einander ritten, und in einem ſehr friedlichen Geſpräch begriffen zu ſeyn ſchienen. Noch größer aber war ihre Zufriedenheit, als ſie ſahe, daß keiner von beyden, mit Seitengewehr verſehen war. Augenblicklich ſtürzte ſie ſich die Treppe hinab, ihren geliebten, gleichſam von neuem wiedergefundenen Sonnenthal zu empfangen. Er ſchloß ſie in ſeine Arme, mit den Worten:

„Sey ruhig, meine Friederike! wir haben einen ewigen Frieden geſchloſſen.“

Bergner hingegen, von Schaam, und Schmerz hingeriſſen, ſchlich ſich vor ihnen vorbey, und gieng ſogleich auf ſein Zimmer, wo er ſich im mächtigen Gefühle ſeiner traurigen Lage, auf ſeinen Sopha warf, und von Stund an in eine gefährliche Krankheit fiel, die ihm die heftige Erſchütterung ſeiner Lebensgeiſter nothwendig zuziehen muſte.

Es war natürlich, daß man unſern jungen Sonnenthal von allen Seiten her, mit Fragen, über ſeine und Bergners Entfernung, beſtürmte. Da er aber ſeinen Freund ſo viel möglich, zu ſchonen ſuchte, ſo ſagte er nur ſo viel, als nöthig war, ſie zu beruhigen, und beznügte ſich, ſie, allerſeits zu verſichern, daß er ſich mit Bergnern völlig ausgeſöhnet habe. Man überließ ſich übrigens dieſen ganzen Tag über der Freude über die Zurückkunft unſers Helden, und beſonders war es dem Alten Sonnenthal ſehr lieb, daß er nun auch den dritten des freundſchaftlichen Bündniſſes unſrer drey jungen Männer, nemlich Löwenkampfen, kennen lernte.

Nur durch die Erinnerung an den Tod ſeiner liebenswürdigen Schweſter, die natürlich ſehr oft in aller Herzen entſtehen muſte, wurde ihre allgemeine Freude zuweilen unterbrochen, und in traurige, jammervolle Empfindungen, verwandelt. Unſer Held konnte ſich nicht genug darüber wundern, daß ſeine lezten Briefe an Friederiken noch nicht angekommen wären. Er vermuthete ſogar, daß der Schiffer unglücklich geweſen ſeyn möchte, und die Briefe wohl gar verlohren gegangen ſeyn könnten. Daher erzehlte er der Sonnenthaliſchen Familie nur die Hauptumſtände von dem Tode ſeines unvergeßlichen Fräuleins, und behielt ſich vor, das übrige in einigen Tagen, vollends noch zu erzehlen. Jedoch die Ankunft der Briefe, die zwey Tage nach der ſeinigen erfolgte, erſparte ihm auch dieſe traurige Mühe. **Friederike** las ſie ihren Eltern vor, und manche Thräne floß noch von ihren Augen, für die unglückliche **Eleonore**. Auch wurde nunmehr **Friederike** vollends ganz überzeugt, daß ihre Erſcheinung in der Kirche würklich eine Vorbedeutung von dem Tode ihrer liebenswürdigen Freundin geweſen war *). Denn die Minute, in welcher dieſe beyden Begebenheiten zugleich erfolgt waren, traf auf das genaueſte überein.

Unſer Held konnte übrigens aus **Friederikens** Betragen gegen ihn zwar den gegründe-

---

*) Man wird mir die ganze Erzehlung dieſer Viſionsgeſchichte verzeihen, wenn man erwägt, daß dergleichen Ereigniſſe im gemeinen Leben oft vorfallen, und geglaubt werden, obgleich die philoſophiſche Wahrheit derſelben, wohl hienieden niemals ausgemacht werden dürfte.

ſten Schluß machen, daß ihre Treue, und ihre Liebe zu ihm, noch unerſchüttert geblieben war. Da er aber doch den Tag ſeiner Ankunft keine Gelegenheit fand, mit ſeiner Geliebten allein zu ſprechen; ſo konnte er ſich doch von der Gewisheit ſeiner Hofnung nicht ganz ſo überzeugen, wie er wünſchte. Und ſo ſehr ihm **Friederike** auch mit allem nur möglichen zuvorkam, was ihm die deutlichſten Beweiſe von ihrer Liebe geben konnte, ſo vermochte dies doch nicht, ihn von einiger Unruhe ganz zu befreyen, die ihn Abends beym Schlafengehen überfiel. „Beſonders gab ihm eine gewiſſe Aengſtlichkeit und Zerſtreuung, die er an ſeinem Onkle, und ſeiner Tante wahrgenommen hatte, nicht wenig Anlaß dazu. Er äuſſerte daher ſeine Beſorgniſſe gegen **Löwenkampfen**, mit welchem er in einem Zimmer ſchlief. Dieſer hatte zwar gleiche Bemerkungen in Anſehung des alten **Sonnenthals** gemacht. Da ihn aber die Leidenſchaft nicht hinderte, mit ſchärferen Augen, als **Sonnenthal** zu ſehen, ſo hatte er an **Friederiken** all die feinen Nüancen einer glühenden Liebe zu ihrem Geliebten auf das genaueſte bemerkt.“ Indem er nun dieſe ſeinem Freunde mittheilte, und ihm zugleich den Rath gab, morgenden Tages der Sache, durch eine beſtimmte Erklärung gegen ſeinen Onkel ein Ende zu machen, ſo beruhigte er Sonnenthalen, der ſonſt nichts weniger als mißtrauiſch war, ſo ziemlich wieder. Löwenkampf aber konnte ſich bey dieſer Gelegenheit nicht enthalten, ſeine Bewunderung der Schönheit und übrigen vortreflichen Eigenſchaften Friederikens, ſeinem Freunde zu erkennen zu geben.

„Mich wunderts gar nicht,“

ſagte er unter andern,

„daß ihr Bergner nicht hat widerſtehen
„können: Denn in der That, nur meine
„ſelige Schweſter wüſte ich mit dieſem Engel
„zu vergleichen. Und dennoch finde ich
„noch Vorzüge an ihr, die meine Schweſter
„nicht hatte. Bergner müſte ein ganz
„anderer Mann geweſen ſeyn, als er wirklich
„iſt, wenn ſeine Freundſchaft, an Friederiken
„nicht hätte ſcheitern ſollen. Ich
„an ſeiner Stelle würde wenigſtens bey Zeiten,
„das Anſchauen, und den Umgang
„eines Mädchens ganz geflohen haben, das
„einmal nicht für mich geweſen wäre. Du
„würdeſt daher in der That ſehr unrecht gethan

„than haben, wenn du dem armen Berg-„ner nicht hätteſt vergeben wollen.“

Hierauf folgte zwiſchen den beyden Freunden noch eine ziemlich lange Unterhaltung über die Göttin des Hauſes — Friederiken; worüber Sonnenthal endlich in den ruhigſten, und ſanfteſten Schlaf von der Welt fiel.

Deſto weniger Ruhe hingegen hatte der alte Sonnenthal. In ſeiner Seele gieng alles bunt durch einander. Die Ankunft ſeines jungen Vetters ſezte der Ausführung ſeines Lieblings-Projekts auf einmal einen Damm entgegen, welchen zu durchbrechen er keine Möglichkeit vor ſich ſah. Er wurde genöthiget, alle Hochzeit-Anſtalten des künftigen Tages, auf einmal abzubrechen. Der Prediger, der die Trauung verrichten ſollte, bekam Contreorder, und alle übrige Zubereitungen wurden auf einmal eingeſtellt. Dennoch lag ihm die Verbindung Bergners mit ſeiner Tochter noch immer ſo am Herzen, daß er ſich das Gegentheil nicht ohne Schaudern denken konnte. Zugleich regte ſich das Vorurtheil gegen die Ehen zwiſchen Verwandten wieder ſo ſtark in ſeinem Herzen, daß ihm dieſes nicht wenig gegen die Liebe ſeiner Tochter zu unſerm Helden empörte. Gleichwohl aber ſah' er ſehr natürlich zum Voraus, daß er die Verbindung dieſer jungen Leute, ohne ihnen den äuſſerſten Zwang anzuthun, ſchwerlich würde hindern können. Und zum Zwange konnte er ſich eben ſo wenig entſchlieſſen, weil er ſie beyde mit einer Art von Leidenſchaft liebte, die wenig ihres Gleichen hatte. Alle dieſe Umſtände beunruhigten ihn ungemein. Nachdem er nun lange mit ſich zu Rathe gegangen war, was er bey dieſer für ihn ſo kritiſchen Sache, noch beginnen ſollte; entſchloß er ſich, doch noch einen Verſuch auf ſeinen Vetter zu wagen, ob es irgend noch möglich ſey, ihn von Friederiken in Güte abzulenken? Dieſen Verſuch, den er mit allen Gründen der Beredſamkeit zu unterſtützen hoſte, wollte er gleich den andern Morgen unternehmen. Wie wenig aber ſeine Beredſamkeit hiebey die Probe hielt, und wie ihm vielmehr ſein gutes Herz einen ſehr ſchlimmen Streich ſpielte, das wollen wir gleich ſehen.

Unſer Held machte ſich eben den Morgen nach ſeiner Ankunſt geſchikt, zu Friederiken zu gehen, und von dieſem ſeinen geliebten Mädchen ſich alle Zweifel, die wider ſeinen Willen ſein Herz, noch hier und da beunruhigten, heben zu laſſen, als der Onkel Sonnenthal zu ihm ins Zimmer trat. Nach einigen Fragen über das Befinden auf die geſtrige Reiſe, und einigen andern gleichgültigen Geſprächen, verſchritt er ſogleich zur Hauptſache, und zwar, nach ſeiner gewöhnlichen Art, ohne viele Vorbereitungen.

„Je! Herr Vetter,“

ſagte er,

„ich hätte wohl noch ein rechtes Ey mit Ih-
„nen zu ſchälen, wenn Sie mir nicht ſo
„lieb wären“ —

S. „Ich hab' Sie doch nicht beleidiget, lieber
„Herr Onkel?“

O. „Man könnt' es wohl immer Beleidigung
„nennen: denn wenn man mit der Tochter
„eine Liebſchaft begehet, ohne dem Vater
„nur eine ſtumme Sylbe davon zu ſagen —
„ſo wüſte ich faſt nicht, womit das zu ent-
„ſchuldigen wäre.“

S. „Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, beſter Onkel! Freylich that ich unrecht daran: Aber — ich hoffe doch, daß uns Ihr gutes väterliches Herz dieſe Uebereilung verzeihen wird."

D. „Muß ich denn nicht? wer kann denn euch Leuten widerſtehen?"

S. „Nun! ſo iſt ja alles gut, beſter Onkel! Unſre Wünſche werden erfüllt; und Sie bieten uns die Hände dazu, und geben uns Ihren väterlichen Segen."

D. „Weit gefehlt, Herr Vetter! dahin ſoll's eben nicht kommen."

S. „Wie? — Sie werden doch nicht ein paar Herzen wieder trennen wollen, die, durch ſo ſchwere Prüfungen hindurch geführet, die Vorſehung gleichſam für einander beſtimmt zu haben ſcheint."

D. „Es iſt ja aber wider die göttlichen Geſetze. Leiblich Geſchwiſter Kinder! das geht ja gar nicht an."

S. „Lieber Onkel! Sie wiſſen ſo gut, als ich, daß in den göttlichen Geſetzen dergleichen

„ſchen Ehen nicht verboten ſind. Warum ſoll's alſo nicht angehen? Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen ſage; Sie haben ein bloſſes Vorurtheil gegen die Ehen zwiſchen Verwandten. Und — beſter! Vater! — wenn es darauf ankommt, zwey Menſchen glücklich zu machen, die Sie ſo ſehr lieben; ſollte ein Mann, wie Sie, nicht ſo viel über ſich ſelbſt gewinnen können, einem Vorurtheil, einem Dinge zu entſagen, das im Grunde nichts iſt? — laſſen Sie ſich erbitten beſter Onkel! — izt reden wir einmal von dieſer Sache. Verſprechen Sie mir, daß Sie mir Ihre, und meine **Friederike**, auf ewig zur Geſellſchafterin meines Lebens geben wollen!"

D. „Sie übereilen mich, Herr Vetter! — es geht wahrhaftig nicht ſogleich — es iſt dabey noch gar viel zu bedenken."

S. „Was wäre noch zu bedenken? Ihre Einwilligung macht alles. Laſſen Sie mich doch nicht vergebens flehen! — Sie haben in Ihrem Leben ſchon ſo manche edle Handlung gethan; auf! thun Sie die edelſte

„unter allen! ein Vorurtheil zu beſiegen,
„und durch dieſen Sieg zwey Menſchen glück-
„lich zu machen, die ohne einander nicht leben
„können."

H. „Was wird aber Ihr Vater dazu ſagen?
„wird er nicht denken, ich habe Ihnen meine
„Tochter aufgekuppelt."

S. „Da ſeyn Sie ohne Sorgen! ich nehme
„es auf mich, ihn ganz in unſer Intereſſe zu
„ziehen; und — er darf ja nur unſre
„Friederike ſehen, um unſre Verbindung
„zu ſegnen, und ſich zu freuen, daß ſein
„Sohn ſo glücklich zu wählen wuſte."

Der gutherzige Onkel, der gar nicht dazu taugte, jemanden eine Bitte abzuſchlagen, fieng an zu wanken, ſo feſt er ſich auch vorgenommen hatte, ſtandhaft zu ſeyn, und ſeiner Beredſamkeit ihren Schwung zu geben. Sonnenthal, der dies ſogleich gewahr ward, verdoppelte ſeine Bitten; Löwenkampf, der bey der Unterhandlung gegenwärtig war, nahm die Parthie ſeines Freundes, und ſo trieben ſie beyde gemeinſchaftlich den ehrlichen Onkel, ſo ſehr in die Enge, daß er ihren beſtürmenden

Bitten

Willen endlich unterlag, und ſeine Einwilligung in Sonnenthals Verbindung mit Friederiken förmlich ertheilte.

Hierauf verſiegelten ſie ihren Bund durch eine wechſelſeitige Umarmung, und unſer Held eilte zu Friederiken, ihr von dieſer glücklichen Begebenheit Nachricht zu geben, und auch mit ihr den Bund der Liebe zu erneuern. Der Onkel Sonnenthal aber, ſchlich zu ſeinem, noch immer geliebten Bergner ihn, wegen der Aenderung ſeines Verfahrens, und ſeiner Geſinnungen um Verzeihung zu bitten.

Unſre liebenswürdige Friederike hatte ebenfalls keine allzuruhige Nacht gehabt. Die plötzliche unvermuthete Ankunft ihres Geliebten, die Freude, die ſie darüber empfand, das Gefühl der Liebe zu ihm, die in ihrer erſten ganzen Gröſſe wieder erwachte, der verdrüßliche Handel ihres Sonnenthals mit Bergnern, die Lage überhaupt, in welcher ſie ſich damals befand, die Betrübniß über Eleonorens Tod, der Gedanke, daß ohne ſie, dieſes vortrefliche Mädchen vielleicht noch am Leben ſeyn könne, der Kummer, den ihre Seele deswegen erlitt; —

alle dieſe Umſtände vereinigten ſich, die edle, gefühlvolle Friederike in einen Gemüthszuſtand zu ſetzen, der einer der unruhigſten war, in welchem jemals eine empfindſame Seele geſchmachtet hat. Freude und Traurigkeit, Hoffnung und Furcht, Liebe und Großmuth, alle dieſe, und noch mehrere Aeffekten, beſtürmten wechſelsweiſe ihr Herz, und verſcheuchten alle Ruhe, aus ihrer Seele, und allen Schlaf aus ihren Augen. Mit Tages Anbruch ſtand ſie wieder auf; aber ſie war zu allem unfähig. Nur nach ihrem Sonnenthal ſchmachtend, bangte ſie der Entſcheidung ihres Schickſals entgegen.

In dieſer Gemüthsverfaſſung traf ſie unſer Held an, da er voll von der glücklichen Entſcheidung ihrer Liebe, zu ihr ins Zimmer trat. Man muß geſtehen, Friederike kam ihm diesmal viel reizender, als jemals vor. Auch gab ihr würklich die Unruhe, und die Zerſtreuung, worinn ſie ſich befand, ein ſo ſchmachtendes liebetrunknes Anſehen, das auch jedem andern, der nicht, wie Sonnenthal, verliebt in ſie war, durch das innerſte des Herzens gedrungen ſeyn würde.

Sobald ſie ihren Sonnenthal ins Zimmer treten ſah, klärte ſich ihr, von Sorgen und Kummer umwölkter Blick wieder auf. Eine ſanfte Heiterkeit durchfloß, wie ein milder Regen die von der Sonne vertrocknete Erde, ihre ganze Seele. — Noch mehr aber wurde ihr Vergnügen erhöhet, als ſie wahrnahm, daß Sonnenthals Freude verkündender Blick, ihr entgegen lachte, und ihr lauter Gutes zu weiſſagen, ſchien.

Entzükt ſchloß ſie unſer Held in ſeine Arme, mit den Worten:

„Freue dich, meine Friederike! endlich iſt er
„da, der Zeitpunkt, wo du mein, ganz
„mein biſt!"

F. „War ich's nicht immer, du Lieber?"

S. „Immer — freylich immer warſt du es.
„Aber was ſtand nicht der Vollendung unſ-
„rer Liebe, noch alles entgegen? — nun
„ſind alle Hinderniſſe gehoben" —

F. „Noch nicht alle, lieber Joſeph! —
„mein Vater" —

S. „O! ich habe ſein Wort; und das bring'
„ich dir. … Mit ſeinem Willen biſt du die
„meinige."

F. „Wär's möglich? — doch — du kannſt
„mich nicht täuſchen. Gott! du ſiehſt unſre
„Liebe! ſegne uns!" —

Bey dieſen Worten ſank das edle Mädchen
vom Gefühl ihrer Freude überwältigt, an Sonnenthals Buſen; Thränen der Freude drangen aus ihren Augen; die Sprache ſchwieg —
Himmel und Seligkeit durchbebte ihre Seele, —
jede Nerve zitterte, — jeder Sinn ſchwand
ihr hin, — ſie war einer Ohnmacht nahe, —
auch Sonnenthals Zuſtand war in dieſer glücklichen Minute, einer der beneidenswürdigſten,
die jemals die oft ſo freudenloſe Menſchheit betreffen können. Einen Engel an ſeinem Buſen,
deren Schönheit und Vortreflichkeit der Preiß
ſeiner bisherigen Leiden, und ſeiner Kämpfe
war, vergaß er die ganze Welt und ihre Freuden, und ſeine Seele ſchwamm in einem Meere
elyſiſcher Wonneſtröme. Welch' eine Belohnung! dachte er, und überließ ſich ganz den ſeligen Gefühlen, womit der berauſchende Wonnekelch der Liebe ſeine Seele trunken machte.

„Ja! Gott ſegne uns!“

ſagte er, und drükte Friederiken mit verdoppeltem Feuer an ſeine Bruſt. Izt begegneten ſich ihre Augen, — ihre Lippen — ihre Wangen, es war ein unausſprechliches, namenloſes Gefühl, mit welchem ſie die Küſſe der Liebe begleiteten, unter welchen ſie ſich von neuen ewige Treue ſchworen; es war der Zuſtand der Liebe, den uns Hölty ſo ſchön verzeichnet, in den Worten:

Wo Arm um Arm und Geiſt um Geiſt ſich windet,
Und Seel' in Seele ſich ergießt, —

Unſer Sonnenthal erzählte hierauf Friederiken ſeine ganze Unterredung mit ihrem Vater, und dann giengen ſie zu ihrer guten Mutter, um ihre Freuden in den Schoos dieſer gefühlvollen Frau auszuſchütten. Der ganze Tag wurde als ein Feſt gefeyert, an welchem jedermann den lebhafteſten Antheil nahm, bis auf den unglücklichen Bergner, deſſen Schickſal in der That bedauernswürdig war, und das Mitleid jeder gefühlvollen Seele verdiente.

Ehe wir aber unſern Leſern das hinterbringen, was wir ihnen, beym Schluß dieſer Geſchichte, noch von unſerm Bergner zu ſagen haben; wollen wir nur noch den Plan bemerken, nach welchem unſre beyden Liebenden, zum Ziel ihrer Glückſeligkeit zu gelangen hoften. Unſer Held wollte nemlich vor allen Dingen nach Deutſchland reiſen, um ſeinen Vater zu beſuchen, und um deſſen Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Friederiken zu bitten. Alsdenn wollte er mit ſeinem Vater zurück kommen, und hernach ſollte die Heyrath in Danzig vollzogen werden.

So ſchien ſich alles, dem erwünſchteſten, und glücklichſten Ende zu nähern. Aber beynahe wäre die Familie durch Bergners Tod in neue Betrübniß geſezt worden. Denn ſeiner begangenen Untreue ungeachtet liebte ihn doch unſer Sonnenthal noch ſo ſehr, daß deſſen ſo frühzeitiger Tod für ihn eine Quelle vieles Kummers, und manchen nagenden Grams, geweſen ſeyn würde. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß Bergner gleich den Tag, da ihn die Großmuth ſeines beleidigten Freundes, von einer der unmenſchlichſten Handlungen zurück

hielt,

hielt, in eine ſehr harte Krankheit fiel. Es war eine Art von Gallenfieber, welches ihn auf dieſes Lager ſtürzte. Sein Zuſtand war einige Tage über der gefährlichſte, den eine ſolche Krankheit hervor bringen kann. Würklich ſtand er oft an den Pforten des Todes; und nur die unſichtbare Macht, die allein Leben und Tod in ihrer Rechten hält, konnte ſein Schickſal wenden. Dabey hatte er oft Anfälle von Raſerey, ſo daß ihn manchmal einige Menſchen kaum erhalten konnten. Gemeiniglich waren dann ſeine Frevelthaten, und ſeine Untreue an ſeinem Freunde, der Gegenſtand ſeiner Phantaſien. Im Ausbruche der ſtärkſten Fieberhitze ſtieß er die ſchrecklichſten Flüche wider ſich aus. War aber der Paroxismus vorüber, ſo betete er ohne Unterlaß zu Gott um Beſſerung ſeines Herzens, und um Vergebung ſeiner Sünden. Dabey vergoß er oft die bitterſten Thränen; und man konnte ſeine aufrichtige Reue über ſeine niederträchtigen Handlungen nicht erkennen.

Unſer Sonnenthal kam indeſſen ſehr ſelten von ſeinem Krankenbette. Da er dem unglücklichen Bergner in ſeinem Herzen ſchon alles vergeben hatte, ſo gab er ſich auch alle mögliche Mühe, ihn durch wiederholte Verſicherungen dieſer ſeiner Verzeihung zu beruhigen. Er ſorgte für ſeine Wartung, ſprach ihm Troſt ein, betete mit ihm in Stunden, wo jedermann glaubte, es wären die lezten von Bergners Leben. Kurz er brachte hier vollkommen die Lehren der chriſtlichen Religion in Ausübung, die ihm ſein ehemaliger Hofmeiſter Liebrecht ſo tief ins Herz geprägt hatte.

Auch Löwenkampf nahm ſich des unglücklichen Kranken mit dem freundſchaftlichſten Eifer an. Der alte Sonnenthal ſparte weder Mühe noch Koſten, ſeinen geliebten Bergner vom Tode zu erretten. Selbſt Friederike beſuchte ihn oft; und da auch ſie ihm, von ihrer Verzeihung die heiligſten Verſicherungen gab, ſo trug dieſer Umſtand nicht wenig zu ſeiner Geneſung bey.

Die Vorſehung hatte beſchloſſen, einen Menſchen noch glücklich zu machen, dem ſie ſo herrliche Gaben der Natur verlieh, und welcher nur durch Leidenſchaft irre geführt worden war. Dieſe tödliche Krankheit ſollte ſeine Beſſerung be-

befeſtigen, und das Andenken an dieſelbe ihn vor andern Uebereilungen bewahren. Nach Verlauf eines Monats wurde er wieder geſund, und die Wünſche ſeiner beyden Freunde und des ganzen Sonnenthaliſchen Hauſes, erreichten dadurch ihre völlige Erfüllung.

Bald darauf reiſten unſre drey Freunde zuſammen nach Deutſchland ab. Vorerſt giengen ſie nach Hamburg, und beſuchten Bergners Vater; von da wendeten ſie ſich hernach, nach Oberſachſen, wo Sonnenthalß Vater wohnte.

Nichts kam der Freude des alten Rittmeiſters bey, da er nach ſo langer Entfernung ſeinen geliebten Sohn, und mit ihm, ſo ganz unvermuthet, deſſen zwey vertrauteſte Freunde, die er ebenfalls ſehr hochſchäzte, wieder in ſeinen Armen hielt. Ueber acht Tage verfloſſen, ehe man fertig ward, einander die bisherigen Schickſale, und Lebensumſtände zu erzehlen.

Alsdenn legte unſer Held ſeine Beſuche bey dem benachbarten Adel ab, wo er denn Gelegenheit fand, ſich in allen Familien, Liebe, und

Ve-

Bewunderung zu erwerben. Seine Vorzüge warfen in der That auch einen ſolchen Glanz von ſich, daß der Ruf davon ſehr bald nach Hofe erſcholl. Der Fürſt, welcher die ſeltene, aber groſſe Eigenſchaft beſizt, Leute von Verdienſten zu ſchätzen, äuſſerte ein Verlangen, dieſen allgemein bewunderten jungen Edelmann kennen zu lernen. Unſer Held machte ſich alſo dieſes zu Nutze, und gieng bey Hofe. Der liebenswürdige Fürſt, der in der That eine wahre Zierde ſeines Hofs iſt, empfieng ihn mit der gnädigſten Herablaſſung. Und würklich hatte er auch kaum unſern Sonnenthal geſehen, kaum einige Worte mit ihm geſprochen, als er ſogleich die Beſtätigung deſſen fand, was der Ruf von ihm, bisher zu ſeinen Ohren gebracht hatte. Er unterhielt ſich wohl einige Stunden mit ihm; und ſeine Bewunderung, der vortreflichen Eigenſchaften unſers Helden, ſtieg mit jeder Minute, ſo lange ihre Unterhaltung dauerte. Endlich beym Abſchiede, erſuchte ihn der Fürſt, in ſeine Dienſte zu treten, wozu auch Sonnenthal ſogleich bereit war, weil es ihm von je her viel Vergnügen verſprochen hatte, im Dienſt eines guten Fürſten, etwas zur Glückſeligkeit ſeines Volks beytragen zu können.

Da dieſer Fürſt ſelbſt viele Wiſſenſchaften beſizt; ſo nahm er bald wahr, daß unſer Held in der Rechtsgelehrſamkeit, und beſonders im Staatsrechte, ungemeine Kenntniſſe hatte. Er beſchloß alſo, aus dieſem gelehrten jungen Mann, der mit ſeiner groſſen Weltkenntniß, auch zugleich ſo viel Redlichkeit verband, ſich einen geſchikten und treuen Miniſter zu bilden. Inzwiſchen ernannte er ihn gleich zum würklichen Hof- und Juſtitienrath, auch zum geheimen Referendarius im Cabinet. Mit dieſem anſehnlichen Range kam nun unſer Sonnenthal zu ſeinem Vater zurück; und der gute Rittmeiſter empfand keine geringe Freude darüber, die vortrefliche Erziehung, die er ſeinem ſo geliebten Sohne gegeben hatte, ſo reiche Früchte hervor bringen zu ſehen.

Auch erhielt unſer Held von ſeinem Vater die Erlaubniß, Friederiken zu heyrathen, ohne Schwierigkeiten.

Nachdem nun zu Hauſe alles berichtiget war, und unſer Sonnenthal von ſeinem Fürſten Urlaub erhalten hatte, ſo reiſte er mit ſeinen beyden Freunden, und ſeinem geliebten Vater wieder nach Danzig, um nunmehro ſich durch prieſterliche Einſegnung, mit ſeiner Friederike zu verbinden. So reizend er auch ſeinem Vater das Gemälde ſeines Mädchens vorgezeichnet hatte; ſo verlor doch ſeine Schilderung alles, da der gute Rittmeiſter, der ein ſehr feines Gefühl vom Schönen beſaß, das Original ſelbſt erblikte. Er war ganz erſtaunt, ſo viele Vollkommenheiten, in einer Perſon vereiniget zu ſehen. Bald wurde er ſo verliebt in ſie, als ſein Sohn. Nur ſeine verlorne Gattin, ſeine ihm noch immer unvergeßliche Mariane wuſte er mit Friederiken zu vergleichen. Und nicht ſelten traten ihm noch Thränen in die Augen, wenn er bey Friederikens Anſchauen, an die ihm ſo plötzlich entriſſene Gefährtin ſeines Lebens dachte.

Die Vermählung unſers liebenswürdigen Paars, wurde hierauf mit vieler Feyerlichkeit vollzogen, weil der Kaufmann Sonnenthal ſich den Genuß der Eitelkeit nicht verſagen konnte, bey dieſer Gelegenheit, der ganzen Stadt, einen recht lebhaften Begriff von ſeinem Reichthum zu machen. Die Scenen der Freude, die Auftritte der Liebe, die zwiſchen unſern Neuvermählten vorfielen — die Vergnügungen, welchen ſich die beyden Väter und Brüder dabey ergaben — alles dies übergehen wir mit Stillſchweigen, weil dergleichen Dinge ſich allemal beſſer empfinden, als beſchreiben laſſen. —

Nur von dem Schickſale unſers Bergners, das nun anfieng, wieder eine ſehr glückliche Wendung zu nehmen, müſſen wir unſre lieben

Leſer noch unterrichten. Er, und Löwenkampf wohneten dem Vermählungsfeſte unſers Helden mit bey. Lezterer erinnerte ſich dabey ſehr oft, an das traurige Schickſal ſeiner geliebten Schweſter, — der ſeligen Eleonore; und dadurch wurde ſeine Theilnehmung an dem allgemeinen Vergnügen, das die ganze Geſellſchaft belebte, nicht ſelten unterbrochen; und manche traurige Empfindung bemächtigte ſich ſeiner Seele.

Bergner hingegen hatte das Glück, hier wieder ein Mädchen zu finden, das ihm für den Verdruß; Friederiken an der Seite eines andern zu ſehen, völlig ſchadlos hielt. Henriette Welmar hieß dieſes junge Frauenzimmer, das Bergner auf der Hochzeit ſeines Freundes zum erſtenmal zu ſehen bekam. Sie war die Tochter eines Landgeiſtlichen bey Elbingen, eines Anverwandten vom Sonnenthaliſchen Hauſe. In jeder Betrachtung liebenswürdig, konnte Henriette, nur unſrer vortreflichen Braut nachgeſezt werden. Sonſt glänzte ihre Schönheit vor den übrigen jungen Frauenzimmern, die ſich auf der Hochzeit befanden, wie der Sirius vor den übrigen Sternen hervor. Zwar beſaß ſie nicht jene auszeichnende Lebensart, jenen feinen polizirten Ton, den nur die Kenntniß der großen Welt giebt. Sie war auf dem Lande erzogen, und nur durch Leſung guter Schriften hatte ſie, ihren Geiſt zu bilden Gelegenheit gehabt. Folglich hieng ihr noch eine gewiſſe ländliche Schüchternheit an, wenn ſie ſich in großen Geſellſchaften befand. Aber eben dieſe ungekünſtelte Natur gab ihrem Betragen jenen unverkennbaren Reiz, welchen Perſonen von brillanter Lebensart vergebens zu erkünſteln ſuchen. Ihr Betragen athmete jene Naivetät, jene hinreißende ungeſchminkte Holdſeligkeit, die nur dergleichen Töchter der Natur, welche das Gefolge der Modethorheiten noch nicht verderbt hat, eigen iſt. Sie war ganz das edle Mädchen, das, wie Schloſſer irgend wo ſagt — unbewuſt ihres Werths dahin geht, und gleich den Sternen auch glüht, wenn jedes Aug' geſchloſſen iſt; nicht wie die Kokette, die nur ſchön ſeyn will, nur um zu gefallen. Ohne Konketterie war ſie offen, anhänglich und leutſelig; und ohne Prüderie wuſte ſie, diejenige Delicateſſe, genau zu beobachten, welche jungen Frauenzimmern, zu Erhaltung ihrer Ehre ſo nothwendig iſt. Man konnte ſie nicht ſehen, ohne ſie zu lieben; und man konnte ſie nicht lieben, ohne von Hochachtung für ſie entflammt zu werden.

Der Vater unſrer Henriette befand ſich nur in ſehr mittelmäſigen Vermögens- Umſtänden. Ja! man konnte ihn, nach dem Ausdrucke der Welt, ganz arm nennen, weil er blos von den Einkünften ſeines Dienſtes lebte. Henriette war alſo nur ein armes Frauenzimmer. Aber eben dieſer Umſtand erhöhte das Maas ihrer Reize, und verſchönerte die anziehende Grazie, womit ſie die Natur ausgezieret hatte. Denn weit entfert von jenem unerträglichem Stolze, der ſo oft die reichen Frauenzimmer ausbleht, daß ſie nur mit Verachtung auf arme Redlichkeit herabſehen, machte ſie keine ſo hohe Prätenſionen, ſuchte nicht im Gewande ihres Reichthums ſo einher zu prunken, wie es viele reiche Mädchen in Gewohnheit haben. Und eben darum, weil ſie ſich nicht mit fremden Federn brüſtete, gaben ihr ihre eigenthümliche Vorzüge einen deſto ſichtbarern Reiz. Sie hatte dabey ein ganz vortrefliches Herz, und verband die edelſten Grundſätze, mit einem gewiſſen geſezten Weſen, das auf ihren guten natürlichen Verſtand den gegründetſten Schluß machen ließ.

Ein Mädchen von ſo glänzenden Eigenſchaften war nun würklich recht genau dazu auserſehen, unſern **Bergner** zu rühren, und ihn, **Friederiken** vergeſſen zu machen. So ſehr er auch davon gerührt war, mit Frauenzimmern aus der großen Welt umzugehen; um deſto mehr frappirte ihn doch der natürliche ungekünſtelte Reiz dieſer ländlichen unſchuldsvollen Schöne. Man kann es mit Erfahrung beweiſen, daß

Mannsperſonen, aus der großen, und feinen Welt, worunter Bergner unſtreitig gehörte, von ſolchen Töchtern der Natur oft ſo ſehr gefeſſelt werden, als Frauenzimmer von ſogenannter Erziehung mit allen ihren erkünſtelten und erborgten Reizen, oft vergebens zu bewürken, ſich bemühen. Auch dünkt uns, es liege dies offenbar, in den Eigenſchaften der menſchlichen Seele, die Natur und Wahrheit, dem Prunke der Kunſt, die nicht ſelten eine verſchleyerte Lüge iſt, ſo gern vorzuziehen geneigt iſt. Die Wahl eines ſolchen ungeſchminkten Gegenſtandes der Liebe iſt nicht ſelten das Zeichen eines geſchmackvollen Mannes, der die erhabne Kunſt erlernt hat, ſich über dumme Vorurtheile und lächerliche Modethorheiten zu erheben. Dem ſey inzwiſchen aber, wie ihm wolle! kurz Bergner wurde ſterblich in Henrietten verliebt; und von Stund an, ſezte er ſich vor, ſie zu heyrathen, ohne daß er dabey ihren Vermögenszuſtand nur im mindeſten in Anſchlag zu bringen, bemüht war. Die Hochzeit war kaum vorüber, ſo entdeckte er ſich dem alten Sonnenthal, und bat ihn um ſeine Vermittelung bey Henriettens Vater.

Dieſem konnte in der That keine willkommnere Entdeckung gemacht werden, als die gegenwärtige von Bergnern. Der junge Mann, war immer noch ſein Liebling geblieben, ob er gleich ſeine Abſichten mit ihm, nicht hatte erreichen können. Er ſuchte daher alle nur mögliche Gelegenheiten auf, Bergnern dafür ſchadlos zu halten, daß er nicht im Stande war, ihm ſeine Tochter zu geben; er hielt dieſes um ſo mehr für Pflicht, jemehr ihm ſein Gewiſſen ſagte, daß er ſelbſt nicht wenig zu Bergners Untreue gegen ſeinen Freund beygetragen hatte, indem er ihn zur Verbindung mit Friederiken ſelbſt Anlaß gab. Was konnte ihn daher inniger freuen, als hier eine ſo ſchöne Gelegenheit zu finden, ſeinem Bergner einige Dienſte leiſten zu können? und würklich nahm er ſich dieſes Heyrathsgeſchäfts mit ſo vielem

Eifer an, daß **Bergner** und **Henriette** ein Paar waren, ehe vier Wochen ins Land kamen. Ueberdies nahm ihn unſer ehrlicher Kaufmann zum Geſellſchafter in ſeiner Handlung auf, und erreichte dadurch einen groſſen Theil ſeiner Wünſche, womit er ſich immer zum Beſten dieſes jungen Mannes geſchmeichelt hatte. **Bergner** wurde alſo auf einmal ein geborgner Mann; und izt genießt er im Schoos der Liebe ſeiner vortreflichen **Henriette** eines Glücks, welches ihm **Friederikens** Beſitz um ſo weniger verſchaft haben würde, da ſie ihn niemals geliebt hatte, **Henriette** hingegen mit ganzer Seele an ihrem liebenswürdigen Manne hieng.

Bald nach **Bergners** Vermählung trennte ſich nun unſre freundſchaftliche Verſammlung wieder. **Löwenkampf** reiſte wieder in ſein Vaterland, wo er ſeine Familie ziemlich vergnügt, und über **Eleonorens** Tod, beruhigt antraf. Denn der lindernde Balſam der Zeit heilet auch die ſchmerzhafteſten Wunden; und wer nur im Anfange aushalten kann, der genießt am Ende die Früchte ihres wohlthätigen Einfluſſes, auf das reichlichſte. Unſer Löwenkampf bekam eine der anſehnlichſten Landſtellen in Liefland, und vermählte ſich mit einem Fräulein aus einem der vornehmſten Häuſer, — ſeinem jungen Frauenzimmer, das alle Eigenſchaften beſizt, ihn glücklich zu machen. Seine Eltern ſind beyde noch am Leben, und nähern ſich nur mit ungeſtörter Ruhe, der Nachfolge ihrer vorausgegangenen Tochter.

Was nun endlich noch unſern Helden betrift; ſo gieng er mit ſeiner vortreflichen Gattin, und ſeinem Vater wieder nach Deutſchland zurück an den Ort ſeiner Beſtimmung. Er zog in die Reſidenz ſeines Fürſten, welcher ihn mit dem gnädigſten Ausdrücken ſeines Vergnügens empfieng, und trat ſein Amt an. Sein Vater hingegen lebt auf ſeinem Landgute in ſeiner gewohnten philoſophiſchen Ruhe; und nur ſelten macht er ſich das Vergnügen, ſeinen

Sohn zu beſuchen, und an den Zerſtreuungen der Reſidenz Antheil zu nehmen.

Wir unſres Orts, können uns des Glücks erfreuen, daß der Held dieſer Geſchichte, uns ſeiner Freundſchaft und Gewogenheit würdiget. Es fehlt uns alſo nicht an Gelegenheiten, perſönlich Zeuge ſeines Glücks, und ſeiner edlen Handlungen zu ſeyn. Seine Ehe mit ſeiner vortreflichen Friederike iſt ein beneidenswerther Gegenſtand der Vollkommenheit. Treu und arbeitſam in ſeinem Dienſt, beſizt Sonnenthal die Gnade, und das unumſchränkte Zutrauen ſeines verehrungswürdigen Fürſten im vollkommenſten Grade; und ſeine Gemahlin iſt, wegen ihrer Schönheit, ihrer Tugend, und ihrer übrigen glänzenden Vorzüge die Bewunderung des Hofs, und der ganzen Reſidenz. Die Gnade der Fürſtin ſchüzt ſie vor der Verachtung des Adels, wegen ihres bürgerlichen Standes; und vor ihren vortreflichen Eigenſchaften verſtummen alle Läſterzungen.

Aber — wie unſre Welt kein ganz vollkommnes Glück gewährt; ſo wird auch die Ruhe unſers, in ihrer Liebe glücklichen Paars, durch das Andenken an die verlorne Freundin ihrer Herzen, — an Eleonoren, nicht ſelten unterbrochen. Das Bildniß dieſes in ihrem Leben, ſo reizenden Frauenzimmers, hängt in dem Wohnzimmer unſrer beyden Liebenden. Noch manche Thräne des Mitleids, und der Freundſchaft entquillt ihren Augen, wenn ſie das Gemälde einer der herrlichſten Gottesgeſchöpfe betrachten, und der Gedanke ſich ihrer Seelen bemächtiget, daß ihre Glückſeligkeit auf das Grab Eleonorens gebaut ſeyn muſte.

Ende der Geſchichte.

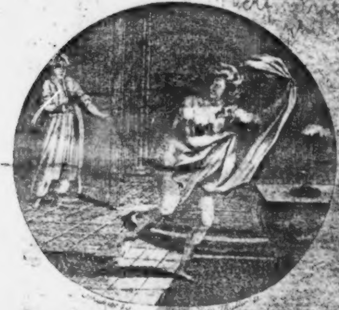
1907.12084

Menſchenſchickſale
älterer und neuerer Zeiten.

Vom

Verfaſſer der Lebensſcenen.

[illegible]



Erſtes Bändchen.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

Inhalt.

I.

Die Türkenſklaven, eine morgenländiſche Geſchichte. S. 1

II.

Der Vatermörder, eine Original-Erzählung. S. 151

III.

III.

Man muß nie etwas verreden, eine pohlniſche Geſchichte. S. 209

IV.

Die Warnung, eine morgenländiſche Erzählung. S. 263

I.

Die Türken-Sklaven.

Eine
morgenländiſche Erzählung
in zwey Theilen.

Erſter Theil.

Mit ſeiner ganzen Heeresmacht lag der Osmannen Beherrſcher, Mahomet der zweyte vor Konſtantinopel. Schon längſt waren die Trencheen eröffnet, aber noch hatten ihm weder die ungeheure Menge ſeiner Truppen noch die Lebhaftigkeit ſeiner Angriffe, beträchtliche Vortheile über die Stadt gewinnen können. Schon begann der tapfere Widerſtand der Belagerten, dieſen Monarchen zu einer ſchimpflichen Rückkehr zu beſtimmen; ſchon gab der erſte ſeiner Veziere die Eroberung dieſes wichtigen Platzes verloren, und rieth ſelbſt zum Abzuge. Aber der Sultan, deſſen Muth jeder Schwierigkeit die Spitze bot, beſchloß doch noch — das äußerſte durch einen Hauptſturm zu wagen.

Nie hätte noch der Kriegsgott, ſelbſt in ſeiner heftigſten Wuth, der Welt ein größeres Schauſpiel gegeben, als hier. Zwey der kriegeriſchſten Völker unter der Sonne ren im Handgemenge. Verjährter Ruhm beſeelte die Griechen und neu errungene Größe — die Osmanen. Beyde boten alle ihre Kräfte zum Kampfe auf: jene für Freyheit und Vaterland — dieſe um ein mächtiges Kaiſerthum.

Helden der erſten Größe ſtanden auf beyden Seiten, und Trophäen des Ruhms ſuchten ſie durch Thaten der Unſterblichkeit zu erringen. Doch, die glänzendſten Rollen bey dieſem großen Schauſpiel ſchien das Glück einem genueſiſchen Ritter, mit Namen Catanas, vorbehalten zu haben; lange Zeit, und faſt ganz allein vertheidigte er eine Breſche mit unerſchütterlichem Muth. Umringt ſchon auf allen Seiten, von Feinden, und von der Menge verlornen Bluts entkräftet, begann er bereits zu ſinken unter den Streichen der Türken, als ſchnell ein Jüngling aus dem Heere der Belagerten zu ſeinem Schutze herbey eilte, und den Sieg wieder auf ſeine Seite lenkte.

Noch befand ſich Catanas in der traurigen Lage, knieend ſeinen Kampf fortzuſetzen: denn aufrecht ſich zu erhalten, erlaubten ihm ſeine Wunden nicht mehr. Aber izt erhob er ſich, wie mit neuer Stärke ausgerüſtet, und noch ſtreckte er viele Janitſcharen, die ihn umringt hatten, im Staub dahin. Wie mit einem Walle ſchüzte er ſich mit den Ertödteten gegen die, ſo ihn von neuen bekämpften. Allein das Unglück wollte, daß der junge Grieche, der ſo muthig neben ihm focht, indem er ſich zu nah an die Feinde wagte, von zwey türkiſchen Offizieren gefangen wurde. Zwar eilte Catanas, ihn wieder zu befreyen, und wüthend ſtürzte er hin auf die Feinde, die den unglücklichen Jüngling davon ſchleppten. Aber fruchtlos lief doch dieſer Verſuch ab, unmöglich war die Rettung des jungen Griechen, und Catanas verlohr mit ihm ſeine Freyheit.

Wie mit ſeinem Falle gleichſam dahin geriſſen, ſtürzte nun auch das griechiſche Kaiſerthum über den Haufen. Kaum hatte der brave Catanas die ſo lange von ihm vertheidigte Breſche verlaſſen, ſo machten ſich die Ungläubigen Meiſter davon. Schaarenweiſe drangen ſie in die Stadt. Bald hatten ſie ſich auf allen Straßen verbreitet, und allenthalben ließen ſie Spuren einer gänzlichen Verwüſtung hinter ſich.

Erſt befriedigten ſie ihre Mordluſt, und dann ihren Geiz. In Menge ſchleppten ſie Beute und Sclaven aus der Stadt hinaus in ihr Lager. Auch Catanas und der junge Grieche wurden mit Ketten beleget. Selbſt führten ſie die Offiziers, die ſie gefangen genommen hatten, hinweg in ihre Zelter. Dort ließen ſie dem Catanas ſeine Wunden verbinden, und dann beyde Gefangene unter der Aufſicht einiger Verſchnittenen; ſie ſelbſt aber rief theils ihre Pflicht, theils ihre Habſucht in die Stadt zurück.

Mit unausſprechlichen Schmerzen waren für unſre Gefangenen, die erſten Stunden ihrer Sclaverey verbunden: doch weniger kränkte ſie noch die ſo neue und bittre Empfindung des Verluſtes ihrer Freyheit, als vielmehr der Umſtand, daß ſie nicht einmal mit einander ſprechen, und einander ihre Leiden klagen durften.

Wehmüthig betrachtete der junge Grieche ſeinen Freund, und ſeine Blicke zeigten ihm die Bewegungen ſeines Herzens. Oft iſt das Auge der Spiegel der Seele — das Gemählde ihrer Empfindungen — und die beredteſte Sprache der Freundſchaft. So ſtrömte auch itzt bald wieder Leben und Troſt für Catanas aus den Augen ſeines Freundes. Alle Kraft aber ſchien endlich doch dieſen Unglücklichen verlaſſen zu haben; denn Ruhe nur forderten ſeine Wunden: eine Todtenbläſſe bedeckte ſein Antlitz; — er ſank in Ohnmacht hin. — Ihm zu Hülfe eilte zwar der Grieche; aber er bedurfte ihrer ſelbſt: denn auch ihn riß eine Ohnmacht danieder.

Gerade itzt kamen die beyden türkiſchen Offiziere zurück. Heftig erſchrack der eine davon über den Zuſtand, worinn er den jungen Griechen fand, und ohne Verzug ſchickte er nach dem Wundarzt, der den Catanas verbunden hatte: denn er hielt die Ohnmacht des Jünglings für die Folge irgend einer verborgenen Wunde.

Voller Ungeduld zu wiſſen, wo ſich etwa die Wunde befände, begann Camuza, ſo hieß der mitleidige Muſelmann, dem Griechen ſeinen Helm abzunehmen: Achmet aber, der andere türkiſche Offizier, fieng an, ihn zu entkleiden. Und nun — welch ein Anblick; ein ſchönes, ſtarkes, blondes Haar, das auf dem Haupte des Gefangenen in einen großen Knoten gewunden war, that ſich von einander, und floß über den ganzen Körper herab, als ob es aus Eiferſucht, das Geheimniß eines Buſens von blendender Weiſſe, der ſich eben ein wenig hervor zu drängen begann, bedecken wollte. — Ha! was ſeh ich — rief Camuza. — Himmel! wie ſchön iſt ſie! — ſagte Achmet.

Dieſer neue unglückliche Zufall brachte die Angſt des Catanas aufs höchſte. Heftiger noch als ſeine Gefangenſchaft, mehr ſogar, als ſeine Wunden, ſchmerzte ihn derſelbe. Thamar aber, ſo hieß die junge Griechin, erholte ſich indeſſen von ihrer Ohnmacht. Mächtiger Gebieter! — rief ſie gegen Camuza aus — ſchenken Sie meinem Bruder daſſelbe Mitleid, das Sie ſo großmüthig gegen mich bewieſen haben! —

Eine eben ſo außerordentliche Großmuth, als ausgezeichneter Heldengeiſt zierte dieſen Muſelmann. Mit äußerſter Sorgfalt für den unglücklichen Catanas, half er dem Wundarzt, ſeine Wunden reinigen, und ließ ſie ihm von neuem mit größtem Fleiße verbinden. Kein Freund kann dem andern, kein Sohn dem Vater ſogar thätigere Hülfe leiſten, als dieſer edle Türke izt ſeinem Feinde bewies.

Hingeriſſen von dem Feuer des Vergnügens, das wir gemeiniglich in der Unterhaltung mit einem uns rührenden Gegenſtande zu finden pflegen, bezeigte Achmet inzwiſchen der jungen Griechin, wie ſehr er ſich freue, daß ihm das Glück eine ſo ſchöne Gefangne in die Hände habe fallen laſſen; mit einem Worte, er empfand ſchon die erſten Wirkungen einer Liebe, die in der Folge für alle die traurigſte Wendung nahm.

So bald nun der Wundarzt mit dem Caſtanas fertig war, gieng er von dannen. Auch Camuza entfernte ſich aus Beſorgniß, den Verwundeten beſchwerlich zu ſeyn, und nur mit vieler Mühe konnt' er den Achmet zu gleicher Gefälligkeit bewegen.

Izt hatten zwar die beyden Gefangenen Freyheit genug, mit einander zu reden; denn ihre Wächter mußten auf Befehl des Camuza haußen vor dem Zelte bleiben. Aber lange ſprach keines ein Wort zum andern! Auch bey ihnen ſchien die zu hochgeſpannte Empfindung den Ausdruck der Sprache zu hemmen. Endlich brach Catanas das Stillſchweigen.

„Ich bete dich an, liebe Thamar!

ſagte er,

„und ich muß ſterben! — aber bereit zum
„Tode, will ich doch lieber nicht mehr le-
„ben, als dich zu lieben aufhören! —

Nichts antwortete die ſchöne Griechin darauf, als daß ſie ihn ermahnte, ruhig ſich zu verhalten.

„Hüte dich nur vor vielem Reden!

ſagte ſie,

„zu viel Unruhe iſt dir ſchädlich. Ge-
„nug ſagen mir ſchon deine Augen. Wenn
„du mich liebſt, ſo ſey ruhig!

Aber Catanas erwiederte mit Seufzen,

„was bleibt mir zu wünſchen übrig, als
„der Tod? Hab' ich wohl noch Hoffnung,
„dich jemals als die meinige zu umar-
„men? und kann ich wohl deinen Verluſt
„über-

„überleben? — hätte die Kraft meines „Arms die Stärke meiner Liebe, ich würde „deine Ketten zerbrechen, und die, ſo dir „ſolche anlegten, zu Sclaven machen. „Aber ach! — ich fürchte mehr noch für „deine Reize. — Dieſe wilden Krieger, „die ich nicht bezwingen konnte — werden ſie wohl deiner Tugend ſchonen? —

Thamar war in Verzweiflung.

„O, ſo ſchone dich doch,

verſezte ſie, „und vermehre nicht noch dein „Unglück, das ohnedem ſchon groß, und „ſchrecklich genug für mich iſt! Weg mit dieſen ſchwarzen Bekümmerniſſen, die nur deinen Muth ſchwächen, und den meinigen vernichten! Liebſt du mich nur ein klein wenig, „ſo denke durch Ruhe auf deine Erhaltung! —

Catanas verſuchte es, ihr zu gehorchen. Er ſchien ſich zu beruhigen, und es glückte ihm ſogar, ein Paar Stunden zu ſchlummern. Aber die Stille der Nacht vermehrte nur die innern Quaalen ſeines Herzens.

Kaum war der Tag angebrochen, ſo erſchien Camuza mit dem Wundarzte in ihrem

Zelte. In rührender Mattigkeit lag Thamar auf ihrem Teppich, und laute Seufzer entquollen ihrem Buſen, wie ſie die kommenden erblickte. Gerührt von dieſem Anblick, und Ehrfurchtsvoll, näherte ſich ihr Camuza, mit den Worten:

„Erlauben Sie uns, die Wunden Ihres „Bruders zu unterſuchen, ich will es Ihnen beweiſen, daß ich mir alle Mühe „gebe, Ihnen Ihr hartes Schickſal zu „erleichtern. —

Aber verdächtig waren doch dieſe Worte, und dies ehrfurchtsvolle Betragen bey einem Türken dem Catanas: denn er zweifelte keinen Augenblick, daß ſo viele Feinheit, und Aufmerkſamkeit für ihn und Thamar, nichts als das gefährliche Werk einer aufkeimenden Liebe ſey. Thamar bemerkte die Unruhe ihres Geliebten an ſeiner Miene, und ſie preßte ihr Thränen aus. Camuza aber hielt dieſe Thränen für Zeichen des Schmerzes, den uns die Leiden geliebter Perſonen zu erregen pflegen, er erſuchte alſo die Thamar heimlich, ſich ſo lange zu entfernen, als man die Wunden des Catanas unterſuchte. Was war wohl natürlicher, als daß nun auch ihr das artige Betragen dieſes Türken denſelben Verdacht erweckte, welcher ihren Geliebten quälte? und konnte ſie wohl ruhig dabey bleiben? — ſie erblaßte und zitterte an allen Gliedern.

Aber kaum errieth Camuza an dieſen Bewegungen, ihre Gedanken, ſo faßte er ihre Hand und ſagte mit ungemeiner Leutſeligkeit:

„ich merke, daß ich Sie beunruhige, Sie „fürchten etwas von meiner Zärtlichkeit „für Sie, das auf den Verdacht einer unartigen Leidenſchaft Bezug hat. Aber „ſeyn Sie ruhig deswegen! es iſt nichts „als Gefühl der Pflichten, die ich Ihnen „als Menſch ſchuldig bin, was mein Mitleid mit Ihnen erreget. — Trauen „Sie mir immer ſo viel Menſchlichkeit zu, „daß ich nie durch Misbrauch Ihrer bedauernswürdigen Lage, Ihre Leiden noch „vermehren werde! —

Thamar beantwortete dieſe troſtvolle Erklärung mit rührender Erkenntlichkeit, indem der Arzt die Wunden des Catanas auflöſte, und ihr ſogleich die fröliche Nachricht gab, daß ſie nichts weniger als gefährlich wären. Izt nahte ſich die zärtliche Griechin ihrem Geliebten, und blos mit einem ſtillen Seufzer, der aber mehr Kraft, als die beredteſte Erklärung hatte, bezeigte ſie ihm ihre Freude darüber.

Aufmerkſamer auf ſie wurde aber doch auch Camuza durch die Art ihres Umgangs mit einander. Daran, und an der ungemeinen Zärtlichkeit ihrer Blicke erkannte er wohl, daß ſie nicht Bruder und Schweſter waren. So bald alſo der Wundarzt ſich wegbegeben hatte, und er ſich mit ihnen allein befand, fing er an:

»Euer Geheimniß hab' ich nun ganz weg;
»nicht Zärtlichkeit des Bluts, Liebe allein,
»ſpricht aus euren Augen.

Beyde erſchracken, und veränderten die Farbe. Aber Camuza fuhr fort:

»Macht euch aber nur darüber keine »Sorge, und fürchtet nichts nachtheiliges von mir! fechten mußte ich zwar gegen euch, und ich beſiegte euch; aber keine »Unmenſchlichkeit ſoll meinen Triumph »

„ſchänden. Glorreicher ſoll er mir vielmehr werden, durch Beſchützung eurer unglücklichen Tugend, und durch meine ungeheuchelte Freundſchaft für euch. Was ihr nur für Proben meiner Aufrichtigkeit gegen euch verlangt, ihr ſollt ſie haben, denn eben die Chriſten, die mein Arm beſiegen half, ſuche ich bey jeder Gelegenheit zu beſchützen, und ein heimlicher Feind bin ich von dieſen Völkern, deren Waffen ich trage. Ich hoffe, daß ihr mich nicht verrathen werdet. Wenn ihr aber meine Geſchichte höret, ſo wird euch alles klar werden. —

Schon war er im Begriff, ſie den beyden Gefangenen zu erzählen, als Achmet herein trat. Alle erſtaunten über ſeine Erſcheinung: denn er war auf einen Poſten beordert, von welchem er eigentlich erſt den andern Tag abkommen konnte. Seine Zurückkunft ſezte ein großes Verlangen voraus, die ſchöne Gefangene wieder zu ſehen; und was konnte dieſes Verlangen wohl ſonſt zum Gegenſtande haben, als die Heftigkeit einer Leidenſchaft, die ſich ſogar über die Subordination wegſezte? Eiferſucht mußte nothwendig die Folge dieſer Leidenſchaft ſeyn, und wirklich zeigte ſie ſich bey ihm in ihrer ganzen Heftigkeit: An den Blicken, welche Thamar und Camuza einander zuwarfen, glaubte er ſchon ein Verſtändniß zwiſchen ihnen zu entdecken, und er hielt ſeinen Cammerad ſchon für ſeinen Nebenbuhler. So ſehr ihn dieſes auch in Wuth ſezte, ſo hielt er doch noch ſo viel an ſich, daß er gelaſſen zur Thamar ſagen konnte:

„Sie kommen mir ſo vergnügt vor, Madam,
„daß ich wohl nicht erſt nach dem
„Wohlbefinden Ihres Bruders fragen
„darf! Ich ſehe Ihnen ſolches an Ihrer
„Miene an.

„Das iſt auch wahr, mein Herr!

antwortete ſie,

„mein Bruder befindet ſich ungleich beſſer,
„als da wir zulezt die Ehre hatten,
„Sie zu ſehen.

Darauf verſezte Achmet mit verbiſſener Heftigkeit:

„So hab' ich doch recht geurtheilet. Ich
„hätte es aber auch an den Blicken des

„großmüthigen Camuza ſehen können, „wenn ſchon Ihre Augen es mir nicht ver„kündiget hätten.

Ohne Zweifel wünſchte Achmet die Wirkung, welche dieſe Reden bey dem Camuza hervor brachten. Denn dieſen verdroſſen ſie ſo ſehr, daß er in einem bittern Tone antwortete:

„Du haſt recht, wenn du mich großmüthig nenneſt! Ich will es auch ſeyn, und „ich wünſchte, daß du meinem Beyſpiele „folgteſt; wo nicht, ſo habe ich Mittel in „Händen, dir Menſchlichkeit und Groß„muth zu lernen.

Kein Wort verſetzte Achmet auf dieſe ſtolze Antwort ſeines Kammeraden. Er that gar nicht, als ob ſie ihn rührte; aber deſto mehr ließ er ſeine Empfindlichkeit den beyden Gefangenen merken, die ſich allerdings wenig Gutes daraus weiſſagten.

Noch einige Zeit blieben ſie alle viere beyſammen. Keines aber ſprach mit dem andern. Nur die geheimen Gedanken eines jeden verrieth dieſes mistrauenvolle Schweigen. Mit Vergnügen bemerkte nur Achmet die Unruhe der ſchönen Griechin. Sogar günſtige Folgen für ſich ſelbſt wußte er daraus zu ziehen. Durch die Furcht vor ihm, hoffte er das zu gewinnen, was er durch Zärtlichkeit zu erlangen, ſich nicht ſchmeicheln durfte. Thamar hingegen empfand die größte Verachtung, und den bitterſten Abſcheu vor dem Tyrannen.

Endlich entfernte ſich Camuza, der wohl merkte, daß Achmet auch eher nicht gehen würde, und den Augenblick folgte ihm dieſer nach.

Bald darauf ließ der Sultan Mahometh öffentlich im Lager bekannt machen, daß er den Tag darauf ſeinen feyerlichen Einzug in Konſtantinopel halten würde. Alle ſeine Veziers, und vornehmen Offiziers ſollten ihn begleiten. Wider ſeinen Willen mußte alſo auch Achmet, der einen Trupp Janitſcharen befehligte, beym Gefolge des Monarchen bleiben.

Kaum begann der Tag, ſo verkündigte das Schmettern der Trompeten, und das Geraſſel der Trommeln ſchon die Annäherung dieſes Triumphs. Jeden Krieger beſeelte dieſe lärmende Musik zu doppelter Freude. Jeder ergriff seine Waffen, und zeigte sich dem Ueberwinder, um Theil an seinem Ruhme zu nehmen; von wildem Siegsgeschrey ſo vieler tauſend Menſchen tönten die Wälder, und die Gebirge wieder. Es war, als ob der Himmel geſtürmt werden ſollte.

Doch, wir wollen izt dieſen mächtigen Monarchen im Glanze ſeines glorreichen Triumphs verlaſſen, und dem Camuza folgen, welcher ſich unter dem taumelnden Geräuſche der Menge davon ſchlich; und wieder zurück ins Lager zu unſern beyden Gefangenen eilte.

„Da bin ich wieder bey euch!

ſagte er beym Eintreten in ihr Zelt.

„Mögen immer dieſe Barbaren ſich
„dem Sturme ihrer Freude überlaſſen!
„mögen ſie immer jauchzen über die Un-
„terjochung der armen Kaiſerſtadt! ich mag
„keinen Theil an dem Vergnügen über den
„Untergang eures Reichs nehmen. Wie
„ich euch ſchon geſagt habe, ich liebe die
„Chriſten, und ich verabſcheue die Tro-

„päen, die mit ihren Thränen benetzt ſind! „Achmet muß izt ſeiner Pflicht folgen.

„Ich benutze ſeine Abweſenheit, um euch „meine Geſchichte zu erzählen.

Nach einer zärtlichen Bewillkommung von Seiten des Catanas, und der Thamar begann er folgendermaßen:

„Ich bin eigentlich aus franzöſiſchem Geblüt. Ein gewiſſer Graf de Foix war „mein Vater. In ſeiner früheſten Jugend — warum und wie? das weis, ich „nicht mehr — kam er nach Ungarn. „Der König Uladislaus gab ihm Kriegsdienſte. Tapferkeit, und andere glänzende Eigenſchaften machten ihn bald berühmt. Die Folge davon war ein unbegränztes Vertrauen des Königs auf „ihn. Der ganze Hof widmete ihm ſeine „Hochachtung.

„Uladislaus war damals ſchon in Krieg „mit den Türken verwickelt. Mein Vater bekam das Commando über ein beträchtliches Corps Truppen. Das Glück begünſtigte ſeinen Muth. Er ſchlug die Türken wie ſie ſich nur blicken ließen, und

„ſo ſchnelle Fortſchritte that er auf der „Bahn des Ruhms, daß er ſchon im Frühling ſeines Lebens, die größten Generals überſprang.

„Nur Huniades, ein ungariſcher von „Adel, theilte die ganze Gnade und Freundſchaft des Königs mit ihm: denn auch „vor dieſem Feldherrn zitterte oft der Osmanen Beherrſcher, und von ſeiner „Tapferkeit mußte er oft ſich Hohn ſprechen laſſen.

„Uladislaus wünſchte dieſe Günſtlinge ſeines Herzens auch durch die Bande des Bluts vereiniget. Er ſchlug meinem Vater die Tochter des Huniades zur „Gemahlin vor. Almane, ſo hieß die junge Dame, war das reizendſte und vollkommenſte Frauenzimmer am Hofe. Mein „Vater hatte nicht nöthig, dieſe Verbindung blos als eine Belohnung ſeiner Verdienſte anzuſehen; Almanens Rang „brauchte ſeine Eitelkeit nicht in Verſuchung zu führen. Er war ſchon in ſie „verliebt, und er nahm den Vorſchlag „ſeines Herrn mit Dank und Freude an. „Huniades ſah dieſe Verbindung eben ſo

„gern, als Almane, die meinen Vater „liebte, und ſo kam ſie in einigen Tagen „zu Stande.

„Der König erhob den Grafen zur „Würde eines ſeiner erſten Feldherrn, gab „ihm ein prächtiges Vermählungsfeſt, und „beehrte es ſelbſt mit ſeiner Gegenwart.

„Unausſprechliche Vergnügungen fanden zwar die neuen Vermählten in ihrer „Verbindung. Ewig wünſchten ſie ihr „Glück genießen zu können; aber leider „war es nur von kurzer Dauer. Almane hatte das Unglück, da ſie mit mir „ſchwanger gieng, und der Entbindung „ſchon ſehr nahe war, von einer Partey „herumſchwärmender Türken, auf einer „kleinen Reiſe, angegriffen, und gefangen zu werden. Das Schrecken über „dieſen Unfall rief meine Geburt herbey, „und die unglückliche Mutter fand ihren „Tod, indem ſie mir das Leben gab.

„Einige Minuten vor ihrem Hintritt „ſagte ſie noch zu Zelanden, einer ihrer „Sclavinnen;

„Ach, meine Gute, wie groß iſt mein
„Unglück! auch dir kann ich nicht einmal
„deine Treue und deine Zärtlichkeit für
„mich vergelten! Ich will ſehen, ob ichs
„in jenem Leben kann. Sollt es Gott wol-
„len, daß du meinen Vater, und meinen
„Gemahl jemals wieder ſäheſt, ſo reiche
„ihnen von meinetwegen die Hand, und
„bring' ihnen meinen lezten Abſchiedskuß!
„gieb ihnen die beyden Ringe, die ich hier am
„Finger trage! bald wird mein Herz er-
„kalten, und dann ſind dieſe Ringe allein
„noch Zeugen von meiner Liebe und Treue
„für ſie.

Dann ſchloß ſie mich in ihre Arme, badete mich in ihren Thränen, und ſagte:

„Liebes Kind! wie bejammernswürdig iſt
„dein Schickſal! was ſoll aus dir wer-
„den? — raubt man dir das Leben, ſo
„nimmt man deinem Vater, und deinem
„Großvater vollends allen Troſt über das
„Schickſal deiner Mutter. Läßt man es
„dir, wer ſorgt dann wohl für deine zarte
„Kindheit? ach! nie werde ich dich an
„meinen mütterlichen Buſen ſchließen kön-
„nen! ewig meiner Liebe und meiner Auf-

„ſicht beraubt, wirſt du unter Feinden dei-
„ne Jugend verleben; und welche trauri-
„ge Schickſale werden dich ſchrecken, wenn
„du deine Vernunft brauchen lernſt. —

Hierauf wandte ſie ſich mit thränenvollen Augen an einen ihrer Räuber, der neben ihr ſtand, und ſprach:

„Erbarmen Sie ſich, mein Herr, der Toch-
„ter des großen Huniades; öffnen Sie Ihr
„Herz dem Jammer, der ſie darnieder
„drückt! ſchwören Sie mir, das Leben
„meines Sohnes zu erhalten, und mit
„verſöhnlichem Herzen gegen Sie will ich
„ſterben.

Geſprochen von einem ſchönen Munde; und von Thränen ſchöner Augen begleitet, machten dieſe Worte den lebhafteſten Eindruck auf das Herz dieſes Barbaren. Er wurde gerührt, und verſprach meiner Mutter noch mehr als ſie verlangte. Er ſchwor ihr ſogar zu, mich wieder nach Ungarn bringen zu laſſen. Durchaus bewegt von dieſem Verſprechen ergriff Almane die Hände des Türken, und ihrer Zelande, drückte ſolche mit Inbrunſt, und ſtarb mit dieſen Worten:

„Mein Vater! mein Gemahl! — mein „Kind! — o, ihr Unglücklichen! — „könntet ihr mir nur noch dieſe lezten Augenblicke verſüßen! —

„Es war, als ob meine Mutter die Unglücksfälle, die mir in der Folge begegneten, geahndet hätte. Ihr trauriger Abſchied verkündigte mir ſie gleichſam; denn bald nach ihrem Tode waren ſie da. Für's erſte erhielt ich die Freyheit nicht, die Mehemet ihr verſprochen hatte: denn er war nicht allein Herr über mich, und ſeine Kammeraden widerſezten ſich ſeinem großmüthigen Vorhaben.

„Was können wir für uns über die Chriſtenſclaven gebieten? war ihr Einwand,

„Muß denn nicht erſt der Sultan ſich die darunter ausleſen, die ihm gefallen? —"

Mehemet war ein grundguter, ehrlicher Mann. Gern hätt' er ſein Verſprechen gehalten, mich nach Ungarn bringen zu laſſen. Mit Thränen in Augen bat er ſeine Kammeraden, es ihm zu geſtatten. Sogar auf ſeinen Antheil der ganzen Beute wollt' er Verzicht leiſten, wenn ſie es thäten. Aber umſonſt! alles, was er endlich über ſie noch gewinnen konnte, beſtand blos in der Erlaubniß, die Sclavin Zelande für ſeine Frau auszugeben; und mich auf den Fall, daß mich der Sultan nicht verlangte, als ſeinen Sohn bey ſich zu behalten.

„So gieng es auch durch. Man brachte mich nach Adrianopel. Dort nennte Mehemet Zelanden ſeine Frau, ich aber wurde unter dem Namen meiner Familie, meines Vaterlandes, und nach meinem Alter in die Sclavenliſte eingetragen; man gab mir den Namen Camuza und beſtimmte mich zwar dem Dienſte des Großherrn, ſobald ich erwachſen ſeyn würde. Aus beſonderer Gnade des Monarchen aber, wurde ich nicht mit nach Aſien geſchickt: denn ſonſt werden alle Kinder der Chriſten dahin gethan, um in der mahometaniſchen Religion erzogen zu werden. Man überließ meine Erziehung dem Mehemet, der mich vor der Welt für ſeinen Sohn ausgab, und ſich auch nebſt Zelanden meiner mit väterlicher Sorgfalt annahm. Hauptſächlich unterwies mich leztere in der Religion der Chriſten, und Mehemet ließ mir die Wiſſenſchaften beybringen, wodurch ich künftig mein Glück machen ſollte. Alles begriff ich ſehr leicht; beſonders aber bekam ich eine ungemeine Fertigkeit in Ritterkünſten, und in Leibesübungen.

„Wie ich erwachſen war, that ich mich beſonders im Reiten, und in der Kunſt, zu Pferde mit der Lanze zu fechten, hervor. Da der Großherr dieſe Kunſt ſehr liebte, ſo legte ich mich mehr drauf, als auf andere, in Hoffnung, mich dadurch bey ihm beliebt, und durch ſeine Gnade mein Glück zu machen.

„Indem ich nun eines Tages vor dem Pallaſte des Zoganes Paſcha, wo ein großer Platz zum Reiten war, und wo ich nebſt meinen Kammeraden oft meine Uebungen hielt, mein Pferd aus allen Kräften herum tummelte, um meine Stärke, und die Adreſſe meines Körpers zu verſuchen, ſah' ich nahe bey mir, vor meinem Pferde, auf einmal eine kleine goldene Schachtel auf der Erde hinrollen. Den Augenblick ſtieg ich ab, faßte ſie auf, und öffnete ſie. Wie groß aber war mein Erſtaunen, als ich das Portrait eines ſehr reizenden Frauenzimmers darinnen fand, das die Muſe der Mahlerey vorſtellte. Noch höher ſtieg meine Verwunderung, wie ich das Gemählde noch genauer betrachtete: denn ich wurde gewahr, daß die Muſe ſich mit dem Mahlen eines andern kleinen Portraits beſchäftigte, das ich für das meinige zu erkennen keine Mühe hatte. Auf eine ſehr ſinnreiche Manier waren mit goldenen Buchſtaben dieſe Worte um das Portrait gezeichnet:

„wie ſüß für mich, wenn ich dich izt als
„meinen Liebhaber mahlte! —

Wie entzückte mich nicht dieſes Abentheuer! welche Freuden empfand ich nicht! und welche hoffte ich nicht! — Dieſe Hoffnung, von meiner Eigenliebe begleitet, wiegte mich in die ſchmeichelhafteſten Träume meiner Phantaſie. — Ich unterließ nicht, vor dem Pallaſte des Joganes Paſcha, fleißig auf- und abzugehen; denn aus ſolchen vermuthete ich, daß jene goldene Schachtel mir zugeworfen ſeyn müßte. Unaufhörlich waren meine Augen auf die Fenſter deſſelben geheftet; aber umſonſt. Kein Menſch ließ ſich ſehen. Voll Unruhe, und Freude, wie ſie wechſelsweiſe eine aufkeimende Leidenſchaft hervorbringt, gieng ich nach Hauſe.

„Die ganze Nacht beſchäfftigte ich mich mit meinem Abentheuer, und kein Auge konnte ich vor einer gewiſſen zärtlichen Bangigkeit ſchließen, die mein Herz beſtürmte. Die Schwierigkeit, den Gegenſtand meiner Liebe zu entdecken, ſo wohl als die Mittel, ihm meine Leidenſchaft zu erklären, dieſe beyden Umſtände machten mir unausſprechliche Sorgen. Endlich erſann ich mir folgenden Plan, den ich auch glücklich ausführte. Da ich zeichnen konnte, ſo mahlte ich unter die Aufſchrift über mein Portrait, wo noch ein wenig Platz dazu war, die Worte:

„Mache mich glücklich! denn ich liebe
„dich aus voller Seele.

Man kann ſich vorſtellen, daß mir dieſe Arbeit wegen Feinheit der Zeichnung nicht wenig ſauer wurde. Aber was iſt wohl der Liebe zu ſchwer? So bald ich's vollendet hatte, brachte ich durch große Geſchenke eine gewiſſe Jüdin auf meine Seite, die mit kurzen Waaren handelte, und oft damit in den Pallaſt des Jogane gieng. Dieſe ſollte dem Frauenzimmer dieſes Baſſen ihre Waaren vorzeigen, und wenn ſie meine Muſe darunter fände, ſo ſollte ſie ihr die goldene Schachtel mit dem Gemählde darinnen vorhalten.

„Die Jüdin kam glücklich in das Serail, und bald erkannte ſie unter dem Frauenzimmer die Perſon, die ſie ſuchte. Indem ſie ihnen nun allerhand Waaren zum Verkauf vorlegte, ſchob ſie jene goldene Doſe der Muſe in die Hände.

„Tratop, ſo war der Name meiner Geliebten, erſchrack über dieſe Erſcheinung. Sie fürchtete, ich hätte die Doſe als eine gleichgültige, gefundene Sache an die Jüdin verkauft, und ihr Gemählde hätte keinen Eindruck auf mich gemacht. Um zu ſehen, ob es ihre ganze Schönheit ausdrückte, oder nicht, betrachtete ſie es, neben ihrem eigenen Original, im Spiegel, noch einmal genau; und — wie freudig wurde ſie überraſcht, als ſie izt meine zärtliche Antwort darinnen erblickte! — von unausſprechlichem Vergnügen darüber hingeriſſen, konnte ſie ſich nicht enthalten, der Jüdin die Hand zu drücken, und ihr die Worte ins Ohr zu ſagen:

„Camuza iſt der glücklichſte Liebhaber;
„dies verſichere ihn von mir!

„Bald überzeugte ſie mich auch völlig davon. Denn den Tag drauf gab ich der Jüdin, ein ſehr zärtliches Billet an ſie mit, und erhielt ſogleich dieſe Antwort:

> „Deine Geſinnungen gegen mich ha-
> „ben mich ungemein entzückt. Künf-
> „tige Nacht kannſt du dich vor der Thü-
> „re unſers Gartens einfinden. Eine
> „vertraute Sclavin wird dich zu mir
> „bringen. Aber zittere, wenn du nicht
> „treu und ehrlich biſt! —

„Meine Freude darüber könnt Ihr euch leicht vorſtellen. Unausſprechlich lang kam mir der Tag vor, ehe dieſe ſo ſehnlich gewünſchte Nacht erſchien. Endlich war ſie da, und ich lauerte ſchon an der beſchriebenen Thür.

„Lange währte es, ehe ſie jemand öffnete. Aber izt geſchah' es. Ich trat hinein, und erblickte in der Dunkelheit ein Frauenzimmer, das ſogleich meine Hand faßte, und ſie ſehr zärtlich drückte.

> „Biſt du es ſelbſt, liebenswürdige Cra-
> „top?

fragte ich mit zitternder Stimme. Aber in etwas unwilligem Tone antwortete die Führerin:

„Nein mein Herr! Sie verkennen mich!

Ich bat ſie um Verzeihung meines Irrthums, und ſie verſezte darauf:

„Sie brauchen ſich nicht zu entſchuldigen. Izt führe ich Sie zwar zur „Tratop, aber nur um Ihr Herz „für mich zu behalten.

Ich konnte nichts darauf antworten: denn dieſe Worte ſchienen mir keinen Sinn zu haben. Inzwiſchen führte mich die Sclavin bis an die Thür einer Grotte, wo ſie mir, hinein zu gehen befahl, und mich unter dem Vorwande, die Tratow zu rufen, verließ.

„Ich fand die Grotte ſehr ſtark erleuchtet, und kaum hatt' ich mich einige Minuten darinnen befunden ſo erſchien meine Geliebte. Aber ach, wie kann ich euch die Bewegungen ſchildern, die auf unſre Zuſammenkunft folgten! Kein Wort der Liebe wollte von unſern Lippen fließen: keine zärtliche Verſicherung uns gelingen. Da ſtanden wir vor einander, betrachteten uns mit ſtummen Erſtaunen, und wußten nicht, was wir ſagen ſollten. Eine gewiſſe mir ganz unbeſchreibliche, aber höchſt ſüße Verwirrung herrſchte in unſern Blicken, die aber rührender war, als die beredſamſte Erklärung. Endlich ſank ich auf ein Knie nieder vor meiner Göttin. Sie ließ es zu, ohne es zu wollen, und betrachtete mich in dieſer Stellung mit einem Wonnegefühl, das alle ihre Sinnen berauſchte. Warme Thränen entfloſſen ihren Augen; und — nicht um mir den reizenden Anblick derſelben zu entziehen, als vielmehr aus einer höchſt liebenswürdigen Schaamhaftigkeit ſuchte ſie mir dieſelben zu verbergen. Mit Ehrfurcht faßte ich nun ihre ſchöne weiße Hand, und küßte ſie; aber welch' ein Schrecken durchſchmetterte alle meine Glieder, als ſie plötzlich mir ſolche entzog, und unter den Worten:

„Leb wohl! dein Triumph iſt errun-
„gen; denn du haſt mich bis zur Flucht
„verwirrt gemacht,

ſchnell ſich umdrehte. Wie ein Pfeil ſchoß ſie davon, ich ſtand da, als ob ich aus einem tiefen Traume erwachte, und wußte nicht, ob ich gehen, oder bleiben ſollte.

Endlich beſchloß ich den Garten zu verlaſſen, aber ich konnte die Thür nicht finden. Wohl über eine Stunde lang lief ich vergebens im Garten hin und her, bis ich endlich an einen Pavillon kam, in welchem ich Licht erblickte. Ich gieng leiſe hinein, fand die Thür offen, und ſah — ein Frauenzimmer, das eben im Begriff ſtand in ein Bad zu ſteigen. Ich glaubte meine Geliebte wieder zu ſehen, und ich rief ihr ihren Namen zu. Aber ſtatt mir zu antworten, löſchte ſie ihr Licht aus, und floh in einen Alcoven. In der Dunkelheit tappte ich ihr nach, und ſagte:

„Soll ich denn nur dem Ungefähr mein
„Glück zu danken haben, ſchöne Tra-
„top?

Doch nun antwortete ſie,

„Wie kannſt du dich erkühnen, mir von
„meiner Nebenbuhlerin vorzureden?
„du haſt izt keine Tratop vor dir! Ich
„bin dieſelbe Sclavin, die dich in die
„Grotte führte. Das Glück hat mich
„ihr zwar nachgeſezt; aber, wenn du
„klug biſt, ſo werden mich Natur und
„Liebe weit über ſie erheben.

Wohl begriff ich, was ſie ſagen wollte. Auch war meine Lage wirklich verführeriſch genug. Ich ſtand ſo nahe bey ihr, daß ich der Dunkelheit ungeachtet, doch eine Menge Reitze vor mir ſah, die meine Tugend wohl erſchüttern konnten. Aber der Gedanke, an meiner Tratop keine Untreue zu begehen, hielt meine Enthaltſamkeit aufrecht. Der ganze Vorfall hatte mich ſo beſtürzt, daß ich wie leblos da ſtand, und nicht einmal das Vermögen zu reden hatte. Endlich wie die entkleidete Nymphe ſah, daß ihre Reize ſo ganz an meinem Herzen abprallten, ſagte ſie:

„Ich ſehe wohl, du biſt meiner Liebe nicht werth! entferne dich!

Sofort ſchlug ſie die Thüre vor ſich zu, und verſchwand. Ich verließ den Pavillon, und wie ich mich umſah, befand ich mich nahe an der Gartenthür, durch welche ich denn meinen Weg wieder nach Hauſe nahm.

„In drey Tagen hörte ich nicht das mindeſte von meiner Tratop. Schon gab ich alle Hoffnung auf, ſie jemals wieder zu ſehen. Ich konnte das ſonderbare Abentheuer, das mir mit ihr, und ihrer Sclavin begegnet war, nicht entziffern, und wirklich glaubte ich, die Tratop ſey der letztern auf die Spur gekommen, und halte mich nun für untreu an ihr. Dies betrübte mich ganz ungemein; und ich gieng umher, wie vor den Kopf geſchlagen. Endlich rief mich ein fremder Sclave an, der mir von ungefähr auf der Gaſſe zu begegnen ſchien, und gab mir einen Brief, ohne daß er ſagte, von wem. Er enthielt folgende wenige Zeilen:

„Bewundere, Undankbarer, die Größe meiner Zärtlichkeit für dich! und erröthe über deine Unempfindlichkeit! Meine Gebieterin hat, ich weis nicht durch welchen Zufall, alles mit angeſehen, was lezthin des Nachts in der Grotte zwiſchen uns vorgieng: Sie hielt dich für untreu, und geht izt damit um, dich dafür zu beſtrafen. Nur ein wenig Verſtellung brauchte ich, um mich zu rächen. Aber ich will zärtlich bleiben, und durch kluge Maaßregeln ihrem Zorn zuvorkommen. Leb wohl!

Egine.

In dieſem Brief war noch ein kleinerer eingeſchloſſen, der alſo lautete:

„Es waren die traurigſten Tage meines „Lebens, die dreye, ſeitdem ich dich nicht „geſehen habe. Aber dieſe Nacht erwarte „ich dich in demſelben Pavillon, wo du „dich nach meiner Entfernung hinbegeben „hatteſt.

Teratop.

Bey Gott! ich wußte nicht, was ich von den beyden Briefen denken ſollte. Von zwey Nebenbuhlerinnen zuſammen — in einander geſchlagen? — wie kam die eine zu dem Briefe der andern? was hatten ſie beyde im Sinne gegen mich? und wozu ſollte ich mich entſchließen? den ganzen Tag brachte ich mit dergleichen unnützen Betrachtungen zu. Die Nacht kam heran, und noch immer war ich nicht zu dem vorgeſchlagenen Rendevous entſchloſſen.

„Inzwiſchen trieb mich die Liebe endlich doch hin an den beſtellten Ort. Offen ſtand ſchon die Gartenthüre. Ich fand den Pavillon, und auch hier war die Thüre ſchon geöffnet. Zitternd und bebend gieng ich hinein. Nur eine ſchwache Lampe erleuchtete den Saal. Ein verſchleyertes Frauenzimmer ſaß auf einem Teppich. Ich hielt ſie für die Tratop, und rief ihr dieſe Worte zu:

„Was hab' ich dir gethan, ſchöne Gebieterin, daß du mich ſo hart behandelſt?

„Du irreſt ſchon wieder, mein Freund! antwortete ſie;

„Du haſt nicht deine Tratop vor dir. Ich bin die unglückliche Egine, die ſo wenig Eindruck auf dich gemacht hat. Doch komm, und folge mir!

ſezte ſie hinzu,

„Ich will dich doch der Tratop in die Arme führen. So viel es mich auch koſtet; ſo geht mir dein Glück doch über alles.

Dann ſtand ſie auf, reichte mir die Hand, und führte mich, in ein ſehr ſtark erleuchtetes Cabinet. Hier ließ ſie ihren Schleyer fallen, und — welche Freude für mich! — ich fand in meiner Führerin ſelbſt meine Tratop. Sie, und die Sclavin Egine waren eine Perſon, und nur darum hatte ſie die Rolle der leztern geſpielt, um meine Treue auf die Probe zu ſtellen.

Und dann welch' Entzücken, als ſie mir am Buſen, und ich in ihre Arme ſank! welche ſüße Trunkenheit der Liebe! — ich ſchwamm in einem Meere von Wonne, und ſie theilte ihre Freuden mit mir, um uns ganz ihrem Taumel zu überlaſſen. Wie ſchnell flogen uns die Stunden der Nacht dahin! ſchon brach der Tag an. Der reizende Geſang der Vögel erinnerte uns, daß es Zeit ſey, uns zu trennen, und wir hatten uns doch noch lange nicht ausgeredet, noch lange nicht ſatt geküßt — Tratop erinnerte mich endlich an die Rückkehr; aber ich hing an ihrem Halſe, und — wollte ſie nicht verlaſſen; nur um eine Minute bat ich noch.

„Nein, guter Camuza!“

ſagte ſie endlich,

„izt ſind wir keine Minute mehr ſicher. Ein
„andermal mehr. Deſto brünſtiger wird
„dein Verlangen bleiben, mich wieder zu
„ſehen.“

Ich mußte endlich gehorchen. Noch ein feuriger Kuß — noch ein Thränenſtrom, der ihren Augen, und den meinigen entfloß, und ſie warf ihren Schleyer um, und verſchloß

ſich

ſich ins Kabinet. Ich nahm meinen Weg durch die Gartenthür, und kam halb wachend, und halb träumend nach Hauſe.

„So blieb meine Lage bis in mein neunzehntes Jahr, und ununterbrochen gieng mein Liebeshandel fort. Doch nunmehr änderten ſich die Umſtände. Ich hielt den Mehemet noch immer für meinen Vater, und nennte ihn auch nicht anders, als ſo. Als wir nun eines Morgens mit einander ſpazieren giengen, händigte ihm jemand ein kleines Paquet ein. Aus Ehrfurcht entfernte ich mich. Aber kaum hatte er es geöffnet, ſo rief er mich wieder zu ſich.

„Hier mein Sohn!

ſagte er, indem er mich umarmte, und mir zugleich das Gemählde eines Mannes in franzöſiſcher Tracht überreichte.

„Sieh die Züge dieſes Mannes an, —
„und erkenne in ihm deinen wahren Va„ter!

Ich ſtand wie verſteinert da. Mehemet aber nennte mir den Namen meines geliebten Vaters, und erzählte mir die traurige Geſchichte meiner Mutter. Dann ſezte er hinzu, er habe vor kurzem die Jelande zu meinem Vater geſchickt, um ihm von mir Nachricht zu geben, und izt habe er nebſt einem ſehr verbindlichen Dankſagungsbriefe dieſes Gemählde von ihm erhalten.

„Ich wußte nicht, ob ich mich über die Entdeckung meiner Geburt mehr freuen, als betrüben ſollte. Auf einer Seite ſchmeichelte es meinem Ehrgeize, und meiner Chriſtenliebe, die mir Jelande eingepflanzt hatte, daß ich der Sohn eines ſo berühmten und großen Mannes war. Auf der andern aber füllte der Gedanke, daß ich, als ein Sclave mitten unter den Feinden meines Königs leben ſollte, meine ganze Seele mit Schmerz. Denn Mehemet kündigte mir ſogleich an, daß er mir durchaus meine Freyheit nicht geben könnte, weil ich zum Dienſte des Großherrn beſtimmt ſey, und er mit ſeinem Kopfe für mich haften müßte. Wie er aber meine Beſtürzung darüber gewahr ward, ſchien er ein wenig nachzudenken, und dann ſagte er:

„Sey nur ruhig! ich habe mir ſchon ein „ſicheres Mittel erſonnen, dir deine Frey-

„heit zu verſchaffen, ohne mich zugleich „der Rache des Großherrn auszuſetzen. „Ich werde dich unter das Corps der Spa„his bringen. Bald werden ſie gegen die „Chriſten marſchiren. Schon haben die „chriſtlichen Bundesgenoſſen eine furcht„bare Macht bey Belgrad zuſammengezo„gen. Amurat rüſtet ſich, ihnen mit ſei„nem ganzen Heere entgegen zu gehen. So „kannſt du mit ins Feld, und dort wirſt „du leicht Mittel finden, zu den Chriſten „überzugehen.“

Ich nahm dieſen Vorſchlag mit Entzücken an, und eine feurige Umarmung zeigte dem Mehemet die Wärme meiner Dankbarkeit dafür. Er gab mir verſchiedene gute Regeln, eine ſo kützliche Sache mit Klugheit auszuführen, und las mir dann den Brief meines Vaters vor. Seine Ausdrücke waren ſo rührend, daß ich ſie in meinem Leben nicht vergeſſen werde.

„Mein Vergnügen war unausſprechlich, hieß es unter andern darinnen:

„als ich die Sclavin meiner ewig geliebten „Gattin bey mir erblickte. In meinem Leben

„werde ich die Empfindungen nicht vergeſſen, welche Ihr Brief, der Ring meiner Frau, und das Gemählde meines Sohnes, in mir hervorbrachten. Nimmermehr hätte ich das erwartet. Alle Tage erzählt mir Zelande neue Beweiſe Ihrer Liebe zu meinem Kinde. Mit Rührung und Freudenthränen hör ich ſie an. Umarmen Sie ihn an meiner Statt! machen Sie mir das Vergnügen, noch ferner Vaterſtelle an ihm zu vertreten, da mich das grauſame Schickſal verhindert, es ſelbſt zu thun.

Natur und Liebe beſtürmten mein Herz von allen Seiten, und ſezten es in die grauſamſte Lage. Bald hörte ich die Stimme meines Vaters, die mich zu ſich rief, bald hielten mich die Thränen einer theuren Geliebten zurück, und mein Herz folgte bald der einen, bald den andern.

„Wie ich den Abend darauf zu meiner Tratop kam, hatte ich nicht das Herz, ihr zu entdecken, was zwiſchen mir und Meboemet vorgefallen war: Meine zerſtreute Miene aber verrieth mich bald, und ſie lockte mir mein Geheimniß ab. Ich erzählte ihr denn meine ganze Geſchichte, und ich merkte bald, daß ſie in ein tiefes Nachdenken darüber verfiel. Ich fürchtete, unſere Trennung möchte ſie zu ſehr ſchmerzen, und ſie würde nicht gern darein willigen wollen. Die Liebe ſiegte über die Gefühle der Natur. Ich ſank zu ihren Füßen, und begann ihr zu ſchwören, daß ich ſie nie verlaſſen würde. Aber in feſtem geſetztem Tone antwortete ſie mir:

„Nein, lieber Graf! du kenneſt mich noch „nicht, wenn du glaubſt, daß nur Liebe „das Herz meines Liebhabers beherrſchen „ſoll. Zärtlich ſoll er ſeyn, aber ohne „Schwäche. Nur einem Helden weihe „ich mein Herz. Durch rühmvolle Thaten mußt du dich um mich verdient machen. Folge denn deiner Pflicht, und „vergieb meiner Schwachheit, wenn „ich dich vor deiner Abreiſe nicht wieder „ſehen kann!

Eine heftige Umarmung — eine Fluth von Küſſen, mit heißen Thränen und Seufzern begleitet, und ſie entwand ſich aus meinen Armen, und floh, wie ein leichter Zephyr davon.

„Den Morgen darauf eilte ich durch Mehemets Vermittelung zu dem Chef der Spahis, und wurde ihm vorgeſtellt. Er nahm mich ohne Umſtände an; ich bekam Pferd und Waffen, und marſchirte den folgenden Tag herzhaft mit der Armee ab.

„Die ſämmtlichen osmaniſchen Truppen verſammelten ſich bey Varna. Hier wurden ſie von dem Sultan Amurat gemuſtert. Eine ganze Nacht hindurch ſtanden wir unter den Waffen. Mit Aufgang der Sonne aber erblickten wir ſchon den Feind, der uns die Schlacht anbot.

„So folgte das allgemeine Treffen ſo ſchnell auf meine Ankunft im Felde, daß ich ſchlechterdings keine Gelegenheit finden konnte, meinen Plan auszuführen, und zu den Chriſten überzugehen. Im Angeſicht beyder Heere würde meine Flucht ſehr gefährlich für mich geweſen ſeyn, und wenn es mir auch geglückt hätte, ſo würde ich doch in Rückſicht auf meinen Muth ſchlechte Ehre davon gehabt haben. Ich beſchloß alſo, das Ende dieſes großen Tages abzuwarten. Denn in der Verwirrung zwiſchen Siegern und Beſiegten nach einer Hauptſchlacht glaubte ich leichter meinen Zweck erreichen zu können.

„Kaum hatte ich zu Pferde in Reihe und Glied haltend, dieſe Betrachtungen ſo vor mich ſelbſt gemacht, ſo wurde zum Angriff commandirt. Unſre Reiterey drang mit ſolcher Gewalt auf die chriſtliche ein, daß ſie ſolche ganz aus einander ſprengte. Durch dieſen glücklichen Streich ſchien der Sieg ſchon auf unſre Seite zu treten. Aber den Augenblick drang der Kern der griechiſchen Truppen zur Unterſtützung der ſchon weichenden Reiterey heran, brachte ſie wieder in Ordnung, und trieb die Osmanen zurück, die ſogleich in die größte Verwirrung geriethen. Zu gleicher Zeit ſtürzte der König Wladislaus mit ſolcher Heftigkeit auf das Corps der Spahis, daß wir der Gewalt weichen mußten. Und eben ſo wurden unſre Aſiaten von dem Hunniades an der Spitze der Welaquen ſo zuſammen gehauen, daß ſie keinen Widerſtand mehr leiſten konnten.

„Bald wurde die Unordnung allgemein. Alles fing an zu ſinken, oder zu weichen. Schon begann der Großherr über Hals über

Kopf zu fliehen. Ich aber, der ich gerade neben ihm hielt, ſagte:

„Bleiben Sie noch, Ihro Hoheit! und „ſehen Sie uns Ihre Sicherheit mit un„ſerm Leben erkaufen!

Dieſe Worte, und mein feſter Muth hielten ihn zurück. Ich ſprengte auf einen Haufen Reiter, die uns faſt umzingelt hatten, ein, Amurat folgte mir nach, und keiner unſrer braven Spahis blieb zurück. Glücklich ſchlugen wir uns durch. Uladislaus gab ſich zwar alle Mühe, uns noch einmal einzuſchließen; aber vergebens. Er ſelbſt überließ ſich ſo ſehr ſeiner Hitze, daß er wüthend bis an unſre letzten Glieder drang. Aber ſein Fall war auch die Folge ſeiner Kühnheit. Von allen Seiten mit Feinden umringt, und faſt ganz allein wurde er der Wuth der unſrigen zum Raube. Einer von unſern Offizieren ſchlug ihm den Kopf auf einen Hieb herunter. Sein Tod zog die allgemeine Niederlage der Chriſten nach ſich. Sie wurden theils in die Pfanne gehauen, theils in die Flucht getrieben. Nur ein beſonderes Handgemenge zwiſchen mir und einem chriſtlichen Offizier verzögerte noch um einige Minuten unſern völligen Sieg. Dieſer Offizier bahnte ſich den Weg bis zu der Perſon des Sultans, und jagte ihm ſeinen Wurfſpies in die linke Seite. Aber zum Glück blieb er nur ganz leicht in den Fleiſchtheilen ſtecken, und ſezte den Sultan nicht außer dem Kampf. Er ermannte ſich in dem Augenblick wieder, und rief mich zur Hülfe auf.

„Dieſe Ehre war zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich nicht auch dem gewiſſeſten Tode hätte entgegen gehen ſollen. Ich zog den Spieß aus ſeiner Seite, und drang damit auf meinen Feind ein.

„Er hielt meine Stöße aus, ohne ſich zu rühren, und beynahe hätte mich dieſe kalte Standhaftigkeit verwirrt gemacht. Ich glaubte, es geſchähe aus Verachtung gegen mich, und mit doppelter Wuth ſtürzte ich nun auf ihn ein. Ich ſtieß ihm denſelben Spieß in den Leib, womit er den Sultan verwundet hatte. Aber ungeſtraft that ich es doch nicht. Denn ſo tödtlich er auch verwundet war, ſo gab er mir doch mit der Lanze einen ſo heftigen Stoß, der mich ſogleich zu Boden ſtürzte, und ihn ſelbſt mit vom Pferde riß. Der

Fall dieſes groſſen Mannes war den Chriſten gleichſam das Signal zur Flucht: denn ihr ganzes Heer zerſtob nun wie Spreu vor den Streichen der Unſrigen.

„Amurad war Zeuge unſres Streits. Er ließ uns beyde zugleich den Händen ſeiner Wundärzte überliefern. Ich wurde zuerſt entkleidet, und man fand meine Wunde nicht gefährlich. Sodann wuſchen ſie dem gefangenen Offizier das Geſicht: denn Staub und Blut hatten ihn ſo entſtellt, daß er auch am Kopfe verwundet zu ſeyn ſchien. Izt betrachtete ich ſeine Züge, und fand — urtheilen Sie von meinem Schrecken! — ich fand die Bildung meines Vaters, deſſen Gemählde ich in Mehemets Händen geſehen hatte. Mit eben dem Erſtaunen ſah er auch mich an. Dann ſtreckte er ſeine Hand nach mir aus, und rief mit ſchon ſterbender Stimme:

„Ach! mein Sohn! — ich erkenne dich
„— komm an meinen Hals! — ehe ich
„ſterbe! —

Ich ſtürzte zu ſeinen Füßen, und nahm ſeinen fliehenden Geiſt mit meinem Athem auf. Er ſtarb in meinen Armen. — —

„Großer Gott! was war das für ein Schmerz für mich! Ich fiel in Verzweiflung, und gewiß hätte ich meine Hände an mich ſelbſt gelegt, um mich als einen Vatermörder von der Erde zu vertilgen, wenn mich meine Wächter nicht mit Gewalt davon zurück gehalten hätten. Aber dieſe Barbaren gaben mir hundertmal den Tod, indem ſie mir das Leben erhielten, das ich verfluchte.

„Der große Sultan erhielt bald Nachricht von meinem traurigen Abentheuer. Da er nur ſehr leicht verwundet war, ſo kam er ſelbſt aus ſeinem Zelte zu mir in das meinige, um mich zu beſuchen. Mit all' der hinreiſſenden Güte, welche dem gekrönten Haupte die Herzen ſeiner Unterthanen gewinnt, redete er mich in den Worten an:

„Ich habe ſelbſt Zeuge deiner Leiden ſeyn
„wollen, braver Spahis! deine Tapfer-
„keit hat mir den Sieg errungen. Dein
„Leben und dein Glück ſeye eine meiner erſten
„Sorgen! —

Aber anſtatt dieſem großmüthigen Beherrſcher für ſeine Gnade zu danken, und mich über ſeinen Beſuch zu freuen, brach ich in die verzweiflungsvollen Worte aus:

„O!

„O! unglückliche Tapferkeit! grauſamer
„Sieg! — Ach! ich habe meine Hände
„in das Blut meines Vaters getaucht,
„ewig wird mir mein Leben eine Hölle ſeyn.
„O, meine Tratop! auch dich wird mein
„Schmerz dahin ſtürzen.

Dann richtete ich meine Augen auf den Sultan; und ſagte:

„Warum wollen Sie mein Leben gnädigſter
„Herr? geben Sie mir den Tod! ich
„kann ohne Sünde nicht mehr leben.“

„Nein, mein Sohn!

verſezte dieſer edle Prinz,

„für die, die du eben genannt haſt, für
„dich ſelbſt, für die überwundenen Chri-
„ſten, die deinen Schutz verlieren wür-
„den, lebe in meiner Gnade!

Nun fing dieſe unausſprechliche Herablaſſung eines ſo großen Monarchen gegen mich armen Chriſtenſclaven an, mich zu rühren. Die Thränen meiner Augen erweichten mein Herz und erhellten meine Vernunft. Mein ſchwarzer Entſchluß verlor ſich nach und nach in ruhigere Ueberlegung. Ich beſchloß endſich, zu leben, und die Gnade des Großherrn zum Vortheil der armen Chriſtenſclaven zu nutzen. Er ſah aus meinem Stillſchweigen, daß mich ſeine gnädige Aeußerung ein wenig getröſtet hatte, und er fuhr fort:

„Ich merke, daß du etwas ruhiger biſt
„als vorhin. Camuza! du wirſt mir
„nun auch einen guten Rath geben kön-
„nen. Wie dächteſt du wohl, daß ich
„meinen Sieg nuzte? und daß ich die Be-
„ſiegten behandeln ließe?

Ich antwortete:

„Wenn Ew. Hoheit mir als Ihrem Scla-
„ven zu reden erlauben, ſo bitte ich blos
„in Ehrfurcht, daß Sie ſich an die Stelle
„dieſer Unglücklichen ſetzen, und dann
„ſelbſt Ihren großmüthigen Ausſpruch
„über ſie thun.

„Gut dann!

verſezte der Monarch,

„ſo ſetze ich mich an die Deinige, und
„ſchenke ihnen Gnade.

Den Augenblick hörte das Morden auf. Kein Gefangener wurde mehr zum Sclaven gemacht. Man behandelte die Todten mit Ehrfurcht; und die Verwundeten erhielten ſchleunige Hülfe. Die Körper des Königs Wladislaus, und meines Vaters wurden mit Pracht zur Erde beſtattet.

Bald nach der Schlacht gieng ich mit dem Großherrn wieder nach Adrianopel. Ich war kaum angekommen, ſo erhielt ich auch ſchon ein Billet von der Tratop. Sie wußte bereits meine traurigen Begebenheiten, und ſie befürchtete mich mehr niedergeſchlagen als zärtlich wieder zu finden. —

> „Sie könne kaum glauben“ — ſchrieb ſie
> mir — „daß bey ſo vielem Schmerz die
> „Liebe ſich noch in meinem Herzen habe
> „erhalten können, und mein Sieg würde
> „ihr mehr Leiden und Thränen koſten, als
> „mir ſelbſt.

Gleich den Tag darauf beſuchte ich ſie. Sie war ſo untröſtlich, daß ich meinen eigenen Schmerz vergas, um nur den ihrigen zu lindern; und das war gewiſſermaßen auch ihre Abſicht. Unter andern ließ ich mir zu ihrem Troſte den Gedanken merken, daß, wenn auch mein Glück die Frucht ſo großer Unglücksfälle ſey, ſo würde uns doch eine baldige Vereinigung zwiſchen uns wieder ſchadlos halten. Hier ſtimmte ſie nun herzlich mit mir ein; ich ſelbſt überließ mich mit ganzer Seele dieſer ſchmeichelhaften Hoffnung, und lernte an meinem Beyſpiele die gewiſſe Wahrheit, daß außer der Liebe nichts in der Welt einen ſo ſtarken Eindruck auf ein junges Gemüth macht.

„Inzwiſchen überhäufte mich der Großherr gleichſam mit Gnadenbezeigungen, um meine Traurigkeit völlig wieder zu zerſtreuen. So oft ich die Ehre hatte, ihm die Aufwartung zu machen, hörte er nicht auf, mich zu liebkoſen, und meine Tapferkeit herauszuſtreichen. Auch blieben ſeine Schmeicheleyen nicht blos leere Komplimente. Denn nach einer Zeit von ſechs Monaten bekam ich den Poſten eines Chefs der Artillerie. Es war eine der anſehnlichſten Stellen im Reiche; aber meine Eitelkeit hatte wenig Theil an der Freude, die ich darüber empfand. Nur daß mein Glück mich bis zum Beſitz meiner Tratop zu erheben ſchien, das allein rührte mein Herz.

„Ich verlangte ſie von dem Joganes zur Ehe; er nahm meine Bitte ſehr freundſchaftlich auf, und bat blos noch um einen Tag Bedenkzeit, damit er, wie er vorwandte, die Tratop darauf gehörig vorbereiten könne. Aber mein unglückliches Verhängniß bewies mir auch hier ſeine Tücke. Denn eben den Tag, wo ich das Jawort erhalten ſollte, kam der Vizier Ibrahim, und hielt gleichfalls um die Tratop an. Meine Verlobung wurde aufgeſchoben, und Joganes nahm ſich noch einige Bedenkzeit.

„Inzwiſchen wollte es mein Unglück, daß ich meinen hohen Gönner den Sultan Amurat verlor. Er that auf die Regierung Verzicht, legte ſeine Würde nieder, und gieng unter den Orden der Derwiſche, um den Reſt ſeines Lebens in der Einſamkeit zuzubringen. Sein Sohn Mahomet der zweyte, ein junger feuriger Prinz übernahm das osmaniſche Reich. Dieſer Herr hielt zwar auch viel auf mich, aber es zeigte ſich bald, daß er zu meinem Unglück Kaiſer wurde.

„Joganes wußte nun nicht, wem er die Tratop geben ſollte. Mich ſowohl als den Ibrahim fürchtete er durch eine abſchlägliche Antwort zu beleidigen, und höchſt gefährlich ſchien es ihm, einem von uns den Vorzug vor dem andern zu geben. In dieſer Verlegenheit glaubte er ſich am beſten aus der Sache zu ziehen; wenn er ſeine Tochter dem neuen Sultan ins Serail gäbe. Und wirklich geſchah auch dies. Ihre Schönheit entzückte den Monarchen, und ohne vielen Lärm ließ er ſie in ſein Serail bringen.

»Indeß verheelte der boshafte Joganes dieſen tückiſchen Streich mir ſowohl als dem Ibrahim. Wie ich es endlich erfuhr, gerieth ich in die größte Verzweiflung. Ich raſte vor Wuth, und würde mir den erſten, den beſten Dolch ins Herz geſtoßen haben wenn mich der gute alte Mehemet nicht noch zurück gehalten hätte. Er redte mir freundlich zu, und bat mich mit Thränen, mich nicht ſo an mir ſelbſt zu verſündigen. Dadurch wurde ich zwar wieder ein wenig ruhiger; aber weinend fiel ich ihm um den Hals, hielt ihm das Gemählde meiner Tratop vor, und rief wehmüthig aus:

»Ach laſſen Sie mir meinen Schmerz! ich »werde mit ihm ſterben. Sie liebte mich, die»ſe göttliche! — ewig werde ich ſie wieder

„lieben, und doch — o grauſames Geſchick! — nie werde ich ſie doch wieder ſehen. —

Mehemet zeigte mir ganz kaltblütig das Bildniß meines Vaters, und dies linderte meinen Schmerz mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit. Ich ſchämte mich meiner Schwachheit, daß ich um ein Mädchen verzweifelte, und ſo gar die Hand an mich ſelbſt legen wollte, da ich doch meinen geliebten Vater hatte ermorden können, ohne mich ſelbſt dafür zu beſtrafen. Meine Verzweiflung machte der Vernunft Platz; aber meine Liebe wich nicht aus meinem Herzen. Einige Jahre ſchon befindet ſich nun Tratop in dem Serail des Großherrn, und meine Zärtlichkeit für ſie iſt immer noch die vorige.

„Da ich nun alle Hoffnung zu ihrem Beſitz auf immer verlohren hatte, war ich entſchloſſen zu den Chriſten überzugehen. Nur Mehemet brachte mich noch auf andre Gedanken. Er ſtellte mir vor, daß ich meinen Glaubensgenoſſen, durch meinen Credit bey dem Großherrn weit beſſer dienen könnte, als wenn ich unter ihren Heeren diente, und dies bewog mich endlich zu bleiben.

„So habe ich bisher immer die Chriſten heimlich in Schutz genommen, und nicht ſelten hat es mir geglückt, ſelbſt den Großvezier in ihr Intereſſe zu ziehen. Auch euch gebe ich die Verſicherung, daß ich Gut und Blut daran wenden will, euch eure Freyheit zu verſchaffen. Conſtantinopel haben wir zwar errungen, aber die Chriſten haben kaum ſo geblutet, als mein Herz, da ich mich zur Eroberung dieſes Reichs mitbrauchen ließ.“ —

Hier endigte der edle Camuza ſeine Erzählung. Seine Freundſchaftsverſicherungen aber machten dem Catanas, und der Thamar eben ſo viel Schmerz, als Vergnügen. Denn, ob ſie wohl auf einer Seite die Hoffnung ihrer baldigen Befreyung entzückte, ſo zitterten ſie doch auf der andern vor den gefährlichen Folgen, welche für den Camuza daher zu beſorgen waren. Für dieſen Preiß wünſchten ſie lieber Sclaven zu bleiben. Catanas fing an darüber ſehr unruhig zu werden, und ihre Unterhaltung gieng bald in die traurigſten Vorſtellungen über. Die ſchöne Griechin betrübte ſich über den Schmerz ihres Geliebten, und litt mit den Beſorgniſſen ihres Beſchützers. Um nun beyde ein wenig zu zerſtreuen, und von etwas anderm zu reden, bat ſie den Camuza ihr das Bildniß der Tratop zu zeigen.

Der edle Franzos trug es beſtändig in Miniatur auf ſeiner Bruſt. Izt zog er es nun hervor, und zeigte es der Thamar. Aber kaum hatte ſie einen Blick darauf gethan, ſo rief ſie mit Entzücken aus;

„Gott! das iſt meine Schweſter!“ Camuza erſtaunte, und Catanas der es ſogleich auch anſah, ſagte:

„es iſt wahr. Man kann ſich keine gröſ-
„ßere Aehnlichkeit denken. Es iſt deine
„Schweſter, Thamar! — Und alſo nicht die
„Tochter des grauſamen Joganes?

ſezte Camuza hinzu;

„O, nun begreife ich ſeine Unmenſchlich-
„keit gegen ſie; ich begreife die geheimen
„Empfindungen der Zärtlichkeit, die mich
„auf den erſten Anblick an euch feſſelten.

Alle dreye riefen in einem Athem:

„Meine Schweſter! meine liebe Tratop!
„— ach! könnt' ich dich izt an meinen
„Buſen drücken! —

Jeder verſchlang das Gemählde mit ſeinen Augen, und keines konnte mit Betrachten und Küſſen deſſelben aufhören.

Noch ſchwammen ihre Seelen in dieſer ſüßen Unterhaltung, als Achmet wieder erſchien. Er hatte das Gefolge des Sultans ſo bald als möglich verlaſſen, um ſeiner aufwachſenden Liebe zur Thamar zu huldigen. Daß er ſie eben ſo angenehm nicht überraſchte, merkte er wohl; aber er wußte es geſchickt zu verhehlen, indem er ſagte:

„Bin ich nicht recht bald wieder da, meine
„Freunde?

„Ja wohl!

antwortete Camuza;

„aber es iſt auch eben nicht hübſch von uns allen beyden, daß wir unſern Gefangenen den Hof machen.

„Ha! ha! das gilt mir;

verſetzte Achmet.

„Du haſt Recht, Camuza! wenn dieſe Dame aufrichtig ſeyn will, ſo wird ſie geſtehen müſſen, daß wir wirklich ſehr artige Feinde ſind.

Hier nahm Thamar das Wort und ſagte:

„Wohl mein Herr, werde ich immer den großmüthigen Sieger mit Ehrfurcht anſehen. Er kann ſich Liebe erwerben, er kann ſich aber auch bey ſchlechten Seelen furchtbar machen, und den Tugendhaften zur Verachtung nöthigen.

„So viele Reize, meine ſchöne Gefangene! erwiederte Achmet,

„ſtrecken auch den Ueberwinder zu Ihren Füßen. Sie verdienen die Huldigung eines jeden, der Sie ſiehet!

Beſtürzt machte dieſe galante Sprache die ſchöne Griechin; ſie antwortete etwas empfindlich:

„Ich verlange keine Anbeter, und verdiene ſie nicht. Was mich vielleicht über andere erheben möchte, iſt meine Ruhe bey den Ketten, die ich trage, und bey dem Tode, den ich zu erwarten habe.

Hier aber ſank der verliebte Muſelmann ſogar zu ihren Füßen, und rief:

„Ach! denken Sie doch nicht mehr an meinen Sieg, reizende Schöne! ich bin Ihr Sclave; — — haſſen Sie mich nicht!

„Was thun Sie?

antwortete die erſtaunte Griechin, indem ſie ihn von ihren Füßen aufhob,

„ich bitte Sie: ſtehen Sie auf! ſolche Demüthigungen ſind beleidigend für mich.

„Möchten ſie lieber Ihr Herz rühren!

antwortete er,

„O, ich weis wohl, daß ich einen glücklichern Nebenbuhler habe; aber ich will ihn durch meine Beſtändigkeit beſiegen, ich werde ihn auf der empfindlichſten Seite angreifen, und aus Erkenntlichkeit ſollen Sie mich wieder lieben.

Hier erhob er ſich ſchnell, und eilte davon. Heftige Bewegungen des Herzens verkündigte ſeine Miene, aber ſeine Blicke verriethen doch weder Zorn noch Rache. Mehr-

Schmerz glaubte Thamar an ihm wahrzunehmen. Sie theilte dieſe Bemerkung dem Catanas mit; dieſer aber ſagte:

„Wir wollen uns nicht zu viel ſchmeicheln, meine Gute! von einem Manne, wie Achmet haben wir alles zu fürchten.

Camuza war derſelben Meinung; aber er ermahnte beyde, ihr Vertrauen auf ihn zu ſetzen, und verſicherte ſie, daß er zu ihrer Freyheit behülflich ſeyn würde, ſobald nur Catanas in ſo weit wieder hergeſtellt ſey, um die Beſchwerden einer nothwendigen Flucht auszuhalten.

Zwey Monate vergiengen, ohne daß etwas beſonders mit unſren Gefangenen vorfiel. Camuza ließ ſie zum Schein auf einem Landhauſe nahe bey Conſtantinopel bewachen, mittlerweile ſie ihre Wunden heilen ließen. Oft beſuchte ſie zwar Achmet, und mehreremal wiederholte er ſeine Liebesanträge an Thamar. Den Hauptſturm aber beſchloß er zu verſchieben, bis Catanas ſeine Geſundheit völlig wieder erhalten haben würde, weil er ſchon den Plan hatte, ſie alsdann von einander zu trennen.

Inzwiſchen verſchaffte ihnen Camuza wirklich Gelegenheit zur Flucht. Sie verkleideten ſich in türkiſche Tracht und entwiſchten einmal des Nachts der Wache, die ſie durch ſtarke Getränke eingeſchläfert hatten. Bis mit Anbruch des Morgens giengen ſie fort. Dann aber verſteckten ſie ſich in einen Wald, um die folgende Nacht darinnen abzuwarten, und hernach ihren Weg weiter zu verfolgen. Ohnfehlbar hätten ſie auch ihren Zweck erreichet, und wären glücklich ihren Feinden entronnen, wenn Achmets Eiferſucht ihnen keinen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Denn, wie er alle ſeine Bemühungen, das Herz der Thamar für ſich einzunehmen fruchtlos ablaufen ſah, beſeelte ihn auf einmal der Geiſt der Rache, und ihr beſchloß er nun, den Catanas mit ſamt dem Camuza aufzuopfern.

In dieſer Abſicht gieng er zum Sultan, und ſagte ihm, am Tage der Eroberung von Conſtantinopel wären zwey Chriſten von hohem Stande von ihm und von dem Camuza gefangen worden; die eine davon ſey ein Frauenzimmer, und das ſchönſte Mädchen im Morgenlande; er habe zwar das meiſte bey ihrer Erbeutung gethan, gleichwohl habe es ſich Camuza allein angemaaßet, über ſie zu gebieten, und es habe ſogar das Anſehen, daß er ſie würde entfliehen laſſen.

Sogleich ließ Mahomet dem Camuza andeuten, die beyden Gefangenen in das Serail zu liefern. Aber gleich den Morgen nach ihrer Flucht kam dieſer Befehl. Camuza konnte nicht Gehorſam leiſten; der Sultan erfuhr ihre Entweichung; er ließ ſie alſo ohne Verzug durch einen Trupp Reiterey verfolgen, den Camuza aber in Verhaft nehmen.

Die Verfolger kamen den Flüchtigen bald auf die Spur, und erreichten ſogar den Wald, worinn ſie ſich verborgen hatten. Im Eingange deſſelben ließ der Befehlshaber der Truppen, ſeine Leute ein wenig Halte machen, um wegen der Nachſuchung darinn die gehörigen Maaßregeln zu nehmen. Catanas und Thamar, die nicht weit davon unter dem Gebüſch ſich verſteckt hatten, hörten das Geräuſch, und das Wiehern der Pferde. Um ſich nun genauer davon zu unterrichten, ſchlich ſich Catanas unter dem Gebüſche näher hinzu, und kam, ohne daß ihn jemand ſah, an den Rand einer kleinen Wieſe, wo ſich der türkiſche Befehlshaber mit den angeſehenſten ſeiner Truppen gelagert hatte. Catanas kroch auf dem Bauche noch näher hinzu, und vernahm von einem der Türken folgende Worte:

„Camuza iſt ſeinem Fall nahe, das iſt klar. Freylich hätte er die beyden Gefangenen nicht entwiſchen laſſen ſollen. Aber — beym großen Propheten! — ich ſehe darinnen eben kein ſo wichtiges Verbrechen. Es iſt unrecht, um ſo einer Lumperey willen einen Mann von ſolchen Verdienſten, welchem wir allein das griechiſche Reich zu verdanken haben, gefangen zu ſetzen. Wahrheit bleibt Wahrheit. Hätte Camuza nicht den Sieg bey Varna errungen, ſo hätte der Sultan von Conſtantinopel die Naſe laſſen müſſen. —

Was konnte den Catanas wohl näher angehen, als dieſe Nachricht? er mochte kein Wort weiter hören, ſondern ſchlich ſich zurück, um der Thamar ſeine Entdeckung mitzutheilen. Beyde waren beſtürzter über die Gefahr, worinn Camuza ſchwebte, als über ihre eigene.

„Geh' allein Thamar!

ſagte Catanas,

„Ich nehme meine Ketten wieder, um unſern Befreyer zu retten. Freundſchaft und Dankbarkeit fordern dies Opfer.

Th. Was dir gilt, Lieber! gilt auch mir.
„Wir wollen beyde zurück.

C. Nimmermehr, Thamar! du darfſt mir
„nicht folgen. Selbſt die Tugend for-
„dert das von dir.

Th. Wie? die Tugend ſollte verlangen,
„daß ich dich verließe, daß ich den groß-
„müthigen Freund, der allein uns ret-
„tete, meiner Freyheit aufopferte? Nein!
„lerne mich beſſer kennen, Catanas;
„zuſammen wollen wir zurück, — bey-
„de wollen wir unſre Ketten wieder
„nehmen. Vor unſerer edlen Kühnheit
„werden die Tyrannen zittern, und er-
„röthen.

Lange widerſprach ihr noch der edle Genueſer; aber ihrem feſten ernſtlichen Entſchluß mußt er endlich doch nachgeben. Mit Anbruch der Nacht verließen ſie alſo den Wald, entwiſchten glücklich dem ihnen nachſetzenden Commando, und nahmen den Rückweg nach Conſtantinopel, um den Ruhm zu erobern, daß ſie ſich freywillig wieder eingefunden hätten.

Ein großer Haufe Soldaten war das erſte, was ihnen aufſtieß, als ſie dort ankamen. Mitten drunter gieng ein Mann daher, mit ruhiger Miene, aber als Gefangener. Schon von weiten erkannte ihn Catanas. Es war Camuza. Mit schnellen Schritten eilten ſie dann beyde auf ihn zu.

Der gefangene Feldherr erkannte ſie zwar; aber weg wandte er ſein Geſicht von ihnen, um ihnen ſeinen Verdruß über ihre Ankunft zu verbergen. Catanas und Thamar hingegen drängten ſich durch das Getümmel des Volks hindurch, und riefen beyde auf einmal:

„Hier ſind wir wieder! unſre Flucht hat „er nicht zu verantworten. Her wieder „mit unſern Ketten; löst ihm die ſeinigen! —

Aber etwas aufgebracht darüber verſezte Camuza:

„Welcher unglückliche Dämon führt euch
„wieder zurück? — weg mit euch! ich hab'
„eure Bande zerriſſen, und — ich ſterbe
„gern dafür.

Doch beyde folgten ihm ſchweigend bis in den Pallaſt des Sultans, wohin man den Camuza führte. Mahomet ließ ſie alle dreye vor ſich bringen, worauf denn Camuza ſogleich begann:

„Hier ſind ſie wieder, die Gefangenen,
„welchen ich die Freyheit gab. Freywillig
„kamen ſie zurück. Aber ich habe keine
„Freude darüber. Lieber wollt' ich den
„Tod von Ew. Hoheit, als das koſtbarſte
„Geſchenk annehmen, wenn ich damit
„die Freyheit dieſer Unglücklichen erkaufen
„könnte.

Der Großherr ſah' ihn bedenklich an; und nun warf ſich Catanas vor ihm nieder:

„Glauben Sie es nicht, großer Monarch! ſagte er,

„keinen Theil an unſrer Flucht hat Camu„za. Vergeben Sie ihm.

„Ich allein habe die Schuld,

ſetzte Thamar hinzu,

„und ich will mein Verbrechen büßen.
„Nur ich verführte den Catanas zur Flucht;
„er aber bewog mich zur Rückkehr.

„So rede dann!

ſprach Mahomet voll Zorn;

„Du hörſt ja, daß man dich rechtferti„gen will.

Der Feldherr aber antwortete ganz gelaſſen:

„was ſoll ich mich vertheidigen? die Groß„muth dieſer Menſchen thut mir Unrecht.
„Sprechen Sie mein Urtheil aus!

Eine heftige Bewegung der Seele verrieth bey dieſen Worten des Sultans Blick. Wer den Camuza liebte, der zitterte für ihn. Angſtvoll war jedermann um ſein Leben beſorgt. Aber der Monarch ſchien ſich zu faſſen. Mit ſanfter Miene ſagte er:

„Aus Gnade ſchenke ich euch allen dreyen
„das Leben. Aber Catanas geht zur ewi-
„gen Gefangenſchaft nach Perſien, Tha-
„mar kömmt in mein Serail, und du Ca-
„muza behältſt zwar deine Freyheit, doch
„entferneſt du dich von meinem Hofe.

Hierauf gab er ein Zeichen mit der Hand, ſeine Befehle zu vollbringen, und ſchnell wurden die drey Gefangenen von einander getrennt. Doch des Camuza Schickſal erregte eine große Bewegung unter den vornehmſten der Armee, und des ganzen Hofes. Denn dieſer Feldherr ſtand in allgemeiner Achtung. Sie kamen zuſammen, und beſchloſſen, bey dem Monarchen eine Vorbitte für den Mann, welchem man ſo viel ſchuldig war, einzulegen. Bald, und ohne daß Camuza das geringſte davon wußte, erſchienen ſie vor dem Monarchen. Der Großvezier führte das Wort, und gab dem Sultan auf eine ſehr feine Art zu erkennen, daß ein Feldherr von Camuza's Verdienſten kein ſo gemeiner Verbrecher ſey, um durch ein kleines Verſehen ſogleich des ganzen Unwillens Sr. Hoheit ſchuldig zu werden.

Der Großherr gieng in ſich; dankte ſeinen hohen Offizieren für ihre Vorbitte, und ließ dem Camuza wieder Gnade ankündigen. Ja, er ehrte ihn noch überdieß mit dem vornehmſten Poſten bey ſeinem Serail: denn er ernennte ihn zum Oberaufſeher über die Gärten. Achmet aber wurde, als der Urheber des ganzen unangenehmen Vorfalls, ins Elend verwieſen.

Mit außerordentlicher Freude vernahm Camuza, dieſe hohe Gnadenbezeigung ſeines Monarchen. Aber nicht blos die Ehre ſeiner Beförderung machte ihm dieſe neue Stelle ſo angenehm, als vielmehr der Umſtand, daß er hierdurch das Recht gewann, öfters ſeine Tratop zu ſehen, und der guten Thamar nützlich zu ſeyn; denn von ſeiner Einrichtung hing nun das ganze Serail ab.

In der That hätte der Sultan gern auch die beyden Chriſtengefangenen begnadiget, und ſehr nahe gieng es ihm, daß dieſes nun nicht einmal ſelbſt mehr in ſeiner Gewalt ſtand. Denn wenn ein junges Mädchen einmal das Serail betreten hat, ſo darf ſie nach den Geſetzen des Hauſes niemals wieder heraus, es wäre denn, daß ſie an einen Großen des Reichs verheirathet würde. Um dieſen Preiß aber blieb Thamar lieber im Serail. Eben ſo war auch Catanas ſchon mit zwanzig andern griechiſchen Gefangenen nach Perſien abgegangen. Zum Zeichen ſeines Siegs hatte der Großherr dieſe, dem Schach zum Geſchenk geſendet, und nur einen davon wieder zurück zu fordern, wäre ſchon gegen ſeine Würde geweſen.

Zu ihrem großen Troſte fand Thamar in dem neuen Oberaufſeher über die Gärten, den edlen Camuza wieder; ſonſt wäre ſie in ihrem Elende vergangen. Denn ſie traf auch nicht einmal ihre Schweſter mehr im Serail an. Tratop hatte dieſen Aufenthalt verlaſſen müſſen, um an einen gewiſſen Baſſen, welchem ſie der Großherr zum Geſchenk zuſchickte, vermählet zu werden. Auf dieſe Weiſe ſahe ſich denn nun die gute Thamar alles Troſtes beraubt, und nur den Tod wünſchte ſie als das Ende ihrer Leiden. Camuza aber ſchenkte ihr gleichſam das Leben wieder, indem er ihr die Bitterkeit ihrer Gefangenſchaft, ſo viel möglich, zu verſüßen ſuchte.

Bald gab er ihr auch einen ſehr lebhaften Beweis von ſeiner Freundſchaft: denn er vermittelte es bey der Aufſeherin über das Frauenzimmer dahin, daß Thamar nicht mit in die Verſammlungen kam, wo der Großherr ſich ſeine Beyſchläferinnen auswählte. Sogar einen Briefwechſel zwiſchen ihr, und ihrem Liebhaber brachte er zu Stande, und oft wußte er die ſtrenge Wachſamkeit der Verſchnittenen zu belauſchen, um ſie auf einige Augenblicke perſönlich zu tröſten, und zu beruhigen.

Als ſie nun eines Tages etwas länger als gewöhnlich beyſammen zu ſeyn, Gelegenheit hatten, bat er ſie um Mittheilung ihrer Geſchichte, und wie ſie dazu gekommen ſey, bey Vertheidigung von Conſtantinopel ſogar die Waffen mitzuführen. Thamar freute ſich darüber, dem Camuza dieſen kleinen Beweis ihrer Erkenntlichkeit geben zu können, und begann ihre Erzählung mit folgenden Worten:

»Ich bin von anſehnlicher Geburt. Mein Vater war Phranſa, einer der Miniſters des großen Conſtantins, den ihr auf unſern Mauren bey Vertheidigung ſeines Kaiſerthums habe ſterben ſehen.

„Facataria, die Gemahlin dieſes unglücklichen Monarchen, beehrte meine Mutter mit ſo vieler Liebe, daß ſie ſolche zu ihrer erſten Hofdame erwählte. Aber lange konnte ſie dieſes Glück doch nicht genießen. Die Kaiſerin ſtarb auf der Inſel Paleocraß an einem Schrecken, das ihr die türkiſchen Korſaren zugezogen. Auch trennte mich dieſer traurige Vorfall von meiner geliebten Schweſter. Julie, ſo war ihr eigentlicher Name, befand ſich mit auf einem Fahrzeuge, das von den Feinden genommen wurde, und gerieth in die Gefangenſchaft. Das Schrecken über den Verluſt dieſer zärtlich geliebten Tochter, verbunden mit dem Tode der Kaiſerin, zog meiner Mutter eine Krankheit zu, woran auch ſie in einigen Tagen ſtarb.

„Meinen Vater entfernten öftere Geſandſchaften von Conſtantinopel, er konnte ſich alſo mit meiner Erziehung nicht abgeben. Deßhalb ſandte er mich zu einem ſeiner Verwandten nach Chio. Ich ſtand ungefähr in meinem ſechzehnten Jahre. Meine

Jugend, und meine wenigen Reize erwarben mir die Zärtlichkeit vieler jungen Leute von Stande. Vor allen andern aber zeichnete ſich ein gewiſſer Moriz Catanas aus, zu welchem ich auch die meiſte Neigung empfand.

„Dieſer junge Mann war von hoher Geburt. Die anſehnlichſten Ehrenſtellen würden ihm zu Theil worden ſeyn, wenn er ohne mich hätte leben können: denn immer opferte er dem Glück ſeiner Liebe ſeine Erhebung auf. Eine Stelle im hohen Rathe zu Genua, die ihm der Doge anbot, ſchlug er aus, und vergebens rief ihn der griechiſche Kaiſer an ſeinen Hof. Nur das Gouvernement über die Inſel Chio nahm er aus Liebe zu mir an, um von mir ſich nicht wieder trennen zu dürfen. Hier genoß er zwey Jahre über, ohne Unruhe und ohne Ehrgeiz, nur mit meiner Zärtlichkeit zufrieden, die Süßigkeiten eines ſorgloſen Lebens an meiner Seite. Mein Vater liebte ihn, und wartete nur auf Entſcheidung gewiſſer Familien-Angelegenheiten, um mich auf ewig mit ihm zu verbinden. Aber bald raubte uns unſer Unglück auch dieſe unſchuldigen Freuden.

„Mahomet der zweyte ſtellte ſich an der Spitze von zweymalhundert tauſend Menſchen vor Conſtantinopel. Der Kaiſer Conſtantin meldete dies meinem Vater, der ſich ſeit einiger Zeit bey uns befand, um Truppen zu werben; und rief ihn ſchleunig zurück.

„Mein Vater lief zum Catanas, ſagte ihm, was vorgefallen ſey, und ſetzte hinzu:

> „In Zeit von einer Stunde muß ich abreiſen. Ich bitte dich nur, verbirg es, ſo lange du kannſt, meiner Tochter! ſie würde mir nur folgen wollen, und darein kann ich nicht willigen; die Gefahr iſt zu groß. Leb wohl, Freund! beſchütze Julien! — lebe für ſie, und für deine Freunde! Gott ſey mit dir!

Catanas begleitete ihn aber doch bis an den Hafen. Hier trennten ſie ſich nach einer zärtlichen Umarmung. Mein Geliebter aber nahm ſeinen Weg nach einer unweit davon liegenden Wieſe, um darüber nachzudenken, wie er mir auf gute Manier die Abreiſe meines Vaters beybringen wollte. Aus Liebe zur Einſamkeit pflegte ich manchmal in dortiger Gegend ſpazieren zu gehen. Und eben fügte ſichs, daß wir einander begegneten. Ich fand den Caranas ſehr niedergeſchlagen, und tiefſinnig. Dies fiel mir auf. Ich fragte ihn, worüber er ſo nachdenkend ſey?

„Kann ich es wohl über etwas anders, antwortete er,

„als über dich? ich dachte eben daran, „wie ich dich vor den Türken ſchützen wollte: denn ich muß dir nur ſagen — ſie „ſtehen vor Conſtantinopel; wir haben „alles von ihnen zu fürchten.

Ich erſchrack, daß mir's in alle Glieder ſchlug. Meine erſte Frage war, ob es mein Vater wiſſe?

„Noch vermuthe ich es nicht," verſezte er,

„ich habe ſelbſt erſt vor einer Stunde die „Nachricht davon erhalten.

„O, ſo laß mich den Augenblick eilen," ſagte ich,

„und ihn davon benachrichtigen. Du „glaubſt nicht, von welcher Wichtigkeit „dieſe Nachricht für ihn iſt.

In voller Beſtürzung lief ich fort. Catanas wurde ſo ſehr über meine Heftigkeit betreten, daß er mir die ſchon erfolgte Abreiſe meines Vaters nicht einmal ſagen, geſchweige denn mir folgen konnte. Er blieb zurück, und ſchlug ſich mit tauſend ängſtlichen Betrachtungen herum.

„Wie verſchieden waren nicht unſere Gedanken! Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß mein Vater nach Conſtantinopel fliegen würde, ſobald er nur die Gefahr erführe, und um keinen Preiß wollt' ich mich zurück halten laſſen, ihm zu folgen. Was würde man von mir denken, ſagte ich zu mir ſelber, wenn ich ohne meinen Vater hier bliebe? — Daß ich lieber am Buſen meines Liebhabers dahin ſchwelgen, als an der Seite meines Vaters ſterben möchte, ſo würden meine Lobreden klingen. Nein! — fort mit mir! — ihm nach! das war mein feſter Entſchluß.

„Mit voller Macht widerſetzte ſich ihm zwar die Liebe, und die traurigſten Folgen davon mahlte ſie meiner Phantaſie vor. Aber ich widerſtand aus voller Seele den Schreckniſſen die ſie mir einjagen wollte, und meine Pflicht trug glücklich den Sieg davon.

„Die tödtlichſten Unruhen marterten indeſſen auch den Catanas, und nicht wenig Angſt machte ihm die Ungeduld, mit welcher ich nach meinem Vater ſtrebte. Ich ſuchte den lezteren den ganzen Tag über vergebens. Abends ſagte mir endlich ein Sclave, daß er ihn mit dem Catanas nach dem Hafen hätte zu gehen ſehen, wo ſie ſich endlich aus ſeinen Augen wieder verloren hätten.

„Nun zweifelte ich keinen Augenblick mehr daran, daß mein Vater ſich mit dem Catanas wirklich eingeſchifft habe, und meine ganze Seele gerieth darüber in Aufruhr.

„O du Treuloſer!

rief ich in der erſten Hitze meines Unwillens,

„warum haſt du mir doch die Abreiſe mei-
„nes Vaters verhehlet? ich merke wohl,
„was du gedacht haſt, du glaubteſt, ich
„würde nicht mit ihm ziehen wollen, und
„dieſer Verlegenheit wollteſt du mich über-
„heben. Wie erniedrigend gegen mich ge-
„dacht!

„dacht! — Ha! du Verräther! ich mag
„auch mit dir weiter nichts mehr zu thun
„haben. Du biſt meiner nicht mehr werth.

So ungerecht machte mich meine Hitze. Wie konnte wohl Catanas dieſe meine Träumerey zum voraus ſehen? und doch beharrte ich bey meinem Unwillen. Nicht wenig erſtaunte ich alſo, als er den Morgen drauf ſelbſt in mein Zimmer trat. Ich ſtand eben am Fenſter, und ſpielte mit Blumen, die ich in der Zerſtreuung zerpflückte.

„Warum ſo nachdenkend?

fragte er mich.

„Was haſt du, das dir Sorge macht?
„— du kommſt mir ganz ſonderbar vor.

Ich antwortete ihm ganz kalt.

„Sie werden wohl thun, mein Herr! wenn
„Sie meinen Unwillen gegen Sie nicht
„noch durch Spöttereyen vermehren. Für
„Ihre und meine Ruhe iſt es am beſten,
„wir ſehen uns gar nicht wieder. Sie
„haben mir die Abreiſe meines Vaters
„verhehlet; das kann ich Ihnen nie verzeihen. Ich mag Sie gar nicht wieder
„ſehen. —

Hier drehte ich mich um, und wollte in ein anderes Zimmer gehen. Aber mit zärtlichem Ungeſtüm hielt er mich zurück, warf ſich zu meinen Füßen, und ſtand eher nicht wieder auf, bis ich ihm ſeine Rechtfertigung auch erlaubte.

„Nun, ſo reden Sie dann!

ſagte ich endlich,

„es mag die lezte Gnade ſeyn, die Sie
„von mir erwarten dürfen!

Er fing ſeine Entſchuldigung an, und fand Erhörung. Da mein einziger Wunſch auf ſeine Unſchuld gieng, ſo wurde es ihm leicht, mich davon zu überzeugen, daß er keine Strafe verdiene.

„Sobald ich aber wieder allein war, begann meine Pflicht einen ſehr heftigen Streit mit meiner Liebe. Ich bildete mir ein, daß ich mit Ehren allein hier nicht bleiben könne, und ich machte allerhand Plane, wie ich von hier wegkommen, und Conſtantinopel erreichen könnte.

„In unſerm Hafen waren nicht mehr als drey Kriegsſchiffe. Ein viertes wurde noch aus Sicilien erwartet. Auf dieſem, ſobald es angekommen ſeyn würde, beſchloß ich, mich mit einzuſchiffen. Ich machte ſogar den Plan, den Catanas zu überreden, daß er das Kommando über dieſe Flotte übernähme. Er erſtaunte über meine Kühnheit, wie ich ihm die Sache vortrug. Mit dreyhundert und zwanzig Segeln ſperrten die Türken den Hafen von Conſtantinopel. Ganz unmöglich ſchien es, ſolches zu erreichen. Die ganze Gefahr eines ſo kühnen Unternehmens ſtellte mir Catanas vor; aber abbringen konnte er mich dennoch nicht von meinem Vorſatze.

„Was ſoll ich fürchten,

ſagte ich ihm,

„wenn ich für Vaterland, Religion, und
„meinen Kaiſer zu kämpfen habe?

„Nun wohlan denn!

antwortete er,

„ſo ſey ſchon eins von dieſen genug, Le-
„ben und Tod daran zu wagen! wir wol-
„len fort.“

Mich entzückte dieſer Entſchluß. Wir beſchloſſen alſo, ſo bald das Schiff aus Sicilien liert angekommen ſeyn würde, unter Segel zu gehen. Indeſſen ließ Catanas die übrigen drey mit größter Pracht ausrüſten. Achthundert tapfre und geprüfte Streiter wurden zu dieſem Zuge beſtimmt; die meiſten hatten ſchon mit Ruhm, und Sieg gegen die Osmanen gefochten.

„Als das erwartete Schiff angekommen war, ließ es Catanas wie die übrigen ausrüſten. Dann kam er zu mir und ſagte:

„Nun meine Liebe, iſt alles bereit. Meine
„Truppen ſind geſchickt, und voll Muth,
„für dich, wider deine Feinde zu kämpfen.

Dieſe Worte, die er mit dem Gefühl der innigſten Leidenſchaft ausſprach, rührten mich aus voller Seele. Nie hatte ich ſo viel Zärtlichkeit für meinen Geliebten empfunden, als in dieſem Augenblick.

„Gut dann!

antwortete ich,

„So laß uns eilen! ich reiſe mit Vergnü-
„gen von hier; nichts feſſelt mich mehr
„an dieſe Inſel: denn mein Vater
„iſt

„iſt nicht mehr da, und du biſt mein Begleiter. —

„Wir giengen alſo unter Segel; bald führte uns ein günſtiger Wind nach Conſtantinopel. Kaum wurden die Türken unſere kleine Flotte gewahr; ſo fielen ſie uns ſogleich mit größter Heftigkeit an. Ein Theil ihrer Schiffe kam uns ſo nahe, daß ihre Mannſchaft bereits zu entern begann. Aber das unaufhörliche Feuer der Unſrigen bohrte einige der ihrigen in Grund; und ſezte die übrigen außer Handlung.

„Nunmehr ſtürzte die ganze feindliche Seemächte auf uns ein. Nur mit Verachtung blickten ſie auf den Widerſtand von unſern vier Schiffen. Doch dieſer zweyte Angriff gelang ihnen ſo wenig, als der erſte. Ihre beſten Krieger ſanken darnieder, und wir drangen mit unſerer Flotte, ruhmvoll über einen ſo wunderbaren Sieg in den Hafen ein.

„Catanas wurde in die Seite verwundet, aber nur ganz leicht. Seine Wunde hinderte ihn nicht, ſich bey dem Hauptſturme den die Türken auf Conſtantinopel thaten, vor allen andern auszuzeichnen. Unter der allgemeinen Zerrüttung, wurde ich von meinem Vater getrennt, deſſen Schickſal ich noch immer nicht weis. Ich beſchloß mit den Waffen in der Hand, an der Seite meines Geliebten, mit ihm zu ſterben; Blut und Tod war unſre Looſung. Aber Sie, gnädiger Herr, belegten uns mit Ketten, da uns in unſrer Verzweiflung das Leben nur ein ſehr ſchlechtes Geſchenk war. — —

Hier ſchloß die heldenmüthige Thämar ihre Erzählung, Camuza ſagte:

„Ich habe kein Wort davon gewußt, daß Catanas dieſe unüberwindlichen Schiffe angeführt hat. Ohne Rettung wäre er verloren geweſen, wenn es der Sultan erfahren hätte, daß der fürchterliche Befehlshaber dieſer Flotte ſein Gefangener geweſen wäre. Sie können ſich kaum vorſtellen, wie aufgebracht Mahomet über dieſen Vorfall war. Schmerz und Wuth brachten ſeine ganze Seele in Aufruhr. So oft er nur daran dachte, daß vier Schiffe ſeine ganze, dreyhundert und zwanzig Segel ſtarke Flotte, über den Haufen geworfen, und daß ihm dieſe Affaire faſt an zwölf tauſend Menſchen gekoſtet hatte, entbrannten ſeine Augen, er knirſchte mit den Zähnen, und wer um ihn war, erzitterte vor ſeinem Grimm.

„Er iſt gerochen, der Unmenſch,“ antwortete Thamar,

„denn wir ſterben in der Sclaverey.“

Aber Camuza tröſtete ſie mit den Worten:

„Nein, meine Freundin, Sie ſollen beyde frey werden; ich habe die ſicherſten Mittel dazu in Händen. In ſechs Monaten wird Catanas eben ſo wenig mehr in Perſien ſeyn, als Sie in Conſtantinopel.“

Und wie ſehr wurde die Unglückliche nicht durch dieſe Hoffnung aufgerichtet! — Doch izt wollen wir erſt ſehen, wie es dem Catanas in Perſien gieng, und welche Schickſale ihn dort betrafen.

Zweyter Theil.

An Gelegenheit, ſeine Geduld zu prüfen, mangelte es dem Catanas gar nicht: denn er lebte zu Tauris in der härteſten Sclaverey.

In finſtere Betrachtungen darüber verſenkt, ſchlich er eines Tages auf einem einſamen Wege dahin, als ein Unbekannter ſich zu ihm geſellte; und ungefähr dieſe Reden gegen ihn führte:

„Ich habe dich ſchon einige Tage beobachtet, guter Freund! du kommſt mir vor, als ob du deine Ketten eben nicht mit vieler Geduld erträgſt!

„O, ich bin der Verzweiflung nahe,“ antwortete Catanas.

„Armer Mann!

verſezte jener:

„Du haſt mich gedauert: denn deine Bildung gefällt mir ungemein. Aber verzage nur noch nicht! ich könnte dir deine Freyheit verſchaffen, wenn du gewiſſe Bedingungen eingehen wollteſt, und hauptſächlich ſchweigen könnteſt — Beſinne dich darüber, und ſag mir morgen Antwort wieder!

„Ach! dazu brauchts keiner vier und zwan-
„zig Stunden,

erwiederte Catanas;

„Worauf kommts an? — rede!" —

„Nun ſo laß uns wenigſtens ein bißgen
„bey Seite gehen!

antwortete jener:

„Hier iſt es zu lichte.

Er nahm den Catanas bey der Hand, und führte ihn eine Ecke ſeitwärts, wo er ihm einen Thurm zeigte, der an dem Ende eines großen Gebäudes ſtand.

„Siehſt du da den Thurm? —

fuhr er fort:

„Nun höre weiter zu! — In dieſem Thurm hält ein eiferſüchtiger Schurke von Ehemann eine reizende junge Griechin gefangen, in welche mein Herr bis zum Todtſchießen verliebt iſt. Kannſt du mir nun helfen, hier nein ein Loch zu brechen, wodurch er in das Zimmer dieſer Dame kommen kann, ſo iſt dein Glück gemacht: denn alsdenn wird die mein Herr von dem Schach, deſſen Herz er in Händen hat, die Freyheit verſchaffen. Mehrere Aufmunterung dazu, denke ich, wirſt du wohl nicht nöthig haben.

„Auf keinen Fall,

verſetzte Catanas,

„um dieſen Preiß bin ich zu allem bereit.

Hierauf nahmen ſie Abrede, denſelben Abend hier wieder zuſammen zu kommen, und giengen von einander. Zur beſtimmten Stunde fand ſich Catanas wieder ein, und der Unbekannte hatte ſich ſchon mit allerhand zu ſeinem Werke nöthigen Inſtrumenten verſehen.

Itzt aber führte er den Catanas an eine Waſſerleitung, und ſagte:

„Das Haus, wo wir hinein wollen, kenne ich ſchon von innen und von außen: denn ich bin lange bey einem Beſitzer deſſelben Haushofmeiſter geweſen. Dieſe Waſſerleitung hier gehet bis an einen Waſſerhalter, der nahe an der Mauer des Thurms liegt; von da fließet das Waſſer ein vierzig bis funfzig Schritt, mit vielem Geräuſch an der Mauer hin, wo es endlich von einem Canal aufgenommen wird, der es in den Garten führt. Ich mache dir darum dieſe genaue Beſchreibung davon, damit du nicht etwa fürchteſt, überraſcht zu werden: denn das iſt unmöglich. Vor dem Rauſchen des Waſſers kann man das Brechen der Mauer ganz und gar nicht hören. Uebrigens giebt es dort, wo wir einbrechen wollen, keine Treppe. Niemand kommt dahin, als wenn etwa was auszubeſſern iſt; aber das geſchieht auch niemals des Nachts. — Anſtatt hierauf zu antworten, that Catanas einen tüchtigen Stoß auf das Gewölbe der Waſſerleitung; ſo groß war ſeine Begierde, bald wieder nach Adrianopel zu kommen. Nun arbeiteten ſie beyde mit größter Emſigkeit, und brachten es ſchon ſo weit, daß ſie die folgende Nacht ganz damit zu Stande zu kommen hoffen konnten. Das geſchah auch wirklich, und die Oeffnung war gemacht. Hierauf ſtiegen ſie in die Waſſerleitung; das ſchwerſte aber war noch übrig: denn ſie mußten nun ein Loch in den Thurm hauen, welches ihnen viel Arbeit machte. Glücklicherweiſe hatten ſie beyde Muth genug dazu; und wirklich waren ſie in acht Tagen am Ende ihrer Arbeit.

Als die Oeffnung in den Thurm groß genug war, wollte der Unbekannte den Eingang verſuchen, und er kam in ein Kleiderzimmer. Von hier ſtieg er eine kleine Wendeltreppe hinab, die bis an das Zimmer der Zarimene führte. So war der Name der ſchönen Gefangenen. Er verſuchte einige Schlüſſel, die er bey ſich hatte, und war ſo glücklich, ein kleines Kabinet zu eröffnen, worinn er ſich verſteckte. Hier hörte er in einem darneben befindlichen Zimmer zwey Frauenzimmer ſehr vernehmlich ſprechen, und wie er ſeine Zeit abgeſehen hatte, kehrte er wieder zurück.

Catanas wartete noch auf ihn, und erhielt die Erneuerung des Verſprechens, daß er nun ſeine Freyheit gewiß erhalten ſolle. Der Unbekannte aber eilte zum Baſtames, ſo hieß ſein Herr, um ihm von dem glücklichen

chen Ausgange ſeines Unternehmens Bericht zu erſtatten. Er erzählte ihm zugleich, daß Zarimene mit ihrer Sclavin auf eine ſolche Art geſprochen habe, die ihren Liebhaber mit den ſüßeſten Hoffnungen ſchmeicheln könnte. Auch hätte er gehört, daß ſie mit ihrem Ehemanne den Tag darauf, Abends, auf ſeinem Landgute ſpeiſen würde.

Unausſprechlich war die Freude des Baſtanies darüber. Er fiel ſeinem Diener um den Hals, und ſagte mit Entzücken:

„O, lieber Alepes! wie glücklich bin ich! wie herrlich kommt mir dieſe ihre Landreiſe itzt zu ſtatten! bis in ihr Zimmer wollen wir dringen, um ihr ein Billet hinzulegen, und ſie darinnen zum voraus von dem Beſuche ihres Anbeters zu unterrichten; ſie möchte ſonſt zu ſehr darüber erſchrecken.

„Ey! wohl iſt das nöthig,
antwortete der Diener,

„denn auf einmal zwey Mannsperſonen, in ein Zimmer treten zu ſehen, wo alles, und ſogar der Schorſtein vergittert iſt, das wär' eine zu gefährliche Erſcheinung für ſie. Wahr-

haftig,

haſtig, ſie könnte ſich zu Tode fürchten, und wie Sie wiſſen — darf die Liebe auch nicht zittern, wenn ſie Vergnügen machen ſoll. Allerdings muß das gute Weibchen darauf vorbereitet werden.

„Wenn ich nun aber auch alle Vorſicht „brauche,
verſezte Baſtames,

„und alle Verſuche wage, kann ich mir dann auch wohl ſchmeicheln, ihr zu gefallen, und Erhörung zu finden?

„Kein Zweifel!
erwiederte Alepes,

„überzeugen Sie nur vor allen Dingen, wenn Sie ankommen, die ſchöne Gefangene, daß Sie kein Geiſt ſind, ſondern Fleiſch und Bein haben, und ich wette darauf, Ihre gute Miene, Ihre Schwada, und die Häßlichkeit des Herrn Gemahls wird bewundernswürdige Wirkung thun.

„Nun wohlan!
verſezte Baſtames,

„ſo geh' gleich noch einmal hin! erforſche alles genau, was vorgeht! hauptſächlich, gieb Achtung, ob die Landpartie vor ſich geht! mache! ich erwarte dich mit Ungeduld zurück.

Der Diener floh nach dem Pallaſt des Cheſerberg, ſo hieß dieſer eiferſüchtige Ehemann; und wirklich ſah er ihn gegen Abend ſelbſt mit Jarimenen einen Elephanten beſteigen. Sodann eilte er zurück, und holte ſeinen Herrn durch die Waſſerleitung in den Thurm, wo ſie glücklich das Zimmer des jungen Weibchens erreichten.

Auf dem Morgentiſche der Dame fanden ſie ſogleich ein beſchriebenes Papier, worauf dieſe Worte in griechiſchen Verſen ſtanden:

> „Wie lange ſoll ich wohl noch das Opfer
> „meines grauſamen Geſchicks bleiben?
> „Viele Jahre ſchon erwarte ich aus mei-
> „nem Vaterlande geriſſen, den Tod! —
> „und unter welchen ſchrecklichen Quaa-
> „len? hundertmal ſterbe ich an einem Tage,
> „und kann doch nicht erſterben. Mach' ein
> „Ende meiner Leiden, o hartes Geſchick!
> „wie lange verzeuchſt du? Aber werde ich
> „wohl wieder ſehen dein Antlitz, o hold-
> „ſelige!

„ſeliger Sterblicher! — Was ſoll mir
„denn ohne dich mein Leben? —

Baſtames erſchrack, wie er dieſe Verſe las, und die Furie Eiferſucht bemächtigte ſich ſeines ganzen Herzens.

„Was leſe ich, Alepes? rief er.

„Da! ſieh' einmal, ſie liebt ſchon, die Unvergleichliche, ſeit vielen Jahren liebt ſie ſchon. — Ach! ich Unglücklicher! ich glaubte nur ihre Einſperrung, die Tyranney ihres Gemahls mache ihr Elend. Welch ein Irrthum! Jakimene glüht für einen Mann, von dem ſie getrennt lebt; unendlich mehr ſcheint ſie das zu ſchmerzen, als alles, was ihr von Cheſerberg widerfuhr.

Der treue Alepes aber ſuchte ſeinen Herrn zu tröſten, indem er ſagte:

„Was quälen Sie ſich doch ſo um ein bloßes Phantom? wer weiß, wer dieſe Verſe gemacht hat? vielleicht hat ſie Jakimene bloß wo abgeſchrieben? Doch, was ſage ich abgeſchrieben? wir kennen ja nicht einmal ihre

Hand; es kann ſie gar jemand anders geſchrieben haben. Geſezt aber auch, ſie hätte ſie ſelbſt gemacht, und hätte ſie auf einen Geliebten gemacht, den ſie in vielen Jahren nicht geſehen hat; und geſezt auch ſie dächte auch noch an ihn, was folgt aber weiter daraus? nichts, als daß Zarimene, von einem haſſenswerthen Ehemann gemartert, eben darum nur noch an einer alten Liebſchaft klebt. Ich wette darauf, ein Mann, wie Sie, wird gar bald ein Bild in ihrer Seele auslöſchen, das nur die Einſamkeit bis izt noch erhalten hat. Nur ſehen darf ſie den glänzenden Baſtames, nur einmal die Verdienſte eines ſolchen Liebhabers bemerken, und bald wird ſie den Tod nicht mehr wünſchen; nur leben wird ſie wollen in Ihren Armen; vertilgen wird der Glanz Ihrer männlichen Reize das Andenken an ihren erſten Geliebten. Todt, oder untreu wird ſie ſich ihn vorſtellen, und nur einer dieſer Gedanken wird ſie an Ihre Bruſt ſinken laſſen. —

Balſam waren dieſe Worte auf Baſtames verwundete Seele. Er fing wieder an zu hoffen, und vom Vorgefühl einer lebhaften Freude durchdrungen, ſchrieb er einige Worte unter das Papier, legte es wieder an ſeinen Ort, und gieng dann wieder nach Hauſe. Alepes aber mußte da bleiben, und ſich in dem Zimmer verſtecken, um zu hören, was Zarimene dazu ſagen würde.

Gegen drey Uhr des Morgens kam ſie zurück. Ihr Gemahl öffnete die Thüren, ſchloß ſie ſelbſt wieder zu, und gieng in ſein Zimmer. Sodann fing Zarimene an, ſich zu entkleiden. Von ungefähr blickte ſie auf das vor ihr noch liegende Papier, und fand mit größtem Erſtaunen, von einer andern Hand folgende Worte darunter geſchrieben:

„Erinnern Sie ſich eines Mannes, der vor etlichen Tagen Sie in der Moſchee ſehr aufmerkſam betrachtete? er kann Sie erlöſen aus Ihrer traurigen Lage. Nur wanken dürfen Sie nicht zwiſchen einem Liebhaber, der Sie anbetet, und einem grauſamen Gatten, der ſie vergiftet.

„Gott! was leſ' ich?

rief ſie aus, indem ſie einem jungen Mädchen, das ſie bediente, um den Hals fiel,

„O, liebe Alcinde! ſieh! lies! ob ich mich wohl betrüge? —

„Was?“ — antwortete die eben ſo ſehr erſtaunte Sclavin:

„Das iſt ein Wunder! Wer kann das hieher geſchrieben haben? wer kann in unſrer Abweſenheit hier geweſen ſeyn? — niemand kommt hieher, als Ihr Gemahl, und er allein hat ja die Schlüſſel gehabt — welch unerhörtes Abentheuer! —

Z. „Es fällt mir was ein, Alcinde, unſtreitig iſt es ein witziger Einfall meines eiferſüchtigen Herrn Gemahls, um mich auf eine neue Probe zu ſtellen. Laß uns doch noch einmal leſen:

„der Sie vor etlichen Tagen in der Mo-
„ſchee ſehr aufmerkſam betrachtete
„— —

A. „Nein, meine Gebieterin! daran hat Ihr Mann keinen Theil. Ich weis noch genau, daß er in der Moſchee eingeſchlafen war. Keinen einzigen von den aufmerkſamen Blicken hab' ich bey ihm geſehen, von welchen hier die Rede iſt.

F. „Und hat mich denn wirklich jemand ſo angeſehn? o ſag' mir es, Alcinde! wer war es? — wie ſah' er aus? — war er nicht ſchön gewachſen? — hatt' er eine große edle Mine? ſchwarze Augen? ein majeſtätiſches Anſehen, wie man ungefähr den Mars abzubilden pflegt, wenn er in den Armen der Venus liegt? — du ſchweigſt Alcinde? — o, lieber Prinz! — wenn du es wäreſt! —“

Eine ſo ſanfte ſchmelzende Rührung ergriff ihre Seele bey dieſen Worten, daß ſie in einen Strom von Thränen ausbrach. Dann bat ſie ihre Sclavin, allenthalben nachzuſuchen, ob etwa ihr Gemahl jemanden in ihr Zimmer verſteckt hätte.

Alcinde nahm ein Licht, und öffnete die Thür eines Cabinets, worinn ſich Alepes verborgen hielt, um deſto beſſer zu lauſchen. Den Augenblick huſchte er hinter ein Bett das darinnen ſtand; Alcinde aber wurde ihn dennoch gewahr, und ſie hielt ihn im Dunkeln für den Stallmeiſter des Cheſeberg, mit welchem ſie in zärtlicher Verbindung ſtand. Sie glaubte dieſer Menſch ſey über das Dach herüber gekommen; und von Eiferſucht ergriffen, bildete ſie ſich gar ein, daß er Abſichten auf Zarimenen habe. In dieſer Meynung gieng ſie alſo näher auf den verkrochenen Alepes zu, und ſagte ziemlich hart zu ihm:

„Was willſt du hier? ich mag mit einem Ungetreuen, wie du biſt, nichts zu thun haben. Was gilts, dir fällt es ein, meine Gebieterin zu entführen? — Undankbarer Böſewicht! — du ſtrebſt nach höhern Liebſchaften, als ich bin? — da kommſt du mir gleich recht. Fort mit dir! ſage ich — ich mag dich nie wieder ſehen. Da! hier haſt du deinen Ring wieder! und nun — komm' mir nicht wieder vor die Augen! —

Aus Furcht, ihre Gebieterin möchte den Liebhaber gewahr werden hatte Alcinde das Licht ausgehen laſſen. Alepes aber, welchen ſie alſo beſonders hinter dem Bettvorhange noch immer nicht genau ſehen konnte, nahm den Ring ohne ein Wort zu ſagen, und ſchlich ſich, ſehr vergnügt über dieſes Abentheuer, fort, während daß Alcinde wieder zu ihrer Gebieterin zurück gieng!

„Nun! haſt du alles durchgeſucht?

fragte Zarimene;

„Ja,

antwortete dieſe,

„ich ſehe niemanden. Wo ſollte auch jemand hier herein kommen?“ — Aber Alcinde konnte doch ihre Beſtürzung vor ihrer Gebieterin nicht ganz verbergen.

„Was iſt dir?

fragte dieſe noch einmal;

„du biſt ja ganz außer dir! was haſt du geſehen? — heraus mit der Sprache! — ich will die Wahrheit wiſſen. Wer hat das Billet geſchrieben? —

„Ach! das kann ich Ihnen wahrhaftig „nicht ſagen;

war die Antwort des zitternden Mädchens,

„wenigſtens iſt es der Prinz nicht, den Sie mir eben ſo reitzend vermahlten. Es iſt ein ſehr unwürdiger Liebhaber; Sie würden ſich ſchämen, wenn Sie ihm Ihre Freyheit zu danken haben ſollten. Und — um Ihnen alles zu ſagen — aber tauſendmal bitt' ich um

Verzeihung — es war niemand anders als der Stallmeiſter unſers hochgebietenden Herrn.

„Wie? der Stallmeiſter? —

rief Zarimene mit größtem Erſtaunen,

„biſt du bey Verſtande? oder was fehlt
„dir? —

Alcinde warf ſich mit Thränen zu ihren Füßen, und entdeckte erſt ihrer Gebieterin, ihren Liebeshandel mit dieſem Menſchen; hernach ſagte ſie ihr, was in dem Cabinet vorgefallen war, und blieb am Ende bey dem Verdachte, daß ſolcher Abſichten auf Zarimenen ſelbſt haben müßte.

Aber ihre Gebieterin verſezte:

„Du mußt deine fünf Sinne verlohren haben, wenn du ſo etwas denken kannſt! — Das Abentheuer geht den Stallmeiſter gewiß nichts an, davor ſtehe ich. Es muß jemand anders geweſen ſeyn. Sehr einfältig war es von dir, daß du das Licht auslöſchteſt: denn du hätteſt ſicher den Menſchen entdeckt, der mich in der Moſchee geſehen hat.

Alcinde bereute nun ihren Fehler, den ſie endlich einzuſehen begann, und Zarimene ſchmeichelte ſich mit nichts geringerm, als daß ihr geliebter Prinz da geweſen ſey, ſie aus ihrer Sclaverey zu erretten. Man dachte, und ſprach weiter über die Sache, bis endlich Zarimene ganz offenherzig gegen ihre Sclavin wurde, und ihr erzählte, daß ſie einen Prinzen liebe, der auch ihr ewige Treue zugeſchworen habe. Zweymal ſchon habe ſie ihr Schickſal in Verſuchung geführt, dieſem Geliebten untreu zu werden; erſt habe ſich ein junger Monarch in ſie verliebt, aber ſie habe Mittel gefunden, ſeinem ſtürmenden Feuer auszuweichen. In den Armen des Cheſeberg habe ſie vollends gar keine Gefahr gehabt; denn dieſer habe vor Alter und Schwachheit, die Vorrechte eines Gemahls niemals bey ihr genießen können; bloß an unſchuldigen Schmeicheleyen, und keuſchen Freundſchaftsverſicherungen habe er ſich begnügen laſſen müſſen. —

Hierauf pflogen ſie beyde noch Berathſchlagungen darüber, wie ſie der Sclaverey, worunter ſie ſeufzten, entgehen könnten. Manches Luftſchloß wurde erbauet, das in wenig Minuten wieder einfiel. Endlich machte der Schlummer einer Unterhaltung ein

Ende, die von der Wichtigkeit eines geliebten Gegenſtandes nach und nach bis zum Schlafpulver herabſank. Inzwiſchen war Alepes nach Hauſe geeilet, und hatte ſeinem Herrn von ſeiner Expedition Bericht abgeſtattet. Baſtames hörte mit der größten Aufmerkſamkeit zu, ließ ſich manches zwey- bis dreymal erzählen, und ſchwamm in lauter wonniglichen Vorgefühlen der Vergnügungen, die er in Farimenens Armen erwartete.

In dieſem ſeinem verliebten Taumel hatte er ſogar einen Brief zu eröffnen vergeſſen, der ihm kurz vor Alepes Zurückkunft gebracht worden war. Dieſer ſah' ihn liegen, und ſagte es ſeinem Herrn. Nun eröffnete ihn Baſtames, und fand eine Zuſchrift von dem Vizier Azem, nach welcher ihn der Schach zum Abgeſandten an die Pforte ernannt hatte, um dem Mahomet zu ſeinem Siege über die Chriſten Glück zu wünſchen.

„Großer Prophet!

rief er voller Freude darüber aus,

„wie glücklich machſt du mich noch! welche herrliche Folgen wird dieſer ehrenvolle

Poſten für mich haben! ich werde vor Mahomet wieder Gnade finden, der mich um einer Kleinigkeit willen verbannte. Niemand wird darauf fallen, daß ich Zarimenen entführt habe; denn mein hoher Stand berechtiget mich wieder, nach der Türkey zu gehen, und ich brauche nun keinen andern Vorwand mehr zu erdichten.

Alepes billigte das Vorhaben ſeines Herrn, Zarimenen zu entführen, von ganzem Herzen: denn Alcinde war bereits ohne ihr Wiſſen ſo glücklich geweſen, ſeine verliebte Sehnſucht ebenfalls rege zu machen. Sie dachten nun beyde auf Mittel, dieſen Plan auszuführen, und fanden die Sache freylich ziemlich ſchwer. Doch — die folgende Nacht verſchritten ſie zum Werke. Wir wollen ſehen, wie ſie es anfingen:

Um zwölf Uhr des Nachts krochen ſie durch die bekannte Waſſerleitung in den Thurm, und drangen mit Hülfe ihrer Nachſchlüſſel in das Vorzimmer von Zarimenens Gemach, worinn Alcinde ſchlief. Sie führten alles mit ſo wenigem Geräuſch aus, daß weder dieſe noch ihre Gebieterin erwachte.

Wie Alepes Alcindens Bette fand, ergözte er ſich erſt einige Minuten an den Reizen, die ſo offen vor ihm da lagen: denn ihr Schwanenweiſſer Buſen hob, und ſenkte ſich in ſanfter Bewegung, und ein ſo ſchönes rundes Bein zeigte ſich ihm in völliger Blöße, daß er ſich kaum enthalten konnte, ſie mit Berührung deſſelben zu erwecken. Doch, um es feiner zu machen, ließ er den Schein ſeiner Laterne gerade auf ihre Augen fallen, und ſie erwachte:

„Fürchte nichts mein Schatz!“ ſagte er in dem Augenblick,

„ich bin dein Erretter, dein Freund, dein Sclave.

Eis kalt vor Schrecken überlief es Alcinden, wie ſie eine ihr unbekannte Stimme hörte, und einen fremden Menſchen vor ſich ſahe. Sie wollte ſchreyen, aber zum Glück mangelte ihr die Kraft dazu. Alepes nahm inzwiſchen ſeine ganze Beredſamkeit zuſammen, um das Mädchen zu beruhigen. Er beſchwor ſie bey dem Namen aller Propheten, ihn zu hören, und durch unzeitiges Schreyen die herrliche Unternehmung nicht zu vernichten.

nichten, die auf nichts, als auf ihr, und Zacimenens Glück abzwecke. Auf die Knie ſank er vor ihrem Bette, und Baſtames that, um dem Auftritt mehr rührendes zu geben, das nämliche. Endlich waren ſie ſo glücklich, durch vieles Zureden, und die feyerlichſten Ehrfurchtsverſicherungen Alcindens Furcht zu zerſtreuen. Sie erkannte den Baſtames für den Menſchen, den ſie in der Moſchee geſehen hatte; und er ermangelte nicht, ſie durch einen koſtbaren Diamant auf ſeine Seite zu bringen, und ihr das Verſprechen bey ihrer Gebieterin ſein Wort zu reden, abzubringen.

Hierauf ſchlichen ſich die beyden Abentheurer wieder bey Seite, um Alcinden Zeit zum Aufſtehen und zum Anziehen zu laſſen. Um ihr Verſprechen zu erfüllen gieng ſie ſodann in das Zimmer ihrer Gebieterin.

Es währte ſehr lange, ehe ſie wieder kam, woraus denn Baſtames, und ſein Gefährte ſchloſſen, daß es ſchwer halten müſſe vor ſie zu kommen. Noch ſchwebte der erſtere, zwiſchen der peinlichſten Furcht und Hoffnung, als endlich Alcinde wieder erſchien,

ſchien, und ihm die Hand reichte, um ihr in Zarimenens Gemach zu folgen.

Hier warf ſich ihr nun unſer Liebhaber zu Füßen und flehte erſt demüthigſt um Verzeihung ſeiner Kühnheit. Dann breitete er ſich weitläuftig über die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft aus, und that ihr endlich den Antrag, die Flucht mit ihm zu ergreifen.

„In drey Tagen verlaſſe ich Tauris,“ ſetzte er hinzu,

„ich geh' als Geſandter des Schachs nach der Pforte. Nutzen Sie dieſe bequeme Gelegenheit, meine Vortrefliche! entweichen Sie der Sclaverey Ihres häßlichen Gemahls! kommen Sie mit mir! Ich werde als Ihr treuer Verehrer es mir zum Geſetz anrechnen, all' Ihren Willen und Wünſchen unterthänig zu ſeyn.“

Indem Baſtames auf dieſe Weiſe vor ſeiner Dame, flehend auf den Knieen lag, that Alepes ein gleiches bey Alcinden, und er erreichte ſeine Abſicht bald. Sie entſchloß ſich ihren Stallmeiſter zu vergeſſen, und wenn ihre Gebieterin wollte, dem neuen Liebhaber

haber zu folgen. Zarimene aber konnte ſich doch ſogleich nicht dazu entſchließen; ſie wankte und zitterte, und wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Baſtames hingegen ließ eher mit Bitten nicht nach, bis ſie ihm Hoffnung machte zu kommen; wozu ſie denn die folgende Nacht feſtſezten.

Inzwiſchen mußten ſich die beyden Abentheurer aus Furcht überraſcht zu werden, vor der Hand wieder entfernen. Sie krochen durch die Waſſerleitung glücklich wieder hindurch, und kamen voller Entzücken über den guten Ausgang ihres Unternehmens, nach Hauſe.

So bald ſie weg waren, ſagte Alcinde:

„Es iſt Schade, daß ſie ſo bald wieder fort mußten: es war ein hübſcher Burſche, der Sclave; er gefiel mir recht wohl. Aber auch ſein Herr iſt ein vortrefflicher Menſch — ganz zum Befreyer eines liebenswürdigen Frauenzimmers gemacht.

„Ach ich habe auf ſeine Perſon wenig
„Acht gehabt,
antwortete die Dame,

„ich war nur froh, daß ich ihn los
„war.

A. Alſo wollen Sie wohl Zeitlebens ſich hier einſperren laſſen.

T. O, nein! Alcinde — mit meinem Willen nicht.

A. Ich verſtehe: Sie denken, ſich, ohne ihn zu retten. Aber ich meines Orts habe dazu keinen Glauben. Er wird nicht ſo einfältig ſeyn, Sie aus dem Garne zu laſſen. Ich glaube gewiß, er wird indeſſen das Loch zugemacht, und dafür geſorgt haben, daß wir ohne ihn nicht entwiſchen können.

T. Freylich wohl! — aber vielleicht ſezt er kein Mißtrauen in mich; ich hab' ihm ja keine Gelegenheit dazu gegeben. Indeſſen, ſey dem wie ihm wolle! ich wills verſuchen. Mache dich geſchickt! mit Anbruch des Tages wollen wir fort. Wer wagt, gewinnt.

Alcindens Ahndung traf indeſſen ein; Baſtamos bekam Schwanesfedern. Er hatte wirklich die in die Waſſerleitung gemachte

Oeffnung nicht verwahrt; und das fiel ihm nun ein, wie er nach Hauſe kam.

„Wir haben einen dummen Streich ge-
„macht,

ſagte er zum Alepes,

„daß wir das Loch offen gelaſſen haben;
„die Damens könnten uns wahrhaftig
„entwiſchen. Wohlan, mein Sohn! zu-
„rück! — wir müſſen es zumachen.

Alepes aber war anderer Meinung.

„Nein!

ſagte er,

„auf muß es bleiben; verſtecken aber wol-
„len wir uns in das Gebüſche, das dort
„iſt, und wenn ja unſre Schönen ange-
„flogen kommen, ſo greifen wir zu. Da-
„durch können wir noch obendrein her-
„aus kriegen, wie ſie gegen uns geſinnet
„ſind. Nein! wir müſſen keine Blöße
„geben; ein Verdacht wie der Ihrige,
„ſchickt ſich nicht für Liebhaber, wie wir ſind,
„wir dürfen kein Mistrauen erregen.

Der Rath war vortrefflich. Baſſames befolgte ihn, und beyde verbargen ſich ganz heimlich in das nahe bey der Waſſerleitung gelegene Gebüſch, und lauerten wie die Spürhunde auf ihre Beute.

Indeſſen müſſen wir nun den Catanas wieder aufſuchen, von welchem wir lange nichts gehöret haben. Ihm hatte Alepes kein Wort davon geſagt, wer eigentlich ſein Herr wäre, und nirgends konnt' er ihn auch zu ſehen bekommen. Schon einige Tage ſuchte ihn Catanas vergebens, um ihn an die Erfüllung des Verſprechens, ihm ſeine Freyheit zu verſchaffen, zu erinnern. Endlich fiel es ihm ein, ſeinem Mann bey der Waſſerleitung aufzupaſſen, wo er ihn bald oder ſpät gewiß zu finden hoffte. Er gieng alſo ungefähr um dieſelbe Zeit hin, wo Baſtames und ſein Diener ihr Abentheuer beſtanden, und er verbarg ſich in das nämliche Gebüſch, worinnen dieſe ſtacken.

Kaum graute der Tag, ſo kamen die beyden Frauenzimmer glücklich aus der Waſſerleitung heraus. Unſre Liebhaber ſahen ſie ſogleich; ließen ſie aber erſt einige Schritte fortgehen. Dann ſtürzten ſie ſchnell aus dem Gebüſch hervor, und ſtellten ſich ihnen in den Weg.

„Ah ha! meine Prinzeſſin!“ ſagte Alexis,

„ſchönen guten Morgen! Erlauben Sie,
„daß ich Sie begleiten darf!

„Das iſt gut!

antwortete Alcinde,

„ſeyn Sie ſchön willkommen!

Baſtames aber erzürnte ſich darüber, und mit Wuth und funkelnden Augen ſagte er zu Zarimenen:

„Ey! ey! Madam! Sie haben mich
„hintergangen! — Mit mir nun ohne
„Umſtände! gutwillig, oder mit Gewalt! —

Sogleich faßte er ſie an, und zog ſie mit ſich fort, als auf einmal Catanas hervor trat. Aber welch Entſetzen für beyde, wie ſie einander erblickten! Catanas erkannte in dem Baſtames ſeinen ehmaligen Feind, den Achmet, und dieſer ſahe nun auch wohl, wen er vor ſich hatte. Noch mehr aber erſtaunte Catanas, als er in Zarimenen niemanden anders wieder fand, als — die Schweſter ſeiner Thamar.

„Iſts Täuſchung, oder Wahrheit? rief er,

„Sind Sie es unglückliche Tratop? und du Achmet — muß ich dich auch hier als den Stifter alles meines Unglücks wiederfinden? — warte, ich will dir vergelten, was du an meinen Freunden verbrochen haſt! —

Hiermit packte er dieſen Türken mit ſolcher Heftigkeit und Stärke, daß er keinen Widerſtand leiſten konnte. Dann zog er einen verborgenen Dolch hervor, und ſezte ihn, dem Achmet auf die Bruſt. Nun krümmte ſich der Feige wie ein Wurm, und brach in weibiſche Thränen aus. Catanas aber war kein rachgieriger Menſch, er ſagte:

„ich ſchenke dir das Leben, wenn dir Tratop vergiebt, und wenn du ſie um Gnade bitteſt.

“

— Achmet ſank ihr zu Füßen; und die ſanfte Schöne verſprach ihm Gnade. Wenig Nutzen brachte ihm aber doch ſeine Kleinmüthigkeit; denn Catanas gab ihm zwar ſeinen Säbel wieder; aber er rächte ſich doch mit folgenden Spottreden:

„ich laſſe dir als einem Niederträchtigen,
„der meiner Rache nicht werth iſt, das
„Leben. Zu klein iſt mir es, gegen einen
„entwaffneten Feind zu ſtreiten. Haſt du
„aber Herz, ſo bin ich auch der Mann,
„der es mit dir Schurken noch aufnehmen
„kann.

Zu empfindlich war dies dem Achmet, um es ungeahndet hingehen zu laſſen. Er gerieth in Wuth, und hieb mit demſelben Säbel, den ihm Catanas gegeben hatte, nach dieſem Helden; aber es war auch ſein leztes: denn Catanas parirte ihn aus, und ſpaltete ihm mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf.

„Das haſt du längſt verdient!

ſagte er:

„wohl mir, daß ich ein Ungeheuer, wie
„du wareſt, von der Erde vertilgte!

„Aber Sie, liebe Cratop! —

ſezte er hinzu,

„kennen Sie mich denn noch?

„O wohl kenne ich Sie noch;

antwortete die erſchrockene Schöne,

„könnt ich wohl den Geliebten meiner
„ewig unvergeßlichen Schweſter, ver-
„geſſen haben? Aber wie? — wie kom-
„men Sie hieher? —

„Darauf ein andermal,

ſagte Catanas,

„izt laſſen Sie uns vor allen Dingen auf
„unſre Sicherheit bedacht ſeyn.

Der Sclave Alepes trat herbey, warf ſich dem Ueberwinder zu Füßen, und ſuchte ſich ſeine Gnade durch folgende Anrede zu erwerben:

„Wollen Sie den Rath eines zwar ſchlech-
„ten Menſchen befolgen,

ſagte er,

„der Ihnen aber ewige Treue verſpricht,
„ſo ſollen Sie nicht die mindeſte Gefahr von
„dieſem Abentheuer zu beſorgen haben.
„Vielmehr zu Ihrem Glück ſoll es gerei-
„chen. Vor allen Dingen laſſen Sie uns
„die Taſchen Ihres Feindes durchſuchen.

Das geſchah den Augenblick; und man fand Achmets Beſtallung zum Geſandten nach Adrianopel, ſeine Verhaltungsbefehle, und alle ſonſt dazu gehörigen Papiere darinnen.

„Hier mein Herr!
ſagte Alepen,

„das brauchen Sie, als Ihr Eigenthum! den Körper des Baſtames werfen wir hier in die Waſſerleitung; Sie aber nehmen ſeine Perſon an, und gehen als Geſandter von hinnen. Der Schach bekommt Sie nicht zu ſehen, und wer kennt Sie ſonſt? Pferde und Equipage — Alles iſt ſchon bereit. Erwarten Sie mich alle dreye dort an dem nächſten Gehölze! in zwey Stunden wenigſtens bin ich mit Pferd und Sclaven bey Ihnen. Die lezten werden Sie gern für den Baſtames halten: denn ſie kennen ihn noch nicht, weil ich Sie erſt geſtern Abend für ihn gekauft habe. Vom Hofe und von ſeinen Freunden hat er ſchon Abſchied genommen; denn eben dieſen Morgen wollte er fort. Sie können alſo auch darüber ruhig ſeyn. Kurz, Sie ſollen einen treuen Freund,

„und Sie Aſcinde einen beſtändigen Liebhaber an mir finden.“

Mit Freuden ergriff man ſeinen Vorſchlag; und Achmet fand ſein Grab in der Waſſerleitung. Dann eilte Alepes nach der Stadt; Catanas und die beyden Damen aber nahmen ihren Weg nach dem beſchriebenen Walde, wo ſie jenen mit der Equipage erwarteten.

Noch keine drey Stunden waren vergangen, ſo erſchien Alepes mit dem ganzen Zuge. Man ſezte ſich alſo ſehr vergnügt zu Pferde, und nahm den Weg nach Adrianopel; denn auch die Chatoulle des Achmets hatte Alepes, als ein ſehr nothwendiges Reiſebedürfniß mitgebracht.

In wenig Tagen erreichten ſie die Provinz Hamadan, wo ſie ein wenig auszuruhen beſchloſſen; denn beſonders die beyden Frauenzimmer bedurften der Ruhe gar ſehr. Hier erzählte nun Catanas zum Zeitvertreibe der Tratop ſeine und ihrer Schweſter Geſchichte, und ſie theilte ihm in folgender Erzählung die ihrige mit.

„Sie wiſſen, lieber Carandas! wie ich gehört habe, meine Liebſchaft mit dem edlen Camuza; Sie wiſſen, daß der Joganes, der mich meinen geliebten Eltern entführte, mich dem jungen Sultan Mahomet überlieferte, um der Wahl zwiſchen zwey gleich großen Nebenbühlern auszuweichen, und ſich zugleich ſelbſt bey Ihro Hoheit beliebt zu machen. Unglücklich wurde ich alſo durch einen Mann, der mich zwar erſt an Kindesſtatt annahm, hernach aber ſo unredlich an mir handelte.

„In dem Serail wurde ich nun mit ſo vieler Auszeichnung behandelt, daß ich mir die Eiferſucht aller Sultaninnen gar bald zuzog. Beſonders fürchtete die Sultanin Julimai den Rang einer Favoritin durch mich zu verlieren. Die gute Dame wußte nicht, daß ich dieſe Ehre verabſcheute und mich davor, wie vor dem Tod fürchtete.

„Vor allen Dingen hielt ſie es alſo für nöthig, mir eine Perſon an die Seite zu ſtellen, die mir meine Freundſchaft und mein Vertrauen abgewinnen ſollte. Eine junge Zirkaſſierin, mit Namen Alibek, ließ ſich dazu bereit finden, und vortrefflich wußte ſie ſich ihres Auftrags zu entledigen. Dieſes Mädchen hatte eine ſo offene ehrliche Bildung, womit ſie die ganze Welt hätte betrügen können; ihr Betragen war höchſt ſchmeichelhaft, und einnehmend, und ihre Ueberredungskunſt ſo ſtark und lebhaft, daß man ihr gar nicht widerſtehen konnte. Ueberdies hatte ſie einen ſcharfen Verſtand, der die dunkelſten Verwickelungen entzifferte, und ihr Charakter war ſo von Aufrichtigkeit und Bosheit vermiſcht, daß es nur bey ihr ſtand, mit andern zu machen was ſie wollte.

Anfänglich jagte ſie mir eine gewiſſe Furcht vor mancherley Uebeln ein, die im Grunde doch blos in der Einbildung beſtanden, und ſie beſaß die Kunſt, mich zu überreden, daß ich nur ihrer Rathſchläge bedürfe, um ſolchen auszuweichen. Dieſes dem Scheine nach ſo freymüthige Betragen verblendete mich, und zog mich in alle die Schlingen hinein, die mir meine untreue Gefährtin legte.

„Nun haben die kaiſerlichen Sultaninnen das Recht, ſich von den Mädchen des Serails, den Hof machen zu laſſen, der einzige Vorzug, den ſie ungehindert genießen dürfen.

„Ich hatte das Glück der Maria Servia, des geweſenen Sultan Amurats vornehmſten Gemahlin, vorzüglich zu gefallen. Dieſe Dame zog mich unter der Menge hervor, und nahm mich unter ihre geheimen Vertrauten auf.

Dieſer Poſten war in der That ſehr vortheilhaft für mich: denn durch meine unermüdete Gefälligkeit gegen die Prinzeſſin gewann ich ihre Gnade in einem ſehr hohen Grade; und ihr Schutz war mir eine große Hülfe in den Unglücksfällen die mir bald begegneten.

„Inzwiſchen wendete Zulimai alle ihre Sorge darauf, ſich dem jungen Sultan Mahomet täglich liebenswürdiger zu machen. Da ſie aber mehr nach ſeinem Herzen, als nach der Ehre, ſeine Krone mit ihm zu theilen, ſtrebte, ſo miſchte ſie die gewöhnlichen Maximen der Politik nicht in das Intereſſe ihrer Liebe. Sie glaubte, daß es der Schönheit Hohn ſprechen hieße, wenn man, um einen Liebhaber feſtzuhalten, erſt eine Nebenbuhlerin verdrängen müſſe; um deswillen brauchte ſie blos ihre Zärtlichkeit, um mich von dem Sultan zu entfernen, und ſie verabſcheute die Vortheile, die ihr die untreue Alibeck gegen mich in die Hände geben wollte, als ihrer Reize, und ihrer Eitelkeit ganz unwürdige Mittel.

„Nicht ſo edel dachte die Zirkaſſierin; aber eben die Urſachen, aus welchen ihr mein geringes Anſehen in dem Serail nothwendig ſchien, nöthigten ſie auch oft, ſich ſolchen entgegen zu ſetzen.

„Doch, ich muß, um meine eigene Geſchichte deſto beſſer ins Licht zu ſtellen, einige Umſtände der ihrigen, und die Begebenheiten einiger andern Perſonen erzählen.

„Der Prinz Orcan, der vom Osmaniſchen Geſchlecht, und einem Sohne Bajazet des erſten abſtammet, iſt einer der ſchönſten Prinzen von der Welt. Eben ſo groß waren auch die Eigenſchaften ſeiner Seele. Dieſe ſeine Vorzüge rührten die Sultanin Servia, und ſie rettete den Prinzen von der traurigen

Aufopferung, welcher nach den Grundſätzen der Osmaniſchen Familie alle dieſenigen unterliegen mußten, die künftig etwa nach dem Kaiſerthum ſtreben konnten. Die Thränen einer Gattin, die Amurat ſo ſehr liebte, daß er ihr ſogar in der chriſtlichen Religion zu leben geſtattete, verſchafften ; dem Orcan Gnade.

„Mehr noch von dieſer Großmuth der Sultanin, als von dem großen Dienſte ſelbſt gerührt, den ſie ihm erzeiget hatte, ſuchte der Prinz jede Gelegenheit auf, ſich ihr dankbar zu erweiſen.

Kein Mittel ließ er unverſucht, zu ihr zu kommen, um ſich ihr zu Füßen zu werfen. Aber Maria fürchtete in ihm den geheimen Liebhaber, und, um ihre Tugend keiner vielleicht zu gefährlichen Probe blos zu ſtellen, ſchlug ſie ihm jede geheime Zuſammenkunft ab.

„Untröſtlich war der arme Orcan darüber, daß ſie ſeine Huldigung nicht annehmen wollte. Schmerz und Traurigkeit war auf ſeinem Geſichte gemahlt, und Verzweiflung bezeichnete alle ſeine Handlungen.

„Eben ſo viel duldete aber auch die Sultanin um ihn, ob ſie gleich ihre Leiden zu verbergen ſuchte:

„Ach! liebe Tratop!

ſagte ſie eines Tages zu mir;

„es iſt eine Höllenpein zu lieben, wenn „man doch ſeine Zärtlichkeit dem Gegen„ſtande derſelben verbergen muß. Du „kenneſt den Prinzen! — kann ich ihn „wohl haſſen? — und — iſt er nicht „höchſt liebenswürdig? — wohl würde „es meiner unglücklichen Zärtlichkeit thun, „wenn du mir izt die Größe ſeiner Verdien„ſte recht vormahlteſt. Aber, nein! „das darf ich nicht anhören, wenn ich „nicht all' mein Biſchen Ruhe vollends „verlieren ſoll. Lieber ſollteſt du mir ſei„ne Fehler herrechnen — mir vorerzäh„len, wie glücklich er wäre in den Armen „einer andern! das würde mich gegen „ihn aufbringen, und ſie dämpfen, die „heftige Leidenſchaft, die in mir tobt. „Vielleicht erringe ich ſie wieder, die „goldne Freyheit des Herzens, deren Ver„luſt mich ſo unglücklich macht! — Und

„ſo rede denn liebes Mädchen! — ſag mir! Haſt du nicht etwa bemerkt, ob er irgendwo ein Frauenzimmer, außer mir liebt, und — wieder geliebt wird? — verhehle mir nichts! ich beſchwöre dich als Freundin darum; — als Königin befehle ich dir es! —

„Dieſe leztern Worte ſprach die Sultanin mit ſo vielem Feuer, daß ich wohl merkte, ſie fordere im Ernſt Gehorſam. Meine Antwort war alſo dieſe:

„Ich glaube, daß nur Dankbarkeit den Prinzen gegen Sie beſeelet; ſelbſt ſeine Leiden darüber, daß er Sie nicht ſprechen kann, beweiſen das: denn es thut einem edlen Herzen wehe, wenn es den Ausbrüchen ſeiner Empfindungen nicht folgen kann. Aber — was die Liebe betrift, ſo muß ich Ihnen ſagen — da Sie es doch einmal wiſſen wollen — mit der ſchönen Alibek und ihm iſt es nicht richtig. Man hat ziemlich gewiſſe Nachrichten, daß ſie oft in unſern Gärten zuſammen kommen.

„Wie? mit der Alibek?

verſezte ſie; mit einer Bewegung, die ihre ganze Eiferſucht bezeichnete,

„ich Unglückliche! wie ſchrecklich hab' ich
„mich getäuſcht! —

„Die Worte erſtarben ihr auf der Zunge; aber in dem rührenden Blicke ihrer Augen lag das ganze fürchterliche Gemählde der Unruhe ihres Herzens. Mitleid und Theilnahme an ihren Leiden ſchien ſie von mir zu fordern. Ich erbarmte mich ihrer, und ſagte, es wäre zwar nur allzugewiß, daß der Prinz mit Alibek bisweilen in den Gärten zuſammen käme; aber ihr Betragen gegen einander verrathe doch auch mehr Freundſchaft als Liebe. Balſam war dieſe Erklärung ihrem verwundeten Herzen, eine heimliche Freude darüber konnte ſie mir nicht ganz verbergen.

„Du weißt es alſo nicht gewiß,

ſagte ſie,

„ob er in Alibek verliebt iſt? — o, das
„iſt nichts. Erkundige dich doch beſſer
„dar-

„darnach! — Du mußt ſie überraſchen —
„mußt ſie belauſchen — kein Wort von
„ihnen — kein Blick — keine Miene darf
„dir entgehen! auf ihr Schweigen ſogar
„mußt du merken! —

Ich verſprach der Sultanin, ihr bald völliges Licht darüber zu verſchaffen. Denſelben Abend noch fand ich auch wirklich den Orcan in den Gärten des Serails, und ich nahm mir die Freyheit mit ihm zu ſprechen; ob er gleich meinetwegen nicht hergekommen war? Um ihn treuherzig zu machen, erzählte ich ihm meine Unglücksfälle.

„Mein Ausdruck rührte ihn, und meine Offenherzigkeit gewann ſeinen ganzen Beyfall. Gedrungen fühlte er ſich gleichſam, mir auch einige Proben der ſeinigen zu geben.

Er hüllte die Geſchichte ſeiner Liebe in dieſe ſinnreiche Fabel ein:

„Auf der Inſel Cypern verehrte man die
„Venus Urania unter einem Marmorbilde,
„welches ſo ſchön war, daß ſich zwey Män-
„ner in ſolches verliebten. Der eine war

„ſtumm, der andere aber ein groſſer Red-
„ner. Dieſer, mehr vom Feuer der Lei-
„denſchaft entzückt, als von Ehrfurcht be-
„ſeelt, ſchwazte dem Abgott ſeines Her-
„zens unaufhörlich von ſeiner Liebesflam-
„me vor. Der Stumme hingegen, der eben
„ſo ehrfurchtsvoll als zärtlich gegen ſie em-
„pfand, warf ſich weit von ihr auf die
„Knie nieder, und bebte ſo ſehr vor ihrer
„Heiligkeit zurück, als er von Liebe für
„ſie entbrannt war. Der Redner ſchmei-
„chelte ſich mit der Einbildung, als ob die
„Göttin ihm Erkenntlichkeit ſchuldig ſey;
„er fragte das Orakel darüber, und er-
„hielt dieſen Ausſpruch:

„Lieben, ohne es zu ſagen, iſt
„mehr als Geſchwätz.

„Scharf ſahe mir der Prinz ins Auge,
wie er ausgeredet hatte, gleichſam, als
ob er mich fragen wollte, ob ich auch
den Sinn dieſer Fabel recht verſtünde?
Ich that, als ob ich ſie nicht begriffe,
und ſagte:

„Sie ſind der Stumme! das ſehe ich wohl.
„Aber welche Sultanin iſt die Venus
„Urania? —

„O Tratop! was [illegible]
antwortete er; [illegible]
„sprech ich nicht deutlich genug, wenn
„ich es nicht wage, sie zu nennen? —

„Zum Unglück hatte Alibek uns belauschet, und manches von unserer Unterredung gehöret. Eben izt trat sie hervor, und zeigte sich uns unter den Worten:

„Ah, ha! meine ernsthafte Tratop! —
„also allein hier mit dem Prinzen, und
„so vertraut? —

Ihre Ueberraschung bestürzte uns beyde; unsre Verwirrung war sichtbar, und brachte die Alibek auf sehr sonderbare Gedanken von uns. Weil sie sich aber wirklich darüber ärgerte, und ihre Wuth nicht verbergen konnte, so lief sie, ohne weiter ein Wort zu sagen, fort, und dürstete nach nichts, als nach Rache.

„Gegründet genug war unsre Besorgniß deswegen: denn den Morgen drauf erfuhr ich, daß wegen des Prinzen Unternehmen, sich in unsre Gärten zu schleichen, der Bostangi-Bachi schon strangulirt worden wäre. Ich lief den Augenblick zur Serpia, und hinterbrachte ihr unſer ganzes Abentheuer. Sie zitterte für das Leben des Orcan. Aber Alibek, die ſich dadurch bey ihm beliebt machen wollte, war boshaft genug geweſen, die ganze Schuld auf den Boſtangi-Bachi fallen zu laſſen, obgleich dieſer aus Gefälligkeit gegen ſie, nur um ihrentwillen den Orcan in die Gärten gelaſſen hatte.

„Bey dieſen ihren unmenſchlichen Streiche hätt' ich nun wirklich alle Urſachen gehabt, den Tod zu fürchten, wenn mir das Leben gerade lieb geweſen wäre. Denn daß die eiferſüchtige Alibek auf meinen Untergang dächte, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Aber, da ich mich auf immer von meinem geliebten Camuza getrennt glaubte, ſo hatte das Leben für mich auch keinen Werth mehr. Ich glaubte mich alſo am Ende meiner Tage zu befinden. Abſchied nahm ich ſchon von der Prinzeſſin Servia, und dann verſchloß ich mich in mein Zimmer, um meine letzten Gedanken der Vorſehung, und dem Camuza zu widmen.

„Ich hab' Ihnen ſchon oben geſagt, daß dieſelben Urſachen, warum die Zirkaſſierin mich zu unterdrücken ſuchte, ſie auch eben ſo oft zu meiner Beſchützung aufforderten. Hier werden Sie nun die bewundernswürdigſte Wirkung dieſes ſonderbaren Charakters finden.

Die Sultanin Julemai ärgerte ſich über ihre Grauſamkeit. Auf ihren Befehl mußte mich Alibek bey dem Mahomet zu rechtfertigen ſuchen. Dies geſchah, und ich wurde begnadiget. Eine neue Leidenſchaft aber verdrängt gemeiniglich die ältern. Alibek war über die Geſinnung der Julemai, meine Partie zu nehmen, empfindlich, ſie ſuchte ſich alſo dadurch an ihr zu rächen, wenn ſie mein Glück gerade auf ihr Unglück zu bauen ſich bemühte.

„Die argliſtige Creatur hatte es bemerkt, daß der Sultan an mir Geſchmack zu finden anfing, und — ſeiner Leidenſchaft zu Hülfe zu kommen, war nun ihr Plan. Mir ſelbſt entdeckte ſie ihn, indem ſie mich durch die Schmeicheley zu fangen ſuchte, daß ſie mir, für die mir angethanen Kränkungen, die Liebe des Großherrn verſchaffen wollte.

„Aber in welche Beſtürzung ich darüber gerieth, können Sie ſich leicht vorſtellen. Mein Glück aber war es, daß Alibek die Aeußerung derſelben für die Wirkung einer unverhofften Freude von mir hielt, und ihr Irrthum rettete mich: denn in dem Augenblick nahm ich mir vor, ihren ganzen Plan den Sultaninnen Servia, und Zulemai zu entdecken, wogegen ſie keine Mittel vorkehrte, weil ſie dieſen Streich gar nicht ahndete.

„Meine Freymüthigkeit, oder vielmehr meine Unempfindlichkeit gegen den Sultan gefiel den beyden Damens ganz ungemein. Die Servia glaubte, einer ſo edlen Nebenbuhlerin, wie ich zu ſeyn ſchien, ihre ganze Liebe ſchuldig zu ſeyn. Beyde waren mir dazu behülflich, daß dem jungen Sultan alle Gelegenheiten mich zu ſehen, und ſeine Leidenſchaft zu nähren, unvermerkt abgeſchnitten wurden. Inzwiſchen hätte doch, ihrer Bemühungen ungeachtet, die Alibek beynahe geſiegt: denn da ſie die Hinderniſſe, die man ihrem Plane entgegen ſezte, endlich doch gewahr wurde, ſo glaubte ſie zu meiner Unterjochung das äußerſte wagen zu müſſen.

„Daß nach der Schlacht bey Varna der Sultan Amurat die Regierung niederlegte, und zu Magneſia in den Orden der Derwiſche trat, wiſſen Sie.“ Nun waren aber die Janitſcharen die Herrſchaft dieſes großen Mannes gewohnt, ſo daß es ihnen unter ihrer Würde zu ſeyn ſchien, unter den Befehlen des jungen Mahomet zu ſtehen. Sie empörten ſich alſo wider dieſen, gerade um die nämliche Zeit, da obiger Vorfall ſich ereignete. Den beyden Sultaninnen kam dieſes vortreflich zu ſtatten, und ſie ermangelten nicht, durch geheime Intriguen die Rebellion zu befördern.

„So bald nun alles zu einer Hauptrevolution vorbereitet war, ſchrieb die Sultanin Servia an ihren ehmaligen Gemahl: und drang in ihn, zurück zu kommen, und die Regierung wieder zu übernehmen, deren ſein Sohn durch ſein ſtolzes, und unbiegſames Betragen ſich ganz unwürdig gemacht habe.

„Der fromme Amurat, der ſeine Gemahlin, und ſein vormaliges Reich noch immer liebe, ließ ſich wirklich überreden, ſeine Einſamkeit zu verlaſſen. Ganz heimlich, und ohne alle Begleitung kam er nach Adrianopel. Niemand ahndete ſeine Zurückkunft, Alles gieng nach Wunſche; glücklich nahm er den jungen Sultan gefangen, und ſchickte ihn nach Magneſia. Um aber ſeinen Kummer über dieſe ſeine Verbannung zu lindern, gab man ihm die Julemai mit, die ſich auch gar bald in ſein Herz einſchlich, und ihm auf dem ſanften Roſenlager der Liebe, den Verluſt der Regierung einigermaßen erträglich machte.

„Das waren alſo die wahren Urſachen, warum Amurat den Thron, den er ſchon 2 Jahr verlaſſen hatte, von neuen wieder beſtieg. Außer dem Vorfalle mit mir, war der Sultanin Servia, an ſeiner Zurückkunft auch noch aus einer andern Urſache gelegen. Denn ſie ſuchte ſeine unbegränzte Gefälligkeit gegen ſie, zum Vortheil des Prinzen Orcan zu nutzen, und dieſem ſeine Befreyung aus dem Serail, wo er in beſtändiger Gefangenſchaft gehalten wurde, zu verſchaffen.

„Es iſt wahr, daß die Vorſehung allein die Schickſale der Menſchen lenkt. Was alle menſchliche Klugheit nicht hervorbringen kann, das verhaßt ihre Hand oft in der Kürze eines Augenblicks. So diente auch hier ein ſehr unglücklicher Vorfall, der Anfangs den ganzen Plan der Sultanin zu vernichten ſchien, in der Folge doch zu ſeiner Beförderung.

„Der Prinz Orcan übte ſich eines Tages nahe bey dem Garten der Sultaninnen im Bogenſchießen. Ein unglücklicher Pfeil nahm einen unvorgeſehenen Flug, und tödtete eine junge ſchöne Sclavin der Servia, die ſie ſehr liebte. Ueber dieſen Vorfall und den Tod ihrer Geliebten ſtellte ſich nun die Sultanin äußerſt entrüſtet. Sie drang bey ihrem Gemahl, dem alten Amurat auf Rache, und Beſtrafung, und dieſer war ſo gefällig, ihr den Verbrecher ſelbſt zu überlaſſen, damit ſie ihn nach eigenem Gutbefinden beſtrafen könne. Der Prinz murrete nicht dagegen, ſondern ſchrieb der Sultanin dieſe wenigen Worte:

„Ihre Ehre geht mir über alles. Unſchuldig ſterbe ich nicht: denn Sie ſelbſt verurtheilen mich. Mein Verbrechen verdient den Tod. Ich bete Sie an, und erwarte Ihren Ausſpruch.

Eine ſo heftige Rührung ergriff das Herz dieſer edelmüthigen Prinzeßin bey Leſung dieſer Zeilen, daß ſie ſich kaum zu faſſen wußte, und mich ſelbſt erſuchte, ihr für den Prinzen eine Antwort in die Feder zu ſagen. Ich that es mit folgenden Worten:

„Ihr Verbrechen hat Sie ſelbſt gerechtfertiget, Prinz! ſeitdem Sie aufgehöret haben, unſchuldig zu ſeyn, hab' ich Sie nicht mehr ſchuldig befunden.

Aber mit groſſen Augen ſahe ſie mich an, wie ſie fertig war.

„Und das ſoll ich ihm ſchreiben? — ſagte ſie; ich hatte das Billet ſchon in Händen, ſonſt hätte ſie es den Augenblick wieder zerriſſen. Ich verſteckte es in meinen Buſen.

„Du liſtiges Mädchen!

fuhr ſie fort,

„was willſt du mir da für einen Streich ſpielen? Nein! durchaus darf es der Prinz nicht wiſſen, daß die Liebe Antheil an ſeiner Begnadigung hat. Nur meiner Gutherzigkeit, und Großmuth ſoll

„er ſie zu danken haben. Und gieb es her „wieder, das Billet! — ich will ein anderes ſchreiben.

„Ich weigerte mich ſtandhaft und — mein Widerſtand ſchien ihr nicht zu misfallen. Endlich ſagte ſie:

„Nun! ſo mags denn ſo bleiben! — aber „das ſoll auch meine lezte Schwachheit „ſeyn! — auch ſoll er nun ohne mich zu „ſehen, aus dem Serail. Nur gieb „genau auf ihn Achtung, liebe gute Tratop! wie er es von mir aufnimmt, daß „ich ihm Leben und Freyheit ſchenke, und „wenn ihm die Freude über ein ſo großes, „und unverhofftes Glück Thränen erpreßt, „ſo ſag' es mir wieder.

Ich ſchmeichelte mir, in dieſen Aeußerungen der Sultanin, ſo viel Leidenſchaftliches zu finden, das mir Hoffnung machte, ſie noch dazu bewegen zu können, den Prinzen zu ſehen. Aber ich betrog mich doch. Ihre Tugend trug in der That den Sieg davon.

Kaum hatt' ich dem Prinzen ihr Billet gegeben, und kaum hatte er es mit vollem

Entzücken darüber, daß Servia die Aeußerungen ſeiner Liebe nicht übel genommen hatte, geleſen, ſo erſchien der Capi Agaſi, oder Thorwärter, und zeige ihm eine Ordre von der Prinzeſſin, nach welcher er in dieſem Augenblick das Serail verlaſſen ſollte. Es war mir zu traurig, den Schmerz des guten Prinzen mit anzuſehen, wie er ſich vom Angeſichte des Gegenſtandes ſeiner Liebe auf immer verbannt ſahe. Das Herabſinken von der größten Freude bis zur tiefſten Traurigkeit — ſeine Blicke — ſein jammervolles Seufzen — alles dies rührte mich zu ſehr. Ich mußte ihn verlaſſen. Der Capi Agaſi führte ihn von dannen, und ich begab mich wieder zur Sultanin. Aber nun entwarf ich ihr auch ein ſo ſtarkes und rührendes Gemählde von der Verzweiflung des Prinzen, daß ſie in langer Zeit nicht wieder vergeſſen konnte; denn wenn ſie nur an ihn dachte, traten ihr auch ſchon Thränen in die Augen.

„Doch, ich muß nun mit meiner Geſchichte zum Ende eilen. Kurze Zeit nach dieſem Vorfall gieng der redliche Amurat vor Alter und Schwachheit mit Tode ab. Da er nun ſein Ende herannahen ſah, ſöhnte er ſich mit ſeinem Sohn Mahomet wieder aus. Er ließ ihn zurück kommen, übergab ihm die Regierung wieder, und vermählte ihn mit der Prinzeſſin Aladule, Tochter des Königs von Turcomanien.

„Cheſeberg war damals der Mann, der auf Befehl des alten Großherrn dieſe Verbindung zu Stande brachte, und Amurat glaubte ihn dafür nicht beſſer belohnen zu können, als wenn er ihm mit mir ein Geſchenk machte. Zweyerley politiſche Urſache bewegten ihn dazu. Die eine — um ſeiner Schwiegertochter ein Opfer zu bringen: denn Mahomet hatte noch immer nicht aufgehöret, mich hochzuſchätzen. Die andere — weil Cheſeberg in der That eine ausgezeichnete Belohnung verdiente. Und — wie Sie wiſſen, kann ein Sultan ſeinen Günſtling nicht mehr ehren, als wenn er ihm ein Mädchen aus ſeinem Serail giebt.

„Das war alſo endlich mein Schickſal. Bald nach unſrer Verheirathung aber fiel Cheſeberg bey dem jungen Sultan ſchon in Ungnade, und wurde des Landes verwieſen. Er begab ſich nach Perſien, wo ich denn in der

Verbindung mit einem ſo harten eiferſüchtigen Gemahl das traurigſte Leben führte. Dazu aber war es doch gut, daß ich meinen Camuza dabey in lebhaftem Andenken behalten konnte, und die Liebe zu ihm, in meinem Herzen nicht verloſch.

Hier endete Tratop ihre Geſchichte. Ein langwieriger Regen, der das ganze Land überſchwemmte, hielt unſre Geſandſchaft einige Zeit in der Provinz Hamadar zurück. Dann aber machten ſie ſich wieder auf den Weg. Wie ſie das türkiſche Gebiet betreten hatten, erhielten ſie Briefe von Thamar und Camuza: denn Catanas hatte ihnen von ſeinem Abentheuer, und ſeiner Zurückkunft ſchon Nachricht gegeben. Camuza ſandte ſeinem Freunde eine groſe Summe Geld, um ſich gehörig equipiren zu können. Auch rüſtete ſich nun Catanas mit einer Pracht aus, wie ſie ſich allerdings für einen Perſiſchen Geſandten ſchickte. Mit den reichſten Kleidern, wurden ſeine Haus-Offiziers, und ſogar ſeine Sclaven ausſtaffirt; die beyden Frauenzimmer aber kleideten ſich als Pagen an, und gaben dem ganzen Zuge durch ihre Schönheit einen hervorſtechenden Glanz.

Catanas wurde auf ausdrücklichen Befehl des Großherrn allenthalben frey gehalten, und mit ſo vieler Auszeichnung behandelt, als noch nie einem fremden Miniſter widerfahren war. Mahomet wußte zwar wohl, daß der Schach von Perſien ihm blos aus Heucheley einen Geſandten ſchickte, und daß er vielmehr Willens war, ihn mit Krieg zu überziehen. Um aber doch nicht noch mehr Gelegenheit zur Feindſchaft zu geben, ließ er dem Geſandten alle nur mögliche Ehre erweiſen.

So nach fügte ſich alles zum Glück des Catanas. Nur das Verlangen, ſeine Thamar zu ſehen, trübte ſeine Freude darüber noch manchmal. Weit glücklicher war freylich Camuza: denn er ſah' ſeine Gratop völlig in Freyheit. Die Freundſchaft aber war ſeinem Herzen ſo theuer, als die Liebe. Mit allem Eifer nahm er ſich alſo auch des Catanas an, und bald bracht' er ihm eine ſehr zärtliche Zuſchrift von ſeiner Thamar, worinn ſie ihn bat, ſeine Audienz ſo ſehr als möglich zu beſchleunigen.

„Aber ums Himmels willen! ſeyn Sie
„behutſam,

ſagte Camuza,

„ein einziger unvorſichtiger Blick kann alle
„meine Maaßregeln zur Befreyung Ihrer
„Geliebten vernichten. Die Türken ha-
„ben Falkenaugen, wenn ihre Eiferſucht
„dabey ins Spiel kommt.“

Bald darauf kam Catanas wirklich zur Audienz. Mahomet ließ alle die glänzenden Ceremonien dazu veranſtalten, die dem Perſiſchen Geſandten einen rechten großen Begriff von ſeiner Macht, und ſeinem Reichthum geben ſollten. Man wählte gerade den Tag dazu, an welchem den Janitſcharen der Sold ausgezahlet wurde, um zugleich die Ordnung und Diſciplin der Kriegsvölker und die unermeßlichen Summen, die man den Soldaten auszählte, recht ins Auge fallen zu laſſen. Ein Kunſtgriff, den die Ottomanniſche Pforte noch bis auf den heutigen Tag brauchet, um durch dieſe eitlen Vorſpiegelungen den fremden Fürſten ein Schrecken von ihr einzujagen.

Als das Feſt begann, ſtand der ganze Haufe der Janitſcharen in dem Vorhofe des

Serail. Sie traten ins Gewehr, wie man den Catanas in den Divan führte, und hier waren all die Gelder, die man den Soldaten auszahlen wollte, zur Schau ausgelegt. Auf einem prächtigen Teppich lag der Großvezier da, und der Schatzmeiſter theilte die Gelder aus, wobey vier und zwanzig Verſchnittene behülflich waren.

Hierauf mußte der Geſandte mit ſeinen Begleitern in ein beſonderes Zimmer treten, wo ſie die reichen Kleider erhielten, womit der Großherr den Fremden ſeine Ehrenbezeigungen zu geben pflegt. Sodann führten zwey Capigi Bachi, jeder mit einem goldenen Stock in der Hand, den Catanas in den Audienzſaal, in deſſen Vorzimmer viele Verſchnittene mit blanken Säbeln, und in Goldſtoff gekleidet ſtanden.

Man kann ohne Ehrfurcht nicht in dieſen Saal treten. Ein tiefes ſchauerliches Stillſchweigen herrſcht darinnen. Nur eine große Fontaine macht einiges Geräuſch. Mehrere große goldene Kugeln, mit koſtbaren Steinen beſezt, hängen an ſilbernen mit Perlen ſtaffirten Ketten, wie Wandleuchter, an den Wänden umher. Dieſe Kugeln richten das Auge zugleich auf den reichen Plafond des Saals, und laſſen es denn wieder auf den, mit ſeidenen, von Gold durchwirkten Decken belegten Fußboden zurückfallen. Von gediegenem Silber iſt der Thron des Großherrn und mit einer unermeßlichen Menge Steinen von verſchiedenen Farben beſetzt.

Bey der Einführung hielten die Capigi-Bachi's jeder eine Hand an den Hals des Geſandten, und ließen ihn in einer gewiſſen Entfernung von dem Großherrn niederknien. Dann führten ſie ihn wieder einige Schritte rückwärts, ließen ihn noch einmal auf die Knie ſinken, und ſo hielt endlich Octavius ſeine Anrede in dem gewöhnlichen hochtrabenden morgenländiſchen Styl. Die Gnade, die er ſich am Ende derſelben von dem Sultan ausbat, beſtand darinn, daß ihm zwölf griechiſche Chriſtenſclaven zum Geſchenk gegeben werden ſollten. Nach Endigung derſelben aber wurde er ohne Antwort — denn aus Stolz geben die Osmaniſchen Regenten keine — unter den hergebrachten Ceremonien wieder abgeführet.

Den Tag darauf hingegen ließ ihn der Großvezier zu ſich kommen; und gab ihm zu erkennen, wie ſich ſeine Hoheit ſehr darüber verwundert hätten, daß er von ſeinem Herrn kein Geſchenk mitgebracht habe. Catanas war in Verlegenheit; aber er faßte ſich den Augenblick, indem er verſicherte, daß die Räuber in der Wüſte, die er hätte durchreiſen müſſen, ihm ſeine Equipage geplündert hätten, ſo daß er ſich ſolche an der Gränze von neuem hätte anſchaffen müſſen.

„Was mir von den reichen Geſchenken des Schachs noch übrig blieb,

ſezte er hinzu:

„ſind nichts, als einige Kleinodien von mittelmäßigem Werth. Dieſe hab' ich mir freylich, dem großen Sultan anzubieten, nicht unterſtehen wollen. Indeſſen erinnere ich mich aus der Geſchichte, daß dem weiſen Salomo einſt eine Ameiſe mit einer Heuſchreckenkeule ein Geſchenk machte, und dieſer große Monarch ſie mit Vergnügen annahm. Ich hoffe alſo, es werden Sr. Hoheit jene Kleinigkeiten, die ich ihm aber aus gutem Herzen, wie es die Ameiſe that, darbiete, ebenfalls nicht ausſchlagen.

Dem Vezier gefiel dieſe Antwort ſo gut, daß er den Catanas mit äuſſerſter Höflichkeit behandelte. Auch eilte nun dieſer ſchleunigſt nach Hauſe, um die verſprochene Kleinodien ſelbſt zu holen. Hier fand er aber ein Billet von Thamar, worinn ſie ihm meldete, daß der Sultan, dem Schach von Perſien die zwölf Sclaven, die Catanas ſich ausgebeten hatte, verwilliget habe. Er ſolle inzwiſchen die Verfügung treffen, daß ſie in ſechs Tagen zum Einſchiffen bereit wären; das übrige würde ihm Camuza ſagen.

Als Catanas hierauf mit ſeinen Kleinodien wieder zum Großvezier kam, gefielen ſie ihm ganz ungemein: ſie waren auch wirklich ſchön, denn ſie gehörten der Todcop, und dieſe gab ſie gern zum gemeinen Beſten her. Catanas ſahe es dem Vezier an der Begierde, womit er ſolche betrachtete, und ihren Werth erwog, wohl an, daß er ſie lieber für ſich behalten, und den Großherrn mit der ſinnreichen Antwort, daß er nichts, als eine Heuſchreckenkeule, zum Geſchenk für ihn habe, abgeſpeiſet hätte. Um nun ſeinem Geize zu ſchmeicheln, that ihm Catanas ſelbſt den Vorſchlag, den Großherrn mit dieſen Kleinigkeiten, die einem Schach von Perſien keine Ehre machten, und Sr. Hoheit vielleicht gar misfallen möchten, lieber gar nicht zu behelligen.

„Sie haben Recht;“
antwortete der Vezier,
die Dinger ſind zwar ganz artig, aber für große Monarchen muß es was ſeltenes ſeyn. Wenn er gerade nicht bey guter Laune wäre, ſo kömmt ihn der Spaß auf Euch wohl gar ungnädig machen. Indeſſen ich will ſie aufheben, um den rechten Zeitpunkt abzupaſſen. Verlaſſen Sie ſich übrigens auf mich! Ihre Angelegenheiten ſind in guten Händen.

Er hielt Wort: denn noch denſelben Tag ließ er auf allen Straßen zu Adrianopel bekannt machen; daß der Sultan dem Perſiſchen Geſandten zwölf Sclaven überlaſſen habe, die er ſich ſelbſt ausſuchen könne.

Nur einige von denen, die er ſuchte, fand Catanas in Adrianopel; die übrigen befanden ſich zu Conſtantinopel. Er begab ſich alſo mit dem Alepes dahin, um ſolche dort zuſammen zu ſuchen.

Inzwiſchen ſorgte Camuza für die Befreyung der Thamar. Er wußte die vornehmſten Verſchnittenen dahin zu bewegen, daß ſie eine gewiſſe alte Frau, die er angab, aus dem Serail laſſen ſollten. In dieſer Geſtalt, mit einer feinen Wachsmaske vor dem Geſicht, ſchlich ſich alſo die Thamar heraus. Hierauf kleidete ſie ſich nebſt ihrer Schweſter Alcinde, und dem Camuza in Judenkleider, und dann ſchifften ſie ſich nach Conſtantinopel ein, wo ſie den Catanas an einem beſtellten Orte antrafen. Dieſer hatte inzwiſchen ſchon ein Schiff ausgemacht, um ihre Flucht ohne Verzug zu bewirken. In der nächſten Nacht giengen ſie insgeſamt auf ſelbigem an Bord, und nahmen einige der Gefangenen mit, die Catanas erlöſet hatte. Bey günſtigem Winde, mit aufgeſpannten Segeln flogen ſie von dannen, und kamen glücklich in Venedig an.

Mit den größten Ehrenbezeigungen wurden ſie von dem Doge aufgenommen. Camuza nahm nun den Namen eines Grafen de Foir an, und begab ſich mit Catanas in den Dienſt der Republik. Beyde heiratheten ihre Geliebten die Tratop, und die Thamar;

mar; Alcinde und Alepes würden gleichfalls ein Paar, und insgeſamt prieſen ſie die Vorſehung, die ſie unter ſo verwickelten und traurigen Verhängniſſen ſo mächtig beſchützet, und ſie am Ende doch noch glücklich gemacht hatte.

II. Der

II.

Der
unſchuldige Vatermörder,

eine
Original-Erzählung.

In einer deutſchen großen Handelsſtadt kam eines Morgens mit dem früheſten der Bediente des Herrn Bandemers, eines alten reichen Kaufmanns zum regirenden Stadtrichter, und bat um ſchleunige Gefangennehmung des Sohnes ſeines Herrn, welcher eben izt ſeinen Vater ermordet habe. Der Stadtrichter gab dem Bedienten den Augenblick einen Rathsdiener mit einigen Mann Gefolge mit. In dem Hauſe des Herrn Bandemers kam ihnen deſſen Gattin mit Heulen und Schreyen entgegen; noch ſtärker aber ertönte die Stimme eines alten Weibes, welches ſchon der Wache Eyde auf Eyde zuſchwor, ſie wäre eben dazu gekommen, als der junge Herr Bandemer, den Dolch aus ſeines kranken Vaters Bruſt wieder herausgezogen, und ſolchen von ſich geworfen habe.

Das Zimmer des Verſtorbenen fand man verſchloſſen, und von außen feſt verriegelt. Madam Bandemer gab vor, ſie hätte, ſobald die Söllnerin, ſo hieß jene alte Frau, die Mordthat entdeckt gehabt, weil ſie ſolcher gleich auf dem Fuße nachgefolget, das Zimmer von außen zugeſchlagen, und verriegelt, damit der Mörder nicht habe entwiſchen können. Man öffnete die Thür, und fand den jungen Bandemer vor dem Bette ſeines erblaßten Vaters, in der verzweiflungsvollſten Lage auf den Knien liegen. Die Mutter, die alte Söllnerin, der Bediente, alles fiel mit den härteſten Schmähreden über ihn her, und ſchrie um Rache des von ihm begangenen Mords. Der junge Menſch aber ſtand mit vieler Gelaſſenheit auf, und ſagte zur Wache:

> „Führet mich vor meine Richter, da„mit ich meine Unſchuld darthun kann.

Er faßte die Hand des Leichnams, küßte ſolche mit Inbrunſt, und ließ ſeine Thränen darauf fallen. Dann gieng er zwar ſtandhaft, und geſezt, aber tief gerührt mit der Wache davon.

Kaum war er fort, ſo erſchien der ganze Senat, und brachte einen Arzt mit, um den Leichnam zu beſichtigen. Man fand in der Bruſt eine tiefe Wunde, die noch ganz friſch war. Das Hemde des Verſtorbenen und ſein Bette waren voller Blut. Vor dem Bette auf dem Boden lag ein großes Meſſer, das in Blut getaucht zu ſeyn ſchien. Die Wittwe machte von dem ganzen Vorfall dieſe Erzählung:

„Ihr verſtorbener Mann habe mit dieſem ſeinem einzigen Sohne ſchon ſeit Jahr und Tag in Uneinigkeit gelebt, und habe ihn ſogar aus ſeinem Hauſe geſtoßen: denn der junge Bandemer habe immer mit liederlichen Weibsperſonen Umgang gehabt, und ſeit einiger Zeit, ſich ſogar eine Maitreſſe gehalten; auch habe er auf des Vaters Namen viele Schulden gemacht. Weil er ſich nun von dieſer ſchlechten Lebensart nicht habe abbringen laſſen; ſo ſey er von dem Vater verſtoßen worden.

Inzwiſchen ſey ihr Mann in eine Krankheit verfallen. Wiewohl nun ſolche eben nicht zum Tode geweſen wäre, ſo habe es ihr doch gejammert, daß auch auf ſeinem Krankenlager die ihr ſo empfindlich geweſene Uneinigkeit mit ſeinem Sohne noch hätte fortdauern ſollen. Sie habe ſich übrigens mit der Hoffnung geſchmeichelt, der junge Bandemer würde ſich vielleicht durch das Wort ſeines kranken Vaters zur Beſſerung bewegen laſſen, und ſo hätte ſie dieſe gute Gelegenheit nutzen wollen, eine Ausſöhnung zwiſchen ihnen beyden zu ſtiften. Denn, wenn ſie ſchon die Stiefmutter des jungen Menſchen ſey, ſo habe ſie ihn doch immer von ganzer Seele geliebt, und es hätte ihr wehe gethan, daß er ſich durch ſeine Ausſchweifungen das Mißfallen ſeines Vaters zugezogen habe. In der verwichenen Nacht habe ſie nun den lezteren durch vieles Zureden endlich dazu bewogen, ſeinen Sohn vor ſich kommen zu laſſen, und ſich mit ihm auszuſöhnen. Den Augenblick habe ſie alſo nach ihm geſchickt und ihn rufen laſſen. Der Tag wäre noch nicht ganz angebrochen geweſen, als er angekommen ſey. Hierauf habe ſie den jungen Menſchen in das Zimmer ſeines kranken Vaters geführet. Da ſie aber aus Weichherzigkeit dem erſten Auftritte ihrer Zuſammenkunft nicht gern hätte beywohnen wollen, ſo wäre ſie in der Thür wieder umgekehret. Gleich vor der Thür hätte ihr die Söllnerin begegnet, welches die Wartefrau des Kranken geweſen ſey, und ihm ein Glas Waſſer habe zutragen wollen. Mit dieſer habe ſie noch ein wenig geſprochen, und ihr anbefohlen, das Waſſer nur gleich in dem Krankenzimmer hinzuſezen, und die Unterhaltung der beyden Leute nicht zu ſtören. Hierauf wäre die Söllnerin wirklich in das Zimmer hineingegangen, ſie ſelbſt aber habe die Treppe hinab ſteigen wollen. Kaum halb aber wäre ſie hinunter geweſen, ſo wäre die Söllnerin mit großem Geſchrey zur Thüre wieder herausgeſtürzt, und habe gerufen, daß der junge Vandemer ſeinen Vater ermordet habe. Sie ſelbſt wäre dann den Augenblick umgekehret, und habe die Thüre zugeſchlagen, und verriegelt, damit der Mörder nicht habe entwiſchen können; den Bedienten aber habe ſie ſogleich nach der Wache fortgeſchickt. — —

Dieſe Erzählung klang überaus wahrſcheinlich, und war für den beſchuldigten Jüngling äußerſt beſchwerend. Man nahm ſie zum Protocoll, und unterſuchte nun durch den Arzt den Leichnam. Es war zwar noch geronnen Blut in der Wunde; der Arzt aber äußerte die Meynung, daß der Verſtorbene an einem Steckfluſſe wenigſtens ſchon in letzten Zügen gelegen haben müſſe, als er den Dolchſtich bekommen habe. Madam Vandemer, die Söllnerin, und der Bediente, Storling mit Namen, wurden in Verhaft genommen; Julien die Tochter vom Hauſe aber, einem Mädchen von ſechzehn Jahren, ließ man die Freyheit.

Die Sache wurde bald in der ganzen Stadt ruchbar, und die Meynungen davon waren getheilt. Sehr viele hielten den jungen Menſchen für unſchuldig, man kannte ihn nur von der Seite eines rechtſchaffenen braven Jünglings; eines Vatermords glaubte man ihn gar nicht fähig. Andere aber fanden doch viele Wahrſcheinlichkeit in der Beſchuldigung, da es eine bekannte Sache war, daß er ſeit langer Zeit mit ſeinem Vater in Uneinigkeit gelebt hatte, und von ſelbigen ſo gar verſtoßen worden war. Man wußte, daß er mit einem gewiſſen jungen Frauenzimmer in der Stadt in Verbindung ſtand, das kein Vermögen beſaß, und, welches zu heirathen, ganz wider des Vaters Abſichten mit ihm geweſen war. Die meiſten bedauerten ihn wegen ſeiner Jugend, und wenige gab es, die ſeine Stiefmutter, als ein bekanntes grundböſes Weib nicht gehaſſet hätten. Kaum einige Stunden nach der gefänglichen Einziehung des Jünglings kam jenes junge Frauenzimmer, mit welchem er in Verbindung ſtand, zum Bürgermeiſter des Orts: ſie war eine arme Waiſe, und die Tochter eines Sachwalters, der in Dreßden gewohnet hatte. Amalia Jungleben, war ihr Name. Ihren Charakter verehrte jedermann als rechtſchaffen, und an ihrem guten Rufe war nichts auszuſetzen. Man ſchätzte ſie deswegen allgemein, und nur ihre Schönheit zog ihr bisweilen Neider und Feinde zu.

Der Burgemeiſter ließ ſie vor ſich kommen, und fragte nach ihrem Anbringen. Mit allen Zeichen der innigſten Rührung, mit rothgeweinten Augen, und mit einer Todtenbläſſe bedeckt, trat ſie zu ihm hinein. Vor Jammer und Schluchzen konnte ſie anfänglich kein Wort hervorbringen.

„Ich komme —

fing ſie endlich mit Zittern an,

„für meinen Geliebten — und Bräutigam
„zu bitten — Er iſt unſchuldig —

„Wenn Sie den jungen Bandemer
„meinen, Mademoiſell!

antwortete der Burgermeiſter,

„ſo ſprechen Sie etwas viel, ihn unſchuldig
„zu preiſen. Es ſind ſehr ſtarke und
„wichtige Anzeigen wider ihn vorhanden.
„Inzwiſchen, gehört muß jedermann werden,
„der etwas zur Vertheidigung eines
„Beſchuldigten vorbringen will. Sagen
„Sie mir alſo, was Sie von ſeiner Unſchuld
„wiſſen!

„Ach Gott!

fuhr Amalia fort,

„kann wohl eine ſo himmliſche Seele, wie er hat, des Vatermords ſchuldig ſeyn? — kennten Sie Herrn Vandemer, wie ich ihn kenne, Sie würden vor einem ſolchen Gedanken zurück beben. Hätten Sie, wie ich, ihn ſo oft jammern hören, über die Verblendung ſeines Vaters, hätten Sie ihn weinen ſehen, über das traurige Schickſal, daß er ihn aus ſeinem Hauſe verſtieß; Sie würden ihn nimmermehr für einen Vatermörder halten können. Und wie gut, wie zärtlich ſprach er nicht noch immer von dieſem ſeinem Vater; nie ein Scheltwort gegen ihn, oder gegen ſeine Stiefmutter, die allein ihn ins Unglück ſtürzte, hab' ich jemals aus ſeinem Munde gehöret. Er iſt die Frömmigkeit, die Tugend, und die Rechtſchaffenheit ſelbſt. — —"

Die Beredſamkeit des jungen Frauenzimmers, und ihr edler Anſtand dabey, gefiel dem Burgemeiſter. Aufmerkſamer auf die Geſchichte des Jünglings machte ihn Amaliens Aeußerung von der Härte ſeiner Stiefmutter.

„Wie ich gehöret habe,
ſagte er,
„hat eben ſeine Verbindung mit Ihnen,
„ihm die Mißgunſt ſeines Vaters zugezogen.
Sie ſcheinen alſo noch mehr ſein
„Unglück befördert zu haben, als ſeine
„Stiefmutter, die zwar nicht in dem beſten
Rufe ſtehet, aber bey dieſer Sache
„doch unſchuldig ſeyn kann.„

„Uebel von jemanden zu ſprechen,
antwortete Amalia,
„war nie meine Sache. Aber daß
„nicht ich, ſondern Madam Vandemer
„ſelbſt, ihren Mann gegen ſeinen unſchuldigen
Sohn aufbrachte, kann ich
„beweiſen. Sie hatte von je her die Abſicht,
das ganze Vermögen des alten Mannes
allein auf ihre Tochter zu bringen,
„und ſeinen Sohn deſſen gänzlich zu berauben.
Sie verläumdete ihn alſo bey
„aller Gelegenheit bey dem Vater. Und
„da ſie das Herz des Alten in Händen
„hatte, ſo wurde es ihr leicht, den guten
„Jüngling gar bald um die Gunſt des
„Vaters zu bringen. Alle ſeine, auch die
„unſchuldigſten Handlungen wurden alſo
„auf einer ſchwarzen Seite vorgeſtellet,

„und was nicht häßlich genug war, das log ſie dazu. Durch ſeine Rechtſchaffenheit erhielt ſich aber der junge Menſch noch immer ſo, daß er keiner Schandthat überführet werden konnte, und ſo lange behielt ihn der Vater auch immer noch bey ſich.

„Jzt aber würde er mit mir bekannt. Er liebte mich, und verſprach mir die Ehe, ſo bald er ſeinen Vater zur Einwilligung darein würde bewegen können. Nur auf eine günſtige Gelegenheit harrete er, um dem Alten die Sache vorzutragen. Inzwiſchen ererfuhr Madam Bandemer unſre Verbindung. Sie war aber fein genug, ihrem Manne anfänglich die Sache zu verſchweigen. Vielmehr ſchmiedete ſie eine andere Kabale, um ihrem Stiefſohne dabey einen rechten Hauptſtreich anzubringen. Sie kennen Madam Barner, die reiche Kaufmanns Wittwe, die wegen der Häßlichkeit ihres Körpers, und ihrer Seele ſo übel berüchtiget iſt. Dieſe ſchlug ſie Herrn Bandemer zur Ehe für ſeinen Sohn vor. Sie wußte natürlich zum voraus, daß der junge Menſch Nein dazu ſagen würde, und entſchließen hätte er ſich zu einer ſo ungleichen Parthie nicht gekonnt, wenn er auch mit mir nicht bekannt geweſen wäre. Aber eben das war der Plan der gottloſen Mutter. Sie wollte den Sohn auf der Seite eines Ungehorſamen ertappen, und ihn dadurch vollends ganz um die Gunſt ſeines Vaters bringen: Es gelang ihr: denn der junge Bandemer erklärte, er würde Madam Barner nicht heirathen, und wenn man ihm auch das Leben nehmen wollte. Begierig ergriff die Stiefmutter dieſe Gelegenheit, dem Vater ſeine Vebindung mit mir auf der häßlichſten Seite vorzuſtellen; und ſie als die Urſache ſeines Ungehorſams gegen den väterlichen Willen anzugeben. Sie ſchilderte mich als eine Verführerin, als eine leichtfertige verbuhlte Weibsperſon, die nur darauf ausginge, junge Leute zu verführen, und von reichen Jünglingen einen ſtrafbaren Gewinn zu ziehen. Sie erdichtete allerhand ärgerliche Anekdoten von meiner Aufführung, und machte mich dem alten leichtgläubigen Manne dadurch ſo verhaßt, daß er des Sohnes Verbindung mit mir für das größte Verbrechen anſah. Da nun mein Geliebter nicht von mir laſſen wollte, ſo wurde er von dem Vater aus dem Hauſe geſtoßen, und hat

ſich

ſich ſeit der Zeit bey einem Freunde aufgehalten.

„Bald darauf wurde der alte Bandemer krank, und ich weiß aus ſichern Quellen, daß ſeine Frau ihn täglich und ſtündlich gemartert hat, ein Teſtament zu machen, und darinnen ſeinen Sohn zu enterben, ſein Vermögen aber ihr und ihrer Tochter allein zuzuwenden. Doch hierzu konnte ſie ihn durchaus nicht bewegen, ja er hat ſogar noch oft ſeine Uebereilung, daß er ſeinen Sohn von ſich geſtoßen hatte, bereuet, und ſich mit ihm auszuſöhnen gewünſchet. Wie es endlich zugegangen iſt, daß man den alten Mann ermordet gefunden hat, das weis ich freylich nicht; aber höchſt wahrſcheinlich bleibt es doch, daß Madam Bandemer auch hier eine Kabale geſpielt habe, um ihren Stiefſohn als einen Vatermörder, um ſein Leben zu bringen, damit ſeine väterliche Erbſchaft ihrer Tochter mit anheim fallen möchte. — Ich wenigſtens erbiete mich, es mit tauſend Eyden zu bekräftigen, daß Bandemer einer ſo ſchrecklichen Schandthat nicht fähig ſeyn könne.“ —

Amalia machte durch dieſe Erzählung den Burgermeiſter ſo aufmerkſam auf die Sache des jungen Bandemers, daß er ſie gerichtlich darüber verhören zu laſſen beſchloß, ſobald dem Beſchuldigten, ſeine Vertheidigung zu führen, erlaubt ſeyn würde. Vor der Hand aber entließ er Amalien mit der Verſicherung, daß Bandemer nicht ungehört verdammet werden ſollte.

Dieſes junge Frauenzimmer war zwar arm, und lebte in der Dunkelheit; niemand aber konnte ſie nur irgend des mindeſten Laſters beſchuldigen. Sie wohnte mit ihrer Schweſter, der Frau eines gewiſſen Wells, der Kaufmann in Dreßden geweſen war, und Banquerout gemacht hatte, in einem Hauſe. Beyde führten eine ſehr eingezogene Lebensart, und ernährten ſich von Putzmachen, und von der Nähterey. Gebürtig waren ſie ebenfalls aus Dreßden; ihr Vater war ein armer Sachwalter geweſen, deſſen Wittwe die beyden Töchter lange noch hatten ernähren müſſen. Madam Well, die ältere Schweſter heirathete in ihrem ſechzehnten Jahr einen Kaufmann, der bald darauf durch Unglücksfälle um ſein Vermögen kam, und

Banquerout machen mußte. Aus Schaam darüber verließ er ſeine Frau, und gieng in alle Welt. Seit zehn Jahren war er nun abweſend, und ſo lange hatte er auch ſeiner Frau keine Nachricht von ſich gegeben. Jedermann hielt ihn für todt. Madam Well aber, und ihre Schweſter Amalia zogen aus Dresden weg, um an einem andern Orte, wo ſie weniger bekannt waren, in der Einſamkeit, und ohne Aufwand leben zu können.

Der Beſizer des Hauſes, wo die beyden Frauenzimmer wohnten, war ein Bekannter von dem jungen Bandemer. Bey dieſem lernte er Amalien kennen. Sie war ein ſanftes gutes Mädchen, von nicht gemeiner Schönheit; und ohne Eroberungsſucht feſſelte ſie den jungen Menſchen ſo ſehr an ſich, daß ihn auch die Härte ſeines Vaters nicht dahin bringen konnte ſie zu verlaſſen. Er hatte ihr die Ehe verſprochen, und ſein Wort war ihm heiliger, als die Reichthümer ſeines Vaters, die er wirklich dabey aufs Spiel ſezte.

Doch, wir müſſen nun wieder auf die Unterſuchung zurückgehen, welche man über den Vatermord erhoben hatte, deſſen man den jungen Bandemer beſchuldigte. Die Söllnerin, welche ihn darüber betroffen haben wollte, wurde zuerſt vernommen. Von Seiten ihres Charakters betrachtet, war ſie eine jener alten in der Bosheit abgehärteten Kreaturen, die für Geld zu allem fähig ſind. In ihrer Jugend hatte ſie das Handwerk einer öffentlichen Buhlerin getrieben. Dann war ſie eine Kuplerin geworden, und in ihrem Alter, — denn ſie war faſt ſiebzig Jahr — trat ſie zur Beſchäftigung einer Krankenwärterin über, und ſchlich ſich durch Klätſcherey in die Familie ein, wo ſie allerhand Unheil ſtiftete, um dadurch ihr ſelbſt verſchuldetes, armſeliges Leben hinzufriſten.

Dieſes in allen niederträchtigen Ränken erfahrne Weib ſagte nun bey ihrer Vernehmung aus:

„Sobald ſie mit dem Glaſe Waſſer, welches ſie dem alten kranken Bandemer hätte bringen wollen, in ſein Zimmer gekommen wäre, hätte der junge Bandemer etwas hinter die Bettvorhänge zu verſtecken geſuchet, das ihr verdächtig geſchienen habe; ſie wäre ſogleich auf das Bette zugetreten, um nach der Sache zu ſehen; der Jüngling aber habe ſie angefaßt, und ſie zurück ſtoßen wollen. Hierauf habe ſie ſich ein Paar Minuten mit ihm herum gerungen, und dabey nach dem Kranken geſehen. Da wäre ſie denn gewahr worden, daß er über und über voll Blut geweſen, und ſich nicht mehr gereget habe. Nach dieſer Entdeckung habe ſie denn freylich nicht anders glauben können, als daß der Alte ermordet worden ſey: denn ſie habe die ganze Nacht hindurch bey ihm gewacht, und früh morgens, ehe ſie den Kranken verlaſſen, habe er noch ſehr munter mit ihr geſprochen. Auch habe ſie ihn kaum eine Minute vorher, ehe ſein Sohn gekommen, ziemlich wohl verlaſſen, ſo daß er ſogar noch von ſeinem Wiederaufkommen geredet, und nur das Verlangen, ſeinen Sohn zu ſehen und ſich mit ihm auszuſöhnen, geäußert habe. Nun hätte zwar der junge Menſch, ſobald er geſehen, daß ſie den Mord entdeckt gehabt, entſpringen wollen. Aber ſie hätte ihm den Vortheil abgewonnen, und die Thür noch eher, als er erreichet. Auf ihr Rufen wäre nun auch Madam Bandemer zurück gekommen, und da hätten ſie denn ſogleich die Thür von außen zugeſchlagen, und verriegelt, damit der Mörder nicht entwiſchen können. —

Dieſe Ausſage beſchwor das alte Weib ſowohl, als Madam Bandemer die ihrige, die wir oben angeführet haben. Auch der Bediente Stokling wurde verhört, und dieſer ſagte unter andern aus, daß er ſich während dieſes tragiſchen Vorfalls in einem Zimmer, neben dem Krankenzimmer befunden habe, um einige Sachen, die verlegt geweſen wären, zu ſuchen. Hier habe er nun das Ringen zwiſchen dem jungen Bandemer und der Söllnerin gehöret, und da er herzugelaufen, um zu ſehen, was dieſes Geräuſch bedeute, wäre die leztere mit dem Mordgeſchrey ſchon aus dem Krankenzimmer herausgekommen. Madam Bandemer aber habe ihn ſogleich nach der Wache fortgeſchickt, um den jungen Menſchen als einen Vatermörder in Verhaft nehmen zu laſſen.

Auch dieſer beſchwor ſeine Ausſage. Hierdurch wurde nun der arme Jüngling ganz ungemein gravirt. Demungeachtet aber beharrete er dabey, daß er unſchuldig ſey, und wie er vernommen wurde, gab er folgende Umſtände an:

„An demſelben Tage, wo der Mord geſchehen ſeyn ſolle, wäre ſeines Vaters Bedienter Storling früh, wie er noch im Bette gelegen habe, zu ihm gekommen, und habe ihm die Nachricht gebracht, daß ſein Vater ſehr dringend nach ihm verlange, und daß ihn ſeine Mutter inſtändigſt erſuchen laſſe, den Augenblick zu ihm zu kommen, weil der Vater eben bey guter Laune, und im Begriff ſey, ſich mit ihm auszuſöhnen; er hätte dieſe Nachricht mit Freuden aufgenommen, und keinen Augenblick geſäumt, ſich in das Haus ſeines Vaters zu begeben. Bey ſeinem Eintritt habe ihn die Mutter empfangen, ihn vor das Krankenzimmer geführt, und ihm gerathen, ſich nur ganz leiſe dem Bette des Vaters zu nähern, weil er eben etwas geſchlummert habe, und vielleicht noch in einem ſanften Schlafe liege. Er habe die Mutter zwar gebeten, ihn zu begleiten, und bey der Ausſöhnung mit ſeinem Vater Zeuge zu ſeyn. Aber ſie habe ihm dieſes unter dem Vorwande abgeſchlagen, daß ſie zu weichherzig ſey, und die allzuheftige Rührung dabey nicht würde aushalten können. Sonach wäre er denn allein in das Krankenzimmer gegangen, und habe ſich ganz leiſe dem Bette ſeines Vaters genähert. Nur eine ſehr ſchwache Lampe habe im Zimmer gebrannt, und das Bette wäre faſt ganz zugezogen geweſen. Er habe ſodann den Vorhang geöffnet, und da habe er zwar ſeinen Vater im Bette liegen ſehen; aber auch keinen Athemzug mehr von ihm gehöret. Da er nun gewiß vermuthet habe, daß er ſchon todt ſey, ſo habe er ſeine Hand angefühlet, und ſolche ganz kalt gefunden, auch keinen Pulsſchlag mehr gemerket. Dieß ſey ihm natürlicherweiſe ſehr verdächtig vorgekommen. Er habe alſo eben nach der Lampe gehen wollen, um ſeinen Vater genauer zu betrachten, als die Söllnerin hereingetreten, und ihn des Mords beſchuldiget habe. Vor Schrecken über eine ſo abſcheuliche Beſchuldigung ſey er faſt von Sinnen gekommen. Die Söllnerin aber wäre mit einem gräßlichen Geſchrey zur Thür hinaus gelaufen, und den Augenblick wäre auch die Thür von außen zugeſchlagen, und verriegelt worden. Es ſey alſo nicht andem, daß er erſt einen Dolch hinter die Bettvorhänge geworfen, und dann mit der Söllnerin gerungen habe, als dieſe den Dolch aufheben wollen. Sobald er ſich aber auf dieſe Weiſe gefangen geſehen, habe er doch das Licht noch genommen, um ſeinen Vater genauer zu betrachten; allein er habe ihn ſchon todt, und voller Blut gefunden. Hier habe er denn nun nicht anders ſchließen können, als daß die Ermordung noch vorher, ehe man ihn zu dem Alten geführet habe, geſchehen ſeyn müſſe, u. ſ. w.

Freylich war dieſe leztere Vermuthung allein der Grund, worauf der junge Bandemer ſeine ganze Vertheidigung baute. Nur aber war ſie zu ſchwach gegen die Ausſagen Storlings und der Söllnerin, die beſchworen hatten, daß ſie beyde mit dem alten Bandemer noch geſprochen hätten, ehe ſein Sohn zu ihm geführet worden ſey. Ja, der Bediente behauptete ſogar, er habe, wie er den jungen Bandemer gerufen, und von ihm zurückgekommen, dem Alten ſelbſt Rapport davon abgeſtattet, und ſey mit Madam Bandemer aus deſſen Zimmer gegangen; auch wäre leztere nicht wieder hineingekommen; bis ihr Stiefſohn erſchienen, und ſie dieſen zu dem Kranken geführet habe.

Dieſe, und mehrere Umſtände vereinigten ſich, den jungen Menſchen des ihm Schuld gegebenen Mords ſo verdächtig zu machen, daß man ihn ſeines Leugnens ungeachtet in der Folge der Unterſuchung für überführt hielt. Er nahm zwar einen Sachwalter an, der ſeine Vertheidigung aufs beſte führte, und die Ausſage der Mamſell Jungleben wurde vortreflich dabey benutzet. Aber die Anzeigen waren zu ſtark gegen ihn. In dem eingeholten Urtheil wurde ihm die Folter zuerkannt, welche barbariſche Art die Wahrheit herauszubringen, damals noch gebräuchlich war; Madam Bandemer aber, die Söllnerin, und Storling wurden wieder auf freyen Fuß gelaſſen.

Die ganze Stadt jammerte über das traurige Schickſal des Jünglings. Ganz untröſtlich aber war ſeine arme, geliebte Amalia. Kaum hatte ſie das ſchreckliche Urtheil vernommen, das über den Geliebten ihres Herzens geſprochen worden war, ſo eilte ſie zu ihm ins Gefängniß. Nur aus beſonderer Gefälligkeit gegen ſie, wurde ſie zu ihm gelaſſen; es durfte aber dennoch nicht anders, als in Beyſeyn der Wache, welche Ehrenthalber von Soldaten gehalten wurde, geſchehen. Aber Gott! welch ein ſchauderhafter Anblick war es für ſie, wie ſie an dieſen, nur für die gröbſten Verbrecher beſtimmten Ort kam! — Blaß und abgezehrt von

Gram, und Jammer ſaß der unglückliche Jüngling da, mit ſchweren Ketten beladen, und an die Wand angeſchloſſen. Auf einem kleinen Tiſchgen vor ihm ſtand ein Glas Waſſer, und ein Stück trocken Brod lag neben ihm.

„Großer Gott! — wie find' ich dich! — rief Amalia, als ſie ihn erblickte, und ſie ſtürzte im Gefühl des äußerſten Schmerzes an ſeinen Hals. Beyde hingen nun feſt an einander, und weinten und ſchluchzten, ohne ein Wort ſprechen zu können.

„Was willſt du bey mir, du Unglück-
„liche?

ſagte Bandemer endlich.

„Willſt du mir meine Leiden noch mehr
„verbittern? — Ach! bald wird dieſe
„Arme, die izt noch ſo zärtlich dich um-
„faſſen, eine ſchreckliche Folter zer-
„ſchmettern.

Amalia konnte noch immer nicht ſprechen. Am ganzen Leibe zitternd, und einer Ohnmacht nahe, lag ſie da auf ſeinem Schooße, und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Laß mich!

fuhr Bandemer fort,

„laß mich ruhig, den Tod der Unſchuld „ſterben! denn ich werde dieſe grauſame „Folter nicht überleben.

„Und ich werde ſterben, ehe du dahin „kommſt,

antwortete nun endlich Amalia,

„Ach! ich kann nicht leben, wenn du lei„deſt und — ſo unſchuldig leiden „mußt. Mein Jammer wird mir das „Herz abdrücken; — —.

„Ich fühle es, daß ich lebend von dir „nicht wieder hinwegkomme. — Ach! „Allmächtiger! und Allweiſer — iſt denn „keine Rettung. — Haſt du denn keinen „Schutz mehr für die Unſchuld — kein „Mittel mehr, jene ſchrecklichen Boshei„ten zu vernichten? — iſt keine Liebe — „keine Gerechtigkeit mehr in der Welt? — „— was hat dieſer arme Jüngling — „was hab' ich verbrochen, daß wir dieſe „ſchreckliche Strafe dulden müſſen? —

„Murre nicht wider Gott!

verſetzte Bandemer,

„wer weiß, wozu es gut iſt, daß wir ſo „dulden müſſen! — Gott weiß es, daß „ich unſchuldig bin, und — will er mich

„retten, ſo kann ich noch auf ſeine Hülfe „rechnen, wenn ich auch ſchon unter „Scharfrichters Händen bin."

Die Erwähnung des Scharfrichters erſchütterte die unglückliche Amalia ſo heftig, daß ſie wie todt, vor Baudemers Füßen zur Erden ſtürzte. Der Gefangene hatte nicht ſo viel Kraft, ſie aufzuheben; ſeine Arme waren wie gelähmt, und ſein Herz wollte ihm zerſpringen für Wehmuth. Einer der beyden Soldaten, welche die Wache hatten, und dieſen rührenden Auftritt mit anſahen, hob das unglückliche Mädchen auf, und trug ſie ohne Leben aus dem Gefängniß, in die Wohnung des Gerichtsdieners. Thränen des Mitleids liefen ſeine Wangen herab, und benezten die Arme des Mädchens, die im Tragen, um ſeinen Hals geſchlungen waren. Sobald ſie wieder ein wenig zu ſich kam, mußte man ſie in einer Sänfte nach Hauſe tragen laſſen. Hier fiel ſie in eine Krankheit, die ſie bald an die Pforten des Todes führte.

Alles ſchien ſich nun zum Untergange der beyden Liebenden zu vereinigen. Aber die Vorſehung lebte noch, und, ohne daß ſie es ahndeten, arbeitete ſie an ihrer Rettung. Der Soldat, welcher Amalien aus dem Gefängniſſe trug, wurde den Tag drauf kommandiret, mit einem Unteroffizier, und noch einem Gemeinen, einen Rekruten auf einem nahe bey der Stadt gelegenen Dorfe abzuholen. Wie ſie den Rekruten hatten, gingen ſie mit ihm in den Gaſthof des Orts, um hier ein Frühſtück zu machen. Hier fanden ſie den Bandemerſchen Bedienten Storling, der aus dem Arreſte entlaſſen, und um ſich eine Bewegung zu machen, daher gegangen war. Er ſaß bey einer Flaſche Pontak da, und hatte ihr ſchon ſo gut zugeſprochen, daß ſeine Zunge anfing ſehr geſchmeidig zu werden. Das Geſpräch lenkte ſich bald auf den jungen Bandemer, und deſſen unglückliche Unterſuchungsſache. Der Soldat erzählte der anweſenden Geſellſchaft den tragiſchen Auftritt, der zwiſchen dem Gefangenen, und ſeiner Geliebten vorgefallen war, und ſchwur bey allen Teufeln, daß er die Sünde nicht auf ſich haben möchte, den jungen Menſchen, der ganz gewiß unſchuldig ſey, in ein ſolches Elend geſtürzt zu haben. Da er einige Gläſer Branntwein getrunken hatte, die ſein Blut erwärmet hatten, ſo machte er ſich an

den

den Storling, deſſen Antheil an der Sache ihm bekannt war, und ſagte:

„Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich,
„wie er, wider den jungen Menſchen
„geſchworen hätte, ich könnte nicht
„ſo ruhig bey einem Glas Wein da ſitzen,
„wie Er thut. Sag' Er mir nur: hat Er
„es denn auch wirklich mit gutem Gewiſſen
„beſchwören können, daß der Menſch
„ſeinen Vater umgebracht hat?„ —

Storling ſezte ein Glas Pontak am Mund und antwortete:

„So wahr ich das Glas Wein hier
„austrinke; Herr Bandemer iſt unſchuldig!

S. „Wie? — und Er hat's doch beſchworen?

St. „Was hätt-ich? — Bleib' Er mir vom
„Leibe mit ſolchen dummen Reden! ich
„hab' nichts geſehen, und nichts beſchworen.

S. „Nun, ſo iſt es die alte kuppleriſche Kanaille
„Söllnerin geweſen.

St. „Er hat Recht. Die alte Beſtie fürchtet
„weder Gott noch Menſchen.

S. „Sie hat gewiß falſch geſchworen.

St. „Das weiß ich nicht. Aber daß ſie ein „alter Sündenbock iſt, der für Geld wohl „mit dem Teufel zu thun hätte, das weiß „ich.

S. „Nun! will es denn die geſehen haben, „daß Bandemer ſeinen Vater erſtochen „hat?

St. „Freylich! ſonſt könnt' er doch nicht auf „die Tortur kommen.

S. „Du lieber Gott! und der junge Menſch „iſt doch ſo unſchuldig wie die Sonne; da „will ich drauf leben und ſterben. Da „muß gewiß was vorgegangen ſeyn, das „vor Gott und Menſchen abſcheulich iſt. „Aber der liebe Gott wird es gewiß noch „an Tag bringen, und hernach mag ich „die Strafe mit Euch Schelmen-Bagage „nicht theilen.

St. „Was? — Schelmen-Bagage? wen „meynt Er? — meynt Er mich mit? — „Da ſoll Ihm der Henker das Licht halten. „Sag' Er mir, ob Er mich mit meynt?

S. „Nun! nun! nur nicht ſo oben hinaus! „ich meyne alle, die den guten jungen „Menſchen ins Unglück geſtürzt haben.

St. „Da bin ich nicht dabey. Das mag die „Söllnerin und — die Madam verantworten.

S. „Ja, ja! Die Madam — die mag mir
„auch die rechte ſeyn. Ich glaube, daß
„die am meiſten Schuld daran iſt. Die
„Leute ſprechen alle, daß ſie ein garſtiges
„häßliches Weib ſey, das die Jungfer
„Jungleben nicht leiden kann, und blos
„um dieſerwillen den jungen Herrn bey
„ſeinem Vater ſo angeſchwärzet hat.

St. „Je nun! halb und halb. Aber allein
„iſt das die Urſache doch wohl nicht.

S. „Was denn ſonſt?

St. „Das weiß ich nicht. Kurz — die Ma-
„dam — ſie iſt zwar wohl meine Herr-
„ſchaft — aber aber — —

S. „Das Ding iſt nicht richtig. Da will
„ich mich drauf hängen laſſen. — Nicht
„wahr? —

St. „Gehenkt würde Er nicht. Da wär'
„Er ſicher.

S. „Es iſt doch das himmelſchreyendſte Un-
„recht. Das arme Mädchen, die Jung-
„fer Jungleben dauert mich am meiſten,
„die verliert ihren Bräutigam und muß
„am Ende auch dran glauben: denn wer
„ſeinen Bräutigam unter des Scharfrich-
„ters Händen ſehen ſoll —

Hierauf antwortete Storling kein Wort mehr, ſondern ließ ſich noch eine Flaſche Wein geben. Der Soldat hingegen ſprach noch manches von der Sache, und äußerte öffentlich ſeine Meynung, daß Madam Bandemer, die Söllnerin und Storling das Unglück des jungen Menſchen zuſammen geſchmiedet haben müßten.

In einer Ecke des Zimmers ſaß ein Reiſender, der zu Pferde gekommen war, und bey ſeiner Pfeife Toback, und Taſſe Koffee, dem Geſpräche des Soldaten mit Storlingen ſehr aufmerkſam zugehöret hatte. Er war ein Mann von etlichen und vierzig Jahren, hatte eine freundliche offene Miene, und trug eine ſehr ſchöne Reiſekleidung. Der Wirth hatte ſeinem Bedienten ſchon gefragt, wen er in ſeinen Herrn vor ſich zu ſehen die Ehre hätte, aber weiter nichts erfahren können, als daß es niemand wiſſe.

Dieſer Fremde ſchien ſeine Aufmerkſamkeit zu verdoppeln, als der Soldat die Jungfer Jungleben nennte. Er trat aus ſeinem Winkel hervor, und fragte:

»Wer iſt denn dieſe Jungfer Jungleben?

„Ja! ich weiß weiter nichts von ihr, antwortete der Soldat,
„als daß ſie die Jungfer Jungleben heißt,
„und ein Mädchen iſt, wie aus dem Eye
„geſchälet, in das ich mich ſelbſt verſchammeriret haben würde, wenn ich ſie eher,
„als Herr Bandemer gekannt hätte.

Der Fremde verſezte:
„Er wird doch wohl wiſſen, von welchem
„Stande ſie iſt, und wer ihre Eltern ſind?

Hier nahm der Unteroffizier, der mit zugegen war, das Wort und ſagte:
„darüber kann ich Ihnen beſſere Auskunft
„geben, mein Herr, denn ich kenne faſt
„alle Leute in der Stadt. Unſer einer
„läuft ja immer viſitiren umher, und da
„muß man ja doch die Leute kennen lernen,
„beſonders die hübſchen Mädchen.

F. Nun! ſo thu Er mir den Gefallen!

U. Ja, ja! wenn Sie erlauben. Sie hat
„bloß den Fehler, daß ſie arm iſt. Ihr
„Vater iſt ein Advocat in Dreßden gewe-
„ſen. Vermuthlich hat ſeine Handthierung
„ſeinen Kindern keinen Segen gebracht:
„ich wenigſtens möchte kein Advocat ſeyn,
„und wenn ich tauſend Prozeſſe führen
„ſollte.

„ſollte. Denn vor Advocaten und Bettelbrod, bewahr uns lieber Herre Gott! „— iſt ein altes Sprüchwort, und ein „wahres Wort. Da will ich lieber meinen Korporalsſtock führen, und mich täglich für zwey Groſchen ſatt eſſen; ich behalte doch ein ruhiges Gewiſſen dabey, „und niemand kann mir nachſagen, „daß ich jemanden um das Seinige brächte. „Da wollte ich Ihnen hundert Beyſpiele „erzählen. — —

F. Laß Er das jezt nur gut ſeyn! ſag' Er mir „lieber noch mehr von der Jungfer Jungleben!

U. Es iſt wahr, ich wäre bald von ihr abgekommen. Aber ſo geht es, wenn man „ſo viel Leute kennt, wie ich. Man kömmt „von einem aufs andere. Mein Kapitain pflegt immer zu ſagen, Er iſt ein „wahres Archiv von Neuigkeiten, Plappermann! nur ſpricht Er ein Bisgen „gar zu viel. — Je nun! jeder Menſch „hat ſeine Fehler. Das iſt nun einmal „der meinige, und — —

F. Er vergißt die Jungfer Jungleben ſchon „wieder, guter Freund! wie kommt ſie denn „hieher, da ſie wie Er ſagt, aus Dreßden iſt?

U. Sie iſt mit ihrer Schweſter, die Madam „Well heißt, hieher gezogen, und nun er„nähren ſich beyde vom Putzmachen.

F. Iſt denn dieſe Madam Well auch aus „Dreßden?

U. Ja wohl! die arme unglückliche Frau! ſie „hat mich vielmal gedauert, wenn ich ſie „ſo geſehen habe.

F. Warum denn?

U. J! von wegen ihres Mannes, der ein „gottloſer Menſch ſeyn muß. Denn von „ſeiner Frau zu laufen, und ſie ſo im „Elend ſitzen zu laſſen, das halte ich für „eine große Sünde, die ich mir nimmer„mehr zu verbeten wüßte. Ich bin zwar „noch nicht verheirathet, aber wenn ich „es wäre, ſo würde ich gewiß bey meiner „Frau bleiben, es möchte mir auch noch „ſo trübſelig gehen.

F. Wer iſt denn ihr Mann? und warum iſt „er denn von ihr gelaufen?

U. Ein Kaufmann war er, der Banquerout „ſpielte, und dann gar zum Henker lief. „Aber ſo machen es die Herren Kaufleute. „Da iſt es immer ein Großthun, und ein „Schwelgen, und Praſſen alle Tage; und „wenn man es beym Lichte beſiehet, ſo

„iſt es doch lauter Borg, und am Ende, wenn es nicht mehr gehet, wird ein ſogenanntes honettes Bankeroutchen geſpielt, und in alle Welt gelaufen; Weiber und Kinder aber müſſen zu Hauſe darben, und von anderer Leute Gnade leben. Es iſt und bleibt aber doch allemal eine Leutebetrügerey: denn man muß nicht mehr aufgehen laſſen, als einkommt; da bleibt man allemal ein ehrlicher Mann.

F. Wer weiß, ob Herr Well nicht unſchuldig zu ſeinem Bankerout gekommen iſt! — Doch — was geht uns das an? ſag' Er mir doch, wo wohnt denn dieſe Madam Well?

U. Auf der Landhausgaſſe, im Jungiſchen Hauſe, fünf Treppen hoch, vorn heraus. Es iſt zwar ein kleines, aber doch ein niedliches Logiſchen.

F. Iſt Er denn bey ihr geweſen?

U. Warum denn nicht? ich habe ja einmal Manſchetten bey ihr machen laſſen. Es iſt ein recht gutes, ehrliches, braves Weib, und wahrhaftig, wenn ſie keinen Mann hätte, ich ließe mich belieben, ſie zu heirathen.

F. Hat ſie Ihm denn die Geſchichte von ih-
„rem Manne erzählet?

U. Bewahre Gott! Da ſagt ſie keinem Men-
„ſchen ein Wort davon. Contrair! ſie
„lobt ihren Mann noch, und ſpricht im-
„mer, er würde ſchon wieder kommen,
„und ſie noch glücklich machen. Aber du
„lieber Gott! wiederkommen! — ſag' ich
„immer — wer weiß, wo er eine andere
„hat? — ich habe keine Hoffnung dazu.
„Sie thäte am geſcheiteſten, wenn ſie
„ſich von ihm ſcheiden ließe, —

F. Damit Er ſie heirathen könnte! — nicht
„wahr? —

U. Ja! Das thät ich auch, wahrhaftig! —
„ich bin doch Korporal, und werde näch-
„ſtens Feldwebel werden, und meinen
„Dienſt — den verſteh ich.

F. Aber wieder auf die Jungfer Jungleben
„zu kommen, die iſt alſo die Geliebte des
„jungen Menſchen, der ſeinen Vater er-
„mordet haben ſoll?

U. Ja!

F. Und dieſer junge Menſch ſoll unſchuldig
„ſeyn?

U. Das ſpricht die ganze Stadt.

F. Und dennoch ſoll er auf die Tortur kom„men?

U. Das iſt eben das Unglück.

Hier hatten die Soldaten ihr Frühſtück verzehrt. Der Unteroffizier kommandirte alſo zum Abmarſch, und erſtaunte nicht wenig, als beym Fortgehen der Fremde, ihm und dem Soldaten, der ſich des jungen Wandemers mit ſo vielem Eifer angenommen hatte, ein anſehnliches Geldgeſchenk in die Hände drückte.

Auch der Bediente Storling machte Anſtalt zu gehen. Sobald nun dieß der Reiſende merkte, ließ er ſeine Pferde auch vorführen, und folgte jenem nach. Er holte ihn bald ein, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und bat ihn, unter dem Vorwande, daß er etwas allein mit ihm zu ſprechen hätte, ihn in dem Gaſthofe zu beſuchen, wo er logiren wollte. Storling fand ſich zur beſtimmten Stunde bey ihm ein, und wurde von dem Fremden mit einem guten Glas Wein regalirt. Nachdem nun dieſer erſt lange von allerhand gleichgültigen Dingen mit ihm geſprochen, und ihn indeſſen durch den Wein offenherzig gemacht hatte, fing er an:

„Aber nun meine Hauptabſicht, warum ich Ihn gerne allein ſprechen wollte, nicht zu vergeſſen, ſo muß ich Ihm vor allen Dingen ſagen, daß ich ein reicher Edelmann aus dem Reiche bin, und in wichtigen Geſchäften eben nach Dreßden reiſen will. Ich ſuche noch einen hübſchen Bedienten, dem ich wichtige Sachen anvertrauen kann. Er hat mir gleich auf den erſten Anblick, wegen ſeiner guten ehrlichen Phyſiognomie gefallen. Und da wollt ich Ihn denn bitten, ob Er nicht bey mir in Dienſte treten wollte? Er ſoll einen anſehnlichen Lohn bekommen, und es auch ſonſt gut bey mir haben.“

Sehr entzückt über dieſen Antrag griff Storling ſogleich mit beyden Händen zu, und erhielt von dem Fremden einen Louisd'or zum Miethgelde. Er verſprach die größte Treue, und gieng den Augenblick nach Hauſe, um ſeinen vorigen Dienſt aufzuſagen. Der Madam Bandemer war dieſes zwar ſehr unangenehm, und die glänzendſten goldenen Berge verſprach ſie Storlingen, wenn er ſeinen Entſchluß änderte; aber dieſer war von der Freygebigkeit ſeines neuen Herrn zu ſehr eingenommen, als daß er wieder auf die Hinterbeine hätte treten ſollen.

Er zog vielmehr den Tag noch bey ihm an, und wurde mit dem Titel eines Kammerdieners beehrt.

Des Abends ließ ihm, und ſeinem Kameraden ſein neuer Herr eine gute Mahlzeit, und Wein, ſo viel ſie nur trinken wollten, auftragen. Wie nun Storling hernach zu ihm kam, um ihn beym Auskleiden zu bedienen, brachte der Herr unvermerkt das Geſpräch auf die vorige Herrſchaft, und auf den Tod des alten Bandemers.

„Es wäre doch wirklich eine unerhörte
„That von dieſem jungen Menſchen
ſagte er dann,
„wenn es wahr wäre, daß er ſeinen Vater
„ſogar auf dem Krankenbette ermordet
„hätte.

„Ach! du lieber Gott!
antwortete Storling,
„der junge Menſch dauert mich — es iſt nun
„ſo ſo — geſchehene Dinge ſind nicht zu
„ändern. —

F. Wie verſteht Er das?

St. Je nun! unter uns, gnädiger Herr! —,
„wenn ich wüßte, daß Sie mich nicht verriethen,
„ſo wollt' ich's Ihnen wohl beſſer
„ſagen.

F. Wie kann Er das fürchten?— Er iſt ja „mein guter lieber Storling; ich werde „Ihn doch nicht unglücklich machen.

St. Das glaube ich auch, und ich habe das „gewiſſe Zutrauen zu Ihr Gnaden, daß „Sie mich nicht verrathen thun werden.

F. Wie iſt denn alſo die Sache?

St. Der junge Herr Bandemer hat ſeinen „Vater nicht erſtochen, ſo viel iſt wahr. „Die Söllnerin hat nur ſo ſagen müſſen, „und ich — Gott vergebe mir die Sünde! — habe mich auch dazu übertölpeln laſſen.

F. Hm! — Ihr habt es ja aber, wie ich „höre, beſchworen.

St. Ey nein! Ihr Gnaden! da bewahre „mich der liebe Gott vor!

F. Nun! wie iſt es denn geweſen? — hat „es denn die Söllnerin beſchworen?

St. Ja freylich! aber das iſt eine gottloſe „Kanaille, die wohl im Stande wäre, „heute wieder das Gegentheil zu beſchwören.

F. Ja! ſolche Leute giebt es. — Aber kann „man denn dieſe Frau nicht zu ſprechen „bekommen?

St. Warum denn nicht? Ihr Gnaden dürfen ihr ja nur ein gutes Trinkgeld verſprechen.

F. Das ſoll ſie wohl haben. Seh' Er nur „zu, daß Er mir ſie hieher ſchaffen kann! „ — Was brauchen wir aber für einen „Vorwand dazu?

St. Den will ich Ihnen gleich ſagen. Sie „giebt ſich noch immer manchmal damit „ab, Mädchen zu verſchaffen. Da dürfen wir ja nur ſagen, Sie wollten gern „ein hübſches Mädchen haben.

F. Ja, ja! das iſt gut. Ich müßte ihr erſt „ſelbſt meinen Geſchmack ſagen — verſteht Er!

St. O, perfect! morgen bey guter Zeit ſoll „ſie bey Ihnen ſeyn.

Bey dieſer Verabredung blieb es alſo. Inzwiſchen wollen wir aber doch wieder nach unſerer Amalia ſehen, die wir krank, und in der traurigſten Gemüthslage verlaſſen haben. Ungeachtet es ſich mit ihr ein wenig gebeſſert hatte, ſo konnte ſie doch noch nicht aus dem Bette aufdauern. In derſelben Nacht, da jener menſchenfreundliche Fremde in der Stille ſich damit beſchäftigte, die Unſchuld ihres Geliebten an Tag zu bringen, quälten die ſchrecklichſten Unruhen ihre niedergeſchlagene Seele. Fürchterliche Träume umnebelten ihre Phantaſie. Sie ſah ihren Geliebten unter den Händen des Scharfrichters, mit zerquetſchten Daumen, unausſprechliche Quaalen leiden, und — endlich zum Tode verdammt — ſchon auf dem Rade liegen. Die ganze Nacht ſaß ihre liebreiche Schweſter, Madam Well bey ihr, und ſuchte ſie durch allerhand Gründe zu beruhigen; aber ſie hatte ſelbſt Troſt nöthig, und konnte ſich ſelbſt der Thränen, und der grauſamſten Beängſtigungen nicht enthalten.

Um ſechs Uhr früh, es war im Sommer, kam ihre Magd herein, und meldete ihr, daß ein fremder Herr da ſey, der mit ihr zu ſprechen verlange. Sie gieng hinaus, ſah den Fremden, und — ſtürzte unter den Worten:

„Herr Jeſus! — mein Mann! — halb
„ohnmächtig in ſeine Arme.

„Meine gute Henriette! — faſſe dich!
„—

ſagte Herr Well,

„ich komme wohl und glücklich zu dir zu-
„rück. Nimm den Kuß des Willkommens
„mit ruhigem Herzen von mir.

Das äußerſt gerührte Weib war zu ſchwach dazu, ihm ihre Freude zu erkennen zu geben. Sie hing an ſeinem Halſe, und erſtickte ihn faſt mit Küſſen. Ohne Bewußtſeyn ihrer ſelbſt führte er ſie hinein ins Zimmer, und erſchreckte dadurch die krank da liegende Amalia faſt noch mehr.

„Ach Gott! mein Bruder!“

ſchrie dieſe, und ſank mit nach ihm ausgeſtreckten Armen auf ihr Kopfkiſſen zurück.

Herr Well ſezte indeſſen ſeine Frau auf einen Sopha, ſchloß ſie in ſeine Arme, und ſagte:

„ich komme wieder zu dir, mein [illegible]
„um dich nun ewig bey mir zu [illegible]
„Reich und glücklich hat mich [illegible]
„bung gemacht. Deine Leiden [illegible]
„ein Ende. Meinen Reichthum [illegible] du
„nun mit mir theilen, wie du meine Armuth
„haſt tragen helfen.

„Ach! wohl — wohl —

verſezte ſie nun

„unausſprechlich wohl iſt mir nun, da
„ich dich wieder habe. Wäreſt du auch
„arm zu mir gekommen; doch hätte deine
„Zurückkunft meine ganze Seele entzückt,

„aber — ſieh' einmal unſre gute Ama-
„lia! — Dieſe kämpft mit dem wüthend-
„ſten Sturm des Schickſals, und mit den
„bitterſten Leiden.

„Ich weiß alles,

antwortete er,

„aber ich bin auch auf eine ſolche Art da-
„von unterrichtet worden, die mir zu-
„gleich die gründlichſte Hoffnung macht,
„ihre Leiden bald zu beendigen.

„Und wie?

rief Amalia ihm izt zu,

„wie iſt das möglich? — —

„Durch Rettung deines Geliebten;

ſagte Herr Well, indem er ſich zu ihr an's Bette ſezte,

„Dieß glaube ich in Händen zu haben.

„Ach wenn das wäre!

antwortete ſie,

„wenn Gott im Himmel dem Unglückli-
„chen noch beyſtünde; wie brünſtig wollt'
„ich auf meinen Knieen ihm danken! —

Herr Well erzählte ihnen hierauf die ganze Geſchichte, wie er die Sache erfahren, wie er den Gearling auf ſeine Seite gebracht, und wie er Hoffnung habe, durch die Söllnerin, die ganze dem jungen Bandemer geſpielte Verrätherey an Tag zu bringen, und dadurch den unglücklichen Jüngling zu retten.

Unermeßlich war Amaliens Freude darüber, ſie fiel ihrem Schwager mit Thränen um den Hals, und bat ihn flehentlich, ſich des unſchuldigen Bandemers anzunehmen, und ihn wenigſtens von der Tortur zu befreyen.

Nachdem ihr nun Herr Well dieſes nachmals auf Ehre, und Freundſchaft verſprochen hatte, erzählte er den beyden Frauenzimmern noch kürzlich ſeine Geſchichte in dieſen Worten:

„Ich verließ Dreßden mit dem Entſchluß, entweder reich oder gar nicht wieder zurückzukommen. Der Zufall führte mich nach Rußland: denn ein Kaufmann aus Moskau, der in Leipzig zur Meſſe geweſen war, lernte mich auf der Rückreiſe kennen, und ich hatte das Glück, mich ihm beliebt zu machen. Dieſer Mann, der ein Juwelenhändler war, nahm mich in ſeine Dienſte, und ſchickte mich bald darauf in Handlungsgeſchäften nach

China und in mehrere aſiatiſche Länder. Ich war ſo glücklich in meinen Geſchäften, und verrichtete ſie ſo gut, daß mein Herr mich nach meiner Zurückkunft, mit einer großen Summe unterſtüzte, um ſelbſt eine Handelſchaft anfangen zu können. Da mich bisher immer mein Glück begünſtiget hatte, ſo führte ich es izt gleichſam in Verſuchung, und wagte einen Hauptſtreich, der mir auch vollkommen gelang. Ich rüſtete nämlich eine eigene Caravane nach China aus, und führte eine große Menge europäiſcher Waaren dahin. Ohne widrige Zufälle durchzog ich den langen, und oft ſehr gefährlichen Weg dahin, und bey Abſetzung, und Eintauſchung der Waaren glückte es mir ſo gut, daß ich einen reinen Gewinn von beynahe hunderttauſend Rubeln davon zog. Nunmehr ſezte ich mich erſt ordentlich feſt, und trieb meine Handlung fort. Was ich nur unternahm, das gieng mir gut von ſtatten, ſo daß ich izt einer der reichſten und größten Kaufleute in Moskau bin.

Täglich harrete ich nun darauf, ſo viel Zeit zu gewinnen, daß ich eine Reiſe nach Sachſen thun, und dich, meine geliebte

Henriette, zu mir holen könnte. Denn ob ich dir ſchon keine Nachricht von mir gab, ſo hatte ich doch einen guten Correſpondenten in Dreßden, der mir alles meldete, was dich betraf, und da erfuhr ich denn auch, daß du von dort weggegangen wäreſt, und dich bisher, ohne Noth zu leiden, erhalten hätteſt. Dieß beruhigte mich ungemein und beſtärkte mich in dem Entſchluß, dir mein Leben und meinen Aufenthalt ſo lange zu verſchweigen, bis ich dich ſelbſt unvermuthet überraſchen, und dir mit meiner plötzlichen Erſcheinung eine deſto größere Freude machen könnte. Endlich fand ich einen geſchickten, und treuen Diener, dem ich meine Handlung anvertrauen konnte; und dieſe Zeit nuzte ich dann, die Reiſe nach Deutſchland zu thun, und dich mit mir nach Moskau zu nehmen. —

Nach dieſer Erzählung brach Herr Well ſeinen Beſuch ab, und eilte in ſein Logis zurück, um nun mit vollem Eifer an der Befreyung des jungen Bandemers zu arbeiten. Er traf die Söllnerin ſchon an, die Storling glücklich mitgebracht hatte, und die, in Hoffnung eines guten Gewinns, mit Verlangen auf ihn wartete.

Sie vermuthete nicht anders, als daß Herr Well ſie um eine hübſche Beyſchläferin erſuchen würde, die ſie auch ſchon in Bereitſchaft hatte. Wie ſehr erſchrack ſie aber, als dieſer Herr die Thür abſchloß, und in Storlings Gegenwart zu ihr ſprach:

„Sie hat, wie ich höre, wider den jungen Bandemer gezeuget, daß er ſeinen Vater ermordet habe. Aber Sie hat falſch geſchworen; denn ich weiß es gewiß, daß der junge Menſch unſchuldig iſt. Izt will ich von ihr wiſſen, wie es eigentlich mit der Ermordung des alten Herrn zugegangen iſt. Verlaſſe Sie ſich nicht aufs Lügen: denn izt iſt Sie in meiner Gewalt. Entweder Sie geſteht die Wahrheit, und ich wirke ihr nicht nur wieder Gnade aus, ſondern ſchenke ihr auch noch funfzig Stück Ducaten; oder — wenn Sie mit Lügen fortfährt, ſo laſſe ich Sie ſelbſt auf die Tortur bringen: denn dieſer gute Menſch hier, dem ſeine Vergehungen reuen, wird den Augenblick auftreten, und wider Sie zeugen.

Storling bekräftigte das leztere, und die alte Sünderin ſing an, am ganzen Leibe zu zittern, und zu beben.

„Ach! du gerechter Himmel!“ begann ſie, „was ſoll ich Ihnen denn ſagen? ich habe ja dem alten Herrn Vandemer nichts gethan, — das iſt doch ſo wahr, als Gott über mir lebt. Ich habe ihn nicht angerührt. —

W. Das ſagt auch niemand. Sie ſoll nur geſtehen, wie es ſonſt mit ihm zugegangen iſt. —

St. Hat nicht die Madam ihr hundert Thaler verſprochen, daß Sie hat ſagen müſſen, der junge Herr Vandemer hätte ſeinen Vater ermordet? He? —

S. Was will Er denn reden, Herr Sterling? Er hat ja auch funfzig Thaler bekommen ſollen. —

St. Das läugne ich auch gar nicht. Ich habe die funfzig Thaler wirklich bekommen. Aber ich will es ihr wieder vor die Füße werfen, das Sündengeld. Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich das nicht thue!

S. Nun! ſo kann Er es auch ſagen, was die Madam gemacht hat, Er weiß es ſo gut wie ich.

W. Ich will es aber von Ihr wiſſen. Und „mache Sie keine Umſtände! hier hört das „Lügen auf.

S. Ich weiß ja nichts. Ihr Gnaden!

W. Störling! Hol Er die Wache!

S. Ich habe ja dem alten Herrn nichts gethan. —

W. Hol er die Wache!

St. Gleich! den Augenblick! Ihr Gnaden!

S. Nun! wart' Er nur! — ich will alles „ſagen, was ich weiß. Aber, daß Sie mich „nur nicht auf das Zuchthaus bringen laſſen, in meinen alten Tagen, Ihr Gnaden! das bitte ich mir aus.

W. Das wird ſich ſchon geben. Nur her„aus iſt mit der Sprache!

S. Nun! ſo will ichs denn ſagen, aber — „was Sie mir verſprochen haben —

W. Wird alles gehalten.

S. Sehen Sie nur! der alte Herr iſt eigentlich gar nicht erſtochen worden, ſondern „nur ſo geſtorben, kurz zuvor ehe der „junge Herr Bandemer herbey geholet „wurde. Ich habe ihn ſo zu ſagen ſelbſt „ſterben ſehen: denn er bekam einen Steckfluß, und konnte nicht mehr reden, und

„da ich die Madam herbey rufte, war er
„ſchon todt, wie ſie herzu kam. —

W. Wie hat er denn aber die Wunden bekommen?

St. Hören Sie nur! das iſt ſo zugegangen:
„Die Madam hatte gleich die Abſicht, ſobald
„der alte Herr geſtorben ſeyn würde,
„den jungen Herrn in Verdacht zu bringen,
„daß er ſeinen Vater ermordet hätte,
„um ſeine Erbſchaft allein zu ſchmauſen,
„und ihn um alles zu bringen. Sie
„verſprach mir alſo hundert Thaler, wenn
„ich ſagen würde, ich hätte den jungen
„Herrn angetroffen, daß er einen Dolch
„von ſich geworfen hätte. Das übrige,
„was ich dazu ſagte, war alles erdichtet;
„denn der junge Herr wußte ſelbſt nicht,
„wie ihm geſchah, da er ſeinen Vater todt
„fand. Hernach nun, wie ich das alles
„beſchworen hatte, bekam ich die verſprochenen
„hundert Thaler.

W. Sie hat alſo wirklich einen Meineyd gethan?

St. O, was Sie für ein gottloſes, böſes
„Weibsſtück iſt!

S. Rede Er doch ja nicht, Herr Storſing! Er
„hat ja auch geſchworen.

St. Sie haben doch nicht ſolche offenbare — „Lügen.

W. Zankt Euch nicht! — ich muß nur das „noch wiſſen, wie der alte Herr zu den „Wunden gekommen iſt, die man bey ihm „gefunden hat?

St. Ja! und das weiß ich nicht, ſo wahr ich „ſelig zu werden gedenke.

S. Er wird gewiß auch nicht ſelig werden „da ſteh ich davor; Er, Sündenknecht!

St. Gewiß eher, wie Sie alte Kupplerin!

S. Wer weiß, wer am meiſten gekuppelt und „geh—t hat, Er oder ich?

W. Still! — Sie ſagt, wie es mit den „Wunden zugegangen iſt, oder — —

S. Ey! das will ich nun wohl auch ſagen, „da ich ſonſt alles geſagt habe, die Madam hat dieſe Wunden ſelbſt gemacht, „wie der alte Herr eben geſtorben war, „und zwar eben mit dem großen Meſſer, „das die Gerichten hinter dem Bettvorhange gefunden haben: denn ſie hatte es „ſelbſt dahin geleget, und da der alte „todte Herr kein Blut mehr hatte, ſo hat „ſie Kälberblut über ihn gegoſſen, und „ſogar die Wunde damit angefüllt.

St. Welche unerhörte Gottloſigkeit!

W. Will Sie das alles vor Gerichte bezeugen?

S. Alles mit gutem Gewiſſen; nur aber, daß ich nicht aufs Zuchthaus komme.

Hier winkte Herr Well dem Storling, welcher die Wache hereintreten ließ, die ſchon beſtellt war, und in einem Nebenzimmer das ganze Geſpräch mit der Söllnerin mit angehöret hatte. Sie erſchrack zwar anfänglich ſehr darüber, ließ ſich aber doch ganz geduldig wieder ins Gefängniß führen. Herr Well hingegen eilte zum Burgermeiſter, um ihm ſeine Entdeckungen mitzutheilen, und um die Loßlaſſung des jungen Bandemers zu bitten.

Sobald ſich der Burgermeiſter von allem hatte unterrichten laſſen, ſchickte er unverzüglich eine Wache ab, Madam Bandemer wieder in Verhaft zu nehmen. Aber dieſe hatte eine halbe Stunde vorher ſchon die Flucht genommen, und war in der ganzen Stadt nicht mehr zu finden. Man hatte die Söllnerin wieder ins Gefängniß führen ſehen; dieſes war ihr den Augenblick hinterbracht worden. Schon hatte ſie aus dem Abgange des Storlings von ihren Dienſten geahndet,

det, daß ſie verrathen ſey, und nun war ſie durch der Söllnerin Gefangenſchaft vollends ganz davon überzeugt worden. Sie hatte es alſo für das Beſte gehalten, ſich bey Zeiten aus dem Staube zu machen. Man ließ ihr nachſetzen, und verfolgte ſie ſogar mit Steckbriefen. Aber vergebens! ſie war über alle Berge, und ſelbſt ihre zurückgelaſſene Tochter Julie wußte ihren Aufenthalt nicht anzugeben.

Sobald nun die Söllnerin, und Storling ihre neuerlichen Ausſagen vor Gerichte wiederholet hatten, bekam auch die Sache des jungen Bandemers eine ganz andere, und für ihn ſehr vortheilhafte Wendung. Die Flucht ſeiner Stiefmutter vergewiſſerte ſeine Unſchuld noch mehr, und machte ihn des Mitleids ſeiner Richter vollkommen werth. Man holte ihn vor Gericht, und eröffnete ihm alles, was vorgefallen war. Und da man ihm ſeine Freyheit ankündigte, ſtellte ihm der Burgemeiſter den Herrn Well vor, mit den Worten:

„Hier ſehen Sie den Mann, dem Sie allein Ihre Rettung zu danken haben! Ohne ſeine menſchenfreundliche Bemühung würden

Sie der abſcheulichſten Habſucht und Kabale zur Beute geworden ſeyn. Verehren Sie ihn als ihren Schutzengel! er hat groſſes an ihnen gethan.

Der erſtaunte Bandemer wußte noch nicht, wer dieſer ſein Retter war. Er ſank ihm in ſeine gegen ihn ausgebreiteten Arme, und ſagte unter einem Strome von Freudenthränen:

„ich weiß nicht, wie ich das um Sie verdient habe. Gott ſey Ihr Vergelter! Sie werden mein Freund ſeyn, da Sie ſchon ſo viel für mich thaten, ohne mich nur zu kennen.“— Herr Well antwortete:

„kommen Sie nur mit zu Ihrer Amalia! das Räthſel ſoll Ihnen bald aufgelöſet werden.“

Hier fing der gerührte Bandemer an zu ahnden, wen er in ſeinem Retter eigentlich vor ſich hatte, und im ſtillen Genuß des Entzückens darüber ſchloß er ſich feſt an den Buſen ſeines Freundes. Inzwiſchen mußte er angeloben; ſich vor völligem Austrag der Sache nicht aus der Stadt zu begeben, und ſein väterliches Vermögen ſezte er deswegen zum Unterpfande ein.

Ich nähere mich nun einem Auftritt, der eigentlich geſehen werden muß, wenn er mitempfunden werden ſoll — der Erſcheinung Bandemers bey ſeiner Geliebten, zu welcher ihn Herr Well zuerſt führte. Die Hoffnung, die ihr dieſer zu baldiger Erlöſung ihres Geliebten gemacht hatte, wirkte ſo gut auf ihre Beſſerung, daß ſie ſich ſchon außer dem Bette befand, wie der junge Bandemer zur Thür hinein trat.

„Ach, Herr Jeſus! da iſt er!“ ſchrie ſie, wie ſie ihn erblickte. Den Augenblick hielt ſie aber auch Bandemer ſchon in ſeinen Armen. Er drückte ſie mit den Worten an ſeine Bruſt:

„Du haſt ſie überlebt, unſre Leiden! Gott lohne dir deine Standhaftigkeit in meiner Liebe, die Bosheit meiner Feinde iſt entdeckt; laß uns die Knie dieſes Mannes umfaſſen, den Gott ſelbſt noch zu rechter Zeit ſandte,“ um meine Unſchuld an Tag zu bringen.

Herr Well umfaßte ſie beyde, und verſicherte ſie, daß der Tag von Bandemers Erlöſung einer der glücklichſten ſeines Lebens ſey. Sie dankten ihm beyde aus der Fülle ihres Herzens, und Madam Well freute ſich ungemein

mein darüber, daß ihr Mann ſeine Wiederkunft mit einem ſo wohlthätigen und verdienſtvollen Werke hätte bekrönen können. Dieſer ganze Tag wurde als ein Feſt von ihnen gefeyert, und alle viere fingen nun gleichſam von neuem wieder zu leben an.

Bandemer ließ ſich inzwiſchen durch ſeinen Sachwalter abermals vertheidigen, und es geſchahe mit ſo gutem Erfolg, daß das Urtheil, welches darauf eingieng, ihn von der Unterſuchung völlig loßſprach. Seine Ehre wurde dadurch eben ſo gut wieder hergeſtellet, als ſeine Unſchuld an Tag kam. Die Koſten der Unterſuchung hingegen wurden von dem Vermögen der Madam Bandemer genommen.

Lange Zeit konnte man von dieſer gottloſen Frau keine Nachricht erlangen. Endlich aber erfuhr man durch ein Schreiben von dem Rathe zu Amſterdam, daß ſie dort an einem Krebsſchaden elendiglich geſtorben war, und auf ihrem Todtbette noch ein Bekenntniß ihrer Vergehungen vor der Obrigkeit abgelegt hatte.

Ihren Mitſchuldigen, der Söllnerin und dem Bedienten Storling wurde zwar Zuchthausſtrafe zuerkannt, der erſtern auf Lebenszeit, dem andern aber nur auf gewiſſe Jahre. Doch brachte es Herr Well durch anſehnliche Summen, die er in die öffentlichen Armencaſſen erlegte, dahin, daß beyden das Zuchthaus erlaſſen, und nur eine empfindliche Gefängnißſtrafe für ſie beſtimmt wurde.

Nachdem dieſes alles in Richtigkeit gebracht war, überließ Bandemer ſeines Vaters hinterlaſſene Handlung ſeiner Schweſter Julien, die ſich ſehr glücklich verheirathete, und ihrem Bruder ſeinen Antheil an baarem Gelde herausgab. Bandemer aber verband ſich nun völlig mit ſeiner geliebten Amalia, und gieng mit ſeinem Schwager Well nach Moskau, wo er als Geſellſchafter mit in ſeine Handlung trat. Glück und Segen begleiteten ſie beyde in allen ihren Geſchäften, und eine Reihe wohlerzogener Kinder genieſſen noch izt den Reichthum, den ihre Väter geſammelt haben.

III.

Man muß nie etwas verreden.

Eine

pohlniſche Geſchichte.

Zu Anfang des izigen Jahrhunderts lebten in Pohlen zwey Magnaten, die unter die reichſten, und vornehmſten im Lande gehörten. Der eine war der Graf Ragozzi, und der andere der Staroſt von Wratislev. Beyder Herrſchaften gränzten aneinander, und ſie ſelbſt hatten ſich durch die vertrauteſte Freundſchaft zuſammen verbunden. Ihre Familien waren klein: denn Ragozzi hatte zwar eine Gemahlin, aber nur eine Tochter mit ihr. Wratislev hingegen war ein Wittwer und hatte nur einen einzigen Sohn.

Beym Freude bringenden Weinbecher ſaßen ſie einſt allein beyſammen, und das Gefühl treulicher Freundſchaft belebte zweyfach ihre Herzen. Ragozzi etwas ſtolz auf ſeinen Reichthum und Adel, ſagte im Taumel ſeiner Berauſchung:

„Deine Freundſchaft macht mich unendlich glücklich Wratislev! das iſt wahr; aber zweyerley fehlt mir doch noch in der Welt: daß ich nicht König bin, und keinen Sohn habe.

W. Beydes kannſt du ja noch erlangen.

R. Nimmermehr! denn zum erſten fehlt mir's an Gelegenheit, und zum leztern an — —

W. An Kräften doch wohl nicht? —

R. Nein! aber meine Frau iſt durch einen fatalen Zufall unfruchtbar geworden.

W. Nun! ſo laß es ſeyn! — haſt du doch eine Tochter, und bekommſt einſt durch ſie auch einen Sohn.

R. Recht gut. Aber — weiß ich denn in welchen Wicht ſie ſich einmal verliebt, der mir meine ſchönen Güter durch die Gurgel jagt, und meine Schätze den Huren anhängt? —

W. Gieb ſie meinem Auguſt, wenn er groß wird! ich denke doch einen braven ehrlichen Kerl aus ihm zu ziehen.

R. Bravo! dein Einfall iſt herrlich. Er ſoll ſie haben.

W. Auf dein Wort?

R. Auf mein Wort!

W. Stoß an! es lebe das neue Brautpaar!

R. Zu unſerm Glück!

W. Und zu dem ihrigen! kein Magnat iſt ſo reich, als mein Auguſt einſt dadurch werden muß. Bedenke nur! unſre beyden großen Herrſchaften — und faſt neben einander — es wird ein kleines Königreich.

R. Ein prächtiges Gebäude, wozu aber doch kaum der Grund gelegt iſt.

W. O, es ſteht ſchon feſt, wie eine ägyptiſche Pyramide.

R. Mit nichten. Mehrere Söhne, die du vielleicht bekommſt, reißen das Königreich auf einmal über den Haufen.

W. Davor biſt du ſicher. Denkſt du, daß ich wieder heirathe? nimmermehr! was ich einmal verloren habe, bekomme ich nie wieder.

R. Ha! das iſt brav! noch einmal ſtoß an! König Auguſt der vierte ſoll leben!

W. In meinem Sohne! — aber — biſt du's zufrieden, Herr Bruder? ſo herrſche Stillſchweigen über unſern Bund, ſo lange unſre Kinder nicht mannbar ſind!

R. Ich bewahre ihn wie das Maurergeheimniß.

Geſchloſſen war nun das Bündniß; ſchön angelegt der Plan; aber viel fehlte noch an deſſen Vollendung. Der junge Wratislav war erſt zwölf Jahr alt, und die junge Gräſin Theodora ſtand nur noch im ſechſten Jahre. Die beyden Eltern ſorgten nun vor allen Dingen für ihre Erziehung. Der Staroſt ließ ſeinen Sohn erſt zu Hauſe unterrichten, und ſchickte ihn dann auf die hohe Schule nach Königsberg. Theodoren aber wußten ihre Eltern keine beſſere Erziehung zu geben, als daß ſie ſolche, als Koſtgängerin in ein Kloſter ſteckten, wo ſie denn freylich keinen andern, als jenen pedantiſchen, frömmelnden Unterricht genoß, der beſonders zu damaliger Zeit in den Klöſtern ſehr gewöhnlich war.

Zwanzig Jahr hatte nun Auguſt gelebt, und Theodora war ihrer erſt vierzehn alt, als ihre Eltern ſie nach Hauſe kommen ließen, um die ſo ſehr gewünſchte Heirath zwiſchen ihnen zu vollziehen. Man machte ihnen dieſe Abſicht bekannt, und erinnerte ſie, einander als Verlobte zu lieben, und ſich auf ihre baldige Verbindung gefaßt zu machen. Alles ſchien bis izt den Wünſchen der beyden Väter zu entſprechen. Nur die Liebe war bey Anlegung ihres Plans nicht zu Rathe gezogen worden, und nun ermangelte ſie nicht, ſich auf die empfindlichſte Weiſe dafür zu rächen.

Mit Vergnügen ergriff zwar Theodoren die vortheilhafte Parthie, die ihre Eltern ihr vorſchlugen; denn Auguſt war ein bildſchöner junger Mann. Seine Figur hatte ungemein viel anziehendes. Ein majeſtätiſcher Wuchs, eine edle Bildung, ein blühende Farbe, blaue Augen, und ein langes blondes Haar ſchmückten ſeinen Körper. Ein ſanfter Charakter aber, und ein aufgeklärter Verſtand, erhoben ſeine Schönheit noch mehr. Einnehmend und edel war ſein Betragen. Die Bildung der hohen Schule, wo er drey Jahr gelebt hatte, zeichnete ihn vor allen ſeinen Landsleuten aus, ſie hatte ſeinen Geſchmack verfeinert, und ſeiner Seele ein gewiſſes Gefühl des Großen, und Erhabnen eigen gemacht, das auf ſeine ganze Denkart, und alle ſeine Handlungen Einfluß hatte. Alle dieſe vortreflichen Eigenſchaften hatten ihm Theodorens Herz erobert, ehe noch der Plan ihrer Eltern bekannt wurde. Um ſo inniger freute ſie ſich nun, wie ſie ſo ganz unvermuthet für ihr Herz geſorgt fand.

Weit anders aber war der Fall bey dem jungen Staroſten. Er erſchrack, als ihm ſein Vater den Vorſchlag that, die junge

Gräfin

Gräfin Ragozzi zu heirathen, denn ſie entſprach bey weitem dem Ideal nicht, das ſeine warme jugendliche Empfindung, ſeiner Phantaſie von je her vorgezeichnet hatte. Und in der That war auch Theodora nicht dazu gebildet, einen jungen Mann von ſo feinem, und dabey etwas ſinnlichem Gefühl, wie Auguſt beſaß, zu feſſeln. Sie war erſt vierzehn Jahr alt, und hatte daher jene Vollkommenheit des Wuchſes noch nicht erreichet, wodurch der weibliche Reiz den Männern erſt in die Augen fallend wird. Dabey war ſie außerordentlich hager, und glich mehr einem Kinde, als einer Perſon, die in den Eheſtand treten ſollte. An Anlage zu einer künftigen Schönheit fehlte es ihr zwar nicht: denn ſie hatte ſchöne blaue Augen, eine zarte Haut, und einige Geſichtszüge, die wenigſtens nichts widriges hatten. Aber wie geſagt, nur durch Ausbildung konnte etwas aus ihr werden. Eben ſo ſah es auch mit den Eigenſchaften ihres Geiſtes aus. Ihre Denkart ſchmeckte nach der Kloſtererziehung, wie ihr ganzes äußerliches Betragen. Einen ſeltſamen Kontraſt machte der Anſtrich von Bigotterie, welchen ſie im Umgange mit Nonnen an ſich genommen hatte, mit einer gewiſſen Anlage zur Sinnlichkeit, die ſich leider nur zu ſehr in die Mauern der Klöſter mit einzuſchleichen pflegt. Ein gutes edles Herz hatte ihr zwar die Natur gegeben; aber man vergaß, deſſen Werth an ihr zu achten, da es bloß auf Gegenſtände der Andacht geleitet worden zu ſeyn ſchien. Auch mangelte es ihr gar nicht an Verſtandeskräften; nur beſaß ſie nicht die Kunſt, ſolche zu zeigen, und nicht die Erfahrung ſie geltend zu machen. Wie wär es denn wohl möglich, daß ſie einem ſo aufgeklärten jungen Manne, wie Auguſt war, ſchon Liebe einflößen konnte?

Er gab ſeinem Vater zur Antwort, daß er ihn mit dieſer Verbindung verſchonen möchte, weil er die Gräfin unmöglich heirathen könnte. Unbeſchreiblich war das Erſtaunen des Alten über dieſe Aeußerung ſeines Sohnes.

„Wie? — hör' ich recht?" rief er aus.

„Du weigerſt dich, eine Verbindung zu ſchließen, die dich zum glücklichſten, und reichſten Magnaten in ganz Pohlen macht?

A. Was hilft mir dieſe große Reichthum, wenn ich nicht glücklich bin?

W. Nicht glücklich? — habe ich jemals ohne Verſtand reden hören? ſo iſt es

A. Sie machen mich unglücklich, Vater! wenn Sie mich dazu nöthigen.

W. Raſeſt du? — ſoll ich dich ins Tollhaus ſperren laſſen?

A. Ich weiß was ich rede, Vater! dieſe Verbindung ſtürzet mich ins Elend.

W. Ich bin außer mir — Sag' mir nur ums Himmels willen, wo das Unglück herkommen ſoll? — Haſt du dich denn ſchon anderwärts verſprochen?

A. Nein! guter Vater! aber ich liebe die Gräfin nicht — ich kann ſie nicht lieben.

W. O! wenn es weiter nichts iſt! Die Liebe wird ſich ſchon finden. Davor ſey du nur unbeſorgt! Ich habe die Sprache mehrmal gehöret. Mit einer Erbſchaft von ein Paar Tonnen Goldes wird man ſchon verliebt.

A. Sie meſſen mich nach Andern, Vater! aber ich habe anders, als der große Hauſe, denken lernen.

W. Was haſt du denn aber an dem Mädchen auszuſetzen?

A. Nichts, als daß ſie nicht zur Liebe für mich gemacht iſt.

W. Narrenspoſſen! — ich merke nun wohl, woran es fehlt: ſie iſt dir nicht ſchön, und gewitzt genug. Aber ſorge doch davor nicht; ſie iſt ja nur erſt noch im Werden; laß Sie nur noch ein Paar Jahre hin haben, und ſie wird mehr Eroberungen machen, als dir ſelber lieb ſeyn wird. Meine Frau — Gott hab' ſie ſelig — war ein Kind, wie ich ſie nahm, und — eine Schönheit vom erſten Range, wie ſie ſtarb.

A. Alles gut! aber warum ſoll ich ein Weib nehmen, das mir nicht gefällt? ſie kann ſich noch ausbilden, das iſt wahr. Aber warum ſoll ich ihr Hofmeiſter werden, da ich eine Frau zur Liebe verlange? —

W. Du machſt mich böſe, Auguſt, mit deinen Romanſtreichen! welcher junge Mann von Familie hat noch ſo raiſonnirt, wie du? wer hat wohl je ſo unſinnig gehandelt, eine ſolche Parthie auszuſchlagen? — und — kurz und gut! ich kann nicht abgehen, du mußt die Gräfin nehmen. Seit vielen Jahren haben wir den Plan dazu gemacht, ich und ihr Vater. Unſre Familien erreichen dadurch eine Höhe, und einen Glanz, womit ſich keine andre im

Lande wird meſſen können. — Solche Vortheile laſſen ſich um dergleichen Hirngeſpinnſte und Grillen, wie du dir eingebildet haſt, nicht ſo leicht vergeſſen. Ich gebe dir noch drey Tage Bedenkzeit. Alsdenn fordere ich als Vater deine Unterwerfung, oder ich ziehe meine väterliche Hand von dir ab. —

Mit dieſen Worten gieng er von dannen, und ließ den geängſteten Auguſt in der traurigſten Gemüthslage zurück. Es jammerte ihn unausſprechlich, daß er ſich in einer ſo wichtigen Sache gegen den Willen ſeines Vaters auflehnen ſollte.

—

Gleichwohl ſchauderte er vor den Gedanken zurück, ein Weib zu nehmen, für welches er auch nicht den geringſten Grad von Hochachtung, geſchweige denn Liebe empfand. Es that ihm weh, ein Ideal aufzugeben, das er ſich von ſeiner künftigen Gattin gebildet hatte; immer hatte ſein Reichthum, und ſein hoher Stand ihm mit dem Gedanken geſchmeichelt, durch deſſen Hülfe dieß Ideal ſehr leicht erreichen zu können; und nun ſollte eben dieſer Reichthum ihn deſſen auf immer berauben? — Unentſchloſſen, und wie ein Träumender gieng er die ihm geſetzten drey Tage lang umher, und war keines Menſchen Freund. Er machte den Verſuch, ſein Herz wirklich dem Willen ſeines Vaters zu unterwerfen; er überwand ſich ſogar, die Gräfin zu beſuchen. Alle ihre Eigenſchaften ſpähte er aus, um nur eine zu entdecken, die ihm ihre Perſon nur wenigſtens leidlich machen könnte. Aber vergebens! — auch nicht den mindeſten Reiz fand er an ihr. Abſcheu und Abneigung erfüllten ſeine ganze Seele gegen ſie, und — mit dem feſten Entſchluß, ihr nie ſein Herz zu weihen, gieng er von ihr hinweg.

Am vierten Tage früh morgens überraſchte ihn der Vater noch in Berathſchlagungen über die Gründe, womit er ſeinen Antrag von neuen beſtreiten wollte. Der unglückliche Sohn that ihm nochmals die dringendſten Vorſtellungen, ihn mit dieſer Heirath zu verſchonen, und flehte mit Thränen um Rettung von einer Pein, die er nicht ertragen zu können glaubte. Aber umſonſt! Das Rieſengebirg hätt' er eher zerſprengen, als den Vorſatz dieſes Mannes erſchüttern können.

können: Er gebot, er drohte mit ſeiner größten Ungnade, und trieb endlich den geängſteten Jüngling ſo weit in die Enge, daß er den ſeltſamſten Entſchluß von der Welt faßte.

„Ihre Ungnade mag ich nicht auf mich laden, mein Vater!“ ſagte er,

„es ſey! die Gräfin werde meine Frau! — iſt es Ihnen gefällig, morgen die Hochzeit anzuſtellen?“

Beſtürzt beynahe wurde der Alte über dieſen plötzlichen Uebergang ſeines Sohnes von dem hartnäckigſten Widerſtande zur bereitwilligſten Nachgiebigkeit. Etwas gutes konnt' er unmöglich daraus ahnden. Inzwiſchen — ſein Wille geſchah; was durfte er nun weiter dazu ſagen? — er dankte ſeinem Sohne für ſeine Gefälligkeit gegen ihn, und ſuchte nun durch die zärtlichſten Liebkoſungen das zu vergüten, was er durch väterliche Härte über ihn gewonnen hatte.

Auguſt verhielt ſich überaus ruhig, und leidend dabey. Er ließ ſich von ſeinem Vater zu ſeiner Braut führen, ließ ſeine Hand in die ihrige legen, und ſah den Zubereitungen zur Hochzeit mit einer Kälte zu, die beſonders dem alten Ragozzi entſetzlich auffiel. Aber auch dieſer mußte ſchweigen, ſo viel er auch ſchon darüber nachzudenken fand: denn — auch ſein Wille geſchah.

Mit ungemeiner Pracht begann das Hochzeitfeſt in Ragozzi's Hauſe. Eine Menge Gäſte erſchienen, ſich mit dem jungen Brautpaare zu freuen, das man für das glücklichſte von der Welt hielt. Theodora ſchwebte in einem Taumel von kindiſchen Entzückungen, die ihr ihres Bräutigams fürchterliche Kälte gegen ſie gänzlich verbargen. August trat willig mit ihr vor den Altar, und ſprach mit lauter Stimme das unverbrüchliche Ja aus. Kaum aber hatte der Prieſter den göttlichen Segen über beyde geſprochen, ſo ſchwur der unglückliche Bräutigam dieſen fürchterlichen Eyd in ſeinen Herzen,

„daß er Theodoren niemals lieben, und ihr nie als Gemahl beywohnen wolle!“

—

Niemand ahndete dieſe Kataſtrophe. Schmaus und Tanz vollendeten das Feſt. Auguſt genoß mit ſeinen Freunden was zu genießen war, und ſein Vater frohlockte über ſeinen Sieg.

Die Zeit der nächtlichen Beywohnung erſchien. Aber Auguſt machte keine Miene dazu, ſondern ſezte ſich mit einigen jungen Edelleuten an den Punſchtiſch. Endlich erinnerte ihn ſein Vater daran, der über dieſe Kälte eines Bräutigams von neuen erſtaunte.

„Seyn Sie zufrieden!

antwortete dieſer,

„daß Sie Ihren Willen gehabt haben! und laſſen Sie mir nun auch den meinigen! die Gräfin iſt meine Frau; mehr haben Sie nicht gewollt. Der Prieſter hat uns verbunden, weil Sie es verlangten. Zu dem übrigen iſt Theodore noch zu jung.“

Der erſchrockene Vater wollte ſeine Ueberredungskünſte von neuem beginnen; aber Auguſt erklärte in einem beſtimmten Tone, man möchte ihn in Ruhe laſſen, wenn man ihn nicht aufs äußerſte bringen wolle.

Man benachrichtigte Theodoren von ſeinem Entſchluß, und ſie ließ ſichs gefallen — weil ſie nicht anders konnte, ſeufzte aber doch ingeheim über ihr trauriges Schickſal, und gieng mit thränenvollen Augen — allein zu Bette. Beyderſeits Eltern war die Hochzeitfreude ſo ziemlich vergällt; Auguſt allein blieb zu aller Erſtaunen ſo heiter, und zechte mit ſeinen Freunden bis am lichten Morgen, mit ſo vieler Behaglichkeit, als ob er der allerglücklichſte Menſch ſey.

Wie alles noch im tiefen Schlafe lag, ſezte er ſich auf ein Pferd, und ritt ohne Abſchied nach Hauſe. Statt der Freude überzog die traurigſte Beſtürzung die ganze Familie. Ragozzi und ſeine Gemahlin bereuten es aus voller Seele, daß ſie dieſe unglückliche Verbindung hatten ſchließen helfen, und der alte Wratislev fuhr voller Aerger, und Ergrimmung darüber gleichfalls nach Hauſe. Er traf ſeinen Sohn in der Beſchäftigung an, ſeine Sachen einpacken zu laſſen; ſeine Reiſekleider waren ſchon zu rechte geleget.

„Ey! ey! ey! Auguſt!

rief er ihm ſogleich zu,

„was haſt du mir für einen häßlichen Streich geſpielt? wie wird das ablaufen? der alte Ragozzi iſt ganz außer ſich. Und was ſoll denn das hier vorſtellen? das Einpacken? —

A. Sie erlauben mir vor der Hand, eine Reiſe in fremde Länder zu thun.

W. Was? nun vollends ganz fortreiſen? —

A. Ich habe Ihnen geſtern ein großes Opfer gebracht. Bringen Sie mir nun das ungleich kleinere, mich ſo lange reiſen zu laſſen, bis meine Wunde geheilet iſt!

W. Und deine Frau willſt du verlaſſen?

A. Sie mag indeſſen erſt eine Frau werden! itzt iſt ſie noch ein Kind.

W. Was wird aber der Alte dazu ſagen?

A. Wenn er vernünftig iſt, ſo wird er meinen Entſchluß billigen. Ich bleibe indeſſen der Gemahl ſeiner Tochter, mehr hat er ja nicht gewollt.

Der [illegible] beſann ſich einige Minuten, und fand endlich den Einfall ſeines Sohnes nicht ſo ganz unrecht, als er vom Anfange ſchien.

„Vielleicht thut er es wirklich darum, dachte er,

„daß Theodora durch die Entfernung ihm intereſſanter werden ſoll! vielleicht kehrt er bald mit geändertem Herzen zurück! wohlan! da iſt noch Hoffnung. In der That — der Bube iſt ſo einfältig nicht; er hat Recht.

Kurz, er willigte in die Reiſe, und ſezte ſeinem Sohne anſehnliche Summen aus, um in der Fremde durch Aufwand und Pracht, ſeinem Vaterlande Ehre zu machen.

„Mache, daß ich dich bald wieder ſehe!“ ſagt' er ihm beym Abſchiede, indem er ihm mit Thränen um den Hals fiel, und eine ſo bange Regung empfand, die ſeine ganze Seele niederdrückte.

„Ach! es iſt mir,

ſezte er hinzu,

„als ob ich nie in dieſer Welt dich wieder ſehen ſollte. Zernichte dieſe fürchterliche Ahndung, und komm bald wieder zu deinem Vater, der, ungeachtet deiner Verirrungen, dich doch nie aus ſeinem Herzen laſſen wird! Begleiten ſoll dich überall ſein Segen, und bitten will ich Gott, daß er dir es wohlgehen laſſe auf allen deinen Wegen, und daß er dein Herz lenke — — zu beſſern Geſinnungen.“

Thränen und Seufzer erſtickten ſeine Worte. Auguſt war unausſprechlich gerührt. Feſt drückte er ſeinen Vater an ſeine Bruſt, küßte ihn mit all ſeinem jugendlichen Feuer, und riß ſich endlich mit einer Bewegung von ihm löß, die ſeine ganze Seele erſchütterte, und einige Tage über in die tiefſte Schwermuth ihn verſenkte.

Nicht ſo gutwillig aber, wie ſein Vater, nahm der alte Ragozzi dieſe Reiſe auf. Das ganze Betragen des jungen Staroſten hielt er für Verachtung ſeiner Tochter, und ſeines ganzen Hauſes. Es kränkte ihn, ſein einziges Kind gleichſam ſo weggeworfen zu haben, da er doch überzeugt war, daß die vornehmſten Magnaten des Königreiches ſich es zur Ehre geſchäzt haben würden, mit ſeinem Hauſe verbunden zu werden. Dieſer Gedanke, und ſein gekränkter Stolz empörte ſein ganzes Herz, und ſezte ihn in eine Wuth gegen den jungen Ragozzi, die er zugleich den unſchuldigen Alten mit empfinden zu laſſen, ſich kaum zurückhalten konnte. Wenige ſeiner Nachbarn bedauerten ihn: denn die meiſten waren über den Vorzug, den er dem jungen Wratislev gegeben hatte, eiferſüchtig, und ſie gönnten ihm nun dieſen ſchiefen Austrag der Sache von ganzem Herzen. Wo Theodora hinkam, mußte ſie über ſich ſpötteln laſſen, und dieß vermehrte die Kränkung ihrer Eltern noch um ein Großes. Länger konnten ſie endlich dieſen Jammer nicht erdulden! Um ſie vor den Anfällen ihrer Neider und Verläumder zu retten, thaten ſie Theodoren nach Warſchau zu einem Verwandten, der an dem Hofe des König Auguſts des dritten in großem Anſehen ſtand. Hier verlohr ſich bald im Glanze des Hofs ein Theil ihrer Schwermuth, und die mannigfaltigen Zerſtreuungen der Reſidenz ließen ſie in der Folge auch an ihr Unglück ſo oft nicht denken.

Indeß nahm der junge Wratislew ſeinen Weg zuerſt nach Deutſchland. Mitrovski, ein junger pohlniſcher Edelmann, und ſein vertrauteſter Freund, begleitete ihn. Von da durchreiſten ſie mehrere berühmte Reiche Europens; Wratislev ſammelte allenthalben die nützlichſten Kenntniſſe, und bildete ſeinen Verſtand, und ſein Herz immer mehr und mehr aus. Der Hauptgegenſtand ſeiner Reiſe aber blieb immer der, ſich in ſeiner Abneigung gegen ſeine Gemahlin zu befeſtigen, um nie in die Verſuchung zu gerathen, daß jemals ihr Reichthum ſein Herz blenden könnte. Zu dem Ende ließ er ſich mehreremal in flüchtige Liebeshändel, beſonders bey ſeinem Aufenthalte in Engelland ein, und ſein ganzer Vorſaz gieng nun dahin, eher nicht, als bis der alte Ragozzi todt ſey, nach Hauſe zu kommen, und dann — ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden zu laſſen. Sechs Jahre lang ſchweifte er ſo in der Welt umher; oft wechſelte er zwar Briefe mit ſeinem Vater, der ſeine Zurückkunft ſehnlichſt wünſchte, und in allen Briefen ihn daran erinnerte; aber er antwortete ihm geradezu, daß er eher nicht kommen würde, bis Ragozzi, der ihn haßte, nicht mehr am Leben und Theodora von ihm getrennt ſey.

In Holland überraſchte ihn endlich dieſer lezte Brief ſeines Vaters:

Mein lieber Sohn!

„Nun iſt es die höchſte Zeit, daß du „zurückkommſt. Unſer König Auguſt der „dritte iſt in Sachſen geſtorben, und hier „iſt wegen ſeines Nachfolgers eine gefähr„liche Conföderation auf dem Tapete. Die „Kaiſerin von Rußland unterſtüzt den „Grafen Stanislaus Poniatovski und „die vornehmſten Magnaten ſind auf ſeiner „Seite. Auch iſt er wirklich der würdig„ſte unter allen Kron-Kandidaten. Du

„kennſt die Verbindlichkeiten, die unſer „Haus von je her gegen das Poniatowskiſche gehabt hat. Ich habe daher nothwendig auf des Stanislaus Seite treten „müſſen. Aber dadurch bin ich mit meinem Freunde Ragozzi vollends ganz zerfallen; denn er iſt gegen den Poniatowski, und vor einigen Tagen auf die Seite „der Conföderirten getreten. Alles rüſtet „ſich in ſeinem Hauſe zum Kriege; und „deine Frau, die erſt vor kurzem aus Warſchau zu ihm herkam, iſt wieder fort, ohne „daß man weiß, wohin. Noch kommen „wir zwar manchmal zuſammen; aber ich „befürchte keine lange Dauer unſerer „Freundſchaft mehr; denn die Verbitterung iſt zu groß. Um deswillen wünſche ich deine unverzügliche Zurückkunft; „denn ich bin alt, und ſchwach. Meine „Leute bedürfen einen rüſtigen Anführer; „ſonſt richte ich nichts mit ihnen aus. „Komm ja ſo ſchnell, als möglich! wer „weiß, wie bald ich alter Mann aufſitzen, und zu Felde ziehen muß! — wer „weiß, wie trübſelig mir es noch gehen „wird, in dieſer böſen unruhigen Zeit! „ich ſehne mich unausſprechlich nach dir,

„und wiederhole nochmals meine Bitte,
„als

Dein
treuer Vater
Wratislev.

Izt war August genöthiget ſeinen ganzen Plan zu ändern. Seine Rückreiſe nach Pohlen konnt' er nun nicht mehr ſo lange verſchieben, bis der alte Ragozzi todt war: denn ſeines Vaters Wohl oder Weh ſtand izt auf dem Spiel. Unmöglich durfte er ihn in ſeinem Alter allein den Gefahren eines innerlichen Kriegs überlaſſen. Er ſelbſt entbrannte vor Begierde, ſich durch die Waffen in ſeinem Vaterlande berühmt, und dem neuen König Stanislaus beliebt zu machen: denn bald nach Eingang obigen Schreibens, bekam auch Mitrovſki Briefe, worinn ihm gemeldet wurde, daß die rußiſche Parthey ſchon geſiegt habe, und der Graf Poniatovſki zum Könige gewählt ſey.

Er eilte alſo, ſo ſehr er konnte, mit der Abreiſe. Es war ihm aber doch nicht möglich, eher als mit Ende des zweyten Monats in ſeinem Vaterlande einzutreffen.

Man ſtelle ſich vor, wie ihm zu Muthe war, als er ſchon in Warſchau die erſte Nachricht von dem Schickſale ſeines väterlichen Hauſes erfuhr! Sein Vater war todt, und ſeine Güter hatten die Conföderirten verwüſtet. Der alte Wratislev hatte ſeine Zurückkunft nicht erwarten können, ſondern ſich zur Königswahl nach Warſchau begeben. Hier war er plötzlich an einem Schlagfluſſe geſtorben, nachdem er kurz zuvor noch das Vergnügen gehabt hatte, den neuen König mit wählen zu helfen. So lang er lebte, ſchonte ihn Ragozzi, und enthielt ſich aus alter Freundſchaft, ihn mit Krieg zu überziehen. Sobald er aber die Nachricht von ſeinem Tode vernahm, ſezte er ſich vor, an ſeinem Sohn und Erben für die Verachtung, womit er Theodoren behandelt hatte, noch vor ſeiner Ankunft in Pohlen eine beyſpielloſe Rache auszuüben. Er überfiel mit ſeiner Rotte die Beſatzung, die der alte Wratislev auf ſeinen Gütern zurückgelaſſen hatte. Die Leute waren zu ſchwach zum Widerſtande; ſie wurden von dem Ragozzi überwältiget, und größtentheils niedergehauen. Man plünderte, und raubte die Schlöſſer aus, und ſteckte ſie hernach in Brand. Eine allgemeine Verwüſtung begann, und endete als ein ſchreckliches Beyſpiel des Krieges mit Privatrache verbunden.

Einige von Wratislevs Unterthanen hatten ſich vor dieſem Blutbade durch die Flucht gerettet, und erwarteten den Sohn ihres Herrn in Warſchau, um ihn zur Rache an dem grauſamen Ragozzi aufzumuntern. Auguſt umarmte ſie brüderlich, und ſagte:

> „wenn ihr mir getreu ſeyn wollet, ſo bin ich bereit, mit eurer Hülfe das Unglück meines Hauſes zu rächen.“

Sie ſchwuren ihm ewige Treue, und Auguſt verſezte:

> „Wohlan denn! Tod und Verderben über Ragozzi, und ſeine Rotte! kein Stein bleibe auf dem andern!“ —

Mitrovski trat mit in den Bund, und nun gieng ihre erſte Sorge dahin, ein Corps von ſtreitbaren Männern zu ſammeln. Damit wollten ſie die Ragozziſchen Güter überfallen, und die nämliche Verwüſtung auf ihnen anrichten, welche die Wratisleviſchen hatten erdulden müſſen.

Wie bekannt, ziehet in Pohlen, zur Zeit der Conföderationen alles in den Krig. Bald ſtanden daher Wratislev und Mitrovski an der Spitze von einigen hundert Reitern, die alle vor Begierde brannten, mit dem Blute der andern Parthey ihre Feindſchaft gegen ſie abzukühlen.

Ragozzi war auf ſeinen Gütern. Bald erfuhr er die Ankunft ſeiner Feinde. Schnell ſammelte er ſeine Leute. Mehrere Conföderirte traten ihm bey. Mit einer furchtbaren Macht ausgerüſtet ſchmeichelte man ſich, den Wratislev mit den Seinigen in die Pfanne zu hauen. Sein Schwert in das Blut des Verächters ſeiner Tochter zu tauchen, und dadurch ſeine Rache an ihm zu vollenden, war izt Ragozzis Triumph, und — dieſen zu erreichen, ſein ganzes Beſtreben.

Er gieng dem Wratislev entgegen. Einige Meilen von den Ragozziſchen Gütern trafen ſie auf einander. Sich ſehen und aufeinander einhauen, war eins. Ein blutiges Gefecht begann, worinn jeder Schritt mit Wunden erkauft werden mußte. Kein Theil war zum Weichen zu bringen. Eine Menge

Todte lagen ſchon auf dem Kampfplatze, als Wratislaw, der wie ein Löwe geſtritten hatte, einen ſo heftigen Säbelhieb auf die rechte Schulter bekam, daß ihm ſein eigener Säbel aus der Hand fiel, und er ohnmächtig vom Pferde ſtürzte. Schon waren die Feinde über ihn her, um ihn in Stücken zu zerhauen. Aber zwey von ſeinen Leuten überwältigten dieſe, und retteten den Gefallenen vom Tod. In der Geſchwindigkeit banden ſie ihn wieder auf ſein Pferd, und flohen mit ihm in einen nahe gelegenen Wald, wo ſie ihm ſogleich ſeine Wunde, ſo gut ſie konnten, verbanden.

Indeſſen ſah Mitrovski kaum das Unglück ſeines Freundes, als er den fürchterlichen Eid ſchwur, ſein Blut auf das grauſamſte zu rächen. Wüthend ſtürzte er mit dem Reſt ſeiner Leute von neuen auf den Feind loß, — und war endlich ſo glücklich, ihn zum Weichen zu bringen. Ragozzi nahm die Flucht auf ſeine Güter; aber Mitrovski verfolgte ihn, nahm ihn in ſeinem eigenen Hauſe gefangen, und ließ alles, was nicht entfliehen konnte, darnider hauen.

Ragozzi's Reichthümer wurden nun ſeinen Feinden zum Raube. Ueber hundert Menſchen lagen acht Tage lang auf ſeinen Gütern, und zehrten alles auf, was nur zu finden war. Mit blutigem Herzen mußte er die Greuel dieſer Verwüſtung mit anſehen. Am Ende, da alles verzehrt, geplündert und verwüſtet war, bedrohte ihn Mitrovski noch ſeine Häuſer anzuſtecken, woſern er ſich nicht ſchriftlich verbindlich machte, und überdieß noch mit einem Eide bekräftigte, dem Wräſisler ſeine Güter, die er hatte abbrennen laſſen, wieder aufzubauen. Wollte er nicht ganz zu Grunde gehen, ſo mußte er ſich zu dieſer harten Bedingung bequemen. Es geſchah; und nun glaubte er wieder frey zu ſeyn. Aber nein! um ihn zu verhindern, eine neue Parthey zu ſammlen, und den königlich Geſinnten von neuen Schaden zu thun, nahm ihn Mitrovski mit nach Warſchau, wo er bis zu wiederhergeſtellter Ruhe im Reiche in Verwahrung bleiben ſollte. Dort giengen die Truppen des erſteren wieder aus einander, und begaben ſich zu andern Partheygängern in Dienſte, die im Lande umherzogen, und ſich mit den Conföderirten herum balgten.

Wir verlaſſen nun dieſe Auftritte menſchlicher Rasereyen, um nach den Hauptperſonen unſrer Geſchichte, dem jungen Wratislav zu ſehen. Verbunden hatten ihm zwar ſeine Retter die Wunde, die an ſich eben nicht tödtlich war. Aber wo ſollten ſie ihn hinbringen, um ihn vor der Wuth ſeiner Feinde zu ſichern, da ſie beſonders ſeine Parthey für geſchlagen hielten, und deswegen in Furcht und Zittern ſchwebten? — Der eine ſchlich ſich aus dem Walde heraus, um Kundſchaft einzuziehen, während daß der andere bey dem Patienten blieb. Jener entdeckte in der Nähe ein einſames Landhaus, das in einem anmuthigen Thale, wie hingezaubert da lag. Weil alles in der Gegend ruhig war, und er keinen Feind ſpürte, gieng er nach jenem Landhauſe zu, und fand es verſchloſſen. Er pochte an, und eine ältliche Dame öffnete das Fenſter. Der Menſch bat, aufzumachen. Aber die Dame ſagte:

> „Wenn ihr ein Conföderirter ſeyd, ſo geht weiter! hier zieht niemand mit. Wir ſind neutral.“

> „Ach! in der Abſicht komm ich gar nicht,

antwortete der Menſch,

es betrift die Rettung eines unglücklichen Edelmanns. Machen Sie nur auf!“

Izt ließ die Dame ihre Thür öffnen, und ſprach ſelbſt mit dem Fremden. Kaum hatt' er ihr ſeines Herrn Namen genennet, und ihr deſſen Schickſal eröffnet, ſo rief ſie wie begeiſtert aus:

> „Wie? — der junge Wratislew verlangt meine Beyhülfe? — geht den Augenblick! ſagt ihm, daß ich ſeiner mit Verlangen erwarte, daß mein ganzes Haus zu ſeinem Befehl ſtünde.“

Ohne Verzug befahl ſie, ihren Wagen anzuſpannen, ſchickte ihren Bedienten mit, und ließ ſogleich einen Wundarzt zu Pferde aus einer benachbarten Stadt holen, um ihrem unglücklichen Gaſte die thätigſte Hülfe zu leiſten.

Dieſe menſchenfreundliche Dame war die verwittwete Staroſtin von Wiala, die ganz einſam hier auf ihrem Wittwenſitze lebte. Sie ſtand mit dem Ragozziſchen Hauſe in Verwandſchaft, und war von der unglücklichen Verbindung unterrichtet, wodurch dieſes

Haus mit dem **Wratislevſchen** in eine ſo heftige Feindſchaft gerathen war.

Izt erſchien der junge Staroſt. Es war ihm ungemein tröſtlich, von einer Dame ſo wohl aufgenommen zu werden; die doch zur Familie ſeines Feindes gehörte. In der That hätt' er auch Ruhe und baldiger Hülfe nöthig: denn er bekam ein heftiges Wundfieber, und ſeine Wunde ſelbſt war durch den ſchlechten Verband gefährlicher geworden. Die Staroſtin gab ihm ein ſchönes reinliches Zimmer ein, verſorgte ihn mit friſcher Wäſche, und verſicherte ihn, daß er wegen ſeiner Sicherheit völlig ruhig ſeyn könne, weil die Ragozziſche Parthey gegen ihr Haus Ehrfurcht hege, und ſich um ſo weniger um ſie bekümmerte, da ſie als eine Wittwe ſich in die politiſchen Angelegenheiten gar nicht miſche.

Sobald **Wratislev** mit Hülfe des Wundarztes, auch in Anſehung ſeiner Wunden etwas beruhiget war, ſchickte er einen ſeiner beyden Leute aus, um Nachricht einzuziehen, wie es dem **Mitrovski** und ſeinen Truppen gegangen ſey. Er erfuhr zu ſeinem größten

Vergnügen, daß Ragozzi geſchlagen und gefangen war. Mitrovski ließ ihn bitten, ſeine Zeit izt bloß der Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu widmen, und ihm die Ausführung ſeiner Sache allein zu überlaſſen, wobey er ſich denn auch ſehr gern beruhigte, da er einmal die Vollendung ſeiner Rache an dem Ragozzi ſowohl ausgeführt ſah.

Die Staroſtin beſuchte ihn oft in ſeinem Krankenzimmer, und gab ſich alle nur mögliche Mühe, ihm durch geiſtreiche Unterhaltung die lange Weile zu vertreiben. Sie beſaß einen ausgebildeten Verſtand und ein edles menſchenfreundliches Herz.

Ihre ausgebreitete Lectüre, und ihr langer Umgang mit der großen Welt hatten ihr viel Menſchen- und Weltkenntniß erworben. Unſer junge Staroſt unterhielt ſich überaus gern mit ihr, und ganze halbe Tage oft ſaß ſie an ſeinem Bette.

Auch lenkte ſich ihre Unterredung bisweilen auf ſeine unglückliche Heirath. Wratislev erzählte ſie ihr nach allen Umſtänden, und ſchilderte ihr die unüberwindliche Abneigung, die er von je her gegen die Gräfin

Ragozzi empfunden hatte, mit den lebhafteſten Farben.

„Ich habe es mir ſelbſt am Trauungsaltar zugeſchworen, ſezte er hinzu,

„daß ich ſie niemals lieben, und ihr die Pflichten einer Gattin erweiſen will. Meine Reiſen haben mich nun in dieſen Geſinnungen ſo befeſtiget, daß ich wohl damit aus der Welt gehen werde. Alles hat nun vollends der alte Ragozzi durch ſeine unbeſonnene Rache an mir verdorben, und unſre Familien ſind dadurch auf ewig entzweyet.

„Wer kann Sie darum verdenken, lieber Staroſte,

antwortete die Wiala,

„es war ein unſinniges Bündniß, das die beyden Väter gegen die Neigung ihrer Kinder ſchloſſen. Aber doch werden Sie in dieſer Lage Zeitlebens ein unglücklicher Menſch bleiben. Sie müſſen ſich durchaus von der Gräfin ſcheiden laſſen, und ſich eine andere Gemahlin nach Ihrem Herzen ausſuchen.

„Das bin ich auch wirklich Willens; verſezte Wratislaw,

„aber da ich leider in meinem Vaterlande wenig Bekanntſchaft habe, ſo werde ich Sie bitten, mir künftig eine hübſche Parthie vorzuſchlagen.

„Kommt Zeit, kommt Rath!„
ſagte die Staroſtin,
„ſind Sie nur einmal wieder geſund, ſo will ich Ihnen ſchon Bekanntſchaft machen.“

Solche Verabredungen trafen ſie mehrmal, und Wratislev harrte nun mit Sehnſucht auf die Geneſung, um dann auch ſeinem Herzen die ſo längſt gewünſchte Ruhe zu verſchaffen.

Der eine von den beyden Leuten, die unſern Wratislev aus dem Gefechte gerettet hatten, war ein Teutſcher von Geburt, mit Namen Rolf, und ein geſcheuter weltkluger Menſch. Er hatte ihn auf allen ſeinen Reiſen begleitet, und bediente ihn auch izt in ſeiner Krankheit. Dieſer Menſch ſagte eines Abends, wie er mit ſeinem Herrn allein war:
„Wiſſen Sie denn auch, daß noch eine,
„und zwar noch eine weit jüngere Dame,
„als die Staroſtin, hier wohnt?“

W. „Wie? eine jüngere Dame? — davon „weiß ich kein Wort.

X. „Hat's Ihnen denn die gnädige Frau „nicht geſagt?

W. „Keine Sylbe.

X. „Das dacht' ich wohl.

W. „Wer iſt ſie denn?

X. „Ja! Wer weiß das? man nennt ſie hier „im Hauſe nur das gnädige Fräulein. „— — Ihren Namen aber hat mir noch „niemand ſagen wollen. Es iſt überhaupt „ein ſehr ſonderbares Frauenzimmer.

W. „Warum ſonderbar? iſt ſie ſchön?

X. „Nicht vollkommen, aber ſo ungemein „reizend, daß man ihr auf den erſten Blick, „auf das erſte Wort ſein Herz ſchenken „muß. O, und ſo gut, ſo herablaſſend, „ſo freundlich iſt ſie — man möchte alle „Minuten auf den Knien vor ihr liegen, „und ſie, wie eine Huldgöttin anbeten.

W. „Nun! nun! du ſchilderſt ſie reizend ge„nug.

X. „Und ſo ſchmachtend — ſo liebevoll ſieht „ſie aus — o! wenn Sie ſie nur ſehen „ſollten, Sie würden ſelbſt in Sie ver„liebt; — Sie iſt unwiderſtehlich.

W. „Das wäre doch viel, aber ich finde
„doch das alles eben ſo ſonderbar noch
„nicht.

R. „Ach! es muß ein ſehr heftiger nagender
„Kummer ſie drücken: denn ſie ſizt beſtändig
„auf ihrem Zimmer und weint.
„Nur zu Tiſche kommt ſie heraus; dann
„ſchließet ſie ſich wieder ein, und läßt oft
„ganze Tage niemanden zu ſich. — Iſt
„— das nicht ſonderbar genug, von einem
„ſo jungen reizenden Frauenzimmer
„das ſich nur ſehen laſſen dürfte, um in
„immerwährendem Wonnetaumel zu ſchweben?

W. „Du haſt Recht. — Aber vermuthlich
„iſt es eine unglückliche, die aus Ueberdruß
„der Kabalen der Welt und ihren Freuden
„abgeſagt hat. Mich wundert nur,
„daß die Staroſtin nie ein Wort von ihr
„hat fallen laſſen.

R. „Wahrſcheinlich um ſie deſto mehr vor
„Ihnen verborgen zu halten.

W. „Nein! das glaub' ich nicht: denn warum
„hätte ſie ſich denn, vor dir ſehen laſſen?

X. „O! auch das geſchah nur von ungefähr, „und — war ich nicht recht geſchwind, ſo entwiſchte ſie mir doch.

W. „Wie denn ſo?

X. „Bisher hört' ich nur bey den Domeſtiquen von ihr ſprechen. Der hohe „Ton, womit dieſe ihr Lob auspoſaunten, reizte meine Neugierde, ſie zu ſehen. Ich erfuhr, daß ſie nur zu Mittage, wenn ich Ihnen bey Tiſche aufwarte, etwa eine halbe Stunde in den „Garten gienge. Einigemal gieng ich „ihr vergebens nach; ich kam immer zu „ſpät. Geſtern endlich lauerte ich ſie beſſer ab. Sie wollte nicht Stand halten, „aber ich ließ ſie nicht von dannen. Sie „war ſo artig, mancherley mit mir zu „ſprechen. Am Ende bat ſie mich ſehr „dringend, daß ich doch ja nichts von „ihr gegen Sie erwähnen möchte. Ich „verſprach es ihr nicht: denn ich ſagt' es „gleich, daß ich es doch nicht würde halten können.

W. „Ich werde die Staroſtin darüber befragen.

Sobald dieſe Dame unſerm Wratiſlaw wieder beſuchte, war es ſein erſtes, ſich wegen des jungen Frauenzimmers, wovon ihm ſein Bedienter geſagt hatte, bey ihr zu erkundigen.

„Es iſt eine Nichte von mir,

antwortete die Staroſtin,

„deren Eltern mit in die Conföderation verwickelt ſind. Um der Sicherheit willen hat ſie ſich während dieſer Unruhen zu mir gewendet. Verborgen hält ſie ſich theils darum, damit von ihres Vaters Feinden niemand ihren Aufenthalt erfahren ſoll; theils hat ſie auch ſelbſt vielen Hang zur Einſamkeit. Sie beſitzt viele gute Eigenſchaften, aber ein unglücklicher Liebeshandel hat ſie ſo ſehr niedergeſchlagen, daß ſie lieber allen menſchlichen Umgang flöhe. Inzwiſchen, ſobald Sie — wieder ausgehen können, ſollen Sie ſie zu ſehen bekommen. Vielleicht kann ich ſie dadurch ein wenig zerſtreuen. Das arme Mädchen vergeht ſonſt in ihrem Kummer.

W. Es ſoll mir zum Vergnügen gereichen, ein Frauenzimmer von ſo vortreflichen Eigenſchaften, wie ich von ihr habe rühmen hören, kennen zu lernen! Aber — darf man denn ihren Namen nicht wiſſen?

Wi. Ihren Namen? — — Ja! — warum das nicht? ſie iſt eine Woronovski.

Wr. Woronovski? — von dieſer Familie hab' ich doch nie etwas gehöret.

Wi. Sie iſt erſt neuerlich aus Rußland gekommen, und beſizt anſehnliche Güter.

Wr. Es kann ſeyn. Pohlen iſt groß, und ich bin lange entfernt geweſen.

Weiter nach ihren Umſtänden zu fragen, erlaubte dem Wratislev ſeine Beſcheidenheit nicht. Er beruhigte ſich dabey, und harrte nun mit Verlangen auf ſeine Geneſung, um die reizende Schwermüthige bald zu ſehen zu bekommen.

Acht Tage darauf befand er ſich endlich im Stande, wenigſtens ſein Zimmer zu verlaſſen. Er ließ ſich bey ſeiner liebreichen Hauswirthin melden, um ihr ſeinen Beſuch in ihrem Zimmer zu machen. Sie nahm ihn an, und kam ihm mit den Worten entgegen:

„Ich wünſche Ihnen aus voller Seele Glück zu Ihrer Geneſung, liebſter Freund! möchten Sie nur auch von Seiten Ihres

Herzens die Ruhe wieder erlangen, die Sie ſo ſehr verdienen, möchte nur auch die bittre Feindſchaft, die zwiſchen meiner und Ihrer Familie herrſcht, auf immer aufgehoben werden können!“

Wratislev antwortete:

„ich bin Ihnen theuerſte Freundin, zu viel ſchuldig, als daß ich Ihnen nicht wenigſtens das Opfer bringen ſollte, das in meinen Kräften ſtehet. Sie haben mich ſo liebreich in Ihrem Hauſe aufgenommen, und mir ſo viel Guts gethan, daß ich Ihnen ſolches gewiß nie nach Würden wieder vergelten kann. Aber das verſpreche ich Ihnen doch hiermit — wenn es nur ſonſt meine ganze Dankbarkeit erſchöpfte — daß ich nie wieder gegen den Graf Ragozzi feindſelig handeln, und alles anwenden will, den König zu bewegen, daß er ſeine Freyheit wieder bekommt. Nur bitte ich auch Sie, daß Sie ihm von ferneren Feindſeligkeiten gegen mich abrathen, und ihn dazu überreden möchten, ſeine Einwilligung in die Scheidung von ſeiner Tochter zu geben: denn dieſes Frauenzimmer werde ich nie für meine Gemahlin erkennen.

Wi. „Auf mein Wort, lieber Staroſt! Sie ſollen Ruhe vor dem Ragozzi habn, und ſollen auch Ihre Gemahlin loß werden. Wir wollen zuſammen nach **Warſchau** reiſen, um alle dieſe Angelegenheiten dort zu Stande zu bringen.

Noch unterhielten ſie ſich von den Mitteln, die hierzu am dienlichſten ſeyn möchten, als man der Staroſtin meldete, daß angerichtet ſey. Sie führte ihren Gaſt ins Speiſezimmer, und — das Fräulein **Woronovski**, war ſchon zugegen.

Die Manier, womit ſie dem jungen Staroſten ihr Kompliment machte, zeichnete ſich vor der gewöhnlichen ſo ſehr aus, daß ſie den Augenblick ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Er fing an, mit ihr zu ſprechen; und fand ſo viel Verſtand, ſo viel reife Beurtheilungskraft, ſo viel Kenntniſſe, und zugleich ſo viel Beweiſe von Herzensgüte in ihrer Unterhaltung, daß ſie ſich in ein Paar Stunden ſeine ganze Hochachtung erwarb. Beym Abſchiede erſuchte ſie **Wratislev**, ihm das Vergnügen ihres Umgangs mehreremal zu gönnen, und ein unbeſchreiblich zärtlicher, ausdrucksvoller Blick, gab ihm eine noch kräftigere Erlaubniß darzu, als das Verſprechen, das ſie ihm darüber leiſtete. Ganz ungemein hatte ſie dem Wratislev gefallen.

„Du haſt Recht!

ſagte er zu ſeinem Rolf, wie er mit ihm allein war,

„dieſes Frauenzimmer iſt überaus reizend, ob man ſie gleich nicht eben ſchön nennen kann. Eine ſo hinreißende Grazie im Umgange iſt mir — dächt ich — auf allen meinen Reiſen bey keiner jungen Dame noch vorgekommen. Gott! wie bezaubernd ſind ihre Blicke! und — wie ausgebildet iſt ihr Verſtand! —

R. „Ich freue mich darüber, daß ſie auch Ihnen gefällt. Laſſen Sie ſich nur nicht zu weit von ihr hinreißen!

W. „O! ich leugne es nicht; in dieſes Frauenzimmer könnt' ich mich verlieben, und mit ihr — glaub' ich wohl gar — könnte ich mich noch zum Heirathen entſchlieſſen, ſo einen ſchrecklichen Abſcheu ich auch davor bekommen habe.

R. „Ach! wer weiß, in welchem traurigen Liebeshandel ſie ſteckt! — oder welchem Taugenichts ſie ſchon angetrauet iſt! ihr melancholiſches Weſen wenigſtens —

W. „Giebt davon noch keinen Beweis ab. Wahrſcheinlicher iſt es, daß man ſie von irgend einem geliebten Gegenſtande unbarmherzig getrennt habe. Wenigſtens glaube ich das aus einigen der Staroſtin entfallenen Reden ſchließen zu können. Und vielleicht — könnte ſie dieſen Geliebten vergeſſen, wenn ein anderer mit gleichen Vorzügen ſich um ihr Herz bewürbe!

R. „Das wünſche ich von Herzen: denn — wenn ich nicht ganz irre — ſo brennen Ihr Gnaden ſchon ziemlich ſtark in ſie.

W. „O, nein! ſo weit ſind wir noch nicht. Ich bewundre blos ihre vortreflichen Eigenſchaften, und ſchätze ihre Reize, wie ſie es verdienen.

Und doch hatte der ſcharfſichtige Rolf nicht unrecht: denn unſer Staroſt war in der erſten halben Stunde ſchon in die junge Dame verliebt. Er unterſuchte ſein Herz, und fand nur zu bald die Leidenſchaft die ſolches zu beherrſchen anfing. Aber noch ſchmeichelte er ſich mit dem Vermögen, dieſe Regung wieder beſiegen zu können, ſobald er wahrnehmen würde, daß ſeine Liebe keine Erhörung finden könne.

Inzwiſchen ließ ihm doch das Verlangen bey dieſem reizenden Frauenzimmer zu ſeyn, keine Minute Ruhe. Er begab ſich wieder zur Staroſtin, und da er den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht fand, erſuchte er ſeine Freundin ſie kommen zu laſſen. Sie erſchien, und ſeine ganze Seele ſchwamm in Entzücken, wie er gewahr wurde, daß ſeine Geſellſchaft ihr nicht mißfiel, und ſie ſogar anfing, ſehr heiter und vergnügt zu werden. Mit jedem Worte, das ſie ſprach, mit jedem Blick, den ſie ihm zuwarf, ſtieg ſeine Liebe höher. Ganz lag er endlich mit ſeinem Herzen zu ihren Füßen, als ſie einen leiſen Händedruck, mit welchem er ſich ihr zu nähern wagte, zwar nicht erwiederte, aber ihn doch mit einem holdſeligen Lächeln belohnte.

Die folgende Nacht brachte Wratislaw mehrentheils ſchlaflos zu. Mit dem feſten Vorſatze ſtand er endlich auf, dem Fräulein ſeine Hand anzutragen. Die Erinnerung, daß er von ſeiner Gemahlin noch nicht geſchieden war, machte ihm zwar noch manche Unruhe, aber doch ſprach ihm die Hoffnung, durch Vermittelung der Staroſtin bald von ihr geſchieden zu werden, wieder Troſt zu.

Gegen Mittag ließ er das Fräulein um die Erlaubniß erſuchen, ihr in ihrem Zimmer ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Er wurde angenommen, und — kaum ſah er ſich mit ihr allein, ſo ſtrömte ſeine Leidenſchaft unaufhaltſam in Gedanken, Blicken und Worten dahin. Deutlich genug hatte den Tag vorher ſchon das Fräulein die verliebten Regungen des Staroſten bemerkt. Sie hatte ſich auf eine nähere Erklärung vorbereitet, es befremdete ſie alſo nicht, als der Staroſt nach mancherley vorher gegangenen Anſpielungen darauf, endlich in dieſe Erklärung ausbrach.

„Sie kennen mich freylich noch nicht genug, gnädiges Fräulein! um zu meiner Rechtſchaffenheit das Zutrauen zu haben, das ich ſo gern bey Ihnen verdienen möchte. Indeſſen hoffe ich, daß ihre Frau Tante, deren Freundſchaft ich mir erworben zu haben ſchmeichle, meines Charakters nicht ganz ohne Beyfall gegen Sie erwähnet haben wird. Vielleicht hat Sie Ihnen auch geſagt, wie unglücklich ich in Abſicht auf mein Herz bin. Ich ſeufze nach Beruhigung, und ich finde, daß nur Ihre vortreflichen Eigenſchaften mir dieſe Ruhe gewähren werden. Kurz — liebſtes Fräulein! ich liebe Sie, ich wünſchte, Ihnen nicht gleichgültig geblieben zu ſeyn. Könnten Sie ſich wohl entſchlieſſen, meine Hand anzunehmen? — Iſt Ihr Herz nicht ſchon anderwärts unauflöslich gefeſſelt, ſo erhören Sie die Bitte eines Mannes, der nie mit Leidenſchaft liebte, als izt, und der für dieſe Leidenſchaft ſein ganzes Leben hingeben würde. — “

Er faßte die Hand der jungen Dame, drückte ſie an ſeinen Mund, und ſezte hinzu:

„Darf ich mir wohl ſchmeicheln, daß eine ſo ſchöne Seele, wie die Ihrige, mein Herz nicht verſchmähen wird?“ —

Sie hatte ſeine verliebte Deklamation, die noch weit wortreicher war, und weit mehr Betheurungen ſeiner Aufrichtigkeit enthielt, als wir hier angeführt haben, mit einer Ruhe angehöret, die dem verliebten Staroſten eben nicht viel günſtiges von ſeinem Antrage weiſſagte. Er zitterte ihrer Antwort entgegen; ſie fing an zu lächeln, und — da er von neuen bat — ihn glücklich zu machen, ſo antwortete ſie mit ungemeiner Gelaſſenheit:

„Sie ſcherzen wohl, mein lieber Staroſt! — wie können Sie mit ſolchem Verlangen um meine Hand bitten, und — Leidenſchaft für mich empfinden, da Sie es doch verſchworen haben, mich zu lieben?“ —

Schrecken und Erſtaunen verwandelten den Wratislev auf einige Minuten in eine Bildſäule. Unbeweglich ſtarrten ſeine Blicke auf die junge Dame hin; und — ein Licht gieng ihm jezt auf, deſſen Feuer eben ſo heftig ſeine Glieder durchſchmetterte, als es ſeine ganze Seele entzückte.

„Bin ich bezaubert geweſen? — rief er endlich aus,

„oder was hat mich ſo entſetzlich geblendet? — Sie ſind ja die Gräſin Ragozzi; und — o, daß ich meine abſcheuliche That vor mir ſelbſt verbergen könnte — meine von mir ſo verachtete Gemahlin. —

Bey dieſen lezten Worten ſtürzte er zu ihren Füßen, und fuhr in einem rührenden erhabnen Tone fort:

Hab ich mich ſo ſehr an Ihnen verſündiget, daß ich keine Vergebung erlangen kann, ſo nehmen Sie mir lieber dieſes Leben, für deſſen Erhaltung ich der Vorſehung nicht mehr danken würde! Ach! wie habe ich Sie doch ſo verläugnen können? — Aber Gnade, Gnade findet doch ſonſt jeder reuige Sünder. — O, wie ſchrecklich bin ich geſtraft für meine Vergehungen am [illegible] —

Es war ganz natürlich, daß Wratislaw ſeine Gemahlin nicht mehr kannte, wie er ſie hier bey der Staroſtin von Wiala wieder antraf. Denn in ſechs Jahren, ſeitdem er mit ihr verbunden worden war, hatte ſie ſich bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit, aber doch auch ganz zu ihrem Vortheil geändert. Erſtlich war ſie gewachſen, und etwas groß und ſtark geworden. Ihre Geſichtszüge hatten ſich mehr ausgebildet, und wirklich verſchönert. Denn ob ſie gleich inzwiſchen die Blattern gehabt hatte, ſo war doch ihre Bildung durch dieſelben nicht verdorben, ſondern bloß etwas verändert worden. Ueberdies hatte ihr langer Aufenthalt in Warſchau, und am Hofe die Geſchmeidigkeit, und Grazie ihres Betragens im Umgange erzeuget, wovon ſie vorher kaum eine geringe Anlage beſaß, die aber Wratislav zu bemerken ſich gar nicht die Mühe genommen hatte. Lectüre, und Umgang mit der großen Welt hatten ihren Verſtand gleichſam umgebildet, und ganz ungemein erhöhet. Kurz, ſie war ſich in nichts mehr ähnlich, als in den Empfindungen eines guten redlichen Herzens, das auch Hof und Reſidenz nicht hatten verderben können.

Gleich anfangs liebte ſie den jungen Wratislav, und dieſe Leidenſchaft hatte weder ſeine ſchnöde Behandlung ihrer Perſon, noch ihre Entfernung in ihr vertilgen können. Das Bewußtſeyn aber, ſich von einem ſo geliebten Gegenſtande verachtet zu ſehen, erzeugte nach und nach eine ſolche Schwermuth in ihr, die immer weiter um ſich griff, je weniger Hoffnung ſie vor ſich ſahe, daß ihr Geliebter jemals wieder in ihre Arme zurückkehren würde. Hierzu kam noch die Ausſchweifung ihres Vaters gegen die Wratislewſchen Beſitzungen, die ſie im höchſten Grade mißbilligte; denn nun befürchtete ſie nicht ohne Grund, daß die Verbitterung der beyden Familien gegen einander aufs höchſte ſteigen, und ihr vollends alle Hoffnung rauben würde, mit ihrem Gemahl jemals wieder vereiniget zu werden. Alle dieſe traurigen Verhältniſſe benahmen ihr die Luſt ferner in der großen Welt zu leben. Sie begab ſich alſo zu ihrer Verwandtin, der Staroſtin Wiala, um hier in der Einſamkeit ihre Tage zu verweinen, und — mit der Liebe zu ihrem Gemahl zu ſterben. Izt nun, wie der Zufall den jungen Wratislew ſogar ſelbſt in das Haus ihrer Tante führte, bekam ihre Liebe wieder neue Kraft, und ſie fing bereits an, auf Beſſerung zu hoffen, wie ſie gewahr wurde, daß ihr Gemahl, ohne ſie zu kennen, Leidenſchaft für ſie faßte. Mit welchem Entzücken ſah' ſie ihn alſo nun zu ihren Füßen liegen! und wie freute ſie ſich von ganzer Seele, da ſie wahrnahm, daß ihre Beſtändigkeit geſieget hatte, und das Ende ihrer bisherigen Leiden herannahte! —

Sie faßte die Hand ihres geliebten Staroſten, und ſagte:

„wenn ich Ihnen auch verzeihe — beſter Gemahl! — wie ich es denn von ganzer Seele thue; was wollen Sie aber dann mit Ihrem Schwur anfangen? —

„ihn in Ihren Armen vergeſſen, antwortete Wratiſlav,

„nie wieder daran denken, daß ich jemals ſo unſinnig war, eine Liebe zu verreden, die doch allein mich glücklich machen kann. Ein ſolcher Eid war eine Gottesläſterung, und ihn zurückzunehmen wird zur Ehre deſſen gereichen, der die Herzen der Menſchen lenkt. O! wie Recht hatte mein Vater, da er ſagte, es würde noch ein vortrefliches Frauenzimmer aus Ihnen werden! Sie haben die höchſte Stufe dieſer Vortreflichkeit erreichet, und Sie werden Ihrer Großmuth die Krone aufſetzen, wenn Sie ſich, als rechtmäßige Gattin in die Arme eines Mannes werfen, der dieſe Ihre erhabenen Eigenſchaften wenigſtens zu ſchätzen weiß, wenn er ſie auch nicht verdienet hat.

„Hab' ich Sie denn nicht immer geliebt?

verſezte die entzückte Gattin, indem ſie den Staroſten in ihre Arme ſchloß,

„waren Sie nicht von Anfang an der Abgott meines Herzens? — liebt' ich Sie nicht auch dann noch, da Sie mich nicht achteten? — Ach! nur die Vergeltung dieſer Liebe mangelte mir bisher, und nur darinn beſtand mein Elend, daß ein unbarmherziges Vorurtheil mich von Ihnen trennte. Kommen Sie an mein Herz! es iſt nun alles vergeben und vergeſſen. Ich bin ewig die Ihrige. —

Wratislev drückte ſie an ſeinen Buſen, und ſchwur ihr die allerheiligſten Verſicherungen ſeiner Liebe und ſeiner ewigen Treue zu. Eine Fluth von Küſſen beſiegelte ihren Bund, und Ströme von Freudenthränen erleichterten die Herzen der beyden Liebenden, deren gewaltſame Regungen ſich in ein wonnevolles Entzücken auflößten.

Sie eilten nun zu ihrer liebreichen Tante, und eröffneten ihr die glückliche Begebenheit, die zwiſchen ihnen vorgefallen war. Längſt hatte ſie dieſen Ausgang der Sache geahndet, der, und ſie nahm den wärmſten Antheil an dem Glück der beyden Liebenden.

„Aber da ſehen Sie Vetter!

ſagte ſie zum Staroſten,

„man ſoll nie etwas verreden;“ und Wratislev bekannte nochmals, daß er einen unbeſonnenen Schwur gethan hatte. Einige Tage darauf reiſten ſie insgeſamt nach Warſchau, und unſer beglückter Ehemann ſöhnte ſich hier auch mit ſeinem Schwiegervater wieder aus. Nach deſſen Tode fielen ſeine Güter dem Staroſten zu, und er wurde, wie die beyden Väter ſich geſchmeichelt hatten, einer der größten Magnaten im Königreiche.

IV.

Die Warnung.

Eine
morgenländiſche Erzählung.

Von der Oberherrſchaft der perſiſchen Könige hatte ſich in der mittlern Zeit eine Nation abgeriſſen, die ſich die Tartanen nennte, und ſich zur morgenländiſchen chriſtlichen Kirche bekannte. Ihre Reichsverfaſſung war das Werk zweyer Weiſen, die zur Gründung deſſelben die gehörigen Kenntniſſe, und zur Ausführung das Vertrauen des Volks beſaßen. Die Tartanen hatten zwar einen König, aber dieſer war nicht unumſchränkter Herr im Lande. Ein geheimes Raths-Collegium, deren Mitglieder vom Volke durch die Mehrheit der Stimmen gewählt wurden, war ihm an die Seite geſezt. Ohne dieſes konnte der König wenig oder nichts thun. Ueberdies hatte das Volk auch ſelbſt noch vielen Einfluß in die Regierung: es wählte nicht nur die Mitglieder des hohen Raths, ſondern bekümmerte ſich auch ſehr oft um die übrigen Staatsbedienten, die dann gemeiniglich, wenn ſie dem Volke zu mißfallen anfingen, auch um ihre Bedienungen kamen.

Einer ihrer Könige, Abiſſak der dritte, hatte einen Günſtling, mit Namen **Nadir**, deſſen Familie zu den vornehmſten im Lande gehörte. Er war mit dem Könige aufgewachſen und erzogen worden: denn ſein Vater war der erſte Staatsminiſter geweſen. Der König gieng auf das vertrauteſte mit ihm um, und konnte faſt keinen Tag ohne ihn leben. Ja, er erwies ihm ſo gar die Ehre, ihn mit einer Prinzeſſin aus königlichem Geblüte zu verheirathen. **Baſſora**, ſo hieß dieſe Dame, war jung, und ſchön. Mehrere Fürſten hatten ſich ſchon um ihre Hand beworben; aber ſie liebte den **Nadir**, als einen jungen Mann von außerordentlich glänzenden Eigenſchaften, und es wurde ihr leicht den Beſitz ſeines Herzens einer Krone vorzuziehen. Der König freute ſich ungemein über ihre Neigung, und war mit Vergnügen zu ihrer Verbindung beförderlich. Dem Anſehen nach liebte auch **Nadir** ſeine Gemahlin; wenigſtens erwies er ihr alle die Ehrerbietung, die er ihr als einer Perſon von ſo hoher Geburt ſchuldig zu ſeyn glaubte. Nie hörte man von dem geringſten Mißverſtändniſſe zwiſchen ihnen, und allgemein hielt man ſie für das glücklichſte Paar. Auch hegte **Baſſo-**

Baſſora nicht den kleinſten Grad von Mißtrauen gegen ihren Gemahl, und ſeiner Treue an ihr: denn er hatte ihr nie einige Urſache dazu gegeben.

Nadir hatte noch eine Mutter, die er ſehr in Ehren hielt, und eine Schweſter, welche er mit unbegränzter Zärtlichkeit liebte. Die erſtere hieß Zelima, und wohnte auf dem Lande unweit Kandar, der Reſidenz des Königs, auf einem Wittwenſitze. Die andre aber Madoline mit Namen hielt ſich am Hofe auf. Sie wurde für das ſchönſte Frauenzimmer im ganzen Reiche gehalten. Aus einer, jedermann unbegreiflichen Enthaltſamkeit aber, blieb ſie unverheirathet. Eine Menge junger Herren, zum Theil von hohem Stande, bewarben ſich um ihre Hand. Keiner hatte jedoch das Glück, ihr Herz zu rühren, und von keinem ließ ſie ſich den Hof machen. Sie gieng wenig in Geſellſchaften, und mitten in der Reſidenz führte ſie die einſamſte Lebensart. Nur von ihrem Bruder Nadir, nahm ſie Beſuch an, und kein Tag gieng leicht vorbey, wo er nicht bey ihr einſprach.

Es war zu Kandar wie in allen dergleichen republikaniſchen Staaten. Das Volk hatte unter den Staatsbedienten ihre Lieblinge, und andere, die es haßten. Nadir war unter den leztern, obgleich er dieſen Haß am wenigſten verdiente. Er ließ ſich bloß an der Gnade ſeines Königs begnügen, und miſchte ſich nicht in die Regierungsgeſchäfte. Um deswillen glaubte er denn auch das Volk entbehren zu können. Er behandelte es alſo mit einer Art von Gleichgültigkeit, und Kälte, die auf die Gemüther dieſer Menſchen einen gefährlichen Eindruck machte. Wenn der König nur das geringſte that, was dem Volke nicht gefiel, ſo ſchob man ohne Bedenken die Schuld davon auf den Nadir, und hielt ihn für den Unterdrücker des Volks. Er beſaß ein von ſeinem Vater ererbtes rechtmäßiges Vermögen. Gleichwohl glaubte man, er ſammle Schätze vom Lande. Kurz, weil er der Liebling des Königs war, und bisweilen Geſchenke von ihm erhielt, ſo war in den Augen des Pöbels nichts gewiſſer, als daß er ein Feind des Volks ſey. Allgemein wünſchte man ſeine Entfernung vom Hofe, und je länger, je gefährlicher wurde die Verbitterung der Unterthanen gegen ihn.

Inzwiſchen lebte Nadir darüber in einer unbegreiflichen Sicherheit dahin. Oft gaben ihm zwar ſeine Freunde den Rath, ſich bey dem Volke beliebt zu machen. Aber er glaubte, weil er nichts Böſes thäte, und die Gnade des Königs vor ſich hätte, ſo könnte ihm auch niemand etwas anhaben.

Inzwiſchen ſtieg der Unwille des Volks gegen ihn alle Tage höher, je mehr ihn der König liebte. Oft warnte ihn ſo gar ſelbſt ſeine Gemahlin, vor den Ausbrüchen dieſes Unwillens; aber er ſagte immer: Thue niemanden etwas Böſes, ſo widerfährt dir auch nichts Böſes! — und — er lebte in ſeiner Sicherheit fort. Sein Gewiſſen war rein; wovor ſollte er ſich fürchten? — das war immer ſeine Ausrede. Doch jezt ereignete ſich ein Vorfall, für deſſen Wahrheit die Geſchichte bürgt, ob gleich dem Anſehen nach, dergleichen Erſcheinungen in das Gebiet des Aberglaubens verwieſen zu werden pflegen.

Einige Meilen weit von der Reſidenz, auf dem Lande, wohnte ein alter abgedankter

Soldat von der königlichen Leibwache, mit Namen Said. Dieſer Mann hatte in ſeiner Jugend bey dem Monteculi, des Nadirs Vater, als Sclave in Dienſten geſtanden, und war von ſeinem Herren ſehr geliebt worden. Monteculi hatte ihn hernach ſelbſt unter die königliche Leibwache gebracht, welches ein ſehr ehrenvoller Poſten war, und Said bekam hier täglich ſeinen Wohlthäter zu ſehen. Bald nach deſſen Tode aber mußte er wegen eines Zufalls an dem einen Beine, wovon er lahm wurde, die Kriegsdienſte verlaſſen, und lebte izt auf dem Lande von einem Gnadengehalte, das ihm der König gab.

Eines Abends lag er allein in ſeiner Schlafkammer auf ſeinem Lager, als er jemanden leiſe zur Thür herein treten ſah. Die Thür war verſchloſſen geweſen; Said erſchrack alſo nicht wenig über dieſe plötzliche Erſcheinung. Er hielt ſie anfänglich für einen Räuber, und ſahe ſich nach ſeinem Dolche um, den ungebetenen Gaſt behörig zu empfangen. Aber izt trat ihm die Perſon näher, und es war ein alter ehrwürdiger Mann, mit eisgrauen Haaren, und einem langen weißen Barte. Said gerieth ganz außer sich vor Schrecken, und zitterte vor Furcht, an allen ſeinen Gliedern. Der Greis richtete ſeine Augen ſteif auf ihn, und fragte:

„Kennſt du mich Said?“ Aber unſer Soldat konnte keine Sylbe antworten. Das Schrecken hatte ihn ſo darnieder geſchlagen, daß ihm die Zunge den Dienſt verſagte, und alle Haare zu Berge ſtunden.

„Ob du mich kennſt?“ fragte die Erſcheinung noch einmal, und fuhr fort:

„Fürchte dich nicht! Faſſe Muth! ich thue dir nichts zu leide.

Said vermochte noch immer nicht zu reden; doch nahm er ſich das Herz, den Greis genau anzuſehen.

„Kennſt du mich noch nicht?“

verſezte dieſer wiederum,

„Rede! was ſcheueſt du dich?“

Nunmehr antwortete endlich mit ſchwacher Stimme, Said:

„Ach! wohl kenne ich dich. Deine Geſtalt und gewöhnliche Kleidung iſt mir noch wohl erinnerlich. Du biſt der Geiſt meines alten Wohlthäters, des Monteculi.

G. Du haſt Recht! ich bin es.

S. Mein Gott! — was führt dich aus der Ewigkeit hieher, mich armen Mann zu beunruhigen?

G. Nicht, um dich zu beunruhigen, bin ich da; ſondern, um mir ſelbſt Ruhe im Grabe zu verſchaffen. Ich habe eine dringende Bitte an dich.

S. Dein Wille war mir von je her Befehl.

G. Nun! ſo erweiſe mir den Liebesdienſt, und gehe zu Nadir, meinem Sohne! Sage ihm von meinetwegen: ich ließe ihn bitten, er möchte ſich dem Volke das ihn haßt, gefällig machen, oder ſich doch wenigſtens Mühe geben, den großen Unwillen deſſelben auf ihn zu mindern. Thäte er das nicht, ſo würde er nur noch eine kurze Zeit leben. —

Kaum hatte er das Wort ausgeredet, ſo verſchwand er. Said dachte der Sache eine

Weile nach, und phantaſirte ſich in ſeinen Gedanken darüber ſo tief hinein, daß er endlich einſchlief.

Da er früh Morgens erwachte, erinnerte er ſich zwar wohl noch, was er geſehen und gehöret hatte.

Aber er hielt den ganzen Vorfall für einen Traum, und gieng nicht zum Nadir. Man träumt vieles, dachte er, was man wirklich geſehen zu haben glaubt, und man wird für einen Phantaſten und Schwärmer gehalten, wenn man ſolchen Weiſſagungen Gehör giebt. Ich werde mich hüten, mich von dem Nadir, der ein aufgeklärter Mann iſt, auslachen zu laſſen. — Aber kaum hatt' er ſich Abends wieder in ſeine Schlafkammer begeben, ſo ſtand Monteculis Geiſt wieder vor ſeinem Bette. Said fuhr zuſammen, und wollte reden. Doch der Geiſt fing ſogleich an, in die Vorwürfe auszubrechen:

„Nun! Said! iſt das auch recht von dir, daß du ſo undankbar gegen mich biſt? — ich habe dir die Freyheit gegeben, und dein Glück gemacht, und du biſt ſo undankbar,

bar, mir nicht einmal den kleinen Gefallen zu erweiſen, um den ich dich bat! Das hätte ich von dir nicht erwartet. Aber nun — bitte ich dich noch einmal: gehe hin zu meinem Sohn, und ſage ihm, was ich dir anbefohlen habe! thuſt du es wieder nicht, ſo haſt du meinen ganzen Zorn zu fürchten. Keine Ruhe ſollſt du vor mir haben. Auf allen Tritten und Schritten will ich dich verfolgen. —

Hier warf er dem Said noch einen fürchterlichen Blick zu, und verſchwand.

„Ha! nun ſehe ich wohl, daß es kein Traum iſt,

ſagte dieſer nun vor ſich,

„Wenn Todte wieder aufſtehen, und Geiſter ſich um die Angelegenheiten der Welt bekümmern; ſo muß etwas großes auf dem Tapete ſeyn. — Der arme Nadir! um ihn wird es wohl geſchehen ſeyn. Aber — werde ich ihn auch wohl retten können, wenn ich ihm mein Abentheuer erzähle? wird er mir wohl glauben, dieſer hellſehende freymüthige Mann? und — wird er nicht demungeachtet in ſeiner Si-

Sicherheit fortfahren, da ihn der König ſchüzt? — was wird alſo meine Warnung helfen? — o! ich glaube gar nicht einmal, daß ich vor ihn komme. — — Der Geiſt mag meinetwegen machen, was er will! ich laſſe das Ding bleiben, und wenn mich der Alte nicht zufrieden läßt, ſo werde ich ihm die Wahrheit ſagen. Er mag ſelbſt hingehen, und mit dem Nadir ſprechen! —

Bey dieſem Vorſatze blieb Said ſtehen, und erwartete die folgende Nacht, um zu ſehen, ob der Geiſt noch einmal erſcheinen würde. Bey nahe reute ihn aber ſeine Hartnäckigkeit, deſſen Befehle zu vollbringen, wie der alte Montecculi wirklich noch einmal vor ihm auftrat. Denn ſein Geſicht war ſo fürchterlich verzerrt, und ſeine Augen rollten ſo feurig umher, daß Said vor Beſtürzung und Schrecken ſeine ganze Faſſung verlor:

„Du undankbarer Böſewicht!“ ſagte der Geiſt mit einer fürchterlichen Stimme, „werth wärſt du, daß ich alle deine Gebeine zerſchmetterte. Warum haſt du meinen Befehl abermals nicht vollzogen? Denkſt du, daß wir Geiſter nicht Macht haben, euch euren Ungehorſam auf das ſchrecklichſte fühlen zu laſſen. ——

Mit aufgehabener Hand trat er nun auf den Said loß, der in Todes-Angſt da lag, ſich aber doch noch das Herz faßte, zu rufen:

„Halt ein, Alter! ich erkenne deine Macht, und meine Vergehung! aber höre meine Urſachen!“ Der Geiſt trat wieder zurück, und antwortete:

„Nun ſo ſag' an!

Said verſezte:

„Dein Sohn Nadir iſt ein vornehmer Mann, der mit ſo ſchlechten Leuten, wie ich bin, gar nicht ſpricht. Seine Leute werden mich nicht einmal vor ihn laſſen, und mein Gang, der mir als einem gebrechlichen Manne ſehr ſauer ankommen wird, iſt ganz gewiß vergebens.

G. Du biſt nicht klug, Said! das iſt eine abgeſchmackte Ausflucht. Wenn dich Nadir nicht vor ſich läßt, ſo haſt du das deinige gethan, und ich kann dir weiter keine Vorwürfe machen. Auch haſt du allemal noch ſo viel Kräfte, um dieſen kurzen Weg über dich zu nehmen.

S. Recht gut! aber denkſt du denn, daß Nadir auf deine Warnung hören, und ſein Betragen gegen das Volk ändern wird? O! er iſt viel zu ſehr von der Gnade und dem Schutze des Königs eingenommen, als daß er an ſeiner Sicherheit zweifeln ſollte. Nadir iſt ein rechtſchaffener Mann; er glaubt nichts zu fürchten zu haben.

G. Dieſe Ausflucht gilt wieder nichts. Wenn ſich Nadir nicht ändert, ſo haben wir beyde das unſrige gethan, und du haſt von mir weiter nichts zu fürchten.

S. Ich gebe dir Recht. Wer bürgt mir aber dafür, daß mir Nadir auch glaubt, daß du mir erſchienen biſt, und mit mir geſprochen haſt? er iſt ein aufgeklärter Mann, der gewiß an Geiſtererſcheinungen nicht glaubt. Er wird mich ganz gewiß für einen Schwärmer und Phantaſten halten, und — tüchtig von ihm ausgelacht zu werden, das wird am Ende mein Lohn ſeyn.

G. Auch das geht dir nichts an. Doch — damit er dir glaubt, ſo ſage ihm nur, ich ließe ihn an das erinnern, was ſeit nunmehr Jahr und Tag, zuerſt zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter Madolinen vorgegefallen ſey. Er ſollte nur dran denken, wie er ſich bey Madolinen an ſeiner Gemahlin vergangen habe. Aber — von dieſem Umſtande ſage ſonſt keinem Menſchen ein Wort, weder vor, noch nachher, außerdem biſt du ein Kind des Todes.

Said entſezte ſich ſo ſehr über dieſe Nachricht, daß er auf einmal alle Bedenklichkeiten ſchwinden ließ, und zitternd die Worte ſprach:

„Ich fürchte dich Alter, und werde deinen Befehl befolgen. Nur ſchütze mich auch, wenn Nadirs Zorn über mich ausbrechen ſollte!“

„Gott wird dich ſchützen, verſezte der Geiſt, und verſchwand.

Traurig und ſchwermüthig brachte Said die ganze Nacht zu. Mehr als ſein gehabtes Abentheuer betrübte ihn der Gedanke an das ungeheure Verbrechen, deſſen ſich nach Ausſage des Geiſtes, der unglückliche Nadir, auf deſſen Rechtſchaffenheit er ſein Leben gelaſſen haben würde, ſchuldig gemacht hatte. In eben dieſer melancholiſchen Gemüthsſtimmung ſtand er des Morgens auf, und begab ſich auf den Weg nach Kandar.

Wie er dort ankam, erfuhr er, daß Nadir mit dem König auf der Jagd ſey, und in einigen Tagen nicht zurückkommen würde. Said hatte keine Ruhe mehr. Er erkundigte ſich, wo dieſe Jagd gehalten würde, und ſuchte den Nadir dort auf. Er traf ihn bald: denn Nadir begegnete ihm mit einigen Jägern zu Pferde, auf einer Landſtraße, nahe an einem Gehölze. Said nahm ſeinen Huth ab, und rief dem Nadir zu, daß er ihm doch einige Worte Gehör gönnen möchte. Dieſer ritt auf ihn zu, und ſagte:

„Ha! ha! biſt du es, ehrlicher Said! was verlangſt du von mir? womit kann ich dir helfen?

„Mit nichts, gnädiger Herr! antwortete dieſer,

„ich habe Dir nur ein Paar Worte allein zu ſagen. Die Sache iſt von äußerſter Wichtigkeit.

Nadir wurde neugierig, und ſtieg vom Pferde. Dann rief er einen ſeiner Jäger, gab ihm das Pferd, und gieng mit dem Said in das Gehölze. Hier erzählte ihm nun dieſer ſeine Erſcheinung, und was der Geiſt des Monteculi ihm aufgetragen hatte. Aber, was er befürchtet hatte, traf zu: denn Nadir ſchlug eine helle Lache auf, und ſagte:

„du alter Träumer! hätt' ich dich doch nicht für ſo einfältig gehalten! Geh nach Hauſe! dein Blut iſt in Wallung. Laß zur Ader! es iſt eine Krankheit bey dir auf dem Wege.

S. Du irreſt dich, Nadir! ich bin geſund und weiß, was ich geſehen und gehöret habe.

N. Du Schwachkopf! wer todt iſt, kommt nicht wieder hieher. Dank ſey es der erhabnen Philoſophie, die ich gelernet habe, daß ſie uns von dergleichen abgeſchmackten Phantomen befreyet hat. Izt ſind wir keine ſolche Narren mehr, um uns von Mährchen, und Geſpenſter Geſchichten irre führen zu laſſen.

S. Ich ſahe es zum voraus, daß du mir nicht glauben würdeſt, und ich eröffnete auch deswegen dem Geiſte mein Bedenken dagegen. Der aber trug mir auf, dir zum Beweis, daß er mir wirklich erſchienen

nen ſey, „nur zu ſagen, er ließe dich an das erinnern, was ſeit nunmehr Jahr und Tag zwiſchen dir und deiner Schweſter Madolinen vorgefallen ſey: du ſollteſt nur daran denken, wie du dich bey Madolinen an deiner Gemahlin vergangen hätteſt. —

Es war als ob der Blitz den Madir darnieder ſchmetterte, wie er dieſe Worte vernahm. Blaß wie eine Leiche vor Schrecken zitterte er an allen Gliedern, und im Tone einer unbeſchreiblichen Angſt rief er aus:

„Das kann dir niemand als der Teufel geſagt haben: denn es weiß es niemand, als ich und Madoline, die gewiß nicht davon reden wird.

Seine Zweifel gegen Saids Ausſage waren auf einmal verſchwunden,

„es iſt gut,

ſagte er zu ihm,

„Ich danke dir für deine Mühe

Aber ich bitte dich auch, ſchweig ſtille von dieſer ganzen Sache! ich werde dich dann reichlich belohnen. Dein Leben dagegen iſt dahin, wo du davon plauderſt.

„Sorge dafür nicht, Nadir:“ antwortete Said,

„ich werde Geheimniſſe zu bewahren wiſſen.“

Traurig ſezte ſich Nadir wieder zu Pferde, und ritt dem Könige nach. Aber äuſſerſt niedergeſchlagen, und ſchwermüthig war er, ſo lange dieſe Jagd noch dauerte. Er konnte zwar noch immer nicht begreifen, was er dem Volke gethan haben ſollte, und daß um deswillen ſein Leben in Gefahr ſey: denn ſein Gewiſſen ſprach ihn von allen Vorwürfen frey. Aber doch war durch die Erinnerung an das, was mit ſeiner Schweſter vorgefallen war, ſein Gewiſſen auf der empfindlichſten Seite angegriffen, und ſein Unglaube an Geiſtererſcheinungen auf einmal gehoben. Denn er hatte von je her, und noch vor ſeiner Heirath, in einem gewiſſen vertrauten Umgange mit Madolinen gelebt, welcher ſeit der von dem Geiſte angegebenen Zeit, auch ſogar die Grenzen der Tugend überſchritt. Dieſer Umgang war nun aber ſo heimlich gehalten worden, daß ſchlechterdings niemand davon Wiſſenſchaft haben konnte. Es lag alſo am Tage, daß der Geiſt ſeines Vaters dem Said wirklich erſchienen war, und Nadir fiel auf den Gedanken, daß dieſe Erſcheinung mehr ſeine Vergehung mit Madolinen, als die Mißgunſt des Volks gegen ihn zum Zweck gehabt habe. Daß ihm eine große Strafe bevorſtehe, daran zweifelte er keinen Augenblick mehr, aber er fürchtete ſolche mehr durch ſeine geheime Vergehung, als durch ſein Betragen gegen das Volk, verwirkt zu haben.

Er hatte ſich einer doppelten Sünde ſchuldig gemacht, der Blutſchande ſowohl, als der Untreue an ſeiner Gemahlin. Von ſchrecklichen Gewiſſensbiſſen darüber gequält, und von der Furcht vor der Strafe geängſtet, trieb ſich ſeine Seele in der grauſamſten Unruh umher, und ſank faſt bis zur Verzweiflung herab. Gern wär er ſelbſt zu Madolinen geeilt, um an ihrem Buſen ſeine Angſt auszuweinen: denn er liebte ſie wirklich mit unermeßlicher Leidenſchaft. Aber dann befürchtete er, von ihr zu ſehr hingeriſſen, und in dem Vorſatze, ſeinen Umgang mit ihr aufzuheben, und dadurch das ihm bevorſtehende Unglück abzuwenden wankend gemacht zu werden.

Endlich trieben ihn die Bewegungen ſeiner Seele gleich von der Jagd weg, hin zu ſeiner Mutter, die er allein ſeines Vertrauens für werth achtete. Ihr beſchloß er, ſein Herz zu eröffnen, und ſie um Troſt anzuflehen, da er ſich ſelbſt nicht zu rathen und zu helfen wußte.

Zelima war gewohnt, ihren Sohn immer aufgeräumt und heiter zu ſehen: denn er beſaß ein luſtiges aufgewecktes Temperament. Sie freute ſich allemal, wenn er ſie beſuchte, und nichts war ihr ſchmeichelhafter, als von einem Manne, als Mutter ſich verehrt zu ſehen, der der Günſtling des Königs war, und in ſo großem Anſehen bey Hofe ſtand. Deſto mehr erſchrack ſie nun, wie ſie den Nadir mit der Miene eines Verzweifelten zu ſich hereintreten ſah.

„Um Gottes willen, mein Sohn! was fehlt dir?

rief ſie ihm zu,

„welches Unglück hat deine ganze Bildung in das Gemälde eines Raſenden verwandelt?

Nadir ſank zu ihren Füßen, und antwortete mit Thränen:

„Ach, Mutter! Sie ſehen in mir den ſchrecklichſten Verbrecher, der nur bey Ihnen Troſt und Vergebung ſucht.

Z. Lieber Sohn! du bringſt mich außer mir. Was haſt du denn begangen? —

N. Kannſt du mir es nicht an meinem Geſichte anſehen? ſtehts nicht an meiner Stirn geſchrieben? — ſteh' mich nur recht an! mein Verbrechen iſt nicht zu verkennen. Die Geiſter der Todten ſollten es wiſſen, und Gott ſollt euch eure Augen nicht öffnen, um mich in der ganzen abſcheulichen Geſtalt eines Ehebrechers und Blutſchänders zu ſehen? —

„Was? —

ſchrie Zelima, und vor Schrecken ſank ſie ohnmächtig, dem Nadir in die Arme.

„Hab' ich recht gehöret? —

fuhr ſie fort, wie ſie wieder zu ſich gekommen war,

„Hat mich Gott wirklich ſo geſtraft, einen ſo Abſcheulichen unter meinem Herzen getragen zu haben? — Ja! nun ſehe ichs. Du biſt mit dem Feuer der Hölle gebrandmarkt. Des Allgewaltigen Rache ruht auf deiner Stirne. Gottes

Gerichte ſind gerecht. — Dulden wird es der Ewige nicht, daß du mit der Miene der Gleißnerey, noch länger deine vortrefliche Gattin, und deine gute Mutter hintergehſt! — Nicht wahr, Verruchter! deiner Schandthat Genoßin iſt Madoline?

N. Ich bekenne dir alles, Mutter! ſie iſts.

F. Ach! — und meine beyden einzigen Kinder! — wodurch habe ich das, o Gott, bey dir verdient?

N. Du haſts nicht verdient! du biſt unſchuldig an dem Blute, das vielleicht bald zu deinen Füßen fließen wird. Denn lange außenbleiben wird ſie nicht, die Rache Gottes, wenn du ſie ſogar ſelbſt gegen mich aufforderſt. — Schon iſt ſie den Geiſtern der Todten kund. Aber, was iſt dir wohl mit meinem Blute gedient? ich komme zu dir, nicht daß du mich verdammen, ſondern daß du mir verzeihen, und mich dadurch beruhigen ſollſt. Du allein kannſt mich wieder mit Gott ausſöhnen, und wenn ich meine Vergehung bereue und ablege, ſo werde ich vielleicht auch bey Gott noch Gnade finden.

F. Ach! ich wollte dir ja gerne verzeihen. Aber womit iſt wohl die Größe deines Verbrechens zu tilgen? wird dir auch deine Gattin vergeben? — und was wird die Welt dazu ſagen? —

N. Meine Gemahlin, und die Welt wiſſen nichts davon. Nur du biſt die einzige, der ich dieſes Geheimniß anvertraut. Im Reiche der Todten iſt es kundbarer, als hier.

F. Wie konnt' ich doch ſo verblendet ſeyn, um deinen ſo auffallendzärtlichen Umgang mit Madolinen bloß dem Gefühl der Blutsfreundſchaft zuzuſchreiben? —

N. Unſer Umgang war anfänglich auch ganz in die Gränzen der Tugend eingeſchloſſen. In unſrer Kindheit pflanzteſt du ſelbſt den Trieb der Liebe zu einander, in unſre zarten Herzen. Wir hielten es für Pflicht, uns die ſüßeſten Zärtlichkeiten zu erweiſen, und wir gewöhnten uns nach und nach ſo an einander, daß wir ſelbſt das reizendſte Vergnügen in dieſer unſrer unſchuldigen Liebe fanden. Da wir heran wuchſen, und mannbar wurden, ſtieg unſre Zärtlichkeit durch die erhöhten und ſtärkern ſern Empfindungen unſrer Herzen. Ich kannte kein Weib, und Madoline keinen Mann, die mit uns ſelbſt in Vergleichung zu ſetzen waren. Oft bejammerten wir unſer Schickſal, das uns zu Geſchwiſtern gemacht hatte. Da wir einander ſelbſt nicht heirathen konnten, ſo beſchloſſen wir auch ſonſt keine dergleichen Verbindung zu ſchließen, ſondern die gewohnte Zärtlichkeit gegen uns ſelbſt, bis an's Ende unſers Lebens fortzuſetzen. Was ſinnliche Begierden waren, wußten wir gar nicht, und wir dachten nicht daran: denn wir waren zu ſehr an jenes hohe Gefühl einer reinen Seelenliebe gewöhnt, als daß irgend ein Verlangen nach ſinnlichem Genuß uns darinn hätte ſtören ſollen. In dieſer Lage befanden wir uns, als mir der König den Antrag machte, mich mit der Prinzeſſin Baſſora zu vermählen. Meine Ehrfurcht gegen ihn erlaubte mir eben ſo wenig, ihm dieſe Gefälligkeit abzuſchlagen, als meine perſönliche Freundſchaft mit ihm mir es zur Pflicht machte, die hohe Ehre, die er mir erweiſen wollte, mit Dank zu erkennen. Auch Madoline rieth mir, den Umſtänden nachzugeben.

Unſre Verbindung könne nichts deſtoweniger die vorige bleiben, ſagte ſie, da ſie der Tugend nicht widerſpreche. Wir liebten ja einander als Geſchwiſter; unſre Zärtlichkeit ſelbſt ſey eine Tugend, und warum ſollte ſie auch neben einer Heirath nicht beſtehen können? — Ich vermählte mich alſo mit Baiſoren, und ſie ſelbſt wurde Madolinens Freundin. Unverrückt blieb nicht nur unſre bisherige Zärtlichkeit für einander, ſondern ſie ſtieg beynahe noch höher, da ich doch izt weniger bey meiner Schweſter ſeyn konnte. Die Entfernung ſchärfte das Gefühl, und die Entbehrung erhöhte den Genuß. Madoline konnte ſich nicht zum Heirathen entſchlieſſen, und die Wahrheit zu ſagen, ermunterte ich ſie auch eben nicht dazu: denn ich fürchtete allerdings einen Theil ihrer Zärtlichkeit zu verlieren, wenn ſie ihr Herz theilen ſollte.

So blieb nun eine lange Zeit unſre Vertraulichkeit innerhalb den Gränzen der Tugend. Aber wir fielen endlich doch durch unſre Sicherheit, da wir es uns am wenigſten verſahen. Der König gab ein Feſt, wo der Sinnlichkeit jeder Genuß eröffnet würde. Madoline mußte ſich bey Zeiten nach Hauſe begeben, weil ſie ſich über dem Tanzen einen Fuß etwas verrenkt hatte. Baſſora ſelbſt forderte mich auf, ſie zu begleiten, und ihr ſelbſt einen Wundarzt zu beſorgen. —

„Ich blieb zugegen, wie ihr dieſer den Fuß wieder einrichtete, und dann — nahm ich ſchon von ihr Abſchied, um mich wieder nach Hofe zu begeben. Aber mit dem Abſchiedskuſſe blieb ich wieder an ihr hangen, und wir ſanken beyde von Wein und Liebe berauſcht, bis zu einer Vergehung herab, welche gleichſam die Bahn brach zu jenem ſtrafbaren Umgange, der unſere Unſchuld vernichtete, und mich nun zu dem abſcheulichſten Verbrecher auf Erden macht. Kein Menſch aber hat je die geringſte Spur von unſerm Geheimniſſe entdeckt. Nur heute iſt mir ein Vorfall begegnet, der mein Gewiſſen erſchüttert, und die entſetzliche Beängſtigung in mir bewirkt hat, die mich zu dir, meine Mutter führte, um durch das Bekenntniß meiner Sünden Troſt und Beruhigung bey dir zu ſuchen.“

Hier erzählte ihr endlich Nadir die Geſchichte, wie der Geiſt ſeines Vaters dem Said erſchienen ſey, und was er dieſem Manne an ihn aufgetragen habe. Zelima unterſtand ſich zwar nicht, die Wahrheit der Erſcheinung ganz zu bezweifeln, aber ſie war doch klug genug dazu, ihres Sohnes Glauben daran, durch eine ſolche Deutung derſelben zu nutzen, wodurch ſie ihn am erſten von ſchlimmern Folgen ſeiner Vergehung mit Madolinen, zu retten hoffte.

„Wenn das Gemählde deines Verbrechens aufrichtig iſt,“ ſagte ſie,

„woran ich nicht zweifle, ſo bedaure ich dich mehr, als daß ich dich ohne Rettung verdammen kann. Noch iſt es Zeit zur Beſſerung. Umkehren aber, und allen Umgang mit Madolinen aufgeben, mußt du von dieſer Minute an. Denn, um aufrichtig zu ſeyn, ſo glaube ich die Erſcheinung des alten Saids gar nicht, ſondern erkläre mir die Sache ganz anders. Was hätteſt du wohl dem Volke gethan, daß es einen ſo bittern Haß auf dich hätte werfen ſollen, um dir nach dem Leben zu trachten. Du biſt der Liebling des Königs, der die Liebe der Nation vor ſich hat. Warum ſollte dieſe Nation nicht auch in der Perſon ſeines Freundes den König ehren? Nein! lieber Sohn, die Erſcheinung iſt erdichtet, aber darum gereichet ſie nichts deſto weniger zu deiner Warnung. Madolinens Schönheit reizet die Begierden ihrer Liebhaber, und dein genauer Umgang mit ihr kann ihrer Scharfſichtigkeit anders nicht als verdächtig vorkommen. Wahrſcheinlich iſt einer von ihnen dir auf die Spur gekommen, und ſieht dich mit Recht, als das Hinderniß an, ſeinen Zweck bey ihr zu erreichen. Geradezu durfte er nicht gehen, und, wenn er auch dich ſelbſt nicht achtete, ſo mußte er den König fürchten, der dich ſchüzt. Er erdichtet alſo die Erſcheinung eines Geiſtes, und welchen konnte er wohl ſchicklicher dazu erwählen, als den Geiſt deines Vaters? der alte Said wird beſtochen, dir dieſe erdichtete Erſcheinung vorzuſpiegeln. Um den eigentlichen Zweck der Sache deſto beſſer zu verbergen, verſteckt ſich die Kabale hinter die Politik, macht dir vor dem Volke bange, und läßt den Umgang mit Madolinen nur ſo mit einfließen, um dich darauf aufmerkſam zu machen, und dich davor zurückzuſchrecken. Die Abſicht iſt erreicht; aber darum doch zu deinem Beſten. Du biſt in dich gegangen, und haſt dein Verbrechen bereut. Läßt du aber nicht ab davon, ſo wird man weiter gehen, und die Drohung erfüllen. Iſt dir nun dein Leben lieb, und hat die Tugend nur noch einigen Werth bey dir, ſo heb von dieſer Minute an allen Umgang mit Madolinen auf, und gieb deinen Feinden keine Gelegenheit weiter, dir ihre Rache fühlen zu laſſen! dann wirſt du Troſt und Beruhigung in der Liebe deiner rechtſchaffenen Gattin finden, und dein Gewiſſen wird dich nicht länger mit Vorwürfen verfolgen, da auch der Himmel Verſöhnung annimmt, und die Gnade des Ewigen auch die ſchwerſten Verbrechen des reuigen Sünders vertilgen kann.“ —

Nadir war zwar der Meinung ſeiner Mutter nicht ganz: denn er konnte ſich unmöglich vorſtellen, daß jemand von den geheimen Umſtänden ſeines Umgangs mit Madolinen nur die entfernteſte Wiſſenſchaft haben könnte. Inzwiſchen befeſtigte doch ihr

Rath

Rath, ſeinen ſchon gefaßten Entſchluß, dieſen Umgang völlig aufzuheben: denn dadurch allein ſchmeichelte er ſich, der Rache des Himmels noch zu entgehen. Er leiſtete alſo ſeiner Mutter das feyerlichſte Verſprechen darüber, und erſuchte ſie nur noch darum, ſeiner Schweſter dieſen ganzen Vorfall, und daß ſie Wiſſenſchaft von ihrem Verbrechen habe, zu verſchweigen. Ihr empfindliches Herz würde darunter erliegen, ſezte er hinzu, und ſie würde die doppelte Kränkung, nämlich ſeinen Verluſt, und die wahre Urſache deſſelben, nicht ertragen können. Zelima verſprach ihm dieſe Gefälligkeit, und Nadir gieng ein wenig beruhigter von ihr hinweg.

Vollkommen überzeugt, daß die Erſcheinung des Geiſtes ſeines Vaters, die er ungeachtet der Zweifel ſeiner Mutter, dennoch glaubte, nicht die Warnung vor dem Volke, ſondern bloß ſeinen Umgang mit Madolinen zum Zweck gehabt habe, beharrete er in ſeiner vorigen Sicherheit, und dachte nur darauf, ſich von ſeiner Leidenſchaft für Madolinen vollends zu heilen. Die meiſte Unruhe machte ihm nur das, wie er den ſchnellen Abbruch ſeines Umgangs mit ſeiner Schweſter, ihr auf eine gute Manier vorbringen und ſein Betragen bey ihr entſchuldigen wollte. Nach mancherley Berathſchlagungen darüber, ſchrieb er ihr endlich dieſen Brief:

„Du wirſt dich wundern liebes Mädchen, „daß ich in einigen Tagen nicht zu dir gekommen bin! mein Herz drängte mich „zwar immer zu dir hin: denn ich werde „meinem Vorſatze getreu bleiben, und nie „aufhören, dich zu lieben, und hochzuſchätzen. Aber — erſchrecke nicht beſte Madoline! — wir müſſen unſerm Umgange „Gränzen ſetzen, wir ſind bisher aus dem „Gleiſe der Tugend, die wir doch nie überſchreiten wollten, gewichen, und — es „möchte der Vorſehung mißfallen, wenn „wir unſern Umgang fortſetzten. Gott „weiß es, daß meine ganze Seele an dir „hängt; aber ich habe auch eine würdige „Gemahlin, welcher ich Treue und Liebe „ſchuldig bin. Sie weiß zwar nichts „von unſern Verhältniſſen; aber der Verräther ſchläft nicht; und ſollte es auch „ein Geiſt der obern Welt ſeyn. Wer „bürgt uns dafür, daß ihr nicht ein ſolcher Geiſt erſcheint, und unſer Geheimniß ihr entdeckt? Ich bitte dich alſo mit

„Thränen ſelbſt meiner Liebe zu dir: laß „dir es gefallen, daß wir einander einige „Zeit gar nicht, und dann nur ſehr ſelten ſehen! ich will dich dennoch nicht vergeſſen, und will mich immer deiner freuen, „als meiner einzigen, beſten Freundin. „Ach! es jammert mich unausſprechlich, „daß ich deines trauten Umgangs, der „ſüßen Rede deiner Lippen, des ſanften „Lächelns deiner zärtlichen Augen, und „deines entzückenden Kuſſes entbehren ſoll: „doch, die Nothwendigkeit gebeut, und „ich gehorche. Gräme dich nicht darüber, meine Liebe, und füge dich in den „Willen des Himmels, der allein mir dieſen Vorſatz eingegeben hat! deine und „meine Mutter wird dich tröſten, wenn „du Troſt bedarfſt. Hab Geduld, bis „wir in jenes Leben eingehen, wo niemand „die Gemeinſchaft unſrer Seelen hindern „wird, und wo wir den reinen Umgang „wieder anfangen können, den wir hier „ſo unachtſam übertreten haben. Leb „glücklich! und zürne nicht auf

deinen

getreuen Nadir!

Madoline war ein ſehr gefühlvolles und lenkſames Frauenzimmer. Alles rührte ſie ganz ungemein, aber ſie fügte ſich auch ohne Murren in das, was ihr wiederfuhr. Nur im geheim kränkte ſie ſich darüber, ob ſie gleich keine lauten Klagen führte. So ſtürzte ſie der Brief ihres Bruders in eine Fluth von Thränen; aber ſie beſchloß auch den Augenblick, ſeinem Entſchluſſe nicht die mindeſten Hinderniſſe in den Weg zu legen. Bey kälterem Blute hingegen wunderte ſie ſich darum nichts deſto weniger über ſeine plötzliche Belehrung. Seine Aeußerungen von Geiſtererſcheinungen fielen ihr auf. Gern hätte ſie ſich hierüber eine Erklärung von ihm ausgebeten. Nur fürchtete ſie, etwas noch ſchlimmeres zu erfahren, als ſie bereits wußte. Darum vermied ſie es ganz, in dieſe Sache tiefer einzudringen, und ſie ſchrieb dem Nadir bloß in einigen Zeilen, daß er ſich auch auf die ewige Dauer ihrer Liebe verlaſſen, übrigens aber von ihrer Bereitwilligkeit, allen nähern Umgang mit einander aufzuheben, verſichert ſeyn könne.

Nadir glaubte nun nichts gewiſſer, als daß er durch Aufhebung ſeines Umgangs mit

Madolinen, die Gottheit verſöhnt, und für ſein Leben weiter nichts zu fürchten habe. Er dachte noch immer nicht daran, den Unwillen des Volks über ihn zu mindern, und ſezte ſeine Gleichgültigkeit dagegen, wie vor, und nach fort. Gleichwohl ſtieg dieſer Unwille in der That alle Tage höher, und die heimliche Gährung der Nation gegen ihn wurde ihm immer gefährlicher.

Hierzu kam noch ein zufälliger Umſtand, welcher ihn bey der allerniedrigſten, und folglich auch der allerfurchtbarſten Volksklaſſe in Mißkredit brachte. Es befand ſich zu Kandar von je her eine Art Menſchen, die ſich bloß vom Betteln ernährte, und ganze Familien ausmachte. Im Grunde waren dieſe Menſchen eine wahre Plage für die übrigen Einwohner: denn dieſe mußten jährlich einen großen Theil ihrer Einkünfte dran wenden, um jenes liederliche Geſindel, das den ganzen Tag über von einem Hauſe zum andern zog, zu befriedigen. Arm war dieſes Bettelvolk im Ganzen gar nicht. Es gab Familien unter ihnen, die, wenn ſie den Tag über in Lumpen gehüllt, die Einwohner mit Betteln geplagt hatten, des Abends fette Schmäuſe ausrichteten; und die Nächte hindurch in Schwelgereyen verpraßten.

Längſt ſchon hatte der edlere Theil der Nation dieſem Unweſen mit Betrübniß zugeſehen, und allgemein hatte man die Ausrottung dieſer Plagegeiſter gewünſcht. Niemand aber hatte es gewagt, ſich an ihnen zu vergreifen. Der itzige König Abißai hatte allein den Muth, dieſer elenden Volksklaſſe das Handwerk zu legen, und dieſe Greuel von Grund aus zu vertilgen. Er that im hohen Rath den Vorſchlag dazu. Die meiſten Mitglieder deſſelben ſtimmten ihm bey, und die Sache gieng durch die Mehrheit der Stimmen durch. Auf einmal erſchien ein öffentliches Geſetz, das alles Bettelngehen bey Zuchthausſtrafe verbot. Die wirklich Armen wurden von dem großen Haufen abgeſondert, und in Armenhäuſern verſorgt. Für die übrigen aber, die arbeiten konnten, wurde ein neuer Nahrungszweig eröffnet, wodurch ſie ſehr leicht ihren Unterhalt gewinnen konnten. Eine Menge

Sei-

Soldaten ſtreiften täglich in der Stadt umher, und jeder, der ſich über dem Betteln betreten ließ, wurde eingezogen, und ohne Umſtände ins Zuchthaus geſperrt.

So ſäuberte zwar die Regierung bald das Land, und die Hauptſtadt von dieſem greulichen Unweſen. Aber gleichwohl gab es noch unvernünftige Menſchen, welche dieſen Schritt tadelten. Nicht nur die, welche das Betteln bisher getrieben hatten, waren äußerſt aufgebracht darüber, ſondern auch andere, die von den Bettlern Genuß gehabt hatten, ärgerten ſich über die Endſchaft dieſes Unfugs. Man murrte laut darüber, und in geheim wurde die blutigſte Rache an dem beſchloſſen, welchen man für den Urheber der ganzen Sache anſah.

Nadir hatte abermals das Unglück, dafür gehalten zu werden, als ob er den König zu Abſchaffung der Bettler verleitet hätte. Die Veranlaſſung dazu war nicht nur das ſchon vorhandene Vorurtheil des Volks gegen ihn, ſondern hauptſächlich ein anderer beſonderer Zufall. Kurz vor Abſchaffung der Bettlerzunft, paßte ihm ein junger ſtarker Kerl vor dem Thore ſeines Pallaſts auf, und ſprach ihn um eine Gabe an. Nadir gab ihm eine kleine Kupfermünze, die er in der Eil für eine Silbermünze hielt, und gieng fort. Der Bettler rief ihm nach mit den Worten:

> „Herr! du biſt ſo reich und groß, und giebſt mir eine ſo ſchlechte Gabe!“

Das verdroß den Nadir ſo, daß er ſich umwandte, und dem Bettler die Antwort gab:

> „Du müßiger Tagedieb! du verdienſt auch das nicht. Geh, und arbeite, wie andere ehrliche Leute!“

Der Bettler ermangelte nicht, ſich durch Verbreitung dieſer Antwort an dem Nadir zu rächen, und ſo kam er unſchuldig in den Verdacht, als ob er den König zu Abſchaffung der Bettler veranlaſſet habe.

Inzwiſchen dachte er an nichts weniger, als an die Gefahr, die ihm dieſer Vorfall wirklich zugezogen hatte. Seine Seele war mit ganz andern Dingen beſchäftiget. Von Kindheit auf an den zärtlichen Umgang mit Madolinen gewöhnt, und noch immer von Liebe für dieſes reizende Mädchen entglüht, war ihm die Entbehrung jenes Umgangs ſo peinlich, daß er davor weder ruhen, noch raſten konnte. Tag und Nacht war ſeine Seele damit beſchäftiget. Endlich verfiel er in eine Art von Tiefſinn, der ihn zu allem unfähig machte. Nichts konnte ihn mehr erheitern, und ſelbſt die Geſellſchaft des Königs, die doch ſonſt ſo viel reizende für ihn hatte, konnte ihn nicht mehr zerſtreuen.

Viele merkten es ihm an, daß er etwas großes auf dem Herzen hatte; aber er ließ niemanden in ſein Geheimniß eindringen. Bey dem, was mit ihm vorgieng, verdienet hier beſonders folgender Vorfall bemerkt zu werden. Der Patriarch von Kandar, der beym König in großem Anſehen ſtand, beſuchte ihn einſtens, und beym Abſchiede ſagte Nadir zu ihm:

> „er möchte doch, weil er bey dem Könige ſo viel gelte, demſelben gnädige

Geſinnungen gegen ſeine Gemahlin und Kinder beyzubringen ſuchen.“

Der Patriarch erſtaunte über dieſe Bitte von einem Lieblinge des Königs ſelbſt, und noch mehr fiel ihm die rührende und bewegliche Miene auf, mit welcher ſie Nadir an ihn that. Er antwortete:

„ich kann's nicht läugnen, Nadir! mich beſtürzt dieſe Aeußerung von dir. Wie bedürfen denn deine Gemahlin und Kinder des beſondern Schutzes des Königs, da du ſelbſt da biſt, und mehr Gnade bey ihm haſt, als ich? — Haſt du etwa ein Geheimniß auf deinem Herzen, ſo ſag mir es! ich bin dein Freund, und mein Amt legt mir die Pflicht auf, die Seelen meiner Brüder zu beruhigen.

„O! nein! Lieber!

verſezte Nadir,

„ich bin ganz ruhig, und habe Gott längſt meine Sünden abgebeten. Aber ich bin ein ſterblicher Menſch. Irgend ein Zufall kann mich ums Leben bringen, wie einen andern Menſchen, und wenn ich todt bin, ſo nimmt ſich niemand meiner Gemahlin und Kinder an. Nur die Gnade des Königs iſt hier noch der Grund meiner Hoffnung.—"

Mit Thränen in Augen, umarmte er den Patriarchen, der überaus gerührt von ihm hinweg gieng, und den Morgen drauf die Sache dem Könige erzählte. Dieſer ſchickte ſogleich zum Nadir, und ließ ihn zu ſich bitten. Aber er erhielt die traurige Nachricht, daß ſein Freund ſich nicht wohl befände, und nicht ausgehen könne. Sogleich eilte er ſelbſt mit dem Patriarchen, ihn zu beſuchen. Er traf ihn zwar außer dem Bette, aber überaus ſchwach, und tiefſinnig an. Allerhand bedenkliche Reden, die Nadir gegen ihn und den Patriarchen führte, fielen ihm auf, und die ſchwermüthige Laune, die man an ihm wahrnahm, drang dem König zu Herzen. Doch ſchrieb er die Haupturſache davon noch immer mehr ſeiner Unpäßlichkeit, als einer geheimen Ahndung von Unglück zu, und er ließ es nicht an wiederholten Verſicherungen ſeiner Gnade fehlen, um ſeinen Freund über alles, was ihm nur widriges bevorſtehen könnte, zu beruhigen.

Beym Abſchiede umarmte **Nadir** den König, und den Patriarchen mit einer ſolchen Wärme, als ob er ſie nie wieder zu ſehen dächte. Vor Jammer und Thränen konnt' er kein Wort ſprechen. Der König ſelbſt war unausſprechlich gerührt, und gegen den Patriarchen ließ er ſichs merken, daß ihm allerdings für ſeinen Freund bange ſey. Auch Baſſora war bey dieſem Abſchiede zugegen. Sie ließ es nicht an den zärtlichſten Liebkoſungen fehlen, um ihren Gemahl von ſeiner Melancholie aufzurichten. Aber ſie vermochte es nicht, die düſtern Wolken des Tiefſinns von ſeiner Stirn zu ſcheuchen.

Den Morgen drauf befand er ſich etwas beſſer, und er beſchloß, den König zu beſuchen. Vorher aber ſchrieb er einen Brief an ſeine Schweſter, den er ihr ſogleich durch einen ſeiner Bedienten zuſandte. Dieſen Brief

Nadir in ſeinem Blute da liegen. Die grauſamſte Rache ſchwor er zwar hier im Angeſichte des ganzen Volks allen zu, die an dem Morde Theil genommen haben möchten. Aber das Komplot blieb unentdeckt. Der Mörder war zwar aus der niedrigſten Volksklaſſe; doch gieng das Gerede allgemein, daß auch Leute von hohem Stande Nadirs Tod mit hätten veranſtalten helfen. Der König mußte ſich alſo an der bloßen Drohung begnügen laſſen: denn ſeine Räthe widerriethen ihm, die Sache weitläuftig zu unterſuchen, aus Furcht, er möchte das Volk ſelbſt gegen ſich aufbringen, und die Feſte ſeines königlichen Throns erſchüttern.

Inzwiſchen ließ er izt den Körper ſeines unglücklichen Freundes in ſeinen eignen Pallaſt bringen, und eilte ſelbſt zu Baſſoren, um ſie über den Verluſt ihres Gemahls zu tröſten. Die gebeugte Gattin fand in der Gnade ihres Verwandten und Königs zwar einige Beruhigung; aber ſie betrauerte Zeitlebens einen Gemahl, der ihr ganzes Herz beſeſſen hatte. Sie begab ſich in der Folge aufs Land, um in der Einſamkeit ihren lang anhaltenden Schmerz auszuweinen, und ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder zu wenden.

Madolinen die erſte Nachricht von dem Schickſal ihres Bruders zu bringen, übernahm der menſchenfreundliche Patriarch ſogleich nach erfolgter Mordthat. Er traf ſie noch ſchlafend auf einem Ruhebette an. Wie er ſich ihr näherte, erwachte ſie. Er nahm ſie bey der Hand, und fragte nach ihrem Befinden. Madoline erſchrack über ſeine Gegenwart, und ahndete etwas Außerordentliches darunter.

> „Du bringſt mir wohl die Erfüllung meines Traums, den ich eben gehabt habe!

ſagte ſie, und der Patriarch gerieth ein wenig in Verlegenheit.

> „Was träumte dir denn?

fragte er.

> „Es war mir,

antwortete ſie,

„als ob ich mit meinem guten Bruder, der krank war, in einem Trauerwagen draußen im freyen Felde führe. Auf einmal hörten wir ein lautes Geſchrey, wie von einer großen Menge Volks. Ich fragte einen Menſchen darnach, der in zerriſſenen Kleidern uns begegnete, und dieſer ſagte mir: es ſey ein Freudengeſchrey des Volks über Nadirs Krankheit. Mein Bruder, der neben mir ſaß, fiel in Ohnmacht, und fing an zu bluten. Ich entſezte mich ſo ſehr darüber, daß ich eben aufwachte, wie du herein tratſt. —

„Du haſt recht,

verſezte der Patriarch,

„Dein Traum war nicht ohne Bedeutung. Nadir war wirklich krank, und —

Und? —

erwiederte haſtig Nadoline,

„O! ſag mir alles! er iſt gewiß auch todt! — —

P. Gott hat es zugelaſſen. Faſſe dich! liebes Mädchen! — er iſt eben in dieſer Stunde erſtochen worden.

„Gott ſey mir gnädig und barmherzig!

—

rief die erſchütterte Madoline; und ſank wie todt auf ihr Lager zurück. Der Patriarch wandte ſeine ganze Beredſamkeit an, ſie zu tröſten. Aber vergebens. Ihre Sinnen ſchwanden dahin, und ihr Herz war auf immer gebrochen. Sie ließ ſich von dem Patriarchen noch die Umſtände ſeiner Ermordung erzählen, und hörte ſeine lange Predigt darüber zwar mit Empfindungen der Dankbarkeit an; aber ſich über das Unglück ihres Bruders zu beruhigen, war ihr unmöglich. Sie verfiel in eine tiefe Melancholie, welche die Blüte ihrer Tage verkürzte, und ſie ein halb Jahr drauf ins Grab ſtürzte.

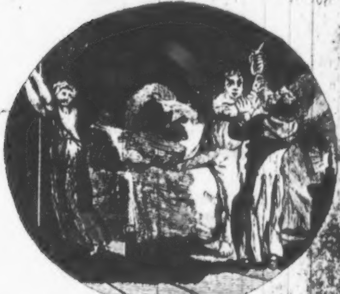
Der alte Said beſchwor auf ſeinem Todtbette, dem Könige und Fellmen noch die Wahrheit ſeiner gehabten Erſcheinung, und viele, die nichts von dergleichen Abentheuern hielten, und ſie oft mit Recht verlachten, wurden doch durch dieſe merkwürdige Geſchichte in ihrem Glauben nicht wenig irre gemacht.

1907. 1208

Menſchenſchickſale älterer und neuerer Zeiten.

Vom

Verfaſſer der Lebensſcenen.



J. F. Schröter del. et ſculp. 1791

Zweytes Bändchen.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.

Innhalt

des zweyten Bändchens.

V.

Männertrug und Weibertreue, eine Erzehlung in zwey Theilen. Seite 5

VI.

Fluch und Vergeltung, eine indianiſche Geſchichte. Seite 185

VII.

Die unglückliche Neugier, eine Erzehlung nach Lillo. Seite 219

VIII.

Die Tugend im Laſtergewande, eine Original-Erzehlung. Seite 79

Ex Biblioth. Regia Berolinensi.

V. Män-

V.

Männertrug
und
Weibertreue.

Eine
Erzählung
in zwey Theilen.

Erſter Theil.

Ein teutſcher Edelmann von Rang und Verdienſten, verließ ſein Vaterland, um ſeinen Gram über eine frühzeitig verlorne Gattin, die das ganze Glück ſeines Lebens ausgemacht hatte, zu verſcheuchen. Rudolph von Andechs war ſein Name.

Nach langen Herumſchweifen kam er endlich nach Amſterdam, wo er ſich einige Zeit zu verweilen beſchloß. Ein anſehnliches Wirthshauß, das in der Vorſtadt lag, und eine herrliche Ausſicht ins freye hatte, fiel ihm in die Augen, und die Schönheit deſſelben reizte ihn, ſeine Wohnung darinnen zu nehmen.

In einem Zimmer, nahe bey dem ſelbigen, wohnte eine Dame, die von Stande zu ſeyn ſchien, und durch ihre eingezogene Lebensart ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ganz jung war ſie nicht mehr. Aber liebenswürdig blieb ſie doch noch immer, wegen ihrer anziehenden Bildung, und der hinreiſſenden Grazie, womit ſie ihr Betragen zu veredlen wuſte. Im ganzen Hauſe wurde ſie geliebt, und jedermann ſprach mit Achtung von ihr. Alles, was Andechs von ihr hörte, machte ihn begierig, ſie näher kennen zu lernen. Da er aber nirgends mit ihr zuſammen kommen konnte, weil ſie nur ſelten ihr Zimmer verließ, ſo wagte er es endlich, ſie um die Erlaubniß ſeines Beſuchs bitten zu laſſen.

Madam Greyſing, ſo nannte ſich dieſes Frauenzimmer, nahm unſern Edelmann mit Vergnügen an, und gewann in etlichen Stunden ſeine Hochachtung in einem ſo hohen Grade, daß er ſie ſogar um ihre Freundſchaft bat, und ſehr gern die Erlaubniß von ihr erhielt, ſie täglich beſuchen zu dürfen. So viel Vergnügen nun auch Herr von Andechs in ihrem Umgange fand, ſo war er doch nicht im Stande, ſeine Schwermuth, die ihm unaufhörlich anhieng, vor ihr zu verbergen. Das ganze Mitleid ſeiner neuen Freundin hatt' er ſich zwar zu erwerben gewuſt, aber doch wagte ſie es noch nicht, ihn um die Urſache ſeines Kummers zu befragen. Sie glaubte, daß er ſeinen guten Grund zur Verbergung derſelben haben müße, und ſie begnügte ſich nun bloß daran, ihm durch ihre Freundſchaft und Theilnahme, ſeine Sorgen ſo erträglich als möglich zu machen.

Einige Wochen hatten ſie dieſen vertrauten Umgang mit einander fortgeſetzt, als ſie eines Tages ein fremdes Frauenzimmer ankommen ſahen, das ebenfalls ſeine Wohnung in ihrem Wirthshauſe nahm. Dieſe Dame nennte ſich Frau von Büren, ließ aber niemanden merken, wo ſie her kam, und wo ſie hin wollte. Nur eine Kammerjungfer, und ein alter Bedienter waren ihre Begleitung. Ihr Anſehen und ihr Betragen empfahlen ſie übrigens auf den erſten Augenblick. Hoher Anſtand, vortreflicher Wuchs, und eine nicht gemeine Schönheit überhaupt vereinigten ſich mit manchen beſonderen Reizen ihrer Perſon, wodurch ſie ſich vor vielen andern Schönheiten auszeichnete.

Doch, auch ſie verſchloß ſich in ihr Zimmer, und hieng den Ausbrüchen einer düſtern

Traurigkeit nach, die ihre ganze Seele eingenommen zu haben ſchien.

Madam Greyſing bemerkte dieß und wünſchte mit ihr bekannt zu werden. Sie ſuchte daher jede Gelegenheit auf ſie zu ſprechen, und ſich ihr auf einer verbindlichen Seite zu zeigen. So bald die Frau von Büren dieſes wahrnahm, kam ſie jener auf halben Wege entgegen, und ſo war ihre beyderſeitige Bekanntſchaft bald zu Stande gebracht.

Frauenzimmer richten leicht Freundſchaft zuſammen auf, beſonders wenn äußere Urſachen ſich mit den Empfindungen ihrer Herzen vereinigen, und eine gegenſeitige Theilnahme zwiſchen ihnen bewürken.

So verfiel Frau von Büren bald nach ihrer Bekanntſchaft mit Madam Greyſing in eine gefährliche Krankheit, deren Grund aber ſchon in der Zerrüttung ihrer Seele lag. Hierbey nahm ſich nun ihre neue Freundin ihrer aufs treulichſte an; ſie beſuchte ſie oft, und theilte ihre Zeit und ihre Sorgfalt ganz mit der fortgeſetzten Anhänglichkeit an den Herrn von Andechs, deſſen traurige Gemüthslage ihr eben ſo nahe gieng, als die Krankheit der

Frau von Büren. Um ihrer Freundſchaft für beyde deſto mehr Würkſamkeit zu geben; ſo ſtiftete ſie auch zwiſchen dieſen eine Bekanntſchaft, und Herr von Andechs fand einen Theil ſeiner Beruhigung darinnen, ſich für eine Perſon, deren Seelenlage der ſeinigen ſo ähnlich zu ſeyn ſchien, mit zu verwenden. Es gelang auch ihm und Madam Greyſing die Frau von Büren wieder geneſen zu ſehen, und durch ihre treue Sorgſalt für ſie, erhöheten ſie die Hochachtung, welche dieſe liebenswürdige Dame für ſie empfand, noch um ein großes. So bald ſie nun völlig wieder hergeſtellet war, hielt ſie es für Pflicht, ihren Freunden, die ſo warmen Antheil an ihren Schikſalen zu nehmen ſchienen, die Urſachen ihrer traurigen Gemüthslage zu entdecken, und ſie mit ihrer Geſchichte bekannt zu machen.

Wie ſie ſich alſo einmal allein beyſammen befanden, erfüllte ſie dieſe ihre Pflicht mit folgender Erzählung:

„Brüßel iſt meine Vaterſtadt. Meine Eltern ſind von Stande, und beſitzen ein anſehnliches Vermögen: denn mein Vater, ein Herr von Booſching, ſteht dort in einer Kayſerlichen Staatsbedienung. Meine Erziehung war dem Range meiner Eltern, und ihrer Zärtlichkeit für mich angemeſſen. Die erſten Jahre meines Lebens verfloßen, ohne daß mir irgend etwas merkwürdiges begegnete. Die Ruhe, in welcher ich ſie dahin ſchlummerte, war gleichſam der Vorbote von den traurigen Begegnißen, die mir in der Folge wiederfuhren.

„Mein Vater liebte die Einſamkeit, und widmete die Zeit, die ihm von ſeinen Geſchäften übrig blieb, ganz der Sorgfalt für ſeine Familie. Mitten in einer großen volkreichen Stadt lebte er größtentheils von andern Menſchen entfernt. Ich hatte beynahe keine andere Geſellſchaft, als die mit meiner Mutter und meinen Geſchwiſtern. Die ganze Welt würde nichts von mir erfahren haben, hätten meine Geburt und meine Reichthümer nicht die Aufmerkſamkeit dererjenigen erreget, die darauf ausgiengen, große Parthien zu machen. Viele junge Herren von Stande trachteten mir als einer glänzenden Eroberung nach. Mein Vater aber war ſehr ſchwer zu einer Wahl zu bringen, und ich beunruhigte ihn deswegen auch gar nicht: denn ich war entſchloßen meinen Willen hierinnen ganz dem Entſchluß meiner Eltern zu unterwerfen. Natürlicherweiſe konnte mich dieſer Entſchluß nicht viel koſten: denn ich bekam nie, als an öffentlichen Orten, eine Mannsperſon zu ſehen. Doch wünſchte ich oft, meine Eltern möchten mir einen Gatten von ſo vorzüglichen Eigenſchaften wählen, als ein gewißer Herr von Büren beſaß, der Obriſtlieutenant bey einem in Brüßel ſtehenden Kayſerlichen Regimente war. Ich hatte dieſen Mann bisweilen an öffentlichen Orten geſehen. Der Ruf ſagte viel vortrefliches von ihm. Sein ſchöner Anſtand, und ſein feines Betragen gefielen mir. Ich bemerkte, daß auch ich ihm nicht ganz gleichgültig zu ſeyn ſchien, und dieß gab ihm in meinen Augen den Vorzug vor allen andern Mannsperſonen. Kurz ich liebte bloß ſeine äußere Seite: denn die innere kannte ich noch gar nicht.

„In dieſer ziemlich gleichgültigen Lage befand ich mich, als eines Morgens, mein Vater zu mir kam, und mit einem freundlichen Geſichte zu mir ſagte:

„ich habe dir einen Mann auserſehen, Roſalie! es iſt der Obriſtlieutenant von Büren.

Ich rechne auf deinen Gehorſam. Du kennſt ihn bereits, und wirſt alſo ſo gut ſeyn, ihm in einigen Tagen deine Hand zu geben.

„Ich war ſo erſtaunt über dieſen Antrag, daß ich auch keine Silbe darauf antworten konnte. Ich machte meinem Vater eine Verbeugung, und er verließ mich mit den Worten:

„Gott ſegne unſer Vorhaben!

„In unausſprechlicher Unruhe ſchwebte ich dieſen Tag und die ganze darauf folgende Nacht: Ich wuſte nicht, ob ich mich freuen oder betrüben ſollte. Weit liebenswürdiger als ſonſt, ſtellte mir meine Einbildungskraft den Herrn von Büren zwar vor; ſeitdem ich wuſte, daß er mein Gemahl werden ſollte. Ein ungemeines Vergnügen empfand ich in meiner Unſchuld bey dem Gedanken, der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit zu ſeyn. So überaus reizend mir aber auch dieſe Empfindungen waren; ſo machte mir doch auf der andern Seite die Erinnerung, daß ich mich ſo ſchnell unter die Herrſchaft eines Mannes beugen ſollte, deſſen Gemüthsart ich noch gar nicht kannte, wieder mancherley Sorgen. Zwiſchen

Furcht und Hofnung trieb ich mich unaufhörlich umher, und ich war deſto übler dran, da ich die Veränderlichkeit meiner Geſinnungen nicht einmal jemanden entdecken durfte.. Bedachte ich aber auf der andern Seite wieder, daß mein Bräutigam der Geliebte meiner Seele war, ſo hörte meine Unruhe auf, und die zärtlichſte Liebe für ihn trat an ihre Stelle. Ich beklagte mich nicht mehr über die kurze Friſt, die man mir zu meiner Verheurathung ließ, und ich träumte mich am Ende völlig in den Taumel meiner Leidenſchaft hinein.

„Mein Bräutigam beſuchte mich alle Tage, und gab ſich alle mögliche Mühe, mich von der Größe ſeiner Liebe zu überzeugen. Seine Verſicherungen machten mir zu viel Vergnügen, als daß ich ein Mißtrauen darein hätte ſetzen ſollen. Ich ergab mich ganz den Wonnegefühlen meines Herzens, und brannte den Liebkoſungen entgegen, womit er mir ſeine Freude darüber zu erkennen gab.

„Der Tag unſerer Verbindung erſchien, und ſeine Morgenröthe ſtrahlte mir das innigſte Entzücken zu. Nur wenig beſchäftigte mich der äuſſerliche Glanz, womit mein Vater ihn feyerte. Ich dachte nur an meine Liebe, und was nicht unmittelbar Bezug auf ſie hatte, das widerſtand meinen Empfindungen.

„Zu meinem Vergnügen endeten die glänzenden Feyerlichkeiten der Hochzeit, und machten den ruhigen Entzückungen Platz, die ich mir von meiner neuen Lage verſprach. Ich wußte nicht, ob mich die Anhänglichkeit meines Gemahls an mir mehr ergötzte, als die meinige an ihm.

„Einige Monate ſchwelgten wir in dieſer wollüſtigen Ruhe dahin, ohne daß wir beyde an etwas anders dachten als wie wir uns einander gefällig machen und unſere Gefühle für einander täglich mehr erhöhen wollten.

„Ueber Mangel an Freyheit durfte ich mich gar nicht beklagen: denn mein Gemahl ſchränkte mich nicht in dem geringſten ein; aber gerade dieſes war auch die erſte Urſache zu meiner Unzufriedenheit mit ihm. Anfänglich freute ich mich darüber, weil ich dieſes Betragen meines Gemahls für Vertrauen auf meine Tugend und Rechtſchaffenheit hielt. In der Folge aber glaubte ich zu bemerken, daß er doch gar zu wenig auf mich Achtung gab, und ich fieng ſchon an, ihn der Nachläſſigkeit gegen mich zu beſchuldigen. Bald gieng ich noch weiter, und dachte ſo gar Kälte und Gleichgültigkeit gegen meine Perſon an ihm wahrzunehmen. Ich unterſuchte mit verdoppelter Aufmerkſamkeit, ſein ganzes Betragen gegen mich, und nun glaubte ich mich überzeugen zu können, daß ſeine Liebe für mich ſo gut wie verloſchen ſey.

„Wie ſehr mich dieſe Entdeckung niederſchlug, kann ich Ihnen kaum beſchreiben. Eine Fluth von ängſtlichen Vorſtellungen überſchwemmte meine Sinnen, und raubte mir alle richtige Denckkraft. Nur Schaam und Rache durchglühten mein Herz. Denken Sie ſich das Feuer meiner Liebe zu dem Herrn von Büren, und Sie werden ſich von der grauſamen Lage einen Begrif machen können, worein mich der Gedanke ſtürzen muſte, daß dieſe Liebe mit Undank belohnet werde! ein Gegenſtand der Kälte, der Verachtung, und des Abſcheus eines Mannes zu ſeyn, den ich vergötterte, — wie entſetzlich muſte mich das quälen! —

„Das Gefühl meiner Schmerzen riß mich bald zu lauten Klagen hin, die ich nirgends als in den Schoos meiner Kammerfrau auszuſchütten wuſte. Sophie, ſo hieß ſie, beſaß mein ganzes Vertrauen, und war in der That mehr meine Freundin als meine Bediente.

„Was quälen Sie ſich aber über ein bloſſes Hirngeſpinſt?

antwortete ſie mir,

„Freuen ſollten Sie ſich vielmehr über die Nachſicht Ihres Gemahls. Muß denn der gute Mann Sie als ſeine Sklavin behandeln, wenn er Ihnen ſeine Zärtlichkeit für Sie, beweiſen will? Liebet er Sie denn darum weniger, wenn er kein Mißtrauen in ihre Tugend ſezt?

„Allerdings!

erwiederte ich,

die Liebe iſt allemal eiferſichtig, und die Freyheit, die ich genieße, iſt das ſicherſte Merkmal von meines Mannes Kälte gegen mich. Um dieſen Preiß mag ich jene Freyheit gar nicht. Meinetwegen möchte er doch immer eiferſichtig ſeyn! ich wollte, daß ich niemanden, als ihn, ſehen dürfte, nur aber ganz von Liebe für mich entglüht. Um dieſen Preiß wollte ich ſeine Eiferſucht gern erdulden.

Sophie ſuchte mir zwar dieſe Grundſätze zu widerlegen; aber vergebens! ich beharrte bey meinem Mißtrauen gegen die Liebe meines Gemahls, und träumte ſchon von Nebenbuhlerinnen, die ich mir in jedem jungen Frauenzimmer von unſerer Bekanntſchaft dachte. Täglich härmte ich mich darüber. Doch ſorgfältig verbarg ich auch dem Gegenſtande meines Kummers, die Bewegungen meiner Seele, und wenn ich mich gar nicht mehr bezwingen konnte, ſo ſtellte ich mich krank, und legte mich zu Bette. Unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit verſteckte ich die Verwüſtungen, die der Schmerz auf meinem Geſichte angerichtet hatte.

Das erſtemal, als ich dieſe Rolle ſpielte, war mein Gemahl zwar ſogleich da, mir ſeinen Beſuch zu machen, aber ſeine Zärtlichkeit war ſchon nicht mehr ſo aufrichtig. Unempfindlichkeit und Kälte leuchteten allenthalben durch, und es wurde mir leicht, die Entdekkung zu machen, daß die Zeit gekommen ſey, die mir das Grab meiner Glückſeligkeit eröffnete. Alles das ſchmerzte mich ganz ungemein. Seine Verachtung kränkte mich, und der Gedanke, von dieſem Undankbaren betrogen worden zu ſeyn, brachte mich aufs äuſſerſte. In ſeiner Gegenwart noch riß mich die Wuth dieſer peinigenden Gefühle bis zur Ohnmacht hin; ich gab kein Zeichen des Lebens mehr von mir. Mein Gemahl aber ſah' diesen Vorfall für eine Folge meiner Unpäßlichkeit an, und entfernte ſich, um mir einen Arzt zu beſorgen.

Kaum war ich von dieſer Ohnmacht wieder zu mir gekommen; ſo fühlte ich das Feuer eines heftigen Fiebers durch alle meine Adern brennen. Mein Leben gerieth in Gefahr, und noch erſtaune ich darüber, wie ſolches bey den heftigen Erſchütterungen meines Körpers, noch erhalten werden konnte. Mein widriges Schikſal beſtimmte mich aber zur Verlängerung meiner Tage, um auch meine Leiden noch zu verlängern. Doch lag ich in einer auſſerordentlichen Mattigkeit verſunken, wie mich das Fieber verlaſſen hatte.

Da mich mein Gemahl ſehr oft beſuchte, ſo gewöhnte ich mich an ſeine Gegenwart, ohne eben ſehr davon beunruhiget zu werden. Er kam mir vor, wie ein Feind, den ich doch noch liebte. Mit der größten Ungedult harrte ich zwar immer auf die Stunde, wo er mich gewöhnlich zu beſuchen pflegte. Gleichwohl aber war ich auch wieder ganz ruhig dabey, wenn er nicht kam. Nach und nach verdoppelte er ſeine Beſuche, worzu ihn aber wohl mehr die Achtung für meine Familie oder das Gefühl ſeiner eigenen Ehre, als ſeine Liebe zu mir bewegen mochte.

Da ich jedoch ſeine Abſicht nicht wußte, ſo fiengen ſeine Beſuche an, mir wieder Vergnügen zu machen. Ich ſchmeichelte mir ſogar mit den Gedanken, das Herz meines Gemahls wenigſtens auf dem Wege des Mitleidens wieder gewonnen zu haben. Wie leicht pflegt man nicht das für wahr anzunehmen, was man wünſcht! Alles vereinigte ſich, mich zu überzeugen, daß ich endlich die Kälte meines Mannes wieder verſcheucht habe. Wahrſcheinlich bewog mich dieſer Gedanke, alles, was er auf ſeiner Seite that, zu meinem Vortheil auszulegen. Und würklich ſchien er auch ſeine Sorgfalt, mir in allen meinen Wünſchen zuvorzukommen, aus allen Kräften zu verdoppeln.

„Sie ſind immer zu niedergeſchlagen, meine Liebe!

ſagte er einſt zu mir,

„und ich kann nicht begreifen, warum?

Alle meine Sorgen gehen dahin, die Freude wieder in Ihre Seele zurück zu führen; aber immer umſonſt. Auf alle Fälle liegt der Grund davon in Ihnen ſelbſt. Sie verſagen ſich alles, was andern Menſchen Vergnügen macht; und was kann man denn für Sie thun? Ich getraue mich kaum, mit dem Vorſchlage, den ich Ihnen thun wollte, heraus zu rücken. Die Freuden der Natur rufen uns aufs Land. Der Frühling iſt da. Alles vereiniget ſich, ſeine lachende Geſtalt anzunehmen. Wohlan dann! laſſen Sie auch uns daran Theil nehmen! — vielleicht finden wir dort die beſten Heilmittel Ihrer Traurigkeit. Darf ich mir ſchmeicheln, daß meine Gegenwart etwas dazu beytragen kann: ſo will ich gewiß nicht von Ihrer Seite kommen.

„Liebſter Gemahl!

war meine Antwort,

„Ihre Geſellſchaft machte mir ja von jeher das größte Vergnügen. An jedem Orte in der Welt muß ſie mir alſo willkommen ſeyn. Iſt es Ihnen denn gefällig, ſo bin ich alle Tage dazu bereit.

Mein Gemahl beſaß ein ſchönes Landguth einige Meilen von Brüßel. Dahin begaben wir uns, und ſein Betragen gegen mich ſchlug nun ganz nach meinen Wünſchen um. Wenn mein Gemahl nicht auf der Jagd war, ſo kam er nicht von meiner Seite. Aber jenes ſein Lieblingsvergnügen machte mir auch weiter keine Unruhe. Was ihm gefiel, das war auch mir nicht zuwider. Sein einziger Geſellſchafter neben mir war ein junger teutſcher Edelmann, den mein Gemahl aus Brüßel mit nahm, wo er, als eine Privatperſon, mehr von der Güte anderer, als von ſeinem Vermögen lebte. Herr von Langenhayn, ſo war ſein Name, ſtand ungefehr im fünfundzwanzigſten Jahre ſeines Alters. Er war ſchön gewachſen, und hatte eine ſehr einnehmende Bildung. In ſeinem Betragen herrſchte ein gewißer Ausdruck von Rechtſchaffenheit, der für ihn einnahm, und ihm ein allgemeines gutes Zutrauen erwarb. In Brüßel hatte ich ihn zwar niemals geſehen, aber mein Gemahl ſagte mir ſo viel gutes von ihm, daß ich nichts darwider haben konnte, ihn als Freund und Geſellſchafter mit aufs Land zu nehmen.

Einen Monat über hatten wir ſchon ſehr vergnügt zuſammen auf dem Lande gelebt, als mein Gemahl mir eines Tages vorſchlug, Langenhayn hätte ihn ſchon oft gebeten, ihm zu erlauben, daß er mir ſeine Frau bekannt machen dürfe, er hätte ſich aber immer nicht getrauet, mir ſolches zu ſagen. Itzt aber dringe ſein Freund immer mehr in ihn, ihm meine Erlaubniß dazu auszuwürken. —

Mich befremdete es zwar ein wenig, daß ich von dieſer Frau noch kein Wort weder von meinem Manne, noch von Langenhayn hatte reden hören: denn ich hielt den letztern immer für unverheurathet. Aber doch willigte ich in ihren Beſuch.

Bald drauf kam ſie an, und gefiel mir ganz ungemein. Ihr einnehmendes Betragen machte einen ſo ſtarken Eindruck auf mich, daß ich ſie ſelbſt erſuchte, einige Zeit bey uns zu bleiben.

ben. Sie hat ihren Mann um Erlaubniß dazu, und erhielt ſie.

Nun giengen wir insgeſamt ganz frey mit einander um. Herr von Langenhayn hatte Gelegenheit, faſt eben ſo oft bey mir zu ſeyn, als mein Gemahl. Sehr gut bediente er ſich derſelben; und anfänglich war ich gutherzig genug, ſeine Beſuche auf Rechnung der Liebe zu ſeiner Frau zu ſchreiben: denn auch ſie erheuchelte eine heftige Leidenſchaft für ihn. Bald aber ſahe ich, daß Langenhayn mehr meinetwegen kam, und in kurzen entdeckte ich Geſinnungen bey ihm, die mich anfiengen zu beunruhigen.

Meine Verlegenheit ſtieg aufs höchſte, wie ich endlich von ſeiner Leidenſchaft für mich, die auffallendſten Beweiſe in ſeinem Betragen fand.

„Wie ſoll ich mich in einer ſo gefährlichen Lage benehmen? — dachte ich bey mir ſelbſt — vermeide ich Langenhayn, ſo erräth ſeine Frau die Sache ſobald als mein Mann: Und was ſoll ich ihnen dann zur Urſache angeben? ſoll ich dem erſten kund thun, daß er von ſeinem vertrauteſten Freunde hintergangen wird? und ſoll ich dieſen unglücklichen der Rache ſeiner Frau aufopfern? — ſoll ich, durch Widerſtand gegen ſeine Leidenſchaft, erwarten, daß Langenhayn in ſich gehen, und in Rückſicht der Gefahr, der er mich ausſetzt, ſeiner Liebe zu mir entſagen wird? — aber ich wußte ja aus eigener Erfahrung, daß die Vernunft im Kriege gegen das Herz eine ſchlechte Heldin iſt. Sollte ich das Mittel ergreiffen, dem Herrn von Langenhayn ſelbſt zu ſagen, daß ich ſeiner Leidenſchaft auf die Spur gekommen ſey, und mich ſchon genug dagegen gewafnet hätte? — das kam mir vollends höchſt gefährlich vor. Indem ich ſeine Leidenſchaft dadurch zu untergraben hofte, würde ich ihr nur noch mehr Nahrung geben. —

Nichts gewiſſer ſah' ich zum voraus, als das Ende meines bisherigen ruhigen Lebens. Schmerz und Verzweiflung drohten mir von allen Seiten. Meine Tage brachte ich mit ermüdenden ängſtlichen Betrachtungen zu, und des Nachts raubten mir die fürchterlichſten Träume alle Ruhe, und allen Schlaf.

Ueber dieſe meine Unruhen ſprach ich eben einſt mit meiner vertrauten Kammerfrau, als mein kleines Hündgen ins Zimmer kam, und ein Stückgen Pappier im Munde hatte, das ein abgeriſſener Theil von einem Briefe zu ſeyn ſchien. Ich war neugierig darauf, nahm es dem Hunde ab, und las. — Aber Gott! wie groß war mein Schrecken! — meine Todespoſt würde ich ruhiger vernommen haben. — Hundertmal irrten meine entflammten Augen auf dieſen traurigen Buchſtaben umher, hundertmal verſuchte ich, ihren Sinn zu entziffern. Die ſtrafbare Hand ihres Verfaſſers war von einem Frauenzimmer; das ſah' ich deutlich. Ach! daß ich doch nie wieder dran denken müßte! — ich erfuhr die Untreue meines Gemahls. — Die Worte dieſes grauſamen Billets lauteten alſo:

„Sie ſagen endlich noch, ihre Gemah-
„lin würde die Macht meiner Liebe über
„Ihr Herz, nie zu ſchwächen wiſſen. —
„Ach! Lieber! ich habe Beweiſe vom Ge-
„gentheile, Sie kommen ja nur noch
„ſelten zu mir! — mit größter Ungedult
„erwarte ich den Erfolg des Plans, der
„uns näher vereinigen ſoll. — — —

„Ganz ſchwindlich wurde mir, da ich das las; meine Sinnen vergiengen mir, ich legte den Kopf auf die Hände und blieb unbeweglich ſo liegen. Meine Kammerfrau zitterte vor meiner Verzweiflung.

Mein Gemahl ſelbſt unterbrach dieſe traurige Scene. Er trat eben herein. Mit Erſtaunen betrachtete er mich einige Augenblicke.

„Was?

fragte er die Kammerfrau

„was iſt das?

und ſeine Verwirrung wurde nur zu ſichtbar,

„Das können Sie ſelbſt ſehen!

antwortete dieſe,

„leſen Sie nur, was die gnädige Frau noch in Händen hat! —

Er nahm das Pappier, und — ohne Zweifel kannte er's nur zu gut. Ich wuſte in meiner traurigen Lage faſt ſelbſt nicht, was um mich her vergieng. Endlich riß mich mein Mann aus der Betäubung, indem er zu mir ſagte:

„Ihr ungegründeter Verdacht beleidiget mich, gnädige Frau! was wollen Sie aus dieſem einfältigen Wiſche ſchließen? —

Aber kaum hatte er dieſe Worte ausgeredet, ſo fuhr ich, wie aus einem ſchrecklichen Traume erwachend, auf, warf ihm einen wüthenden Blick zu, und lief in mein Kabinet. Mein Gemahl wagte es nicht, mir zu folgen. Er befahl blos meiner Kammerfrau, mich nicht allein zu laſſen, und entfernte ſich dann.

„So iſt es denn doch wahr, daß ich hin„hintergangen bin,

ſagte ich zu ihr, wie er fort war,

„nur zu gewiß iſt meine Schande! aber eben ſo grauſam ſoll auch meine Rache ſeyn. Wüſt' ich nur ſchon, wer die abſcheuliche wäre, die mir das Herz meines Gemahls geraubt hat! — Geduld! Unwürdiger! — ich ruhe nicht, bis ich dich heraus habe, und dann zittere vor dem Zorn einer beleidigten Frau! mit tauſend Stichen will ich dein bübiſches Herz durchboren. Triumphire nur izt! lange ſoll dein Schelmen-Glück gewiß nicht mehr dauern! —

Es war klug von meinem Gemahl, daß er nicht eher wieder zu mir kam, bis ſich der erſte Anfall meiner Wuth gelegt hatte. Doch — auch dann war ſeine Aufnahme von mir nicht die beſte.

„So haben Sie alſo den Schwur gehalten,

war meine Anrede an ihn,

„den ſie mir am Altar gethan haben? was bewog Sie wohl, mich dem Schooſe meiner Eltern zu entreißen, da ſie mich nur zum Opfer Ihrer Verachtung gemacht haben? nichts, als meine groſſe Liebe zu Ihnen kann ich mir vorwerfen. Sie zu lieben, war meine Pflicht; aber nun iſt es der Haß, und mit der ganzen Macht deſſelben will ich Sie nun verfolgen. —

Hier aber unterbrach er mich mit den Worten:

„Ereifern Sie ſich doch nicht, gnädige Frau! — es iſt umſonſt; und ich bin unſchuldig. Das Stückgen Brief, das Ihnen

nen ſo viel Unruhe macht, ſollte eher mich beunruhigen: Denn ich habe dieſen Brief nicht bekommen, und kenne kein Frauenzimmer, das mir dergleichen hätte ſchreiben können. Weit entfernet bin ich zwar von den Gedanken, von Ihnen ſelbſt etwas übles zu argwohnen, aber Sie können vielleicht ohne Ihren Willen, jemanden in ſich verliebt gemacht haben, und ſo kommt mir dieſer Vorfall, ganz wie ein liſtiger Streich eines Nebenbuhlers, vor, der die Abſicht heget, mich mit Ihnen zu entzweyen, und ſich dadurch einen Weg zu Ihrem Herzen zu bahnen, den Ihre Tugend ihm erſchwerte. Ueberlegen Sie das, meine Liebe! und läſſen Sie Ihren Zorn gegen eine eingebildete Rivalin und gegen mich ſelbſt fahren! ich habe bey meiner Ehre, nie an ſo etwas gedacht. —

Mich beſtürzte dieſe Ausrede ordentlich. Er brachte ſie mit einer ſo ruhigen Mine vor, daß ich ſelbſt nicht wuſte, was ich dazu ſagen ſollte. Ehe ich noch zum Worte kommen konnte, ſezte mein Gemahl hinzu:

„ich werde mir alle Mühe geben, den verwegenen Urheber dieſer niederträchtigen Schelmerey zu entdecken, und hätte er tauſend Leben, ſo ſollte er auch nicht eines behalten, um meine Rache an ihm auszukühlen. —

Ich gerieth in eine neue Unruhe. Seine Ausflucht war eben ſo ſinnreich, als mir die zutrauliche Manier, womit er ſie vortrug, die Wahrheit ſeiner Rechtfertigung, und ſeiner Unſchuld zu bezeichnen ſchien. Es jammerte mich ſehr, daß ich ihm vielleicht doch Unrecht gethan haben konnte, und mein erſter Gedanke fiel nun auf Langenhayn, deſſen Betragen gegen mich, mir ſchon ſo lange verdächtig war. Tauſend Ueberlegungen ſtellte ich darüber an. Bald hielt ich meinen Gemahl für unſchuldig, bald für ſchuldig. Hin und her ſchwankte ich immer, und täglich höher ſtieg meine Unruhe, je weniger ich von der wahren Beſchaffenheit der Sache etwas gründliches zu entdecken wuſte.

Noch trieb ich mich in dieſer grauſamen Zerſtreuung umher, als mein Gemahl einmal nach Brüßel reißte. Er beſtimmte mir keine

Zeit, wenn er wieder kommen wollte, ſondern ſagte bloß, daß er ſeine Geſchäfte ſo viel möglich, beſchleunigen würde.

In der Folge aber erfuhr ich, daß er dieſe Reiſe bloß in der Abſicht unternommen hätte, um meinen Vater zu beſuchen, und ihn im voraus gegen mich, wegen der Klagen, die ich etwan über ihn führen könnte, einzunehmen.

Denſelben Morgen, wie er abgereiſet war, machte ich einen Spaziergang in unſern Garten, um der freyen Morgenluft zu genießen. Niemand als meine Kammerfrau war bey mir. Wir unterhielten uns eben über die unglückliche Lage, worinn ich mich mit meinem Gemahl befand; als auf einmal der Herr von Langenhayn vor mir ſtand. Ich machte Mine, ihm auszuweichen. Aber mit einer Art von Erſtaunen darüber, ſagte er:

„Warum vermeiden Sie mich, gnädige Frau? — ich habe Sie aufgeſucht, und — nicht ohne wichtige Abſichten.

„Sie irren ſich, Herr von Langenhayn! —

antwortete ich,

„Sie überraſchten mich blos ein wenig. Haben Sie etwas mit mir zu ſprechen? —

„Ja!

verſetzte er,

„wenn Sie mir zu erlauben die Gnade haben. Etwas großes liegt mir auf dem Herzen. Es muß endlich loß, und dann — vielleicht auf immer — gute Nacht Bü[illegible], und — dein ganzes Haus! — —

„Ihre Ankündigung klingt allerdings wichtig, Herr von Langenhayn! Setzen Sie ſich, und rücken Sie heraus!

Wir ſetzten uns neben einander auf eine Bank; die Kammerfrau entfernte ſich. Langenhayn ſchien überaus bewegt. Mit zitternder Sprache ſagte er:

„Ach! könnte ich Sie retten — auch dann — wenn Sie es ſelbſt nicht wollten! —

Meine Neugierde ſtieg bis zur Beſtürzung.

„Was ſoll das?

verſetzte ich.

„Reden Sie, und reißen Sie mich aus der Unruhe, worein mich Ihr geheimnißvolles ſonderbares Betragen ſetzt! —

Jetzt begann er folgende Erzählung:

„Vor einigen Jahren kam ich als ein fremder Abentheurer, der keine Eltern und wenig Ausſichten zu einem großen Glück hatte, nach Brüßel. Ich wurde mit dem Herrn von Büren von ungefähr bekannt, und hatte die Ehre ihm zu gefallen. Wir ſchloſſen Freundſchaft zuſammen; er erwieß mir Gefälligkeiten, die mich ihm verbindlich machten, und ſchenkte mir in der Folge ſein ganzes Vertrauen.

„Als wir eines Abends mit einander von einem Caffeehauße in ſein Hauß gehen wollten, begegnete uns ein junges Frauenzimmer in einer wenig beſuchten Gaſſe, das überaus gut gebildet war. Sie kam ſo ſchnell auf uns zu, daß ſie faſt keinen Athem mehr hatte.

„Meine Herren!

rief ſie uns zu, wie ſie nahe an uns kam,

„ich bitte Sie um Gotteswillen, retten Sie mich vor meinen Verfolgern! ich weiß nicht, wohin ich fliehen ſoll.

„Büren faßte ihre Hand, und fragte ſie, worinnen ihr geholfen werden könne? ſie zitterte und bebte am ganzen Leibe.

„Ach Gott!

antwortete ſie,

„bringen Sie mich nur in Sicherheit! Sie ſollen alles wiſſen.

„Da wir nicht weit mehr von meines Freundes Wohnung entfernet waren; ſo nahmen wir ſie jeder am Arm, und brachten ſie dahin. Hier kam ſie erſt wieder zu Athem, und dann erzehlte ſie uns ihre Abentheuer alſo:

„ich bin die Tochter eines reichen Pachters auf dem Lande. Seit einigen Jahren ſchon liebe ich einen jungen Menſchen, der von Familie iſt, und bey meinem Vater die Oekonomie lernte. Er liebte mich wieder, und meine Eltern ſchienen auf eine künftige Verbindung zwiſchen uns zu rechnen. Aber ein alter reicher Landedelmann gerieth auf den Einfall, um mich anzuhalten. Die Parthie ſchmeichelte dem Geitze und der Ehrſucht meiner Eltern. Man verſprach mich an ihn, und ich war faſt des Todes für Schrecken, da man mir dieſen ſchönen Plan vorlegte. Doch, um meine Maaßregeln dagegen zu nehmen, bezeigte ich mich nicht widerſpenſtig. Aber ich fand Mittel, mit meinem Liebhaber die Flucht zu nehmen. Nur der Erfolg entſprach nicht unſerer Erwartung. Wir wollten uns hieher nach Brüßel begeben. Eine Stunde von hier aber begegnete uns der Edelmann, mein Bräutigam. Er hatte verſchiedene Bediente bey ſich. So bald er mich erkannte, hielt er unſern Wagen an, und ſetzte meinem Geliebten ein Piſtol auf die Bruſt. Ich ſtellte mich, als ob ich mit ihm umkehren wollte, entſprang ihm aber eben da er mich in ſeinen Wagen heben wollte, und ſeine Bedienten beſchäftiget waren, meinen Liebhaber und unſern Kutſcher feſt zu halten.

Die Schnelligkeit meiner Füſſe halfen mir ein nahe gelegenes Holz erreichen, worinnen ich mich bald vor fernern Nachſetzen ſicherte. So bald die Nacht anbrach, ſuchte ich einen Ausgang, und fand ihn von ungefehr auf einer Straße, die mich hierher nach Brüßel führte. Was aber aus meinem Geliebten geworden iſt, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich hat ihn der alte Edelmann gefangen mit auf ſein Guth geführet.

„Das Mädgen war ſo ſchön, daß ſich Büren ſterblich in ſie verliebte. Er that ihr den Vorſchlag, ob ſie ſeine Unterſtützung annehmen, und ſich derſelben ſo lange bedienen wollte, bis ſie ſich mit ihren Eltern wieder ausgeſöhnt habe. Sie war es zufrieden. Büren behielt ſie die Nacht über in ſeinem Hauſe, und wußte ſich in Zeit von ein paar Stunden ſo beliebt bey ihr zu machen, daß ſie noch in dieſer Nacht, ihren Liebhaber und ihre Treue gegen ihn, in Bürens Armen vergaß. Den Tag drauf bracht' er ſie in eine eigene Wohnung, und ſeit der Zeit hat er ſie beſtändig als ſeine Geliebte unterhalten. Ihren Eltern hat ſie niemals Nachricht von ſich gegeben, und um ihren erſten Liebhaber hat ſie ſich gar nicht wieder bekümmert. —

„So verliebt aber auch Büren in dieſes Mädgen war, ſo ſagte er ihr doch gerade heraus, daß er ſie wegen des Unterſchieds ihres Standes nicht heurathen könne. Er verſicherte ſie aber, daß er deshalb doch nie aufhören würde, ſie zu lieben. Sie ließ ſich alſo ſeine Verbindung mit Ihnen gefallen, und lebte mit ihm auf den vorigen Fuß fort. Da ſie aber doch alle mögliche Vorſicht, ſein Herz ſich zu erhalten, für nöthig fand, ſo that ſie Ihrem Gemahl den Vorſchlag, auf das Land zu gehen, und ſie unter einem gewißen Vorwande mit dahin zu nehmen: denn durch ihre beſtändige Gegenwart glaubte ſie alle die Eindrücke zu vertilgen, die Sie als ſeine Gemahlin etwa auf ſein Herz machen könnten.

„Sie kannte meine Verbindung mit dem Herrn von Büren, und dieß brachte ſie auf den Einfall, ſich für meine Frau auszugeben: Meine Verhältniße mit Ihrem Gemahl nöthigten mich, ſo ſehr ſich auch meine Ehre, und — meine Rechtſchaffenheit dagegen auflehnten, mich zu dieſer Maſqve brauchen zu laßen. Auf die Weiſe kam alſo das Mädchen in Ihr Hauß, und Sie, gnädige Frau, haben dieſe Unwürdige bisher ſogar mit Ihrer Freundſchaft beehret. —

Hier hielt Langenhayn an, und ließ mir Zeit, mich von meinem Erſtaunen über ſeine Erzehlung ein wenig wieder zu erholen, und meiner Wuth darüber noch Grenzen zu ſetzen. Aber enthalten konnt' ich mich doch nicht zu ſagen:

„Großer Gott! welche Schlange habe ich nicht in meinem Buſen genähret! — Dieſe Niederträchtige! — wie ſchrecklich hat ſie mich nicht gemißhandelt! — und Sie Böſewicht! — Sie konnten ſich zu einem ſo teufeliſchen Unternehmen brauchen laßen, und — eine unglückliche ehrliche Frau ſo hintergehen helfen? —

B. Mäßigen Sie ſich, gnädige Frau! — noch bin ich nicht ſo verdammlich, als Sie denken; ich that es bloß, um Zeit zu gewinnen, und meiner Lage einen andern Schwung zu geben. Alsdenn, wenn ich für Sie nichts thun könnte, wollt' ich fliehen, und das thue ich noch heute, ſobald ich Ihnen nicht noch nützlich ſeyn kann.

J. Was wollen Sie mir helfen? — ich bin auf alle Fälle verlohren. Gehen Sie hin, wohin Sie wollen!

L. Ach, meine beſte gnädige Frau! ſoll ich Sie allein den täglichen Gefahren der Nachſtellungen eines ungerechten Gemahls, und einer eiferſüchtigen Nebenbuhlerin ausſetzen? — ich zittere vor Sie. — Wer weiß, was noch geſchieht? — Können Sie ſich vorſtellen, wozu man mich für fähig hielt? —

J. Nun! wozu denn?

L. Ich ſollte mich in Sie verliebt ſtellen — ſollte Sie in Verſuchung führen, und — Ihrer Tugend nachtrachten. — Niederdrücken will man Sie nicht allein, ſondern man will auch einen Vorwand darzu haben. Welch ein niederträchtiger Plan! — und daran ſollt' ich Theil nehmen? — Ach! wohl wär' ich vielleicht ſchwach genug geweſen, mich dennoch dazu hinreißen zu laßen, wenn ich nur blos Mitleid für Sie empfunden hätte! — Aber konnte wohl ein Herz, wie das Ihrige, nur bey Einflößung des Mitleids ſtehen bleiben? — o! wie irrte man ſich doch in meinen Empfindungen für Sie! —

J. Sie vollenden mein Unglück, anſtatt es zu lindern, Herr von Langenhayn! Auf einer Seite wollen Sie edelmüthig gegen mich handeln, und auf der andern berauben Sie mich der Mittel, davon Gebrauch zu machen. Was führen Sie für eine Sprache? — und — was verlangen Sie wohl von mir?

L. Nichts, meine gnädige Frau! — ich wünſche blos, als ein unglücklicher, daſſelbe Mitleid bey Ihnen zu finden, das Sie mir gegen ſich eingeflößet haben. Lieber wollt ich meine Empfindungen für Sie ganz vertilgen, als Sie nur im mindeſten damit beleidigen. Misfällt Ihnen meine Außerung derſelben, ſo vergeſſen Sie es auf immer, daß ich Ihnen etwas davon habe merken laßen! ſonſt möchte ich für Sie wohl gar nichts mehr thun können.

J. Ich kann auch würklich Ihre Hülfe nicht mehr annehmen, ſo ſehr ich ſie ſchon bedarf. Sie ſelbſt haben mich daran behindert. Ich bin entſchloſſen, mir allein Genugthuung zu verſchaffen. Nur darum bitte ich Sie noch: ſagen Sie niemanden etwas von dem Innhalte unſers Geſprächs! Sie wißen die Folgen, die es haben könnte. Thun Sie es aus Mitleid und — Freundſchaft für mich!

Mit dieſen Worten verließ ich ihn, und begab mich auf mein Zimmer, um mich dem Ausbruche meiner empörten Empfindungen ganz zu überlaſſen. Ich ſchloß mich ein, und warf mich ganz troſtlos auf mein Bette.

Meine Wuth gegen Irenen, ſo hieß die Urheberin meines Unglücks eigentlich, war aufs höchſte geſtiegen. Ein unſeliger Gedanke der Rache dämmerte in meiner Seele auf. Ich verabſcheuete zwar dieſen Gedanken im Anfange. Aber bald wurde ich durch viele Betrachtungen darüber ſo vertraut mit ihm, daß ich mich ſeiner faſt nicht mehr erwehren konnte. Es glühte in meiner Seele, wie in meinem Körper, ein Feuer, deſſen Flammen

men immer weiter um ſich griffen, je abſcheulicher mir der Betrug vorkam, der mir geſpielt worden war. Mein hitziges choleriſches Temperament ließ mir keine Zeit, mich zu beſinnen. Benebelt wurde mein Kopf von den Wallungen meines empörten Bluts, ich verlor nach und nach alle richtige Beſonnenheit, und dürſtete nur nach Austilgung meiner Rachgier.

In dieſer unglüklichen Gemüthsverfaſſung ſprang ich ſchnell von meinem Läger auf, und ergriff ein kleines Taſchenmeſſer, das eben auf meiner Toilette lag, um Irenen damit in ihrem Zimmer zu ermorden. Aber gerade, wie ich meine Thür öfnete, um meinen unſinnigen Vorſatz auszuführen, ſtand ſie vor mir. Ihre plötzliche Gegenwart beſtürzte mich anfänglich, ich ließ ſie hereintreten, und ſie ſchloß mich in ihre Arme, und küßte mich. Dies letztere beflammte den Geiſt der Rache in mir bis zur heftigſten Wuth.

„Verflucht ſey dein Judas-Kuß, du Treuloſe!

rief ich, und ſtach ihr mein in Händen habendes Meſſer durch die Bruſt. Sie that einen lauten Schrey, und ſank mit Blut beſtrömt zu meinen Füßen hin. Ich war ſelbſt — ohne Bewußtſeyn, und — faſt ohne Leben. Eine ſchreckliche Angſt überfiel mich, und trieb mich zum Zimmer hinaus, und die Treppe hinab. Aber — welche neue Beſtürzung für mich! — mein Gemahl trat eben zur Hausthür herein. So bald ich ihn ſah', ſtürzte ich ins Speiſezimmer. Doch er hatte Zeit genug, die Verzerrung meines Geſichts, und die Blutflecke auf meinem weiſen Habite zu bemerken. Dies ließ ihn ahnden, was vorgefallen war, und, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern, eilte er die Treppe hinan, und fand Irenen unter den Händen meiner Kammerfrau, die um Hülfe ſchrie, faſt ohne Leben.

Indeſſen war Irene doch nicht tödtlich verwundet. Nur unter dem rechten Arm hatt' ich ſie durchſtochen, ohne die edleren Theile zu verletzen, und nur die Menge des Bluts, das ſie verlor, hatte ſie entkräftet. Da man ſie aber ſchnell in ihr Zimmer zu Bette brachte, und ſie bald mit chirurgiſcher Hülfe verſah, ſo kam ſie in kurzen wieder auf den Weg der Geneſung.

„Während der Zeit hatt' ich mich ſinnlos und betäubt im Speiſezimmer auf einen Sopha hingeworfen, ohne nur im mindeſten auf meine Sicherheit zu denken. Meine Kammerfrau, und ein alter Bedienter, den ich aus dem väterlichen Hauſe mit genommen hatte, kamen herein, und führten mich auf mein Zimmer. Ich ließ mit mir machen, was man wollte, und war ſo ſchwach von Gedanken, daß mich weder die Rache meines Mannes, noch die öffentliche Gerechtigkeit in Furcht ſetzte.

„Eine Stunde darauf gerieth ich auf den Einfall, meinen Mann aufzuſuchen. Aber Fabritz, ſo hieß der Bediente, verkündigte mir, daß ich Arreſt habe, und er mit ſeinem Leben für mich haften müße. Meine Kammerfrau, die gleichfalls nicht von mir wich, verſicherte mich zugleich, daß Irene nicht todt ſey; ſondern ſich der Beßerung nähere. Dies beruhigte mich ein wenig, und ich ergab mich in mein Schickſal. Meinen Gemahl aber bekam ich mit keinem Auge zu ſehen.

„Was Langenhayn betraf, ſo hatte dieſer, wie ich in der Folge erfuhr, Mittel gefunden, den Verdacht, als ob er das Geheimniß verrathen habe, glücklich von ſich abzulehnen, und ſich bey dem Vertrauen, das man in ihn geſetzt hatte, zu erhalten gewußt. Er nutzte dieſes, um die Gefahren, die ſich gegen mich aufthürmten, von mir abzuwenden.

Indeſſen hatte die boshafte Irene mir den Tod geſchworen, und, um ihren Zweck zu erreichen, bot ſie die ganze Macht auf, die ſie über das Herz meines Gemahls hatte. Sie beſchuldigte ihn der Schwäche, wenn er ſich nur noch im mindeſten beſönne, mich ihm aufzuopfern. Nur mein Tod könne ſein Leben und ſeine Ehre erhalten — ſetzte ſie hinzu, — und ſie wollte ihre Schande ſelbſt nicht überleben, wenn ich für meine Mordthat nicht beſtraft würde. Kurz, der ſchwache, gegen mich aufgebrachte Büren, ließ ſich endlich von ihren bezaubernden Ueberredungen hinreiſſen, mich zum Opfer ſeiner Rache und der Ruhe ſeiner unwürdigen Geliebten zu machen.

Fabritz wurde von ihm zu dieſer Schandthat auserſehen. Dieſer Mann war zwar aus meines Vaters Hauſe mit in das unſrige gekommen, und dem Anſehen nach ſchien es, als ob ſich mein Gemahl an einen unrechten

Helfers Helfer gewandt hätte. Aber dem war nicht ſo. Fabritz war nicht nur aus Unzufriedenheit mit meinem Vater von ihm weggegangen, weil ihm dieſer eine gute Beförderung, die er ſuchte, verſagt hatte; ſondern er war auch wider mich aufgebracht: denn er hatte ſich in Kopf geſetzt, meine Kammerfrau, die eine junge Wittbe, und ſehr ſchön war, zu heurathen; davon aber hatt' ich ihr abgerathen, weil ſie mit Fabritzen nur ein ſehr ſchlechtes Glück hätte machen können. Ueberdieß war er ein ſchlauer durchtriebner Kopf, und überaus geitzig. An ihm glaubte alſo mein Gemahl den rechten Mann für ſeinen Plan zu finden.

Er ließ ihn rufen, verſchloß ſich mit ihm in ſein Cabinet, und ſagte:

„ich habe dir etwas wichtiges vorzutragen, Fabritz! ich kenne deine Treue gegen mich, und deswegen hab' ich dich zu einer großen Unternehmung auserſehen. Gehorcheſt du mir, ſo machſt du dein Glück. Ich ſchaffe dir eine ſehr einträgliche Verſorgung und ſchenke dir zum voraus; hier dieſen Beutel mit Hundert Stück Dukaten.

Wel

Weigerſt du dich aber, mir meinen Willen zu thun, ſo iſt dein baldiger Tod gewiß.

Hierauf trug er ihm auf, mir eine Portion Giſt, die er ihm zugleich einhändigte, auf eine gute Manier beyzubringen.

So ſehr nun aber auch Fabritz gegen mich aufgebracht war, ſo bebte er doch in ſeinem Herzen vor einem dergleichen Verbrechen zurück, als ihm ſein Herr zumuthete. Klüglich aber verbarg er ihm ſeine Geſinnung, und ſtellte ſich, als ob er dieſe Gelegenheit, ſich an mir zu rächen, mit beyden Händen ergriffe. Er nahm den Giſt aus den Händen meines treuloſen Mannes, ſteckte die ihm angebotene Geldbörſe ein, und verſprach ihm mit lachenden Muthe, ſeinen Auftrag pünktlich zu vollſtrecken, und dieſes Geheimniß ewig in ſeiner Bruſt zu verwahren. Den Morgen drauf ſollte mir der Giſt in der Chocolade, die Fabritz zu beſorgen hatte, beygebracht werden.

So hieng alſo itzt mein Leben von den Geſinnungen eines Menſchen ab, der im Grunde mein Feind war. Aber Fabritz zeigte, daß er eine große Seele beſaß. Mitten in der folgenden Nacht weckte mich Laura, eben die

Kammerfrau, in welche Fabritz verliebt war, und die mit in meinem Zimmer ſchlief. Ich fragte erſchrocken, was es ſey? und ſahe Fabritzen in Reiſekleidern, und eine Menge anderer Kleider auf dem Arme haltend, mit vor meinem Bette ſtehen:

Wir müſſen fort, gnädige Frau!

antwortete Laura,

> Ihr Leben iſt in Gefahr. Stehen Sie geſchwind auf, und ziehen Sie den Mannshabit hier an! es iſt alles parat.

Fabritz nöthigte mich noch dringender, und ſagte mir, daß eine Stunde von unſerm Guthe ein Wagen auf uns warte, den er beſorgt habe. Einige Augenblicke war ich unentſchloſſen, was ich thun wollte, weil ich die gefährlichen Folgen meiner Flucht fürchtete. Aber da mich Fabritz mit ein Paar Worten von dem Vorhaben meines Gemahls unterrichtete, überwand die Furcht vor dem Tode alle meine Bedenklichkeiten. Ich ließ den Fabritz bey Seite gehen, und legte nebſt Lauren Mannskleider an. Dann ſteckte ich meinen Geld-Vorrath, und meine Juwelen zu mir, und ſchlich mich unter Fabritzens Anführung, der alle Thüren ſchon geöfnet hatte, nebſt Lauren im finſtern aus dem Hauſe. —

Hierauf führte uns Fabritz faſt eine Stunde lang im freyen Felde und auf Schleifwegen fort, ohne daß eines von uns allen ein Wort zu ſprechen vermochte. Es war die höchſte Zeit, daß wir endlich den Wagen erreichten, der uns aufnehmen ſollte: denn ich konnte vor Müdigkeit kaum mehr fort. Der Wagen hielt im freyen Felde, und ich ſtieg in meiner Betäubung hinein, ohne mich darum zu bekümmern, wo er hergekommen war, und wer ihn beſorgt hatte." Nur darnach fragte [illegible] wir nach Brüßel reißten? Fabritz [illegible]wortete mir:

„Wollen Sie es wagen, [illegible] Haus Ihrer Eltern zu begeben, [illegible] Sie in kurzen wieder unter der Gewalt Ihres Gemahls; und dann iſt das letzte Uebel ärger, denn das erſte. Seiner Heucheley wird es nicht ſchwer werden, Ihre Eltern auf ſeine Seite zu bringen, und um Ihre Ehre, und den guten Ruf Ihres Hauſes zu retten, würden dieſe gewiß alles mögliche anwenden, Sie wieder mit ihm auszuſöhnen.

Ich muſte dem Fabritz beypflichten; er gab mir den Rath, nach Holland zu fliehen, und wir nahmen unſern Weg dahin. Wie der Tag zu grauen begann, fuhr unſer Kutſcher mit ſolcher Schnelligkeit, daß wir gegen Mittag vor allem Nachſetzen ſicher wären, und in Ruhe einkehren konnten. Wir wählten dazu einen Gaſthof in einem Dorfe, und ließen uns ein beſonderes Zimmer geben.

Ich war nun über mein Schickſal ſo ziemlich ruhig, aß zu Mittag mit vielem Appetit und ſchlief dann ſogar noch eine gute Stunde.

Kaum aber war ich erwacht, ſo muſte ich ei[illegible] [illegible]ecken [illegible]ulden. Ich hatte un[illegible] [illegible]her noch gar nicht in Obacht genommen; und hielt ihn für einen von meines Gemahls Leuten, den vielleicht Fabritz durch Geſchenke gewonnen haben mochte. Itzt trat er zu uns herein, und fragte, ob er vorfahren ſollte? — Zum erſtenmal fiel er mir recht in die Augen, und — ſtellen Sie ſich mein Erſtaunen vor! — es war, — der Herr von Langenbay[illegible] Ich that einen lauten Schrey, und prallte zurück, als ob ich meinen Feind vor mir ſähe.

„Erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau!

ſagte er,

„ich darf mir einen kleinen Theil Ihrer Rettung mit zuſchreiben, — und zeitlebens für Ihr Glück zu arbeiten, iſt eine meiner erſten Pflichten.

Kaum wuſte ich ihm etwas zu antworten. Die Nothwendigkeit meiner Flucht ließ mich in dieſem Augenblick nicht an die Gefahr denken, daß ich mich unter der Gewalt eines Mannes befand, der mich liebte. Ich fragte ihn bloß, woher er die Pflicht, mich zu begleiten, bekommen habe? — Aber er bat mich, ihm dieſe Erzehlung bis auf den Abend zu erlaſſen, weil wir mit unſerer Abfahrt eilen müſten. Ich ließ mir es gefallen, und wir fuhren fort. Unterweges machte mich Fabrizz mit dem bekannt, was mein Gemahl gegen mich im Schilde geführet hatte, und ſagte von Langenhayn weiter nichts, als daß dieſer zu meiner Rettung ihm ſogleich beygetreten ſey, und den Wagen ſelbſt beſorgt habe.

So ſehr ich nun auch gegen meinen Gemahl aufgebracht war, ſo fieng doch der Schritt, den ich eben gethan hatte, an, mich ganz ungemein zu beunruhigen. Ich bildete mir ein, Langenhayn würde meine unglückliche Lage zu benutzen ſuchen, und mich entführen. Selbſt meinem Herzen trauete ich nicht. Ich fürchtete, er möchte bald eben ſo viel Gewalt darüber bekommen, als er jetzt über meine Perſon habe. Meine Flucht, beſorgte ich, würde mich vor der Welt ſchänden und mein Gemahl würde ſolche zu einem Vorwand brauchen, um mich um meinen guten Ruf zu bringen, und ſein Betragen gegen mich zu rechtfertigen. Bis auf den Abend ſchlug ich mich mit dieſen und ähnlichen Betrachtungen herum. Im Nachtquartier, das wir in einem ſichern Wirthshauſe nahmen, gab mir endlich Langenhayn Rechenſchaft von ſeinem Betragen bey dieſer unglücklichen Sache.

„So bald die raſche Ausführung Ihrer Rache an Irenen geſchehen war,

ſagte er,

„konnt' ich mir leicht vorſtellen, daß Büren darüber ſehr in Wuth gerathen würde. Im voraus ſah' ich Sie den Ausbrüchen ſeines Zorns und den rachgierigen Eingebungen Irenens ausgeſetzt. Ich zitterte vor Ihr Leben, und ich dachte ſchon auf Mittel zu Ihrer Rettung. Ihr Gemahl aber fürchtete nicht, daß ich ſein Geheimniß entdeckt haben würde. Nur wunderte er ſich darüber, wie Sie gerade auf Irenen hätten fallen, und eben dieſe für den Gegenſtand ſeiner Liebe hätten halten können. Das ſagte er mir einige Tage darauf, nachdem Sie das Stückgen Brief von Irenen gefunden hatten. Ich antwortete ihm, eben dieſer Brief würde das Geheimniß verräthen haben: unfehlbar hätten Sie Irenens Hand gekannt, und ſo hätten Sie ganz natürlich auf dieſelbe fallen müſſen. Inzwiſchen begiengen Sie jene raſche That, die freylich vollends alles verdarb. Hierauf machte Ihr Gemahl den abſcheulichen Anſchlag auf Ihr Leben, den Sie von Fabritzen bereits wiſſen. Dieſer entdeckte es Lauren zuerſt, und bezeigte Luſt, zu Ihrer Rettung behülflich zu ſeyn. Den Augenblick brachte mir es Laura, und forderte mich zu Ihrem Beyſtande auf. Das Glück begünſtigte mich, daß ich ſogleich bey dem Pachter Allinx in Wendenlöhe eine Schaiſe mit ein Paar Pferden zu kaufen fand. Ich nahm ſelbſt die Rolle des Kutſchers an, holte den Wagen geſtern gegen Abend ab, und verabredete mit Fabritzen den Ort, wo Sie mich treffen ſollten. So iſt uns dann dieß ſchwere Werk glücklich gelungen, und ich freue mich unendlich darüber, daß ich zu Ihrer Rettung und Sicherheit etwas habe beytragen können. —

Warme Dankbarkeit gegen alles, was Langenhayn für mich gethan hatte, entglühte mich zwar durch und durch. Aber doch wagte ich es nicht, ihm nur den kleinſten Theil dieſer meiner Empfindungen merken zu laſſen, aus Furcht, ſeiner Liebe zu mir mehr Nahrung zu geben, als für mich und für ihn gut war. Ich bezeugte ihm alſo bloß meine Erkenntlichkeit für ſeine freundſchaftlichen uneigennützigen Dienſte, und rühmte das Gefühl ſeines Mitleids, das ihm ſogar ſein eigenes Glück dabey hätte hintan ſetzen laſſen. Er hingegen bat mich hierauf bloß noch um Erlaubniß, mich nur ſo lange noch begleiten zu dürfen, bis ich völlig in Sicherheit ſey.

Wir nahmen ſodann unſern Weg nach Utrecht, wo wir in einigen Tagen glücklich anlangten. In Sicherheit war ich nun wohl vor der Hand, aber wozu ſollte ich mich ſonſt entſchlüßen? Langenhayn rieth mir zwar, mich von meinem Gemahl ſcheiden zu laſſen; aber dieſer Rath entdeckte zu ſehr ſeine Abſichten auf mich, als daß er mir hätte gefallen können. Fabritz und Laura waren der Meinung, ich ſollte mich einſtweilen nach Amſterdam begeben, mich dort in der großen Welt zu zerſtreuen ſuchen, und den Ausgang meines Schickſals dem Ungefehr zu überlaſſen. Aber darinnen war mir wieder zu wenig Plan. Endlich nach langen Berathſchlagungen beſchloß ich, an meinen Bruder zu ſchreiben, der Capitain unter demſelben Regiment war, wobey mein Gemahl ſtand. Ich meldete ihm meinen Aufenthalt, und bat ihn, ſo ſchnell als möglich zu mir zu kommen.

Er kam bald darauf, und hörte die Erzehlung meines Unglüks, die ich ihm ausführlich mittheilte, mit großer Verwunderung an. Ich merkte es indeſſen wohl, daß ihm meine raſche That an Irenen nicht gefiel: denn er billigte ſie ſo wenig, als er mir die Kränkung anthun wollte, ſie geradezu zu tadeln.

„Unglücklich biſt du auf jedem Fall dran, ſagte er endlich,

„aber ich rathe dir doch, dich in die Arme unſerer Eltern zu werfen: denn ſie ſind doch immer unſere treueſten Freunde, und ich will alles thun, ſie im voraus auf deine Seite zu bringen.

Ich äuſſerte ihm meine Bedenken dagegen, und daß ich mich beſonders fürchtete, ſie möchten auf eine Ausſöhnung mit meinem Gemahl bringen, um die Ehre der Familie zu retten, und dieß würde mich von neuen ſeiner Barbarey ausſetzen.

Auch ihm kam dieß höchſt wahrſcheinlich vor. Er trat meiner Meinung bey, und wir wurden darüber mit einander einig, daß er erſtlich die Geſinnungen meiner Eltern ausforſchen, und mir davon, und was mein Gemahl inzwiſchen gethan habe, Nachricht geben

ben ſolle, jedoch ohne jemanden den Ort meines Aufenthalts zu entdecken. Er reißte alſo bald wieder von mir weg, mit dem Verſprechen, ſich meiner aufs beſte anzunehmen.

Indeſſen gab ſich Langenhayn alle mögliche Mühe, meinen Unmuth zu zerſtreuen, und mir Vergnügen zu machen. Ich konnte ſeine gute Abſicht nicht verkennen, ob ich gleich den Grund ſeiner Bemühungen wohl einſahe, und ſeine Leidenſchaft für mich mir äuſſerſt zuwider war. Noch hatte er zwar kein Wort wieder davon gegen mich fallen laſſen. Inzwiſchen hatte er doch ſo viel für mich gethan, und mich ihm ſo verbindlich gemacht; er beſaß ſelbſt perſönliche Verdienſte, er ſahe, daß ich von ſeiner Großmuth, und ſeinem Mitleiden mit meiner Lage gerührt war. Alle dieſe Umſtände ließen ihn hoffen, ſeine Abſichten auf mein Herz noch erreichen zu können. Mir machten indeß dieſe Umſtände unglaubliche Unruhe. Sollte ich Langenhayn die Gefühle meiner Erkenntlichkeit gegen ihn merken laſſen; ſo muſte ich fürchten, ihn zur Fortſetzung ſeiner Leidenſchaft für mich gleichſam zu berechtigen. Wollt' ich ihm hart begegnen,

nen, ſo warf mir mein Herz alle Minuten das Laſter der Undankbarkeit vor. So muthwillig auch mein Gemahl die heiligen Banden unſerer Ehe zerriſſen hatte, ſo glaubte ich mich doch zu einer ähnlichen Vergeltung nicht berechtiget. Die Erhaltung meiner Unſchuld gereichte mir zum Troſt in meinen Leiden, und es beruhigte mich ganz ungemein, unglücklich zu ſeyn, ohne ein Verbrechen begangen zu haben.

In dieſer Gemüthslage befand ich mich noch, als mein Bruder wieder zu mir kam Er berichtete mir, daß mein Gemahl mir zuvor gekommen ſey, und bereits alle Gemüther meiner Freunde für ſich eingenommen habe: denn er habe mir auf den Kopf Schuld gegeben, daß ich mit Irenens Mann im vertrauten Umgange gelebt habe, und nun, da mir meine Gewaltthätigkeit an ſeiner Frau nicht gelungen, ſo gar mit ihm durchgegangen ſey. Doch aber wäre es noch Zeit meine Unſchuld darzuthun, denn mein Vater wünſche meine Zurückkunft eben ſo ſehr, als mein Gemahl, und letzterer habe, ungeachtet der Klagen, die er über mich führe, doch ein groſſes Verlangen, ſich wieder mit mir auszuſöhnen, bezeiget.

„Mein lieber Bruder!

antwortete ich ihm,

„ſo leicht werde ich mich nicht wieder fangen laſſen. Sieheſt du denn nicht, daß ſich mein Gemahl nur darum ſo gut ſtellet, um nur mich wieder in ſeine Hände zu bekommen? — Sage du mir, was du willſt! wahrſcheinlich iſt es gar nicht, daß er mir den Streich, ſein zweyfaches Verbrechen an mir entdeckt zu haben, ſo bald verzeihen ſollte. Kurz, mit ihm mag ich nicht wieder leben, und ſeiner Treuloſigkeit will ich mich nicht von neuen ausſetzen.

„Was willſt du denn aber ſonſt anfangen?

verſetzte mein Bruder,

„denkſt du denn nicht, daß du dir deine Sache immer ſchlimmer machſt, je länger du hier, oder an einem andern Orte mit Langenhayn beyſammen bleibſt? alles iſt ja wider dich, und nicht

„nur deine, ſondern auch die Ehre der ganzen Familie, ſetzeſt du dabey aufs Spiel, und uns alle bringeſt du dadurch gegen dich auf.

„Ich merke,

erwiederte ich,

„daß du Büren nicht ſo gut kenneſt als ich. Zu ihm komme ich nie wieder, das iſt ausgemacht, und mein und meiner Familie Ehre werde ich ſchon ſonſt zu ſichern wiſſen. Kannſt du aber meine Eltern dazu bewegen, daß ſie mich zur Ausſöhnung mit Büren niemals nöthigen wollen; ſo bin ich bereit zu ihnen zurück zu kehren.

Das letztere ſagte ich jedoch bloß, um meinen Bruder nicht ganz vor den Kopf zu ſtoßen, denn wirklich war ich auch das zu thun nicht Willens. Er verſprach mir alſo, ſein möglichſtes bey meinen Eltern für mich zu thun, und unter dieſer Verabredung verließ er mich.

Um aber Langenhayn loß zu werden, ſtellte ich mich gegen ihn, als ob ich mich mit meinem Gemahl wieder auszuſöhnen beſchloſſen, und meinem Bruder hierzu Auftrag gethan habe. Dieß hatte die gewünſchte Würkung: denn Langenhayn gieng einige Tage darauf würcklich von mir weg, um ſich wieder in ſein Vaterland zu begeben. Beym Abſchiede ſagte er noch mit Thränen zu mir:

> Wie gern hätt' ich Sie von der Gefahr vollends gerettet, der Sie ſich von neuen ausſetzen wollen! Doch es iſt Ihr Wille, und ich waſche meine Hände in Unſchuld. Aber — folgen Sie noch meinem letzten Rathe! fürchten Sie Ihren Gemahl! trauen Sie ihm nicht! ich kenne ſein Herz, und ſeine Geſinnungen genau. Ich muß Sie ihrem Schickſale überlaſſen! Vergeſſen Sie mich! nur aber meine Warnungen nicht! Ich ſpreche aus reiner Seele. So zärtlich ich auch für Sie empfunden habe, und noch ewig empfinden werde, ſo glaube ich doch nie die Ehrfurcht für Sie vergeſſen zu haben. Bleiben Sie meine Freundin! — was aus mir werden ſoll, weiß ich nicht. Aber ich gehe: Ihre Ruhe iſt mir lieber als die meinige, und Ihre Ehre iſt mir

ein Heiligthum, das ich nie verletzen werde. —

Ich war ſo gerührt, daß ich ihm wenig oder nichts antworten konnte. Es that mir wehe, in ſeinen Augen die Rolle einer Undankbaren ſpielen zu müſſen. Meine ganze Beſonnenheit muſte ich zuſammen nehmen, um ihm die geheimen Empfindungen meines Herzens nicht ganz zu verrathen. Ich reichte ihm jedoch meine Hand zum Abſchiedskuß, und ſagte ihm einige Worte, die ich ſelbſt nicht mehr weiß — ſelbſt nicht bedachte, indem ich ſie ſagte. —

Einige Tage nach ſeinem Abſchiede verließ ich Utrecht, und begab mich hierher, um ſowohl den Nachſtellungen meiner Eltern auszuweichen, als auch meinen fernern Aufenthalt Langenhayn zu verbergen, weil ich ſeinen Abſichten auf mich noch immer nicht ganz traute.

Zweyter Theil.

Frau von Büren endigte ihre Geſchichte mit einer Fluth von Thränen, welche die Erinnerung an ihr trauriges Schickſal hervorbrachte. Sie hatte ſeit der Trennung von ihrem Bruder, keine Silbe Nachricht von ihren Eltern bekommen, und ſie wuſte faſt nicht mehr, wovon ſie ſich künftig ohne weſentliche Unterſtützung erhalten ſollte. Unendliche Sorgen machte ihr die bange Erwartung der Zukunft. Sie hatte keinen Freund, und keinen Rathgeber, als ihren alten Fabritz, deſſen Kräfte aber zu ſchwach waren, ihr die Dienſte zu leiſten, die ſie brauchte.

In dieſer ihrer traurigen Lage verſprach ihr nun der Herr von Andechs allen, ihm nur möglichen Beyſtand, und Madam Greyſing verſicherte ihr gleichfalls, daß ſie auf ihre thätige Freundſchaft rechnen könnte. Ehe ſie aber einen beſtimmten Entſchluß faßten, was etwa für ſie gethan werden könne, beſchloſſen ſie, erſt noch eine kurze Zeit abzuwarten, ob ihre Eltern vielleicht noch einen entſcheidenden Schritt zu ihrem Beſten thun würden. Während der Zeit nun machte der Herr von Andechs, ſeinen beyden Freundinnen auch ſeine Schickſale bekannt, und unterhielt ſie von Zeit zu Zeit durch folgende Erzehlung:

Ich bin eigentlich aus Bayern gebürtig. Meine Eltern ſtarben mir frühzeitig weg. Von meiner Mutter aber, welche die Tochter eines reichen Banquiers in Straßburg war, erbte ich ein beträchtliches Vermögen. Meiner Mutter Bruder, und Vormund, ein gewiſſer Herr von Lamotin, der ebenfalls ein großer Handelsmann zu Straßburg war, hatte einen Theil meines Vermögens an ſich, und deswegen übernahm er meine Erziehung. Meine Hauptneigung gieng auf die Wiſſenſchaften, und ich hatte in den Jahren, wo die Leidenſchaften ſich unſrer Herzen zu bemächtigen anfangen, erſt keine andere, als die Leidenſchaft für das Studieren. So bald ich aber die große Welt kennen lernte, merkte ich wohl, daß mein Hang zur Liebe, mit der Neigung zu den Büchern gleiche Schritte hielt. Doch bildete ich mir von dem Genuß jener Leidenſchaft ein Jdeal, das vielleicht nur wenigen meines damaligen Alters behagen möchte. So jung ich auch noch war, ſo wenig reitzten mich doch ſinnliche Ergötzungen. Jch ſtrebte bey der Liebe weniger nach Vergnügungen, als vielmehr nach der Begründung meiner wahren Glückſeligkeit. Nach dieſen Grundſätzen beſtimmte ich meine Lieblingsfreuden, und meine Empfindungen belehrten mich oft, daß mich nichts glücklich machen könne, als der Beſitz einer rechtſchaffenen Gattin, die ich liebte. Die Schwierigkeiten aber, einen ſolchen Gegenſtand für mein Herz zu finden, ſahe ich gleich anfangs zum voraus. Jnzwiſchen erſtreckte ſich doch die üble Meynung, die mir gewiße Frauenzimmer von ihren Verdienſten beybrachten, noch nicht über ihr ganzes Geſchlecht. Jch empfand nichts deſto weniger die Hochachtung für daſſelbe, die man nur immer für den liebenswürdigſten Theil der Menſchheit hegen kann; ich kannte einige darunter, die meine ganze Ehrfurcht zu verdienen ſchienen, und ich glaubte unter der kleinen Anzahl dieſer Guten, dieſenige noch zu finden, die ich ſuchte. Mehrere junge Frauenzimmer ſahe ich, die mich jedoch nur auf eine kurze Zeit feſſelten. Sobald ich merkte, daß ſie mein Ideal nicht erreichten, zog ich mich zurück. Aber ich ſchadete dadurch der Ausführung meines Plans nicht wenig: denn da niemand den wahren Grund meines Betragens wußte, ſo zog ich mir viele Feindinnen zu, und gerieth in den Verdacht eines unbeſtändigen Flattergeiſtes. Doch fuhr ich ungeſtört fort, mein Ideal zu ſuchen, und brachte mehrere Jahre fruchtlos damit zu, bis mir endlich das Ungefehr den Schatz zuführte, nach dem ich ſo lange geſtrebt hatte.

Mein Oheim hatte eine Tochter von achtzehn Jahren, die von ihrer Kindheit auf im Kloſter erzogen worden war, weil ihre Mutter ſehr frühzeitig weg ſtarb. Dieſe ließ er jetzt nach Hauße kommen, und ich ſahe ſie zum erſtenmal. Erlauben Sie mir, Ihnen ihr Gemälde zu entwerfen! ihr Wuchs war vollkommen ſchön und regelmäßig; ihre Geſichtszüge aber hatten verſchiedene Mängel. Nur ihre Farbe blendete, und eine gewiße freundliche Miene, milderte das Feuer ihrer großen, ſchwarzen Augen, dergleichen ich noch nie geſehen hatte. An Weiße und Schönheit ihrer Hände und ihres Buſens war ſie ſchwerlich zu übertreffen. Kurz, Angelika, ſo war ihr Name, konnte zwar auf den Rang der höchſten Schönheit keinen Anſpruch machen; aber jedermann fand ſie doch in allen Stücken höchſt liebenswürdig.

Es iſt wahr, ihr erſter Anblik machte eben keinen auſſerordentlichen Eindruck auf mich. Bald aber merkte ich, daß, wenn ich von ihr entfernt war, eine geheime Empfindung für ſie in meinem Herzen ſich regte. Ein ſüſſes Vorgefühl von Vergnügen bemächtigte ſich meiner Seele unvermerkt; mit der Vorſtellung ihrer Schönheit beſchäftigte ſich meine Phantaſie, ich ſtudierte jeden einzelnen Zug derſelben aus. Jemehr ich das that, deſto mehr Reitze entdeckte ich jeden Augenblick an ihr, und mit zärtlicher Unruhe begann ich ſchon darnach zu ſchmachten. Eine unwiderſtehliche Sympathie unſerer Empfindungen feſſelte mein Herz an ſie, und bald loderte ſie in lohe Flammen auf, die Liebe, die Angelikens Schönheit in mir entzündet hatte.

Ich fand es jedoch nicht für gut, ihr eher von meiner Leidenſchaft etwas zu entdecken, bis ich erſt ihre Denkart ein wenig erforſchet hätte. Ich fieng alſo an, ihren Karakter zu ſtudiren, ohne daß ſie das geringſte davon wahrnahm, und jemehr ich das that, deſto verliebter wurde ich in ſie. Nichts gleicht den zärtlichen Empfindungen, womit die Natur das Herz dieſes liebenswürdigen Mädchens beglückt hatte. Ein durchdringender Verſtand, und ein äuſſerſt munterer Geiſt machten ihren Umgang eben ſo lebhaft und unterhaltend, als angenehm.

Sie hatte einen Bruder, der in Straßburg ſtudierte, und von Kindheit auf mein Freund geweſen war. Dieß erleichterte meinen Umgang mit ihr um vieles. Der alte Lamottin, der ſehr hypochondriſch war, überließ den jungen Leuten faſt ſeine ganze Haushaltung; und ſein Sohn ließ Angeliken ungehindert mit mir umgehen.

Inzwiſchen hatte ich kaum ſo viel Gewalt über mich, ihr die Empfindungen meines Herzens für ſie zu verbergen. Auch möchte ichs ihren Bruder eben nicht merken laſſen, daß ich Angeliken liebte, aus Furcht, er möchte meine Leidenſchaft mißbilligen. So ſehr er auch mein Freund war, ſo fürchtete ich doch, er möchte ein noch beſſeres Glück für ſeine Schweſter ſuchen, als die Hand eines Mannes, der zwar einiges Vermögen beſaß, aber auf dem Schauplatze der Welt noch gar keine Rolle ſpielte. Ueberdieß wußte ich, daß der alte Lamottin nicht in den beſten Umſtänden war, und deswegen ſeine Tochter an einen andern großen Handelsherrn, der ſeinen Kredit aufrecht erhalten könnte, zu verheurathen wünſchte. Alles dieſes beunruhigte mich ganz ungemein. Ich traute Angeliken noch nicht; ich dachte, ſie möchte es ihrem Bruder ſagen, wenn ich ihr meine Liebe eröfnete, und dieß würde meinen ganzen Plan vernichten. Endlich aber überwog doch die Stärke meiner Leidenſchaft dieſe meine Bedenklichkeiten. Da ich mich einſt mit Angeliken allein befand, und wir mancherley über die Karaktere der Liebhaber mit einander geſprochen hatten, ſagte ſie mir mit einer ſehr bedeutenden Miene:

„Ich denke, Sie werden doch wohl die Parthie derer nehmen, die ſich von der

Liebe eben nicht bloß an einen einzigen Gegenſtand feſſeln laſſen?

„Ja!

antwortete ich,

„wenn ſie gerade ſo darüber denken, wie ich: denn hernach iſt dieſer Leichtſinn weniger ihr Fehler, als ſolcher Perſonen, auf welche ihre Wahl gefallen iſt.

A. „Das iſt keine Rechtfertigung: denn man ſiehet ja doch ſeinen Gegenſtand eher, als man ihn liebt.

J. „Wahr genug! und wer den Gegenſtand nicht lieben will, den er ſieht, darf ja nur ſeine Augen wegwenden. Nur haben diejenigen, welche mehr auf Geiſt und Herz, als auf Schönheit ſehen, auch mehr Mühe ſich dazu zu entſchließen.

A. „Sehr richtig, Herr von Andechs! wenn Sie ſelbſt ſo gut denken, ſo beſchuldigt man Sie, mit Unrecht, der Unbeſtändigkeit.

J. Ich freue mich, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich würde nie unbeſtändig geweſen ſeyn, wenn das erſt Frauenzimmer, das ich kennen lernte, Ihnen gleich geweſen wäre.

Hier betrachteten wir uns beyde einige Minuten lang mit bedeutendem Stillſchweigen. Hingeriſſen von den Empfindungen, die meine ganze Seele durchglühten, faßte ich eine von Angelikens Händen, und ſprach mit einer leidenſchaftlichen Heftigkeit:

„Meine Wahl iſt getroffen. Sie, meine Vortrefliche, liebe ich — auf ewig ſey mein Herz das Ihrige!„ —

Dann küßte ich ihre Hand, und fuhr etwas gelaſſener fort:

„wundern Sie ſich nicht über die Aufrichtigkeit meiner Erklärung! Sie müſſen es längſt wahrgenommen haben, wie zärtlich ich für Sie denke, und auf die Beſtändigkeit meiner Liebe konnten Sie rechnen.

„Ach! ich habe es längſt gemerkt,

antwortete mit einem tiefen Seufzen das liebe Mädchen,

„daß Sie eine geheime Leidenſchaft für mich hegen. Nur wünſchte ich, daß Ihre Liebe zu mir ſo beſchaffen wäre, wie ich mir in meinem Kopfe das Gemälde davon entworfen habe. Allein — ich ſag' es Ihnen unverholen — ich halte ſie bloß für eine jener bekannten gefährlichen Aufwallungen des Bluts, der ich nie Gehör geben kann, und — Sie werden wohl hinfort nicht weiter daran denken dürfen. Wären Sie nicht ſo unbeſtändig, wie man ſagt, und könnten Sie mich treu und aufrichtig lieben; wer weiß, was ich dann für Sie thun würde? —

Dieſe ungeſchminkte, und edelmüthige Antwort gefiel mir ſo ungemein, daß ich ihr eben mein Herz vollends ausſchütten, und ihr ſagen wollte, wie unerſchütterlich die Leidenſchaft ſey, die mich für ſie beſeele, als wir zur höchſten Unzeit von jemanden unterbrochen wurden.

Inzwiſchen freute ich mich doch darüber, daß ich in Angeliken das ofne, gute Mädchen gefunden hatte, das ich ſuchte; ich billigte ihre re Bedenklichkeiten von ganzem Herzen, und ich war ſchon zum voraus davon entzückt, daß ich ſolche bald zu beſiegen, und mich glücklich zu machen im Stande ſeyn würde. Aber wie ſehr iſt nicht das menſchliche Leben der Veränderung unterworfen! mitten unter den Empfindungen des Vergnügens, das mir meine glückliche Lage mit Angeliken verurſachte, wurde ich plötzlich von einer Krankheit überraſcht. Ein heftiges Fieber quälte mich mit ſeiner ganzen Wuth, und führte mich nahe an die Pforten des Todes. Nichts machte mir meinen, mir bevorſtehenden Ausgang aus der Welt peinlicher, als daß ich nun auf einmal meine Liebe für das reizendſte Geſchöpf unter der Sonne aufgeben, und die, für die ich allein zu leben dachte, einem, ihr vielleicht unwürdigen, Nebenbuhler überlaſſen ſollte. Mein Schmerz darüber, daß ich Angeliken nicht einmal von der Rechtſchaffenheit meiner Liebe hatte überzeugen können, marterte mich faſt bis zur Verzweiflung.

Indeß gewann doch, allen Anſcheins vom Gegentheil ungeachtet, meine Jugend und meine gute Natur über meine Krankheit die

Oberhand. Die Pforten des Todes öfneten ſich nicht vor mir; ich fieng nach und nach wieder an, zu geneſen. Aber meine Krankheit hatte mich zu ſehr erſchöpft, als daß ich ſo bald wieder zu Kräften hätte kommen können. Meine völlige Geneſung gieng nur ſehr langſam von ſtatten, und lange muſte ich vor Schwachheit noch das Zimmer hüten. Dieß peinigte mich nun aber mehr, als die heftigſten Schmerzen, die ich überſtanden hätte. Ich brannte vor Ungeduld, meine Angelika wieder zu ſehen, und da ich dieſer nicht Gnüge leiſten konnte, ſo ſchrieb ich ihr einen weitläuftigen Brief, worinnen ich ihr die Gleichförmigkeit unſrer Gedanken über die Vollkommenheit der Liebe zu erkennen gab, gegen Flatterſinn und Unbeſtändigkeit weidlich loszog, und endlich mit der Verſicherung ſchloß, daß ich ſie Zeitlebens mit all' der Treue und Ehrfurcht lieben würde, die ſie verdiente.

Dieſen Brief wußte ich ihr ganz heimlich beyzubringen, und ſie machte ſich kein Bedenken daraus, ihn anzunehmen. Auch waren in der That die Würkungen deſſelben für mich ſo erwünſcht, daß ich ſogleich den Tag darauf das Vergnügen hatte, ſie zu ſpüren. Die Fenſter meines Zimmers giengen in einen Garten, worinn Angelika bey kühlen Abenden bisweilen ſpazieren zu gehen pflegte. Ich legte mich den Abend nach Ueberſendung meines Liebesbriefs etwas eher, als gewöhnlich nieder. Wie ich nun eben einzuſchlafen begann, hörte ich im Garten unter meinen Fenſtern auf einer Laute ſpielen. Ich wußte, daß Angelika dieſes Inſtruments mächtig war, ich ſtieg alſo wieder aus dem Bette, und lauſchte ganz ſtill am Fenſter auf die mir ſo intereſſante Muſik. Kaum hatte ſie ein ſchönes rührendes Vorſpiel vollendet, ſo ſang ſie einige Verſe aus einem gewißen Liede, das voller Ausdrücke des Schmachtens, und voller Klagen der leidenden Liebe war.

Welch Entzücken für mich! — ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß mir dieſer Geſang gelten ſolle, und mit Recht hielt ich Angelikens Empfindungen für die Würkungen meines Briefs an ſie. Dann dachte ich mich ſo tief in dieſen Gedanken hinein, daß ich mich für den glücklichſten Sterblichen anſahe. Nur das kränkte mich noch, daß ich nicht ſogleich zu ihren Füſſen hinſinken, und ihr die Empfindungen meiner Dankbarkeit und Freude recht ans Herz legen konnte.

Doch, die Zeit räumte auch dieſes Hinderniß weg. Ich erlangte meine völlige Geneſung, und ich hatte das Vergnügen Angeliken ganz nach meinem Wunſche geſinnt zu finden. Eine Gelegenheit, uns ohne Zeugen zu ſprechen, fand ſich bald. Hier eröfnete mir Angelika vor allen Dingen die Würkungen, die mein Brief auf ihr Herz gethan hatte.

„Daß Sie mich liebten,

ſagte ſie,

wußte ich ſchon, ehe Sie mir etwas davon merken lieſſen. Aber es kam mir auch zugleich vor, als ob Sie mich erſt auf die Probe ſtellen wollten, und dieß bewog mich dann, nicht nur daſſelbe bey Ihnen zu thun, ſondern auch meine Denkart, ſo viel möglich, vor Ihnen zu verbergen. Ich weiß nicht, ob mir es völlig gelungen iſt. Inzwiſchen wurden Sie mir doch täglich ſchätzbarer, und Ihre Leidenſchaft, die mir anfänglich ſo ziemlich

lich gleichgültig war, umfaßte nun meine ganze Seele. Ich zitterte jedoch immer vor dem Gedanken, daß Ihre Liebe der Reinheit meiner Empfindungen für Sie nicht ſo ganz entſprechen möchte, als ich wünſchte, und gern hätte ich meine Leidenſchaft völlig wieder ausgerottet. Nur war es dazu nun nicht mehr Zeit. So bald ich davon überzeugt war, bemühete ich mich, Ihre Geſinnungen genauer auszuforſchen. Zu meinem großen Troſte ſah' ich bald, daß Sie mich ernſtlich liebten, und daß Ihre Abſichten auf eine reelle Verbindung mit mir abzweckten. Ich traute Ihnen zu, daß, wenn Sie mir das verſprächen, Sie es auch gewiß halten würden: und dieß erhöhte meine Empfindungen für Sie ganz ungemein." Izt kam nun Ihr mir ſo ſchätzbarer Brief. Er machte mir um ſo mehr Vergnügen, da ich wahrnahm, daß Sie von der Liebe eben ſo dachten, wie ich. Bald wünſchte ich nun eine mündliche Erklärung darüber von Ihnen. Sie haben mir ſie heute gegeben, und — Sie ſollen finden, daß ich die Rechtſchaffenheit eines jungen Mannes zu ſchätzen weiß. Ich fühle es, daß mein Herz nur in dem Beſitz des Ihrigen Ruhe und Glückſeligkeit finden kann. —

Die Heftigkeit meiner Leidenſchaft riß mich zu ihren Füßen hin. Ein Strom von Freudenthränen erleichterte mein Herz, das in Entzücken aufwallte, ſo viel edle Freymüthigkeit, und ſo viel Liebe bey einem Mädchen gefunden zu haben, dem ich dieß Herz ganz gewidmet hatte. Ich wiederholte ihr nochmals die feurigſten Verſicherungen meiner Zärtlichkeit, und wir ſchloſſen Arm in Arm, den Bund der Seligkeit, der uns einige Zeit über ſo unendlich glücklich machte.

Unmöglich kann ich Ihnen von den namenloſen Freuden einen Begrif machen, die ich im nähern Umgange mit dieſem liebenswürdigen Frauenzimmer genoß. Eine geraume Zeit über ſetzten wir ihn fort, ohne daß jemand uns im mindeſten auf die Spur kam. Endlich riß ein unvermutheter, höchſt unangenehmer Vorfall uns aus der ſüſſen Betäubung, worinnen wir bisher dahin geſchlummert hatten. Der Sohn eines überaus reichen Banquiers, der zu

Straßburg in großem Kredit ſtand, Herr von Bonſet mit Namen, hatte ſich unſterblich in Angeliken verliebt, und um ihre Hand Nachfrage thun laſſen. Mein Oheim ergriff dieſe Parthie mit beyden Händen, denn ſeine kaufmänniſchen Umſtände waren dadurch auf einmal geſichert. Ich und Angelike, wir wußten noch kein Wort davon, und kaum konnte ich von meiner Beſtürzung darüber zurückkommen, als der Oheim eines Tages, wie ich und ſein Sohn uns bey ihm auf ſeinem Zimmer befanden, uns von dieſem Vorhaben Nachricht gab, und dem jungen Lamottin auftrug, ſeiner Schweſter den Vortrag davon zu machen. Auch mir that er die Ehre an, mich um meine Meinung darüber zu befragen. Aber Gott! wie groß würde beyder Erſtaunen geweſen ſeyn, wenn ſie in dieſem Augenblick mein Verhältniß mit Angeliken gewußt hätten! — Kaum wußte ich ſelbſt, wie ich mich dabey benehmen ſollte, und ganz auſſerordentlich mußte ich mich zuſammen nehmen, um mich nicht zu verrathen, und meine Verlegenheit vor ihnen zu verbergen. Da ich ganz unfähig war, auf die vielen Fragen, womit Vater und Sohn über meinen Nebenbuhler auf mich ein-

ſtürmſtückten, gehörig zu antworten, ſo mußte ich mich bloß dadurch aus der Sache ziehen, daß ich ſagte, ich kennte ihn nicht genug, um mein Urtheil über ihn fällen zu können. Bald darauf giengen wir auseinander, und ich begab mich in der entſetzlichſten Verwirrung auf mein Zimmer. Meine erſte Sorge war, Angeliken ſogleich von dieſem Vorgange Nachricht zu geben. Alle Mühe aber, ſie allein zu ſprechen zu bekommen, mislang mir völlig. Wahrſcheinlich wußte auch ſie noch nichts davon; ſonſt hätte ſie mich gewiß ſelbſt aufgeſucht. Ich ſchrieb ihr alſo ein Billet, ungefähr in dieſen Worten:

„Wir ſind verloren, liebes Mädchen!
„der Herr von Bonſet hat um Sie an-
„gehalten; und Ihr Vater hat Sie ihm
„verſprochen. Ich weiß es von ihm
„ſelbſt. Gott! was fangen wir an?
„freylich iſt Bonſet reicher, als ich.
„Aber — unſre Liebe — ich bin auſſer
„mir. — Rathen Sie Sich, und
„mir! — —

Bis den folgenden Tag mußte ich in dieſer Unruhe, ſo gar ohne Antwort, dahin ſchmachten.

ten. Doch nunmehr glückte mir 's, meine Geliebte ſelbſt zu ſprechen.

„Ich weiß alles, Lieber!

ſagte ſie mir,

„Vonſet hat allerdings meines Vaters und meines Bruders Wort; aber noch mache ich mir eben keine Unruhe darüber. Noch weiß es ja mein Vater nicht einmal, daß ich ſeiner Fürſorge für mich zuvor gekommen bin. Er darf es nur erfahren, und es wird alles gut werden. Sollte er aber unſern Wünſchen dennoch zuwider ſeyn, ſo bin ich auch darauf wieder gefaßt. Ich werde meinem Vater unſre Verbindung geradezu entdecken; ich werde ihm ſagen, daß nicht jugendlicher Leichtſinn, ſondern Harmonie unſrer Denkart, und überdachter Entſchluß, unſre Liebe geſtiftet habe, und daß ich meine Hand nie einer andern Mannsperſon geben würde. —

Auch ich wiederholte ihr die theuerſten Verſicherungen meiner unerſchütterlichen Beſtändigkeit und Treue, und wir ſchieden unter der

Verabredung von einander, den Tag darauf an einem beſtimmten Orte uns wieder zu treffen.

Sogleich darauf ſuchte Angelika ſelbſt ihren Vater auf; ſie warf ſich zu ſeinen Füſſen, und ob ſie wohl ſeine ganze Liebe ſchon beſaß; ſo ſuchte ſie ihn doch erſt durch die zärtlichſten Schmeicheleyen für ſich einzunehmen. Dann ſagte ſie:

Ach lieber Vater! was haben Sie doch izt mit mir vor? — Sie haben mir durch meinen Bruder wiſſen laſſen, daß ich den Herrn von Bonſet heurathen ſoll. Aber glauben Sie denn wohl, daß ich meine ganze Lebenszeit mit einem Menſchen ſollte zubringen können, den ich gar nicht einmal recht kenne, geſchweige denn, daß ich ihn lieben ſollte? ja ich weiß nicht einmal, ob er mich liebt. Wahr iſt es wohl, Sie haben Macht über meine Hand zu gebieten, aber mein Herz und meine Liebe ihm zuzuwenden, das ſteht nicht in Ihrer Gewalt: — Doch Ihre väterliche Liebe zu mir kann mein Unglück nicht wollen. Ich will Ihnen izt mein ganzes Herz öfnen; ich liebe unſern guten Andechs; ich finde, daß er allein für mich beſtimmt iſt. Unſre Seelen harmoniren auf das genaueſte mit einander. Auch Sie kennen ſeine Rechtſchaffenheit. Bin ich Ihnen nun nur noch ein wenig lieb; ſo machen Sie mich durch eine Verbindung nicht unglücklich, die meinem Herzen ſo ganz entgegen iſt. —

Der alte Vater war ſo erſtaunt über dieſe Erklärung ſeiner Tochter, und über die feſte Naivität, mit welcher ſie ihm ſolche vortrug, daß er wie im Taumel eines Traums von ihr weggieng, ohne ihr nur das mindeſte darauf zu antworten.

Ehe ich noch mit Angeliken davon ſprechen konnte, kam ihr Bruder mit einem traurigen verſtörten Geſichte zu mir. Ich fragte ihn, warum er ſo betrübt ausſähe?

„Es thut mir leid,

antwortete er,

„daß ich Ihnen eine ſo ſchlimme Botſchaft hinterbringen muß. Mein Vater hat mir aufgetragen, Ihnen zu ſagen,

gen, daß Sie noch heute ſein Haus verlaſſen ſollen.

Ich erſchrack ſo ſehr über dieſe Nachricht, daß ich ihn mit offenem Munde anſtarrte, und kein Wort hervor bringen konnte. Inzwiſchen fuhr er fort:

„ich weiß es wohl, daß Ihnen dieſe Verbannung um meiner Schweſter willen ſehr wehe thun muß; auch ihr ſelbſt wird ſie nicht gleichgültig ſeyn. Aber, beſter Freund! Sie ſind ſelbſt an Ihrem Schickſale Schuld.

„Und wie ſo?

antwortete ich; er verſezte:

„Warum haben Sie mir doch aus Ihren Verhältniſſen mit Angeliken ein Geheimniß gemacht? hätte ich nur das mindeſte davon gewußt, ſo würde ich Ihnen darinnen haben nützlich ſeyn können. So aber that ich zwar alles, was ich unſrer Freundſchaft ſchuldig zu ſeyn glaubte, und, ob Sie mich gleich Ihres Vertrauens nicht gewürdiget haben, ſo ſuchte ich doch meinem Vater von ſeinem

> Plane mit Bonſet abzurathen: Aber es iſt zu ſpät. Er hat ſein Wort gegeben, und — er will es halten. Er meinte, Sie würden am beſten thun, wenn Sie ſich ſo bald als möglich aus unſerm Hauſe entfernen; Herr von Bonſet möchte ſonſt von Ihrer Liebe Nachricht bekommen, und dann möchte es für Sie nicht zum beſten ablaufen. —

Am Ende dieſes Vortrags verſicherte er mich noch, daß er an dieſer traurigen Wendung meines Schickſals keinen Theil habe, und beklagte ſich nochmals darüber, daß ich ihm aus meinen Abſichten auf Angeliken ein Geheimniß gemacht hätte.

Ich entſchuldigte dieſe meine Zurückhaltung damit, daß meine nicht allzuvortheilhaften Glücksumſtände, und der Mangel einer glänzenden Verſorgung mich muthloß gemacht hätten, und bat meinen Freund deswegen um Verzeihung; ich verſicherte ihm aber auch zugleich, ich wäre alle Stunden bereit, dem Willen ſeines Vaters Gnüge zu leiſten. Auch hatte ich wirklich beſchloſſen, ihm auf keine Weiſe deswegen ein gutes Wort zu geben.

Denſelben Tag noch miethete ich mir alſo eine andere Wohnung in der Stadt, und nahm dann von meinem Oheim eben ſo kalt meinen Abſchied, als er mir, ſein Haus zu verlaſſen, hatte befehlen laſſen. Angeliken aber konnte ich durchaus nicht zu ſehen bekommen. Voll verliebter Verzweiflung mußte ich auf den Abſchied von ihr Verzicht thun. Doch rechnete ich ganz auf ihre Treue, und beruhigte mich bey der Vorſtellung, ſie würde mir ſchon ſelbſt Gelegenheit geben, mich ihr wieder zu nähern. Ich betrog mich nicht. Meine Wohnung war in ihrem Hauße bekannt, und zwey Tage darauf erhielt ich einen Brief von ihr, worinnen ſie mir die Fortdauer und Beſtändigkeit ihrer Liebe auf das feyerlichſte angelobte, und mir zugleich die Verſicherung gab, daß ſie niemals von mir laſſen, und eher den Tod erdulden, als mit Bonſet ſich verheurathen würde. Ich antwortete ihr in demſelben Tone, und theilte ihr meinen Plan für die Zukunft mit: ich würde mich nemlich ſtellen, als hätte ich Straßburg ganz und gar verlaſſen: ich begäbe mich aber nur unter einem fremden Namen, in eine andre Wohnung, die ich ihr zugleich bezeichnete; dort wollte ich das Ende unſrer Angelegenheiten abwarten, und ſehen, ob mein, oder Bonſets Glück mehr bey ihr gelten würde.

Einige Tage über brachte ich ſo in der Einſamkeit zu, ohne nur das mindeſte von meiner Geliebten zu hören. Endlich pochte einmal früh Morgens jemand verſchiedenemal ſehr heftig an meine Zimmerthür: ich lag noch im Bette, und ob ich gleich nicht mehr ſchlief, ſo ärgerte mich doch dieſe Grobheit ganz ungemein. Ich ſtieg ſogleich auf, zog geſchwinde meinen Schlafrock an, und öfnete die Thüre. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich meine theure Angelika in der Kleidung ihrer Kammerjungfer vor mir ſtehen ſah! —

„Was — um Gotteswillen? —

rief ich aus, und taumelte voll Entzücken in ihre Arme,

„Meine beſte, traute Angelika! wie angenehm überraſchen Sie mich doch! —

Das liebe Mädchen drückte mich an ihre Bruſt, und ihre Freude, mich in ihren Armen zu halten, würde unermeßlich geweſen ſeyn, hätte nicht die Angelegenheit, die ſie zu dieſem

ſem Schritt verleitete, ihre ganze Seele mit Jammer erfüllet gehabt.

„Ach! du lieber, guter Andechs! antwortete ſie mir,

„wir ſind verloren, wenn du keine Rettung weißt. Ich ſoll nun mit Gewalt dem Bonſet meine Hand geben. Mein Vater hat ſchon die ſchrecklichſten Drohungen gegen mich ausgeſtoßen, wenn ich mich deßen länger weigern würde. Gott! was ſoll ich thun? — es iſt keine Zeit mehr zu verlieren. — Nur für Sie kann und will ich leben und ſterben. Lieben Sie mich noch wie ſonſt, ſo rathen Sie mir, und — helfen Sie mir! —

Ich war ſo beſtürzt über dieſe niederſchmetternde Nachricht, daß ich kaum wußte, was ich ihr antworten ſollte. Arm in Arm geſchlungen, und Bruſt an Bruſt geſchloſſen, ſtanden wir da, und bejammerten eins ums andere unſer Schickſal. Unſre Thränen floſſen in einander, und heiße Seufzer beſtürmten unſre Herzen. Ich ſuchte Angeliken zu tröſten,

tröſten und zu beruhigen, ſo gut ich's vermochte. Aber was konnte ich wohl ſonſt für ſie in unſrer Lage thun, als — eine heimliche Verbindung zwiſchen uns ihr vorzuſchlagen? — Ich wagte es, und — fand ſie zu meinem größten Vergnügen nicht abgeneigt davon. Nach einigen Berathſchlagungen darüber beſchloſſen wir endlich, dieſen Plan ohne den mindeſten Verzug auszuführen. Angelika verließ mich mit dem Verſprechen, morgen früh mit Tages Anbruch wieder zu mir zu kommen, und mich an den Traualtar zu begleiten. Ich hingegen machte mich ohne Anſtand auf den Weg zu einem Geiſtlichen, den ich durch ein anſehnliches Geſchenk leicht dazu bewog, uns in der Stille in einem Kloſter zu trauen. Alles gieng vortreflich. Angelika kam den folgenden Morgen zur beſtimmten Stunde, und ich wurde, als ihr Gemahl, der glücklichſte Sterbliche. — Meine gute Frau wußte ſich zu gewiſſen Stunden aus ihres Vaters Hauße wegzuſchleichen, und dann kam ſie zu mir in mein Quartier, wo ſie kein Menſch kannte.

Ruhig dauerte dieſer unſer Umgang einige Wochen ſo fort. Der alte Lamottin hatte mit gewißen unangenehmen Vorfällen in ſeiner Handlung ſo viel zu thun, daß er vor der Hand an Angelikens Verbindung mit Herrn von Bonſet nicht denken konnte. Wir ſchmeichelten uns beynahe gar damit, daß er vielleicht die Sache ganz wieder aufgegeben habe. Aber wir betrogen uns: da wir es uns am wenigſten verſahen, fieng er vom neuen an, auf Angeliken loß zu ſtürmen. Sie gab ihm in aller Beſcheidenheit die kurze Antwort, es ſey ihr nun unmöglich, den Herrn von Bonſet zu heurathen. Darüber entrüſtete er ſich aber ſo ſehr, daß er ihr äuſſerſt hart begegnete, und ihr nur noch drey Tage Bedenkzeit dazu ſetzte,

Meine Gattin eilte ſogleich zu mir mit dieſer traurigen Neuigkeit, und ſetzte mich damit nicht wenig in Beſtürzung. Wir giengen darüber zu Rathe, was nun zu thun ſey, und wir beſchloſſen endlich, daß, wenn der alte auf ſeinem Vorſatze beharren würde, meine Frau ſein Hauß gänzlich verlaſſen, und ich ſie an einem ſichern Orte unterbringen wolle. Mit dieſer Verabredung trennten wir uns unter den theuerſten Verſicherungen ewiger Liebe und Treue.

Einige Tage verfloſſen, ohne daß ſich meine Frau wieder bey mir ſehen ließ. Doch ſchrieb ſie mir, und bat mich, mir ihrentwegen keine Sorge zu machen; ſie hätte beſondere Urſachen dazu, in etlichen Tagen nicht wegzugehen, und bald ſollte ich mehr erfahren. Unruhig aber blieb ich demungeachtet! denn wie konnte ich wohl ruhig in dieſer Ungewißheit hinleben? — [illegible]

Von Ungeduld gequält und voll brennender Sehnſucht nach dem Gegenſtand meiner Liebe gieng ich nun eines Abends aus, um mich ein wenig zu zerſtreuen, und freye Luft zu genieſſen. Meinem Wirth ſagte ich, ich würde bald wieder da ſeyn; und ließ ihm den Auftrag zurück, daß wenn etwa ein Frauenzimmer käme, das nach mir fragte, er es nur ein wenig warten laſſen ſolle.

Der Drang meines Herzens führte mich nach dem Hauße meines Schwiegervaters zu. Indem ich nun über einen gewiſſen Platz gieng, wo es etwas dunkel war, hörte ich unweit von mir jemanden im Geſpräch mit einem andern, meinen Namen nennen. Ich erkannte ihn bald an der Stimme für einen geweſenen Domeſtiquen von mir, den ich abgedankt hätte, weil ich mich ſtellte, als ob ich ganz von Straßburg weggienge.

„Es iſt nicht weit hin,“

ſagte dieſer Menſch zu denen, die mit ihm giengen,

„ich werde Ihnen gleich ſeine Wohnung zeigen. Den [illegible] habe ich ja ihn ſchon ausgehen [illegible] noch nicht wieder zurück ſeyn, und Sie können ihn dort ſicher erwarten.“

Dieſe Worte, und beſonders in dem Tone, worinnen ſie geſprochen wurden, lieſſen mir leicht irgend einen gefährlichen Anſchlag auf mich argwohnen. Allerhand heftige Bewegungen thürmten ſich in meiner Seele auf. Ich beſchloß aber, ſogleich wieder umzukehren, und mich ganz im verborgenen wieder nach Hauſe zu verfügen. Ich ſchmeichelte mir, unbemerkt meine Wohnung zu erreichen, und ich hielt dieß für deſto nöthiger, um Angeliken, wenn ſie etwa käme, meiner Abweſenheit wegen, keine Unruhe zu machen.

In dieſer Abſicht ſchlich ich jenen Menſchen nach; ich verſahe es aber in der Eil, die mich leitete, daß ich ihnen gar zu nahe kam, und — unglücklicher Weiſe von ihnen erkannt wurde. Den Augenblick ſtürzten drey Kerle mit bloſſen Degen auf mich ein. Ich muſte mich meiner Haut wehren, und ich war ſo glücklich, ihrer zwey davon zurück zu ſchlagen. Aber eben daher bekam ich etliche Wunden. In der Wuth achtete ich jedoch anfänglich nicht darauf, ſondern hieb deſto rüſtiger auf meine Meuchelmörder loß. Endlich überlieſſen ſie mir den Kampfplatz, und nahmen Reißaus.

Nur etliche hundert Schritte hatte ich noch bis zu meiner Wohnung. Ich machte den Verſuch, ſie zu erreichen; aber vergebens. Mein Blut ſtrömte aus meinen Wunden, und dieß machte mich ſo kraftlos, daß ich niederſank, und Sprache und Beſonnenheit verlor. Zwey Männer von Stande, die eben vorüber giengen, ſahen mich liegen. Dieſe waren ſo großmüthig, mich in das Haus des einen davon tragen zu laſſen. Man ließ einen Wundarzt kommen, und leiſtete mir die ſchleunigſte

Hülfe. Aber zwey Tage über lag ich ohne Verſtand und Beſinnung dort.

Als ich aber wieder zu mir kam, Gott! wie groß war meine Angſt, und meine Verzweiflung! — welche ſchreckliche Sorgen machte mir die traurige Lage meiner Angelegenheiten! — ganz auſſer Stand ſahe ich mich geſetzt, meiner Frau von mir Nachricht zu geben, oder etwas von ihr zu erfahren. Dieß zog mir die entſetzlichſten Martern zu. Ich fiel in eine ſolche Raſerey darüber, daß mein Leben nur noch an einem Haar hieng. So ſchwebte ich einige Tage über zwiſchen Leben und Tod; keine Mittel ſchlugen bey mir an, weil mein Gemüth in einer ſo entſetzlichen Unruhe ſich herum trieb. Endlich aber ſiegten doch meine Jugend und meine gute Natur über die Wuth meiner Krankheit. Ich empfand wieder einige Ruhe bey der Rückkunft meiner völligen Beſonnenheit, und mit dieſer fieng ich auch wieder an, mich zu beſſern.

Da man mir den Namen des Mann[illegible] nannte, in deſſen Hauße ich dieſe edelmüthige Hülfe fand, hörte ich, daß er einer meiner Bekannten war. Darüber freute ich mich, denn ganz auſſerordentlich. Ich verlangte, ihn zu ſehen und ihm die dankbaren Empfindungen meines Herzens zu eröfnen. Aber er war zu meinem nicht geringen Aerger verreißt. Man verſicherte mich indeßen, daß er Befehl zurück gelaſſen habe, mich zu bedienen, als ob er es ſelbſt wäre.

Wagen durfte ich es jedoch nicht, meine Angelegenheiten jemanden zu eröfnen. Geduld war das einzige Mittel, meine ſchreckliche Lage nur ein klein wenig zu lindern. Mit unglaublicher Sehnſucht harrte ich inzwiſchen nur darauf, daß ich ſo viel Kraft, um ausgehen zu können, bekommen möchte. Sobald ich mich dazu vermögend glaubte, lief ich in mein altes Quartier, und erfuhr von meinem Wirth, der über meine Abweſenheit voller Unruhe geweſen war, daß eine Dame verſchiedenemal da geweſen ſey, die über meine Entfernung, und daß ſie nichts von mir hätte erfahren können, in der größten Bekümmerniß zu ſchweben geſchienen habe. Dieß vermehrte meine Angſt immer mehr, und da ich von dieſem Manne weiter nichts erfahren konnte, ſo ſuchte ich einige von meinen Freunden auf, von welchen ich wußte, daß ſie den Herrn Lamottin kannten.

Stellen Sie ſich mein Entſetzen vor, als ich von dieſen erfuhr, mein Schwiegervater wäre todt, ſein Sohn unſichtbar geworden, und Angelika wahrſcheinlich in ein Kloſter gegangen! — aber in welches? das wüßte kein Menſch zu ſagen. Soviel hörte ich jedoch, Lamottins Nachlaß ſey in der größten Verwirrung, und unfehlbar würde darüber ein Banquerott ausbrechen. Ich gab mir alle erſinnliche Mühe, meine Gattin ausfindig zu machen: Kein Kloſter entgieng meinen Nachforſchungen. Aber alles vergebens. Sie war nirgends zu finden.

Meine Unruhe darüber ſtieg indeß alle Tage höher. Ich wußte gar nicht mehr, wo ich ſie ſuchen ſollte. Und wenn ich ſie auch fand, wer bürgte mir wohl dafür, daß ihr Herz noch das vorige ſey? — aller Schein war wenigſtens wider mich. Ich glaubte nichts gewiſſer, als daß mein Nebenbuhler Bonſet mir meine Gemahlin entführt, und — ſie mir vielleicht gar noch abſpenſtig gemacht habe. Niemanden, als ihm konnte ich die Veranſtaltung des

Meuchelmords, wodurch er mich ohne Zweifel gar aus dem Wege hatte räumen wollen, zuſchreiben; denn ich erfuhr, daß der Bediente, der die Mörder anführte, in ſeinen Dienſten war, und daß Bonſet ſelbſt ſeit dem Tode meines Schwiegervaters in Straßburg nicht mehr zu ſehen geweſen ſey. Nichts blieb mir nun in dieſer ſchrecklichen Lage übrig, als die grauſamſte Rache an dieſem Nichtswürdigen zu nehmen, ſo bald ich ihn nur habhaft werden könnte. Unvermuthet zeigte ſich mir auch hierzu bald Gelegenheit.

Als ich nemlich eines Tages im Taumel meines Unmuths auf der Straße herumgieng, ſah ich den Bonſet, einige dreyßig Schritte von mir, aus einem Hauſe heraus kommen, und gerade vor mir hingehen. Ich verdoppelte meine Schritte, um ihn zu verfolgen: denn ich war Willens, ihn in ſeinem eignen Hauſe mit dem Degen in der Fauſt zur Rechenſchaft zu fordern. Aber ein Frauenzimmer, auf das ich erſt gar nicht gemerkt hatte, hielt mich auf, und rief mich bey meinem Namen. Ich ſah mich um, und erblickte Eliſen, die Kammerjungfer meiner Frau. Den Augenblick ſiegte meine Liebe über die Begierde zur Rache, die mich gegen den Bonſet beſeelte. Ich ließ ihn laufen, und fragte Eliſen ſogleich nach meiner Frau. Sie befände ſich in einem Kloſter, war die Antwort, und habe auf immer der Welt entſagt. Nun wollt' ich den Namen des Kloſters wiſſen; aber den weigerte ſich Eliſe, mir zu ſagen, unter dem Vorwande, ſie glaube nicht, daß ihre Gebieterin es billigen würde. Doch ließ ſie ſich bewegen, mit mir an einen abgeſonderten Ort zu gehen, und mir zu erzehlen, was ſeit meiner Verwundung in meines Schwiegervaters Hauſe vorgefallen war.

„So viel wiſſen Sie,
fieng ſie an,

„daß meine Gebieterin drey Tage Bedenkzeit erhielt, um ſich zur Verbindung mit Herrn von Bonſet zu entſchließen. Um dem ihr drohenden Ungewitter zuvorzukommen, ließ ſie den zweyten Tag dieſen Herrn ſelbſt zu ſich bitten, und ſagte ihm, ſein gewaltſames Verfahren gegen ſie berechtige ſie zwar eben nicht zur Mäſſigung. Doch würde ſie nur im äuſſerſten Nothfall ſich zu ähnlichen Schritten gegen ihn entſchließen. — —

Indeſſen müße ſie ihm ſagen, daß eine eheliche Verbindung mit ihm ihr größtes Unglück ſeyn würde; ſie könne ihn verſichern, daß ſie auch nicht die mindeſte Neigung zu ihm habe, weil nur Verdienſte Liebe einflößen könnten. — Ich begreiſe gar nicht — fuhr ſie fort — was Sie dazu berechtigen kann, ſich mir ſo mit aller Gewalt aufdringen zu wollen. Schmeicheln Sie ſich aber nur nicht, daß es Ihnen jemals gelingen wird! mein Herz und meine Hand ſind für einen ganz andern beſtimmt, und Ihr unanſtändiges Verfahren gegen mich muß dieſe Verbindung allerdings mehr beveſtigen, als auflöſen. Wie können Sie wohl ſo unſinnig handeln, und ſich gleichſam ein Vergnügen aus meiner Verzweiflung machen? kann wohl mein größtes Elend Ihr Glück befördern? ſtehen Sie ab, Herr von Bonſet! itzt bitte ich Sie noch darum. Aber hören Sie mein Flehen nicht, ſo bin ich Ihre gefährlichſte Feindin. — Bonſet hörte nur mit der äuſſerſten Ungeduld ihre lange Rede an. Dann aber verließ er ſie voller Unwillen darüber, ohne ſie nur der mindeſten Antwort darauf zu würdigen. Ihre Frau hingegen blieb ganz ruhig dabey; denn nicht die leiſeſte Ahndung hatte ſie von der Rache, die Herr von Bonſet an Ihnen zu nehmen beſchloß. Dieſer Boshafte lief indeſſen voller Wuth zum alten Lamottin, und erklärte ihm geradezu, er möchte nun ſeine Tochter gar nicht haben; warum? — das würde er von ihr ſelbſt beſſer, als von ihm erfahren. Den Alten brachte dieſe Nachricht wider Angeliken ganz entſetzlich auf; in ſeinem Verdruß darüber deutete er ihr an, ſie möchte ſich nunmehro nur gefaßt machen, nächſter Tage in ein Kloſter zu wandern. Die Ausführung dieſes Vorhabens fürchtete ſie jedoch weniger, als das Unglück, Sie zu verlieren, oder den Bonſet zu heurathen: denn ſie beſchloß, der Drohung ihres Vaters durch die Flucht zu entweichen, und ſich nun ganz Ihrem Schutze anzuvertrauen. Den Morgen darauf verließen wir zuſammen das väterliche Haus; wir kamen an Ihre Wohnung, und klopften an. Aber niemand hörte. Wir klopften ſtärker, und warteten lange an der Thür. Endlich kam eine Magd, die uns meldete, Sie wären geſtern Abend weggegangen, und noch nicht wieder heimgekommen. Dieſe Nachricht beſtürzte uns ganz ungemein. Meine Dame war ganz außer ſich. Doch, da wir keine Zeit zu verlieren hatten, um wieder nach Hauße zu kommen, ſo eilten wir zurück, und waren noch ſo glücklich, das väterliche Haus zu erreichen, ohne daß uns jemand vermißt hatte. — Urtheilen Sie nun von der traurigen Lage Ihrer Geliebten! ſie wußte nicht, was ſie denken ſollte, und in mehr, als einer Rückſicht mußte ihr Ihre nächtliche Abweſenheit vom Hauße verdächtig vorkommen. Denſelben Tag ſchickte ſie noch zu Ihrem Wirth, und ließ dieſen nach Ihnen fragen. Aber auch der wußte nichts. Nun ſtieg die Unruhe der guten Dame aufs äusserſte: denn ſie fieng an zu glauben, daß Sie ihr untreu geworden wären. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Klagen und Thränen ſchildern wollte, womit ſie ſich täglich abmarterte. Endlich, wie wir gar nichts von Ihnen erfahren konnten, würde ſie ihres Lebens ganz überdrüßig, und mit

Freuden willigte ſie nun darein, ſich in ein Kloſter einſperren zu laſſen. Ihr Vater begleitete ſie ſelbſt dahin, und ſeit dieſer Zeit hat ſie faſt unaufhörlich gejammert und geweinet. Bald darauf ſtarb der alte Lamottin aus Aerger über ſeinen mißlungenen Plan, und aus Gram über den Banquerott, der über ſeinem Haupte ſchwebte. Jtzt glaub ich, wird er ganz ausgebrochen ſeyn: doch hat der ſelige Lamottin dem Kloſter, wo wir uns aufhalten, zu unſrer Unterhaltung, vor ſeinem Tode noch eine anſehnliche Summe zugeſchickt. Der junge Herr aber iſt vor kurzem in alle Welt gegangen. Da er von meiner Gebieterin Abſchied nahm, ſagte er, daß er in Brüßel kaiſerliche Kriegsdienſte nehmen wolle. Nachher aber habe ich gehöret, daß er nach Holland ſich begeben haben ſolle. — —

Wie hier Eliſe ihre Erzehlung beendiget hatte, machte ich ſie mit dem traurigen Vorfalle, der mich von ihrer Gebieterin ſo lange getrennt hatte, genau bekannt, und bat ſie, meine Frau nur dazu zu bereden, daß ſie mir eine Zuſammenkunft mit ihr geſtatten möchte. Sie machte mir dazu einige Hofnung, und damit verließ ſie mich.

Daß ich mich unausſprechlich darüber freuete, meine geliebte Angelika wieder gefunden zu haben, war eben ſo natürlich, als daß ich meine ganze Rache an dem Bonſer darüber vergaß. Ich konnte kaum den andern Tag erwarten, wo Eliſe mir, wieder zu kommen, verſprochen hatte. Sie erſchien zur beſtimmten Stunde, brachte mir die wärmſten Empfehlungen von meiner Frau, und verſicherte mich, daß ſie eine ausgezeichnete Freude darüber gehabt habe, von meiner Treue gegen ſie ſo überzeugende Beweiſe zu ſehen. Eliſe führte mich ſogleich zu ihr ins Kloſter, das am Ende der Vorſtadt lag. Da ſie nur Koſtgängerin war, ſo wurde ich ohne Schwierigkeit unter dem Namen eines Verwandten zu ihr in die Zelle gelaſſen.

Und nun — welche Wonne für uns beyde, das Wiederſehen, und die glühende Umarmung bey unſrer Zuſammenkunft! wie zärtlich ſchlugen unſre Herzen für einander! — wie warm floſſen die Thränen der Freude auf unſre Wangen herab! — noch denke ich mit Entzücken daran. —

„Biſt

„Biſt du es denn, meine, mir ewig theure Angelika!

ſagte ich,

„die ich wieder in meinen Armen halte, — an die ich mit ſo heiligen Banden gefeſſelt bin? — Aber groſer Gott! — wie haſt du dich wohl entſchlieſſen können, dich, mein koſtbarſtes auf der Welt, in dieſe öden Mauern zu verbannen? — wie grauſam biſt du gegen mich, da du mich auf immer des Glücks der Vereinigung mit dir berauben willſt! —

„Ach, du guter!

antwortete ſie mir,

„quäle mich nicht mit dergleichen Vorwürfen! — wie konnte ich wohl anders in der traurigen Lage, worinnen ich war? — ich hatte die gröſste Urſach dazu. Aber tröſte dich nur! was ich gegen unſre Liebe vor hatte, war ja nur Folge unſrer Unglücksfälle, aber nicht der Gleichgültigkeit unſrer Geſinnungen für einander. Es wird alles wieder gut werden. —

Hierauf mußte ich ihr meinen Unglücksfall noch einmal erzehlen; und nun waren wir vollkommen mit einander wieder ausgeſöhnet. Wir berathſchlagten uns über die Mittel zur Wiederherſtellung unſrer Glückſeligkeit. Noch kurz vor ſeinem Tode aber hatte uns der Alte ein mächtiges Hinderniß dagegen vorgeſchoben: denn bey Schenkung der Summe Geldes für die Unterhaltung meiner Frau hatte er zugleich verordnet, ſie auf keinen Fall ohne ſeine, oder ſeines Sohnes Einwilligung aus dem Kloſter zu laſſen, auſſerdem jenes Geld wieder zurückgegeben werden müßte. Darüber wurde denn nun auch auf das ſtrengſte gehalten, und, da ihr Bruder wenigſtens ſogleich nicht zu finden war, ſo konnten wir an eine freywillige Entlaſſung gar nicht denken. Kein Mittel zu unſrer Vereinigung ließ ſich ausfindig machen, als die Flucht. Aber wie war aus dem Kloſter zu kommen? Aufs genaueſte wurde Angelika bewacht und die Pförtnerin war unbeſtechbar. Endlich beſann ſich meine Frau auf das Fenſter der Zelle einer andern Koſtgängerin, die eine vertraute Freundin von ihr war. Dieſes Fenſter — ſagte ſie — wäre nicht ſehr hoch, und ohne eiſerne Stäbe, folglich vollkommen zu unſerm Vorhaben geſchickt. Es gienge in einen, an das freye Feld grenzenden Obſtgarten, zu welchem die Thüre ſehr wandelbar, und leicht aufzuſprengen ſey. Hier ſey ſie bereit, ſich herab zu laſſen, und von ihrer Freundin wäre ſie verſichert: daß ihr dieſelbe dazu behülflich ſeyn würde.“

Bey dieſem Plane blieben wir ſtehen. Um aber keinen ſchiefen Erfolg zu wagen, nahmen wir die Abrede, daß meine Frau erſt mit der Koſtgängerin davon ſprechen, und mir durch Eliſen ſchriftliche weitere Anweiſung geben ſollte. Voll Hofnung und Freude über das mir ſo nahe bevorſtehende Glück unſerer Wiedervereinigung gieng ich von dannen.

Den Tag darauf brachte mir Eliſe ein Billet von meiner Frau, worinnen ſie mir meldete, daß ſie mit ihrer Freundin geſprochen habe, und dieſe mit Vergnügen zur Beförderung unſerer Abſichten bereit ſey. Ich ſolle mich nur in der andern Nacht mit der nöthigen Vorſicht unter dem Fenſter einfinden, und alles zur Flucht bereit halten. Hierauf ließ ich ihr durch Eliſen ſagen, ich würde eine zuſammengelegte Leiter mit Gelenken machen laſſen, und, auf ſolcher ihr erſt Mannskleider durchs Fenſter hineingeben; hernach ſolle ſie in dieſen Kleidern nur auf der Leiter herabſteigen; das Mädchen aber ſolle den Abend vorher zu mir kommen, und bey den nöthigen Vorbereitungen dazu mir mit an die Hand gehen.

Die beſtimmte Nacht kam. Ich begab mich mit vier Reitpferden hinter die Gartenmauer, wo die Thüre war. Denn ich hatte Eliſen und meinen Bedienten bey mir. Aber wider Vermuthen fand ich die Thür ſo feſt, daß ſie nicht aufzubrechen war. Ich legte alſo meine Leiter von einander, und ſtieg damit über die Mauer. Dann trug ich ſie bis an das Fenſter; ich fand es offen, wie ich hinauf ſtieg, und ich gab nun die bey mir habenden Mannskleider hinein. Man nahm ſie mir ab, und der Weibmann zeigte ſich am Fenſter. Ich half ihr heraus, und auf der Leiter herabſteigen, und glücklich hatte ich nun meine Beute im Arm. Ohne ein Wort zu reden, ſtiegen wir ſchnell über die Mauer, und ſetzten uns zu Pferde, nachdem ich erſt die Vorſicht gebraucht hatte, meine Leiter zuſammen zu legen, und ſie meinem Bedienten mit aufs Pferd zu geben.

Ich nahm das Pferd, worauf meine Frau ſaß, mit an die Hand, und nun jagten wir im Gallop davon. Da wir allerſeits nur darauf dachten, ſo ſchnell, als möglich, in Sicherheit zu kommen, und bey der Dunkelheit der Nacht unſre Augen und Gedanken nur auf die Pferde haben mußten, ſo wurden kaum einige Worte zwiſchen uns gewechſelt. Eben, wie der Tag anbrach, und wir einander genauer erkennen konnten, hatten wir ein Wirthshauß erreicht. Ich beſchloß, hier eine kleine Erfriſchung einzunehmen, und ſtieg vom Pferde. Mein weiblicher Ritter war geſchwind auch herunter, und ſprang mit ſchnellen Schritten ins Wirthshauß hinein. Ich gieng nach, und — wie jener hier den herunter geſchlagenen Huth, der einen großen Theil des Geſichts bedeckte, abgenommen hatte, glaubte ich aus den Wolken zu fallen, daß ich — ſtatt meiner lieben Angelika — ein Frauenzimmer ſah, das ich ſonſt auch gekannt hatte, und die Tochter eines reichen Seidenfabricanten war. Ihre Eltern hatten ſie — wie ich nachher erfuhr — um deßwillen als Koſtgängerin ins Kloſter gethan, weil ſie einen gewiſſen alten Mann, der ſie durch ſeinen Reichthum zu erkaufen ſuchte, nicht hatte heurathen wollen. —

Schmerz und Zorn durchglühten meine ganze Seele, da ich mich ſo ſchrecklich getäuſcht, und all' meine ſauere Mühe ſo ganz verlohren fand. Starr und unbeweglich ſtand ich da, ohne einen richtigen Gedanken faſſen zu können. Gern hätt' ich meiner Wuth über dieſen ſchändlichen Betrug freyen Lauf gelaſſen, hätte ich mich nicht, aus Furcht mich zu verrathen, vor den Wirthsleuten zurückhalten müſſen. Endlich drehte ich mich, ohne ein Wort zu ſagen, um, lief hinaus zu meinen Pferden, rufte meine Leute herbey, und begann, mich wieder aufzuſetzen, und die Betrügerin ihrem Schickſale zu überlaſſen. Aber in dem Augenblicke lag Emilie, — ſo hieß dieſes Frauenzimmer — vor meinen Füſſen auf den Knieen, und rief unter Strömen von Thränen:

„Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen verlaſſen Sie mich nicht! haben Sie Mitleid mit einer Unglücklichen, die nur aus Liebe zur Freyheit dieſen unbedachtſamen Schritt gewagt hat! Meine Eltern ſperrten mich in das Kloſter, weil ich einem abſcheulichen Manne meine Hand nicht geben wollte. Wer würde in meinen Umſtänden nicht daſſelbe gethan haben? — Ich habe freylich ſchlecht an meiner Freundin gehandelt. Aber — ich flehe Sie auf meinen Knieen an — rächen Sie ſich nicht an mir! bringen Sie mich nur an einen ſichern Ort; ſonſt bin ich ohne Rettung verloren. Sie können ja morgen Abends auf eben die Weiſe auch Ihre Frau holen; und ſie wird mir gerne meinen Betrug verzeihen. Niemand im Kloſter kann vermuthen, daß ich durch das Fenſter entflohen bin. Jedermann glaubt gewiß, ich bin mit Hülfe der Pförtnerin entronnen; denn wahrſcheinlich wird Ihre Frau das Fenſter von innen wieder zugemacht haben. —

Dieſe letztern Worte fiengen an, meinen Unwillen einigermaaßen wieder zu dämpfen: denn ich fand noch ein wenig Troſt darinnen. So ſehr mich auch der Betrug dieſes Mädchens aufgebracht hatte; ſo rührte mich doch auf der andern Seite ihre Lage wieder. Mein

Zorn veränderte ſich in Mitleid, und ob ich gleich nicht ohne den tödtlichſten Schmerz an den Zuſtand meiner Frau, worinnen ſie ſich nothwendig befinden muſte, zurück denken konnte; ſo ließ ich mich doch von Emilien zur Verzeihung erbitten. Ich gab ihr das Pferd, das ſie geritten hatte, und trug meinem Bedienten auf, ſie bis an einen ſichern Ort zu begleiten. Sie begab ſich hernach zu einem ihrer Anverwandten, der ſie, wie ſie mir ſelbſt vor kurzem noch geſchrieben hat, mit ihren Eltern wieder ausſöhnte.

Ich kehrte inzwiſchen mit Elliſen wieder nach Straßburg zurück. Hier ſchickte ich ſie vor allen Dingen ins Kloſter, nur nach meiner Frau zu ſehen, und ihr meinen Vorſatz, ſie noch nach zu holen, bekannt zu machen. Sie traf Angeliken ſehr niedergeſchlagen über ihr Mißgeſchick an; im Kloſter hingegen hatte man die Art von Emiliens Entweichung gar nicht vermuthet, und ſich übrigens auch daraus nicht viel gemacht, weil die Nonnenklöſter an Koſtgängerinnen niemals Mangel leiden. Mit der mir ſo fatalen Verwechſelung aber war es ſo zugegangen: Emilie hatte te nemlich meiner Frau auf meine Ankunft vor dem Fenſter erſt ein Zeichen geben wollen, um durch vorheriges Warten in ihrer Zelle keinen Verdacht zu erregen. Lange aber hätte leztere vergebens auf dieſes Zeichen gewartet. Endlich war ſie voll Ungeduld in Emiliens Zelle hineingegangen, und da ſie dieſe nicht mehr gefunden, das Fenſter aber offen geweſen, ſo hätte ſie den Betrug ſogleich geahndet. Doch hätte ſie, um den ganzen Vorfall zu verheimlichen, das Fenſter wieder zugemacht, und Emiliens zurückgelaſſene Kleider mit genommen, die Thüre der Zelle hingegen hätte ſie offen gelaſſen. Niemand war alſo darauf gefallen, daß Emilie durch das Fenſter entflohen ſey.

Sie ließ mir ſodann durch [illegible] ſagen, ich ſolle nur in der folgenden Nacht um 12 Uhr wieder an das Fenſter kommen; ich würde ſolches durch Zerbrechung einer Glaßſcheibe, von auſſen leicht öfnen können. Eben ſo ließe ſich auch die Thüre zur Zelle, bey welcher ſie ſich zur beſtimmten Zeit einfinden wolle, von innen aufmachen; und ſo wäre es jetzt auch zu ihrer Flucht noch Zeit, weil die Zelle noch nicht wieder beſetzt ſey.

Dieſer Anweiſung zu Folge holte ich mit Anbruch der Nacht meine Leiter wieder, die ich bey der Flucht mit Emilien, unweit des Kloſters in ein Gebüſch geworfen hatte, und verbarg ſie indeß hinter die Gartenmauer. Dann gieng ich wieder hin, wo ich meine Pferde ſtehen hatte, ritt mit Eliſen wieder hinter die Mauer, ließ ſie dort damit halten, ſtieg hierauf mit Hülfe der Leiter wieder in den Garten, und von da durch das Fenſter, das ich leicht öfnete, in die Zelle, fand meine Frau bald an der Thür pochen, ließ ſie herein, half ihr die Mannskleider, die ich mit hatte, anziehen, und brachte ſie ſo auf dem nemlichen Wege glücklich heraus.

Wer war froher, wie wir, da wir auf unſern Pferden ſaßen, und das Kloſter hinter uns hatten! Wir nahmen unſern Weg nach Holland zu, und reißten alles des Nachts, bis wir weit genug von Straßburg entfernt waren, um keine Entdeck- und Verfolgung mehr beſorgen zu dürfen. Mein Bedienter kam unterweges wieder zu mir, nachdem er Emilien in Sicherheit gebracht hatte: denn er wußte die Tour, die ich ungefehr nehmen würde.

In der erſten holländiſchen Stadt machten wir Halt, um von der langen Reiſe auszuruhen, und um uns einen beſtändigen Wohnſitz auszuleſen; denn im holländiſchen Gebiete hatten wir zu bleiben beſchloſſen. Einige Wochen lebten wir in ungeſtörter Glückſeligkeit, und glaubten nun, daß das grauſame Geſchick aufgehört habe uns zu verfolgen. Ich hatte nur wenig bey dem Banquerott meines Oheims eingebüßt; denn er hatte mir den größten Theil meines an ſich gehabten Vermögens, bey meinem Abgange aus ſeinem Hauſe ausgezahlet. Das, und was ich noch von meinem Vater hier in der Bank zu Amſterdam ſtehen hatte, ſicherte uns auf unſere Lebenszeit vor allem Mangel, und ſetzte mich in den Stand, ein Landguth zu kaufen, wo wir im Genuß einer ſüßen Einſamkeit unſre Tage zu verleben beſchloſſen hatten.

Doch mein grauſames Mißgeſchick ſtürzte mich auf einmal von der Höhe meiner geträumten Freuden wieder in den Abgrund eines namenloſen Jammers herab. Ich wollte auf einige Tage eine Reiſe aufs Land thun, um ein Landgut, das mir vorgeſchlagen wurde, zu beſehen, und mit dem Beſitzer den Händel zu treffen. Da meine Pferde vorgeführet waren, und ich nun von meiner guten Gattin Abſchied nehmen wollte, überfiel mich eine ſo unerklärbare bange Ahndung, daß ich mich kaum davor zu laſſen wuſte. So kurz meine Entfernung von meiner Frau auch ſeyn ſollte, ſo war mir es doch, als ob ich mich auf Jahre von ihr trennen müſte. Schon ſtand ich auf dem Punkt, meine Reiſe gar aufzuſchieben, und eine andere Zeit dazu zu erwählen. Auch meine gute Frau hielt mich lange umſchloſſen, und wollte mich gar nicht von dannen laſſen. Endlich riß ich mich aber doch von ihr loß, gieng die Treppe hinab, und ſetzte mich zu Pferde.

Kaum war ich zum Thor hinaus, ſo kam ein Wagen mit zwey wilden Pferden nahe bey mir vorbey geraſſelt: Mein Pferd, das jung und ſcheu war, ſtieg in die Höhe, und ſtürzte mit mir über einen Ko[illegible]ufen weg. Im Augenblick ſprang es [illegible]eder auf, und zu meinem Unglück erhielt ich mich darauf. Das Thier ſprengte mit mir, ohne daß ich es erhalten konnte, nach einer Hausthüre zu. Mein

Bedienter, der abgeſeſſen war, lief zwar hinter drein, und war ſo glücklich mein Pferd noch an der Stange zu faſſen, ehe es ganz zur Thüre hineindrang. Es war aber doch nicht zu verhindern, daß ich nicht eine ſtarke Contuſion am Kopfe bekam. Man hob mich herab, und das Blut floß mir ſtromweiſe vom Kopfe herunter. Eine Menge Leute liefen zuſammen; man holte eine Art von Trageſſel herbey, und trug mich darauf nach Hauße. Mein Bedienter gieng voraus, die vielen Menſchen von mir zu entfernen, welche die Neugierde herbey rufte, und meine Pferde wurden hinter mir drein geführt. Da wir an meine Wohnung kamen, zog der Lärm, den dieſer von vielen Menſchen begleitete Aufzug machte, meine Frau an das Fenſter. Sie erſchrack ſo heftig über dieſen Anblick, da ſie mich faſt ohne Leben daher tragen und mein Pferd hinter mir drein führen ſah, daß ſie in Ohnmacht fiel.

Wäre mir nur noch [illegible] wenig Beſonnenheit übrig geweſen, ſo würde ichs nicht geduldet haben, daß man mich in dieſem Zuſtande meiner Frau ſehen ließ. Aber ich erhielt den Gebrauch meiner Sinnen erſt lange hernach wieder. Ach! hätte ich ihn doch niemals wieder bekommen; wie vielem Jammer wäre ich dann noch entgangen! — Aber mein Verhängniß hätte ein anders über mich beſchloſſen.

Meine erſte Frage, wie ich mich wieder beſann, war nach meiner Frau, beſonders da ich ſie nicht bey mir ſah. Eliſe, die eben vor mir ſtand, ſtockte mit der Antwort. Ich wurde beſtürzt und ſagte:

„Rede, Mädchen! was hab' ich zu fürchten?

„Alles! lieber Herr!

antwortete ſie unter einer Fluth von Thränen,

„die gute Frau liegt in letzten Zügen.

„Gott im Himmel!

ſchrie ich auf,

„was ſoll aus mir werden?

Ich fuhr im Bette in die Höhe und verſuchte es, aufzuſtehen, und mich zu ihr zu begeben. Aber meine Kräfte waren zu ſchwach dazu. Ich ließ mich alſo auf einen Lehnſtuhl in ihr

Zimmer tragen, und fand ſie tödtlich krank in ihrem Bette liegen. Das Schrecken über den Zuſtand, worinnen ſie mich hatte nach Hauſe tragen ſehen, hatte ihr, weil ſie ſich ſeit etlichen Monaten ſchwanger befand, eine unzeitige Geburt zugezogen, die ſie bald an die Pforten des Todes führte.

Meinen unermeßlichen Schmerz bey dieſem Anblicke auszudrücken, war ich ganz unvermögend. Nieder warf ich mich hier auf dem Rand ihres Bettes, badete mich in Thränen, und kein Laut konnte meine Zunge erheben. Jetzt wurde die gute Leidende mich gewahr; ſchon waren ihre Augen halb gebrochen, und ſchwammen in Thränen. Ihr matter, aber höchſt zärtlicher Blick drückte meine Seele vollends gänzlich darnieder. Mit gebrochenen Worten, aber mit vieler Mühe ſagte ſie zu mir:

„Gott ſey Dank, daß ich dich noch ſehe, ehe ich dahin ſcheide! Ach, Lieber! wie plötzlich hat die Vorſehung uns zu trennen beſchloſſen! — ich fürchtete keinen Tod, und dieß beſonders den meinigen. Nur du feſſelſt mich an dieſe Welt; ruhig würde ich ſterben können, wenn du nicht zurückbliebſt; denn mein Leben war unbeſcholten, und vor dem Eintritt in jene Welt darf ich mich nicht fürchten. Möchte doch dieſe Ruhe meiner Seele etwas zu der deinigen beytragen! aber ich kenne deine unausſprechliche Liebe zu mir. Unſere Trennung wird dich tödtlicher verwunden, als jener ſchreckliche Zufall, der mich zugleich mit hinrichtete. Doch ermanne dich, Lieber! Gott hat es ſo über uns beſchloſſen. Laß uns geduldig ausharren! in jener Welt wird kein Unfall uns wieder von einander ſcheiden.

Ich hörte dieſe Worte, und [illegible] werde ich ſie nicht vergeſſen. Nur die Standhaftigkeit konnte ſie mir nicht einflößen, womit ich meine gute Frau dahin ſchwinden ſah. Alle Grenzen überſtieg mein Schmerz. Worte konnten ihn nicht mildern: denn ich war unfähig zu reden. Nur meine Thränen ſtrömten auf die Wangen der Sterbenden, worauf ſie, faſt ohne Leben, mit den meinigen [illegible]. Ich verlor endlich alle Beſonnenheit, und eine Ohnmacht befreyte mich von dem Jammer, die Seele des holdſeligen Weibes [illegible] zu ſehen. Um ihr ihren Tod nicht zu erſchweren, ſchaffte man mich von ihr hinweg; und ich lag einige Stunden in einer todesähnlichen Ohnmacht, woraus mich niemand erwecken konnte.

Endlich erwachte ich wieder aus dieſer ſchrecklichen Betäubung, aber nur um mein Elend und meinen Verdruß deſto tiefer zu fühlen. Meine Frau lag auf dem Todengerüſte. Gern hätte ich ihren Leichnam noch in meine Arme geſchloſſen, und ihn zur Ruhe des Grabes begleitet; aber das wurde mir von meinen Aerzten durchaus nicht zugelaſſen. Ewig vergeſſe ich den Tag nicht, an welchem man ſie zur Gruft hintrug. Ich brachte ihn in einem fürchterlichen Zuſtande, unter abwechſelnden Raſereyen, und Todesähnlichen Ohnmachten zu. Lange hernach rang ich noch mit einer Verzweiflung, die mich mehr als einmal in Verſuchung führte, mir ſelbſt das Leben zu rauben.

Aber dennoch genas ich wieder, obgleich nur ſehr langſam. Vernunft und Zeit mäßigten endlich die gewaltſamen Erſchütterungen, worunter meine Seele erlag. Nur eine gewiſſe Schwermuth, welche nichts in der Welt zu lindern vermag, hat mich ſeitdem nie wieder verlaſſen. Ich begab mich in die Einſamkeit aufs Land, und wohnte da einige Jahre. Aber, da meine Melancholie hier immermehr zu, als abnahm, ſo beredeten mich einige Freunde, mich auf einige Zeit in eine große Stadt zu wenden, und im Umgange mit Menſchen Zerſtreuung zu ſuchen. Ich wählte Amſterdam, und wohl mir, daß ich hier Sie, liebe Madam Greyſing, als eine Freundin fand, die mir mein Leben noch erträglich zu machen wußte! Auch Sie, meine gnädige Frau, haben viel zu meinem Troſte mit beygetragen; auch Ihre Schickſale ſind traurig, und gleiche Leiden geben auch gleichen Troſt, obwohl mein Verluſt ſo groß iſt, daß ich gewiß Zeitlebens einer der unglücklichſten Menſchen bleiben werde. —

Wie Herr von Andechs hier ſeine Erzählung geendigt hatte, verbanden ſich ſeine beyden Freundinnen von neuem zu ewiger Freundſchaft mit ihm, und verſicherten ihm, daß ſie immer darauf bedacht ſeyn würden, ihm durch ihren Umgang ſo viel Beruhigung zu ſchaffen, als ihnen in ihrer Lage nur immer möglich ſey.

21 Einige Tage darauf war Herr von Andechs auf einem gewiſſen Kaffeehauſe, wo er ſich gewöhnlich alle Tage einzufinden, und ſich mit einigen Bekannten zu unterhalten pflegte. Auf einmal trat hier ein Mann vor ihn, den er augenblicklich für ſeinen Schwager, den jungen Lamottin erkannte. Unausſprechlich war ſeine Freude, einen ſo nahen Verwandten von ſeiner verſtorbenen Gattin wieder zu ſehen. Beyde ſchloſſen einander in ihre Arme, und jeder brannte für Verlangen, die bisherigen Schickſale des andern zu wiſſen. Um ſich ohne Zeugen zu beſprechen, beſchloſſen ſie ſogleich einen Spaziergang auſſerhalb der Stadt zu thun; [illegible] [illegible] ſie gingen durch die belebteſte Gaſſe nach dem Thore [illegible] ſah der Herr von Andechs ſeine Freundin, die Frau von Büren, kaum einige Schritte vor ſich hin, in das Gewölbe eines Juwelenhändlers hineingehen. Auch Lamotte wurde ſie gewahr; ihn beſtürzte aber dieſer Anblick ſo ſehr, daß er ſeine Bewegung vor ſeinem Schwager kaum verbergen konnte. Indeſſen folgte der Herr von Andechs ſeiner Freundin in jenes Gewölbe,

um ſie zu ſprechen, und Lamottür hatte keinen Vorwand, ſich von ſeinem Schwager zu trennen.

Kaum erblickte ihn aber Frau von Büren, ſo bebte ſie erſchrocken zurück. Herr von Andechs merkte es, und, da er beyde in großer Bewegung ſah, ſo wuſte er gar nicht, was er denken ſollte: denn er ließ ſich nichts weniger träumen, als daß ſein Schwager eben derjenige ſey, der unter dem Namen eines Herrn von Langenhayn jene merkwürdige Rolle in der Geſchichte ſeiner Freundin geſpielt hätte.

Inzwiſchen konnten ſie einander hier nicht ausweichen, doch wußten ſie kaum, wie ſie in ihrer Verlegenheit ſich gegen einander benehmen ſollten. Beſonders ſchien Frau von Büren in einer gewiſſen Angſt zu ſchweben, die ihrem Freunde Andechs ſogleich auffiel. Sie hatte kaum ſo viel Kraft, ihm ſein Begegnungs-Kompliment zu erwiedern, und immer ſtand ſie auf dem Sprunge, davon zu wiſchen. Eine glühende Röthe hatte ihr Antlitz überzogen, ihr Buſen ſtieg auf und nieder, und [illegible] zitterten. Andechs konnte endlich ihre Verlegenheit nicht länger mit anſehen. Nun ſie zu fragen, ob ſie einander kennten? und warum ihre Zuſammenkunft ſie beyde ſo in Beſtürzung ſetze? — Frau von Büren antwortete: es ſey hier der Ort nicht, wo ſie ſich über dieſe Sache beſprechen könnten. Andechs nahm ſie alſo am Arm, und führte ſie zu einem gleich neben an wohnenden Italiäner, wo ſie ſich dann ein beſonders Zimmer geben ließen.

Sobald ſie hier alleine waren, erklärten ſie ſich insgeſammt einander deutlicher, und Herr von Andechs erfuhr nun zum erſtenmahl, daß ſein Schwager Lamottin, unter dem angenommenen Namen Langenhayn eben derjenige wäre, welchem Frau von Büren einen Theil ihrer Befreyung zu danken hatte. Er freute ſich hierüber, lobte das ehrenvolle Betragen, das ſein Schwager bey dieſer Geſchichte gegen die Frau von Büren bewieſen hatte, und war ſo glücklich, dieſe Dame über das plötzliche Erſcheinen ihres Liebhabers durch ſolche Gründe zu beruhigen, gegen welche ſie nichts einzuwenden haben konnte. Lamottin hingegen, der für Frau von Büren noch eben die uneigennützige Zärtlichkeit hegte, die ihn immer gegen ſie beſeelt hatte, berichtete ihr dasjenige, was er bisher zu ihrem Beſten, auch ohne ihr Wißen, gethan hatte, und den Erfolg deſſelben in folgenden Worten:

„Wie Sie mich nöthigten, gnädige Frau, Sie Ihrem Schickſale allein zu überlaſſen, war ich erſt feſt entſchloſſen, mich auf ein Schiff zu ſetzen, und eine Fahrt nach Oſtindien zu thun, um meine Empfindungen für Sie, unter den Gefahren des Seelebens zu vergeſſen. Ein unwiderſtehlicher Trieb meines Herzens aber zog mich doch erſt nach Brüſſel zurück. Ich hatte eher keine Ruhe, bis ich erſt wußte, wie es Ihnen ergienge, und wie Ihre Ausſöhnung mit dem Herrn von Büren, die Sie zur Urſache unſerer Trennung vorwandten, abgelaufen ſey. Da ich in Brüßel viele Bekannte habe, ſo zeigte ich mich nur denen, deren Redlichkeit mir dafür Bürge war, daß ſie mich nicht an meine Feinde verrathen würden. Ich erfuhr bald mit vieler Kränkung, daß man mir Schuld gab, als ob ich Sie entführt hätte. Der niederträchtige Büren hatte allenthalben ausgeſprengt, Sie wären nicht aus der Urſache, um ſich von ihm zu trennen, entwichen, ſondern vielmehr um Ihren ſchon längſt unterhaltenen ſträflichen Umgang mit mir, deſto ungeſtörter fortſetzen zu können. Durch dieſe boshafte Verleumdung ſuchte Ihr Gemahl ſich vor der Welt zu rechtfertigen, und würklich glückte es ihm, den Unwillen Ihrer Eltern ganz auf mich, und auf Sie zu richten. Leider war die Wahrſcheinlichkeit nur zu ſehr auf Seiten ſeines gottloſen Vorgebens, und alle Welt ſah' es, als ausgemachte Wahrheit an. Dieſe ungerechte Beſchuldigung konnt' ich unmöglich erdulden, ohne den Vorſatz zu faſſen, Sie zu rechtfertigen. Aber wie das nun anfangen? — es vor den Augen des ganzen Publikums zu thun, hatte zu viel Schwierigkeiten; und doch würden ohne dieſes meine Bemühungen darum fruchtlos abgelaufen ſeyn, weil das ganze Publikum einmal das Verbrechen wußte, deſſen man Sie beſchuldigte. Endlich, nach einigem Nachdenken darüber, glaubte ich das rechte Mittel ausfündig gemacht zu haben.

Ich ſchrieb an den Herrn von Büren: er würde nur zu gut von der Falſchheit des von ihm verbreiteten Gerüchts überzeugt ſeyn, und ich würde mich nicht bloß vor ihm, ſondern vor den Augen der ganzen Stadt zu rechtfertigen wiſſen: wahr wäre es freylich, daß ich Ihnen nachgefolgt ſey, ſo bald ich Ihre Flucht erfahren hätte; allein ich hätte keine andere Abſicht dabey gehabt, als Sie wieder in ſeine Arme zurückzuführen. Sie hingegen hätten mir ſolches unmöglich gemacht, indem Sie ſich auch meiner Aufſicht zu entziehen gewußt hätten: ich könne ihn indeß verſichern, daß ich lieber ſterben, als ihm dadurch nur den geringſten Tort hätte thun wollen; ich hofte aber auch, er würde mir es nicht übel nehmen, wenn ich mich vor der öffentlichen Gerechtigkeit von dem Verdachte des mir Schuld gegebenen Verbrechens zu befreyen ſuchte, weil ich ſonſt immer der Verfolgung derſelben ausgeſetzt bliebe, u. ſ. w.

Eben ſo ſchrieb ich auch an Ihren Vater; und unterrichtete ihn von meinem

Vorhaben. Seine Ehre erforderte es mein Vorhaben zu unterſtützen; und ſein ſtarker Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten erleichterte den Erfolg. Ich ſtellte mich ſelbſt vor dem Gouvernement, und forderte Genugthuung wegen der von Büren mir angethanen Beſchuldigung. Man unterſuchte die Sache, und auf Ihres Vaters geheime Vermittelung, entſchied man zu meinem Vortheil. Oeffentlich wurde ich an dem mir beygemeſſenen Verbrechen für unſchuldig erkläret.

Meine Rechtfertigung zog auch die Ihrige nach ſich. Kein Menſch zweifelte nun mehr an Ihrer Unſchuld. Die ganze Urſache Ihrer Flucht fiel auf Irenen. Jedermann beklagte Ihr Schickſal, und ich hatte das Vergnügen, über die Kabalen des Herrn von Büren völlig zu triumphiren.

Aber dieſer Verblendete verfolgte mich nun auch mit aller Wuth der empörten Rachſucht. Aus Furcht, bald oder ſpät das Opfer derſelben zu werden, verließ ich Brüſſel, und beſchloß, bevor ich meinen

nen Vorſatz nach Indien zu gehen ausführte, Sie erſt noch einmal aufzuſuchen, um Sie, durch meine Unternehmungen in Brüſſel, von der Reinheit meiner Freundſchaft für Sie zu überzeugen.

Hier in Amſterdam glaubte ich, Sie noch zu finden. Ich war ſo glücklich, meinen geliebten Schwager anzutreffen, von deſſen Schickſal ich ſeit meiner Entfernung aus Straßburg keine Nachricht hatte. Sehr betrübt hat mich zwar der Tod meiner geliebten Schweſter; aber unendlich angenehm iſt mir es [illegible], daß mein Schwager in dem Umgange mit einer Dame von Ihren Verdienſten einigen Troſt bey ſeinem Leiden gefunden hat. —

Als Lamottin hier ſeine Erzehlung geendiget hatte, bezeugte ihm Frau von Büren zwar den wärmſten Dank für das, was er zur Rettung ihrer Ehre gethan hatte. Auch war ſie zufrieden, daß er ſie und Herrn von Andechs zur Madam Greyſing begleiten durfte. Sie bat ihn aber doch, ſich eines nähern Umgangs mit ihr zu enthalten.

„Denn, wenn ich mich auch noch ſo verborgen und eingezogen halte,"

ſagte ſie hiezu.

„ſo ſchläft doch der Verräther nie. Und wenn mein Gemahl, und meine Eltern meinen Aufenthalt entdecken, ſo kann mir dieß mein einziger Troſt ſeyn, daß ſie mich blos für unglücklich halten.

Ihre Beſorgniß war nicht ohne Grund: denn ihr Gemahl erfuhr würklich bald darauf ihren Aufenthalt. Das menſchliche Leben iſt oft Begegnißen unterworfen, welchen man nicht zuvor kommen kann; und oft iſt man noch ſehr glücklich, daß man ſie nicht voraus ſiehet. Auf roſigten Pfaden wandelt man nicht ſelten dem Abgrunde des Verderbens zu.

Bevor wir aber mit der unglücklichen Büren dieſe Pfade betreten, wollen wir doch erſt ſehen, was nach ihrer Flucht, zwiſchen ihren Eltern, ihrem Gemahl, und Irenen vorfiel. Dieſe elende Kreatur war äuſerſt mißvergnügt darüber, daß Frau von Büren durch ihre Flucht, alle die Bemühungen, Rache an ihr zu nehmen, vereitelt hatte. Mit Schmerzen ſahe ſie das ſüße Vergnügen, das Herz ihres Liebhabers alleine zu beſitzen, um ihre Nebenbuhlerin aufgerieben zu wiſſen, dahin ſchwinden. Ueberdieß muſte ſie befürchten, daß jene Flucht der Welt über ihre Verhältniße mit Herrn von Büren, die Augen öfnen, und ſie öffentlich mit Schande brandmarken würde. Schaam und Eiferſucht folterten ihr Herz, und ihr böſes Gewiſſen ließ ihr weder Ruhe noch Raſt. Am meiſten war ſie gegen Langenhayn aufgebracht, daß er ſie um die Befriedigung ihrer Rachſucht gebracht hatte. Da ſie aber vor der Hand ihre Wuth an niemanden auslaſſen konnte, ſo ſtellte ſie ſich ganz ruhig an, und lauerte nur auf Gelegenheit, ihre Leidenſchaft zu befriedigen.

Herr von Büren begab ſich einige Tage nach der Flucht ſeiner Gemahlin, nach Brüſſel zurück. Ein gleiches that auch Irene. Sie bezog ihre alte Wohnung wieder, die gleich neben dem Hauße ihres Liebhabers war. Beyde ſetzten ihren vorigen vertrauten Umgang ununterbrochen fort, und zum Aergerniß des ganzen Publikums brachte Büren oft ganze Nächte bey Irenen zu.

Indeß befanden ſich die Schwiegeraltern des Herrn von Büren über den Unfall ihrer Tochter in der größten Unruhe und Beſtürzung. Da es ihnen an Beweiſen für ihre Unſchuld mangelte, ſo konnten ſie dem Büren weiter nichts anhaben. Bekannt war zwar nun ſeine Liebſchaft mit Irenen; aber leider duldet das Urtheil der Welt das gerne bey den Männern, was man bey den Weibern verabſcheuet. Auf einen bloßen Schein der Untreue verbannte Büren förmlich ſeine Gattin; aber das, was ſie hierzu hätte veranlaſſen können, dachte die Welt nicht, wenn ſie dieſe Verdammung billigte.

Die guten Eltern konnten alſo ihrem Schwiegerſohn mit Grunde keiner Gewaltthätigkeit an ihrer Tochter beſchuldigen: ſie ſahen ſich vielmehr genöthiget, ihm gute Worte zu geben, und ihn darum zu bitten, daß er ſich mit ſeiner Gattin wieder ausſöhnen, und in ihre Rückkehr willigen möchte: denn, wenn auch jetzt ihr Aufenthalt nicht bekannt, und folglich ihre Zurückkunft nicht gleich möglich wäre, ſo würde es ihnen doch zu nicht geringer Beruhigung gereichen, ihre Unſchuld vor den Augen der Welt erklärt zu ſehen.

Ihm, dem treuloſen Büren, riethen zwar die Erhaltung ſeiner Ehre, und ſelbſt die Beförderung ſeines zeitlichen Glücks, als Klugheit an, es mit dem Hauße ſeines Schwiegervaters, der großen Einfluß am Hofe und bey der Regierung hatte, nicht zu verderben. Aber ſeine unglückliche Leidenſchaft für die nichtswürdige Buhlerin Irenen überſtimmte ſeine Vernunft, er verwarf ihre Vorſchläge, und zog die laſterhaften Umarmungen einer Verführerin der Erhaltung ſeiner eignen Ehre vor. Seine Blindheit hierinnen gieng ſo weit, daß er auch dann nicht einmal von Irenen laſſen wollte, wie er doch die größte Urſache, mit ihr zu brechen finden konnte, und er weit lieber ſich deswegen in die unangenehmſten Verdrüßlichkeiten ſtürzte.

Einer ſeiner Freunde, der zugleich in dem Hauße ſeines Schwiegervaters bekannt war, ſchlug ſich ins Mittel, und brachte ihm als eine öffentliche Sage bey, daß man ihn in dem Beſitz treuer Geliebten für unglücklich hielte, indem Irene es würklich mit ihm nicht beſſer mache, als ſeine Gemahlin gethan habe. Er theilte ihm deswegen verſchiedene Anekdoten

von

von ihr mit, die ihn zwar ſehr aufmerkſam machten, aber, anſtatt ſeine Leidenſchaft für ſie zu mindern, ſie nur durch Eiferſucht noch mehr anflammten. Er ſtellte ſich zwar gegen ſeinen Freund, als ob er von Irenens Treue viel zu feſt überzeugt ſey, als daß er dergleichen ärgerlichen Gerüchten Glauben beymeſſen könnte. Seine Eiferſucht aber war einmal angeblaſen, und ſie trieb ihn bald dazu an, auf Mittel und Wege zu denken, wie er ſich von ihrer Treue, oder Untreue überzeugen könnte. Eine Art von Zurückhaltung und Kälte ſchlich ſich dadurch in ſein Betragen ein; und die Würkung davon war keine andere, als daß Irene ihn wieder für untreu an ihr anſah. Sogleich war die zarte Eiferſucht bey der Hand, auch ſie auf das höchſte zu beunruhigen. Sie konnte nicht raſten, bis ſie ſich von der Wahrheit oder Unwahrheit ihres Verdachts überzeugt hatte, und um dazu zu gelangen, entwarf ſie ſich einen Plan, deſſen Ausführung ſie beyde in ein ſehr gefährliches Abentheuer ſtürzte.

Sie verſahe ſich mit einem Mannshabit, und beſchloß in dieſer Verkleidung ihrem Liebhaber

haber des Abends, wenn er von ihr hinweggienge, nachzuſchleichen. Wie nun Büren bald darauf eines Abends etwas eher, als gewöhnlich, ihren Umarmungen ſich entzog, hatte er kaum ihr Zimmer verlaſſen, ſo zog ſie ihren Mannshabit an, und beſchloß, ihm auf der Stelle noch zu gehen. So bald ſie damit fertig war, — und das gieng ſehr ſchnell; denn ſie hatte ſchon die Beinkleider an, und durfte nur noch den darüber gezogenen Weiberrock abwerfen, und einen männlichen Oberrock überziehen, — ſo eilte ſie ihrem Liebhaber nach, und glaubte, ihn deſto eher einholen zu können, da er unten bey der Hausthüre, die ſie immer feſt verſchloſſen hielt, beym Aufſuchen noch etwas aufgehalten werden müßte. Die auſſerordentliche Bewegung, worinnen ſie ſich befand, umnebelte ihre Phantaſie, und machte, daß ſie mit verblendeten Augen ſah. Wie ſie auf die Gaſſe kam, ſah ſie einige zwanzig Schritte vor ſich hin, beym Schein der Laternen, zwey Mannsperſonen nicht weit von einander gehen. Und nun zweifelte ſie keinen Augenblick daran, daß der letztere ihr Geliebter ſey, weil er beſonders, ſo wie dieſer, einen rothen Mantel um hatte. Der erſtere ſchwand ihr bald aus den Augen; den letztern aber verfolgte ſie eine ziemliche Strecke fort, bis ſie ihn endlich in das Hauß einer bekannten vornehmen Buhlerin hineingehen ſah. Nun hatte ſie auf einmal genug. Ihre Beſtürzung war unbeſchreiblich; doch kehrte ſie ſogleich wieder um, und gieng voller Zorn nach Hauſe: denn jetzt glaubte ſie ihren Liebhaber ganz gewiß auf der Untreue ertappt zu haben. Wuth und Rachſucht funkelten ihr aus den Augen; einer Raſenden glich ihr ganzes Betragen. So ſtürzte ſie in ihr Haus hinein, und erſchreckte dadurch ihre Kammerjungfer, Iſabellen, nicht wenig, die an der Hausthüre ſtand, und ihre Zurückkunft ſo bald noch nicht vermuthet hatte.

„Um Gottes Willen! Mamſell! was iſt Ihnen?

rief ſie ihr nach, wie Irene die Treppe hinauf und in ihr Zimmer hinein rannte, und wie eine Furie alles um ſich herum warf.

„ſind Sie denn raſend geworden? oder was fehlt Ihnen?

„Ach Iſabelle! was hab' ich geſehen?

antwortete jene mit einem Strohm von Thränen,

„der Böſewicht opfert mich der niedrigſten Sorte des Menſchengeſchlechts auf. Hätt' er mir eine Nebenbuhlerin gegeben, der ich mit Ehren meine Rechte abtreten könnte, ſo würde ich mein Unglück mit Geduld ertragen haben. Aber mich dem Geſpötte einer Hure Preiß zu geben, o! das iſt abſcheulich, das zermalmet meine Gebeine. Der Verräther! — könnt' ich ihn doch hier vor meinen Augen erwürgen! —

Unter dieſen und mehreren Schmähungen gegen die Treuloſigkeit ihres Geliebten, worinnen ihr Iſabelle nun treulich beyſtand, legte Irene ihre Mannskleider wieder ab, und warf ſich vor Wuth und Zorn entrüſtet, hin auf ihr Lager. Indeß war die Mannsperſon, die ſie in das Haus der öffentlichen Buhlerin hatte hinein gehen ſehen, niemand weniger, als Herr von Bären. Dieſer hatte ſich vielmehr, noch ehe Irene ihm nachkommen konnte, in das ihr gegenüber liegende Haus geſchlichen; denn hier wohnte eben der Freund, der ihm, wie wir oben gemeldet haben, Irenens Treue verdächtig zu machen geſucht hatte, und an deſſen Fenſter pflegte er bisweilen auf das, was etwa bey ſeiner Geliebten vorgehen möchte, zu lauſchen. Jezt ſtellte er ſich nun gerade auch hieher, wie Irene in Mannskleidern ihr Abentheuer beſtand. Er hatte kaum eine Viertelſtunde da geſtanden, ſo ſah' er ſie, in einen langen Oberrock gehüllt, ganz verſtohlen ins Haus hinein ſchleichen. Da er von ihrer Verkleidung, und der Rolle, die ſie ſpielte, nichts wußte, ſo hielt er ſie für eine Mannsperſon, und ihre Untreue war ihm nun erwieſen genug.

Sehen Sie einmal an!

rief er ſeinem Freunde zu, [illegible]

Sie haben recht. Ich bin betrogen! aber ſie iſt auch ein Kind des Todes.

Dieſer erſtaunte ganz darüber; denn da er wirklich von Irenen nichts ungleiches wußte, und ſie dem Büren ohne Grund verdächtig gemacht hatte, ſo machte ihn dieſe Erſcheinung ziemlich ſtutzig. Inzwiſchen that es ihm für ſich ganz lächerlich, daß ihm ſein Plan ſo gut und ſo unerwartet gelungen war. Beynahe glaubte er, man könne, ohne ſich zu irren, es jedem Frauenzimmer ſo, wie Irenen, machen; die ganze Geſchichte kam ihm, wie eine Satire auf das ganze weibliche Geſchlecht vor.

Indeß er mit dieſen Gedanken beſchäftiget war, konnte ſich Büren nicht enthalten, gegen Irenen auf das heftigſte loszuziehen.

„Das iſt alſo die Belohnung für meine Liebe,

ſagte er,

„und für das, was ich an der [illegible]rin gethan habe! meine [illegible] ich ihr aufgeopfert, und ſie behandelt mich ſo niederträchtig? die Abſcheuliche! von meinen Händen ſoll ſie ſterben."

Mit dieſen Worten ſtürzte er aus dem Zimmer, zum Hauße hinaus, und hinüber nach Irenens Wohnung. Er fand ſie auch noch offen: denn ihr Mädchen hatte in der Beſtürzung über die Rache ihrer Gebieterin, die Thür inwendig zu verriegeln vergeſſen. Mit dem bloſen Degen in der Hand ſchlich er ſich ganz leiſe die Treppe hinauf, und — um ſeinen Nebenbuhler über dem Genuß ſeines Verbrechens in die andere Welt zu ſchicken, riß er ſchnell Irenens Zimmer auf und drang hinein. Mit wuthvollen Blicken ſchaut' er umher, aber — er ſahe niemanden, als Irenen ſelbſt — im bloſen Hemde, und eben im Begriff, das Bette zu beſteigen — bey ihr ihre [illegible], die ihr eben das Nachtkamiſol überziehen half. Beyde Frauenzimmer ſtutzten gewaltig über dieſe Erſcheinung. Ganz außer Faſſung, und ohne ein Wort ſprechen zu können, ſtanden ſie da, und rührten ſich nicht. Da hingegen der erzürnte Büren ſeinen eingebildeten Nebenbuhler irgendwo verſteckt glaubte, ſo fieng er, unter ſchrecklichen Flüchen und Drohungen, an zu ſuchen. Alle Winkel ſtörte er aus, aber er fand niemanden. Da nun hieraus Irene die Urſache dieſes ſonderbaren Auftritts leicht entdecken konnte, ſo trieb ſie auch ihre Eiferſucht auf ihn an, ihm ſeine Schmähungen und Vorwürfe eben ſo reichlich zurück zu geben, als er ſolche auf ſie abdonnerte, und es erfolgte eine Scene, die nicht komiſcher hätte ſeyn können; denn ſie [illegible] einander über ihre Untreue alle Minuten die Hälſe zu brechen: kaum konnte ſich der aufgebrachte Büren zurück halten, ſeine Hand an Irenen zu legen und ſie für ihren eingebildeten Rival, den er noch immer für verſteckt, oder für entwiſcht hielt, büßen zu laſſen. Beyde waren übrigens ſo ſehr gegen einander entrüſtet, daß ſie nicht einmal ſo viel Zeit gewinnen konnten, einander das Mißverſtändniß zu entdecken, und ſich ihren Verdacht zu erklären. Da aber Büren immer mit bloſſem Degen um Irenen herum vagirte; ſo wurde ſie endlich ſo ungeduldig darüber, daß ſie wüthend ihre Bruſt entblößte, und ausrief zu

„Hier Verräther! ſtoß zu, [illegible] nicht laſſen kannſt! mir [illegible] ob ich von der Hand deiner [illegible] von der deinigen ſterbe.

Doch im Ausbruche ſeiner Heftigkeit nahm ſich Büren nicht die Mühe, Rechtfertigung von ihr zu verlangen, ſondern verließ ſie, unter den gräßlichſten Schwüren, ſie niemals wieder zu ſehen, und ihren Umgang auf immer zu vermeiden.

Dieſer Vorfall geſchah, wie Lamotte ſchon in Brüßel geweſen war, und ſeine Unſchuld

ſchuld an der Flucht der Frau von Büren dargethan hatte. Ihre Eltern, die bald Nachricht davon bekamen, ſuchten ihn alſo zur Bewürkung einer Ausſöhnung zwiſchen den beyden getrennten Eheleuten zu nutzen. Durch einen Bedienten des Herrn Lamottin, der aus Brüſſel gebürtig war, hatte man es erfahren, daß Frau von Büren ſich in Amſterdam aufhielt. Als nun ihr Gemahl Irenen über der Untreue an ihr entdeckt zu haben glaubte, ſo mäßigte dieß ſeine Geſinnungen gegen ſeine Gattin ſehr, er fieng an in ſich zu gehen, und ſein Vergehen an ihr zu bereuen. Bald entſtand der Wunſch in ihm, ſich mit ihr wieder ausſöhnen zu können, und die Begierde, ſich zugleich an Irenen zu rächen, beſtärkte ihn in dieſen Geſinnungen. Sein Schwiegervater nutzte dieſen Umſtand, und ließ dem Obriſtlieutenant den erſten Antrag zur Ausſöhnung thun. Dieſer ergriff ihn mit beyden Händen, und bat nur darum, daß man ſeine Gemahlin nach Brüſſel zurück zu kommen bewegen möchte. Man verſprach von beyden Seiten, alles vergangene zu vergeſſen, und in allen Stücken die vorige Eintracht wieder herzuſtellen.

Der junge Booſching, und ein Anverwandter ſeines Schwagers, von Sello mit Namen, reiſten nach Amſterdam, um die Entflohne wieder herbey zu holen. Es gelang ihnen bald, ihre Wohnung dort ausfindig zu machen. Sie beſuchten ſie gerade zu, und ohne ſich vorher bey ihr melden zu laſſen. Aber das häniſche Schickſal dieſer unglücklichen Dame fügte es ſo ſonderbar, daß ſie eben den Lamottin und ſeinen Schwager Andechs bey ihr fanden. Wie angedonnert vor Erſtaunen ſtand die gute Büren da, als ſie ihren Bruder und den Herrn von Sello, den ſie als einen Anverwandten ihres Mannes wohl kannte, ſo unvermuthet zu ſich herein [illegible]. Die Freude über den Anblick ihres lieben Bruders ſetzte ſie nebſt der Verlegenheit, worinnen ſie ſich über die Erſcheinung des Sello befand, in eine ganz unbeſchreibliche Gemüthslage. Am meiſten aber beſtürzte ſie der Umſtand, daß man ſie in Gegenwart zweyer jungen Herren, und hauptſächlich des Lamottins antraf. Furcht und Hofnung durchkreuzten ihre Seele; Angſt und Vergnügen trieben ſie von einem Extrem zum andern.

In nicht geringer Verlegenheit befand ſich auch Lamottin bey dieſem Auftritte. Ihn ſchien ſein widriges Geſchick ſogar wider ſeinen Willen dazu beſtimmt zu haben, ſeiner geliebten Freundin Verdruß zu machen. Beym erſten Gefühl dieſer unglücklichen Lage ſtand er ſchon auf dem Sprunge, ſich ſogleich zu entfernen; bald aber hielt er es wieder für nöthig zu bleiben, um die Angekommenen davon zu unterrichten, daß nur das Ungefehr ihn hieher geführet habe.

Die Herren von Sello und Booſching ärgerten ſich ebenfalls nicht wenig über Lamottins Anweſenheit. Beſonders fürchtete letzterer, daß Sello gleich beym Anfange ihres Unternehmens, eine ſchlechte Meinung von der Aufführung ſeiner Schweſter bekommen möchte. Seine Unruhe darüber drückte ſich in ſeinem Geſicht, und in ſeinem ganzen Weſen aus. Herr von Andechs, der anfänglich die beyden Fremden nicht kannte, wußte nicht, was er von dieſer allgemeinen Beſtürzung denken ſollte, und Herr von Sello unterſtand ſich nicht, in Gegenwart dieſer zwey ihm verdächtigen Herren den Mund aufzuthun. Sie ſchwiegen alle; aber eben dieſes Schweigen gab der Frau von Büren Zeit zur Erhohlung. Dann redete ſie ihren Bruder an, und bezeigte ihm ihr Vergnügen über ſeine Ankunft, mit dem Zuſatze, daß ſie ſich aber doch noch mehr darüber erfreuen würde, wenn die Urſache derſelben nichts unangenehmes für ſie enthielte. Alsdenn wandte ſie ſich an den Herrn von Sello mit dieſen Worten:

„Wie komme ich aber zu der Ehre, Sie mit bey mir zu ſehen? — Wenn Herr von Büren Sie zu mir geſandt hat; ſo verzeihen Sie mir um ſo mehr die Unruhe, worein mich Ihre Erſcheinung geſetzt hat, da ſie mich nothwendig an das unverzeihliche Betragen meines Mannes gegen mich erinnern mußte?"

Nunmehr kam es zu weitern Erklärungen. Lamottin aber und ſein Schwager fanden für gut, ſich zu beurlauben. Dann nahm der Herr von Booſching das Wort, und ſagte zu ſeiner Schweſter:

„Aus meiner Gegenwart kannſt du ſchließen, daß du von Seiten deines

Mannes nichts mehr zu befürchten haſt. Herr von Sello iſt ſo gut dein Freund, als ich. Auch die Verblendung meines Schwagers iſt vorüber. Er wünſcht nichts mehr, als dich davon überzeugt zu wiſſen.

„Ich habe das Vertrauen zu Ihrer großmüthigen Denkart, gnädige Frau!

ſetzte Herr von Sello hinzu,

„daß ſie dieſem unglücklichen Manne verzeihen werden, und mir hat er aufgetragen, Sie auf das inſtändigſte darum zu bitten. Beſchämen Sie ihn ſelbſt durch Ihre Großmuth, und erfüllen Sie die Wünſche ſeiner Liebe, die auch während jenes unglücklichen Misverſtändniſſes zwiſchen Ihnen nicht erloſchen war! Ganz Brüßel weiß Ihre Geſchichte, und beklagt Ihr Unglück. Wie ſehr wird man dann ihre erhabene Tugend bewundern, wenn Sie ſich mit ſo vieler Geiſtes-Größe über alles Vorurtheil erheben, und durch eine huldvolle Verſöhnlichkeit Ihrem Ruhme die Krone aufſetzen!- freuen Sie ſich der edlen Handlung, einen Mann wieder glücklich gemacht zu haben,

ben, der ſo tief geſunken, und ſo elend geworden war!

„Mit ofnen Armen wird dich unſer guter Vater empfangen;

fügte ihr Bruder hinzu,

„er brennt für Verlangen, dich wieder zu ſehen und dein Gehorſam wird die Tage ſeines Alters mit unermeßlicher Freude beleben. Mit warmer Sehnſucht läßt er dich bitten, zurück zu kommen. „Deine Weigerung würde nur ſeinen Tod befördern.„ Ich bitte dich alſo, ſtürze ihn nicht in ein noch größeres Elend, als er bisher ſchon hat erdulden müſſen.„

Alle ihre Beredſamkeit erſchöpften dieſe beyden Herren, um ihr die Vortheile der Rückkehr recht einleuchtend zu machen. Sie erreichten endlich auch ihren Zweck in ſo weit, daß Frau von Büren zwar beſchloß, ſich wieder in die Arme ihrer Eltern zu werfen, aber dabey ausdrücklich die Bedingung machte, ihr von ihrem Gemahl, deßen Haß gegen ſie ihr zu gefährlich ſey, um eine Ausſöhnung mit ihm zu wagen, nichts mehr vorzureden. Hierein willigte man um ſo lieber, da ohnedem die erforderlichen Maaßregeln ſchon beſchloſſen waren.

Einige Tage darauf erfolgte ihre Abreiſe. Nur mit ſchweren Herzen und unter Vergießung vieler Thränen ſchied Frau von Büren von ihren bisherigen Seelenfreunden, dem Herrn von Andechs und der Madam Greyſing. Ihre beyden getreuen Domeſtiquen aber nahm ſie wieder mit. Auch Lamottin, deſſen Herz ihr immer noch mit Leidenſchaft anhieng, kam noch, um von ihr Abſchied zu nehmen. Er bat ſie und ihren Bruder, ſie bis auf den halben Weg begleiten zu dürfen. Aber das wurde ihm abgeſchlagen: er ſchied alſo mit ſchweren Herzen, und mit der Empfindung einer bangen Ahndung der Zukunft, von dieſer unglücklichen Dame, deren Wohl ihm näher, als ſein eignes am Herzen lag.

Glücklich gieng ihre Reiſe von ſtatten. Vollendet war ſie bis auf einige Meilen von Brüſſel, als ein Trupp Reuter, der ihnen entgegen kam, von weiten erſchien. Es war der Herr von Büren, von einigen ſeiner Freunde begleitet. Schon war er vom Pferde geſtiegen, und ſtand vor dem Wagen ſeiner Gemahlin mit entblößtem Haupte, als Sie kaum noch von ihrer Beſtürzung über ſeine Ankunft ſich ein klein wenig geſammlet hatte. Schwer läßt ſich die Verlegenheit denken, worinnen ſich die gute Dame befand, wie ſie dieſen ihren Gemahl in der demüthigſten Stellung flehentlich ſie bitten hörte, ihm zu erlauben, daß er im Wagen, ſtatt ihres Bruders, ſeinen Platz neben ihr nehmen dürfe. Was ſollte ſie ihm antworten? — ſollte ſie ſeinen Verfolgungsgeiſt, und ſeine Untreue an ihr ſobald vergeſſen haben? ſollte ſie ſich ihm anvertrauen, oder ihn als ihren Feind fürchten? — welche Empfindungen bey dem Anblick eines Mannes, der ſie einſt ſo zärtlich liebte — der ſeitdem ihren ganzen Haß verdient hatte und, den ſie vielleicht von neuem wieder liebenswürdig fand! — Noch war ihre alte Liebe zu ihm nicht ganz erloſchen. Der Augenblick war da, wo ſie aus ihrem Schlummer wieder erwachte, und all' ihre Rechte über das Herz der guten Dame zu brauchen anfieng. —

„Groſſer Gott!

antwortete ſie nun,

„darf ich denn meinen Augen trauen, daß ich Sie würklich vor mir ſehe, mein Gemahl? — hör' ich nicht mehr den unverſöhnlichen Feind von mir — ſondern den liebevollen Gatten zu mir ſprechen? — wie hat ſich wohl das alles ſo bald verändern können? —

Wohl uns,

verſetzte der noch ziemlich beſchämt da ſtehende Baron,

daß dieſe Veränderung ſo glücklich von ſtatten gieng, laſſen Sie uns das Vergangene, das ſo traurig für uns war, vergeſſen! eine höhere Macht trieb ihr Spielwerk mit mir. Mein unglückliches Temperament riß mich zu Vergehungen hin, woran der freye Wille keinen Theil hatte. Ich bin geſtraft genug dafür. Ach! könnten Sie in mein Herz ſehen — wie beſchämt ich mich fühle — wie niedergeſchlagen mich meine Reue, und mein Gewißen macht —! Sie würden ihre Rache gewiß nicht noch weiter treiben. —

Schon war der Strom dieſer bußfertigen Deklamation bis zum Herzen der bewegten Gattin gedrungen, als Herr von Sello den Büren unterbrach, und ihn in Wagen zu ſteigen nöthigte. Nun wurde das Geſpräch allgemein, und Frau von Büren begann ſchon ihrem Gemahl durch die freundlichſte Begegnung Verzeihung anzukündigen. Er hingegen wurde das kaum gewahr, ſo nahm er alle ſeine Kräfte zuſammen, ſich ſeiner Gattin auf der liebenswürdigſten Seite zu zeigen, und ſich ihrer Verzeihung immer würdiger darzuſtellen. Das gute Weib war von dieſer Veränderung ihres Schickſals ſo bezaubert, daß ſie bereits die glänzendſten Hofnungen ihrer erneuerten Glückſeligkeit zu ſchöpfen begann.

Wie ſie in Brüſſel anlangten, fanden ſie das Hauß des alten Booſchings voller Verwandten und Freunde, die ſich über die Wiederkunft der Frau von Büren freuten, und ihre Glückwünſche ihr dazu abſtatteten.

Dieſe allgemeine Freude rührte das Herz des guten alten Vaters ſo ſehr, daß er in Thränen ausbrach, und ſeine wiedergefundene Tochter mit Entzücken umarmte. Dann faßte er ihre Hand, legte ſie in ihres Gemahls Hand, und ſprach die merkwürdigen Worte:

„Nun ſterbe ich ruhig, da ich das Glück habe, euch wieder vereinigt zu ſehen! Möchte Gott mein Gebet erhören, das nur dahin gehet, den Geiſt der Zwietracht auf immer von euch zu entfernen! Bald werden meine morſchen Glieder ins Grab zuſammenſinken. Ach! ſo laßt mich dann mit der Ueberzeugung ſterben, daß ihr mir als treue und gute Gatten in die Ewigkeit nachfolgen werdet! — —

Wir wollen bald ſehen, wie die Wünſche des unglücklichen Alten in Erfüllung gehen werden. Jetzt genoß er das große Vergnügen, daß die beyden verſöhnten Eheleute ſich auf das zärtlichſte umarmten, und einander von neuem ewige Liebe zuſchworen. Allerhand Feſte, Bälle, und andere glänzende Luſtbarkeiten folgten auf dieſen Verſöhnungstag, und dauerten viele Tage hintereinander. Jedermann freute ſich der wiederhergeſtellten Glückſeligkeit des Hooſchingiſchen Haußes, und Frau von Büren zog endlich höchſt vergnügt wieder in das Hauß ihres Gemahls ein.

Doch lange dies wiedergefundene Glück zu genieſſen, war nicht die Beſtimmung der bedauernswürdigen Dame. Ihre geſchworne Feindin Irene konnte nicht ruhen, ſo lange ſie den ſchwachen Büren in den Armen ſeiner Gattin wußte.

Seit jener für ſie ſo ſchrecklichen Nacht, wo ſie ihren Liebhaber, und er ſie über der Untreue ertappt zu haben glaubte, ſchien ſein Umgang mit ihr gänzlich abgebrochen zu ſeyn. Büren kam mit keinem Fuße wieder zu ihr. Sie ſchrieb ihm zwar verſchiedenemahl, um ihn von ſeinem Irrwege abzuleiten. Aber er ſandte ihr ihre Briefe allemahl unerbrochen wieder zurück.

Gleichwohl hieng ſie noch mit den heftigſten Leidenſchaften an ihm, und glaubte ohne ihn gar nicht leben zu können. So wie nun ſein Verfahren gegen ſie immer kälter geworden war, ſo hatte dieß ihre Leidenſchaft mehr erhöhet, als vermindert; ihr Verdruß darüber ſtieg alle Tage höher, und nun — da Frau von Büren über ſie triumphirte, war ſie der Verzweiflung nahe. Sie glühte vor Zorn gegen beyde, und ſchwur in ihrem Herzen, die grauſamſte Rache an dieſer ihrer unſchuldigen Nebenbuhlerin zu nehmen.

Indem ſie nun auf Mittel und Wege dachte, ihre Wuth an ihr abzukühlen, erfuhr ſie durch ihre Kundſchafter, daß der junge Booſching und Herr von Sello, wie ſie die Frau von Büren in Amſterdam aufgeſuchet, gerade den Lamottin bey ihr gefunden hätten. Dieſer Umſtand ſchien ihr nun am allergeſchickteſten, die gute Dame in den Augen ihres Gemahls von neuem anzuſchwärzen: denn man hatte ihm ſolchen aus guten Gründen gänzlich verſchwiegen. Bald wußte ſie die Sache unter die Leute zu bringen, und ihre boshafte Abſicht dabey gelang ihr ſo gut, daß Büren, wie dieß Gerede vor ſeine Ohren kam, ſich um ſo mehr darüber entrüſtete, jemehr er in der Verheimlichung deſſelben vor ihm den ſtärkſten Beweiß davon zu finden glaubte, daß man ihn bey der Ausſöhnung hintergangen habe.

Einem argdenklichen Gemüthe fällt alles auf. Er konnte ohne den größten Verdruß nicht daran denken, daß Lamottin mit ſeiner Gemahlin zu Amſterdam noch Umgang gehabt hatte. Bald gab ihm ſeine Eiferſucht den unſeligen Gedanken ein, man habe ihn hinter das Licht geführt, und ſeine Güte gemißbrauchet. Er konnt' es ſich ſelbſt nicht verzeihen, daß er ſo leichtgläubig geweſen war, und ſeine Gattin ſo bereitwillig wieder aufgenommen habe. Schon ſchmeichelte ihm der Gedanke, ſich für dieſen Betrug zu rächen, und das gute Weib von neuem zu verſtoßen. Schon dachte er auf eine gute Gelegenheit dazu, und ein bitterer Groll gegen ſie faßte feſte Wurzel in ſeinem Herzen.

Doch vielleicht hätte die Zeit und das untadelhafte Betragen der Frau von Büren, dieſe gefährlichen Empfindungen ſeines Herzens wieder vertilgt, wenn nicht ein beſonderer Vorfall Irenen, die er bisher immer noch für untreu an ihm gehalten hatte, wieder gerechtfertiget, und ſeine vorige Liebe zu ihr wieder angeblaſen hätte.

Es trug ſich nemlich zu, daß jener Freund vom Herrn von Büren, der ihm Irenens Treue verdächtig gemacht, und deſſen würklich unwahre Behauptung das Ungefehr bekräftiget hatte, plözlich krank wurde. Da er am Rande des Grabes ſchwebte, und mit ſeinem Gewißen Rechnung hielt, machte es ihm auch daraus einen Vorwurf, daß er Irenen unſchuldiger Weiſe bey ihrem Liebhaber angeſchwärzet, und ſeiner Niederträchtigkeit beſchuldiget hätte, die doch blos von ihm erdichtet war. Er entdeckte die Sache ſeinem Beichtvater, und dieſer rieth ihm, vor ſeinem Abtritt aus der Welt, Irenen ſo wohl, als den Herrn von Bürgen deswegen um Verzeihung zu bitten, und dadurch dieſe Sünde von ſeinem Herzen wegzuwälzen.

Weder der Kranke noch der Beichtvater überdachten die Folgen, die daraus entſtehen konnten. Irene ſo wohl als ihr geweſener Liebhaber wurden alſo herbey gerufen, jedoch nicht zu gleicher Zeit. Zuerſt erſchien Irene. Mit einigen Worten eröfnete ihr der Kranke ſeinen Gewiſſens-Skrupel, und flehete um Vergebung. Wer verſagt wohl einem Sterbenden gerne etwas? Irene vergab ihm, jedoch bloß unter der Bedingung, daß er ihre Unſchuld auch dem Herrn von Bürgen [illegible] möchte. Das verſprach ihr der Kranke. Da er aber doch nicht ger[illegible] ihrer Zuſammenkunft ſeyn wollte; und nun auch die Zeit erſchien, wo er den Herrn von Büren erwartete, ſo bath er Irenen, ſich wieder zu entfernen. Sie gieng zwar ſo gleich fort, aber Bürens fatales Geſchick fügte es doch, daß er ihr noch im Vorzimmer begegnete.

Wie angedonnert ſtanden ſie beyde da, wie ſie einander erblickten. Irene hatte ſich dieſen Tag in ein ſo ſchmachtendes Weſen geworfen, daß ihre Reitze für den ſchwachen Büren doppelt gefährlich wurden. Bis ins innerſte der Seele davon gerühret, betrachtete er ſie einige Minuten; dann machte er ihr eine ſtumme Verbeugung, und verließ ſie mit einer Unruhe, die ihre ihm folgenden gefährlichen Blicke faſt bis zur Unbeſonnenheit trieben.

Wie ſehr erſtaunte er aber noch über das, was er von ſeinem ſterbenden Freunde vernahm! — ſo bald er von ihm wieder nach Hauſe kam, überließ er ſich ganz dem Ausbruche ſeiner dadurch völlig wieder erweckten Leidenſchaft für Irenen. Sein erſtes aber war der Wunſch, ſie möchte ſich nun auch von dem Verdachte der Untreue, worüber er ſie ſelbſt ertappt zu haben glaubte, eben ſo gut reinigen können: denn der Umſtand, daß er ſelbſt eine Mannsperſon des Nachts in einer verdächtigen Stunde zu ihr hatte hineinſchleichen ſehen, war durch das Zeugniß ſeines Freundes doch noch nicht gehoben.

Indeſſen wagte es Irene, die ſeine Gedanken leicht errathen konnte, wieder an ihn zu ſchreiben. Wie ſie ſchon vermuthete, nahm er nun ihren Brief an, und da er das einmal gethan hatte, ſo war der Weg zur Wiederausſöhnung auch ſchon gebahnt. Wie leicht wird einem Frauenzimmer nicht die Ablehnung eines Verdachts, wenn würkliche Unſchuld, Liebe und Schönheit ihr das Wort reden! — Büren ließ ſich mit Irenen in einen Briefwechſel ein; es kam nach und nach zu deutlichern Erklärungen, und dann wurde es ihr nicht ſchwer, ihn davon zu überzeugen, daß ſie ſelbſt die Mannsperſon geweſen ſey, die er in ihr Hauß hatte ſchleichen ſehen. Eben ſo rechtfertigte ſich auch Büren gegen ſie wegen des Verdachts, als ob ſie ihn in das Hauß einer öffentlichen Buhlerin hätte gehen ſehen; eine ſüſſe Verſöhnung folgte darauf, und Irene hatte nun das Herz des; an ſeiner rechtſchaffenen Gattin ſo freventlich handelnden, Bürens völlig wieder gewonnen.

Nichts mangelte nun zu ihrem Triumphe mehr, als die gänzliche Vernichtung ihrer Nebenbuhlerin. Es war ihr nicht genug, das Herz des treuloſen Mannes wieder erobert zu haben: ſie wollt' auch nicht länger Gefahr laufen, es jemals wieder zu verlieren. Die letzte Hand an das Verderben der unglücklichen Büren zu legen, war ihr tägliches Dichten und Trachten. Nachdem ſie lange darüber nachgedacht hatte, brütete ihre ſinnreiche Eiferſucht endlich einen ſo abſcheulichen Plan aus; den der Teufel ſelbſt nicht liſtiger hätte erſinnen können.

Der Obriſtlieutenant hatte ſeit einigen Jahren einen Kammerdiener gehabt, der ein Franzoſe von Geburt war, und bey ihm ſehr viel galt. So lange ſein Herr von ſeiner Gemahlin getrennt war, hatte dieſer Menſch ſeine ganze Haußhaltung geführet. Nach erfolgter Ausſöhnung mit Frau von Büren wurde ſeine Gewalt ziemlich eingeſchränkt. Das verdroß ihn denn nicht wenig, und er ſuchte dafür ſeine Gebieterin bey ihrem Gemahl immer wieder

der anzuſchwärzen. Kaum wurde Frau von Büren das gewahr, ſo drang ſie auf ſeine Entlaſſung. Der Meliſch verlohr alſo zu ſeinem größten Mißvergnügen einen Dienſt, den er mit dem Schaden ſeines Herrn bisher ſehr gut genutzt hatte.

Zu Ausführung ihres Plans ſchien nun Irenen niemand geſchickter zu ſeyn, als dieſer Franzoſe; ſie ließ ihn zu ſich kommen, beklagte ihn wegen ſeines erlittenen Unrechts, und reizte durch mancherley Wendungen ſeine Empfindlichkeit darüber bis auf den höchſten Grad. Endlich rückte ſie mit dem Antrage heraus, daß, wenn er ihr zu Ausführung eines gewiſſen Plans behülflich ſeyn wolle, er dadurch nicht nur den reichlichſten Erſatz ſeines Schadens gewinnen, ſondern auch das Vergnügen einärndten würde, ſich an der Urheberin ſeines Unglücks auf das nachdrücklichſte zu rächen.

Martinet, ſo hieß der Franzoſe, war mit Vergnügen zu einem Bubenſtücke bereit, das ſeinem Haſſe gegen die Frau von Büren ſo ſehr ſchmeichelte. Irene unterrichtete ihn alſo von der Rolle, die er dabey ſpielen ſollte, und gab ihm ihre Verhaltungsbefehle. Er ſollte nemlich nach Amſterdam reiſen, und den Lamottin dort, oder an jedem andern Orte der Welt, aufſuchen. So bald er ihn gefunden habe, ſollte er ihm einen Brief einhändigen, den Irene im Namen der Frau von Büren geſchrieben hatte; und das übrige noch mündlich hinzu thun u. ſ. w. Da Lamottin den Martinet als Bürens Kammerdiener genau kannte, ſo war zu vermuthen, daß er in deſſen Botſchaft kein Mißtrauen ſetzen würde.

Der ſchlaue Franzoſe kam nach Amſterdam, und fand den Lamottin noch bey ſeinem Schwager Andechs, der in ſeinen bedrängten Glücksumſtänden ſich ſeiner ſehr thätig angenommen hatte.

„Erſtaunen werden Sie wohl über meinen Beſuch;

ſagte er, wie er den Lamottin darüber große Augen machen ſah,

„Sie kennen mich doch noch? —

L. Ach! ich werde doch! aber wo kommt Er denn her? iſt Er denn nicht mehr bey Büren?

M. Was ſollt' ich länger bey dieſem Unmenſchen? — ich hätte durch meinen Abſchied nicht viel verloren, wenn mich die gnädige Frau, die die Hauptveranlaſſung dazu war, auch nicht ſo gut entſchädiget hätte.

L. Wie denn ſo?

M. Ich komme auf ihre Veranlaſſung hierher, Sie aufzuſuchen?

L. Mich?

M. Ja! der Teufel iſt mit Irenen von neuem losgegangen. Mein Herr liegt wieder in ihren Ketten, und die gute gnädige Frau ſteckt abermals in der Klemme.

L. Das hab' ich gleich gedacht. Warum hat ſie ſich nicht warnen laſſen? — aber —

M. Ja wohl! Sie haben Recht — Die gute Dame hat jedoch ihre ganze Hoffnung wieder auf Sie geſetzt. Da ſie aber mit Sicherheit keinen Brief in Ihre Hände zu bringen wußte, ſo vertrauete ſie ſich mir an, und bat mich, Sie aufzuſuchen, und Sie zu ihrer Hülfe von neuem aufzufordern. Um unſern Plan deſto beſſer zu verbergen, vergieng ich mich zum Schein mit ſchlechten Worten an ihr ſelbſt, und ſie verlangte von Büren meinen Abſchied, den ich auch bald erhielt. So ahndet es nun keine Seele, daß ich die Kreatur der gnädigen Frau bin. Hier alſo iſt der Brief! noch aber hat ſie mich gebeten, Ihnen vorzuſtellen, daß Sie ja recht behutſam gehen möchten. Ihr ganzes Vertrauen iſt auf Sie gerichtet; ohne Zweifel iſt ſie davon überzeugt, daß Sie es verdienen. —

So überraſchend auch dieſe Nachricht dem heimlich ſich darüber freuenden [illegible] war, ſo befremdete es ihn doch einigermaaſen, daß Frau von Büren nicht ihren alten Vertrauten, den Fabritz, ſondern den Martinet zu dieſem Geſchäft gebrauchte, und er gab ſolches demſelben zu ver[illegible] Dieſer aber nahm die Miene des Erſtaunens an, und ſagte:

„Ey, ey! wo denken Sie hin? wie konnte wohl Fabritz, der ſchon einmal mit der gnädigen Frau geflüchtet iſt, ſo lange vom Hauſe wegbleiben; ohne daß ihm

der

der ſcharfſichtige Bären auf die Schuhe kam? Wie könnt' es die gnädige Frau, ohne Verdacht zu erregen, wohl wagen, ihren treuen Bedienten von ſich zu entfernen? —

Darwider war nichts einzuwenden. Lamottin mußte dem Martinet Recht geben; er eröfnete alſo den Brief, und las folgende Worte:

„So oft ich auch ſchon Ihrer Hülfe benöthigt geweſen bin, theuerſter Freund, „und ſo wenig ich ſie Ihnen vergolten „habe, ſo nehme ich doch meine Zuflucht „noch einmal zu Ihnen. Ach! ich bin „jetzt weit unglücklicher, als jemals, darum. Die gottloſe Irene verfolgt „mich von neuem, und mein Gemahl — „ach! der geht wieder ſo grauſam mit „mir um, als ſonſt [illegible] die ganze Welt „iſt mir furchtbar; nur auf Sie ſtehet „noch meine einzige Hofnung feſt. O! „möchten Sie ſolche doch nicht vergeblich ſeyn laſſen! — Der Ueberbringer „dieſes wird Ihnen alles genauer ſagen. „Mein Wunſch iſt nur der, daß Sie hieher

„hierher kommen möchten, um mündlich mit einander zu überlegen, was in dieſen bedrängten Umſtänden für mich noch zu thun ſey. Ich bin u. ſ. w.

So erſtaunt auch Lamottin über dieſen Brief war, ſo ahndete er doch nicht den mindeſten Betrug dabey: denn Irene hatte die Hand der Frau von Büren auf das genaueſte nachgemahlt. Alle Zweifel, die ihm etwa noch einfallen konnten, wußte der ſchlaue Martinet durch ſeine künſtlichen Lügen vollends zu heben, und Lamottin ſchwamm im Vergnügen über den Gedanken, einer Dame, die er ſo ſehr liebte, noch ſo wichtige Dienſte leiſten zu dürfen, und endlich doch vielleicht noch den Lohn ſeiner Beſtändigkeit und Treue für ſie, einzuärndten.

Es iſt zum Erſtaunen, wie ſich der Menſch doch von ſeinen Lieblings-Wünſchen ſo ſehr zu Schwachheiten und Irrthümern hinreißen laſſen kann. Lamottin kannte doch die Härte, womit Frau von Büren ſonſt alle mögliche Gemeinſchaft mit ihm von ſich abzulehnen pflegte; bey einer vernünftigen Ueberlegung mußte er es nothwendig ganz unwahrſcheinlich

finden,

finden, daß ſie ihn itzt ſogar ſelbſt zu ſich einlud; und doch ließ er ſich von der Idee ſeiner geträumten Glückſeligkeit ſo weit hinreißen, alles für baare Münze anzunehmen, was ihm der verrätheriſche Martinet vorbrachte. Kurz, er faßte den Entſchluß, mit dieſem angeblichen Abgeſandten der Frau von Büren wieder nach Brüſſel zu gehen. Ehe er aber noch abreiſete, eröffnete er ſeinem Schwager Andechs die ganze Sache, und bat ihn, ihm in einigen Tagen darauf nachzufolgen. Dieſer konnte über den Vorfall weit kühler nachdenken, als jener, und da er in der That etwas ahndete, was ihn für Lamottin bange machte, ſo ſäumte er nicht, demſelben bald darauf nach Brüſſel zu folgen.

Wie Lamottin inzwiſchen mit dem Verräther Martinet dort ankam, nahm er eine ſehr verborgne Wohnung, und letzterer verließ ihn nun, um, ſeinem Vorgeben nach, Frau von Büren von der Ankunft ihres Retters zu unterrichten. Einige Tage über harrte Lamottin mit der größten Ungeduld auf ſeine Zurückkunft! Keine Zeit ſchien ihm länger geworden zu ſeyn, als die, nach welcher er den geliebten Gegenſtand aller ſeiner Wünſche wieder ſehen ſollte.

Indeß er ſo zwiſchen Furcht und Hofnung ſich umher trieb; begab ſich der ſchurkiſche Martinet zu Irenen. Dieſe verſchritt nun herzhaft zur völligen Ausführung ihres Plans. Sie bezeichnete dem Martinet eine gewiße Nacht, zu welcher er den Lamottin in ein gewißes Kabinet führen ſollte, das neben dem Schlafzimmer der Frau von Büren war. Hierrein konnte man auf einer geheimen Treppe von auſſen hinauf kommen, ohne, daß man den ordentlichen Eingang in Bürens Haus betrat. Irene beſaß noch den Schlüßel dazu: denn ſie hatte ſich deſſen bedient, wie ſie des Nachts noch in geheim zum Obriſtlieutenant gieng, um ſich vor deſſen Domeſtiquen nicht ſehen zu laſſen.

Da nun ihr Verſtändniß mit dieſem treuloſen Manne itzt völlig wieder hergeſtellt war; ſo pflegte er ſie immer alle Tage zu beſuchen. Doch hatte ſie bisher ſorgfältig vermieden, von ſeiner Frau mit ihm zu ſprechen: denn ſie wollte ſich ihm auf keine Weiſe verdächtig machen, und ihm nicht das mindeſte von ihren gottloſen Abſichten nur vom weiten ahnden laſſen.

Jetzt aber, den Tag vor der unglücklichen Nacht, die ſie zur Vollendung ihrer Rache beſtimmt hatte, wie eben Herr von Büren ſich bey ihr befand, und ſie ihn durch allerhand wollüſtige Unterhaltungen mehr als jemals für ſich eingenommen hatte, ſagte ſie mit der treuherzigſten Miene von der Welt zu ihm:

„Ich hätte Ihnen wohl etwas wichtiges zu ſagen, lieber Büren, wenn ich nicht fürchten müßte, daß Sie böſe auf mich werden möchten, und daß es ſo heraus kommen könnte, als ob ich ſchlecht genug dächte, irgend eine Art von Rache an Ihrer Gemahlin auszuüben. Sie hat zwar alles mögliche gethan, dieſe Leidenſchaft in mir zu entflammen. Jedermann, und ſelbſt Sie würden mich nicht darum verdenken können. Aber bey Gott! es iſt nicht Rache, ſondern bloß Liebe zu Ihnen, beſter Büren, was meinen Mund öffnet. Auch ſollen Sie mir nicht auf mein Wort glauben. Mit eignen Augen ſollen Sie ſehen. Und dieſe werden Sie überzeugen, daß Sie von Ihrer Gemahlin doch hintergangen werden.

Dieſer feyerliche Eingang beſtürzte den Herrn von Büren ſo ſehr, daß er ſeine Bewegung darüber kaum verbergen konnte, und ganz erſchrocken ausrief:

„Was? — können Sie das beweiſen? —

„Wenn Sie wollen,

verſetzte J[illegible]ne ſehr ruhig,

„durch Ihre eignen Augen. Ja, lieber Freund! dieſe treuloſe Frau beſchimpft Sie vor der ganzen Welt. — Eben der Langenhayn, mit welchem ſie von jeher in ſtrafbaren Umgange gelebt hat, iſt noch immer ihr Galan. Ihre Gutherzigkeit, Beſter, hat Sie bisher mit Blindheit geſchlagen, oder vielmehr, — man hat Sie überliſtet. Allein — Sie ſollen ſehen und — glauben. Langenhayn nahm die Flucht mit ihr — wie Sie wiſſen; er war ihr beſtändiger Begleiter, er lebte in Amſterdam an ihrer Seite, und — noch itzt genießt er ſein unbegreifliches Glück in Ihrem eignen Hauſe. —

Hier konnte ſich Büren unmöglich mehr beruhigen. Zweifel und Ueberzeugung beſtürmten wechſelsweiſe ſeine ganze Seele, und ſetzten ſie in die heftigſte Bewegung. Er ſah es ein, daß Irenens Anklage verdächtig war; aber ſie berufte ſich auf ſeine eigne Ueberzeugung; was ſollte er denken? — — —

„Reden Sie deutlicher, Irene!

ſagte er nach einigen Minuten,

„Entlarven Sie mir die Betrügerin, wenn Sie können!

„Das kann ich leicht;

verſetzte ſie,

„Ihr ehemaliger Kammerdiener Martinet, den Sie verabſchiedet haben, iſt in mein Mädchen verliebt. Er macht bey der Intrigue Ihrer Gemahlin den treuen Gehülfen, und meine Iſabelle hat ihm alles abgelockt. Um allen Verdacht von ſich zu entfernen, drang Ihre Frau ſelbſt auf ſeine Entlaſſung. Aber dafür iſt er itzt in ihren Dienſten. Faſt alle Nächte führt er den Langenhayn auf der verborgenen Treppe, die Sie für mich einſt machen ließen, in das Kabinet, das Sie nun Ihrer Frau eingeräumt haben, und von da in ihr Schlafzimmer. Wenn Sie von Ihrer Frau des Nachts weggehen; ſo tritt Ihr Nebenbuhler auf die Bühne, und ſpielt die Rolle fort, die Sie angefangen haben. Geben Sie kommende Nacht nur Achtung! Sie werden ihn gewiß erwiſchen. —

Kaum hatte Büren das gehört, ſo brach er in die ſchrecklichſten Flüche aus, und ſchwur, ſich an ſeiner Frau und an ihrem unwürdigen Liebhaber auf das grauſamſte zu rächen. Da es ſchon auf den Abend losgieng, ſo eilte er in voller Rage davon, um ſeine Maasregeln zum gänzlichen Verderben ſeiner unſchuldigen Frau zu nehmen.

Wie nun die unmenſchliche Irene dieſen betrogenen Mann, einem Raſenden gleich, zur Vollendung des von ihr bereiteten Trauerſpiels forteilen ſah; fühlte ſie aber den Triumph ihrer Rache ein ſo grauſames Vergnügen, daß ſie ſich kaum davor zu laſſen wußte. Alles gieng ihr nach Wunſch. Büren war aufgehegt; ſeine Frau und Lamottin träumten nichts von dem ihnen drohenden Ungewitter, und Martinet war Schurke genug, ſich zu dieſem Bubenſtücke brauchen zu laſſen. — Sobald Büren fort war, fand ſich dieſer Böſewicht bey Irenen ein, und erhielt die letzte Ordre zu Ausführung ihres abſcheulichen Vorhabens, nebſt dem Schlüſſel zu dem bemeldeten Kabinet.

Hierauf begab er ſich zum Lamottin, zeigte ihm den Schlüſſel, und gab vor, daß er ſolchen zum Gebrauch bey der vorſeyenden Zuſammenkunft von der Frau von Büren erhalten habe. Lamottin war bereit zu folgen: denn wie konnte ihm nur der Gedanke einfallen, daß er zum Werkzeuge der Rache eines gottloſen Weibes beſtimmt ſey? Um ein Uhr des Nachts ſollte das Abentheuer begonnen werden.

Mit Schmerzen erwartete Büren indeß die zwölfte Stunde, in welcher er den Auftritt ſeines Nebenbuhlers vermuthen zu können glaubte. Alsdenn begab er ſich heimlich in das Zimmer ſeiner Gemahlin, worein er durch ein Putzzimmer aus dem ſeinigen kommen konnte. Auf dieſer Seite pflegte Frau von Büren ihr Zimmer niemals zu verſchließen, um ihrem Gemahl den Zugang zu ihr nicht zu verſperren. Da Herr von Büren ſie ſchlafend fand, und beym ſchwachen Nachtlichte doch das Kabinet offen ſtehen ſah — denn Frau von Büren bediente ſich deſſen zu Aufbewahrung ihrer täglich zu brauchenden Sachen — ſo beſtärkte ihn dies letztere noch mehr in ſeinem Argwohn, ob er gleich ſonſt wohl wußte, wozu ſeine Frau das Kabinet brauchte. Indeſſen verſteckte er ſich, mit ſeinem Degen bewafnet, hinter einen langen und breiten Vorhang am Fenſter. In das Putzzimmer aber neben an hatte er drey bewafnete Bediente mit Lichtern geſtellt, die auf ein gewiſſes Zeichen ihm zu Hülfe kommen ſollten.

Als es beynahe um ein Uhr war, machte ſich Lamottin mit ſeinem Führer Martinern auf den Weg; aus Vorſicht aber ſteckte er heimlich ein paar Sackpiſtolen zu ſich, die ſcharf geladen waren. Martiner führte ihn auf der geheimen Treppe, zu welcher man durch eine Hinterthüre in Bürens Hauß kommen konnte, in das beſchriebene Kabinet, und da er ſolches eröfnet hatte, kehrte er wieder um, unter dem Vorwande, auf der Treppe Wache zu ſtehen; allein er gieng vielmehr heraus auf die Straße, um dort auf und ab zu wandern, und den Ausgang des blutigen Abentheuers von weitem abzuwarten. Lamottin ſtand indeß in der Hofnung, daß Frau von Büren ſogleich erſcheinen werde. Da ſich aber niemand weder ſehen noch hören ließ, und er bey der ſchwachen Erleuchtung auch nicht erkennen konnte, ob jemand in dem Zimmer daneben war, ſo fieng er an, ſehr unruhig zu werden. Es kam ihm zwar vor, als ob er ein Bette darinnen ſtehen ſähe, er konnte es aber nicht erkennen, ob jemand darinnen läge. In das Zimmer hinanzugehen traute er ſich nicht, aus Furcht, an einen unrechten Ort zu kommen. Schon fieng es ihm an, vor Beſtürzung bange zu werden. Da er ſich aber auf ſeine Piſtolen im Nothfall verließ, ſo beſchloß er, den Ausgang der Sache abzuwarten.

Büren hörte indeſſen den Lamottin ins Kabinet kommen, ob er ihn gleich hinter ſeinem Vorhange nicht genau erkennen konnte. Alle Minuten erwartete er, daß ſeine Frau aus dem Bette ſteigen, oder daß Lamottin ſich zu ihr ins Bette begeben würde. Auf beyde Fälle beſchloß er, ſie beyde ſeiner Rache aufzuopfern. Jtzt nun glaubte Lamottin nicht übel zu thun, wenn er ſeine Anweſenheit durch ein kleines Geräuſch zu erkennen gäbe: denn er fürchtete, daß Frau von Büren im Zimmer eingeſchlafen ſeyn möchte. Er gieng alſo einigemal im Kabinet auf und nieder, und rückte einige Stühle fort. Davon erwachte auch Frau von Büren würklich, und wie ſie merkte, daß das Geräuſch aus dem Kabinet kam, ſo ſtieg ſie auf, und brannte an dem Nachtlichte einen Wachsſtock an. Damit gieng ſie nun nach dem Kabinet zu, in der Vermuthung, daß beym Schlafengehen ein Hund oder eine Katze eingeſperrt worden ſeyn möchte. In dem Augenblick aber ſtürzte Büren, der ſeine Wuth und Rachgierde nicht länger zurückhalten konnte, aus ſeinem Hinterhalte hervor, zu gleicher Zeit traten auch die bewafneten Bedienten auf ein Zeichen, das Büren durch ein ſtarkes Aufhuſten gab, herein. Frau von Büren, wie ſie ſo plötzlich ihren Gemahl mit bloſem Degen auf ſie zuſtürzen ſah, ſprang in der Angſt ins Kabinet; ihr Mann aber, der in dem Augenblicke den Lamottin darinnen erblickte, stach mit dem Degen nach ihr, und stieß ihr solchen von hinten zu in die Seite zwischen den Ribben und dem Unterleibe hindurch. Sie sank vor Lamottins Füssen zur Erde nieder. Dieser aber zog eins seiner Pistolen hervor, und schoß nach dem Bürcken, als dieser eben den Degen wieder aus der Seite seiner Frau herausgezogen hatte, und auf Lamottin zustossen wollte. Er traf ihn so gut, daß der Verräther sogleich neben seiner Gemahlin zu Boden sank. Die Bedienten drangen nun zwar auf den Lamottin ein; aber er schreckte sie durch einen abermaligen Schuß, womit er den einen am Backen streifte, zurück, und gewann die Thüre, durch welche er auch sogleich auf die Treppe hinunter stürzte, und glücklich entfloh.

[illegible] gerieth nun über dieses schreckliche Geräusch das ganze Hauß in Allarm. Und da alles herbey eilte, und Mann und Frau im Blute schwimmend auf dem Boden neben einander liegen sah, welch' ein schauderhafter Anblick! — inzwischen war eine schnelle Hülfe hier das nöthwendigste: denn beyde waren sehr gefährlich verwundet. Man brachte ſie zu Bette, und holte Wundärzte herbey, die ihre Wunden unterſuchten, und ſie verbanden. Dieſe erklärten ſogleich, daß Herr von Büren kaum einige Stunden noch leben könne; die Wunde ſeiner Gemahlin aber wäre nicht tödlich. Wie er dieß vernahm, ließ er ſeinen Schwiegervater holen, und beſchwor dieſen, ſeinen Tod an Irenen zu rächen, weil er wohl einſah, daß er von ihr hintergangen war. Er ſtarb unter den ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſen, und unter den peinlichſten Empfindungen der Reue, von allen Rechtſchaffenen verwünſcht, und von niemanden bedauert, als von ſeiner eignen Gemahlin, die ihm in ſeiner letzten Stunde noch vergab, und mit ſeinen Verirrungen das zärtlichſte Mitleid empfand.

Indeſſen hatte der treuloſe Martinet, wie er Lamottin bey der geheimen Treppe verließ, ſich nicht ſo weit von dem Bürenſchen Hauſe entfernt, als daß er nicht den unglücklichen Ausgang der ganzen Sache ſogleich hätte erfahren ſollen. Er hörte die beyden Schüſſe, ſah den Lamottin davon ſpringen, und vernahm bald das Geſchrey im Bürenſchen Hauſe, ſe, das von dem nahen Tode des Obriſtlieutenants erſcholl. Izt eilte er in vollem Sprunge zu Irenen, hinterbrachte ihr den widrigen Erfolg ihres Plans, und rieth ihr, ſich ſogleich durch die Flucht zu retten. Aus Rechtſchaffenheit gegen ſie that er jedoch das nicht — denn davon war ſeine Denkungsart weit entfernt. Aber er hatte die Abſicht, ſie auf der Flucht zu begleiten, ihr gelegentlich ihre Koſtbarkeiten abzunehmen, und ſie dann treulos ihrem Schickſale zu überlaſſen.

Ein Donnerſchlag war ſeine Botſchaft für die grauſame Irene, die ſich mit dem glücklichſten Ausgange ihres Unternehmens in ſüſſen Träumen geſchmeichelt hatte. Nicht den Martiner, ſondern ihren Liebhaber ſelbſt, erwartete ſie. An dem Blute ſeiner Gemahlin, womit ſie ihn beſprüzt zu ſehen hofte, wollte ſie ihre ganze Seele ergözen. Da ſie wohl einſehen konnte, daß Büren alsdenn nicht länger in Brüſſel würde bleiben können, ſo erwartete ſie nichts gewiſſer, als ihn auf ſeiner Flucht zu begleiten, und in einem fremden Lande, durch den alleinigen Beſiz ſeiner Perſon, ganz glücklich zu ſeyn.

Wie groß war denn nun ihre Verzweiflung, als ſie dieſen ihren angenehmen Traum ſo plötzlich verſchwinden, und durch den gänzlichen Verluſt ihres Liebhabers ihr ganzes Projekt in ein Nichts ſich auflöſen ſah! einer Raſenden gleich tobte ſie im Zimmer umher, ſchlug alles, was ihr vorkam, entzwey, und hatte ſchon ein großes Meſſer ergriffen, um ſich ſelbſt damit zu ermorden. Aber Martinet entriß ihr ſolches noch, und Iſabelle vereinigte ſich mit ihm ſie zu beruhigen, und ſie zur ſchleunigſten Flucht zu bereden. Endlich ſank die Verworfene, von der Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegungen entkräftet, in Ohnmacht hin. Wie ſie aber wieder zu ſich ſelber kam, brach ſie in die ſchrecklichſten Flüche und Verwünſchungen über ihr Schickſal aus. Indeß ließ ſie doch ihre Sachen einpacken, und erlaubte dem Martinet, einen Wagen zu holen, um ſich mit Tages-Anbruch aus der Stadt zu entfernen. Nur kamen all' dieſe Anſtalten zu ſpät: denn eben, wie Martinet zurück kam und ihr berichtete, daß der Wagen in einer halben Stunde vor der Thür ſeyn würde, erſchien die Wache, und nahm Irenen ſowohl als den Martinet

und

und Iſabellen in Arreſt. Herr von Booſching hatte nemlich, ſo bald er von ſeinem ſterbenden Schwiegerſohne, die wahre Veranlaſſung zu dem Unfall ſeiner Tochter, und Irenens Verrätherey erfuhr, dieſe Urheberin ſeines Unglücks ſogleich bey der Obrigkeit, als eine Mörderin, angeklagt, und ihre ſchleunige Gefangennehmung ausgewürkt. Sie und Martinet geſtanden bey der Unterſuchung die ganze Kabale, die ſie geſpielt hatten. Beyde entgiengen jedoch der Strafe, die ſie, ſo wohl verdienet hatten: denn Irene wurde im Gefängniſſe unſinnig, und mußte ins Tollhauß gebracht werden, wo ſie, unter den ſchrecklichſten Ausbrüchen der Raſerey, ihr unglückſeliges Leben noch einige Jahre hinſchleppte. Martinet aber entfloh aus dem Gefängniſſe kurz zuvor, ehe ihm das Todes-Urtheil geſprochen werden ſollte, und ließ ſeitdem nie wieder etwas von ſich hören.

Frau von Bären wurde von ihren Wunden wieder geheilt, und ob ſie wohl Urſache hatte, ihr Schickſal zu ſegnen, daß ſie von einem ſo untreuen, falſchen Gemahl

mahl erlöſet hatte, ſo bedauerte ſie doch ſeine unglückliche Verblendung und ſein trauriges Ende. Eben ſo bejammerte ſie auch den Lamottin, daß ſein widriges Geſchick gerade ihn dazu beſtimmt hatte, ſie an ihrem tyranniſchen Manne zu rächen. Denn obgleich ſeine Unſchuld völlig an den Tag kam, und er auch Erlaubniß erhielt, wieder nach Brüßel zu kommen, ſo konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, einem Manne ihre Hand zu geben, deſſen Hände mit dem Blute ihres Gemahls beſprüzt waren. Herr von Andechs aber, der dadurch in dem Booſchingiſchen Hauße bekannt wurde, daß er die Sache ſeines Schwagers führte, und ihm Vergebung auswürkte, erneuerte dadurch ſeine Freundſchaft mit der unglücklichen Wittwe, und da ihre Seelen längſt eine geheime Sympathie für einander fühlten, ſo entſtand daraus eine gegenſeitige Liebe, die ſich endlich gar zu einer ehelichen Verbindung erhob. In ſeinen Armen ruhte nun die gute Büren von den hartnäckigen Stürmen ihres Schickſals aus, und fand endlich die Glückſeligkeit einer zufriedenen Ehe, die ſie an Bürens Seite ſo lange vergebens geſucht hatte.

Lamottin aber hatte ſich wieder nach Amſterdam begeben. Seine perſönlichen Eigenſchaften und edle Denkart gefielen der Madam Greyſing ſo ſehr, daß ſie ſich entſchloß, ihm ihre Hand zu geben. Da ſie Vermögen beſaß, ſo konnten ſie ſich ein Landguth kaufen, auf welchem ſie in der Folge ein ſehr bequemes und glückliches Leben führten.

VI.

Fluch und Vergeltung.

Eine
indianiſche Geſchichte.

Ein perſianiſcher Gelehrter, Kaleb mit Namen, durchreißte die Morgenländer, um ſeine Kenntniße zu bereichern, und die Menſchen auch unter dieſem Himmelsſtriche kennen zu lernen. In der Nähe des Indus hielt er ſich einige Zeit unter den Braminen auf, die hier ihren Hauptſammelplatz haben. Auf einem ziemlich abgeſonderten Erdſtriche leben ſie, um ſich in der Einſamkeit deſto ungeſtörter den Wiſſenſchaften und dem Dienſte ihres Gottes Brama widmen zu können. Lange fruchtreiche Thäler wechſeln hier mit ungeheuern Waldungen ab, die ihren Bewohnern ſelbſt größtentheils unbekannt ſind. Nur einige fromme Einſiedler, entfernt von der übrigen Welt, die ſie freywillig verlaſſen haben, halten ſich hier auf. Ein treuer Hund iſt oft ihr einziger Geſellſchafter, und ihre Armuth ihre Beſchützerin.

Eines Abends durchſtreifte Kaleb noch eine von dieſen öden Waldungen, und hatte ſich beynahe ſchon darinnen verirret. Plötzlich fiel ihm eine kleine Hütte in die Augen, die unter die ſchattigten Aeſte einiger blühenden Kaſtanienbäume hingebaut war. Er gieng darauf zu, und ſah' ein Schauſpiel, das ſeine Neugierde bald in die innigſte Theilnahme verwandelte, und ſeinen Augen eben ſo viel Thränen entlockte, als er hier vergießen ſah.

Auf einem Haufen zuſammen geworfener Baumblätter lag ohnmächtig ein Menſch da, deſſen ſchlanke Geſtalt ſogleich den Jüngling der erſten Blüthe verrieth. Anfänglich glaubte Kaleb, er ſchliefe bloß. Aber ein alter ehrwürdiger Mann ſtand in demuthsvoller Stellung vor ihm, und küßte ihm bald die Hände, bald die Arme, und bald die Knie. Thränen floßen von ſeinen Wangen hin auf das Antlitz des Jünglings.

Ganz nahe trat nun Kaleb vor den Alten hin; aber dieſer ſchien ihn nicht zu bemerken. Kaleb redete ihn an, erhielt aber keine Antwort. Der Alte ſah' und hörte nicht. Endlich brach er ſein langes trauriges Stillſchweigen mit dieſen Klagen:

„So biſt du denn nun todt; mein lieber einziger Sohn? — Ach! todt — todt biſt du! —

Dann ſank ſein eisgraues Haupt wehmüthig herab in ſeinen Buſen, welchem die Seufzer des innigſten Schmerzes entfloßen. Noch hörte aber Kaleb mit ſchwacher Stimme ihn die Worte hervorkeuchen: —

„So habe ich denn keinen Sohn mehr?
„Ach! werde ich ihn nie wieder ſehen, den
„Wald durchſtreifen, und Wild zu mei-
„nem Unterhalt erlegen? nie werde ich
„keine Früchte mehr genießen, die er mir
„abgebrochen und gebracht hat?

Hier hielt er die Hände vor das Geſicht; ein Strom von Thränen ſchoß aus ſeinen Augen, und drang durch ſeine langen Finger auf ſeinen Bart und ſeine Kleider herab. So träufen vom Gipfel des ehrwürdigen Palmbaumes die Tropfen des ſanften Morgenthaus, von Aſt zu Aſt, bis zum Fuße des alten Stammes, und zur Erde herab.

Ein tiefes ſchauerliches Stillſchweigen herrſchte einige Minuten bey dieſem rührenden Auftritte. Bald aber ward es von einem noch entfernten Wiehern der Pferde, und dem Schall verſchiedener Menſchen-Stimmen unterbrochen. Kaleb trat, wie er das hörte, von der Auſſenſeite der Hütte ab, und verbarg ſich hinter dieſelbe in das Gebüſch; doch konnte er alles wahrnehmen, was in dieſer traurigen [illegible] des Schmerzens vorgieng. Itzt verdoppelte und näherte ſich der Lärm. Drey Männer zu Pferde erſchienen. Ein zahmer Luchs, den ſie bey ſich führten, zeigte, daß es Jäger waren. Der älteſte dieſer drey Männer ſchien der Befehlshaber der übrigen zu ſeyn; ihr gezwungenes Betragen gegen ihn, ihre ſchwache, von ihren Lippen nur zitternde Stimme, ihre gebückten Stellungen — alles dieſes kündigte ſie als ſeine Sclaven an.

Kaleb irrte ſich nicht. Es war der Raja, den zwey ſeiner Hofleute begleiteten. Seine freye, aber auch zugleich drohende Miene drückte den ganzen Karakter eines morgenländiſchen Despoten aus. Völlig ausgezeichnet erblickte man in ihm das Gemälde des frechſten Stolzes, der Geringſchätzung anderer und des tobendſten Jachzorns. Er war kaum ſechzig Jahr alt; aber mehr, als die Hand der Zeit, hatten die ſtürmiſchſten Leidenſchaften ſein Geſichte zerfetzt. Verſchrumpelt hiengen ſeine blaſſen Waugen über ſeine zahnloſen Lippen herab, und ſeine grauen Haare hatten die Rohheit der Mähnen von ſeinen Pferden. Den alten metallenen Schildern, die man an den Erkern der grauen egyptiſchen Tempeln ſiehet, glich ſeine Stirn.

Negmedden, ſo hieß dieſer Fürſt, hatte ſich im Taumel ſeines wilden Ungeſtüms von ſeinem Gefolge zu weit entfernt, und bey Verfolgung eines Hirſches den Weg nach Guzerate, ſeiner Reſidenz, verloren. Die ſchrecklichſten Flüche ſtieß er gegen ſeine Begleiter aus, daß ſie ihn aus dem Geſichte verloren hatten; ſo gar ſein Pferd muſte ſeine Wuth entgelten, indem er das arme Thier, das ſeine Schuldigkeit gethan hatte, dafür auf das jämmerlichſte zerprügelte. Die beyden Hofleute, die noch bey ihm waren, befanden ſich in doppelter Verlegenheit; denn ſie muſten nicht nur von ihrem Herrn die grauſamſten

Ausbrüche ſeiner Wuth erdulden, ſondern wußten nun auch ſelber nicht, welchen Weg ſie in dieſer Wildniß einſchlagen ſollten. Nur ein ſehr ſchwaches Licht noch warf die ſchon untergehende Sonne auf die Wipfel der hohen Bäume; durch die dicken Geſträuche der Wildniß konnt es nicht mehr dringen. Ohne Achtung für die Wünſche des Tyrannen ſenkte Nacht und Dunkel ſich über die Erde herab; und bald verbargen ſich ſeinen und ſeiner Begleiter Augen, alle Ausgänge aus dieſer ſchauervollen Gegend.

Wie aber Negmedden ſich der Hütte nahte, wo Kaleb eben jenen traurigen Gegenſtand menſchlicher Empfindungen beobachtet hatte, hielt er ſtill, und ſtarrte. — Aber ungerührt beym Anblicke des troſtloſen Vaters, der ſeinen Sohn beweinte, betrachtete er nur den Wegweiſer, deſſen er bedurfte, in ihm; alles übrige war ihm gleichgültig. Die Hofnung der Rettung kehrte wieder in ſein Herz zurück, und aus ſeinen funkelnden Augen leuchtete nun, da ihn alle Furcht vor der nahen Verirrung wieder verließ, auch der frechſte Stolz wieder hervor.

„Ha! ha! paßt auf, ihr Pürſche! rief er ſeinen Begleitern zu,

„da kommt mir gleich einer in Wurf, der mir helfen kann.

„Der Kerl ſoll nicht umſonſt mein geheiligtes Antlitz erblicket haben, wie ihr unnützen Tagediebe ohne Verdienſt mir das Brod freßt;

und mit einer Miene, die nur die Gewohnheit zum Befehlen ausdrückte, ſchrie er auf den Alten loß:

„Holla! Brámin! Bramin! — hörſt du nicht? ſiehſt du mich nicht?„

Der gebeugte Alte lag mit ſeinem Antlitz noch auf dem Geſichte ſeines Sohnes, als ob er ſich bemühete, in den Zügen des Todes noch einige ſchwache Spuren des Lebens aufzufinden.

Mit Erſtaunen ſahe der Fürſt, daß der Alte ſich nicht rührte und regte. Er konnte nicht begreifen, wie jemand auf ſeinen Zuruf nicht ſogleich hören konnte, und dieſe anſcheinende Unachtſamkeit verdroß ihn ganz ungemein. Wie der Blitzſtrahl plötzlich die Finſterniſſe der Nacht durchdringt, ſo ſchoſſen die Flammen ſeines Zorns von ſeinen funkelnden Augen unter dem ſchwarzen Dickigt ſeiner Augenbraunen hervor. Von Wuth ſchäumend, wie ſein Pferd, das er mit Gewalt dazu anſpornte, ſtürzte er ſich auf die armſelige Hütte los, und erſchütterte ſie ſo ſehr damit, daß ihre Aeſte theils brachen, theils von einander fielen. Bald war die Erde mit Baumzweigen bedeckt, die in Menge von der Höhe der [illegible] Der wüthendſte Nordwind hätte keine größere Verwüſtung in dieſer friedlichen Hütte anrichten können. Kaleb ſelbſt gerieth in kein geringes Schrecken, wie er hinter der Hütte ſo plötzlich unter einem Haufen Baumäſte gleichſam begraben wurde. Für ſich ſelbſt hatt' er wohl nichts zu fürchten, da er verſteckt, und vor des Raja's Zorn geſichert genug war. Aber deſto mehr zitterte er für den, über den Tod ſeines Sohnes, in Thränen noch ſchwimmenden Vater. Eine Schlange — denn man pflegt dieſe Thiere in Indien zahm zu machen — hieng am Arme des Negmoden. Dieſe ergrif der Tyrann, ſchleuderte ſie von ſich weg, und jagte ſie nach der zerſtörten Hütte des Braminen zu. Kaleb ſah das Unglück zum voraus, daß dieſes Thier es anſtiften würde, und war doch nicht im Stande, es zu hindern: denn die herabgefallenen Baumäſte hatten ihm den Ausweg faſt gänzlich verrammelt. Schnaubend und ziſchend vor Wuth erhob nun die empörte Beſtie ihr ſchreckbares Haupt, und ſuchte einen Gegenſtand, um ihren Zorn daran auszulaſſen. Auf einmal ſprang ſie nach dem unglücklichen auf ſeinem Sohne noch da liegenden Alten zu, ſchlang ſich um ſeinen Leib, und ſetzte den Kopf auf die Stirn des jungen Indianers, in welche ſie einen heftigen Biß that.

Die Empfindung des Schmerzes [illegible] den Jüngling aus ſeiner Ohnmacht; denn er war würklich nicht todt. Er öfnete die Augen, blickte umher, und ſtieß einen ſchwachen Seufzer aus. Doch nicht ſo leiſe war dieſer Seufzer, daß er nicht zu dem aufmerkſamen Ohre des zärtlichen Vaters hätte dringen ſollen. Außer ſich vor Freude ſchrie dieſer auf. —

„Ach Gott! du lebeſt ja noch, mein Sohn! — ich habe dich wieder — ach! ich glücklicher Vater! —

Den Augenblick riß er die Schlange von dem Geſichte des Jünglings hinweg, und ſchloß ihn, mit einem thränenvollen gerührten Blick gen Himmel, in ſeine Arme, gleichſam als ob er Gott das theure Kleinod zeigen wollte, das er ihm eben wieder gegeben hätte. Hierauf zog er mit ſeinem Munde das Blut aus der Wunde, ſpie es von ſich, und nahm eine dem Schlangengift widerſtehende Arzeney aus der Taſche, womit er die Wunde vollends auswuſch und einſalbte. Indeß hieng nicht nur die Schlange noch immer um ſeinen Leib, ſondern Negmedden ſtürmte auch von neuem mit Scheltreden auf ihn ein. Aber er antwortete nichts, als dieſe Worte.

„Was gehen mich die Fürſten, mit all ihrer Wuth, und ihren Donnerwettern an, wenn nur mein Sohn wieder auflebt? —

Zu Kaleba Erſtaunen war nun der Deſpot auf einmal ſtill; aber unthätig, und ohne dem Unglücklichen nur die mindeſte Hülfe zu leiſten, blieb er halten, als ob er nur mit anſehen wollte, was dieß gräßliche Schauſpiel für ein Ende de nehmen würde. Ein gleiches thaten auch ſeine Sclaven.

Inzwiſchen warf Thegir, ſo hieß der erwachte Jüngling, ſeine Blicke voll Erſtaunen auf das, was um ihn her vorgieng. Er ſahe die Gefahr, worinnen ſein Vater ſchwebte, und die dieſer ganz vergeſſen zu haben ſchien, in ihrer ganzen Größe, und zitterte davor. Sein Schreyen ertönte in den umherliegenden Bergen wieder, und durchſchallte den ganzen Wald.

Jtzt arbeitete Kaleb ſich endlich durch das Buſchwerk hindurch, und eilte dem Bedrängten zur Hülfe herbey. Anfänglich wagt' er es zwar nicht, die ungeheure Schlange, die ſich um den Hals des Alten, wie der Weinſtock um den hohen Oelbaum, geſchlungen hatte, anzurühren. Endlich aber, wie ſie den unglücklichen Mann zu erſticken drohte, konnt' er ſich unmöglich länger zurück halten, ſchnell ihm Hülfe zu leiſten. Mit Verachtung aller Gefahr faßt' er ſich ein Herz, und wagte ſein eignes Leben dran. Mit einer [illegible] hielt er die Schlange feſt, und drückte ihr mit der andern den Kopf ein. Sie ſchlug zwar heftig mit ihrem Schwanze um ſich herum, konnte aber mit den Zähnen weiter keinen Schaden thun, weil Kaleb ihren Hals zwiſchen den Fingern hielt, und ihn zuſammenwürgte. Das Blut ſtürzte ihr aus dem Rachen; ſie verlohr ihre Gewalt, und krepierte.

Wie Negmedden das ſahe, ſtieß er eine Menge der gräßlichſten Flüche gegen den Kaleb aus, und drohte ihn zu ermorden. Dieſer aber bot ihm mit ſeinem Säbel die Spitze, und da er ein ſehr ſtarker Mann war, ſo würde der Tyrann ſchwerlich etwas gegen ihn ausgerichtet haben, wenn er ſich an ihn hätte wagen wollen. Auch beſaßen ſeine Begleiter mehr Menſchlichkeit und Vernunft, als er. Sie bewogen ihn durch Zuredungen, ſich mit ihnen wieder auf den Weg zu machen, und ſelbſt den Ausgang aus dem Walde zu ſuchen.

Als der Wüterich fort war, und Kaleb die Schlange mit ſeinem Säbel in Stücken gehackt hatte, fieng der alte Bramin wieder an, Athem zu ſchöpfen, und ſich zu erholen. Der jun[illegible]enſch ſchloß ihn ſogleich in ſeine Ar[illegible]d vergoß Ströme von Thränen. Ach! [illegible] eine der ſüßeſten Empfindungen in der Natur ſeyn, das Gefühl der Freude eines zärtlichen Sohnes über die Wiederkehr eines geliebten Vaters von den Pforten des Todes, die ſchon zu ſeinem Empfang ſich geöfnet hatten. Kaleb hatte ein Glaß von einer gewiſſen Arzeney bey ſich, das er von einem groſſen indianiſchen Arzte, dem Abdal Mazour erhalten hatte. Sie war aus mehr, als ſechzigerley vortreflichen Kräutern zubereitet, und ein ſichres Mittel gegen die Würkungen des feinſten Giftes, beſonders gegen den in Indien ſo oft vorkommenden Schlangenbiß.

Hiervon gab er den beyden Einſiedlern einige Tropfen ein, und reinigte die Wunde des jungen Thegirs. Auch that dieſes Mittel ſogleich eine ſo vortrefliche Würkung, daß ſie beyde ganz munter darnach wurden. Mit dem Gefühl der innigſten Dankbarkeit drückte Thegir dem Kaleb die Hand; ſeine nach ihm aufblickenden ſchmachtenden Augen glichen denen der jungen Ziegen, wenn ſie zugleich voll Liebe, Furcht und Unruhe nach ihren ſie ſäugenden Müttern aufſehen.

„Heiliger Brama!

rief er aus,

„was iſt mir doch begegnet? wie hat doch dieß erſchreckliche Thier bis in die Nachbarſchaft des geheiligten Indus vordringen können? — ich habe ja doch immer in unſern göttlichen Büchern geleſen, daß ſchon der Geruch ſeines Waſſers die Schlangen tödtet; können denn dieſe Bücher auch trügen? —

„Nein, lieber Sohn!

verſetzte der Alte,

„das können ſie nimmermehr. Aber vom Schlamm der Erde, oder vom Thau des Himmels wird oft in einem Augenblick ſo ein Thier hervorgebracht; denn dem höchſten Weſen, das alles vermag, iſt nichts unmöglich. Von der Höhe ſeines Throns ſieht er oft zu uns in den Staub herab, und ſchaft nach ſeinem Gefallen für uns bald die ſüßeſten Nahrungsmittel, bald die tödtlichſten Gifte, je nachdem ſeine Weisheit uns ſolche für zuträglich hält. Wer weiß, womit wir den Zorn des Brama verdienet haben, daß er uns mit dieſem wüthenden Thiere gezüchtiget hat? —

„Aber hat mich denn dieſe Schlange allein bis zu den Pforten des Todes hingeführet?

fragte Thegir noch einmal.

„Mit nichten!

antwortete der Alte;

„die Vorſehung wollte mich prüfen; darum verſetzte ſie dich ſo ſchnell in dieſen traurigen Zuſtand. Du kämſt aus dem Walde, und brachteſt mir einige Kräuter und friſche Datteln. Schweißtropfen ſtanden auf deiner Stirn. Ich erſchrack, wie ich ſo plötzlich deine Knie brechen, und deinen ganzen Körper erzittern ſah. Du ſankſt darnieder; deine Augen ſchloſſen ſich, und mit all' ſeinen ſchwarzen Finſterniſſen ſchien der Tod ſie zu umnebeln. Zweymal ſah' ich die Sonne ihren Lauf vollenden, und zweymal ſie auf ihrem Strahlenwagen wieder empor ſteigen. Die ganze Welt erleuchtete ihr Licht; nur deinen Augen war es undurchdringbar. Schon hatt' ich aufgehört, den Himmel um deine Wiedererweckung anzuflehen. Nur auch mich in die ewigen Schatten der Finſterniſſe aufzunehmen, war mein Gebet; doch ein leiſer Seufzer entfloß, wie ein leichtes Abendlüftgen deinen erblaßten Lippen. Ach! welche ſüſſe, entzückende Wonne beſeelte mich dann! — ich verſuchte eben, dir meinen warmen Athem einzuhauchen, als [illegible], der furchtbarſte unter den Fürſten der Erden erſchien. — Gleich dem loßgelaſſenen Nordſturm, welcher die Gipfel der hohen Zeder herabſtürzet, und die tauſendjährige Eiche aus ihrer Wurzel herausreiſſet, braußte er daher. Ach! was wollte doch dieſer Wüthrich in der einſamen Behauſung des Friedens? [illegible] ſuchte er wohl, was hie an [illegible] Höfen der Rajah's zu finden iſt, — einen frommen Sohn? — einen Vater, welchem dieſer Sohn ſein Alles iſt? — oder die ungeſchminkte Tugend, und die glückliche Ruhe der Einſamkeit? — Nein! dazu konnt' er ſich nicht herabwürdigen. —

Hier unterbrach Kaleb den Alten, und ſagte:

„Sey zufrieden, guter, weiſer Eremit! Der Himmel hat dir gezeigt, daß er deiner Frömmigkeit Beſchützer iſt. Nicht von der Erde ausgeſpien, oder vom Himmel herab gefallen, kam jene tödtliche Schlange über euch; zur Vertilgung der Unſchuld werden keine Ungeheuer geboren. Sollen Wunder auf Erden geſchehen, ſo ſchickt der Allmächtige ſie blos zur ſchnellern Beſtrafung der Böſen, um andre von dem Wege des Laſters abzuſchrecken. — Das müßt ihr wiſſen, ihr guten argloſen Geſchöpfe! eher könnt ihr euch vor dem brüllenden Donner ſchützen, eher vor den Steinklippen unter dem Waſſer euch hüten, und eher den Schlünden der von einander berſtenden Erde entweichen, als daß ihr den Verfolgungen der Menſchen zu entgehen vermöget. In mittäglichen Ländern iſt der Menſch oft der Raub des Löwen, und unter dem eiſigten Pol zerreiſet nicht ſelten ein wüthender Bär den ihn verfolgenden Jäger; die Eule fliegt nun des Nachts auf ihren Raub aus; aber der Menſch verfolgt ſeinen Mitbruder an jedem Orte der Welt, und zu jeder Stunde. Dem Weiſen trachtet der Dummkopf nach; und der Fromme erliegt oft unter den Streichen des Gottloſen: er ſtirbt und — wird auf immer vergeſſen.“ Das iſt der Lauf der Welt, ihr Lieben! und dafür ſchützt euch auch die Dunkelheit eurer Wälder nicht. Nur ein Tyrann darf ſich zeigen, und ihr Friede iſt dahin. Eine geringe Urſache, ein verfehlter Weg reitzt ſeine Wuth gegen den Unſchuldigen; er ſtürmt auf ihn loß, und zerſchmettert ihn unter den gräßlichſten Flüchen. —

Wie Kaleb hier ausgeredet hatte, gerieth der junge Thegis plötzlich in eine Wärme, die ſein ganzes Weſen entflammte. Mit aufgehobenen Händen, und die Augen gen Himmel gerichtet, brach er in dieſe Worte aus:

„O, möchte doch der, welcher der Tod ausbrütenden Schlange zu gebieten hat, ſie über jenen Sterblichen ſchicken, der ihr ſo ähnlich iſt, um dieß Ungeheuer von der Erde zu vertilgen! — und möchte doch dieſer Niederträchtige weder Vater noch Sohn hatten, der ihm den Gift aus ſeiner Wunde zöge! —

Aber der Alte, welchem dieſer Fluch des Jünglings, nach deſſen Ausſpruch, ſeine Geſichtszüge ſich in einem hohen Ausdruck der Freude darüber ſammleten, äußerſt mißfiel, verwieß ihm ſolchen mit dieſen Worten:

„O Himmel! lieber Sohn! das war nicht gut geſprochen. Könnte nicht dieſer Fluch, der ſo tief aus deinem Herzen über das Haupt des Raja kam, ihn in einem Augenblick zerſchmettern? — Weißt du nicht, daß Brama die Fürſten ſchützt? — hat er ihnen zu fluchen nicht ſcharf genung uns verboten? — Unglückſeliger Jüngling! das war dein erſtes Verbrechen. Bis itzt glich deine unſchuldsvolle Jugend der Reinheit des mit Blumen bedeckten Orangenbaums. Aber ach! nun hat dein heißer, als die Mittagsſonne, aufglühender Zorn den ganzen ſchönen Baum verbrannt, und erſtorben fallen nun ſeine Blätter, ſeine Blüten und ſeine Früchte herab. — —

„Großmüthiger Fremdling!

fuhr er dann zu mir fort;

„dir iſt mein Sohn ſein Leben ſchuldig. Er wird die heiligen Pflichten der Gaſtfreundſchaft gegen dich erfüllen. Ich eile ſogleich meinem Fürſten nach. Vielleicht find ich ſeine Spur an den Trapfen ſeiner Pferde noch ehe die Nacht ganz hereinbricht. Er muß die Gefahr wiſſen, die ihm droht. Bis in das innerſte ſeines Pallaſts, wo kein tödtliches Thier mehr über ihn kann, will ich ihn begleiten.

Der Jüngling erſchrack. Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. Es reute ihn ſeine raſche That. Nur zu ſpät war es nun. Der Fluch war einmal ausgeſprochen. Er konnte nicht wieder zurück genommen werden.

„Seht ihr, lieben Freunde!

ſagte ich,

„ſo macht es die menſchliche Zunge, wenn ſie nicht immer im Zaume gehalten wird. Worte fließen uns ſo leicht darüber weg, wie dünne Nebelwolken über den Horizont. Sind ſie aber einmal über den Mund des Unvorſichtigen hinüber, ſo kommen ſie nie wieder zurück. Mehr Unglück ſtiften ſie oft in ihrer reiſſenden Wuth an, als die empörten Meeres-Fluthen, oder die Feuer-Schlünde der Vulkane, und die Schläge des Donners. Ich hüte mich, daß ich mich nie den Reitzungen eines unvernünftigen Zorns überlaſſe. Sollt' er ja über mein Herz Gewalt auszuüben verſuchen, ſo wird gewis meine Vernunft ihm die Spitze bieten, und ihn darnieder drücken.

Weit entfernt war zwar Kaleb von dem Glauben, daß die Vorſehung dem Fluch eines Menſchen ſo viel Kraft gebe, um andern damit zu ſchaden. Er wußte wohl, daß dieſe alte in Indien ſo feſtgeglaubte Sage nichts als ein leerer Irrthum, und eine Frucht des Aberglaubens wär. Aber er hielt ſie für ſehr heilſam. Solche Meinungen, glaubte er, müſſe man dem Volke laſſen, um es zur Klugheit und zur Vorſicht im Reden zu gewöhnen. Auch Irrthümer wären ihm oft beſſer, als Wahrheiten. Dieſe gleichen oft den blendenden Strahlen der Sonne, die ſchwache Augen verwunden, und auch ſtärkern oft kaum erträglich ſind.

Er ließ alſo dem frommen Alten ſeinen Glauben und ſeine Beſorgniße, die aus einem guten Herzen herkamen, und billigte die Thränen der Reue an ſeinem Sohne; ſie ſchwächten ſeine Entrüſtung über des Raja's Grauſamkeit und machten ihn auf die Zukunft vorſichtiger.

Der Alte machte ſich würklich auf den Weg, den Negmeddin aufzuſuchen. Kaleb aber blieb die Nacht über bey dem Jünglinge, und half ihm vollends zu ſeiner Geneſung. Den Morgen darauf aber verließ er ihn voll Rührung über den merkwürdigen Auftritt, welchem er beygewohnet hatte. Bis er in ſeiner Herberge anlangte, beſchäftigten ihn Betrachtungen über die mancherley Irrthümer und Leidenſchaften der Menſchen, die in ſo vieles Elend ſie ſtürzen, und eine ſo große Menge ſchädlicher Folgen nach ſich ziehen.

Er hatte zwar dem Thegir verſprechen müſſen, ſie in ein Paar Tagen wieder zu beſuchen, und würklich ſehnte er ſich auch ſehr wieder zu dieſen guten Leuten. Aber gewiße Geſchäfte riefen ihn nach Surate; er konnte unter drey Monaten nicht wieder in dieſe Gegend kommen. Endlich gewann er wieder ſo viel Zeit, die friedliche Einſiedlerhütte, und ihre frommen Bewohner aufzuſuchen.

Er traf den Vater über dem Gebet an; der Sohn aber machte eben eine Milch zurechte, wovon ſie ihr Mittagsmahl halten wollten. Voll Entzücken über ſeine Ankunft flogen ſie beyde ihm entgegen, und führten ihn in ihre Hütte. Kaleb leerte hier ſeinen Schnappſack, und bewirthete die armen Einſiedler mit kalten Speiſen, die er mitgebracht hatte. Sie theilten ihm dafür von ihrer Milch mit, und alle freuten ſich nun bey dieſem ländlichen Mahle, ihres glücklichen Wiederſehens.

Kaleb fragte nun auch vor allen Dingen darnach, wie es mit des Alten Beſuch bey Negmeoden abgelaufen ſey? eine Frage, welche die ganze Seele des Sohnes wieder erſchütterte; denn ſie erinnerte ihn an ſeinen Fehltritt, den er ſich immer nicht wieder vergeben konnte. Auch der Alte ſchien in eine heftige Betrübniß darüber zu gerathen. Da er aber ſahe, daß Thegir vor Unruhe kaum den Mund aufthun konnte, ſo begann er, dem Kaleb dieſe Erzählung zu machen:

„Wie du weißt, guter Freund! lag es mir ſehr daran, das Leben des Raja's vor dem Fluche meines Sohnes zu ſichern, weil Brama uns lehrt, daß die Fürſten uns heilig ſeyn ſollen. Ich trug kein Bedenken, dieſen meinen Sohn, den ich doch lieber als mich ſelbſt habe, der ganzen Wuth ſeines Zorns bloß zu ſtellen. Ich gieng alſo hin zu ihm, und ſagte ihm das, was ich ſo leicht hätte verſchweigen, und deſſen Entdeckung uns beyden vielleicht das Leben hätte koſten können. Aber die Wahrheit muſte mein Fürſt wiſſen; auch dem allerſchlechteſten Menſchen iſt man das ſchuldig; denn Brama hat ſie ja über uns zu herrſchen geſetzt.

Doch bald hätte mich es gereuet: denn das Schrecken über meine Entdeckung ergriff in einem Augenblick ſeine ganze Seele.

„Was haſt du mir geſagt, Alter?

ſprach er zu mir,

„verlaß mich! ich möchte mich ſonſt auch an dir vergeben. Verſuchen will ich es, ob ich den Brama verſöhnen kann, wenn ich mich nicht an deinem Sohne räche, der einen ſo ſchweren Fluch über mich gebracht hat.

„Ich gieng,“ und alsbald verließ er auch ſeinen Pallaſt, wo Glanz und Hoheit ihn umgaben. Eine ſchlechte Hütte, am Ufer des Indus hingebauet, iſt nun ſeine Wohnung. Von dieſer getraut ſich dieſer unglückliche Monarch auch keinen Augenblick zu entfernen. [illegible] die Schmerzen einer Wunde, [illegible] doch nur fürchtet, fühlt er bereits in ſeinem ganzen Weſen. Mit Zittern ſchläft er des Abends ein, und mit Schrecken erwacht er am Morgen. Unſtet und flüchtig irrt ſein Geiſt umher, und allenthalben, wo ſeine Einbildung herum ſchweift, glaubt er nur Tod und Verdammniß vor ſich zu ſehen. — O, wie wunderbar ſind doch die Wege einer weiſen Vorſehung! eben der Fürſt, deſſen Machtvolles Leben vor kurzem noch eine große Stadt ſchimmernd machte, muß itzt unter dem Strohdache einer armſeligen Hütte wohnen. Vor Menſchen ſich ſcheuend, und vor dem leiſeſten Tritt eines Thieres erzitternd treibt ihn ſeine Furcht bis an die Ufer des heiligen Fluſſes, worinnen Brama dreymal ſein dreyfaches Haupt eintauchte. — O! glückliche Stunde, ſeit welcher keine Schlange es wagte, in dieſe Gegend zu kommen, oder dieſem geweihten Fluſſe ſich zu nähern! — Selbſt, lieber Freund, würdeſt du das erfahren, wenn du bey uns wohnteſt! — — Ich hoffe alſo gewiß, daß, wenn mein Fürſt dieſe geheiligten Ufer nicht verläßt, er vor allen Unfällen geſichert bleiben würde; ich ſelbſt bitte den großen Brama darum; und gewiß — gewiß wird mein Flehen erhöret werden. —

Hierauf ſchwieg der Alte, und ſein trübes Auge floß in Thränen über. Anſelz unterhielt ſich noch einige Zeit mit den beyden Einſiedlern über die Religionsſätze der Braminen.

Als aber die Nacht einbrechen wollte, nahm er von ihnen Abſchied, und verſprach ſie bald wieder zu beſuchen, weil er Verlangen trug, ihre heiligen Bücher zu leſen, und ſich mit den Grundſätzen ihrer Lehren bekannt zu machen.

Bald darauf kam er nach Guzurate, Megmeddens Reſidenz, um gewiſſe Geſchäfte dort zu beſorgen. Er war kaum einige Stunden hier, ſo vernahm er auf einmal ein groſſes Geräuſch, das auf den Gaſſen entſtand. Wie er ſich darnach umſah, erblickte er vielerley Menſchen, die mit geheimnißvoller Miene, doch aber mit einem gewiſſen Schein der Unempfindlichkeit ſich auf den Gaſſen in vielen Haufen verſammleten, ſich allenthalben umher trieben, und ſehr lebhaft mit einander ſprachen. Eine muntere Freude leuchtete zugleich aus allen Augen hervor, und entfaltete die Stirnen auch der gräßlichſten Menſchengeſichter.

Nichts anders ſchien dieſe allgemeine Volksfreude anzukündigen, als den Tod eines unwürdigen Fürſten. Ha! ha! dachte Kaleb — ſicher iſt der Raja nicht mehr im Lande der Lebendigen, wo er ſo viel Unheil angeſtiftet hat — das heilige Waſſer des Indus wird ihn wohl nicht haben retten können, und der Glaube der Braminen wird abermals einen Stoß leiden. —

Er betrog ſich nicht. Auch an den Ufern des Indus hatte den Tyrannen das Schwerdt des Todes getroffen. Durch ganz Indien, das [illegible] ſeinen Grauſamkeiten gezittert hatte, erſcholl die allgemeine Jubelſtimme:

„Heil und Friede den Völkern Indiens! auch Negmedden hat die Schuld ſeiner Tyranney bezahlen müſſen; — auf der Folter der Schmerzen hat er ſein ruchloſes Leben ausgehaucht; nie ungeſtraft bleiben die Grauſamkeiten der Fürſten, und die Plagen, die ſie über die arme Menſchheit verhängen. —

In nicht geringes [illegible] wurde Kaleb geſetzt, als er das unglückſelige Ende dieſes böſen Raja's vernahm. Eine Million Menſchen

ſchen, die er marterte und plagte, ließ ihn in Ruhe leben; aber ein giftvolles Thier, wie das war, das er einſt in ſeinem Buſen erzogen hatte, zerſchnitt auf einmal den Faden ſeines Lebens; alle menſchliche Wiſſenſchaft der Aerzte konnt' auch keine Stunde es länger friſten. O, möcht' es doch die ganze Welt zu Herzen nehmen, wie hier das Ende eines Tyrannen war! Wie oft weiß es jene dem Menſchen ſo unbegreifliche Macht des Himmels dahin zu bringen, daß er ſelbſt im Genuß ſeiner Vergnügungen ſein Ende findet! — Negmedden war ein großer Freund von Früchten und Blumenwerk. Einige ſeiner Creaturen wollten ihm in ſeiner Einſamkeit damit ein Vergnügen machen. Sie bereiteten alſo einen großen Korb mit ſeltenen Früchten zu, und bedeckten ihn mit einem großen Haufen Blumen. Weil es ſehr heiß war, hatte man dieſen Korb, ehe er abgeſchickt wurde, damit die Blumen nicht verwelken ſollten, in dem fürſtlichen Garten unter ein dichtes Gebüſch hingeſetzt. Jetzt brachte man nun dieſes Geſchenck dem Negmedden hin in ſeine einſame Hütte am Ufer des Indus. Er hatte große Freude darüber. Um ſeine Schwermuth zu lindern, und ſeine matten Lebensgeiſter zu erquicken, ſetzt' er ſich neben dem Korb nieder, und legte ſein Haupt auf den Blumen-Haufen, womit er bedeckt war. Der ſanfte Geruch der Lilien, Roſen und Orange-Blüthen entzückte ihn. Aber izt — wie er ſich deſſen am wenigſten verſah — ſprang eine Schlange, die in dem Blumen-Haufen verſteckt war, wohin der Genuß der Früchte ſie gelockt hatte, plötzlich hervor, und auf den Tyrannen los. Er wollte ſie mit der Hand [illegible] Aber ſie ſchlang ſich um ſeinen Arm, und ſtach ihm einige ſehr tiefe Wunden. Da er in ſeiner düſtern Melancholie niemand um ſich leiden konnte, ſo war er auch izt von aller Hülfe entblößt; denn ſeine Sclaven hatten ſich mit denen, die den Korb gebracht hatten, von ihm entfernt, und giengen weit [illegible] am Geſtade des Indus ſpazieren. [illegible] zwar aus allen Kräften an zu ſchreyen, [illegible] war keine Rettung; niemand hörte ihn, und keine Seele kam, ihm zu helfen. Das Ungeheuer wiederholte ſeine Biſſe. Er fühlte ſchon den Tod in ſeinen Adern, und mit klagender Stimme rief er noch, wie endlich einige ſeiner Leute herbey kamen:

„Ach! armer Bramin! das hab' ich an dir verſchuldet — du biſt gerochen, und ich bin beſtraft. —

Niemand traute ſich an die wüthende Schlange; er unterlag ſeinen Schmerzen, und gab unter ſchrecklichen Verzuckungen ſeinen Geiſt auf. Keine hülfreiche Hand konnte ihn retten; nicht das ſüſſe troſtvolle Wort eines Freundes hört' er in ſeiner letzten Stunde. Da war keine Geliebte, keine getreue Gattin, und keine edle Tochter, aus deren ſanften Augen Thränen für ihn gefloſſen wären. Unbedauert und ungeliebt ſtarb Alfakhs Sohn, Negmedden, und — war ein regierender Fürſt geweſen.

Längſt ſchon hatte ganz Guzurate dem Nazour, Negmeddens Sohne, den Thron ſeines Vaters beſtimmt. Jtzt wurde ihm denn ſolcher zu Theil. Nazour war noch in ſeinen Jünglings-Jahren. Die Nation glaubte an ihm alle die Eigenſchaften und Tugenden zu finden, die es an ſeinem Beherrſcher wünſchte. Zum Glück betrog ſie dieſe Hofnung für diesmal nicht. Nazour liebte den Frieden, ob er gleich ſonſt ein tapferer Prinz war. Er war gerecht und wohlthätig, an Glanz und Pracht war ſein Herz nicht gefeſſelt, er lebte als ein Weiſer — als ein Menſchenfreund. Sein Volk, das ihn liebte und das er ſchätzte, machte er zum glücklichſten un[illegible]er Sonne. —

Ein Tyrann iſt die Peſt der Menſchheit; aber ein guter Fürſt iſt das beſte Geſchenk, womit der Himmel nur immer ein Volk beſeligen kann.

VII.

Die unglückliche Neugier.

Eine Erzehlung nach Lillo.

Armuth lehret viel Böſes, und Unglück giebt oft zu den unnatürlichſten Verbrechen Anlaß. Dieſe Wahrheiten werden meine Leſer in einer Geſchichte finden, womit ich ſie itzt nicht ganz unangenehm zu unterhalten mir ſchmeichle.

Zu Penryn, in der Provinz Cornwall in England, lebte ein alter Kaufmann, mit Namen Wilmot, der durch unverſchuldete Unglücksfälle von der höchſten Stufe des Reichthums bis zur niedrigſten Armuth herabgeſunken war. Er beſaß ein edles Herz, und trieb ſeine Großmuth oft bis zum Fehlerhaften. Vergnügen war ehedem ſein Element, und die Ehre ſein Abgott. Er hatte in den Tagen ſeines Reichthums eine große Rolle geſpielt. Dieß machte ihn ſtolz. [illegible] in Armuth verfiel, konnt' es ſein hochgeſinnter Geiſt nicht ertragen, von ſeinen Nebenmenſchen verachtet zu werden. Darüber kränkte er ſich nun faſt bis zum Aberwitz, und aus dem ſonſt liebreichen, offenen und gaſtfreyen Mann, wurde endlich der größte Menſchenfeind. Was ihm noch den meiſten Kummer machte, war der Verluſt eines einzigen Sohnes, der bey dem ſinkenden Glück ſeines Hauſes, ihn und ſein Vaterland verlaſſen hatte, und nach Weſtindien [illegible] war. Nicht die mindeſte Nachricht hatt' er ſeit dieſer Zeit von ihm erhalten, und ſchon längſt glaubt' er ihn von den Wellen des Meeres verſchlungen, oder von wilden Menſchen oder Thieren zerriſſen.

Einen eben ſo hochfliegenden Geiſt beſaß auch ſeine Gattin Agnes. Das geſunkene Anſehen ihrer Familie ſtürzte ſie in die tiefſte Schwermuth. Es war ihr etwas abſcheuliches, die übermüthige Geringſchätzung und Verachtung derer zu dulden, die ehedem ſo tief unter ihr geſtanden hatten. Die höchſte menſchliche Glückſeligkeit hatte ſie ehedem in ihrer Ehe [illegible], ſo wie das tiefſte Elend ihr auf ſie herein geſtürzt war. Dieſer jähe Uebergang ſchlug ihre ganze Standhaftigkeit darnieder. Kein Muth zu leben richtete ſie mehr auf; nur der Tod war es, was ihr noch die einzige Hofnung der Erlöſung von ihrem Elende gab.

Nur eine menſchliche Seele meinte es noch gut mit dieſer unglücklichen Familie; und das war ein junges Frauenzimmer, Mis Charlotte Jones mit Namen, eine Wayſe, die nur ſo viel im Vermögen hatte, um anſtändig davon leben zu können. Sie hatte der junge Wilmot in ihrer zarten Jugend, noch ehe er nach Indien gieng, geliebt. Seine Eltern billigten dieſe Liebe, und freuten ſich ſchon darauf, ſie bald als Gattin am Buſen ihres Sohnes zu ſehen. Der Umſturz ihres Hauſes aber zernichtete dieſe Verbindung, und riß den jungen Wilmot aus Charlottens Armen. Doch das gute Mädchen blieb ihrem Geliebten treu: eine dunkle Erwartung, daß er vielleicht mit Reichthum und Ehre bekrönt aus Indien zurückkommen werde, erhielt ihren Muth immer noch aufrecht. Oft beſuchte ſie noch die guten unglücklichen Eltern, um ihnen Troſt einzuſprechen, und ſie über ihre Lage zu beruhigen. Gern würde ſie ihr Kumnes Vermögen auch mit ihnen getheilt haben; aber Wilmot und ſeine Gattin waren zu ſtolz dazu, eine Hülfe anzunehmen, die ihre Freundin vielleicht ſelbſt in Verlegenheit geſetzt haben würde.

Als Miſtreß Wilmot ſie eines Tages beſuchte, und unter den bitterſten Klagen über ihr Elend, die Ausbrüche einer wilden Verzweiflung äuſſerte, ſagte die ſanfte, immer in ihr Schickſal ſich ergebende Charlotte:

„Laſſen Sie uns doch unſer Unglück ohne Murren ertragen, liebe Mutter! Verzweiflung kann uns ja zu nichts helfen. Was wir Gutes in der Welt geſtiftet haben, wird ja dadurch auf einmal wieder ausgelöſcht. Dann iſt unſre ganze Belohnung dahin. In ſolchen Stunden, worinnen wir itzt leben, müſſen wir immer auf unſrer Hut ſeyn. Ach! ich hatte noch vergangene Nacht einen Traum —, ich bin nichts weniger, als abergläubiſch; aber ich möchte doch auch nicht gern die Warnung einer unſichtbaren freundſchaftlichen Macht in den Wind ſchlagen.

„Einen Traum, liebe Charlotte?
antwortete Miſtriß Wilmot.

„O! daran fehlte es nur noch, um die Empfindung unſers Elends vollends aufs höchſte zu treiben.

C. „Wohl, meine Gute! freylich ſollen eigentlich nur die Vernunft, und die beſtimmten Ausſprüche des Himmels unſre Handlungen leiten. Aber man hat doch auch Beyſpiele, daß Träume der Menſchen gewiße Vorfälle vorhergeſagt haben. Auch ſie haben ihr Gutes. Sie können uns in ſchwachen Stunden zur Wachſamkeit ermuntern, und uns mit Stärke ausrüſten, den zu unſerm Untergange ſich eröfnenden Schlund zu vermeiden, und die Verſchuldung eines immerwährenden Elendes zu fliehen. Wer weiß, iſt mein Traum nicht von dieſer Art? Vielleicht ſoll er uns ermuntern, auf unſer Herz Achtung zu geben, und durch verbotne Wege uns nicht tiefer in unſer Elend zu verwickeln.

M. W. „Sie machen mich wirklich neugierig! erzehlen Sie mir nur Ihren

Traum. Ich kann ihn doch wenigſtens anhören.

„Mir war, als befände ich mich in einer kalten finſtern Winternacht auf dem weiten Gipfel eines unfruchtbaren Berges, ohne allen Schutz, der grauſamſten Strenge der Jahreszeit ausgeſetzt. Meine Kleider waren dünn, und mein Kopf war entblößt. Kalte, ſcharfe [illegible] meine ſchaudernden Gebeine. Stürme von Hagel, Schnee und Regengüſſen ſtürzten mit ungeſtümer Wuth auf mich herab, und ſchwemmten eine Sündfluth um mich her. Die Geduld in ſanfter, reizender Stellung ſaß an meiner Seite, und ich lehnte meinen Kopf an ihren Buſen, in tiefe, [illegible] Betrachtungen verſenkt. Endlich ließ der Sturm nach, und eine mir willkommene Morgendämmerung breitete ſich am Horizonte aus. Ich ſchlug meine matten Augen auf, und erblickte einen Mann von edler, erhabener Bildung, den ich aber nicht kannte, mit offnen Armen auf mich zueilen. Doch ich fürchſete mich vor ihm, und entfloh. Er rief mir einige Worte zu, die ich aber vergeſſen habe, und drauf drehte ich mich wieder nach ihm um. Allein — ich ſahe ihn nicht mehr. Nur der entzückende Anblick Ihres Sohnes, der vor mir ſtand, überraſchte mich.

W. Nun! bis itzt — dächte ich — könnte dieſer Traum eben nicht beunruhigen. Nach meiner Einſicht muß er vielmehr etwas Gutes bedeuten.

C. Geduld, Mutter! das fürchterlichſte kommt erſt noch.

W. Nun? —

C. Es war mir, als ob wir wieder von einander getrennt würden, mein Geliebter und ich. Ich ſuchte ihn allenthalben; aber Sie und ſein Vater ſuchten ihn vor mir zu verbergen. Ich verfolgte Sie mit meinem Geſchrey, und rief Himmel und Erde zu Rächern dieſes mir angethanen Unrechts an, und — —

W. O! nun hören Sie auf! — Sie könnten mich mit Ihrem Traume beleidigen.

C. Das ſey fern, liebe Mutter! ich würde gar nicht davon angefangen haben, wenn Sie nicht durch Ihre bedenklichen Reden mich dazu aufgefordert hätten. Ich glaubte nicht, daß ein Traum Sie beleidigen könnte.

Miſtriß Wilmot war in der That empfindlich darüber; denn ihrem reitzbaren Gemüthe fiel auch die unſchuldigſte Sache auf. Sie verſicherte zwar Charlotten, daß ſie deswegen ruhig ſeyn könne. Sie möchte aber doch das Ende des Traums nicht hören, und gieng würklich etwas unwillig von ihr hinweg.

Inzwiſchen erhob ſich einige Tage darauf ein fürchterlicher Sturm auf dem Meere. Ein Schiff, das aus Indien kam, litte in der Nähe des Hafens von Pentyn Schiffbruch. Das Schiffsvolk wurde zwar größtentheils gerettet; die meiſten Güter aber giengen verloren: dennoch, was die Wellen des Sturmes nicht verſchlangen, wurde von den Einwohnern am Strande noch geraubt.

Unter den Schiffbrüchigen befanden ſich auch zwey junge Männer, die einen großen Theil ihres mitgebrachten Reichthums dabey

ver

verloren hatten. Der eine davon war der junge Wilmot, und der andre ein junger Kaufmann, mit Namen Euſtach, der zu gleicher Zeit mit ihm nach Indien gegangen, und nun auch mit ihm zurück gekommen war. Nichts von ihren mitgebrachten Gütern hatten ſie gerettet, als ein Käſtchen mit Edelgeſteinen, das beyden Freunden gehörte, und einen unermeßlichen Werth hatte. Itzt giengen ſie aus dem Hafen nach der Stadt Penryn zu, und freuten ſich ihrer glücklichen Rettung.

„Nun, Gott ſey Dank!

ſagte Wilmot,

„daß wir in Sicherheit ſind!

„Wohl uns!

antwortete jener,

„die ungeſtüme See war nicht ſo grauſam, als jene wilden Menſchen, die ſich nicht ſcheuten, ſo gar die armen Schiffbrüchigen noch zu berauben.

W. Wahr! dieſe Bosheit iſt unerhört. Sie war von jeher ein Erbſtück meiner Landsleute. Die Schurken! wehe denen, die an ihren Ufern Schiffbruch leiden! —

M. Aber woher kommt's doch, daß dieſe Leute — —

W. Es iſt überhaupt eine rohe Art von Menſchen, welche zu kultiviren ſich noch niemand die Mühe genommen hat.

M. Es iſt gut, daß unſer Schatz in Sicherheit iſt.

W. Dasmal hab' ich ihn vom Schiffbruch [illegible] gerettet. Ich ſteckte das Käſtchen in meinen Buſen, eh' ich in die Schaluppe ſprang. Es ſtack zu tief, als daß es das Waſſer hätte von mir wegſpülen können, wie mich die Wellen an das Geſtade warfen, aber weiter hab' ich auch nichts gerettet.

M. Wir haben genug, um nie wieder Noth leiden zu dürfen. Ich wundre mich nur, wie Sie in der großen Beſtürzung, die über uns alle hereinbrach, noch ſo viel Beſonnenheit haben behalten können, dieſen großen Schatz zu ſichern.

W. Ja wohl, mein Freund! aber Gott ſelbſt gab mir den Gedanken ein, ungeachtet meine Seele ſchon ganz in meiner

Hel-

Heimath war. Doch wir ſind geborgen, und des freuen wir uns nun. O Euſtach! mit welchem Entzücken athmen wir nach ſo langer Entfernung die vaterländiſche Luft wieder ein! mit welcher Wonne betreten wir den Boden unſers Geburtsorts wieder, den erſten, der uns getragen hat! —

E. Auch ich empfinde das, ob man gleich ſonſt ſagt, daß jeden weiſen Mannes Vaterland die ganze Welt ſey.

W. O, Lieber! ich habe ſo mancherley Nationen kennen lernen, ſo vielerley Erdſtriche durchwandelt, und doch bin ich immer noch ſchwach genug, mein Vaterland allen andern vorzuziehen.

E. Aber ſollte das nicht auch mehr Naturtrieb, als Furcht der Vernunft ſeyn?

W. Sey es, was es wolle! gieng nicht von jeher in dem Weiſeſten von uns allen der Naturtrieb vor der Vernunft her? und giebt er nicht oft einen weit beßern Wegweiſer ab, als ſie? ich geſtehe gern, daß mir der Tod in einem fremden Lande doppelt ſchrecklich war. An jedem Orte bleibt er zwar immer derſelbe. Aber die

Erfahrung lehrt uns doch, daß die meiſten Menſchen am liebſten in ihrem Vaterlande ſterben.

E. Gut, Freund! aber rechnen Sie auch darauf, daß nicht bloß Vaterlandsliebe itzt Ihr Entzücken belebet? — Sie ſind nicht ausgegangen in ferne Lande, um Reichthum blos zur Führung eines wollüſtigen Lebens zu erwerben. Nein! Sie haben einen edlern Endzweck gehabt — und eine wärmere Leidenſchaft, —

W. Sie haben Recht, Freund, die Liebe hat allerdings den meiſten Antheil an dem Vergnügen meiner Zurückkunft. Aber hätten Sie auch das vortrefliche Mädchen jemals geſehen, ſo würden Sie ſich von der Größe meiner Leidenſchaft für ſie erſt einen rechten Begrif machen können. Ach, gleich den ſtürmiſchen Meeren, die ich ſo oft durchſchift habe, heben mich Furcht und Hofnung bald bis zum Himmel empor; bald ſtürzen ſie mich von dieſer unermeßlichen Höhe bis zum Mittelpunkt der Erde wieder herunter. Alles hängt von dieſer wichtigen Stunde ab, der ich mich itzt nähere. Mit Schmerzen verließ ich Charlotten hier in dieſen alten öden Mauern; ſieben lange Jahre ſind ſeitdem verſtrichen. Da mich meiner Geſchäfte mannichfaltiger Lauf von einem Ende der Welt zum andern herumjagte, verlor ich endlich alle Mittel, mit meinen vaterländiſchen Freunden Briefe zu wechſeln. Wer weiß nun, wie es mit Charlotten, oder mit meinen Eltern ſtehet? Ach es iſt mir bange, das liebe Mädchen möchte an meiner Treue, und an der Hofnung, mich jemals wieder zu ſehen, verzweifelt ſeyn, und ſich einem glücklichern Liebhaber ergeben haben? — und — der Gedanke macht mich unſinnig. Meine Eltern haben vielleicht der Laſt des Kummers, und der Armuth untergelegen, und — wer weiß, ob ſie noch leben? käme nun mit meiner Hülfe zu ſpät; Was würde mir denn der ganzen Welt Reichthum nutzen? —

E. Sie müſſen mehr hoffen, als fürchten, Freund. Es iſt ja noch möglich, daß Ihre Eltern noch leben, und Ihre Geliebte noch voll Treue Ihrer Rückkunft entgegen harrt.

W. Möglich, und — nach meiner Hoffnung auch wahrſcheinlich. O! welche Ausſicht von Glückſeligkeit öfnet ſich dann für mich! — Schon ſehe ich Charlotten, noch eben ſo treu und liebenswürdig, wie ſie mit blutenden Herzen die lange ſchmerzhafte Trennung von mir beweint, — wie wir izt wieder zuſammenkommen, um uns nie wieder zu ſcheiden — wie ich dann an ihren Buſen hinſinke, und die Thränen der Freude von ihren Wangen wegküſſe! — und meine lieben Eltern — wenn ſie noch leben, und ich dann die Thränen der Leiden von ihren hohlen Augen wegwiſchen, ihre traurigen Herzen aufheitern, das Scheuſal Armuth auf ewig von ihrem Tiſche wegreiſſen, all' ihre künftigen Tage mit Ruhe, Vergnügen und Ueberfluß bekrönen, ihre brünſtigen Umarmungen von ihnen aufnehmen, und — ſelbſt ein Segen für ſie ſeyn kann — welche namenloſe Wonne für mich! —

R.

E. Gott gebe, daß ihr ſchöner Traum in Erfüllung gehen möge! ich wünſche es von Herzen!

W. Begleiten Sie mich bis an Charlottens Hauß! ich muß ohne Verzug mein Schickſal wiſſen.

E. Recht gerne! aber in dieſer Tracht wollen Sie zu ihr gehen? Sie ſehen ja eher einem von der Sonne verbrannten Indianer, als einem Britten ähnlich.

W. Deſto beſſer! ſo wird ſie mich nicht ſogleich erkennen, und meine Erſcheinung wird deſto überraſchender für ſie ſeyn.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen erreichten ſie die Stadt. Willmot konnte ſich noch vollkommen auf Charlottens Hauß beſinnen. Er trennte ſich von ſeinem Freunde, unter der Verabredung, daß ſie einander im Gaſthofe wieder treffen wollten, und gieng hinein. Eine ihm unbekannte Magd kam ihm entgegen; er fragte nach Charlotten unter dem Namen Miß Jones, und freute ſich ſchon ganz ungemein, daß er ſie unter dieſem Titel noch fand. Die Magd erſchrack über ſein wildes Anſehen, und ſeine indianiſche Tracht. Kaum wagte ſie es, ſeine Bitte, ihn bey Charlotten zu melden, zu erfüllen. Die junge Dame hielt ihn für einen von den Schiffbrüchigen von verwichener Nacht, der etwa um ein Allmoſen bitten wollte. Da ſie überaus mitleidig war, ſo ließ ſie ihn vor ſich, um zugleich eine genaue Nachricht von dem Schiffbruche von ihm zu bekommen. Sie kannte ihn nicht mehr. Er erzählte ihr mancherley Abentheuer, und nannte einmal, wie von ungefehr, den Namen Wilmot. Dieß fiel ihr auf. Sie fragte, ob er einen gewiſſen Menſchen dieſes Namens gekannt habe?

„Wohl hab' ich ihn gekannt,

antwortete er,

„er war mein Freund, und er reißte eben mit mir hieher, um ſeine geliebte Charlotte hier wieder zu finden. Aber ach! der unglückliche!

C. Gott, im Himmel! wie erfreuen und erſchrecken Sie mich zugleich! — mein Wilmot hier? — und doch unglücklich? — er dachte noch an mich? und —

W. Seine ganze Seele war bey Ihnen.

C. War? — War nur bey mir? — und warum — nicht mehr?

W. Er iſt todt.

C. O ihr Mächte des Himmels! ſteht mir bey — Todt? — todt, ſagen Sie? — Wie? wenn? — wo ſtarb der Edle? —

W. Alle Winde des Himmels ſchienen ſich wider das ſtürmende Meer verſchworen zu haben; des ſchmetternden Donners krachende Schläge betäubten jedes Ohr; fürchterlich erſchallte das laute Geſchrey der erſchrockenen Seeleute; unſer gutes Schiff konnte den Sturm länger nicht aushalten; es zerborſt, und ſank, von ungeſtümen Wogen überſtrömt, in der Tiefe ſchlammigten Boden hinab. — In dieſer ſchreckbaren Stunde, wie ihn kämpfend mit den austobenden Wellen, alle Kraft verlies, und jede Hofnung von ihm wich, und ſein letzter Odem ſich zu ſeinen Lippen drängte — itzt mitten im Rachen des Todes gaben die, von ſeinen Wehklagen wiederhallenden Felſen keinen andern Laut zurück, als den Namen Charlotte.

C. Gott, welch ein ſchreckliches Gemälde entwerfen Sie mir da! — der unglückliche Jüngling! — aber wohl ihm! er iſt in Ruhe. Der Sturm der Leidenſchaften, die oft noch ſchrecklicher toben, als die aufbrauſenden Wellen, worinnen er ſein Grab fand; wird nie ſein Herz wieder empören.

W. Sie irren ſich, liebe Miß! denn er ſtarb mit dem Gedanken, daß Sie Ihr Herz einem andern ergeben hätten; ein Freund, der uns auf einem nach Indien gehenden Schiffe vor einigen Tagen noch begegnete, und zu uns am Bord kam, brachte ihm dieſe traurige Nachricht. Was kann er nun wohl für Ruhe in der Ewigkeit haben? unſtet und flüchtig ſchwebt ſein Geiſt voll Sehnſucht und Trauer in den Regionen des Himmels umher, ſenkt ſich dann mit kläglichen Aechzen zu Ihnen herab, und — jammert nun einem tauben Ohr ſeine Leiden vor. —

C. Ach! hören Sie auf, unbarmherziger Fremdling! was ſoll das? — wer war die ſchlechte niederträchtige Seele, die dem Guten meine Treue verdächtig machen durfte? — Armer unglücklicher Jüngling! muſte dir das noch aufgehoben ſeyn? — und wie kann ich dir nun wohl die nie aufhörende Liebe, die ewige Treue noch beweiſen, die meine ganze Seele noch für dich erfüllet? — Ach! wenn ich jemals nur einen Augenblick davon abgewichen bin, wenn ich nur den leiſeſten Wunſch gehabt habe, ein Vergnügen auf der Welt zu genießen, wovon du nicht der Gegenſtand warſt; o! ſo will ich nimmermehr jene glänzenden Sphären ſehen, wo du itzt biſt, und wo nur Rechtſchaffenheit und Treue Zutritt finden können! —

Hier hatte nun Wilmot das, was er wünſchte, gefunden — die Beſtändigkeit ſeiner Charlotte. Kaum konnte er ſeine ungeſtüme Freude darüber zurück halten. Er trat ihr etwas näher, und ſagte:

„Aber, wie hat wohl Ihr ſtandhaftes Herz ſo lange unerſchüttert bleiben, und dennoch Ihr ſchwächeres Gedächtniß das

Bild Ihres Geliebten ſo ganz verlieren können? betrachten Sie mich doch! haben denn Zeit und fremde Himmelsſtriche Ihren getreuen Wilmot ſo ſehr entſtellt, daß Sie gar nichts ähnliches von ihm, in meiner Sprache, meiner Bildung und meinem Betragen mehr finden? —

Charlotte ſah' ihn an; zitternd berührte ſie ſeine, von der Sonne verbrannten Hände; ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen; ihr Herz pochte; ſie ſchwieg, und — konnte ſich immer noch nicht überzeugen, daß Ihr Geliebter es ſey, den ſie als Indianer vor ſich ſah. Endlich, nach manchem Hin- und Herwanken, konnte ſie nicht mehr daran zweifeln; ſie ſtürzte ſich mit dem Ausruf:

„Ja! du biſt's — du biſt mein Wilmot! — ich erkenne dich — ich habe dich wieder —

an ſeinen Buſen. Er ſchlang ſie in ſeine Arme, und drückte ſie feſt an ſein Herz.

„O! wohl mir, daß ich dich wieder habe, meine Charlotte!

ſagte er,

„daß ich wieder bey dir bin! nichts ſoll mir dieſe große, dieſe innige Freude verderben. Nur das ſage mir vor allen Dingen, meine Theuerſte! leben meine Eltern noch? —

C. Sie leben, mein Geliebter! aber ach! in welcher bedrängten Lage! —

W. In Armuth? —

C. In der tiefſten Armuth — in der größten Verzweiflung darüber.

W. Wohl ihnen, daß ſie es überſtanden haben! — o Gott! welche Wonne! — Ich habe dich wieder, meine Charlotte! und meine Eltern leben noch! — o glückſeligſte Stunde meines Lebens! — Nun ſind ſie belohnt, dieſe ängſtlichen Beſorgniße, dieſe ſauern Reiſen, und die ſchrecklichen Gefahren, die ich überſtanden habe. Nun lerne ich erſt meinen Reichthum ſchätzen. Mögen doch meine Eltern immerhin arm ſeyn! ich habe genug mitgebracht, um auch ſelbſt den Geiz zu erſättigen. O! nun ſoll jener grauſame alle Mängel, und jene ſtolze Verachtung der Welt den Muth der Guten, die mir das Leben gaben, nicht mehr darnieder ſchlagen. —

C. Wer hätte denken ſollen, daß ich mich noch des Reichthums würde freuen können! Aber ich freue mich darüber — ich erkenne ſeinen Werth — ſeine Beſtimmung, die Tugend empor zu heben, und die Rechtſchaffenheit zu belohnen. — O eile, beſter Wilmot! reiße dich loß aus den Armen deiner glücklichen Charlotte! deine kindliche Pflicht, die Seufzer und Thränen deiner jammernden Eltern rufen dich zu ihnen. —

Wilmot fühlte ſelbſt die wärmſte Sehnſucht nach ſeinen Eltern. Einige Minuten genoß er noch das ſüße Entzücken der Umarmungen ſeiner Geliebten. Dann riß er ſich von ihr loß, und eilte dem Hauſe ſeiner Eltern zu; Charlotte aber verſprach ihm auf den Abend ebenfalls hin zu kommen, und das Entzücken ſeiner Wiederkunft mit ſeinen Eltern zu theilen.

Mancherley ſchimmernde Bilder der Zukunft beſchäftigten ſeine Einbildungskraft, wie er Charlotten verlaſſen hatte.

„O Gott! was wird das heute für ein Abend ſeyn!

dachte er;

„nie werde ich wohl dieſe überſchwengliche Freude ertragen können? — Meine Eltern — ihre und meine Freunde — alle werden mein ſeyn, und nun in Ruhe an meiner Seite leben. Macht mir ſchon dieſe Hofnung, dieſer Frühling meines Glücks, ſo viel Vergnügen, welche Reize wird mir erſt der völlige Genuß deſſelben gewähren! er iſt vorüber, der langweilige ſtürmiſche, finſtere Winter. Mit Entzücken ſiehet der Landmann, der all' ſeine harten Beſchwerden geduldig ertrug, beym Eintritt des Lenzes ſeine ganze Hofnung von Glückſeligkeit wieder empor ſteigen. Die blumenreichen Wieſen, die vom Geſange der Vögel ertönenden Wälder, die ſanften Weſtwinde, die der Feſſeln des Winters entledigten Flüſſe — alles das gewähret ihm die froheſten Aus ſichten, und belebt ſein Herz mit der glänzenden Hofnung einer reichen Erndte. —

In dieſer Begeiſterung kam er bis an das Haus eines gewißen Randals, der ein Jugendfreund von ihm, und zugleich in dem Hauſe ſeines Vaters gut bekannt war. Dieſer Randal ſtand in der Thür; Wilmot erkannte ihn, und flog ihm um den Hals. So unvermuthet dieſe Begegnung dem erſtern war — denn er hatte den Wilmot in ſeiner indianiſchen Tracht eben ſo wenig gekannt, als hier geſucht — ſo ſehr freute er ſich über ſeine Ankunft. Um dieſe Freude noch einige Minuten länger zu genießen, nöthigte er den Wilmot, mit zu ihm in ſein Haus zu gehen. Dieſer mußte nachgeben, ſo ſehr ihn auch ſein Herz zu ſeinen Eltern hinzog. Randal ſetzte ihm eine Flaſche guten Wein vor. Sie fiengen an zu trinken. Ihre Herzen erhoben ſich zur wärmſten Empfindung ihrer Entzückungen. Man ſprach von Charlotten; und von den Eltern des Wilmots, von ihren traurigen Umſtänden, und von der Freude, die ſie über die Wiederkunft ihres längſt verloren geglaubten Sohns empfinden würden. Dieß brachte den Wilmot, der ſchon nach Verſicherung ſeines Vergnügens ſtrebte, auf den etwas ſonderbaren Einfall, ſeine Eltern erſt als ein Fremder zu beſuchen, um ihre Geſinnungen gegen ihn deſto beßer zu erforſchen, und deſto offener zu ſehen, wie ſie ſich in ihren verfallenen Umſtänden betragen würden Er wollte zugleich den Nebenbuhler ſeiner ſelbſt ſpielen, und ſich ſtellen, als ob ihm Charlotte Hofnung auf ihre Hand gemacht habe; wenn nun ſeine Eltern den Gedanken, einen andern, als ihren Sohn, in Charlottens Armen zu wiſſen, nicht würden ertragen können, ſo glaubte er ſein und ihr Vergnügen durch die endliche Auflöſung des Knotens noch um ein groſſes zu erhöhen; denn bis auf den Abend ſollte er dieſe fremde Rolle fortſpielen, und wenn denn ſeiner Beſtellung nach, Charlotte ſelbſt käme, alsdenn wollte er ſich ſeinen Eltern erſt zu erkennen geben. Um dieſen ſonderbaren Plan deſto beſſer auszuführen, bat er den Randal, mit zu ſeinen Eltern zu gehen, und vorzugeben, als ob er von Charlotten abgeſchickt ſey, ihn als einen Kaufmann aus Jamaica, der ihr von einem Freund empfohlen ſey, ihnen vorzuſtellen, und um ein Nachtquarquartier für ihn zu bitten, wozu ſie in ihrer eignen Wohnung nicht ſogleich eingerichtet ſey. Er wollte ſich inzwiſchen den Namen Reymund geben, und ſeinen Eltern von weiten merken laſſen, daß er Abſichten auf Charlottens Hand habe, und von ihr darinnen begünſtigt zu werden ſchiene.

Dem Randal wollte dieſer Einfall zwar gar nicht gefallen. Er hielt ihn für eine Art von Betruge, und fürchtete ſogar unangenehme Folgen davon. Aber Wilmot ließ ſichs nicht ausreden. Er beſtand feſt darauf, und entſchuldigte die Sache mit der guten Abſicht, die er damit verbinde. Endlich gab Randal nach, und gieng würklich mit ihm nach dem Hauſe ſeiner Eltern.

Der alte Wilmot kämpfte eben mit einem heftigen Anfalle ſeiner ſchwermüthigen Laune. Seine Frau ſaß bey ihm, und ſuchte ihn mit der ſchwachen Hofnung einer beſſern Zukunft ein wenig aufzurichten. Lange hörte er ihre eitlen Tröſtungen mit an. Endlich fuhr er heftig in die Worte auf:

„laß ab, mich mit deiner albernen täuſchenden und ungegründeten Hofnung länger herum zu martern! nur ſie iſt Schuld an dem hohen Maaße vom Elend, das mir alle Tage peinlicher wird, und mich endlich ganz zu Boden werfen wird. Jahre lang hat mich nun dieſe unſinnige Erwartung von Hülfe betrogen. O, hätte ich doch, ſo wie itzt, gedacht, als mich dieſe Hölle von Armuth zuerſt überfiel! — Wer Macht hat zu ſterben, dem kommt auch das Recht zu, es zu thun, ſo bald ihm das Leben zur Laſt wird. So denket der Weiſe. Und — wie manchem Elende würde ich entgangen ſeyn, wenn ich es längſt gethan hätte! — Wärſt du nicht die getreue Gefährtin meiner glücklichen Tage geweſen, und hätteſt du es alſo nicht um mich verdient, daß ich dir dieſe Laſt von Alter und Armuth nicht allein tragen laſſe, wer weiß, was ich noch thäte? — —

Er hatte kaum ausgeredet, ſo traten Randal und der junge Wilmot, unter dem Namen Reymund herein. Erſterer ſpielte abgeredetermaaßen ſeine Rolle, und letzterer beobachtete indeß ſeine Eltern. Allenthalben ſah' er nichts, als Mißvergnügen, Angſt und Verwirrung auf ihren Geſichtern, und eine wilde Nachläßigkeit, das Zeichen der Verzweiflung in ihrem ganzen Betragen. Dürftigkeit und Elend ſchienen in dieſem einſt ſo glänzenden Hauſe ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben.

Kaum hörte der alte Wilmot, daß dieſer Fremde ihm von Charlotten zugeſchickt würde, ſo war er gern zu ſeiner Aufnahme bereit.

„Was nur mein armes Hauß noch vermag,

ſagte er,

„darüber können Sie völlig befehlen. Dieſes junge Frauenzimmer hat völlig Recht uns zu befehlen.

Aber er war auch noch ſo voll von der Empfindung ſeiner traurigen Lage, daß er kaum die erſten Fragen an den Fremden über ſein Vaterland, und ſeine Geſchäfte thun konnte, ohne ſchon von ſeinen eigenen Umſtänden mit ihm zu ſprechen.

„Es iſt noch unſre beſte Freundin, dieſe Miß Jones, ſagte er zum Beyſpiel,

„und wir lieben ſie, wie unſer eigenes Kind. Ach freylich hoften wir wohl ſonſt, ihr einen noch zärtlichern Namen, als den einer Freundin geben zu können — aber — dieſe Hofnung iſt verſchwunden. —

Gleich aber ſetzte er hinzu:

„Doch was rede ich auch? was geht das Ihnen an? Verzeihen Sie mir, Herr Reymund! wenn ich manchmal von Dingen rede, die hieher gar nicht gehören! — Wir hatten ſonſt auch einen Sohn — — Aber nein! weg damit! —

Frau Wilmot ſetzte hinzu:

„Sie kommen aus Jamaica. Haben Sie nichts von unſerm Sohne gehöret? — ich glaube, er iſt auch nach Weſtindien gegangen. Ach! wie ſchmerzhaft iſt uns das Andenken an einen Verluſt, den wir ſchon ſo lange erlitten, und doch noch immer nicht ertragen gelernt zu haben! —

Hier konnte der junge Wilmot ſeine Bewegungen kaum mäſigen, und kaum ſeine angenommene Rolle fortſpielen. Die Freude, ſeine Eltern vor ſich zu ſehen, beſtürmte ſein Herz ſo ſehr, als die Betrübniß, ſie in ſo trauriger Gemüths-Verfaſſung zu finden. Er ſah, daß ſie ihn nicht mehr kannten, und er mußte all' ſeine Kräfte zuſammen nehmen, um ſich nicht ſelbſt zu verrathen.

fuhr der alte Wilmot fort,

wir können ihn nicht ertragen, dieſen bittern Verluſt. Auch Miß Jones war noch bis itzt untröſtlich darüber. Aber wahrſcheinlich hat nun ihr Kummer um einen Menſchen ein Ende, den nur der Tod rechtfertigen kann, daß er ſo lange von ihr wegblieb. Sie werden ihr vermuthlich ſeinen Verluſt erſetzen, und für Sie ein zweyter glücklicherer Wilmot werden: denn aus meinen todten Lenden, und dem unfruchtbaren Schooſe meiner Frau — ach! da wird kein anderer Sohn wieder hervor gehen, der unſre

Thränen abtrocknen, und unſerm Gram ein Ende machen könnte. — —

Der Alte fieng an zu weinen, und ſeine betrübte Gattin ſetzte hinzu:

„Sind wir nicht die unglücklichſten Sterblichen, Herr Reymund? — von Gott, und der Welt verlaſſen, und verachtet? — das Grab, das uns unſern Sohn, und mit ihm unſre ganze Freude raubte — das allein muß nun unſre Zuflucht ſeyn. — —

Faſt hätte der junge Wilmot länger nicht mehr an ſich halten können. Nur mit vieler Anſtrengung faßte er ſich, und mit Würde konnte er dann ſagen:

„Verzagen Sie noch nicht, lieber Freund! nur zur Hölle verdammte Seelen ſtürzen hofnungsloß ſich in den Abgrund der Verzweiflung; Menſchen können und müſſen immer noch auf Gnade hoffen. Vor Aufgang der Sonne geht die finſtre Nacht vorher, und wenn wir es am wenigſten erwarten, erſcheint die Barmherzigkeit des Himmels im lichtvollſten Glanze.

„Ach! das hat man mir tauſendmahl ſchon vorgepredigt,

verſetzte der Alte,

„aber — ich fürchte, dieſe leidige Philoſophie iſt nichts, als Betrug.

„Nein!

erwiederte der Sohn,

„ſie iſt die Wahrheit ſelbſt. Ich bin lebendiger Beweiß davon. Zweymal litt ich Schiffbruch; eben ſo oft fiel ich den Seeräubern in die Hände; einmal wurde ich von den Wilden gefangen, und ſtand auf dem Punkte, ſkalpirt zu werden. Nur ein Wunder rettete mich. Ich kam wieder loß, erwarb Reichthum und Ehre, und bin — nun bald einer der glücklichſten Sterblichen.

„Ein Beyſpiel von dem Eigenſinn des Glücks!

erwiederte der Alte,

„das mehr zum Erſtaunen reitzt, als andern Troſt gewährt! Sie ſind durchgekommen, das iſt wahr: aber wie viel mehrere dagegen hat ihr widriges Schickſal aufgerieben? —

„Ja wohl!

ſetzte ſeine Gattin hinzu,

„in dem nehmlichen Sturme, wobey Sie ſich noch gerettet haben, kann unſer Sohn vielleicht umgekommen ſeyn. Ach, der arme Jüngling! —

Hier fieng den jungen Wilmot würklich ſeine Neugierde an, zu gereuen. Er ſahe, daß ſie ihn in unnöthige Verlegenheit geſtürzt hatte. Gab er plötzlich ſich ſeinen Eltern zu erkennen, ſo mußte er befürchten, daß der ſchnelle Uebergang von der tiefſten Betrübniß zum höchſten Uebermaaß der Freude ihrer Geſundheit, ja wohl gar ihrem Leben gefährlich ſeyn könnte. Und ſollte er länger ſich verſtellen, ſo war es ihm ſelbſt unmöglich, es auszuhalten. Er beſchloß alſo, ſie nur langſam und ſtuffenweiſe bis zur völligen Entdeckung hinauf zu führen. Niemand konnte das nun beſſer thun, als Charlotte, die er in einigen Stunden zu ſeinen Eltern beſtellt hatte. Um alſo bis dahin der ihr ſo gefährlich ſcheinenden längern Unterhaltung mit ſeinen Eltern loß zu werden, und ſelbſt von ſeinen Strapazen ein wenig auszuruhen, bat er ſeinen Vater, ihm eine Stelle anzuweiſen, wo er ſich ein wenig ſchlafen legen könne. Die guten Eltern hatten kein Bette weiter, als ihr eigenes, das in einer Kammer im Hintertheil des Haußes ſtand. Das boten ſie dem jungen Fremdling an. Ehe er ſich aber dahin begab, zog er das Käſtgen, worinnen er ſeinen ganzen Reichthum, ſeine Juwelen hatte, aus ſeinem Buſen hervor, und ſagte zu ſeiner Mutter:

„Dürft', ich Sie wohl bitten, mir dieſes Käſtgen bis zu meinem Erwachen aufzuheben? es ſind Koſtbarkeiten darinnen, die ich mir ſelbſt im Schlafe nicht gern anvertraue. Man kann ſolche Sachen nicht feſte genug verwahren.

Frau Wilmot nahm es an, verſchloß es in ihren Schrank, und verſprach eher nicht davon wegzukommen, als bis der Fremde wieder aufgeſtanden ſey. Dann führte ihn der alte Wilmot in ſeine Schlafkammer, wieß ihm dort das Bette an, wo er ſchlafen ſollte, und gieng in ſeinen bey dem Hauße habenden Garten, um ſeinen melancholiſchen Gedanken deſto ungehinderter nachhängen zu können. Der junge Wilmot aber beſtellte es noch, daß wenn jemand käme, der nach ihm frage, man ihn ſogleich wecken ſolle.

Keine Stunde war verfloſſen, ſo konnte Frau Wilmot ihrer Neugierde, zu wiſſen, was in dem Käſtgen ſey, nicht länger widerſtehen. Sie nahm es aus dem Schranke heraus, beſahe es von allen Seiten, und dachte ſo bey ſich ſelbſt:

„ich möchte doch wiſſen, was eigentlich darinnen wäre. Er ſagte, es wären Koſtbarkeiten. Aber gleichwohl vertraut er ſie einer fremden Hand an, als ob es nur eine Kleinigkeit ſey. Dieſes Zutrauen wäre doch zum Erſtaunen. Ich möchte es bald aufmachen, und darnach ſehen.

Die Neugierde reitzte ſie, aber der Gedanke, daß es unredlich ſey, Schlöſſer aufzumachen, ſchreckte ſie vom Eröfnen wieder zurück.

„Nein! es mag auch ruhen!

ſetzte ſie in Gedanken hinzu,

„was ſoll ich mich bey meinen eigenen Bekümmerniſſen auch noch um fremder Leute Sachen bekümmern?“

Aber ſie konnte es doch auch nicht wieder von ſich legen. Bald lagen ihre Finger am Schloſſe; es war eine Feder daran, die vom Druck der Finger nachgab, und — plötzlich ſprang das Käſtchen auf. Sie erblickte eine unermeßliche Menge der ſchönſten Edel[illegible] Der volle Glanz dieſer Koſtbarkeiten blendete ihre Augen, und entzückte ihr Herz. Sie konnte ſich gar nicht ſatt daran ſehen. Bald hieng ihre ganze Seele daran, und ihre Gedanken fiengen an, auf Abwege auszuſchweifen.

Ach! wenn wir doch dieſen Schatz hätten! dachte ſie,

„weg wäre dann auf einmal dieſe ſchmutzige Armuth, dieſer nagende Kummer um Mittel, uns des Hungers zu erwehren, und unſer elendes Leben von einem Tage zum andern hinzufriſten; weg die Verachtung, und das noch peinlichere Mitleid der uns noch verhöh-

> nenden Welt! — Reichthum und Ueberfluß könnte uns wieder zu Anſehen bringen, und der Stolz würde ſich wieder vor uns bücken müſſen. —

Sie gerieth in eine Art von Begeiſterung darüber, und verlor ſich ganz in die Vorſtellung von Glückſeligkeit, dieſen Schatz zu beſitzen. Da ſie davon wieder erwachte, wurde ſie erſt gewahr, daß nur ein ſchöner Traum ſie getäuſcht hatte, und nun fühlte ſie ſich durch den Genuß des geträumten Glücks noch weit elender, als vorher. Daß ſie dieſe reitzenden Edelſteine wieder zurückgeben ſollte; jammerte ſie ganz auſſerordentlich. Aber bald erzeugte die Vorſtellung davon den Gedanken in ihrer Seele, ob es nicht vielleicht doch angienge, daß ſie dieſelben behalten könne? —

> „Warum ſoll ich mich auch eines Schatzes ſelbſt berauben,

dachte ſie,

> „den ich doch ſchon in meinen Händen habe? — warum ringe ich ſo gar nach dieſem Verluſte? — bin ich denn etwa ſo ſehr in Elend und Dürftigkeit

verliebt? — ich werde ihn behalten. —
Aber wie? —

fuhr ſie in ſich ſelbſt zurück,

„wie kann ich ihn behalten? — wird er
ihn nicht zurück fordern? —

Sie dachte darüber nach, und — ein abſcheulicher Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. — Sie ſchauderte ſelbſt davor zuſammen. Aber bald kam ſie wieder zu ſich, und ſagte ſich heimlich die Worte:

„Was bebt mein Herz? warum erſtarrt mein Blut? — hab' ich denn noch
zu wählen? — iſt es nicht die dringendſte Noth, die mich auf dieſen Gedanken führt? —

In dieſem Augenblicke trat der alte Wilmot herein. Seine erſchrockene Gattin verbarg ſogleich das Käſtchen unter ihre Schürze.

„Das iſt ein glücklicher Menſch, der
Fremde!

ſagte der Alte,

„er ſchläft ſchon hart und feſte. Was
denkſt du wohl von ihm, mein Kind? —
mit

mir ſcheint er ein edles Herz zu haben; er iſt Charlotten vollkommen werth. Eh' ich noch von ihm weggieng, drückte er mir die Hand, und bat mich, mit einem Herz durchdringenden Blick, ich möchte dir doch in deinen Bekümmerniſſen Troſt zuſprechen.

Madam Wilmot hatte ihre Gedanken bey den Edelgeſteinen. Ohne darauf zu hören, was der Alte ſagte, zog ſie das Käſtgen wieder hervor, und beguckte den Schatz mit einer brennenden Sehnſucht. Wilmot erſchrack, wie er das gewahr wurde.

„Was haſt du da gemacht?

rief er ihr zu,

„Pfui! das iſt ſchlecht. Dir wurde das Käſtgen verſchloſſen übergeben,“ und du haſt es eröfnet? — gleich, mach es wieder zu! wenn das heraus käme, wie niederträchtig würden wir uns damit machen! —

Sie. Wie ſollt' es denn heraus kommen? ich kann es ja gleich wieder zumachen.

Er. So! — aber mein Stolz empört ſich dagegen. Es iſt gegen die Würde eines ehrlichen Mannes. Wenn man ohne Vorwurf lebt, ohne Verbrechen aus der Welt geht, ſo kann man der ſchwärzeſten Bosheit mit Verachtung die Stirn zeigen.

S. Unſinn! — man ſollte vielmehr ſeinen Verſtand brauchen. Ich mag mit deiner Philoſophie nicht ſterben, bis — ich nicht weiter kann.

E. Ha! das kommt mir eben ſo vor, als ob man einem Schatten nachlaufen wollte, wenn ihn die untergehende Sonne mit ſich fortnimmt. Es iſt abgeſchmackt, ſo ängſtlich, wie du, über das Biſchen Leben zu halten, wenn man keine Mittel mehr dazu hat.

S. Wenn ich einmal ſterben muß, ſo will ich doch nicht gerade verhungern.

E. Wie du willſt. Du ſollſt aber auch nicht allein ſterben.

S. Und ich mag auch nicht alleine am Leben bleiben.

E. O, dafür bürgt uns unſre Armuth: Wie es einem geht, ſo geht's auch dem andern.

S. Gut dann! ſo wollen wir beyde leben.

E. Wie thöricht! als ob das von uns abhienge. Nur Mittel her dazu! und ich will gern mit dir leben.

S. Hier ſind dieſe Mittel! —

Wie vom Blitz gerührt ſtand der Alte da, wie er das hörte. Kaum traute er ſeinen Sinnen, ob er auch recht gehört habe.

„Wie? — iſt das dein Ernſt? —

ſagte er haſtig,

„oder willſt du mich nur in Verſuchung führen? — Um Gotteswillen! hüte dich vor ſolchen Gedanken! nichts iſt ſo abſcheulich, wozu das menſchliche Herz in gewißen Umſtänden nicht fähig wäre. O, man hat Beyſpiele, ſchreckliche Beyſpiele, daß Diebſtahl, Kirchenraub, Hochverrath und Vatermord, bey ſchmeichelnden Gelegenheiten, und in der Verzweiflung von Leuten begangen worden ſind, die vorher bey dem bloßen Namen dieſer Verbrechen zurück bebten. —

S. Warum ſetzeſt du nicht auch den Selbſtmord hinzu? —

L. Den Selbſtmord? —

S. Ja! das abſcheulichſte Verbrechen unter allen.

L. Ach Gott! wie fällſt du darauf? wie kannſt du mich daran erinnern?

S. Weil er uns bald unvermeidlich ſeyn wird, wenn wir uns nicht zu einem weit geringern Verbrechen entſchließen.

L. Und zu welchem?

S. Der Fremde iſt in unſern Händen. —

Hier ſank der Alte vor Entſetzen auf ſeinen Stuhl zurück. Wild und fürchterlich ſchoſſen ſeine Blicke auf ſein Weib zu. Kochend ſtieg ihm das Blut zum Herzen, und eine ſchreckliche Angſt durchſchauerte ſein ganzes Weſen.

„Allmächtiger Gott!

rief er aus,

„welch' ein abſcheulicher Gedanke!' — Mord eines Unſchuldigen? — konnte der Teufel ſelbſt dir einen verführeriſchern, ſchwärzern Plan eingeben? —

Aber ganz gelaſſen antwortete ſie:

„Und doch iſt es lange nicht ſo abſcheulich, lange nicht der Natur ſo zuwider, andern, als ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

E. Unſinn! kein Verbrechen iſt größer, oder kleiner, als das andere. Wozu man Luſt hat, das läßt ſich durch Sophiſtereyen entſchuldigen. Aber die Vernunft muß uns leiten, wenn wir nicht irren ſollen. Und — ſollte in Stunden der Verſuchung die Vernunft ſich in den Menſchen verleugnen, und ſich nur dazu brauchen laſſen, dem Meuchelmorde das Wort zu reden? —

S. Du vernünftelſt ohne Vernunft! Die Selbſterhaltung iſt das erſte, wozu man ſeine Vernunft brauchen muß.

E. Selbſterhaltung? freylich iſt ſie das erſte, wornach der ſchwachſinnige Menſch trachtet.

S. Nun ſo wollen wir uns erhalten, weil wir können.

Jetzt fiengen die Gedanken des Alten, welche Verzweiflung, Stolz und Aberwitz ſchon merklich geſchwächt hatten, an, auf ſchlüpfrige Wege zu gerathen. Stark wurde die Vorſtellung der Selbſterhaltung in ſeiner Seele. Seufzend hieng er ihr nach, und abwankend von den reinen Begriffen der Vernunft ſagte er:

„Hör auf Weib! ſonſt werde ich von meinem eignen Herzen verrathen, ſo ſehr ich auch widerſtehen mag. Schon fühle ich, daß du mich angeſteckt haſt. Du haſt mir Liebe zum Leben eingeflößt, und ein tobendes Gefolge von Begierden, die Befriedigung fordern, führt meine Vernunft irre. Wer nur einmal mit der Verſuchung in Unterhandlung tritt, der wird gewiß am Ende von ihr beſiegt.

S. Nun! was zaudern wir denn? fort! raſch zur That! denkt man lange darüber nach, ſo wird ſie am Ende gar verſchoben, und ſie löſt ſich in ein Nichts auf. Itzt ſchläft er; und dieſe Augenblicke müßen wir nutzen. Sonſt iſt jeder Verſuch Unſinn.

E. O, edelmüthiger, unglücklicher Menſch! was konnte dich doch bewegen, dein Leben und dein Vermögen den Händen elender, wahnſinniger Leute anzuvertrauen? — —

S. Nun wohlan! — Was bedenkſt du noch? — aber wie führen wir die That aus? — durch das Schwerd, oder durch den Strick? —

E. Hölliſches, blutdürſtiges Ungeheuer vom Weibe! — Was haben Stolz und Armuth für Verwüſtungen in deiner Seele angerichtet?

S. Wie? — Auf mich willſt du nun los? — Greif in deinen eignen Buſen, grauſamer Mann! — Haſt du nicht ſelbſt mit deiner ſtolzen verſchwenderiſchen Lebensart unſer Vermögen zu Grunde gerichtet? — Haſt du nicht ſelbſt unſern einzigen geliebten Sohn, in ſeiner zarten Jugend hinaus in die weite Welt getrieben? — wer hörte da wohl auf meine traurigen Ahndungen — auf meine wehmüthigen Bitten? — wer achtete wohl meine Thränen? — wo war denn damals dein Mitleiden, und deine Geduld? — Grauſamer Ehemann! — unnatürlicher Vater! — mein Vermögen konnteſt du durchbringen, mir meinen Sohn rauben, mich zur Verzweiflung treiben! — und nun willſt du mir noch vorwerfen, daß ich das bin, wozu du mich doch ſelbſt gemacht haſt? — wie gewiſſenlos! wie undankbar! —

Dieſe harte Rede brachte den guten, halb wahnſinnigen, alten Wilmot dem Zuſtande nahe, wo er alles andre menſchliche Gefühl bey dem Unglück ſeiner Gattin vergaß.

Ihre Vorwürfe betäubten ſein Gewißen, [illegible] weniger ſträubte es ſich gegen ihren unmenſchlichen Vorſchlag, je mehr er die Stimme deſſelben unterdrückte; er beſchloß endlich, ſich Ruhe zu ſchaffen, und die Begierden ſeiner Frau durch eine Schandthat zu befriedigen, welche die Menſchheit zwar verdammte, die Nothwendigkeit aber zu rechtfertigen ſchien.

„Sey nur ruhig!

ſagte er,

„trockne nur deine Thränen! ich habe dir ja keine Vorwürfe gemacht. Du haſt viel bey mir ausgeſtanden; das weis ich wohl. Aber ich habe auch genug geduldet. Itzt haſt du mich in deiner Gewalt. Ich thue alles, was du willſt. Sag nur, was ich thun ſoll! Der gute unglückliche Reymund legte ſeine Leibbinde, und ſeinen mit Diamanten beſetzten Dolch ab, wie er ſich niederlegte. Da haſt du nun die Wahl! — was von beyden ſoll ich brauchen, ſeinem Leben ein Ende zu machen? —

„Die Binde;

antwortete ſie,

„denn da kann ich dir mit behülflich ſeyn.

W. Pfui! — ein Weib als Mörderin? das wäre doppelt ſchrecklich. Du wärſt ja ſonſt ein ſo ſanftes, zärtliches Geſchöpf; ich mag dich nicht zur Furie werden laſſen; ich will es ſchon allein vollbringen. — Geh nur itzt hin, und ſieh zu, ob er noch ſchläft, aber mach' ja kein Geräuſch! —

Die arme verblendete Frau gieng voller Freude über den Entſchluß ihres Mannes davon; er aber folgte halb wahnſinnig einige Minuten ſeinen herumirrenden Gedanken.

„Ich denke, er nannte ſich vorhin den glücklichſten Sterblichen;

ſo waren ungefehr ſeine Ideen,

[illegible], du armer betrogener Jüngling! wie ſehr haſt du dich geirrt! wie bald werden deine jugendlichen Freuden, von des Todes kalter Hand berührt, in ihrer ſchönſten Blüthe dahinwelken! — hinſchwinden werden dir deine Sinnen, wie Meteore, die in der Luft zerflattern — aber wohl dir auch dann! — wenn du nichts mehr von dieſer argen Welt ſiehſt, ſo wirſt du auch deinen Verluſt nicht erfahren, und — die Schmerzen fehlgeſchlagener Erwartung nicht fühlen. — Ja! du wirſt glücklich ſeyn, und wir — werden dich glücklich machen. Iſt nicht, ruhig zu ſterben, des Menſchen höchſtes Glück? — und — jede Freude, ſelbſt die Hofnung zu überleben —

ſein tiefſtes Elend? — Wer könnte dich dann wohl beklagen? — zu beneiden biſt du vielmehr gegen die Martern meiner geängſteten Seele. —'

In dieſe und ähnliche Betrachtungen noch verſenkt, fand ihn ſeine Gattin, die ihm die Nachricht brachte, daß der Fremde zwar noch ſchlafe, aber ſo unruhig, daß man ſein Erwachen alle Augenblicke befürchten könne. Wenn etwas gethan werden ſolle — ſetzte ſie hinzu — ſo müſſe man eilen, ſonſt ſey alles verlohren. Sie hatte den Dolch ihres Sohnes mitgebracht, und gab ihn ihrem Manne in die Hände, um mit demſelben die Mordthat zu vollbringen. Er nahm ihn, beſah' ihn unter den Worten:

„Wenn anders eine Hölle iſt, ſo brauchen wir nur dich, um gewiß darinnen aufgenommen zu werden;

und — ließ ihn wieder fallen, indem er hinzuſetzte:

„aber meine Hand iſt zu ſchwach, ſie kann dich nicht halten. —

Die Frau ſahe ihn bedeutend an, und verſetzte:

„Pfui! ſchäme dich! — ſey ein Mann! —

Der Alte betrachtete ſie mit einem jammervollen, verzerrten Geſichte, und erwiederte:

„Aber — was wollen wir auch thun? — —

Sie hob den Dolch wieder auf, und antwortete:

„Gut! du feige Memme! gieb her! — ich will es ſelbſt thun.

Doch Wilmot riß ihr ſolchen wieder aus der Hand, und ſagte mit Heftigkeit:

„Gieb nur her! ich will dir doch zeigen, daß ich keine Memme bin. Was iſts denn weiter, als ein Mord, den Armuth — Noth — und Verzweiflung fodern? — Reiben doch Ehrgeiz, Rachſucht, und Habbegierde täglich ihre Millionen auf! — was ſollt' ich fürchten, daß — — Komm mit! ſieh' zu, wie wenig Mitleid und Barmherzigkeit noch in dieſer verwilderten Bruſt übrig iſt! —

Er eilte zur Thür hinaus, wollte aber in der Zerſtreuung die Treppe hinauf, anſtatt in das

Hintertheil des Hauſſes zu gehen, wo ſein Schlafzimmer war.

„Wo willſt du denn hin?

rief ihm Agnes zu,

„Du biſt ja gar nicht bey Sinnen.

Er beſann ſich, kehrte um, und ſagte:

„Ja, ja! ich ſehe ſchon; laß mich nur! —

Nun eilte er würklich dem Gemach zu, wo ſein Sohn lag. Agnes gieng ihm nach, um zu ſehen, wie er den Streich ausführen würde. Da er ziemlich derb auftrat, ſo zitterte ſie ſehr davor, daß der Fremde vorher noch erwachen möchte: Sie rief ihm noch nach, leiſe zu gehen, und nahm ſich vor, ihm im Fall der Noth beyzuſtehen: denn es war ihr immer noch vor ſeiner Gewiſſenhaftigkeit bange. Wie ſie bemerkte, daß er im Fortgehen noch etlichemal zauderte, und bisweilen gen Himmel aufblickte, dachte ſie:

„Ha! er blickt zu Gott auf. Ich glaube gar, er will noch beten. — Das iſt ihm doch lange nicht eingefallen. — O aber über das Zaudern! — alle Geduld vergeht mir. —

Itzt machte Wilmot das Zimmer auf, und gieng hinein. Wie er den Schlafenden ſo ganz ſorglos und ruhig da liegen ſah, bebte ſeine Seele noch einmal heftig vor ſeinem blutigen Vorſatze zurück. Lange beſah' er ihn mit thränenvollen Augen — mit angſtvollen Blicken. Sein Gewiſſen empörte ſich noch einmal gegen ſeinen Willen, und ſein ganzes Mitleiden wurde wieder rege.

Indeß hätte ſeine Gattin, die alles durch die offengelaſſene Thür mit anſah, vor Ungeduld vergehen mögen. Schon ſtand ſie auf dem Punkte, zuzuſpringen, ihm den Dolch aus der Hand zu reiſſen, und die That ſelbſt zu vollbringen, als der zitternde Alte endlich dazu herſchritt. Ehe er aber den Dolch in die Bruſt ſeines Sohnes ſtoßen wollte, zog er zum Glück für den in der größten Gefahr ſchwebenden Jüngling, die Bettdecke, die er über ſich geſchlagen hatte, hinweg, und faßte nun den Dolch feſt. Aber in dem Augenblick erwachte der junge Wilmot. Mit ſchneller Entſchloſſenheit fiel er den Alten in den Arm, womit er den Dolch hielt, und ſtieß ihn mit den Worten:

> „Halt, Unglücklicher! du ermordeſt deinen Sohn!

von ſich zurück. Wie vom Blitz gerührt, ſtürzte der alte Wilmot rücklings darnieder, und ſeine Lebensgeiſter ſchienen auf einmal zu entfliehen. Seine Frau aber rannte mit einem ſchrecklichen Schrey davon. — —

Es iſt ſchwer, das Erſtaunen, und die Beſtürzung des liebreichen Sohnes zu ſchildern, wie er ſeinen Vater in Ohnmacht da liegen ſah, und ſich ſolchen als ſeinen Mörder denken mußte.

> „O Gott!

rief er aus,

> „ſeyd ihr ſo tief gefallen, ihr unglücklichen Eltern? — zu Mördern herabgeſunken? — o, wie weit muß euch Armuth und Verzweiflung gebracht haben! — Verdammte Neugierde! daß ich mich auch nicht gleich zu erkennen gab! —

Doch ohne Verzug machte er ſich nun über ſeinen Vater her, hob ihn auf, und legte ihn aufs Bette. Durch dieſe Bewegung kam der Alte wieder zu ſich, und ſchlug ſeine Augen auf.

Der Sohn kniete vor ihm nieder, führte ſeine Hände an den Mund, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen.

„Ach! bin ich denn wieder zu dieſer [illegible] Leben aufgewacht?“

rief der Vater aus,

„Was willſt du hier, mein Sohn? — Geh! verfluche mich — ich bin nicht mehr dein Vater — ein Ungeheuer bin ich, das auf einem verfluchten Boden wuchs.

Er richtete ſich empor, ſtieß ſeinen Sohn von ſich, und wollte entfliehen. Aber dieſer hielt ihn feſt mit den Worten:

„Bleiben Sie, mein Vater, um die Macht der Vorſehung mit mir anzubeten, die Ihre Hand von einer That zurückhielt, die nichts, als Frucht der Sinnloſigkeit und Verzweiflung ſeyn konnte! —

„Ach freilich! der Verzweiflung —

rief er,

„und deine Mutter — o! nur ſie brachte mich dazu, nur ſie! — wo iſt ſie? — Will ſie mir meine Schande, meine Schaam nicht tragen helfen? —

„Es ſoll niemand wiſſen, was unter uns vorgieng;

antwortete der Sohn.

„alle Schande ſoll Ihnen erſparet werden. Selbſt meine gute Mutter ſoll es nicht erfahren, wie weit es zwiſchen uns kam. Geben Sie ſich nur zufrieden, mein Vater! — kommen ſie in meine Arme! freuen Sie ſich unſrer Wiedervereinigung! — ich bin ja ſelbſt Schuld an dieſem Vorfalle. Wer hieß mir denn, den unglücklichen Gedanken ausführen, unter fremdem Namen zu Ihnen zu kommen, und — meiner Mutter mein Reichthum anzuvertrauen? ich hätte das menſchliche Herz beſſer kennen ſollen, ich hätte wiſſen können, daß Armuth zur Verzweiflung — dieſe zum Wahnſinn — Wahnſinn aber zum unnatürlichſten Verbrechen führt. —

„Ach! du haſt wohl Recht, mein Sohn! ſagte der Alte,

„wohl ſtark führteſt du uns in Verſuchung; dein Millionen werthes Käſtgen war die Klippe, woran die Tugend meiner Frau ſcheiterte, und ihre unglückliche Neugier der Wind, der ſie an dieſe Klippe trieb. — Aber ſind wir darum weniger ſtrafbar, daß wir uns vom Glanz der Schätze dieſer Welt zum abſcheulichſten Verbrechen unter der Sonne hinreiſſen ließen? — Hat der nicht die Hölle verdient, der, um reich zu werden, die grauſame Hand gegen ſeinen unſchuldigen Sohn empor hob? —

„Aber erkennen Sie denn nicht, daß Gottes Hand das Schwerdt zurück hielt? erwiederte der Sohn,

„Warum that ſie dieß, als blos um Sie noch glücklich zu machen? — Wohlan denn! ſtreben Sie nicht gegen die Güte der Vorſehung! erkennen Sie die Wege, auf welchen ſie Sie in Ihrem Alter noch zum Wohlſtande und zur Glückſeligkeit führen will! folgen Sie mir auf dieſen Wegen! — kommen Sie! wir wollen

len die Gute aufſuchen, deren Geſchrey ich vernahm, wie ich erwachte. Wer weiß, ob Sie mich nicht für todt hielt, als ich zum neuen, glückſeligem Leben aufſtieg, das die Hand der Vorſehung mir rettete? — —

Dieſe Zuredungen bewogen endlich den Alten, daß er ſich von ſeinem Sohne ins Vordertheil des Haußes zurückführen ließ. Hier trafen Sie denn die Mutter unter den Händen einer Magd an, die ihr ſchon aus etlichen Ohnmachten geholfen hatte, und itzt beſchäftigt war, ihr ihre Thränen abzutrocknen. Wie ſie ihren Sohn erblickte, ſtürzte ſie an ſeinen Hals, und rief mit dem rührendſten Ausdrucke:

„Ach! Gott ſey tauſendmal Dank, daß er dich von unſern treuloſen Händen errettete! — wohl uns, daß wir dich wieder haben! — vergieb! — vergieb uns unſre unnatürliche, ſchreckliche That!

„Es iſt ſchon alles vergeben! antwortete der Sohn,

„es war eine Verirrung von dem Wege der Vernunft, die ich ſelbſt veranlaſſet hätte.

„Ach! nun denke ich erſt an Charlottens Traum, erwiederte die Mutter,

„den ich freylich eher hätte beherzigen ſollen. Sie ſagte mirs wohl, daß dergleichen Warnungen einer unſichtbaren Macht nicht verachtet werden dürften.

Der Name Charlotte brachte bald das Geſpräch auf ſie. Der junge Wilmot erzehlte ſeinen Eltern, daß er ſie ſchon geſprochen habe, und daß ſie bald zu ihnen kommen würde. Man traf hierauf die Verabredung, den tragiſchen Vorfall ſeiner vorgehabten Ermordung gänzlich vor dieſem lieben Mädchen zu verſchweigen, und ihr nie etwas davon wiſſen zu laſſen. Zum Glück gewannen die guten Eltern, ehe Charlotte kam, noch ſo viel Zeit, ſich von ihrer heftigen Gemüthsbewegung ein wenig wieder zu erholen, und eine ruhige und heitere Miene anzunehmen. Wie ſie endlich kam, verbreitete ihr ſanftes fröhliches Geſicht die ſüſſeſte Freude und Zufriedenheit über die ganze Familie. Bald darauf gab ihr der junge Wilmot ſeine Hand, und der glücklichſte Wohlſtand belebte nun das ganze Hauß. In dieſer Eintracht lebten ſie auch noch eine geraume Zeit zuſammen, ohne daß der junge Wilmot ſeinen Eltern das geringſte von Empfindlichkeit über jenes ihr grauſames Vorhaben gegen ihn merken ließ. — —

VIII.

Die Tugend im Laſtergewande.

Eine Original-Erzehlung.

Die Kunſt geht nach Brode — ſagt der Mahler Conti in Leſſings Emilie. Ein Fall, der leider nur zu oft bey uns vorkommt. Es lebte zu Wien ein ſehr geſchickter Portraitmahler, mit Namen Felsheim, in den armſeligſten Vermögens-Umſtänden. Er war ein heller idealiſcher Kopf, der nur auf auſſerordentliche Werke der Kunſt ausgieng. Wenig brachte er damit zu Stande, und meiſtens wurde ihm auch ſeine langſame, obgleich oft vortrefliche, Arbeit ſchlecht bezahlt. Idealiſche Schönheiten aus ſeiner Imagination auf die Leinewand überzutragen, war ſein Lieblingsgeſchäft. Mit dem eigentlichen, ungleich mehr eintragenden, Portraitmahlen gab er ſich wenig ab. Dieß war ihm, als einem Künſtler vom erſten Range, wofür er ſich ſelbſt anſah, unter ſeiner Würde. Daher war denn auch immer ſein Beutel eben ſo arm an Gelde, als ſein Kopf reich an ſchönen Formen weiblicher Reize.

Einer ſeiner größten Genieſtreiche war die Art und Weiſe ſich zu verheurathen. Um die Züge weiblicher Reize in ſeiner Seele immer lebendig zu erhalten, und durch Anſchauen der Häßlichkeit oder auch nur mittelmäßiger Gegenſtände, die glänzenden Ideale ſeiner Phantaſie nicht zu entkräften, nahm er ſich vor, nur einem Frauenzimmer von ausserordentlicher Schönheit ſeine Hand zu geben. Bey dieſem Vorſatze ſeine Glücksumſtände zugleich zu verbeſſern, war unmöglich: denn wo hätte für einen armen Mahler ſich ein Mädchen von idealiſchen Schönheit, das auch zugleich Vermögen beſeſſen hätte, finden ſollen? Doch, ſeine Kunſt, glaubte er, würde ihn hinlänglich ernähren, und dieß bewog ihn denn, ſeine Idee dem ungeachtet auszuführen.

Nach langem Suchen und manchem Hin- und Herwanken wählte er endlich die Tochter eines abgedankten Soldaten, der an Händ und Füßen lahm war, und zu ſeinem Unterhalte nichts, als eine kleine Penſion hatte. Was dieſer Unglückliche zur Unterhaltung ſeiner Familie brauchte, dieß mußte ſeine [illegible]

Joſepha, ſeine Tochter, erſt durch weibliche Arbeiten erwerben, und das gieng, ſo lange ſie alleine waren, auch ganz glücklich von ſtatten. Joſepha verdiente in jeder Betrachtung zum Muſter weiblicher Vollkommenheiten aufgeſtellt zu werden. So hervorſtechend ihre körperlichen Reize waren, ſo weit übertrafen auch die Eigenſchaften ihrer Seele die gewöhnlichen Begriffe von weiblichen Vorzügen. Sie war gutherzig, fromm und tugendhaft, treu ihrem Gatten, und voller Ehrfurcht für ihre Eltern. Ihre Verbindung mit Herrn Felsheim hinderte ſie nicht, fortzufahren, ſie in ihrer Armuth zu unterſtützen. In der Folge verfiel ihre Mutter in eine langweilige Krankheit, die ihr alle Kräfte zur Arbeit benahm. Felsheim ſahe ſich alſo genöthiget, auch ſeine Schwiegerältern ganz allein mit Beyhülfe ſeiner Frau zu unterhalten. Anfänglich gieng es jedoch noch immer ſo ziemlich gut. Da aber Joſepha bald hintereinander zwey Kinder bekam, die am Leben blieben, und Wartung und Pflege verlangten, ſo konnte ſie mit ihrer Nähnadel nur wenig mehr für die Laſten des Hausweſens thun. Faſt alles lag nun auf dem Pinſel ihres Mannes. Und da die Früchte deſſelben auch eben nicht ſo einträglich waren, ſo befanden ſich die guten Leute nicht ſelten in der größten Verlegenheit, und hatten faſt beſtändig mit Nahrungsſorgen zu kämpfen.

In dieſen bedrängten Umſtänden traf nun den armen Felsheim noch ein Unfall, der in ſeiner Familie die größte Zerrüttung anrichtete. Er hatte ſich nemlich genöthiget geſehen, bey ſeiner Heurath, und zur Errichtung ſeines Hausweſens ein Kapital von zweyhundert Gulden aufzunehmen. Ein reicher [illegible], welchem er einige Familien-Gemälde zu ſeiner großen Zufriedenheit gefertiget hatte, lieh ihm dieſes Geld. Bey ſeiner häuslichen Verfaſſung war Felsheim nicht ſogleich im Stande, das Kapital wieder zu bezahlen. Der Gläubiger ſtarb darüber. Sein Erbe war ein Neffe von ihm, der ſich auf Reiſen befand, und bey dem Tode ſeines Oheims ſich eben in fremden Ländern aufhielt. Dieſer junge Menſch übergab die Verwaltung ſeines ererbten Vermögens in ſeiner Abweſenheit einem alten hartherzigen Sachwalter, der mit den Gläubigern des Verſtorbenen ſehr ungeſtüm verfuhr. Da der junge Manner, ſo hieß der Erbe, bald zurück zu kommen verſprochen hatte, ſo glaubte ſein Bevollmächtigter ſich dadurch bey ihm zu empfehlen, und auf eine große Belohnung rechnen zu können, wenn er alle auſſen ſtehende Schulden eingetrieben hätte. Er ließ alſo auch unſern Mahler an die ſchuldigen zweyhundert Gulden erinnern, und da er ſolche aufzubringen nicht im Stande war, ſo ließ er ihn auf Wechſel in Arreſt ſetzen.

Hierüber gerieth nun die Familie des unglücklichen Felsheim in die größte Verlegenheit. Er ſelbſt wurde dadurch in ſeinen Geſchäften gehindert, und konnte im Gefängniſſe zur Unterhaltung der ſeinigen wenig oder nichts verdienen; ſeine Gattin aber war allein nicht im Stande, ſo viel zu erwerben, als ſie in ihr Hauswesen brauchte. Hunger und Dürftigkeit nahmen daher bald überhand. In kurzem ſtieg das Elend dieſer unglücklichen Familie bis auf den höchſten Grad. Madam Felsheim gab ſich zwar alle mögliche Mühe, ein andres Kapital aufzubringen, um ihren Mann damit auszulöſen. Aber umſonſt, niemand wollte ſich mit einer ſo armen Familie darauf einlaſſen — niemand ſich ihrer erbarmen. Einen ganzen Monat hatte Felsheim ſchon im Gefängniße geſchmachtet; einige Tage über hatten ſeine Eltern und Kinder ſchon kein Brod mehr gehabt, und noch war niemand da, der ſich über ihr Elend erbarmen wollte.

Endlich gieng Joſepha ſelbſt zu dem Sachwalter, der ihren Mann hatte gefangen ſetzen laſſen, klagte ihm ihre Noth, und bat ihn in den wehmüthigſten Ausdrücken, ſich ihrer anzunehmen, und ihrem Manne nur ſo lange die Freyheit wieder zu geben, bis der Erbe ſeines Gläubigers angekommen ſey; denn dieſen hoffte ſie durch Bitten dahin zu bewegen, daß er ihm mit dem Kapital noch Geſtundung gäbe. Der Sachwalter hörte ihre beweglichen Reden an, und antwortete dann mit der kaltblütigſten Härte:

„Ich habe Vollmacht, das Vermögen meines Clienten in Ordnung zu bringen, und ich kann über keinen Pfennig davon gebieten.

Madam Selsheim ſagte:

„Aber mein Mann kann nicht bezahlen; es iſt unmöglich, und wenn Sie ihn Zeitlebens ins Gefängniß ſetzten.

S. So hätte er auch nicht borgen ſollen. Wer borgt, muß wieder bezahlen.

J. Wo aber die Unmöglichkeit da iſt —

S.

S. Da habe ich doch das meinige gethan.

J. Aber unſre Familie muß darüber zu Grunde gehen; wir müßen alle den Hungertod ſterben.

S. So müßen Sie ſich ins Mittel ſchlagen, und etwas zu verdienen ſuchen.

J. Meine Arbeit iſt nicht hinreichend; ich kann nicht ſo viel verdienen, als unſer Unterhalt erfordert.

S. Das wäre doch nicht gut. Sie müſſen mit ihrem Pfunde wuchern. Sie ſind ja noch ſo jung und ſo ſchön — — Verdienſt — dächt' ich, — könnt' es Ihnen in einer Stadt, wie Wien iſt, unmöglich fehlen. — —

Joſephen gieng dieſer ehrloſe Vorſchlag des unbarmherzigen Sachwalters durch das innigſte der Seele, und er erfüllte ſie mit dem lebhafteſten Abſcheu vor ihm. Um aber nicht übel noch ärger zu machen, verbarg ſie ihre Empfindlichkeit darüber vor ihm, und verließ ihn mit der Aeuſſerung:

> ſie ſähe nun wohl, daß ſie menſchliches Gefühl vergebens bey einem Manne geſucht habe, der deſſen nicht fähig ſey, und ſie würde ihm auch nicht länger beſchwer-

lich fallen, und wenn ihre Eltern und Kinder noch heute Hungers ſterben ſollten.

Der Sachwalter lachte, und rufte ihr noch nach:

„ich beklage es, daß ich nicht mehr jung bin, Madam! ſonſt würde mir Ihre Schönheit vielleicht menſchlichere Empfindungen eingeflößet haben.

Voller Verzweiflung kam Madam Felsheim nach Hauſe. Ihre armen Kinder ſchrien ſie um Brod an, und die Thränenvollen Blicke ihrer Eltern ſagten ihr, daß kein Mittel zu ihrer Rettung als der Tod übrig ſey. In dieſer äußerſten Noth nahm ſie noch einige von ihren entbehrlichen Kleidungsſtücken — denn die beſten waren ſchon meiſt verſtoßen worden, — und verkaufte ſie. Acht Tage gewährten dieſe der unglücklichen Familie noch Nahrung. Itzt aber waren alle Hülfsquellen erſchöpft. Nur ein einziges Mittel, die Familie von dem Hungertode zu retten, blieb ihnen noch übrig; denn Herr Felsheim bekam Auftrag, einige Perſonen von hohen Stande abzumählen, und dieß mußte ihm etwas anſehnliches eintragen. Aber dazu war es erforderlich, daß er ohne Verzug aus ſeinem Arreſte kam, weil er jene hohen

Per

Perſonen anders nicht, als in ihren Häuſern abzeichnen konnte.

Vom neuen dachte nun ſeine Gattin auf Mittel und Wege, ihn aus dem Gefängniſſe zu befreyen; aber vergebens zerbrach ſie ſich lange den Kopf darüber. Endlich erinnerte ſie ſich des Vorſchlags, den ihr der Sachwalter ihres Gläubigers gethan hatte, und dieſer führte ſie denn auf einen höchſt ſeltſamen Gedanken, deſſen Ausführung nur die bedrängten Umſtände, worinnen ſie ſich befand, rechtfertigen konnten. Nachdem ſie dieſen Einfall reiflich genug durchdacht hatte, verſchritt ſie ohne Anſtand zur Vollführung deſſelben.

Sie gieng zu einer Frau, von welcher ſie wußte, daß ſie ſich damit abgab, in Liebesbedürfniſſen zu dienen, und ſolchen Herren, die dergleichen Vergnügungen ſuchten, etwas zuzuführen. Madam Kolbe, ſo hieß dieſe Frau, kannte Joſephen nicht; es wurde dieſer alſo leicht, die Rolle zu ſpielen, die ſie ſich vorgenommen hatte.

Was willſt du denn, mein Kind? ſagte die Alte, wie Joſepha zu ihr hineintrat, „Was gilts? es fehlt dir an einem Liebhaber?

„Ja, wohl fehlt mir es daran;“ antwortete dieſe, „ich könnt' ihrer wohl zu Dutzenden haben, aber nur nicht recht, wie ich ſie wünſche. Drum komme ich zu Ihnen. Sie ſollen mir einen zuweiſen.

K. O, wenn es weiter nichts iſt; da ſollſt du ſchon nach Wunſch bedient werden. Du biſt ja ein Mädchen zum Anbeiſen [illegible] für ſchöne blaue Augen! Welche [illegible]wangen! — Du biſt die Jugend und die Geſundheit ſelbſt. Und — was haſt du nicht für einen Buſen? — und was für ein paar Schenkel? — Sapperlot! was muß das für eine Wolluſt geben? — Aber du biſt auch wohl ziemlich theuer?

J. Allerdings. Um ein Lumpengeld mag ich ſo viele Reize nicht verſchleudern.

K. Daran thuſt du Recht. Wer was gutes haben will, mag auch bezahlen. Aber ſag mir doch, Mädchen? — wer biſt du denn eigentlich? und wo kommt die ſchöne Jugendblüthe bey dir noch her?

J. Ich bin aus Böhmen. Ein alter vornehmer Geck nahm mich mit hierher. Er konnte mir keinen Schaden thun. Da er mich aber einſperren ließ, und mich mit ſeiner tollen Eiferſucht quälte, ſo bin ich ihm davon gelaufen, und will nun ſehen, wo ich einen jüngern auftreiben kann, der auch gut bezahlt.

K. J, i! ſieh' doch! beydes auf einmal! Du biſt kein Närrchen! Doch — du kannſt es haben. Izt geht ſo was noch. Du thuſt wohl, wenn du die Zeit noch mitnimmſt. Aber das ſag' ich dir gleich: mit einem beſtändigen Engagement kann ich izt nicht dienen. Aber vielleicht —

J. Thut nichts. — Ich mag das auch nicht. Nur reich — ſehr reich muß der Patron ſeyn, dem Sie mich antragen, ſonſt verdienen Sie nichts dabey: denn mein Preiß iſt hoch.

K. Nu, nu! du wirſt doch nicht hundert Gulden für eine Nacht fordern?

J. Was ſie gilt, das gilt ſie. Ich habe meine eigene Taxe.

K. Nun, meinetwegen! ich wünſche dir Glück dazu. Es iſt gut, daß ich dir eben mit einem reichen Herrn dienen kann. Heute ſchickte ein ganz Fremder, den ich noch gar nicht kannte, zu mir, und verlangte ein Mädchen; aber außerordentlich ſchön und geſund müßte ſie ſeyn — ließ er mir ſagen — ſonſt ſollt' ich ſie lieber nicht bringen; ſie möchte übrigens koſten, was ſie wollte. — Ich habe den Bedienten wieder herbeſtellt; du kömmſt mir alſo eben, wie gerufen; denn ich wollte gleich darnach ausgehen. — Nur mußt du mir ſagen, ob du zu ihm in ſeine Wohnung gehen willſt, oder ob ich dir ein Stübchen wo verſchaffen ſoll?

Jl. Keins von beyden. Ich habe mir ſelbſt eine Wohnung gemiethet, und da fehlt mir es an keiner Art von Bequemlichkeit. Sie dürfen mir alſo nur ſagen, um welche Stunde ich den Beſuch Ihres jungen Herrn erwarten ſoll.

Kpl. Sachte, ſachte, mein Schätzchen! ſo geſchwind gehts noch nicht. Ich muß ja doch erſt wiſſen, ob du dem Herrn gefällſt — denn der Geſchmack iſt mancherley — einer will eine große, der andere eine kleine — der eine dicke, jener eine hagere; kurz, er muß dich erſt ſehen, und ich — muß auch erſt mit ihm akkordiren.

ren. Kannſt du ein Paar Stündgen hier bey mir bleiben?

J. Nein! das kann ich nicht. Aber wieder herkommen will ich, zu welcher Stunde es Ihnen gefällig iſt.

K. Auch das iſt mir Recht. So komm denn um ſechs Uhr! Ich will den Herrn hierher beſtellen.

Gern hätte Madam Felsheim den Namen und Stand des ihr von der Kolbin vorgeſchlagenen Galans gewußt, um zu beurtheilen, ob ſich auch ihr Plan bey ihm gut ausführen laſſe. Aber dieſe wußte darüber ſelbſt nichts; denn der Bediente hatte ihr ſolches ſchlechterdings nicht ſagen wollen. Inzwiſchen gieng jene nach Hauße, theilte ihren Kindern noch das wenige und letzte mit, was ſie im Hauſe hatte, und machte ſich dann bey einem Manne, der ein Weinhauß hielt, und für Geld in dergleichen Geſchäften diente, ein ſehr nettes und wohlausmöblirtes Stübgen aus, um ihr Abentheuer auszuführen.

Wie alles in Ordnung war, gieng ſie wieder zur Kolbin, und fand ſie ſehr vergnügt über dieſen ganzen Handel: denn dieſe Frau ſchmeichelte ſich, einen anſehnlichen Profit dabey zu machen. Sie erwartete eben die Ankunft ihres Klienten, der durch ſeinen Bedienten zur beſtimmten Stunde wieder hatte anfragen laſſen. Am meiſten freute ſie ſich darüber, daß Madam Felsheim ſich ſehr geſchmackvoll angezogen, und dadurch ihrer Schönheit einen deſto größern Reiz gegeben hatte.

Noch keine Viertelſtund war ſie hier, ſo trat ein junger Mann herein, deſſen Anſehn nichts weniger, als einen reichen Wollüſtling verrieth. Er trug einen ſchlechten grauen Oberrock, und einen ſehr groben runden Huth; ſeine Miene aber war finſter und mürriſch, und ſeine Geſichtszüge karakteriſirten mehr den tiefdenkenden Gelehrten, als den Mann von Welt oder den Sclaven ſinnlicher Lüſte. Hieraus weiſſagte ſich Madam Felsheim, die ſich auf Deutung der Phyſiognomie verſtand, für ihre Abſicht ſehr viel Gutes. Er machte ihr eine ganz kalte trockne Vorbeugung, und fragte die Kolbin, ob das die Perſon ſey, mit welcher er ſich einige Stunden allein unterhalten dürfe. Dieſe beiahte es, und fieng ſogleich an, das Lob ihrer Reize mit vollen Backen auszupoſaunen.

Der Herr aber ſagte:

„Still davon! was ich ſehe, braucht ſie mir nicht erſt anzupreiſen.

Dann wandt' er ſich an Joſephen, und fragte ſie, wenn und wo ſie ſeinen Beſuch annehmen wolle? ſie nannte ihm das Hauß, und die Gaſſe ihrer vorgeblichen Wohnung, beſchrieb ihm das Zimmer ſo, daß er nicht irren konnte, und ſagte, daß es ihm dieſen Abend zu jeder Stunde, freyſtünde, zu ihr zu kommen.

Recht wohl!

ſagt er denn,

„ſo erwartet Sie mich um acht Uhr.

Hierauf zog er ſeine Börſe hervor, legte der Kolbin einen Louisd'or auf den Tiſch, und gieng mit einer nachläſſigen Verbeugung gegen Joſephen wieder davon. Die Kolbin fragte ihn zwar in der Thür noch, wen ſie, bey ſich zu ſehen, die Ehre gehabt hätte? aber die Antwort war: ſie brauche das nicht zu erfahren — er wiſſe nun ſchon, an wen er ſich wenden müſſe, wenn er wieder Hülfe brauche.

„Nun wahrhaftig!

ſagte ſie zu Joſephen, wie ſie wieder ins Zimmer kam,

„Das iſt ein ſonderbares Geſchöpf vom Liebhaber. Wenn er im Bette bey dir auch ſo kalt iſt, wie hier, ſo wirſt du für deinen alten abgeſetzten Gecken wenig Entſchädigung finden. So mürriſch iſt iſt mir doch noch keiner vorgekommen. Andre ſehen auch Nymphgen doch ein bischen an, beſonders, wenn ſie ſo ſchöne Mädgen ſind, wie du — unterſuchen das und jenes; und freuen ſich, wenn ſie was leckerliches an euch finden; aber der — nicht einmal dein niedliches Händchen faßte er an — nicht einmal ein Mäulchen gab er dir. — Bey alle dem aber war er doch honett; ſo viel hat mir lange keiner gegeben. — Vermuthlich wird er dich eben ſo gut bezahlen, und da mußt du es denn darauf rechnen, wenn er auch im Bette eben nicht ſo viel taugt.

So wenig dieſer Herr das Glück hatte, der Kupplerin zu gefallen, ſo wohl war doch Madam Jelsheim mit ihm zufrieden: denn ſie glaubte, gerade den Mann an ihm gefunden zu haben, den ſie zu ihrer Abſicht ſuchte. Eine gewiſſe Ahndung regte ſich in ihrer Seele, die ihr den glücklichſten Ausgang ihres Unternehmens verſprach, und ihr ſchon zum voraus das ſchmeichelhafteſte Vergnügen darüber empfinden ließ.

Nunmehr begab ſie ſich in das Haus und in das Zimmer, das ſie zu Haltung der Zuſammenkunft mit dem unbekannten Herrn gemiethet hatte. Der Abend kam heran, — es war am Ende des Sommers; — die achte Stunde erſchien; unſre Heldin ſetzte ſich an einen Tiſch, worauf zwey brennende Lichter ſtanden, nahm ein Reißzeug vor ſich, und, da ſie im Zeichnen nicht ungeſchickt war, ſo fieng ſie an, einen Abriß von dem Kopfe einer Lukretie, die ihr Mann gemahlt hatte, zu machen. Je näher aber die Zeit kam, wo ſie ihr Abentheuer beſtehen wollte, deſto ängſtlicher wurde ſie, und deſto mehr Bangigkeit bemächtigte ſich ihres Herzens. Sie ſollte ſich ſo weit erniedrigen, die Rolle einer Buhlerin zu ſpielen, und empfand doch den größten Abſcheu vor einer ſolchen Lebensart. Wo ſollte ſie die Sprache des Laſters herbekommen, die ſie nie gelernt hatte? — wie ſollte ſie ſich ausdrücken — und ſich betragen, um die hohe Ehrfurcht, die ſie für die Tugend hegte, nicht zu verrathen? — ſie fürchtete ſich vor dem herannahenden Augenblicke ihres Abentheuers, wie vor der Begehung einer Mordthat, und zitterte vor dem geringſten Geräuſch, das ſich hören ließ.

Als der beſtellte Herr ſie endlich mitten in ihren ängſtlichen Empfindungen durch ſeine Ankunft überraſchte, fuhr ſie erſchrocken von ihrem Stuhl auf, und hatte kaum ſo viel Kraft, ihm entgegen zu gehen. Aber wie ſehr erkannte ſie auch, als ſie an dieſem Herrn nicht mehr die kalte, mürriſche Miene fand, die er bey der Kolbin angenommen hatte. Mit ungemeiner Freundlichkeit kam er auf ſie los, ſchloß ſie in ſeine Arme, und drückte ihr einige feurige Küße auf ihren Mund. Joſepha mußte ſich das gefallen laſſen, und ſie gewann dabey doch ſo viel Zeit, ſich von ihrer Verwirrung ein wenig wieder zu erholen, und eine heiterere Miene anzunehmen.

Der Unbekannte — ſo müßen wir ihn itzt noch nennen — bat ſie, ein Paar Flaſchen ſüßen Wein, und etwas Gebackenes holen zu laſſen, und drückte ihr dazu einen Dukaten in die Hand. Madam Felsheim gieng hinaus, um bey dem Wirth des Hauſes, der ein Traiteur war, dieſe Erfriſchungen zu beſtellen.

Der Unbekannte beſah indeß ihre Arbeit, und erſtaunte nicht wenig darüber, das Bild der Lukretie unter den Händen einer Buhlerin zu finden. Wie Madam Felsheim wieder hinein kam, ſagte er:

„Sie machen ſich ja einen recht artigen Zeitvertreib hier!

J. Ich ſtümpere nur ſo manchmal ein wenig in die Mahlerey.

F. — Wenn die Kopie ſo ſchön wird, wie das Original, ſo dürfen Sie ſich nicht unter die Stümper rechnen. Aber wie kommen Sie gerade zu einer Lukretie?

J. Sie gefiel mir.

F. Das wundert mich — ich ſetze heimlich zum voraus, daß Sie wiſſen, wer dieſe Lukretie war. —

J. Eben darum gefiel ſie mir, weil ich ihre traurige Geſchichte weiß. Und warum wundert Sie das? — ſehen Sie doch einmal dieſe ſanfte unſchuldsvolle Miene — dieſes ſüße bezaubernde Auge — dieſe Züge, die das höchſte Ideal der Tugend ausdrücken! — und daran ſollte ich kein Vergnügen finden? — ſehen Sie mich für ſo geſchmacklos an? —

H. O, ich bitte, liebes Mädchen! Sie verſtehen mich unrecht. Ich kann nur das nicht recht einſehen, wie Sie eben dieſes Ideal der Tugend hochſchätzen können, da Sie doch ſelbſt — —

J. O, ſagen Sie es immer heraus! — da ich ſelbſt von der Tugend gewichen bin? —

H. Verzeihen Sie! ich habe itzt am wenigſten [illegible] zu erinnern.

J. O, bey einem Manne iſt das in den Augen der Welt kein Fehler. Aber ein Mädchen iſt auf immer verloren, wenn ſie nur einen falſchen Schritt thut. Nur iſt es traurig, daß wir oft in dem Falle ſind, wo wir uns nicht anders helfen können, und wo die Unbarmherzigkeit der Menſchen uns dazu zwingt.

H. Das wäre allerdings ein trauriger Fall. Sollte der bey Ihnen eintreten? — Sie ſind ſo außerordentlich reizend, daß ich mir nicht vorſtellen kann, wie Sie mit dieſen herrlichen Naturgaben nicht ein anderes Mittel, Ihr Unterkommen in der Welt zu finden, ſollten ergreifen können, wenn Ihre itzige Lebensart nicht [illegible] Reſultat einer freyen Wahl wäre. Und wenn ich wüßte, daß irgend ein unverſchuldetes Unglück Sie dazu nöthigte, ſo ſollte mich Gott davor bewahren, mich auf dieſe Weiſe an Ihrem Schickſale mit zu verſündigen. Ich bin jung — bin nicht verheurathet — ich habe menſchliche Empfindungen, und ich glaube ſie befriedigen zu dürfen, in ſo fern nicht andre Pflichten der Menſchheit dadurch übertreten werden.

J. Machen Sie ſich keine Sorge! Ich habe noch immer die Wahl zwiſchen Tugend und Laſter.

F. Darf man denn aber gar keine nähern Umſtände von Ihrer Perſon und von Ihren Verhältnißen mit der Welt wißen?

J. Wozu das? — ich denke, wenn ich Ihnen gefalle, ſo können Sie mehr nicht von mir fordern. Weiß ich doch auch nicht, wer Sie eigentlich ſind! —

Hier hinderte der Aufwärter des Wirths, der die beſtellten Erfriſchungen herein brachte, den Fremden, Joſephen zu antworten. Sie ſelbſt war froh darüber, daß ſie Gelegenheit fand, dieſes Geſpräch abzubrechen. Sie ſchenkte Wein ein, trank ihrem Gaſte eine Geſundheit zu, ſetzte ſich neben ihm auf den Sopha, und gab ſich alle mögliche Mühe, den leichtfarbigen faſelnden Ton derjenigen Geſchöpfe, deren Rolle ſie ſpielte, in der Unterhaltung mit ihm zu treffen. Nach gerade fieng nun unſer Herr an, das wärmſte Behagen an ihr zu finden. Ihr lebhafter aber dabey doch immer in den Schranken der Beſcheidenheit bleibender Ton [illegible], und der Anblick ihrer Reitze bezauberte ihn. Der Wein erhitzte ſein Blut; er fieng an ſeinen Empfindungen durch eine Fluth von Küßen, die er auf ihre Wangen und auf ihren Mund drückte, zu huldigen und brachte ihr endlich die völlige Befriedigung ſeiner Wünſche in Vorſchlag. Joſepha fragte ihn, ob es ihm gefällig ſey, dieſe ganze Nacht bey ihr zu bleiben? und, da er das bejahte, fuhr ſie fort:

„mir wird es unendliches Vergnügen machen, mein Herr, wenn Sie ſich's bey mir gefallen laſſen wollen; aber Sie werden mir auch gütigſt verzeihen, wenn ich Ihnen zum voraus ſage, daß es viel koſtet, eine Nacht in meinem Bette zuzubringen.

Der Unbekannte ſah ſie lächelnd an, und antwortete:

„Sie ſpaſen, liebes Mädchen! das Vergnügen, das ich mir von Ihrer Umarmung verſpreche, kann man nie zu theuer erkaufen. Ein Nachtquartier aber wird doch wohl noch zu bezahlen ſeyn?" —

J. Deſto beßer! ſo ſind Sie mein Mann! Aber — was es Ihnen auch nur koſten mag — das geb' ich ihnen mit Wucher zurück. Dafür ſtehe ich.

H. Sie machen viel Umſtände, meine Vortrefliche! bey Ihren Reizen dürfen Sie ja nur fordern. Selbſt der Geiz wird Ihre Forderung nicht zu hoch finden. —

J. Sie ſind überaus gütig, mein Herr! aber Sie machen mich dadurch auch deſto kühner in meinen Forderungen. —

H. Ich finde das nicht: denn Ihr Auge drückt mehr Zurückhaltung, als Kühnheit aus.

J. Wenn ich nun aber würklich ſo dreiſt wäre, ſo gar Vorausbezahlung von Ihnen zu verlangen? —

H. Etwas mißtrauiſch! das iſt nicht zu leugnen. Doch, auch das kann man Ihnen verzeihen. Sie kennen mich nicht, und man hat Beyſpiele, daß es Undankbare giebt, die nach dem Genuß des Vergnügens ihre Verbindlichkeiten gegen die, ſo es ihnen machten, zu vergeßen pflegen. Ich bin zu allem bereit. Wie hoch beſtimmen Sie den Preis?

J. Ich brauche zweyhundert Gulden.

H. Zweyhundert Gulden? —

Er erſtaunte in der That über dieſe Forderung. Als er Joſephen zugleich ſcharf ins Auge ſah, ſo glaubte er zu bemerken, daß etwas in ihrem Herzen vorgieng, was auf die Größe ihrer Forderung mehr Bezug hätte, als bloße Liebe zum Gewinſt.

Sie brauchen zweyhundert Gulden? ſetzte er hinzu. —

Gut, Sie ſollen ſie haben.

Der Gedanke, daß ſie vielleicht aus Noth zur öffentlichen Buhlerin herabgeſunken ſey, — der ihm hierbey nothwendig von neuem einfallen mußte, machte ihn zwar etwas beſtürzt: denn er dachte wirklich zu edel dazu, um ſeinen Lüſten auf Koſten der Rechtſchaffenheit und Tugend zu huldigen. Aber ein Blick auf ſie mit allen Gaben der Schönheit und Jugend-Blüthe geſchmücktes Antlitz, auf die Fülle ihres weiſen, obgleich nur halb in ſeiner Pracht geöfneten Buſens, und auf den wolluſtreichen Bau ihrer ganzen Geſtalt — ließ ihm auch die Erſtickung ſeiner Begierden, die einmal in Wallung gebracht waren, nicht völlig zu. Er zog ſeine Schreibtafel hervor, nahm zwey Banknoten, jede zu hundert Gulden, heraus, drückte ſie Joſephen in die Hand, und ſagte:

„Nehmen Sie dieſe Kleinigkeit als ein Geſchenk, und nicht als Vergeltung Ihrer Gunſtbezeugungen von mir an. Ich ſehe, daß ganz beſondere Umſtände Sie dazu genöthigt haben, ſo ſehr Sie mir es auch läugnen wollen. Aber ich fühle auch, daß mein Herz in Ihren Feſſeln liegt. Können Sie mich mit Ihrer Liebe beglücken, ſo werden ſie mit unausſprechlicher Seligkeit mich überſtrömen; als Pflicht fordere ich das nicht von Ihnen — was ich nur Ihrer Gefälligkeit und der Vorſprache Ihres Herzens zu danken haben will. —

Madam Felsheim konnte dieſe Aeuſſerung ohne die innigſte Rührung nicht anhören; das

Herz pochte ihr, und Thränen ſtalen ihr in die Augen. — Sie faßte die Hand des edelmüthigen Freundes, führte ſie an ihren Mund, und ſagte:

„Ich danke Ihnen aus voller Seele für Ihre Güte, liebenswürdiger Mann! Sie ſind mein Engel! — aber eben, weil Sie ſo großmüthig denken, ſo zweifle ich faſt nicht daran, daß Sie dieſe anſehnliche Summe, die Sie ſo willig Ihrem Vergnügen widmen wollten, auch eben ſo gern zu einer weit höhern Beſtimmung — zu einem weit reinern, geiſtigen Vergnügen, — kurz zur Rettung eines Unglücklichen anwenden laſſen werden, [illegible] daß ſie von mir verlangten, in Ihrer Umarmung eine der heiligſten Pflichten der Menſchheit zu übertreten. Ich ſagte Ihnen gleich, daß ich Ihnen reichliche Vergeltung dafür verſpräche. Dieſe Vergeltung iſt das Bewußtſeyn, eine unglückliche Familie gerettet zu haben, und die Wiederbezahlung dieſer Summe, die ich von Ihnen nur entlehnt haben will. —

Es iſt unmöglich, das Erſtaunen unſers Unbekannten zu beſchreiben, wie er dieſe Worte von Joſephen vernahm. Er ließ ihre Hand fahren, ſtand von ſeinem Sitz auf, und ſagte mit großer heftiger Bewegung:

„Um Gotteswillen! entdecken Sie mir, wer Sie ſind! damit ich umkehre von dem Wege einer Schandthat, die ich mit meinem Leben nicht verbüßen könnte!

„Ich bin verheurathet;

antwortete ſie,

„mein Mann ſitzt auf eine Wechſelſchuld [illegible] zweyhundert Gulden im Gefängniſſe; meine zwey Kinder ſchreyen um Brod, und meine armen Eltern, die wir zu ernähren haben, ſtehen auf dem Punkt den Hungertod zu ſterben.

„Allmächtiger Gott!

rief der Unbekannte aus,

„ich danke dir, daß du mich von dieſem Abgrunde zurückhielteſt! —

Dann ſank er vor Joſephen auf ein Knie nieder, und ſetzte hinzu:

„Großes, anbetungswürdiges Weib! — verzeihen Sie, daß ich Gedanken gewagt habe, die allein ſchon Ihre hohe Tugend nothwendig verletzen mußten! — Aber warum nahmen Sie auch dieſe Masque vor? — hielten Sie die Welt — hielten Sie mich für ſo unbarmherzig, um nicht zweyhundert Gulden von uns, zur Rettung eines Unglücklichen zu bekommen? —

J. Glauben Sie denn, daß ich nicht alles verſucht habe, ehe ich mich zu dieſem erniedrigenden Schritte entſchloß? — War denn nicht alles Bitten bey unſerm Gläubiger vergebens? — wollte mir denn jemand dieſe Summe borgen? — und wo hätte ich Sie denn auf dieſer Seite kennen lernen, wo ich Sie nun gefunden habe? — für mich war alles Mitleid in der Welt ausgeſtorben.

H. Grauſame Menſchheit! — wie entehrend ſind ſolche Auftritte für dich! — Aber ſagen Sie mir: wer iſt ihr Mann? und wer iſt der Unmenſch vom Gläubiger, der um eine Kleinigkeit von zweyhundert Gulden eine ganze Familie ruiniren konnte? —

J. Mein Mann iſt der Mahler Felsheim, und ſein Gläubiger iſt der Neffe und Erbe des verſtorbenen Banquier Manners.

F. Wer? — ich? — ich? —

J. Sie? — — —

F. Ich bin ſelbſt der junge Manner. —

J. Sie? — der junge Manner? — o Gott! wie wunderbar ſind doch deine Schickungen!

F. Ja! wohl wunderbar! ich bin eben dieſer Gläubiger, welchem ich izt ſelbſt den Namen eines Unmenſchen gab. Aber — verdient hab ich ihn nicht. Ich bin unſchuldig an dieſer Schandthat.

J. Auch haben wir es Ihnen nie zugerechnet; Sie wußten vermuthlich nicht —

F. Nur erſt ſeit acht Tagen bin ich von meinen Reiſen zurückgekommen, und ich weiß kein Wort davon, daß jemand meinetwegen im Gefängniſſe ſchmachtet. Mein Sachwalter hat das ganz wider mein Wiſſen und Willen gethan. Aber warum kamen Sie nicht gleich zu mir? haben Sie denn gar nichts davon gewußt, daß ich hier angekommen bin?

J. Nichts! gar nichts! Sonſt wäre ich allerdings zu Ihnen gekommen, und hätte Sie auf meinen Knien um die Loslaſſung meines Mannes gebeten, die ich von Ihrem Sachwalter vergebens zu erflehen ſuchte.

F. Der Schurke! dadurch hat er ſich ſchlecht bey mir empfohlen.

J. Sie können leicht denken, wie groß unſre Noth war, und wie wenig ich noch ein andres Mittel, ihr abzuhelfen, auffinden konnte; da ich mich zu der Rolle herabwürdigen mußte, die ich heute bey Ihnen geſpielt habe.

F. Und doch macht dieſer Schritt Ihrem Herzen eben ſo viel Ehre, als Ihrem Verſtande. Sie kennen die Menſchen von der rechten Seite! Allerdings konnten Sie erwarten, daß der Sklave ſeiner Begierden Alles an die Befriedigung ſeiner Wünſche wenden würde. Aber erlauben ſie mir nun auch, Ihnen zu zeigen, daß ich fähig bin, noch mehr an das edlere und beſſere Vergnügen — die Verminderung menſchlichen Elends — zu wenden, als an die ſinnliche Wolluſt! — ich verlaſſe Sie izt, damit Sie ſich zu Ihrer Familie begeben, und ihr ſagen können, daß es noch mitleidige Menſchen in der Welt giebt.

Morgen mit dem früheſten befreye ich Ihren Mann aus dem Arreſte, erlaſſe ihm ſeine Schuld, und ſchicke Ihnen noch eine anſehnliche Summe, um Ihr zerrüttetes Haußweſen völlig wieder in Ordnung zu bringen.

J. Großmüthiger Mann! — ich danke Ihnen aus voller Seele für ihre Güte. Sie thun mehr an uns, als ich jemals nur von fern zu wünſchen habe wagen können. Aber nehmen Sie nun auch dieſe Banknoten zurück, die ich izt nicht weiter brauche. Wenn mein Mann wieder auf freyen Fuß kommt, ſo wird ihm ſeine Kunſt leicht ſo viel erwerben laſſen, den Bedürfniſſen unſers Haußweſens wieder abzuhelfen.

F. Nein! davor ſoll mich Gott bewahren, daß ich das wieder annähme, was nur eine Kleinigkeit gegen die Schuld iſt, die mir dieſer Vorfall gegen Sie und die Menſchheit auferleget hat.

J. Ich kann es Ihnen aber niemals vergelten. — Und eine ſolche Verbindlichkeit. —

F. Was denken Sie wohl von mir, Madam? können Sie glauben, daß ich jemals den niederträchtigen Gedanken faſſen werde, Ihnen Verbindlichkeiten aufzulegen, die gegen Ihre Tugend ſtreiten? — Nein! die Tugend eines rechtſchaffenen Frauenzimmers war mir von jeher heilig; auf Ihrem Fall werde ich nie mit Vorſatz mein Vergnügen bauen. Behalten Sie dieſe Kleinigkeit! ich verlaſſe Sie izt, und — wenn Sie nicht wollen, ſo ſollen Sie mich nie in Ihrem Hauſe ſehen. —

Hier nahm er ſeinen Huth und Stock, und machte Miene zu gehen. Madam Felsheim aber — voll Erſtaunen und Verwirrung, über dieſe ſo unerwartete Großmuth, fühlte ihr Herz ſo bewegt davon, daß ſie ihre Thränen nicht zurückhalten konnte; ſie faßte die Hand ihres Retters, und ſagte:

„ich beklage es, daß es izt nicht in meinen Kräften ſteht, mich für Ihre Großmuth ſo erkenntlich zu erweiſen, als mein Herz es wünſcht. Die Umſtände, unter welchen ich Sie kennen zu lernen, die Ehre gehabt habe, ſind freylich ſo beſchaffen, daß ich künftig nicht ganz ohne Erröthen daran werde denken können. Sollte es bekannt werden, wie ich zum Genuß Ihrer Wohlthaten gekommen bin, ſo würde die Welt vielleicht doch meine Unſchuld bezweifeln, und ſie würde Recht dazu haben: denn es würde mir an Beweiſen mangeln, mich gegen ihre Muthmaaßungen zu rechtfertigen. Darf ich alſo nur noch darum bitten, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihre Wohlthat, ohne Befürchtung jener Vorwürfe, anzunehmen, die mich nur aus einem Abgrunde des Elends in einen andern ſchleudern würde? — —

Herr Mahner merkte wohl, was ſie auf dem Herzen hatte. Im Taumel der Empfindungen ſeiner Großmuth hatt' er ſich nicht ſogleich darauf beſonnen, indem er ſeiner Wohlthätigkeit gegen Felsheims unglückliche Familie freyen Lauf laſſen wollte. Er antwortete alſo der guten Joſepha:

„Sie haben Recht, braves Weib! die Welt darf die Veranlaſſung zu Ihrer Rettung nie erfahren, ſonſt iſt, bey all' Ihrer Unſchuld, Ihr guter Ruf doch verloren. Selbſt Ihr Mann muß es nicht ganz wißen, wie viel er ſeiner edeldenkenden Frau zu danken hat: denn nie iſt das menſchliche Herz völlig gegen die gefährlichen Eingebungen des Argwohns geſichert. — Hier haben Sie alſo mein Ehrenwort! ich werde Sie auch darüber beruhigen. Schicken Sie morgen früh um 8 Uhr dieſe Banknoten Ihrem Manne, verſiegelt, mit einer unbekannten Perſon ins Gefängniß, und überlaſſen Sie mir das übrige! —

Madam Felsheim war zu ſehr bewegt, als daß ſie die Ausdrücke hätte finden können, welche die Geſchichte ihrer Dankbarkeit bezeichneten. Sie führte die Hand des edlen Mannes an ihren Mund, und ſagte nur die wenigen Worte:

„Gott ſey Ihr Vergelter! — ich thue, was Sie mir auftragen. Dieſe Thränen mögen für mich reden, und Ihnen die Empfindungen meines dankvollen Herzens ſchildern. —

Wer kann ohne die innigſte Rührung ein ſchönes Auge in Thränen ſehen? — es gieng über die Kräfte des guten Manners, es länger bey Joſephen auszuhalten, ſo ſehr er auch in dieſer Minute wünſchte, ſein ganzes Leben hindurch an der Seite eines ſo vortreflichen Weibes zuzubringen. Er unterdrückte ſeine Bewegungen, und verließ ſie endlich, unter der nochmaligen Verſicherung, bey der Befreyung ihres Mannes, ihre Ehre, und ihre Ruhe völlig in Schutz zu nehmen.

Madam Felsheim gieng nach Hauſe, und fand ihre Familie mit der Verzweiflung ringend. Sie ſagte zwar ihren Eltern nichts von dem, was ſie gethan hatte, meldete ihnen aber doch ſo viel, daß der junge Manner in Wien angekommen ſey, und daß ſie ihn, als einen ſehr edeldenkenden Mann, habe rühmen hören.

„Vielleicht hat er mehr Barmherzigkeit mit uns, als der hartherzige Sachwalter —

ſetzte ſie hinzu —

„vielleicht glückt es mir, ſein Herz zu rühren; morgen will ich zu ihm, und — kann ich meinen Mann, wie ich gewiß hoffe, von ihm loß bitten, ſo iſt uns allen geholfen.

Es gelang ihr, ihre Eltern zu beruhigen. Ruhig und vergnügt legte ſie ſelbſt ſich ſchlafen, und den Morgen darauf erwachte ſie mit dem entzückenden Gedanken, ihren Mann bald wieder in ihren Armen zu halten.

Um acht Uhr ſchickte ſie ihm, durch einen ihm unbekannten Menſchen, die beyden Banknoten, verſiegelt ins Gefängniß zu. Er erſtaunte zwar nicht wenig darüber, glaubte aber doch, daß ſich noch ein Freund von ihm gefunden habe, der ihn auf dieſe Weiſe ſeiner Leiden entledigen wolle. Eben gieng er damit um, den Gerichtsdiener an den Sachwalter ſeines Gläubigers zu ſenden, und ihm die Bezahlung der Schuld anbieten zu laſſen, als der junge Manner ſelbſt zu ihm ins Gefängniß trat.

„Ich bin der Erbe Ihres Gläubigers; redete er Felsheim an,

„mit vielem Mißvergnügen habe ich, bey meiner Ankunft in Wien, vernommen, daß mein Sachwalter Sie um einer ſo kleinen Schuld willen hat gefangen ſetzen laſſen. Es iſt ganz ohne meinen Willen geſchehen. Ich höre überdieß, Sie ſind arm, und haben eine große Familie zu unterhalten; ich eile alſo, Ihnen die Freyheit zu geben. Ihre Schuld iſt bezahlt. Hier! dieſe Verordnung an den Gerichtsdiener befiehlt ihm, Sie des Arreſts zu entledigen. Was Sie dieſem Manne etwa noch ſchuldig ſind, das nehme ich über mich. Damit Sie aber auch künftig Ihr Hausweſen wieder in Ordnung bringen, und Ihre Familie deſto bequemer unterhalten können, ſo bitte ich Sie, mir eine Gallerie von Gemälden merkwürdiger Perſonen aus jedem Zeitalter zu fertigen, die ich Ihnen honett bezahlen will.“ Sie werden damit einige Jahre zu thun haben, und Sie werden mich verbinden, wenn Sie auf Abſchlag deßen, was ich Ihnen dafür ſchuldig werde, hier eine Banknote von hundert Gulden von mir annehmen.

Damit händigte er dem Gerichtsdiener die Verordnung ein, bat ihn, Felsheims Rechnung auszuſetzen, und legte dieſem die Banknote von hundert Gulden auf den Tiſch. Felsheim glaubte, aus den Wolken zu fallen. Ganz betäubt von ſeinem Glück, und voller unnennbarer Empfindungen, die ſeine Seele durchkreuzten, ſtand er da, und konnte keine Worte finden, dem großmüthigen Manner ſein Erſtaunen und ſeine Dankbarkeit zu bezeugen. Endlich fiel er ihm um den Hals, und überſchwemmte ſein Geſicht mit einem Strohm von Thränen, der endlich ſeinem gepreßten Herzen Luft machte. Izt fühlt' er ſeine Sprache wiederkommen; eben wollt' er ſich ihrer bedienen, um Herrn Manner das Gemälde ſeiner Rührung, ſeiner Dankbarkeit, und ſeiner Freude zu entwerfen. Aber dieſer ſagte:

„Kein Wort davon, lieber Felsheim! ich habe nichts, als eine Pflicht der Menſchheit erfüllet. Gehen Sie nach Hauße zu Ihrer Familie, und kommen Sie in etlichen Tagen zu mir, um weitere Abrede mit Ihnen zu nehmen, was Sie mir für Gemälde fertigen ſollen!

Felsheim wollte ihm noch ſagen, daß er eben ſchon zweyhundert Gulden von unbekannter Hand erhalten habe, und daß er nun niemanden anders, als ihm ſelbſt, dieß Geſchenk ſchuldig zu ſeyn, glaube; er wollt' ihm ſein Erſtaunen über dieſe unbegreifliche Großmuth zu erkennen geben. Aber Manner hörte weiter nicht auf ihn, ſondern bezahlte dem Gerichtsdiener die Rechnung, und entfernte ſich mit den Worten:

„leben Sie wohl, lieber Felsheim,
Bald ſehen wir uns wieder.

Groß war die Freude der ganzen Familie, da Felsheim nach Hauße kam; unermeßlich das Entzücken, womit beyde Gatten einander um Buſen ſanken, und tief aus der Seele hervorquellend die Empfindungen der Dankbarkeit, womit ſie ihre Gebete zu Gott und ihrem Wohlthäter abſandten. —

Felsheim bekam bald darauf die ihm verheiſſene Arbeit bey Herrn Manner, und legte dadurch den Grund zum Wohlſtande ſeines Hauſes, womit ihn in der Folge der Segen der Vorſehung beglückte. Nie aber erfuhr er, wieviel Antheil ſeine rechtſchaffene Frau an ſeiner Glückſeligkeit hatte, und Herr Mähnner heurathete bald nach dieſem Vorfall ein ſehr reizendes Frauenzimmer, welches ihm die Befriedigung ſeines Vergnügens auf unedlen Wegen zu ſuchen, ganz unnöthig machte.